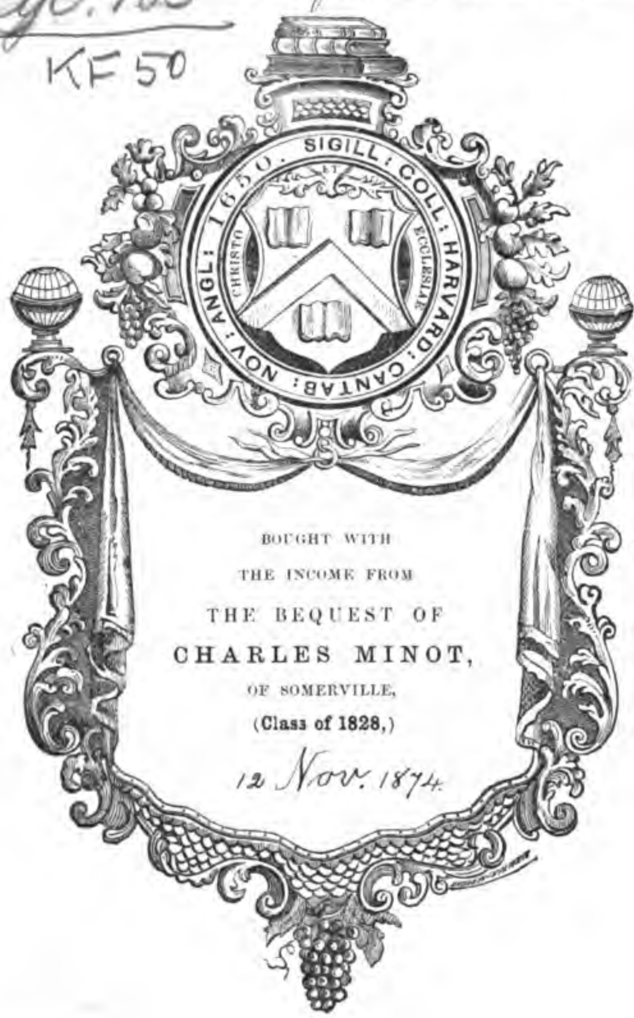

NEDL TRANSFER
HN 5MXP $


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Funfzehnter Band.

Venen bis Zwolle.
Nachtrag und Universalregister.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Funfzehnter Band.

Venen bis Zwolle.

Nachtrag und Universalregister.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Zur Charakteristik und Geschichte

des

Conversations-Lexikon.

Aufgabe, Inhalt und Form des Werks.

Das «Conversations-Lexikon» unterscheidet sich nach Zweck und Gehalt wesentlich von den Werken, mit welchen es häufig zusammengestellt wird: von den Real-Wörterbüchern großer und kleiner Gattung wie von den Encyklopädien, die ausschließlich der Wissenschaft, Kunst oder Technik gewidmet sind. Während die Real-Wörterbücher als Materialienspeicher hauptsächlich nur zur Befriedigung des gelegentlichen Notizbedürfnisses dienen, jene Encyklopädien aber entweder das Gesammtgebiet wissenschaftlicher Thätigkeit und Erkenntniß für rein wissenschaftliche Zwecke zur Anschauung bringen, oder den Inhalt gewisser Zweige der Wissenschaft und Kunst zur praktischen Belehrung für Fachgenossen auseinanderlegen, hat dagegen das «Conversations-Lexikon» die Flüssigmachung und Popularisirung der wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Ergebnisse, nicht für die geschäftliche Praxis, sondern für die Befriedigung und Förderung der allgemeinen Bildung zur Aufgabe.

Unter diesen Gesichtspunkt gestellt, ist es ein die edelsten Culturinteressen berührendes Ziel, welches das «Conversations-Lexikon» in seiner populären Tendenz verfolgt, und sein bescheidener Name, der nur den einen seiner Wirkungskreise bezeichnet, aber freilich schon typisch geworden ist, entspricht der Sache wenig mehr, will man nicht den Begriff «Conversation» als die Form des populären Denkens im Gegensatz zur systematisch-wissenschaftlichen Geistesthätigkeit verstehen. Denn jene allgemeine Bildung ist nichts Geringeres als die humane Bildung, welche das Individuum innerhalb des Culturlebens seiner Zeit erlangt, die für ihren Ausgangspunkt die Berufsbildung voraussetzt und, wie den intellectuellen so den moralischen Menschen umfassend, als der Quellpunkt socialer und nationaler Kraft und Entwickelung betrachtet werden muß. Man würde das Wesen unserer Civilisation miskennen, wollte man unter dieser Bildung etwa jene Scheincultur begreifen, die sich oft in geselligen Kreisen

als Bildung geltend zu machen sucht, aber in der That nur innere Uncultur mit mehr oder weniger Geschick durch erborgtes Urtheil und unbegriffene Notizen zu verhüllen weiß. Ebenso würde man irren, wollte man, vielleicht durch den Namen verleitet, die Meinung hegen, das «Conversations-Lexikon» sei etwa nur das Mittel, um sich jenen flachen Culturanstrich aneignen zu können. Das «Conversations-Lexikon» hat allerdings dem geselligen Verkehr, als einer Frucht und einem Hebel humaner Bildung und Sitte, volle Beachtung gewidmet und zur Ausbildung der geselligen Conversation in Deutschland ohne Zweifel beigetragen; aber jener Frivolität und Trivialität, von der es vielleicht hier und da gemisbraucht worden ist, wollte es doch darum niemals mit Absicht Vorschub leisten.

Die sittliche Berechtigung des Werks, die hiermit schon ausgesprochen, erhellt noch mehr, wenn man den Boden seines Ursprungs und seiner Wirksamkeit näher ins Auge faßt.

Das Herausarbeiten aus der engern Berufs- und Standessphäre zu einer freiern und reichern Weltanschauung und Lebenspraxis wird überall nur damit beginnen, daß man an die Dinge dieser Welt herantritt und sich von ihrem Vorhandensein und ihrer Beschaffenheit in Kenntniß setzt. Man muß Begriffe erwerben, Unterschied, Zusammenhang und Wechselwirkung der Dinge kennen lernen, ehe man die Welt einer höhern Betrachtung und vernünftig-sittlichen Würdigung unterwerfen kann und die Uebung erlangt, nach allgemeinen Principien, als gebildeter Mensch, zu denken und zu handeln. Allein die Aneignung solcher Bildungselemente vermag der durch Raum und Zeit beschränkte Mensch nur in geringerm Maße durch unmittelbare Anschauung und Beobachtung im wirklichen Leben zu gewinnen: er muß auch hier, wie in den Wissenschaften, zu den Büchern greifen, theils um eigene Erfahrung an der Erfahrung und dem Wissen anderer zu ergänzen, theils um sich geradezu das sonst Unerreichbare in mittelbarer Weise zu erobern. Dieser Weg zur Erkenntniß durch die Bücher, dem wir hauptsächlich die Ausbreitung der Intelligenz und Gesittung unserer Zeit verdanken, führt aber nicht minder in ein weites, dem einzelnen unermeßliches Feld; und je weiter man vordringt, je mehr der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Stoffs den Wissensdrang weckt, desto mehr tritt gerade hier das Bedürfniß nach solchen literarischen Hülfsmitteln hervor, welche die überwältigende Fülle der einzelnen Dinge für den allgemeinen Bildungszweck encyklopädisch, das heißt in planmäßiger Verkürzung, nach bestimmten Gesichtspunkten und in fester Ordnung zusammenfassen. So entsteht denn die populäre Encyklopädie, die das «Conversations-Lexikon» repräsentirt, mit der bestimmten Aufgabe: den Kreis der Ideen und Thatsachen, wie er sich für den einzelnen unabsehbar in Geist, Geschichte und Natur auseinanderlegt, in begrenztem Rahmen, gleichsam als Mikrokosmos, zur Anschauung zu bringen, nicht zur Lösung eines wissenschaftlichen Problems oder zur Uebung einer Kunstfertigkeit, sondern um den Menschen als solchen mit der Welt, die über seinen alltäglichen Horizont hinausliegt, bekannt zu machen, indem ihm die Einsicht in den Begriff und den organischen Zusammenhang der Dinge sowie die Uebersicht über das Ganze, wenn nicht erschlossen, so doch erleichtert wird.

Aus diesen Andeutungen über Zweck und Berechtigung des «Conversations-Lexikon» ergeben sich nun die Grundsätze, welche bei seiner Ausführung nach der äußern und innern Seite hin maßgebend sein mußten. Als ein Buch, welches das menschliche Wissen und Können in der Zeit zusammenfassen soll, durfte in ihm kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, keine wirksame Erscheinung in Natur und Geschichte übergangen

werden. Das Werk umfaßt demnach zuvörderst den ganzen großen Körper der historischen Wissenschaften: die Geschichte der Völker aller Zeiten in politischer wie culturhistorischer Richtung, die Statistik, die Geographie, die Nationalliteraturen und die Sprachen, die Literaturen der einzelnen Wissenschaften und Künste, sowie den Complex der politischen Wissenschaften: Recht, Politik, politische Oekonomie. Es umfaßt ferner das Gebiet der Naturwissenschaften: Mathematik und Astronomie, Physik und Chemie, Naturgeschichte in allen ihren Zweigen, Anatomie, Physiologie, Heilkunde. Es verbreitet sich über die technischen Künste, dieses Wort in weitester Bedeutung genommen, über Landwirthschaft, Handel und Industrie, und berücksichtigt jede Kunstfertigkeit, insofern diese ein culturhistorisches Interesse darbietet. Es behandelt nicht minder die idealen Lebensgebiete, die philosophischen Wissenschaften, Religion und Theologie, die schönen Künste: Poesie, Musik, Malerei, Plastik, Architektur. Ein besonders wichtiger Gegenstand in allen Gebieten des Wissens und Lebens ist aber für dieses auf allgemeine Bildung gerichtete Werk die Darstellung des individuellen Lebens, die Biographie. Denn bei jeder bedeutenden That erhebt sich uns die Frage, in welchem Zusammenhange diese mit ihrem Vollbringer stehe, und uns allen ist der Lebensgang hervorragender Menschen ein Spiegel, der das allgemeine Menschenschicksal reflectirt, und aus dessen Bilde wir den Antrieb für das eigene Streben nach dem Großen und Guten schöpfen.

Während so das Werk den Anspruch auf Universalität erhebt, sind ihm jedoch rücksichtlich der Entfaltung des Stoffs gewisse Normen und Grenzen gezogen, die es nicht überschreiten darf, will es seinen Charakter als Encyklopädie wie als «Conversations-Lexikon» im besondern bewahren. Der Charakter der Encyklopädie beruht, wie schon angedeutet, nicht auf dem Aufspeichern der concreten Fülle des Stoffs nach gewisser Ordnung, sondern vielmehr darauf, daß der vorhandene Stoff durch den Proceß des Begriffs eine Concentration erleidet: nicht die Sache selbst in ihrer reichen Ausführung, sondern das Gedankenbild, der Auszug derselben, soll gegeben werden, wobei rücksichtlich der Ausdehnung allerdings immer noch ein sehr verschiedener Maßstab obwalten kann. Das reiche Material des Forschers, die veranschaulichenden Details der Monographie, die Reflexionen des Darstellers, dies und anderes muß in der Encyklopädie, soll sie ihren Namen mit Grund führen, ausgeschlossen bleiben, und encyklopädische Werke, die diese Enthaltsamkeit nicht bewahren und jenen Umschmelzungsproceß der Sache nicht üben, werden in Bibliotheken auslaufen und eben dahin gerathen, wogegen sie anstreben: in das Chaos der Dinge. Aber nicht nur den encyklopädischen Charakter überhaupt wird das «Conversations-Lexikon» bei der Entfaltung des Stoffs im Auge behalten müssen, sondern dasselbe wird auch als eine Encyklopädie, die ausschließlich der allgemeinen Bildung dienen will, hierbei zu erwägen haben, welche größere oder geringere Bedeutung ein Gegenstand für jenen besondern Bildungszweck besitze. Es wird hiernach eine freiere Behandlung und umfassendere Stoffentwickelung, unbeschadet der encyklopädischen Form und Grenze, überall da eintreten lassen, wo unsere allgemeine Bildung wesentlich interessirt ist, dagegen die Darstellung summarischer gestalten, wo solch lebendiger Werth der Sache nicht vorhanden, wo nur der Fachmann oder der Forscher Interesse findet. So wird z. B. das Werk die ältere Geschichte im allgemeinen kürzer fassen als die neuere, in der unmittelbar unsere eigenen Geschicke wurzeln, doch aber auch dem Culturleben des antiken Rom und Hellas, die so mächtig auf unsere Entwickelung wirkten und noch wirken, in jeder Beziehung mehr Raum gewähren als den Zuständen des heutigen Rom und des heutigen

Griechenland. Ebenso wird es gerechtfertigt sein, daß Physik, Chemie, Physiologie — Wissenschaften, die gegenwärtig so tief in unser Leben eingreifen — unsere Aufmerksamkeit in dem Werke mehr in Anspruch nehmen als etwa die Heraldik oder die Numismatik in ihren Details; daß wir Werke der Nationalliteraturen vollständiger verzeichnen als in fremden Sprachen geschriebene Folianten der Fachgelehrsamkeit; daß wir die technischen Künste mehr hervorheben als das einfache Handwerk. Nach gleichem Maßstabe wird das Werk in der ältern und mittlern Zeit eine vollständigere biographische Behandlung mit wenigen Ausnahmen nur den Trägern und Spitzen ihrer Epoche, den Männern unvergänglicher Schöpfungen widmen, während sich der Kreis der Gestalten sofort erweitert, wo die Geschichte in die moderne Culturepoche eintritt, wo wir nicht nur die Genien ihrer Zeit, sondern alle die zahlreichen Vorgänger kennen lernen wollen, die mehr oder minder Einfluß auf die Gestaltung der Gegenwart übten, und deren Denkmale in der Literatur gewöhnlich noch einen Lichtschatten in unser Inneres werfen. Noch viel umfassender aber wird sich folgerecht die biographische Darstellung im Kreise der Zeitgenossen entwickeln. Hier sollen alle, die sich durch Stellung, Amt, Talent, Productivität, Charaktereigenschaften, ungewöhnliche Handlungen oder Schicksale irgendwie auszeichnen, ihren Platz erhalten, weil wir ein sehr mannichfaches Interesse haben, die Lebensumstände derer zu erfahren, welche uns so unmittelbar berühren und oft so entscheidend in unsere eigensten Verhältnisse eingreifen. Neben dieser relativen Oekonomie in der Entfaltung des Stoffs kommt aber für die räumliche Ausdehnung des einzelnen Gegenstandes noch ein gewissermaßen absoluter Maßstab in Betracht: das richtige Verhältniß des einzelnen zum bestimmten Umfange des ganzen Werks. Das Innehalten dieses Verhältnisses ist für das «Conversations-Lexikon» darum wesentlich und unabweisbar, weil das Werk, soll es seinen Zweck eines encyklopädischen Handbuchs für alle Stände und unter allen Umständen erfüllen, in seiner Ausdehnung eine gewisse mittlere Grenze nicht überschreiten darf. Ein massenhaftes Anschwellen des Buchs würde nicht nur seine Handlichkeit im Gebrauch hemmen, sondern auch nothwendig eine verhältnißmäßige Preissteigerung nach sich ziehen, die wiederum seine Verbreitung und Zugänglichkeit für alle Stände und Berufsklassen hindern, wo nicht unmöglich machen müßte.

Eine weitere Bedingung für die zweckmäßige Ausführung und Nutzbarkeit des «Conversations-Lexikon» ist seine lexikalische Form. Man hat diese Form wol als eine nur äußerlich ordnende, den Stoff zersplitternde, die Uebersicht hindernde bezeichnet und hiernach auch für die populäre Encyklopädie auf eine zusammenhängende, systematische Behandlung der einzelnen Wissenschaften und Künste hingedeutet, sodaß z. B. der eine Band die Geschichte, ein anderer die Geographie, ein dritter etwa die Kunst, und so fort, enthielte. Eine solche Fassung würde indessen ein Werk schaffen, dem gerade die Vortheile abgehen, welchen das «Conversations-Lexikon» seine Brauchbarkeit verdankt. Das Werk würde zunächst mit der lexikalischen Form die Möglichkeit aufgeben, daß jeder Gegenstand im Momente des Bedürfnisses aufgefunden und erfaßt werden kann; denn bei einer systematischen Darstellung ist schon eine gewisse Kenntniß der Sache, in manchen Fällen geradezu Gelehrsamkeit oder wol gar wieder ein besonderes Lexikon erforderlich, um nur die Stelle zu finden, in welche das Fragliche eingeordnet ist. Sodann ist nur bei der lexikalischen Form die Gelegenheit gegeben, den einzelnen Gegenstand aus seinem Complex herauszuheben und in dieser Isolirung einer selbständigen Behandlung in der Weise und Ausdehnung und in der Verbindung mit andern, oft sehr verschiedenen Wissensgebieten zu unterwerfen, wie es der besondere Zweck erfordert.

So wird es nur hierdurch möglich, z. B. die Geographie, namentlich die Ortsbeschreibung, mit der Geschichte, die Naturwissenschaft mit der Technologie, Nationalökonomie u. s. w. zu verknüpfen; so kann nur in dieser Weise die Biographie, ein so wesentlicher Bestandtheil des Buchs, seine Ausführung erhalten; so gewährt nur die isolirte Behandlung des Gegenstandes den Vortheil, ihn mit der Literatur in Verbindung zu setzen und die literarischen Hülfsmittel nachzuweisen, welche die weitere Einsicht und Belehrung gewähren.

Was die Weise der sachlichen Darstellung betrifft, so liegt es in dem bereits erörterten Charakter der Encyklopädie, daß diese Darstellung auf die Begriffsentwickelung des Gegenstandes gerichtet ist, welche nicht das ausgebreitete Detail, sondern vielmehr an dessen Stelle den resultirenden Gedanken und das zusammenfassende Urtheil, mit einem Worte den Auszug (die Epitome) gibt. Wer ein Anderes, etwa hier ein monographisches Gemälde, dort einen weiten historischen Pragmatismus verlangen möchte, würde Forderungen stellen, die im Grunde keine Encyklopädie, am wenigsten das «Conversations-Lexikon» erfüllen soll und kann. Wollte man aber eine solche Art der Belehrung an und für sich verwerfen und als oberflächlich bezeichnen, so würde man übersehen, daß gerade der allgemeine Begriff von der Sache der erste Schritt ist, den wir ernstlich in dieselbe hinein thun, und daß alle Bildung mit diesem Schritte anheben muß. In der That waren es bei näherer Erwägung gewöhnlich nur Ignoranten oder Leute von ganz einseitiger Bildung, die über Encyklopädien und encyklopädisches Wissen wegwerfend urtheilten, aus keinem andern Grunde, als weil sie diesen Büchern und diesem Wissen gegenüber ihre schwache und vernachlässigte Seite fühlten. Das Wissen, das eine Encyklopädie gewährt, ist allerdings nicht die volle, ausgebreitete Kenntniß der Sache, noch weniger die Wissenschaft derselben; aber der allgemeine Begriff, den dieses Wissen in sich schließt, läßt doch schon Urtheil und Bescheid, intellectuelle wie moralische Würdigung der Sache, also bestimmenden Einfluß auf das vernünftige Handeln des Menschen zu und bietet vor allem die Anregung und zugleich die Handhabe, sich der Sache nach Bedürfniß weiter zu bemächtigen, tiefer in sie einzudringen. Man greife irgendeinen gewichtigern Artikel aus dem «Conversations-Lexikon» heraus, z. B. einen, welcher ein Land, einen Staat oder ein Volk behandelt, und man wird nicht leugnen können, daß der, welcher sich mit dem Inhalt dieses Artikels bekannt gemacht, weit gegründetern Anspruch auf Kenntniß jenes Landes, Staats oder Volks, auf Urtheil und Würdigung seiner Verhältnisse besitzt, als derjenige, der nur die Notizen geltend machen kann, die ihm aus Erzählung, Tagespresse, oberflächlicher Lektüre u. s. w. angeflogen. Ebenso wird der, welcher sich den Inhalt gewisser naturwissenschaftlicher Artikel angeeignet, sicherlich eher und besser z. B. zur Einsicht in die Natur des elektrischen Telegraphen gelangen, als der, welcher an diese staunenswerthe Anwendung der physikalischen Wissenschaft auf die Communication ohne eine gewisse Kenntniß der dabei wirkenden Kräfte herantritt. Wir alle mühen uns ab, von der Kindheit bis zum Grabe, Erfahrungen im Leben, das ist nichts anderes als allgemeine Begriffe von den Dingen und Verhältnissen zu sammeln; wir alle schätzen den Mann hoch, erkennen seine Einsicht an, legen auf sein Urtheil Gewicht, der uns als ein «erfahrener Mann» oder als ein Mann von «allgemeiner Bildung» gilt, und wir stellen mit Recht dieses Wissen und diese Bildung für eine fruchtbare Lebenspraxis viel höher als ein einseitiges Fachwissen, wie achtungswerth und verdienstlich auch die Wirksamkeit desselben in seinem Kreise sein mag. Nun, die populäre Encyklopädie oder das «Conversations-Lexikon» ist nicht mehr und nicht weniger als

das literarische Hülfsmittel, um dem Streben nach dem, was wir als Lebenserfahrung bezeichnen, theils Methode, theils Gelegenheit zu allseitiger Befriedigung zu geben.

Da Zweck und Ziel des «Conversations-Lexikon» die Popularisirung der Wissenschaft ist, so ergibt sich von selbst, daß die leitenden Grundsätze, die in ihm bei der Beurtheilung der Dinge und Menschen zur Geltung kommen müssen, nur die Principien der modernen Wissenschaft und der aus dieser hervorgehenden humanen Lebensanschauung sein können. Das wissenschaftliche Urtheil aber, weil es aus der Sache selbst als etwas Nothwendiges hervorgeht, verschmäht Leidenschaft und Willkür und macht mit Recht Anspruch auf Objectivität, möge nun sein Inhalt, je nach dem Gegenstande, auf eine intellectuelle oder moralische Würdigung hinausgehen. Ein solches in sich selbst gerechtfertigtes Urtheil vergewaltigt auch die geistige Selbständigkeit des andern nicht, drängt in äußerlicher Weise keine fremden Doctrinen auf, sondern regt vielmehr die Energie des Geistes an, um die Dinge der Welt selbstdenkend zu erfassen. Dieser wissenschaftlich-humane Standpunkt, den das «Conversations-Lexikon» auf allen Gebieten des Wissens und Lebens mit Ernst festzuhalten bestrebt sein muß, bestimmt auch sein Verhältniß zu den streitenden Parteien in Staat und Kirche und läßt es von dieser Seite die Klippen vermeiden, an welchen so viele auf populäre Bildung gerichtete Unternehmungen in der einen oder andern Weise gescheitert sind. Das Werk anerkennt von seinem Standpunkte aus die Berechtigung der Parteien als lebendige Factoren der Zeitgeschichte, aber es läßt dabei nicht außer Acht, daß jedes Parteistreben, auch das berechtigtste, nothwendig mit Einseitigkeit und Beschränktheit behaftet ist. Wollte das «Conversations-Lexikon» gar in die Arena des Tages herabsteigen und sich zum Vertreter irgendwelcher Parteitendenzen machen, so würde es geradezu seine Aufgabe und seinen Beruf als Organ der allgemeinen humanen Bildung aufgeben müssen. Denn jeder Parteikämpfer fällt desto mehr der Leidenschaft und dem Vorurtheil anheim, je eifriger und siegreicher er sein Interesse vertritt, und verliert damit die Fähigkeit, die Dinge und Menschen, die außerhalb seines Interesses stehen, mit Gerechtigkeit und humaner Gesinnung würdigen zu können. Der Parteimann wird, soll er die Welt durchmustern, manches für gänzlich werthlos und selbst der Erwähnung unwürdig halten, was für die andern immer noch Werth, ja vielleicht einen hohen Werth besitzt, dagegen vieles hochstellen und auszeichnen, was für die übrigen durchaus keinen solchen Werth hat; er wird von seinem Gesichtspunkte aus die Menschen befangen beurtheilen und namentlich für seine Zeitgenossen nicht die humane Billigkeit und die Anerkennung des relativen Verdienstes walten lassen, wie es dem eigen sein muß, der einen allgemeinern Maßstab anlegt. Man denke sich eine Encyklopädie vom specifisch-demokratischen, vom aristokratischen, vom Standpunkte des aufgeklärten Despotismus u. s. w. aus, oder ein solches Werk, das an die Dinge dieser Welt den Maßstab eines religiösen Dogmas und specifisch-kirchlicher Bestrebungen legt, und man wird gewiß zugeben, daß in einen so verengten Horizont nicht alles fällt, was die humane Bildung interessiren kann; ebenso auch, daß das, was darein fällt, für alle, die nicht zur Partei gehören, mehr oder weniger als ein verschobenes Bild erscheinen muß. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß diejenigen Parteien, die Leben und innere Berechtigung haben, eigentlich niemals ihre Angriffe gegen das «Conversations-Lexikon» und seinen wissenschaftlich-humanen Standpunkt richteten. Dagegen ist das Werk öfters von dem gelehrten Kastenstolze angegriffen worden, der die Popularisirung der Wissenschaft für eine Entweihung derselben hält, sowie von Männern jener kranken Weltanschauung, die da meinen, durch die Verallgemeinerung des Wissens,

dieser Grundbedingung menschlicher Cultur und Wohlfahrt, müsse die politische Ordnung aus den Fugen gehen. Außerdem mußte das Werk früher von der Preßcensur mancherlei Hindernisse und Vexationen erdulden. Die zahllosen Nachbildungen, die Uebersetzungen in fast alle lebende Sprachen, die bald mehr, bald weniger geschickt maskirten Nachahmungen, welche das «Conversations-Lexikon» seit seiner Entstehung bis in die jüngste Zeit erfuhr, haben den blühenden äußern Bestand des Unternehmens niemals gefährden können. Vielmehr trugen diese Reproductionen und zum Theil offenen Beraubungen nur dazu bei, die Anerkennung und Verbreitung des Originalwerks zu fördern, zumal sie der Verlagshandlung immer neuen Anlaß gaben, dasselbe auf der Höhe der Zeit und ihrer Ansprüche zu erhalten.

Geschichte des «Conversations-Lexikon» und seiner Nebenwerke.

Eine vollständige Geschichte des «Conversations-Lexikon» würde ein selbständiges Buch von vielseitigem Interesse abgeben; hier sei nur insoweit ein Blick auf die Hauptmomente seiner geschichtlichen Entwickelung geworfen, als daraus einiger Aufschluß über die Phasen seiner Ausbildung und seiner Verbreitung zu entnehmen ist.

Die Wiege des Werks steht am Ende des vorigen Jahrhunderts. Doch knüpft sich sein Ursprung durchaus nicht an eine der größern, mehr oder weniger wissenschaftlichen Encyklopädien, welche jenes Jahrhundert, namentlich in deutscher und französischer Sprache und unter verschiedenen Titeln, aufzuweisen hat. Auch die große französische, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von Diderot und d'Alembert herausgegebene Encyklopädie, die als der Ausdruck der philosophischen Weltanschauung jener Epoche einen so unermeßlichen Einfluß auf die Geistesrichtung der höhern Gesellschaftsklassen in Europa geübt hat, liegt dem «Conversations-Lexikon» nach Ursprung wie Zweck fern, obschon der berühmte «Discours préliminaire» jenes Werks die Idee für ein derartiges populäres Buch ziemlich nahe legte. Das «Conversations-Lexikon» verdankt seine Entstehung einzig der frischen Geistesbewegung in Deutschland, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts der mächtige Aufschwung unserer Nationalliteratur und zugleich die großen Weltereignisse hervorriefen.

Ein sonst ungekannter Gelehrter, Dr. Löbel in Leipzig, faßte um Jahre 1796, gegenüber dem alten Hübner'schen «Zeitungs- und Conversations-Lexikon», das seit mehr als dreißig Jahren den Zeitungslesern mit seinem dürftigen Notizenschatze hatte genügen müssen, den Plan zu einer populären Encyklopädie, welche «das allgemeinere Streben nach Geistesbildung» und «die sich immer mehr verbreitende Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen» unterstützen, namentlich aber die «wissenschaftlichen Begriffe» zur «Theilnahme an einer guten Conversation» sowie zur «Erschließung des Sinns guter Schriften» in sich begreifen sollte. Das Werk, das sehr richtig zwei Hauptmomente, in denen sich das Bedürfniß allgemeiner Bildung geltend macht, die Conversation und die Lektüre, in den Vordergrund stellte, erschien seit 1796 bei F. A. Leupold in Leipzig unter dem doppelten Titel: «Conversations-Lexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten» und «Frauenzimmer-Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lektüre». Es umfaßte bereits die wichtigsten Gegenstände der Geographie, Geschichte, Mythologie, Philosophie, der Naturlehre, der schönen Künste, nebst manchen andern wissenschaftlichen Notizen und einigen

Biographien, und war auf vier bescheidene Octavbände berechnet. Löbel, der seine Aufgabe mit einigen Mitarbeitern geschickt vollzog, starb indessen schon im Jahre 1798 nach Vollendung des dritten Bandes, und das Unternehmen gerieth in ungeschickte Hände und wegen Mittellosigkeit des Verlegers überhaupt ins Stocken. Im Jahre 1800 erschien zwar der vierte Band, der aber, statt des ganzen Restes, nur den Buchstaben R endigte, und, während das Unternehmen inzwischen an die Firma J. K. Weber übergegangen war, erst 1806 ein fünfter Band, der immer noch nicht den Schluß brachte. Endlich gelangte das schon durch die Zeitwirren im Vertrieb gehinderte Werk in den Verlag von J. G. Herzog, der dann den sechsten und letzten Band zum Druck brachte, aber dasselbe 1808 noch vor der Ausgabe des Schlußbandes an Friedrich Arnold Brockhaus, damals in Amsterdam, verkaufte. Letzterer nun führte das Werk zum ersten mal vollständig und im neuen Abdrucke unter dem Titel «Conversations-Lexikon, oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände, mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der ältern und neuern Zeit» (6 Bände, Leipzig und Amsterdam 1796—1810; neuer Abdruck 1809—11) ins Publikum ein und ließ dem Ganzen auch 1810 die schon von Löbel projectirten «Nachträge» in zwei Bänden folgen.

Friedrich Arnold Brockhaus*), ein Mann von Scharfblick, Bildung und Weltkenntniß, begriff besser als seine Vorgänger die Tragweite des Unternehmens und besaß Energie, Geschick und Ausdauer genug, um der bisher kümmerlich ausgeführten Idee von Stufe zu Stufe eine vollendetere Ausprägung zu verleihen; er hat darum mit Recht als der eigentliche Begründer des Werks zu gelten. Die stürmischen Zeiten, in denen sich große Ereignisse und Persönlichkeiten drängten, hinderten ihn, obwol er damals nur über beschränkte Mittel verfügte, durchaus nicht, an eine Umgestaltung des Werks zu gehen, und die Erfolge entsprachen trotz der unruhigen äußern Verhältnisse seiner muthigen Berechnung. Während er 1811 von Amsterdam nach Altenburg übersiedelte, begann er mit der zweiten Auflage des Werks dessen gründliche Neubearbeitung, die zugleich in die dritte und vierte Auflage hinüberlief und darum erst 1819 zu Leipzig vollendet ward, wohin er zwei Jahre früher sein emporblühendes Geschäft verlegt hatte. Durch ausgebreitete Kenntnisse in Politik, Literatur und Sprachen wohlbefähigt, versah Brockhaus anfangs persönlich die Hauptgeschäfte der Redaction, und blieb auch, als er später geschickte Mitredacteure herbeizog, unausgesetzt die Seele und der Leiter des Ganzen. Die neue Bearbeitung unterschied sich von der ersten Auflage nicht nur durch eine dem Gesichtskreise der Zeitbildung angemessene Erweiterung des stofflichen Inhalts, sondern sie schlug auch einen höhern geistvollern Ton an und erstrebte eine mehr exacte Darstellungsweise. Die vaterländische, auf die Zeitlage gerichtete Gesinnung trat hervor; die Zeitgeschichte nach allen Seiten hin und namentlich die zeitgenössische Biographie gelangten zu ihrem Rechte; Politik, Staatswirthschaft, alte und neue Literatur, Archäologie, Philosophie, Naturwissenschaft, Mathematik, populäre Heilkunde und Jurisprudenz, selbst Gewerbs- und Handelskunde, wurden theils zum ersten mal, theils in weiterm Umfange in den Rahmen des Werks gezogen. Auch die Erklärungen der Fremdwörter sollten Aufnahme finden; doch machte sich sehr bald die Einsicht geltend, daß ein solch umfänglicher Wortballast das Werk zu gewaltig auf Kosten des concretern Inhalts überladen würde, sowie daß diese Rudimente der

*) Vgl. den Artikel über ihn Band III, Seite 727 fg.

Bildung dem Charakter des Ganzen gemäß doch ausgeschlossen bleiben müßten. Reine Worterklärungen, an die sich kein weiterer Inhalt knüpft, wurden seitdem mit wenigen, besonders motivirten Ausnahmen fern gehalten. Die zweite Auflage des Werks, ursprünglich acht, durch ihren Anschluß an die dritte und vierte Auflage zehn Octavbände umfassend, außerdem durch compressen Druck auf das Doppelte der ersten Auflage erweitert, erschien unter dem Titel «Conversations-Lexikon, oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bei der Lektüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe, in Beziehung auf Völker- und Menschengeschichte, Politik und Diplomatik, Mythologie und Archäologie, Erd-, Natur-, Gewerbs- und Handlungskunde, die schönen Künste und Wissenschaften; mit Einschluß der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die ältern und neuesten merkwürdigsten Zeitereignisse» (10 Bände, Altenburg und Leipzig 1812—19). Brockhaus wußte für die neue Bearbeitung einige tüchtige Gelehrte zu gewinnen, die zugleich die damals noch seltene Eigenschaft einer populären und geistreichen Schreibweise besaßen, und nahm auch, nachdem er den ersten Band und die Hälfte des zweiten Bandes ganz allein redigirt, Dr. Ludwig Hain als Mitredacteur an, wodurch die raschere Herstellung des Werks möglich wurde. Hain leitete seit dieser Zeit bis zur Vollendung des ersten Drucks der fünften Auflage, im April 1820, mit dem Verleger, als Hauptredacteur, vereint, das Unternehmen, das er auch auf eine ausgezeichnete Weise gefördert hat. Wie sehr das Publikum dem Unternehmen in seiner verjüngten Gestalt entgegenkam, sollte der Verleger sehr bald erfahren, denn schon nach Beendigung des zweiten Bandes mußte die anfänglich in 1500 Exemplaren gedruckte zweite Auflage auf 3000 erhöht werden. Gegen Ende des vierten Bandes waren indessen auch diese 3000 Exemplare vergriffen, und der Verleger nahm nun vor dem Wiederabdruck dieser vier Bände eine auf schärfere Form und zeitgeschichtliche Ergänzung gerichtete Revision derselben vor und ließ diese unter dem Titel «Conversations-Lexikon, oder encyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände» (10 Bände, Altenburg und Leipzig 1814—19) als **dritte Auflage** erscheinen. Der fünfte sowie die folgenden Bände bildeten so gleichzeitig die Fortsetzung der zweiten wie der dritten Auflage. Nach Beendigung des siebenten Bandes trat jedoch eine Störung in den Arbeiten ein, da der Buchdrucker Macklot in Stuttgart, auf die würtembergische Preßgesetzgebung fußend, einen Nachdruck des «Conversations-Lexikon» veranstaltete, der das schwer errungene Eigenthum des rechtmäßigen Verlegers arg bedrohte. Brockhaus beseitigte diese Gefahr dadurch, daß er rasch eine durchgängig verbesserte und berichtigte **vierte Auflage** des Werks (10 Bände, Leipzig 1817—19) herstellte, die in Würtemberg ein Privilegium auf sechs Jahre gegen einen etwaigen neuen Nachdruck erhielt, und deren achter, neunter und zehnter Band zugleich die Fortsetzungen zu der zweiten und dritten Auflage ausmachten. Ein «Supplementband» (Leipzig 1818), der die Verbesserungen der vierten für die Besitzer der ersten, zweiten und dritten Auflage enthielt, soweit dieselben nicht an der vierten participirten, brachte sämmtliche Auflagen dieser seit 1812 begonnenen Umgestaltung des Werks zum befriedigenden Abschluß.

Dem Verleger entging es freilich nicht, daß sein Werk unter äußern Störungen, unter raschen Revisionen und Ergänzungen, unter den gewaltigsten Aufregungen und extremsten Stimmungen des öffentlichen Geistes jener Zeit, nicht zu der gleichmäßigen innern und äußern Vollendung hatte gelangen können, wie er beabsichtigte und der encyklopädische Charakter des Buchs es forderte. Er schritt darum bereits einige

Monate vor Abschluß der vierten zur Herstellung einer neuen, fünften Auflage, welche das Werk vornehmlich zu einer gemessenern Form herausbilden, dann aber auch den Culturfortschritt und die Zeitgeschichte noch sorgfältiger berücksichtigen sollte. Während zu diesem Zwecke eine strengere Scheidung der Arbeiten nach den Fächern vorgenommen wurde, sorgte der Verleger selbst wieder im Verein mit Hain für eine einheitliche Redaction, und als letzterer im April 1820 Leipzig verließ, trat Professor Friedrich Christian August Hasse (damals Lehrer an der Ritterakademie in Dresden) an dessen Stelle, der als ein ebenso kenntnißreicher wie formgewandter Gelehrter dem «Conversations-Lexikon» in den Jahren 1820—32, zuerst als Mitarbeiter, dann als Redacteur, insbesondere der siebenten Auflage, große Dienste geleistet hat. Die fünfte Auflage, ebenfalls auf zehn Bände berechnet, führte den Titel «Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)» (10 Bände, Leipzig 1818—20) und wurde binnen 18 Monaten vollständig zu Ende geführt. Die ersten fünf Bände gelangten schon 1. November 1818, die nächsten drei 1. August 1819, die beiden letzten 1. April 1820 zur Veröffentlichung. Noch befanden sich die letzten Bände unter der Presse, als die 12000 Exemplare starke Auflage auch schon vergriffen war, sodaß 1820 ein zweiter unveränderter Abdruck in 10000 Exemplaren, in Jahresfrist aber ein dritter von abermals 10000 veranstaltet werden mußte, der 1822 vollständig erschienen war. Schon mit dem ersten Drucke der fünften Auflage waren «Supplemente zum Conversations-Lexikon für die Besitzer der ersten, zweiten, dritten und vierten Auflage» (vier Abtheilungen, Leipzig 1819—20) in Angriff genommen worden, welche die Verbesserungen der neuen Auflage enthielten.

Ein solch beispielloser Erfolg, wie ihn die Geschichte des Buchhandels bei einem so bändereichen und trotz seines verhältnißmäßig billigen Preises doch immer kostspieligen Werke nicht aufzuweisen hatte, mußte die Energie und Thätigkeit des Verlegers immer mehr steigern. Abgesehen von dem materiellen Segen, den ihm das Unternehmen brachte, und den er zur Entfaltung seines Geschäfts nach großartigen Gesichtspunkten verwandte, erhob den edeln und gemeinnützigen Mann das durch unzweideutige Beweise gerechtfertigte Bewußtsein, wie aus seinen Anstrengungen ein Werk hervorgewachsen, das zur Förderung und Verbreitung humaner Bildung selbst über die Grenzen des Vaterlandes hinaus nicht unbedeutend mitwirke. Dieser Gedanke, sich ein culturhistorisches Verdienst zu erwerben, war es, der seine Thätigkeit immer wieder auf das Werk zurückführte. Indem er die wesentlichen Umwandlungen im Schose der europäischen Culturvölker, die politischen Gegensätze, die Entfaltung des Constitutionalismus, das Aufblühen der Industrie und des Handels, die wissenschaftlichen Fortschritte, die veränderten Richtungen der Nationalliteraturen, die erweiterte individuelle Bildung, kurz das neue Leben, das schon gegen das Jahr 1820 hin aus dem Weltfrieden sichtbar zu erblühen begann, mit scharfem Blick ins Auge faßte, blieb der Entschluß nicht aus, auch sein Werk in diese neuen Bahnen zu leiten. Er entwarf den Plan zu einer sechsten Auflage, welche sich entschieden den frischen Ideen und Thatsachen in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zuwenden, zugleich aber ihren Gehalt in eine geistreiche und elegante Form fassen sollte. Auch erkannte er die Richtung der Nation in der Literatur auf die Darstellung und Betrachtung des individuellen Lebens, und beschloß darum eine noch erschöpfendere Behandlung der Biographie eintreten zu lassen. Da ihm jedoch, wollte er den mühsam erstrebten encyklopädischen Charakter des Werks festhalten, gewisse Grenzen rücksichtlich der Entfaltung wie der Behandlung des Zeitgeschichtlichen gesteckt blieben, so dachte er diesmal dem Haupt-

werke ein dasselbe ergänzendes Nebenwerk zu, das unter dem Titel «Conversations-Lexikon. Neue Folge» (2 Bände in 4 Abtheilungen oder des Hauptwerks 11. und 12. Band, Leipzig 1823—26) die Zeitgeschichte und den Zeitgeist noch specieller und ausführlicher, als es das Hauptwerk vermochte, entwickeln sollte. So ging er denn im Verein mit Hasse und unter Mitwirkung tüchtiger Fachmänner seit März 1822 zuerst an die Ausführung des Nebenwerks, dann im September desselben Jahres an die Herstellung der sechsten Auflage des Hauptwerks, dessen Umfang abermals auf zehn Bände festgestellt wurde, und das fortan den Titel, wie er bei der fünften Auflage angenommen worden, behielt. Inmitten dieser Arbeiten verfiel indessen der thätige Verleger, durch literarische Fehden und die seit 1821 in Preußen angeordnete Recensur seines ganzen Verlags hart gekränkt, im Winter 1822—23 in eine schwere Krankheit, die ihn nach kurzer Besserung 20. August 1823 seinem Wirkungskreise durch den Tod entzog.

Seine beiden ältesten Söhne, Friedrich und Heinrich Brockhaus, die zunächst das Geschäft im Interesse sämmtlicher Erben fortführten, dann aber seit 1829 als Besitzer übernahmen, wandten nun, nach dem Beispiele des Vaters und von diesem zeitig in den Organismus wie in die Technik des Werks eingeweiht, ihre jugendlichen Kräfte dem Unternehmen mit Eifer zu. Sie vollendeten unter Hasse's Mitwirkung bis Ende September 1823 den Druck der sechsten Auflage, fügten derselben 1824 einen «Supplementband für die Besitzer der fünften und frühern Auflagen» bei und führten auch im Jahre 1826 nach dem Entwurfe des Verstorbenen die «Neue Folge» des «Conversations-Lexikon» zu Ende.

Gleich dem Vater widmeten sich die beiden Söhne ebenfalls persönlich der Leitung des Werks und gelangten so schnell zu der Einsicht, wie eine glückliche Fortentwickelung desselben von steter Aufmerksamkeit auf die Richtungen und Verhältnisse der Zeit und von eisernem Fleiß und großer Beharrlichkeit bedingt sei. Als die in 15000 Exemplaren gedruckte sechste Auflage vergriffen war, veranstalteten die Brüder unter Redaction des Professor Hasse rüstig die siebente Auflage des Werks (12 Bände, Leipzig, 1827—29; zweiter durchgesehener Abdruck 1830), die den Inhalt des Nebenwerks in sich aufnehmen sollte und daher von den bisherigen zehn auf zwölf Bände ausgedehnt wurde. Der erste Band erschien im Mai 1827, der zwölfte zu Ostern 1829. Diese neue Auflage unterschied sich auch im Aeußern vortheilhaft von allen frühern Auflagen durch gefälligere Ausstattung und größeres Format und wurde erst in 13000, dann im zweiten Abdruck in 14000 Exemplaren verbreitet. Als Auszug daraus erschien ein «Supplementband für die Besitzer der sechsten und frühern Auflagen und der Neuen Folge. Enthaltend die neuen und umgearbeiteten Artikel und die Zusätze der siebenten Auflage» (Leipzig 1829).

Die Epoche von 1830 veranlaßte nun zunächst die Verleger, die Idee, welche das Nebenwerk der sechsten Auflage verfolgt hatte, in einem freiern Maßstabe zur Ausführung zu bringen, indem sie den reichen zeitgeschichtlichen Stoff in ein Werk zusammenzufassen suchten, das zwar in Bezug auf Zeitgeschichte als ergänzender Anhang zum Hauptwerke gelten, in Hinsicht der Aufnahme und Behandlung des Stoffs aber selbständig dastehen sollte. Die Erschütterungen, Umwälzungen, Neugestaltungen und Persönlichkeiten jener Zeit, die Ideen und Geistesrichtungen, denen sie entsprungen, ihre weitern Einflüsse auf Staat, Gesellschaft, politische Parteiung, auf die Wissenschaft, auf die Literatur, alles dies sollte sich zu einem anschaulichen Bilde vereinigen. Das Werk wurde unter redactioneller Mitwirkung des Schriftstellers Wilhelm Adolf

Lindau als «Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur» (4 Bände, Leipzig 1832—34) in den Jahren 1832—34 ausgeführt und gewann als glücklich gefaßter Reflex eines bewegten Zeitmoments außerordentlichen Beifall: es nahm seinen Weg in 27000 Exemplaren in die Welt. Nicht geringe Aufmerksamkeit erregten besonders die vielen nach Originalmittheilungen gearbeiteten Biographien und die historischen Darstellungen aus der Feder von Männern, die den Ereignissen nahe gestanden hatten.

Mit der gelungenen Ausführung dieses Werks war das Mittel gefunden, wonach eine freiere Schilderung der Zeitgeschichte platzgreifen konnte, ohne den encyklopädischen Kern des Ganzen zu beeinträchtigen. Ein Nebenwerk mußte im geeigneten Moment das Zeitbild einrahmen, während dem Hauptwerke die Aufgabe blieb, ausschließend seinen Charakter als allgemeine Encyklopädie zur Geltung zu bringen und darum zwar ebenfalls die Zeitgeschichte darzustellen, aber nur ihrem positivern Gehalte nach, ohne Reflexion und Beiwerk der Tagesdebatte. In diesem Sinne gingen denn auch die Verleger, als die siebente Auflage vergriffen war, an die Herstellung der achten Auflage des Hauptwerks, für deren Ausführung sie eine Anzahl angesehener Gelehrter zu gewinnen suchten, während sie einem bisherigen Mitarbeiter, Dr. Karl August Espe, das eigentliche Redactionsgeschäft übertrugen. Mit dieser Auflage trat insofern ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Werks ein, als seitdem mit jeder neuen Auflage eine durchgreifende und darum längere Zeit erfordernde Umarbeitung seines Inhalts verbunden war. Die Arbeiten für die achte, wiederum zwölf Bände umfassende Auflage (12 Bände, Leipzig 1833—36) begannen im Herbst 1832 und endeten im Mai 1837. Im Jahre 1839 ward dieser Auflage, von der bis 1842 an 31000 Exemplare ins Publikum gelangten, zum ersten mal ein die Brauchbarkeit des Werks sehr erhöhendes «Universal-Register» beigegeben. Es galt nun aber auch der neuen Auflage des Hauptwerks ein Nebenwerk an die Seite zu stellen, das einerseits als zeitgeschichtliche Ergänzung des erstern, andererseits als selbständiges Zeitgemälde der letzten dreißiger und ersten vierziger Jahre gelten konnte. Die Aufgabe erschien als eine keineswegs leichte, da der breite ruhige Strom der friedlichen Entwickelung, der jetzt überall eingetreten, weit schwieriger zu analysiren und im einzelnen aufzufassen war als die effectreiche Epoche von 1830. Die constitutionellen Versammlungen mit ihren Verhandlungen, legislativen Resultaten, Parteien und Charakteren, die Bewegungen und Reibungen in Religion und Kirche, die Parteiungen und Gärungen in der Gesellschaft und öffentlichen Meinung, der literarisch-wissenschaftliche Proceß, der sich in Deutschland in kritischen Kämpfen entwickelte, die reiche Production der Industrie: dies waren die Hauptelemente, die sich hier zusammenfügen sollten. Die Verlagshandlung ging unter Espe's Mitwirkung im Jahre 1838 an die Ausführung des Unternehmens, das als «Conversations-Lexikon der Gegenwart» (4 Bände, der letzte in zwei Abtheilungen, 1838—41) binnen drei Jahren ausgeführt und in 18000 Exemplaren verbreitet wurde. Beide Nebenwerke, dieses wie das frühere von 1831, haben als anschauliche Gemälde einer bewegten Zeit einen bleibenden Werth erhalten.

Inzwischen war auch die achte Auflage des Hauptwerks vergriffen worden, und die Verleger mußten sich in Hinblick auf die reiche Entwickelung der vierziger Jahre entschließen, Vorkehrungen zu einer Regeneration des Werks zu treffen. Unter der Redaction Espe's begannen die Arbeiten schon im Jahre 1843 und wurden Ende 1847 zum Schluß gebracht. Wie sehr diese durch ihre stoffliche Ausbreitung auf funfzehn Bände erweiterte neunte Auflage (Leipzig 1843—47) dem Bedürfnisse des Publi-

kums entgegenkam, bewies der Umstand, daß das Werk wieder in mehr als 30000 Exemplaren verbreitet wurde. Mit Beendigung der neunten Auflage stellte der um das «Conversations-Lexikon» verdiente Dr. Espe seine Mitwirkung ein; er verfiel einer Krankheit, die ihn 24. November 1850 ins Grab führte.

Noch im Jahre 1847 erfolgten die Vorbereitungen, um dem erneuerten Hauptwerke abermals ein entsprechendes Nebenwerk an die Seite zu stellen. Unter Zuziehung eines Mitarbeiters der neunten Auflage, Dr. August Kurtzel, wurden die Umrisse des Projects bereits entworfen, als die Februar- und Märzstürme des Jahres 1848 der Ausführung theilweise hindernd entgegentraten. Zwar mußten die gewaltigen Ereignisse gerade zu ihrer Darstellung auffordern, aber die Katastrophe nahm einen solchen wirren Verlauf, daß ein Herausgreifen des einzelnen nicht recht möglich erschien. Um jedoch die Gelegenheit für die frische und anschauliche Darstellung des gewaltigen Zeitdramas nicht vorübergehen zu lassen, beschloß die Verlagshandlung die Ausführung eines Werks, das die Scenerie jener Tage in umfänglichern Schilderungen wiedergeben, die großen bewegenden Fragen beleuchten, die Staaten- und Völkergeschichte in einem mehr pragmatischen Zusammenhange behandeln und mit Eintritt ruhigerer Verhältnisse auch die Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur in ähnlicher Weise in seinen Kreis ziehen sollte. Die lexikalische Form, welche die frühern Nebenwerke des «Conversations-Lexikon» festgehalten, mußte diesmal aufgegeben werden. Das Werk trat unter dem Titel «Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände» (12 Bde., 1848—56) zuerst im Mai 1848 mit einer von Augenzeugen entworfenen Schilderung der französischen Februarrevolution ins Publikum und fand, obschon die Gemüther in jenen Tagen wenig Aufmerksamkeit für literarische Productionen hatten, ungemeinen Beifall. Alsbald ging das Werk auch zur Behandlung der friedlichern Interessen und Erscheinungen der Zeit über und entfaltete so im Laufe von acht Jahren ein encyklisches Bild, das die Geschichte und Zustände der Mitte des 19. Jahrhunderts abspiegelt und um so mehr Anspruch auf bleibendes Interesse hat, als die, welche hier die politischen Begebenheiten erzählen, unmittelbare und oft sehr betheiligte Augenzeugen waren.

Während die «Gegenwart» in der Ausführung begriffen war, zog sich der ältere Bruder, Friedrich Brockhaus, Ende 1849 aus dem Geschäftsleben zurück, und die Firma F. A. Brockhaus ging in den alleinigen Besitz des jüngern Bruders, Heinrich Brockhaus, über. Diesem konnte, als die stürmische Epoche vorüber, natürlich die Frage nicht fern bleiben, wie sich jetzt das «Conversations-Lexikon» zu den Ansprüchen verhalte, die das Publikum an dasselbe stellen müsse, und er durfte sich nicht verschweigen, daß der Zeitgeist in wenigen Jahren, trotz der rasch eingetretenen politischen Restauration und Reaction, einen gewaltigen Schritt gethan, dem auch das Werk nachzukommen habe. Nicht nur eine Menge neuer Ereignisse und Persönlichkeiten waren erwachsen, sondern die Ideen, die Interessen, die Bestrebungen der Gesellschaft leiteten in andere Bahnen ein. Mit der Ruhe und Sammlung der Gemüther trat eine Fülle neuer wissenschaftlicher Forschungen und Errungenschaften an den Tag, die sich zugleich überall in der Praxis geltend zu machen suchten. Unter solchen Umständen beschloß der Verleger, das «Conversations-Lexikon» einer entsprechenden Neubearbeitung zu unterwerfen, und begann, wiewol die deutschen Verhältnisse mit neuen Verwickelungen drohten, gegen Ende des Jahres 1850 die zehnte Auflage des Hauptwerks (15 Bände, der letzte Band in zwei Abtheilungen, Leipzig 1851—55), die von dem Redacteur der «Gegenwart», Dr. August Kurtzel, unter Mitwirkung eines andern Gelehrten, Oskar Piltz, redigirt wurde. Die Hauptgesichts-

punkte waren hierbei: Festhalten des encyklopädischen Charakters in der Form wie im Princip; gründliche Reproduction des Gesammtinhalts des Werkes nach dem Stande der mächtig fortschreitenden Wissenschaft; allseitige Fortführung der Zeitgeschichte bis zur Situation des Tages. Die neue Auflage sollte die Bändezahl der vorhergehenden beibehalten, damit die Handlichkeit des Werks nicht beeinträchtigt würde. Aber der Verleger, um namentlich den Raum für die Darstellung der ereignißreichen Zeitgeschichte seit 1848 zu sichern, vergrößerte etwas das Format und fügte außerdem jedem Bande noch einige Bogen über die Bogenzahl der vorigen Auflage hinzu, während er zugleich dem Publikum versprach, daß bei aller Erweiterung des Raumes eine Preissteigerung des Werks nicht eintreten solle. Indessen zeigte sich, als die Publication bis gegen die Mitte des Werks vorgeschritten, daß die neue Auflage die Masse des herandrängenden und nach dem aufgestellten Programm unabweisbaren Stoffes in den Grenzen des vorgesehenen Raumes nicht würde bewältigen können, und es trat für den Verleger die Alternative ein, entweder den Stoff für die zweite Hälfte des Werks unverhältnißmäßig zu kürzen oder, angesichts jenes Versprechens, ein nicht unbedeutendes finanzielles Opfer zu bringen. Der Verleger wies die Ausflucht einer Verstümmelung des Werks entschieden zurück und brachte das Opfer. So geschah es, daß der letzte (15.) Band der zehnten Auflage, in zwei Abtheilungen gefaßt, statt der vorgesehenen 50 Bogen, mit Einschluß des Universalregisters 88 Bogen enthielt, und daß sonach dem Publikum ein Mehr von beinahe 40 Bogen unentgeltlich verabfolgt ward. Der Segen für die tüchtige Ausführung des Werks, ohne ängstliche Rücksicht auf den Kostenpunkt, blieb nicht aus. Das Publikum und die literarische Kritik erkannten die Leistungen der zehnten Auflage des «Conversations-Lexikon» sehr bereitwillig an, und das Werk wurde in seiner neuen Gestalt abermals in mehr als 30000 Exemplaren verbreitet. Zugleich sorgte der Verleger nach Vollendung der zehnten Auflage, in richtiger Würdigung der Zeitverhältnisse, dafür, dem regenerirten Hauptwerke wieder ein Nebenwerk an die Seite zu stellen, das die zeitgeschichtlichen Stoffe von größerer Bedeutung einer tiefer eingehenden Erörterung unterwerfen und auch alle neuen Thatsachen, Ereignisse und Persönlichkeiten, welche seit Abschluß der zehnten Auflage des Hauptwerks hervorgetreten, je nach ihrer Bedeutung in längern oder kürzern Artikeln behandeln sollte. Dieses neue Nebenwerk ward, gleich der «Gegenwart», nicht an die lexikalische Form gebunden, sondern sollte die Reihenfolge in Behandlung der Stoffe von deren Zeit- und Tagesinteresse abhängig machen. Das Werk begann seinen Lauf, unter Redaction des Dr. Kurtzel und Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller, im Jahre 1857 unter dem Titel «Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon» (8 Bde., 1857—64) und erfuhr wegen seiner gediegenen, die Fragen und Verhältnisse der Zeit behandelnden Aufsätze von seiten des Publikums große Aufmerksamkeit. Nach Vollendung des achten Bandes übernahm zu Anfang 1865 Dr. Rudolf Gottschall die Redaction des Werks, das seitdem unter dem Titel «Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. Neue Folge» in einer beweglichern, den französischen und englischen Revuen sich nähernden Form — in monatlichen, später halbmonatlichen Heften — mit vielem Erfolge fortgesetzt wird.

Es waren seit Vollendung der zehnten Auflage des «Conversations-Lexikon» beinahe acht Jahre vergangen, als sich mehr und mehr das Bedürfniß herausstellte, das Werk abermals einer durchgreifenden Regenerirung zu unterwerfen. Obschon das Nebenwerk «Unsere Zeit» das Hauptwerk durch Schilderung der zeitgeschichtlichen Ereignisse er-

gänzte, konnte doch bei den ungemeinen Fortschritten der Wissenschaft und den neuen Ideen und Bestrebungen der bürgerlichen Gesellschaft das Hauptwerk dadurch im großen und ganzen auf die Länge der Zeit nicht vor dem Veralten geschützt werden. Inzwischen waren auch Heinrich Brockhaus jüngere Kräfte an die Seite getreten, unter deren Mitwirkung die gründliche Neugestaltung des Werks um so energischer vor sich gehen konnte. Schon bei Herstellung der zehnten Auflage hatte dessen älterer Sohn, Dr. Heinrich Eduard Brockhaus (seit 1854 Geschäftstheilhaber), mitgewirkt, und nunmehr vereinigte auch der jüngere Sohn, Heinrich Rudolf Brockhaus (seit 1863 Geschäftstheilhaber), seine Thätigkeit mit der des Vaters und Bruders. Die Vorbereitungen zu einer neuen Auflage wurden demnach, unter Mitwirkung der beiden Redacteure der vorigen Auflage, im Laufe des Jahres 1863 getroffen. Auch diesmal sollte das Werk die Zahl von funfzehn Bänden nicht überschreiten. Dagegen aber wurde, um einer zeitgemäßen Bearbeitung den gehörigen Raum zu sichern, die Bogenzahl jedes der funfzehn Bände von 50 auf 60 erhöht, sodaß das ganze Werk nunmehr eine Ausdehnung auf 900 Druckbogen erhielt. Die regelmäßige Veröffentlichung der elften Auflage des «Conversations-Lexikon» (15 Bände, 1864—68, mit Einschluß des Universalregisters) begann zu Anfange des Jahres 1864, und im Herbst 1868 war das Werk vollendet. Welche große Theilnahme auch diesmal das Publikum dem Unternehmen widmete, trat entschieden schon während des Erscheinens der neuen Auflage hervor.

Die elfte Auflage des «Conversations-Lexikon».

Wiewol die allgemeinen Grundsätze, auf welchen der Charakter des «Conversations-Lexikon» beruht, dieselben bleiben mußten, hat doch die elfte Auflage in Hinsicht des Inhalts eine durchgreifende Umgestaltung und auch in Bezug auf das Formelle manche Verbesserungen erfahren. Die politische Geschichte und die Culturgeschichte sind nach den Ergebnissen der neuesten Geschichtsforschung zum größten Theil gänzlich umgearbeitet und außerdem zweckmäßig erweitert und ergänzt worden. Das Bestreben, die Resultate der modernen Forschung zu verwerthen, tritt namentlich in den Artikeln der alten Geschichte schlagend hervor, indem hier die überraschenden Ergebnisse der heutigen Alterthumskunde in Bezug auf die classischen, die orientalischen und die nordischen Völker zur Anwendung gekommen sind. Die Erweiterung und Ergänzung des historischen Gebiets aber zeigt sich hauptsächlich in der modernen politischen Geschichte, die bis in die Tagesereignisse hinein mit großer Sorgfalt und Umsicht fortgeführt wurde, wie z. B. die Artikel Oesterreich, Preußen, Preußisch-Deutscher Krieg, Norddeutscher Bund, Schleswig-Holstein, Zollverein und viele andere beweisen. Die gewaltigen Fortschritte der geographischen Wissenschaft in neuester Zeit und, bei der beispiellosen Entwickelung des Weltverkehrs, das Bedürfniß des Publikums nach erweiterter Einsicht in die Erd- und Völkerkunde haben, wie schon in der zehnten Auflage, so auch diesmal zu einer fast vollständigen Neubearbeitung aller geographischen Disciplinen geführt. Vor allem aber mußte die Localschilderung eine große Aufmerksamkeit erfahren, und es dürfte außer dem «Conversations-Lexikon» kein anderes Werk aufzuweisen sein, in dem sich eine solche Fülle anschaulich gehaltener und doch scharfgefaßter Städtebilder, Länderbeschreibungen und Naturschilderungen wiederfände, die außerdem noch den Vorzug besitzen, daß sie zum allergrößten Theil an Ort und Stelle, man kann sagen in allen Ländern der Erde, theils entworfen, theils wenigstens begutachtet worden sind. Ferner ist nicht zu übersehen,

wie sich an die Artikel der politischen Geographie diesmal mehr als je die werthvollsten und zuverlässigsten Mittheilungen der statistischen Wissenschaft in Bezug auf Bevölkerung, auf Handel und Industrie, auf religiöse und kirchliche Verhältnisse u. s. w. knüpfen. Selbst das Jahr der Erhebung der statistischen Angabe ist in der Regel mitgetheilt und in wichtigen Fällen, um die Einsicht in die Sache zu erhöhen, die statistische Vergleichung geboten. Eine dem Standpunkte der Zeit angemessene Bearbeitung haben nicht minder die Sprachwissenschaft, die Nationalliteraturen und die Literaturen der Fachwissenschaften erfahren. Ebenso wurde den literarischen Nachweisungen unter den einzelnen Artikeln, zu weiterer Belehrung über den Gegenstand, eine sehr wichtige Bereicherung zutheil. Die Staats- und Gesellschaftswissenschaft mit ihren theoretischen und praktischen Fragen, ihren Ergebnissen, Systemen und Parteiungen, die Rechtswissenschaft mit ihrem Einfluß auf Gesetzgebung, Gerichtswesen u. s. w. sind mit Fleiß und Umsicht, zum Theil ganz neu behandelt worden. Desgleichen haben Staats- und Volkswirthschaft eine der Wissenschaft wie der Praxis angemessene Umgestaltung erhalten.

Mehr als je war es diesmal eine wichtige Aufgabe, den reichen Fortschritten der Naturwissenschaften zu folgen und zugleich deren tiefgreifenden Einfluß auf die praktischen Lebensgebiete darzulegen. Wie sehr diese Bemühungen, unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter, von Erfolg gewesen, beweist die bedeutend vergrößerte Anzahl gediegener Artikel, die der Botanik, der Zoologie, der Mineralogie, der Physik, der Chemie, der Physiologie u. s. w. gewidmet sind. Auf Grundlage der fortgeschrittenen Naturwissenschaft haben auch die Heilkunde und die Hygiene (Gesundheitskunde) nach allen Seiten hin eine einheitliche Bearbeitung erfahren, und das Werk gewährt so dem gebildeten Laien eine ebenso interessante wie nützliche Einsicht in die menschlichen und thierischen Lebensprocesse im kranken wie im gesunden Zustande. An die Naturwissenschaften reihen sich die technischen Gebiete an, das Berg- und Hüttenwesen, die Baukunst, die Schiffahrt, das Transportwesen, das Maschinenwesen, die Fabrikation, deren unermeßlicher Aufschwung in neuester Zeit auf die Entfaltung der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und Verkehrs so gewaltigen Einfluß geübt und die geistigen wie materiellen Lebensverhältnisse des einzelnen wie der ganzen Gesellschaft so wesentlich verändert hat. Alle diese Zweige der praktischen Thätigkeit sind in der neuen Auflage von den tüchtigsten Fachmännern theils verbessert, theils ganz neu behandelt worden. Außerdem wurde auch das Kriegswesen, namentlich was die technische Seite betrifft, von anerkannten Sachkennern auf den Standpunkt der neuesten Erfahrung und Erfindung gehoben. In den philosophischen Wissenschaften wurde eine noch größere Klarheit und Faßlichkeit der Begriffsentwickelung sowie Objectivität in der Darstellung der verschiedenen philosophischen Schulen und Systeme mit Erfolg erzielt. Einen ganz besondern Vorzug besitzt diese neue Auflage des Werks, daß sie zum ersten mal eine völlig mit der modernen Weltanschauung und der höhern Geistesbildung unserer Zeit im Einklange stehende Darstellung der theologischen Wissenschaft zu geben vermag; die Artikel der systematischen wie der historischen Theologie tragen gleichmäßig dieses Gepräge an sich. Die schönen Künste, Poesie, Musik, Malerei, Architektur, haben in den ihnen gewidmeten Artikeln nach der ästhetischen, historischen und technischen Seite hin manche Verbesserungen und Erweiterungen erhalten; namentlich erfuhren die Artikel über Musik vielfache Ergänzungen und Neubearbeitungen. Endlich ist noch besonders hervorzuheben, daß den biographischen Artikeln, einem so wichtigen, in alle Gebiete eingreifenden Theile des «Conversations-Lexikon», wieder eine ganz besonders

sorgfältige Behandlung gewidmet worden ist. Die den ältern Zeiten angehörenden Biographien wurden auf Grund der neuesten und besten historischen Materialien theils verbessert, theils ganz neu gefaßt. Es war dies oft eine sehr mühevolle Arbeit, da, um vielleicht nur wenige Daten berichtigen zu können, umfängliche Monographien und andere Werke zu Rathe gezogen werden mußten. Eine bedeutende Erweiterung erhielten die zeitgenössischen Biographien, und es gibt kaum eine für unsere Zeit wahrhaft wichtige und interessante Persönlichkeit, die man in dieser neuen Auflage des Werkes vermissen möchte. Neben dem Inhalte ist endlich auch der formellen Vervollkommnung des Werks in dieser neuen Auflage ersichtlicher Fleiß zugewendet worden. Auf Klarheit, Einfachheit, Reinheit des Ausdrucks, auf Schärfe der Darstellung, auf Einreihung des Gegenstandes unter dem treffendsten Schlagwort, auf organische Gliederung in den zusammenfassenden Artikeln, auf Hervorhebung der Nebenbegriffe u. s. w. wurde, wie schon ein flüchtiger Blick lehren wird, andauernde Sorgfalt verwendet. Wie schon früher, so erhielt auch diesmal die Verlagshandlung nicht nur aus Deutschland, sondern oft aus den entferntesten Ländern, von Regierungen, Corporationen und einzelnen Personen eine Menge freiwilliger Beiträge und Berichtigungen, die mit aufrichtigem Danke aufgenommen und, soweit es möglich war, benutzt worden sind.

Das nachstehend (S. XXV) beigefügte Verzeichniß enthält die Hauptmitarbeiter des «Conversations-Lexikon» in allen seinen Auflagen; die Namen der Mitarbeiter der elften Auflage sind durch ein Sternchen (*) hervorgehoben. Am Schluß des Textes des 15. Bandes befindet sich ein kurzer «Nachtrag», der namentlich durch seine nekrologischen Notizen die Biographien derer zum Abschluß bringt, welche während der Herstellung der elften Auflage mit Tode abgegangen sind. Eine größere Ausdehnung dieses Nachtrags erschien nicht erforderlich, da die Redaction Bedacht darauf genommen hat, im Verlauf des Werkes selbst, an geeigneten und leicht aufzufindenden Stellen, spätere Ereignisse von Wichtigkeit noch nachträglich zu behandeln. Den Schluß des Ganzen endlich bildet das mit größter Sorgfalt bearbeitete «Universalregister», das, um den reichen Inhalt des Werks noch mehr zu erschließen, gegen die der frühern Auflagen eine nicht unbedeutende Erweiterung erfahren hat.

Encyklopädische Unternehmungen der Verlagshandlung, die sich der Tendenz des «Conversations-Lexikon» anschließen.

Seit ihrem Bestehen war die Verlagshandlung mit besonderer Vorliebe bestrebt, zunächst die encyklopädische Richtung zu pflegen, und so knüpfen sich an das «Conversations-Lexikon» noch mehrere andere encyklopädische Unternehmungen, die ihrer Tendenz nach mit demselben übereinstimmen. Zu diesen gehört vor allen das Werk: «Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste». Dasselbe hat die Aufgabe, die hervorragenden Erscheinungen in Natur, Wissenschaft und Kunst aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Bildungszweckes für das Auge zur Anschauung zu bringen und dient somit einerseits zur graphischen Erläuterung wichtiger Artikel des «Conversations-Lexikon», ist aber auch andererseits, vermöge seiner systematischen Anordnung, ein selbständiges Bilderwerk, das die Idee des «Conversations-Lexikon» auf dem Gebiete der zeichnenden Künste durchzuführen sucht. Das Werk wurde zum ersten mal in den Jahren 1844—49 unter der Leitung eines befähigten Künstlers, Johann Georg Heck, in einer

von der Verlagshandlung zu diesem Zwecke errichteten artistischen Anstalt mit großem Kostenaufwande ausgeführt und umfaßte in zehn Abtheilungen 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, darunter 44 Karten und Pläne, sowie mehr als 100 Bogen erklärenden Text in Octav. Nicht nur die Sachkenner nahmen diese, die intellectuelle wie die ästhetische Anschauung befriedigende Bilderencyklopädie beifällig auf, sondern dieselbe fand auch in dem Publikum aller Länder das lebhafteste Interesse. Nach Vollendung des Ganzen wurde bereits 1851—54 eine zweite, 1856 die dritte, 1857 die vierte, 1859—61 die fünfte, 1864—65 die sechste Ausgabe veranstaltet. Einzelne Abtheilungen des Werks fanden sogar in Unterrichtsanstalten Eingang, während in Nordamerika eine vollständige englische Ausgabe, in Schweden, Holland, Böhmen, der Türkei Ausgaben einzelner Abtheilungen erschienen. Um auch dieses große Unternehmen auf der Höhe der Zeit zu erhalten, beschloß die Verlagshandlung eine vollständige Regeneration desselben, wozu im Laufe des Jahres 1868 die umfassendsten Vorbereitungen getroffen wurden. Diese neue Bearbeitung wird in regelmäßiger Folge vom Jahre 1869 ab erscheinen unter dem Titel: «Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon», und 500 Tafeln Querfolio in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie nebst einem erläuternden Texte umfassen. Ausgezeichnete Fachmänner haben dabei die Ausführung der wissenschaftlichen Arbeiten übernommen, während bei der Herstellung des Bildlichen neben einem geläuterten Kunstgeschmack alle Fortschritte und Hülfsmittel in Anwendung kommen, welche die Ausbildung der graphischen Künste in neuester Zeit darbietet.

Zu den frühern, sich der Idee des «Conversations-Lexikon» anschließenden Unternehmungen der Verlagshandlung gehört die «Deutsche Taschen-Encyklopädie» (4 Bände, mit 50 Kupfern, Leipzig und Altenburg 1816—20), die im Verein mit verschiedenen Gelehrten und Schriftstellern unter Leitung von Professor Friedrich Hasse, späterm Redacteur des «Conversations-Lexikon», zur Ausführung gelangte. Das für seine Zeit trefflich gearbeitete Buch stellt sich, für den populären Zweck, die summarische Erklärung aller Hauptbegriffe in Wissenschaft und Kunst, Staat, Kirche und Gesellschaft zur Aufgabe und enthält auch am Schlusse eine Reihe encyklopädischer Tafeln, welche die innere Verbindung oder den Organismus des menschlichen Wissens zur Anschauung bringen. Ferner gehört hierher das Werk: «Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung» (4 Bände in Quart, Leipzig 1837—41), das erste Werk solcher Art, welches Wort und Bild in ausgedehnter Weise miteinander vereinigt. Dasselbe hat zum Ziele, allen Volksklassen, auch den weniger gebildeten, eine gemeinfaßliche Auskunft über die im gewöhnlichen Leben vorkommenden Dinge und Personen, besonders über praktische Gegenstände und die dahin einschlagenden Fragen, zu gewähren und unterstützt seine Belehrungen durch mehr als 1200 in den Text eingefügte Abbildungen und 45 in Kupfer gestochene Landkarten.

Ein anderes Werk, das unmittelbar aus dem «Conversations-Lexikon» hervorging, ist das «Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon für den Handgebrauch». Da das Hauptwerk, trotz seines mäßigen Umfangs, in manchen Fällen nicht bequem und handlich genug erschien, auch seine Anschaffung dem weniger Bemittelten, ungeachtet des verhältnißmäßig billigen Preises, beschwerlich fallen kann, so unternahm die Verlagshandlung die Herstellung dieses kleinern Werks, das alle Artikel des «Conversations-Lexikon» in verkürzter Fassung und überdies, als Nachschlagebuch, die Erklärung der

Fremdwörter sowie eine große Menge sächlicher Notizen aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst enthält. Die erste Auflage des «Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon» (4 Bände, 1854—56) fand im Publikum eine entschiedene Theilnahme, und schon nach fünf Jahren sah sich die Verlagshandlung veranlaßt, eine zweite Auflage des Werks (4 Bände, 1861—64) zu veranstalten, die sich durch zweckmäßige Neubearbeitung und eine ungemeine Vermehrung der Artikelzahl auszeichnet. Beide Auflagen sind von Wilhelm Cramer redigirt.

Außerdem stellt sich dem «Conversations-Lexikon» zur Seite das «Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon» (7 Bände, 1860—65), redigirt von Dr. Rudolf Arendt, eine Encyklopädie, welche die Wissenschaften, hauptsächlich die Naturwissenschaften, in ihrer Anwendung auf das praktische Leben behandelt. Insofern dieses seinem Inhalte nach höchst schätzbare, mit 416 in den Text gedruckten Holzschnitten versehene Werk bestimmte Wissensgebiete in populärer Weise zur Darstellung bringt, theilt es in den ihm zugemessenen Kreisen die Tendenz des «Conversations-Lexikon». Dagegen unterscheidet es sich von letzterm im wesentlichen dadurch, daß es sich nicht die allgemeine Geistescultur zur Aufgabe stellt, sondern vielmehr das rein praktische Interesse im Haus- und Familienleben wahrnehmen und fördern will.

Zu den encyklopädischen Werken, welche die Popularisirung der Wissenschaft anstreben, gehört auch das berühmte «Staats-Lexikon» von Rotteck und Welcker, das mit der dritten Auflage 1856 in den Verlag der Firma F. A. Brockhaus übergegangen ist. Das Werk wurde unter Karl Welcker's Leitung und unter dem Titel «Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände» (3. Auflage, 14 Bände, Leipzig 1856—66) einer beinahe vollständigen Neubearbeitung und zugleich einer bedeutenden Erweiterung unterworfen, wie sie die Fortschritte der politischen Wissenschaften und das erhöhte Bedürfniß der gebildeten Welt nothwendig machten. Wenn das «Staats-Lexikon» in seiner Tendenz mit dem «Conversations-Lexikon» übereinstimmt, ist es doch andererseits eine Special-Encyklopädie, die ihre Stoffe in aller Fülle des Detail zu entwickeln vermag und neben dem Zwecke theoretischer Belehrung auch unmittelbar der politischen Praxis dient.

Endlich wurde von der Verlagshandlung des «Conversations-Lexikon» im Jahre 1868 noch die Veröffentlichung einer Special-Encyklopädie begonnen, die auf dem Gebiete der christlichen Theologie, insbesondere aber der Bibelforschung die Resultate der modernen Wissenschaft übersichtlich und in allgemein verständlicher Ausdrucksweise zusammenfassen soll. Das von Daniel Schenkel unter Mitwirkung der namhaftesten Bibelforscher unserer Zeit herausgegebene Werk führt den Titel «Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindemitglieder» und ist auf vier Bände berechnet. Auch dieses Unternehmen ist ein populäres, das nicht der theologischen Gelehrsamkeit als solcher dient, sondern in gemeinnütziger Weise die Ergebnisse der wahrhaft wissenschaftlichen Bibelforschung den Kreisen der Gebildeten zugänglich machen will.

So ist denn das «Conversations-Lexikon», als die nach Ursprung und Charakter vorzugsweise populäre Encyklopädie, von einer Reihe von Neben- und Specialwerken umgeben, die nach Bedürfniß das Stammwerk ergänzen, vertiefen und auf den einzelnen Lebensgebieten weiter entwickeln. Der Einfluß, den dieser ganze Complex von Werken, das «Conversations-Lexikon» an der Spitze, auf die allgemeine Geistesbildung unsers Jahrhunderts geübt hat, ist hoch anzuschlagen, zumal ihre Verbreitung und

Wirksamkeit, bei ihrer universellen und weltbürgerlichen Tendenz, weit über die Grenzen Deutschlands, ja Europas hinausreichen. Dennoch aber kann das «Conversations-Lexikon», ungeachtet seines Humanismus, mit Recht auf den Namen eines deutschen Nationalwerks Anspruch machen. Das Werk ist dem deutschen Bildungsbedürfnisse entsprungen und hat diesem Bedürfnisse bereits mehr als ein halbes Jahrhundert gedient. Es ist seinem Inhalte nach der populäre Ausdruck der deutschen Wissenschaft und repräsentirt in der Reihe seiner verschiedenen Auflagen sowol die Fortschritte als überhaupt den Reichthum und die Universalität der deutschen Geistescultur. Insbesondere aber prägt sich dieser Charakter des Werks in der neuen Bearbeitung aus, deren Schluß wir hiermit dem Publikum übergeben. Alle Stände und Berufsklassen des deutschen Volks werden auch in ihr wieder eine reiche Quelle sachlicher Belehrung und ein tüchtiges Förderungsmittel allgemeiner humaner Bildung finden.

Leipzig, im October 1868.

Redaction und Verlagshandlung des Conversations-Lexikon.

Verzeichniß der Mitarbeiter des Conversations-Lexikon.

(Die Mitarbeiter der elften Auflage sind durch * bezeichnet.)

Oberbibliothekar Prof. Dr. Joh. Valent. Adrian in Gießen, gest. 1864.
* Heinr. Albrecht in München.
* Bibliothekar C. Allendorf in Petersburg.
* Dr. Friedr. Althaus in London.
Dr. Jul. Altmann in Berlin.
Geh. Medicinalrath Dr. Friedr. Aug. von Ammon in Dresden, gest. 1861.
Hofrath Christian Karl André in Stuttgart, gest. 1831.
Dr. Karl Andree in Dresden.
* Dr. Rich. Andree in Leipzig.
Dr. Joh. Aug. Apel in Leipzig, gest. 1816.
Oberbibliothekar Prof. Dr. Wilh. Aug. Arendt in Löwen.
Appellationsgerichtspräsident Christoph Freih. von Aretin in München, gest. 1834.
Prof. Dr. Friedr. Wilh. Aßmann in Braunschweig.
Geh. Hofrath Prof. Dr. Karl Friedr. Bachmann in Jena, gest. 1855.
Dr. Friedr. Bamberg in Paris.
Oberbürgermeister Friedr. Wilh. von Bärensprung in Berlin, gest. 1841.
Dr. Adolf Barkhausen in Leipzig, gest. 1841.
* Prof. Dr. Karl Bartsch in Rostock.
Rector Dr. Detl. Karl Wilh. Baumgarten-Crusius in Meißen, gest. 1845.
Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Ludw. Friedr. Otto Baumgarten-Crusius in Jena, gest. 1843.
Hofrath Bibliothekar Ludw. Bechstein in Meiningen, gest. 1860.
* Dr. E. Behm in Gotha.
Geh. Hofrath Dr. Jos. Beck in Heidelberg.
Dr. Gottfr. Wilh. Becker in Leipzig, gest. 1854.
Organist Dr. Karl Ferd. Becker in Leipzig.
Prof. Dr. Karl Friedr. Adam Beier in Leipzig, gest. 1828.
Prof. Joh. Friedr. Benzenberg in Bill bei Düsseldorf, gest. 1846.
Oberforstrath Karl Heinr. Edm. Freih. von Berg in Dresden.
Dr. Leo Bergmann in Dresden.
* Major Karl Gust. von Berneck in Berlin.
Hofrath Bibliothekar Dr. Karl Christian Sigism. Bernhardi in Kassel.
Prof. Dr. Christoph Bernoulli in Basel, gest. 1863.
* Eduard Bernsdorf in Leipzig.
Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Friedr. Wilh. Bessel in Königsberg, gest. 1846.
Dr. Heinr. Bettziech-Beta in Berlin.
* Prof. Dr. Friedr. Karl Biedermann in Leipzig.
* Domprediger Prof. Dr. Ludw. Gottfr. Blanc in Halle, gest. 1866.
Educationsrath Bernh. Heinr. Blasche in Waltershausen, gest. 1832.
* Generalconsul Dr. Otto Blau in Serajevo.
Rob. Blum in Leipzig, gest. 1848.
Prof. Dr. Karl Ernst Bock in Leipzig.
Geh. Kirchenrath Generalsuperintendent Dr. Ernst Gottfr. Adolf Böckel in Oldenburg, gest. 1854.
Prof. Dr. Aug. Boltz in Berlin.
Hofrath Kurt von Bose in Emmaburg.
Staatsrath Rud. Heinr. Bernh. von Bosse in Braunschweig, gest. 1855.
Hofrath Dr. Karl Aug. Böttiger in Dresden, gest. 1835.
Hofrath Prof. Dr. Karl Wilh. Böttiger in Erlangen, gest. 1862.
Kasp. Johannes Boye in Helsingör.
* Prof. Dr. Hugo Franz Brachelli in Wien.
Dr. Raim. Dietr. Brachmann in Leipzig, gest. 1861.
* Prof. Dr. Heinr. Bernh. Christian Brandes in Leipzig.

Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Christian Aug. Brandis in Bonn, gest. 1867.
* H. Brämer in Berlin.
* Oberappellationsgerichtsanwalt Dr. Karl Braun in Berlin.
Dr. Aug. Emil Braun in Rom, gest. 1856.
Dr. Franz Brendel in Leipzig.
Oberconsistorialdir. Generalsuperint. Dr. Karl Gottlieb Bretschneider in Gotha, gest. 1848.
* Prof. Dr. Herm. Brockhaus in Leipzig.
* Prof. Dr. Karl Bruhns in Leipzig.
Hofgerichtsadvocat Dr. Karl Buchner in Darmstadt.
* Dr. Aurelio Buddeus in Frankfurt a. M.
* Prof. Dr. Max Büdinger in Zürich.
Prof. Dr. Friedr. Bülau in Leipzig, gest. 1859.
Kammerherr Karl Eduard von Bülow auf Ötthishausen, gest. 1853.
Dr. Jak. Burckhardt in Basel.
* Prof. Dr. Konr. Bursian in Zürich.
Consistorialrath Joh. Günther Friedr. Cannabich in Sondershausen, gest. 1859.
Dr. Friedr. Wilh. Carové in Heidelberg, gest. 1852.
Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Karl Gust. Carus in Dresden.
Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Joh. Ludw. Casper in Berlin, gest. 1864.
Prof. Ernst Friedr. Florens Chladni in Breslau, gest. 1827.
Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Ludw. Choulant in Dresden, gest. 1861.
* Dr. Friedr. Chrysander in Bergedorf bei Hamburg.
Prof. Aug. Cotta in Tharand, gest. 1860.
* Bergrath Prof. Dr. Bernh. von Cotta in Freiberg.
Dr. Friedr. Matth. Gottfr. Cramer in Halberstadt, gest. 1836.
Dr. Friedr. Crüger in Turin, gest. 1859.
Prof. Dr. Adelb. Cybulski in Berlin.
Geh. Consistorialrath Prof. Dr. Joh. Traug. Leber. Danz in Jena, gest. 1851.
Generalmajor Dr. Karl von Decker in Berlin, gest. 1844.
* Prof. Dr. Nicol. Delius in Bonn.
Georg Bernh. Depping in Paris, gest. 1853.
* Director Dr. Eduard Devrient in Karlsruhe.
* Prof. Dr. Aug. Dillmann in Marburg.
Dr. Max Dittmann in Leipzig, gest. 1844.
Schuldirector M. Joh. Christian Dolz in Leipzig, gest. 1843.
Dr. Joh. Michael Heinr. Döring in Jena, gest. 1862.
Dr. Eduard Duller in Darmstadt, gest. 1853.
Hofrath Oberbibliothekar Dr. Friedr. Adolf Ebert in Dresden, gest. 1834.
Rector Prof. Dr. Friedr. Aug. Eckstein in Leipzig.
* Prof. Dr. Friedr. Eggers in Berlin.
Dr. Adolf Ellissen in Göttingen.
* Prof. Dr. A. Emminghaus in Heidelberg.
Kriegsministerialsecretär Karl Aug. Engelhardt in Dresden, gest. 1834.
Generalmajor Oberberghauptmann Wilh. Ludw. von Eschewege in Kassel, gest. 1855.
Dr. Karl Aug. Espe in Leipzig, gest. 1850.
Prof. Dr. Ernst Mor. Ludw. Ettmüller in Zürich.
* Dr. A. von Eye in Nürnberg.
Hofrath Oberbibliothekar Dr. Karl Falkenstein in Dresden, gest. 1855.
Prof. Dr. Gust. Theod. Fechner in Leipzig.
Director Dr. Friedr. Ernst Feller in Gotha.
Prof. Dr. Heinr. Dav. Aug. Ficinus in Dresden, gest. 1857.
Oberlehrer Dr. Eduard Fiedler in Zerbst, gest. 1850.
Dr. Gottfr. Wilh. Fink in Leipzig, gest. 1846.
Archidiakonus Dr. Rud. Rich. Fischer in Zwickau, gest. 1855.
Prof. Dr. Gust. Leber. Flügel in Dresden.
Dr. Ernst Joach. Förster in München.
Hofrath Prof. Dr. Friedr. Förster in Berlin, gest. 1868.
Prof. Karl Förster in Dresden, gest. 1841.
* Prof. Dr. Karl Fortlage in Jena.
Dr. Herm. Franck in Berlin, gest. 1855.
Superintendent Dr. Friedr. Francke in Schneeberg.
Prediger Joh. Heinr. Franz in Mogelsberg.
Oberkatechet Prof. Dr. Gust. Adolf Fricke in Leipzig.
Bibliothekar Dr. Jul. Friedländer in Berlin.
Prof. Dr. Ludw. Herm. Friedländer in Halle, gest. 1851.
* Dr. C. F. Frisch in Stockholm.
* Prof. Dr. Fruin in Leyden.
Secretär Franz Xaver Gabelsberger in München, gest. 1849.
* Oberrabbiner Dr. Abr. Geiger in Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Eduard Gerhard in Berlin, gest. 1867.
Hofrath Oberbibliothekar Dr. Ernst Gotthelf Gersdorf in Leipzig.
Dr. Karl Friedr. Wilh. Gerstäcker in Leipzig, gest. 1852.
Consistorialrath Prof. Dr. Friedr. Heinr. Wilh. Gesenius in Halle, gest. 1842.
Friedr. Wilh. Giehne in Karlsruhe.
Prof. Dr. Ludw. Wilh. Gilbert in Leipzig, gest. 1824.
Dr. Friedr. Gleich in Leipzig, gest. 1842.
* Prof. Dr. Rud. Gneist in Berlin.
Dr. Karl Goedeke in Göttingen.
Prof. Dr. Joh. Dav. Goldhorn in Leipzig, gest. 1836.
Dr. Karl Jul. Goldhorn in Leipzig.
* Prof. Dr. Rich. Gosche in Halle.
Hauptmann Adolf Gotthardt in Hannover.
* Hofrath Dr. Rud. Gottschall in Leipzig.
Jak. Graf Gråberg von Hemsö in Florenz, gest. 1847.
* Hauptmann Karl Gräfe in Wittenberg, gest. 1867.
Director Dr. Heinr. Gräfe in Bremen, gest. 1868.
Dr. Friedr. Dav. Gräter in Ulm, gest. 1830.
Dr. Friedr. Georg Christian Greiner in Eisenberg.
Geh. Rath Prof. Dr. Joh. Gottfr. Gruber in Halle, gest. 1851.
Francis Grund in Philadelphia.
Oberconsistorialrath Dr. Karl von Grüneisen in Stuttgart.
Prof. Dr. Gottschalk Eduard Guhrauer in Breslau, gest. 1854.
Dr. Friedr. Günther in Bernburg.
Dr. Theod. Haarbrücker in Berlin.
* Prof. Dr. Heinr. Gottlob Friedr. Christian Haase in Breslau, gest. 1867.
Obergerichtsadvocat Dr. Friedr. Haun in Kassel.
Dr. Ludw. Hain in München, gest. 1836.
* Ministerialrath Dr. Wilh. Hamm in Wien.
* Prof. Dr. Heinr. Handelmann in Kiel.
* Prof. Dr. Wilh. Gottlieb Hankel in Leipzig.
Dr. Georg Wilh. Heinr. Häring in Arnstadt.
Prof. Dr. Karl Gust. Hartenstein in Jena.
Geh. Regierungsrath Dr. Theod. Konr. Hartleben in Manheim, gest. 1827.
Dr. Franz Hartmann in Leipzig, gest. 1853.
Dr. Karl Friedr. Alex. Hartmann in Leipzig, gest. 1863.
Hofrath Dr. Heinr. Hase in Dresden, gest. 1842.
Prof. Dr. Friedr. Christian Aug. Hasse in Leipzig, gest. 1848.
Dr. Joh. Georg Heinr. Hassel in Weimar, gest. 1829.
* Dr. Paul Hassel in Berlin.
Prof. Dr. Mor. Haupt in Berlin.
* Hofrath Prof. Dr. Ludw. Häusser in Heidelberg, gest. 1867.
Prof. Dr. Wilh. Havemann in Göttingen.
Hofrath Prof. Dr. Joh. Christian Friedr. Aug. Heinroth in Leipzig, gest. 1843.
Prof. Dr. Karl Gust. Helbig in Dresden.
* Hofrath Prof. Dr. Joseph von Held in Würzburg.
* Prof. Dr. Adolf Held in Bonn.
Friedr. Ferd. Hempel in Altenburg, gest. 1836.
Consistorialrath Prof. Dr. Ernst Ludw. Theod. Henke in Marburg.
Dr. Wilh. Henzen in Rom.
* Prof. Dr. Ewald Hering in Wien.
Dr. Karl Heinr. Hermes in Stettin, gest. 1856
* Prof. Dr. Gustav Friedr. Hertzberg in Halle.
* Prof. Dr. E. Herzog in Tübingen.
Prof. Dr. Karl Herzog in Bern.
Hofrath Bibliothekar Dr. Ludw. Friedr. Hesse in Rudolstadt, gest. 1867.
* Prof. Dr. Herm. Hettner in Dresden.
* Prof. Dr. Bruno Hildebrand in Jena.
Hermann Hirschbach in Leipzig.
* Prof. Dr. Herm. Höck in Leipzig.
* Prof. Dr. Franz von Holtzendorff in Berlin.
* Dr. Heinr. Homberger in Florenz.
Geh. Rath Jos. Freih. von Hormayr in München, gest. 1848.
J. E. Horn in Paris.
Generalmajor Joh. Gottfr. von Hoyer in Halle, gest. 1848.
Therese Huber, geb. Heyne, in Augsburg, gest. 1829.
Prof. Dr. Victor Aimé Huber in Wernigerode.
Director Prof. Dr. Jul. Ambr. Hülße in Dresden.
* Johann Hunfalvy in Pesth.

* Paul Hunfalvy in Pesth.
* Dr. Hugo Huppert in Leipzig.
Joh. Christian Hüttner in London, gest. 1847.
Dr. Karl Ludw. Ideler in Berlin, gest. 1842.
Bibliothekar Heinr. Joh. Jäck in Bamberg, gest. 1847.
Prof. Dr. Philipp Karl Georg Jacob in Halle, gest. 1849.
Dr. Karl Jacobitz in Leipzig.
Geh. Hofrath Friedr. Christian Wilh. Jacobs in Gotha, gest. 1847.
Conrector Dr. Joh. Christian Jahn in Leipzig, gest. 1847.
* Prof. Dr. Otto Jahn in Bonn.
Staatsrath Prof. Dr. Ludw. Heinrich von Jakob in Halle, gest. 1827.
Stadtprediger Dr. Leber. Sigism. Jaspis in Dresden, gest. 1858.
Dr. Joh. Peter Jordan in Prag.
Dr. Gust. Julius in London, gest. 1851.
Dr. Nik. Heinr. Julius in Hamburg, gest. 1862.
* Prof. Dr. Bernh. Jülg in Innsbruck.
Kramermeister Karl Junghanns in Leipzig, gest. 1850.
Dr. Karl Heinr. Jürgens in Wiesbaden, gest. 1860.
Staatsrath Prof. Dr. Ludw. Friedr. Kämtz in Petersburg, gest. 1867.
* Dr. Friedr. Kapp in Neuyork.
* Director Karl Karmarsch in Hannover.
Oberst Franz von Kausler in Ludwigsburg, gest. 1848.
Hofrath Dr. Christian Keferstein in Halle.
* Prof. Dr. Kern in Leyden.
* Justizrath Dr. Karl Theod. Kind in Leipzig.
Stadtgerichtsrath Dr. Mor. Kind in Leipzig, gest. 1846.
Senator Dr. Gust. Heinr. Kirchenpaur in Hamburg.
Rector Prof. Dr. Jul. Ludw. Klee in Dresden, gest. 1867.
* Prof. Dr. Gustav Adolf von Klöden in Berlin.
* Dr. Moritz Kloss in Dresden.
* Dr. Emil Kluge in Chemnitz, gest. 1864.
* Bibliothekar Dr. Karl Klüpfel in Tübingen.
Prof. Dr. Wilh. Knop in Leipzig.
Theod. von Kobbe in Oldenburg, gest. 1845.
* Prof. Dr. Herm. Aug. Theodor Koechly in Heidelberg.
Dr. Heinr. Jos. Koenig in Wiesbaden.
* Bibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar.
* Dr. Georg Fr. Kolb in Frankfurt a. M.
* Dr. Eduard Kolloff in Paris.
Dr. Wilh. Körte in Halberstadt, gest. 1846.
Prof. Dr. Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten in Greifswald, gest. 1860.
Prof. Dr. Reinhold Köstlin in Tübingen, gest. 1856.
Superintendent Dr. Friedr. Aug. Koethe in Allstädt, gest. 1850.
Rector Dr. Friedr. Karl Kraft in Hamburg, gest. 1866.
Prof. Dr. Karl Christian Friedr. Krause in Dresden, gest. 1832.
Universitätsprediger Prof. Dr. Aug. Ludw. Gottlob Krehl in Leipzig, gest. 1855.
Oberappellationsrath Dr. Paul Ludolf Kritz in Dresden.
* Dr. Krohn in Helsingfors.
Prof. Dr. Wilh. Traug. Krug in Leipzig, gest. 1842.
Staatsrath Prof. Dr. Friedr. Karl Herm. Kruse in Leipzig, gest. 1866.
Prof. Dr. Karl Leberecht Krutsch in Tharand, gest. 1852.
Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Franz Theod. Kugler in Berlin, gest. 1858.
Dr. Ferd. Gust. Kühne in Dresden.
Prof. Dr. Gust. Kunze in Leipzig, gest. 1851.
* Dr. Aug. Kurtzel in Leipzig.
* Theodor Küster in London.
Geh. Hofrath Karl Theod. von Küstner in Leipzig, gest. 1866.
Prof. Dr. Friedr. Traug. Kützing in Nordhausen.
* Dr. Hans Lambel in Wien.
Prof. Wilh. Aug. Lampadius in Freiberg, gest. 1842.
* Wilh. Lampmann in Genf.
Major Aug. Bernh. Freih. von Landsberg in Dresden.
Karl Heinr. Ritter von Lang in Ansbach, gest. 1835.
* Dr. Max Lange in Leipzig.
Jul. Lehmann in Berlin.
Dr. Friedr. Wilh. Lembke in Madrid.
* Prof. H. Lemming in Madrid.
* Heinr. Lempertz in Köln.
Prof. Dr. Heinr. Leo in Halle.

Dr. Aug. Leskien in Göttingen.
* Prof. Dr. Karl Rich. Lepsius in Berlin.
Dr. Titus Herm. Jul. Leyser in Leipzig, gest. 1843.
Wilh. Adolf Lindau in Dresden, gest. 1849.
Staatsminister Bernh. Aug. von Lindenau in Altenburg, gest. 1854.
Legationsrath Dr. Friedr. Ludw. Lindner in Stuttgart, gest. 1845.
Prof. Dr. Friedr. Wilh. Lindner in Leipzig, gest. 1864.
* Prof. Dr. Rich. Adelbert Lipsius in Kiel.
Dr. Friedr. List in Stuttgart, gest. 1846.
Prof. Director Dr. Jos. Joh. von Littrow in Wien, gest. 1840.
Dr. William Löbe in Leipzig.
Dr. Löbel in Leipzig, gest. 1798.
Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Joh. Wilh. Loebell in Bonn, gest. 1863.
Oberinspector Wilh. Gotthelf Lohrmann in Dresden, gest. 1840.
Musiklehrer Lorenz in Winterthur.
* Frederick Lowe in Berlin, gest. 1867.
Dr. Jul. Löwenberg in Berlin.
Prof. Dr. Wilh. Lübke in Zürich.
Dr. Friedr. Gottfr. Herm. Lucanus in Halberstadt.
* Director Dr. Friedr. Lübker in Flensburg, gest. 1867.
Dr. Herm. Lüdemann in Hamburg, gest. 1855.
Rath Kammersecretär Ludw. Lüders in Altenburg, gest. 1822.
Educationsrath Prof. Dr. Karl Wilh. Ed. Mager in Wiesbaden, gest. 1858.
* Prof. Dr. C. Maiorescu in Jassy.
Ernst Friedr. Georg Otto Freih. von der Malsburg in Kassel, gest. 1824.
* Wirkl. Staatsrath Prof. Dr. J. H. von Mädler in Bonn.
Dr. Traug. Märcker in Berlin.
Herm. Marggraff in Leipzig, gest. 1864.
Prof. Dr. Rud. Marggraff in München.
Kirchen- und Schulrath Dr. Aug. Heinr. Matthiä in Altenburg, gest. 1835.
Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Konr. Benj. Meißner in Dresden.
Oberpostamtssecretär Herm. Mertens in Leipzig, gest. 1858.
Prof. Joh. Georg Friedr. Messerschmidt in Altenburg, gest. 1831.
* Dr. Eduard Meyen in Berlin.
Domherr Friedr. Joh. Lor. Meyer in Hamburg, gest. 1844.
Dr. Christian Friedr. Michaelis in Leipzig, gest. 1834.
* Dr. Jul. Michaelis in Freiberg.
* Prof. Dr. Theod. Möbius in Kiel.
Bergrath Prof. Dr. Friedr. Mohs in Wien, gest. 1839.
Dr. Wilh. Bernh. Mönnich in Nürnberg.
Dr. Andr. David Mordtmann in Konstantinopel.
Prof. Dr. Karl Friedr. Mosch in Liegnitz.
Oberconsistorialrath Dr. Friedr. Mosengeil in Meiningen, gest. 1839.
Regierungsrath Adam Heinr. Müller in Wien, gest. 1829.
Regierungsrath Alex. Müller in Weimar, gest. 1844.
Prof. Dr. Corn. Müller in Hamburg.
Hofrath Karl Ludw. Methus. Müller in Leipzig, gest. 1837.
Hofrath und Bibliothekar Dr. Wilh. Müller in Dessau, gest. 1827.
* Prof. Dr. Friedr. Max Müller in Oxford.
Hofrath Amad. Gottfr. Adolf Müllner in Weißenfels, gest. 1829.
Geh. Hofrath Oberbibliothekar Dr. Ernst Herm. Jos. von Münch in Stuttgart, gest. 1841.
Prof. Dr. Theod. Mundt in Berlin, gest. 1861.
Prof. Karl Heinr. Wilh. Münnich in Dresden.
Dr. Joh. Karl Adam Murhard in Kassel, gest. 1863.
Oberbibliothekar Dr. Emil Wilh. Rob. Naumann in Leipzig.
Geh. Bergrath Prof. Dr. Karl Friedr. Naumann in Leipzig.
Geh. Justizrath Dr. Joh. Dan. Ferd. Neigebaur in Breslau, gest. 1866.
Intendanturrath Friedr. Wilh. Neumann in Berlin, gest. 1834.
Prof. Dr. Karl Friedr. Neumann in Berlin.
Kanzler und Oberconsistorialrath Dr. Aug. Herm. Niemeyer in Halle, gest. 1828.
Prof. Dr. Herm. Agathon Niemeyer in Halle, gest. 1851.
Director Friedr. Eduard Noback in Dresden.
Geh. Rath Oberpostdir. Dr. Jos. Christian Emil Nürnberger in Landsberg a. d. W., gest. 1848.
Dr. Jul. Obst in Leipzig.
Hofrath Prof. Dr. Lorenz Oken in Zürich, gest. 1851.
Theod. Olshausen in Zürich.
* Rechtsanwalt Dr. Heinr. Alb. Oppermann in Nienburg.
* Prof. Dr. Jul. Oppert in Paris.
Staatsrath Prof. Dr. Karl Ed. Otto in Leipzig.

Dr. Georg Christian Otto (Georgius) in Baireuth, gest. 1828.
Prof. Dr. Joh. Adolf Overbeck in Leipzig.
Prof. Dr. Franz Palacky in Prag.
Prof. Dr. Wilh. Fred. Palmblad in Upsala, gest. 1852.
* Oberlehrer Dr. Joh. Gottlob Panitz in Leipzig.
Director Joh. Dav. Passavant in Frankfurt a. M., gest. 1861.
Prof. Dr. Franz Ludw. Karl Friedr. Passow in Breslau, gest. 1833.
Prof. Dr. Wilh. Arthur Passow in Thorn, gest. 1864.
Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus in Heidelberg, gest. 1851.
Archidiakonus Dr. Christoph Adolf Peschel in Zittau, gest. 1859.
Prof. Dr. Wilh. Ludw. Petermann in Leipzig, gest. 1855.
Kirchen- und Schulrath Friedr. Erdm. Petri in Bautzen, gest. 1850.
Dr. Karl Pfaff in Eßlingen.
* Prof. Dr. Franz Pfeiffer in Wien, gest. 1868.
Prof. Dr. Gust. Pfizer in Stuttgart.
Major Heinr. Aug. Pierer in Altenburg, gest. 1850.
* Ant. Ernst Oskar Pilz in Leipzig.
* Dr. Herm. Heinr. Ploß in Leipzig.
Generalmajor Plümicke in Berlin.
Prof. Dr. Hans Friedr. Pohl in Leipzig, gest. 1850.
Geh. Rath Prof. Dr. Karl Heinr. Ludw. Pölitz in Leipzig, gest. 1838.
* Prof. Dr. Heinr. Ludw. Polsberw in Berlin.
Hofrath Prof. Dr. Joh. Heinr. Mor. von Poppe in Tübingen, gest. 1854.
Prof. Dr. Ed. Pöppig in Leipzig, gest. 1868.
* Prof. Dr. Aug. Friedr. Pott in Halle.
Geh. Hofrath Prof. Dr. Friedr. Aug. Benj. Puchelt in Heidelberg, gest. 1856.
Advocat Dr. Ludw. Puttrich in Leipzig, gest. 1856.
Director Dr. Karl Ramshorn in Leipzig.
* Prof. Dr. Rud. von Raumer in Erlangen.
Hofrath Prof. Dr. Heinr. Gottlieb Ludw. Reichenbach in Dresden.
Prof. Dr. Karl Alex. Freih. von Reichlin-Meldegg in Heidelberg.
Hofrath Karl Reinhard in Zossen, gest. 1840.
Geh. Hofrath Prof. Dr. Christian Ernst Gottlieb Jens Reinhold in Jena, gest. 1855.
Heinr. Ludw. Rellstab in Berlin, gest. 1860.
Prof. Dr. Friedr. Wilh. Rettberg in Marburg, gest. 1849.
* Dr. Herm. Reuchlin in Stuttgart.
* Geh. Legationsrath Dr. Alfr. von Reumont in Aachen.
Prof. Dr. Georg Friedr. Heinr. Rheinwald in Bonn, gest. 1849.
* Prof. Rhousopoulos in Athen.
Musikdirector Friedr. Aug. Riccius in Hamburg.
Oberconsistorialrath Prof. Dr. Aemil. Ludw. Richter in Berlin, gest. 1864.
K. Friedr. Enoch Richter in Hamburg, gest. 1834.
Prof. Dr. Herm. Eberh. Richter in Dresden.
Advocat Dr. Theod. Eduard Richter in Leipzig.
Prof. Dr. Wilh. Heinr. Riehl in München.
Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Friedr. Wilh. Ritschl in Leipzig.
* Prof. Dr. Emil Rödiger in Berlin.
* Director Wilh. Röhrich in Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Rich. Roepell in Breslau.
Geh. Hofrath Prof. Dr. Wilh. Roscher in Leipzig.
* Generalconsul Dr. Georg Rosen in Belgrad.
Archivar Dr. Bernh. Röse in Weimar.
Dr. Jul. Rosenbaum in Halle.
Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Joh. Karl Friedr. Rosenkranz in Königsberg.
Prof. Dr. Ernst Friedr. Karl Rosenmüller in Leipzig, gest. 1835.
Prof. Dr. Ludw. Roß in Halle, gest. 1859.
Hofrath Karl von Rotteck in Freiburg, gest. 1840.
Consistorialrath Dr. Andr. Gottlob Rudelbach in Kopenhagen, gest. 1862.
Kammerassessor Friedr. Aug. Rüder in Leipzig, gest. 1857.
Dr. Arnold Ruge in Brighton.
* Dr. Sophus Ruge in Dresden.
* Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Christian Georg Ruete in Leipzig, gest. 1867.
* Stadtrath Dr. Heinr. Runge in Berlin.
* Major Caesar Rüstow in Königsberg, gest. 1866.
* Oberst Wilh. Rüstow in Unterstraß bei Zürich.
Karl Friedr. Ludw. Felix Freih. von Rumohr in Dresden, gest. 1843.
Prof. Dr. Friedr. Jak. Christoph Saalfeld in Göttingen, gest. 1834.
Oberstudien- und Oberschulrath Dr. Theod. Schacht in Darmstadt.
Prof. Joh. Ludw. von Schedius in Pesth, gest. 1847.

* Baurath Dr. Hermann Scheffler in Braunschweig.
* Cabinetsbibliothekar Dr. Aug. Scheler in Brüssel.
* Staatsrath Dr. Anton von Schiefner in Petersburg.
Dr. Joh. Friedr. Schink in Sagan, gest. 1835.
Hofrath Prof. Dr. Herm. Theod. Schletter in Leipzig.
Kammerrath Wilh. Ernst Aug. von Schlieben in Dresden, gest. 1839.
Pastor Ludw. Wilh. Schlosser in Großzschocher bei Leipzig.
Medicinalrath Dr. Eduard Schmalz in Dresden.
Prof. Dr. Heinr. Schmid in Heidelberg, gest. 1835.
Geh. Rath Prof. Dr. Karl Ernst Schmid in Jena, gest. 1852.
Dr. Adolf Schmidt in Wien.
* Prof. Dr. Adolf Schmidt in Jena.
* Schulrath Dr. Karl Schmidt in Gotha, gest. 1865.
Conrector Franz Friedr. Theod. Schmidt in Schleusingen.
Hofrath Dr. Joh. Karl Ludw. von Schorn in Weimar, gest. 1842.
Hofrath Aloys Wilh. Schreiber in Karlsruhe, gest. 1841.
Geh. Rath Prof. Dr. Friedr. Wilh. Schubert in Königsberg, gest. 1868.
Hof- und Bergrath Prof. Dr. Gotthilf Heinr. von Schubert in München, gest. 1860.
Dr. Wilh. Schulz in Göttingen, gest. 1860.
Studiendirector Oberst a. D. Karl Schulz in Berlin.
Wilh. von Schütz in Dresden, gest. 1847.
Oberstudien- und Consistorialrath Dr. Gust. Schwab in Stuttgart, gest. 1850.
Prof. Dr. Aug. Gottfr. Schweitzer in Poppelsdorf bei Bonn, gest. 1854.
Dr. Woldemar Seyffarth in Dresden.
Amtsphysikus Dr. Friedr. Jul. Siebenhaar in Dresden, gest. 1862.
Dr. Ernst Sievers in Rom.
Prof. Dr. Jos. Mich. Söltl in München.
Hofgerichtsadvocat Dr. Sommer in Kirchhunden.
Geh. Oberfinanzrath Joh. Dan. Ferd. Sotzmann in Berlin, gest. 1866.
Dr. Rich. Otto Spazier in Paris.
* Prof. Otto Speyer in Arolsen.
Medicinalrath Prof. Dr. Kurt Sprengel in Halle, gest. 1833.
Medicinalrath Dr. Ernst Stapf in Naumburg, gest. 1860.
* Oberpostrath Heinr. Stephan in Berlin.
Prof. Dr. Lorenz Stein in Wien.
Dr. Karl Steinacker in Holzminden, gest. 1847.
Geh. Archivrath Prof. Dr. Gust. Adolf Harald Stenzel in Breslau, gest. 1854.
* Dr. Sig. Stern in Frankfurt a. M., gest. 1867.
Dompropst Dr. Christian Ludw. Stieglitz in Leipzig, gest. 1836.
Appellationsrath Dr. Christian Ludw. von Stieglitz in Dresden, gest. 1854.
* Taubstummenlehrer Ernst Heinr. Stötzner in Leipzig.
* Gust. Strafforello in Turin.
Hofrath Prof. Dr. Karl Christian Gottlieb Sturm in Bonn, gest. 1826.
* Oberstlieutenant Dr. Emil von Sydow in Berlin.
Prof. Dr. Gottlieb Lukas Friedr. Tafel in Tübingen, gest. 1860.
Prof. Dr. Theod. Thon in Jena, gest. 1843.
Forstcommissar Christian Friedr. Gottlob Thon in Erfurt.
* Geh. Hofrath Prof. Dr. Lobegott Friedr. Konst. Tischendorf in Leipzig.
* Dr. Jul. Tittmann in Göttingen.
* Dr. Konst. Tomasczuk in Lemberg.
Oberappellationsrath Dr. Karl Georg Treitschke in Dresden, gest. 1855.
Regierungsbevollmächtigter P. Treschow-Hanson in Christiania, gest. 1843.
Dr. Ludw. Troß in Hamm.
* Dr. Joh. Jakob von Tschudi in Wien.
Superintendent Prof. Dr. Heinr. Gottlieb Tzschirner in Leipzig, gest. 1828.
Cantor und Musikdirector Christian Friedr. Herm. Uber in Dresden, gest. 1822.
Rector Dr. Gust. Georg von Uebelen in Stuttgart, gest. 1854.
Oberlandesgerichtsrath Friedr. von Uechtritz in Görlitz.
Geh. Legationsrath Karl Aug. Varnhagen von Ense in Berlin, gest. 1858.
Prof. Dr. Joh. Severin Vater in Halle, gest. 1826.
Dr. Mor. Veit in Berlin, gest. 1864.
Pastor Dr. Karl Heinr. Georg Venturini in Braunschweig, gest. 1849.
Director Dr. Joh. Karl Christoph Vogel in Leipzig, gest. 1862.
* Prof. Dr. Karl Vogt in Genf.
Geh. Hofrath Prof. Dr. Friedr. Siegm. Voigt in Jena, gest. 1850.
Prof. Dr. Ferd. Wachter in Lobeda, gest. 1861.
Dr. Gottlob Heinr. Adolf Wagner in Leipzig, gest. 1835.
Realschuldirector Dr. Karl Theod. Wagner in Leipzig.
Hofrath Dr. Rud. Wagner in Göttingen, gest. 1864.

* Prof. Dr. Rud. Wagner in Würzburg.
* Prof. Dr. Joh. Ed. Wappäus in Göttingen.
Rud. Weigel in Leipzig, gest. 1867.
* Prof. Dr. Gust. Weil in Heidelberg.
* Prof. Dr. Karl Weinhold in Kiel.
Geh. Rath Dr. Christian Alb. Weinlig in Dresden.
Prof. Dr. Jul. Weisbach in Freiberg.
* Dr. Heinr. Ad. Weiske in Leipzig.
Prof. Dr. Jul. Weiske in Leipzig.
Dr. Karl Heinr. Weller in Dresden, gest. 1854.
Hofrath Prof. Dr. Joh. Amad. Wendt in Göttingen, gest. 1836.
Prediger Alb. Werner in Trzemeszno bei Gnesen.
* Corvettenkapitän Reinhold Werner in Danzig.
Rob. Wesselhöft in Weimar, gest. 1852.
Prof. Rud. Wiegmann in Düsseldorf.
Dr. Paul Wigand in Wetzlar, gest. 1866.
Prof. Dr. Gust. Friedr. Wiggers in Rostock, gest. 1860.
* Prof. Dr. Mor. Willkomm in Dorpat.
Georg Franz Dietrich aus dem Winckell in Schierau, gest. 1839.
Fräulein Therese Emilie Henriette aus dem Winckel in Dresden, gest. 1867.
Hofrath Karl Gottfr. Theod. Winkler in Dresden, gest. 1856.
Dr. Eduard Winkler in Leipzig.
* Dr. Karl Wippermann in Kassel.
* Custos Dr. Ferd. Wolf in Wien, gest. 1866.
* Dr. Ad. Wolf in Wien.
Legationsrath Karl Friedr. von Woltmann in Prag, gest. 1817.
Kirchen- und Schulrath Dr. Joh. Benj. Wunster in Breslau, gest. 1830.
Prof. Dr. Christian Friedr. Wurm in Hamburg, gest. 1859.
Prof. Dr. Jul. Zacher in Halle.
Prof. Joh. Aug. Zeune in Berlin, gest. 1853.
* Hofrath Alex. Ziegler in Ruhla.
Dr. Karl Zimmer in Freiberg.
Dr. Joh. Wilh. Zinkeisen in Berlin, gest. 1863.
Prof. Aug. Ernst Zinserling in Warschau.
Bibliothekar Dr. Edm. Zoller in Stuttgart.
* Kanzleirath Karl Aug. Zschille in Dresden.
Dr. Leop. Zunz in Berlin.

V.

Venen oder **Blutadern** heißen diejenigen Blutgefäße, welche das Blut aus den Haargefäßen des Körpers aufnehmen und zu dem Herzen zurückführen. (S. Herz und Kreislauf.) Nachdem das hellrothe, sauerstoffreiche Blut aus den Arterien (s. d.) oder Pulsadern in den Haargefäßen zur Ernährung gedient hat, so erscheint das Venenblut dunkler und enthält weniger Sauerstoff und mehr Kohlensäure als das arterielle. Nur das Blut der Lungenvenen macht eine Ausnahme; es ist hellroth und sauerstoffreich, indem es in den Lungen Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure abgegeben hat. Weil zwischen die Arterien und V. das Haargefäßsystem eingeschaltet ist, zeigen die V. keinen Puls und das Blut steht in ihnen nicht unter so hohem Druck als das in den Arterien. Daher hören Blutungen aus den V. von selbst auf. In ihrem Bau sind die V. von den Arterien, außer durch ihre dünnern und weniger starren Wände, noch dadurch unterschieden, daß sie Klappen besitzen, welche sich bei einer Rückstauung des Bluts öffnen und dem Blut den Weg verlegen. Druck auf die V. (durch die Muskeln) befördert also Strömen des Bluts in der Richtung nach dem Herzen. Erweiterung und Verlängerung der V. führt zur Bildung der sog. Krampfadern (s. d.). Entzündung der V. bedingt Gerinnung des Bluts in ihnen. Wird das Gerinsel losgelöst, so kann es in das Herz gelangen und aus diesem in Arterien und so den Kreislauf in lebenswichtigen Organen (Lungen, Gehirn) aufheben.

Venerabile (lat., d. i. das Hochwürdige, Verehrungswürdige) heißt bei den Katholiken die geweihte Hostie, welche in der Monstranz aufbewahrt und sammt dieser, wenn sie zum Gottesdienste nöthig ist, im Tabernakel verschlossen wird.

Venerische Krankheiten, s. Syphilis.

Veneter (Veneti), in der alten Geographie der Name von drei Völkern. — Zunächst heißen also die Bewohner eines Theils der Nordküste des Adriatischen Meeres vor den Po- und Etschmündungen, von Herodot, der sie Heneter nennt, zu den Illyriern gerechnet. Von ihren celt. Nachbarn im Polande und in den Alpen ringsum bedrängt, schlossen sie sich, als die Römer zwischen dem ersten und zweiten Punischen Krieg sowol von der Pogegend als von Illyrien her ihnen nahe kamen, an diese an. Nach dem zweiten Punischen Krieg sorgten die Römer durch die Anlage der Colonie Aquileja (183 v. Chr.) dafür, daß ihre Herrschaft in dieser Gegend befestigt blieb. Seitdem gehörten die V., in deren Gebiet Patavium (Padua) der Hauptort war, zur Provinz Gallia Transpadana und kamen 43 v. Chr. mit dieser zu Italien. In der augusteischen Eintheilung Italiens bildete Venetia mit Istrien die zehnte Region, deren Hauptstadt Aquileja wurde. Von da an blieb dieser Landschaft bald mit engerm, bald in erweitertem Gebiet dieser Name. — Ferner bezeichnet man als V. eine gallische Völkerschaft an der Küste des Atlantischen Meeres, nördlich von der Mündung des Liger (Loire). In den Kriegen Cäsar's erscheinen sie als ein seetüchtiges Volk, gegen das die Römer 56 v. Chr. ihre erste Seeschlacht im Atlantischen Meer lieferten und nur nach heftiger Gegenwehr siegreich blieben. — Endlich werden Veneti oder Venedi bei Plinius dem Aeltern und bei Tacitus genannt die östl. Nachbarn der Germanen, d. h. die Wenden.

Venezuela (Vereinigte Staaten von), eine Conföderationsrepublik im Norden Südamerikas, wird im N. vom Antillenmeere, im O. vom Atlantischen Ocean und Britisch-Guiana, im S. von Brasilien, im Westen von Neugranada begrenzt und umfaßt (nach Codazzi) ein Areal von 20223 oder nach Abzug der im Westen und Osten streitigen Grenzgebiete von 17832 (nach Behm nur 17320) Q.-M. Es zerfällt seiner Bodenbeschaffenheit nach in zwei Haupttheile, in das Gebirgs- und in das Tiefland. Jenes läßt drei Systeme unterscheiden. Das erste bilden zwei Verzweigungen der Ostcordilleren von Neugranada, die sich bei Pamplona trennen. Der nordwärts gerichtete Zweig endet mit der nur 3860 F. hohen Sierra de Perijá in der Halbinsel

Goajira; der andere, nach Ostnordosten gerichtet, erhebt sich als Sierra-Nevada de Merida und de las Rosas viel bedeutender und bildet eine breite, compacte Masse, die alpine Region V.s, mit dem gegen 14100 F. hohen Picacho de la Sierra im Süden und dem 13200 F. hohen Nevado de Mucuchies im Osten der Stadt Merida. Das zweite System, das des Küstengebirgs von V., hängt in dem Cerro del Altar mit dem erstern zusammen, ist aber wegen seiner vom Cordillerensystem abweichenden Streichungslinien, die von Westen gegen Osten gerichtet, ein für sich bestehendes Gebirgssystem (mit der 8100 F. hohen Silla de Carácas), das die schönsten und cultivirtesten Striche des Landes enthält. Das dritte, völlig isolirte System ist das der Sierra-Parime in der südöstl. großen Provinz oder vielmehr Staate Guayana oder Guiana (s. d.). Das Tiefland besteht theils aus den unermeßlichen baumlosen Grasflächen der Llanos des Orinoco, die sich zwischen dem Küsten- und dem Parimegebirge von der Mündung des Orinoco bis zum Fuß der Cordilleras von Neugranada, gerade die Mitte des Landes einnehmend, von Osten gegen Westen hinziehen, theils aus der Region der Urwälder, die den ganzen Süden der Republik sowie auch einen großen Theil von Guiana einnimmt und theilweise zu dem großen Tieflande des Marañon gehört. V. ist durch seine vielen Flüsse sehr gut bewässert. Der Hauptstrom ist der riesige Orinoco (s. d.) mit dem größten Theile seiner Nebenflüsse, der das Land seiner Länge nach durchfließt. Der äußerste Süden wird von dem obern Theile des in den Marañon sich ergießenden Rio-Negro und seinen Zuflüssen durchströmt. Im äußersten Nordwesten befindet sich der 394 Q.-M. große See von Maracaibo, der durch die Wasserstraße des Saco de Maracaibo mit dem zwischen den Halbinseln Goajira und Paraguana begrenzten Golf von Maracaibo oder Golf von V., dem größten des Staats, in Verbindung steht. (S. Maracaibo.) Der Boden des Landes ist bis auf die felsigen Theile der Gebirge von großer Fruchtbarkeit, das Klima mild und gesund in den Gebirgen, sehr heiß und ungesund in den Tiefebenen und an der Meeresküste. Es bietet überall die Eigenschaften des Tropenklimas mit Modificationen nach Höhe oder Tiefe der Gegend. Eine Plage im Gebiete des Küstengebirgs sind die Erdbeben, die besonders 1812 und 1826 große Verwüstung anrichteten und 15. Juli 1853 die Stadt Cumana zerstörten. Die Natur gewährt auch in V., wie im übrigen tropischen Amerika, einen außerordentlichen Productenreichthum. Baumwolle, Tabačk, Zucker, Cacao, Kaffee, Vanille, Indigo und mehrere wichtige Droguen sind die hauptsächlichsten Handelsgegenstände. Die ungeheuern Urwälder liefern die herrlichsten Bau-, Tischler- und Farbehölzer. Südfrüchte, Ananas, Pisang, Palmen der verschiedensten Art, Manioc, Reis, Mais, Getreide gedeihen ganz vorzüglich. Außer den im tropischen Südamerika einheimischen Thieren findet man große Heerden halbwilder Pferde und Rinder, deren Zucht sowie die der Maulthiere eine Hauptbeschäftigung und vorzüglich in den Llanos betrieben wird. Die bedeutenden Schätze des Mineralreichs sind noch wenig benutzt. Am stärksten war bisher die Ausbeute an Kupfer. Auch Silber, Zinn und Quecksilber kommen vor. Ein reiches Goldlager wurde 1850 in der Nähe von Upata im Staate Guiana entdeckt, wo man auch aus dem Sande des Yuruari, eines Nebenflusses des Cuyuni, Gold wäscht. Hier hat sich Caratal aus einem Indianerdorf zu einer Stadt von 6000 E. erhoben, in der gegenwärtig große Compagnien zur Ausbeutung dieses südamerik. Californien in Thätigkeit sind. Steinkohlengruben finden sich an mehrern Orten. Auch Salz wird an verschiedenen Punkten der Nordküste reichlich gewonnen, ebenso Natron.

Die Einwohnerzahl belief sich 1839 auf 945348, darunter 260000 Weiße, 414151 Mischlinge aller Art, 49782 Negersklaven, 155000 civilisirte, 14000 unterworfene und 52415 unabhängige Indianer (in Guiana). Ein Census im J. 1844 ergab, ohne die unabhängigen Indianer, 1,218716 Seelen, darunter 1,173574 Freie, 23514 emancipirte und 21628 andere Sklaven. Seitdem hat keine allgemeine Zählung stattgefunden. Für 1854 wurde die Bevölkerungszahl, ohne die unabhängigen Indianer, auf 1,564433 berechnet und danach für das Jahr 1867 auf 2 Mill. geschätzt. Durch Gesetz von 1830 wurden alle von Sklaven Geborene mit dem Eintritt des 18. Lebensjahres für frei erklärt. Ein Gesetz vom 30. Mai 1854 führte zum Behuf des Freikaufens von Sklaven besondere Steuern ein, wonach voraussichtlich in wenigen Jahren die Sklaverei ganz aufgehört haben würde, wenn dasselbe nicht durch ein Decret vom J. 1856 wegen finanzieller Verlegenheit außer Wirksamkeit gesetzt worden wäre. Bis 1856 waren bereits 11967 Sklaven frei geworden. Bald darauf wurden sämmtliche Sklaven ohne Entschädigung der Besitzer für frei erklärt. Die Weißen sind, mit Ausnahme weniger Fremden und Colonisten, span. Ursprungs und span. Sprache und Sitten sowie die kath. Religion sind herrschend. Die Hauptbeschäftigungen bilden Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie ist noch unentwickelt. Merida, Truxillo, Barquisimeto und Tocuyo fertigen für das Landvolk grobe

Baumwollstoffe, Hängematten, Strohhüte und Thongeschirre; auch sind viele Gerbereien vorhanden. Ansehnlich dagegen ist der Handel, den der außerordentliche Reichthum an tropischen Producten aller Art und die große Menge Häfen, Rheden und Buchten gegenüber der reichen Inselwelt Westindiens mächtig fördern. Der Gesammtbetrag des Handels, an dem hauptsächlich die Vereinigten Staaten, England, Dänemark, Holland, die deutschen Hansestädte, Spanien, Frankreich theilnehmen, belief sich 1855/56 auf 15,291541 Pesos, wovon 6,996411 auf die Einfuhr, 8,295130 auf die Ausfuhr entfielen. Ueber die Handelsbewegung sowie auch über die Finanzverhältnisse sind seit 1857 infolge der polit. Wirren und der Bürgerkriege keine Berichte mehr publicirt worden. Der größte Theil des auswärtigen Handels wird durch die Häfen von La-Guaira, Puerto-Cabello, Maracaibo und Angostura oder Ciudad-Bolivar vermittelt. Ein Consularbericht für die pariser Weltausstellung 1867 gab die Gesammtausfuhr auf 14 Mill., die Einfuhr auf 8 Mill. Piaster, die Zahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe, selbst mit Einschluß der Küstenfahrer, auf nur 1600 Fahrzeuge von zusammen 160000 Tonnen an. Die Finanzen befinden sich gegenwärtig in einem trostlosen Zustande; das Deficit wuchs seit 1848 mehr und mehr, sodaß man zu neuen Anleihen und zur Abgabenerhöhung schritt. 1857 waren die Einnahmen auf 16,454951 Pesos gestiegen, deckten aber nicht die Ausgaben, welche 17,130970 Pesos betragen. Die Staatsschuld wurde 1859 zu 28,532025 Pesos berechnet, und zwar die auswärtige zu 26,152766, die innere zu 2,379259 Pesos. Ende 1862 wurde die auswärtige Schuld abermals durch eine in London zu 62 Proc. gemachte Anleihe um 1 Mill. Pfd. St. vermehrt. Wie die äußere war auch die innere Schuld fast fortwährend im Steigen begriffen und betrug 1856/57 4,670951 Pesos. Die in immer größerer Zahl emittirten Schatzbillets entwertheten so, daß sie in den Zollämtern nicht mehr als Zahlung angenommen wurden. Als 1. Mai 1862 die Bank von V. fallit geworden, bestimmte die Regierung zur Amortisation des von dieser Bank ausgegebenen, etwa 2 Mill. Pesos betragenden Papiergeldes 33 Proc. aller Einfuhrzölle. Seitdem wurden zu diesem Zweck die ohnedies starken Importzölle wieder um 25 Proc. gesteigert.

Schon zur Zeit der span. Herrschaft hatte das Land gute höhere Lehranstalten, aber für den Volksunterricht fehlte es an Mittel- und Elementarschulen. Dieses Misverhältniß besteht noch jetzt. Nach Errichtung der Republik hatte sich der Staat des Erziehungswesens mit großem Eifer angenommen und errichtete mit Hülfe der Klostergüter in jeder der damaligen 13 Provinzen ein Nationalcollegium und eine höhere Mädchenschule zu Maracaibo. Neben diesen Collegien, deren jetzt 18 (eins in jedem Staate) bestehen, hat V. die Centraluniversität zu Caracas und die Universität zu Merida (mit je 23 und 14 Professoren, je 800 und 150 Zuhörern im J. 1855). Außerdem sind vorhanden eine höhere medic. Schule, einige höhere Privatanstalten, eine Elementarschule der Wissenschaften und Künste, eine Zeichen- und Malerakademie. Die Zahl sämmtlicher Primärschulen, mit Einschluß der Privatschulen, war 1855 nur 211, die der Schüler nur 5433. Von öffentlichen Bibliotheken ist nur die Nationalbibliothek zu Caracas zu nennen. Nach der Verfassung von 1864 wurden die bisherigen 20 Provinzen in unabhängige Staaten verwandelt, die seitdem eine Föderativrepublik unter dem Namen «Vereinigte Staaten von V.» bilden. Doch hat der Congreß der Conföderation seitdem mehrere Aenderungen bezüglich der Formation und Benennung einzelner Staaten vorgenommen. Anfang 1867 zählte man 18 Staaten, nämlich: Apure, Aragua, Barcelona, Barquisimeto (mit Yaracuy vereinigt), Carabobo, Caracas, Cojedes, Coro, Cumaná, Guárico, Guayana, Margarita (Insel), Merida, Nueva Andalusia (früher Matarin), Táchira, Truxillo, Zamora (die frühern Provinzen Barinas und Portugueza) und Zulia (bisher Maracaibo). In kirchlicher Beziehung zerfällt V. in das Erzbisthum von Caracas und die Bisthümer von Merida und Guayana. Die Verfassung von 1864 ist der nordamerikanischen nachgebildet. Jeder Staat hat einen Präsidenten als executive, eine Senatoren- und eine Repräsentantenkammer als gesetzgebende Gewalt, eigene Gerichte, ein eigenes Budget. Die Staaten beschicken den Congreß mit einer bestimmten Anzahl von Senatoren und Abgeordneten, und an der Spitze der ganzen Conföderation steht ein Präsident, unter dem ein Ministerium die Geschäfte leitet. Alle Staatsangehörigen ohne Unterschied des Rangs und der Farbe stehen einander gleich. Alle haben das Stimmrecht bei der Wahl des Präsidenten, Vicepräsidenten, der Senatoren und Deputirten sowol für die Conföderation wie für den einzelnen Staat. Jeder Bürger, der lesen und schreiben kann, ist wählbar. Das stehende Heer beträgt etwa 5000 Mann, kann aber in Kriegszeiten auf 20000 Mann gebracht werden. Außer demselben besteht nämlich eine Nationalmiliz, zu welcher jeder Venezuelaner vom 18. bis zum

45. Lebensjahre verpflichtet ist, und mit welcher hauptsächlich die Bürgerkriege geführt wurden. Die Flotte besteht aus zwei Dampffregatten und einigen Goeletten und ist nur zur Bewachung der Küste gegen den Schleichhandel bestimmt.

Venezuela, d. h. Klein-Venedig, nannten die Entdecker des Landes ein indian. Küstendorf, weil es, wie Venedig, auf Pfählen erbaut war, und von diesem ging später der Name auf das Land über, welches seit 1546 die Generalkapitanie von Caracas bildete. V. ist derjenige Theil des span. Südamerika (s. d.), welcher zuerst (1810) sich vom span. Mutterlande frei erklärte, unter dem Namen der amerik. Conföderation von V. Es war nach blutigen Kämpfen unter Miranda und Bolivar gegen die Spanier seit 1821 ein Bestandtheil der Föderativrepublik Columbia (s. d.) bis zum 17. Nov. 1831, wo sich diese definitiv in die drei selbständigen Freistaaten V., Neugranada und Ecuador auflöste. Die ersten Präsidenten waren: José Antonio Paëz (s. d.), seit 1835 Vargas, seit 1839 abermals Paëz, seit 1843 Carlos Soublette. Unter diesem wurde 20. April 1843 eine Reform der Verfassung vom 14. Sept. 1830 bewirkt und durch den Madrider Vertrag vom 30. März 1845 die Unabhängigkeit der Republik V. spanischerseits anerkannt. Mit Ausnahme eines kurzen Bürgerkriegs 1835 genoß die Republik bis 1847 innern Frieden und machte Fortschritte. Allein seit 1846 entstand ein Rassenkrieg zwischen der weißen und der farbigen Bevölkerung, infolge dessen Tadeo Monágas 23. Jan. 1847 Präsident ward. Dieser erregte durch seine schlechte Verwaltung große Unzufriedenheit und trieb 1848 den Repräsentantencongreß durch den Pöbel auseinander. Zehn Jahre lang wußte sich unter Corruption und Aufständen die Familie Monágas im Besitz der Gewalt zu erhalten, indem der General Tadeo Monágas nach Ablauf seiner Periode die Präsidentschaft seinem Bruder José Gregorio Monágas übergab, der sie 1855 wiederum dem General überlieferte. Letzterer brachte eine neue Staatsverfassung zu Stande, die 19. April 1857 verkündigt wurde und darauf berechnet war, die Herrschaft der Monágas zu befestigen. Doch schon im März 1858 brach eine Bewegung aus, die Monágas 15. März zur Abdankung nöthigte. General Castro, der als Anführer der Erhebung galt, übernahm provisorisch die Präsidentschaft und berief einen «großen Nationalconvent» zusammen, der die Republik auf Grundlage der Freiheit reconstruiren sollte. Diese Versammlung brachte inmitten der Parteiwirren die Verfassung vom 31. Dec. 1858 zu Stande, die 29. Jan. 1859 verkündet wurde. General Juliano Castro wurde zum Präsidenten gewählt. Die Verfassung und die neue Regierung waren unter dem Einflusse der Conservativen zu Stande gekommen, und es brach sofort wieder der Bürgerkrieg aus. Schon im Aug. wurde Präsident Castro nach einem Straßenkampfe zu Caracas zwischen den Liberalen und Oligarchen (Partei Gual und Tovar) gestürzt und an seine Stelle Pedro Gual als provisorischer Präsident gestellt. Zwar befand sich der Haupthafen der Republik, La-Guaira, und mit diesem die Hauptzollstätte noch im Besitz der Föderalisten (Partei der Monágas) unter dem General Aguado, der von dort aus die Hauptstadt bedrohte, doch wandte ein Sieg des Generals Rubin, dem Gual 2500 Mann anvertraut, diese Gefahr glücklich ab. Bald darauf wurden die Liberalen noch in andern Landestheilen geschlagen und endlich deren Macht durch den Sieg, welchen General Leon de Febres Cordero 17. Febr. 1860 bei Coplé davontrug, gänzlich gebrochen. Der im April 1860 eröffnete Congreß proclamirte Manuel Felipe Tovar zum Präsidenten, der jedoch nicht energisch genug war, um dem Lande die Ruhe zu sichern. Im Aug. 1860 begannen neue Unruhen der Föderalisten, und da Tovar von seiner eigenen Partei aufgegeben wurde, richteten sich nun die Blicke der Nation auf den greisen Paëz, der Ende Aug. 1861 die Präsidentschaft mit dictatorischer Gewalt übernahm, diese aber auf Grund einer Convention mit den unzufriedenen Föderalisten 15. Juni 1863 zu Gunsten des Föderalistenhaupts Juan Chrisostomo Falcon niederlegte. Letztern proclamirten die zu Vittoria versammelten Repräsentanten 17. Juni 1863 zum provisorischen Präsidenten. Gegen diese Wahl erklärte sich jedoch General Leon de Febres Cordero und organisirte eine Gegenregierung. Doch behielt Falcon die Oberhand und berief zum 10. Dec. einen constituirenden Congreß, der Falcon's Regierung legalisirte und 1864 eine neue Verfassung zu Stande brachte, die ganz im Sinne des Föderalismus ausfiel. Von dem 1865 zu Caracas eröffneten Congreß wurde der «Großmarschall» Falcon 18. März abermals zum Präsidenten erwählt. Wiewol letzterer mit Mäßigung verfuhr, trat doch auch jetzt eine dauernde Ruhe im polit. Zustande des Landes nicht ein. Der Sieg des Föderalismus hatte die Zerfällung des Ganzen in einzelne selbständige Staaten zur Folge, die nun, jeder für sich, ihre Localrevolutionen machten, wobei es sich meist um Personenwechsel und Privatinteressen handelte. Vgl. Codazzi, «Resúmen de la geografia de V.» (Par. 1841); derselbe «Atlas fisico y politico de la Republica de V.» (Caracas 1840); Wappäus, «Die Republiken von Südamerika»

(Abth. 1, Gött. 1843) und «Mittel- und Südamerika» (im ersten Bande von Stein-Wappäus, «Handbuch der Geographie», Lpz. 1862 fg.); Glöckler, «V. und die deutsche Auswanderung dorthin» (Schwer. 1850); Frisch, «Die Staaten von Mexico, Mittel- und Südamerika» (Lüb. 1853); Thirion, «États-Unis de V.» (Par. 1867).

Venloo oder Venlo, eine feste Stadt in der niederländ. Provinz Limburg (s. d.) rechts an der Maas, 9,4 M. unterhalb Mastricht und an der Eisenbahn gelegen, zählt 7993 E. (Anfang 1865), die Brauereien und Brennereien, viele Tabacks-, auch andere Fabriken, Gerbereien u. s. w. unterhalten sowie bedeutenden Handel (hauptsächlich mit Schweinen) und Schiffahrt treiben. Die Stadt ist eng und unregelmäßig gebaut, hat eine große kath. Kirche, ein schönes Rathhaus, ein großes und ein kleines Arsenal, eine Industrie- und Zeichenschule. Ihr gegenüber liegt die befestigte Insel Waert oder Weert und am linken Ufer der Maas das Fort St.-Michael, wohin eine fliegende Brücke führt, und auf dem rechten das Fort Ginkel. V. erhielt 1343 vom Herzog Renald II. von Geldern Mauern und Stadtrecht, wurde 1473 vom Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, 1481 von Maximilian I. erobert, später aber an Geldern zurückgegeben. Bei der Belagerung durch Kaiser Karl V. 1543 erhielt die Stadt sehr günstige Bedingungen, den sog. Accord von V. 1568 wurde sie von den Niederländern, bald darauf vom Herzog von Parma, 1632 vom Prinzen Heinrich von Oranien, aber kurz nachher wieder durch den Cardinalinfanten eingenommen. Sie blieb nun bis zum Westfälischen Frieden spanisch, laut dessen Bestimmung sie gegen ein Aequivalent ausgetauscht werden sollte, was aber unterblieb. Am 23. Aug. 1702 wurde V. von den Alliirten unter Marlborough den Franzosen entrissen, blieb im Frieden von Baden 1714 bei Oesterreich, kam aber 1715 durch den Barrièretractat an die Niederlande, die es dann auch behielten. Doch ward es 26. Oct. 1794 von den Franzosen wieder erobert und 1801 mit Frankreich vereinigt. 1814 fiel es durch den Pariser Frieden an die Niederlande, die es zwar 10. Nov. 1830 an die Belgier verloren, aber, nachdem es 21. Juni 1839 der belg. General Daine geräumt, zurückerlangten.

Ventil (mittellat. ventile, vom lat. ventus, Wind) heißt eine Vorrichtung an Apparaten und Maschinen, welche den Durchgang irgendeines flüssigen oder luftförmigen Körpers nach einer gewissen Richtung oder zu gewissen Zeiten zuläßt, nach der entgegengesetzten Richtung oder zu andern Zeiten aber verhindert. So erlaubt das V. im Stiefel einer Saugpumpe das Aufsteigen des Wassers beim Emporziehen des Kolbens, läßt aber dasselbe nicht wieder zurücktreten, wenn der Kolben wieder hinabgetrieben wird. Das V. in der Luftpumpe läßt, sobald der Kolben zurückgezogen wird, die Luft aus dem Recipienten aus-, beim Rückgange des Kolbens aber nicht wieder in den Recipienten zurücktreten. Die V. in den Dampfmaschinen lassen den Dampf theils in den Cylinder hinein-, theils, nachdem er seinen Effect gemacht hat, aus demselben wieder hinaustreten u. s. w. Man hat verschiedene Arten von V., namentlich Klappen-, Muschel-, Kegel-, Kugel-, Becher- und Schiebventile. Die Wahl unter denselben richtet sich nach dem Gebrauchszwecke und hängt im besondern davon ab, ob es auf möglichst dichten Schluß oder auf rasche Durchlassung einer sehr großen Menge Flüssigkeit vorzugsweise ankommt; ob das V. von selbst durch den Druck der durchzulassenden Flüssigkeit sich öffnet oder durch einen Mechanismus in bestimmtem Augenblicke geöffnet und verschlossen werden muß; ob vor allem auf Einfachheit und Wohlfeilheit zu achten ist u. s. w.

Ventilator nennt man jegliche Vorrichtung, welche dazu dient, aus irgendeinem Raume unbrauchbare Luft zu entfernen oder brauchbare zuzuführen. Diese Lufterneuerung oder Ventilation ist für alle Räume, worin Menschen wohnen oder arbeiten, von der größten Wichtigkeit, zumal wenn nebst der durch das Athmen bewirkten Luftverderbniß auch noch aus andern Quellen gesundheitsschädliche Gase oder Dämpfe sich entwickeln, wie in Laboratorien, manchen Fabriken, Bergwerken u. s. w. Vielfältig stellt sich die nöthige Ventilation von selbst durch einen natürlichen Luftzug her; zuweilen muß sie durch besondere Apparate bewirkt oder wenigstens gefördert werden. Die hierzu dienenden Vorrichtungen sind ihrem Zwecke nach sehr verschieden construirt. Die einfachsten gehen darauf aus, die durch Erwärmung der Luft entstehende Verdünnung derselben und die daraus entspringende Tendenz, in die Höhe zu steigen, so zu benutzen, daß die wärmere Luft an einem obern Punkte austritt, während kältere Luft an einem untern Punkte eintritt. Wenn Maschinenkräfte zur Ventilation in Anwendung gebracht werden, bezwecken sie entweder ein Aussaugen oder ein Einblasen von Luft. Die auf dem Principe des Einblasens beruhenden Apparate, wie sie namentlich bei Hütten- und Bergwerken vielfach vorkommen, sind die sog. Gebläse (s. d.).

Venus, die altitalische Göttin des Frühlings und der sprossenden und treibenden Vegetation, dann des sinnlichen Reizes, der Zeugung und aller Vereinigung und Verbindung über-

haupt, wurde seit alter Zeit in Latium und dann in Rom unter verschiedenen Beinamen (Murcia, Cluacina und Libitina) verehrt und später mit der griech. Aphrodite identificirt. Diese, obgleich frühzeitig in das griech. Göttersystem eingereiht und ganz hellenisirt, ist doch ausländischen, asiat. Ursprungs. Sie ist nämlich die Astaroth oder Astoreth von Askalon, deren Cult durch die Phönizier nach den von diesen besetzten Inseln Kypros (Cypern) und Kythera (jetzt Cerigo) gebracht wurde und von da den Griechen zukam, daher diese auch jene Inseln als Geburts- und Wohnstätten der Göttin betrachteten und diese selbst mit dem Namen Kypris oder Kythereia bezeichneten. Den ausländischen Ursprung der Göttin deutet auch die Sage an, welche sie aus dem Schaume des Meeres, der sich um das abgeschnittene Zeugungsglied des Uranos (s. d.) bildete, hervorgehen ließ, während eine andere Sage, wol infolge der Vermischung der ausländischen mit einer ursprünglich griech. Göttin (etwa der Hebe), sie zur Tochter des Zeus und der in Dodona (s. d.) als Gemahlin desselben verehrten Dione machte. Zum Gemahl gab ihr die Sage den Hephästos (s. Vulcan), dem sie aber mehrfach untreu wurde. Am berühmtesten ist ihre Buhlschaft mit Ares (Mars), von dem sie den Eros (nach anderer Sage ihr Sohn vom Hephästos), die Harmonia (Vereinigung), den Deinos (Schrecken) und Phobos (Furcht) gebar. Außerdem kennt die Sage als ihre begünstigten Liebhaber den Hermes, mit dem sie den Hermaphroditos, den Dionysos, mit dem sie den Priapos, und den Anchises, mit dem sie den Aeneias erzeugte. Phöniz. Ursprungs ist die Sage von ihrer Liebe zu dem schönen Jüngling Adonis (s. d.). Dem troischen Paris (s. d.) verschaffte sie zum Dank dafür, daß er ihr in dem Wettstreite mit Hera und Athena den Preis der Schönheit zuerkannt hatte, die Helena (s. d.) zur Gemahlin, und sie stand auch im trojanischen Kriege durchaus auf der Seite der Trojaner. An den ältesten Stätten ihres Cultus, wie in Paphos, Amathus und Idalion auf Cypern (nach welchen Orten sie auch Paphia, Amathusia und Idalia genannt wird), auf Kythera, in Sparta, Elis, Athen und anderwärts wurde sie unter dem Beinamen Urania, d. h. als Himmelsgöttin (wie die phöniz. Astaroth) verehrt und vollständig bekleidet, zum Theil bewaffnet und mit dem Fuß auf einer Schildkröte (einem Symbol des Himmelsgewölbes) stehend dargestellt. Die philos. Speculation deutete dann diesen Beinamen geistig oder ethisch und stellte die Aphrodite Urania als die Göttin der himmlischen, reinen und keuschen Liebe der Aphrodite Pandemos (lat. Venus vulgivaga oder vulgaris, der ursprünglichen Bedeutung des Beinamens nach aber Göttin der Vereinigung eines Volks zu einem Ganzen) als der Göttin der sinnlichen Liebe, ja der Prostitution (unter deren Schutze an manchen Orten, z. B. in Korinth und am Berge Eryx auf Sicilien die liederlichen Dirnen ihr Gewerbe trieben) entgegen. Allgemein aber wurde bei den Griechen Aphrodite als die Göttin der Liebe, des Reizes und der Anmuth aufgefaßt; daher außer ihrem regelmäßigen Begleiter, dem Eros (Amor), auch die Peitho, die Göttin der Ueberredung, und die Chariten (Grazien, d. i. Huldgöttinnen) häufig mit ihr verbunden werden. Die bildende Kunst, welche die Aphrodite fast häufiger als irgendeine andere Gottheit gebildet hat, stellte sie in der ältern Zeit ganz oder doch zum Theil bekleidet, Schönheit und Anmuth mit göttlicher Würde verbindend dar, eine Bildung, wovon die berühmte, jetzt im Louvre in Paris befindliche Marmorstatue von der Insel Melos (die sogenannte V. von Milo) das schönste Beispiel darbietet. Die jüngere attische Bildnerschule wagte es dann, die Göttin in völliger, durch die Vorbereitung zum Bade motivirter Nacktheit, mit entschiedenem Uebergewicht des sinnlich reizenden über den göttlich erhabenen Ausdruck darzustellen. Das berühmteste Muster dieser Vorstellung war die knidische Aphrodite des Praxiteles (s. d.), von welcher uns noch mehrfache Copien erhalten sind. Eine freie Nachbildung derselben ist die sog. mediceische V. (in Florenz) des Bildhauers Kleomenes aus Athen, von überwiegend zierlichem, fast kokettem Charakter. Andere Darstellungsweisen, worin die Göttin ganz unbekleidet erscheint, sind die Aphrodite Anadyomene, d. i. die aus dem Meere auftauchende (von Apelles in einem hochberühmten Gemälde dargestellt), die sich die Sandale lösende und die im Bade kauernde Aphrodite. Der Charakter niederer Sinnlichkeit ist am stärksten ausgeprägt in der theilweise bekleideten Aphrodite Kallipygos (s. d.). Eine der griech.-röm. Kunst (der Zeit des Julius Cäsar) angehörige Bildung ist die der V. Genetrix, der Stammutter des Julischen Geschlechts, die ganz mit einem dünnen Gewande, durch welches alle Formen des Körpers hindurchschimmern, bekleidet ist. Vgl. Gerhard, «Ueber Venusidole» (in den «Abhandlungen» der berliner Akademie der Wissenschaften, 1843); Lajard, «Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de V. en Orient et en Occident» (Par. 1837—48); Stark, «Ueber unedirte Venusstatuen und das Venusideal seit Praxiteles» (in den «Berichten» der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, 1860).

Venus heißt derjenige Planet, welcher der Erde am nächsten kommen kann und gegenwärtig in seiner Entfernung von der Sonne der zweite Planet ist. Er erscheint uns unter allen Planeten am hellsten und glänzt oft als Abend- oder Morgenstern in großer Pracht. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 14,96 Mill. M., die größte 15,06 Mill., die kleinste 14,84 Mill. Die Excentricität der Bahn ist 0,007. Die Entfernung von der Erde schwankt zwischen 5 und 36 Mill. M. Die Bahn ist gegen die Ekliptik um 3° 24′ geneigt. Der scheinbare Durchmesser kann von 9,5″ bis 65,2″ wachsen, der wahre Durchmesser ist 1666 M. Weil die V. ein innerer Planet, erscheint sie uns im Fernrohr, wie der Mond, in Phasen, und in ihrem größten Glanze zeigt sie eine ziemlich schmale Sichel. Die Rotation der V. um ihre Achse dauert nach den besten Bestimmungen 23 St. und 21 Min. Aus den Unregelmäßigkeiten der Phase glaubt man schließen zu dürfen, daß die V. eine Atmosphäre sowie auch Unebenheiten auf ihrer Oberfläche (Berge) hat, jedoch sind solche Unregelmäßigkeiten sehr selten wahrzunehmen. Im vorigen Jahrhundert sprach man viel von einem Venusmond, dessen Existenz wahrscheinlich durch eine optische Täuschung, durch Reflexbilder in den Fernröhren glaubhaft geworden war. Die V. geht hin und wieder vor der Sonnenscheibe vorüber, und Halley hat zuerst gefunden, daß diese Vorübergänge ein vorzügliches Mittel sind, um die Entfernung der Erde von der Sonne zu bestimmen. Deshalb wurden auch die Vorübergänge 1761 und 1769 an den verschiedensten Punkten der Erde beobachtet. Solche Vorübergänge sind aber sehr selten. Die nächsten finden statt 9. Dec. 1874, 6. Dec. 1882, 8. Juni 2004 und 6. Juni 2012.

Venusberg heißen mehrere Berge in Deutschland, besonders in Schwaben, und auch in Italien scheint der Name vorzukommen. Er findet sich, soviel bisjetzt bekannt, zuerst in den «Kindern von Limburg», auch «Margrete von Limburg» genannt, einem mittelniederländischen, um 1357 verfaßten Gedichte (herausg. von van den Bergh, Leyden 1846), begegnet seitdem mehrfach in der Literatur des 15. und 16. Jahrh. und hat sich in Sagen und Volksliedern bis auf diesen Tag erhalten. Nach dem Inhalte dieser Sagen hält in solchen Bergen Frau Venus ihren Hof in königl. Weise mit Spiel, Gesang und Tanz, Gastmahlen und allerlei Lustbarkeiten. Einzelne Menschen steigen noch zu ihr hinab und verweilen längere oder kürzere Zeit, auch wol bis zum Jüngsten Tage bei ihr in einem wonnevollen Leben. So Heinrich von Limburg, ein Held des genannten Romans, der edle Tanhäuser (s. d.) und der Schnewburger im V. bei Ufhausen unweit Freiburg. Doch laufen sie gewöhnlich Gefahr, die ewige Seligkeit zu verlieren, und deshalb sitzt am Eingange des Bergs der Getreue Eckhart und warnt vor der Einkehr. Auch erscheint nicht immer das Innere in so lockender Gestalt, vielmehr vernimmt man zuweilen aus dem Berge die Wehklage der Verdammten, und Geiler von Keisersberg läßt die nachts ausfahrenden Hexen in den V. einkehren. Auch an andere Berge mit deutschen Namen, wie namentlich an den Hosel- oder Horselberg bei Eisenach in Thüringen, knüpfen sich zahlreiche Sagen verwandten Charakters. Ihrem Grundgehalte nach stammen diese Sagen aus der Mythologie des höchsten german. Alterthums. Frau Venus ist die unter einem Namen der classischen Mythologie verborgene mütterliche Weltgottheit des altgerman. Glaubens in ihrer besondern Fassung als Unterweltsgöttin, wie sie auch sonst noch unter mehrern andern deutschen Namen erscheint, die zugleich je eine bestimmte Seite ihres Begriffs stärker hervorheben, als Hulda (die Holde, Gütige), als Hilde (Kampf), als Berchta (die Glänzende), als Hel (die Bergende, woraus unser «Hölle» entstanden ist) u. s. w. In dieser Eigenschaft ist sie umgeben von den Elben und andern Unterweltsgeistern, unter denen wenigstens zum Theil auch die Seelen der ältesten verstorbenen Vorfahren zu verstehen sind, von den ungetauften Kindern, von gefallenen Helden und von den weisen, ihrem Dienste gewidmeten Frauen, welche in der Vorstellungsweise der spätern Zeit zu Hexen herabgedrückt wurden. Einzelne Menschen werden sogar schon bei lebendigem Leibe in ihr Reich entrückt, und je nach den wechselnden Vorstellungen dachte man solche bald einzeln, bald gesellt, bald zu düsterm, bald zu frohem Aufenthalte in Berge geschlossen. Der warnende Getreue Eckhart am Eingange des Bergs, ebenfalls eine uralte mytholog. Gestalt, ist derselbe, der auch die Hulda bei ihrem Umzuge mit der Wilden Jagd begleitet und dort die Menschen aus dem Wege gehen heißt, damit sie nicht Schaden nehmen. Auch in der Heldensage erscheint er bedeutsam als Vogt der Harlunge und als Kämmerer der Kriemhilt.

Venushaar, s. Adiantum.

Veracruz, einer der östl. Staaten von Mexico, ein langes Küstenland am Mexicanischen Golf, im N. durch den Rio-de-Tampico vom Staate Tamaulipas, im S. durch den Rio-Guasacualco von Tabasco und Oaxaca getrennt, im Innern von Puebla, Mexico, Queretaro und San-Luis Potosi begrenzt, hat ein Areal von 675,6 Q.-M. und zählt (1865) 265159 E.

Wenige Stunden hinter der heißen Sandsteppe der Küste, welche eine Reihe Süßwasserlagunen und Salzhaffe, aber nur unsichere Ankerplätze darbietet, beginnen die steilen Abdachungen des mexic. Hochplateau, auf welchem sich zwischen tiefeingerissenen, hier und da zu Thälern sich erweiternden Schluchten mächtige Berggipfel bis an und über die Schneeregion erheben, wie der 16776 F. hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Vulkankegel Citlaltepetl (Sternberg) oder Pic von Orizaba, nach dem Popocatepetl der höchste Berg in ganz Mexico, und die düstere, von Lava und Bimsstein umlagerte Porphyrmasse des 12534 F. hohen Cofre de Perote oder Nauhcampatepetl. Von den zahlreichen Küstenflüssen sind zwar mehrere auf kurze Strecken für kleinere Seeschiffe schiffbar, aber das Einlaufen wird durch Barren vor der Mündung sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht. Ausgezeichnete Mineralquellen, kalte und warme, sind im Lande mehrere vorhanden. Das Klima zeigt infolge der Oberflächengestaltung die größten Gegensätze nebeneinander auf, von der Hitze der Tropen bis zur Eiskälte des Nordens. Ebenso wechseln die Pflanzenregionen und die Fauna. Die Bevölkerung besteht aus den in Mexico gewöhnlichen Elementen; doch sind in der Küstenebene die Neger und Negerblendlinge, Mulatten und Zambos häufig. Unter den Indianerstämmen walten die Azteken vor, im Norden wohnen Totonaques, im Süden Chontales. Haupterwerbszweige der Bewohner sind der Handel, die Viehzucht in den Llanos an der Küste und die Einsammlung von Vanille und Jalappe. Hauptstadt und Haupthandelsplatz des Staats und ganz Mexicos ist die Stadt V. oder Villa-Nueva de la Veracruz, d. i. Neuveracruz, auch V. la Eróica genannt, 1580 durch den Vicekönig Graf Monterey auf der Stelle, an welcher Ferd. Cortez 21. April 1519 zuerst landete und sein erstes Hüttenlager aufschlug, gegründet. Anfänglich hatte man die Villa-Rica de la V. (die reiche Stadt des wahren Kreuzes) am Hafen Chiahuistla angelegt, 1522 aber den Ort wegen Untauglichkeit des Hafens verlassen und sodann weiter südlich eine andere Stadt, nachmals Villa-Antigua de la V. oder V. la Vieja, d. i. Altveracruz, da wo jetzt La-Antigua liegt, gegründet, die aber ebenfalls wieder aufgegeben ward, weil die Küstenfieber die Bewohner aufrieben. Doch auch das jetzige V., 1615 zur Stadt erhoben und 45 M. von der Landeshauptstadt Mexico entfernt, hat eine der Gesundheit sehr ungünstige Lage, hart am Meere in dürrer, wasserloser Sandebene. Sie ist von geringem Umfang, von Mauern, Bollwerken und einigen Forts umgeben, regelmäßig gebaut und hat sieben Kirchen, vier Klöster, ein Augustinercollegium, drei guteingerichtete Hospitäler, ein geräumiges Zollhaus, ein Amphitheater für Stier- und Hahnengefechte und ein kleines Schauspielhaus. Der Hafen ist nur eine offene, unsichere Rhede. Der Werth der eingeführten Waaren, welcher nach den polit. Zuständen des Landes freilich bedeutend schwankt, beträgt durchschnittlich 18 Mill. Dollars; die Ausfuhr nur 9 Mill. Dollars. Die Vollendung der im Bau begriffenen Eisenbahn von V. nach der Hauptstadt Mexico, welche 1868 erst bis La-Soledad führte, wird dem Hafen noch größere Bedeutung verleihen. Durch franz. Dampfer steht V. auch jetzt mit St.-Nazaire in Frankreich in directer Verbindung. Hauptsächliches Ausfuhrproduct ist Silber, dann Colonialwaaren, Felle und Gold. Die Zolleinnahmen schwanken zwischen 3 und 4 Mill. Dollars jährlich. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 12000, darunter viele Europäer, die hauptsächlich den Handel in der Hand haben. Vor dem Hafen liegt das Fort San-Juan de Ulúa, welches bis 18. Nov. 1825 von den Spaniern während des Unabhängigkeitskriegs behauptet, 1838 von den Franzosen und 1847 von den Nordamerikanern erobert wurde. V. war diejenige Stadt, welche am längsten die Fahne des mexic. Kaiserreichs aufrecht erhielt und erst 25. Juni 1867 sich den Republikanern ergab.

Veranda nennt man eine auf Pfeilern oder Säulen ruhende, meistens mit einem freien Spalier bedeckte Halle, welche an der Seite eines Gebäudes angebracht und mit schnellwachsenden rankenartigen Pflanzen bekleidet zu werden pflegt, als kühler Sitz in heißen Sommertagen und Vermittelung der Wohnung mit der Garten- oder Naturumgebung. In südl. Ländern gebräuchlich und dort durch das Klima hervorgerufen, hat sich die V. neuerdings auch bei uns eingebürgert. Das Wort V. ist von den Portugiesen aus Indien eingeführt worden.

Vérard (Antoine), einer der berühmtesten unter den ersten Buchdruckern und Buchhändlern Frankreichs, dem nur Geoffroy de Marnef an die Seite gestellt werden kann. Bereits 1470 war in Paris durch drei Schweizer eine Druckerei in der Sorbonne errichtet worden, als 1480 V. eine derartige Anstalt gründete, aus welcher bis 1513 bedeutende Werke, vorzüglich mit einer großen Masse von Holzschnitten verziert, hervorgingen, von denen man zum großen Theile auch Pergamentexemplare kennt. Seine schönsten Drucke sind Romane oder historische und Volksbücher, z. B. «Gyron le courtoys» (ohne Jahr); «Les prophecies de Merlin» (1498); «La mer des histoires» (ohne Jahr); «Chroniques de France» (1493). Aus der Schlußschrift

des letztern Werks geht auch hervor, daß er nicht blos Buchhändler gewesen, wie von einigen deswegen behauptet wird, weil man ihn von 1490 an mit Pierre le Rouge oder Rubeus, 1493 mit Jean Maurand, dann mit Gillet Gouteau, Jean Menard und andern Buchdruckern, die für ihn arbeiteten, in geschäftlicher Verbindung findet.

Veräußerung, im weitern Sinne das Aufgeben irgendeines Rechts oder der bisherigen Freiheit von Verbindlichkeiten, im engern Sinne das Uebertragen des Eigenthums. Die Befugniß dazu oder das Veräußerungsrecht ist ein Ausfluß des Eigenthums und steht also in der Regel jedem Eigenthümer zu, doch sind hiervon infolge gesetzlicher Veräußerungsverbote gewisse Sachen (z. B. nach röm. ehelichen Güterrechte die in der Mitgist der Frau befindlichen Grundstücke, der fundus dotalis, obwol der Ehemann als Eigenthümer derselben gilt) ausgenommen, sowie auch richterliche Veräußerungsverbote (zur Sicherstellung der Gläubiger), testamentarische und vertragsmäßige, vorkommen.

Verbalinjurie, s. Injurie.

Verband oder Bandage (deligatio oder vinctura) nennt man alles, was als Bedeckung oder Umhüllung eines krankhaft ergriffenen Körpertheils rein mechanisch zur Erreichung eines Heilzwecks dient. Dieser Zweck ist besonders Abhaltung äußerer Schädlichkeiten, Applicirung heilkräftiger Stoffe, Reinlichkeit durch verhindertes Abfließen etwaiger Absonderungen, Befestigung getrennter Theile in ihrer Lage und Ausübung eines Drucks, wo dieser als Heilmittel dient. Die Bandagen- oder Verbandlehre bildet einen Abschnitt der praktischen Chirurgie.

Verbannung und **Landesverweisung** sind naheverwandte Strafen. Nach Karl's V. peinlicher Gerichtsordnung von 1532, wo die letztere Strafe sehr häufig vorkommt, besteht dieselbe darin, daß der Verurtheilte das Land oder auch blos den Gerichtsbezirk oder die Stadt, wo er ein Verbrechen begangen, auch wenn er daselbst seinen wesentlichen Aufenthalt hat, räumen und einen Eid (Urphede) ablegen muß, gar nicht (ewige Landesverweisung) oder nicht vor Ablauf der bestimmten Frist zurückzukehren. Die ewige Landesverweisung war meist mit Staupenschlag und Begleitung durch den Henker bis an die Grenze verbunden. Die gegenwärtigen Staatenverhältnisse gestatten es nicht mehr, daß ein Staat dem andern seine Verbrecher zusende, und deshalb ist die Landesverweisung in Gefängniß und Strafarbeitshaus verwandelt worden. Mit V. aus den Grenzen des Staats, welche in Frankreich zwar nicht auf entehrende Weise vollstreckt wird, aber doch zu den infamirenden Strafen gehört, sind namentlich Staatsangehörige wegen gewisser polit. Verbrechen bedroht. Ihre geringste Dauer ist 5, die höchste 10 Jahre, und sie entzieht also das Bürgerrecht nicht gänzlich. (S. Deportation.) Ueber den Charakter der V. im Alterthume s. Exil.

Verbascum, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche von den meisten Botanikern zu der großen Familie der Maskenblütler (Personatae) oder Scrophulariaceen gerechnet, von einigen als der Typus einer besondern kleinen Familie (der Verbasceen) betrachtet wird, und deren über Europa, den Orient und das Gebiet des Mittelmeers verbreitete Arten, lauter Kräuter und Stauden, bei uns Königskerzen oder Wollkräuter heißen. Letztern Namen verdanken sie dem dicken Wollfilz, welcher die Blätter und Stengel wenigstens der meisten Arten bedeckt, während der Name Königskerze darauf beruht, daß die Blüten bei vielen Arten in lange, walzige, dichte Trauben (richtiger traubenförmig angeordnete Trugdolden) gestellt sind. Die Grundblätter pflegen dichte Rosetten zu bilden, die Stengelblätter meist am Stengel herabzulaufen. Die Blüten bestehen aus einem fünfspaltigen Kelche und einer radförmigen, ungleich-fünflappigen, meist gelb-, selten weiß- oder violettgefärbten Blumenkrone. Die Staubfäden sind in der Regel mit gefärbten (violetten, purpurrothen, goldgelben) Haaren besetzt (bärtig). Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine zweifächerige, vielsamige Kapsel. Die Königskerzen sind dadurch interessant, daß sie sehr häufig Bastarde bilden. Die bei uns am häufigsten vorkommende Art ist V. thapsiforme Schrad. mit fast ganzrandigen, nicht sehr filzigen Blättern und ziemlich kleinen gelben Blumen. Ebenfalls häufig kommt die dickfilzige und großblumige gelbe Königskerze (V. phlomoides L.) vor. Beide Arten wachsen häufig an Wegen, Flußufern, auf Mauern, in Steinbrüchen, an Berglehnen, felsigen Orten u. s. w.; ihre Blüten werden gesammelt und zu Brustthееn mit verwendet. Das selten vorkommende V. phoeniceum L. mit keilig-länglichen, gekerbten, nichtfilzigen Blättern und schön violetten Blumen wird nicht selten zur Zierde angebaut. Auch eignen sich die genannten gelbblühenden und verwandten Arten (namentlich auch das eine pyramidale Blütenrispe entwickelnde V. Lychnitis L.) zur Verzierung künstlicher Felspartien in Parkanlagen.

Verbena, Name einer Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen

Systems, welche die Hauptgattung der nach ihr benannten, den Labiaten zunächststehenden Familie der Verbenaceen ist. Ihre zahlreichen, der Mehrzahl nach in Amerika heimischen Arten, meist Kräuter, haben gegen- und kreuzständige Blätter und in Aehren oder Dolden gestellte Blüten, welche aus einem röhrigen, faltig-fünfrippigen Kelch und einer präsentirtellerförmigen, langröhrigen Blumenkrone mit ungleich fünflappigem, meist schief gestellten Saume bestehen. Die vom Kelche umschlossene kleine Frucht theilt sich bei der Staude scheidewandspaltig in vier einsamige Stücken. In Deutschland ist diese Pflanzengattung unter den wildwachsenden Pflanzen nur durch eine einzige Art repräsentirt, nämlich durch das Eisenkraut (V. officinalis L.), ein auf Schutt, an Mauern und Wegen häufig vorkommendes Unkraut mit bis 2 F. hohem Stengel, eingeschnitten-gesägten Blättern und langen schmächtigen Aehren, kleinen, weißlich-violetten oder röthlichen Blümchen, dessen Blätter ehedem zu medic. Zwecken verwendet wurden. Verschiedene schönblühende südamerik. Arten werden seit geraumer Zeit allgemein und in zahlreichen Spielarten als Zierpflanzen in unsern Gärten angebaut. Zu den beliebtesten Verbenen gehört die in den La-Platastaaten und Südbrasilien heimische V. chamaedrifolia Juss. (V. Melindus der Gärtner), welche ursprünglich scharlachrothe Blumen (in Köpfchen oder kurzen Aehren) trägt. Nächst ihr wird die V. tenera Spr., eine halbstrauchige Art mit niederliegenden Stengeln, fiedertheilig zerschlitzten Blättern und ursprünglich violetten Blumen, aus Südbrasilien, am häufigsten angebaut. Diese und andere Verbenen gedeihen am besten in einem aus Torf-, Heideerde und Sand gemengten Boden und bestocken sich von selbst außerordentlich, indem die niederliegenden Stengel an ihren Knoten Wurzeln schlagen. Man vermehrt sie durch Zertheilung der Stöcke oder auch durch Samen. Während des Winters müssen sie mit Laub bedeckt werden.

Verblutung, s. Blutung.

Verboeckhoven (Eugène Joseph), belg. Thiermaler, geb. 8. Juni 1799 zu Warneton in Westflandern, wurde von seinem Vater, einem in Brüssel ansässigen Bildhauer, mit vielem Erfolg in den Anfängen der Zeichen- und Bossirkunst unterrichtet und verfertigte am liebsten Pferde und andere Thiere aus Wachs oder Thon. Als ihn später seine Neigung zur Malerei hinführte, ließ er seine ersten Fachstudien liegen. Doch waren ihm die einmal erworbenen Kenntnisse sehr behülflich, seinen Compositionen, in welchen Thiere stets die Hauptbestandtheile ausmachen, den Grad von genauer Durchbildung zu geben, wodurch er sich so sehr hervorgethan hat. Nicht selten bossirte er seine vierfüßige Staffage in Thon, bevor er sie auf die Leinwand brachte, und hierin sowie in der correcten Zeichnung seiner Thiere war er unter den Neuern vielleicht der gewissenhafteste Künstler seines Fachs. Als besonders vortrefflich rühmt man seine Schafe, Esel und Rehe, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten er mit merkwürdiger Treue wiedergab. Seine Ausführung, zumal in seinen kleinern Stücken, ist höchst sorgfältig. Bisweilen verband er sich mit andern Künstlern, z. B. dem ältern De Notter, dessen Städteansichten er mit Thieren und Figuren staffirte. Ein großes Bild derart, der Viehmarkt zu Genf (1821), legte vorzüglich den Grund zu seinem Rufe. Seine Werke wurden nun von Liebhabern sehr geschätzt und gut bezahlt. Der Baron Rothschild zu Paris kaufte ihm 1834 eine Viehheerde in einer Herbstlandschaft für 10000 Frs. ab, und seitdem ging nie ein größeres seiner Gemälde niedriger, sondern jedes seiner Hauptbilder zu höherm Preise weg. Zu seinen namhaftern Werken gehören: die vom Gewitter überraschte Schafheerde (im leipziger Museum), die von Wölfen angefallenen Pferde (1836), die Viehheerde in der röm. Campagna (1845) u. s. w. Auch hat man von ihm eine Reihenfolge Radirungen, «Études à l'eau-forte» (Brüss. 1839, 22 Blätter), und zwei Sammlungen Originallithographien, «Études de paysages» (Brüss. 1839, 15 Stück) und «Études d'animaux» (Brüss. 1844, 13 Stück).

Verbrauchssteuern sind Abgaben, welche von dem Verbrauch, der Consumtion gewisser Waaren erhoben werden. In früherer Zeit empfahl man derartige Steuern sehr, pflegte sie und führte sie fast überall ein; in neuerer Zeit dagegen ist man mit Recht mehr und mehr von denselben zurückgekommen. Gewöhnlich muß der Producent oder Verkäufer die Steuer vorschießen, und dieser soll sich an den Verbraucher halten, auf den er mittels Erhebung des Verkaufspreises die Steuer abwälzt. Früher kamen Fälle vor, in denen V. aufgelegt wurden, um den Verbrauch des steuerpflichtigen Artikels zu vermindern; aber in neuerer Zeit tritt diese Absicht nur noch sehr selten und dann auch nur verhüllt hervor. Zweck der V. ist nur noch Füllung der Staatskassen, und zwar in möglichst ausreichender und bequemer Weise. Für die V. hat man angeführt, daß hierbei jeder Consument selbst bestimmen kann, wie viel er consumiren und also auch wie viel Steuer er zahlen wolle; der Arme könne sich so von der Steuerzahlung fast vollständig freimachen. Das läßt sich indeß nur behaupten, wenn die Verbrauchssteuer blos von

Luxusartikeln erhoben wird. In dieser Beschränkung auf Luxusartikel bringt jedoch die Steuer nur wenig ein, und wenn man auch Wein, Bier, Branntwein, Taback u. s. w. als Luxusartikel bezeichnet, so läßt sich darüber, ob sie dies sind, in sehr vielen Fällen mindestens streiten. Bier z. B. ist jetzt fast ganz unentbehrlich geworden. Aber man unterwirft auch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse den V., so z. B. Fleisch, Mehl, Brot u. s. w., und trifft da den Aermern verhältnißmäßig nicht weniger, sondern viel mehr als den Reichen und Wohlhabenden. In diesem Falle wird die Verbrauchssteuer eine höchst ungerechte und schädliche Steuer, indem sie die Consumtion der nothwendigsten Lebensmittel hindert und einschränkt. Es ist nachgewiesen, daß die Schlacht- und Mahlsteuer auf die Gesundheit und das Wohlbefinden der arbeitenden Klasse nachtheilig eingewirkt habe. Außerdem noch vertheuert die Verbrauchssteuer alle mit ihr belegten Artikel sehr beträchtlich, indem der Producent vom Consumenten nicht blos die ausgelegte Steuer zurückverlangt, sondern auch eine Entschädigung dafür, daß er die Steuer vorschießt, ferner die Zinsen des Vorschusses und die Steuer auf die verloren gegangenen, verdorbenen, unverkäuflich gebliebenen Artikel. Es kann leicht dahin kommen, daß der Consument dem Producenten das Doppelte der Steuer zahlen muß, und namentlich geschieht dies, wenn die Versteuerung mit lästigen Formalitäten und Zeitverlusten verknüpft ist.

Verbrechen (crimen, delictum, maleficium) nennt man jedes Verhalten, durch welches ein der Selbstbestimmung fähiger Mensch das Strafgesetz übertritt. Es werden hierher sowol positive Handlungen gezogen als auch Unterlassungen bei Strafe gebotener Pflichten (Begehungs- und Unterlassungsverbrechen, delicta commissionis und omissionis). Man unterscheidet am V. als corpus delicti oder Thatbestand (s. d.): a) den äußern Vorgang, durch den verbürgte Rechte oder Zustände aufgehoben oder gefährdet werden, und b) die in die Person des Urhebers verlegten Voraussetzungen einer strafbaren Schuld. Als solche kommen in Betracht: daß der Urheber dem eigentlichen Strafgesetz untergeben ist (was bei dem Souverän und den Vertretern auswärtiger Souveräne im Frieden und im Kriege nicht zutrifft), seine Willens- und Zurechnungsfähigkeit, die böse Absicht oder Unüberlegtheit (vorsätzliche und fahrlässige Verbrechen, delicta dolosa und culposa). Wo eins dieser, die Strafbarkeit bedingenden Momente fehlt, da ist wenigstens kein vollbrachtes (consummirtes) V. vorhanden. Ward allein der sträfliche Wille durch eine erfolglose Handlung offenbart, so ist nur eine für straflos erachtete Vorbereitung zu einem V. (delictum praeparatum) oder höchstens ein minder strafbarer Versuch anzunehmen (delictum attentatum), während der bloße Vorsatz, wenn er gar keinen praktischen Ausgang gefunden, sich aller Beurtheilung entzieht (cogitationum poenam nemo patitur). Liegt dagegen ein äußerer, auf die Möglichkeit eines V. hinweisender Erfolg dar, ohne daß der Thäter denselben gewollt, so ist, dafern keine strafbare Fahrlässigkeit in Betracht kommt, der nicht beabsichtigte Theil nur als Zufall zu betrachten und der Thäter nur für das verantwortlich, was er mit Absicht gethan hat. Nicht jede Verletzung fremder Rechte ist schon ein V., sondern, wie zur Ausschließung jeder Willkür feststehen muß, lediglich die vom Strafgesetz bedrohte (nulla poena sine lege). Alle Versuche, gewisse Formen des Unrechts als nach einem sog. Naturrechte strafbare darzustellen (delicta naturalia), entspringen theils aus zweifelhaften Strafrechtstheorien (s. d.), theils aus der Annahme, daß die Gleichheit des unmittelbaren Rechtsgefühls, welche eine Verpönung derselben Handlung im Gesetz der verschiedensten Zeiten und Nationen veranlaßt hat (delicta juris gentium), den allgemeinen Gedanken vorstelle. Nach der Möglichkeit der Verübung unterscheidet man zwischen V., die von jedermann, oder, wie die Amts- und Militärverbrechen, nur von Personen in besondern Verhältnissen begangen werden können (delicta communia und propria), ingleichen nach dem Object zwischen Staats- oder polit. Verbrechen und solchen wider einzelne (delicta publica und privata), wiewol man unter dieser Bezeichnung auch in einem andern Sinne die von Amts wegen oder nur auf Antrag des Verletzten zu verfolgenden Vergehen begreift. Das strenge Einschreiten gegen V. findet darin seinen Grund, daß ein derartiges Unrecht mit in die gesammte Rechtsordnung eingreift. Es sind deshalb im Strafgesetze nicht blos schwere Verletzungen von einzelnen schon bestehenden Rechten, sonder auch gewisse Handlungen von nur möglicher Gemeingefährlichkeit bedroht, wie z. B. die Verschwörung, der Landzwang und neuerdings vielfach die Verbreitung von staatsgefährlichen Gerüchten und Lehren, die Herabsetzung der Landesgesetze und öffentlichen Einrichtungen. Hierauf bezieht sich der Gegensatz zwischen Rechts- und Polizeivergehen, wiewol man unter letztern auch bloße Ordnungswidrigkeiten und selbst minder bedeutende Rechtsvergehen begreift, die nach landesgesetzlichen Competenzbestimmungen der Polizei (s. d.) zur Bestrafung zugewiesen sind. Die den einzelnen V. drohenden Strafen sollen möglichst mit den gangbaren

moralischen Maßstäben übereinstimmen. Es kommen dabei namentlich die Wichtigkeit des zu schützenden Rechts, der Grad des bösen Willens und die Größe der Verletzung in Betracht. Diese Abstufungen bringen sich nicht blos allgemein, sondern auch innerhalb der einzelnen Verbrechensgattungen zur Geltung, sodaß man das einfache, nach dem Durchschnittsmaße zu vernehmende V. (delictum simplex), z. B. bei Tödtungen den Todschlag (s. d.), dem ausgezeichneten oder qualificirten (delictum qualificatum), welches, wie z. B. der Mord (s. d.), unter erschwerenden Umständen verübt ist, und dem privilegirten V. (delictum privilegiatum) gegenüberstellt, welchem, wie dem Kindesmorde (s. d.) eine mildere Beurtheilung zutheil wird. In einer Handlung können auch mehrere Gesetzesübertretungen liegen, z. B. im erzwungenen Geschlechtsgenuß bei einer nahen Angehörigen Nothzucht und Blutschande, wo das schwerere Verbrechen anzunehmen und geschärft zu strafen ist. Dieser «formellen oder ideellen Concurrenz von Verbrechen» steht der Fall gegenüber, wo derselbe Angeschuldigte sich wegen mehrerer, durch verschiedene Handlungen verübter und noch nicht bestrafter V. zu verantworten hat. Bei einer derartigen «materiellen Concurrenz» müßte eigentlich jedes V. besonders bestraft werden. Man nimmt aber, um jeden ausschweifenden Rigorismus zu vermeiden, ein fortgesetztes V. (delictum continuatum) an, wenn die verschiedenen Handlungen innerhalb desselben Verhältnisses und infolge des nämlichen Vorsatzes verübt sind, z. B. mehrfacher Ehebruch mit derselben Person, oder hilft sich in andern Fällen mit Verwandlung mehrerer geringerer Freiheitsstrafen in eine höhere unter Beschränkung der Zeitdauer, oder indem man in der schwersten, besonders einer etwaigen Todesstrafe, die geringern Strafen mit aufgehen läßt (poena major absorbet minorem). Von der materiellen Concurrenz ist zu unterscheiden der Rückfall oder das ungeachtet schon einmal erlittener Bestrafung wiederholte gleiche V. (delictum reiteratum).

Verbrennung ist die unter Entwickelung von Licht und Wärme (s. d.), jedoch nicht immer mit eigentlicher Flamme stattfindende chem. Vereinigung eines Körpers mit Sauerstoff, wobei die Producte dieser Vereinigung theils gas- und dampfförmig entweichen, theils als Asche zurückbleiben. Solche Körper, die vorzüglich geneigt sind, sich dergestalt lebhaft mit Sauerstoff zu vereinigen, nennt man brennbare. Viele davon benutzt man zu Heizung und Beleuchtung. Es ist jedoch eine einseitige Auffassung, wenn man nur die Körper verbrennliche nennt, welche sich mit Sauerstoff, Chlor u. s. w. verbinden. Statt zu sagen Wasserstoffgas, Leuchtgas u. s. w. verbrennen in Sauerstoff, kann man mit demselben Rechte auch umgekehrt sagen, Sauerstoff verbrenne im Leuchtgas u. s. w. Denn wenn z. B. die Atmosphäre oder doch nur ein großer, geschlossener Raum mit reinem Leuchtgas gefüllt wäre, und man ließe in dasselbe durch eine Oeffnung einen Sauerstoffstrahl einströmen, so würde man denselben entzünden können, und er würde aus der Oeffnung mit heller Flamme brennen. Die elektrochem. Theorie hat den Begriff der V. auf jede lebhafte Vereinigung elektrisch entgegengesetzter Stoffe zu erweitern gesucht; wirkliche V. mit Licht und Wärme findet allerdings auch in andern, dem Sauerstoff ähnlichen Gasarten und Dämpfen, z. B. Chlorgas, Schwefeldämpfen, Bromdämpfen u. s. w., statt. Im gewöhnlichen Leben pflegt man unter V. oft auch jede Zerstörung eines Körpers durch große Hitze zu verstehen, wenn auch im chem. Sinne keine eigentliche V. eingetreten ist. — V. heißt insbesondere auch die Zerstörung von Gewebsbestandtheilen durch hohe Hitzegrade oder durch ätzende Substanzen. In den gewöhnlichen Fällen (durch heiße Flüssigkeit, glühende Gegenstände, durch Flammen) wird vorzugsweise die Haut betroffen, und zwar in verschiedenem Grade. Die V. kann entweder blos eine schmerzhafte Röthung und Schwellung der Haut bewirken, oder eine Blasenbildung, oder eine tiefer greifende Zerstörung der Haut, oder endlich eine gänzliche, bis zur Verkohlung fortgeschrittene Vernichtung des Gewebes. Nach diesen vier Graden ist die Behandlung eine verschiedene. Bei der schmerzhaften Röthung der Haut ist sie namentlich auf Stillung des Schmerzes gerichtet, und man erreicht diesen Zweck durch Anwendung von Kälte (Eis), durch luftdichte Bedeckung der Haut (mit Baumwolle, Collodium, Fett u. dgl.), durch Abstumpfung der verletzten Nerven (mittels Aetzmitteln, z. B. Höllenstein, durch Hitze u. s. w.). Die tiefer gehenden V., bei welchen der Schmerz meist gering ist, erheischen keine andere Behandlung als die der eiternden Hautflächen überhaupt, wobei man für Abfluß des Eiters (keine Watte!) und Verheilung zu sorgen hat. (S. Brandwunden.) Die Zerstörung des Gewebes bei den V. beruht zunächst auf einem Wasserverlust derselben und dann auf weiter gehender chem. Veränderung; der Schmerz und die Entzündungserscheinungen werden durch Reizung der Nerven hervorgerufen. Bei sehr ausgedehnten V. sind die Leiden der Verletzten auffällig gering, der Zustand aber ein gefährlicher. Sobald zwei Drittel der Körperoberfläche verbrannt sind, tritt unter allgemeiner Ermattung und Schwinden des Bewußtseins der Tod ein, weil sich die Auf-

hebung der Thätigkeit eines so großen Theils der Hautoberfläche mit der Fortdauer des Lebens, wie Versuche an Thieren ergeben haben, unverträglich erweist.

Verbum (lat.), auch **Zeitwort**, nennt man in der Grammatik jedes Wort, welches eine Abwandlung (beim V. Conjugation genannt) durch die verschiedenen Personen (ich, du, er, wir u. s. w.) im Singular und Plural hat, während das Nomen (Substantiv, Adjectiv) nur Casus hat (declinirt wird), das Pronomen zwar in gewisser Weise die Personen unterscheidet, aber zugleich Declination hat. Die Abwandlung des V. geschah ursprünglich dadurch, daß am Ende des Verbalstammes das betreffende Pronomen angefügt wurde, so ist z. B. im deutschen «ist» das t das Pronomen der dritten Person des Singulars, bedeutet also «er», in «sind» ist «nd» das Zeichen der dritten Person des Plurals. Diese Endungen haben sich im Laufe der Zeit meistens abgeschwächt und sind nur durch Vergleichung verwandter Sprachen oder älterer Stufen derselben Sprache zu reconstruiren; z. B. «sie loben» heißt mittelhochdeutsch noch «lobent» und ist dem «sind» in der Endung gleich. Außer dieser Abwandlung vermag das V. durch bestimmte innere Veränderungen noch zu unterscheiden: die Zeit oder das Tempus (s. d.), den Modus (s. d.) und die sog. genera verbi (Arten), Activum, Medium, Passivum. Auf die Bedeutung geht die Unterscheidung der Verba in transitiva und intransitiva (neutra). Erstere erfordern im Satze ein Object, auf welches die im V. ausgedrückte Thätigkeit gerichtet ist, z. B. «die Pflanze treibt Blüten»; letztere geben ohne solches einen abgeschlossenen Sinn, z. B. «die Pflanze blüht». Von der Form ist diese Eintheilung unabhängig, und es gibt z. B. im Griechischen und Lateinischen transitive Verba, die passive oder mediale Form haben (verba deponentia). Von dem Wurzelverbum oder einfachen V. (verbum primitivum) sind zuweilen Ableitungen (verba derivata) vorhanden, die eine besondere Modification des Begriffs ausdrücken, z. B. die Wiedererhebung (verba frequentativa), Verstärkung (verba intensiva), Anfang oder Werden einer Handlung (verba inchoativa), Verlangen nach der betreffenden Handlung (verba desiderativa), Verkleinerung (verba deminutiva). Alle Ableitungen vom V., welche declinirt werden können, z. B. Participium (s. d.) und Infinitiv (s. d.) gehören nicht zur Conjugation desselben. Man pflegt sie nur der Bequemlichkeit wegen neben diese zu stellen und unterscheidet von ihnen die eigentlichen Conjugationsformen als verbum finitum. Die Grammatik, namentlich die ältere, hat noch eine Anzahl von Kunstausdrücken für Eigenthümlichkeiten der Form und Bedeutung von Verben. So z. B. anomale oder unregelmäßige Verba für Abweichungen von einer als regelmäßig vorausgesetzten Conjugationsweise; verbum defectivum für ein V., welches nicht alle Formen bildet; verbum impersonale, welches kein bestimmtes Subject hat, z. B. «es regnet», verbum auxiliare oder Hülfsverbum, das zur Umschreibung gewisser Tempora dient, z. B. im Deutschen haben, sein, werden; verbum substantivum als Bezeichnung des V. «sein» als des allgemeinsten verbalen Ausdrucks.

Verbürgen, s. **Bürgschaft**.

Vercelli, Stadt und der Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Novara, liegt an der Eisenbahn von Turin nach Mailand, an der Sesia und der Mündung des Kanals von Santhia, ist Sitz eines Erzbischofs, einer Unterpräfectur und eines Tribunals erster Instanz. Die Stadt ist gut gebaut, hat einen großen Marktplatz, 9 Kirchen, darunter die prachtvolle, moderne Kathedrale mit den Gebeinen des heil. Eusebius und des heil. Amadeus. Ferner besitzt die Stadt das sehenswerthe Mailänder Thor, ein Schloß, in welchem mehrere Herzoge von Savoyen ihren Sitz hatten, zwei Hospitäler, das eine mit einem Museum und Botanischen Garten, ein königl. Lyceum, ein königl. Gymnasium, eine technische Schule, ein erzbischöfl. Seminar, ein Waisenhaus und ein Theater. V. zählt (Ende 1861) 19352 (als Gemeinde 25012) E., welche in der fruchtbaren Umgebung vorzüglich Reisbau, auch Hanf- und Flachsbau, außerdem Seidenzucht, Seidenspinnerei und Handel treiben. Vercellae war im Alterthum die Hauptstadt der Libici im Cisalpinischen Gallien, später ein befestigtes Municipium der Römer. Einige vermuthen bei dem in Südosten gelegenen Orte Rotta, der ehemals Rauda hieß, die Raudischen Felder (Campi Raudii), auf welchen 101 v. Chr. Marius die Cimbern schlug. Im Mittelalter hatte V. verschiedene Herren, war auch eine Zeit lang Republik und kam 1427 an Savoyen. Die 1228 daselbst gestiftete Universität ging wieder ein. Am 10. Oct. 1495 wurde zu V. ein Friedensvertrag zwischen Karl VIII. und Ludwig Moro von Mailand geschlossen. 1638 ward die Stadt von den Spaniern erobert, im Pyrenäischen Frieden aber 1659 wieder an Savoyen zurückgegeben. Am 20. Juni 1704 ergab sie sich an die Franzosen, welche die Festungswerke schleiften, 26. Juli 1717 an die Spanier, die sie aber in demselben Jahre infolge des Friedens wieder räumten.

Vercellone (Carlo), gelehrter röm. Theolog, geb. 14. Jan. 1814 zu Sordevolo in der Diöcese Biella in Piemont, besuchte das Gymnasium zu Biella und trat 1829 zu Turin in die Congregation der Barnabiten ein. Die Congregation ließ ihn erst zu Turin Philosophie, dann zu Rom Theologie studiren, worauf ihm die Leitung der theol. Studien im Barnabitencollegium zu Rom übertragen ward. V.'s wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise textkritischen Bibelarbeiten zugewandt. Als sein Hauptwerk in dieser Beziehung sind die «Variae lectiones vulgatae latinae editionis Bibliorum» (Bd. 1 u. 2, Rom 1860—64) zu betrachten. Von Bedeutung sind auch seine «Dissertazioni academiche di vario argumento» (Rom 1864), denen eine zweite Sammlung folgen soll. Im Auftrage der Curie besorgte V. auch die neueste officielle Ausgabe der Vulgata Alten und Neuen Testaments (Rom 1861). 1856 übertrug ihm der Papst die Herausgabe der von A. Mai bearbeiteten «Biblia e codice Vaticano» (5 Bde., Rom 1857), welcher er selbst viele verbessernde Zuthaten beifügte. 1868 war er mit einer neuen Ausgabe der Vaticanischen Bibel beschäftigt, die ihm ebenfalls von Pius IX. übertragen wurde. Die Universität Wien verlieh V. bei Gelegenheit ihres 500jährigen Jubiläums (1865) das theol. Ehrendoctorat.

Verdacht heißt die auf richtigen Gründen, Anzeichen oder Indicien beruhende Wahrscheinlichkeit, daß jemand ein Verbrechen begangen habe, die der Gewißheit oder dem directen Beweise der That entgegengesetzt wird. Der V. ist ein entfernter, wenn ihn nur einzelne Gründe erzeugen, die zu der That in blos mittelbarer Beziehung gebracht werden können, z. B. die besonders günstige Gelegenheit zur Begehung des Verbrechens. Naher V. ist, wenn der Grund desselben unmittelbar auf die That hinweist, z. B. wenn sich jemand im Besitze einer gestohlenen Sache befindet. Dringender wird der V., je mehr Gründe desselben übereinstimmend zusammentreffen. Die Verdachtsgründe sind theils vorausgehende, wie Handlungen und Aeußerungen vor der That, z. B. Drohungen und Vorbereitungen, Feindschaft, ein Verhältniß, welches Beweggründe zur That enthält, frühere Verbrechen gleicher Art; theils begleitende, welche mit der That selbst in Verbindung stehen, z. B. Anwesenheit am Orte derselben, empfangene Wunden, blutige Kleider und Gewehre, Zurücklassen eigener und Besitz solcher Sachen, welche von dem herrühren, an welchem das Verbrechen verübt worden ist; theils endlich nachfolgende, wie Handlungen, welche auf ein Bewußtsein eines begangenen Verbrechens hinweisen, z. B. Reden davon, Flucht, Bemühen, die Spuren des Verbrechens zu vertilgen, Vertheidigung gegen einen noch nicht ausgesprochenen Verdacht u. s. w. Wenn das Vorhandensein eines nahen V. nach dem Urtheile unabhängiger Spruchcollegien aus den Acten hervorging und der Angeschuldigte dennoch im Leugnen beharrte, so sollte nach der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. von 1532 zur Marter (Tortur) verschritten werden, um in einem Geständnisse den vollen, directen Beweis der Schuld zu erlangen. Hieran entwickelte sich die Ansicht, daß auf bloße Indicien (s. d.) kein Straferkenntniß zu bauen sei, wenn auch deren Zahl und Zusammenhang die Möglichkeit der Schuldlosigkeit ausschlösse. Erst die neuern Gesetzgebungen haben den künstlichen oder Anzeichenbeweis (s. Beweis) in sein volles Recht eingesetzt.

Verdampfen. Flüssigkeiten gehen schon bei den gewöhnlichen Temperaturen an ihrer Oberfläche in den ausdehnsamen Zustand über, d. h. sie verdunsten. Viele Flüssigkeiten verdunsten bei jeder Temperatur, ja selbst dann noch, wenn sie den festen Zustand angenommen haben, wie z. B. Wasser, Aether, Jod. Bei andern Körpern dagegen hat man die Temperaturgrenze gefunden, unterhalb welcher sie nicht mehr als flüchtig zu betrachten sind: so liegt die Verdunstungsgrenze des Quecksilbers bei —5°, die der Schwefelsäure bei der gewöhnlichen Lufttemperatur. Temperaturerhöhung vermehrt die Flüchtigkeit einer Flüssigkeit. Die Verdunstung, welche hierbei an der Oberfläche der Flüssigkeit vor sich geht, beginnt bei einem bestimmten Wärmegrade auch im Innern, und man sagt alsdann, die Flüssigkeit siedet. Die Temperatur, bei welcher dies stattfindet, ist abhängig von der Natur der Flüssigkeit und von dem auf ihr lastenden Drucke. Dünste, welche eine Spannkraft haben, die dem Drucke, unter dem sie entstanden, gleich ist, heißen Dämpfe; solche, welche bei einer Temperatur sich bilden, die unter der des Siedepunkts und deren Spannung geringer ist als der auf der Flüssigkeit lastende Druck, heißen Dünste im engern Sinne. Demnach bezeichnet man auch die erste Art der Verflüchtigung einer Flüssigkeit mit «Verdampfen», die zweite Art mit «Verdunsten».

Verdauung (Digestio). Viele und darunter die wichtigsten Nahrungsmittel werden in fester Form genossen, in welcher sie nicht in die Ernährungsflüssigkeiten des Körpers (Blut, Chylus) übergehen können, sondern verdaut werden müssen. Die V. beruht auf der Verflüssigung der Nahrungsmittel, die mit der Verkleinerung derselben in der Mundhöhle beginnt. Für die in

leichtlöslicher Gestalt aufgenommenen Nahrungsbestandtheile (z. B. Zucker, verschiedene Salze) kommt natürlich diese Verflüssigung in Wegfall. Die V. der Nahrung wird bewirkt durch die Verdauungsflüssigkeiten: den Mundspeichel, den Magensaft, Darmspeichel, Darmsaft und die Galle. Der Mundspeichel, welcher sich den Speisen bereits beim Kauen derselben beimischt, und von welchem sich immer ein kleiner Vorrath im Magen vorfindet, durchfeuchtet den Bissen, macht ihn schlüpfrig, bewirkt aber auch zugleich die Umwandlung des Stärkemehls in Dextrin und weiterhin in Zucker. Im Magen (s. d.) setzt sich die Wirkung des Speichels auf das Stärkemehl noch fort. Der Magensaft ist eine starksaure Flüssigkeit, welche, wie die andern Verdauungsflüssigkeiten, eine eigenthümliche fermentartige Substanz (das Pepsin) enthält, durch deren Einwirkung, bei Gegenwart von Säure, die Eiweißkörper in flüssige Substanzen (Peptone) verwandelt werden. Auf die Fette, die dritte Klasse der Nahrungsbestandtheile, übt weder der Speichel noch der Magensaft eine Veränderung aus. Aus dem Magen gelangt dann der Speisebrei (Chymus) in den Darmkanal und kommt hier zunächst mit dem Bauchspeichel und der Galle sowie mit dem Darmsaft in Berührung, durch welche alle die in ihm enthaltene freie Säure abgestumpft wird. Der Bauchspeichel theilt mit dem Darmsafte die Eigenschaft, Eiweißkörper in Peptone, Stärkemehl in Zucker überzuführen und die Fette in feine Vertheilung zu bringen (zu emulgiren), zeichnet sich aber vor allen andern Verdauungssäften noch dadurch aus, daß er die neutralen Fette in ihre nächsten Bestandtheile, in Fettsäure und Glycerin, zerlegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde die Aufsaugung der Fette durch die wässerig-feuchte Darmschleimhaut viel schwieriger. Die Fettsäuren aber, welche sich im Darm mit den vorhandenen Alkalien verbinden, bilden so in Wasser lösliche Seifen und gelangen dadurch leichter in das Blut und den Chylus. Unterstützt wird die Aufsaugung der Fette durch die Galle, weil diese wässerig-feuchte Häute für Fette benetzbar macht. Die Fette können also mit der Darmschleimhaut leichter in Berührung kommen, wenn diese mit Galle befeuchtet ist, als wenn dies nicht der Fall wäre. Diese Verdauungswirkung setzt sich noch durch den ganzen, verhältnißmäßig langen Dünndarm fort. Die nicht verdauten und nicht aufgesaugten Speisereste gelangen weiter in den Dickdarm, woselbst sie festere Form annehmen, um endlich in geformter Gestalt durch den After den Körper zu verlassen. Der Dünndarm hat aber noch eine weitere wichtige Bedeutung für die V. als die, die Stätte für die Auflösung der Nahrungsmittel abzugeben. Namentlich in seinem obern Abschnitt ist seine Schleimhaut in viele Falten ausgestülpt, die alle mit fast mikroskopisch kleinen zapfenförmigen Anhängen (Zotten) besetzt sind. Dadurch gewinnt der enge Dünndarm eine viel größere Oberfläche, als er sonst haben würde, und diese Oberfläche ist allseitig mit verdauter Substanz umspült. Die blutreichen Zotten nehmen nun die verdaute (löslich gewordene) Substanz in sich auf, wobei sie durch eine besondere mechan. Vorrichtung unterstützt werden, daß sie die Flüssigkeit, ähnlich wie eine Spritze, in sich saugen. Jede einzelne Zelle enthält den Anfang eines Chylusgefäßes, und diese Wurzeln setzen sich weiter hin in der Darmschleimhaut zu Stämmchen, diese endlich zu Stämmen zusammen, welche durch die Bauch- und Brusthöhle, von vielen Lymphdrüsen unterbrochen, ihren Verlauf nehmen, um zunächst ihren Inhalt in der Nähe des Herzens in das Blut zu ergießen. Die Blutgefäße der Darmschleimhaut aber sammeln sich in der Pfortader, welche ihr Blut der Leber zuführt, wo also zunächst eine weitere Verarbeitung der verdauten Nahrung statthat. Nicht zu jeder Zeit sind die Verdauungsorgane im Stande, zu verdauen. Der Bauchspeichel wird es erst, nachdem der Magen schon eine lange Zeit in Thätigkeit war. Der Magen sondert erst Verdauungsflüssigkeit ab, wenn Speise in ihn gelangt. Die Leber liefert erst Galle, wenn ihr bereits verdaute Substanz zugeführt wurde. Es ist zugleich begreiflich, daß die kranken Organe ihre Thätigkeit einschränken müssen. Der Magen übt z. B. seine volle Thätigkeit nicht bei Magenkatarrh, und bei Darmkatarrh ist sowol die V. als die Aufsaugung gestört. Auch vermögen die Verdauungsorgane nicht jedwede Substanz aufzulösen. So verdaut der Mensch die Holzfaser (Cellulose) nicht. Grüne Gemüse, Salat u. dgl. sind für ihn also keine Nahrungsmittel im eigentlichen Sinne, wiewol sie durch Füllen des Magens das Gefühl der Sättigung hervorbringen und die eigentlich verdaulichen Substanzen in lockerer Form erhalten. Weichgekochte Nahrungsmittel verdauen sich leichter als harte, gequollenes Stärkemehl leichter als rohes. Bei verschiedenen Thieren ist das Verdauungsvermögen ein anderes als bei Menschen. Fleischfresser scheinen im allgemeinen leichter zu verdauen als der Mensch. Der Darmkanal der Grasfresser bewältigt einen Theil der Holzfaser, was der Mensch nicht vermag. Auch der Verdauungsapparat ist nicht bei allen Thieren gleich. Bei den Wiederkäuern hat der Magen mehrere Abtheilungen, die offenbar auf die Lösung ihrer Nahrung von Einfluß sind.

Verdeck, s. Deck.

Verden, Kreisstadt in der Landdrostei Stade der preuß. Provinz Hannover, an der schiffbaren Aller, 1 St. von deren Mündung in die Weser und der Hannover-Bremer Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Obergerichts und eines Amtsgerichts sowie der neuerrichteten Kreisbehörde und zählt 6669 E. (Ende 1867, gegen 5779 im J. 1861). Unter den Bauwerken ist die schöne goth., neuerdings restaurirte Domkirche hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium. Es bestehen zu V. eine Stearinfabrik, eine Dampfmühle, eine große Brauerei, Branntwein- und Spritbrennereien, vier bedeutende Tabacksfabriken; doch treiben die Bewohner vornehmlich Handel, Schiffahrt, bürgerliche Gewerbe und Ackerbau. V. war früher ein Bisthum, das Karl d. Gr. stiftete. Zur Zeit der Reformation hatte Gregor von Braunschweig den Bischofssitz inne, der, nachdem er sich zur prot. Kirche bekannt, das Bisthum reformirte. Ungeachtet der Bemühungen seines Nachfolgers, Franz Wilhelm, konnte dasselbe auch nach Gregor's Tode nicht wieder der kath. Kirche zugeführt werden. Während des Dreißigjährigen Kriegs bemächtigte sich der Erzbischof von Bremen des Stifts. Der Westfälische Friede erhob V. zum Herzogthum, das nebst Bremen der Krone Schweden als erbliches Reichslehn überlassen wurde. Von Schweden kam es 1709 an Hannover, welches der Kaiser 1733 damit belehnte. Seit 1807 in franz. Gewalt, ward es hierauf zum neuerrichteten Königreiche Westfalen geschlagen. 1814 kam es wieder an Hannover. Bei der Einverleibung Hannovers in Preußen (1866) zerfiel das Herzogthum V., das auf $24\frac{1}{5}$ Q.-M. 37000 E. zählte, in die Stadt V. und die beiden Aemter V. und Rotenburg. Seitdem wurde aber aus der Stadt V., dem Amte V. und dem Amte Achim (früher zum Herzogthum Bremen gehörig) der Kreis V. gebildet, welcher Ende 1867 41195 E. zählte. Das Amt Rotenburg hingegen wurde mit dem Amte Zeven (bisher ebenfalls zum Herzogthum Bremen gehörig) zum Kreise Rotenburg vereinigt, der 31814 E. zählt. Der Hauptort desselben, der Marktflecken Rotenburg, mit 1900 E., liegt an der Wümme und hat ein stattliches Schloß.

Verdi (Giuseppe), beliebter ital. Operncomponist, geb. 9. Oct. 1814 zu Busseto, einem Flecken im Parmensischen, als der Sohn wenig bemittelter Aeltern, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von einem Organisten Namens Provesi und ging im Alter von 19 J., von einem begüterten Kunstfreund unterstützt, zu seiner weitern Ausbildung nach Mailand. Hier arbeitete er, da ihm die Aufnahme ins Conservatorium verweigert worden, einige Jahre unter der Leitung des Kapellmeisters Lavigna, kehrte dann nach seinem Geburtsorte zurück und brachte 1839 seine erste Oper, «Oberto, conte di San-Bonifazio», mit Erfolg in Mailand auf die Bühne. Kein Glück machte er jedoch mit seiner zweiten Oper, «Un giorno di regno, ossia il finto Stanislao», welche 1840 ebenfalls auf der Scala in Mailand in Scene ging. Dagegen wurde 1842 (wieder in Mailand) die Oper «Nabuccodonosor» mit Beifall aufgenommen und begründete seinen Ruf. In den J. 1843 und 1844 componirte er die Opern «I Lombardi alla prima crociata» (für Mailand), «Ernani» (für Venedig) und «I due Foscari» (für Rom), von denen namentlich die beiden erstern großes Glück machten. Sodann folgte eine ganze Reihe von Opern, von denen eigentlich nur eine, «Luisa Miller» (1849 für Neapel), namhaftern Erfolg hatte. Die Namen der übrigen sind: «Giovanna d'Arco» (Mail. 1845), «Alzira» (Neapel 1845), «Attila» (Vened. 1846), «Macbeth» (Flor. 1847), «I masnadieri» (Lond. 1847), «Il corsaro» (Triest 1848), «La battaglia di Legnano» (Rom 1849), «Stiffelio» (Triest 1850). Außerdem lieferte er 1847 für die Große Oper in Paris eine Bearbeitung seiner «Lombardi», die den Titel «Jerusalem» führte und einen momentanen Erfolg hatte. Zu eigentlicher Popularität, auch außerhalb Italiens, gelangte V. durch die Opern «Rigoletto» (Vened. 1851), «Il trovatore» (Rom 1852) und «La traviata» (Vened. 1863), von denen die beiden erstern wol als seine besten Productionen zu betrachten sind. 1855 wurden seine für die Große Oper in Paris componirten «Vêpres siciliennes» ziemlich kühl aufgenommen, und auch «Simone Boccanegra» (Vened. 1856) sowie «Aroldo» (eine Umarbeitung des «Stiffelio», Rimi. 1857) hatten wenig Erfolg. Dagegen gefiel wieder mehr «Un ballo in maschera» (Rom 1859). Für die ital. Oper in Petersburg schrieb V. «La forza del destino» und brachte dieses Werk 1863 auch persönlich in der russ. Hauptstadt in Scene, ohne daß er damit Glück machte. Ende 1866 wurde seine Oper «Don Carlos» zuerst in der Großen Oper zu Paris mit zweifelhaftem Erfolg gegeben. Seinen Vorgängern Donizetti, Bellini und gar Rossini, von denen er ausgegangen, kommt V. an Begabung nicht gleich. Er besitzt weder den Reichthum noch den Reiz der Erfindung jener und ist überhaupt eine mehr triviale musikalische Natur. Doch hat er sich nach und nach zu einer eigenen Manier durchgearbeitet, wobei der Einfluß franz. Elemente (Meyerbeer) nicht zu verkennen ist. V. lebt gewöhnlich in Genua.

Verdichtung nennt man die Verringerung des Volumens der Körper ohne Massenveränderung, die, wenn sie auf mechan. Wege durch den Druck äußerer Kräfte bewirkt wird, den Namen Compression führt. V. durch Kälte heißt gewöhnlich Zusammenziehung oder Contraction, insbesondere aber Condensation (s. d.), wenn durch Entziehung der Wärme Dämpfe in den Zustand tropfbarer Flüssigkeiten zurückgeführt werden.

Verdict (vom lat. veredictum, d. h. Wahrspruch) wird beim Schwurgericht (s. d.) der Ausspruch der Geschworenen genannt.

Verdun, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Maas-Departements, Festung und Kriegsplatz ersten Rangs, Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Besançon, des Stabs einer militärischen Subdivision, liegt an der Maas, ist gut gebaut, aber mit steilen, schlechtgepflasterten Straßen. Die Stadt hat eine starke Citadelle, eine Kathedrale, einen modernen bischöfl. Palast mit prächtigem Garten, schöne Promenaden, ein Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, eine Ackerbau- und eine philomathische Gesellschaft mit Naturalien- und Münzcabinet. Die Stadt zählt 12941 E. (1866), welche viele Getreide- und Oelmühlen, Loh- und Sämischgerbereien und zwei Gießereien unterhalten, Feilen, Leinwand, Posamentier- und Tabletteriewaaren und Confituren fabriciren, große Mengen von Zuckerwerk und geschätzten Liqueuren nach Paris und dem Auslande liefern, außerdem Handel mit Wein, Branntwein, Oel, Getreide, Holz und Vieh treiben. V. hat schon in ältester Zeit durch den Vertrag (Vertrag zu V.), welcher hier 11. Aug. 843 zwischen Kaiser Lothar und seinen Brüdern, Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, über die Theilung des Fränkischen Reichs geschlossen wurde, Berühmtheit erlangt. (S. Deutschland.) Das Land V. oder Verdunois, früher den Herzogen von Lothringen gehörig, die es durch eigene Grafen regieren ließen, wurde von Balduin, dem Bruder Gottfried's von Bouillon, den Bischöfen von V. käuflich überlassen, die es als Vicomteschaft dem Grafen Dietrich von Monçon und Bar zu Lehn gaben, später aber wieder zurücknahmen. Dabei hatten sie mit der Stadt V., welche frühzeitig die deutsche Reichsfreiheit erlangte und ihre Selbständigkeit fortdauernd hartnäckig vertheidigte, unablässige Fehden zu führen, bei denen die Bürger zuletzt Frankreich gegen den Bischof zu Hülfe riefen. Hierdurch geschah es, daß die Stadt 1552 von Frankreich in Besitz genommen wurde, worauf sie nebst ihrem Gebiete im Westfälischen Frieden zugleich mit den beiden andern deutschen Bisthümern Metz und Toul förmlich an Frankreich abgetreten ward. Vauban befestigte die Stadt stärker. Am 2. Sept. 1792 öffnete die royalistische Partei den anrückenden Preußen die Thore der Stadt, weshalb sich der Commandant Beaurepaire erschoß. Die Stadt aber wurde nach dem Rückzug der Alliirten von den Republikanern durch Hinrichtung vieler Royalisten bestraft.

Verdunstung, s. Verdampfen.

Vereinigte Staaten von Amerika (officiell: United States of America), häufig auch Vereinigte Staaten von Nordamerika oder schlechthin Vereinigte Staaten genannt, bilden in räumlicher Beziehung die größte Republik, welche die Geschichte kennt. Ihr Gebiet nimmt die ganze Breite des nordamerik. Festlandes ein zwischen den brit. Besitzungen im N. und Mexico im S. und reicht vom St.-Lorenzstrom und den Aleuten bis zur Südspitze der Halbinsel Florida, zu der Mündung des Rio-Grande und zur Nordspitze des Californischen Meerbusens, von 65° 30′ bis 25° 20′ nördl. Br. (mit kurzer Unterbrechung der brit. Besitzungen am Stillen Ocean, zwischen dem 49.° bis 54° 40′) im W. und 49° bis 25° im O., sowie von 67° 47′ bis 124° 30′ westl. L., wozu noch seit der Erwerbung von Russisch-Amerika (s. d.) eine Landesstrecke von 54° 40′ bis 65° 30′ nördl. Breite und 141° bis 172° westl. Länge kommt. Den Flächeninhalt berechnet man auf 170—180000 Q.-M. Das also dem Osten wie dem Westen der Alten Welt zugekehrte Land hat eine beträchtliche Küstenausdehnung von mehr als 1100 deutschen M. Aber die Küstengliederung ist keineswegs sehr mannichfaltig. Das Gestade ist beinahe überall ein offenes; größere vorliegende Eilande fehlen gänzlich, und Florida bildet die einzige beträchtliche Halbinsel. Eine zweite kleinere liegt zwischen der Delaware- und Chesapeakbai. Im nordöstl. Theile, im Staate Maine, ist die Küste vielfach tief eingezackt, ähnlich wie in Norwegen. Von den am weitesten ausspringenden Vorgebirgen sind zu nennen: das Cap Cod in Massachusetts; Charles und Henry in Virginien; Cap Hatteras in Nordcarolina unter 35° 14½′ nördl. Br., das eine bemerkenswerthe Sturm- und Wetterscheide bildet; Cap Sable in Florida; am Großen Ocean die Caps Mendocino, Disappointment und Flattery. Der nördl. Theil der atlantischen Küste hat viele ins Land eindringende Buchten und Sunde und ist reich an ganz vortrefflichen Häfen bis nach Virginien. Weiter nach Süden hin, in

Nordcarolina, liegen mehrfach vor den Einbuchtungen längliche Strandinseln, welche Haffe bilden. Dergleichen laufen insbesondere vor der Küste von Texas entlang und haben nur schmale Einfahrten über ziemlich seichte Barren. Am Stillen Ocean fehlen tiefe Einbuchtungen gänzlich, mit Ausnahme der herrlichen Bai von San-Francisco, dem Pugetsunde und dem neuerworbenen Sitka oder Neuarchangel. Dieser nicht sehr mannichfaltigen Küstengliederung gegenüber ist die ungemein reiche innere Bewässerung in einem großen Theile des Landes hervorzuheben. Die Gebirgsketten Nordamerikas haben eine wesentlich meridionale Richtung; denn nirgends laufen beträchtliche Bodenerhebungen von Osten nach Westen. Von der Mündung des Mississippi bis zum nördl. Eismeere ist in der Richtung von Süden nach Norden kein Höhenzug von nur 2000 F. Erhebung vorhanden. Für den ganzen östl. Theil der Vereinigten Staaten erscheint die majestätische Ausdehnung seiner Ströme neben einer geringen Höhe seiner Gebirgszüge charakteristisch, die zudem nirgends ein Massengebirge bilden. Dagegen fehlt der westlichen, allerdings kleinern Abtheilung jenseit der Felsengebirge jene Fülle von Binnengewässern; sie hat aber mächtige Alpengebirge und ausgedehnte Hochebenen von mehr als 4000 F.

Man kann die Vereinigten Staaten ihrer Bodengestaltung zufolge in drei große Abtheilungen sondern, nämlich in die östliche, mittlere und westliche. Die erstere ist atlantisches Küstenland, welches in seinem nördl. Theile von plateauartigen Theilen des akadischen oder nordalleghanischen Gebirgssystems durchzogen wird. Dieses reicht südlich bis zum Hudson und wird auch Neuengländisches Gebirge genannt. Die südl. Fortsetzung, das Alleghany- oder Appalachengebirge (s. Appalachen), reicht nach Südwesten hin bis an die Nordgrenze des Staats Alabama. Dieses ganze Gebirgssystem tritt auf seinem langen Zuge immer näher an die Küsten heran, je weiter es nach Nordosten läuft. Seine mittlere Kammhöhe beträgt etwa 2700 F. Oft streicht es in drei bis sechs Ketten nebeneinander, die viele fruchtbare Thäler und Hochflächen bilden. In den Black-Mountains in Nordcarolina erreicht es eine Höhe von 6476 F. Fast ebenso hoch gipfeln die Grünen Berge in Vermont und die Weißen Berge in Neuhampshire. Von dem alleghanischen Gebirgssystem erhält der Atlantische Ocean eine große Menge größerer und kleinerer Zuflüsse, so z. B. in den nordöstl. Staaten den Passamaquoddy, Penobscot, Kennebec und Connecticut; den Hudson, Hauptstrom des Staats Neuyork; den Delaware, welcher den Lehigh und Schuylkill aufnimmt und in die nach ihm benannte Bai mündet; den Susquehannah, Hauptstrom Pennsylvaniens, der in die Chesapeakbai fließt, gleich dem Patapsco und dem Potomac in Maryland. Der James mündet in Virginien, der Roanoke fällt in den Albemarlesund, Neuse und Pamlico fließen dem Pamlicosunde zu. Der Savannah bildet die Grenze zwischen Südcarolina und Georgien; in letzterm Staate mündet auch der Altamaha. Aus Florida empfängt der Atlantische Ocean den St.-Johns. Im Norden der Alleghanies oder vielmehr ihrer nordöstl. Abtheilung, der Akadischen Gebirge, liegt das Wassersystem des Lorenzstroms (s. d.), welcher der größten zusammenhängenden Masse süßen Wassers, den sog. canadischen großen Seen, zum Abzuge dient. Von diesen ist nur der Michigan ganz im Gebiete der Vereinigten Staaten; die übrigen werden zugleich von Canada begrenzt. Sie alle bilden eine ununterbrochene Fläche und Kette von Gewässern, deren Anbeginn der nordwestlich liegende Obere See ist. Ihr gesammter Flächeninhalt beträgt mehr als 90000 engl. oder über 4500 deutsche Q.-M., wovon beinahe 2000 auf den Obern See kommen, dessen Spiegel 600 F. über dem Meere liegt, und der eine mittlere Tiefe von 900 F. hat. Der Michigan- und Huronsee sind etwa 1000 F. tief, der Erie nur 84, der Ontario 500, der kleine St.-Clairsee, zwischen dem Huron und Ontario, nur 20 F. Der Champlainsee zwischen den Staaten Neuyork und Vermont hat vermittels des Sorelflusses gleichfalls seinen Abzug in den St.-Lorenz. Im Süden der Alleghanies fließen dem Mexicanischen Meerbusen mehrere beträchtliche Ströme zu. So der Appallachicola, der aus dem Chattahoochie und Flint gebildet wird und in Florida mündet; der Mobile, der durch den Zusammenfluß des Alabama und Tombighbee entsteht und in die nach ihm benannte Bai mündet. Die mittlere Abtheilung wird von der Ebene oder dem Becken des Mississippi (s. d.) gebildet, das östlich von den Alleghanies, westlich von den Felsengebirgen begrenzt wird. Der große Strom, welcher ohne Unterbrechung vom Mexicanischen Meerbusen bis zu den St.-Antonswasserfällen in Minesota hinauf schiffbar ist, bildet die Hauptpulsader für den Verkehr im Westen und durchströmt ein ungemein fruchtbares Land. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind auf dem rechten Ufer der St.-Peters, Desmoines, Missouri und Arkansas; auf der linken Seite der Wisconsin, Illinois und Ohio. Auf der Westseite des Mississippi, im südl. Theile, liegt eine Hügelregion mit den Ozarkbergen, den Washitaihügeln und den Black-Hills im Norden des Arkansas. Die Berge alle erreichen die Höhe von 1500 F. nicht. Außer dem

Stromgebiete des Mississippi gehören dieser Ebene noch die Becken anderer Flüsse an, die gleichfalls in den Mexicanischen Meerbusen münden. Die texan. Ströme kommen meist vom Südrande eines Tafellandes herab, das sich durch Dürre und Unfruchtbarkeit auszeichnet und von welchem die sog. abgepfählte Ebene eine Fortsetzung nach Norden bildet. Am südl. Rande dieses Tafellandes liegen die Quellen des Brazos, Trinidad, des texan. Colorado, Nueces u. a. Der Rio-Grande, welcher die Grenze zwischen Texas und Mexico bildet, hat seine Quellen in den Felsengebirgen zwischen 38 und 39° nördl. Br., 106 und 107° westl. L. in einer Gegend, in welcher auch der Arkansas und der westl. Colorado entspringen. Auf seinem fast 1000 Wegstunden langen Laufe empfängt er nur wenige Zuflüsse, unter welchen der Pecos oder Puercos der bedeutendste ist. Westlich vom Rio-Grande ist das ganze Land nach Westen hin bis zum Großen Ocean zum bei weitem größten Theile Wüstenei, in welcher der Rio-Gila gegen Süden die Grenze der Vereinigten Staaten bildet. Weiter nördlich, zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi, vom Saskatschewanflusse im Norden bis nach Texas hinein gegen Süden, dehnt sich das Prairieland aus, eine große Ebene mit vereinzelten Bodenanschwellungen und rauhem, durchbrochenem Hügellande, zum Theil sehr fruchtbar, zum Theil sandige Einöde. Nach Westen hin wird das Stromsystem des Mississippi durch die Felsengebirge begrenzt, die einen Theil der großen, ganz Amerika durchziehenden Cordilleras (s. d.) bilden. Im Westen derselben erheben sich die Seealpen, auch wol das Schneegebirge oder Sierra-Nevada genannt. Sie reichen im Gebiete der Vereinigten Staaten von der Südgrenze Californiens bis zum Pugetsunde im Gebiete Washington. Man betrachtet sie gewöhnlich als einen Theil des großen Gebirgssystems der Cordilleren, da sie mit demselben durch Verbindungsglieder im Zusammenhange stehen. In den Rocky-Mountains (Felsengebirgen) bilden die Windriver-Mountains zwischen 42 und 44° nördl. Br. einen Gebirgsknoten, von welchem vier große Ketten auslaufen. Der nach Südwest hin sich ablösende Zug geht als Timpanagos- und Wahsatchgebirge auf einer Hochebene fort, die bis über 5000 F. Höhe hat. Sie füllt zwischen 37 und 42° nördl. Br. nach Westen hin den ganzen Raum bis zu den Seealpen aus. Im Westen der Timpanagosgebirge liegt das Great-Bassin oder große ostcaliforn. Binnenbecken, von durchschnittlich 500 engl. M. Durchmesser und 4—5000 F. Meereshöhe, rings von Bergketten eingeschlossen, mit einem besondern Systeme von Flüssen und Seen, die keine Verbindung mit dem Meere haben. Es ist im allgemeinen eine Wüste mit vielen Oasen und bildet das organisirte Gebiet Utah (s. d.), welches sich die Sekte der Mormonen zum Wohnsitz erkoren hat. Im Osten der Wahsatch- und Timpanagosgebirgskette und im Süden des Großen Beckens, östlich von der Sierra-Verde, einem Theile der Rocky-Mountains, begrenzt, liegt das Strombecken des westl. Colorado, der in den Californischen Meerbusen mündet, nachdem er kurz vorher den Gila aufgenommen hat. Der Colorado durchströmt ein trostloses Land, das zumeist aus dürrer Wüstenei besteht. Die Sierra-Nevada öffnet keinem der von den Felsengebirgen herabkommenden Ströme einen Durchgang zum westl. Meere, mit Ausnahme des Columbia, welcher die Grenzscheide zwischen Oregon und Washington bildet. Californien bildet die Küstenlandschaft zwischen dem Großen Ocean und den Seealpen von San-Diego im Süden bis zur Grenze Oregons im Norden.

Ein so weit ausgedehntes Land, welches sich durch 24 Breitengrade und 60 Längengrade erstreckt, hat natürlich sehr mannichfaltige klimatische Verhältnisse. Es reicht von der Nähe der Wendekreise bis zur nordischen Seenplatte und wird von Westen nach Osten von keinem Hochgebirge durchzogen. Deshalb haben die Winde vom Norden wie vom Süden her ungehinderten Zugang, und auch in der Richtung von Westen nach Osten finden sie auf dem weiten Raume zwischen den Felsengebirgen und den Alleghanies keinen Widerstand: kein anderes Land hat eine veränderlichere Witterung. Die Vereinigten Staaten sind fast überall plötzlichem und äußerst extremem Temperaturwechsel unterworfen, und afrik. Hitze macht in manchen Gegenden binnen wenigen Tagen ruff. Kälte Platz. Ein Wechsel von 25—30° F. in einigen Stunden hat nicht einmal etwas Auffallendes, weil er so häufig eintritt, und oft schlägt in einem Tage das Wetter drei- bis viermal um. Der Nordwestwind, der von den Felsengebirgen und über die Prairien herkommt, ist kalt und trocken; der Nordost weht vom Meere und den großen Binnenseen her und ist deshalb feucht und kalt; Südost und Südwest sind beide heiß. In den nördl. Staaten sind die klimatischen Extreme am bemerkbarsten, während im südl. Florida die Temperatur das ganze Jahr hindurch sich ziemlich gleich bleibt und kaum um 12° F. wechselt. Doch wird der Charakter des Klimas in vielen Gegenden wesentlich durch die Oertlichkeit bestimmt. An der atlantischen Küste übt das Meer großen Einfluß. In den westl. Staaten, d. h. denen im

Stromgebiete des Mississippi, ist das Klima weniger excessiv als im Nordosten, an der ganzen Westküste bei weitem milder als in der ganzen östl. Abtheilung. In und an den Alleghanies, von Virginien bis nach Georgien hin, liegen viele Oertlichkeiten mit ebenso gesundem als angenehmem Klima. Im übrigen ist der Wechsel in den nördl. atlantischen Staaten so empfindlich, daß selbst die Ureingeborenen ihn übel verspüren, und ganz besonders hat er für die Neueingewanderten seine Nachtheile. In den meisten westl. Gegenden sind kalte Fieber und Wechselfieber an der Tagesordnung. Auch Ruhren und Gallenfieber sind häufig, besonders in neuumbrochenem Lande, und in diesem vorzugsweise in den Flußmarschen. Am Mexicanischen Meerbusen erscheint alljährlich im Spätsommer das Gelbe Fieber mit größerer oder geringerer Heftigkeit und ergreift auch in manchen Jahren die südl. Küstenstaaten am Atlantischen Ocean.

Ein großer Theil des Bodens ist fruchtbar und für Ackerbau und Viehzucht vortrefflich geeignet. Auch an Mineralschätzen hat das Gebiet der Vereinigten Staaten ungemeinen Ueberfluß. Die Ströme haben eine schiffbare Länge von 8000 Wegstunden und sind zum Theil durch künstliche Wasserstraßen untereinander in Verbindung gebracht worden. Die Communicationen werden außerdem durch ein weitausgedehntes Eisenbahnnetz erleichtert, und die Küsten an den drei Meeren bieten der Schiffahrt sichere Häfen dar. So könnte das große Land füglich 300 Mill. Menschen ernähren; nach dem Census von 1860 aber zählte es deren erst 31,149805, darunter 4,427093 Schwarze. Außerdem schätzt man die Indianer etwa auf 300000 Seelen, die aber infolge der von zwei Seiten in Angriff genommenen Besiedelung der westl. Gebiete rasch zusammenschwinden. Die ersten Neger kamen 1619 in die nordamerikan. Colonien Englands, und zwar nach Virginien; auch wurden dergleichen in Neuengland verkauft. Das Mutterland England betrieb in seinem Interesse den Negerhandel aus Afrika mit großem Schwunge. (S. Sklaverei.) Die durch den Bürgerkrieg hervorgerufene Emancipationsproclamation Lincoln's vom 22. Sept. 1862, welche 3,950531 Sklaven die Freiheit gab, und die durch die Niederwerfung der Secession zum anerkannten Landesgesetze gewordene Abschaffung der Sklaverei hat die Vereinigten Staaten von dem alten verderblichen Fluche befreit. Die Schwarzen wurden politisch den Weißen gleichgestellt, während das sociale Vorurtheil freilich hinter dem polit. Fortschritt zurückgeblieben ist. In Californien sind etwa 60000 Chinesen eingewandert, die theils als Goldgräber, theils als Handelsleute und Handwerker oder Ackerbauer leben. Auch finden sich in jenem Staate und in einigen Städten Oregons Eingeborene der Sandwichsinseln, sog. Kanaken, aber nur in geringer Anzahl.

Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung gehört der sog. kaukasischen Menschenrasse an. Den Hauptstock der Bevölkerung bilden die Nachkommen der Ansiedler aus England, Leute angelsächs. Stammes; zu diesen gesellen sich aber noch viele andere ethnogr. Bestandtheile. Im alten Louisiana wohnen viele Franzosen, in Florida und Texas auch Spanier. Wie bunt das Gemisch von Volksthümlichkeiten in den Vereinigten Staaten ist und wie mannichfaltig die Herkunft ihrer weißen Bewohner, ergibt sich aus der folgenden Aufstellung des amtlichen Census von 1860. Nach demselben waren eingewandert von 1820—60 im ganzen 2,750874 Engländer und Irländer, 1,546476 Deutsche, 208063 Franzosen, 36136 Schweden und Norweger, 37733 Schweizer, 21579 Holländer, 9862 Belgier, 16248 Spanier, 2614 Portugiesen, 13801 Italiener. Die Gesammteinwanderung von 1790—1860 berechnet man auf 5,292414 Seelen. 1790 bestand die Gesammtbevölkerung aus 3,929827 Seelen. Dieselbe stieg in den folgenden Jahrzehnten also: 1800 5,305952, 1810 7,239814, 1820 9,638131, 1830 12,866920, 1840 17,063353, 1850 23,191918 und 1860 31,149805 Seelen. Für Ende 1866 wurde die Gesammtbevölkerung auf 34,100255 S. berechnet. Den gewöhnlich statistisch berechneten Bevölkerungszuwachs für das Jahr zu 1,38 angenommen, würde sich die Volkszahl ohne Einwanderung 1860 auf nur 8,435882 belaufen haben. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß zwischen 300—350000 Menschen jährlich einwandern, meist in jugendlichem oder rüstigem Alter, von denen durchschnittlich der Kopf 100 Thlr. baares Geld mitbringt. In Neuyork allein landeten von 1847—68 mehr als 4 Mill. Einwanderer. Eine genaue Schätzung der Deutschen in den Vereinigten Staaten ist unmöglich, denn die hier geborenen Kinder der Deutschen sind politisch Amerikaner. Die deutsch redende und lesende Bevölkerung beläuft sich auf etwa 4 Mill. Die Deutschen sind über das ganze Land zerstreut und in allen großen Städten zu finden, in der Stadt Neuyork allein etwa 150000. Doch sitzen sie am dichtesten in den westl. und nordwestl. Staaten. Die sog. Pennsylvania-Deutschen wollen gar keine Deutschen mehr sein, auch sprechen sie einen sehr unreinen Dialekt. Auch in den Staaten und Territorien des Stillen Oceans sind die Deutschen zahlreich vertreten, und wie

alle fremden Zuwanderer, ordnen sie sich, obwol sie ganze Geschlechtsfolgen hindurch ihre heimische Sprache und Sitte bewahren, doch mit Leichtigkeit in das specifisch amerik. Wesen ein und finden sich namentlich im Staatsleben sehr bald zurecht.

Daß von einem allgemeinen Volkscharakter in einem so großen Lande mit so gemischter Bevölkerung noch auf sehr lange Zeit gar keine Rede sein kann, begreift man leicht. Ohnehin kommt aus fremden Gegenden immer frischer Zuzug, und die einzelnen Bestandtheile der Nation stoßen sich vielfach im geselligen Leben ab. Allmählich muß indessen aus allen diesen verschiedenen Nationalitäten sich doch ein besonderer amerik. Volkstypus herausbilden, der sein wesentliches Gepräge durch die schon an Zahl überwiegenden german. Stämme erhält, namentlich durch das angelsächs. Element, welches sich zwar selbst mehrfach abstuft und modificirt, aber mit seiner Eigenart doch überall durchdringt und vorschlägt, sodaß man es als das herrschende bezeichnen kann. Man bezeichnet die angelsächs. Eigenthümlichkeit der Nordamerikaner als Yankeethum. Dasselbe erscheint namentlich in den sechs Staaten Neuenglands, wo es seine rechte Heimat hat, am stärksten ausgeprägt. Nun ist der angelsächs. Amerikaner ein Mensch, der nicht an der Scholle klebt, vielmehr ist ein nicht geringer Bruchtheil der Bevölkerung unablässig auf der Wanderschaft und sucht neue Wohnsitze, sodaß die neubesiedelten Gegenden gleich anfangs durch dieses Element Charakter und Richtung erhalten. Die ausgedehnten Verkehrsmittel erleichtern zudem das Wandern ungemein, rücken die räumlich weit voneinander Wohnenden zusammen, vervielfachen den Verkehr und schlingen die Interessen und Sitten fast unauflöslich in- und durcheinander. Doch bedingt die Art und Weise der ersten Ansiedelung und die Oertlichkeit im amerik. Charakter manche wesentliche Modificationen. Der eigentliche Yankee oder echte Neuengländer, der sich seiner Abkunft von den Pilgervätern der Puritaner rühmt, ist in seinem rauhen Lande mehr auf technische Gewerbe, Handel, Schiffahrt und Fischfang hingewiesen. In allen diesen Zweigen leistet er Ausgezeichnetes. Nirgends in den Vereinigten Staaten sind die Bildungsanstalten für das Volk so verbreitet und entwickelt, nirgends blüht Wissenschaft, Kunst und Unterricht mehr als in Neuengland und nirgends herrscht im ganzen ein liberalerer Geist, neben oft engherziger Bigoterie, eine großartigere Auffassung der Pflichten des reichen und gebildeten Bürgers gegen seine weniger gutgestellten Mitbürger, ein regerer Wetteifer in Förderung allgemeiner Bildungszwecke. Dabei ist der Yankee unermüdlich thätig, haushälterisch, erfinderisch und schlau, bedächtig und gemessen. Der Mehrzahl nach streng kirchlich, liebt er die staatliche Freiheit und die persönliche Unabhängigkeit über alles. In den mittlern und nordwestl. Staaten ist dieses Yankee-Element schon dadurch modificirt, daß dort der Ackerbau Hauptgewerbe und die Volksmischung sehr beträchtlich ist. Große Strecken haben eine rein oder vorwiegend deutsche oder irländ. Bevölkerung, wie dies auch in den mittlern Staaten des Westens der Fall, die durch ihre Bodenbeschaffenheit zugleich auf Agricultur und technische Gewerbe angewiesen sind. Diese Staaten im Stromgebiet des Mississippi bilden recht eigentlich das vermittelnde Band zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Union. Sie haben als gemeinsame große Verkehrsader den Mississippi, stehen nach Norden und Süden hin in gleich beträchtlicher Handelsverbindung, eröffneten sich vielfache Wasser- und Eisenwege nach der Atlantischen Küste, erhielten eine bunte Bevölkerung aus allen übrigen Staaten und bilden nun den Schwerpunkt im Staatenbunde. Der Südländer, welcher sich zum Theil seiner Abkunft von den engl. Cavalieren des 17. Jahrh. rühmt und von Anhängern der bischöfl. Kirche abstammt, verleugnet zwar sein engl. Herkommen nicht, ist aber nicht so thätig, erfinderisch und sparsam wie sein nördlicher Stammverwandter. Er nimmt alle Dinge mehr in großem Stile, hat den Anstrich und oft auch das Wesen eines Cavaliers, ist tapfer, freimüthig, gastfrei, freigebig, aber leidenschaftlich, kleinlich-empfindlich und zur Selbsthülfe geneigt. Californien und die Länder am Stillen Ocean sind bisjetzt nur der oft potenzirte Widerhall östlichen Lebens und Treibens. Der fleißige und rechtliche Mann trifft in den Vereinigten Staaten keine Schranke, die ihm hinderlich wäre, um alle seine Kräfte zu entfalten. Die Ansiedler fanden reines Feld und hatten mit keinen histor. Verhältnissen zu kämpfen; sie konnten sich staatlich, kirchlich und gesellschaftlich nach Belieben einrichten und nahmen die nach ihnen kommenden Fremden willig auf. So wurde das Land binnen zwei Jahrhunderten zu einer Weltmacht ersten Rangs. Gleich andern jungen Nationen sind die Nordamerikaner im Verkehr mit andern Staaten und mit Individuen anderer Völker äußerst rücksichtslos, und ihr Selbstgefühl artet leicht in grobe Selbstüberschätzung aus. Man merkt es ihnen an, daß eine humane Bildung doch nur erst einen geringen Theil des Volks durchdrungen hat. Der unleugbar großartige Drang des Nordamerikaners nach Entwickelung, das Vorwärtsstreben, bei dem jeder es dem andern zuvorthun will, das «Go a head» zeigt sich

nicht selten fieberhaft. Im ganzen Leben des Volks ist etwas Frostiges und Reservirtes, im geistigen Treiben vielfach etwas Unfreies und Unschönes. Vieles in ihm, besonders wenn man es als ein Großes und Ganzes auffaßt, ist imponirend, aber meistens unschön. Nur allmählich wird sich diese frisch aufgeschossene Natur freier und harmonischer entwickeln, und dazu trägt das fremde, vor allem das deutsche Element in nicht geringem Maße bei.

Dem Schul- und Unterrichtswesen wird in den Vereinigten Staaten mehr im Norden als im Süden große Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewandt, da man von dem Grundsatze ausgeht, daß namentlich in einer demokratischen Republik, in welcher ein beinahe uneingeschränktes allgemeines Stimmrecht gilt, der Bürger nicht ohne Schulbildung sein dürfe. Der Unterricht selbst trägt aber in diesem neuen Lande zumeist einen durchaus praktischen Zuschnitt. In den Volksschulen wird er unentgeltlich ertheilt, und vielfach werden noch Schulbücher und Schreibegeräthschaften dazu gegeben. Die Kosten bestreitet man vermittels der Schulfonds, welche in den verschiedenen Gemeinden aus verschiedenen Einkünften gebildet worden sind, oder durch Steuerumlage. In den neuern Staaten ist überall von den öffentlichen Ländereien, welche der Bundesregierung gehörten, der 36. Theil für die Schulen bestimmt. Der Schulfonds betrug 1860 in sämmtlichen Staaten 41,607212 Dollars. In den neuen Staaten, die nach der Unabhängigkeitserklärung gebildet wurden, waren 1860 von den überhaupt vermessenen Ländereien den Schulen, Universitäten und andern Unterrichtsanstalten mehr als 50 Mill. Acres Land zugewiesen worden. In vielen Staaten bestimmt das Gesetz wol ein Minimum, nicht aber ein Maximum der Schulsteuer. Es versteht sich indessen von selbst, daß bei den ungleichen Verhältnissen, namentlich der ungleichen Dichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Staaten, das Schulwesen ebenfalls sehr ungleichartig sich gestaltet hat. In den seit zwei Jahrhunderten colonisirten Gegenden, namentlich in den sechs Staaten Neuenglands, besuchten von etwa 2,630000 Bewohnern 1840 nicht weniger als 574000 Kinder die Schule, wovon 262000 auf öffentliche Kosten. In jenen Staaten gab es daher nur 13041 Individuen, welche nicht lesen und schreiben konnten, und diese waren aus England und Irland eingewandert. Die Lehrer werden dort sehr reichlich besoldet. In den neuern Staaten, deren Besiedelung und Cultur erst vor sich geht, ergeben sich freilich nicht solche günstige Verhältnisse. Hier lassen viele Ansiedler und Einwanderer, die vereinzelt leben, ihre Kinder ohne Unterricht aufwachsen. Doch schätzte der Superintendent der Volkszählung 1860 die Zahl der Individuen, die in den verschiedenen Anstalten der Union Unterricht erhalten, auf 5,154895. Die Zahl der Schulen beläuft sich nach dieser Schätzung auf 105000, welche 21,185827 Dollars zu unterhalten kosteten. Die Akademien und Grammarschools entsprechen den deutschen Progymnasien. Die Einrichtung der Colleges ist so, daß sie die deutschen Gymnasien und Lyceen in gewisser Beziehung ersetzen und auf die eigentlichen Fachstudien vorbereiten. Universitäten in deutschem Sinne hat Amerika nicht; am nächsten kommt denselben noch die Harvard-Universität zu Cambridge bei Boston und Yale-College in Newhaven. An Colleges und Fachschulen gab es 1860 im ganzen 239 mit 1678 Lehrern, 27821 Schülern und 2,142359 Dollars Jahreseinkünfte, darunter 58 theol. Anstalten und Seminarien; 23 Rechtsschulen, die mit Colleges oder Universitäten verbunden sind, was von den 45 höhern medic. Schulen nicht gesagt werden kann. An zehn verschiedenen Universitäten sind Abtheilungen, welche unter der Benennung «Schulen für praktische Wissenschaften» den deutschen Polytechnischen Schulen entsprechen. Auch in den höhern Anstalten wird vorzugsweise Werth auf das Praktische und die Realwissenschaften gelegt und oft nach sehr mangelhaften Methoden. Auch ist die Zahl gründlich gebildeter Lehrer unverhältnißmäßig gering. Es gibt aber doch Anstalten, in welchen auf gründliche und gediegene, namentlich auch classische Ausbildung große Sorgfalt verwandt wird. Zumal in den mittlern und östl. Staaten gibt es manche auf deutschen Hochschulen ausgebildete Gelehrte, und die Vereinigten Staaten können in allen Zweigen der Wissenschaften Männer ersten Rangs aufweisen. Gegenüber dem hastigen Treiben nach Erwerb zeigt sich selbst unter dem großen Publikum ein Drang nach höherer Anregung und wissenschaftlicher Belehrung, der in verschiedener Weise befriedigt wird. Eigenthümlich sind die öffentlichen Vorträge, welche jetzt schon, nach dem Vorbilde Bostons, in allen größern und mittlern Städten, insbesondere während der Wintermonate, veranstaltet werden. Privatvereine oder Gemeinden bringen Gelder oft von hohem Belauf zusammen und veranlassen ausgezeichnete Gelehrte, in zusammenfassenden Vorlesungen den Fortgang und die Resultate der Wissenschaft übersichtlich darzustellen. Auch lesen die Nordamerikaner sehr viel, und in keinem andern Lande haben ansprechende Bücher einen so starken Absatz. Dazu kommt die große Ausdehnung der Zeitungspresse, die mit der europäischen an Gediegenheit des Inhalts und an

Mannichfaltigkeit sich messen kann. Namentlich liefern die großen neuyorker Zeitungen eine Fülle des Stoffes, einen Reichthum von brieflichen und telegraphischen Neuigkeiten aus allen Welttheilen, daß die deutschen Zeitungen weit dahinter zurückstehen. (S. Zeitungen und Zeitschriften.) Die größern der engl. Blätter geben auch Berichte über die Thätigkeit und die Verhandlungen der wissenschaftlichen Vereine und Anstalten, deren eine große Zahl vorhanden ist. Manche dieser Anstalten sind von Bedeutung. Dahin gehört die amerik. Association für die Beförderung der Wissenschaft, die jetzt mehr als 1000 Mitglieder zählt. In Washington befindet sich das reichausgestattete Smithsonian Institution (s. d.) sowie seit 1842 ein Nationalobservatorium, zunächst für Marinezwecke gegründet. Für Naturwissenschaften, Arzneikunde, Alterthumsforschung, namentlich amerik. Geschichte, Sprachforschung u. s. w. gibt es viele, zum Theil sehr fleißige und tüchtige Gesellschaften, wie denn überhaupt der Vereinsgeist so mächtig ist und so sehr alle Volksschichten durchdringt, daß die Zahl der öffentlichen Vereine in der Union auf 14000 geschätzt wird. Oeffentliche Bibliotheken sind fast in allen größern Städten vorhanden, unter ihnen sind aber nur wenige von größerer Bedeutung, wie z. B. die von Astor in Neuyork gegründete Astor-Bibliothek.

Eine Staatsreligion oder eine Staatskirche ist in den Vereinigten Staaten nicht vorhanden. Die geschichtliche Entwickelung war von Anfang an solcher Art, daß dergleichen eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Denn ganz verschiedene, einander abstoßende und in Europa sich verfolgende kirchliche Parteien suchten auf nordamerik. Boden Zuflucht und hatten hier ein dringendes Interesse daran, mit ihren andersgläubigen Nachbarn in Frieden zu leben. Nur die neuengl. Puritaner, die man sehr mit Unrecht als Freunde unbeschränkter religiöser Freiheit geschildert hat, zeigten sich verfolgungssüchtig, haben sich aber im Laufe der Zeit ebenfalls zu freiern Ansichten bekehrt, sodaß im allgemeinen überall der Grundsatz gilt, der Mensch sei für seine Religion nur seinem Schöpfer, nicht Menschen verantwortlich. Die Verfassung der Union hebt in ihrem ersten Zusatzartikel ausdrücklich hervor, daß sie keine Nationalreligion oder Staatskirche kenne oder anerkenne; sie sagt ausdrücklich, daß der Congreß kein Gesetz geben solle über Einführung einer Staatsreligion oder die Ausübung einer Religion. Als eine natürliche Folge dieser Bestimmung erscheint es, daß man in den Vereinigten Staaten keinen Prüfungseid für Staatsbeamte kennt, daß somit der Staat und dessen Verwaltung aller kirchlichen Wirren und Conflicte überhoben und durchaus entrückt ist. Das Recht, Bürger zu werden, hat mit irgendeinem, gleichviel welchem Glaubensbekenntnisse nicht das Allermindeste zu schaffen. Selbst Tausende von «Nichtsglaubern», von Mormonen und in Californien auch buddhistische Chinesen sind hiernach Vollbürger der Vereinigten Staaten, gleich den Juden und den Bekennern von vielleicht funfzig verschiedenen christl. Sekten oder Kirchen, die man im Lande nicht als solche, sondern als Denominationen bezeichnet. Trotz des bunten religiösen Farbenspiels und des allgemein gültigen Freiwilligkeitsgrundsatzes (voluntary principle), der jedermann ungehindert seiner religiösen Ueberzeugung folgen, jede Sekte ihre Kirchen bauen läßt, ohne daß der Staat sich irgend darein mischt, herrscht doch im allgemeinen eine tiefernste Religiosität, die selbst unter streng kirchlichen Deutschen warme Anerkennung gefunden hat. Die Zahl der gottesdienstlichen Gebäude betrug 1860 bei einer Volkszahl von etwa 31 Mill. Seelen 43508, also eine Kirche auf etwa 1400 Köpfe; das gesammte Kircheneigenthum hatte einen abgeschätzten Geldwerth von mehr als 120 Mill. Dollars. Es hält schwer, auch nur annähernd zu bestimmen, wie viele Mitglieder jede einzelne Denomination zählt, oder überhaupt nur, wie viele der Sekten es gibt, da fast alljährlich neue auftauchen. An größern Denominationen sind etwa zwanzig vorhanden und am zahlreichsten unter allen die Baptisten, deren acht verschiedene Sekten schon 1860 16265 Kirchen mit 11625 ordinirten Geistlichen und 1,217633 Kirchenmitglieder hatten, sodaß ihre Gesammtzahl wol nahezu 6 Mill. beträgt. Die engl. Episkopalkirche mit 2045 Kirchen hat etwa gegen 2 Mill. Angehörige und für 11,260000 Dollars Kirchenvermögen. Sie ist über alle Staaten verbreitet, besonders über jene, welche zwischen Rhode-Island und Carolina liegen, und zählt 31 Bischöfe. Die Quäker mit nahezu 800 Kirchen leben zumeist in Pennsylvanien und Neuyork; in kleinerer Anzahl sind sie auch in vielen andern Staaten verbreitet. Die Deutsch-Reformirten hatten dem Census zufolge 1040, die deutschen Lutheraner 2017 Kirchen, halten aber auch in vielen Städten in ein und derselben Kirche Gottesdienst. Sie sind über alle Staaten verbreitet, in welchen Deutsche angesiedelt sind. Die Reformirten haben eine höhere theol. Lehranstalt zu Mercersburg in Pennsylvanien, die Lutheraner zu Gettysburg in demselben Staate. Die Niederländisch-Reformirten hatten 409 Kirchen. Die Juden besaßen 70 Synagogen. Die Mennoniten zählen 300, die Herrnhuter oder Mährischen Brüder, deren älteste Gemeinde

1741 in Pennsylvanien gegründet wurde, 32, die Swedenborgianer 57, die Tunker 60, die Unitarier, eine in den neuengl. Staaten wurzelnde Denomination, 2200 Gotteshäuser. Die Universalisten besaßen 1212 gottesdienstliche Gebäude. Auf kleinere Sekten rechnet der Census 325 Kirchen. Für die Römisch-Katholischen ergab der Census 2517 Gotteshäuser mit einem Kirchenvermögen von mehr als 50 Mill. Dollars. Die Anhänger des röm. Papstes sind über alle Staaten ohne Ausnahme verbreitet und haben sich infolge der starken Einwanderung aus Irland und den kath. Theilen Deutschlands stark vermehrt. Ihre Zahl muß jetzt reichlich 4—5 Mill. betragen. Sie haben eine Hierarchie mit drei Erzbischöfen und etwa 30 Bischöfen, eine beträchtliche Anzahl höherer Lehranstalten, unter welchen die Universität zu St.-Louis die bedeutendste ist. Auch richten sie ein Hauptaugenmerk auf Mädchenschulen für den höhern Unterricht, in welchen sie auch Kinder anderer Religionsparteien aufnehmen. Solcher Femal-Academies besitzen sie an 70; Nonnenklöster waren 1847 schon 43 vorhanden. Die zahlreichste Denomination neben den Baptisten sind die Methodisten mit nicht weniger als 11845 Kirchen. Sie theilen sich in mehrere Zweige; die bei weitem überwiegende Mehrzahl gehört den bischöfl. Methodisten an, welche sich in die Nordkirche und die Südkirche gespalten haben, nachdem die Frage wegen Aufhebung der Negersklaverei Zwietracht in den Schos der Gesammtheit geworfen hatte. Außerdem sind protestantische, reformirte, deutsche und Albrightmethodisten vorhanden. Diese Denomination hat sich über alle Staaten verbreitet, am zahlreichsten ist sie in den mittlern. Als eine merkwürdige Anomalie selbst in diesem sektenreichen Lande stehen die Mormonen (s. d.) oder die Heiligen vom Jüngsten Tage da, welche in Utah sich ein theokratisch-demokratisches Staatswesen eingerichtet haben, dessen materieller Wohlstand sich in einer beispiellosen Weise entwickelt. Auch haben sie sich im californ. Bezirke San-Bernardino angesiedelt, sind übrigens in allen Erdtheilen verbreitet und schätzen ihre Zahl auf etwa 300000. Diese eigenthümlichen religiösen und kirchlichen Verhältnisse, die sich der Geschichte des Landes und dem Volkscharakter gemäß gestalteten, entwickelten natürlich mancherlei innere wie äußere Extravaganzen, welche die geschlossenen Staatskirchen Europas freilich nicht aufweisen können. Dagegen ist aber auch der religiöse Eifer und die thätige Rührigkeit in den amerik. Kirchen weit stärker als in den meisten Ländern der Alten Welt. Abgesehen von den ansehnlichen Beiträgen für Bau und Unterhaltung gottesdienstlicher Gebäude und der Prediger, bringen die Amerikaner alljährlich sehr beträchtliche Summen auf für mancherlei kirchliche und philanthropische Zwecke. Viele Sekten unterhalten Reiseprediger, deren die Baptisten und Methodisten zu Tausenden im Lande herumreisen lassen. Die Wirkung der verschiedenen Missionsvereine erstreckt sich über alle Erdtheile, und sie verfügen jährlich über Hunderttausende von Dollars. Auch die Bibelgesellschaften entfalten einen weitreichenden Einfluß. Von nicht geringem Belang sind zwei Einrichtungen, welche auf amerik. Boden entstanden, nämlich die Sonntagsschulen, deren erste 1791 zu Philadelphia gegründet wurde, und die Temperanzvereine, welche seit ihrer Gründung zu Boston 1813 sich über alle Staaten ausgedehnt haben. Wie aber in Amerika wohlgemeinte Absichten von feurigen Leuten bis ins äußerste Extrem übertrieben werden, z. B. die Sabbatfeier und die Mäßigkeit in Getränken, so ist man auch in Gestaltung des Gefängnißwesens zu weit gegangen und durch Begründung der strengsten Einzelhaft im Pennsylvanischen System sogar hartherzig geworden.

Das gesammte Gebiet der großen Union ist gegenwärtig politisch organisirt und zerfällt in 36 Staaten, 12 Territorien und den Bundesdistrict. Der Uebersichtlichkeit und des Zusammenhangs wegen stellen wir hier die wichtigsten Momente zusammen, verweisen aber für weitere Einzelheiten auf die betreffenden Artikel. Am 5. Sept. 1774 trat infolge des Zerwürfnisses mit dem Mutterlande in Philadelphia ein Congreß der 13 Colonien zusammen; 2. Juli 1776 erklärte der Congreß, daß diese Colonien freie und unabhängige Staaten seien; 4. Juli wurde diese Unabhängigkeitserklärung veröffentlicht. Das ist der Geburtstag der Vereinigten Staaten. Am 9. Sept. desselben Jahres wurde sodann die Benennung «Vereinigte Colonien» abgeschafft; es hieß von da an «Vereinigte Staaten». Am 15. Nov. 1777 nahm der Congreß die «Artikel der Conföderation und der immerwährenden Union der Vereinigten Staaten» an, welche den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten zur Genehmigung vorgelegt wurden. Diese erfolgte 1778—87, und somit war das Band geknüpft, welches die 13 Staaten als ein polit. Ganzes umschlang. Die heute noch gültige Unionsverfassung trat 4. März 1789 in Kraft, als sie von 11 Staaten genehmigt worden war. Nordcarolina erkannte sie einige Monate später an, Rhode-Island erst 1790. Die einzelnen Bestandtheile der Union sind nun nach der Reihenfolge ihres Beitritts: 1) Delaware (Annahme der Bundesverfassung 7. Dec. 1787); 2) Pennsylvanien (12. Dec. 1787); 3) Neujersey (18. Dec. 1787); 4) Georgia (2. Jan. 1788); 5) Connecticut (9. Jan. 1788);

6) Massachusetts (2. Febr. 1788); 7) Maryland (28. April 1788); 8) Südcarolina (23. Mai 1788); 9) Neuhampshire (21. Juni 1788); 10) Virginien (26. Juni 1788); 11) Neuyork (26. Juli 1788); 12) Nordcarolina (21. März 1789); 13) Rhode-Island (29. Mai 1790). Die genannten Staaten bilden die «alten dreizehn». Den Chartres (Freibriefen) zufolge, welche die engl. Könige den Colonien Virginien, Massachusetts, Connecticut, Neuyork und Georgien ertheilt hatten, reichte das Gebiet derselben über das ganze Nordamerika hinweg bis zum westl. Meeresgestade. Dagegen waren Maryland, Pennsylvanien, Delaware, Neujersey, Rhode-Island und Neuhampshire nach und nach aus dem Territorium gebildet worden, das man als ursprünglich zu Virginien oder Massachusetts gehörig betrachtet: sie hatten also von vornherein eine feste Begrenzung. Der engl. Ansicht von der Ausdehnung des Colonialgebiets nach Westen standen die Interessen der Franzosen entgegen, welche alles Land im Westen der Alleghanies zu ihrer Colonie Louisiana rechneten, die in ihrem nördl. Theile mit dem gleichfalls franz. Canada in Verbindung stand. Aber sowol dieses letztere als der östlich vom Mississippi liegende Theil Louisianas fiel durch den Frieden von 1763 an England, und somit kam im Versailler Frieden von 1783, in welchem England die Unabhängigkeit der nordamerik. 13 Provinzen anerkannte, die Landstrecke zwischen dem Gebirge und dem Mississippi an die letztern. Dieses neuerworbene Gebiet wurde von den alten Staaten an die Bundesregierung überlassen, welche 1787 die Gegend im Nordwesten des Ohio und 1790 jene im Südosten dieses Flusses als Territorien organisirte. Um die Mündung des Mississippi zu gewinnen, erwarb die Union 1803 Louisiana, und um vom Mexicanischen Meerbusen bis zum St.-Lorenz ferner keinen Fremden im Lande zu haben, wurde 1819 von den Spaniern Florida gekauft. Später ist das Land zu beiden Seiten des Columbiastroms, Oregon, einverleibt, Texas von Mexico erobert, und derselben Nachbarrepublik Californien und Neumexico genommen worden, sodaß nun die ganze Mitte des nordamerik. Festlandes zur Union gehört. Die verschiedenen Verträge, durch welche die gegenwärtigen Grenzen festgestellt und die neuen Gebietstheile erworben wurden, sind: der Pariser Friede von 1783, welcher die Anerkennung Englands brachte; der Londoner Vertrag 1794; der Vertrag über die Abtretung von Louisiana 1803; der Genter Friede von 1814; die Londoner Uebereinkünfte von 1818 und 1828; der Vertrag über die Abtretung von Florida 1819; der Vertrag mit Mexico 1828; der Vertrag mit Rußland 1824; der sog. Ashburtonvertrag mit England wegen der Nordwestgrenze von Maine; die Resolutionen wegen der Einverleibung von Texas 1845; der Vertrag mit England wegen der Einverleibung von Oregon 1846; der Vertrag von Guadelupe-Hidalgo mit Mexico wegen der Abtretung von Californien und Neumexico 1848; der Gadsdenvertrag 1854 mit Mexico wegen einzelner Grenzregelungen und nachträglicher Abtretung einiger Gebietstheile in Neumexico; der Vertrag von 1867 mit Rußland wegen Erwerbung von Alaska. Aus den «alten dreizehn» und den neuerworbenen Ländern entstanden nach und nach und wurden in die Union aufgenommen folgende 23 neue Staaten: 14) Vermont, gebildet aus Theilen von Neuyork und Neuhampshire, 1791; 15) Kentucky 1792, von Virginien abgetreten; 16) Tennessee 1796, ausgeschieden von Nordcarolina; 17) Ohio 1802, der erste Staat, welcher aus dem Territorium nordwestlich vom Ohio gebildet wurde, das Virginien abgetreten hatte; 18) Louisiana 1812, der südlichste unter dem Namen Gebiet Orleans begriffene Theil des großen, von Frankreich erworbenen Landes; 19) Indiana 1816, Theil des Gebiets nordwestlich vom Ohio; 20) Mississippi 1817, von Südcarolina und Georgien abgetreten; 21) Illinois 1818, Theil des Gebiets nordwestlich vom Ohio; 22) Alabama 1819, von Südcarolina und Georgien abgetreten; 23) Maine 1820, von Massachusetts abgetreten; 24) Missouri 1821, aus altem Louisianagebiete; 25) ebenso Arkansas 1826; 26) Michigan 1837, aus dem Ohio-Nordwestgebiete; 27) Florida 1845, einst spanisch; 28) Texas 1845, vorher etwa zehn Jahre lang unabhängige Republik; 29) Iowa 1846, altes Louisianagebiet; 30) Wisconsin 1848, der fünfte Staat, welcher aus dem alten Territorium nordwestlich vom Ohio gebildet wurde; 31) Californien 1850, von Mexico abgetreten; 32) Minnesota 1858; 33) Oregon 1859; 34) Kansas 1861, sämmtlich aus dem alten Louisianagebiete; 35) Westvirginien 1862, vom alten Staat Virginien abgetrennt; 36) Nevada 1864, von Californien genommen. Als Territorien wurden organisirt: 37) Utah am Großen Salzsee 1850; 38) Neumexico 1850; 39) Washington, nördlich vom Oregon und bis zum Pugetsund reichend, 1853; 40) Nebraska 1854; 41) Arizona 1855; 42) Colorado 1861; 43) Dakotah 1861; 44) Idaho 1863; 45) Montana 1864; 46) Wyoming 1865. Dazu kommen noch 47) das 1867 von Rußland gekaufte Alaska und 48) das Gebiet der auf das rechte Mississippiufer hinübergeschafften Indianerstämme, zwischen Kansas im Norden, Texas im Süden, Missouri

und Arkansas im Osten, und endlich 49) der Bundesdistrict Columbia mit der Hauptstadt Washington. Letzterer steht unmittelbar unter der Bundesregierung und sendet keinen Vertreter in den Congreß. Die organisirten Territorien geben sich zwar ihre Verfassung, diese muß jedoch vom Congresse genehmigt werden; auch ernennt der Präsident der Union ihre Gouverneure.

Man pflegt das Gesammtgebiet der Union in Bezug auf geogr. Lage, Gewerbs- und Handelsverhältnisse, polit. Interessen und Sympathien u. s. w. in verschiedene Gruppen zu theilen: 1) Der Nordosten umfaßt die sechs Staaten von Neuengland: Maine, Neuhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut. 2) Die mittlern Staaten, zwischen Neuengland und dem alten Virginien: Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland (gehört, wenn man die Chesapeakbai als Scheidelinie betrachtet, zu der mittlern und zu der südl. Staatengruppe zugleich; auch hat es zugleich Plantagen und Farmercultur und hielt früher Sklaven in ziemlicher Menge), der District Columbia. 3) Die südl. Staaten am Atlantischen Meere, mit bisher vorherrschendem Plantagenbetrieb und Sklavenarbeit: Virginia, Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Florida. 4) Die südl. Staaten am Mexicanischen Meerbusen, eine gleichartige Gruppe von Staaten, die sämmtlich Sklaven hielten und mit Ausnahme des nördl. Theils von Texas Plantagencultur haben: Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas. 5) Die südwestl. Staaten im Binnenlande, die ebenfalls Sklaven hielten, obwol hier die Plantagencultur schon zum größten Theil den Farmen Platz macht: Arkansas, Missouri auf dem rechten, Tennessee und Kentucky auf dem linken Ufer des Mississippi. Der Westen und Nordwesten, ohne Sklaverei, die eigentliche Getreidekammer des Landes und vielfach auch für den Gewerbsbetrieb vorzüglich geeignet: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa, Minesota, Kansas und Dakota. 7) Der ferne Westen und das Gestadeland am Großen Weltmeere: das Gebiet der Indianerstämme, die Gebiete Nebraska, Colorado, Wyoming, Idaho, Montana, Neumexico, Utah, Washington und die Staaten Oregon und Californien. Die gesammte liegende und fahrende Habe in diesen Staaten und Gebieten wurde 1860 veranschlagt zu dem steuerpflichtigen Werthe von 12184,660005, in wirklichem Werthe aber zu 16159,616068 Dollars.

Die Constitutionsacte von 1789, die 1791, 1798 und 1804 einige Verbesserungen erhielt, erklärt in ihrem Eingange, daß das Volk dieselbe festgestellt habe, um eine vollkommene Vereinigung zu bilden, Gerechtigkeit zu begründen, die innere Ruhe zu sichern, für gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und den Segen der Freiheit sich und seinen Nachkommen zu erhalten. Die Union bildet eine demokratische Föderativrepublik. Die vollziehende Gewalt hat der Präsident, die gesetzgebende der Congreß, welcher aus einem Hause der Repräsentanten und einem Senat besteht. In ersterm sitzen die Abgeordneten, welche alle zwei Jahre vom Volke erwählt werden. Jeder muß das Alter von 25 J. erreicht haben, wenigstens sieben Jahre Bürger der Vereinigten Staaten sein und in dem Staate wohnen, in welchem man ihn wählt. Früher wurde die Zahl der Repräsentanten nach Maßgabe der Seelenzahl auf die einzelnen Staaten so vertheilt, daß z. B. nach 1793 auf je 33000 Seelen ein Vertreter gewählt ward, seit 1823 auf 40000, seit 1843 auf je 70860. Seit 3. März 1853 aber werden 233 Repräsentanten nach Verhältniß auf die verschiedenen Staaten vertheilt; doch ist für Californien noch einer hinzugekommen, also 234. Während Delaware nur einen, Rhode-Island zwei schickt, kamen 1854 auf Neuyork 33, Pennsylvanien 25, Virginien 13, Ohio 21, Tennessee und Kentucky je 10. Jedes organisirte Gebiet sendet einen Repräsentanten, welcher sich an den Erörterungen über sein Territorium betheiligen kann, aber kein Stimmrecht hat. Zum Senat schickt jeder Staat zwei Senatoren, die von den Legislaturen der Einzelstaaten auf sechs Jahre gewählt werden; alle zwei Jahre scheidet ein Drittheil aus. Der Senator muß das 30. J. erreicht haben, neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten und zur Wahlzeit in dem betreffenden Staate ansässig sein. Während die Repräsentanten ihren Sprecher wählen, ist im Senat der Vicepräsident der Vereinigten Staaten von Amts wegen Vorsitzender, der aber nur eine Stimme abzugeben hat, wenn ein Stichentscheid nöthig wird. Der Senat bildet zugleich einen obersten Anklagehof gegen Staatsbeamte (high court of impeachment). Ein Angeklagter wird von diesem Gericht nur für überführt erachtet, wenn er durch eine Zweidrittelmajorität verurtheilt worden. Geht die Anklage gegen den Präsidenten, so nimmt der Vorsitzende des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten den Vorsitz ein. Der Senat kann nur auf Entfernung vom Amte und auf Unfähigkeit, fortan ein solches wieder zu bekleiden, erkennen. Der Ueberwiesene kann aber außerdem noch zur weitern Procedur und Bestrafung den gewöhnlichen Gerichten übergeben werden. Der Congreß muß alljährlich zusammentreten, am ersten Montag im Dec., und wird mit einer Botschaft des Präsidenten

eröffnet. Kein Mitglied desselben kann ein Staatsamt der Vereinigten Staaten bekleiden, kein Beamter dieser letztern darf im Congreß sitzen. Alle Gesetzentwürfe zur Erhebung von Staatseinkünften gehen vom Repräsentantenhause aus. Ein Gesetzentwurf, welcher in beiden Häusern genehmigt ist, wird dem Präsidenten zugeschickt: er kann ihn genehmigen, oder er sendet ihn mit seinen Einwendungen und Gegenbemerkungen versehen dem Hause zurück, von welchem er ausging und wo er nochmals in Erwägung gezogen wird; stimmen dann in beiden Häusern je zwei Drittel für den Entwurf, so erhält er ohne weiteres Gesetzeskraft. Dasselbe gilt von Anträgen, gegen welche der Präsident nicht binnen zehn Tagen seine Einwendungen dem Hause übermacht. Der Präsident hat also nur ein bedingtes Ablehnungsrecht. Die Befugnisse des Congresses bestehen in Folgendem: Derselbe legt Abgaben, Gefälle, Steuern und Zölle auf, bezahlt Schulden und sorgt für die Landesvertheidigung; alle jene Abgaben sollen in allen Landestheilen dieselben sein. Er macht Anleihen, regelt den Handel, gibt Gesetze über Naturalisation und Bankrott, prägt Geld, bestimmt für die ganze Union einheitliches Maß und Gewicht; errichtet Postämter, legt Poststraßen an, sichert Patente auf Erfindungen; setzt Gerichte ein, in welchen Seeraub und Verletzungen des Völkerrechts bestraft werden; erklärt Krieg, stellt Briefe für Kaper, über Repressalien und Prisen aus; errichtet und erhält Land- und Seemacht. Er fordert die Miliz ein zur Aufrechterhaltung der Gesetze der Union, zur Unterdrückung von Aufständen und zur Abwehr feindlicher Einfälle; er hat die ausschließliche Gerichtsbarkeit über den Bundesbezirk und erläßt Gesetze, welche nöthig sind, um alle diese Befugnisse zu handhaben. Die Bundesverfassung verfügt ferner: die Habeas-Corpus-Acte soll nur in Krieg und bei Aufstand suspendirt werden; kein Gesetz kann rückwirkende Kraft haben, Gütereinziehung oder Verlust der bürgerlichen Rechte bestimmen. Aus dem Staatsschatze darf nur zu gesetzlich bestimmter Verwendung Geld gezogen werden. Niemand, der ein besoldetes oder ein Ehrenamt bekleidet, soll ohne Bewilligung des Congresses ein Geschenk, eine Vergütung oder einen Titel von einem fremden Staate annehmen.

Die vollziehende Gewalt übt der Präsident der Vereinigten Staaten, dessen Amtsdauer vier Jahre währt; er kann aber nach jedesmaligem Ablauf derselben wieder erwählt werden. Das Wahlverfahren ist folgendes: In jedem einzelnen Staate werden in einer von der resp. Gesetzgebung zu bestimmenden Art vom Volke Wahlmänner ernannt, deren Zahl sich so hoch beläuft wie die Anzahl der Senatoren und Repräsentanten zusammengenommen, welche der Staat in den Congreß nach Washington sendet. Diese Wahlmänner, welche überall von sämmtlichen stimmfähigen Bürgern ernannt, nur in Südcarolina von der Legislatur gewählt werden, wählen den Präsidenten und Vicepräsidenten und stimmen durch Wahlzettel (ballots) ab. Das Resultat der Wahl wird von den Einzelstaaten dem Präsidenten des Senats nach Washington gesandt, der in öffentlicher Sitzung beider Häuser die Wahlurkunden entsiegelt und die Stimmen zählt. Sollte sich herausstellen, daß unter den Candidaten keiner die erforderliche Mehrheit besitzt, so wählt das Repräsentantenhaus unverzüglich durch Stimmzettel den Präsidenten aus den drei Candidaten, welche die höchste Stimmenzahl von den Wahlmännern erhielten. Bei dieser Wahl hat die Repräsentation jedes Staats nur eine Stimme, nicht aber so viele Stimmen, als er Repräsentanten ins Haus schickt. Vicepräsident, mit 8000 Dollars Gehalt, wird der, welcher die Majorität der Wähler hat; in Ermangelung einer solchen wählt der Senat ihn unter den beiden Candidaten, welche die meisten Stimmen erhielten. Die beiden höchsten Würdenträger der Union müssen eingeborene Bürger der Vereinigten Staaten, 35 J. alt und wenigstens 14 J. im Lande ansässig gewesen sein. Der Präsident hat als Amtswohnung das Weiße Haus zu Washington und bezieht 25000 Dollars jährliche Besoldung. Er kann nicht Krieg erklären oder Frieden schließen, denn dieses Recht ist dem Congresse vorbehalten; er darf Verträge mit andern Staaten nur dann genehmigen, wenn zwei Drittel des Senats ihre Zustimmung geben; auch hat der Senat die vom Präsidenten ernannten Beamten zu bestätigen und kann Ernennungen verwerfen; zugleich ist, wie schon bemerkt, das Veto des Präsidenten ein beschränktes. Aber er ist höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, vertritt den Bundesstaat nach außen hin und übt außerdem eine Menge wichtiger Befugnisse. Die Verwaltung wird durch ein Cabinet besorgt, das in die Abtheilungen Auswärtiges, Finanzen, Krieg, Seewesen, Post und Inneres zerfällt. Auch gehört der Generalstaatsanwalt zum Cabinet. Die Vorstände der Departements heißen Secretäre und werden vom Präsidenten nach Belieben entlassen; ernannt aber werden sie unter Beirath und Zustimmung des Senats. Jeder dieser Minister bezieht 8000 Dollars Jahresgehalt. Die Abtheilung für das Auswärtige oder das Staatsdepartement hat die Functionen unsers europ. Ministeriums des Auswärtigen, also auch

das Gesandtschafts- und das wichtige Consulatswesen unter sich. Von dem erst 1849 gegründeten Departement des Innern ressortirten die Staatsländereien, die indian. Angelegenheiten, Pensionen, Patentwesen, öffentliche Bauwerke, die Aufnahme des Census u. s. w. Vom Schatzdepartement wird das gesammte Finanz- und Zollwesen verwaltet. Die Befugnisse der übrigen Ministerien ergeben sich von selbst.

Die richterliche Gewalt wird vom Obergerichte und verschiedenen Arten von Untergerichten ausgeübt. Die Richter an diesen Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten ernennt der Präsident unter Zustimmung des Senats. Ihres Amts können sie nur entsetzt werden, wenn sie wegen Amtsvergehens vom Repräsentantenhause angeklagt und vom Senate eines solchen überwiesen sind. Die Gewalt der Bundesgerichte erstreckt sich auf alle Streitobjecte von Recht und Billigkeit, welche laut der Unionsverfassung nach den Bundesgesetzen oder gültigen Verträgen zu beurtheilen sind; sie haben also auch das Recht, die Verfassung auszulegen, insofern Rechtsverhältnisse in Frage kommen; können alle Beschlüsse und Gesetze der Einzelstaaten oder des Congresses, falls diese mit der Bundesverfassung in Widerspruch stehen, für ungültig erklären, weil die Bundesverfassung das höchste Gesetz des Landes ist; sie sind ferner zuständig in allen Fällen, welche Gesandte, andere öffentliche Minister und Consuln betreffen; ferner in Bezug auf Admiralitäts- und Seegerichtsbarkeit, in Processen, wo die Vereinigten Staaten Partei sind; in Streitigkeiten verschiedener Staaten untereinander; in Klagen, die ein Staat gegen Bürger eines andern Staats anstellt u. s. w. Das höchste Gericht (supreme court) hat ursprüngliche Gerichtsbarkeit in allen Fällen, welche sich auf Gesandte oder andere öffentliche Minister und Consuln beziehen, oder in welchen ein Staat Partei ist. In den übrigen obenerwähnten Processen bildet es die Berufungsbehörde. Dieses sehr einflußreiche und wichtige oberste Bundesgericht, das als eine große Wohlfahrt für das Land erkannt wird, hat seinen Sitz in Washington. Der oberste Richter erhält 6500 Dollars Besoldung, die neun übrigen Richter 6000, der Generalanwalt, welcher gleichfalls diesem Körper angehört, 8000 Dollars. Das Gericht hält jährlich eine Sitzung, welche am ersten Montage im Dec. beginnt. Die wandelnden oder umgehenden Gerichtshöfe der Vereinigten Staaten (circuit courts) haben, gemeinschaftlich mit den Gerichten der Einzelstaaten, ursprüngliche Zuständigkeit und Amtsbefugniß in allen Civilklagen, in solchen, die unter das allgemeine Landrecht fallen (common law) oder in die Reihe der Billigkeitsklagen gehören, wenn der streitige Gegenstand, Kosten abgerechnet, die Summe oder den Werth von 500 Dollars übersteigt, immer vorausgesetzt, daß die Vereinigten Staaten Kläger sind, oder ein Ausländer Partei ist, oder die Klage zwischen dem Bürger eines Staats, in welchem sie angebracht ist, und dem Bürger eines andern Staats obschwebt. Sie sind zuständig in Bezug auf alle Verbrechen und Vergehen, welche unter die Autorität der Vereinigten Staaten fallen; sie sind auch Berufungsinstanz für Decrete und Urtheile, welche die Districtsgerichte erlassen, in allen Fällen, in welchen die streitige Summe den Werth von 50 Dollars übersteigt. Diese Circuit-Courts werden von einem Richter des höchsten Gerichts und vom Districtsrichter abgehalten. Das Land ist in neun große Circuitbezirke getheilt, deren jeder eine Gruppe von Staaten umfaßt; mehrere der neuen Staaten im Westen haben noch keine Circuitgerichtshöfe, deren Befugnisse dort von den Districtsgerichten ausgeübt werden. Diese letztern hält ein Districtsrichter ab, deren es in den bevölkertsten Staaten mehrere gibt. Zu ihnen gehört ein Schreiber, ein Generalanwalt und ein United-States-Marshal. Diese Districtsgerichte sind, mit Ausschluß der Gerichte in den Einzelstaaten, zuständig in Bezug auf alle Verbrechen und Vergehen, welche unter die Competenz der Vereinigten Staaten fallen, innerhalb der resp. Bezirke oder auf hoher See begangen werden und wenn kein höheres Strafmaß auferlegt werden darf als Auspeitschen mit nicht mehr als 30 Hieben, eine Geldstrafe von nicht mehr als 100 Dollars und Gefängniß von nicht über 6 Monaten. Auch sind sie allein zuständig in allen Civilklagen, welche unter die Admiralitäts- und Seejurisdiction fallen u. s. w. Man appellirt vom Districtsgericht an das Circuitgericht in Fällen, wo der streitige Gegenstand den Werth von 50 Dollars übersteigt, von dem Circuit an das oberste Gericht, wenn er mehr als 2000 Dollars beträgt. Ueber Competenzstreitigkeiten zwischen den Gerichten der Union und der Einzelstaaten entscheidet der Congreß. Die Grundlage des amerik. Rechts bildet das alte engl. Landrecht (common law), mit mannichfachen, aus örtlichen Bedürfnissen hervorgegangenen Abänderungen und Zusätzen. In Louisiana gilt auch noch altfranz., in Florida und Neumexico span. Recht. In allen Beziehungen, die nicht unter die Competenz der Unionsgerichte fallen, ordnet jeder einzelne Staat sein Rechtswesen ganz nach Belieben. Er hat sein besonderes Obergericht, Circuitgerichte, Court of common pleas und Friedensrichter. Die richterlichen Beamten

bekleiden ihre Stelle auf eine bestimmte Reihe von Jahren, die in den verschiedenen Staaten verschieden ist; sie werden gewählt da von den gesetzgebenden Körpern, dort vom Gouverneur, dort durch das Volk. Sehr wichtige Befugnisse üben die Friedensrichter, denen in vielen Gegenden auch polizeiliche Obliegenheiten übertragen sind. Im allgemeinen läßt die Rechtspflege in den Vereinigten Staaten vieles zu wünschen übrig: sie ist kostspielig, verwickelt, vielfach schleppend und manchmal völlig unwirksam, da ohnehin für Chicanen ein weiter Spielraum bleibt. Die Zahl der Advocaten ist unverhältnißmäßig groß und schon mehr als einmal für eine wahre Heuschreckenplage erklärt worden. Viele von ihnen sind Politiker aus Profession und benutzen ihren Beruf, um polit. Kapital zu machen; fast alle heftigen Parteiführer sind Advocaten. In den neuangesiedelten Gegenden pflegt insgemein längere Zeit zu vergehen, ehe ein fester und sicherer Rechtszustand eintritt, und dort üben die Leute nicht selten eine landesübliche, allerdings rohe Selbsthülfe aus, indem sie die sog. Lynchjustiz (s. d.) geltend machen. Alle Verbrechen, die Anklagen vor dem Senat ausgenommen, kommen vor Geschworenengerichte. Als Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten wird nur Aufreizung zum Kriege gegen dieselben betrachtet oder Hülfeleistung und Vorschub, welche man ihren Feinden gewährt.

Jeder Bürger eines Staats ist zu allen Rechten und Freiheiten berechtigt, welche die Bürger der übrigen Staaten genießen. Bürger der Vereinigten Staaten ist jeder, der in einem zu ihnen gehörenden Staate oder Gebiete geboren ist. Der vom Auslande her Eingewanderte erhält das active Bürgerrecht, wenn er der Behörde erklärt, daß er Bürger werden wolle, und fünf Jahre nach dieser Erklärung den Vereinigten Staaten den Bürgereid geleistet hat. Er besitzt aber von vorn herein die meisten Rechte, welche der Vollbürger genießt: nur kann er weder wählen noch gewählt werden. Geburtsvorrechte, Ständeunterschied, Adelstitel und Bevorzugungen kennen die Vereinigten Staaten nicht. Das Recht der freien Rede, der freien Presse und jenes, sich friedlich zu versammeln, sind verbürgt und unantastbar; ebenso ist das Recht verbürgt, bei der Regierung um Abhülfe von Beschwerden einzukommen. Ein Zusatz zur Verfassung bestimmte 1791, eine guteingerichtete Bürgerwehr sei zur Sicherung eines freien Staats nothwendig, deswegen solle das Recht des Volks, Waffen zu tragen und zu besitzen, nicht beschränkt werden. Jeder Bürger trägt verhältnißmäßig gleiche Staatslasten. Kein Soldat soll in Friedenszeiten in ein Haus gelegt werden ohne Einwilligung des Eigenthümers. Das Volk soll gegen ungehörige Durchsuchung und Beschlagnahme hinsichtlich der Person, Wohnung, der Papiere und sonstiger Effecten gesetzlich gesichert sein.

Die Verfassungen der einzelnen Staaten dürfen nichts enthalten, was der Unionsverfassung widerspricht; alles dergleichen ist ohne weiteres von selbst ungültig. Die Regierungen der einzelnen Staaten sind jener der Union nachgebildet. Jeder Einzelstaat hat einen Gouverneur, ein Repräsentantenhaus und einen Senat. Die Verfassungen aller Staaten stimmen in ihren Grundlagen miteinander überein, obschon in Einzelheiten manche Abweichungen stattfinden. Alle aber sind demokratischer Art, und in der neuen Zeit trat vielfach das Bestreben hervor, sie so demokratisch als möglich zu gestalten. Jedenfalls entsprechen diese Verfassungen, obwol manche mit offenbaren Mängeln behaftet sind, den gegenwärtigen Verhältnissen des amerik. Volks, welches sich dieselben gab. Selbst entschiedene Anhänger der Monarchie in Europa erblicken in der Unionsverfassung ein Werk polit. Weisheit. Gewiß ist, daß diese Verfassung durch und durch volksthümlich. Als einer der Hauptvorzüge an der Unionsverfassung wird insbesondere hervorgehoben, daß sie die einzelnen Gewalten scharf auseinander hält und jeder derselben ein abgegrenztes Gebiet zuweist, das nicht überschritten werden kann. Jeder Gewalt kommen ganz genau bestimmte Befugnisse zu und deshalb treten auch so leicht keine Competenzconflicte auf. Die vollziehende Gewalt hat innerhalb der ihr zuerkannten Grenzen lediglich zu vollziehen, was die Gesetzgebung beschließt, und diese letztere kann gleichfalls nicht übergreifen. Der Präsident gibt alljährlich dem Lande Rechenschaft über seine Auffassung der polit. Lage und die Thätigkeit seiner Verwaltung vermittels einer Botschaft, mit welcher der durch die Wahl des Sprechers constituirte Congreß seine Arbeiten beginnt.

Die Union hat bei einem gutgeregelten Finanzwesen stets die Verpflichtungen gegen ihre Gläubiger erfüllt und erfreut sich deshalb großen Credits. Bis zum Bürgerkriege legte sie keine directen Steuern auf, ihre Einnahmen flossen vorzugsweise nur aus den Eingangszöllen und dem Verkauf von Congreßland. Seit 1861 aber mußten die Steuerkräfte des Landes scharf angespannt und alle Hülfsquellen geöffnet werden, um die ungeheuern Mittel für einen vierjährigen See- und Landkrieg gegen den Süden zu beschaffen. Es kamen daher zu den frühern Einnahmequellen noch die persönliche Vermögenssteuer und die Besteuerung der inländischen Pro-

duction, der Stempel und die Gewerbescheine. Die öffentliche Schuld betrug im J. 1856 nur 33,358572 Doll., 1860 schon 64,769703 Doll. und erreichte 1. Sept. 1865 ihren höchsten Punkt mit 2757,689571 Doll. Von da an wurde sie bereits bis zum 1. März 1868 um 237,859748 Doll. reducirt, sodaß sie sich an jenem Tage noch auf 2519,829622 Doll. belief. Hiervon waren in klingender Münze verzinsbar 1926,160991 Doll.; in Papier verzinsbar 297,250880 Doll.; unverzinslich 414,165054 Doll.; noch nicht zur Zahlung präsentirt, aber fällig 10,630153 Doll. Dagegen befanden sich baar im Staatsschatz 128,377457 Doll. Die Einnahmen für das, 30. Juni 1867 beendete Fiscaljahr beliefen sich im ganzen auf 490,634010 Doll. Darunter gehörten die Einfuhrzölle mit 176,417810, die Bundessteuern mit 266,027537, die directen Steuern mit 4,200233 und diverse Einnahmen mit 42,824852 Doll., während die Ländereien nur 1,163575 Doll. einbrachten. Die etatsmäßigen Ausgaben in demselben Jahre erreichten die Höhe von 346,729129 Doll. Davon wurden verwandt auf den Civildienst 51,110027, auf Pensionen und Indianer 25,579083, für das Kriegsministerium 95,224415, für die Marineverwaltung 31,034011, für Verzinsung der öffentlichen Schuld 143,781591 Doll.

Die Landmacht der Vereinigten Staaten zerfällt in die Volkswehr (Miliz) und das stehende Heer, welchem letztern sich in Kriegszeiten Freiwilligenregimenter anschließen. Die Mannschaft des stehenden Heeres wird geworben und besteht seit längerer Zeit etwa zu drei Vierteln aus Eingewanderten. 1850 zählte das Heer nur 12326 Mann, die Offiziere mitgerechnet, 1868 dagegen, nach Beendigung des Bürgerkriegs, etwa 54641 Mann, die sich auf 45 Infanterieregimenter, 10 Cavalerieregimenter, 5 Artillerieregimenter und 1 Ingenieurbataillon vertheilen. Der größte Theil davon steht an der Grenze, um diese vor den Einfällen der Indianer zu decken. Zu diesem Zwecke hat man eine Menge vereinzelter Forts errichtet, welche die Umgegend weithin beherrschen. Die Armee war ursprünglich nach franz. Vorbild eingerichtet, später aber hat man den deutschen Heeren, namentlich dem preußischen, viele Verbesserungen entlehnt. Der Kriegsminister in Washington gehört nicht der Armee an. Die Offiziere werden vom Präsidenten ernannt und vom Senat bestätigt. Pensionen bewilligt man nur solchen Soldaten, welche verwundet den Dienst verlassen, und den Witwen und Waisen derer, die im Felde geblieben. An der Spitze des Heeres steht ein General (Grant) und ein Generallieutenant (Sherman), fünf Generalmajore und zehn Brigadegenerale. Das Militärcommando zerfällt in fünf Districte: 1) Virginien; 2) Südcarolina; 3) Georgia, Florida und Alabama; 4) Mississippi und Arkansas; 5) Louisiana und Texas; zwei Militärdivisionen (die von Missouri und von Pacific) und vier Departements (1. des Cumberland; 2. der Seen; 3. von Washington und 4. des Ostens). Die Union hat 26 Zeughäuser und 4 Waffenfabriken. Die Offiziere werden in der Militärakademie zu West-Point am Hudson gebildet, die 1867 im ganzen 255 Zöglinge hatte. Die Miliz ist in Friedenszeiten Sache der Einzelstaaten; im Kriege steht sie unter dem Präsidenten. Jeder Bürger ist milizpflichtig bis zu einem Alter, das in verschiedenen Staaten verschieden bestimmt worden ist. Befreit sind nur Lehrer, Aerzte, Prediger, im Frieden auch die Beamten. Den Befehl hat der Gouverneur des Staats, und auf Befehl von der Hauptstadt aus muß er die Mannschaft kriegsbereit halten. Die Mannschaft wählt ihre Offiziere selbst, mit Ausnahme der Generale, welche der Gouverneur oder die Legislatur ernennt. Bei wirklichem Dienste erhält die Miliz Sold. Ihre Zahl soll sich auf annähernd 2 Mill. belaufen. Die Regierung läßt seit Jahren viele Festungswerke an der atlantischen Küste und den Ufern der großen Seen bauen und verstärken. Die Flotte bestand 1866 aus 31 Schiffen erster Klasse (Schiffe über 2000, Dampfer über 2500 und Panzerschiffe über 3300 Tonnen), 48 Schiffen zweiter Klasse (Dampfer und Segelschiffe von 1100, resp. 1300—2000 Tonnen), 80 Schiffen dritter Klasse (zwischen 600 und 1000 Tonnen, Panzerschiffe von 1200—2000 Tonnen) und 135 Schiffen vierter Klasse, also im ganzen aus 266 Schiffen mit 2314 Kanonen. Im Dienste befanden sich aber 1866 nur 103 Schiffe mit 898 Kanonen. Die Seesoldaten sind als eine Brigade organisirt, die (einschließlich der Offiziere) 1500 Mann zählt. Die großen Dampfer der Postlinien, welche von der Regierung Unterstützung erhalten, müssen ihr vertragsmäßig in Kriegszeiten gegen Entschädigung zur Verfügung gestellt werden. Die Union hat Werfte für Kriegsschiffe zu Portsmouth, Boston, Neuyork, Philadelphia, Washington, Norfolk, Pensacola, Mount-City, San-Francisco, Sacketts-Harbor, sechs Trockendocks, eine Marineschule zu Annapolis in Maryland. Die Flotte zerfällt in sechs Geschwader: 1) das europäische (Hauptstation London), 2) das pacifische (San-Francisco), 3) das südatlantische (Rio-de-Janeiro), 4) das asiatische (Hongkong), 5) das südpacifische (Panama) und 6) das nordatlantische.

Die Union fördert die Belebung des innern Verkehrs auf alle Weise. Das Postwesen hat eine großartige Entwickelung genommen. 1790 hatten die Vereinigten Staaten erst 75 Postämter, 1875 engl. M. Poststraßen; Ende 1860 waren 28586 Postämter vorhanden, 6340 verschiedene Postrouten, zusammen 140399 engl. M. lang. Davon kamen 22018 M. auf Eisenbahnen, 5339 auf Dampfschiffe, 30753 auf Postkutschen und 82309 auf andere Beförderungsmittel. Die Kosten für die Postverwaltung beliefen sich im Fiscaljahre 1860—61 auf 13,606759 Doll., wovon 8,406652 Doll. auf den inländischen Dienst, 440514 für die Beförderung der fremden Post und 326097 für die Post nach Californien und Oregon verwandt wurden. Der den Postmeistern und deren Gehülfen bezahlte Gehalt betrug 3,461363 Doll. Die Bruttoeinnahmen für das genannte Jahr erreichten 8,349296 Doll., darunter 6,864791 für verkaufte Marken. Die Kosten für die Beförderung der Post durch Eisenbahnen betrugen 11 Cents per Meile, durch Dampfboot 15⁷/₈ Cents, durch Kutschen 11 Cents. Seit dem Bürgerkriege wurden die amerik. Dampferlinien nach Europa unterbrochen, und es schloß die Union Contracte mit den engl., deutschen und franz. Linien zur Beförderung der Post. Dagegen unterhält sie verschiedene Linien nach Cuba, Mittelamerika und Californien sowie eine monatliche Linie nach Brasilien und eine neue Linie von San-Francisco nach Japan. Ein Brief von ¹/₂ Unze kostet im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten nur 3 Cents, muß aber vorausbezahlt werden, seit 1868 nach England 12 Cents und nach dem Continent 10, resp. 15 Cents; doch ist im letztern Falle die Vorausbezahlung nicht unbedingt nöthig. In sehr ausgedehnter Weise benutzt man die Linien elektrischer Telegraphen, welche (seit 1844) alle Privatunternehmungen sind. Sie reichen von der canad. Grenze bis zum Mexicanischen Meere und verbinden sämmtliche Staaten bis zum Mississippi und auch jene, welche am rechten Ufer dieses Stroms liegen. 1865 betrug die Gesammtlänge der Drähte 52218 M. Seitdem ist der Telegraph nach Californien und auf dem Boden des Atlantischen Meeres der Kabel nach Europa geführt worden.

Die verschiedenen Stromsysteme sind untereinander mit den großen Seen im Norden und dem Meeresgestade durch ein sehr ausgedehntes, aber noch lückenhaftes System von Kanälen verbunden, welche den Waarenverkehr ungemein erleichtern. Vermittels derselben wird hauptsächlich ein sehr großer Theil der Productenfülle aus den westl. Staaten nach den atlantischen Seestädten geschafft. Deshalb sind die großen Kanäle zwischen dem Westen und Osten von so hervorragender Bedeutung, während die meisten übrigen nur örtliche Wichtigkeit haben. Die wichtigsten sind der große Eriekanal im Staate Neuyork, welcher mit seinen Verzweigungen den Verkehr des Hafens von Neuyork mit dem Nordwesten unterhält; der Chesapeak-Ohiokanal in Maryland und Virginien, noch nicht vollendet; im Westen der Ohio-Eriekanal, der den Ohio mit den Seen verbindet, bei Portsmouth beginnt und bei Cleveland am Erie endet; der Wabash-Eriekanal, welcher ebenfalls diesen See mit dem Ohio verbindet, sowie der Centralkanal; der sehr wichtige Illinois-Michigankanal, von Chicago am Michigansee nach La-Salle am Illinoisflusse, der zum Mississippi fließt. Namentlich hat der Staat Ohio durch seine Kanäle, welche neben den Eisenbahnsystemen ihren großen Nutzen bewähren, ungemein an Aufschwung gewonnen; nicht minder die Staaten Neuyork und Pennsylvanien. 1858 betrug die Länge der Kanäle in den Vereinigten Staaten 3188 M., 1865 sogar schon 4215 M., welche zusammen etwas mehr als 90, resp. 105 Mill. Doll. gekostet hatten. Die Landwege sind meist in schlechtestem Zustande und mehr den deutschen Vicinalwegen als den Chausseen ähnlich. Neben Strömen und Kanälen bilden die Eisenbahnen das Hauptverkehrsmittel. Die erste derselben wurde 1827 gebaut, es war die 4 engl. M. lange Quincybahn in Massachusetts; 1836 waren 1102 M. vollendet; 1842 3877, 1850 7355; zu Anfang 1854 waren 15571 und 1863 schon 32871 engl. M. im Betrieb, deren Herstellung 1234,262610 Doll., mithin per Meile 3755 Doll. gekostet hatte. Fast überall war die Beschaffenheit des Geländes günstig, und nur da, wo das Gebirge überschritten werden mußte, hatte man Bodenschwierigkeiten zu überwinden. Der Erwerb von Grund und Boden hat wenig gekostet; im Westen ist sogar der Bau in manchen Gegenden durch Landschenkungen von seiten der Union unterstützt worden. Bei dem vielfach mangelhaften Betrieb, der oft nachlässigen Verwaltung, der nicht selten unsoliden Anlage sind die Bahnen wol billig, aber auch unsicher. In der Union kam es zunächst darauf an, die großen Küstenstädte untereinander wie mit dem westl. Binnenlande in Verbindung zu bringen und Bahnen über die Alleghanies zu führen, um das Mississippithal zu erreichen, sodann auch mit Canada und den großen Seen den Verkehr zu erleichtern. Bereits ist dieser Aufgabe gemäß das ganze Land von den Seen bis zum Mexicanischen Meerbusen und an den Mississippi mit Eisenbahnen überspannt, und man bemüht sich eifrig, die noch vorhandenen Lücken auszufüllen.

Die Hauptlinien von Osten nach Westen laufen aus von Portland, der wichtigsten Handelsstadt in Maine, bis zum St.-Lorenz bei Montreal und von da weiter durch Canada; diese Atlantic- und St.-Lawrencebahn ist nun vollendet. Die Bahnen, welche Boston zum Ausgangspunkt haben, treffen bei Albany, wo der Hudson auf einer Dampffähre passirt wird, mit den Bahnen im mittlern Staate Neuyork zusammen, gehen auch nach Norden hin durch Vermont, setzen sich vermittels der Neuyork-Centralbahn nach Westen fort und bringen so Montreal mit Boston in Verbindung. Die Neuyork- und Eriebahn, 464 M. lang, bildet, wie die Neuyork-Central, einen Theil der Linie zum obern Mississippi. Die pennsylvan. Centralbahn von Philadelphia nach Pittsburg am Ohio hat viele Nebenzweige nach Norden und Süden und reicht mit den Verlängerungen durch Ohio, Indiana und Illinois bis nach St.-Louis. Die Baltimore- und Ohiobahn reicht fast von der Chesapeakbai bis nach Wheeling am Ohio und ist einer der wichtigsten unter den großen Schienenwegen. Die atlantische Küste entlang stehen die Schienenstränge weit nach Süden hin miteinander in Verbindung, bis Charleston in Südcarolina und Savannah in Georgien, von wo bereits Bahnen bis nach Nashville in Tennessee und bis nach Alabama und Louisiana (Neuorleans) zum Mexicanischen Golfe vollendet sind. Dieser Meerbusen wird mit dem Michigansee verbunden durch die Mobile-Ohiobahn, von Mobile bis Cairo am Ohio und von hier ab durch die weiter nach Norden ziehende Illinois-Centralbahn bis Chicago an dem genannten See und bis Dubuque am Mississippi. Am nördl. Mississippi ist St.-Paul der Endpunkt der Eisenbahnen; der Ort steht durch die Milwaukie-St.-Paul-Eisenbahn mit dem Osten in Verbindung. Westlich vom Mississippi laufen die Hannibal- und St.-Joseph-Bahn im nördl. Missouri und die Pacific-Eisenbahn dem Missourifluß entlang von St.-Louis nach Westen (Kansas-City). Beide Bahnen sind bis Omaha in Nebraska fortgeführt, wo die große Pacific-Eisenbahn anfängt, welche Neuyork und San-Francisco miteinander verbinden soll. Den Bau dieser Pacific-Eisenbahn unternahmen zwei Gesellschaften, deren eine, die Union-Pacific, am östlichen, deren andere, die Central-Pacific, am westl. Endpunkte den Bau in Angriff nahm. Die Central-Pacific hatte 1868 bereits den schwierigsten Theil ihrer Bahn vollendet, während die Union-Pacific die Felsengebirge erreicht und ihre Schienen (März 1868) bis an deren Fuß gelegt hatte. Da beide Linien von der Bundesregierung mit Ländereien und Geldern unterstützt werden, so rechnet man auf Vollendung der Eisenbahnverbindung zwischen beiden Meeren bis spätestens 1871 oder 1872.

Durch die Entwickelung des Verkehrs haben Ackerbau, Gewerbe, Grubenbau, Schiffahrt und Handel einen ungemeinen Aufschwung genommen. Viele Bahnen und Kanäle wurden nur gebaut, um die Bodenerzeugnisse an einen vortheilhaften Absatzmarkt bringen zu können. Die Bodenverhältnisse wie das Klima sind natürlich in einem so ausgedehnten Lande höchst mannichfaltig. Die Quellen des Mississippi, welcher von Norden nach Süden seinem ganzen Laufe nach die Union durchströmt, liegen in einer Gegend, welche volle fünf Monate Winter hat, während an seiner Mündung tropische und Südfrüchte wachsen. Das Prairieland ist unbewaldet; Bäume stehen dort nur an den Flußufern. Die Felsengebirge sind zum Theil sehr stark bewaldet, und an der pacifischen Küste in Californien und Oregon, nördlich vom Cap Mendocino, stehen in den dichten Waldungen die höchsten Bäume der Erde. Eine sehr beträchtliche Bodenfläche eignet sich vortrefflich zum Ackerbau; alle europ. Getreidearten gedeihen. Die Art, in welcher die Agricultur betrieben wird, ist je nach der geogr. Lage, den klimatischen Verhältnissen und der geschichtlichen Entwickelung sehr verschieden. In den ältern Staaten sind die Ländereien zum bei weitem größten Theil in festen Händen, und der Ackerbau hat vielfach einen europ. Zuschnitt. In den neuern Staaten und Gebieten besitzt die Union noch eine große Menge öffentlicher Ländereien, sog. Congreßland, das nach amtlicher Angabe 1860 nicht weniger als 1834,998400 Acres umfaßte. Mit Abrechnung von Oregon, Washington, Californien, Utah, Kansas, Nebraska, Neumexico und dem Indianergebiet verfügte die Union noch über 485,311778 Acres vermessenes Land. Die Union läßt nämlich ihre Ländereien vermessen, in Vierecke von 36 engl. Geviertmeilen, Townships genannt, abtheilen und diese letztern in Quadrate von einer engl. Geviertmeile, gleich 640 Acres (oder etwa 1014 preuß. Morgen), in sog. Sectionen, sondern. Diese werden öffentlich versteigert unter einem Angebote von 1¼ Dollars, dem sog. Congreßpreise. Die sechzehnte Section eines Township wird nicht verkauft, sondern zur Unterhaltung des Schulwesens vorbehalten. Auch werden von dem Verkaufspreise 5 Proc. den betreffenden Staaten zugewiesen. Von diesem Ertrag sind drei Fünftel für den Straßenbau bestimmt; das Uebrige wird zur Förderung des Volksunterrichts verwandt. Am 20. Juni 1862 wurde das sog. Heimstättegesetz angenommen, wonach jedes Familienhaupt und jeder Mann von wenigstens

21 J., welcher entweder schon Bürger ist oder werden zu wollen erklärt, eine noch unbesetzte Parcelle Land von 160 Acres der öffentlichen Ländereien dadurch ohne Entgeld erwerben kann, daß er sie 5 J. lang ununterbrochen bewohnt und bestellt. Während dieser Zeit bezahlt der Anbauer keine Steuern für das Land. Neuerdings wurden Millionen von Acres namentlich an die Eisenbahnen verschleudert. In die neuen Lande westlich der Felsengebirge zogen seit etwa 1760 viele Einwanderer aus den alten Provinzen und nahmen eine ihnen zusagende Strecke Landes zum Anbau in Besitz, gewöhnlich durch sog. Tomahawk-Improvements, so nämlich, daß der für den Eigenthümer galt, welcher das Land als das seinige damit bezeichnete, daß er einige Bäume mit der Axt anhieb, etwas Getreide baute und eine Hütte aufschlug. Diese Hinterwäldler oder Waldyankees werden als Vorläufer einer geregelten Ansiedelung auch wol Pionniere genannt; im westl. Pennsylvanien und Ohio waren sie vorzugsweise Deutsche. Ueberhaupt hat das Leben im Westen ein eigenthümliches Gepräge gewonnen. Dort durchzieht der Fallensteller (Trapper, Biberfänger) die weite Prairie und die Felsengebirge; der Squatter folgt dem Pionnier, macht in entlegenen Gegenden die ersten Aecker urbar und wohnt oft jahrelang viele Meilen weit von der nächsten Ansiedelung. Diese Leute sind und waren Bahnbrecher für die nachrückenden Einwanderer, welche beim Anwachsen der Volkszahl organisirte Gebiete bildeten, aus denen im Westen eine Reihe von Agriculturstaaten erwachsen sind.

Man theilt gewöhnlich die Vereinigten Staaten in fünf große Ackerbauregionen. Davon ist die eigentliche Getreideregion bei weitem die ausgedehnteste, indem sie die Hälfte des Gebiets diesseit der westl. Einöden begreift; insbesondere die Staaten Neuyork, Pennsylvanien, Neujersey, Delaware, Maryland, Virginien, Ohio, Kentucky, Tennessee, Indiana, Illinois, Michigan, Iowa, Wisconsin und Minesota. In ihr nimmt die für den Bau des Weizens geeignete Region die ganze Strecke zwischen 35 und 45° nördl. Breite ein. Der Ackerbau wird im allgemeinen noch mangelhaft betrieben und liefert bei weitem nicht den Ertrag wie in den europ. Ländern. Die Aecker zerfallen in bebaute und solche, welche zu einem Gute gehören, aber seither ungebrochen lagen. Der erstern gab es 1860 163,110720 Acres, der letztern 244,101818, zusammen etwas über 400 Mill., zu einem Geldwerth von 6973,106049 Doll. Ackerbaugeräthschaften, in welchen der amerik. Erfindungsgeist Ausgezeichnetes leistet, um die theuern Arbeitspreise möglichst zu ersparen, wurden 1860 im Gesammtwerthe von 17,802514 Doll. producirt. Den bei weitem größten Ertrag liefert der Mais, dieses ursprünglich amerik. Getreide, das den übrigen Erdtheilen bis zur Entdeckung der westl. Erdhälfte unbekannt war. Schon 1608 wurde er von den Engländern in Virginien gebaut. Der Mais gedeiht in allen Staaten, da diese Pflanze in ihren verschiedenen Varietäten sich sehr dem Boden und Klima anpaßt; besonders stark baut man ihn im Westen und Süden, dann auch in den östl. und mittlern Staaten. 1860 wurden 830,451707 Bushels gewonnen und Maiskörner und Maismehl im Gesammtwerth von 2,221883 Doll. exportirt. Weizen wird vorzüglich in den mittlern und westl. Staaten gebaut, sodann in Maryland und Virginien. Sein Ertrag ist schon unsicherer, und viel schadet ihm die sog. Hessische Fliege. 1860 wurden 171,183381 Bushels Weizen geerntet, wovon man für 4,076404 Doll. Werth ausführte. Roggen wird nicht stark gebaut (nur Deutsche essen Roggenbrot). Der Ertrag von Roggen war 1860: 20,976286, von Hafer 172,554688, von Gerste 15,635119, von Buchweizen 17,664914 Bushels. Taback, seit 1611 zuerst in Virginien cultivirt, wird in allen Staaten gepflanzt; seine eigentliche Zone liegt aber zwischen 34 und 40° nördl. Br. Der Ertrag war 1840 219,163319, 1850 nur 199,752646 Pfd., 1860 dagegen 429,390771 Pfd. 1859 belief sich die Tabacksausfuhr auf 21,074038, 1860 auf 15,906547 Doll. Reis wird besonders in den sumpfigen Küstenstrecken von Südcarolina und Georgia, sodann auch in Florida, Mississippi, Alabama und Louisiana gebaut: 1850 215,312710 Pfd., wovon 160 Mill. auf Südcarolina kamen und für 2,631557 Doll. exportirt wurden, 1860 nur 187,140173 Pfd., wovon 119,100528 auf Südcarolina entfielen, mit einem Export von 2,567399 Doll. Die Region der Baumwolle liegt vorzugsweise im Süden des 34. Breitengrades und reicht vom Atlantischen Ocean bis über den Mississippi hinaus. Die Region hat eine durchschnittliche Breite von 4 Graden und geht bis an die Küsten des Mexicanischen Meerbusens; aber weiter südwestlich bauen Texas, nördlich auch das südl. Virginien, Nordcarolina, Tennessee und Arkansas Baumwolle. Die Pflanze wird überhaupt in vier Varietäten cultivirt: Sea-Island mit langem Stapel und schwarzen Körnern, die werthvollste und feinste Art; Upland mit kurzem Stapel und grünen Samenkörnern; zwei mit gelblichem Stapel, nämlich Mexican und Petitgulf. Eigentliches Stapelproduct ist die Baum-

wolle für Alabama, das 1860 schon 997978 Ballen (zu 400 Pfd.) lieferte; Georgia erzeugte 701840, Südcarolina 353413, Mississippi 1,195699, Louisiana 722218, Tennessee 227450, Texas (das für dieses Product eine bedeutende Zukunft hat) 405100 Ballen. Der Gesammtertrag belief sich 1860 auf 5,198077 Ballen, die Ausfuhr von Rohbaumwolle auf 191,806555 Doll. Zucker gedeiht in Californien, Florida, Texas und hauptsächlich in Louisiana, wo die Cultur 1751 von San-Domingo her eingeführt wurde. 1860 erzeugte dieser Staat 297816 Hogshead (zu 1000 Pfd.) von der Gesammtproduction, die 302205 Hogsheads betrug, Californien nicht mitgerechnet, das nur in seinem südlichsten Theile und erst wenig Zucker baut. An Ahornzucker wurden 38,863568 Pfd. gewonnen, davon mehr als 10 Mill. in Neuyork, 1 Mill. in Massachusetts, das übrige zumeist in den westl. Staaten. Der Ertrag von Flachs betrug 3,778843 Pfd.; er wird nur in den mittlern und westl. Staaten gebaut, wie der Hanf. Hopfen wurden 11,009831, darunter 9,655542 Pfd. in Neuyork gewonnen. Der Seidenbau lieferte 6561 Pfd. Cocons, der Weinbau 1,850819 Gallonen, wovon 494516 auf Californien, 27827 auf Missouri, 562640 auf Ohio und 179949 auf Kentucky entfielen. Der Weinbau wird fast ausschließlich von Deutschen betrieben. Der californische Wein ist schon ein bedeutender Handelsartikel. Die Obstbaumzucht gewinnt mehr und mehr an Ausdehnung. Besonders Neuyork liefert gute Aepfel, Neujersey Pfirsiche und Erdbeeren, die südl. Staaten, insbesondere Florida, Orangen und andere Südfrüchte.

Die Viehzucht hat bereits eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der Geldwerth der 1860 vorhandenen Thiere 1098,862355 Doll. betrug. An Pferden zählte man 6,089942, Esel und Maulthiere 1,116533, Milchkühe 8,663265, Jochochsen 2,188154, anderes Hornvieh 14,599325 Stück. Es sind die besten engl. Hornvieharten eingeführt worden. Man erzeugte 459,672652 Pfd. Butter, wovon für 1,144321 Doll. Werth exportirt wurde, und 105,788652 Pfd. Käse, wovon man für 1,565630 Doll. Werth ausführte. Die Zahl der Schafe betrug 22,431428. In einzelnen Theilen hat, z. B. in Neuengland, die Schafzucht abgenommen, während sie in Pennsylvanien, besonders aber südlich von Maryland und westlich von Virginien (z. B. in Ohio) sehr gestiegen ist. Das Prairieland in Illinois, Iowa und Texas eignet sich trefflich zur Schafzucht, nicht minder die Hochebenen in Neumexico und manche Theile Californiens. In Neuengland und Neuyork legt man großen Werth auf Veredlung der Zucht, doch ist in der Union der Bedarf an Wolle noch bei weitem nicht gedeckt. Man gewann 1860 im ganzen 59,932398 Pfd., führte aber in demselben Jahre für 391594 Doll. rohe Wolle ein. Von sehr großem Belang ist die Zucht der Schweine. Man hat engl. Arten aus Berkshire, Leicestershire, Suffolk und Essex eingeführt, diese und verschiedene andere mit Erfolg gekreuzt und so die werthvollen Byfield-, Woburn-, Graß- und Mackayrassen erhalten. Auch zieht man chines. Schweine, und für den Süden eignen sich am besten die neapolitanischen. Ohio hatte 1860 mehr als 2 Mill., Kentucky, Indiana, Illinois und Tennessee jedes ebenfalls mehr als 2 Mill. Schweine, deren Abschlachtung im Westen in großartiger Weise fabrikmäßig betrieben wird. Man bereitet außer Schinken und Pökelfleisch, die nach allen Erdtheilen versandt werden, Schweinöl zur Herstellung von Stearinkerzen und zum Gebrauch in den Fabriken. Der Thran bildet ein Haupterzeugniß des Walfischfangs, in welchem die Nordamerikaner der neuengl. Staaten allen andern Völkern voraus sind, namentlich jene von Massachusetts, wo allein der Hafen Neubedford durchschnittlich 250 Schiffe im Durchschnittsgehalt von 319 Tonnen Last auf dem Walfischfang in See hat. 1860 brachte der Walfischfang 7,521588 Doll. ein. In demselben Jahre exportirten die Vereinigten Staaten für 537547 Doll. Fischthran, 1,789089 Doll. Spermaceti, 896293 Doll. Fischbein. Auch der Stockfisch- und Makrelenfang, welche zusammen einige tausend Seefahrzeuge beschäftigen, ist für die nordöstl. Staaten von Wichtigkeit. Man berechnete den Ertrag, welchen die Fischereien jährlich abwerfen, auf 12,924092 Doll. Die Fischerei bildet zugleich eine ausgezeichnete Schule für die Seeleute. Sehr bedeutend stellt sich ferner der Betrag der Erzeugnisse des Waldes, besonders in der Region der Nadelhölzer heraus. Doch ist von einer Forstcultur kaum die Rede, und man hat so unvernünftig gewirthschaftet, daß infolge dessen manche Strecken zu wasserlosen Einöden geworden sind und schon vielfach Holzmangel herrscht. Im Nordosten gibt noch Maine den reichsten Ertrag, im Nordwesten jetzt Wisconsin, Iowa und Minesota, im Süden die Fichtenregion der beiden Carolina. Der Ertrag von Nutz- und Bauholz ward für 1860 auf 95,912286 Doll. angegeben. Dazu kommt noch viel Theer, Pech, Terpentin, Harz, Pott- und Perlasche. Die Jagd auf Pelzthiere hat von Jahr zu Jahr abgenommen. Viele Büffelhäute kommen von den Prairien nach St.-Louis. Im ganzen beläuft sich der Ertrag der Jagd auf etwa 1 Mill. Doll.

Von vorragender Wichtigkeit ist der Ertrag der Producte des Mineralreichs, der schon 1847 vor Entdeckung der californischen Goldgruben mehr als 74 Mill. Doll. betrug. In vielen Gegenden lagert Kupfer, insbesondere am Obern See, Blei am obern Mississippi, besonders in Wisconsin und dem westl. Illinois; Eisen hauptsächlich in Pennsylvanien, Neujersey, Maryland, Missouri (wo ein großer Berg von reinem Eisenstein liegt), Tennessee, Ohio, Iowa, Wisconsin und Minesota. Die Vereinigten Staaten haben größern Reichthum als irgendein anderes Land an Steinkohlen, die sich vom südl. Neuyork bis nach Alabama hineinziehen. Man schätzt die Kohlenregion auf 70000—130000 engl. Q.-M. Gewiß ist, daß die Union zwölfmal so viel Kohlen besitzt als ganz Europa; auch hat man dergleichen in Utah, Californien und Oregon gefunden. Das große alleghanische Kohlenlager erstreckt sich von Alabama durch Georgien, Tennessee, Kentucky, Virginien, Maryland, Ohio und Pennsylvanien, etwa 50000 engl. Q.-M.; das Illinoiskohlenlager liegt in den Staaten Kentucky, Indiana, Illinois und Iowa. Auch in Michigan und im Westen des Mississippi am Osageflusse sind Kohlenlager, und auch hier meist der Erdoberfläche ganz nahe, sodaß die Gewinnung ohne große Mühe. Das große Kohlenlager wird auf einer Strecke von 300 M. vom Ohioflusse begrenzt und vom Ohio- und Eriekanal durchschnitten. Indiana hat auf 7700 Q.-M. Kohlenlager. Alle diese Kohlen sind bituminös. In Maryland liegt das Cucubestandkohlenbecken, deren Erzeugniß zwischen der bituminösen und der Anthracitkohle steht. Diese letztere Kohle lagert in Pennsylvanien am Susquehannah, Schuylkill und Lehigh und ist erst seit 1825 recht in Aufnahme gekommen. Pennsylvanien hat an 40 Mill. Doll. verwandt, um das werthvolle Erzeugniß auf Straßen, Kanälen und Eisenbahnen an vortheilhafte Absatzmärkte zu bringen. 1820 wurden erst 365 Tonnen Anthracitkohle zu Tage gefördert, 1860 aber schon 9,398322 Tonnen, zu einem Gesammtwerthe von 11,874574 Doll. Von bituminöser Kohle wurden 1860 an 144,376927 Bushels gewonnen, die 7,491191 Doll. einbrachten. Unter den Mineralproducten nimmt seit wenigen Jahren erst das Petroleum die höchste Stelle ein. Es findet sich vor allen im westl. Pennsylvanien und im Thale des Ohio, kommt aber auch in Utah, Californien und nordwestlich vom Mississippi vor. Allein in Pennsylvanien wurden 1861 nicht weniger als 134927 Faß auf den Markt gebracht, aus dem ganzen Lande aber 500000 Faß. Schon zu Anfang 1862 veranschlagte man die Production auf 250000 Faß per Woche. 1864 erreichte das Oelfieber seinen Höhepunkt, und von hier an fielen die Preise sowol als die Bearbeitung der Oelquellen, da die Nachfrage in keinem Verhältnisse zur massenhaften Production stand. Gegenwärtig ist es ein regelmäßiger Handelsartikel, dessen Entwickelung aber noch in seinen ersten Anfängen steht. Gold ist seit 1803 in Georgien und Nordcarolina gefunden worden, auch in Virginien, Alabama und Louisiana, und diese südl. Goldlager ergaben von 1824—48 für etwa 14 Mill. Doll., das in den Zweigmünzen zu Dahlonega und Charlotte geprägt wurde. Von 1850—53 wurden in der erstern nur für 838635, in der letztern für 58872 Doll. vermünzt. Der Ertrag verschwindet somit völlig gegen die Ausbeute der californischen Goldgruben, die 1848 entdeckt wurden. Genaue statist. Angaben über ihre Ausbeutung sind nicht vorhanden. Man berechnete die Gesammtproduction von Gold und Silber 1860 auf 80 Mill. Doll., wovon sieben Achtel auf Californien kommen. Im Durchschnitt wurden von 1848—60 jährlich 36,654150 Doll. inländisches Gold in den Bundesmünzen verarbeitet und nur 260000 Doll. inländisches Silber. Die Goldausfuhr der Vereinigten Staaten nach fremden Ländern betrug 1857: 31,300980, 1858: 33,329862, 1860: 30,913173 Doll. 1860 prägte die Union in ihren Münzstätten (Philadelphia, Neuorleans, San-Francisco, Charlotte, Dahlonega und Neuyork) für 23,447263 Doll. Gold, 3,250635 Doll. Silber und 342000 Doll. Kupfer. Californien hat auch Silbergruben und Quecksilber an mehrern Orten, namentlich bei San-José. An Salz ist großer Reichthum, besonders in Neuyork und am Großen Kanawha in Westvirginien.

Bei so großer Gunst der natürlichen Verhältnisse und der Rührigkeit des amerik. Volks konnte es nicht ausbleiben, daß auch die technischen Gewerbe einen raschen Aufschwung nahmen. Während das in größern industriellen Unternehmungen angelegte Kapital 1850 nur 530 Mill. Doll. betrug, stieg es 1860 auf 1050,000000 Doll. Die Zahl der Etablissements war 128200, die der darin beschäftigten Arbeiter belief sich auf 1,100000 Männer und 285000 Frauen. Der Werth des verarbeiteten Rohstoffs erreichte die Summe von 1012,000000 Doll. und derjenige des Fabrikats 1900,000000 Doll. Die Baumwollfabrikation, welche ihren Hauptsitz in Massachusetts, Neuhampshire, in den übrigen neuengl. und den mittlern Staaten hat, wurde 1860 in 915 Etablissements betrieben, die für 115,137926 Doll. Baumwollwaaren lieferten.

Wollfabriken gab es 1909, die meisten in Neuyork, Pennsylvanien und Neuengland, welche für 68,865963 Doll. Wollwaaren producirten. Die Eisenindustrie wird am ausgedehntesten in Pennsylvanien betrieben, welches 62½ Proc. der Gesammtquantität und 58 Proc. vom Gesammtwerth der ganzen Eisenproduction in den Vereinigten Staaten liefert. 1860 wurde für 19,487790 Doll. Roheisen und 22,248796 Doll. Gußeisen gewonnen, jenes in 3,398756 Tonnen und dieses in 406298 Tonnen. Dampf- und sonstige Maschinen wurden 1860 für 47,118580 Doll. angefertigt. Die Kupferausbeute hatte einen Werth von 3,316516 Doll., das Blei dagegen nur von 977281 Doll. Nähmaschinen, ein ganz neuer Industriezweig, wurden 1860 im ganzen 116300 gefertigt, zu einem Werthe von 5,695345 Doll. Seitdem aber hat sich dieser Industriezweig mehr als verdoppelt. Die Gerbereien lieferten 1860 für 63,090751 Doll. Leder, während das in den Sägemühlen gewonnene Holz einen Werth von 95,919286 Doll. repräsentirte und das Mehl sogar die Höhe von 223,144369 Doll. erreichte.

Die Vereinigten Staaten haben eine vortreffliche Handelslage und sind recht eigentlich das Handelsreich in der Mitte der Erde, seit ihr Gebiet von den beiden großen Weltmeeren bespült wird. Sie liegen zwischen Europa und Asien, und wenn erst ihre Eisenbahnen zum Stillen Weltmeere reichen, wird sich ein großer Theil des Handelsverkehrs zwischen Europa und Ostasien in nordamerik. Wege lenken. Die Union besitzt im eigenen Lande eine günstige, weitausgedehnte Küstenentwickelung, ein großartiges Stromgeflecht, Kanäle und Eisenbahnen. Dazu kommt, daß der innere Verkehr keinerlei Art von Schranken kennt, und daß die Volksart, namentlich in den östl. und mittlern Staaten, einem großartigen, kecken und oft waghalsigen, freilich nicht immer soliden Betriebe des Handels geneigt ist. So sind die Nordamerikaner schon jetzt neben den Engländern das größte Handelsvolk der Erde, und in Bezug auf den Tonnengehalt ihrer Schiffe stehen sie bereits in erster Linie, nachdem sie England überflügelt haben. Bei dem ausgedehnten Binnenverkehr und dem verhältnißmäßigen Mangel an baaren Umlaufsmitteln hätte das nordamerik. Güterleben sich nicht so großartig entfalten können, wenn man sich nicht des Papiergeldes und der Banken bedient hätte, mit denen allerdings viel Schwindel getrieben worden. Während die Zahl der Banken (s. d.) 1860 im ganzen 770 mit einem Kapital von 194,411018 Doll. und mit einer Notencirculation von 52,089596 Doll. betrug, hatte sich 1865 infolge des Kriegs und des durch die Finanzgesetzgebung von 1863 geschaffenen Nationalbank-Actes die Zahl auf 1628 sog. Nationalbanken und 321 Staatsbanken vermehrt. Erstere erlegen als Sicherheit für ihre Transactionen Vereinigte-Staaten-Obligationen beim Schatzamt der Union und erhalten dafür 90 Proc. des Marktwerths derselben in Noten, welche sie als Geld in Umlauf setzen. Diese Noten (bills) müssen auf Verlangen von der Bank in Tresorscheine (greenbacks) umgewechselt werden. Ist durch diese Politik auch alten und schweren Uebelständen abgeholfen und namentlich die Notencirculation im ganzen Gebiete der Union dieselbe geworden, so beruht doch die einzige Sicherheit für die Deponenten wie für das Publikum nur in dem Credit der Union. Unter dem frühern System der Einzelstaaten bildete Gold die Basis für die Solidität einer Bank; jetzt vertreten etwa 400 Mill. Papiergeld diese Stelle. Die Staatsbanken verschwinden täglich mehr und machen ausschließlich den Nationalbanken Platz. Der Binnenhandel ist besonders lebhaft auf den westl. Gewässern, den Kanälen und Bahnen, welche dieselben mit der östl. Küste verbinden, und an den großen Seen. An dem Verkehr auf den letztern sind die Staaten Vermont, Neuyork, Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Wisconsin und Illinois in großartiger Weise betheiligt. Auch der Handel zwischen den einzelnen Häfen der atlantischen Küste ist bedeutend. Die Ausfuhr von Artikeln, welche in den Vereinigten Staaten erzeugt worden, betrug in dem Finanzjahre vom 30. Juni 1859—60 den Geldwerth von 373,189274 Doll. Davon kamen auf die Erzeugnisse des Meeres 4,206485, auf die der Wälder 13,578559 Doll., die des Landbaues (Butter, Käse, Brotstoffe, Rindfleisch, Unschlitt, Hornvieh, Schweinefleisch u. s. w.) 94,866735 Doll. Baumwolle wurde erzeugt für 191,806555, Tabacк für 15,904547, Reis für 2,567899 Doll. Die Fabrikation von Kutschen und Eisenbahnwagen ergab 816976, von Tabacк 3,372074, von Schuhen und Stiefeln 782585, von Baumwollwaaren 10,934396 Doll. Geprägtes Geld wurde geliefert für 26,033678, Gold und Silber in Barren für 30,918173 Doll. Die verschiedenen Ausfuhrwaaren gingen nach 80 verschiedenen Häfen und Ländern. Am höchsten stand als Abnehmer England 1860 mit 187,095952 Doll.; dann folgen Frankreich mit 59,048231, Cuba mit 11,747913, Canada mit 11,164590, die deutschen Hansestädte mit 10,504219, China mit 7,170784, Spanien mit 6,434317, Brasilien mit 5,945235, Sardinien mit 4,064316, Holland mit 3,762413, Belgien mit 2,770293 Doll. Dagegen importirten die Vereinigten Staaten 1850 für 178,138311 und 1860 für 362,161254

Doll., darunter im letztgenannten Jahre von England für 133,065571, von Frankreich für 43,219549, von Cuba für 34,032276, von Canada für 18,861673, von den Hansestädten für 18,498604 Doll. Von den eingeführten Waaren wurden 1860 wieder ausgeführt für 26,933022 Doll., sodaß die Gesammtausfuhr etwas über 400 Mill. betrug. Der jetzt geltende Tarif datirt vom 2. März 1861, nebst Verbesserungen, resp. Verschlechterungen in jedem der folgenden Jahre. Dieser Tarif kommt in seinen Sätzen, die allerdings zum Theil durch den Krieg gerechtfertigt, einem Prohibitivtarife gleich. Die eingeführten Waaren bezahlten durchschnittlich zwischen 80 und 100 Proc. Zoll. Unter den Einfuhren des J. 1860 befanden sich Thee für 8,803771, Kaffee für 21,768939, Leinöl für 2,753611, Rohseide für 1,285976, Wolle für 4,450658, Uhren für 2,788671, Baumwollwaaren für 36,569007, Leinwand für 10,414979, Handschuhe für 1,543427, Häute und Felle für 10,524706, Seidenwaaren für 28,064414, Cigarren für 4,581559, Weine für 4,775799 und Wollwaaren (einschließlich Tuch) für 37,928399 Doll. 1860—61 liefen 11251 amerik. Schiffe mit 5,023917 Tonnen und 10709 fremde Schiffe mit 2,217554 Tonnen in amerik. Häfen ein, während 11079 amerik. Schiffe mit 4,889313 Tonnen und 10586 fremde Schiffe mit 2,262042 Tonnen klarirten. Die unter amerik. Flagge klarirten Schiffe hatten eine Bemannung von 146271 Seeleuten und 929 Schiffsjungen, wogegen die eingelaufenen 149236 Seeleute und 464 Schiffsjungen zählten. Der Tonnengehalt der Flotte belief sich 1861 auf 5,539812. Gebaut wurden in derselben Zeit 1071 Schiffe, darunter 264 Dampfer. Der Bürgerkrieg hat dem amerik. Handel auf dem Meere unsaglichen, bisjetzt noch ungeheilten Schaden zugefügt. Die amerik. Seeleute gehören neben deutschen und englischen zu den tüchtigsten der Welt. Im Schiffbau leisten die Werfte Ausgezeichnetes. Amerik. Dampfer befahren sogar den Amur und die Ostküste Asiens. Die Monitors und Panzerschiffe sind eine Erfindung des Bürgerkriegs, die von allen Nationen theils bestellt, theils nachgeahmt wurden. Die großen schnellsegelnden Klipper, zuerst in Baltimore gebaut, machen die Reise von Neuyork nach San-Francisco in 85—100 Tagen. Vgl. außer dem «American Almanac» (1830—64), den officiellen Censusberichten und staatsrechtlichen Werken Story's (s. d.) von deutschen Werken besonders: Ebeling, «Die Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Bd. 1—5, Hamb. 1793—1816); Stein und Hörschelmann, «Handbuch der Geographie und Statistik» (7. Aufl., Bd. 1: «Amerika», von Wappäus, Lpz. 1851 fg.); Andree, «Nordamerika in geogr. und geschichtlichen Umrissen» (Braunschw. 1851; 2. Aufl. 1853); Julius, «Nordamerikas sittliche Zustände» (2 Bde., Lpz. 1839); F. von Raumer, «Die Vereinigten Staaten von Nordamerika» (2 Bde., Lpz. 1845); die Reisen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar (herausg. von Luden, 2 Bde., Weim. 1828), des Prinzen Maximilian zu Wied (2 Bde., Kobl. 1839—41), von Ziegler, Graf von Görtz, Busch, Kohl, Löher u. s. w.

Das Land, welches das gegenwärtige Gebiet der Vereinigten Staaten bildet, war ursprünglich von zerstreut lebenden Indianerstämmen bewohnt und ist erst allmählich von Germanen und Romanen der europ. Cultur gewonnen worden. Von den Romanen traten die Franzosen nur vorübergehend auf, während die Spanier bis zum J. 1820 ihre letzte an die Union grenzende Colonie behielten. Unter den Germanen aber nehmen die Holländer und Schweden eine den Franzosen ähnliche Stellung ein, wogegen die Engländer dem Lande dauernd ihren Charakter aufdrückten, sodaß engl. Sprache, Sitte und Recht in Amerika zur Herrschaft gekommen sind. Die Deutschen und Irländer schoben sich in die bereits bestehenden Verhältnisse ein und gewannen nur ausnahmsweise eine selbständige Stellung. Die Besiedelung der östl. Küste des amerik. Continents, die allein bis zum Anfange dieses Jahrhunderts in Betracht kommt, erfolgte zuerst durch die Romanen, welche sich im Süden festsetzten. Ein halbes Jahrhundert später nahmen dann die Germanen von dem nördl. Küstensaume an verschiedenen Stellen Besitz. Der Kampf zwischen Romanen und Germanen um die Suprematie dauerte länger als ein Jahrhundert; aber mit dem Falle von Quebec (1759) war der Sieg der Germanen für immer entschieden. Die Expedition von Sebastian Cabot, einem Venetianer (1495), welcher im Auftrage des engl. Königs Heinrich VII. den nördl. Seeweg nach China suchte und bis an die Chesapeakbai verschlagen wurde, der Zug Ponce de Leon's (1513), der, an der Ostküste Floridas landend, Gold und den Quell der ewigen Jugend suchte, aber von den Indianern zurückgeschlagen wurde, die Fahrt Johann Verrazzani's, der im Auftrage des franz. Königs Franz I. die nordamerik. Küste entdecken sollte und sogar Wilmington, Newyork und Neuport (1523) flüchtig berührte, der abenteuerliche Zug Ferdinand de Soto's, der gleichfalls in Florida landete und im vergeblichen Suchen nach den Schätzen der Neuen Welt bis an den Mississippi (1539) vordrang und hier seinen Tod fand: alle diese Unternehmungen führten zu keinen bleibenden Resultaten. Die

erste dauernde Ansiedelung dagegen wurde 1562 unter den Auspicien Coligny's von franz. Hugenotten im jetzigen Staate Südcarolina angelegt, um ihren in der Heimat verfolgten Glaubensbrüdern eine amerik. Freistätte zu bieten. Jean Ribault gründete in Port-Royal die erste Colonie und nannte zu Ehren König Karl's IX. den von ihm in Besitz genommenen Landstrich Carolina. Eine weiter nach Süden vorgeschobene, am St.-Johnsflusse angelegte Niederlassung wurde 1565 von den Spaniern überfallen und zerstört, worauf diese St.-Augustine, die älteste Stadt in den Vereinigten Staaten, gründeten. Cabot's Entdeckungen gaben der engl. Regierung nach damaliger völkerrechtlicher Anschauung das Recht der Besitznahme der nördl. Küste, und wenn auch fast noch ein Jahrhundert verging, ehe dieser Anspruch geltend gemacht wurde, so unternahmen doch 1585 Humphrey Gilbert und Walter Raleigh verschiedene Expeditionen nach dem zu Ehren der jungfräulichen Königin Elisabeth Virginien genannten Theile Amerikas, zwischen Akadien und Florida. Raleigh gründete auch auf der Insel Roanoke in Nordcarolina eine Colonie, die jedoch nur kurze Zeit Bestand hatte. 1606 theilte König Jakob I. das von England beanspruchte Gebiet in zwei Theile: in Südvirginien zwischen Cap Fear und dem Potomac und in Nordvirginien von der Mündung des Hudson bis nach Neufundland, und genehmigte die Gründung von zwei Compagnien zur Colonisation Amerikas. Es waren dies die Londoner Compagnie für Südvirginien und die Plymouth-Compagnie für Nordvirginien. Die Gegend zwischen Potomac und Hudson aber sollte der neutrale Grund sein, auf welchem beide Compagnien Niederlassungen anlegen konnten. Die Londoner Compagnie sandte 1607 ihre ersten Schiffe aus und gründete Jamestown am Jamesflusse. Obschon ein so bedeutender Mann, wie der bekannte John Smith, an ihrer Spitze stand, wollte aber die Colonie nicht gedeihen, da die Ansiedler zum größten Theil aus verlaufenem, arbeitsscheuem engl. Gesindel bestanden, und wenn auch noch einige Schiffsladungen städtischer Herumtreiber nachkamen, so siechte doch die Anlage in etwa einem Jahrzehnt dahin. Es betrat nunmehr eine bessere Klasse von Ansiedlern den amerik. Boden. Der König gab einen Theil der Rechte, welche er sich vorbehalten hatte, auf und übertrug sie von seinem Rathe (Council) auf ein vom Volke gewähltes Abgeordnetenhaus, welches 19. Juni 1619 zuerst zusammentrat. Dies war der Anfang der Repräsentativverfassung für Amerika. Gleich darauf folgten zwei Ereignisse, welche, ihrerzeit wenig beachtet, gleichwol den bedeutendsten Einfluß auf die Geschicke der spätern Vereinigten Staaten ausübten. Im Aug. 1619 lief im Jamesflusse ein holländ. Kriegsschiff ein, welches den um Arbeitskräfte verlegenen Pflanzern 20 Afrikaner als Sklaven verkaufte, und zwei Jahre später wurde neben dem Tabak auch der Bau der Baumwolle begonnen. Dies waren die ersten Anfänge und die Grundlage der amerik. Sklaverei.

Um dieselbe Zeit wurden im Norden von den Puritanern die Keime des bewußten Gegensatzes gegen diese südl. Colonien gelegt. Kapitän John Smith hatte auf seiner Rückreise 1614 die Küste von Cap Cod bis Penobscot besucht und Neuengland genannt. Wenn auch früher schon von Gilbert befahren, so machte Smith das neue Land doch durch Beschreibung und Karten in England erst näher bekannt und erregte einen solchen Enthusiasmus für seine Besiedelung, daß der König der Plymouth-Compagnie das ganze Gebiet zwischen dem 40. bis 48. Breitengrade und dem Atlantischen und Stillen Ocean mit fast unbeschränkten Souveränetätsrechten verlieh. Die erste Niederlassung erfolgte aber ohne Hülfe des Königs und ohne Wissen der Compagnie. Eine 1610 von England nach Holland ausgewanderte Puritanergemeinde faßte nämlich den Entschluß, sich in Amerika einen Zufluchtsort zu gründen. Sie segelten unter Führung von John Carver, William Brewster, William Bradford, Edward Winslow und Milles Standish 16. Sept. 1620 mit im ganzen 102 Passagieren auf der «Maiblume» von Southampton ab und landeten 21. Dec. 1620 in einem kleinen Hafen von Massachusetts, den sie Plymouth nannten. Die Regierung des von den «Pilgervätern» gegründeten Gemeinwesens war streng republikanisch. Der Gouverneur wurde vom Volke gewählt und von einem zuerst aus fünf, später aus sieben Gehülfen bestehenden Rathe beaufsichtigt. Die Gesetzgebung umfaßte im Anfange die ganze Bevölkerung, und erst als diese zunahm, wurde die Repräsentativverfassung eingeführt. Die erste nach der Plymouthcolonie gegründete Niederlassung war die von Massachusettsbai, wo John Endicott 1628 Salem anlegte. 1630 kamen 840 neue Einwanderer an, an deren Spitze John Winthrop stand, ein durch seine Frömmigkeit und persönliche Tüchtigkeit ausgezeichneter Mann. Sie gründeten im Sept. desselben Jahres Boston, welches sie zu Ehren des Geburtsorts ihres Pfarrers, John Cotton, so nannten. 1692 wurde die Plymouthcolonie mit Massachusetts vereinigt. Nördlich davon hatten inzwischen Sir Ferdinand Gorges und John Mason die Schenkung eines Laconia genannten Gebiets erhalten, welches sich vom Atlantischen Ocean bis an den St.-Lorenz und vom Merrimac an den Kennebeck erstreckte, und 1623 Dover und Portsmouth

in Neu-Hampshire angelegt. Zur selben Zeit ward die erste dauernde Niederlassung auf der Insel Mohegan in Maine (1622 oder 1623) gegründet. Diese Niederlassung fiel aber schließlich unter die Jurisdiction von Massachusetts, von welchem Maine erst 1820 als selbständiger Staat getrennt wurde. Connecticut wurde 1635 von Auswanderern aus Massachusetts besiedelt. Diese ließen sich in Hartford, Windsor und Wettersfield nieder, trotz des Einspruchs der Holländer, welche schon 1633 ein Fort bei Hartford errichtet hatten. Roger Williams, der wegen seiner freisinnigen religiösen und polit. Ansichten von den unduldsamen Lenkern von Massachusetts von hier vertrieben worden, gründete Providence und damit das Gemeinwesen von Rhode-Island. Diese sechs Colonien bilden heute noch die Neuengland-Staaten, welche dem ganzen Continent mehr oder minder stark ihren Charakter aufdrückten und damals so gut wie noch heute die Träger des amerik. Republikanismus waren. Die ersten Ansiedler, welche Neuengland gründeten, gehörten zu den untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Es waren kleine und arme Leute, die sich keiner stolzen Führer rühmen konnten, aber jeder für sich dachten und handelten und bewußt oder unbewußt die Träger der großen Ideen waren, welche auf polit. Gebiet die Reformation vollendeten und in der Heimat das Königthum durch das «Gemeinwohl» verdrängten. Sie trugen ihre Gemeindeeinrichtungen und nationalen Anschauungen, die alle in der Selbstregierung wurzelten, übers Meer und prägten, oft ohne es selbst zu wissen, den sittlichen und polit. Geist der Heimat in ihren Schöpfungen aus. Nüchtern und fleißig, richten diese engl. Ansiedler ihren Blick auf das nächste Ziel und unterwerfen zuerst den Boden ihrer Herrschaft. Jeder Axtschlag, den sie führten, jeder Wald, den sie ausrodeten, jede Furche, die sie zogen, befestigten ihren Besitz. Keinen Fuß breit gewonnenen Bodens gaben sie wieder auf, und stets rückte in die Stelle des Vordringenden ein Hintermann ein. Der Farmer, welcher nur mühsam sein Leben fristete, vertrat, wenn der Ruf an ihn erging, seine Mitbürger ebenso gut im Kirchen- oder Gemeinderathe oder als Gesetzgeber. Er liebte den Krieg nicht, aber wenn es sein mußte, kämpfte er tapfer für Haus und Hof. Der Geist dieser Männer war durch Denken und Selbstzucht gereift, und wenn die Schranken, innerhalb deren sie sich bewegten, auch eng, so gewann doch ihr Thun gerade durch diese Beschränktheit desto mehr an Kraft und Sicherheit.

Von den mittlern Staaten wurde das heutige Neuyork zuerst 1609 von Weißen in Besitz genommen. Henry Hudson, ein Engländer in Diensten der Holländisch-Ostindischen Compagnie, entdeckte den Fluß, der seinen Namen führt. Er nahm das Land für Holland in Besitz, von welchem es den Namen Neuniederland erhielt. 1623 entstanden die ersten bleibenden Niederlassungen in Fort Orange (Albany) und Neuamsterdam (Neuyork). Der erste holländ. Generaldirector war ein Deutscher, Peter Minnewit aus Wesel. Die holländ. Ansiedelungen dehnten sich sehr bald nach Osten, Norden und Westen aus; der Connecticut und Delaware bildeten ihre Grenzen. Am letztgenannten Flusse stießen sie feindlich mit den Schweden zusammen, welche hier 1638 unter dem inzwischen von Holland entlassenen Peter Minnewit eine Colonie Neuschweden (den jetzigen Staat Delaware und Theile von Pennsylvanien) gegründet hatten. Diese Colonie wurde 1655 von den Holländern erobert. Diese aber unterlagen 1664 den Engländern, welche auf Grund der Cabot'schen Entdeckungen die ganze Küste beanspruchten. König Karl II. belehnte seinen Bruder, den Herzog von York und Albany, mit der Provinz, die fortan nach diesem Neuyork hieß. Um dieselbe Zeit erhielt auch Neujersey gesonderte Existenz und Colonialrechte. Sir George Carteret, der frühere Gouverneur der Insel Jersey, hatte in Gemeinschaft mit Lord Berkeley das den jetzigen Staat Neujersey umfassende Land vom Herzoge von York gekauft. 1681 wurde das westlich vom Delaware gelegene Land dem Quäker William Penn verliehen, der 1682 Philadelphia gründete und die nach ihm Pennsylvanien genannte Colonie hauptsächlich mit Quäkern besiedelte. Unter den zuerst von ihm Eingeladenen befanden sich auch viele Deutsche, die schon 1683 Germantown gründeten und seitdem vorzugsweise in Pennsylvanien einwanderten. Die Colonie wurde bald wegen der günstigen Bedingungen der Ansiedelung, der unbeschränkten Gewissensfreiheit und des guten humanen Benehmens der Ansiedler gegen die Indianer eine der blühendsten des Continents und verdankte ihren gesunden, aber ruhigen Fortschritt wesentlich den Deutschen. Die Gegend zwischen dem südl. Pennsylvanien und dem Potomac wurde zu Ehren der Königin Henriette Marie (Gemahlin Karl's I.) Maryland genannt. Karl I. verlieh 1632 die Provinz dem Lord Baltimore, der 1633 seinen Bruder Leonhard Calvert mit 201 Personen, meistens Katholiken, nach dem jetzigen Maryland absandte und hier 1634 zuerst St.-Marys gründete. Diese Colonie war die erste, in welcher 1649 ein Gesetz zu Stande kam, wonach allen christl. Secten die freie, unbeschränkte Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses gewährleistet wurde. Südlich von der ältesten engl. Colonie Virginien

entstanden auch die Provinzen Nord- und Südcarolina sowie zuletzt Georgia. Carolina wurde zuerst dauernd angesiedelt von engl. Einwanderern, welche 1670 in Port-Royal landeten, aber bald darauf diesen Platz verließen und das jetzige Charleston gründeten. Die Colonie wurde unter dem Namen Carolina mit einer aristokratischen, vom Philosophen Locke entworfenen Constitution bis 1727 regiert, worauf der König die Eigenthümer auskaufte und die bisherige Colonie in zwei, in Nord- und Südcarolina, eintheilte. Der jetzige Staat Georgia bildete ursprünglich einen Theil von Carolina, ward aber 1732 von Georg II. der Körperschaft der Vertrauensmänner der (ihm zu Ehren genannten) Colonie Georgia verliehen und zuerst von dem philanthropischen General Oglethorpe am Savannahflusse besiedelt. Die neue Provinz fing jedoch erst an zu gedeihen, als vertriebene Salzburger, Schweizer und schott. Hochländer zahlreich einwanderten.

So waren in einem Zeitraum von etwas mehr als einem Jahrhundert 13 engl. Colonien innerhalb des Gebietes der gegenwärtigen Vereinigten Staaten gegründet. Obgleich die Einwanderung hauptsächlich aus England kam und engl. Sprache, Sitten und Gesetze überall herrschten, stellten doch Schottland, Irland, Deutschland, Holland, Frankreich und Skandinavien ihren Theil zur Bevölkerung des Landes. Fast alle christl. Sekten waren hier vertreten, und während der Calvinismus in Neuengland, das Quäkerthum in Pennsylvanien, der röm. Katholicismus in Maryland herrschten, überwog in Neuyork und im Süden die engl. Hochkirche. Natürlich war der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Colonisten, welche übrigens Handel und Manufacturen durchaus nicht vernachlässigten. Bereits 1660 wurde das Mutterland eifersüchtig auf den schnellwachsenden Reichthum seiner Kinder jenseit des Oceans und suchte durch Navigationsacte den amerik. Handel in ausschließlich engl. Hände zu treiben. Das Haus der Gemeinen erklärte 1719, daß die Errichtung von Fabriken in den Colonien darauf ziele, deren Abhängigkeit von England zu vermindern, und es kamen von diesem engherzigen Gesichtspunkte Gesetze zu Stande, welche die Errichtung von Eisenwerken und sonstigen Fabriken in Amerika verboten. Fortan sollte von dort bei Strafe der Confiscation kein Zucker, Taback, Pfeffer, Indigo, Baumwolle und Farbeholz irgend anders wohin als in ein der Krone England gehöriges Land verschifft werden. Die Einfuhr europ. Artikel wurde nur für engl. Schiffe gestattet, sodaß die Colonisten nicht allein alle engl. Fabrikate, sondern auch alle ihre sonstigen europ. Bedürfnisse von England kaufen mußten. Dagegen durften sie fremden Nationen nur das verkaufen, was England nicht nehmen wollte. Da sie somit fast alles im Mutterlande kaufen mußten, so konnte der engl. Kaufmann seine Waaren zu einem höhern Preise in Amerika anbringen, und da dieser der einzige Abnehmer der Colonialproducte war, so konnte er diese Producte für weniger als ihren wahren Werth einkaufen. Trotz dieser künstlichen Hindernisse schuf jedoch der Unternehmungsgeist und der Fleiß der Colonisten bald einen lebendigen Handelsverkehr und rief namentlich in Massachusetts Fabriken ins Leben, welche Papier, Wollwaaren, Eisen und grobes Tuch verfertigten. Ebenso wenig vernachlässigten die Colonisten trotz ihrer Armuth und ihres Ringens um das tägliche Brot die Erziehung und den Unterricht der heranwachsenden Generation. Die erste Schule gründete man in Virginien 1621; die erste höhere Bildungsanstalt daselbst war das 1692 errichtete William-and-Mary-College in Williamsburg. Harvard-College bei Boston wurde 1637 und Yale-College 1701 errichtet, das College von Neujersey 1738 incorporirt, und das Kings-, jetzige Columbia-College in der Stadt Neuyork 1754 eröffnet. In den Provinzen von Neuengland wurden gewissermaßen schon mit ihrer Gründung die Gesetze für Errichtung und den Unterhalt der öffentlichen Schulen erlassen, und bei dem Ernst und Eifer, mit welchem man hier von Anfang an bis auf die Gegenwart öffentliche Bildungszwecke förderte, stellte sich Neuengland alsbald und steht noch heute an der Spitze der intellectuellen Entwickelung Amerikas.

Es sind im ganzen drei Gesichtspunkte, unter welchen die Geschichte der Colonien ins Auge zu fassen: die Indianerkriege, die Kämpfe mit den Franzosen und die polit., endlich zur Revolution führenden Wirren mit dem Mutterlande. Die Feindseligkeiten gegen die Indianer entstanden von Norden bis Süden überall aus denselben Gründen und führten zu denselben Resultaten. Die Weißen bemächtigten sich nur ausnahmsweise ohne Gewalt der Jagdgründe der Rothhäute, und diese wehrten sich in dem ihnen aufgedrängten Kampfe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Die in allen Niederlassungen geführten Kriege waren grausam und blutig, ja meistens ungerecht gegen die Eingeborenen des Landes und sind nur im Interesse der Civilisation zu rechtfertigen, welche, freilich mit meist sehr uncivilisirten Mitteln, ihr Reich auch in Amerika gründete. Ungeachtet einzelner schwerer Niederlagen endete der Kampf mit dem Vordringen der Weißen und dem Zurückweichen der Indianer. Bessere Disciplin und numerisches Uebergewicht, Vorzüglichkeit der Waffen und tiefere Einsicht in die Natur und Nothwendigkeit des Kampfes

führten den Sieg der Colonisten herbei. Diese Kämpfe würden übrigens nicht anderthalb Jahrhunderte gedauert haben, wenn nicht Engländer und Franzosen in ihrem Interesse die Indianer bearbeitet und als Bundesgenossen gegeneinander gehetzt hätten. Ziemlich gleichzeitig, ja im Norden noch früher, traten nämlich die Franzosen colonisirend in Amerika auf und setzten sich hauptsächlich in Canada und Louisiana fest. Mit kühnem polit. Blick steckten sie die Grenzen eines großen Reiches ab, welches den Lorenzstrom mit den Seen und dem Mississippi verbinden und, diesem entlang bis zum Mexicanischen Golfe fortlaufend, die engl. Niederlassungen auf den schmalen atlantischen Küstensaum beschränken sollte. Für die Spitzen dieses neuen Reichs war wol gesorgt, aber es fehlte an der gesunden Grundlage, an der nothwendigen Voraussetzung eines Staats, am Volke. Die Ziele waren zu weit gegriffen, die Plane zu maßlos, die ganze Schöpfung schwebte in der Luft. Die Franzosen hatten, wie alle Romanen, keine Ahnung davon, daß zur Gründung eines mächtigen Colonialstaats vor allem ein selbstthätiges, selbstdenkendes und sich selbst bestimmendes Volk gehört. Die Engländer wußten das besser, und deshalb blieben sie schließlich die Herren des Continents, welcher damals das Streitobject zwischen den beiden um die Hegemonie kämpfenden Mächten bildete. Die Engländer beanspruchten Amerika auf Grund der ersten Entdeckung der Küsten, die Franzosen mit besserm Recht auf Grund der ersten Erforschung und Ansiedelung des Innern. Der erste feindliche Zusammenstoß beider Nationen auf amerik. Boden fand übrigens nicht infolge colonialer Zwistigkeiten statt, sondern infolge der engl. Revolution von 1688, in welcher Ludwig XIV. Partei für die Stuarts ergriff. Es war dies der sog. König-Wilhelms-Krieg, welcher sieben volle Jahre dauerte und erst 1697 mit dem Frieden von Ryswijk endete. Besonders litten während dieser Zeit die Colonisten in Neuyork und Neuengland durch die wiederholten Einfälle der Franzosen und Indianer und die dadurch bedingten Verwüstungen und Greuel. Ein Versuch, Canada zu nehmen, scheiterte dagegen, und die unter Sir William Phipps von Massasuchetts und General Winthrop von Connecticut und Neuyork ausgerüsteten Expeditionen kehrten unverrichteter Dinge wieder heim. Auch nach dem Frieden sollte die Ruhe nicht lange dauern. 1701 brach der Spanische Erbfolgekrieg aus, und England und Frankreich bekämpften sich in ihren amerik. Colonien so erbittert wie in Deutschland. In den amerik. Annalen heißt der von 1701—1713 wüthende Kampf Königin-Anna's-Krieg. Seine zerstörenden Wirkungen wurden hauptsächlich im Westen von Neuengland gefühlt, dessen Grenzen Indianer und Franzosen so verwüsteten, daß die westl. Niederlassungen aufgegeben werden mußten. 1707 verbanden sich Massachusetts, New-Hampshire und Rhode-Island zu einem gemeinschaftlichen Angriff der Franzosen in Akadien, richteten aber nichts aus. Drei Jahre später, im Sept. 1710, gelang es aber einer von Boston aus abgesandten Expedition Akadien zu erobern und es dem engl. Gebiete als die Provinz Neuschottland einzuverleiben. Sir Hovenden Walker versuchte im folgenden Jahre mit einem mächtigen, aus Engländern und Neuengländern gebildeten Geschwader Canada von der See aus zu nehmen, erreichte aber seine Absicht so wenig wie eine zur selben Zeit von Albany zu Lande nach Montreal unternommene Expedition. Der Friede von Utrecht machte den Feindseligkeiten ein Ende, welche jetzt 30 J. ruhten, aber bei dem ersten Ausbruch eines europ. Krieges wieder aufgenommen wurden. Der Oesterreichische Erbfolgekrieg spielte sich 1744 als König-Georg's-Krieg auch nach Amerika hinüber und trieb die Colonisten wieder gegen die Franzosen unter die Waffen. Das bedeutendste Ereigniß dieses Kriegs war die Einnahme von Louisburg, der damals stärksten franz. Feste in Amerika (28. Juni 1745), welche durch Neuengländer unter William Pepperell, einem reichen Kaufmann aus Maine, erfolgte. Diese That erweckte sowol in England als in den Colonien großen Enthusiasmus und gab den Amerikanern das erste Bewußtsein ihrer eigenen militärischen Kraft, welches einen bedeutenden Einfluß auf ihre Zukunft äußerte. In dem 1748 zu Aachen geschlossenen Frieden wurde Louisburg den Franzosen wieder herausgegeben zum großen Aerger der Colonisten.

Uebrigens dauerte dieser Friede nicht lange. Bereits 1754 griffen Engländer und Franzosen wieder zu den Waffen, und diesmal wurde der Krieg im Thale des Ohio eröffnet. Der Gouverneur von Virginien hatte nämlich auf Befehl der Regierung des Mutterlandes 1749 der «Ohio-Compagnie» 500000 Acker Land, am Ohio, Kanawha und Monongahela gelegen, verliehen. Die Compagnie besiedelte sofort einen Theil dieses Landes, welches die Franzosen als ihr Eigenthum beanspruchten. Der Gouverneur und die Provinz Virginien bestanden aber auch auf ihren angeblichen Rechten, und so kam es zum Conflict, der amerikanischerseits von einer unter Georg Washington stehenden Expedition mit einem erfolgreichen Angriff auf die Franzosen unter Jumonville (28. Aug. 1754) eröffnet wurde. So begann der Krieg in Amerika zwei Jahre eher als in Europa, wo er unter dem Namen Siebenjähriger Krieg den

Welttheil in Bewegung setzte, während er in Amerika als König Georg's zweiter Krieg bezeichnet wird. Die engl. Befehlshaber bereiteten vier Expeditionen gegen die Franzosen in Amerika vor: die eine gegen deren Posten an der Bai von Fundy, um die Feinde aus Akadien zu vertreiben; die zweite gegen Crown-Point am Champlainsee, welche von Sir William Johnson, dem Indianeragenten im Mohawkthale, geführt werden sollte; eine dritte gegen Niagara und Frontenac, unter Anführung des Gouverneurs Shirley von Massachusetts; eine vierte unter General Braddock gegen Fort Duquesne am Ohio. Die letztere wurde zuerst von dem gleichzeitig als Obergeneral für die amerik. Streitkräfte ernannten Braddock unternommen. Dieser war ein vortrefflicher Offizier auf dem Exercirplatz und in der Kaserne, aber anmaßend, voller Verachtung für die Provinzialen, eingebildet und eitel. Mit einer gemischten, theils aus regulären Truppen, theils aus Provinzialen bestehenden Streitmacht setzte er sich in Bewegung und durchzog die Wildniß mit allen militärischen Formalitäten europ. Kriegsführung. Namentlich wies er den vorsichtigen Rath des die Virginier commandirenden Obersten Washington von sich und fiel etwa 10 M. von Fort Duquesne in einen Hinterhalt, wo er total geschlagen und selbst tödlich verwundet ward. Washington rettete mit seinen von Braddock verachteten Provinzialen die Armee. Der junge, bisher kaum in Virginien bekannte Offizier wurde durch diese That nicht allein im ganzen Lande populär, sondern, was viel wichtiger, die Niederlage Braddock's erschütterte den Glauben der Colonien an die Unüberwindlichkeit der engl. Truppen und an die Ueberlegenheit ihrer Offiziere. Auch Shirley's Expedition schlug fehl, wenn sie auch weniger unglücklich ausfiel als die Braddock's. Dieselbe wurde durch Stürme, Krankheiten und den Abfall der Indianer aufgehalten und endlich ganz aufgegeben, ohne das mindeste erreicht zu haben. Den Angriff auf die franz. Posten in der Bai von Fundy führte General Winslow, ein Neuengländer, an, welcher seine Aufgabe glücklich löste und auf Befehl der engl. Regierung die «neutralen» Franzosen von Akadien nach den engl. Colonien schaffte. Die Expedition Sir William Johnson's gegen Crown-Point begann zwar höchst glänzend mit dessen Siege bei Lake-George (6. Sept. 1755), wo der franz. General Dieskau tödlich verwundet in die Hände der Sieger fiel; aber Johnson zögerte nach der gewonnenen Schlacht zu lange mit dem Vorrücken und verlor dadurch die von den Provinzialen erstrittenen Erfolge. So mußte schließlich der Marsch auf Crown-Point aufgegeben werden. Im ganzen schloß der Feldzug des J. 1755 mehr zu Gunsten der Franzosen als der Engländer, und diese Ueberlegenheit der erstern wuchs noch im Laufe der nächsten zwei Jahre, wo Dieskau's Nachfolger, der energische und tüchtige Marquis Montcalm, in Canada commandirte. 1756 nahm dieser Oswego mit einem ungeheuern Vorrath an Waffen und Lebensmitteln, 1757 zwang er das Fort William-Henry an der Südspitze des Lake-George zur Uebergabe. Erst als William Pitt in England an die Spitze der Geschäfte trat, besserte sich auch die Lage der Dinge in den Colonien. Dieser hauchte dem nachlässig geführten Kriege neues Leben ein und brachte es bereits 1758 dahin, daß 50000 amerik. Freiwillige ins Feld rückten. Louisburg wurde nach einer 50tägigen Belagerung von den Generalen Amherst und Wolfe, Fort Frontenac am Ontariosee von den Provinzialen unter Bradstreet genommen, und Fort Duquesne erlitt ein gleiches Schicksal durch eine Expedition, zu deren Führern Washington gehörte. Diese Erfolge wurden aber andererseits wieder aufgewogen durch die Niederlage, welche Lord Abercrombie bei Ticonderoga erlitt. Dieser wurde jetzt im Commando durch Amherst abgelöst, welcher die Franzosen vor sich hertrieb, während zu gleicher Zeit Johnson das Fort Niagara nahm und die zu seinem Entsatze gesandten franz. Truppen vollständig schlug. Die glänzendste und entscheidendste That des ganzen Feldzugs von 1759 war aber der Sieg bei und die Einnahme von Quebeck (13. und 18. Sept.), wo beide feindlichen Führer Wolfe und Montcalm fielen. Dieser Sieg entschied das Schicksal des Continents. Amerika gehörte fortan der german. Rasse. Auf den Höhen von St.-Abraham bei Quebeck empfing die franz. Herrschaft ihren Todesstoß. In einem letzten Feldzuge vollendeten endlich Amherst und Murray 1760 die Eroberung von ganz Canada, indem sie Montreal nahmen und die Franzosen aus allen ihren kleinern Werken vertrieben. In dem Frieden, der 10. Febr. 1763 zu Paris zu Stande kam, wurde den Engländern der Besitz von Akadien, Canada und Cap Breton gesichert. Die Grenze zwischen den brit. und franz. Besitzungen im Süden sollte fortan der Thalweg des Mississippi bilden, den zu befahren beide Nationen das Recht erhielten. Von Spanien erhielt England gegen die Rückgabe der Havana Florida und alles, was die Spanier bisher auf der Ostseite des Mississippi besaßen. Diese außerordentliche Machtvergrößerung, welche England durch den Frieden erlangte, hatte es der unerschöpflichen Fülle, der Ausdauer und der großartigen Aufopferung seiner Colonien zu verdanken. Hingegen waren die Vortheile, welche die

Colonien aus dem Siege des Mutterlandes ziehen konnten, nicht geringer. Die Grenzen ihres Gebiets waren fortan gegen die Angriffe europ. Nebenbuhler gesichert; die Gelegenheit zu Handel und Schiffahrt hatte sich verdoppelt; die schrankenlosen Länder im Westen standen nun dem Strome ihrer Bevölkerung offen. Die Gesammtzahl der Einwohner in den alten Colonien belief sich beim Friedensschlusse auf 1,300000 Seelen, von denen 500000 auf Neuengland kamen. In den nördl. Colonien gab es nur sehr wenige Sklaven; in den südlichen hingegen war schon die Sklavenbevölkerung der freien weißen Volksmenge ziemlich gleich. Das Hauptgeschäft des bürgerlichen Lebens bildete immer noch die Erzeugung von Rohstoffen. Die Industrie beschränkte sich nur auf die gewöhnlichen Gewerbe und wurde vom Mutterlande durch strenge Beschränkungsgesetze daniedergehalten. In den Familien, wo Ueberfluß an Lebensbedürfnissen vorhanden und zahlreiche Nachkommenschaft der größte Segen war, herrschte der Geist der Sitte, Sparsamkeit und des Fleißes. Der im Kampfe mit der Natur gestählte, durch freie Staatsverfassung geadelte Charakter des Pflanzers sprach sich auch in dem demokratisch eingerichteten Gemeindeleben aus.

Niemand konnte nach dem Frieden verborgen bleiben, daß die Colonien in ihrer Beziehung zum Mutterlande einen Wendepunkt erreicht hatten. Ihre zuversichtliche Haltung und die Reden ihrer Agenten verriethen ihr steigendes Kraftgefühl; ihre polit. wie ihre natürliche Lage ließen ihre künftige Größe errathen. Welche Opfer sie auch gebracht, sie litten nicht an den schweren Wunden, an welchen das Mutterland krankte. Dieses Verhältniß verfehlte nicht, den Neid und das Mistrauen des Mutterlandes zu erwecken. Das Parlament, das keine Möglichkeit sah, der Schuldenlast Altenglands zu begegnen, richtete in dieser Stimmung seine Augen auf die Colonien. Eine Besteuerung derselben schien billig und, geschah die Auflage durch das Parlament, auch politisch, denn sie war die zweifelloseste Kundgebung einer Obergewalt über die Tochterstaaten. Auch König Georg III., dessen Minister Bute und die Tories, welche den Staat beherrschten, fanden den Plan dienlich und brachten ihn zur Reife. Eine Besteuerung der Colonien mußte den Finanzen aufhelfen und die Regierung in eine Lage versetzen, in der sie die beabsichtigte «Stärkung der königl. Gewalt», mit andern Worten die Begründung des Despotismus diesseit und jenseit des Meeres versuchen konnte. Bald verbreitete sich in Nordamerika das Gerücht, daß Bute mit der Besteuerung der Colonien und mit wichtigen Veränderungen in der kirchlichen und polit. Verfassung umginge. Das Parlament erklärte plötzlich im März 1764, es habe ein Recht, den Colonien Steuern und Abgaben aufzulegen, und im April genehmigte es eine Acte, durch welche die Einführung von fremdem Zucker, Kaffee, Indigo, Wein, ostind. Seidenzeugen in die Colonien mit einer Steuer belegt wurde, die dem Verbote gleichkam. Weniger die Steuer, die man als Handelsmaßregel ansehen konnte, war es, als der vom Parlament aufgestellte Grundsatz, der die Amerikaner in Zorn versetzte. Die Colonien hatten sich eigentlich nie geweigert, zu den Reichslasten beizutragen, allein sie wollten es durch ihre verfassungsmäßigen Organe, durch die Colonialcongresse thun. Sie erkannten die Oberherrschaft des Königs willig an, nicht aber jene des engl. Parlaments, in welchem sie nicht vertreten waren. Sie gaben auch zu, daß der König ein Recht habe, Handelsverordnungen für Amerika zu erlassen, und sie fügten sich denselben, obwol sie sehr drückend auf ihnen lasteten. Aber als freie Engländer, als welche sie in ihren Urkunden anerkannt und behandelt worden, nahmen sie das Recht der Selbstbesteuerung in Anspruch. Jede directe Verfügung über ihren Beutel von einer Corporation oder Behörde, in der sie nicht vertreten waren, erschien ihnen demnach als Eingriff in ihr Privateigenthum und als Verletzung der brit. Constitution. Indessen wagten die Colonien bei den Vorstellungen, die sie sogleich gegen das neue Zollgesetz richteten, noch nicht, diesen Rechtspunkt unumwunden hervorzuheben. Die Regierung faßte darum die Vorstellungen nur als Widerstand gegen den Besteuerungsmodus und ließ in dem Parlament von 1765 zwei Bills durchgehen, von denen die eine den Colonien eine Stempelsteuer, die andere die Verpflichtung auflegte, den königl. Truppen Wohnung und Naturalleistungen zu gewähren. Beide an sich gehässigen Gesetze hatten diesmal nicht die Entschuldigung von Handelsmaßregeln für sich, sondern zeigten sich offen als die Ausflüsse der Gewalt, welche sich das Parlament beigelegt hatte. Die Amerikaner wußten sehr gut, daß gemäß dem brit. Staatsrechte die erste wirkliche Steuererhebung durch das Parlament als Rechtsbeispiel für alle Zeiten gelten würde, und waren deshalb einmüthig entschlossen, der Ausführung der beiden Gesetze den höchsten Widerstand zu leisten. Die damals schon mächtige Tagespresse, der ein besonders hoher Stempel drohte, that dabei das Ihrige. Die versammelten Colonialcongresse von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Neujersey, Pennsylvanien, Maryland und Südcarolina begriffen die Wichtigkeit des Augenblicks und traten noch im Oct. 1765 zu Neuyork zu einem Congreß von Bevollmächtigten zusammen, der die beiden Acten für rechts-

widrig erklärte und eine Erklärung der Rechte und Beschwerden an das Parlament richtete. Zugleich bildeten sich im Volke Vereine gegen den Ankauf und Gebrauch brit. Waaren, Vereine, die zur Umgehung der Stempelacte ihre Streitigkeiten künftig von Schiedsrichtern schlichten lassen wollten, und eine polit. Verbindung, die «Söhne der Freiheit», deren Wirksamkeit später sehr bedeutend wurde. Als 1. Nov. 1765 die Stempelacte in Kraft trat, wurde sie selbst von den Gerichten nicht beachtet. Besonders auf die Bitten der brit. Kaufleute, die bereits große Verluste erlitten, hob das Parlament in Uebereinstimmung mit dem neuen Minister Rockingham die Stempelacte im März 1766 auf, erließ dagegen eine «Erklärungsbill», welche die Beschlüsse der Colonialcongresse für nichtig erklärte und dem brit. Parlament die Gewalt zusprach, Gesetze und Verordnungen jeder Art für die Colonien zu erlassen. Bei dieser Erklärung und dem Fortbestehen des Militärverpflegungsgesetzes hatte die Aufhebung der Acte keine beruhigende Wirkung. Außerdem brachte der neue Schatzkanzler Townshend im Mai 1767 ein Gesetz durch das Parlament, nach welchem den Colonien eine geringe Abgabe auf eingeführten Thee, Glas, Papier und Malerfarbe aufgelegt wurde, und ein zweites Gesetz, das für den aus engl. Häfen nach Irland und den Colonien verschifften Thee einen bedeutenden Rückzoll gewährte. Die Regierung glaubte, daß die Geringfügigkeit der Steuer den Widerstand der Amerikaner besiegen würde, zumal der Thee durch den Rückzoll einen viel niedrigern Preis erhielt als die Waare der holländ. Schleichhändler. Allein die Colonien ließen sich nicht in der Schlinge des Eigennutzes fangen. Zu Boston, wo man die Zollstätte errichtete, fanden blutige Tumulte statt und die Bürger wie die Behörden weigerten sich, den angekommenen Truppen Quartier zu geben. Da die Gouverneure die Colonialcongresse verhinderten, traten die Deputirten in Privatversammlungen zusammen; zugleich verpflichtete man sich allenthalben, die engl. Manufacturwaaren nicht mehr zu kaufen. Die steigenden Verluste der engl. Kaufleute, die Entschlossenheit der Amerikaner und der Aufschwung des Schleichhandels bestimmten endlich Parlament und Regierung zu einem scheinbaren Aufgeben ihres Zwecks.

Der Nachfolger Townshend's, Lord North, hob in Uebereinstimmung mit dem Parlament das Zollgesetz von 1767 auf, ordnete aber, um den Streit unentschieden zu lassen, für die Colonien einen Eingangszoll auf Thee von 3 Pence für das Pfund an. Diese listige Maßregel, die selbst im Parlament die stärkste Opposition fand, brachte in den Colonien die heftigste Erbitterung zu Wege. Man hatte die Entscheidung des Rechtspunkts, nicht aber Winkelzüge erwartet und beschloß einmüthig, der List Hartnäckigkeit und im Nothfalle Gewalt entgegenzusetzen. Die Theeschiffe der Ostindischen Compagnie, die durch angehäufte Vorräthe mit Bankrott bedroht war, wurden in allen amerik. Häfen selbst von den Gerichten zurückgewiesen; nur in Boston konnten sie unter dem Schutze engl. Kriegsschiffe einlaufen. Am 18. Dec. 1773 aber erstiegen im Hafen zu Boston 18 als Indianer verkleidete Männer das Theeschiff Dartmouth, erbrachen die Kisten und warfen den Thee, 18000 Pfd. St. an Werth, feierlich ins Meer. Der Gouverneur von Massachusetts, Hutchinson, überhaupt der böse Genius in diesem Streite, schilderte das Ereigniß dem Hofe mit den schwärzesten Farben. Das Parlament ließ sich hierauf im März 1774 zu mehrern Bills hinreißen, welche die Sperrung des Hafens zu Boston, vom 1. Juli an, die Aufhebung der Verfassung von Massachusetts und, mit Verletzung des Gebiets der einzelnen Colonien, die Ausdehnung des Gebiets der Provinz Canada von den Seen bis an den Mississippi herab anbefahlen. Diese Beschlüsse wurden von den Colonien im Sinne einer Kriegserklärung aufgenommen. Während die Volksgesellschaften die Lage der Staaten verhandelten, die Anschaffung von Waffen betrieben, über die Enthaltung vom Gebrauche engl. Waaren wachten und die Gemüther der Massen im Vereine mit der Presse für eine Unabhängigkeitserklärung vorbereiteten, trat 1. Sept. 1774 zu Philadelphia ein Generalcongreß der Colonien Massachusetts, Neuyork, Rhode-Island, Neu-Hampshire, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Connecticut, Georgien, Neujersey und Delaware zusammen. Delaware, die kleinste der Colonien, hatte sich erst 1701 von Pennsylvanien getrennt und war damit selbständig geworden. Erst im folgenden Jahre erklärte auch das von der Regierung begünstigte Südcarolina aus Patriotismus seinen Beitritt, sodaß dann sämmtliche 13 unabhängige Colonialstaaten verbunden waren. Der Congreß enthielt alles das, was die Colonien an Talent, Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe zu besitzen glaubten, und ersetzte den Mangel an Autorität durch eine seltene Würde und Uebereinstimmung. In diesem Congresse, der 51 Mitglieder zählte, saßen Männer wie Washington, John Adams und Patrick Henry, der feurige Virginier. Insbesondere wurden damals auch die Beschränkungen erörtert, welche auf dem Handel und den Gewerben der Colonien lasteten. England befolgte ihnen gegenüber ein Monopol- und Aus-

beutungssystem; sie sollten womöglich alles nur in England kaufen und ihre Producte nur an brit. Handelsleute verkaufen. Die Virginier durften ihren Tabak nicht nach Holland bringen, sondern nach engl. Häfen; dasselbe war mit Reis, Getreide und andern Erzeugnissen der Fall. Kein nichtengl. Kaufmann durfte in den Colonien Geschäfte machen und die einzelnen Provinzen durften untereinander keinen Handel treiben; ein Bostoner durfte z. B. keinen Tabak aus Virginien beziehen ohne Vermittelung eines engl. Kaufmanns. Die Gewerbe seufzten unter womöglich noch schwererm Drucke. Roherzeugnisse mochten die Colonisten liefern; aber eine Gewerbsindustrie war nicht möglich und selbst das gewöhnliche Handwerk unverständig beschränkt. So durften in den Provinzen keine Eisen- und Stahlwaaren fabricirt werden, nicht einmal eine Säge, eine Schere oder ein Messer; sie sollten keine Webstühle aufstellen; man konnte keine Wollwaaren und Wollhüte aus einer Colonie in die andere schaffen; ein Hutmacher durfte keine Gesellen, sondern nur einen Lehrling halten. Dieser so belästigte Binnenverkehr war durch coloniale Zwischenzölle noch mehr erschwert. Selbst das Recht, bei Neufundland Fische zu fangen, wurde den Colonisten entzogen. Nicht minder war die Schiffahrt gehemmt, und von 1688 bis etwa 1775 waren vom engl. Parlament nicht weniger als 29 Acten zur Beschränkung des Handels und der Gewerbe in den Colonien erlassen worden. Dazu kam, daß das Parlament sich auch in die Geld- und Münzverhältnisse eingemischt hatte und dem Mangel an Gold und Silber, das nach England abzog, durch Ausgabe von Papieren abzuhelfen suchte, deren Curs England feststellte. Nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs war der Mangel an baaren Umlaufsmitteln so empfindlich gewesen, daß in Virginien Tabak das Hauptaustauschmittel geworden war. Beschwerden aller Art lagen also in Menge vor. Der Congreß richtete zuvörderst Bittschriften und Adressen an den König und das Parlament, in denen die Anhänglichkeit der Colonien an das Mutterland versichert, die verfassungsmäßige Beihülfe zu den Reichslasten versprochen und Friede, Freiheit und Sicherheit verlangt wurden. Andere Zuschriften waren an Canada und die einzelnen Colonien gerichtet. Neben diesen friedlichen Schritten verordnete jedoch auch die Versammlung, daß mit dem 1. Dec. 1774 die Einfuhr von Industrieerzeugnissen aus den engl. und engl.-westind. Häfen und mit dem 10. Sept. 1775 jede Ausfuhr aus den Colonien nach England aufhören sollte.

Der Congreß trennte sich hierauf 26. Oct., nachdem er vorher beschlossen, 10. Mai 1775 abermals zusammenzukommen. Alle Colonial- und Volksversammlungen bezeugten laut ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Congresses. Da der zu Boston befehligende General Gage eine drohende Haltung annahm, den Hafen befestigte und die Maßregeln gegen Massachusetts auszuführen suchte, zweifelte man nicht mehr an dem Ausbruche des Kampfs. Man legte deshalb Pulvermühlen an, nahm die Kassen und die Rüstungen der Regierung weg und suchte sich Waffen durch den Schleichhandel zu verschaffen. In dem am meisten bedrohten Massachusetts wurde ein Sicherheitsausschuß angeordnet, der 12000 Mann Truppen, meist Milizen, auf die Beine brachte und zu Concord große Munitionsvorräthe aufhäufte. Solche Handlungen erregten freilich die ernste Besorgniß des Mutterlandes, und als das Parlament zu Anfang des J. 1775 zusammentrat, ermächtigte es sogleich den König zur Anwendung von Waffengewalt. Am 9. Febr. wurde Massachusetts in Aufruhr erklärt, und zwei andere Bills schnitten den Handelsverkehr mit den Colonien ab. Diesen Anordnungen folgte der Ausbruch der Feindseligkeiten auf dem Fuße. Am 18. April 1775 ließ Gage durch ein starkes Detachement die Vorräthe zu Concord zerstören, wobei es auf dem Rückzuge bei Lexington mit den Milizen von Massachusetts zu einem blutigen Gefechte kam. Sämmtliche Colonien beeilten sich nun, Truppen und Milizen gegen Boston zu schicken, die alsbald als ein Heer von 20000 Mann die Stadt umlagerten. Zugleich sendete der Sicherheitsausschuß den kühnen Oberst Arnold mit einem kleinen Corps an die canadische Grenze, wo sich derselbe im Mai der Forts Ticonderoga und Crown-Point versicherte und auch das engl. Schiff auf dem Champlain nahm. Der Schlüssel von Canada fiel hiermit in die Hände der Amerikaner. Unterdessen trat 10. Mai der Congreß zu Philadelphia wieder zusammen, sorgte durch Creirung von 3 Mill. span. Thlrn. (Dollars) Papiergeld für Ausrüstung eines Heers und wählte Washington (s. d.) zum Feldherrn der vereinigten Colonien und Putnam, Ward, Charles Lee und Schuyler zu Untergeneralen. Der Gedanke, sich von England zu trennen, war jedoch damals noch wenig im Volke vorhanden, und nur erst einzelne hatten sich mit dem Gedanken an eine Unabhängigkeitserklärung befreundet. Aus Rücksicht darauf entwarf deshalb der Congreß nochmals eine Adresse an den König, in welcher die Colonien ihre Unterwerfung gegen Gewährung ihrer Rechte anboten. Allein Georg III. verweigerte hartnäckig einen solchen Vergleich und fand auch bei der Torypartei gleiche Gesinnung.

Die Colonien sahen nun das Los geworfen und begannen ihr Ziel mit der ihnen eigenthümlichen Hartnäckigkeit, Aufopferung und Thätigkeit zu verfolgen. Nach einigen kleinern Gefechten besetzten die Colonialtruppen 16. Juni 1775 die Anhöhen von Bunkerhill, welche die Stadt Boston beherrschten. Gage setzte den Kern seiner Macht in Bewegung und vermochte den Feind nur nach wiederholten blutigen Angriffen aus der gefährlichen Stellung zu vertreiben. Die Ruhe, die seitdem eintrat, benutzten die Colonien zur Organisation ihrer Behörden und zur Verschanzung der Südküsten, wo der General Lee den Befehl über die Milizen übernahm. Nachdem Gage den Oberbefehl 10. Oct. an Lord Howe abgetreten, suchten die Königlichen das amerik. Heer mehrmals zu durchbrechen und zündeten Falmouth und einige andere Ortschaften der Küste an, um die Aufmerksamkeit des Feindes von Boston abzulenken. Allein die Amerikaner behielten ihre Stellung, besetzten 4. März 1776 sogar die Höhe von Dorchester, das jetzt als Südboston zur Stadt gehört, und beschossen Boston so wirksam, daß Howe mit seinem auf 7000 Mann geschmolzenen Corps und 1500 königlich Gesinnten, Loyalisten, unter Zurücklassung von Munition und Geschütz die Stadt verließ und nach Halifax in Neuschottland segelte. Um dieselbe Zeit schickten der Congreß und Washington ein Corps Truppen und Milizen unter Montgomery nach Canada hinauf, dessen Bewohner für die amerik. Sache viel Sympathie verriethen. Montgomery eroberte die Grenzfesten, nahm 12. Nov. Montreal, fiel aber 31. Dec. in einem Sturme auf Quebec. Durch Frost, Hunger und Strapazen aufgerieben, mußten hierauf die Trümmer des Corps den Weg nach Crown-Point zurücksuchen. Während dieser Vorgänge befahl die brit. Regierung die Confiscation aller Schiffe, die mit den Colonien verkehren würden, und betrieb die Ausrüstung einer Flotte und eines Heers von 55000 Mann. Da die Volksstimmung in England die Werbungen erschwerte, kaufte die Regierung den kleinen deutschen Höfen Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Braunschweig, Waldeck, Anhalt, Ansbach Miethstruppen ab, welche die Waffen gegen die amerik. Colonien führen mußten und im Laufe des Kriegs bis auf 29166 Mann stiegen. Hessen-Kassel erhielt durch diesen Menschenhandel während des Kriegs mehr als 21 Mill. Thlr. Der Admiral Howe, Bruder des Oberbefehlshabers der Landtruppen, erhielt den Befehl über die Flotte, die im Frühjahr 1776 bei Halifax ankerte. Der General Howe faßte den Entschluß, die Amerikaner an drei Punkten anzugreifen. Clinton sollte die südl. Colonien erobern und Bourgoyne Canada reinigen. Howe selbst wollte mit der 30000 Mann starken Hauptarmee, darunter 12000 Hessen, Neuyork besetzen und entweder sich mit Bourgoyne vereinigen oder nach Pennsylvanien vordringen. Er setzte demnach von Halifax nach Longisland über, suchte aber, ehe er den Kampf begann, mit den einzelnen Colonien in Unterhandlung zu treten und machte auch Washington und dem Congreß Anträge.

Der Congreß, um jeder Zersplitterung vorzubeugen, erklärte endlich 4. Juli 1776 durch die Majorität von sieben Staaten die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten vom Mutterlande. Einige Wochen später sprachen auch die übrigen sechs Staaten, die bei der Abstimmung die Minorität gebildet, Neuyork, Neujersey, Georgien, Nordcarolina, Maryland und Delaware, ihre Beistimmung aus. Erst 4. Oct. jedoch folgte die eigentliche Stiftung des Staatenbundes. Weder der Congreß noch Washington mit dem Heere befanden sich bei der Unabhängigkeitserklärung in einer glänzenden Lage. Beiden fehlte es an Geld und Autorität, denn das ausgestreute Papiergeld sank bei dem Mangel an Verkehr und der eintretenden Noth täglich tiefer. Bereits im Anfang des Juni hatten die Operationen der Engländer begonnen, indem Clinton und Cornwallis mit einem starken Corps nach Südcarolina gingen, wo sie jedoch vergeblich das nur von Milizen vertheidigte Charleston zu erobern suchten. Washington, dessen Truppen durch Mangel und Krankheit geschwächt waren, sodaß ihm kaum 14000 Mann mit Hinzurechnung der Milizen blieben, beschloß in dieser Lage den Krieg nur vertheidigungsweise zu führen. Im Sept. rückte Howe, eine Abtheilung Amerikaner zurückwerfend, an den Hudson und besetzte Neuyork, das die Amerikaner, nachdem sie in Flatbush und auf den gegenüberliegenden Brooklynhöhen geschlagen waren, ohne Widerstand preisgaben. Washington zog sich hierauf in eine feste Stellung bei White-Plains zurück, sah sich aber nach mehrern unglücklichen Gefechten genöthigt, am 10. Nov. über den Hudson nach Neujersey zu gehen. Zum Unglück legten hier, da die Dienstzeit nur auf ein Jahr festgestellt war, ganze Regimenter die Waffen nieder, und auch die Milizen verließen, von den geringen Erfolgen entmuthigt, die Fahnen. In solcher Noth führte Washington seine auf 3000 Mann zusammengeschmolzene Armee hinter den Delaware und bot nun alles auf, sich wieder zu verstärken. Um diese Zeit erhielt er vom Congreß, der seit Mitte Dec. seinen Sitz nach Baltimore verlegt, eine Art Dictatur, die ihn ermächtigte, die Kriegsbedürfnisse mit Gewalt zu entnehmen und im Heere eine strenge Zucht einzuführen. Ebenso

unglücklich wie das Hauptheer war auch das Corps der Amerikaner an den canadischen Grenzen gegen die Engländer unter Bourgoyne gewesen. Letzterer hatte die Amerikaner unter Gates bis an den Champlain getrieben, deren Flotille zerstört, Crown-Point genommen, aber Ticonderoga nicht überwältigt, sodaß er seine Verbindung mit Howe über Albany nicht herstellen konnte. Da Howe vorsichtig den Frühling erwartete, zog Washington das Corps, das unter Sullivan noch in Neujersey stand, an sich und beschloß den Muth seiner Landsleute durch einen kühnen Streich zu beleben. Er ging 25. Dec. 1776 über den Delaware, überraschte plötzlich die Engländer im Lager bei Trenton, wo ihm drei deutsche Regimenter in die Hände fielen, und schlug den General Cornwallis 3. Jan. 1777 bei Princeton. Dieser Sieg gab den Gemüthern der Amerikaner neue Zuversicht. Erhöht wurde dieselbe im Laufe des Jahres und 1778 durch die Ankunft vieler ausgezeichneter fremder Offiziere, unter denen General Kalb mit dem seiner Führung anvertrauten Lafayette, die Polen Kosciuszko und Pulawski sowie namentlich der Preuße Steuben genannt zu werden verdienen. Man hoffte auf Bundesgenossen in Europa, wo der Freiheitskampf mit Spannung verfolgt wurde. Namentlich in Frankreich, das selbst der Revolution entgegenreifte, nahm das Volk an den Ereignissen in Amerika den lautesten Antheil, und auch der Hof, wiewol er die Grundsätze, welche den Kampf herbeigeführt, verabscheute, ermunterte und unterstützte heimlich die amerik. Agenten aus Haß gegen den Erbfeind England. Howe faßte endlich im Juni 1777 den Plan, Philadelphia anzugreifen, fand jedoch den Delaware gesperrt und wendete sich mit Flotte und Truppen in die Chesapeakbai, wo er in Maryland landete. Um Philadelphia zu decken, stellte sich ihm Washington am linken Ufer des Brandywine entgegen, wurde aber hier 11. Sept. durch die Ueberlegenheit brit. Taktik geschlagen, sodaß er Pennsylvanien aufgeben mußte. Der Congreß zog sich 25. Sept. nach Lancaster zurück, und Washington griff wieder ein großes brit. Corps 4. Oct. zu Germantown an, mußte indessen abermals unterliegen. Während die Engländer Winterquartiere in Philadelphia bezogen, flüchtete er mit dem Reste seines Heers in eine wilde Gegend bei Valley-Forge, wo er den Winter im größten Elend zubrachte, doch in Steuben einen ausgezeichneten Disciplinator seiner Truppen fand.

Trotz dieser Niederlagen und der Ohnmacht des Congresses, der Armee aufzuhelfen, hatten die Amerikaner keine Ursache zu verzweifeln. Der General Gates brachte an der canadischen Grenze im Laufe des Sommers, im Verein mit Arnold und Putnam, ein meist aus Milizen bestehendes Corps zusammen, das nach mehrern glücklichen Gefechten die Engländer unter Bourgoyne 13. Oct. bei Saratoga unweit Albany völlig schlug. Einige Tage später mußte sich Bourgoyne mit seiner früher doppelt so starken Streitmacht von 3500 Mann gefangen geben. Dieser Sieg veränderte insofern die Lage der Amerikaner gänzlich, als sich jetzt Ludwig XVI. von Frankreich bewegen ließ, für die Vereinigten Staaten gegen England aufzutreten. Am 6. Febr. 1778 wurde zu Versailles mit dem Abgeordneten Franklin (s. d.) ein gegenseitiges Handels- und Vertheidigungsbündniß geschlossen, wobei sich der Congreß verpflichtete, nie ohne Frankreich und ohne die Anerkennung der völligen Unabhängigkeit mit England Frieden zu schließen. Frankreich erklärte zugleich an England den Krieg und rüstete zwei Flotten, eine große unter d'Orvilliers zu Brest, eine kleinere unter d'Estaing zu Toulon, die nach Amerika abgingen, während auch Spanien und die Niederlande rüsteten. Noch ehe der Feldzug von 1778 begann, trat Howe das Obercommando an General Clinton ab, der, um nicht von den Franzosen zur See eingeschlossen zu werden, mit 12000 Mann Philadelphia räumte und sich nach der Stadt Neuyork zurückzog. Washington verließ jetzt Valley-Forge, warf sich Clinton 28. Juni mit Erfolg bei Monmouth in den Weg, konnte aber nicht verhindern, daß die Engländer den Rückzug fortsetzten. Kaum war Clinton in Neuyork angelangt, als d'Estaing an der Küste erschien und die brit. Flotte einschloß. Auf Washington's Veranlassung mußte jedoch d'Estaing mit seinen zwölf Schiffen vor Neuhaven erscheinen, das Sullivan zu Lande mit einem amerik. Corps angreifen sollte. Der brit. Admiral Howe folgte den Franzosen, wurde aber durch einen Sturm zurück nach Neuyork genöthigt, während d'Estaing, angeblich um seine Flotte auszubessern, nach Boston ging. Die Amerikaner waren über das Benehmen d'Estaing's so entrüstet, daß Washington Mühe hatte, die neuen Verbündeten vor Beleidigung zu schützen. D'Estaing verlegte hierauf den Schauplatz seiner Thätigkeit nach den Antillen, und Clinton faßte den Entschluß, den Krieg in die südl. Colonien zu versetzen, wo er auf großen Ueberfluß, wenig Widerstand und die Unterstützung der sehr zahlreichen Loyalisten hoffen durfte. Schon 17. Dec. 1778 landete ein brit. Corps unter Campbell in Georgien, nahm Savannah, zog die Loyalistenhaufen an sich und breitete sich ohne Widerstand bis nach Südcarolina aus. Der Congreß schickte den General Lincoln mit einem zum Theil aus Milizen gebildeten Corps nach dem Süden, der aber

nichts vermochte und sich schließlich in Charleston ergeben mußte. Washington mußte, durch Mangel und Krankheit geschwächt, das ganze Jahr 1779 bei Westpoint stehen bleiben und sich auf Beobachtung der Engländer in Neuyork beschränken. Die Erfolge der Franzosen in Ostindien bewogen auch Spanien, zur Wiedereroberung von Gibraltar und Florida an England den Krieg zu erklären. Mehr Einfluß auf das Schicksal der Amerikaner übte jedoch das Neutralitätsbündniß, welches 1. Jan. 1780 Holland, Schweden, Dänemark und Rußland schlossen und das bald darauf die Kriegserklärung Englands gegen die Holländer zur Folge hatte. Nachdem Clinton im Herbst 1779 die virginische Küste furchtbar verheert, um Washington aus seiner festen Stellung zu locken, verließ er, 6000 Mann zurücklassend, 26. Dec. Neuyork, vereinigte sich in Georgien mit Campbell's Corps und vollendete im Frühjahr 1780 die Unterwerfung Südcarolinas. Nach hartnäckiger Belagerung zwang er 12. Mai Charleston zur Capitulation, wo ihm 6000 Mann, 400 Kanonen, 4 Fregatten und ungeheuere Vorräthe in die Hände fielen. Er kehrte hierauf nach Neuyork zurück, ließ aber Cornwallis mit 4000 Mann im Süden, der die Staaten furchtbar verwüstete. Washington war von Truppen, Munition und Geld so entblößt, daß er zusehen mußte, wie auch Clinton die Küsten von Neuyork und Virginien verheerte. In dieser Zeit der tiefsten Noth, welcher der Congreß nicht wegen Erschöpfung des Landes, sondern wegen Mangel an Macht zusehen mußte, langte im Juli 1780 ein franz. Geschwader von sieben Schiffen mit 6000 Mann Hülfstruppen unter Rochambeau (s. d.) in Rhode-Island an. Dieses Ereigniß belebte zwar den Muth der Amerikaner; allein Washington vermochte doch nichts zu unternehmen, weil er noch im Anfang 1781 an allem Mangel litt, sodaß seine demoralisirten Truppen endlich in Meuterei verfielen. Die franz. Regierung verstand sich deshalb zur Bewilligung einer Anleihe von 16 Mill. Livres, womit nun die Armee kampffähig hergestellt wurde. Während erst Steuben und dann Lafayette an der Spitze eines Corps vergeblich den Verheerungen des Generals Cornwallis in Virginien Einhalt zu thun suchten, traf im Sept. 1781 die siegreiche franz. Flotte unter Grasse ein, setzte an der virginischen Küste 3200 Mann aus Land und schloß dann mit 28 Schiffen Neuyork ein. Washington verließ hierauf mit Rochambeau die Stellung bei Neuwindsor und bestärkte Clinton in einem Angriffe auf Neuyork, wendete sich aber plötzlich nach Virginien, wo er Cornwallis zu Yorktown einschloß und schon 17. Oct. mit 7000 Mann, Geschütz und Vorräthen zur Capitulation zwang. Zum ersten mal gaben sich die Amerikaner über einen Sieg einer ungemessenen Freude hin, und sie hatten auch alle Ursache, sich zu einem so wichtigen Erfolge Glück zu wünschen. Die Engländer, welche sich bei Washington's Kriegführung allmählich aufgerieben, waren so geschwächt, daß sie nichts mehr unternehmen konnten. Weil Grasse nach Europa eilte, konnte Washington an die Wiedereroberung von Charleston nicht denken. Er zog sich nach dem Hudson, um hier den günstigen Moment zur Ergreifung der Offensive gegen Clinton abzuwarten.

Allein die Niederlagen der brit. Waffen auf dem Meere wie auf dem amerik. Festlande gaben jetzt der Friedenspartei in England ein solches Gewicht, daß North abdankte und Rockingham, Shelburne und Fox das Staatsruder übernahmen. Die neuen Minister waren zwar entschlossen, im Nothfall den Seekrieg fortzusetzen, suchten aber mit den Vereinigten Staaten, wiewol vergebens, einen Separatfrieden zu schließen, und schickten deshalb an Clinton's Stelle den milden Carleton nach Neuyork, der in Canada befehligt hatte. Der Seesieg des brit. Admirals Rodney über Grasse und die vergeblichen Anstrengungen der Spanier vor Gibraltar führten indessen bald zum allgemeinen Frieden. Am Hofe zu Versailles, wo sich die Amerikaner Adams und Franklin befanden, wurden 30. Nov. 1782 die Präliminarien geschlossen, in welchen die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten auch von England anerkannt wurde. Schon im Oct. war das franz. Hülfscorps von dem Festlande nach den Antillen abgegangen. Mit Kummer sah jedoch das amerik. Heer seiner Entlassung entgegen, weil die Staaten nicht im Stande waren, für die Zukunft der Soldaten, wie bei der Werbung versprochen worden, zu sorgen. Nach langen Verhandlungen gewährte man den Offizieren den Betrag eines fünfjährigen Soldes, und die Gemeinen erhielten zum Theil Ländereien. In dem Definitivfrieden, der 3. Sept. 1783 zu Versailles unterzeichnet wurde, gestand England seinen ehemaligen Colonien eine erweiterte Grenze nach Canada und Neuschottland hin zu. Mehrere Indianerstämme, darunter die fünf, jetzt sechs Nationen, traten ebenfalls unter den Schutz der Staaten. Die Räumung von Neuyork erfolgte wegen der Auseinandersetzung mit den Loyalisten erst 25. Nov., worauf Washington 4. Dec. das Heer vollends entließ und selbst, seine Würde niederlegend, ins Privatleben zurückkehrte. Ohne Hülfe von außen würden die Nordamerikaner den Engländern unterlegen sein; es hätte ihnen an Kraft gefehlt, den ungleichen Kampf für lange Dauer allein auszufechten.

Sie waren ohne Credit; unter den einzelnen Staaten herrschte auch unter den bedenklichsten Umständen Eifersucht und ein oft kleinlicher Neid; die Volksvertretungen der Einzelstaaten hinderten sehr oft den Congreß an kräftiger Wirksamkeit, weil sie im beschränkten Particularismus ihm nichts von ihrer vollen Souveränetät aufopfern wollten. Die Aufständischen besaßen keine Flotte und hatten sich im eigenen Lande der auf seiten der Engländer fechtenden Indianer zu erwehren. Die Soldaten wurden im Felde durch gewinnsüchtige Lieferanten übervortheilt; das ohnehin sehr entwerthete Papiergeld wurde vielfach verfälscht. Washington, oft der Verzweiflung nahe, beschwerte sich vielfach über die Schlaffheit und den sinkenden Eifer des Volks, über Trägheit, Zügellosigkeit, Parteigezänk und persönlichen Hader. So wenig Lust hatten die Colonisten, in diesem Unabhängigkeitskriege die Waffen zu führen, daß man längere Zeit 1000 Dollars Handgeld und eine Prämie obendrein für jeden Rekruten bieten mußte. Am besten hielten sich die Deutschen. Ihre Milizcompagnien aus Neuyork und Pennsylvanien blieben auch dann standhaft und beobachteten Mannszucht, als Washington sich in der trostlosesten Lage befand, als dieser seine amerik. Soldaten auspeitschen und manche derselben wegen Unbotmäßigkeit erschießen lassen mußte. So schlimm stand es mit seiner Umgebung, daß im Laufe des Kriegs 18 Generale aus den Reihen der amerik. Armee ausschieden.

Der Kampf, der die Selbständigkeit Nordamerikas sicherte, das drohende Uebergewicht Englands zur See brach und die Idee der Freiheit und Gleichheit gleich Feuerbränden in das Staaten- und Gesellschaftsgebäude des alten Europa warf, war nun geendet. Die Vereinigten Staaten befanden sich jedoch auf der Höhe ihrer That weniger frei und glücklich, als man erwartet hatte. Der Krieg hatte, außer dem zerstörten Eigenthum, 135 Mill. Doll. gekostet und 70000 waffenfähige Männer weggerafft. Der Congreß ging mit 43 Mill. Doll. Schulden aus dem Kampfe. Außer der franz. und einer holländ. Anleihe existirte diese Schuld in Papiergeld, das sich auf die Nominalsumme von 359 Mill. Doll. belief und gänzlich entwerthet die Kanäle des Verkehrs verstopfte. Die Republik war ohne Credit, ohne Autorität, ohne wirkliche Verfassung. Der Streit zweier Parteien erschwerte die Errichtung eines festen Staatsgebäudes. Die Demokraten oder Republikaner wünschten die polit. Gewalt an die einzelnen Staaten vertheilt; die Föderalisten hingegen drangen auf einen Staatenbund mit einer starken Centralregierung. Keine der Parteien erreichte vollständig ihre Absicht. Schon während des Kriegs hatten die einzelnen Staaten ihre alten Verfassungen den Verhältnissen angepaßt. Im März 1787 endlich berief der Congreß nach Philadelphia eine Generalversammlung von Deputirten aller Staaten, welche die jetzt noch bestehende Verfassung der Union entwarfen. Ein Congreß, aus dem Senate und dem Repräsentantenhause bestehend, erhielt die gesetzgebende, ein Präsident mit einem Vicepräsidenten und einem Ministerium die vollziehende Gewalt. Die Verfassung wurde durch Verhandlung mit jedem einzelnen Staate angenommen. Rhode-Island trat erst 1789 in die Union. Nachdem Washington 1. Febr. 1789 zum Präsidenten erwählt worden, berief er alsbald nach der neuen Verfassung den Congreß zusammen. Derselbe ordnete nun unter hitzigem Parteigezänk die Verwaltung, Rechtspflege und Volksbewaffnung, regulirte und fundirte die Staatsschuld durch einige Zölle, die viel Widerspruch fanden, sicherte das Staatseinkommen durch eine Erwerbs- und Vermögenssteuer und schuf eine Nationalbank. Es wurde 1791 Vermont, ein Theil von Neuyork, als 14., 1792 Kentucky, ein Theil von Virginien, als 15. Staat in die Union aufgenommen. Als 1793 die durch das Gesetz auf vier Jahre bestimmte Präsidentschaft zu Ende ging, vereinigten sich die Parteien im Angesichte eines europ. Kriegs zur Wiedererwählung Washington's. In den Verhandlungen über Handel und auswärtige Politik hatten bereits die Föderalistenhäupter, meist Freunde des Präsidenten, die Ansicht aufgestellt, daß sich die Union in den Händeln der europ. Seemächte neutral verhalten, ihre Kräfte nicht durch Unterhaltung einer Kriegsflotte vergeuden, vielmehr ihren Handel mit Rohproducten durch freisinnige Handelsverträge sichern müsse. Schon die Handelsverträge, welche die Vereinigten Staaten 1778 mit Frankreich, 1782 mit Holland, 1783 mit Schweden und 1785 mit Preußen geschlossen, waren auf dieses Princip gegründet. Auch Washington hielt jetzt bei dem Ausbruche des allgemeinen Kriegs gegen das revolutionäre Frankreich die nationale Politik fest und veröffentlichte 22. April 1793 eine Neutralitätserklärung, nach welcher die Schiffe der Union nur im Falle des Schleichhandels angehalten und untersucht werden konnten. Diesen Schritt betrachtete ein Theil des Volks, besonders die Demokraten, als eine Undankbarkeit gegen das bedrohte Frankreich und als geheime Neigung des Präsidenten zu England. Der lebhafte Verkehr, der seitdem zwischen der Union und England erblühte, bewog Washington sogar 19. Nov. 1794

zur Abschließung eines Freundschafts- und Handelsvertrags mit England, dem ein ähnlicher 1795 mit Spanien folgte. So vortheilhaft auch der Vertrag mit England war, indem er den Amerikanern Ost- und Westindien eröffnete, erregte er doch die höchste Unzufriedenheit, weil er die Theilnahme am Kampfe der Republik Frankreich gegen den gemeinsamen Feind England unmöglich machte. Während deshalb franz. Agenten Aufregung und Empörung in den Staaten der Union gegen die Regierung zu erregen suchten, erklärte das franz. Directorium den engl. Handelsvertrag als eine Abweichung von der Neutralität und als eine Verletzung des franz. Vertrags von 1778. Beides war in der That der Fall, denn der Vertrag gab den Grundsatz «Frei Schiff, frei Gut» auf und gestattete den Engländern die Durchsuchung der amerik. Schiffe nach feindlichem Eigenthum. Unter dem heftigsten Streite, den die auswärtigen Verhältnisse anhaltend erregten, legte Washington 4. März 1797 sein Amt nieder. Kurz vorher war Tennessee, ein Theil von Nordcarolina, als der 16. Staat in die Union aufgenommen worden. Wiewol durch Washington's Politik der Einfluß der Föderalisten sehr gesunken, wählte man doch, um Frankreichs Umtrieben gegenüber Unabhängigkeit zu beweisen, John Adams (s. d.), einen Anhänger Washington's, zum Präsidenten. Frankreich verbot hierauf 31. Oct. 1796 die Einfuhr aller brit. Waaren, wodurch es den Zwischenhandel der Amerikaner lähmte, brach die Unterhandlungen mit der Union ab und erließ endlich im Jan. 1798 gegen die Schiffahrt der Neutralen ein Gesetz, das die Vereinigten Staaten als Kriegserklärung aufnehmen mußten. Man traf Vertheidigungsanstalten an der Küste, legte den Grund zu einer Flotte und zog sogar ein Vertheidigungsheer zusammen, dessen Oberbefehl Washington übernahm. Bei der Lage des Directoriums kam es jedoch nicht zum Kriege, und nach dem 18. Brumaire schloß der Erste Consul Bonaparte 30. Sept. 1800 mit der Union einen Handelsvertrag, in dem «Frei Schiff, frei Gut» aufs neue anerkannt wurde.

In dem Parteiwesen der Union ging 1800 eine große Umwandlung vor, indem Jefferson (s. d.) durch das Uebergewicht der Demokraten den Präsidentenstuhl bestieg. Bei seinem Amtsantritt zählten die Staaten eine Bevölkerung von 5,319762 Seelen; sie hatte sich in zehn Jahren um 1,400000 Köpfe vermehrt. Auch wurde 1802 das Ohiogebiet als 17. Staat zum Bunde zugelassen. Jefferson züchtigte den Barbareskenstaat Tripolis, welchem amerik. Kriegsschiffe in den J. 1801—4 Abbruch thaten; unter den Seeleuten zeichnete sich der nachherige Admiral Decatur durch Kühnheit aus. Auch richtete der Präsident sein Augenmerk auf Louisiana, das zum Schrecken der Amerikaner 1800 von Spanien an Frankreich heimlich abgetreten worden war. Bonaparte, der zur Erneuerung des Kriegs gegen England Geld brauchte, trat indessen Louisiana durch einen Vertrag von 1803 an die Union für 15 Mill. Doll. ab, was als das größte Ereigniß seit der Unabhängigkeitserklärung gelten konnte. Erst jetzt erhielt die Union im Süden eine feste Grenze mit dem ganzen Stromgebiet des Mississippi und Missouri und der vollen Verkehrsfreiheit auf dem Ohio. Der Wiederausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England war anfangs den Amerikanern von größtem Nutzen, indem ihnen jetzt, vermöge eines Beschlusses des brit. Cabinets von 1801, als neutraler Macht der ganze Colonialhandel der Franzosen, Holländer und Spanier zufiel. Schon 1805, im Augenblicke als auf Jefferson zum zweiten mal die Präsidentenwahl fiel, hob jedoch die brit. Regierung aus Eifersucht stillschweigend die Begünstigung auf, ließ die amerik. Schiffe durchsuchen und wegnehmen und erlaubte sich das Pressen von Matrosen auf den Fahrzeugen der Union. Der Congreß beschränkte darum durch eine Acte vom April 1806 die Einfuhr brit. Waaren und widersetzte sich auch nicht den Blokadedecreten Napoleon's, welche gegen die brit. Häfen gerichtet waren. Da sich England nur um so übermüthiger bewies, befahl Jefferson 2. Juli 1807 die Sperrung der Unionshäfen für alle brit. Schiffe, und um die Unterthanen der Union den Decreten Napoleon's wie den Beschlüssen des brit. Cabinets überhaupt zu entziehen, gab der Congreß 22. Dec. desselben Jahres die berühmte Embargoacte, durch welche den Amerikanern jede Schiffahrt nach fremden Ländern untersagt wurde. Diese kühne Maßregel lähmte zwar den Ausfuhrhandel, der 1807 von 63 auf 108 Mill. Doll. an Werth gestiegen war, verhinderte aber die Wegnahme und den Untergang der amerik. Handelsmarine. Weil sowol Napoleon wie das brit. Cabinet auf ihrer Seepolitik bestanden, verschloß endlich der Congreß durch das sog. Gesetz des Nichtverkehrs (Nonintercourse-act) vom 1. März 1809 die Häfen der Union der brit. und franz. Flagge sowie allen Waaren dieser Nationen. Zugleich erhielten die einheimischen Schiffe wieder die Freiheit, mit fremden Häfen, die französischen und britischen ausgenommen, zu verkehren.

Jefferson trat 1809 gesetzlich die Präsidentschaft an Madison (s. d.) ab, der die Würde ebenfalls acht Jahre behielt und die Grundsätze seines Vorgängers befolgte. Beide suchten in

der Verwaltung durch Verminderung des Heeres und der Flotte die höchste Sparsamkeit zu üben, bedrohten die Herrschaft der Nationalbank, welche die ähnlichen Institute der einzelnen Staaten lähmte, und beförderten eifrig die Verbindung der östl. und südl. Staaten durch die schon von Washington begonnenen Kanalisirungen. Die Volkszählung ergab bei Madison's Antritt 7,239814 Seelen. Der neue Präsident knüpfte Unterhandlungen mit den beiden Seemächten an und erhielt auch von Napoleon die Zusicherung einer Zurücknahme der Blokadedecrete unter der Bedingung, daß England die gleichen Maßregeln aufgäbe, worauf er 1811 den franz. Schiffen die Häfen der Union wieder öffnete. Der völlige Sieg der England feindlichen Demokratenpartei im Congresse und die Gewaltthätigkeiten der brit. Regierung zur See verhinderten jedoch die Ausgleichung mit dem ehemaligen Mutterlande. Eine Hauptursache der gegenseitigen Erbitterung lag außerdem in der Absicht der Vereinigten Staaten auf die span. Floridas. Schon 1810 hatte Madison die Besitznahme von Westflorida anbefohlen, weil man das Land bis an den Perdido als Theil von Louisiana betrachtete, welches letztere 1811 als der 18. selbständige Staat in die Union förmlich aufgenommen wurde. Darauf mußte der Gouverneur von Georgien auch mit den Bewohnern von Ostflorida in Unterhandlung treten und die Provinz als Unterpfand gegen Forderungen amerik. Bürger an Spanien in Beschlag nehmen. England erhob gegen diese Vergrößerungen drohend Einspruch, der aber nichts fruchtete, sodaß beide Parteien rüsteten und endlich nach langen Unterhandlungen den Krieg begannen. Bereits im Juli 1812 erschien der Admiral Hope mit einem brit. Geschwader, um die Küsten der Vereinigten Staaten zu blokiren. Die Amerikaner vermochten dem Feinde nur wenige Kriegsschiffe entgegenzustellen, rüsteten aber eine Menge Handelsfahrer als Kaper aus, die mit Glück und Kühnheit die brit. Handelsflotten verwüsteten. Weniger Erfolg hatten die Unternehmungen der Amerikaner zu Lande. General Hull fiel im Juli 1812 in Obercanada ein, wurde aber von den Engländern und Indianern zurückgeworfen und mußte sich zu Fort Detroit ergeben. Ein gleiches Schicksal erlitt Wadsworth mit einem kleinern Corps am Niagara. 1813 drang das 12000 Mann starke Heer der Union unter Harrison in Canada ein, wurde aber in einzelnen Abtheilungen geschlagen. Nur Dearborn nahm 26. April York, die Hauptstadt Obercanadas, wo sich beträchtliche Magazine befanden. Auf dem Eriesee nahm Perry 10. Sept. die Flotte der Engländer, die Obercanada schützte, und Harrison schlug die Indianerhorden am Thomasflusse. Doch hatten diese Siege keine Bedeutung, indem die Engländer gegen Ende des Jahres das Fort Niagara, den Schlüssel zu den Staaten der Union, eroberten. Um den Unmuth des Volks über den gänzlichen Verfall des Handels zu besänftigen, hob der Congreß 31. März 1814 die Embargo- sowie die Nichtverkehrsacte auf; allein der Schritt half wenig, indem der brit. Admiral Cochrane die amerik. Häfen in Blokadezustand erklärte. Die Engländer landeten im Frühjahr 1814 auf mehrern Punkten, nahmen das starke Fort Oswego mit großen Vorräthen, und 12000 brit. Veteranen schlugen 25. Juli ein amerik. Heer unweit der Niagarafälle. Die brutalste That im ganzen Kriege unternahm hierauf der Admiral Cochrane im Verein mit dem brit. General Roß. Beide segelten, unter dem Scheine, als wollten sie Baltimore angreifen, den Potomac hinauf. Während Gordon mit einem Theile der Macht die Forts Warburton und Alexandrien zerstörte, rückte Roß mit 6000 Mann gegen Washington an, welches 1800 zur Hauptstadt und zum Regierungssitze der Union erklärt worden war. Er griff 24. Aug. die bei Bladensburg aufgestellten Milizen an, schlug sie in die Flucht und zog noch am Abend in die Bundesstadt ein, wo er das Capitol, den Präsidentenpalast, die Arsenale und Werfte und alles öffentliche Eigenthum zerstörte. Um einen ähnlichen Vandalismus zu begehen, wandten sich hierauf die Engländer gegen Baltimore. Nachdem Oberst Brooke 6000 Amerikaner, die in der Umgegend aufgestellt, zerstreut hatte, gelangte er 13. Sept. vor die Stadt, die von 15000 Mann und vielen Werken vertheidigt wurde. Indessen mußte Brooke alsbald den Rückzug antreten, weil Cochrane nicht mit der Flotte in den versperrten Patapsco eindringen konnte. Zu gleicher Zeit nahmen auch die Engländer einen Theil von Maine, und der Gouverneur von Canada, Prevost, drang mit 14000 Mann in den Staat Neuyork ein. Doch verloren die Engländer ihre Flotte auf dem Champlain, sodaß Prevost zurückkehren mußte. Unterdessen hatte General Jackson die Indianerstämme im Süden zum Frieden genöthigt und eilte nun mit 6000 Milizen nach Neuorleans, wo 13. Dec. 1814 15000 Engländer gelandet waren. Jackson griff diese Truppen, die besten der damaligen Zeit, 8. Jan. 1815 an, richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an und zwang sie zur eiligsten Einschiffung. Mit diesem Siege endete der Kampf, denn der Friede war schon unter russ. Vermittelung 24. Dec. 1814 zu Gent geschlossen worden. Die

Amerikaner ließen in den Verhandlungen den Streit über den Grundsatz «Frei Schiff, frei Gut» sowie über das Matrosenpressen der Engländer auf fremden Schiffen fallen. Alle Eroberungen wurden zurückgegeben; die Amerikaner hingegen verpflichteten sich, den afrik. Negerhandel nicht mehr zu betreiben und zu dessen Unterdrückung mitzuwirken.

Der auswärtige Friede trug sehr viel dazu bei, auch den innern Frieden zu befestigen. Der Congreß richtete nun seine Anstrengungen auf die Herstellung einer Marine. Während der Sperrung der Schiffahrt, und als im Kriege mit England der Verkehr mit Europa vielfach gehemmt und erschwert war, wandten sich namentlich die Bewohner der nordöstl. Staaten der Industrie zu und machten in derselben rasch erhebliche Fortschritte; zugleich beförderte man den innern Verkehr durch Anlage von Kanälen. Schon 3. Juli 1815 kam mit England ein Handelsvertrag zu Stande, der beiden Nationen gleiche Rechte sicherte und durch ein Schiffahrtsgesetz vom 1. März desselben Jahres eingeleitet wurde. Der Raubstaat Algier wurde 1816 durch Commodore Decatur zur Achtung der Unionsflagge gezwungen. Noch 1816 erlangte das Gebiet Indiana die Aufnahme als 19. Staat in die Union. Madison legte im März 1817 die Präsidentschaft in die Hände Monroe's (s. d.) nieder, der ebenfalls dieses Amt zweimal, bis 1825, verwaltete. Während seiner Präsidentschaft wurden 1817 Mississippi, 1818 Illinois, 1819 Alabama, 1820 Maine und 1824 Missouri in die Union aufgenommen, sodaß der Bund nun 24 Staaten zählte. Die Volkszählung ergab 1820 9,638000 Seelen, darunter schon 1,538000 Sklaven. Die Einfälle der Indianer aus den Floridas hatten 1817 die eigenmächtige Besetzung der Stadt Pensacola durch Jackson und deshalb neuen Streit mit den Spaniern zur Folge. Spanien verstand sich endlich 1819 gegen eine Entschädigung von 5 Mill. Doll. zur Abtretung der beiden Floridas, die 21. März 1822 dem Gebiete der Union einverleibt wurden. Auch erhielten die Grenzen der Union bedeutende Erweiterungen durch die Besitznahme des nordwestl. Missourigebiets, durch die Besetzung des zu Louisiana gerechneten Gebiets am Columbia sowie durch Unterhandlungen mit den unabhängigen Indianern. Auf der Westküste von Afrika wurde die freie Negercolonie Liberia (s. d.) 1822 gegründet. In demselben Jahre erfolgte die Anerkennung der mexic. Freistaaten, an deren Begründung man den größten Antheil genommen. Zur Vervollständigung des Kanal- und Straßennetzes, das auf die Verbindung des Stillen mit dem Atlantischen Meere berechnet ist, bewilligte der Congreß auf Monroe's Vorschlag 20 Mill. Doll. Die Unionsverwaltung zeigte das Bestreben, das ganze Kriegswesen zu verstärken und zu verbessern und die Vertheidigungswerke an den Küsten zu vervollständigen. Die Finanzen der Union gewannen nach dem Frieden einen solchen Aufschwung, daß allmählich die Zölle und Steuern im Innern ganz aufgehoben werden konnten. Streitigkeiten, welche mit Frankreich ausbrachen, erhielten ihre Erledigung durch einen neuen Handelsvertrag vom 24. Juni 1822, und die Zerwürfnisse mit Rußland über die Grenzen auf der Westküste erreichten durch einen 17. April 1824 zu Petersburg geschlossenen Vertrag ihr Ende. Infolge der russ. Verwickelungen und der Drohungen der europ. Mächte gegen die im Aufstand befindlichen südamerik. Colonien sah sich Monroe 1824 zu der Erklärung genöthigt, daß die Vereinigten Staaten die Anwendung der Grundsätze der Heiligen Allianz auf ihre Handlungsweise nicht dulden, sondern als eine Gefährdung ihres Friedens betrachten würden. Die sog. Monroe-Doctrin (s. d.) stellte ferner den Satz auf, daß keine europ. Macht die Befugniß habe, ihre Colonien in Amerika auszudehnen oder neue zu begründen. Am 4. März 1825 trat Quincy Adams (s. d.), der Sohn des ehemaligen Präsidenten, an Monroe's Stelle. Der neue Präsident war von den Zeiten des Jefferson'schen Embargos an stets ein entschiedener Republikaner gewesen und hatte während Monroe's Verwaltung als Staatssecretär (Premierminister) fungirt. Durch diese seine Stellung im Cabinet seines Vorgängers mit dessen Verwaltung gewissermaßen identificirt, war er von derselben Partei erwählt worden, welche jenen erwählt hatte, und hielt auch als Präsident treu an den republikanischen Principien. So war er, vielleicht mit einziger Ausnahme der Frage von den innern Verbesserungen und des Schutzes der amerik. Industrie, in allen seinen Ansichten und Handlungen der entschiedene Fortsetzer des Monroe'schen Systems. Er zeichnete sich durch eine feste, imponirende auswärtige Politik, eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Detailkenntniß der Verwaltung, hohen sittlichen Ernst und hingebende Pflichttreue aus. Quincy Adams hatte aber von seinem Amtsantritte an mit einer systematischen, erbitterten Opposition zu kämpfen, die bald im Congresse die Majorität gewann, indem sie den Präsidenten beim Volke als Föderalisten verdächtigte. Jackson war der Führer dieser Intrigue. Um Boden gegen den Präsidenten zu gewinnen, wandte sich Jackson den Ultrasüdländern zu und machte den Sklavenhaltern die weitgehendsten Zugeständnisse, wodurch er endlich sein Ziel erreichte.

Um Amerika so frei als möglich von den Fesseln der europ. Handelspolitik zu machen, legte die Union besonders seit 1825 entschieden allen ihren Verträgen die Freiheit und Gegenseitigkeit des Verkehrs zu Grunde. Nach diesem Principe wurden während Quincy Adams' Präsidentschaft neue Handelsverträge mit Schweden, Dänemark, den Hansestädten, Preußen, Sardinien, Oldenburg, der Türkei, Rußland, Brasilien und den südamerik. Staaten geschlossen. Als 1828 die nach dem Frieden mit England eingegangenen Handelsverträge abliefen, konnte man sich über einen neuen Vertrag nicht einigen und ließ auch darum die Ausgleichung über das Gebiet Oregon einstweilen ruhen. Ein neuer Zolltarif, der auf Adams' Betrieb 1. Sept. 1828 eingeführt wurde, drohte jedoch die Verhältnisse der Union mit England wieder zu verwickeln, bis 1830 eine den bisher gedrückten brit.-amerik. Colonien günstige Uebereinkunft zu Stande kam. Allein auch in der Union selbst verursachte Adams' Zolltarif die gefährlichsten Spaltungen, unter welchen im März 1829 Jackson (s. d.) durch den überwiegenden Einfluß des Südens den Präsidentenstuhl bestieg. Die südl. Pflanzer- und Ackerbaustaaten erblickten in den erhöhten Einfuhrzöllen nur eine Begünstigung der nördl. Industriestaaten und drangen um so mehr auf die Verminderung und Aufhebung aller Zölle, als mit dem J. 1834 die Staatsschuld erlöschen mußte. Besonders in Südcarolina war man dem Zolltarif abgeneigt und erklärte die darauf bezüglichen Beschlüsse des Congresses für ungültig, man nullificirte sie; ja eine Partei, jene der Seceders, drohte aus der Union zu scheiden. Ein anderer Grund des Haders zwischen dem Norden und Süden war auch die Sklavenfrage, welche bald nach Jackson's Sieg bestimmend, ja als ausschließliche Herrscherin in den polit. Kampf eintrat. Jackson's Freunde, die ursprünglich den südl. Flügel der Republikaner gebildet hatten, nannten sich fortan die «Demokraten», stützten sich jedoch zur Errichtung und Behauptung der Gewalt auf die Aristokraten, die Sklavenhalter des Südens, denen sich, vom Namen geblendet, die freien Arbeiter des Nordens wie auch der Pöbel der großen Städte als Bundesgenossen anschlossen. Der nördl. Flügel der Republikaner dagegen bestand als «Whigs» fort, deren Führer Clay und Webster, die Sklavenfrage möglichst ignorirend, den Hauptnachdruck auf die Verwirklichung des amerik. Systems, auf die Banken, den Tarif und die innern Verbesserungen legten. Die südl. Staaten, deren Production sich auf die Sklavenarbeit gründet, fanden in der Unterdrückung des afrik. Sklavenhandels eine Verschwörung des Nordens gegen ihr Gedeihen und betrachteten mit Unwillen, wie sich seit 1827 die Nordstaaten von der Last und dem Flecken der Sklaverei allmählich lossagten und einzelne Abgeordnete im Congresse Anträge auf eine allgemeine Abschaffung der Sklaverei stellten. Während sich Südcarolina zum Kampfe gegen die Union waffnete, eröffnete der Congreß, nicht ohne Jackson's Einfluß, im Dec. 1832 die Berathung über ein neues Zollgesetz, das endlich 26. Febr. 1833 zu Stande kam. Nach demselben wurden mehrere Waaren sogleich für zollfrei erklärt und ein allmähliches Sinken der Zollscala angeordnet, bis der Zoll 1842 um 20 Proc. gemindert sein würde. Zu diesen Wirren gesellte sich ein im Interesse der Sklavenhalter geführter blutiger Krieg mit den Indianern. Schon 1830 hatte der Congreß die sog. Indianerbill gegeben, die den Präsidenten ermächtigte, das freie, dem Bunde gehörende Land westlich vom Mississippi den Indianerstämmen als Eigenthum anzuweisen, die sich zur Auswanderung willig finden lassen würden. Einige Stämme nahmen den Antrag an, andere jedoch weigerten sich und griffen 1832 zu den Waffen, als man sie mit Gewalt aus Georgien, Alabama und Illinois vertreiben wollte. In Florida erhoben sich seit 1834 die Seminolen und wehrten sich Jahre hindurch mit Erfolg.

Kaum hatte die Veränderung des Zollgesetzes die südl. Staaten beruhigt, als die Bankfrage abermals die heftigsten Parteikämpfe erweckte. Die 1791 gegründete Nationalbank war 1811 wegen ihrer Bedrückung des Geldverkehrs aufgehoben worden, was die größten Störungen zur Folge hatte. Schon 1816 errichtete man deshalb eine neue Nationalbank, deren Privilegium auf 20 J. ging, und bei der sich die Regierung mit 7 Mill. Dollars, einem Drittel des Fonds, betheiligte. Der Einfluß dieser Bank stieg durch die Errichtung von Zweigbanken so, daß sie abermals in kurzer Zeit auf die Geldverhältnisse überwiegenden Einfluß ausübte und den Demokraten eine gefährliche Macht dünkte. Ihre unermeßlichen Operationen und ihr Credit wurden namentlich dadurch unterstützt, daß die Regierung die Bank zur Einziehung der Abgaben und Niederlegung der Reservefonds benutzte. Das Institut leistete zwar hierdurch der Verwaltung große Dienste; allein es war gefährlich, daß die Bank die Gelder und den Credit des Staats zur fortwährenden Erweiterung ihrer Geschäfte benutzte. Als die Bank 1832 beim Congreß um die Erneuerung des Privilegiums einkam, wurde ihre Sache durch die Anstrengungen eines großen Theils der Whigpartei günstig enschieden. Jackson hingegen machte von seinem Rechte des Veto Gebrauch und blieb auch dabei, als sich die Zweifel gegen die Sicherheit

der Bank als ungegründet erwiesen. Während dieses Streits ging Jackson 1833 nach den heftigsten Wahlkämpfen abermals aus der Wahlurne als Präsident hervor. Er entzog jetzt der Bank die Kapitale der Regierung und wußte durch seine Partei im Repräsentantenhause 1836 die Auflösung der Bank durch Verweigerung eines neuen Privilegiums durchzusetzen. Doch erhielt sie durch den Senat einen ähnlichen Freibrief, aber nur als Bank von Pennsylvanien. Die Demokraten erkauften ihren Sieg theuer. Die Auflösung der Bank zog den Ruin der Zweigbanken und Privatbanken und eine zahllose Menge von Bankrotten nach sich, sodaß der Verkehr stockte und die Union dem Auslande gegenüber lange ohne Credit blieb. Ein Streit der Vereinigten Staaten mit Frankreich über die Auszahlung von 25 Mill. Frs., als Schadenersatz für die durch Napoleon's Gewaltmaßregeln zugefügten Verluste, wurde 1835 während der Geldkrisis durch Englands Vermittelung zu Gunsten der Union ausgeglichen. Die Gebiete von Arkansas und Michigan erwirkten 1836 ihre Aufnahme in die Union als selbständige Staaten, deren Zahl sich nun auf 26 belief. Im März 1837 trat Martin van Buren (s. d.) als Präsident an die Spitze der Regierung, der nach innen und außen die Politik seines demokratischen Vorgängers fortsetzte. Er suchte dem Streite mit England, der über die Verbrennung des amerik. Dampfboots Carolina zu Buffalo entstanden war, eine friedliche Wendung zu geben und wollte auch die Zwiste um die canadischen Grenzen sowie wegen des Durchsuchungsrechts in Frieden entschieden wissen. Seit 1834 waren die Schulden der Union völlig getilgt. Indessen sah sich der Präsident 1841, zur Fortsetzung des Seminolenkriegs und Deckung der Ausfälle, welche die Handelskrisis veranlaßte, zu einer neuen Anleihe von 12 Mill. Dollars genöthigt. Van Buren legte 1841 die Präsidentschaft in die Hände des Generals Henry Harrison (s. d.), eines Föderalisten, nieder, der aber schon nach einem Monate starb. Gemäß der Verfassung übernahm nun der Vicepräsident John Tyler (s. d.), ein Demokrat, das Präsidentenamt. Auch er war bemüht, der Union den Frieden mit England zu erhalten. Aus diesem Grunde beförderte er im Processe MacLeod's, eines Engländers, der bei der Verbrennung der Carolina betheiligt war, dessen Freisprechung und schloß 9. Aug. 1842 mit dem brit. Cabinet einen Vertrag zur Regulirung der Grenzen, Ausrottung des Sklavenhandels und Auslieferung gemeiner Verbrecher. Die wiederholte Anregung der Oregonfrage seit 1842, welche vier Jahre später unter Polk ganz im Gegensatz zu dem prahlerischen Geschrei: «Oregon bis zum 54. Grade oder Krieg!» durch Nachgiebigkeit des Cabinets zu Washington und namentlich die Verzichtleistung auf die Vancouverinsel gelöst ward, neue Meinungsverschiedenheiten über das Durchsuchungsrecht und die texanische Angelegenheit drohten jedoch mehrmals das leidliche Einvernehmen der Vereinigten Staaten mit dem Mutterlande zu stören. 1844 versuchte Tyler einen Handelsvertrag mit dem Deutschen Zollverein zu Stande zu bringen, der jedoch nicht die Bestätigung des Congresses erhielt, weil er den Zolltarif der Union aufgehoben haben würde. Dagegen gelang es ihm, zu Anfang 1845 die Bestätigung des mit Texas (s. d.) abgeschlossenen Vertrags über dessen Einverleibung in die Union sowie die Aufnahme der bisherigen Gebiete Iowa und Florida als selbständige Staaten vom Congresse zu erlangen. Er legte hierauf im März 1845 sein Amt in die Hände des neuen Präsidenten James Polk (s. d.) nieder, welcher der Demokratenpartei angehörte.

Der Congreß bestätigte nun 29. Dec. 1845 ausdrücklich die Aufnahme von Texas als eines Staats in die Union, welche dadurch in Verwickelungen und in einen Krieg mit Mexico gerieth. General Taylor war schon im Sommer 1845 beauftragt worden, mit einer kleinen Streitmacht die Gegend zwischen dem Nueces und Rio-Grande als angeblich zu Texas gehörig zu besetzen, während die Mexicaner behaupteten, daß sich dieser Staat nur über den Nueces hinaus ausgedehnt habe. Es kam jedoch erst im April 1846 zu offenen Feindseligkeiten zwischen Taylor und dem mexic. General Arista. Kaum war die Nachricht davon nach Washington gelangt, als Präsident Polk 11. Mai 1846 eine Specialbotschaft an den Congreß schickte, worin er erklärte, daß der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico durch des letztern Schuld herbeigeführt sei, und Geld und Truppen für dessen Weiterführung verlangte. Der Congreß bewilligte sofort beides und zu den Truppen sogar noch 50000 Freiwillige. Taylor hatte inzwischen die Mexicaner bei Palo-Alto und Resaca de la Palma 8. und 9. Mai geschlagen und errang, ziemlich verstärkt, im Sept. 1846 bei Monterey und 22. Febr. 1847 bei Buena-Vista neue Siege. Mit dem Frühjahr 1847 übernahm aber General Scott den Oberbefehl über ein größeres Heer und trug den Krieg von den östl. Grenzen in das Herz Mexicos. Er landete 9. März 1847 in Veracruz, welches sich drei Wochen später ergab, und rückte dann nach der Hauptstadt Mexico vor, in welche er nach verschiedenen Gefechten (bei Cerro-Gordo, Cherubusco

und Chapultepec) 14. Sept. 1847 siegreich einzog. Während diese Erfolge im Süden erkämpft wurden, war General Kearney von Leavenworth aus über die Ebenen nach Santa-Fé marschirt und hatte bereits im Aug. 1846 in Neumexico eine Regierung eingesetzt. Von da zog er weiter nach Californien, welches zwar schon vom Obersten Fremont und Commodore Stockton besetzt war, aber von ihm erst 8. Febr. 1847 den Vereinigten Staaten annectirt wurde. Mit Scott's Besetzung der Hauptstadt war der Krieg übrigens entschieden. Seine Armee hielt dieselbe aber bis zum Frieden von Guadelupe-Hidalgo vom 2. Febr. 1848 besetzt. Mexico mußte in diesem Frieden allen Ansprüchen auf Texas entsagen, Neumexico den Amerikanern überlassen und diesen auch Californien gegen eine Baarsumme von 15 Mill. Dollars abtreten. Dagegen übernahmen die Vereinigten Staaten die Verpflichtung, die Indianer an Streifereien über die mexic. Grenze zu verhindern, sahen sich jedoch außer Stande, dieselbe zu erfüllen. Der Krieg gegen Mexico hatte mehr als 40 Mill. Dollars gekostet, und die Staatsschuld der Union, welche 1845 nur noch 16,800000 Dollars betragen, war dadurch 1848 auf 65,804450 Dollars angewachsen. Am Schlusse dieses Jahres, 8. Dec., langte das erste Gold aus Californien in Neuyork an, 1804 Unzen. Dasselbe war fünf Wochen früher von San-Francisco abgesandt worden und über die Landenge von Panama gegangen. Seitdem ergriff das Goldfieber alle Theile der Vereinigten Staaten, und gleichsam eine Völkerwanderung begann nach dem neuen Dorado, das von 1849 an jedes Jahr etwa 50 Mill. Dollars Gold allein nach Neuyork verschiffte. Die Bevölkerung Californiens wuchs so rasch an, daß das Gebiet schon 1850 als Staat in die Union aufgenommen werden konnte, während in Neumexico ein organisirtes Territorium mit (1860) 83009 E. und nördlich davon das Territorium Utah erstand. Das Gebiet der Vereinigten Staaten reichte nun von einem Meere zum andern. Durch die Erwerbung von Texas, Oregon, Californien und Neumexico hatte sich dasselbe um 1,200000 engl. Q.-M. vergrößert.

Als Polk's Verwaltungszeit (März 1849) abgelaufen, setzte die Whigpartei die Wahl des Generals Taylor (s. d.) zum Präsidenten durch. Derselbe starb jedoch schon 9. Juli 1850 und hatte den bisherigen Vicepräsidenten Millard Fillmore (s. d.) zum Nachfolger. Die Union hatte inzwischen noch einige andere, bereits früher organisirte Gebiete als Staaten aufgenommen. Die von Jahr zu Jahr immer mehr anschwellende Einwanderung, insbesondere die deutsche, richtete ihren Zug zu nicht geringem Theile nach dem obern Mississippi hin, wo sich 1846 der Staat Jowa bildete. Auf der andern Seite des Stroms, zwischen diesem und dem Michigansee, organisirte sich 1848 der Staat Wisconsin. Aber gerade infolge dieser großen Gebietserwerbungen und dieses Zuwachses an Bevölkerung trat die lange umgangene, aber jetzt nicht mehr abzuwehrende Sklavenfrage in den Vordergrund. Von 1846—60 handelte es sich um Zulassung der neuen Territorien mit oder ohne Sklaverei. 1861 entbrannte der Krieg, weil die Mehrheit des Volks die Sklaverei nicht wollte, und nach Beendigung des furchtbaren Bürgerkriegs traten die allerschwierigsten Probleme der organischen Schöpfung freiheitlicher Zustände für das ganze Land an die amerik. Staatslenker heran. Zu Anfang des Kampfes war der Vortheil ganz auf Seiten des Südens, in welchem die Pflanzerinteressen den Ton angaben. Während der Süden unter der fähigen Leitung Calhoun's den neuen Besitz im Interesse der Sklaverei ganz zu gewinnen und auszubeuten suchte, leistete der in seinen Interessen und Zielen gespaltene Norden einen im ganzen nur kläglichen Widerstand. Der Süden drohte mit Auflösung der Union; der Norden vertheidigte sich mit der Constitution. Der Conflict war kein neuer, aber er war noch nie so heftig aufgetreten und immer wieder vertuscht worden. Vom mexic. Kriege an wurde erst die Sklaverei der Angelpunkt der amerik. Politik. Schon 1820 hatten die Baumwolle, Reis, Zucker und Taback bauenden südl. Pflanzer die Zulassung Missouris als Sklavenstaat durchgesetzt. Der Norden aber wurde nachträglich mit einem Compromiß abgefunden, wonach in Zukunft nördlich von 36° 30′ der Breite Sklaverei und unfreiwillige Dienstbarkeit nicht mehr eingeführt werden sollten. Derselbe Streit wiederholte sich, sobald es neues Gebiet zu annectiren gab; so 1845 vor der Zulassung von Texas. Mit größter Heftigkeit brach er hervor, als Californien die Aufnahme als Staat in die Union verlangte. Nach langem und erbittertem Hader machte erst ein Compromiß Henry Clay's, welches im Sept. 1850 vom Congreß angenommen wurde, der bedenklichen Lage ein Ende. Der Compromiß bestimmte die Zulassung Californiens als Freistaat, die Errichtung einer Territorialregierung für Utah und Neumexico, deren Einwohnern die Bestimmung über Einführung oder Verwerfung der Sklaverei überlassen blieb, die Regulirung der texanischen Grenze (durch Zahlung von 10 Mill. Dollars an Texas), die Abschaffung des Sklavenhandels in der Bundeshauptstadt und endlich den Erlaß eines gehässigen Gesetzes für die Verfolgung und Auslieferung flüchtiger

Sklaven. Uebrigens legten sich die hochgehenden Wogen nur für einige Jahre. Die Entwickelung des Baumwollbaues und seine täglich steigende Bedeutung auf dem Weltmarkte drängte den Süden zu immer kühnerm Vorgehen. Die Sklavenhalter brauchten mehr Platz, mehr Boden, also auch mehr Sklavenstaaten. Fillmore's Amtsperiode lief 4. März 1853 ab, und an seine Stelle trat Franklin Pierce (s. d.), ein willenloses und unbedeutendes Werkzeug, das die südl. Aristokratie auf den Präsidentenstuhl hob. Kurze Zeit nach Zusammentritt des ersten, unter Pierce tagenden Congresses brachte der Senator Douglas mit dessen Genehmigung eine Bill für die Organisirung der Gebiete Nebraska und Kansas ein. Dieselbe hob das Missouricompromiß auf und bestimmte, wenn auch nur indirect, die Einführung der Sklaverei in die bis dahin gesetzlich freien nordwestl., nördlich von 36° 30′ gelegenen Gebiete. Am 31. Mai 1854 wurde die in beiden Häusern mit großer Mehrheit angenommene Bill zum Gesetz des Landes. Fortan sollten wenige Ansiedler (squatters), im vorliegenden Falle einige zwanzig von Missouri in Kansas eingewanderte Sklavenhalter, über den Charakter der polit. Institutionen, also die ganze Zukunft des Gebietes entscheiden. Das war die sog. Squatter-Souveränetätslehre. Der Norden mußte wohl oder übel auf die ihm vorgeschriebenen Bedingungen eingehen und versuchte es mit seinem numerischen Uebergewicht gegen den Süden. Tausende, namentlich aus Neuengland, wanderten nach Kansas (s. d.) und gewannen das Territorium schließlich der freien Arbeit. Die Kansaswirren wurden das Vorspiel des spätern Bürgerkriegs und schlossen, wie dieser, mit dem Siege des Nordens. Im Rathe der Nation aber war die Suprematie des Südens entschieden; ja sie hatte den höchsten Gipfel ihrer Herrschaft erreicht. Neben der Ausdehnung der Sklaverei im Innern traten auch Versuche hervor, für sie auswärtige Eroberungen zu machen. Die Conferenz, welche Pierce's bedeutendste Gesandte in Europa im Oct. 1854 zu Ostende hielten, faßte den friedlichen Erwerb und, im Falle des Widerspruchs seitens der span. Regierung, die gewaltsame Eroberung von Cuba ins Auge. William Walker (s. d.) fiel mit Wissen und Unterstützung des Pierce'schen Cabinets erst in Untercalifornien, später in Centralamerika ein, um unter dem Vorwande der Monroe-Doctrin für die Sklavenhalter Land zu erobern. Auch auf den Sandwichinseln und in Südamerika (Peru) wurden Streitigkeiten vom Zaune gebrochen, die erforderlichenfalls im Interesse der herrschenden südl. Aristokratie ausgebeutet werden sollten. Selbst der 1854 mit Canada abgeschlossene Reciprocitätsvertrag war nur in der Absicht eingegangen worden, um den fast ausschließlich Baumwolle producirenden Süden vom Norden unabhängiger zu machen und ihm vor allem billigere Brotstoffe zu liefern.

James Buchanan (s. d.), 1857—61, der Nachfolger Pierce's, setzte diese Politik unverändert fort. Die Hauptereignisse seiner Administration drehten sich um die Sklavenfrage. Ihm trat aber in den durch die Nebraska-Bill ins Leben gerufenen Republikanern eine mächtige und ihrem Ziele sich wohlbewußte Partei gegenüber, welche sich aus alten Whigs, Freibodenmännern und Demokraten gebildet hatte und bei der Präsidentenwahl des J. 1856 bereits so stark aufgetreten war, daß ihrem Candidaten, dem Obersten J. C. Fremont (s. d.), nur der Staat Pennsylvanien zum Siege über Buchanan fehlte. Fortan waren die Gegensätze scharf geschieden und gezeichnet. Mit Ausnahme der unblutigen Unterdrückung eines Mormonenaufstandes, der Zulassung von Minnesota 1858 und Oregon 1859 als Staaten, des erfolglosen Versuchs des Ankaufs von Cuba und des Aufstandes von John Brown in Virginien (1859) gegen die Sklaverei war es die Kansasfrage, welche das öffentliche Interesse unter Buchanan fast ausschließlich beschäftigte. Der nicht mehr zu umgehende Conflict (irrepressible conflict) drängte sich immer mächtiger in den Vordergrund und beherrschte die ganze Politik des Landes. Die fortgesetzten und von Jefferson Davis und Alexander Stephens hauptsächlich geleiteten Versuche der herrschenden Partei, Kansas die Sklaverei aufzudringen, führten zugleich zu einem Bruch unter den Demokraten selbst, indem Douglas, bisher einer der gewissenlosesten, aber fähigsten Partisane der Sklavenhalter, entschieden gegen die sog. Lecomptonbill auftrat, welche dem Congreß die Intervention zu Gunsten der Sklaverei in Kansas vindicirte und die ganze Frage für eine häusliche, der Einmischung des Congresses enthobene Angelegenheit der Bewohner des Territoriums erklärte. Diese Spaltung bewirkte bei der Präsidentenwahl des J. 1860 die Aufstellung von Breckinridge als Candidaten der südlichen, mit der Regierung gehenden Demokraten, und von Douglas als Candidaten der nördl. Demokraten und infolge der dadurch herbeigeführten Schwächung den Sieg des Republikaners Abraham Lincoln als Präsidenten (1861—65).

Durch dieses Ereigniß kam der lange vorbereitete Bürgerkrieg zum Ausbruch. Kaum war das Resultat der Wahl bekannt geworden, so führte der Süden seine Secessionsplane aus. Am 20. Dec. 1860 schied Südcarolina aus dem Bunde und bemächtigte sich der Vereinigten-Staaten-

Arsenale und -Forts mit Ausnahme von Fort Sumter. Mississippi folgte 9. Jan. 1861, Florida am 10., Alabama am 11., Georgia am 19., Louisiana 26. Jan. und Texas 1. Febr. 1861. Virginien folgte Ende April, wenn auch das Volk des Staats diesen Beschluß erst im Mai bestätigte, Arkansas 6. Mai und Nordcarolina 21. Mai. Die Unionsregierung setzte der täglich wachsenden Bewegung nicht allein keinen Widerstand entgegen, sondern unterstützte sie sogar indirect, wo sie nur konnte. So hatte im Laufe des letzten Jahres der Kriegsminister Floyd fast alle disponiblen Waffen und Geschütze in die südl. Arsenale geschickt, Toucey, der Marineminister, die Flotte nach den entferntesten Stationen beordert und sogar Buchanan sich nicht entblödet, den finanziellen Credit der Union zu schädigen. Ein Versuch, den das Fort Sumter im Hafen zu Charleston behauptenden Major Anderson mit Lebensmitteln und Verstärkungen zu versehen, schlug (9. Jan. 1861) fehl. Der Winter ging mit fruchtlosen Vermittelungsversuchen hin. Die Mehrzahl der Minister Buchanan's legte ihr Amt nieder, weil dieser nicht in die unbedingte Unterordnung unter die Rebellion willigen wollte. Der 4. Febr. 1861 in Washington zusammengetretene Friedenscongreß löste sich nach einigen Wochen ohne Resultat auf. Am 6. Febr. 1861 organisirten die secedirenden Staaten in Montgomery in Alabama ihren Congreß, welcher 11. März Jefferson Davis zum Präsidenten und Alexander Stephens zum Vicepräsidenten der sog. Conföderation erwählte und 11. März eine neue Verfassung annahm, deren Eckstein die Sklaverei bildete. So lagen die Dinge, als Lincoln (s. d.) 4. März 1861 in Washington inaugurirt wurde und in seiner Antrittsrede jede Absicht eines Versuchs der Einmischung in die Angelegenheiten der Sklavenstaaten in Abrede stellte. Eine friedliche Lösung der Differenzen war aber unmöglich, da der Süden die Dinge schon zu weit getrieben hatte, um wieder umkehren zu können. Dennoch verliefen die ersten sechs Wochen der Lincoln'schen Verwaltung ruhig. Da bombardirte 12. April 1861 der secessionistische General Beauregard das Fort Sumter, weil die Regierung es mit Lebensmitteln versehen wollte. Anderson war genöthigt, nach 34stündigem, ehrenvollen Kampfe mit Kriegsehre abzuziehen. Die Secessionisten pflanzten im Triumph ihre Flagge auf Fort Sumter, und der Krieg war erklärt. Am 15. April rief Lincoln 75000 Freiwillige auf. Der ganze Norden eilte begeistert zu den Waffen, während die Grenzstaaten sich kühl verhielten und mehr dem Süden zuneigten. Die nächsten Monate vergingen mit Vorbereitungen. Während das Volk einen edeln Patriotismus an den Tag legte, bedeckten sich die Armee- und Flottenoffiziere mit Schmach, weil sie sich in der Stunde der Noth entweder feige zurückzogen oder gar zum Feinde übergingen. Aus diesem letztern Grunde und aus Mangel an Waffen, welche Buchanan's Minister weggeschafft hatten, geschah es auch, daß der Norden im Anfange des Kriegs schwächer war als der Süden. Erst Geld, größere industrielle Geschicklichkeit in Anfertigung von Waffen aller Art und Herstellung von Schiffen, endlich die geistig höhere Entwickelung und numerische Ueberlegenheit des Nordens stellten allmählich das Gleichgewicht wieder her und schufen gegen Ende des Kriegs sogar ein bedeutendes Uebergewicht.

Die Südlichen concentrirten ihre Streitmacht zunächst im nördl. Virginien und bildeten eine von Harpers-Ferry bis Norfolk fortlaufende Linie. Ihre befestigtste Stellung war bei Manassas-Junction an der Eisenbahn zwischen Washington und Richmond, in welche letztere Stadt Jefferson Davis im Juli 1861 seinen Regierungssitz verlegte. Die Bundestruppen lagen bis Ende Mai um Washington. Sie rückten am 24. Mai über den Potomac und besetzten die Arlingtoner Höhen und Alexandria. Bis gegen Ende Juni fanden an verschiedenen Stellen des östl. Virginien kleine Gefechte statt, während der Westen dieses Staats von M'Clellan, Rosecranz, Kelley und Lander unterworfen wurde. Erst Mitte Juli begannen die unter dem Befehle M'Dowell's vereinigten, 40000 Mann starken Bundestruppen gegen Manassas-Junction vorzurücken, wo Beauregard mit 27000 Mann lag. Dieser schlug in Verbindung mit dem vom obern Potomac herbeigeeilten Johnston den durch den Abzug eines Theils seiner (nur auf drei Monate angeworbenen) Truppen geschwächten M'Dowell 21. Juli 1861 bei Bull-Run (s. d.) so vollständig, daß die Südlichen in Washington hätten einrücken können, wenn die deutsche Brigade unter Blenker den Rückzug des Bundesheers nicht gedeckt hätte. Am andern Tage wurde M'Clellan zum Oberbefehlshaber ernannt. Dieser schlug Washington gegenüber auf den Höhen des Potomac sein Lager auf und verwandte die nächsten neun Monate dazu, seine Truppen einzuexerciren. Der Präsident erließ jetzt einen Aufruf für 500000 Mann, die in wenigen Wochen zu den Fahnen eilten. Während die Potomacarmee im Lager stand, wurde eine Expedition gegen die südl. Küste unternommen, welche Ende August unter Stringham die Forts Hatteras und Clark in Nordcarolina und im Nov. unter Dupont und Sherman Portroyal, den schönsten

südl. Hafen am Atlantischen Ocean, nahmen. Im Westen dagegen war Missouri der Schauplatz des erbittertsten Kampfes. Hier hatte sich nur die zahlreiche deutsche Bevölkerung unbedingt auf die Seite der Union gestellt, und namentlich in St.-Louis durch die Einnahme des Camp-Jackson (10. Mai 1861) die Plane der Secessionisten vereitelt. An der Spitze der ohne jede Unterstützung von Washington organisirten Regimenter zeichneten sich besonders Kapitän Lyons und Oberst Sigel aus, die bald darauf zu Generalen ernannt wurden. Sigel schlug 5. Juli 1861 bei Carthage die Secessionisten empfindlich aufs Haupt. Lyons fiel in der für die Bundeswaffen unglücklichen Schlacht bei Springfield, im Südwesten des Staats, 10. Aug. 1861, worauf Sigel die Truppen nach Rocca zurückführte. Gegen Ende August traf der zum Befehlshaber des westl. Departements ernannte General Frémont (s. d.) in Missouri ein und organisirte hier unter vielen Schwierigkeiten, aber mit großem Geschick seine Streitkräfte. Er baute die ersten Kanonenboote auf dem Mississippi, rückte nach dem Südwesten des Staats vor und stand im Begriff, den Rebellen zu Anfang Nov. die Entscheidungsschlacht zu liefern, als er plötzlich seines Commandos enthoben wurde. Frémont hatte nämlich unterm 31. Aug. die Sklaven der Rebellen für frei erklärt, was ihm von dem damals noch zaudernden Präsidenten als ein Eingriff in seine Rechte ausgelegt und sehr verübelt wurde. Zunächst übernahm Hunter, dann Halleck das Commando, den Staat den Rebellen preisgebend und sich selbst in St.-Louis einrichtend. Erst im Febr. 1862 rückten die Bundestruppen unter Curtis wieder vor, und Sigel's Sieg bei Pearidge im nordwestl. Arkansas, nahe der Missourigrenze, säuberte den schwer heimgesuchten Staat von den Secessionisten (6.—8. März 1862).

Zu den bereits vorhandenen Feinden schien sich noch England gesellen zu wollen. Dasselbe forderte die Herausgabe der vom Commodore Wilkes auf dem engl. Dampfer Trent 8. Nov. 1861 gefangen genommenen Rebellencommissare Slidell und Mason und erwirkte diese auch nach einigen Verhandlungen, da Lincoln sich für zu schwach erklärte, zwei Kriege auf einmal zu führen. Am Ende des Jahres 1861 hatten die Vereinigten Staaten 640000 Freiwillige unter den Waffen und eine reguläre Armee von 20000 Mann. Der Krieg dehnte sich jetzt die ganze Grenzlinie zwischen den loyalen und den abgefallenen Staaten entlang. Beide Theile hatten, mit Ausnahme Missouris, ziemlich unverändert ihre alten Stellungen inne, aber die Unionsregierung machte jetzt ernstliche Anstrengungen für die Eroberung des Mississippithales. Zu diesem Zwecke hatten die Bundestruppen ihre Operationsbasis in Cairo gewählt, am Einfluß des Ohio in den Mississippi. Hier rüsteten sie eine bedeutende Flotte von Kanonen- und Mörserbooten gegen die Rebellen aus, welche südlich von jenem Punkte den ganzen Strom und das angrenzende Land beherrschten. Ihre Postenkette erstreckte sich vom Mississippi aus durch Südkentucky und Osttennessee bis zum Cumberland-Gap, einem wichtigen Engpaß in den Cumberlandgebirgen an dem Punkte, wo die Grenzen von Virginien, Kentucky und Tennessee zusammentreffen. Die wichtigsten Punkte auf dieser Linie waren Columbus am Mississippi, Fort Henry am Tennessee, Fort Donelson am Cumberland, Bowling-Green und Mill-Spring in Kentucky. Infolge der Siege bei Rumfords-Hill (17. Dec.) und Mill-Spring (19. Jan. 1862) durch Thomas, der Einnahme von Fort Henry (6. Febr.) durch Foote und des Forts Donelson (16. Febr.) durch Grant fielen Nashville, bald darauf ganz Kentucky und ein Theil von Tennessee in die Hände des Bundes. Nach der Räumung von Columbus und Nashville zogen sich die Rebellen mit einem Theil ihrer Truppen zurück nach Neumadrid am Mississippi und der benachbarten Insel Nr. 10, mit dem andern Theile aber nach Corinth in die nordöstl. Ecke des Staats Mississippi, nahe dem Tennesseefluß. Pope nahm Neumadrid 14. März 1862 und 8. April die mit ihm vereinigte Flotte die Insel Nr. 10. Die Hauptmacht des Bundesheers unter Grant verfolgte den Feind nach Corinth, in dessen Nähe es 6.—8. April zu einer Schlacht kam (Shiloh, Pittsburg-Landing), welche mit dem Rückzuge der Südlichen nach Corinth endete. Hier errichteten sie große Erdwerke, die der von St.-Louis herbeigeeilte unfähige General Halleck zwei Monate lang belagerte, aber eines Morgens geräumt fand. Halleck hatte sich schwer täuschen und den Feind ungestört entwischen lassen. Wichtiger war der Einfall des General Mitchell in Nordalabama, welcher durch die Besetzung der Memphis- und Charlestoner Eisenbahn die Verbindung der südl. atlantischen Staaten mit dem Westen abschnitt. Noch wichtiger aber erwies sich die Einnahme der Mississippimündungen und der Stadt Neuorleans durch Farragut und Butler, welche in den letzten Tagen des April 1862 vollendet wurde. Um diese Zeit fing endlich auch die Potomac-Armee an vorzurücken. Die Nachhut M'Clellan's passirte den Fluß hinunter nach Fort Monroe, welchem gegenüber 8. März der denkwürdige Kampf zwischen dem neuen Dampfwidder Monitor und dem Rebellendampfer Merrimac stattfand. M'Clellan zog zu Lande

südöstlich und hielt sich wochenlang vor Yorktown auf, welchen unbedeutenden, auch nur gering vertheidigten Ort er durch eine regelmäßige Belagerung zu nehmen hoffte, während die Rebellenarmee sich in Richmond concentrirt hatte und hier den Entscheidungskampf erwartete. Auch die Bundestruppen rückten von verschiedenen Seiten gegen die Rebellenhauptstadt vor. M'Dowell marschirte über Pittsburg von Norden her. Banks sollte, von Westen aus durch das Shenandoahthal vordringend, die Bewegung unterstützen, wurde aber von Jackson geschlagen. Auch sein Nachfolger im Commando, Frémont, konnte nichts ausrichten. Das Gefecht bei Croß-Keys, 8. Juni 1862, vermochte nicht, den sich zurückziehenden Jackson unschädlich zu machen. In der Zwischenzeit folgte M'Clellan dem Feinde in langsamen Märschen über die Halbinsel York an den Chickahominy, eine sumpfige Flußniederung, die passirbar zu machen einen vollen Monat in Anspruch nahm und Tausende von Soldaten am Sumpffieber dahinraffte. Unter diesen Umständen nützten kleine Erfolge, wie der Sieg bei Fair-Oaks (31. Mai) wenig oder gar nichts. Erst 26. Juni wurde der Chickahominy überschritten, und jetzt kam es in den letzten Tagen des Juni und in den ersten des Juli zu jener Reihe von Schlachten und Gefechten, welche etwas ruhmredig die Siebentageschlacht genannt wurden. Obschon dieselben meist günstig für die Bundeswaffen ausfielen, endeten sie doch bei der Unentschlossenheit M'Clellan's zuletzt mit dem Rückzuge nach Harrisons-Landing am James-River, wo der Bundesfeldherr, von einer starken Flotte von Kanonenbooten geschützt, bis zum 14. Aug. unthätig liegen blieb.

Halleck, welcher seit dem 11. Juli als Generalissimus die Bewegungen sämmtlicher im Felde stehenden Truppen leitete, hatte M'Clellan schon im Juli an den Rappahannock zurückgerufen und zugleich aus den ehemaligen M'Dowell'schen, Frémont'schen und Banks'schen Corps die sog. Virginische Armee gebildet und unter den Oberbefehl des unfähigen Pope gegeben. Dieser stellte sich zum Schutze der Bundeshauptstadt längs der Alexandria- und Orangeeisenbahn auf und hatte die ganze Wucht des Angriffs der gegen ihn vorbrechenden Südlichen unter Jackson und Lee zu tragen, da M'Clellan, der sich mit ihm vereinigen sollte, absichtlich nicht eilte und erst zu Anfang Sept. bei Washington eintraf. Da kam es zur zweiten Schlacht von Bull-Run (29. und 30. Aug.), in welcher, trotz des partiellen Siegs des Generals Sigel, die Bundestruppen am zweiten Tage geschlagen wurden, infolge dessen der um die Regierungshauptstadt besorgte Pope auf diese zurückfiel. Lee rückte jetzt ungestört weiter nach Norden, überschritt den Potomac 4. Sept., nahm 14. Harpers-Ferry, wurde aber 17. durch den inzwischen von der rath- und machtlosen Regierung wieder mit dem Oberbefehl betrauten M'Clellan bei Antietam geschlagen und zur Umkehr gezwungen. Nach diesem Erfolge lag M'Clellan wieder sechs Wochen lang müßig, bis er 7. Nov. 1862 für immer vom Obercommando entfernt wurde. Burnside, der im Obercommando folgte, machte den ungerechtfertigten Versuch, nach Richmond vorzudringen, sah sich aber 13. Dec. 1862 bei Fredericksburg blutig zurückgeschlagen, worauf ihn Hooker als Oberbefehlshaber ersetzte. Mit der Niederlage bei Fredericksburg endeten die Operationen der Potomac-Armee für das Jahr 1862, welches, wenn es auch im Felde keine großen Erfolge aufweisen konnte, doch dadurch noch wichtig wurde, daß es das Ende der Sklaverei brachte. Lincoln konnte sich endlich nicht länger der Einsicht verschließen, daß die Sklaverei die Ursache des ganzen Kampfs wäre und daß ihre Abschaffung den Gegner in seinen verwundbarsten Interessen schädigen müßte, namentlich in den Augen des Auslandes, welches gerade im Herbst des Jahres 1862 bei der täglich geringer werdenden Aussicht auf Baumwollzufuhr ziemlich unverblümt mit Einmischung drohte und in der demokratischen Partei des eigenen Landes nur zu willfährige Bundesgenossen gefunden haben würde. Lincoln erließ 22. Sept. 1862 eine Proclamation, worin er alle in den rebellischen Landestheilen gehaltenen Sklaven für frei erklärte. Mit dem 1. Jan. 1863 trat diese Bestimmung in Kraft, und somit war die Sklaverei mit dem Anfang des dritten Kriegsjahrs gesetzlich abgeschafft.

Die Operationen der Potomac-Armee für das neueröffnete Jahr 1863 lassen sich in Kürze zusammenfassen. Hooker, ein guter Corpscommandant, aber ein schlechter Feldherr, rückte erst in den letzten Tagen des April 1863 gegen den südlich vom Rapidan stehenden Feind vor und überschritt diesen Fluß etwa 10 engl. M. westlich von Fredericksburg, während das Sedgwick'sche Corps direct von Falmouth nach letzterer Stadt übersetzte und die in ihrem Rücken gelegenen Höhen nahm. Hooker versäumte seine Verbindung mit Sedgwick herzustellen, ja überließ diesen seinem Schicksal. Er traf 2. Mai bei Chancellorsville auf den Feind, ließ sich von diesem unter Jackson umgehen und zog sich, von Lee in der Fronte gefaßt, mit empfindlichem Verlust wieder zurück. Seine Aufstellung war so mangelhaft, daß er kaum den dritten Theil seiner Truppen ins Gefecht brachte. Um die Schuld von ihm abzuwälzen, klagte man das 11. (deutsche) Corps,

welches das exponirteste war und, trotz der rechtzeitigen Warnung der deutschen Generale, durch Hooker's Eigensinn zuerst in der Flanke gefaßt und geworfen wurde, der Feigheit und des dadurch bewirkten Verlustes der Schlacht an. Weder Hooker noch der das Corps commandirende General Howard gaben der Wahrheit die Ehre, und es bedurfte erst der officiellen Darstellung der Schlacht seitens der siegreichen Rebellen, um die Kopflosigkeit Hooker's ins rechte Licht zu setzen. Uebrigens verlor der Süden, wenn auch nicht in dieser Schlacht, so doch unmittelbar nach ihr, Stonewall Jackson, einen seiner fähigsten Generale, dem ein Schuß seiner eigenen Leute den Arm zerschmetterte. Infolge des Verlustes der Schlacht bei Chancellorsville mußte Hooker 28. Juni den Oberbefehl an Meade abtreten, der den inzwischen über den Potomac in Maryland und Pennsylvanien eingedrungenen Feind bis nach Pittsburg in Pennsylvanien verfolgte. Hier kam es 2. und 3. Juli zu einer der blutigsten Schlachten, welche Lee zum Rückzuge zwang und den Wendepunkt des Kriegs bildete. Meade verfolgte den geschlagenen Feind nicht eifrig genug. Von jetzt an lag die Potomac-Armee bis zum Frühjahr 1864 müßig in der Nähe von Washington, einen Theil ihrer Truppen an die westl. Corps abgebend.

Bessere Erfolge hatten inzwischen die vereinigten Anstrengungen der Armee und Flotte im Westen erzielt. Das Hauptinteresse dieses Theils des Kriegstheaters concentrirte sich auf den Mississippi und auf die südwestl. Ausläufer der Alleghanies. Der Admiral Farragut hatte 12. Mai 1862, von Neuorleans aus aufwärts segelnd, Natchez genommen und war bis zu Anfang Juni bis Vicksburg vorgerückt, welches er jedoch zu stark vertheidigt fand, als daß er es durch eine bloße Beschießung hätte nehmen können. Er fand bald, daß es sich um eine regelmäßige Belagerung handelte. Der von Neuorleans herbeigeeilte General Butler suchte der Flotte dadurch zu helfen, daß er den Mississippi durch einen oberhalb der Stadt gegrabenen Kanal in ein neues Bett lenken und dadurch die Festungswerke der Stadt unschädlich machen wollte. Mehrere dahin zielende, mit ungeheuern Opfern an Geld und Waffen gemachte Versuche mislangen aber. Auch Curtis, der von Arkansas aus den südlich von Vicksburg operirenden Truppen die Hand reichen wollte, richtete nichts aus. Im Herbst erhielt Grant endlich den Oberbefehl über die gegen die wichtige Festung operirenden Bundestruppen und zwang diese nach einer länger als zwölfmonatlichen Belagerung 4. Juli 1863 zur Uebergabe. Die Siege bei Gettysburg und bei Vicksburg fielen fast auf denselben Tag und erregten im ganzen Lande den höchsten Enthusiasmus. Jetzt war der große Strom ganz für den Bund gewonnen und die Uebergabe der Posten am Arkansas und einiger untergeordneter Posten am Mississippi geschah infolge des gelungenen Hauptschlags; selbst theilweise Niederlagen, wie die des General Banks in Texas, konnten das glücklich gewonnene Resultat kaum beeinträchtigen.

Die in Mississippi gegeneinander operirenden Armeen befanden sich, wie bereits erwähnt, im Frühjahr 1862 bei Corinth. Wie die Secessionisten im Sommer 1862 nach den Erfolgen bei Richmond sich ermuthigt fühlten, unter Lee und Jackson den Krieg in den Norden zu spielen, so drang auch im Sept. 1862 Bragg nach Chattanooga vor, dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkte in der südöstl. Ecke von Tennessee und nicht weit von der Grenze von Alabama und Georgia. Eine zweite Colonne verfügte sich aus Osttennessee bis an den Ohio und bedrohte Cincinnati. Man schickte Buele, den lauen, wenn auch nicht unfähigen Befehlshaber der Bundestruppen, hinter dem Feinde her, statt diesen in der Flanle zu fassen, und warf sich nach Louisville. Rosecranz und Grant retteten jetzt die Ehre der Bundeswaffen. Dieser säuberte in kurzer Zeit West- und Mitteltennessee vom Feinde. Jener schlug zu Neujahr 1863 Bragg bei Murfreesboro, gelangte aber erst nach dem Fall von Vicksburg dazu, seinen Gegner langsam gegen Chattanooga zurückzudrängen. Burnside operirte, ihn unterstützend, auf seinem linken Flügel und beschäftigte den Feind in Osttennessee. Unter Rosecranz standen die drei Corps von Thomas, M'Cook und Crittendon, etwa 40000 Mann zusammen. Statt sich zunächst in Chattanooga festzusetzen, eilte Rosecranz dem sich nach Süden wendenden Feinde nach, wurde aber von diesem 29. und 30. Sept. 1863 in der mörderischen Schlacht bei Chicamauga geschlagen. Thomas wies in der festen Stellung von Chattanooga die weitern Angriffe des Feindes zurück, der sich fortan damit begnügte, von Lookout-Mountain die Stadt von Zeit zu Zeit zu bombardiren und dem Bundesheer die Zufuhren abzuschneiden. Dieses war allerdings im Laufe des Winters derartig eingeschlossen, daß eine Zeit lang sogar seine Existenz auf dem Spiele stand. Am 19. Oct. 1863 ward Rosecranz abberufen und von dem durch die Einnahme von Vicksburg zum Helden des Tages gewordenen General Grant abgelöst, welcher nunmehr den Oberbefehl über die drei Armeen des Ohio (Burnside), des Cumberland (Thomas) und des Tennessee (Sherman) übernahm. Zugleich stieß Hooker mit seinem alten Corps und einem Theil des 11. Corps

zu Grant, da die Operationen am Potomac für den Winter ruhten. Die Bundestruppen vertrieben Ende Nov. 1863 durch einige kühne Manöver den zur Offensive übergehenden Bragg aus den Chattanooga umgebenden Bergen (Lookout-Mountain und Missionary-Ridge). Die Flucht des Feindes kam erst in Dalton in Georgia zum Stillstand, und Bragg mußte jetzt den Oberbefehl an Hardee abgeben. Nachdem Sherman zur Sicherstellung der Rechten der nunmehrigen Hauptstellung mit 30000 Mann einen ausgedehnten Streifzug von Vicksburg bis an die Grenze von Alabama ausgeführt hatte, trat er Ende Febr. 1864 den wichtigen Marsch von Chattanooga nach Atlanta in Georgia an, welches er, nur schrittweise vorrückend und unter beständigem Zusammenstoß mit dem Feinde, erst Anfang Sept. 1864 einnahm. Er errang hiermit einen Sieg von der größten Bedeutung nach einem ruhmvollen Feldzuge. Die nächste Zeit nach der Einnahme der Stadt brachte er mit der Sicherung seiner Stellung und Verbindungen zu. Wohin er sich wandte, wichen die Feinde vor ihm zurück. Diese über seine wahre Absicht täuschend, brach Sherman 16. Nov. zu seinem kühnen Marsch nach Savannah auf, wo er bereits 22. Dec. 1864 einrückte, ohne bedeutendem Widerstand unterwegs begegnet zu sein. Inzwischen hatte Thomas seinen Gegner Hood nach Nashville gelockt und dort gänzlich geschlagen (16. bis 18. Dec.), ja dessen ganze Armee aufgerieben.

Im Frühjahr 1864 waren auch die Operationen der Potomac-Armee wieder aufgenommen worden, nachdem man Grant 12. März mit dem Titel Generallieutenant zum Oberbefehlshaber aller im Felde stehenden Armeen ernannt, während Halleck unter dem bescheidenern Titel eines Stabschefs des Präsidenten die Bewegungen der Armee von Washington aus leitete. Grant brach 3. Mai mit dem stärksten Heere, das man in den Vereinigten Staaten bisher vereinigt gesehen, mit 500000 Mann, gegen Richmond auf. Er war kaum über den Rappahannock gegangen, so schlug ihn Lee 5. Mai in der mörderischen Schlacht in der Wilderneß (nahe bei Chancellorsville). Grant ließ sich jedoch nicht zurückwerfen, sondern drängte Lee nach den Gefechten in und um Spottsylvania (10. bis 17. Mai) weiter südöstlich zurück. Schritt vor Schritt sein Terrain erkämpfend und erweiternd, umging er Lee's Stellungen, überschritt nach der unentschiedenen, aber mörderischen Schlacht bei Cold-Harbor (4. Juni) den Chickahominy und berannte Petersburg 16. Juni. Der 18. Juni gemachte Hauptangriff schlug ebenfalls fehl, und so begann die Belagerung, die bis zum April 1865 dauerte. Butler, welcher Grant von der Seeseite her unterstützen sollte, richtete auch nichts aus und mußte sich bei Bermuda-Hundred verschanzen. Sigel, der aus den Blue-Mountains hervorbrechen und Richmond von Westen her angreifen sollte, mußte vor dem ihm überlegenen Feinde zurückweichen und Hunter Platz machen, der trotz der ihm gewordenen Verstärkungen das Shenandoahthal preisgab. Während vor Petersburg und Richmond die Lage der Dinge bis zum Ende des Jahres ganz dieselbe blieb, errang Sheridan im Shenandoahthale im Sept. und Oct. einige bedeutende Erfolge (Winchester, Fishers-Hill, Straßburg, Cedar-Creek), vermochte aber doch nicht sich Richmond von Südwesten her zu nähern.

In diese Zeit fiel auch die Präsidentenwahl von 1864. Lincoln besiegte diesmal mit dem Programm der unbedingten Fortführung des Kriegs bis zur Niederwerfung der Rebellion seinen Gegencandidaten, den Exgeneral M'Clellan, der von den Freunden des Südens und den Gegnern des Kriegs aufgestellt war, mit absoluter Stimmenmehrheit. Als Vicepräsident ward, statt des verdienten Hamlin, der als Neuengländer weniger annehmbar schien, Andrew Johnson gewählt, der sich damals durch sein energisches Vorgehen gegen die Rebellen in Tennessee einer großen Popularität erfreute. Mit der Eröffnung des neuen Jahres 1865 waren die Kreise um die Secessionisten bereits so eng gezogen, daß ihre endliche Niederwerfung nur noch eine Frage von wenigen Monaten war. Sherman machte sich 1. Febr. von Savannah aus auf den Weg nach Norden. Schimmelfennig, der vor dem seit dem Sommer 1862 belagerten Charleston lag und dieses 17. Febr. einnahm, hielt hier Hardee im Zaum und verschaffte Sherman einen wenig behinderten Uebergang über den South-Edisto. Dieser erzwang 17. Febr. die Räumung des bald darauf verbrannten Columbia, der Hauptstadt von Südcarolina, erreichte 12. März Fayetteville in Nordcarolina und bewirkte 22. März, ohne daß die unter Johnson vereinigten Ueberreste der Rebellenarmee es verhindern konnten, bei Goldsboro seine Vereinigung mit den von Wilmington herbeigeeilten Generalen Tirry und Schofield. Bereits 26. März wohnte Sherman einem großen Kriegsrath in City-Point bei, welcher den sofortigen Angriff auf Petersburg und Richmond beschloß. Sheridan führte jetzt seine Cavalerie und den linken Flügel der Potomac-Armee über die Weldonbahn, während auf der äußersten Rechten Ord mit der James-River-Armee heranrückte. Am 1. April 1865 kam es an den Five-Points an der White-Oak-Straße zur Entscheidungsschlacht, wo Longstreet nach tapferm, hartnäckigem Widerstande erlag. Am 2. April

nahm Potter auf der Rechten der Potomac-Armee das Fort Mahone, infolge dessen Petersburg dem Einzuge der Bundestruppen am folgenden Tage keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. An demselben Tage (3. April) drang auch Weitzel, mit mehrern Negerregimentern als Avantgarde, in Richmond ein. Am 9. April ergab sich Lee unter den günstigsten Bedingungen dem General Grant bei Appomatox-Courthouse, und 17. April streckte auch Johnson vor Sherman die Waffen. Der Krieg war beendet, der Sieg der Bundesarmee überall entschieden, wenn sich die letzten südl. Truppen auch erst 26. Mai unter Kirby Smith ergaben. Jefferson Davis, der die Flucht ergriffen hatte, um sich von den Golfstaaten aus nach Cuba zu retten, wurde 20. Mai 1865, als altes Weib verkleidet, bei Macon in Georgien gefangen genommen. Man schob indessen den Proceß gegen ihn hinaus, und noch im Sommer 1868 war sein Schicksal unentschieden.

Einige Tage nach Lee's Uebergabe wurde 14. April 1865 der Präsident Abraham Lincoln von einem fanatischen Partisanen des Südens, dem Schauspieler Booth, im Theater zu Washington ermordet. Die That trug jedoch dem Süden nicht die erwartete Früchte. Dieselbe erregte überall den Abscheu, den sie verdiente, und rief weder Unordnung noch eine Unterbrechung der Regierungsgeschäfte hervor, sodaß die Entwickelung den ihr durch den Abschluß des Krieges vorgezeichneten Gang ging. Anfangs schien der Nachfolger Lincoln's, der Vicepräsident Johnson, mit Härte durchsetzen zu wollen, was sein Vorgänger mit Versöhnlichkeit und Milde zu erreichen gestrebt hatte. Allein bald zeigte sich, daß er nur in drohenden Redensarten stark gewesen, und daß er fortan nur ein Werkzeug in den Händen seiner frühern polit. Freunde war. Johnson suchte im Einklange mit deren Wünschen die Beziehungen der niedergeworfenen Rebellenstaaten zum Bunde wieder zu ordnen und dabei die gesetzlich vorgeschriebene Initiative des Congresses ganz zu umgehen. Für den Congreß aber handelte es sich überhaupt um die wichtige Frage der Reconstruction des von der Sklaverei befreiten Südens. Während der Präsident die südl. Staaten bedingungslos und ohne jede wesentliche Uebergangsperiode wieder zulassen wollte, behandelte dieselben der Congreß, trotz der ihnen gestellten milden Bedingungen, wie Territorien, welche sich im Zustande einer staatlichen Unmündigkeit befanden, bewilligte ihnen aber sofortige Zulassung als vollberechtigte Mitglieder in den Bund, sobald eine von den zu registrirenden und registrirten Wählern (die ehemaligen Führer allein ausgeschlossen) gewählte constituirende Versammlung des betreffenden Staats die neue, die Sklaverei selbstredend ausschließende Verfassung entwerfen und deren Genehmigung vom Congresse erwirkt haben würde. Die Südländer wiesen aber, vom Präsidenten unterstützt, diese Bedingungen zurück, mishandelten die Neger, als ob sie noch ihre Sklaven wären, und drängten den Congreß nach jahrelangem Zögern zu Anfang 1867 endlich zu dem entscheidenden Schritte, daß er den Schwarzen, um ein Gegengewicht gegen die Anmaßungen der Weißen zu schaffen, das Stimmrecht einräumte. Dieser Kampf zwischen dem Präsidenten und den ihm verbündeten ehemaligen Secessionisten einerseits und dem Congresse und der loyalen Bevölkerung des Landes andererseits bildete den Inhalt der polit. Geschichte der Vereinigten Staaten von 1865—68. Der Streit führte schließlich sogar zur Versetzung des Präsidenten in Anklagezustand und einem Impeachmentprocesse, welcher im Laufe des Mai 1868 mit der Freisprechung des Präsidenten endete. Ohne das Verfahren Johnson's würde der Uebergang voraussichtlich leichter geworden sein und nicht so tief in das innerste Leben der Nation eingegriffen haben. Es wird unter solchen Verhältnissen noch lange Zeit dauern, ehe Recht, Ordnung und Gesetz im Süden wiederhergestellt und ein befriedigender Zustand geschaffen ist. Der Süden muß sich erst den modernen Rechtsanschauungen und den ökonomischen und socialen Fortschritten des Nordens anpassen, wenn die Union nicht ein inhaltsloser Begriff bleiben, sondern wieder ein lebendiger polit. Organismus werden soll.

Die Literatur über die Vereinigten Staaten ist ungemein reich, doch befindet sich darunter verhältnißmäßig wenig von eigentlicher Bedeutung. Vor allem sind zu erwähnen die Werke Bancroft's (s. d.), «History of the United States» (Bd. 1—9, Bost. 1862—67, bis 1778 reichend), Hildreth's «History of the United States» (6 Bde., Neuyork 1852 u. öfter; bis 1821 gehend) und Sparks' (s. d.) Sammlungen von Biographien und Documenten. Unter den deutschen Werken nimmt Neumann's «Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika» (3 Bde., Berl. 1863—66) den ersten Rang ein. In den letzten beiden Jahrzehnten erschien eine Reihe zum Theil vorzüglicher und ausführlicher Lebensbeschreibungen der hervorragendsten Generale und Staatsmänner wie von Jefferson, Adams, Madison, Monroe, Hamilton, Colhoun, Webster, Clay, Benton, Douglas u. s. w. Auch über einzelne bedeutende Fragen auf dem Gebiete der Geschichte und Politik sind werthvolle Monographien vorhanden, wie z. B. Talvj, «Die Colonisation von

Neuengland» (Lpz. 1847); Kapp, «Die Geschichte der Sklaverei» (Hamb. 1861); Parkman's Arbeiten über die Indianerkriege u. s. w. Den mexic. Krieg behandelten besonders Ripley, Thorpe, Jenkins, Mansfield und Henry. Die Literatur über den letzten Rebellionskrieg ist bereits zu einer Bibliothek angewachsen, doch ist bisher, mit Ausnahme der officiellen Berichte einzelner Generale, nur wenig Werthvolles vorhanden. Erwähnung verdienen die Werke von Greeley, MacPherson, Pollard und einiger anderer. Für deutsche Leser schrieb R. Schmidt eine «Geschichte des amerik. Bürgerkriegs» (Philad. 1866 fg.).

Vereinswesen. Verein ist jede geordnete, einen Zweck verfolgende Verbindung einer Anzahl Menschen, welche nicht (wie etwa die Familie) auf einer bloßen Naturnothwendigkeit beruht, sondern, wie mindestens vorausgesetzt werden muß, auf der freien Wahl und Entschließung der einzelnen. In diesem weitern Sinne sind die Gemeinde, der Staat, selbst die Kirche Vereine, und es gibt auch Vereine von Staaten, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, die Eidgenossenschaft, der Norddeutsche Bund, der Zollverein u. s. w. beweisen. Doch pflegt man einen derartigen Verein von Staaten in der Regel einen Bund zu nennen, wenn die Verbindung eine enge, politische ist. Im engern Sinne unterscheidet man jedoch den Verein sowol von der Gesellschaft (s. d.) und den staatlichen Körperschaften als von der Association (s. d.) und den Genossenschaften und bezeichnet als Verein nur solche Vereinigungen, welche weder aus einem allgemeinen menschlichen oder staatlichen Bedürfniß (wie die Staats- und Religionsgesellschaften, Kreis- und Gemeindecorporationen u. s. w.) hervorgehen, noch auch Zwecke verfolgen, die unmittelbar auf die Förderung eines persönlichen Interesses der Theilnehmer abzielen (wie z. B. die Actiengesellschaften, die kaufmännischen Gesellschaften, die wirthschaftlichen Associationen). In diesem engern Sinne gelten als Vereine nur diejenigen Vereinigungen, welche eine freigewählte Thätigkeit im Interesse der Gesammtheit oder kleinerer Kreise ohne Rücksicht auf eigenen materiellen Gewinn zum Gegenstande haben. Dieser Art sind die Politischen Vereine (s. d.), die Kunst- und Gewerbevereine, die Bildungs- und Erziehungsvereine, die Auswanderungsvereine, die Vereine zum Wohle der arbeitenden Klassen, die Turn-, Schützen-, Gesang- und Musikvereine, die rein geselligen Vereine und viele Vereine anderer Art, welche namentlich in neuerer Zeit in sehr großer Zahl entstanden sind. Der Antrieb zu derartigen freien Vereinigungen liegt zunächst in dem Triebe zur Geselligkeit selbst, welcher dem Menschen innewohnt, dann aber auch in der Ueberzeugung, daß die Zwecke, welche erreicht werden sollen, durch den einzelnen nicht erreicht, ja oft nicht einmal angestrebt werden können. Es ist dazu die vereinigte Kraft mehrerer oder vieler erforderlich, und dabei in nicht wenigen Fällen die vereinigte Kraft vieler Menschen, welche sich in Anlagen, Fähigkeiten, Bildung, Kenntnissen, Erfahrung und Stellung wesentlich unterscheiden und so ergänzen. Daß diese Vereine im engern Sinne nicht nur gut und nützlich, sondern auch nothwendig sind, wird nicht mehr bestritten, und selbst da, wo sie unter strenger Aufsicht und Controle gehalten werden, gibt man dies zu. Ist das aber der Fall, so gibt es auch ein Vereinsrecht, das darin besteht, daß die Individuen, die Staatsbürger berechtigt sind, sich zu allen möglichen Zwecken nach Belieben zu vereinigen, sofern sie damit gegen kein allgemeines Staatsgesetz und namentlich nicht gegen die Strafgesetze verstoßen. Vollständig anerkannt und durchgeführt ist das Vereinsrecht freilich nur in den freiesten Staaten der Welt, in Nordamerika, in England, in Belgien, in der Schweiz. Denn wenn auch hier zum Theil eine Anzeige an die Obrigkeit von der Bildung des Vereins, die Bildung eines regelmäßigen Vorstandes, das unbewaffnete Erscheinen in den Zusammenkünften des Vereins gefordert wird, so ist doch damit noch nicht eine Einschränkung des Vereinsrechts hergestellt. Nicht ganz dasselbe ist von andern Staaten, namentlich auch von Deutschland, zu behaupten, obwol die neuere Vereinsgesetzgebung sich von der frühern zu ihrem Vortheil wesentlich unterscheidet. In Deutschland bestanden bis 1848 die strengen Bestimmungen des Bundesbeschlusses vom 5. Juli 1832, wonach alle Vereine mit polit. Zwecken oder die unter anderm Namen als solche benutzt würden, verboten waren und nichtpolit. Vereine höchstens geduldet wurden. Oft gestattete man aber auch nicht einmal die nichtpolit. Vereine, und es kam z. B. bei dem 1844 in Berlin gegründeten Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen in Preußen der eigenthümliche Fall vor, daß König Friedrich Wilhelm IV. dem Verein zur Förderung jener Zwecke 15000 Thlr. aus seiner Chatoulle überwies, die preuß. Regierung aber das Inslebentreten des Vereins verhinderte. 1848 herrschte dagegen vollständige Vereinsfreiheit, die eine große Zahl von Vereinen allerorten sofort ins Leben rief. In den folgenden Jahren wurden jedoch die Vereine wieder sehr eingeschränkt und damit dem größten Theile derselben der Untergang bereitet. Es entstanden Vereinsgesetze, welche ziemlich übereinstimmend die Bildung von Vereinen und Ver-

anstaltung öffentlicher Versammlungen einer strengen obrigkeitlichen Controle unterwarfen, den Polizei- und Verwaltungsbehörden die Schließung von Versammlungen und das Verbot von Vereinen gestatteten, sobald bei Ausübung des Vereinsrechts nach ihrer Ansicht Ausschreitungen vorgekommen waren, und in der Regel jede Verzweigung von Vereinen untersagten. Das Bundesvereinsgesetz von 1854 bestätigte diese Bestimmungen im wesentlichen und dehnte sie noch weiter aus, indem es alle Arbeitervereine und Verbrüderungen mit polit., socialistischen und communistischen Zwecken verbot. Dieses Bundesgesetz ist mit den Ereignissen von 1866 und der Auflösung des Bundes weggefallen. In der Regel können sich jetzt Vereine frei bilden. Dieselben müssen aber ihre Statuten und die Verzeichnisse ihrer Mitglieder einreichen und durch den Vorstand von jeder Zusammenkunft 24 St. vorher Anzeige machen, während den Vereinsversammlungen Abgesandte der Polizei beiwohnen, welche dieselben, sobald ungesetzliche Anträge vorkommen, schließen dürfen. Dabei besteht für polit. Vereine die Beschränkung, daß Frauen und Lehrlinge diesen nicht angehören und daß dergleichen Vereine untereinander nicht in Verbindung und Correspondenz treten dürfen. In Preußen sind von diesen Beschränkungen Wahlvereine befreit. Viel strengere Bestimmungen haben andere europ. Staaten, namentlich auch Frankreich, wo, mit Ausnahme einer kurzen Periode nach dem 24. Febr. 1848, das V. jederzeit sehr beschränkt gewesen ist. Noch 1868, als von der Regierung, welche die Vereine ebenfalls sehr fürchtet, denselben einige Erleichterungen zugestanden wurden, fanden diese Maßregeln im Senat und in dem Gesetzgebenden Körper eine sehr lebhafte Opposition. Ungeachtet jener Erleichterungen gibt es jedoch in Frankreich ein Vereinsrecht nicht. Strenger als die Vereine sind überall stets die Volksversammlungen behandelt worden, diese Versammlungen, welche durch einzelne Personen oder durch ein Comité zur Besprechung über einzelne polit., sociale, wirthschaftliche, religiöse oder andere Fragen zusammenberufen werden, und deren Theilnehmer in keiner Weise durch das Band eines Vereins zusammenhängen. Solche Versammlungen waren entweder ganz verboten oder nur mit polizeilicher Genehmigung unter gewissen strengen Bedingungen gestattet. In Preußen und andern deutschen Staaten bedürfen Volksversammlungen unter freiem Himmel auch jetzt noch der förmlichen polizeilichen Genehmigung; auf andere, in geschlossenen Räumen abgehaltene Volksversammlungen kommen dagegen diejenigen Bestimmungen in Anwendung, welche für Vereinsversammlungen gelten. Dieselben müssen nämlich durch die Veranstalter 24 St. vorher angezeigt werden. Ferner wohnen ihnen Abgeordnete der Obrigkeit bei, welche einen passenden Platz erhalten müssen und die Versammlung in gewissen Fällen auflösen können. Endlich dürfen in ihnen, falls sie einen polit. Charakter haben, Kinder und Frauen nicht anwesend sein.

Verfahren nennt man in der Rechtssprache eine zusammengehörende Reihe von Handlungen des Richters und der Parteien zum Zweck einer richterlichen Entscheidung. Im Criminalrecht und im bürgerlichen Proceß macht jeder Abschnitt desselben, in welchem die Verhandlungen zu einer richterlichen Entscheidung führen, ein V. aus. So entsteht ein V. über die Klage, deren Zulässigkeit, Beantwortung und über die Einreden; ein Beweisverfahren über die Förmlichkeiten und die verschiedenen Mittel des Beweises, Urkunden, Zeugen, Eide, Augenschein u. s. w., und ein Hauptverfahren, worin jeder Theil auszuführen sucht, wie viel er selbst und wie wenig der Gegner bewiesen habe. Durch eingewandte Rechtsmittel wird wieder ein neues, ein Appellations-, Revisions- oder Läuterungsverfahren veranlaßt, bis es nach gefälltem Urtheil zu dem Executionsverfahren kommt. Im Strafproceß scheiden sich voneinander die Voruntersuchung, das Anklageverfahren über die Frage, ob der Angeschuldigte in den eigentlichen Anklagestand zu versetzen, und die Hauptverhandlung zum Zwecke der endgültigen Beweisaufnahme und Entscheidung. Auch braucht man das Wort V. im weitern Sinne für Proceß und sagt z. B. Strafverfahren für Criminalproceß.

Verfassung. Das Wort V. bezeichnet einen unter allen zusammengesetzten Verhältnissen vorkommenden Zustand, wird aber besonders auf Gesellschaften und hier wieder namentlich auf Staaten und Staatenverbindungen angewendet. Auch hier pflegt man jedoch nicht alles, was zur V. gehört, sondern nur die jurist. Momente derselben mit V. zu bezeichnen. Demnach ist V. die Summe derjenigen rechtlich begründeten Einrichtungen, durch welche der Staat als ein seinem Wesen entsprechendes (organisches) souveränes Gesammtwesen erscheint. Die Bedeutung des Begriffs für andere Arten der Vergesellschaftung ergibt sich aus der Analogie von selbst. Faßt man den Staat nur von der Seite seiner V. auf, so denkt man sich ihn gleichsam in ruhendem Zustande, während man denselben in der Verwaltung lebensvoll thätig sieht. Es leuchtet ein, daß jeder Staat eine V. und eine Verwaltung zugleich haben muß, und daß die eine auf

die andere wechselseitig den größten Einfluß übt. Aus innern Gründen rechnet man zur V. die rechtlichen Bestimmungen über die Staatsform und deren Consequenzen, über das Verhältniß, respectiv die Grenze zwischen der Staatsgewalt und der individuellen Freiheit, endlich über die Form der Ausübung der Regierung oder die Betheiligung der Staatsangehörigen an der Berathung und Entscheidung der wichtigsten Staatsangelegenheiten. Die Verbindung der von der Alten Welt ererbten absoluten Staatsidee mit der german. Freiheit hat, durch Vermittelung des Feudalismus, die Folge gehabt, daß, zuerst in England und nach ihm in allen Culturstaaten unserer Epoche, die Anerkennung und der Schutz der persönlichen Freiheit aller Staatsangehörigen sowie die active Antheilnahme des Volks durch seine gesetzlichen Vertreter an den wichtigsten Staatsgeschäften (Gesetzgebung, Staatshaushalt, Verwaltungscontrole, Selfgovernment im Gericht und in der Administration) zu ausdrücklichen Verfassungsprincipien erhoben, durch zur V. gehörige besondere Einrichtungen ausgeführt und unter den speciellen Schutz der V. gestellt wurden. Staaten mit solchen V. nennt man wol auch Verfassungs- oder constitutionelle Staaten, und es wird der Ausdruck V. oder Constitution im engsten Sinne von denjenigen Urkunden gebraucht, in welchen, außer den übrigen grundgesetzlichen Bestimmungen, auch die letztbezeichneten unsern modernen Staaten eigenthümlichen Einrichtungen zusammen niedergelegt sind. Diese **Verfassungsgesetze** werden meist mit einer stärkern Garantie gegen Veränderung und Verletzung versehen als andere Gesetze, und es ist Sache des positiven Rechts, wie weit es den Begriff solcher Gesetze ausdehnen will (Verfassungs-Beilagen, -Edicte, -Novellen). Uebrigens kann ein Staat ein constitutioneller sein, ohne deshalb ein solches einheitliches, geschriebenes **Grundgesetz** zu haben, wie dies namentlich bei England der Fall. Dies wird da eintreten, wo sich die V. nur nach und nach organisch aus dem Gesammtleben der Nation entwickelte. Man unterscheidet gewöhnlich octroyirte und pactirte V., verbindet damit jedoch manche irrige Ansichten. Der bezeichnete Unterschied gibt nämlich weder über die Rechtmäßigkeit noch über die Zweckmäßigkeit eines bestimmten Gesetzes Aufschluß, sondern geht einfach auf die Form der Erlassung. Ein Gesetz nämlich, respective eine V., welche nach vorgängiger Berathung und Beschlußfassung einer Volksvertretung und auf Grund derselben erlassen wurde, heißt eine pactirte; im entgegengesetzten Falle nennt man sie eine octroyirte. Ihre Rechtmäßigkeit hängt also nur davon ab, welche von beiden Formen zur Zeit der Erlassung die rechtgemäße war. Der Act der Octroyirung muß aber, wie der einer Pactirung, vom Geiste der öffentlichen Pflicht, nicht von dem der persönlichen Willkür getragen sein. Eine Octroyirung in Bezug auf Gegenstände, welche zur Mitwirkung der Volksvertretung gehören, ist, falls nicht ein wohlbegründeter Nothstand vorhanden (erlaubte Octroyirung, provisorisches Gesetz), eine **Verfassungsverletzung**. Der Geist unserer Zeit ist ein so entschieden constitutioneller, daß nicht nur jeder Staat, welcher im Kreise der Culturstaaten eine Stelle einnehmen oder behaupten will, constitutionelle Principien und Formen annehmen muß, sondern auch die bereits längst constitutionellen Staaten immer weiter in der Ausbildung und Vertiefung ihres organischen Grundgedankens zu schreiten suchen.

Vergehen hat vielfach dieselbe Bedeutung wie Verbrechen (s. d.), in einem besondern Sinne wird aber darunter eine Klasse von Rechtswidrigkeiten verstanden, welche die mittlere Stufe der Strafbarkeit einnehmen. Das franz. Recht unterscheidet nämlich crimes oder Verbrechen, die mit entehrender oder Leibes- und Lebensstrafe belegt und von den Assisenhöfen unter Beiziehung von Geschworenen abzuurtheilen sind; délits, auf welchen Gefängnißstrafe über fünf Tage bis zu fünf Jahren oder Geldbuße über 15 Frs. steht, und die vor die collegialisch besetzten Zuchtpolizeigerichte gehören; contraventions oder ganz leichte, vom Polizeigericht mit den geringsten Strafen anzusehende Uebertretungen. Neuere deutsche Strafproceßordnungen trennen in gleicher Weise Verbrechen, V. und Uebertretungen unter ähnlicher Ueberweisung an verschiedene Justizstellen, indem sie jedoch theilweise die rechtswidrigen Handlungen, welche der einen oder andern Kategorie zugewiesen sein sollen, nicht nach dem Strafmaße bestimmen, sondern einzeln aufzählen.

Vergeltung oder Wiedervergeltung ist ein Handeln, welches bewirkt, daß jemand das leide, was er andern gethan hat. Die V. einer verübten That geht immer auf Absicht und Erfolg derselben zugleich. Eine solche That ist entweder Wohlthat oder Uebelthat. Die V. bezieht sich auf die eine so gut wie auf die andere und gestaltet sich demnach als Lohn oder Strafe. Daß der, welcher absichtlich wohl oder wehe that, nach der Größe des von ihm beabsichtigten und bewirkten Erfolgs Lohn oder Strafe verdiene, ist ein einfacher sittlicher Grundgedanke. Nicht blos die Pflichten der Dankbarkeit ruhen auf ihm, sondern er soll auch die Verhältnisse des Verkehrs

durchdringen, indem überall, wo Arbeiten, Leistungen, Vortheile, Dienste, die einer dem andern darbietet, auszugleichen und zu vergüten sind, die Regeln einer richtigen V. befolgt werden müssen. Die V. bezeichnet in solchen Fällen dasselbe, was der gewöhnliche Sprachgebrauch unter der Billigkeit versteht, während der Sprachgebrauch der Jurisprudenz den Begriff der Billigkeit meist auf solche Fälle beschränkt, wo man aus Motiven des Wohlwollens etwas von dem strengen Rechte nachläßt. Sehr deutlich tritt die Idee der V. im Strafrechte hervor, und darin liegt der Grund, daß man die V. vorzüglich hierauf bezieht. Im Strafrechte werden die Forderungen der V. in der Form des Rechts sanctionirt. Der Grundgedanke, daß in der Strafe dem Uebelthäter geschieht, was er verdient hat, ist von der Idee des Rechts unzertrennlich, erstreckt sich aber viel weiter, als die Grenzen der in der bürgerlichen Gesellschaft möglichen Strafgerechtigkeit reichen. Die roheste Auffassung jenes Grundgedankens ist die, welche auf eigentliche Talion (s. d.) dringt: sie ist darum falsch, weil es für die V. nicht auf die Art, sondern auf die Größe des vergeltenden Uebels ankommt. Die Anerkennung der Idee der V. als der eigentlichen Grundlage des Strafrechts schließt nicht aus, daß andere Rücksichten außerdem zu Motiven bestimmter Strafgesetze werden können, vorausgesetzt, daß dabei die Grenze nicht überschritten werde, welche für jede Androhung einer Strafe in der Idee der V. liegt. (S. Strafrechtstheorien.)

Vergiftung (intoxicatio) heißt theils die Einverleibung einer auf chem. Wege schädlich wirkenden Substanz, eines Giftes (s. d.) und deren Folgen, oder das Vermischen von Nahrungs- und Genußmitteln mit Gift. Die Vergiftungserscheinungen sind abhängig von der Art des Giftes sowie der Menge und Stelle, auf welche das Gift applicirt wird. Die V. verläuft entweder acut (bei starken Giften, großer Menge, directer Einwirkung) oder chronisch. Chronische V. treten häufig ein bei Leuten, die mit giftigen Substanzen arbeiten, so die Bleivergiftung bei Anstreichern, Schriftschleifern, die Quecksilbervergiftung bei Spiegelfabrikanten, die Phosphorvergiftung in Zündhölzchenfabriken u. s. w. Die V. kann geschehen vom Darmkanal aus, durch das Athmen (z. B. von Kohlendunst), durch das Blut (z. B. Schlangenbiß). Die erste Aufgabe bei den V. ist, wenn möglich, die Entfernung des Giftes aus dem Körper (durch Brechmittel, die Magenpumpe) oder Unschädlichmachung desselben, was entweder durch Gegenmittel (Gegengift) geschieht, aber nur in seltenen Fällen (z. B. bei Arsenvergiftung) möglich ist, oder so, daß man den Vergifteten in Verhältnisse bringt, unter denen er die Giftwirkung am besten übersteht (künstliche Athmung in reiner Luft, Reizmittel).

Vergilius (Polydorus), fälschlich bisweilen auch Virgilius genannt, ein gelehrter Theolog in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., aus Urbino gebürtig, wurde, nachdem er seine Studien zu Bologna vollendet hatte, päpstl. Kammermeister zu Rom, kam dann an die Kirche zu Wells in England als Archidiakonus und starb 1555 in seiner Vaterstadt. Den Ruhm seines Namens verdankt er einer Schrift über die Geschichte der Erfindungen bis auf seine Zeit unter dem Titel «De rerum inventoribus libri VIII» (Rom 1499), die später, mit drei Büchern «De prodigiis» vermehrt (zuerst Leyd. 1644), viele Auflagen erlebte und bei manchen unerweislichen und halbwahren Behauptungen lange Zeit hindurch ein gewisses Ansehen genoß. Weniger Beifall fand wegen Unzuverlässigkeit und Parteilichkeit seine «Historia Anglica» (Bas. 1534; Leyd. 1657).

Vergißmeinnicht (Myosotis) heißt eine Gattung ein- oder zweijähriger Kräuter, seltener Halbsträucher, aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Borragineen. Die tellerförmigen, fünftheiligen Blüten stehen in einfachen, meist deckblattlosen Wickeltrauben und sind von himmelblauer, seltener rosenrother oder weißer Farbe. Oft sind die aufbrechenden Blümchen rosenroth und färben sich erst im völlig entwickelten Zustande himmelblau, wie z. B. bei dem gemeinen Sumpfvergißmeinnicht. Mehrere Arten dieser über die gemäßigte Zone aller Welttheile verbreiteten Gattung sind bei uns in Gräben und auf feuchten Wiesen gemein, z. B. das Sumpfvergißmeinnicht (M. palustris) mit schiefem, kriechendem Wurzelstocke, kantigem, fußhohem Stengel und angedrückt flaumigem Kelch, welches als Sinnbild der Liebe und Freundschaft zu Kränzen und Bouquets verwendet zu werden pflegt. Das Waldvergißmeinnicht (M. sylvatica Ehrh.), mit abstehend steifhaarigem Kelche, wächst in Büschen und Wäldern und dient wegen seiner großen und zahlreichen Blüten in Gärten zur Einfassung der Beete. Das dunkelblau blühende azorische V. (M. Azorica) wird neuerdings bei uns zur Zierde in Töpfen gezogen.

Verglasung heißt die durch Schmelzung bewirkte Umwandlung eines einzelnen oder eines Gemenges mehrerer Körper zu Glas oder einer glasartigen Masse. Körper, die an und für sich unschmelzbar sind, z. B. Kieselerde, kommen in Verbindung mit andern, entweder leichtflüssigen, z. B. Kali oder Natron, oder ebenfalls unschmelzbaren, z. B. Kalk, leicht in Fluß und

bilden beim Erstarren eine verglaste Masse. Darauf beruht die Erzeugung von Glas, Glasuren, Emails und die im Hüttenwesen so wichtige Schlackenbildung. Die durch Vulkane erzeugten Laven sind nichts anderes als verglaste Substanzen.

Vergleich (transactio), im allgemeinen Sinne so viel als Vertrag, ist in engerer Bedeutung ein Vertrag, welcher zur Absicht hat, einen bereits entstandenen Rechtsstreit aufzuheben, oder einem bevorstehenden vorzubeugen, indem die Vertragenden beiderseits etwas von ihren Forderungen aufgeben. Fast alle neuern Gesetzgebungen dringen auf V., erleichtern und veranlassen sie, indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruche eines jeden Rechtsstreits gütliche V. zu Stande zu bringen. V. können, da sie auf Verzichte hinauskommen, nur durch dispositionsfähige Personen, für Bevormundete durch Vertreter geschlossen werden. Ihre Gültigkeit ist durch das Vorhandensein völlig freier Willensbestimmung bedingt, sodaß sie auf Grund eines wesentlichen Irrthums über den Gegenstand oder die Zuständigkeit des Rechts, ingleichen wegen Täuschung, z. B. durch falsche Urkunden, sich wieder anfechten lassen. Nichtig ist ein V., durch den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder V. in Criminalsachen, sofern er die öffentliche Strafe betrifft, und der V. über Vermächtnisse zwischen dem Erben und dem Legatar, wenn er vor Eröffnung des Testaments geschlossen worden ist. Die V. oder Accorde im Falle eines Bankrotts zur Abwendung des gerichtlichen Concurses sind mehr Nachlaßverträge, da nicht zugleich die zahlungsunfähigen Gemeinschuldner, sondern nur die Gläubiger ihre Ansprüche herabsetzen.

Vergniaud (Pierre Victurnien), Charakter der Französischen Revolution, geb. 31. Mai 1753 zu Limoges, machte daselbst und zu Paris glänzende Studien und ließ sich 1781 mit großem Erfolg zu Bordeaux als Advocat nieder. Als Anhänger der Revolution trat er 1790 in die Verwaltung des Gironde-Departements, das ihn 1791 zum Deputirten in die Gesetzgebende Versammlung wählte. Eifrig den Freiheitsideen ergeben, mit hinreißendem Rednertalent ausgerüstet, schwang er sich sogleich zum Führer der Bewegungspartei empor, die meist aus seinen ausgezeichneten Landsleuten bestand und deshalb den Namen der Girondisten (s. d.) erhielt. Um die Constitution vor dem Andrange revolutionärer Wuth zu retten, trat er nach dem Sturze des Girondistenministeriums vom 24. März 1792 mit Brissot und Gensonné durch Vermittelung des Malers Boze in Unterhandlungen mit dem Könige, die sich aber zerschlugen, weil der Monarch Danton (s. d.) mehr Vertrauen schenkte als ihnen. Seitdem überließ V. den König seinem Schicksale und that nichts, die Katastrophe vom 10. Aug. zu verhindern. Als der König an jenem Tage Schutz in der Versammlung suchte, empfing ihn V., der den Präsidentenstuhl einnahm, mit der Versicherung, daß die Versammlung die constitutionellen Gewalten bis auf den Tod aufrecht erhalten würde. Doch brachte er einige Stunden später den Antrag zur Suspension des Monarchen zur Verhandlung. Nach dem Sturze des Throns verfiel V. inmitten der Anarchie in Thatlosigkeit. Von dem Departement der Gironde in den Convent gewählt, unterstützte er im Processe Ludwig's XVI. vergeblich den Antrag Salles', das Urtheil über den König der Bestätigung des Volks vorzulegen, in einer meisterhaften Rede. Um so mehr erregte die Inconsequenz Erstaunen, daß er bei der Abstimmung über den Aufschub des Todesurtheils gegen den Aufschub seine Stimme abgab. Zufällig war er auch in der Sitzung, in welcher die letzte Abstimmung über das Schicksal Ludwig's XVI. vor sich ging, Präsident der Versammlung und hatte als solcher das Resultat auszusprechen. Nach der Hinrichtung des Königs begann V. mit seinen Parteigenossen den Kampf gegen Robespierre und dessen Anhang, der mit dem Sturze der Gironde endete, so glänzend auch V. wiederholt sein Rednertalent entfaltete. Nachdem 2. Juni das Decret zur Verhaftung der Girondisten durchgegangen, fand V. Schutz bei einem zu Paris ansässigen Bürger von Avignon. Nach zwei Tagen trieb es ihn jedoch zu seinen jungen Freunden Ducos und Fonfrède, die vom Haftsbefehl noch ausgenommen waren; bei diesen wurde er alsbald verhaftet. V. beantragte aus dem Gefängniß beim Wohlfahrtsausschuß, dessen Mitglied er war, die gerichtliche Verfolgung derer, welche in den Tagen vom 31. Mai bis 2. Juni die Unverletzlichkeit der Deputirten übertreten; allein der Convent antwortete mit einem Decret, das den Häuptern des Aufstandes den Dank des Vaterlandes votirte. V. war im Gefängnisse des Luxembourg einem Gensdarmen anvertraut, der ihn oft auf sein Wort ohne Begleitung ausgehen ließ. Nie fiel es ihm ein, diese Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Während des Processes, der 24. Oct. 1793 vor dem Revolutionstribunal begann, verrieth er tiefe Abspannung, fand aber plötzlich seine Kraft wieder, als er für sich und seine Gefährten das Wort zur Vertheidigung erhielt. Sein Untergang war aber ebenso fest beschlossen wie der seiner Freunde, und auch er wurde zum Tode verurtheilt. Er bestieg 31. Oct. mit 20 Schicksalsgefährten

das Schaffot, wo er als der vorletzte sein Haupt unter das Beil legte. Mit ihm ging vielleicht der größte Redner unter, welchen die franz. Tribune aufzuweisen hat. Barthe nahm viele seiner Reden, die auch im «Moniteur» enthalten sind, in dem Sammelwerke «Les orateurs français» (4 Bde., Par. 1820) auf. Vgl. die Biographie V.'s von Touchard-Lafosse (Par. 1848).

Vergoldung. Vergolden heißt, einen Gegenstand mit einem Ueberzuge von Gold versehen, sodaß er äußerlich das Ansehen und auch, was das Verhalten zu atmosphärischen Einflüssen anlangt, die Eigenschaften des Goldes annimmt. Es gibt verschiedene Wege zur Erzeugung solcher Ueberzüge. Nichtmetallische Gegenstände gestatten nur die Befestigung einer dünnen Ueberkleidung von zartgeschlagenen (echten oder unechten) Goldblättchen vermöge eines klebenden Bindemittels, wie Eiweiß, Leim, Firnis u. s. w. Die Holz- und Steinvergoldung gründet sich auf dieses Princip, welches indeß auch bei einigen gröbern Metallsachen Anwendung findet. Für die allgemeinere V. metallener Gegenstände hat sich von den mancherlei ältern Methoden noch zum Theil die Feuervergoldung erhalten; das weitaus gewöhnlichste Verfahren ist aber das der galvanischen oder elektrochemischen V. Die Feuervergoldung besteht im wesentlichen darin, daß man Gold mit Quecksilber zu einem Amalgam verbindet, dieses auf den gereinigten Metallgegenstand aufstreicht und endlich durch Erhitzen das Quecksilber in Dampfgestalt wegtreibt, wonach das Gold festhaftend zurückbleibt. Sie wird aber durch die Anwendung des Quecksilbers kostspielig und höchst gesundheitsgefährlich, eignet sich auch nicht zur Darstellung eines sehr dünnen Goldüberzugs, wie er der Wohlfeilheit halber oft gewünscht wird. Man hat diesen Uebelständen durch die kalte V. und die verschiedenen Arten der nassen V. abzuhelfen gesucht, ohne aber damit den Zweck in allem Maße zu erreichen, bis man in neuester Zeit an der galvanischen V. eine Methode entdeckte, welche auf wohlfeilem Wege und schnell vollkommen schöne Goldüberzüge von jeder beliebigen (also auch der allergeringsten) Stärke zu liefern vermag. Zu diesem Behufe wird eine eigenthümlich bereitete Goldauflösung in ein Gefäß von Glas, Porzellan oder emaillirtem Gußeisen gegeben, in welcher der vorläufig gutgereinigte Gegenstand ganz davon bedeckt werden muß. Sodann führt man die Leitungsdrähte von den Polen einer constant wirkenden galvanischen Batterie in die Flüssigkeit ein. An das Ende des positiven oder Zinkpoldrahts wird ein dünn ausgewalztes Stück Goldblech befestigt, welches zum Theil in die Flüssigkeit eintaucht; mit dem negativen oder Kupferpoldrahte setzt man den zu vergoldenden Gegenstand in die innigste Berührung. Das Verfahren steht in Verwandtschaft mit der Galvanoplastik (s. d.). Vgl. Winkler, «Taschenbuch der V. und Versilberung» (2. Aufl., Lpz. 1862).

Vergrößerung. Die scheinbare Größe oder der Sehwinkel eines Gegenstandes wird um so kleiner oder größer, je mehr man den Gegenstand von dem Auge entfernt oder ihm nähert. Man kann aber auch, wo eine V. des Sehwinkels durch bloße Annäherung nicht möglich oder wegen der Accommodationsgrenze des Auges erfolglos ist, dieselbe durch optische Instrumente, nämlich durch Fernröhre (s. d.) und Mikroskope (s. d.), künstlich erzeugen. Wenn uns ein Gegenstand, in einer gewissen Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, zehnmal so groß (so hoch oder so breit) vorkommt als mit dem bloßen Auge in der nämlichen Entfernung gesehen, so sagen wir, das Fernrohr vergrößere zehnmal. Bei den Mikroskopen versteht man unter V. gewöhnlich diejenige Zahl, welche angibt, wie vielmal eine Dimension einer mittels des Sömmering'schen Spiegels oder der Camera-lucida oder auch durch gleichzeitiges Sehen mit beiden Augen angefertigten vergrößerten Zeichnung eines unter dem Mikroskop betrachteten Gegenstandes größer ist als dieselbe Dimension an letzterm selbst, wenn bei Anfertigung der Zeichnung das Papier sich in der deutlichen Sehweite befand. Die so erhaltene V. nennt man auch die lineare, und gewöhnlich wird nur diese angegeben. Die eigentliche V. der betrachteten Fläche, oder die quadratische, erhält man durch Multiplication der linearen mit sich selbst.

Verhaftung im Criminalprocesse ist ein Sicherungsmittel zur Erreichung der Zwecke der Untersuchung. Sie kann theils dann, wenn der Angeschuldigte der Flucht verdächtig und eines schweren Verbrechens angeklagt, oder eine Caution nicht zur Beseitigung jener Besorgniß genügend ist, theils zur Verhütung von Collusionen (s. d.) stattfinden, darf aber nie über die durch diese beiden Gesichtspunkte gesteckten Grenzen hinaus ausgedehnt werden. Die V. geschieht entweder durch einen Haftsbefehl des Gerichts, welchen die verhaftende Person, wie viele neuere Gesetzgebungen nach engl. Vorbilde anordnen, schriftlich mit sich führen muß, oder unmittelbar und selbständig, im Interesse der öffentlichen Sicherheit, durch die Polizeibehörde in allen Fällen, wo ein Vergehen oder Verbrechen anscheinend vorliegen kann. Auf frischer That oder auf der Flucht von der That betroffene Urheber von strafbaren Handlungen dürfen auch von Privatpersonen angehalten und der Behörde übergeben werden.

Verhältniß ist die Beziehung des Einen auf ein Anderes. Eine Verhältnißbestimmung ist daher eine solche, welche einem Dinge oder einem Begriffe nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Beziehung auf ein Anderes, in einer Vergleichung mit dem letztern zukommt. Bei der unabsehlichen Mannichfaltigkeit dieser Beziehungen kann es unbestimmbar viele Klassen von V. geben; alles, was die Natur, die Gesellschaft, das leibliche und geistige Leben u. s. w. einschließen, ist dem Begriffe des V. zugänglich. Verhältnißbegriffe oder relative Begriffe heißen solche, deren ganze Bedeutung auf einer Vergleichung mit andern beruht, die also einander voraussetzen. So sind z. B. groß und klein, rechts und links, Aeltern und Kind relative Begriffe. Jeder solche Begriff verlangt ein Correlatum, d. h. ein Mitbezogenes. — In der Mathematik versteht man unter V. die Beziehung, in welcher zwei gleichartige Größen, die man miteinander vergleicht, zueinander stehen. Jene beiden Größen heißen die Glieder des V. Vergleicht man die beiden Glieder durch Subtraction, indem man fragt, um wie viel das eine größer ist als das andere, so heißt das V. ein arithmetisches. Fragt man dagegen, wie viel mal das eine Glied in dem andern enthalten ist, vergleicht man also die Glieder durch Division, so heißt das V. ein geometrisches. Die Größe des erstern wird durch die Differenz, die des letztern durch den Quotienten (Exponenten) beider Glieder bestimmt; zur Bezeichnung eines arithmetischen V. dient das zwischen beide Glieder gestellte Subtractionszeichen (— oder ÷), zur Bezeichnung eines geometrischen aber das zwischengestellte Divisionszeichen (:); das arithmetische V. 12 — 4 hat zur Differenz 8, das geometrische V. 12 : 4 zum Quotienten 3. Zwei arithmetische V. sind gleich, wenn sie gleiche Differenz haben, z. B. 12 — 4 und 19 — 11; zwei geometrische, wenn sie gleichen Quotienten oder Exponenten haben, z. B. 21 : 7 und 15 : 5. Ein arithmetisches sowol als ein geometrisches V. heißt fallend aber abnehmend, wenn das erste oder Vorderglied größer ist als das zweite oder Hinterglied; im entgegengesetzten Falle heißt es steigend oder zunehmend. Wo von V. schlechthin die Rede ist, sind immer geometrische zu verstehen.

Verhandlung heißt im allgemeinen jede Auseinandersetzung der Sachlage von mehrern Seiten in der Absicht einer Einigung über verschiedene Ansichten und Interessen. Es gibt, wenn die wissenschaftlichen V. der Akademien und anderer gelehrter Versammlungen beiseite gelassen werden, besonders dreierlei Arten von V.: rechtliche, politische und internationale oder diplomatische. Politische V., bei denen es sich um Feststellung und Abänderung irgendwelcher Verhältnisse der innern Politik handelt, gehen meist in den Formen der parlamentarischen Debatte vor sich. Für die diplomatischen V., welche sich auf internationale Verhältnisse beziehen, ist die herkömmliche Form theils die der schriftlichen Noten oder Protokolle, theils die der mündlichen Mittheilung durch Bevollmächtigte nach genau bemessenen Instructionen, wofern nicht die Souveräne persönlich miteinander unterhandeln, in welchem Falle aber doch auch das Resultat der V. in der Regel wieder in die bindende Form eines schriftlichen Actenstücks gekleidet wird. Dieses Herkommen erleidet auch da keine wesentliche Abänderung, wo nicht blos die Vertreter von zwei, sondern von mehrern Staaten gemeinschaftlich (in der Form von Conferenzen oder Congressen) miteinander verhandeln. Die rechtliche V. findet theils statt unter Parteien bei Abschließung eines Rechtsgeschäfts (Kauf, Pacht, Miethe, Compagniegeschäft u. s. w.), oft unter Zuziehung von Rechtsbeiständen und unter Anwendung jurist. Formalitäten, theils vor einem Richter in Terminen, die mit den Parteien, mit Zeugen und Sachverständigen an Gerichtsstelle, oder bei Besichtigungen auch außerhalb, abgehalten werden. Die zusammengehörigen, ein Ganzes ausmachenden richterlichen V. bilden ein Verfahren (s. d.). In einem bestimmten Sinne setzt man im bürgerlichen Proceß die dem gemeinen deutschen Proceßrechte zu Grunde liegende Verhandlungsmaxime, welche darauf beruht, daß die Parteien selbst sich über die Thatsachen gegenseitig erklären, worauf sie ihre Ansprüche und Vertheidigung gründen wollen, der seit 1780 durch die zweite (Carmer'sche) Justizreform Friedrich's II. in Preußen eingeführten Untersuchungs- oder Instructionsmaxime entgegen, nach welcher der Richter tiefer in das Verfahren eingreift, die Parteien zu bestimmten Erklärungen über die ihren Streitigkeiten zu Grunde liegenden Thatsachen auffordert und verlangt, daß sie über das ganze zur Sprache gebrachte Rechtsverhältniß der Wahrheit gemäß Auskunft ertheilen.

Verhärtung (induratio) bedeutet in der Medicin jede Festigkeitszunahme eines Gewebes des menschlichen Körpers und kann mit und ohne Form- und Größenveränderung des erkrankten Organs verbunden sein. Im allgemeinen ist die Ursache einer V. entweder Verminderung der flüssigen und weichen, oder Vermehrung und Einlagerung fester Bestandtheile. Es erscheinen deshalb Gewebe verhärtet bei Blutarmuth, bei Ueberernährung (Hypertrophie), bei Einlagerung von festem Neugebilde, wie von geronnenem Blute, oder Entzündungsproducten, von Krebs-

und Tuberkelmasse, von sehnigem, schwieligem und knöchernem Gewebe u. s. w. Nach diesen verschiedenen Ursachen sowie nach dem Sitze der V. ist die Wichtigkeit und Behandlung derselben ganz verschieden.

Verhaue sind Haufen von gefällten Bäumen, Aesten oder Strauchwerk, übereinandergeworfen als Hindernißmittel gegen Annäherung des Feindes. Man unterscheidet natürliche V., wo die Bäume auf dem Orte, wo sie gefällt sind, liegen bleiben und nicht ganz durchgesägt werden, sodaß sie noch am Stamme hängen, und geschleppte V., bei welchen die Bäume von andern Orten herbeigeschafft werden. Die Bäume müssen mit den Stämmen kreuzweis und mit den Kronen dicht aneinander liegen. Das Aufräumen der V. wird durch starke Pfähle erschwert, die man vor den Aesten einschlägt. V. werden theils vor Schanzen, theils in deren Zwischenräumen, oft auch zur Sperrung von Hohlwegen, Wald- und Dorfeingängen angelegt. Man kann auch den Graben vor der Schanze, das Glacis oder die Berme einer Festung mit V. aus starken Baumästen oder stacheligem Strauchwerk versehen. Die V. erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie durch Gewehr- oder Kartätschenfeuer vertheidigt, namentlich flankirt werden können, weil der Feind dann das Aufräumen gar nicht oder nur mit großem Verluste ausführen kann. Es gelingt aber auch oft, die V. durch Raketen, Brandgranaten oder glühende Kugeln in Brand zu stecken. Sie sind nur in holzreichen Gegenden anwendbar und dürfen durch ihre Anlage nie die Offensivbewegungen des Vertheidigers selbst hindern.

Verhör. Das Vorlegen der Fragen durch den Richter, um über etwas Auskunft zu erhalten, heißt Vernehmen, Befragen, Abhören. Es wird damit gegen Auskunftspersonen jeder Art, z. B. auch Zeugen, vorgegangen, während das V. im eigentlichen Sinne schon voraussetzt, daß man den Befragten in Verdacht habe, etwas Unerlaubtes begangen oder doch daran theilgehabt zu haben. Dasselbe ist nach älterm gemein-deutschen Proceßrecht entweder ein vorläufiges oder summarisches, oder ein peinliches, criminelles, das eigentliche Anklageverhör. Das vorläufige V. gehört zur vorbereitenden Untersuchung oder zur Generalinquisition; das letztere ist der Hauptbestandtheil des gegen einen bestimmten Verdächtigen gerichteten Verfahrens, der über vorher verfaßte Artikel abzuhaltenden Specialinquisition (s. d.). In der gemeinrechtlichen Praxis bildet das V. ersterer Art die Regel, und es kommt nur bei schweren Verbrechen zu dem V. der letztern Art. Das Anklageverfahren der neuern Gesetzgebung kennt nur vorläufige Verhöre in der Voruntersuchung und eine zusammenhängende Befragung des Angeschuldigten, seiner Theilnehmer, der Zeugen und Sachverständigen in der mündlichen Hauptverhandlung.

Verhuel (Carel Henrik, Graf), erst holländ., dann franz. Admiral und Diplomat, wurde 11. Febr. 1764 zu Doetichem in Geldern geboren und trat als Cadet in die holländ. Marine. Als die Revolution von 1795 ausbrach, war er Lieutenant-Colonel. Dem Hause Oranien ergeben, nahm er jedoch, wie viele seiner Genossen, den Abschied und verbrachte einige Jahre ohne Anstellung. Als 1803 der Krieg zwischen Frankreich und England wieder auszubrechen drohte, wurde ihm der Befehl über die holländ. Flotille am Texel anvertraut. Als hierauf Napoleon 1804, während der Vorbereitungen zu einer Landung an der brit. Küste, von der holländ. Regierung einen erfahrenen Offizier für das Commando der holländ. Flotille, die zu Boulogne versammelt werden sollte, forderte, fiel die Wahl auf V.'s ältern Bruder, der aber seinen jüngern Bruder Henrik vorschlug. V. ging nun als Viceadmiral nach Frankreich, was damals viel Aufsehen machte. Noch ehe er mit seiner Flotille zu Boulogne ankam, bestand er auf der Höhe des Cap Guincz einen Kampf mit einer starken Abtheilung der brit. Flotte, wobei er den Feind zum Rückzuge zwang. Nach seiner Rückkehr nach Holland warf sich V. in die polit. Intriguen gegen die Regierung und den Großpensionär. Er wurde 1806 zum Mitglied der Deputation gewählt, welche im Namen der Batavischen Republik bei Napoleon um die Erhaltung der Verfassung bitten mußte. V. hingegen verlangte im Namen der batav. Nationalrepräsentation Ludwig Bonaparte zum Könige von Holland, und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, daß er nur der Gewalt der Umstände gewichen wäre. Der neue König ernannte ihn nach der Thronbesteigung zum Marineminister und Reichsmarschall und verlieh ihm auch den Titel eines Grafen von Zevenaar. Später sendete ihn Ludwig Bonaparte nach Paris als bevollmächtigten Minister, wo er jedoch den Verdacht auf sich zog, als wäre er dem Kaiser mehr als seinem Könige ergeben. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich trat V. in franz. Dienste. 1813 und 1814 vertheidigte er als Viceadmiral den Helder auf das hartnäckigste gegen seine eigenen Landsleute, und übergab diesen Hafen erst, nachdem die Verbündeten in Paris eingezogen. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generalinspecteur der Nordküsten. Weil er sich während der Hundert Tage weigerte, gegen die Bourbons zu dienen, behielt er die

Gunst des Hofs und wurde 1819 zum Pair erhoben. 1836 wurde er als Gesandter nach Berlin gesendet, aber sehr bald zurückgerufen. Er starb 25. Oct. 1845.

Verjährung. Obschon Rechte jeder Art nur im Staate und mit demselben erlangt und fortgeführt werden, so ist doch bei ihrer Behauptung das Verhältniß zu der natürlichen Gesammtheit der Mitbürger insofern von Gewicht, als die infolge eines lange währenden Zustandes von der rechtlichen Mitwelt vorausgesetzten Befugnisse und Bestände sogar für den Fall einer irrthümlichen Beimessung als unanfechtbar zu gelten haben. Gleich den Gerichten, hat auch die große Menge einen jeden bis zum Beweise des Gegentheils für redlich, seinen Besitz für einen wohlbegründeten zu halten, und je zahlreichere Geschäfte in Bezug auf einen Besitzstand während geraumer Zeit stattfanden, um so härter wäre es, den guten Glauben der dabei Betheiligten durch das Rückgängigmachen ihrer Erwerbungen zu durchkreuzen. Es legt sich hier nahe, eher die lange außer Acht gelassenen Ansprüche eines einzigen abzulehnen, als eine Menge von Regreßklagen oder sonst das gerechte Misfallen von unbestimmbar vielen hervorzurufen, zumal da der Beweis eines vor vielen Jahren verübten Unrechts wegen der Möglichkeit, daß die Gegenbeweise der Rechtmäßigkeit durch Zufall verloren sein könnten, kein unbedingtes Zutrauen verdient. Alle höher entwickelten Rechte haben daher zur Sicherung des Eigenthums und des Credits einen äußersten Zeitpunkt festgestellt, binnen welchem gegentheilige Ansprüche bei deren Verlust geltend gemacht werden müssen, und hiermit die V. geschaffen. Man umfaßt mit dieser allgemeinen Bezeichnung jede Veränderung, die sich in Bezug auf bestehende Rechte durch fortgesetzten Gebrauch oder Nichtgebrauch vollziehen kann. Es ist damit die Möglichkeit gegeben, daß gegen jedermann wirksame Befugnisse, wie Eigenthum, Servitut, Freiheit von Beschränkungen, unter Entwährung oder wenigstens Belastung des bisher Berechtigten erworben werden (Ersitzung, erwerbende V., usucapio), oder daß Rechte, z. B. Forderungen, ohne eine Ersetzung durch andere Rechte einfach verloren gehen (V. im engern Sinne, erlöschende V., praescriptio). Die Ersitzung vollzieht sich auf der Grundlage eines Innehabens der Sache oder eines sonst äußerlich wahrnehmbaren Verhältnisses und des guten Glaubens an die Rechtmäßigkeit des Besitzes. Sie ist eine «ordentliche», nach röm. und gemeinem Rechte von 3 Jahren hinsichtlich beweglicher, von 10 Jahren, oder falls der bisher Berechtigte abwesend war, von 20 Jahren, hinsichtlich unbeweglicher Sachen, wenn selbige nicht durch das Gesetz gegen den Verlust binnen dieser kürzern Zeit geschützt sind und der Ersitzende einen wenigstens für ihn rechtmäßigen Erwerb des Gegenstandes (justus titulus) darzuthun vermag. Gegenüber steht die «außerordentliche» Ersitzung binnen 30 und mehr Jahren rücksichtlich der von der ordentlichen Ersitzung ausgenommenen Sachen, oder wenn der Erwerbstitel nicht beigebracht werden kann. Der Ersitzende darf sich für die Regel auch die Besitzzeit seines Vorgängers anrechnen. Eine Unterbrechung des Besitzes durch Entziehung desselben oder Klaganstellung von seiten des eigentlich Berechtigten vor Vollendung der Usucapion hebt aber alle Wirkungen des bisherigen Besitzes auf. In den Particularrechten ist die Ersitzungszeit zum Theil abweichend festgesetzt, und das alte Deutsche Recht kannte gar keine Erwerbung durch Ablauf einer bestimmten Zeit, sondern blos den Erwerb durch unvordenklichen Besitz, rücksichtlich dessen die Zeugen aus eigener Wissenschaft und der Ueberlieferung bekunden, daß es immer so gewesen sei (praescriptio immemorialis). Das Vorhandensein einer austilgenden oder erlöschenden V. wird angenommen bei Nichtgebrauch des Rechts binnen 30 Jahren. Doch sind die Ausnahmen hier sehr zahlreich, wie denn z. B. die Klage wegen pflichtwidriger Enterbung binnen 5 Jahren, wegen Gewähr der verborgenen Mängel von verkauften Gegenständen schon binnen weniger Monate erlöscht. Neuere Gesetzgebungen kürzen namentlich die Verjährungsfrist für geschäftsmäßige Forderungen von Gewerbtreibenden, um denselben einen Grund zur Verweigerung längerer Credite an die Hand zu geben. Vgl. Unterholzner, «Ausführliche Entwickelung der gesammten Verjährungslehre» (2 Bde., Lpz. 1828). — Die Strafverjährung tritt gemeinrechtlich für die Regel nach Ablauf von 20, bei Fleischesverbrechen binnen 5 Jahren, bei Privatdelicten, welche sonst nur zu einer Geldbuße an den Verletzten verpflichteten, wie z. B. Injurien, binnen 1 Jahre ein. Neuere Strafgesetzgebungen haben in diesen Fristen zum Theil noch mehr Verschiedenheit, lassen aber auch Verbrechen, die mit Todes- oder lebenslänglicher Zuchthausstrafe bedroht sind, gar nicht verjähren.

Verjüngter Maßstab, s. Maßstab.

Verklarung, s. Seeprotest.

Verklärung Christi (transfiguratio) heißt die Umstrahlung Christi auf dem Berge Tabor (Matth. 17, 1 fg.; Marc. 9, 1 fg.; Luc. 9, 28 fg.), nach andern auf dem Hermon. Christus war mit Petrus, Jakobus und Johannes dorthin gegangen, hatte aber seine Begleiter am Fuße

zurückgelassen. Die Jünger schliefen abends hier ein. Als sie am Morgen erwachten, sahen sie Jesum verklärt, indem sein Angesicht leuchtete und seine Kleider weiß erschienen; in seiner Nähe glaubten sie den Moses und Elias zu sehen. Die kath. Kirche feiert die Verklärung Christi 6. Aug. als ein Fest ersten Rangs. In der griech. Kirche heißt das Fest Taborion, wurde aber erst im 6. und 7. Jahrh. hier bekannt. In der röm. Kirche erhielt es erst unter Clemens III. eine allgemeinere Verbreitung, und von Papst Calixt III. wurde es 1456 zum Andenken eines Siegs über die Türken mit Ablässen versehen. Diese Kirche kennt auch eine Umstrahlung der Maria in der Sterbestunde und nennt sie Verklärung der Maria (transfiguratio Mariae). Bekannt ist unter dem Namen «Transfiguration» Rafael's Darstellung der Verklärung Christi.

Verknöcherung (ossificatio). Das Wachsthum der Knochen geschieht so, daß sich zunächst Knorpel ansetzt und dieser ganz allmählich wirklichem Knochengewebe Platz macht; in diesem Falle ist die V. also ein normaler Vorgang. Eine V. tritt ferner in dem Gewebe ein, welche nach Knochenbrüchen zunächst die Bruchflächen miteinander verbindet (Callus). Es kommt indeß auch der Fall vor, daß Knochengewebe an Stellen auftritt, wo beim Gesunden kein solches vorhanden ist, und dieser Zustand ist dann ein krankhafter. Am häufigsten ist dies der Fall in der Nachbarschaft von Knochen und in pathol. Neubildungen (Geschwülsten). Nicht selten geschieht es auch, daß ein Gebilde so hart wird, wie Knochen, ohne daß sich Knochengewebe bildet, sondern nur unter Ablagerung von Knochenerde; diesen Zustand nennt man Verkalkung. Auch die Knorpelgeschwülste (Enchondrome) können zu dieser Art von Neubildungen gerechnet werden. Zu ihrer Heilung bedürfen die Knochengeschwülste chirurgischer Eingriffe.

Verkohlung, bei Steinkohlen Verkokung (s. Coaks), heißt der Proceß, durch welchen kohlenstoffreiche Körper, namentlich Holz, Torf, Steinkohlen und thierische Substanzen, dergestalt zersetzt werden, daß nur möglichst reine Kohle zurückbleibt, alles andere aber in Gestalt gasförmiger Verbindungen ausgetrieben wird. Dieses geschieht durch Erhitzung unter Ausschluß der Luft, deren Zutritt Verbrennung herbeiführen würde, am vollständigsten aber und zugleich mit der Möglichkeit einer Sammlung der Nebenproducte, in geschlossenen, von außen erhitzten Cylindern. So stellt man die Kohle für Schießpulver, die Knochenkohle dar, so verkohlt man Holz und Steinkohlen, wenn die Absicht auf Benutzung der flüchtigen und gasförmigen Producte gerichtet ist. Außerdem wendet man auch bei Steinkohlen offene Oefen (Coaksöfen) an, bei der Kohlenbrennerei von Holz und Torf aber Meiler, d. h. man schichtet das Holz regelmäßig in Haufen, in denen man Zugkanäle spart, die man dann äußerlich mit Rasen u. s. w. bedeckt und von der Mitte aus anzündet. Die «welschen» Meiler haben in der Mitte eine aus drei Pfählen gebildete und dazwischen einen Zugkanal lassende Stütze oder einen Quandel, die «slawischen» einen massiven Quandel. Durch richtiges Oeffnen und Schließen der Zuglöcher bewirkt man dann die allmähliche Verbreitung des Feuers im Meiler, ohne doch mehr verbrennen zu lassen, als zu Erzeugung der Hitze nöthig ist. Ist der Meiler ausgebrannt, so läßt man ihn abkühlen, deckt ihn ab und nimmt die Kohlen heraus. Bei der Meilerverkohlung gehen natürlich die flüssigen und gasförmigen Nebenproducte zum großen Theil verloren.

Verkrümmungen, s. Orthopädie.

Verkürzung heißt in den zeichnenden Künsten diejenige Darstellung der Körper, welche nicht nach den Verhältnissen der Glieder derselben an sich, sondern nach deren perspectivischer Ansicht auf einem bestimmten Standpunkte entworfen wird. Man verkürzt z. B. Hände und Füße in einem Gemälde, wenn man die Länge derselben so vermindert, wie sie dem Auge in einer bestimmten Lage und Stellung des dargestellten Körpers erscheinen würde. Solche Verkürzungen sind immer schwer und setzen genaue Beobachtungen der Natur voraus; selbst großen Meistern sind sie oft nicht gelungen. Gleichwol sind sie zuweilen unvermeidlich, z. B. in Plafonds, wo die Figuren in der Luft über dem Auge schwebend vorgestellt werden.

Verlagskatalog nennt man das Verzeichniß der von einem Verlagsbuchhändler unternommenen Werke. In Deutschland war früher und namentlich seit dem Entstehen der Buchhändlermesse um die Mitte des 16. Jahrh. Ostern die Zeit, wo die Buchhandlungen über ihre Unternehmungen in dergleichen Verzeichnissen berichteten. Infolge der größern Ausdehnung und Verbreitung der Journalliteratur und der dadurch gebotenen Möglichkeit einer zweckmäßigern und erfolgreichern Ankündigung buchhändlerischer Unternehmungen ist aber diese alte Sitte sehr beschränkt worden. In den ersten Zeiten nach Erfindung der Typographie, wo der Buchhandel ganz in den Händen der Buchdrucker war, machten diese ihre Producte durch Ankündigungen, welche ausgegeben und wahrscheinlich an den Straßenecken angeschlagen wurden, bekannt, und dieses waren die ersten V. Manchmal gingen diesen einfachen Katalogen Raisonnements über

den Geist und die Tendenz der angekündigten Unternehmungen programmartig voraus, gewöhnlich aber wurden sie ganz einfach angekündigt. So heißt es zu Anfange eines der ältesten V., der sich erhalten hat und von Günther Zainer in Augsburg 1472 gedruckt wurde: «Wäre yemants hie der da güte Teütsche Bücher mit dieser geschrifft gedrukt kauffen wöllte, der mag sich fügen in die herberg als unden an diser Zetel verzaichnet ist». Als die ältesten V. sind unter den vorhandenen auch die von Joh. Mendelin in Strasburg (1471) und von Joh. Bämler in Augsburg (um 1473) zu betrachten. Um 1545 waren derartige Verzeichnisse schon ziemlich allgemein verbreitet.

Verlagsrecht und Verlagsvertrag. Die Grundsätze über Bücherverlagsrecht sind im deutschen Rechte nur durch einzelne Landesgesetze und hier wieder nicht immer vollständig festgestellt, sodaß die Praxis und die wissenschaftliche Weiterverarbeitung der anerkannten Begriffe ergänzend eintreten müssen. Der Verlagsvertrag gehört den neuern Zeiten an und läßt sich nicht nach Analogien des röm. Rechts beurtheilen. Er erfordert zu seiner Gültigkeit keine besondere Form des Abschlusses (das preuß. Landrecht verlangt jedoch Niederschrift). Durch diesen Vertrag erwirbt der Autor (s. d.) das Recht, den Druck und die buchhändlerische Verbreitung des Werks zu verlangen, der Verleger hingegen das Recht auf ausschließliche Vervielfältigung und auf den Vertrieb der erzeugten Exemplare. In letzterer Hinsicht ist jedoch nach der gangbaren Meinung eine Grenze in der Weise zu ziehen, daß der Verleger in Ermangelung anderer Verabredung nur eine Auflage (s. d.), wiewol diese in beliebiger Stärke, veranstalten (nach bair. und sächs. Recht muthmaßlich zu nur 1000 Exemplaren), auch den Autor nicht zu neuen Auflagen nöthigen kann. Das preuß. Landrecht unterscheidet zwischen neuen Ausgaben (s. d.) und Auflagen und versteht unter letztern unveränderte Abdrücke im nämlichen Format, die es dem Verleger gegen Erlegung des halben Honorars oder ohne weiteres verstattet, je nachdem die Zahl der Exemplare für die erste Auflage bestimmt war oder nicht. Neue Ausgaben, d. h. Abdrücke mit Veränderung des Formats oder des Inhalts, erlaubt es dem Verleger nur mit schriftlicher Genehmigung des Verfassers, nach dessen Tode zwar auch ohne solche, wiewol nach Umständen gegen Abführung eines Honorars an die Erben. Auch das österr. Recht trennt, gleich dem badischen, neue Ausgaben und Auflagen, indem es den Verleger verpflichtet, sich zu beiden durch abermaligen Vertrag ermächtigen zu lassen. Wenn der Verfasser selbst eine neue Ausgabe vor dem völligen Absatz der bisherigen Auflage veranstaltet, so muß er den Verleger angemessen (nach preuß. Recht mit dem Buchhändlerpreis für die noch vorräthigen Exemplare) entschädigen. Nebenstipulationen des Verlagsvertrags sind die Bedingung eines Honorars (dessen Vorbehalt nach sächs. Recht auch aus den Umständen gefolgert und dann nach billigem Ermessen bestimmt werden kann); ferner Festsetzungen über die Zeit der Ablieferung des Manuscripts sowie der Honorarzahlung. Den Rücktritt vom Verlagsvertrage gestattet das preuß. Recht dem Verleger, wenn der Autor nicht zur festgesetzten Zeit liefert oder Veränderungen im Umfange und der Einrichtung des Werks vor dem Drucke macht (nach begonnenem Drucke tritt hier Verpflichtung zum Schadenersatz ein), das sächs. Recht auch noch, wenn die Erfüllung des Vertrags durch einen, nicht auf seiten des Verlegers sich ergebenden Zufall, z. B. Tod des Autors vor der Vollendung des Werks, Widerspruch des Inhalts mit den nachträglich eingetretenen Ereignissen, unmöglich wird. Ein der Veröffentlichung hinderlicher Zufall in der Person des Verlegers entbindet diesen ebenso wenig, wie wenn das Manuscript nach der Ablieferung zu Grunde geht, von der Pflicht der Honorirung. Bei zufälligem Untergang einer Auflage kann der Verleger dieselbe auf eigene Kosten bis zum Betrag der verlorenen Exemplare ergänzen. Dem Autor steht nach preuß. Rechte der Rücktritt gegen Ersatz des dadurch herbeigeführten Schadens frei. Der Verleger kann seine Rechte auf Singularsuccessoren und Erben übertragen. (Vgl. über die Dauer des sog. Literarischen Eigenthums den Art. Nachdruck.) In dem Auftrage der Ausarbeitung einer vom Verleger gefaßten Idee an einen oder mehrere Schriftsteller liegt nach der Ansicht des österr., preuß. und anderer Rechte kein Verlagsvertrag. Mit dem Aufhören der durch den Verlagsvertrag vom Verleger erworbenen Rechte tritt das freie Verfügungsrecht des Autors wieder ein. Durch die in neuerer Zeit zwischen den hauptsächlichsten Culturstaaten abgeschlossenen literarischen Verträge (s. Nachdruck) ist auch der internationale Schutz des Verlagsrechts wirksam geworden, und zwar sowol gegen Nachdruck als auch, zur Wahrung des Uebersetzungsrechts, gegen Veranstaltung nichtautorisirter Uebertragung in fremde Sprachen. Dieser Schutz im Auslande ist nach den verschiedenen Verträgen an mehrfache Voraussetzungen geknüpft und auf eine gewisse Zeit beschränkt, bei allen aber ist vorhergehende Einregistrirung der Verlagswerke bei der zuständigen Landesbehörde erforderlich. Vgl. O. Wächter, «Das Verlagsrecht» (Stuttg. 1857); Klostermann, «Das

geistige Eigenthum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen, nach preuß. und internationalem Rechte dargestellt» (Bd. 1: «Allgemeiner Theil. Verlagsrecht und Nachdruck», Berl. 1867).

Verleumdung, im weitern Sinne auch den Injurien (s. d.) beigezählt, ist die Andichtung von gewissen bestimmten Thatsachen, welche, wenn sie wahr wären, den Geschmähten der öffentlichen Verachtung preisgeben oder einer begangenen strafbaren Handlung beschuldigen würden. Die V. wird in ähnlicher Weise wie die Injurie im engern Sinne bestraft. Viel strenger ist jedoch die gerichtliche V. durch wissenschaftlich falsche Anklagen oder Zeugnisse (eigentliche calumnia) zu ahnden, und zwar mit derselben Strafe, welche darauf hin an einem Unschuldigen bereits vollstreckt wurde, oder, wenn es noch an diesem schwersten Erfolge fehlt, mit längerer oder kürzerer Freiheitsstrafe.

Verlöbniß, s. Sponsalien.

Vermächtniß, s. Legat.

Vermandois, eine ehemalige franz. Grafschaft, später Herzogthum in der Picardie, jetzt auf das Departement der Aisne und geringen Theils auf das der Somme vertheilt, hatte zur Hauptstadt St.-Quentin (s. d.). Im Mittelalter stand das Ländchen unter den mächtigen Grafen von V., deren Abstammung man von Pipin, dem Sohne Karl's d. Gr., herleiten will, und die zu den mächtigsten Vasallen Frankreichs gehörten. Mit Raoul dem Jüngern erlosch 1167 der Mannsstamm. Der Schwester desselben, Elisabeth, vermählten Gräfin von Elsaß und Flandern, machte König Philipp II. August die Erbschaft streitig, sodaß dieselbe 1194 ihre Ansprüche gegen Entschädigung abtrat. Seitdem gehörte die Grafschaft lange der Krone. Ludwig XIV. erhob sie zum Pairie-Herzogthum und schenkte sie seinem natürlichen Sohne Ludwig von Bourbon, der 1681 starb. Das Herzogthum gelangte nun an die Familie Bourbon-Condé.

Vermeyen (Joh. von), auch Hans mit dem Barte genannt, ein berühmter Historienmaler, wurde 1500 zu Beverwijk unweit Harlem geboren. Er war ein schöner Mann und trug einen so langen Bart, daß er selbst, wenn er aufrecht stand, darauf treten konnte. Bei Karl V. in großer Achtung, begleitete er denselben auf dessen Reisen und auf dem Zuge nach Tunis 1535. Er starb zu Brüssel 1559. Nach seinen Darstellungen der Kriegsthaten und Triumphe Karl's V. sind die kostbaren Tapeten gewebt, welche noch jetzt in Wien aufbewahrt werden. Auch malte er sich selbst mit seinem langen Barte, nebst seinen beiden Hausfrauen, im Hintergrunde die Stadt Tunis. Am berühmtesten sind seine zehn großen Cartons, die den Zug Karl's V. nach Tunis, in Wasserfarbe gemalt (20 F. lang, 12 F. hoch), darstellen, von der Einschiffung in Barcelona an bis zum Auszuge des Heeres aus Tunis. Auch diese Cartons, die durch die histor. Treue der Zeichnung besonders wichtig, befinden sich in Wien.

Vermischungsrechnung, s. Alligationsrechnung.

Vermögen. In Hinblick darauf, daß man vieles nur vermag und kann, wenn die hinreichende Menge wirthschaftlicher Güter zur Verfügung steht, nennt man vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus V. die Masse der wirthschaftlichen Güter, welche der einzelne (als Privatvermögen) oder die Regierung (als Staatsvermögen) oder die Nation (als Nationalvermögen) besitzt. Zum V. gehören mithin Ländereien, Gebäude, nutzbare Gewässer, Maschinen, Rohstoffe, Waaren, Geld u. s. w., sowie auch manche nicht materielle Dinge, welche abgetreten werden können, z. B. Firma und Kundschaft eines Kaufmanns u. dgl. Dagegen sind geistige Eigenschaften eines Menschen und eines Volks zwar sehr wichtig für die Erhaltung und Vermehrung des V., aber nicht Theile desselben, weil sie nicht verkauft, vertauscht werden können, einen Verkaufswerth nicht haben. Wie der einzelne, besitzen V. auch Gesellschaften und jurist. Personen (Corporationen, Gemeinden, Kirchen u. s. w.). Das V. der Individuen und der jurist. Personen im Staate läßt sich bei Kenntniß der einzelnen Theile desselben nicht schwer feststellen. Schwierig ist dagegen die Feststellung des Volks- und Nationalvermögens, zu dem nicht nur des Volkes Gebiet, seine Gebäude, sein Vorrath an Producten und Waaren und sein Vorrath an baarem Gelde, sondern auch seine Forderungen an das Ausland, soweit sie nicht durch seine Schulden absorbirt werden, gehören. Dabei kommt der Tauschwerth weniger in Betracht als der Gebrauchswerth, weil ein Volk mit dem andern einen viel geringern Verkehr hat als die Individuen miteinander. Vermögenssteuer ist entweder eine besondere Art der Einkommensteuer oder eine wirklich das Kapitalvermögen treffende Abgabe. Im erstern Falle schließt man von dem ermittelten Gesammtbetrage des V., indem man annimmt, daß alles V. den gleichen Procentsatz an Einkommen abwirft, auf das Einkommen. Das ist zulässig, obwol, weil eben nicht jedes V. gleichviel abwirft, unrichtig und muß namentlich dann verworfen werden, wenn das Einkommen aus V. allein besteuert werden soll, alles übrige Einkommen nicht. Im letztern

Fall, d. h. wenn das V. selbst getroffen wird, greift die Steuer das Kapital an, nimmt dasselbe theilweise mit sich fort. Das darf aber nur im höchsten Nothfall geschehen, wenn im Interesse des öffentlichen Wohls und der Existenz des Staats außerordentliche, ungewöhnliche Maßregeln nicht zu vermeiden sind. In diesem Falle fragt es sich aber noch immer, ob nicht der Vermögenssteuer, die einen Theil des V. definitiv nimmt, die Zwangsanleihe, die es dereinst zurück zu erstatten verspricht, vorzuziehen ist.

Vermont, einer von den Neuengland-Staaten der nordamerik. Union, gegen N. von Canada, im O. vom Flusse Connecticut, der es von New-Hampshire trennt, im S. von Massachusetts begrenzt, im W. größtentheils durch den Champlainsee von Neuyork geschieden, hat ein Areal von 426 Q.-M. Die Oberfläche ist mit Ausnahme der Umgebungen des Champlain durchgängig uneben. Der beträchtlichste Bergzug, die Green-Mountains, von denen der Staat seinen franz. Namen hat, durchzieht das Land fast seiner ganzen Länge nach von Süden gegen Norden. Die Hauptgewässer liegen an seinen Grenzen, der Connecticut im Osten, der Champlainsee im Westen. Letzterer, zu zwei Drittel V. angehörig, hat mehrere gute Häfen (Burlington, St.-Albans und Vergennes) und ist für den Handel des Staats von großer Bedeutung, da er einerseits mit dem St.-Lorenzstrom, andererseits durch den Champlainkanal mit dem Hudson in Verbindung steht. Das Klima ist gesund, aber der Winter sehr kalt, der Sommer sehr heiß. Der Boden V.s eignet sich mehr zum Grasland als zum Kornbau, weshalb die Viehzucht bedeutender. Schöner Weizenboden findet sich am Champlain; Mais gedeiht gut in den Thälern auf den Flußniederungen. Außerdem werden allgemein Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Erbsen und Lein gebaut. Die wichtigsten Waldbäume im Osten des Gebirgs sind Birken, Buchen, Ahorn, Eschen, Ulmen und Walnüsse; im Westen ist hartes Holz mit Nadelholz gemischt. Die Bodencultur hat sich besonders im Süden ausgebreitet; die meisten noch uncultivirten Striche sind im Norden, und dort ist das Holz ein Hauptproduct. Die wichtigsten Ausfuhrproducte sind Pott- und Perlasche, Rind- und Schweinefleisch, Butter, Käse und Vieh. Die Bevölkerung belief sich 1860 auf 315098 Seelen, darunter 709 freie Farbige. Im Vergleich zur Landwirthschaft, die bereits an 170 Q.-M. Landes in Cultur genommen hat, sind Fabrikthätigkeit und Handel nur unbedeutend. Für den letztern sind im Osten des Gebirgs Hartford und Boston, im Westen Neuyork und Montreal die Hauptmärkte. Eisenbahnen waren 1860 im ganzen 536 engl. M. im Betrieb. Die vorherrschenden Religionsparteien sind die Congregationalisten, die Baptisten, Methodisten und Episkopalen. Höhere Unterrichtsanstalten hat der Staat sechs: die Vermont-Universität zu Burlington, die Norwich-Universität, das Middlebury-College, ein theol. Seminar und zwei medic. Schulen. Außerdem bestehen 48 Mittelschulen oder Academies und 2696 Volksschulen, für welche letztere in neuerer Zeit viel geschehen ist. Die ersten Niederlassungen erhielt das Land durch Ansiedler aus Massachusetts. Von 1741—64 beanspruchte New-Hampshire dies Gebiet zugleich mit Neuyork. Letzteres erhielt dasselbe 1764 vom brit. Parlament zugesprochen, ließ sich aber 1790 für 30000 Doll. bewegen, seine Ansprüche aufzugeben, und 1791 wurde V. als selbständiger Staat in die Union aufgenommen. Die erste Constitution wurde 1777 errichtet; die gegenwärtig geltende stammt vom 4. Jan. 1793, ist aber seitdem amendirt worden. Namentlich wurde 1836, bis wohin die legislative Gewalt allein in den Händen eines Repräsentantenhauses war, ein Senat eingeführt. Letzterer zählt 30, ersteres 230 Mitglieder, beide auf ein Jahr gewählt; ebenso der Gouverneur, dessen Gehalt nur 750 Doll. beträgt. Zum Congreß schickt der Staat zwei Senatoren und drei Repräsentanten. Die Finanzen des Staats sind in blühendem Zustande, indem er bis 1863 fast ausschließlich für Kriegszwecke nur 984000 Doll. Schulden contrahirt hatte, an denen nun aber seit Beendigung des Bürgerkriegs regelmäßig abgetragen wird. Die Einnahmen beliefen sich 1860 auf 165095 und die Ausgaben auf 230489 Doll. Im J. 1860 belief sich die Ausfuhr auf 783702, die Einfuhr in einheimischen Schiffen auf 2,731857 Doll. Banken gab es 1860 46 mit 4,029240 Doll. eingezahltem Kapital und 3,882983 Doll. Circulation. Der Staat ist in 14 Grafschaften eingetheilt. Die Hauptstadt ist **Montpellier** mit 2411 E. Die bedeutendste Handelsstadt ist **Burlington** mit dem besten Hafen und der größten Schiffahrt auf dem Champlainsee, mit wichtigen Eisenbahnverbindungen, 7713 E. und der Vermont-Universität, die 1791 gegründet wurde. **Middlebury** am Ottercreek ist Sitz des 1800 gegründeten Middlebury-College, ein sehr gewerbthätiger Ort, mit bedeutenden Marmorbrüchen und 2879 E. **Vergennes** an demselben Flusse, die einzige City des ganzen Staats, hat bedeutende Eisengruben, Eisenfabriken, Wollmanufacturen und Gerbereien und zählt 1286 E.; **Brattleborough** am Connecticut, die älteste Ansiedelung in V., 1724 unter dem

Namen Fort Dummer gegründet, hat mehrere Fabriken, enthält das Irrenhaus des Staats und zählt 3855 E.; Woodstock, mit 3062 E., ist Sitz des Vermont-Medicinalcollege; Bennington am Hoosickfluß, mit 4389 E., ist bemerkenswerth wegen des hier 1777 von den Amerikanern über die Briten erfochtenen Siegs.

Vernageln heißt ein Geschützrohr dadurch vorderhand unbrauchbar machen, daß man einen stählernen, an den vier Kanten mit eingehauenen Widerhaken versehenen Nagel in das Zündloch treibt und über demselben kurz abbricht. Es geschieht dies, wenn man eigene oder genommene Geschütze vor dem Feinde im Stich lassen muß. Noch sicherer wird der Zweck erreicht, wenn man einen von seiner Stange abgenommenen Wischkolben bis an den Boden des Rohrs bringt und jenen Nagel bis in den Kolben treibt. Um das Geschütz wieder brauchbar herzustellen, muß der Zündlochstollen ausgeschraubt und durch einen neuen ersetzt werden.

Vernet, der Name einer franz. Malerfamilie, deren Stammvater Antoine V. (geb. 3. Juli 1689 in Avignon, gest. daselbst 10. Dec. 1753) Tragsessel und Kutschen mit Wappen verzierte und nebenbei auch Zimmer ausmalte. Sein Sohn und Schüler Claude Joseph, genannt Joseph V., berühmter Landschafts- und Marinemaler, geb. 14. Aug. 1714 zu Avignon, ging 1731 zu dem ältern Viali, Vedutenmaler in Aix, und von da nach Rom, wo er in das Atelier des Marinemalers Bernardino Fergioni eintrat und anfangs Landschaften mit Figurenstaffage malte, die er, um leben zu können, zum geringsten Preise verkaufte. Die in Salvator Rosa's Manier behandelten Landschaften, die er im Palast Rondarini und in der Galerie Farnese ausführte, machten ihn zuerst allgemeiner bekannt. Bald waren seine Seestürme, seine Windstöße, seine Ansichten der ruhigen See oder des Binnenlandes bei Mondschein oder Nebelwetter, in Morgen- oder Abendbeleuchtung so ungemein gesucht, daß er trotz aller Stärke in leichtem Erfinden und schnellem Ausführen den vielen Bestellungen nicht genügen konnte. Obschon zu Rom in glänzenden Verhältnissen lebend, ließ er sich doch durch Ludwig XV. bewegen, 1753 nach Paris zurückzukehren, wo ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede ernannte. Darauf wurde er vom Könige beauftragt, eine Reihenfolge von Ansichten der vornehmsten franz. Seehäfen zu malen, welche er binnen neun Jahren ausführte. Dabei fertigte er noch viele andere Marinen und Prospecte für die königl. Residenzschlösser oder Privatcabinete. Seine Werke wurden vielfach gestochen. Joseph V. hat nicht das reine Naturgefühl, die tonreiche Palette, die weiche und zarte Ausführung der holländ. Meister, und seine Farbe ist nicht so warm und glühend als die seines großen Landmanns Claude Lorrain. Allein er weiß seine Ansichten einfach und glücklich aus der Natur aufzufassen, oder er gibt geschmackvoll und malerisch gedachte Compositionen mit leichtem Vortrage wieder, der anfänglich breit und kräftig, nachher sauber und sorgsam verschmolzen, zuletzt aber öfters platt und decorationsmäßig ist. Die vielen Figuren, die er als Staffage anbringt, verleihen seinen Landschaften und Seestücken ein ganz besonderes Interesse. Er starb zu Paris 23. Dec. 1789. Vgl. Lagrange, «Joseph V. et la peinture au XVIIIe siècle» (Par. 1864). — Sein Sohn Antoine Charles Horace, genannt Carle V., geb. 14. Aug. 1758 zu Bordeaux, während sein Vater die Ansicht des dortigen Hafens malte, wurde bei dem pariser Akademiker Lépicié in die Lehre gethan und erhielt 1782 den ersten Preis der Historienmalerei, mit welchem zugleich ein fünfjähriges Stipendium und die Sendung nach Rom verbunden war. Ebenso sehr eleganter Weltmann als Maler, fühlte er sich in Italien ganz unheimisch, und auch die großen Meister, deren Werke er besonders daraufhin ansah, wie sie die Pferde dargestellt, machten nur wenig Eindruck auf seinen Geist. Nachdem er 1787 nach Paris zurückgekehrt, erfolgte 1789 seine Aufnahme in die Akademie. Für den Salon lieferte er 1791 ein großes Gemälde, den Triumph des Paulus Aemilius vorstellend, in dem er, auf Grund seiner Studien in den Marställen und Reitschulen, mit der Tradition brach, die bisher nur Pferde von starkem Schlage und allzu oft von conventionellen Formen zuließ. Von dem Gange der Ereignisse in der Schreckenszeit schwer getroffen, verfiel er in Trübsinn und Unthätigkeit, bis ihn die unter dem Directorium und Consulat zurückkehrende Ruhe wieder zu weltlichem Leben und künstlerischem Schaffen antrieb. Er ging jetzt von dem akademisch-classischen Stil völlig ab und folgte nur noch seinem eigenen Impulse. Seine zahlreichen, für die franz. Sitten- und Modengeschichte merkwürdigen Caricaturen, seine Zeichnungen aus den ital. Feldzügen, endlich sein kolossales Gemälde der Schlacht von Marengo (1806) erwarben ihm einen großen Ruf. Das Gegenstück zu diesem letztern Bilde, die Schlacht bei Austerlitz, gelang ihm minder, fand aber in der Ausstellung 1808 ebenso großen Beifall. Unter der Restauration verfertigte er, außer Jagden, Pferderennen, Schlachten von kleinern Dimensionen, Pferdestücken, Genrescenen und Landschaften, eine Anzahl Lithographien, die sehr gesucht waren. Er starb zu Paris 28. Nov. 1836.

Vernet (Emile Jean Horace), genannt Horace V., des Carle V. Sohn, geb. 30. Juni 1789 zu Paris, genoß den ersten Unterricht bei seinem Vater und kam nachher zu dem Akademiker Vincent, bei dem er das Modell nach dem Leben zeichnen lernte. Um für sich selbst das Nothdürftige zu erwerben, zeichnete er 1811 für das Modejournal die Incroyables und die Merveilleuses, eine Reihenfolge lebhafter Verspottungen der damaligen Kleidertrachten. Außer solchen Kleinigkeiten lieferte er Militärstücke, wobei er aber anfangs nur das Genrebild herausgriff. Die histor. Seite des Kriegs faßte er zuerst auf in der Maurenschlacht (1212) von Toulouse, die 1817 mit zwei Episoden aus der Geschichte des ersten franz. Kaiserreichs, dem Tode Poniatowski's und dem Gefechte bei Somosierra, sowie verschiedenen militärischen Genrestücken ausgestellt wurde. Das große Gemälde machte kein Glück, während die kleinen Bilder sehr gefielen. Der Herzog von Orléans (Ludwig Philipp) ließ nunmehr sein Porträt von ihm malen und saß ihm auch zur Darstellung verschiedener Situationen seines ereignißreichen Lebens. Außerdem malte er für den Herzog und dessen Umgebung Marinen, napoleonische Grenadiere, Araber, Seeräuber u. s. w. Alle diese Erzeugnisse hatten zugleich die Bedeutung polit. Demonstration, und der Künstler fühlte sich dadurch gehoben und angefeuert. Seitdem erschienen alljährlich mehrere von V. lithographirte Blätter, welche bei dem Volke den kaiserl. Grenadiercultus unterhielten. Dieses Bestreben, das Interesse auf die Soldaten einer verpönten Sache hinzulenken, zeigen sogar die beiden bekannten Bilder, welche V. um diese Zeit für den Herzog von Berri arbeitete: der Regimentshund und das Trompeterpferd, kleine gefühlvolle Stücke, in denen sich dramatischer Ausdruck und Thiermalerei glücklich vereinigen. Da mehrere seiner Bilder wegen polit. Misliebigkeit im Salon von 1822 nicht zugelassen werden sollten, veranstaltete V. in seinem Atelier eine Privatausstellung von 45 Gemälden, die ungemeinen Beifall fand. Es befanden sich darunter die Vertheidigung der Barrière von Clichy, eins der gediegensten Bilder, die Schlacht bei Jemappes, die Niedermetzelung der Mamluken (Versailles), der Gardist von Waterloo, der abgedankte Soldat als Landmann u. s. w. Die öffentliche Meinung bezeichnete V. als Volksmaler und Oppositionsmann, und Händler und Sammler drängten sich zu ihm. Um diese Zeit malte er mehrere berühmt gebliebene Bilder: die letzte Patrone, der Abschied in Fontainebleau, die Brücke von Arcole. Zu der Schlacht von Jemappes kamen noch die Schlachten von Valmy, Hanau und Montmirail hinzu, alle im Auftrage des Herzogs von Orléans gemalt und für das Palais-Royal bestimmt, aus dem sie bei dem Verkauf der Orléans'schen Domänengüter 1851 in die Galerie des Marquis von Hertford übergingen. Die Ernennung zum Mitglied des Instituts, 1826, bewirkte indessen in dem Talent des Meisters einen plötzlichen Umschlag. Der Schlachten-, Bivuak- und Kasernenmaler schien seiner eigenen Originalität den Rücken zuzukehren, indem er nach Maßgabe seiner Kräfte sich dem Höhern zuwandte und den neuen und freisinnigern ästhetischen Doctrinen seiner Zeit beitrat. Julius II. und Rafael (Deckenbild im Louvre), Philipp August vor Bouvines (Versailles), Edith mit dem Schwanenhalse, Mazeppa auf einem wilden Pferde, das, von Wölfen verfolgt, über einen Baumstumpf wegsetzt, Mazeppa unter einem wilden Pferde, das niedergestürzt und von andern wilden Pferden umgeben ist, waren Annäherungen an die romantische Schule. Der Beifall, welchen V.'s romantische Anwandlungen fanden, hielt ihn eine Zeit lang auf dieser Bahn fest, wie sein Giaur, Camille Desmoulins im Garten des Palais-Royal, die Schlacht bei Fontenoy, die Stute und die Wölfe und Pferde jeder Art beweisen. 1828 wurde V. Director der Französischen Akademie in Rom. Er änderte hier nichts in seiner Weise zu malen, und die Werke aus dieser Periode ergeben nur ein neues Spiel der Leichtigkeit des Meisters im Erfinden und Ausführen. Zu den Bildern, die er während seines Aufenthalts in Rom producirte, gehören: Pius VIII. auf den Schultern der Schweizer nach dem Petersdom getragen, Rafael und Michel Angelo im Vatican, Holofernes und Judith, die Bäuerin von Ariccia, die Vittoria von Albano, die röm. Stiertreiber, der Kampf der päpstl. Dragoner mit den Räubern, die Beichte des gefangenen Räubers u. s. w. Erst als V. 1834 mit Ablauf seiner amtlichen Stellung nach Paris zurückkehrte, lenkte er wieder seinem wahren Gebiete zu. Seitdem waren das histor. Museum in Versailles und der Orient, zunächst Algier, die zwei Seiten seines Lebens, der ganze Horizont seines Talents. Die Genregegenstände, die er mit leichter Hand hinwarf, gehörten nunmehr sämmtlich dem Orient an, wie der arab. Märchenerzähler, die Post in der Wüste, das Gebet in der Wüste, die Eber- und Löwenjagden u. s. w. Bei der Austheilung der Arbeiten für das Museum zu Versailles erhielt V. natürlich einen beträchtlichen Antheil. König Ludwig Philipp bestellte bei ihm die Schlachten von Friedland, Jena und Wagram und bot ihm zur Belohnung die Pairswürde an, die der Künstler ausschlug. Dies sowie der Um-

stand, daß V. sich weigerte, bei der Darstellung der Erstürmung von Valenciennes Ludwig XIV. als Mitkämpfer abzubilden, brachte ihn in Mishelligkeit mit dem König. V. ging infolge dessen nach Petersburg, wo man ihn bei Hofe sehr auszeichnete und ihm vier große Schlachtenbilder aus dem russ.-türk. Kriege auftrug, die er bis 1838 lieferte. Nach seiner Rückkehr nach Paris, im Sept. 1836, erhielt er auch bei Ludwig Philipp wieder gute Aufnahme, der ihm jetzt sämmtliche Malereien für den neuen Konstantinesaal in Versaille übertrug. Um hierzu die nöthigen Studien zu machen, reiste der Künstler im Oct. 1837 nach Afrika. Von seinen frühern großen Schlachtstücken, zu denen nur Modelle und Costüme das Material lieferten, unterscheiden sich die 14 Gemälde des Konstantinesaals dadurch, daß sie aus Studien nach der Natur hervorgingen und dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz haben. Zwar ist auch hier nicht alles von gleichem Werth, sondern das Interesse concentrirt sich hauptsächlich auf die großen Schlachtbilder, die Belagerung der Citadelle von Antwerpen, die Besetzung des Engpasses Teriah de Mouzajah, das Gefecht bei Affroun und die drei Operationen der Belagerung von Konstantine. Jeder Gegenstand tritt in diesen Bildern deutlich hervor und versetzt sofort in eine bestimmte Wirklichkeit. Der neue Typus dieser Schöpfungen ist nicht mehr eine sich über das Ensemble erhebende Episode, sondern ein Ganzes, von dem sich Episoden ablösen. In Hinsicht auf den Maler, das Genre und die Geschichte können die drei Bilder der Belagerung von Konstantine als Meisterwerke betrachtet werden. Die andern Arbeiten dieser Zeit erscheinen als bloßer Nachhall des großen Unternehmens, welches fünf Jahre lang (1838—42) V.'s Thätigkeit hauptsächlich in Anspruch nahm. 1839 unternahm V. eine Reise nach Aegypten und Syrien, die indeß nur ein Bild, den Sklavenhändler, unmittelbar veranlaßte. Sodann wandte er sich 1842 wieder nach Petersburg, wo er von dem Kaiser mehrere beträchtliche Aufträge erhielt, welche die letzten Siege der Russen über die Polen zum Gegenstand hatten. Außerdem malte er das Porträt der Kaiserin von Rußland. Auch nach seiner Rückkehr nach Paris beschäftigten ihn Porträts, darunter das Pasquier's, Molé's, Ludwig Philipp's und seiner Söhne zu Pferde. V. hatte die Deckenbilder in einem Saal der Deputirtenkammer zu malen begonnen, mußte aber diese Arbeit einstellen, da ihn Ludwig Philipp beauftragte, die Ueberrumpelung der Smala Abd-el-Kader's in einem 65 F. langen Gemälde darzustellen. Das Ueberstürzen, die Hast, die Angst, das Auseinanderstieben der Menschen und Thiere ist in diesem kolossalen Bilde (1844) mit ergreifender Lebendigkeit geschildert. Das Werk bietet kein malerisch-wirkungsvolles Ensemble, aber eine Menge höchst ansprechender Details. Der König bestellte sogleich drei andere kolossale Bilder für das Museum in Versailles: die Schlacht am Isly, die Beschießung von Tanger und die Besetzung von Mogador. Um die nöthigen Studien zu machen, ging V. 1845 nach Marokko. Auf dieser Reise befestigte sich bei ihm die Ansicht von dem einfachen und großartigen Charakter der arab. Tracht und ihrer berechtigten Anwendung auf biblische Stoffe. Infolge dessen veröffentlichte er nach der Rückkehr die Denkschrift «Observations sur certains rapports qui existent entre le costume arabe et le costume de l'Ancien Testament», welche viel dazu beitrug, der biblischen Historienmalerei in Frankreich die Richtung auf das arab. Costüm zu verleihen. Zu den eigenen Bildern V.'s, welche die Anschauung vertreten, gehören: der Knecht Abraham's und Rebekka am Brunnen (1834); die Verstoßung Hagar's (1837); Thamar und Juda (1841); Rahel beweint ihre Kinder (1846); Judith und ihre Magd (1847); der barmherzige Samariter (1848); Joseph von seinen Brüdern verkauft; der klagende Jeremias; Daniel in der Löwengrube. Der Sturz der Orléans 1848, unter denen V. sein Talent entwickelt, war auch natürlich der Sturz für den Künstler. Allerdings widerstand er noch lange und blieb der Maler der Tagesgeschichte. So lieferte er 1849 das Bildniß des Generals Cavaignac, 1850 das des Präsidenten Ludwig Napoleon, und 1851 malte er die Belagerung von Rom. In der Ausstellung von 1857 sah man von ihm die Schlacht an der Alma, das Reiterporträt Napoleon's III., die lebensgroßen Bildnisse der Generale Canrobert und Bosquet, Zuaven, wozu später noch die Rückkehr von der Löwenjagd, die Gardegrenadiere u. s. w. kamen. Alle diese letzten Werke verrathen jedoch in jeder Beziehung den Niedergang des Künstlers. V. starb zu Paris 17. Jan. 1863. Dem ersten Impulse folgend, ohne gründlichere Vorbildung, von Natur und Umständen zur Darstellung unmittelbar aus dem Leben aufgefaßter Gegenstände hingetrieben, ist V. in der modernen franz. Kunst die vollständigste und stärkste Personificirung der realistischen Malerei. Es muß aber bei diesem vielseitigen Talent unterschieden werden zwischen dem glücklichen und richtigen Gebrauch der natürlichen Anlagen und ihrem Misbrauch. Der rechte Gebrauch zeigt sich in der Schlachtenmalerei, im militärischen Genre, im Porträt und Pferde. Der Misbrauch besteht in dem Durcheinander bedeutungsloser Compositionen,

Odalisken, Burgfräulein, Piraten, Räuber, Kapuziner u. s. w. Um zu dem Maler von unleugbarem Talent zu gelangen, muß man über das Gewirr mittelmäßiger Bilder hinwegschreiten, welche die wahrhaft gediegenen Leistungen verstecken. Seine Stelle ist in der Zukunft unter den Malern, die am treuesten die Handlungen, Sitten, Trachten ihrer Zeit abgebildet und die Begebenheiten, deren Augenzeugen sie waren, am besten berichtet haben. Namentlich als Schlachtenmaler kennt er die einzelnen Umstände am gründlichsten und weiß sie sauber und geschickt wiederzugeben. V. war weder ein großer Zeichner noch ein großer Colorist, besaß aber vor allem in hohem Grade zwei echt franz. Eigenschaften, Lebendigkeit und Deutlichkeit. Außerdem war eine seiner eigenthümlichen Gaben die Leichtigkeit, unterstützt von einem wunderbaren Gedächtniß. Selten machte er vollständige Farbenskizzen für seine Werke, selbst nicht für die größten; einige leicht hingeworfene Zeichnungen genügten ihm. Seine Werke sind vielfach gestochen worden, hauptsächlich von Jazet, dessen leichte Aquatintemanier sich dazu besonders eignete. Außer der Menge von Bildern, Aquarellen und Handzeichnungen hat man von V. auch mehr als 200 lithographirte Blätter und an 500 nach seinen Zeichnungen gefertigte Holzschnitte für die Prachtausgabe von Laurent's «Histoire de Napoléon». Vgl. Durande, «Joseph, Carle et Horace V., correspondance et biographies» (Par. 1865).

Bernier (Peter), ein Mathematiker, geb. 1580 zu Ornans in der Franche-Comté, war Generaldirector der Münzen der Grafschaft Burgund, Commandant des Schlosses Ornans und Rath des Königs von Spanien, und starb 14. Sept. 1637 zu Ornans. Er ist berühmt als der Erfinder einer sehr sinnreichen Vorrichtung, welche seinen Namen führt, häufig aber **Nonius** genannt wird, jedoch mit Unrecht, da die Erfindung des Portugiesen Nonius oder Nuñez (s. d.) von der in Rede stehenden wesentlich verschieden ist. Der V. dient dazu, bei Theilungen den Werth von solchen Theilen anzugeben, welche zwischen zwei Theilstriche fallen. Man denke sich z. B. ein Lineal, auf welchem 11 Zoll in 12 gleiche Theile getheilt seien, so ist natürlich ein jeder dieser Theile = $^{11}/_{12}$ Zoll, d. h. = 11 Linien. Wäre nun dieses Lineal längs eines andern in Zolle getheilten Lineals verschiebbar, so sieht man leicht ein, daß, wenn sein erster Theilstrich mit einem Zollstriche zusammenfällt, der zweite von dem darauffolgenden Zollstriche um 1 Linie, der dritte um 2 Linien u. s. w. absteht, und man also durch bloße Verschiebung jenes Lineals im Stande ist, Linien, welche über die ganzen Zolle herausfallen, anzugeben, ohne nöthig zu haben, die Unterabtheilung in Linien auf dem Maßstabe wirklich auszuführen. Auf eine ähnliche Art bringt man diese Einrichtung bei Kreistheilungen an.

Vernunft bezeichnet im allgemeinen alle die Thätigkeiten, welche aus dem Selbstbewußtsein des Menschen entspringen und eben darum den Menschen vom Thiere unterscheiden. Da diese nicht allein die Thätigkeiten des wissenschaftlichen Denkens, sondern auch des moralischen Willens und der höhern Gefühle sind, so gibt es eine theoretische, praktische und ästhetische Vernunftthätigkeit, welche aber, weil die Wurzel der V. im Selbstbewußtsein nur Eine ist, in engster Verbindung miteinander stehen, als verschiedene, aus demselben Stamm erwachsende Zweige. In diesem allgemeinen Sinne des Wortes bildet der Verstand oder das Denkvermögen keinen Gegensatz zur V., sondern gehört zu ihr als ein wesentlicher Theil derselben. Doch hat sich in vielen der neuern philos. Systeme ein engerer Sprachgebrauch gebildet, nach welchem die V. als ein höheres Vermögen vom Verstande als einem niedern unterschieden wird. Kant in seiner «Kritik der reinen V.» ist der Urheber dieser Unterscheidung. Indem nämlich die Absicht seines kritischen Unternehmens dahin ging, die Gesetze und Grenzen der menschlichen Erkenntniß zu bestimmen, unterschied er den Verstand als Vermögen der Begriffe und Kategorien von der V. als dem Vermögen der Ideen. Hieraus entwickelte sich die Annahme, daß die V. mit dem Uebersinnlichen, Unendlichen und Ewigen sich beschäftige, daß mithin ihr Gebiet vorzüglich die Religion, die Sittenlehre, überhaupt die höhere Erkenntniß sei, während der Verstand, auf das erfahrungsmäßig Gegebene beschränkt, sich mit der Zusammenfassung desselben in Begriffe beschäftige und somit die niedere Erkenntniß beherrsche. Zur Feststellung dieses Gegensatzes trug vorzüglich F. H. Jacobi (s. d.) bei, indem er das Vorhandensein jener Ideen im menschlichen Bewußtsein für eine genügende Bürgschaft dafür erklärte, daß das durch sie Bezeichnete objectiv und in Wahrheit existire. Schelling erklärte die V. für das Vermögen, die absolute Einheit der endlichen Dinge in dem Unendlichen und Absoluten anzuschauen vermöge eines absoluten Erkenntnißactes (intellectuelle Anschauung genannt). Indem er die Platonische Vorstellung, daß der Welt der sinnlichen Erscheinungen eine Idealwelt, und zwar jeder Klasse von Dingen eine ihr entsprechende Idee als Urbild zu Grunde liege, mit der Spinozistischen Annahme, daß alles Eins sei, verschmelzen ließ, wurde nun die V. als das Vermögen der Erkenntniß erklärt, wie die

ewigen Musterbilder der Dinge, die Ideen, sich in der sinnlichen Erscheinungswelt realisiren. Hält man nun aber die V. mit Jacobi und Schelling für ein Vermögen, höhere Wahrheiten durch ein unmittelbares Gefühl zu ergreifen, so mangelt es den Aussagen einer solchen V. so lange an allem wissenschaftlichen Werth, als uns nicht zugleich mit ihr ein Werkzeug der Kritik in die Hand gegeben wird, wodurch wir die Aussagen eines richtig geleiteten und feinen Gefühls von den werthlosen Aussagen eines rohen oder phantastisch verwilderten Gefühls unterscheiden können. Dieses Werkzeug einer Kritik intellectueller Gefühle, seien dieselben nun von ästhetischer, moralischer, rechtlicher oder religiöser Natur, kann aber nicht wiederum in einem bloßen Fühlen, sondern muß in einem Denken, nämlich in der Angabe von Gründen der Billigung oder Verwerfung gewisser Gefühlsweisen nach Principien bestehen, und so wird zuletzt die V. immer der Ausdruck für das Nachdenken über die durch intellectuelle Gefühle aufgegebenen Themata sein. Da nun die Gesetze des Denkens immer dieselben sind, mögen sie auf sinnliche oder moralische Gegenstände angewandt werden, so kann der Unterschied von Verstand und V. immer nur eine entgegengesetzte Art der Beschäftigung unsers Denkvermögens betreffen. Ein Denken, welches mit der scharfen und schnellen Auffassungsgabe für einzelne Verhältnisse des Lebens und der Erfahrung eine Gewandtheit verbindet, unsere Handlungen ihnen gemäß vortheilhaft zu bestimmen, heißt Klugheit oder Verstand. Ein Denken hingegen, welches gewohnt ist, auf die Gesetze Acht zu haben, von denen sich sowol die Natur als das Innere der Menschenseele bewegt zeigt, heißt Sinnigkeit oder V. Die Bedeutung der V. als eines höhern Denkvermögens, auf welche die Spätern wieder sämmtlich zurückgekommen sind, ist die von Kant ursprünglich gemeinte. In diesem Sinne behauptet z. B. Hegel, daß der Verstand als das abstracte oder blos reflectirende Denken die Dinge erst an der Oberfläche ergreift, indem er an ihren festen sinnlichen Unterschieden kleben bleibt, die V. hingegen durch das schärfere Werkzeug einer dialektischen Begriffskritik zu ihren tiefern Gründen und Gesetzen vordringt, in deren Lichte sich die endlichen Bestimmungen in ihren unwahren Einseitigkeiten aufheben, um auf dem höchsten speculativen Standpunkte, dem der absoluten Idee, ihre nothwendigen Correcturen zu erfahren und sich in lauter solche Formen umzuschmelzen, welche sich auch vor der strengsten Kritik als probehaltig zu bewähren im Stande sind.

Véron (Louis Désiré), franz. Publicist, geb. 5. April 1798 zu Paris, Sohn eines Papierhändlers, studirte Medicin. Nachdem er den Doctorgrad erlangt, ließ er sich in den kath.-apostolischen Verein der guten Literatur aufnehmen, schrieb Artikel für die «Quotidienne» und erhielt auf Verwendung seiner royalistischen Gönner den etwas seltsamen Posten eines Oberarztes bei den königl. Museen. In dieser Zeit befaßte er sich mit der Erfindung und Zubereitung eines Hustenleders, der Pâte-Regnault, dessen großer Absatz den ersten Grund zu seinem Vermögen legte. Um 1829 stiftete er die «Revue de Paris», gab jedoch diese Zeitschrift wieder auf, um, wie er selbst sagt, «Lully's Nachfolger» zu werden, nämlich Director der Großen Oper. Als solcher fand er in «Robert der Teufel», von dem er aber durchaus nichts wissen wollte und der blos auf gerichtlichen Befehl aufgeführt wurde, die Hauptquelle seines Glücks. Er wurde so wider seinen Willen Millionär und galt für einen klugen und liberalen Geschäftsmann, der durch seine Verbindungen mit den höchsten Kreisen der pariser Gesellschaft eine europ. Berühmtheit erlangte. Nachdem er etwa fünf Jahre mit vollem Glanze über das Sänger- und Tänzerchor geherrscht, legte er sein Verwaltungsscepter nieder und meldete sich bei den Wählern in Brest als Candidat der dynastischen Opposition, fiel aber durch. Nun übernahm er die Leitung des damals sehr heruntergekommenen «Constitutionnel» und brachte das Journal durch die Mittheilung des «Ewigen Juden» im Feuilleton, welchen er Eugen Sue für 100000 Frs. abgekauft, wieder in die Höhe. Bei der Präsidentschaftsfrage 1848 erklärte sich der «Constitutionnel» nach einigem Besinnen für Ludwig Napoleon, und nach der Präsidentenwahl wurde dieses Blatt nebst seinem Director völlig zu der Politik des Prinzen bekehrt. Der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 fand in V. einen lauten und enthusiastischen Lobredner. Bei den nachfolgenden Wahlen für den Gesetzgebenden Körper wurde er als Regierungscandidat vorgestellt und von dem Arrondissement Sceaux gewählt. Er blieb jedoch noch Director des «Constitutionnel», bis die zwischen diesem Journal und der Regierung eingetretene Meinungsverschiedenheit ihn zum Verkaufe desselben bewog. Als ruhiger Besitzer des in seinen verschiedenen Unternehmungen gewonnenen beträchtlichen Vermögens trachtete nun V. nach literarischen Triumphen und schrieb seine Erinnerungen unter dem Titel «Mémoires d'un bourgeois de Paris» (6 Bde., Par. 1854). Dieses Buch, in welchem er auf eine oft pikante Art die verschiedenen Begebenheiten, die er erlebte, und bei welchen er eine Rolle spielte, erzählt, reizte in hohem Grade die Neu-

gierde des Publikums und wurde dreimal aufgelegt. Außerdem erschienen von V. noch ein Sittenroman: «Cinq cent mille francs de rente» (2 Bde., Par. 1855) sowie eine polit. Schrift «Quatre ans de règne» (1857) und «Les théâtres de Paris de 1806 à 1860». Er starb zu Paris 27. Sept. 1867.

Verona, Festung und Hauptstadt einer der venet. Provinzen des Königreichs Italien, liegt an der von Venedig nach Mailand führenden Eisenbahn am Fuße der Berge in einer fruchtbaren Ebene und wird von der Etsch in zwei Theile, einen östlichen und einen westlichen, getrennt, welche durch fünf Brücken (darunter eine eiserne und eine alte steinerne aus dem Mittelalter) verbunden sind. Ueber eine sechste Brücke, die als Bauwerk beachtenswerth, führt außerhalb der Stadt die Eisenbahn. Unter mehrern großen Plätzen ist die Piazza dei Signori mit dem Rathhause (Palazzo del consiglio), den Statuen ausgezeichneter Bürger und dem 1865 errichteten Standbilde Dante's (ein Werk des Veronesers Zannoni) hervorzuheben. Die Stadt hat meist enge und krumme Straßen, aber sehr ansehnliche, zum Theil schöne Gebäude und zählt 59169 E. (1857). Dieselbe besitzt 48 Kirchen, darunter 1 Kathedrale und 14 Pfarrkirchen. Sehenswerth sind besonders San-Zeno, ein ehrwürdiger Bau aus dem 9. Jahrh.; Sta.-Maria-Antica mit dem anstoßenden Friedhofe, welcher die berühmten Mausoleen der Familie della Scala enthält San-Fermo, San-Anastasio, das alte Rathhaus und der Palast Canossa. Mehrere Kirchen enthalten schöne Gemälde. Unter den Thoren sind mehrere nach San-Micheli's Zeichnungen gebaute, so die Porta-Nuova und die Porta-Pallio (gewöhnlich Porta-Stuppa) durch ihre Schönheit und Festigkeit bemerkenswerth. In dem alten Franciscanerkloster wurde ehemals das Grabmal der berühmten, von Shakspeare verherrlichten Liebenden Romeo und Julie gezeigt. Der angebliche Palast der Capuleti ist zu einer Fuhrmannsherberge herabgesunken. Unter den neuern Bauwerken zeichnen sich die Gran-Guardia, der großartige Friedhof, das 1846 eröffnete Neue Theater und der 1850 erbaute großartige Bahnhof aus. Als Festung hatte V. bis 1866 für Oesterreich die größte strategische Bedeutung, insofern es ein Hauptglied des sog. Festungsvierecks war, welches Oberitalien beherrschte und zugleich von Süden her den Schlüssel zu Tirol bildete. Noch gegenwärtig ist V. der Waffenplatz und Sitz des Generalcommandos für eine der sechs großen Militärdivisionen, in welche das Königreich Italien zerfällt. Außerdem ist V. Sitz eines Bischofs, des Präfecten und der Provinzialbehörden, eines Tribunals, einer Handelskammer u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Lyceum, ein Gymnasium, ein bischöfl. Seminar, ein technisches Institut, eine Maler- und Bildhauerakademie u. s. w. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind die Stadtbibliothek und die Pinakothek (meist Bilder veronesischer Meister) hervorzuheben. Sonst sind noch zu erwähnen eine landwirthschaftliche Akademie, die Gesellschaft für Bienencultur, die erste, die sich nach deutschem Vorbilde in Italien bildete, und das von Nicolo Mazza gestiftete Privatinstitut für arme Mädchen, in welchem die Stickerei in Seide und Gold sowie die Fabrikation künstlicher Blumen in außerordentlicher Vollkommenheit betrieben werden. Das große Hospital beherbergt stets einige hundert Kranke. Die städtische Industrie hat in neuerer Zeit infolge der Krankheit des Seidenwurms und des Weinstocks bedeutend gelitten, ist aber seit 1866 in raschem Aufblühen begriffen. Dasselbe gilt auch von dem Handel, der unter anderm durch die 1867 eröffnete Brennerbahn begünstigt wird. V. war im Alterthum eine röm. Colonie, Geburtsort des Catullus, Cornelius Nepos, Vitruvius, des ältern Plinius und hatte in den goth.-longobard. Zeiten große Bedeutung, unter anderm als Residenz des Ostgothenkönigs Theoderich, der daher in der Sage Dietrich von Bern (d. i. Verona) heißt. Dann war sie längere Zeit die Hauptstadt des Gebiets der della Scala (s. d.), bis sie unter mailänd., dann venet. Herrschaft kam. Seit 1866 ist sie, zugleich mit dem Theile des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, welcher 1859 Oesterreich verblieben war, dem Königreiche Italien einverleibt worden. In und um die Stadt finden sich noch viele Ueberreste röm. Alterthümer, und die berühmte Maffei'sche Sammlung enthält einen Schatz an Inschriften, Statuen, Gefäßen und Basreliefs. Das alte röm. Amphitheater (Arena) zu V., das gegen 60000 sitzende Zuschauer faßt, ist unter allen aus dem Alterthum übriggebliebenen Gebäuden dieser Art am besten erhalten, wenn auch vielfach erneut. Gewöhnlich gilt es für ein Werk der Kaiserzeiten. Es ist von Marmor und von ovaler Form, 464 F. lang und 367 F. breit. Aus der röm. Zeit sind noch vorhanden die Porta de' Borsari und der Arco de' Leoni. Vgl. Giambattista de Persico, «V. e sua provincia» (1838); Ronzani, «Le antichità di V.» (Ver. 1833); Meyerich, «V. und seine nächste Umgebung» (Ver. 1859).

Der vom Oct. bis Dec. 1822 von der Heiligen Allianz zur Zügelung der europ. Revo-

lution abgehaltene Congreß von V. wurde namentlich durch die Vorfälle im Südosten Europas und in Spanien veranlaßt. Vorbereitende Conferenzen hatten im Sept. zu Wien die Staatsminister der fünf europ. Hauptmächte gehalten. In V. waren zugegen der König von Preußen, der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland und die Könige beider Sicilien und von Sardinien, nebst andern ital. Fürsten; ferner von Großbritannien der Herzog von Wellington, von Frankreich der Staatsminister Herzog von Montmorency und der franz. Botschafter am brit. Hofe, Châteaubriand, von Oesterreich der Fürst Metternich, von Rußland der Graf Pozzo di Borgo, von Preußen Graf Bernstorff und Fürst Hardenberg. Unter den übrigen anwesenden Personen war auch der Bankier Rothschild. Ueber die Verhandlungen zu V., bei welchen Fürst Metternich den Vorsitz und Herr von Gentz das Protokoll führte, ist so viel bekannt geworden, daß die Continentalmächte Frankreich die verlangte Befugniß, mit bewaffneter Macht die Pyrenäische Halbinsel zur Wiederherstellung einer monarchischen Verfassung zu zwingen, zustanden und nöthigenfalls Unterstützung versprachen. England nahm indessen an diesen Verhandlungen nicht wirklichen Theil und rieth zu friedlichen Maßregeln. Auch der franz. Finanzminister Villèle entwickelte den Ultraroyalisten Frankreichs gegenüber schlagende Gründe für die Aufrechthaltung des Friedens und fand vielen Beifall, zumal da die in Catalonien aufgestellte sog. Glaubensarmee von den constitutionellen Truppen unter Mina geschlagen worden war. Frankreich versuchte daher im Dec. 1822 zuerst den Weg gütlicher Unterhandlungen, um die Cortes zu einer Abänderung ihrer Constitution im Sinne des monarchischen Princips zu bewegen. In Ansehung der Spannung zwischen Rußland und der Pforte beschloß man zu V., durch den brit. Gesandten bei der Pforte, Lord Strangford, der deshalb nach V. berufen wurde, der Pforte ein Ultimatum vorlegen zu lassen, das die genaueste Erfüllung des Bukarester Vertrags von 1812 verlangte. Der griech. Insurgenten wollte man sich jedoch auf keine Weise annehmen, daher auch die in Ancona angekommenen griech. Deputirten in V. nicht zugelassen wurden. In Ansehung Piemonts wurde die gänzliche Räumung dieses Landes von österr. Truppen, in Ansehung Neapels und Siciliens aber zunächst eine beträchtliche Verminderung des dortigen österr. Besatzungsheeres beschlossen. Auch wurden einige Actenstücke, die geheimen Gesellschaften betreffend, in Berathung gezogen. Endlich beschloß man in Ansehung der span. und der türk. Frage den Weg der Unterhandlung einzuschlagen, und die Berathungen über die span. Angelegenheiten wurden in Paris fortgesetzt.

Veronese (Maler), s. Paolo Veronese.

Verŏnĭca, eine zur 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophulariaceen gehörende Pflanzengattung, deren zahlreiche, fast über die ganze Erde verbreitete, aber vorzüglich in Europa, Asien und Nordamerika vorkommende Arten, theils Kräuter, theils Sträucher, in Deutschland im allgemeinen Ehrenpreis genannt werden. Sie haben gegen- oder wirtel-, selten wechselständige Blätter und achselständige oder in Trauben und Aehren gestellte Blüten, welche aus einem ein- bis fünfspaltigen Kelche mit meist ungleichgroßen Abschnitten, einer radförmigen, meist blaugefärbten Blumenkrone und vier- bis fünflappigem Saum, dessen oberstes Stück stets größer als die übrigen ist, zwei vorstehenden Staubfäden und einem zusammengedrückten Fruchtknoten besteht, aus dem sich eine verkehrt-eiförmige oder ausgerandete, zweiklappige, vielsamige Kapsel entwickelt. Die einheimischen Arten treten der Mehrzahl nach als Unkräuter auf Saatfeldern und in Gärten auf (so die im ersten Frühling blühenden, mit achselständigen Blüten begabten einjährigen Arten: V. hederaefolia L., V. triphyllos L., V. agrestis L. u. s. w.), einige ausdauernde Arten wachsen auch auf Wiesen, in Wäldern, an Flußufern. Unter diesen, welche fast alle Aehren oder Trauben besitzen, sind zu erwähnen: der gemeine Wiesenehrenpreis (V. Chamaedrys L.) mit eiförmigen, eingeschnitten-gesägten Blättern und prächtig-lasurblauen, tiefgestreiften Blumen in gegenüberstehenden, aus den obern Blattachseln entspringenden Trauben; der Waldehrenpreis (V. officinalis L.), mit niederliegenden, zweizeilig-beblätterten Stengeln und ebenfalls gegenständigen Trauben kleiner, hellblauer oder lilafarbener Blüten, dessen Kraut ehedem als «europäischer Thee» und zu medic. Zwecken benutzt wurde, und die sog. Bachbunge (s. d.). Endständige Blütentrauben voll schön-dunkelblauer Blumen besitzen die auf Kalkboden wachsenden Arten V. spicata L. und V. latifolia L. sowie auch die stattliche, 4—5 F. hoch werdende V. longifolia L. mit meist quirlständigen, länglich-lanzettförmigen, gesägten Blättern und rispig angeordneten Trauben, welche hin und wieder an Flußufern vorkommt und sich häufig in Gärten zur Zierde angepflanzt findet. Eine sehr beliebte Topf- und Kalthauszierpflanze ist die strauchige V. speciosa Cunn. aus Neuseeland. Dieser schöne Strauch hat immergrüne, glänzende, längliche Blätter und blaue, violette oder rothe Blumen in dichten, gestielten, achselständigen Trauben.

Veronica, die Heilige, eine fromme Frau, welche in Rom gestorben sein soll, reichte, nach der wahrscheinlich gegen die Mitte des 13. Jahrh. entstandenen Legende, Christus auf seinem letzten Gange, als er unter der Last des Kreuzes erlag, ihr Schweißtuch zum Abtrocknen dar. Christus nahm es an, und auf dem Tuche drückte sich sein Gesicht (das sog. Heilige Gesicht, Veronicon) ab. — Eine andere Heilige dieses Namens, V. von Mailand, war Nonne im Kloster der Augustinerinnen zu St.-Martha in Mailand und starb 1497. Wegen ihrer Wunder ward sie zur Heiligen erhoben; ihr Gedächtnißtag fällt auf den 13. Jan.

Verrath oder Verrätherei ist nach älterm deutschen Rechte das Vergehen, wodurch dessen Urheber eine Person, der er zu besonderer Treue verpflichtet ist, ihren Feinden überantwortet. Die Carolina (s. d.) droht deshalb geschärfte Todesstrafe. Ueber Hochverrath und Landesverrath s. diese Artikel. Das engl. Recht begreift unter Treason sowol den Hochverrath (high-treason) als jeden sonstigen, bei Verbrechen, z. B. Mord, erschwerend in Betracht kommenden Treubruch (petty-treason). Ueber den Lehnsverrath s. Felonie.

Verrenkung (luxatio) nennt man das Austreten eines Knochens aus dem Gelenk, welches theils durch vorher vorhandene Krankheitszustände, theils durch mechanisch auf den Knochen einwirkende Gewalt erfolgen kann. Bei ersterer V. findet Entartung einer oder beider sich berührender Gelenkflächen statt; letztere kann die Gelenkflächen selbst vollkommen unverletzt lassen und nur zerstörend auf die Gelenkbänder und benachbarten Muskeln und andern Organe einwirken. Eine V. dieser Art tritt am leichtesten da ein, wo die sich berührenden Gelenkflächen im Verhältniß zu den Knochen, denen sie angehören, am kleinsten sind, wo wenig und schlaffe Gelenkbänder und überhaupt viel Beweglichkeit im Gelenke vorhanden. Bei der Einwirkung mechan. Gewalt hängt besonders viel davon ab, in welcher Richtung der Knochen gerade zu dem Gelenke steht: Stoß, Fall und übermäßig starke Muskelbewegungen sind die gewöhnlichen Ursachen. Eine große Menge Arten von V. ergeben sich aus der Verschiedenheit der Knochen und ihrer Gelenkverbindungen selbst, dem Grade der Abweichung vorher sich berührender Knochen, der Stellung, welche das verrenkte Glied einnimmt, dem Orte, an dem sich der ausgetretene Gelenktheil befindet, der Gegenwart oder Abwesenheit anderer Verletzungen u. s. w. Obschon an und für sich fast nie lebensgefährlich, ist die V. dennoch oft von sehr traurigen Folgen begleitet, wenn durch Vernachlässigung oder schlechte Behandlung die Gelenke sich nicht wieder verbinden und so das Glied selbst in seinen Verrichtungen mehr oder weniger beeinträchtigt wird und auch benachbarte Organe in ihren Verrichtungen beschränkt. Bei den V. findet Zerreißung der Gelenkkapsel und der benachbarten Gewebe statt, infolge dessen Geschwulst und Schmerz im verletzten Gelenk eintritt, und zwar um so stärker, je größer die Verletzung und je länger sie besteht. Die V. muß daher sobald als möglich wieder eingerichtet (reponirt) werden. Dies geschieht in der Weise, daß man den ausgetretenen Gelenkkopf wieder auf demselben Wege in das Gelenk zurückführt, auf welchem er ausgetreten ist, wozu, trotz der verschiedenen allgemeinen Regeln, tüchtige anatom. Kenntnisse nöthig sind. Um den Widerstand der Muskeln aufzuheben, welche sich der Reposition widersetzen, und um die Schmerzen zu lindern, pflegt man den Kranken in schweren Fällen zu chloroformiren. Nach der gelungenen Einrichtung muß man das Glied noch eine Zeit lang durch zweckmäßige Verbände fixiren, bis die Zerreißungen geheilt sind. Gleichwol bleibt in manchen Fällen der Knochen nicht in seiner Lage, was von dem Bau des Gelenks oder von Brüchen in der Gelenkhöhle abhängt. In andern Fällen erlangt das Gelenk wenigstens nicht seine ursprüngliche Festigkeit wieder. Häufig wird es aber wieder vollständig brauchbar. Hat eine V. so lange bestanden, daß bereits Verwachsungen eingetreten sind, wozu schon einige Wochen hinreichen, so ist die V. unheilbar.

Verres (Cajus), ein röm. Magistrat, berüchtigt durch die Reden Cicero's gegen ihn. Seine Laufbahn, wie sie uns Cicero in diesen Reden schildert, war eine ununterbrochene Kette von Verbrechen. Im J. 82 v. Chr. Quästor des Papirius Carbo im cisalpinischen Gallien, unterschlug er, begünstigt durch den Bürgerkrieg, die ihm anvertraute Kasse. Sodann im J. 80 Legat des Dolabella in Cilicien, benutzte er die Reise in diese Provinz zu einem Raubzuge durch Griechenland und Kleinasien und brandschatzte hierauf im Verein mit Dolabella seine Provinz, half auch, um die eigene Schuld zu verdecken, nach der Rückkehr zur Anklage und Verurtheilung seines Statthalters mit. Seine Verwaltung der städtischen Prätur im J. 74 war nach Cicero eine Reihe von Rechtsverletzungen. Alle diese Thaten übertraf aber seine Statthalterschaft in Sicilien 73—71, während deren er neben sonstigen zahllosen Willküracten dem klägerischen Ansatz nach 40 Mill. Sestertien erpreßte. Die von den Siciliern deshalb im J. 70

erhobene Klage übernahm Cicero, damals designirter Aedil und 37 J. alt; die Vertheidigung des V. sollte Hortensius führen. V. suchte zuerst mittels eines Scheinklägers durch eine Concurrenz in der Anklage den Cicero zu beseitigen, was dieser durch die Rede «Divinatio in Caecilium» vereitelte. Dann wollte V. den Proceß in das folgende Jahr hinüberspielen, um vor einen günstigen Prätor zu kommen. Allein auch dies wurde vereitelt, und als Cicero gleich bei der ersten Verhandlung die ganze Masse der Beweise von des V. Schuld, die er gesammelt, vorbrachte, verzichtete Hortensius auf die Vertheidigung. V. ging, nachdem er vorher einen großen Theil seiner Beute in Sicherheit gebracht, freiwillig ins Exil, in dem er im J. 43 als Opfer der Proscription des Antonius fiel, weil er diesem seine korinth. Gefäße nicht geben wollte. Vor seinem Tode erfuhr er noch die Aechtung Cicero's. Die auf uns gekommenen «Actiones Verrinae» des Cicero, in fünf Büchern, sind übrigens nicht wörtlich gehaltene Reden, sondern die nachträgliche Verarbeitung der Klage zum Zweck der Veröffentlichung. Sie sind nicht blos als rhetorische Kunstwerke, sondern auch als Material für die Kenntniß der röm. Provinzialverwaltung von großem Interesse.

Verrius Flaccus (Marcus), ein berühmter röm. Grammatiker, lebte zur Zeit des Augustus in Rom, zeichnete sich hier durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit so aus, daß ihm Augustus sogar die Erziehung seiner beiden Enkel übertrug, und starb im hohen Alter unter Tiberius. Von seinen histor. und sprachlichen Schriften besitzen wir nur noch Bruchstücke eines röm. Kalenders, die 1770 zu Präneste auf einer verschütteten Marmortafel entdeckt und nachher mit andern ähnlichen Ueberresten unter dem Titel «Fasti Praenestini» von Foggini (Rom 1779) bekannt gemacht wurden. Neuere Abdrücke besorgten F. A. Wolf in seiner Ausgabe des Suetonius (Bd. 4, Lpz. 1802) und Orelli in den «Inscriptionum Latinarum collectio» (Bd. 2, Zür. 1828). Dagegen hat sich von seiner bedeutendsten Leistung, dem umfangreichen Werke «De verborum significatione», von dem glücklicherweise Festus (s. d.) einen Auszug gab, nur weniges erhalten, was ihm als Eigenthum zugeschrieben werden kann. Das Vorhandene hat Egger in der «Scriptorum Latinorum nova collectio» (Bd. 2, Par. 1839) zusammengestellt.

Verrücktheit bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauche jede Art von Seelenstörung und hat auch im System der Seelenkrankheiten noch keine feste Bedeutung erlangt, indem dieses Wort hier häufig im weitern Sinne von allen Geisteskrankheiten außer dem Blödsinn, also von Wahnsinn, Manie und Verwirrtheit, insgesammt gebraucht wird, wogegen dasselbe im engern Sinne nur allein diejenige Art von allgemeiner Verwirrtheit bezeichnet, bei welcher der Zusammenhang der Vorstellungen zwar nicht völlig aufgelöst, jedoch im hohen Grade erschlafft ist, sodaß sich eine Unfreiheit des Geistes mit Verstandesüberspannung in Verkehrtheit der Begriffe und Urtheile dabei geltend macht. Vgl. Georget, «Ueber die V.» (deutsch von Heinroth, Lpz. 1821).

Verruf, übler Ruf, heißt insbesondere die von Studentenverbindungen gegeneinander oder gegen einzelne Personen ergehende Erklärung, infolge deren die letztern gewissermaßen für unehrlich zu halten, jeder Verkehr mit ihnen zu meiden u. s. w. sei. Aehnliche Aechtungen sprachen schon früher Handwerkervereine gegen misliebige Genossen oder Arbeitgeber aus, und neuerdings sind damit namentlich die Strikes oder Arbeitseinstellungen zur Erlangung besserer Bedingungen gefördert worden. Vor dem Gesetz ist die Verrufserklärung ein strafbarer Misbrauch.

Vers (lat. versus, von vertere, umwenden) heißt überhaupt eine in sich abgeschlossene und regelmäßig wiederkehrende Linie oder Reihe, wie denn die Römer auch eigentlich die mittels des Pflugs gezogene Furche damit bezeichneten. Besonders aber verstand man darunter eine Schriftreihe und vorzugsweise in der Poesie eine Reihe metrisch gegliederter Rhythmen. Also machen Rhythmen (s. Rhythmus) die Entwickelung des V. in Bild und Gegenbild, Metrum oder Takt dessen Maß und Begrenzung aus, obwol in den neuern, Bild und Gegenbild nicht durch Kürze und Länge, sondern durch Accent und Accentlosigkeit der Silben unterscheidenden Sprachen der Reim als Gleichlaut der Töne in Silben sowie gesteigerte Alliteration und Assonanz eine nicht leicht zu missende Hauptbedingung des V. ist. Auch das Ganze so verbundener V. nennt man wiederum V., daher man häufig von Liederversen spricht, wofür jedoch genauer Strophe und Stanze gebraucht wird. Ebenso hat das Wort Versmaß eine mehrfache Bedeutung, indem man einmal das Verhältniß der Arsis und Thesis oder des Bildes und Gegenbildes, dann aber das Hauptbedingniß der metrischen Periode, den Fuß, und endlich die metrische Periode selbst darunter begreift. Die Verskunst lehrt die Anwendung dieses Maßes. (S. Prosodie.) Da man früher blos nach Füßen maß, so wurde man dadurch zu manchen Irrthümern verleitet, indem der Fuß nur Form eines einzelnen Hauptmoments der metrischen Periode ist, dessen verhältnißmäßiger Gehalt erst rhythmisch und metrisch bestimmt werden

muß. Die alten Grammatiker, die den Fuß als ein Silbenaggregat betrachteten, suchten nämlich, um das Maß zu bestimmen, einen Hauptfuß auf. Weil sie aber nur im allgemeinen die Länge und Kürze, nicht die Dauer derselben kannten und beobachteten, so entstanden hieraus Willkürlichkeiten und Verwirrungen, welche zu Gesetzen sich gestalteten, wodurch die Wahrnehmung des Rhythmus mehr verdeckt und erschwert wurde. Es galt früher als Herkommen und Ueberlieferung, die daktylischen, kretischen, choriambischen, ionischen, päonischen und antispastischen V. nach Füßen, sodaß jeder ein Metrum bildete, dagegen die anapästischen, trochäischen und iambischen V. nach Dipodien zu messen. Je nachdem nun die metrische Periode in einem V. ein- oder mehrmal enthalten ist, heißt der V. Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter oder Hexameter. Da aber mancher Takt nicht jederzeit real ausgefüllt ist, so gründet sich hierauf die Eintheilung in katalektische oder unvollzählige und akatalektische oder vollzählige V. Schloß der V. in der Mitte der Periode, so hieß er brachykatalektisch oder halbvollzählig; war er um eine Silbe länger, so hieß er hyperkatalektisch oder überzählig. Zu den Erfordernissen eines guten V. gehören Correctheit hinsichtlich der Prosodie und der rhythmischen und metrischen Messung sowie des Reims, gehörige Beobachtung der Cäsur und Wohlklang oder Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Laute in klarer Silbenaustönung, mit Vermeidung der Rauheit und des Hiatus. Die deutschen V. wurden übrigens anfangs blos rhythmisch, nicht metrisch gebildet, wobei das Gesetz auf der durch den Accent bedingten, von Reim und Alliteration unabhängigen Hebung und Senkung, d. h. auf dem Hervorheben und Sinkenlassen einzelner Silben beruhte. (S. **Metrik**.)

Versailles, vormals der glänzendste Königssitz in Europa, gegenwärtig der Hauptort des Seine-Oise-Departements in Frankreich, eine unbedeutende, weitgassige, öde Landstadt. Die Bevölkerung des Orts ist seit der ersten franz. Revolution von 100000 auf 44021 (1866) heruntergegangen. Am Ende des 16. Jahrh. war V. ein kleines Dorf in einem Walde, wo der König von Navarra, später Heinrich IV., bisweilen zu jagen pflegte. Eben dazu wurde dieser Wald auch von Ludwig XIII. gebraucht, der hier zuerst ein Jagdhaus, sodann ein Jagdschloß bauen ließ. Ludwig XIV., des Aufenthalts in St.-Germain überdrüssig, faßte 1660 den Plan, jenes Jagdschloß in eine Residenz zu verwandeln, und legte so den Grund zu dem Schloß von V. Der Architekt Leveau wurde mit der Ausführung beauftragt, und bereits 1664 waren die beiden Seitenflügel, welche den sog. Marmorhof einschließen, so weit vollendet, daß Ludwig XIV. daselbst glänzende Hoffeste geben konnte. Bald darauf erhoben sich nacheinander die drei Hauptgebäude, welche die Fronte nach der Gartenseite hin bilden. Gleichzeitig wurde der Schloßgarten nach Lenôtre's Entwürfen angelegt. 1672 war alles so weit vorgerückt, daß Ludwig XIV. im Febr. dieses Jahres seine Residenz in V. aufschlug. Indeß dauerten die Arbeiten fort und wurden seit dem Tode Leveau's von Jules Hardouin Mansard, dem Neffen des berühmten Mansard, geleitet. Mehrere Nebengebäude kamen hinzu, namentlich das Grand-Commun für die Hofdienerschaft, die Marställe, die Treibhäuser u. s. w. Der Bau der Schloßkapelle wurde erst 1690 begonnen und vor 1710 nicht vollendet. Leute, die Häuser in der Nachbarschaft anbauen wollten, erhielten allen möglichen Vorschub, und allmählich erhob sich um die königl. Residenz eine zierliche und ansehnliche Stadt. Unter Ludwig XV. wurde der nach Gabriel's Rissen angefangene Schauspielsaal am Ende des nördl. Schloßflügels von Leroy ausgebaut und bei Gelegenheit der Verheirathung des Dauphins, Ludwig's XVI., eingeweiht. Während der Revolution blieb das Schloß in V. dem Verfall preisgegeben. Zur Zeit des Directoriums diente ein Theil desselben als Succursale des Invalidenhauses, ein anderer als Local einer Gemäldesammlung. Napoleon I. hatte den Gedanken, es völlig wiederherstellen und zu seiner Residenz einrichten zu lassen, wurde aber durch die zu diesem Zweck für nöthig gehaltene Ausgabe von 50 Mill. Frs. abgebracht. Er beschränkte sich darauf, den Palast und Park wieder in leidlichen Stand zu setzen. Ludwig XVIII., der seinen Hof wieder in V. aufschlagen wollte, begnügte sich mit der Verwendung von 6 Mill. Frs., die auf Ausbesserungen und Umänderungen verwendet wurden. So blieben die Dinge, bis Ludwig Philipp in den J. 1833—37 das Innere des Schlosses wiederherstellen und den größten Theil desselben zu einem histor. Nationalmuseum einrichten ließ, welches die Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten der Monarchie bis auf die Gegenwart in Bildern und Bildwerken zur Anschauung bringt. In der allgemeinen Cultur- und Kunstgeschichte wird das Schloß von V. immer einen bedeutenden Platz einnehmen, so arg es auch als das Denkmal jener Despoten- und Maitressenwirthschaft verrufen sein mag, welche an so vielen europ. Höfen Nachahmung gefunden hat. Die in verschiedenen Stilen erbaute Fronte gegen die Stadt macht keinen sonderlichen Eindruck. Desto imposanter ist die

Seite gegen den Park. Obgleich ihre Einförmigkeit und Regelmäßigkeit bei einer so ungeheuern Ausdehnung etwas Ermüdendes hat, wirkt sie doch gewaltig durch ihre prunkvolle Masse. In demselben Geschmack ist auch die innere Einrichtung durchgeführt; sie zeigt überall das Reiche, Glänzende und Pomphafte, welches nach der Ansicht Ludwig's XIV. dem Wesen eines höchsten Alleinherrschers ausschließlich entsprach. Die große Galerie, Galerie des glaces, ist eine in ihrer Art einzige Prachthalle. Dieselbe läuft auf der Gartenseite in dem mittelsten Hauptgebäude zu ebener Erde der ganzen Länge nach hin und bringt noch jetzt mit ihren Deckengemälden, Spiegeln, Säulen, Pilastern, Vergoldungen und Marmorbekleidungen die imposanteste Wirkung hervor. Nimmt man hinzu, daß diese Halle sonst mit antiken Statuen, mit Tischen, Gueridons, Leuchterstühlen und Candelabern von massivem Silber nebst anderm Zierath aufs kostbarste ausgestattet war, so kann man sich etwa die Pracht des Gesammteindrucks vorstellen, den sie hervorbringen mußte, zumal an hohen Galatagen, wo Ludwig XIV. hier die Huldigung der Großen empfing und den Gesandten fremder Mächte Audienz ertheilte. Nächst dieser Galerie erregt besonders der Herkulessaal Bewunderung. Die neuerdings wiederhergestellte Schloßkapelle, das letzte Werk des jüngern Mansard, ist überreich an Marmor, Goldbronze, Fresken u. s. w. Während sich Lebrun, Jouvenet, Lafosse, Noël Coypel, Mignard u. a. durch die Deckenbilder in den innern Schloßräumen als Maler verewigten, setzten sich dagegen Coysevox, Girardon, die Gebrüder Couston, Legros, Tuby, Marsy u. a. als Bildhauer, die Gebrüder Keller, Aubry und Roger aber als Erzgießer würdige Denkmale durch die Bild- und Gußwerke, die im Garten aufgestellt sind. Ein großer Theil derselben gehört zu den daselbst befindlichen Wasserwerken, die noch jetzt an gewissen Tagen im Sommer spielen. Der Park ist ein Meisterwerk der Gartenbaukunst und von ganz besonderm Reiz durch die schöne Harmonie, in welche er vermittels eines darin durchwaltenden architektonischen Gesetzes zu den baulichen Umgebungen gebracht worden ist. In regelmäßige Felder abgetheilt und auch so bepflanzt, dabei aber große und freie Partien enthaltend, wozu die reiche Vegetation in den tiefern Gründen trefflich benutzt ward, macht er mit seinen Blumenbeeten, Rasenteppichen, Sandwegen und Baumgängen, Springbrunnen und zahlreichen Bildwerken den Eindruck, den Natur und Geschmacksbildung in glücklicher Durchdringung bewirken. Dieser, der ehemaligen feinen Hofsitte vollkommen angemessene Charakter ist unverwüstet geblieben, obgleich ein Theil der ursprünglichen Gartenanlagen zerstört und eingegangen. Vgl. Laborde, «V. ancien et moderne» (Par. 1839); Zinkeisen in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1837); Gavard, «Galeries historiques de V.» (13 Bde., Par. 1835—48).

Versalbuchstaben oder Versalien (vom lat. versus, Zeile, Absatz) heißen die großen oder Anfangsbuchstaben. Sie haben ihren Namen ohne Zweifel daher, weil sie zunächst zu Anfang des Verses oder des Kapitels gebraucht wurden. Davon zu unterscheiden sind die Capitälchen, welche zwar die Form der V. haben, aber in der Regel um die Hälfte kleiner als die V. der betreffenden Typengattung sind.

Verschlagen wird im gewöhnlichen Leben anstatt Erkälten und Verkühlen gebraucht (sowol bei Thieren als bei Menschen), und mit Verschlag meist eine durch Erkältung (s. d.) erzeugte schmerzhafte (rheumatische) Lähmung dieses oder jenes Körpertheils bezeichnet.

Verschleimung nennt man im gewöhnlichen Leben einen chronischen Krankheitszustand dieser oder jener Schleimhaut (besonders der des Verdauungsapparats), oder gleichzeitig mehrerer Schleimhäute, dessen Hauptsymptom in reichlicher Absonderung eines dicken Schleims besteht. Die ältere Medicin verstand unter V. oder Schleimsucht (status pituitosus, polyblennia) eine Verschlechterung der Blutmasse mit reichlichen, über eine bedeutende oder mehrere Abtheilungen des Schleimhautsystems verbreiteten und habituell gewordenen Schleimflüssen. Die neuere Medicin, wenn sie überhaupt das Wort V. gebraucht, versteht darunter einen chronischen Katarrh einer der Schleimhäute mit Absonderung zähen Schleims.

Verschollen heißt derjenige Abwesende, welcher zum Betrieb seiner Angelegenheiten keinen Bevollmächtigten zurückgelassen hat, dessen Aufenthaltsort unbekannt, und von dem es zweifelhaft ist, ob er noch lebt. Ist bei einem solchen Verschollenen das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens (70 J.) eingetreten, oder sind die nach einigen Landesgesetzen viel kürzer bestimmten Fristen verstrichen, so wird er auf den Antrag seiner Verwandten öffentlich aufgefordert und dann, wenn er nicht erscheint, die Todeserklärung ausgesprochen, sein Vermögen aber den etwa sich meldenden Erben oder den nächsten Verwandten überlassen.

Verschwendung nennt man die zwecklose und unsinnige Verschleuderung des Vermögens, welche dessen schnellen Untergang herbeiführt. Es versteht sich von selbst, daß bei Beurtheilung der Frage, ob V. vorliegt, nicht nur die Art der Ausgaben, sondern auch die Größe des Ver-

mögens in Betracht gezogen werden muß. Ein Millionär, der 10000 Thlr. alljährlich für reine Luxusgegenstände verausgabt, kamen um deswillen noch nicht als ein Verschwender bezeichnet werden, während dasselbe bei einem Manne allerdings der Fall ist, der etwa nur 40000 Thlr. besitzt. Der Verschwender kann auf Antrag einer Behörde (z. B. des Gemeindevorstands) sowie von Verwandten und Gläubigern nach vorgängiger Untersuchung und Feststellung der Thatsachen durch das competente Gericht förmlich für einen Verschwender (pro prodigo) erklärt werden, weil man annimmt, daß es ihm an der Fähigkeit zur Vermögensverwaltung fehlt. Durch die Prodigalitätserklärung, welche nur durch das Gericht wieder aufgehoben zu werden vermag, verliert er die freie Disposition über sein Vermögen und erhält einen Curator, der die Vermögensverwaltung übernimmt. Er kann mithin auch nicht Schulden machen. Dagegen darf er ohne seinen Curator Rechtsgeschäfte abschließen, durch welche er nur Rechte erwerben will. Seine unerlaubten Handlungen werden ihm, wie jedem andern, zugerechnet. Es läßt sich nicht leugnen, daß vom Standpunkte derer, welche das Eigenthumsrecht so auffassen, daß jedermann mit seinem Eigenthum machen kann, was er will, sobald er dabei nicht gegen Strafgesetze verstößt, die Prodigalitätserklärung nicht zulässig erscheint. Auch liegen genug Fälle vor, bei denen in dem gerichtlichen Verfahren nicht mit gehöriger Schonung der Rechte des betreffenden Individuums vorgegangen worden ist. Denn am Ende hat doch dieses Individuum größere Rechte auf das vorhandene Vermögen als dessen präsumptive Erben.

Verschwörung (conjuratio) nennt man die Verabredung eines Verbrechens durch mehrere, besonders aber eine geheime Verbindung mehrerer Staatsbürger, entweder zur Aufhebung der Selbständigkeit des Staats, zur Begünstigung einer Eroberung desselben durch eine fremde Macht, oder zur Veränderung des regierenden Oberhaupts, oder zur Vernichtung der bestehenden Verfassung. Jeden einzelnen Theilnehmer trifft die Strafe des Hochverraths (s. d.). Doch nehmen neuere Gesetzgebungen häufig auf die Beschaffenheit der Mitthätigkeit des einzelnen Rücksicht.

Versecz oder Werschetz, eine Stadt im ungar. Temeser Comitate, am gleichnamigen Berge, ist Sitz eines griech.-orient. Bischofs und eines Stuhlrichteramts und zählt 19087 E. (Oct. 1857). Der Ort hat eine kath. und eine griech.-orient. Kirche, eine griech.-theol. Lehranstalt, eine Realschule, eine Cavaleriekaserne, Seidenspinnereien, Seiden-, Wein- und Reisbau und treibt Handel mit Seide und Wein. Der Werschetzer Wein ist der beste im Banat. Am 19. Jan. 1849 wurde V. durch General Todorovich mit dem österr.-serb. Armeecorps eingenommen. Am 11. Juli 1848 schlugen daselbst die Ungarn einen Heerhaufen der Serben.

Versehen der Schwangern. Die Ursache von Misbildungen, mit welchen behaftet manchmal Kinder geboren werden (Hasenscharten, Wolfsrachen, Verunstaltungen des Schädels u. dgl.) war man früher geneigt, auf das sog. Versehen der Mutter zu beziehen. Häufig konnte sich die Mutter besinnen, eine ähnliche verunstaltete Person oder auch ein lebloses Gebilde, was Aehnlichkeit mit der Verunstaltung des Kindes hatte, zu einer Zeit ihrer Schwangerschaft gesehen und sich darüber erschreckt zu haben, und man glaubte so einen mysteriösen Zusammenhang zwischen dem Sinnes- und Gemüthseindruck auf die Mutter und der Formbildung der Leibesfrucht annehmen zu dürfen. Man hat aber mit Bestimmtheit diese Misbildungen auf sog. Hemmungsbildungen zurückgeführt, indem man zeigte, daß die unvollkommene Form zu einer Zeit der Entwickelung der Frucht eine Uebergangsform darstellt und also normalerweise besteht, nur daß sich diese Form nicht zu weiterer Vollkommenheit entwickelte, sondern aus irgendeiner unbekannten Ursache auf dieser frühern Entwickelungsstufe stehen blieb. Dabei ergab sich denn, daß die Misbildung weit ältern Datums war, schon viel früher bestand, als das Versehen stattgefunden haben sollte, sodaß also, wäre das Versehen gegründet, die Ursache später vorhanden gewesen sein mußte, als die Wirkung. Das Versehen der Schwangern gehört also völlig dem Bereich der Fabel an.

Versetzungszeichen heißen in der Musik diejenigen Zeichen, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Haupttons auf dem Notenplan angedeutet wird. Solche V. sind das Kreuz (♯), welches einen Hauptton um einen kleinen halben Ton erhöht; das Be (♭), welches einen Ton um ebenso viel erniedrigt; das einfache Kreuz (×), welches einen schon durch ♯ erhöhten Ton nochmals um einen kleinen halben Ton erhöht; das doppelte Be (♭♭), welches einen schon durch ♭ erniedrigten Ton nochmals um ebenso viel erniedrigt. Soll ein erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in seine erste Größe zurückgeführt werden, so wird dies durch das Aufhebungszeichen, Bequadrat oder Quadrat (♮), angezeigt. Soll ein doppelt erhöhter oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht, d. h. zu einem einfach erhöhten oder erniedrigten Tone werden, so wird vor die Note das erforderliche einfache V. und das Quadrat zugleich

gesetzt. Soll aber ein doppelt erhöhter oder erniedrigter Ton ganz in seine natürliche Größe zurücktreten, so wird das Quadrat doppelt vor die Note gesetzt.

Versicherungswesen. Die Versicherung, ein Product der neuern Zeit, verdankt ihren Ursprung dem Bestreben, die Folgen von Unglücksfällen der verschiedensten Art für den einzelnen, welchen sie betreffen, möglichst zu beseitigen. Ungeachtet der großen Ausdehnung, die das V. gewonnen, kann es sich unzweifelhaft noch über viele andere Gebiete erstrecken, als diejenigen, in denen es bisher wirksam ist. Die Versicherung, Assecuranz (s. d.) oder Assecuration ist ein Vertrag, durch welchen sich der eine Theil, gewöhnlich eine Gesellschaft, verbindlich macht, gegen Zahlung einer bestimmten Summe (Prämie) von seiten des andern Theils diesem eine größere oder geringere Entschädigung zu zahlen, wenn derselbe von einem bestimmten Unfall betroffen wird, oder wenn ein bestimmtes, für denselben wichtiges Ereigniß eintritt. Die ältesten Versicherungszweige sind diejenigen gegen Feuersgefahr und gegen Seegefahr. Die Versicherung gegen Feuersgefahr, die bisjetzt die größte Ausdehnung erreicht, riefen im 18. Jahrh. die Staatsregierungen ins Leben, indem sie die Besitzer von Gebäuden einer Stadt, eines Kreises oder größern Bezirks im Wege der Gesetzgebung zwangen, bestimmte, nach dem Werthe und der Bauart der Gebäude normirte Zahlungen an eine zu diesem Zweck errichtete Kasse zu machen, aus der, wenn eine Feuersbrunst stattgefunden, die Betroffenen voll oder doch zum größten Theil entschädigt wurden. (S. Feuerversicherung.) Ein Theil dieser alten Zwangsfeuersocietäten oder Brandkassen besteht noch jetzt, ein anderer hat sich aufgelöst, seit zahlreiche Assecuranzgesellschaften entstanden sind, welche Immobilien und Mobilien versichern. Aus der Immobilienfeuerversicherung ging die Mobiliarversicherung hervor; doch wurden für diesen Versicherungszweig Institute, zu denen der Beitritt gesetzlich vorgeschrieben, nicht errichtet. Die Seeversicherung bildete sich in den Seestädten nach und nach dadurch aus, daß Rheder und Kaufleute das Risico des Besitzers oder Befrachters eines Schiffs ganz oder theilweise gegen eine angemessene Prämie übernahmen. Förmliche und dauernde Seeversicherungsgesellschaften mit Statuten, Verwaltungen und Prämientarifen gab es anfänglich nicht. An die Seeversicherung schließt sich die Versicherung von Flußschiffen und deren Frachten (Stromversicherung), die jedoch nicht bedeutend ist, und die wichtigere Transportversicherung an. Bei der Transportversicherung werden alle auf Schiffen, Frachtwagen, Eisenbahnen zu transportirenden Güter gegen Beschädigung und Verlust versichert. Die Eisenbahnen vertreten jedoch insofern oft die Transportversicherungsanstalten, als sie selbst für alle Schäden und Verluste haften. Die Versicherungsgebühr liegt dann in der Fracht der Güter, wird aber, wenn eine höhere als der gewöhnliche Werth versichert wird, besonders berechnet und bezahlt. Daneben besteht noch eine neuere, bisher zu keinem bedeutenden Umfange gelangte Versicherungsart: die Versicherung von Menschen in Bezug auf die Unglücksfälle, welche bei Eisenbahnreisen eintreten können. Man leistet hiernach eine Entschädigung bei allen Unglücksfällen, welche den Tod, Verstümmelung oder Beschädigung des Körpers mit sich führen, und schließt diese Versicherung entweder auf eine bestimmte Zeit (Monate, ein Jahr) oder für einzelne Touren ab. Gegen Ende des 18. Jahrh. verbreitete sich auch die Hagelversicherung, die indessen mannichfache Schwierigkeiten mit sich führt und noch nicht zur rechten Entwickelung gelangen konnte. Gleicherweise verhält es sich mit der Viehversicherung. Abgesehen davon, daß namentlich in neuerer Zeit oft ansteckende Krankheiten den Viehstand befallen, vermögen sich die Gesellschaften für Viehversicherung nur schwer gegen Betrügereien und gegen Vernachlässigungen oder muthwillige Schädigungen der versicherten Thiere sicherzustellen und müssen deshalb verhältnißmäßig hohe Prämien verlangen. Hier und da kommt es vor, daß sich für gewisse Gegenden, unter Aufsicht der Behörden, Viehversicherungsverbände bilden. Bei diesen können allerdings die Täuschungen und Betrügereien verhindert und vermindert werden; aber die Verbände verfallen leicht in Zahlungsunfähigkeit, wenn Viehseuchen eintreten. Die Rentenversicherung gewährt dem Versicherten, wenn er ein bestimmtes Lebensjahr erreicht, für die Dauer des Lebens eine bestimmte Rente (s. d.). Die Aussteuerkassen, denen man gewöhnlich Kinder beitreten läßt, geben dagegen ein gewisses Kapital, das zahlbar wird, wenn der Versicherte ein bestimmtes Lebensjahr erreicht, sich selbständig macht oder sich verheirathet. Zu den Versicherungsanstalten gehören auch die gewöhnlichen Kranken- und Sterbekassen der Arbeiter, die jedoch alle sehr unvollkommen eingerichtet sind. Eine große Bedeutung erlangte in neuester Zeit die Lebensversicherung (s. d.), die den Hinterbliebenen des Versicherten ein bestimmtes Kapital sichert, das sofort nach erfolgtem Tode gezahlt wird. Während bei der Seeversicherung, der Transportversicherung, der Hagelversicherung nur eine Prämie gezahlt zu werden pflegt, weil die Versicherung sich nur auf eine kurze Periode (eine Seefahrt, einen Transport, eine

Ernte) beschränkt, finden bei der Lebensversicherung jährliche Prämienzahlungen statt. Indeß können die allmählichen Prämienleistungen auch durch eine einmalige, natürlich weit höhere Zahlung ersetzt werden. Die Versicherungsgesellschaften sind entweder Actienunternehmungen, deren Unternehmer ein Geschäft machen und auf Gewinn hoffen, oder auf Gegenseitigkeit beruhende Anstalten, in welchen alle Versicherte zusammen jedem einzelnen Versicherten als Versicherer gegenüberstehen. Beide Arten von Versicherungsanstalten haben ihre Vortheile. Die meisten Gesellschaften beschäftigen sich mit mehrern Versicherungszweigen. So ist z. B. Lebensversicherung mit Rentenversicherung, Hagelversicherung mit Viehversicherung oft verbunden. Endlich gibt es auch sog. Rückversicherungen verschiedener Art, die aber, mit Ausnahme einer einzigen, nicht häufig vorkommen. Diese gebräuchliche Rückversicherung besteht darin, daß Versicherungsgesellschaften, namentlich solche gegen Feuersgefahr, welche an einem Orte, in einer Stadt ein sehr beträchtliches Risico eingegangen sind, dasselbe gegen Ueberlassung eines angemessenen Theils der Prämie einer oder mehrern andern Gesellschaften theilweise übertragen. Dies hat zur Folge, daß die Versicherungsgesellschaften, wenn ein bedeutender Schaden entsteht, nicht zu große, ihre Kräfte übersteigende Entschädigungen zu zahlen haben, da sich dieselben auf mehrere Gesellschaften vertheilen. Vgl. Masius, «Lehre von der Versicherung» (Lpz. 1846); Saski, «Die volkswirthschaftliche Bedeutung des V.» (Lpz. 1866); derselbe, «Jahrbuch für das gesammte V.» (Frankf. 1864 fg.); Elsner's «Deutsche Versicherungszeitung» (Berl. 1860 fg.); Malß, «Zeitschrift für Versicherungsrecht» (Lpz. 1866 fg.).

Versiegelung heißt insbesondere der gerichtliche Act, durch welchen Gegenstände, die vom Gericht in Beschlag genommen werden, durch Anlegung oder Aufdrückung eines Siegels verschlossen und jeder Disposition Dritter entzogen werden. Die V. kommt bei Beschlagnahmen, infolge von Haussuchungen u. s. w., ferner bei gerichtlichen Verwahrungen von Nachlaßgegenständen vor. Die Verletzung solcher gerichtlich angelegter Siegel unterliegt besondern Strafen.

Versi sciolti oder Versi liberi, nämlich dalla rima, heißen reimlose Verse, die vers blancs der Franzosen, die blanc verses der Engländer. Da sie dem Geiste der roman. Sprachen wenig zusagen, so kommen sie erst ziemlich spät in den neuern Literaturen vor. Zwar finden sich schon reimlose Verse in den «Reggimento e costumi delle donne» von Francesco Barberini im 14. Jahrh., wo sie indeß mehr aus Bequemlichkeit als aus einer bestimmten Absicht und einem Systeme hervorgegangen zu sein scheinen. Erst seit dem Anfange des 16. Jahrh., wo die ital. Literatur ihre höchste Blüte erreicht hatte, werden sie, und zwar als bewußte Nachahmung der antiken Poesie, häufiger gebraucht. Die «Italia liberata da' Goti» von Trissino, einige Gedichte von Sannazar und Rucellai und die Komödien des Ariosto sind die ersten in dieser Versart geschriebenen Werke. Jetzt bedient man sich der Sciolti, und zwar nur elffilbiger Verse, während früher auch sieben- und fünfsilbige Verse eingemischt wurden, allgemein in der dramatischen und didaktischen Poesie, zu Episteln, Satiren und vorzüglich zu poetischen Uebersetzungen. Die Italiener stellen an den Dichter, welcher sich der Sciolti bedient, strenge Forderungen in Hinsicht auf Versbau, Wahl des Ausdrucks, Correctheit und Eleganz der Sprache. Bei den Franzosen haben die vers blancs nie Eingang gefunden und sind höchstens zu flüchtiger Uebersetzung gebraucht worden.

Versilberung. Das Versilbern von Holzwerk (Rähmen u. s. w.) ist sehr gebräuchlich, um durch nachfolgendes Auftragen eines gelbgefärbten Firnisses (Goldfirnis) auf wohlfeile Weise eine Vergoldung nachzuahmen. Es geschieht mittels Blattsilber, d. h. äußerst dünn geschlagener Silberblättchen, in derselben Art wie das Vergolden mit geschlagenem Golde. (S. Vergoldung.) V. auf Metall wird jetzt regelmäßig nur auf galvanischem Wege ausgeführt. Die galvanische V., welche sogar die Silberplattirung (s. Plattiren) fast gänzlich verdrängt hat, wird wie die galvanische Vergoldung nur mit einer Silberauflösung bewerkstelligt und in größter Ausdehnung auf Argentan, Messing und Tomback angewendet. Zum Versilbern von Kleinigkeiten aus Messing (z. B. Thermometer- und Barometerscalen) dient noch die kalte V. durch Anreiben mit einem befeuchteten Gemenge von Chlorsilber, Kochsalz, Weinstein und geschlämmter Kreide.

Verskunst, s. Metrik.

Versöhnung heißt nach kirchlichem Sprachgebrauch die Wiederherstellung der durch die menschliche Sünde gestörten Gemeinschaft mit Gott, und zwar versteht man darunter ausdrücklich nicht blos eine V. des Menschen mit Gott, sondern auch eine Versöhnung Gottes mit dem Menschen. Die innere Unseligkeit des Schuldbewußtseins und das dadurch hervorgerufene Misverhältniß des Gottesbewußseins zum menschlichen Selbstbewußtsein hat schon in den ältesten Religionen, welche sittlichen Gehalt in sich tragen, das Streben erweckt, das gestörte Verhältniß

zur Gottheit wiederherzustellen. Indem man sich dabei Gott selbst nach menschlicher Weise beleidigt oder zürnend vorstellte, suchte man den Zorn Gottes durch Opfer und Gebete zu sühnen. Auch die Hebräer kennen die Versöhnungsidee, auf welcher mehr oder weniger ihr ganzes Schuld- und Sühnopferwesen beruht, besonders aber die Ceremonie am großen Versöhnungsfest, bei welchem ein Bock Jahveh geopfert, ein zweiter symbolisch mit den Sünden des Volks beladen in die Wüste gejagt wird. Aber erst im Christenthum trat diese Idee in den Mittelpunkt der religiösen Betrachtung. Während Jesus selbst keine andere V. mit Gott lehrte als die bußfertige Herzenserneuung und selbstverleugnende Hingabe an den Willen des himmlischen Vaters, wurde sein Kreuzestod schon von den ältesten Nazaräern als ein Sühnopfer für die Sünden des Volks gefaßt, woran sich bald der schon von Paulus ausgesprochene Gedanke reihte, daß durch Christi Blut die Feindschaft zwischen Gott und den Menschen hinweggenommen, unsere V. mit Gott und unsere Errettung von dem göttlichen Zorne vermittelt worden sei. Der Verfasser des Hebräerbriefs führte diesen Gedanken durch eine Parallele des Todes Jesu mit dem jüd. Versöhnungsfeste noch weiter aus. Hieraus entwickelte sich die kirchliche Versöhnungslehre, deren vollständige Ausführung bei Anselm von Canterbury vorliegt. Nach derselben konnte der durch die menschliche Sünde verletzten Ehre Gottes nur dadurch Genüge geschehen, daß der Gottmensch freiwillig durch seinen Tod ein Aequivalent für die von der Menschheit verschuldete Strafe bezahlte. Die Reformation hat diesen Gedanken noch dadurch gesteigert, daß der Zorn Gottes über die Sünde nur durch ein Abstrafen Christi an unserer Statt gestillt werden konnte. Die V. ist hiernach durch das stellvertretende Strafleiden Christi bewirkt worden. Die religiösen und sittlichen Bedenken dieser Theorie führten schon im Reformationszeitalter Milderungsversuche herbei (s. Erlösung), bis der Rationalismus die ganze Vorstellung, daß Gott versöhnt werden müsse, bestritt und nur eine V. des sündigen Menschen mit Gott durch Buße und Besserung für nothwendig erklärte. Die von Schleiermacher ausgegangene Theologie stellte die Versöhnungslehre hinter die Erlösungslehre zurück, wogegen Hegel gerade den speculativen Gehalt der erstern geltend machte und die V. als den nothwendigen Proceß beschrieb, durch welchen der seinem ewigen Wesen entfremdete endliche Geist durch den Schmerz der Entzweiung hindurch zur Einheit mit dem absoluten Geiste zurückkehre. Die neuere freie Theologie sieht daher in der Versöhnungslehre den Mittelpunkt der christl. Religion, in Christi Person und Werk aber nur die geschichtliche Weise, in welcher diese Idee dem menschlichen Bewußtsein zuerst offenbar und als religiöse Macht in der christl. Gemeinschaft wirksam geworden sei.

Versöhnungstag (der Juden), am 10. des Monats Thischri (Sept. oder Oct.), kommt nur in der Gesetzgebung des Leviticus (Kap. 16 und 24, 26 fg.) und Numeri (Kap. 29, 7 fg.) vor, nicht aber bei den übereinstimmenden Referenten in Exodus 23 und 34, und ebenso wenig bei dem Deuteronomiker, wo dieser (Kap. 16) die festlichen Zeiten aufzählt. Daher findet man ihn auch sonst in den geschichtlichen Büchern nirgends erwähnt, und auch bei der Rückkehr der Juden aus dem Exile wird er nicht gefeiert, was aus Nehemia 8 und aus dem Schweigen des Chronisten hervorgeht. Als jedoch allmählich neben dem anfangs blos geltenden, aus Juda stammenden Deuteronomium auch die andern, im Israelreiche entsprungenen Bücher in Aufnahme kamen und zu einem Pentateuche zusammenwuchsen, sodaß alle fünf Bücher als ein in sich einiges Werk betrachtet wurden, gelangte auch der V. zu allgemeiner Anerkennung und wurde durch seinen Gedanken als Sühnetag für das Volk wie durch den Prunk, welchen der Hohepriester entfalten, durch die Betheiligung, welche das ganze Volk bei der Absendung des Sühnebocks daran nehmen konnte, zum angesehensten Feiertag. Während des zweiten Tempels blieb er jedoch neben dem allgemeinen Fasten und der glänzenden Tempelfeier ein geräuschvolles Volksfest, bei dem es sogar nicht an öffentlichen Tänzen und Minnewerbungen fehlte. Erst mit der Zerstreuung erhielt der Tag, angemessen der eingetretenen ernstern Stimmung, den strengern Charakter als Bußtag, der ganz in Gebet und wehmüthiger Erinnerung an vergangene Herrlichkeit begangen wurde. Dieser Charakter ist ihm im Ganzen bis heute noch geblieben. Er gilt als der weihevollste Tag, der auch von den sonst Gleichgültigern mit ehrerbietiger Scheu behandelt wird.

Versorgungsanstalten. Im weitern Sinne kann man als V. alle Anstalten bezeichnen, welche den Zweck verfolgen, ihren Mitgliedern und Angehörigen oder bestimmten Klassen von Personen, wenn Unfälle über sie kommen oder sie alt werden, eine angemessene, die nothwendigsten Ausgaben deckende Beihülfe, ein Unterkommen u. s. w. zu gewähren. In der Regel bezeichnet man jedoch mit dem Worte nur solche Anstalten und Kassen, welche jenen Zweck verfolgen, dabei aber auf dem Principe der Versicherung (s. Versicherungswesen) beruhen. Zu den V. gehören in erster Reihe die Rentenanstalten (s. d.), die denjenigen Personen, welche bei

ihnen versichert werden, vom Eintritt eines gewissen Altersjahrs an, oft auch unmittelbar nach dem Beitritt, eine Jahresrente gewähren, welche, wenn dies statutenmäßig festgesetzt oder bedungen ist, fortwährend steigt. Ferner sind hierher zu zählen die Tontinen (s. d.), die Pensionskassen, die Invalidenkassen. Von diesen letztern Kassen sind in neuerer Zeit nicht wenige für alte Arbeiter projectirt und mit der Beschränkung auf Arbeiter einzelner industrieller Etablissements und Industriezweige auch durchgeführt worden. Demnächst sind die Witwenkassen und die seltenern und wenig ausgedehnten Waisenpensionsanstalten zu erwähnen. Wer einer Versorgungskasse beitreten will, hat in der Regel ein kleines Eintrittsgeld zu zahlen und erwirbt das Anrecht auf die statutenmäßigen Leistungen der Kasse entweder durch einzelne Einzahlung einer bestimmten Summe, eines Kapitals (Beitritt auf Kapitalfuß) oder durch Zahlung laufender jährlicher Beiträge (Beitritt auf Contributionsfuß). In welcher Weise die verschiedenen Kassen eingerichtet werden müssen, hängt von dem speciellen Zweck der Kassen ab. Ob ihre Leistungen mit dem Kapital und Betragszahlungen an sie in richtigem Verhältniß stehen, hat die Wahrscheinlichkeitsrechnung festzustellen, welche sich auf Mortalitätstabellen und zuverlässige statist. Daten stützt. Sind die Kassen schlecht eingerichtet, so leiden in jedem Fall die Versicherten, sei es, daß sie zu hohe Beiträge zahlen müssen, sei es, daß die Beiträge zu niedrige sind und deshalb die Kassen nach einiger Zeit scheitern. Wer sich bei einer Versorgungsanstalt betheiligen will, hat deshalb mit großer Vorsicht zu verfahren. Es versteht sich von selbst, daß nicht alle Theilnehmer der Kasse einen wesentlichen pecuniären Gewinn machen können. Ein großer Theil trägt mehr bei, als ihm zurückgewährt wird, weil er vor oder kurz nach Beginn der Leistungen der Kasse stirbt, die Ehefrau, für welche er eine Pension versichert hat, vor sich sterben sieht, u. s. w. Wäre dies nicht der Fall, so könnten die andern Theilnehmer nicht mehr erhalten, als sie eingelegt haben. Was indeß alle ohne Ausnahme gewinnen, ist die Sicherheit, daß, wenn der befürchtete und beim Beitritt zur Kasse vorausgesehene Fall eintritt, die Kasse ihre Leistungen beginnen muß und dadurch der Noth abhilft. Ueber diejenigen V., welche die öffentliche Wohlthätigkeit zur Grundlage haben (Hospitäler u. s. w.), s. Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten.

Versprechen oder Besprechen ist eine mit der Magie (s. d.) verwandte Art von abergläubischen Handlungen, welche in Anwendung gebracht werden, um die Fortdauer nachtheilig wirkender oder gefahrdrohender Zustände aufzuhalten. So werden namentlich besprochen Krankheiten, Wunden, fließendes Blut, Feuer u. dgl. Das Besprechen geschieht durch gewöhnlich mit besondern Ceremonien und Gebräuchen verbundene Hersagung bestimmter Beschwörungs-, Verwünschungs- und Segensformeln, die auch schlechthin «Segen» genannt werden, und wird, je nach dem betreffenden Grade der Religionsbegriffe und des allgemeinen Bildungszustandes, bei allen Völkern der Erde in größerer oder geringerer Ausdehnung geübt. Auch in Deutschland war es allgemein üblich und kommt noch jetzt ziemlich häufig in Anwendung, weshalb sich auch zahlreiche Segen theils in Handschriften, theils in der lebendigen Ueberlieferung des niedern Volks erhalten haben. Theils sind diese Segen poetisch abgefaßt, beginnen mit einem epischen Eingange, enthalten in der Mitte die für die betreffende Beschwörung besonders wirksamen Worte und schließen mit einer Anrufung Christi und der Heiligen. Viele dieser Segen stammen noch aus der heidnischen Zeit und enthalten sogar zuweilen noch die Namen heidnischer Götterwesen; gewöhnlich aber sind an die Stelle der letztern christl. Heilige getreten. Durch diesen Umstand werden die Segen auch fruchtbar für die Wissenschaft, als Quellen und Hülfsmittel für die Kenntniß und das Verständniß der german. Mythologie. Die beiden ältesten und merkwürdigsten deutschen Segensformeln wurden 1842 in einer Handschrift des 10. Jahrh. aufgefunden, sind aber noch durchaus heidnisch und um Jahrhunderte früher entstanden als die Handschrift. Die eine ist ein Zauberspruch zur Lösung von Fesseln, die andere ist gegen Verrenkung gerichtet. Sammlungen solcher Segen finden sich unter andern im Anhange zur ersten Ausgabe von J. Grimm's «Deutscher Mythologie» (Gött. 1835) und im Anhange zu J. W. Wolf's «Beiträgen zur deutschen Mythologie» (Bd. 1, Gött. und Lpz. 1852). Die ältesten Segen sind neuerdings gedruckt und besprochen worden in Müllenhoff's und Scherer's «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1864).

Verstählen heißt das Verfahren, aus Eisen geschmiedete Gegenstände mit Stahl zu verbinden oder theilweise in Stahl zu verwandeln. Im erstern Falle wird an den Stellen, welche der Härte bedürfen (z. B. bei Amboßen und Hämmern auf der Bahn, bei Schneidinstrumenten in der Nähe der Schneide), Stahl an- oder aufgeschweißt, was man auch Anstählen oder Vorstählen nennt. Im zweiten Falle glüht man die Gegenstände längere Zeit in einer Umgebung von Kohlenpulver, wovon sie Kohlenstoff aufnehmen und oberflächlich zu Stahl werden (das sog.

Einsetzen). Uneigentlich spricht man vom V. gestochener Kupferplatten, wenn man auf dieselben auf galvanoplastischem Wege eine äußerst dünne Schicht reinen Eisens niederschlägt, wonach sie eine viel größere Anzahl Abdrücke aushalten.

Verstand, im weitern Sinne, bezeichnet das Vermögen zu denken, d. h. Begriffe zu Urtheilen, Schlüssen und Schlußreihen zu verknüpfen und so mit seinen Gedanken nach den Verhältnissen von Grund und Folge in die Beschaffenheit der gedachten Gegenstände einzudringen; im engern Sinne die Anwendung dieses Vermögens auf die Auffassung und Beurtheilung unserer Lebensverhältnisse zum Zweck einer klugen und vortheilhaften Einrichtung unserer Handlungsweise. Wer die ihm am Herzen liegenden Interessen am besten zu wahren versteht, ist der Verständigste; unverständig oder ein Thor hingegen der, welcher seinen eigenen Zwecken zuwiderhandelt. Eine dritte Bedeutung hat das Wort in den Systemen der Philosophie dadurch erhalten, daß man den V. als ein Vermögen der Erkenntniß des Sinnlichen der Vernunft (s. d.) als einem Vermögen der Erkenntniß des Uebersinnlichen gegenüberstellte und nun empirische oder Verstandesbegriffe von Vernunftbegriffen oder Ideen unterschied. Unter Verstandesbegriffen verstand man sowol die aus der Erfahrung geschöpften Begriffe, welche durch sinnliche Anschauung gewonnen werden, als auch die sog. apriorischen Begriffe, wohin sowol die mathem. Constructionen als die abstracten Kategorien der formalen Logik gehören, und unter V. nicht blos das praktische und für gewisse Lebenszwecke interessirte, sondern auch zugleich mit das wissenschaftliche Denken, aber das letztere nur so weit, als es die Auffassung der von der Erfahrung gelieferten Erkenntnisse bezweckt, oder soweit es sich im abstracten Gebiete des Reflexionsstandpunktes bewegt. (S. Reflexion und Abstraction.)

Verstauchen (subluxatio) bezeichnet in der Chirurgie die gewaltsame, aber nur unvollständige Trennung der Gelenkflächen der Knochen voneinander. Nicht selten ist die Verstauchung mit Zerreißung von Gelenktheilen und mit Blutaustretung verbunden, auch zieht sie gar nicht selten, zumal wenn das Glied nach der Verstauchung nicht geschont wird, Entzündung des Gelenks mit ihren Folgen nach sich. Jede heftigere Verstauchung verlangt, um schädliche Folgen zu verhüten, die größte Ruhe des Gelenks (Anlegen eines Verbandes) und kalte Ueberschläge solange als noch Schmerz vorhanden ist.

Versteigerung, s. Auction.

Versteinerungen, s. Petrefacten.

Verstopfung, s. Obstruction.

Verstümmelung ist diejenige Körperverletzung, infolge deren ein Glied verloren geht. Als Verbrechen wird die V., nach Verschiedenheit des Erfolgs und je nachdem böse Absicht oder bloße Fahrlässigkeit vorliegt, mit mehr oder weniger schwerer Freiheitsstrafe belegt, selbst für den Fall der Beraubung der Zeugungsfähigkeit (sterilitatis procuratio), wo nur noch in Frankreich, wie ehedem auch in Deutschland, das Urtheil wegen des an vielen zukünftigen Geschlechtern verübten Mordes an den Hals geht. Der Verletzte kann noch Entschädigung, nach Befinden selbst lebenslänglichen Unterhalt verlangen. Wegen Selbstverstümmelung zu dem Zwecke, um sich dadurch dem Militärdienste zu entziehen, tritt in den meisten neuern Gesetzgebungen ebenfalls Freiheitsstrafe ein, und es ist derjenige, welcher die Untauglichkeit selbst herbeiführt, wenigstens noch zu solchen Diensten bei dem Militär heranzuziehen, die er vermöge seiner Körperbeschaffenheit verrichten kann. Verstümmelnde Strafen, als z. B. Abschneiden einzelner Glieder, finden sich nur auf geringern Civilisationsstufen der Völker älterer und neuerer Zeit. V. öffentlicher Monumente unterliegt ebenfalls in allen civilisirten Ländern der Bestrafung.

Versuch eines Verbrechens (conatus delinquendi, crimen attentatum). Wenn eine verbrecherische Thätigkeit entweder nicht bis zu dem Maße, welches zur vollen Strafbarkeit erfordert wird, fortgesetzt oder doch der zur vollen Strafbarkeit vorausgesetzte letzte Erfolg derselben nicht eingetreten ist, so nennt man das Verbrechen ein versuchtes. Man unterscheidet zwischen entferntem Versuch, wo bloße Vorbereitungshandlungen vorliegen (delictum praeparatum), nahem Versuch, wo der Verbrecher bereits in der Ausführung der verbrecherischen Handlung begriffen war (delictum inchoatum), und vollendetem Versuch, wenn der Verbrecher alle Handlungen, die er zur Herbeiführung des rechtswidrigen Erfolgs für nöthig hielt, vollbracht hat, ohne daß dieser Erfolg, die Consummation des Verbrechens, dadurch bewirkt worden wäre (delictum perfectum). Neuere Gesetze, welche die Straflosigkeit bloßer Vorbereitungshandlungen aussprechen, trennen auch blos den beendigten Versuch von dem nichtbeendigten. Bei den nur wegen Fahrlässigkeit strafbaren Handlungen kann von einem Versuche nicht die Rede sein. Die gemeinrechtliche Praxis bestraft den Versuch arbiträr und im Verhältniß seines Grades wie im Ver-

hältniß zu der Strafbarkeit des vollendeten Verbrechens. Neuere Strafgesetzgebungen bestimmen in der Regel Quoten der Strafen des letztern als Minima (z. B. 1/8) oder als Maxima (z. B. 3/4) für die Strafe des Versuchs.

Vertagen, abgeleitet von dem altdeutschen tagen, d. h. Gericht halten, wird gegenwärtig hauptsächlich von den Versammlungen der Landtage gebraucht, wenn sie auf einige Zeit ausgesetzt (nicht aufgelöst) werden. Das Recht der Vertagung ist überall dem Regenten vorbehalten.

Vertebralsystem oder Spinalsystem nennt man die Gesammtheit des Rückenmarks (s. d.) und der daraus entspringenden Nerven zum Unterschiede von dem Cerebralsystem (s. d.) und dem System der Ganglien (s. d.).

Vertheidigung oder Defension. Das Strafverfahren gestattet in seinen Anfängen der Anklage ein entschiedenes Uebergewicht. Es überliefert den Angeschuldigten einem rechtskundigen, in den meisten Fällen geistig hoch über ihm stehenden Untersuchungsbeamten, verstattet möglicherweise seine vollständige Isolirung, läßt jede seiner Aeußerungen schriftlich aufbewahren, hält ihn über den Plan und Zusammenhang der Untersuchungshandlungen im Ungewissen und beschränkt die betreffende Uebersicht allein auf das Gericht. Die Gerechtigkeit fordert hier eine endliche Ausgleichung, weil der Beklagte überhaupt nicht ungünstiger gestellt sein soll als der klagende Theil, und damit dem Einflusse begegnet werde, welchen Irrthum und Voreingenommenheit auf die Abfassung des Urtheils üben könnten. Was der Angeschuldigte und weitere Auskunftspersonen an Entlastungsgründen beigebracht haben (materielle V.), was ferner an sonstigen Momenten dieser Art theils außerhalb noch vorhanden, theils aus den Erhebungen und dem Verfahren des Gerichts zu entnehmen ist, soll daher mittels einer sachverständigen Darstellung und Beurtheilung des Rechtsfalls vom Standpunkte des Angeklagten und durch einen Vertreter desselben in das gehörige Licht kommen. Zu diesem Behufe ist dem Vertheidiger oder Defensor die Einsicht in die Acten und die freie Unterredung mit dem zu Vertheidigenden (wiewol, wenn sich derselbe nicht auf freiem Fuße befindet, für die Regel erst nach geschlossener Untersuchung) gestattet. Außerdem kann er auf Abhörung neuer Zeugen (Defensionalzeugen) und auf sonstige ergänzende Maßregeln antragen, um noch unberücksichtigte Entlastungsmomente klarzustellen. In wichtigern Fällen sind nach deutschem und franz. Rechte Vertheidiger, wenn die Angeklagten auf deren Benennung verzichten, sogar von Amts wegen beizuordnen und bei Unvermögen des zu Vertheidigenden vom Staate zu honoriren. Die V. greift entweder in das vorbereitende Verfahren ein, indem sie beschwerende Maßregeln, wie Anlegung oder Fortsetzung der Untersuchungshaft, die Versetzung in den eigentlichen Anklagestand, von dem Angeschuldigten abzuwenden strebt (Nebenvertheidigung), oder sie sucht einen Einfluß auf das Endurtheil zu gewinnen (Hauptvertheidigung). Zu dem letztern Zwecke legt sie je nach der Sachlage die Mängel des Anschuldigungsbeweises dar, z. B. wenn der äußere Thatbestand nicht vollständig ermittelt, der Hauptzeuge höchst verdächtig ist, oder sie bemüht sich um einen Unschuldsbeweis, z. B. daß der Angeklagte sich zur Zeit der That an einem ganz entfernten Orte befunden, daß er innerhalb einer gerechten Nothwehr gehandelt, oder sie beschränkt sich wenigstens auf Hervorhebung der dem Ueberführten zugute kommenden Strafmilderungsgründe. Wo das Anklageverfahren Aufnahme gefunden, bringt sich die V. bei der abschließenden mündlichen Verhandlung zu vorzüglicher Geltung, während sie innerhalb des Inquisitionsprocesses, oder wenn es sich um eine Nebenvertheidigung handelt, auf schriftliche Eingaben oder Anträge zu Protokoll beschränkt bleibt.

Vertheidigung oder Defensive (s. d.) heißt die Abwehr oder das Zurückschlagen eines feindlichen Angriffs. Strenggenommen bedeutet Defensive das allgemeine Verhalten, dem Feinde die Initiative zu überlassen, dessen Angriff abzuwarten und danach die eigenen Maßregeln zu bestimmen, während V. die Ausführung unter gegebenen Verhältnissen bezeichnet; doch werden beide Ausdrücke auch ohne diese Unterscheidung gebraucht. Ob ein Vertheidigungskrieg statt eines Angriffskriegs geführt werden soll, hängt von der Politik, dem Zweck des Kriegs, der Lage, besonders aber von den Machtverhältnissen des Staats ab. So groß die Vortheile des Angriffs sind, kann doch auch die V., auf starke Festungen und ein treues Volk gestützt, bei vollkommener Kenntniß des eigenen Landes, bessern Nachrichten, leichterer Verpflegung, schnellerm Ersatze seinen guten Erfolg haben, vorausgesetzt, daß er nicht blos abwehrend, sondern zu rechter Zeit auch mit kräftigen Offensivschlägen und mit dem Uebergange zur vollen Offensive geführt wird, um den Gegner ganz niederzuwerfen. Man unterscheidet strategische und taktische V. Jene hat es mit der Wahl der Operationsbasis, der geeigneten Positionen, der Aufstellung der Streitkräfte, der Sicherung der Communicationen und dem allgemeinen Verhalten bei feindlichem Angriff zu thun. Die taktische V. ist die der Truppen in Gefechtsverhältnissen. Die V. der Infan-

terie geschieht hauptsächlich durch ihr Feuer, gegen Cavalerie in Quarré (s. d.), die der Cavalerie nur durch eine Gegenattake, die der Artillerie natürlich allein durch Feuerwirkung. Die V. von Oertlichkeiten (Wäldern, Dörfern, Höhen, Flußlinien, Défilés u. s. w.) wird durch zweckmäßige Besetzung derselben vorbereitet, indem an der vordern Linie (Umfassung, Saum, Rand, Ufer) Geschütze und Schützen der Infanterie, dahinter geschlossene Abtheilungen zur Unterstützung und Verstärkung derselben, weiter zurück an einem passenden Punkte, um von hier überall in das Gefecht eingreifen zu können, die Hauptstärke (das Gros) der Truppen und endlich in angemessener Entfernung die Reserven aufgestellt werden. Ueber die V. von Festungen s. Festungskrieg.

Vertical (vom lat. vertex, Scheitel) ist das, was die Richtung durch den Scheitel des aufrechtstehenden Menschen hat, demnach eine verticale Linie jede senkrechte, lothrechte oder perpendiculare Linie. In der Astronomie heißt die durch den Zenith (Verticalpunkt) und Nadir gezogene, also auf der Horizontalebene stehende Linie die **Verticallinie**. **Verticalkreis** oder Höhenkreis (s. d.) heißt der Kreis, der durch Nadir und Zenith geht, die Ebene dieses Kreises aber, die senkrecht auf der des Horizonts steht, die **Verticalebene**.

Vertot (René Aubert de), franz. Geschichtschreiber, geb. 25. Nov. 1655 auf dem Schlosse Benetot in der Landschaft Caux, trat aus religiösem Eifer in den Kapuzinerorden, sah sich jedoch körperlicher Schwächlichkeit wegen genöthigt, denselben mit dem weniger strengen Prämonstratenserorden zu vertauschen. Der Ordensgeneral Colbert begünstigte ihn sehr und machte ihn zu seinem Secretär und zum Prior. Vom Neide der andern Mönche verfolgt, zog es indessen V. vor, erst die Pfarre Croissy-la-Garenne, dann eine andere bei Rouen anzunehmen. In dieser Stellung schrieb er die «Histoire des révolutions de Portugal» (Par. 1680 und 1689; deutsch, Regensb. 1688), die wegen Schönheit des Stils und Lebendigkeit der Erzählung großes Aufsehen machte. Sieben Jahre später ließ er ein in ähnlicher Manier verfaßtes Werk: «Histoire des révolutions de Suède» (2 Bde., Par. 1696 u. öfter), erscheinen, das ebenfalls außerordentlichen Erfolg hatte. Nachdem ihn die Akademie der schönen Wissenschaften 1701 zum Mitgliede erwählt, kam er zwei Jahre später nach Paris, wo er für die Memoiren der Akademie eine Menge histor. Abhandlungen schrieb. Sein bedeutenderes Werk, eine «Histoire des révolutions dans le gouvernement de la république romaine» (3 Bde., Haag 1720; deutsch, Zür. 1750 und Wien 1803), war in der Ausführung weniger gelungen als die frühern. Die Malteserritter wählten ihn noch in seinem hohen Alter zu ihrem Geschichtschreiber und öffneten ihm ihre Archive, aus welchen er die «Histoire des chevaliers de Malte» (4 Bde., Par. 1726; 9 Bde., 1727) verfaßte. Die letztere Arbeit besitzt zwar vor den übrigen den Vorzug der Quellenforschung, entbehrt jedoch fast ganz der schönen Darstellung. V. starb 15. Juni 1735. Seine «Oeuvres choisies» erschienen mehrmals gesammelt (12 Bde., Par. 1819—21; 6 Bde., Par. 1830—34).

Vertrag ist ein Rechtsgeschäft zwischen wenigstens zwei Personen, welche durch zusammenstimmende Willenserklärungen Verbindlichkeiten begründen. Bedingung der Gültigkeit ist die Fähigkeit der Vertragschließenden zur Uebernahme von Verpflichtungen und die sowol den Naturverhältnissen als den guten Sitten entsprechende Möglichkeit der Erfüllung. Im ältern röm. Recht ward aber hierzu noch erfordert, daß die Parteien durch die Art des Abschlusses sich die Verwendung einer der vorgeschriebenen festen Klagformeln gesichert und mit der gerichtlichen Verfolgbarkeit einen durchgreifenden Verpflichtungsgrund (causa civilis) geschaffen hatten. Verträge dieser Art hießen contractus, dagegen die nicht unter den alten Klagschematismus zu bringenden, deshalb aber höchstens zu Einreden und zur Begründung eines Retentionsrechts bei freiwilliger Erfüllung verwendbaren, pacta. Nur bei dem Kaufe, der Miethe von Sachen oder Diensten, dem Gesellschafts- und Bevollmächtigungsvertrage, zu welchen später noch der V. wegen Bestellung eines Erbzinsguts hinzukam, ward den formalen Ansprüchen der Gerichte schon damit genügt, daß der klagende Mitcontrahent die geschlossene Hauptberedung oder damit zusammenhängende Nebenverträge (pacta adjecta) vortrug, und es werden darum diese Verträge, weil die Willensübereinstimmung (consensus) den Verpflichtungsgrund abgibt, Consensualcontracte genannt. Bei andern, den sog. Realcontracten, war anzuführen, daß infolge der Verabredung vom Kläger gegen die angenommene Zusage der Rückgabe oder einer sonstigen Gegenleistung eine Sache, res, übergeben oder empfangen sei. Diese Bedingung der Klagbarkeit wird von dem unmittelbaren Rechtsgefühle rücksichtlich der ältesten Realverträge: Darlehn, Gebrauchsleihe (Commodat), Depositum und Pfandvertrag, noch jetzt aufrecht gehalten. Das röm. Recht benutzte aber die betreffende Rubrik der Klagbarkeit weiterhin auch dazu, um minder gangbare Zusagen gegenseitiger Leistung, die sich unter keine der alten Klagformeln bringen ließen (z. B. wenn für gewöhnliche Dienste nicht Geld, wie bei der Miethe, sondern eine be-

stimmte Sache versprochen war), wenigstens für den Fall verfolgbar zu machen, daß der Kläger schon, wie verabredet, gegeben oder gehandelt hatte, und es bildete sich damit der Gegensatz zwischen benannten und unbenannten Realcontracten. Außerdem ließ sich jede nicht wegen ihres Inhalts ungültige Verbindlichkeit, sie mochte schon klagbar sein oder nicht, durch ein hinzutretendes feierliches mündliches oder schriftliches Anerkenntniß mit einer eigenen Klage versehen (Verbal- und Literalcontracte). Nachträglich wurden indessen auch manchen der bisherigen pacta freiere Klagen zugestanden (pacta vestita), namentlich vom prätorischen Rechte (pacta praetoria) und der kaiserl. Gesetzgebung (pacta legitima), sodaß endlich im Justinianeischen Rechte nur die Verträge mit unmöglichem Inhalt, die Verabredungen in Vorbereitung eines benannten oder unbenannten Realcontracts, Spiel, Wette oder unmoralische Uebereinkommen, desgleichen befreiende Verträge zur Aufhebung von Verbindlichkeiten, welche begriffsmäßig nur eine Ausflucht erzeugen, noch zu den unklagbaren (pacta nuda) gehören. Der Gegensatz zwischen contractus und pacta erinnert daher blos an die Enge und Gebundenheit des altröm. Gerichtsverfahrens und hat für das gemeine Recht um so weniger eine praktische Bedeutung, als hier die freiere deutsche Anschauung («was einer verbürgt oder gelobt, das soll er halten») durch Vermittelung des kanonischen Rechts das Uebergewicht erhalten hat. Die verbindende Kraft der Verträge hängt demnach lediglich von dem Vorhandensein der natürlichen Gültigkeitsbedingungen ab und nur, wo desfallsige Verabredung oder landrechtliche Vorschrift hinsichtlich gewisser Verträge schriftlichen oder selbst gerichtlichen Abschluß vorschreiben, wird die Klagbarkeit nicht durch die alleinige Verabredung erzeugt. — Ueber diplomatische Verträge s. Tractat.

Vertumnus (vom lat. vertere, wechseln), der altitalische Gott der Früchte, der wechselnden Gaben des Jahres, demgemäß dargestellt in wechselnden Gestalten, vorzugsweise aber als Gärtner mit Gartenmesser und Früchten. Sein Fest, die Vertumnalien, wurde 13. Aug. gefeiert. Da ein Bild von ihm im Vicus Tuscus stand, so machte die spätere röm. Mythologie einen etrurischen Gott aus ihm. V. ist aber, wie schon die Etymologie zeigt, ein echt latinischer und zugleich allgemein italischer Gott, verwandt mit Ceres und Pomona, den Göttinnen des Getreides und des Obstes.

Verus (Lucius Aelius), hieß eigentlich Lucius Cejonius Commodus und erhielt jenen Namen, als ihn Hadrianus 136 v. Chr. adoptirte und unter der Benennung Cäsar zum Nachfolger designirte. Er war ein schwächlicher Wollüstling und starb schon 138. Sein Sohn, der ebenfalls Lucius Aelius V. hieß, wurde von Antoninus Pius, den Hadrian adoptirte, nach dessen Willen mit Marcus Aurelius (Antoninus Philosophus) adoptirt. Auch er war der Wollust ergeben und unfähig für die Regierung, von der ihn daher auch sein Adoptivvater entfernen wollte. Dennoch nahm ihn Marcus Aurelius, als er 161 v. Chr. den Thron bestieg, zum Mitaugustus an und schuf damit den Vorgang für die bis auf Diocletian oft sich wiederholende Theilung der Regierung ohne rechtliche Theilung der Geschäftsgebiete oder des Reichsgebiets, sodaß alle Verordnungen von beiden ausgingen. 162 übernahm V. den Krieg gegen die Parther, überließ jedoch, während er selbst in Antiochien ein üppiges Leben führte, die eigentliche Führung des Kriegs tüchtigen Feldherren, die ihn bis 166 zu Ende brachten. Noch in demselben Jahre wollten beide Kaiser zum Markomannenkrieg ausziehen, kehrten aber in Aquileja wieder um, weil Friede wurde. Der Wiederausbruch des Kriegs 168 brachte beide auf den Kriegsschauplatz selbst. Sie führten einen siegreichen Feldzug, aber auf der Rückkehr starb V. 169 zu Altinum in Venetien.

Verviers, Stadt an der Vesdre in der belg. Provinz Lüttich, Grenzstation der Rheinisch-Belgischen Eisenbahn, freundlich gelegen im Thale und am Abhange eines Bergs, einst zur Markgrafschaft Franchimont gehörig, wurde erst 1651 zur Stadt erhoben und zählt gegenwärtig über 32000 E. Der Ort ist Mittelpunkt der großartigsten Tuch- und Kasimirfabrikation. Im J. 1866 wurden von V. und den umliegenden Ortschaften aus über 200000 Stück Tuch, im Werthe von mehr als 43 Mill. Frs. versandt. Außer 44 Tuch- oder sonstigen Wollzeugfabriken besitzt die Stadt 13 Woll- oder Kammgarnspinnereien, mehrere Wollfärbereien und Wollkratzenfabriken.

Verwachsung. Wenn künstlich oder natürlich getrennte Körpertheile in andauernder Berührung gehalten werden, so verwachsen sie miteinander, namentlich dann, wenn sie von Oberhaut entblößt sind. Diesen Zustand führt man absichtlich herbei bei störenden Gewebstrennungen, z. B. Wunden, Knochenbrüchen. Die V. kann aber auch zu Stande kommen, ohne daß man dieselbe beabsichtigt. So ist es vorgekommen, daß nach Verbrennungen bei schlechten Verbänden Körpertheile aneinander wuchsen, die getrennt sein sollen, z. B. ein Arm oder das Kinn an die Brust, wobei die Verbindung noch durch die nachfolgende Verkürzung der Narbe ver-

stärkt wird. Auch ist es geschehen, daß zwei gesunde Finger beim Verbinden der Hand mit der Haut aneinander wuchsen. Bei Quecksilbervergiftungen hat man beobachtet, daß die Kiefer unbeweglich miteinander verwachsen sind. In solchen Fällen kann nur das Messer des Chirurgen den normalen Zustand wiederherstellen.

Verwaltung, s. Staatsverwaltung.

Verwaltungssachen oder Administrativsachen. Die gesammte Thätigkeit der öffentlichen Organe, welche nicht zur Aufrechthaltung der eigentlichen Rechtsordnung eingesetzt sind, wird als Verwaltung bezeichnet. Es kommen demnach die von den Ministerien des Innern, der Polizei, der Finanzen, des Handels, der Landwirthschaft, des Kriegs, des Cultus und des öffentlichen Unterrichts abhängenden Stellen als Verwaltungsbehörden in Betracht. Jede Ausübung ihrer Obliegenheiten (fait administratif) bildet schon eine Verwaltungssache, in einem engern Sinne bezieht man aber diese Benennung mehr auf die Reclamationen wider das Vorgehen von Verwaltungsbehörden. Wenn dergleichen Einwendungen lediglich auf die gesetzlichen Vorschriften über die Verfolgung des betreffenden Staatszweckes zurückgreifen und deren falsche Anwendung darzuthun suchen (z. B. bei der Behauptung, daß als Zoll für gewisse Gegenstände der Einfuhr ein tarifwidrig hoher Betrag erhoben sei), so liegt eine reine Verwaltungssache vor. Wird dagegen der Beschluß oder die Maßregel der Verwaltungsbehörde aus dem Grunde angefochten, weil das einschlagende Gesetz in dem besondern Falle wegen eines ausnahmsweise entgegenstehenden Privatrechts (z. B. eine Belegung mit Grundsteuer wegen eines Privilegiums der Steuerbefreiung) seine Anwendbarkeit verliere, so handelt es sich um eine Administrativ-Justizsache. Durch das Vorgehen gegen Ordnungswidrigkeiten und sonstige mit Strafen bedrohte Uebertretungen von verwaltungsrechtlichen Vorschriften entsteht eine Administrativ-Strafsache. Das Verfahren in V. ist ein formloses, summarisches. Die Grenzbestimmung zwischen den Justiz- und Verwaltungssachen vollziehen bei entstehenden Zweifeln eigene höhere Stellen zur Entscheidung solcher Competenzconflicte.

Verwandtschaft oder Blutsverwandtschaft heißt die Verbindung mehrerer Personen durch die Abstammung in gerader, d. h. aufsteigender und absteigender Linie zwischen Vorfahren und Nachkommen, und in der Seitenlinie (Collaterallinie) zwischen denen, welche von gemeinschaftlichen Stammältern abstammen (Collateralen). Die Nähe der V. wird nach Graden bestimmt, deren Berechnung im röm. Rechte eine andere ist als im kanonischen. Das röm. Recht zählt so viel Grade als Zeugungen zur Begründung einer V. erforderlich sind, sodaß Geschwister im zweiten, Oheim und Neffe im dritten, Großoheim und Neffe wie Geschwisterkinder (cousins-germains) im vierten Grade verwandt sind. Das kanonische Recht dagegen zählt in der Seitenlinie nur die eine Reihe und bestimmt die Verhältnißzahl der Entfernung zwischen zwei Seitenverwandten nach dem Grade, in welchem der entferntere Abkömmling mit dem gemeinschaftlichen Stammvater verwandt ist, sodaß Geschwister im ersten Grade der gleichen, Oheim und Neffe im zweiten, Großoheim und Neffe im dritten Grade der ungleichen Seitenlinie verwandt sind. Die erstere Berechnungsart kommt namentlich im Erbrecht, die andere im Eherecht bei den Eheverboten wegen zu naher V. in Anwendung. Ueber das Verhältniß der Verschwägerten, s. Schwägerschaft; über Verwandtenmord, s. Parricidium.

Verwandtschaft (in der Chemie), s. Affinität.

Verweis nennt man die Erklärung, daß die Handlungsweise dessen, dem der V. gegeben wird, eine zu misbilligende, ungesetzliche gewesen sei. Als Strafe ist der gerichtliche V. eine Ehrenstrafe, welche als die leichteste angesehen wird und in den neuern Gesetzgebungen meist da Anwendung findet, wo jede andere Strafe bei der Geringfügigkeit der zu ahndenden, obgleich unter ein Strafgesetz fallenden Handlung unangemessen wäre.

Verwitterung heißt das allmähliche, von der Oberfläche herein beginnende Zerfallen krystallisirter Salze, Mineralien oder Gesteine, welches bei erstern in der Regel nur in trockener Luft erfolgt und von Verflüchtigung ihres Krystallwassers abhängt, bei letztern durch vereinigte chem. Einwirkung der Luft und des Wassers auf ihre Bestandtheile und demgemäß nach Beschaffenheit der Mineralien sich abändernde Zersetzung derselben zu Stande kommt. Im erstern Sinne spricht man von der V. von Glaubersalz und Soda, im letztern von der V. von Feldspat, Granit und andern Gesteinen.

Verzicht heißt die Erklärung, daß man irgendein Recht aufgeben wolle, entweder im allgemeinen oder zu Gunsten einer andern bestimmten Person. In der Regel kann man allen Rechten entsagen, aber nicht seinen Pflichten, und wo eine solche entgegensteht, ist auch der V. ungültig. Daher kann niemand auf seine Rechte als Mensch verzichten, sich durch Vertrag nicht in die

unbedingte Gewalt eines andern begeben u. dgl. Der V. enthält eine Veräußerung, und der Verzichtende muß deshalb die Befugniß besitzen, überhaupt und in besonderer Beziehung auf den Gegenstand des V. eine Veräußerung vorzunehmen, wenn er auch nicht berechtigt wäre, solchen geradezu auf andere zu übertragen. Daher kann man z. B. auf eine Präbende resigniren, auch zu Gunsten eines Dritten, obgleich man sie nicht verkaufen kann, und der V. enthält an sich keine Uebertragung, wodurch er sich von der Cession (s. d.) unterscheidet. Der Verzichtende muß wissen, worauf er verzichtet, und es hat also keine Wirkung, wenn im allgemeinen auf Einreden, z. B. des Betrugs, V. geleistet wird, ohne daß dem Entsagenden bekannt ist, daß ihm ein Betrug gespielt worden sei. V. werden nicht selten durch Eide bekräftigt, weil das kanonische Recht erklärt, daß alle Eide gehalten werden müssen, welche ohne Sünde gehalten werden können. Auf diese Weise hat man den im röm. Recht ganz untersagten Bürgschaften der Ehefrauen für ihre Männer im gemeinen Rechte wieder Wirksamkeit verschafft. Ein V. bedarf keiner Annahme, sondern nur einer bestimmten und ernstlichen Willenserklärung, und es kann das einmal aufgegebene Recht nicht ohne neuen Erwerbsgrund einseitig wieder in Anspruch genommen werden. Doch fordert man zuweilen feierlichen V., um das ohnehin schon Geltende nur noch mehr zu verstärken. So läßt man in den Familien des hohen Adels die Töchter auf das Erbfolgerecht ausdrücklich und eidlich verzichten, obgleich schon die Gesetze des Hauses ihnen dasselbe absprechen. Rechte dritter Personen können durch den V. nicht geschmälert werden. Wenn z. B. der zuerst zur Succession Berechtigte resignirt, so tritt der nächste von Rechts wegen ein und der Verzichtende kann ohne dessen Einwilligung nicht Entferntere vorschieben.

Verzinnen heißt die Ueberziehung eiserner, kupferner, messingener und anderer Gegenstände mit Zinn, durch welches eine Verschönerung des Ansehens oder ein Schutz gegen Rosten, Angriff durch Säuren u. s. w. erreicht wird. Im allgemeinen geschieht es durch Eintauchen oder Einlegen der sorgfältig gereinigten Stücke in das starkerhitzte, flüssige Zinn, bei Gefäßen durch Aufreiben des geschmolzenen Zinns unter der, das Festhaften befördernden Mitanwendung von Kolophonium, Salmiak oder Chlorzink. Einer der gebräuchlichsten verzinnten Artikel ist das Weißblech (mit Zinn überzogenes Eisenblech). Verzinnung auf nassem Wege, die aber nur einen äußerst dünnen Zinnüberzug gibt, kommt unter dem Namen Weißsud auf Kleinigkeiten von Messing, als Stecknadeln, Kleiderhaken u. s. w., vor und wird erzeugt, indem man die Waaren mit feingekörntem Zinn und Weinstein in Wasser kocht.

Verzug (mora) heißt die Unterlassung einer Handlung, zu welcher man verbunden ist, insbesondere die Nichtleistung einer obliegenden Verbindlichkeit oder die Nichtannahme der vom Schuldner angebotenen Erfüllung (mora solvendi und accipiendi). Ein V. kann erst eintreten, nachdem die Verbindlichkeit fällig geworden war. Ist daher z. B. keine bestimmte Zahlungszeit verabredet, so wird dem Schuldner erst dann eine widerrechtliche Zögerung schuld gegeben werden können, wenn der Gläubiger ihn zur Erfüllung aufgefordert hat. Die Folgen des V. sind sehr tiefgreifend. Der Säumige haftet von dem Augenblicke, wo er sich in V. befindet, für den Zufall, welcher den Gegenstand der Verbindlichkeit trifft; Veränderungen des Preises werden zu seinem Nachtheil berücksichtigt; er muß den Schaden tragen, welchen der Gegner durch den V. erleidet; auch muß der Besitzer einer auszuliefernden Sache die Nutzungen vergüten, welche er hätte ziehen können, und der Schuldner muß Verzugszinsen bezahlen. Zuweilen kann auch der Mitcontrahent wegen V. des Schuldners den Vertrag aufheben. Der säumige Gläubiger aber berechtigt den Schuldner, die zu zahlende Summe gerichtlich niederzulegen, wodurch er von aller weitern Verbindlichkeit frei wird.

Vesalius (André), berühmter Arzt, geb. 31. Dec. 1514 zu Brüssel aus einer Familie, die sich nach ihrer Heimatsstadt Wesel benannt, studirte zu Löwen und Paris, widmete sich aber vorzugsweise anatom. Arbeiten. Bereits genoß er eines großen Rufs, als er 1540 nach Basel kam, wo er bis 1544, wie nachher zu Pavia, Bologna und Pisa, öffentliche Lehrvorträge über Anatomie hielt. Sein großes Werk über Anatomie mit Tafeln: «Corporis humani fabrica», erschien zum ersten mal in Basel 1543. Hiermit begann eine neue Epoche in der Geschichte der anatom. Wissenschaft, welche eigentlich erst durch V. als solche begründet ward. Von Karl V. zum ersten Leibarzt ernannt, begleitete er den Kaiser auf allen Reisen und ging nach der Abdankung desselben in die Dienste Philipp's II. über. V. lebte meist zu Madrid, ward aber hier in seinen anatom. Studien durch Neid und Aberglauben vielfach behindert. Er zog sich sogar eine Anklage zu, welche ein Todesurtheil von seiten der Inquisition zur Folge hatte. Doch wurde dasselbe in eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe verwandelt. Auf der Rückkehr ward V. beim

Scheitern des Schiffs an die Ufer der Insel Zante geworfen, wo er 15. Oct. 1564 den Hungertod starb. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte Boerhaave und Albinus (2 Bde., Leyd. 1725). In derselben findet sich auch die Kritik über die Anatomie des Fallopio, die er 1561 schrieb, die aber erst 1564 zu Venedig in Druck erschien. Vgl. die biograph. Schriften von Burggraeve (Gent 1841), Mersman (Brügge 1845) und Weynants (Löwen 1846).

Vesicatorien (vom lat. vesica, die Blase) heißen diejenigen Mittel, welche Blasen auf der Haut hervorbringen. Man wendet sie an, wie die hautröthenden Mittel, um eine andere Blutvertheilung in der betreffenden Stelle hervorzubringen und die Entzündung in den tiefer gelegenen Theilen zu mindern. Zu B. dienen vor allem die Spanische Fliege, der Senf, Meerrettich, reizende Salben (Pockensalbe) u. s. w.

Vesoul, die Hauptstadt des franz. Depart. Obersaône (Franche-Comté) am Zusammenflusse des Drugeon und der Colombine, an der Ostbahn (Paris-Mühlhausen) und am Fuße des 1391 F. hohen Kegelbergs La-Motte gelegen, von Weinbergen umgeben und gut gebaut, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs und eines Friedensgerichts, einer Ackerbaukammer und des Stabs einer militärischen Subdivision. Die Stadt zählt (1866) 7614 E. und hat ein Lyceum, ein Lehrerseminar, einen landwirthschaftlichen Verein, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater und schöne Promenaden an Stelle der frühern Befestigungswerke. Die Bevölkerung liefert Drechslerarbeiten, Calicot, Damast, Leder und Strohkörbe und treibt Handel mit Korn, Futter, Vieh, Leder und Eisenwaaren. Auf dem Berge La-Motte ist seit 1854 ein Standbild der Jungfrau Maria errichtet zum Dank für die Fernhaltung der Cholera. In der Nähe sind mehrere Hütten- und Hammerwerke sowie eine Mineralquelle.

Vespasianus (Titus Flavius), röm. Kaiser 69—79 n. Chr., geb. im J. 9 n. Chr. bei Reate in Mittelitalien als Sohn eines Zollbeamten und Enkel eines Centurio. Die militärische Laufbahn, die er unter Caligula ergriff, brachte ihn in die senatorische Laufbahn hinein. Er war 51 Consul und erhielt dann den hohen Statthalterposten in Afrika. Im J. 66 begleitete er den Nero auf dessen Kunstreise in Griechenland, zog sich aber, da er die musikalischen Leistungen des Kaisers nicht zu würdigen wußte, dessen Ungunst zu und mußte sich vom Hofe entfernen. Indessen schon 67 berief ihn Nero wieder an die Spitze der Kriegführung gegen die aufständischen Juden. Im Laufe von zwei Sommern war es V. gelungen, Judäa, mit Ausnahme Jerusalems, niederzuwerfen, als Nero fiel und zuerst Galba, dann Vitellius und Otho als Kaiser auftraten. V. hatte dem Galba und dann dem Otho gehuldigt. Nach Otho's Sturz jedoch ließ er sich, unterstützt von dem Statthalter Mucianus in Syrien, selbst zum Kaiser ausrufen. Er gewann die pannonischen und mösischen Truppen für sich, die schon von Otho unter ihrem Führer Antonius nach Italien berufen waren, und diese eroberten ihm, während er selbst noch im Oriente blieb, bis Ende 69 den Thron. (S. Vitellius.) Doch war damit das Reich noch nicht sofort beruhigt. Jerusalem, dessen Belagerung V. seinem Sohne Titus (s. d.) überließ, leistete noch hartnäckigen Widerstand, und im Norden hatte sich Gallien unter Civilis und Sacrovir erhoben, um ein unabhängiges gallisches Reich zu gründen. Indessen, während V. langsam nach Rom reiste, wo er erst im Sommer 70 anlangte, brachte Titus die Eroberung Jerusalems zu Stande, und mit Gallien wurde Petilius Cerialis fertig. Die arg zerrüttete Reichsverwaltung brachte V. durch äußerste Sparsamkeit, die gleich sehr seiner Natur wie den Zuständen des Reichs entsprach, wieder in Ordnung. Daneben sorgte er für Pflege der Kunst durch seine Bauten, unter denen die bedeutendsten der Wiederaufbau des Capitols, der Friedenstempel auf dem Forum, das Amphitheatrum Flavium (sog. Colosseum) waren. Auch die rhetorischen Studien förderte er durch Anstellung von Lehrern wie Quintilian (s. d.), vor allem aber erwarb er sich ein hohes Verdienst dadurch, daß er zur Verjüngung der zwei höchsten Stände des Reichs die besten Elemente aus den ital. Landstädten und den Provinzen in dieselben zog. Dagegen trifft ihn der Vorwurf, daß er den Helvidius Priscus seine Opposition im Senat mit dem Tode büßen ließ. Er starb 23. Juni 79 mit Hinterlassung von zwei Söhnen, Titus und Domitianus, die ihm als Kaiser folgten. Die Regierung des V. ist monumental nicht nur dadurch wichtig, daß von dem ihm zu Ehren erbauten Tempel unter dem Capitol noch Reste sich erhalten haben, sondern noch mehr dadurch, daß man auf einer 1347 gefundenen Bronzetafel (jetzt im capitolinischen Museum befindlich) die Urkunde besitzt, mittels deren dem V. das Imperium übertragen wurde (lex de imperio Vespasiani, auch lex regia genannt). Aus dieser Urkunde suchte der Tribun Rienzi (s. d.) dem mittelalterlichen Römervolk seine althergebrachten Rechte zu erweisen. Für uns ist die Tafel ein höchst wichtiges Document für das Staatsrecht des röm. Kaiserthums.

Vesper, im Lateinischen so viel als die späte Nachmittagszeit, wurde in der christl. Kirche vorzugsweise der Nachmittagsgottesdienst genannt. In den Klöstern nennt man V. die den Festen tags vorher vorausgehenden Festlichkeiten. Dieselben hießen Vesperae primae, wenn sie von nachmittags 3 Uhr bis zu Sonnenuntergang dauerten, Vesperae secundae, wenn sie nach Sonnenuntergang begannen. Vesperbild heißt die Darstellung des Leichnams Christi in den Armen der Mutter.

Vespucci, s. Amerigo Vespucci.

Vesta, griech. Hestia, eine alte griech.-italische Göttin des Herd- und Opferfeuers, welches als Ausgangspunkt aller festen menschlichen Ansiedelungen und aller Gottesverehrung betrachtet wurde. In Griechenland wurde ihr bei jeder Culthandlung, in den Privathäusern wie in den öffentlichen Heiligthümern, zuerst, gleichsam als Einleitung, eine Weihespende dargebracht, sodaß «mit der Hestia beginnen» ein sprichwörtlicher Ausdruck für den richtigen Anfang jeder Sache war. Als Erklärung des Brauchs erzählte die Sage: um Hestia, die älteste Tochter des Kronos und der Rhea, haben Apollon und Poseidon geworben. Diese aber habe beim Haupte ihres Bruders Zeus geschworen, Jungfrau zu bleiben, worauf ihr Zeus jene Ehre verliehen. Die Hauptstätten ihrer Verehrung in Griechenland waren die Prytaneien (Stadthäuser), in welchen der als Mittelpunkt des ganzen Staats betrachtete Gemeindeherd stand, auf dem ewiges Feuer unterhalten wurde. Bei Aussendung von Colonien pflegte man von diesem mitzunehmen, um das Feuer auf dem gemeinsamen Herde der neuen Ansiedelung zu entzünden. Noch bedeutsamer als in Griechenland war der Cultus der V. in Italien. Hier hatte sie in den altlatin. Städten Lanuvium und Alba-Longa uralte Heiligthümer. Aus letzterer Stadt wurde ihr Cultus, der Sage nach von Romulus und Numa, nach Rom gebracht, wo ihr angeblich von Numa gegründeter Tempel in einem Haine am Abhange des palatinischen Hügels gegen das Forum hin lag. Es war dieser Tempel ein einfacher Rundbau mit einem Opferherde, auf welchem ewiges Feuer unterhalten wurde, und mit einem nur den Priesterinnen der Göttin, den Vestalinnen (s. d.) zugänglichen Raume, in welchem das Palladium (s. d.) und andere geheimnißvolle Heiligthümer aufbewahrt wurden. In dem Tempel verehrte man auch zugleich mit ihr die Penaten (s. d.). Das Hauptfest der Göttin, die Vestalia, wurde 9. Juni nach vorhergängiger vollständiger Reinigung des Tempels gefeiert. Die röm. Frauen wallfahrteten dann mit bloßen Füßen nach dem Tempel, um an dem heiligen Herde Speiseopfer in einfachen Schüsseln darzubringen. Die bildende Kunst hat die Göttin als eine reichbekleidete, ernste und würdevolle Frauengestalt, das Hinterhaupt mit einem Schleier bedeckt, dargestellt. Doch sind Statuen derselben sehr selten, da ihr Cultus wenigstens in Rom ein bildloser war. Die griech. Philosophen haben die Hestia zur Repräsentantin des Centralfeuers des Weltgebäudes, dann auch zur Erdgöttin gemacht. Vgl. Preuner, «Hestia-Vesta. Ein Cyklus religionsgeschichtlicher Forschungen» (Tüb. 1864).

Vesta (Planetoid), s. Asteroïden.

Vestalinnen oder Vestalische Jungfrauen hießen die Priesterinnen der Vesta, deren es anfangs nach Numa's Satzung vier, dann (seit Tarquinius Priscus oder Servius Tullius) sechs gab. Gewählt wurden sie ursprünglich von dem Könige, später von dem Pontifex Maximus (Oberpriester), und zwar nur mittels Losung unter 20 auserwählten Mädchen. Bedingungen der Annahme waren, daß sie nicht unter sechs und nicht über zehn Jahre alt waren, daß sie kein körperliches Gebrechen an sich hatten, und daß ihre Aeltern, beide von freier Abkunft, noch lebten. 30 J. waren sie zum Dienst verpflichtet; in den ersten 10 J. lernten sie denselben, in den nächsten übten sie ihn, in den letzten unterrichteten sie die Novizen. Nach dieser Zeit konnten sie austreten und sich verheirathen; doch geschah dieses äußerst selten, da es als ein schlimmes Vorzeichen für den Staat galt. Die älteste unter ihnen war die angesehenste und hatte die Oberleitung des Cultus. Ihre Pflichten bestanden in Verrichtung der Opfer, Bewachung der Heiligthümer, vorzüglich des Palladiums, Erhaltung des heiligen Feuers und Bewahrung der Keuschheit. Verletzung der Keuschheit wurde mit Lebendigbegraben auf dem Campus Sceleratus, das Verlöschen des heiligen Feuers (das als unheilvolles Zeichen für die Existenz und Wohlfahrt des Staats betrachtet wurde) mit Geiselhieben bestraft. Der Entehrer einer Vestalin wurde zu Tode gepeitscht. Für ihre Dienste genossen die V. bedeutende Ehrenrechte. Wenn sie ausgingen, schritt ein Lictor vor ihnen her; bei gewissen Gelegenheiten durften sie im Wagen fahren; auf Beleidigung ihrer Person war Todesstrafe gesetzt. Begegneten sie zufällig einem zum Tode verurtheilten Verbrecher, so war dieser gerettet. Ihre Kleidung bestand in einem langen weißen, mit Purpur besetzten Gewande, einer Stirnbinde und einem Schleier.

Vestris, eigentlich Vestri, eine berühmte Tänzerfamilie, die aus Italien stammt, aber in einer Reihe ihrer Glieder in der Großen Oper zu Paris ihren Ruf erlangte. Gaetano Apolline Baldasarre V., geb. zu Florenz 18. April 1729, trat 1748 zum ersten mal in Paris auf, wo er sogleich ungetheilten Beifall erntete. Nachdem er im folgenden Jahre bei der Großen Oper eine Anstellung gefunden, hatte er großen Antheil an den Erfolgen Noverre's (s. d.), der die Choregraphie zum Range der schönen Künste erhob. Vom Enthusiasmus als der Gott des Tanzes gepriesen, wie er sich auch selbst sehr gern nannte, hatte er in der That, was die Anmuth, Leichtigkeit und Zierlichkeit des Tanzes anbetraf, sich zu einer Stufe erhoben, die man vor ihm für unerreichbar hielt. Diese Talente, vereint mit einer vollkommenen männlichen Schönheit, verschafften ihm einen Ruf ohnegleichen, und Europas Fürstenhöfe wetteiferten, ihn zu gewinnen. Er war aber auch so eitel und aufgeblasen, daß er neben sich nur Voltaire und Friedrich II. als die größten Männer seines Jahrhunderts gelten ließ und unter anderm seinen Sohn bei dessen erstem Auftreten dem Publikum mit den Worten empfahl: «Allons, mon fils, montrez votre talent au public, votre père vous regarde!» Nachdem er 40 J. lang die Zierde und der Stolz der pariser Oper gewesen war, verließ er die Bühne und starb 27. Sept. 1808. Abgesehen von seiner Eitelkeit, war er ein liebenswürdiger, braver und geistreicher Mann, und die ausgezeichnetsten Zeitgenossen suchten seine Bekanntschaft. In der «Correspondance du Baron Grimm» spielt er eine große Rolle. Seine Ballets, deren er viele componirte, waren unbedeutend. Seine Gattin und Schülerin, Anna Friederike Heynel-V., geb. zu Baireuth 28. Dec. 1752, wurde 1768 als Mitglied der Großen Oper zu Paris aufgenommen, wo sie im Ballet durch ihre Kunstfertigkeit großes Aufsehen erregte. Sie starb wenige Monate vor ihrem Gatten 1808. — Auguste V., der Sohn des vorigen und der berühmten Tänzerin Allard, weshalb er auch V.-Allard genannt wurde, war 27. März 1760 geboren. Noch nicht 13 J. alt, trat er zum ersten mal in der Oper zu Paris auf und fand rauschenden Beifall, der ihm bis zu der Zeit verblieb, wo Duport neben ihm auftrat. Als er 1779 nach Fort L'Evêque gebracht werden sollte, weil er sich geweigert hatte, eine Hülfsrolle in der «Armide» zu übernehmen, riß sich sein Vater mit den Worten aus seinen Armen: «Allez, mon fils; voilà le plus beau jour de votre vie. Prenez mon carrosse et demandez l'appartement de mon ami le roi de Pologne; je paierai tout.» 1835 trat er, 76 J. alt, noch einmal im Benefiz der Taglioni auf und entzückte als Greis das Publikum durch Grazie und Kraft. Er starb zu Paris 5. Dec. 1842. Einer seiner Söhne trat ebenfalls als Tänzer in großen Opern auf, zeichnete sich aber mehr durch kraftvolle Sprünge als Anmuth aus. — Ausgezeichnet war auch Françoise Rose Gourgaud, geb. 7. April 1743 zu Marseille und mit Angiolo V. (geb. im Nov. 1730 zu Florenz, gest. 10. Juni 1809 zu Paris), einem Bruder von Gaetano, einem untergeordneten Tänzer, vermählt. Sie war eine der ausgezeichnetsten Schauspielerinnen ihrer Zeit, gleich wirksam durch Schönheit und Talent, besonders für tragische Rollen. Obgleich ihr Organ nicht wohllautend, erzwang sie sich doch ungetheilte Bewunderung. Eitelkeit und Ueberhebung machten aber ihr Leben zu einer Kette von Zänkereien mit ihren Kunstgenossinnen. Sie begrub ihren eigenen Ruhm, indem sie nicht zu rechter Zeit vom Schauplatze desselben zurückzutreten wußte, und starb 5. Oct. 1804 zu Paris.

Vesuv, der einzige bedeutende Vulkan auf dem Festlande von Europa, erhebt sich, ganz vereinzelt und von den Apenninen getrennt, an der Mitte des Golfs von Neapel, ungefähr 1¼ M. südöstlich von Neapel. Er reicht mit seinem südwestl. Abhange bis ans Meer. Im Norden scheidet ihn das Thal Atrio del Cavallo, im Osten das Vallone di Mauro (Mohrenthal) von dem Monte-Somma, einem isolirten, sehr schmalen Bergrücken, der auf diesen Seiten eine halbkreisartige Umschließung bildet, die gegen innen weit steiler als gegen außen ist und in ihrer höchsten Kuppe 3630 F. aufsteigt, während die höchste Spitze des eigentlichen V., die Punta del Palo, im Aug. 1847 die Höhe von 3703 F. hatte. Man nimmt an, daß nach dem Ausbrennen und Einsturz des einen ältern und ungleich größern Vulkans sich aus der großen Vertiefung der jetzige oder eigentliche V. gebildet habe. Der Gipfel des letztern bildet eine kleine Ebene mit zwei Spitzen, von denen die dem Meere zugewendete den Krater enthält, der ununterbrochen Rauch ausstößt, von Zeit zu Zeit auch andere vulkanische Producte auswirft und fast bei jedem bedeutendern Ausbruche seine Gestalt ändert. Die Seitenwände des Bergs sind kahl und nur an einigen Stellen, zum Theil zwischen brennender Lava, findet man Wein- und Obstgärten. Der Fuß des Bergs dagegen ist trotz der sich beständig wiederholenden Ausbrüche stark bewohnt und mit Fruchtbäumen, ganz besonders aber mit den köstlichsten Reben bedeckt, die den unter dem Namen Lacrymae Christi bekannten feurigen Wein geben. Der V. hat ver-

hältnißmäßig den höchsten Aschenkegel, der sich zur ganzen Höhe des Bergs wie eins zu drei verhält. Er ist steil und daher schwer zu ersteigen. Das Ersteigen geschieht am gewöhnlichsten von Resina aus. 1801 stiegen zum ersten mal acht Franzosen in den Krater hinab, was dann mehrfach nachgeahmt wurde. Den Alten war der V. als feuerspeiender Berg unbekannt; wegen der Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit, die man auf seinem Gipfel fand, galt er für einen ausgebrannten Vulkan. Der erste bekannte Ausbruch fand im Aug. 79 n. Chr. und zwar mit so verheerender Heftigkeit statt, daß drei Tage und drei Nächte die umliegenden Gegenden durch die ausgeworfenen Steine und Aschenmassen weithin verfinstert und Herculanum (s. d.), Pompeji (s. d.) und Stabiä (s. d.) von denselben begraben wurden. Plinius der Aeltere, welcher diese Naturerscheinung in einem Schiffe beobachten wollte, kam dabei um. Unter den nächsten Ausbrüchen des Bergs sind die von den J. 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1039, 1138, 1306, 1631, 1730 (wo der Gipfel sich merklich erhöhte und seine Zuckerhutsform erhielt), 1766, 1779 und 1794 die heftigsten gewesen. Der letztere Ausbruch vernichtete den ansehnlichen Ort Torre del Greco fast ganz und verursachte eine bedeutende Senkung des Bergs (fast 200 F.), die man schon in gewisser Entfernung sehen kann. Seit Anfang des 19. Jahrh. haben sich die Ausbrüche fast jedes Jahr mehr oder weniger heftig wiederholt. Vom Oct. 1818 war der Vulkan bis in den Mai 1820 in beständiger Thätigkeit, und 11. April bildete sich ein neuer Krater, 400 F. im Umkreis, aus dem sich in einer Nacht zwei Kegel erhoben, von denen der eine 70, der andere 50 F. hoch ist. Der Aschenregen 24. Oct. 1822 verfinsterte den Tag in Neapel, und die 12 F. hohe Lava floß 1 ital. M. weit. Noch bedeutender als damals waren die Ausbrüche in den J. 1833, 1834 (bis zu welchem Jahre man im ganzen 75 Eruptionen zählte) und 1. April 1835 und 1839, bei welchem letztern Ausbruch der Krater bedeutend an Umfang und Tiefe verlor. Auch 1847, 1850, 1855, 1861, 1868 erfolgten Ausbrüche. Vgl. Roth, «Der V. und die Umgebung von Neapel» (Berl. 1857).

Veszprim, Weßprim, ein Comitat im jenseitigen Donaukreise Ungarns, zählte (31. Oct. 1857, ohne Militär) auf 75,68 Q.-M. 186546 E., meist Ungarn, daneben 30—40000 Deutsche und wenige Slawen; der Religion nach etwa 110000 Katholiken, 66000 Evangelische und 10000 Juden. Das Land enthält den größten Theil des Bakonywaldes und das Nordostende des Plattensees, ist im ganzen wellenförmig, hügelig, reich an Getreide, Wein, Obst, Taback, Gemüse, Holz, guten Viehweiden, Fischen und liefert außerdem Steinkohlen und Alaun. Es zerfällt in die vier Bezirke Veszprim, Devecser, Cseszneg und Pápa. Der Hauptort V., deutsch Weißbrunn, ein Marktflecken an dem ostwärts zur Sarviz fließenden Séd, Sitz eines Bischofs und der Comitatsbehörde, hat ein bischöfl. Schloß auf einem hohen Felsen, eine prächtige Domkirche und andere sehenswerthe Gebäude, eine merkwürdige Wassermaschine, eine theol. Diöcesanlehranstalt, ein Gymnasium, eine Versorgungsanstalt für dienstunfähige Priester, mehrere Klöster, eine Synagoge und 10789 E., welche Garten-, Wein- und Getreidebau sowie Handel mit dessen Ertrag treiben. Das Bisthum wurde um das J. 1000 gegründet. Die Stadt ward erobert von Maximilian 1490, von den Ungarn 1491, von den Deutschen 1527, von den Türken 1552, von den Deutschen unter Eck von Salm 1566, vom Großvezier Sinan 1594, von den Kaiserlichen 1598, von den Türken 1605, welche sie endlich 1683 für immer verloren. — Bemerkenswerth im Comitat sind noch außer Pápa (s. d.) die Flecken Devecser mit 3238 und Somlyó-Vásárhely mit 1750 E., beide am Fuße des Bergs Somlyó, wo der treffliche Somlauer oder Schomlauer Wein gebaut wird; der am Bakonyerwald gelegene Flecken Palota mit 5853 E., einem alten Schlosse, schönem Castell nebst Garten und vielen Wirthschaftsgebäuden, trefflichen Ackerfeldern, guten Weingärten; der Flecken Zircz mit 1780 deutschen E., einer berühmten Cistercienserabtei, die ein prächtiges Kloster, eine Stuterei und Schweizerei, treffliche Zier-, Obst- und Thiergärten besitzt; das Dorf Herend am südl. Abhange des Bakonyerwaldes mit 620 E. und einer ausgezeichneten Porzellanfabrik.

Veteranen (Veterani) hießen bei den Römern alte Soldaten, die ihre Dienstzeit, welche in der Republik regelmäßig für den Bürger 10 Feldzüge zu Roß oder 20 zu Fuß, in der Kaiserzeit, als das Heer ein stehendes geworden, 16 J. für die prätorischen Cohorten, 20 für die Legionen betrug, vollendet und einen ehrenvollen Abschied erhalten hatten. Der letztere wurde ihnen auf einem Erztäfelchen ausgefertigt, deren sich eine Anzahl erhalten hat. In der Regel erhielten sie damit zugleich Belohnungen in Geld, das Bürgerrecht, wenn sie es noch nicht besaßen, das Connubium für ihre Ehe mit einer Nichtbürgerin, Befreiungen von öffentlichen Lasten und in späterer Zeit die Ehrenrechte der Decurionen, auch Land zum Anbau. Sulla war der erste, der seinen V. Städte, die ihm feindlich gewesen, mit den dazugehörigen Ländereien

anwies und so die Militärcolonien begründete; zu denen von Octavianus 18 der blühendsten Städte Italiens gemacht wurden. Die Kaiser führten viele Colonien solcher Art in Städte sowol Italiens als der Provinzen, aber auf friedlichem Wege, indem die frühern Bewohner Entschädigung erhielten; Gallienus legte die letzte nach Verona. In den Zeiten der Noth wurden die V. oft wieder zum Dienst aufgerufen (Evocati), oder sie traten freiwillig ein (Voluntarii). Sie bildeten dann eine besondere Kernschar um die Person des Imperators. Auch in neuerer Zeit hat sich die Bezeichnung V. für alte gediente Soldaten oder Halbinvaliden erhalten.

Veteranische Höhle, 3 M. oberhalb Alt-Orsova in der serb.-banat. Militärgrenze (Oesterreich), am linken Ufer der Donau gelegen, wo diese sich durch ein enges Felsenthal drängt, ist ein Naturbau, obschon man in der Nähe Spuren röm. Denkmäler findet. Die Höhle erhielt ihren Namen nach dem General Grafen Veterani, der dieselbe 1693 mit 300 Mann und 5 Kanonen besetzen ließ und sie 45 Tage lang gegen die Türken vertheidigte. 1718 wurde sie befestigt, und Major Stein hielt sich hier mit dem Reste eines Bataillons 21 Tage lang. — Veteranischer Graben heißt ein ausgetrockneter Arm der Temes, der das Schlachtfeld bei Lugos durchzieht, wo General Veterani mit 6000 Mann 21. Sept. 1695 den Sultan Mustapha II., der mit einem großen Heere von Temesvar her vordrang, einen ganzen Tag aufhielt und endlich verwundet auf dem Rückzuge den Feinden in die Hände fiel, die ihm den Kopf abhieben.

Veterinärkunde, s. Thierheilkunde.

Veto (lat., d. i. ich verbiete). Mit diesem Worte bezeichnet man im allgemeinen eine Einsprache, wodurch die entgegenstehende Willensäußerung verhindert werden soll, eine rechtlich gültige und wirksame zu werden. Einen besondern technischen Sinn gewinnt das V. im öffentlichen Recht, insofern nämlich verfassungsmäßig gewissen Personen das Recht und die Pflicht zusteht, durch Verweigerung ihrer Einwilligung außerdem wirksame Beschlüsse unwirksam zu machen. Seine höchste Bedeutung hat dieser Begriff als Recht des Monarchen, resp. bestimmter republikanischer Magistraturen, den verfassungsmäßigen Beschlüssen der Volksvertretung das V. entgegenzustellen. Da die absolutistischen und despotischen Monarchien der Alten Welt nicht in Frage kommen können, so ist das republikanische V., welches z. B. den röm. Volkstribunen zustand, das ältere. Allein es fällt in die Augen, daß das V. eines Monarchen, auch des allerconstitutionellsten, etwas anderes sein muß, als das selbst der höchsten und mächtigsten republikanischen Magistratur (Präsident). Denn der Monarch ist und bleibt stets der einzige und ausschließliche persönliche Träger der Staatssouveränetät; der Präsident eines Staats ist aber nur ein Magistrat des Souveräns, d. h. des Volks. Es ist eine absolute Consequenz der Staatsform, daß in der Monarchie der Monarch, in der Republik das Volk ein absolutes, d. h. definitives V. haben kann und haben muß, daß dagegen in der Republik die Magistratur und in der Monarchie die Volksvertretung den Willen des Staats und der denselben verfassungsmäßig repräsentirenden Person nur zeitweilig hindern kann. Da man aber den Ausdruck V. nur von der Competenz einzelner Magistrate in der Republik braucht, so ergibt sich, daß diese nur ein suspensives, Monarchen ein absolutes V. haben können, resp. müssen. Das V. ist das Gegenstück der Sanction und muß daher, soll es ein juristisch freier Willensact sein, dem Souverän, also in der Monarchie dem Monarchen, als absolutes zustehen. Was innerlich auf ihn wirkt und welchen Gebrauch er davon macht, ist politisch und kann juristisch nicht bestimmt werden. Das absolute V. des Monarchen ist auch, abgesehen von einigen verunglückten Versuchen des Gegentheils, in allen constitutionellen Staaten ausdrücklich anerkannt, und es verliert dasselbe in Verbindung mit der Gesammtheit der constitutionellen Einrichtungen den größten Theil seiner Gefährlichkeit. Eine Versammlung, welche, wie z. B. der ehemalige poln. Reichstag, durch das V. auch nur eines einzigen Mitglieds zur Fassung eines wirksamen Beschlusses unfähig gemacht werden kann, also die persönlichen Interessen und Ansichten über diejenigen des Staats und der Gesammtheit (resp. Majorität) stellt, ist keine staatliche Einrichtung, sondern die Darstellung einer losen Societät privater oder föderaler Individuen.

Vetter bezeichnet zuvörderst in der Blutsverwandtschaft den Oheim, also des Vaters oder der Mutter Bruder, desgleichen aber auch umgekehrt den Neffen. Die weiblichen Verwandten dieser Art heißen Muhme. Dann pflegt man alle entferntern Verwandten, gleichviel ob Blutsverwandte, mit dem Namen V. zu belegen. Die zu Lehnen, Fideicommissen und Stammgütern folgeberechtigten Seitenverwandten (Collateralen) heißen Geschlechtsvettern. Endlich geben die christl. Fürsten einander im Deutschen den Namen V. (franz. cousin).

Veuillot (Louis), franz. Publicist, Hauptwortführer der Jesuitenpartei in Frankreich, geb. zu Boynes (Loiret) 1813, der Sohn eines Böttchers, gab sich seit frühester Jugend durch Selbst-

studium die gewöhnliche sowie auch eine höhere Bildung, ein Umstand, der in den Schriften des leidenschaftlichen Mannes gar vieles erklärt. 18 J. alt, übernahm V. die Redaction des in Rouen erscheinenden «Echo de la Seine inférieure», eines ministeriellen Provinzialblattes, in dem er sich schon durch kecke Haltung und Polemik bemerklich machte. Im Verlauf von 15 Monaten mußte er sich deshalb zweimal duelliren. Von Rouen ging er 1832 nach Périgueux, wo er ebenfalls ein ministerielles Provinzialblatt redigirte und wieder mehrere Ehrensachen auszufechten hatte. Als das Ministerium vom 6. Sept. 1836 die «Charte de 1830» stiftete, wurde V. nach Paris berufen und bethätigte sich hier als einer der fleißigsten Mitarbeiter an diesem Blatte. Nachdem dasselbe eingegangen, war er einige Zeit Redacteur des Journals «La Paix» und unternahm dann eine Reise nach Rom, wo die kirchlichen Feierlichkeiten der Charwoche einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machten, daß er in Sinnes- und Lebensweise als eifriger Katholik nach Frankreich zurückkehrte. V. gab damals seine «Pèlerinages de Suisse» (Par. 1838; 8. Aufl. 1856) heraus, die eine Reihe von Schriften eröffnen, in denen religiöse Stimmungen und kath. Tendenzen vorherrschen. Um diese Zeit wurde er als Bureauchef im Ministerium des Innern angestellt, gab aber diese Stelle nach 18 Monaten auf, um als Mitarbeiter beim «Univers religieux» einzutreten. Später ward er Oberredacteur dieses Blattes und arbeitete nun als solcher höchst energisch, obwol ziemlich fanatisch, an der Wiederherstellung des alten Papst- und Kirchenthums. Er führt eine heftig und schonungslos angreifende Feder und ist unstreitig einer von den stärksten Polemikern der heutigen Journalistik. Mit der größten Hartnäckigkeit und Bitterkeit kämpfte er unablässig gegen alles an, was den Franzosen der Gegenwart im täglichen Leben und Verkehr lieb und theuer geworden, und seine Aeußerungen brachten ihn selbst wiederholt mit dem Erzbischof von Paris in Conflict. V. ist der Verfasser von vielen Schriften, die theilweise großes Aufsehen gemacht haben. Darunter gehören namentlich «Les libres penseurs» (1848) und «L'esclave Vindex» (1849). Bei der Polemik, welche die Frage der weltlichen Macht des Papstes veranlaßte (1859—60), war V. einer der Hitzigsten im Verfechten der röm. Sache gegen alle ihre Feinde. Das «Univers» erschien sogar als eine Gefahr für den öffentlichen Frieden und wurde aufgehoben. Einige Tage nachher erstand es wieder unter dem Titel «Le Monde», aber ohne V.'s furchtbare Persönlichkeit. Eine Reise, die er damals nach Rom machte, zog ihm abermals Händel mit der kaiserl. Regierung zu. 1867 erhielt er jedoch von neuem die Erlaubniß zum Herausgeben des «Univers». Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Pierre Saintine» (1840), ein religiöser Roman in Briefform; «L'honnête femme» (2 Bde., 1844), ein Roman, nicht so erbaulich, als der Titel glauben läßt; «Corbin et d'Aubecourt» (1850), ein christl. Roman; ferner eine doppelte Sammlung von Zeitungsartikeln unter dem Titel «Mélanges religieux, historiques et littéraires» (Bd. 1—4, 1857—59; 2. Folge 1861 fg.); «Les parfums de Rome» (1866); «Les odeurs de Paris» (1867) u. s. w. — Sein Bruder, Eugène V., ebenfalls Schriftsteller, geb. 1818 zu Boynes, trat 1844 als Mitarbeiter am «Univers» ein, wo er an allen Feldzügen seines Bruders gegen das öffentliche Unterrichtswesen, gegen die Philosophen, Classiker, Socialisten, Freimaurer und Freidenker Antheil nahm und zu dem Angriff auf die «Citadellen der Gottlosigkeit», wenn auch nicht so viel Talent, wenigstens ebenso viel Unerschrockenheit mitbrachte. Man hat von ihm eine vom ultramontanen Gesichtspunkte aus geschriebene «Histoire des guerres de la Vendée et de la Bretagne».

Vevey oder Vivis, die zweite Stadt des Cantons Waadt, am Ausfluß der Viveise in den Genfersee, mit 6500 E., ist beinahe ganz regelmäßig gebaut und hat reinliche breite Straßen. Die Häuser sind meist von mittlerer Größe. Bemerkenswerth sind die St.-Martins- und Clarakirche, das Hospital, Stadthaus, Kornhaus, die marmorne St.-Antonsbrücke über das breite Bett der ungestümen Viveise und die neuen Quais am Genfersee. Die reizenden und großartigen Umgebungen machen V. zum Aufenthaltsorte vieler Fremden. Die Stadt ist sehr alten Ursprungs, der in das gallische Zeitalter hinaufreichen soll. Sie war blühend unter den Römern, wurde aber von den barbarischen Völkern wiederholt zerstört. Berühmt ist das Winzerfest von V., welches in Zwischenräumen von 15 oder auch mehr Jahren gefeiert wird und seinen Ursprung nach einigen vom röm. Bacchuscult, nach andern von gewissen Festgebräuchen christl. Mönche im 12. oder 13. Jahrh. haben soll. 1865 wurde das Fest mit großem Glanze, costümirten Festzügen, allegorisch-dramatischen Aufführungen unter Begleitung von Musik, Gesang und Festtänzen gefeiert.

Vezir (franz. und engl. Schreibart für Wesir), eigentlich Träger, ist ein Titel, den im mohammed. Orient verschiedene hohe Staatsbeamte, besonders die ersten Minister als Träger der Regierungslast führen. Früher wurden namentlich sechs angesehene Mitglieder des Divan oder Staatsraths damit ausgezeichnet, welche unter dem Präsidium des Großvezirs gleichsam

ein Ausschußcollegium in jener Körperschaft bildeten, doch aber nur berathende Stimme besaßen. Jetzt ist der Name V. aus der Sprache des gewöhnlichen Lebens so ziemlich verdrängt und an seine Stelle Muschir (Rath) getreten, womit allgemein die Paschas von drei Roßschweifen belegt werden. Der vornehmste der V. ist der Großvezir, welcher früher sowol im Kriege wie auch im Frieden den jeder unmittelbaren Berührung mit seinen Unterthanen sich entziehenden Sultan für die Regierungsangelegenheiten vollständig vertrat, jetzt aber nur noch in der Weise eines Ministerpräsidenten der Regierung vorsteht. Derselbe wird in der Türkei gewöhnlich mit dem, der Kanzleisprache entlehnten figürlichen Ausdruck Sàdr-a'zam, Ehrensitz (im Divan), bezeichnet. Besonders nahe in Bezug auf die amtlichen Befugnisse steht dem Großvezir sein Musteschar (Rath), früher Kjajah-Bei (Haushofmeister), d. i. Minister des Innern.

Viaduct (neulat. viaductus, Wegleitung) heißt ein Bauwerk in Gestalt einer Brücke, welches den Zweck hat, eine Straße (Chaussee, Eisenbahn u. s. w.) über ein Thal hinwegzuführen. In der neuern Zeit haben die Eisenbahnen zahllose V. geschaffen. Einer der interessantesten in Deutschland ist der Göltzschthalviaduct, welcher die Sächsisch-Bairische Eisenbahn 270 F. hoch über das Thal der Göltzsch hinwegführt. (S. Reichenbach im Voigtlande.)

Viamala (d. h. Böser Weg), eine schauerliche Felsenschlucht und eine der durch großartige Naturscenerie interessantesten Passagen der Alpenwelt, im Bezirk Heinzenberg des schweiz. Cantons Graubündten, 4—5 St. südwärts von Reichenau im Thale des Hinterrhein, und zwar zwischen dem Flecken Thusis (mit 868 E.) im Domleschgthal und dem Dorfe Zillis im Schamserthal, führt zu den Alpenübergängen des Splügen und St.-Bernhardin. Im Mittelalter ging eine von den Römern angelegte, noch jetzt in bedeutenden Resten vorhandene, 6 F. breite Straße am Heinzenberge hin, über das Flüßchen Nolla bei Thusis durch den sog. Dürrenwald am Fuße des Piz-Beverin vorbei, oberhalb der Dörfer Lon, Mathon und Wergenstein im Schamserthal über die Alp Arosa und Sufers nach dem Dorfe Splügen. Alle Waarenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach Süden wanderten, alle deutsche Kaiser auf ihren Römerzügen mußten sich hier bei Thusis an der schroffen Bergwand erheben, um über den ungeheuern Felsenriegel hinweg zu den obern Thälern zu gelangen. Man nannte dies den Guten Weg, dagegen den durch häufige Lawinen- und Felsenstürze gefährdeten Gemsjägersteig unten im Thale fort, durch das Bohrloch des Hinterrhein, den Schlechten Weg und die ganze Spalte selbst, die fast gar nicht benutzt werden konnte, das Verlorene Loch. Allmählich ließ sich aber der Verkehr doch in die Tiefe hinab. 1470 wurden die ersten Anlagen zu dem jetzt benutzten Felsenpfad gemacht. Die Steinbrücken der engen Gebirgsgasse wurden 1738 und 1739 gebaut, der Tunnel durch das Verlorene Loch, eine 216 F. lange, durch den Felsen getriebene Galerie, und die ganze Straßenstrecke von Thusis bis zu dem Hofe Rongella 1812 durch den tessiner Ingenieur Percobelli ausgeführt, die dritte Brücke jedoch erst 1834 erbaut. Fast am Eingange der Schlucht stehen die Ruinen der Burg Hohen-Rätien oder Hoch-Ryalt, der ältesten Burg der Schweiz. Unmittelbar hinter Thusis, bald nachdem die Nollabrücke überschritten, steigt die Straße aus dem sonnigen Domleschgthale in die hohen, dämmerigen Felshallen. Die schwarzgrauen Schieferwände, theils vertical gespalten, theils durch Verwitterung in die wunderbarsten Formen umgestaltet, bauen sich zu beiden Seiten gegen 1000 F. hoch auf. Tief unten schäumt über Sturztrümmer der hellgrüne Rhein. Jenseit des Verlorenen Lochs (¼ St.) eröffnet sich die enge Kluft zu einem kleinen, etwas friedlichern Circus, in welchem der Hof Rongella liegt. Abermals rücken dann die Felswände zusammen, immer enger, tiefer und grausiger wird die Spalte, welche ¼ St. weiter die erste Brücke (129 F. über dem Flusse) überwölbt. Nach 5 Min. folgt die mittlere Brücke, 399 F. über dem Rhein, dessen Wogen hier 27. Aug. 1834 nach einem gewaltigen Gewitter bis dicht an den Brückenbogen reichten. Mit der dritten Brücke erreicht die eigentliche V. ihr Ende, die von Thusis bis hierher 1½ St. lang ist. Der Engpaß öffnet sich zu dem mattenreichen Schamserthale (Vallis sex amnes), das 1700 romanisch redende prot. Einwohner zählt. In demselben liegt Zillis (mit 273 E.), dessen Kirche Kaiser Otto II. dem Bischof Waldo Anno schenkte, und der Hauptort Andeer, mit 570 E., einer eisenhaltigen Schwefelquelle und einem Curhause. Etwa ¾ St. südlicher steigt die Straße empor zu der wilden Roflaschlucht, in welcher der Hinterrhein in großen Cascaden herabstürzt, und welche an die V. erinnert, daher auch wol die Innere V. genannt wird. Hier steigt man nun entweder westwärts in das Rheinwaldthal nach Splügen (s. d.) oder gegen Südosten durch das Aversathal, das höchste bewohnte Alpenthal Europas, vorüber an dessen Hauptorte Cresta (6000 F. über dem Meere) und über Juf (6572 F.) am Fuße des 9731 F. hohen Foppenhorns und den 6970 F. hohen Septimerpaß nach Casaccia im Engadin.

Viana, eine Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Navarra, links am Ebro, gegenüber von Logroño, mit 2979 E., ist gut gebaut, hat einen schönen Platz, in dessen Mitte die sehenswerthe Marienkirche steht, und hält jährlich 19. bis 31. Juli eine Messe. Von der Stadt führten einst die Prinzen von Navarra den Titel. Sie ist geschichtlich bekannt durch die Niederlage des Königs Sancho von Castilien 1067, durch die heldenmüthige Vertheidigung Peralta's 1460 sowie durch die Niederlage und den Tod Cäsar Borgia's 10. März 1507 im Gefechte mit den Truppen des Grafen von Lerin.

Viardot-Garcia (Pauline), berühmte Sängerin, Tochter des ausgezeichneten Sängers Manuel Garcia (s. d.) und Schwester der Malibran (s. d.), wurde zu Paris 18. Juli 1821 geboren. Sie lebte mit ihren Aeltern bis ins J. 1828 in England, den Vereinigten Staaten und Mexico. Nachdem die Familie nach Paris zurückgekehrt, erhielt Pauline erst von Meysenberg, dann von Liszt Klavierunterricht und trat in den Concerten ihrer Schwester Malibran als Pianistin auf. Nach dem Tode ihres Vaters (1832) lebte sie mit ihrer Mutter eine Zeit lang in Brüssel. Inzwischen hatte sich entschieden ihr Gesangstalent entfaltet, und sie betrat 1839 in London die Bühne der ital. Oper und sang 1840 mit großem Erfolge in Paris ebenfalls an der ital. Oper. Zu Paris verheirathete sie sich mit dem Schriftsteller Louis Viardot. Auf Kunstreisen in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und Rußland feierte sie sodann als Sängerin außerordentliche Triumphe. Später zog sie sich von der Bühne zurück und lebte zu Baden-Baden, wo sie sich vorwiegend mit der Ausbildung jugendlicher Gesangstalente beschäftigte. Sie besaß früher eine sehr schöne Mezzosopranstimme, und die Ausbildung derselben stand auf staunenswerther Höhe. Dabei waren ihr feiner musikalischer Sinn, reiche Ausdrucksfähigkeit und glückliche Darstellungsgabe eigen. Als eine in jeder Beziehung begabte Frau hat sie sich auch als Componistin von Liedern, Operetten u. s. w. bethätigt.

Viaticum (vom lat. via, d. i. Weg oder Reise), eigentlich das Geld, welches jemand zur Reise gegeben wird, daher auch so viel als Reisegeld, Zehrpfennig, Almosen, heißt in der kath. Kirche auch die Communion, welche einem Sterbenden gegeben wird.

Viborg ist das kleinste Stift der dän. Halbinsel Jütland und umfaßt den größten Theil des Amtes gleiches Namens sowie auch des angrenzenden Aalborg. Das Amt V. im Süden des Lijmfjords (s. d.), ein theils heidiges, theils ziemlich fruchtbares, nur von kleinen Flüssen bewässertes Binnenland, zählt auf 55 Q.-M. 77500 E., die von Viehzucht, Getreide- und Gemüsebau, Fischerei, Strumpf- und Leinwandweberei, Handel mit Wolle, Vieh und Holzschuhen leben. Die Stadt V., Hauptort des Stifts und von ganz Jütland, an dem kleinen See gleiches Namens und an der Eisenbahn zwischen Randers und Struer gelegen, vielleicht die älteste Stadt in Jütland, war seit 1065 Bischofssitz und 1836—48 der Versammlungsort der jütischen Provinzialstände. Im Mittelalter war die Stadt viel bedeutender und hatte 12 Kirchen und 6 Klöster. Obgleich zur Zeit der Reformation ein Hauptsitz des Katholicismus, so wurde sie doch durch die Predigten des Hans Tausen (1525—29) die erste prot. Stadt in Dänemark. Noch gegenwärtig hat V. einen bedeutenden Umfang, aber in diesem viele unbebaute Plätze. Es bestehen zwei Kirchen, drei Märkte, eine Kathedralschule, ein Domhaus (Sitz des Oberlandesgerichts), ein Hospital, ein Zucht- und Arbeitshaus, zwei Tuchfabriken, eine Handschuh-, eine Tabacksfabrik, eine Eisengießerei, eine Buchdruckerei u. s. w. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 5000 Seelen. Das merkwürdigste Gebäude ist die im 12. Jahrh. aufgeführte, nach dem Brande von 1726 wiederhergestellte Domkirche, welche jetzt wegen Baufälligkeit geschlossen. Unter dem Chore derselben befindet sich die einzige Krypta in Dänemark. Der Hafen und Ladeplatz der Stadt ist Hjarbek, 3/4 M. nördlich am Lijmfjord. Der Handel ist jedoch nicht bedeutend, da die Gegend ziemlich unfruchtbar und nur dünn bevölkert.

Viborg oder Wyborg, ein Kreis oder Län in dem russ. Großfürstenthum Finland, umfaßt den 1721 und 1743 von Schweden abgetretenen Landestheil, nämlich Südkarelien und klein Stücke von Sawolax und Nyland. Der Kreis hat ein Areal von nahe 779 Q.-M., wovon gegen 141 auf den hierhergehörigen Antheil des Ladogasees und 20 Q.-M. auf andere Seen kommen, und zählt 235678 E. Die Hauptstadt V., 20 M. nordwestlich von Petersburg, auf einer Landzunge am Viborg- oder Borgsund, einer tiefen Bucht des Finnischen Meerbusens, gelegen, hat eine alte Festung, einen Hafen, ein Gymnasium und zählt 4696 E. (1860. Die Stadt treibt ansehnlichen Ausfuhrhandel mit Bretern, Sparren, Balken, Pottasche, Stearin, Talg und führt Salz, Getränke, Heringe, Eisen und Colonialwaaren ein. In der Nähe befinden sich die berühmten schönen Garten- und Parkanlagen Monrepos. V., vom Schweden Torkel Knutson 1293 angelegt und Kareliens feste Hauptstadt, wurde in den schwed.-

ruff. Kriegen der drei folgenden Jahrhunderte häufig belagert und ist besonders durch das 3. Juli 1793 im Viborgsund gelieferte Seetreffen bemerkenswerth, in welchem sich König Gustav III. von Schweden, der von Tschitschagow, Kruse und dem Prinzen von Nassau eingeschlossen war, mit starkem Verluste durchschlug.

Vibration, s. Schwingung.

Vicar (lat. vicarius) heißt der Stellvertreter eines Beamten im Dienste, sei es ein weltlicher oder geistlicher. Bekannt sind namentlich die V. der Stifter, die im Mittelalter für die eigentlichen Domherren die geistlichen Functionen zu besorgen hatten. Apostolischer V. (Vicarius apostolicus) ist in der kath. Kirche der Titel eines vornehmen Geistlichen, der vom Papste besondere Vollmacht erhalten hat, gewisse Fälle, die dem päpstl. Stuhle vorbehalten sind, im Namen des Papstes, ohne vorherige Anfrage zu entscheiden. In England führen den Namen V. (Vicars) die Geistlichen, deren Stellen früher Klöstern und Stiftern zustanden, und deren Einkünfte noch jetzt der höhern Geistlichkeit zufallen, während der V. nur den sog. kleinen Zehnten davon erhält. In Deutschland sind Pfarrvicare oder auch Substituten jüngere Geistliche, welche das Amt der durch Alter, Krankheit oder sonst behinderten Pfarrer zu verwalten haben. Auch die deutschen Reichsverweser wurden V. (s. Reichsvicarien) genannt.

Vicari (Hermann von), Erzbischof von Freiburg, bekannt durch seine Streitigkeiten mit der bad. Regierung, geb. 13. Mai 1773 zu Aulendorf in Oberschwaben, machte seine Studien zu Ingolstadt, wurde dann Chorherr an der Collegiatkirche zu St.-Johann in Konstanz und später Official und Mitglied des dortigen Generalvicariats. Nach dessen Aufhebung kam er 1827 als Domkapitular nach Freiburg im Breisgau, erhielt dort 1830 die Würde eines Domdekans, 1832 die des Weihbischofs, während ihn der Papst zugleich zum Bischof von Macra in partibus ernannte. Wegen seiner ultramontanen Ansichten über das Verhältniß von Staat und Kirche hatte die bad. Regierung früher gegen seine Candidatur zum erledigten Erzbisthum Einsprache gethan, ließ sie aber später bei einer abermaligen Vacanz fallen, und so wurde V. 1842 zum Erzbischof der Oberrheinischen Kirchenprovinz erwählt. Anfangs schien es nicht, als wolle der neue Erzbischof von der Bahn seiner Vorgänger abweichen. Nachdem aber die deutschen Bischöfe seit 1848 eine Reihe von kirchenrechtlichen Forderungen zu ihrem gemeinsamen Programm gemacht hatten, begann auch V. im Einklang mit den Bischöfen seines Erzsprengels die gleichen Ansinnen an die bad. Regierung zu stellen. Die angesprochenen Rechte bezogen sich hauptsächlich auf die Besetzung der kirchlichen Aemter und Pfründen, die freie Prüfung und kirchliche Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, die Erziehung des Klerus, die Ertheilung des Religionsunterrichts, die Beseitigung des Placet, die kirchliche Strafgewalt über Laien, die Ueberwachung der Schulen, die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Gründung klösterlicher Institute und ähnliche Ansprüche. Noch ehe die Angelegenheit erledigt, verbitterte sich das Verhältniß zur bad. Regierung durch die Weigerung V.'s, nach dem Tode des Großherzogs Leopold Seelenmessen für den prot. Fürsten anzuordnen (April 1852). Der Bescheid der Regierung lautete für die meisten Forderungen ablehnend. Als eine neue Denkschrift ebenfalls keinen Erfolg hatte, begann V. einseitig im Vollzug der angesprochenen Rechte vorzuschreiten, den kath. Oberkirchenrath, eine Regierungsbehörde, zum Rücktritt aufzufordern und, als dieser nicht erfolgte, die Mitglieder zu excommuniciren. Die Regierung erließ im Nov. 1853 eine Verordnung, welche die Schritte des Erzbischofs für unwirksam erklärte, ihm einen weltlichen Commissar an die Seite setzte und die ihm gehorsamen Geistlichen mit Geld- und Freiheitsstrafen belegte. Beide Parteien wandten sich nach Rom, von wo eine mittelbare Billigung des erzbischöfl. Verfahrens erfolgte. Im Frühjahr 1854 wagte V. sogar den Schritt, die bestehende Verwaltung des Kirchenvermögens für aufgehoben zu erklären und eine neue, nur von ihm abhängige Administration einzusetzen, die praktisch keine Wirkung hatte. Weil aber der Erzbischof in Erlassen zum Ungehorsam gegen die Regierung aufforderte und in Verordnungen wie in Hirtenbriefen den Sachverhalt entstellte, ließ die Regierung eine Untersuchung gegen ihn einleiten, die man im Oct. 1854 einstellte, indem man beim päpstl. Stuhl über die Beilegung der Differenzen verhandelte. Inzwischen blieben die während des Kirchenstreits erledigten Pfarreien unbesetzt, und während die Einkünfte in den kirchlichen Intercalarfonds flossen, mußten die interimistischen Pfarrverweser, deren Zahl 1858 bis auf 700 stieg, um kärglichen Tagelohn dienen. Nach langen Verhandlungen gelang es endlich dem röm. Stuhl, der großherzogl. Regierung unter dem Einflusse der herrschenden Reactionsstimmung die Convention vom 28. Juni 1859 abzugewinnen, welche die staatlichen Hoheitsrechte großentheils dem Erzbischof opferte. Allein gerade dieser Sieg führte eine plötzliche Wendung herbei. Die Kammern verweigerten die verfassungs-

mäßige Zustimmung zu der Convention, und ein vom Großherzog berufenes liberales Ministerium vereinbarte nun mit den Kammern eine neue Regelung der kirchlichen Verhältnisse auf dem Wege der staatskirchlichen Gesetzgebung. Die neuen Kirchengesetze, welche der kath. Kirche volle Freiheit der innern Bewegung ließen, aber die Hoheitsrechte des Staats wahrten, wurden 9. Oct. 1860 publicirt und gleichzeitig die Aufhebung der Convention mit Rom verkündigt. Zwei weitere großherzogl. Verordnungen vom 20. Nov. 1861 regelten die Besetzung der kath. Kirchenpfründen und die Verwaltung des kath. Kirchenvermögens. Seitdem nahm der hochbetagte Erzbischof oder vielmehr das seine Schritte leitende Domkapitel von neuem die Opposition gegen die Staatsgewalt auf, die aber der liberalen Regierung gegenüber ziemlich erfolglos blieb. Anlaß bot vor allem die Schulreform vom J. 1864, welche die Leitung des Schulwesens dem ausschließlich klerikalen Einflusse entzog. Auf erzbischöfl. Weisung mußten die kath. Pfarrer den ihnen angebotenen Eintritt in die neuerrichteten Ortsschulräthe verweigern, und zum Schutze der «bedrängten» Kirche traten überall kath. Vereine und von ultramontanen Pfarrern geleitete Bauernversammlungen zusammen. Neuen Anlaß zum Zwist gab die 1867 von der Regierung angeordnete Ueberweisung des Stiftungsvermögens des Spitals Pfullendorf im Seekreis an die polit. Gemeinde und die Umwandlung des bisher von Klosterfrauen geleiteten Erziehungsinstituts Adelhausen in eine weltliche Anstalt. Mitten unter diesen Kämpfen starb V. 14. April 1868.

Vice (vom lat. vicis) heißt so viel als «an der Stelle», «anstatt» und kommt häufig als Vorsetzsilbe bei Amtstiteln vor, wo es eigentlich den Stellvertreter des ordentlichen Beamten bezeichnet, oft aber nur als besonderer Titel Geltung hat. So z. B. Vicekönig, Vicekanzler, Vicepräsident, Viceadmiral. Mittelalterliche Titel und Würden waren: Vice-comes (Vicegraf), woraus die Würde des Visconti, Vicomtes und Viscounts entstanden; ferner Vice-dom (Vicedominus) oder Vitzdom, Vicdom (woher auch der Name des deutschen Geschlechts Vitzthum), der Stellvertreter auf einer Herrschaft, einem Schlosse oder einem geistlichen Gute für den damit Belehnten. Denselben Ursprung hat auch Vidame, der Titel eines ehemaligen Beamten der franz. Bischöfe zur Behütung der kirchlichen Rechte, jetzt überhaupt die Bezeichnung für Administrator. Jemandes vices vertreten oder in vicibus ist ein Ausdruck im Rechtswesen, der so viel bezeichnet, als an der Stelle eines abwesenden Oberbeamten fungiren.

Vicente, s. Gil Vicente.

Vicenza, Hauptstadt der gleichnamigen (venet.) Provinz des Königreichs Italien ($50^4/_{10}$ Q.-M. mit 318137 E. 1857, ohne Militär), liegt an der von Venedig nach Mailand führenden Eisenbahn, zwischen zwei Hügeln am nördl. Fuße der Monti-Berici oder Bericischen Berge, die durch eine Einsenkung von den südlichern Euganeen (s. d.) getrennt und wie diese mit ihren kegelförmigen Gipfeln vulkanischer Natur sind, in einer fruchtbaren, wohlangebauten Ebene, an beiden Seiten des schiffbaren Bacchiglione, der hier den Retrone aufnimmt. Sie ist mit einer Doppelmauer und Gräben umgeben, hat sechs Thore, sieben Brücken (darunter vier über den Retrone), ein altes Castell und 19 Kirchen. Wiewol die meisten Straßen eng und krumm, hat die Stadt doch auch großartige Plätze und viele Gebäude von edler Form, darunter 20 Paläste ersten Rangs, von denen mehrere die berühmten Baumeister Palladio und Scamozzi, deren Geburtsort V. ist, aufführten. Unter die merkwürdigsten Gebäude gehören das Rathhaus oder Palazzo della Ragione, auch Basilica genannt, auf der Piazza de' Signori, dem schönen, ein längliches Viereck bildenden, mit den zwei die frühere Herrschaft verewigenden Säulen und dem 246 F. hohen, nur 21 F. breiten Glockenthurme verzierten Marktplatze, ein in seiner Art einziges, durchaus von Marmor aufgeführtes Gebäude, dessen ursprüngliche Anlage vielleicht der Zeit Theodorich's d. Gr. angehört; ferner das olympische Theater auf der Piazza d'Isola, jetzt in ziemlich schlechtem Zustande, ein zierlicher, interessanter Holzbau nach Palladio's Zeichnung und den von Vitruvius angegebenen Verhältnissen in antikem Geschmack erbaut und 1580 von Palladio's Sohn vollendet; die beiden Triumphbogen, von denen der eine am Eingange des Campo-Marzo, einer schönen Promenade, steht, der andere an der Porta-Lupia den Eingang zu einem 2034 F. langen Porticus von 168 Arcaden bildet. Dieser Porticus, ohne Treppe sanft aufsteigend und mit Quadern gepflastert, führt zu der auf dem Monte-Berico gelegenen schönen und reichen Wallfahrtskirche (il Santuario) Madonna del Monte-Berico des gleichnamigen Servitenklosters, wo sich eine der entzückendsten Aussichten in die Umgegend eröffnet. Unter den Palästen sind die Loggia der Präfectur, der Palazzo-Chiericati mit einem Museum von Alterthümern, Palazzo-Barbarano, Colleone, Tiene, Valmarana, Trissino, Folco, Carcano, der neue bischöfl. Palast zu erwähnen. Unter den Kirchen zeichnen sich die sehr alte Kathedrale mit schönen Ornamenten und die Dominicanerkirche im goth. Baustil des

14. Jahrh. aus. Einige derselben, namentlich die schönste von allen, Sta.-Corona, enthalten sehenswerthe Gemälde. Die Stadt ist der Sitz der Präfectur, eines Tribunals erster Instanz, eines Bisthums, einer Handels- und Gewerbekammer, hat ein theol. Seminar, ein königl. Lyceum und ein königl. Gymnasium, ein Englisches Fräuleinstift, die Olympische Akademie der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste, eine öffentliche Bibliothek von 50000 Bänden, drei Theater, worunter das Teatro filarmonico das größte, ein großes Krankenhaus, ein Findelhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Sie zählte 1857 (ohne Militär) 33306 E., zeichnet sich durch mehrere Fabrikate, besonders durch schöne Seide und Seidenstoffe vortheilhaft aus und treibt auch ansehnlichen Handel mit Manufactur- und Naturerzeugnissen, namentlich mit Gartenfrüchten, Wein, Getreide und Schlachtvieh. Bemerkenswerth ist das jährlich am Frohnleichnamstage zur Erinnerung eines Siegs der Vicentiner über Padua gefeierte Volksfest La-Rua oder Ruota. Vor dem Thore des Castells liegt der schöne Garten Valmarana, auf dem Hügel San-Sebastiano viele freundliche Landhäuser, in dem nahen Dorfe Cavazele der Palast Tricoli, welcher dem Dichter Trissino gehörte; 1/4 M. von der Stadt die berühmte Villa-Rotonda oder Palladiana des Grafen Capra, die gewöhnlich Palladio's Meisterstück genannt wird; 2 M. im Süden das Dorf Costozza mit einer labyrinthischen Grotte im Innern eines Hügels, reich an Versteinerungen. Die Stadt war im Alterthum, wo sie unter dem Namen Vicentia oder Vicetia zum Gebiete Venetia gehörte, unbedeutend, aber im Mittelalter eine der ersten, die sich an den lombard. Städtebund gegen Kaiser Friedrich I. anschloß. Die 1204 durch Auswanderung der Studenten und Lehrer von Bologna entstandene Universität löste sich bald wieder auf. Im J. 1236 wurde V. von Kaiser Friedrich II. erobert und zerstört. Kaiser Heinrich VII. belehnte die Familie Scala mit ihr, und diese und andere Familien herrschten nun daselbst bis 1404, wo die Stadt nebst Gebiet sich den Venetianern unterwarf. 1509 eroberte sie Kaiser Maximilian I., gab sie aber 1516 wieder an Venedig zurück, worauf sie bei der venet. Republik blieb und deren Schicksale theilte. 1848 erhob sich V. gegen die Oesterreicher und wurde von päpstl. Truppen besetzt, die denselben 20. Mai ein Treffen lieferten. Am 23. Mai und 9. Juni ward die Stadt von den Oesterreichern beschossen und capitulirte 10. Juni an Radetzky nach dem hitzigen Gefechte, welches der Feldzeugmeister d'Aspre den Insurgenten und päpstl. Schweizern auf dem Monte-Berico lieferte. Im Herbst 1866 kam die Provinz und Stadt V. mit den übrigen venet. Provinzen an das Königreich Italien.

Vicenza (Herzog von), s. Caulaincourt (Armand Augustin Louis de).

Vich oder Vique, eine Fabrikstadt in der span. Provinz Barcelona am Guera in fruchtbarer Gegend, Sitz eines Bischofs, ist im ganzen gut gebaut, hat eine Kathedrale und vier andere weit schönere Kirchen, zählt 10667 E. und unterhält sehr bedeutende Baumwollspinnereien und Leinwandfabriken, auch Manufacturen in Seidenschleiern, Band und Handschuhen. In der Nähe sind Kupfer- und Steinkohlengruben; auch findet man Amethyste, Topase und farbige Krystalle, die von den Silberarbeitern in Barcelona gefaßt und verkauft werden. Die Stadt hieß als Hauptort der Ausetani bei den Römern Ausa, später als westgoth. Bischofssitz Ausona. Sie ward 713 von den Arabern zerstört, 798 von den Franken der Spanischen Mark wieder erbaut als Festung, um welche die neue Stadt Vicus-Ausoniensis oder Vic d'Osone entstand, die mit der Umgegend eine eigene Grafschaft bildete. Am 19. Febr. 1810 wurde die Festung von den Spaniern unter O'Donnell vergebens berannt.

Vichy, ein Städtchen und Badeort mit 3740 E. (1861) im Arrondissement Lapalisse des franz. Depart. Allier (Bourbonnais), 46,5 M. von Paris, liegt am rechten Ufer des schiffbaren, durch zwei Hängebrücken überspannten Allier, 797 F. über dem Meere, in einem freundlichen, durch mildes und gesundes Klima ausgezeichneten Thale und ist durch einen 1,3 M. langen Seitenstrang mit der Lyoner Eisenbahn sowie gegen Nordosten durch eine Pappelallee mit der 6113 E. zählenden Stadt Cusset verbunden. Die daselbst am nördl. Fuße des vulkanischen Auvergnegebirgs aus Kalktuff entspringenden, dem Staate gehörigen alkalischen Heilquellen, die wirksamsten und kräftigsten, welche man kennt, waren schon den Römern unter dem Namen Aquae calidae bekannt, wie die Ueberreste von Badebecken, Wasserleitungen, viele Münzen aus der Zeit der Kaiser Claudius und Nero beweisen. Ihren europ. Ruf erhielten die Heilquellen erst im jetzigen Jahrhundert, wo das schon 1784 von den Tanten Ludwig's XVI. begonnene Établissement thermal 1829 vollendet wurde. Gegenwärtig ist der Ort das am meisten, besonders von der vornehmen Welt besuchte Bad Frankreichs. V. besteht aus zwei, durch eine breite Promenade voneinander getrennten Theilen, welche beide durch die kraft eines kaiserl. Decrets vom 27. Juli 1861 erfolgten Bauten und Anlagen ein sehr verändertes Ansehen gewonnen

haben. Altvichy oder Vichy-la-Ville, an der Stelle der Römerstadt auf einer Anhöhe gelegen, zum Theil noch von alten Ringmauern und Thürmen umgeben, ist ein finsterer Ort mit engen Gassen, dem Ueberreste (Glockenthurm) eines von Ludwig II. von Bourbon erbauten festen Schlosses, der Fontaine des trois cornets (vom J. 1653) und einer alten Kirche u. s. w. Neuvichy oder Vichy-les-Bains enthält außer den Quellen und Badeetablissements die im roman. Stile am Boulevard der Kaiserin erbaute neue Kirche mit zwei Thürmen, drei Schiffen und sieben Kapellen, die kaiserl. Residenz, das neue Stadthaus, das neue Casino mit Theater zwischen dem Park und der Straße Rouher, aus drei durch Arcaden verbundenen Gebäuden bestehend, das stattliche Établissement thermal mit zahlreichen Badecabineten, Douchen u. s. w. und einer Anstalt zur Fabrikation des Vichysalzes, das Civilhospital und das Militärhospital. Freundliche Parkanlagen umgeben das Ganze. Von den zehn «Stadtquellen» haben La-Grande-Grille 33,44° R., Le-Puits-Carré 35,76°, Le-Puits-Chomel 35,04°, die Hospitalquelle 24°, die sechs andern 9,60—23,36° R. Außer diesen zehn rechnet man zu der Vichygruppe noch vier mehr oder weniger von der Stadt entfernt liegende Quellen von 9,60—12° R. Alle zusammen geben in 24 Stunden 622970 Liter Wasser, ungerechnet die beiden Quellen von Cusset. Das Wasser sämmtlicher Quellen, das zum Trinken, Baden und Douchen benutzt, auch ins Ausland versandt wird, hat ein klares Aussehen, einen anfangs leichtsäuerlichen, dann etwas laugenhaften Geschmack. Seine Wirkungen lassen sich auf den starken Gehalt an kohlensaurem Natron zurückführen, dessen Einfluß theils durch die hohe Temperatur und die beigemischte Kohlensäure, theils durch die Antheile von schwefel- und salzsaurem Natron sowie durch das Eisen modificirt wird. Im allgemeinen wirkt der Brunnen neutralisirend, verflüssigend, alterirend. Besonders empfohlen wird er gegen Verschleimung und Säurebildung im Magen und Darmkanal, gegen Gallenstein, Anschoppungen in der Leber, der Milz, dem Uterus u. s. w., gegen Blasenkatarrh, Harngries und Harnstein, gegen Gicht jeder Form, Skrofelkrankheiten, Chlorose und, in Verbindung mit ausschließlicher Fleischkost, gegen Diabetes. Vgl. Beaulieu, «Notice sur la ville et les antiquités de V.» (Par. 1847); Seydel, «Die natürlichen und künstlichen Heilwässer von V.» (Dresd. und Lpz. 1841); Petit (Brunnenarzt in V.), «Du mode d'action des eaux minérales de V. et de leurs applications thérapeutiques» (Par. 1858).

Vicksburg, eine Stadt im nordamerik. Staate und am Flusse Mississippi, an dessen linkem Ufer es sich auf einer steilen Anhöhe erhebt, ist zwischen Natchez und Memphis die wichtigste Stadt am Mississippi und ein bedeutender Baumwollmarkt des Südens der Union. Vor dem Bürgerkriege wurden jährlich an 100000 Ballen Baumwolle von hier ausgeführt. Die Stadt hatte 1860 4891 E., 5 Kirchen und 3 Zeitungen. Während des Bürgerkriegs war sie vermöge ihrer den Fluß beherrschenden Lage eine Zeit lang ein sehr wichtiger Posten der Südlichen. Sie wurde erst nach 14monatlicher Belagerung 4. Juli 1863 von General Grant genommen, wodurch der Bundesflotte die unbedingte Herrschaft auf dem Mississippi anheimfiel und damit die Vorbedingung zur endlichen Niederwerfung der Secession erfüllt war.

Vico (Giovanni Battista), origineller ital. Denker, geb. 1668, war der Sohn eines Buchhändlers zu Neapel. Als Kind zerschlug er sich bei einem Falle die rechte Seite der Hirnschale und genas erst nach dreijährigem Leiden. Die Folge davon war eine schwermüthige Gemüthsstimmung. Den ersten Unterricht faßte er leicht, aber gegen das Studium der Philosophie fühlte er Abneigung. Eine Sitzung der Academia degl' infuriati, welcher er beiwohnte, und in der er die Gelehrten neben den Vornehmsten der Stadt sah, erweckte jedoch in ihm den Drang nach dem Ruhme eines Gelehrten. Er widmete sich nun dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Da aber zu angestrengte Arbeiten auf seine Gesundheit nachtheilig einwirkten und er kein Vermögen besaß, so nahm er vom Bischof von Ischia, Rocco, die Stelle eines Lehrers bei dessen Neffen an. Erst nach neun Jahren, die er hier unter fortgesetzten eifrigen Studien verbrachte, kehrte er nach Neapel zurück, wo er sich verheirathete und endlich den Lehrstuhl der Rhetorik erhielt, der aber nicht mehr als 100 Scudi jährlich eintrug. Mit der Thronbesteigung Karl's von Bourbon schien seine Lage sich verbessern zu wollen, indem ihn der König 1734 zu seinem Historiographen ernannte. Doch die Hülfe kam zu spät; V. starb 21. Jan. 1743. Er war ein scharfsinniger und tiefer Denker und fruchtbar an großen und kühnen Ideen. Sein Hauptwerk sind die «Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni» (Neap. 1725 u. öfter; deutsch von Weber, Lpz. 1822; franz. von der Fürstin Belgiojoso). Merkwürdig ist das Zusammentreffen V.'s in vielen Ansichten über Homer mit Wolf und Niebuhr. Nächstdem sind noch seine Schriften «De antiquissima Italorum sapientia» (Neap. 1710; ital. von Monti, Mail. 1816) und «De uno universi juris principio et fine

uno» (Neap. 1720) zu erwähnen. Seine «Opuscoli raccolti» (herausg. von Rosa, Neap. 1818) enthalten manches Ungedruckte nebst der Selbstbiographie des Verfassers. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Ferrari (6 Bde., Mail. 1834—35), eine Auswahl Michelet (2 Bde., Par. 1835).

Victor Emanuel I., König von Sardinien, 1802—1821, geb. 24. Juli 1759, war der zweite Sohn des Königs Victor Amadeus III. und hieß vor seiner Thronbesteigung Herzog von Aosta. Gegen die Französische Revolution erklärte er sich sehr bestimmt. Er besonders bewog seinen Vater, gleich anfangs der ersten Coalition beizutreten, und nach erfolgter Kriegserklärung 1792 stellte er sich an die Spitze des sardin. Heers. Die Ausschweifungen des von ihm fanatisirten Landvolks hatten von seiten der Franzosen blutige Rache zur Folge. Als sein Vater 1796 mit Bonaparte Unterhandlungen anknüpfte, widersetzte sich der Herzog von Aosta dem Abschlusse eines Friedens und ging, da er dies nicht verhindern konnte, in das südl. Italien. Sein Vater starb 16. Oct. 1796, und ihm folgte der älteste Sohn Karl Emanuel IV., der aber 4. Juni 1802 die Regierung niederlegte. Nun succedirte V., der aber unter brit. Schutze in Cagliari blieb, bis er 20. Mai 1814 nach Turin zurückkehren konnte. Der erste Pariser Friede gab ihm Nizza und halb Savoyen, der zweite Pariser Friede den übrigen Theil Savoyens zurück, und der Wiener Congreß vereinigte Genua mit der sardin. Monarchie. Die Piemonteser erwarteten jetzt zeitgemäße Einrichtung der innern Verwaltung, an die sie unter der franz. Regierung gewöhnt worden waren; allein V. hob nach und nach die bessern franz. Einrichtungen auf und suchte die alten Formen wiederherzustellen. Um so leichter fanden die Carbonari (s. d.) hier Eingang, und 10. März 1821 brach endlich die Revolution aus. (S. Sardinien.) Da sich der König nicht entschließen konnte, die vom Militär proclamirte span. Constitution von 1812 zu beschwören, so legte er 13. März 1821 die Krone nieder, die auf seinen Bruder Karl Felix überging, und starb zu Montcalieri 10. Jan. 1824. Aus seiner Ehe mit der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich entsprossen vier Töchter, von denen 1) Beatrix mit Herzog Franz IV. von Modena, 2) Marie Therese mit Herzog Karl II. von Lucca, später Parma, 3) Karoline mit Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich, und 4) Marie Christine mit König Ferdinand II. beider Sicilien vermählt wurde.

Victor Emanuel II., König von Sardinien seit 1849 und seit 1861 König von Italien, ist der älteste Sohn und Nachfolger des Königs Karl Albert (s. d.) von Sardinien. Geboren 14. März 1820, führte er als Kronprinz den Titel «Herzog von Savoyen» und vermählte sich 12. April 1842 mit der zweiten Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, Erzherzogin Adelheid (geb. 3. Juni 1822, gest. 20. Jan. 1855). Von Jugend auf vorzugsweise den militärischen Uebungen zugeneigt, machte er an der Seite seines Vaters die Feldzüge von 1848 und 1849 gegen Oesterreich mit und zeichnete sich durch seine ungestüme Tapferkeit aus. Unmittelbar nach der Niederlage bei Novara 23. März 1849 legte Karl Albert die Krone zu Gunsten des Kronprinzen nieder und zog sich nach der Pyrenäischen Halbinsel zurück, wo er die mündliche Abdankung durch eine zu Tolosa (Spanien) 3. April 1849 ausgestellte Urkunde wiederholte und bestätigte. So bestieg V. unter höchst peinlichen Verhältnissen den sardin. Thron; er hatte einen unglücklichen Krieg zu beendigen und im Innern die seit 1848 entfesselten Factionen zu bewältigen. Indem er mit Oesterreich, unter schweren finanziellen Opfern, Frieden schloß und den extremen Wünschen der Demokratie Schranken setzte, versprach er zugleich das von seinem Vater gegebene Staatsgrundgesetz und die verfassungsmäßigen Institutionen aufrecht zu erhalten. Dieser Zusage blieb er unwandelbar treu, was ihm den Beinamen «Il re galantuomo» (der König-Ehrenmann) verschaffte. Während ganz Italien wieder dem österr. Einflusse und einer gewaltsamen Reaction verfiel, genoß Sardinien (s. d.) allein einer wohlgeordneten, gesetzlichen und freiheitlichen Entwickelung und bereitete sich im stillen vor, die große nationale Aufgabe der Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, wie sie Karl Albert der sardin. Politik vorgezeichnet hatte, wieder aufzunehmen. Dabei ließ V. sich ganz und gar von seinem patriotischen und talentvollen Rathgeber, Graf Cavour (s. d.), leiten, der 1852—59 und 1860—61 als Premierminister fungirte. Je mehr sich der Gegensatz gegen Oesterreich verschärfte, um so eifriger suchte Sardinien eine Stütze an den Westmächten, mit denen während des Orientkriegs ein Kriegsbund gegen Rußland abgeschlossen ward. Der König selbst, von Cavour begleitet, besuchte im Nov. 1855 die Höfe von Paris und London und wurde aufs freundschaftlichste empfangen. Zu einer thatkräftigen Unterstützung der sardin. Politik ließ sich jedoch nur der franz. Kaiser Napoleon III. bereit finden. Um das Bündniß zu befestigen, gab V. seine älteste Tochter Clotilde dem Prinzen Napoleon zur Ehe (30. Jan. 1859), und gleichzeitig ward ein

sog. Familienpact zwischen Frankreich und Sardinien unterzeichnet. Gleich darauf entbrannte der ital. Krieg von 1859 (s. Italien), in dem der König abermals Gelegenheit hatte, seine persönliche Tapferkeit gegen die Oesterreicher zu bethätigen. Am 8. Juni 1859 zog er, an der Seite Napoleon's III., in Mailand ein, und durch die Friedensschlüsse von Villafranca und Zürich erhielt er die österr. Lombardei abgetreten. Auch das Großherzogthum Toscana und das Gouvernement Emilia, die schon während des Kriegs ihre Fürstenhäuser vertrieben und sich unter sardin. Schutz gestellt hatten, wurden im nächsten Frühjahr mit Sardinien vereinigt, und V. nahm daselbst, April bis Mai 1860, persönlich die Huldigungen entgegen. Freilich mußte er die Zustimmung Napoleon's III. zu diesen Annexionen mit einem schweren Opfer erkaufen, indem er zwei alte Erblande seines Hauses, Savoyen und den größten Theil von Nizza, 11. Juni förmlich an Frankreich abtrat. Unterdeß hatte General Garibaldi (s. d.) auf eigene Hand die Eroberung des Königreichs beider Sicilien begonnen, indem er dabei den Namen des Königs V. auf seine Fahne schrieb. Doch seine Macht reichte nicht aus, um die letzte Zuflucht des neapolit. Königthums, Gaëta, zu bezwingen. Gleichzeitig waren im Kirchenstaate, trotz großer militärischer Rüstungen, Unruhen ausgebrochen. Die gemäßigte Nationalpartei hier wie dort erbat die Intervention Sardiniens, welche bereitwillig gewährt wurde. Nachdem die sardin. Armee zunächst Sept. 1860 den Kirchenstaat, mit Ausnahme des sog. Patrimonium Petri, occupirt, übernahm der König selbst das Commando und überschritt die neapolit. Grenze. Am 7. Nov. hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt Neapel, wo Garibaldi die Dictatur in seine Hände niederlegte, und 1. Dec. besuchte er auch Palermo, die Hauptstadt der Insel Sicilien. Noch vor Ausgang des J. 1860 wurde ganz Unteritalien mit dem Königreich Sardinien vereinigt. Nunmehr nahm V. durch Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von Italien» an. Bald darauf starb plötzlich sein großer Minister Cavour, und seitdem konnte die ital. Politik nicht mehr wie früher ihre feste, consequente Haltung behaupten. Obwol der König sich von jeder directen und inconstitutionellen Einmischung in den parlamentarischen Parteikampf zurückhielt, galt er doch als entschiedener Anhänger der franz. Allianz, und die verschiedenen erfolglosen Versuche zu einer Aussöhnung mit der päpstl. Curie wurden seinem persönlichen Einfluß zugeschrieben. In Gemäßheit der ital.-franz. Convention vom Sept. 1864 siedelte V. aus der alten Residenz seines Hauses, Turin, im Frühjahr 1865 nach Florenz über, das zur Hauptstadt Italiens erklärt wurde. Beim Ausbruch des Preußisch-Deutschen Kriegs von 1866 überschritt V. als Bundesgenosse Preußens den österr. Grenzfluß Mincio, ward jedoch bei Custozza 24. Juni nach tapferer Gegenwehr geschlagen und mußte über den Fluß zurückgehen. Nach der Niederlage bei Königgrätz erklärte sich Oesterreich (s. d.) zu einem Separatfrieden unter Abtretung Venetiens bereit. Doch V. bewahrte Preußen seine Bundestreue und setzte trotz der franz. Abmahnungen den Krieg fort. Im Frieden zu Wien (Oct.) erlangte er die vollständige Abtretung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs und die Auslieferung der lombard. Eisernen Krone, worauf er 7. Nov. unter enthusiastischem Festjubel in die Stadt Venedig einzog. Im Dec. 1866 räumte die franz. Besatzung den Kirchenstaat. Als aber im Herbst 1867 ein ital. Freischarenzug unter Garibaldi Rom bedrohte, kehrten die Franzosen dahin zurück. Nun wurde Garibaldi 3. Nov. 1867 bei Mentana von den vereinigten franz. und päpstl. Truppen mit großem Verlust geschlagen und aus dem Kirchenstaate hinausgedrängt. Die ital. Regierung, die der Bewegung erst freien Spielraum gelassen, fügte sich dem Machtgebote Frankreichs und sah diesem Ausgange unthätig zu. Dies veranlaßte eine allgemeine Aufregung, und die Demonstrationen in Florenz, Turin u. s. w. richteten sich zum Theil direct gegen die Person des Königs. Doch erhielt derselbe bei der Hochzeitsfeier des Kronprinzen Humbert im April 1868 wieder die gewohnten Beweise der öffentlichen Sympathie. Aus V.'s Ehe mit der verstorbenen Königin Adelheid leben vier Kinder: 1) Prinzessin Clotilde, geb. 2. März 1843, vermählt 30. Jan. 1859 mit dem Prinzen Napoleon; 2) Kronprinz Humbert, geb. 14. März 1844, vermählt 22. April 1868 mit seiner Cousine, Prinzessin Margaretha von Savoyen, geb. 20. Nov. 1851, Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Genua (jüngern Bruders des Königs); 3) Prinz Amadeus, Herzog von Aosta, geb. 30. Mai 1845, vermählt 30. Mai 1867 mit der Prinzessin Maria della Cisterna, geb. 9. Aug. 1847; 4) Prinzessin Maria Pia, geb. 16. Oct. 1847, vermählt durch Procuration 29. Sept. und persönlich 6. Oct. 1862 mit dem König Ludwig I. von Portugal. Später schloß V. eine morganatische Ehe mit einer Frau von bürgerlicher Herkunft, welche zur Marquise von Miraflores erhoben ward, sich aber vom Hofe und von der Politik ganz fern hielt.

Victor-Perrin (Claude), Herzog von Belluno, Pair und Marschall von Frankreich,

geb. 7. Dec. 1764 zu Lamarche im Depart. Vogesen, trat im Alter von 17 J. zu Auxonne als Tambour bei einem Artillerieregiment ein. Die Revolution eröffnete ihm jedoch eine höhere Laufbahn. Nachdem er 1789 den Abschied erhalten, trat er 1792 in ein Freiwilligenbataillon und schwang sich alsbald zum Bataillonschef empor. Bei der Belagerung von Toulon 1793 schwer verwundet, wurde er gegen Ende des Jahres als Brigadegeneral zur Armee der Ostpyrenäen versetzt, bei welcher er bis zum Baseler Frieden blieb. Dann kämpfte er in Italien unter Schérer und wurde unter Bonaparte 1797 Divisionsgeneral. Unter Lannes nahm er auch an dem Zuge gegen den Kirchenstaat theil. Nach dem Frieden zu Campo-Formio mußte V. den Befehl in der Vendée übernehmen, wobei er Klugheit und Mäßigung entwickelte. Im Kriege von 1799 war er wieder bei der ital. Armee. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schloß er sich dem Ersten Consul an und folgte demselben 1800 abermals nach Italien, wo er sich bei Marengo auszeichnete. Sodann trat er mit dem Titel eines Lieutenants des General-en-Chef in die gallo-batav. Armee. 1805 ging er als Gesandter nach Kopenhagen, nahm 1806 an dem Kriege gegen Preußen theil, wurde aber 14. Jan. 1807 von Schill's Corps in Pommern aufgehoben. Nachdem er im nächsten Monat gegen Blücher ausgewechselt worden, belagerte er vergebens Graudenz. In der Schlacht bei Friedland erwarb er sich den Marschallsstab. Nach dem Frieden zu Tilsit war V. einige Zeit Gouverneur zu Berlin. 1808 schickte ihn Napoleon nach Spanien, wo er den Befehl über das 1. Armeecorps erhielt. Im Feldzuge von 1809 errang er Vortheile bei Medellin, dagegen wurde er von Wellington bei Talavera geschlagen. Durch einen kühnen Marsch zwang er 1810 die Spanier, den Posten von Peña-Perros zu verlassen, sodaß die Franzosen in Andalusien eindringen konnten. Hierauf schloß er Cadiz ein, wurde aber 1812 abberufen, um der großen Armee in Rußland das 9. Armeecorps als Reserve nachzuführen. Er deckte ruhmvoll den Uebergang der Franzosen über die Beresina. Im Feldzuge von 1813 befehligte er das 2. Corps, schnitt bei Dresden 27. Aug. 1813 den linken Flügel der Oesterreicher ab, der großentheils gefangen wurde, und nahm an den Schlachten bei Leipzig und dann bei Hanau theil. Auch im Feldzuge von 1814 kämpfte er mit gewohnter Tapferkeit, bis er 7. März bei Craonne gefährlich verwundet wurde. Nach der ersten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die 2. Militärdivision; er folgte auch nach Napoleon's Rückkehr dem Könige nach Gent. Mit der zweiten Restauration wurde er Pair und Majorgeneral der königl. Garde. 1821 übernahm V. das Kriegsministerium, und in dieser Stellung organisirte er die Armee, welche zur Unterwerfung des constitutionellen Spanien bestimmt war. Bei Eröffnung des Feldzugs gab er 1823 sein Portefeuille ab und begleitete den Herzog von Angoulême als Majorgeneral nach Spanien. Infolge der Veruntreuungen in der Heeresverwaltung, um die V. wenigstens wußte, verlor er seine Stellung. Der Hof bestimmte ihn jetzt zum Gesandten nach Wien; allein das österr. Cabinet verweigerte die Anerkennung seines von Napoleon erhaltenen Titels eines Herzogs von Belluno. Seitdem lebte V. in großer Zurückgezogenheit. Nach der Julirevolution machte er sich durch Eifer für die ältern Bourbons bemerkbar. Er starb zu Paris 1. März 1841. — Sein Sohn, Victor François Perrin, Herzog von Belluno, geb. zu Mailand 24. Oct. 1796, ward 9. Febr. 1853 von Napoleon III. zum Senator ernannt, starb aber schon 2. Dec. 1853.

Victoria (Siegesgöttin), s. Nike.

Victoria I. (Alexandrine), seit 20. Juni 1837 regierende Königin von Großbritannien und Irland, geb. 24. Mai 1819, ist das einzige Kind des 1820 gestorbenen Herzogs von Kent (s. d.), des vierten Sohnes Georg's III., und der Prinzessin Luise Victorie von Sachsen-Koburg, die in erster Ehe mit dem Erbprinzen von Leiningen vermählt war. Die junge V. erhielt durch den Tod ihres Vaters, der seinen kinderlosen Bruder, König Wilhelm IV., beerben mußte, Anrecht auf den brit. Thron und wurde von ihrer Mutter, einer aufgeklärten, den Whigs zugewendeten Dame, mit Sorgfalt und in Achtung vor der brit. Verfassung erzogen. Unter der Leitung der Herzogin von Northumberland empfing sie Unterricht in den ernsten Wissenschaften ihres künftigen Berufs; auch erwarb sie sich in Musik und besonders in Botanik gute Kenntnisse. Als ihr mit dem Tode ihres Oheims, Wilhelm's IV., 20. Juni 1837 die Krone zufiel, fand sie das Whigministerium Melbourne (s. d.) am Staatsruder, dessen Haupt ihr persönlich befreundet war und ihr volles Zutrauen besaß. Alle Stellen ihres Hofstaats wurden nun an Mitglieder verschiedener Whigfamilien vergeben, und die junge Fürstin blieb deshalb nicht ohne Anfeindung von seiten der Tories. Die Krönung wurde 28. Juni 1838 mit großem Pomp gefeiert. Die wiederholten Niederlagen der Whigs im Parlamente, wo ihnen allmählich die Radicalen die Unterstützung entzogen, hatten 6. Mai 1839 die Abdankung Lord Melbourne's und

der übrigen Minister zur Folge. Der Versuch, durch R. Peel (s. d.) ein Torycabinet bilden zu lassen, scheiterte an der Weigerung V.'s, auch ihre Palastdamen, die den Whigfamilien angehörten, zu entlassen, was der jungen Fürstin heftige Angriffe der Hochtories zuzog. Hierzu kam der Krieg in Afghanistan, in China, die Verwickelungen in der orient. Frage und die Aufstände der Chartisten. In diesen Wirren wurden die Einleitungen zu der Vermählung der Königin mit einem ihrer Vettern, dem Prinzen Albert (s. d.) von Sachsen-Koburg-Gotha, getroffen. Nachdem der Prinz im Jan. 1840 vom Parlament naturalisirt worden, erfolgte 10. Febr. die Vermählung. Auf die polit. Verhältnisse übte die Verbindung keinen Einfluß, weil der Prinz von der Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen blieb. Die wachsende Unpopularität der Whigs bewog die Königin, als Melbourne im Aug. 1841 abermals seine Entlassung einreichte, dieselbe anzunehmen und Sir Robert Peel mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen, das durch die Zoll- und Tarifreformen 1842—46 sich ein bleibendes Andenken sicherte. Der Rücktritt Peel's führte 1846 abermals die Whigs ans Ruder, die nach der kurzen Episode des Toryministeriums unter Lord Derby, 1852, auch in dem Coalitionsministerium Graf Aberdeen's und dem 1855 diesem folgenden ersten Ministerium Lord Palmerston's ihre Stellen zum größten Theil wieder einnahmen. Neue Ministerwechsel brachten zuerst 1858 die Tories unter Graf Derby, sodann 1859 die Whigs unter Lord Palmerston und endlich 1867 noch einmal die Tories unter Graf Derby an die Leitung der Geschäfte zurück. In allen diesen Parteischwankungen blieb die Königin V. den constitutionellen Normen musterhaft getreu. Ohne eine persönliche oder höfische Politik jemals auch nur zu versuchen, der Stimmung der Nation jedesmal zu rechter Zeit nachgebend und doch sich ihre Würde und Majestät nach allen Seiten hin wahrend, führte sie die Monarchie durch die schwierigen Zeiten der größten polit.-socialen Erschütterungen und durch eine Anzahl großer Kriege unerschüttert hindurch. Weder ihre persönliche Freundschaft mit verwandten Herrscherfamilien noch persönliche Rücksichten irgendwelcher Art unterbrachen ihrerseits den durch die öffentliche Meinung und die nationalen Interessen gebotenen Gang der brit. Politik. Die Königin fand darum auch in Zeiten, wo die meisten Throne Europas gefährdet schienen, stets die gleiche, unverminderte Verehrung. Während V. auf dem Throne als Muster einer verfassungsgetreuen Herrscherin glänzte und den langen innern Hader zwischen Cabinetsregiment und parlamentarischer Regierung zuerst dauernd abschloß, so zeigte auch ihr Privatleben ein Bild der edelsten Würde und Häuslichkeit. Aus ihrer glücklichen Ehe mit dem Prinzen Albert entsprossen neun Kinder: 1) die Prinzessin Victoria, geb. 21. Nov. 1840, seit 1858 vermählt mit dem Kronprinzen von Preußen; 2) Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, seit 1863 vermählt mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark; 3) Prinzessin Alice, geb. 25. April 1843, seit 1862 vermählt mit Prinz Ludwig von Hessen; 4) Prinz Alfred, geb. 6. Aug. 1844, Kapitän in der königl. Marine; 5) Prinzessin Helene, geb. 25. Mai 1846, seit 1866 vermählt mit Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; 6) Prinzessin Luise, geb. 18. März 1848; 7) Prinz Arthur, geb. 1. Mai 1850; 8) Prinz Leopold, geb. 7. April 1853; 9) Prinzessin Beatrice, geb. 14. April 1857. Den ersten Riß in das wahrhaft seltene Lebensglück der Königin machte der Tod ihrer innig verehrten Mutter, der Herzogin von Kent, 16. März 1861, und kaum hatte sie den Schmerz darüber verwunden, als der Tod Prinz Albert's, 14. Dec. 1861, ihr eine neue Wunde schlug. Die Theilnahme des engl. Volks an diesem Verluste seiner Herrscherin war groß und allgemein. Bei der Königin nahm die Trauer um den geliebten Todten die Form eines Cultus an, der sie jahrelang, wenn nicht ihren Herrscherpflichten, so doch den Anforderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse entfremdete, und gegen dessen unverminderte Fortdauer von verschiedenen Seiten Misbilligung laut wurde. Diese Stimmen wurden jedoch seltener, seit die Königin, ohne ihre Trauer abzulegen, mehr in die Oeffentlichkeit zurückzukehren begann, und sie verhallten völlig mit der Herausgabe der beiden Bücher «Early life of the Prince Consort» (1867; deutsch, Gotha 1867) und «Leaves from the journal of our life in the Highlands» (1868; deutsch, Braunschw. 1868). Der Eindruck dieser Schriften, die von dem Charakter des Dahingeschiedenen und von dem Privatleben der königl. Familie ein so anziehendes Bild geben, befestigte aufs neue die Liebe und Anhänglichkeit des engl. Volks an die königl. Witwe.

Victoria, die kleinste der australischen Festlandscolonien, umfaßt 4160 Q.-M. mit einer europ. Bevölkerung von 574331 E. (1865). Seit 1851 von Neusüdwales getrennt und unter dem Namen V. zur selbständigen Colonie erhoben, nimmt sie den südlichsten Theil des Continents ein auf beiden Seiten der Baß-Straße. Ihre Küste läuft vom Glenelg-River bis

zum 1250 F. hohen Cap Howe. Die Nordgrenze bildet größtentheils der Murrayfluß, die Westgrenze der 141. Längengrad. Der mittlere Theil der Küste hat vortreffliche Häfen und Buchten, namentlich Port-Philipp, Western-Port, Corner-Inlet und Corner-Basin. Die ganze Colonie wird durch eine von Osten nach Westen streichende Berglandschaft, die am Glenelg-River endet, in das südl., reichere, bevölkerte Gestadeland und in das nördl., wenigbesuchte Steppen- und Wüstengebiet geschieden. Jenes Bergland besteht aus weiten, namentlich gegen Süden fruchtbaren Hochebenen, über welche sich im Westen die Grampians (im Mount-William 4200 F. hoch), in der Mitte die Pyrenäen mit ihren Ausläufern erheben, an denen die überaus ergiebigen Goldfelder von Bendigo und Ballarat liegen, während im Osten die austral. Alpen im Mount-Hotham 7000 F. ansteigen und die höchsten Gipfel des austral. Festlandes umfassen. Der Murrayfluß, der einzige wirklich bedeutende Strom des Continents, nimmt fast alle Gewässer, soweit sie nicht in den Wüsten verlaufen, von der Nordseite des Gebirgslandes auf, darunter den Goulburn. Doch trägt auch der Murray zur Entwickelung des Landes nichts bei, da er größtentheils durch Wüsteneien fließt. Das Klima ist subtropisch (in Melbourne 16° R. mittlere Temperatur). Wie der ganze Continent, leidet auch V. an Dürren, die manchmal so lange anhalten, daß das Vieh der Heerden zu Hunderten fällt. Flora und Fauna gleichen denen von ganz Australien. Die Colonie steht unter einem von der brit. Krone ernannten Gouverneur. Die eingewanderte Bevölkerung besteht aus Engländern, Deutschen; außerdem gibt es auch Chinesen. Die Hauptbeschäftigung der Colonisten ist Viehzucht und Bergbau, daneben Ackerbau, Handel und Industrie. Bei dem Reichthum an Wiesen und guten Weidedistricten war die Viehzucht die erste Beschäftigung der Colonisten; sie wird meist auf sog. Stationen betrieben. Man zählte 1864 8½ Mill. Schafe, 640000 Rinder u. s. w. Dem Ackerbau ist man verhältnißmäßig weniger zugewandt als in den andern austral. Colonien. Man baut auf den Farms oder Landgütern Getreide, Wein, Taback. Dagegen beschäftigt der Bergbau, namentlich die Goldgräberei, viele Hände. V. hat die reichsten Goldlager. Bis 1862 betrug der Gewinn bereits 700 Mill. Thlr. 1867 wurden 1,493831 Unzen Gold von 65857 Arbeitern gewonnen. Kein anderes Gebiet hat so viele große Goldklumpen geliefert. Der größte, 1858 aufgefundene Klumpen wog über 184 Pfd. und wurde für 70000 Thlr. verkauft. Von den Landesproducten werden namentlich Gold, Wolle, Häute und Vieh ausgeführt, dagegen Industrieproducte aller Art eingeführt. 1864 gingen im überseeischen Verkehr 1,254000 Tons aus und ein, und der Werth der Aus- und Einfuhr belief sich für die ersten neun Monate des J. 1866 bereits auf 120 Mill. Thlr. Die Eisenbahnen der Colonie laufen von Port-Phillip (von den beiden Häfen Melbourne und Geelong) aus nach dem Innern. Telegraphendrähte verbinden die Hauptplätze. Die Colonie umfaßt, soweit sie vermessenes und verkauftes Land enthält, 25 Counties; dazu kommen drei wüste Districte am Murray, Loddon und Wimmera. Die Hauptstadt ist Melbourne (s. d.). Geelong, am Port-Phillip, zählt 25000 E. und gilt als Hauptausfuhrplatz für Wolle. Im Golddistricte liegen die Städte Ballarat (mit 22000 E.) und Sandhurst (mit 13000 E.). Vgl. Löwy, «V., die Colonie in Australien» (Melbourne 1862); Westgarth, «The colony of Victoria» (Lond. 1864).

Victoria heißt eine Pflanzengattung aus der 13. Klasse des Linnéschen Systems und aus der Familie der Nymphäaceen, die, im Aeußern unserer Seerose ähnlich, sich von der nächstverwandten Gattung Euryale besonders durch die abfallenden Kelchzipfel und die Unfruchtbarkeit der innersten Staubgefäße unterscheidet. Man kennt bisjetzt nur eine Art, die Victoria regia Lindl. Diese wurde 1801 von Hänke und Bonpland am Rio-Mamore, einem Seitenflusse des Amazonenstroms, entdeckt und 1827 von d'Orbigny im Parana gesehen. Beschrieben ward sie zuerst 1832 (unter dem Namen Euryale amazonica) von Pöppig, der sie im Amazonenstrome beobachtet hatte, und später von Schomburgk und andern in verschiedenen südamerik. Strömen gefunden. 1837 gab Lindley, welcher den Unterschied von der Gattung Euryale nachwies, über diese Pflanze ein Prachtwerk heraus, in welchem er die Pflanze der Königin Victoria dedicirte. Ihre kreisrunden, auf dem Wasser schwimmenden Blätter halten 4—6 Fuß im Durchmesser, sind mit einem aufgestülpten, zwei Zoll hohen Rande versehen und zeigen auf der purpurrothen Unterseite ein Geflecht weit vorragender, mit Stacheln besetzter Adern. Zwischen den Blättern erheben sich auf gleichfalls stacheligen Stielen die über einen Fuß im Duchmesser haltenden weißen, nach innen rosenrothen, wohlriechenden Blüten, Seerosen ähnlich, mit purpurrothem vierspaltigem Kelch, unterständigem, stacheligem Fruchtknoten, zahlreichen Blumenblättern, Staubgefäßen und Narben. Die Früchte sind beinahe kugelförmig, auf der Spitze mit einer Vertiefung versehen, erreichen die halbe Größe eines Menschenkopfes und enthalten in ihrem

fleischigen Innern zahlreiche Fächer. Die darin befindlichen Samen werden geröstet von den Spaniern gegessen, weshalb sie diese Pflanze Maïs del agua (Wassermais) nennen. Neuerdings hat man an verschiedenen Orten Europas die Victoria regia in erwärmten Bassins zum Blühen gebracht. Sie wird bei uns als einjährige Pflanze behandelt; in ihrer Heimat dagegen ist sie ein ausdauerndes Gewächs mit dickem Wurzelstock.

Victorinus (Fabius Marius), ein berühmter röm. Rhetor der spätern Zeit, von Geburt ein Afrikaner, lehrte um 360 n. Chr. mit Beifall die Redekunst zu Rom und trat im hohen Alter noch zur christl. Religion über. Außer einigen kleinern grammatischen und metrischen Abhandlungen, die andere jedoch einem von ihm verschiedenen Grammatiker Maximus V. zuschreiben, verfaßte er einen «Commentarius sive expositio in Ciceronis libros de inventione», der am besten in Orelli's Ausgabe des Cicero (Bd. 5, Thl. 1) erschien, und die Schrift «De orthographia et ratione metrorum», die am besten von Gaisford in den «Scriptores Latini rei metricae» (Orf. 1837) herausgegeben wurde.

Victorius (Petrus), eigentlich Vettori, einer der gelehrtesten ital. Humanisten des 16. Jahrh., geb. 1499 zu Florenz, bildete sich, nachdem er zu Pisa und Rom seine Studien vollendet hatte, im Auslande weiter aus, trat dann als Lehrer der griech. und lat. Sprache in Florenz auf und wurde zugleich bis an seinen Tod, der 1585 erfolgte, zu verschiedenen wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet. Er machte sich durch mehrere Schriften um die alte Literatur verdient, die sich durch Scharfsinn und Geschmack auszeichnen. Außer den Ausgaben des Cicero (4 Bde., Vened. 1534), des Cato «De re rustica» (Par. 1543), den Anmerkungen zu Aristoteles, Aratus und andern Schriftstellern und den lat. Uebersetzungen der griech. Tragiker gehören besonders seine an trefflichen Erläuterungen so reichhaltigen «Variae lectiones» in 38 Büchern hierher, von denen zuerst 25 Bücher (Flor. 1553; auch Leyd. 1554), dann 13 Bücher (Flor. 1569), zuletzt sämmtliche 38 Bücher (Flor. 1582; auch Strasb. 1609) erschienen. Ein handschriftlicher Nachlaß befindet sich auf der Bibliothek zu München. Auch besitzen wir von ihm noch Briefe, die für die Literaturgeschichte jener Zeit wichtig sind (Flor. 1586), und eine Anzahl Reden (Rom 1586), die auch in der Gesammtausgabe seiner «Opera» (Flor. 1573) enthalten sind. Später machte Bandini «Clarorum Italorum et Germanorum ad V. epistolae» (Flor. 1758) bekannt. Sein Leben beschrieben Benivieni in «Vita di Pietro V.» (Flor. 1583) und Bandini in seinem «Victorius» (Flor. 1759).

Vicuña, s. Lama.

Vida (Marcus Hieronymus), einer der vorzüglichsten neulat. Dichter, geb. um 1480 zu Cremona, begab sich, nachdem er zu Mantua, Padua und Bologna seine theol. Studien vollendet hatte, nach Rom, wo er ein Kanonikat an der Kirche des heil. Johannes im Lateran erhielt. Hier trug ihm Papst Leo X. auf, das Leben des Erlösers in einem epischen Gedichte zu besingen, und nach Vollendung dieses Gedichts ertheilte ihm Leo's Nachfolger, Clemens VII., 1532 den Bischofssitz von Alba im Herzogthume Montferrat, den er bis an seinen Tod, 27. Sept. 1566, behauptete. Seine Poesien, theils religiösen, theils didaktischen Inhalts, zeichnen sich durch gute Anordnung der einzelnen Theile, durch Fülle und Anmuth des Vortrags sowie durch harmonischen Rhythmus aus, obgleich die Nachahmung Virgil's überall hervortritt und seinen religiösen Gesängen ein heidnisch-mytholog. Gepräge aufdrückt. Unter den religiösen Gedichten nimmt die «Christias» in sechs Büchern (Cremona 1535; auch Leyd. 1636), wovon Müller eine deutsche Uebersetzung lieferte (Hamb. 1811), die erste Stelle ein; zu den didaktischen gehören die «De arte poetica» in drei Büchern (herausg. von Klotz, Altenb. 1766), «De bombyce», d. i. über den Seidenbau (zuerst Rom 1527; deutsch von Hoffmann, Neisse 1865), und «De ludo scaccharum», d. i. über das Schachspiel (metrisch übersetzt von Hoffmann, Mainz 1826), in welchem letztern er einen den Römern fremden Gegenstand auf kunstvolle und gefällige Weise behandelt. Auch besitzt man mehrere Sammlungen seiner sämmtlichen Gedichte, besonders von Vulpi (2 Bde., Padua 1731; auch Lond. 1732). Außerdem schrieb er in Prosa Dialoge, Briefe und Reden, die sich ebenfalls durch fließende Latinität empfehlen.

Vidimirung nennt man die gerichtliche Bestätigung, daß die Abschrift einer Urkunde mit dem Originale gleichlautet. Der Ausdruck kommt von dem lat. Worte vidimus, d. i. wir haben es gesehen, her. Andere schreiben Fidemirung und leiten dies von der bei solchen Bestätigungen gebräuchlichen Unterschrift «in fidem», d. h. beglaubigt, ab, womit auch wol eine unter gerichtlicher Beglaubigung gefertigte Abschrift irgendeiner Urkunde selbst bezeichnet zu werden pflegt.

Vidocq (Eugène François), ein franz. Abenteurer, besonders bekannt als Polizeispion, wurde

25. Juli 1775 zu Arras geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Bäcker war. Er bestahl als Knabe oft seine Aeltern, nahm endlich seiner Mutter auf den Rath eines schlechten Freundes 2000 Frs. und ging damit nach Ostende, um sich nach Amerika einzuschiffen. Ehe er auf die See gelangte, wurde ihm jedoch das Geld in der Trunkenheit von Gaunern entwendet. V. trieb sich nun längere Zeit mit Gauklerbanden herum, spielte vor der Bude eines Wunderdoctors den Bajazzo und kehrte im höchsten Elend nach Arras zurück, wo er sich wieder mit seinen Aeltern aussöhnte. Beim Ausbruch der Revolution ließ er sich als Soldat aufnehmen, lief jedoch bald zu den Oesterreichern und von diesen zu seinen Landsleuten über, bei welchen er abermals nicht lange aushielt. Als Deserteur und Vaterlandsverräther in Arras verhaftet, wurde er durch Fürsprache eines Freundes gerettet und heirathete die Schwester des berüchtigten Revolutionsmanns Lebon, der ihn hatte ins Gefängniß werfen lassen. Von der Untreue seiner Frau überzeugt, verließ er dieselbe und trat in ein Freiwilligenbataillon, mit dem er nach Belgien gelangte. Nachdem er sich hier eine Zeit lang herumgetrieben, kehrte er nach Paris zurück, wo er mit Landstreichern lebte und allerlei Spitzbübereien trieb. Er kam deshalb auf die Galeren, entwischte aber nach einer Gefangenschaft von sechs Jahren aus dem Bagno zu Brest und lebte nun als Hausirer, Ladendiener, Schneider lange Zeit bald in den Provinzen, bald in der Hauptstadt. Endlich ließ er sich von der pariser Polizei als Spion (mouchard) anwerben und leistete als solcher große Dienste. Man machte ihn deshalb zum Chef der sog. Brigade de sûreté, einer aus Spionen und entlassenen Sträflingen zusammengesetzten Polizeitruppe, an deren Spitze er viel zur Sicherheit von Paris beitrug. 1817 bewirkte er über 700 Verhaftungen. Er wurde 1818 für seine Dienste völlig begnadigt und reichlich belohnt, 1825 aber abgedankt. V. schrieb nun seine «Mémoires» (4 Bde., Par. 1828), die zum Theil auf bloßer Erfindung beruhen mögen, aber auch interessante Einzelheiten über einige große Proceßverhandlungen jener Zeit enthalten. Mit Entrüstung weist er in dem Buche die Beschuldigung zurück, als habe er den Bourbons als polit. Spion gedient. Zu St.-Mandé bei Paris legte nun V. eine Papierfabrik an und beschäftigte sich mit Erfindung eines Papiers, von dem die Tinte nicht ausgelöscht werden kann. 1836 stiftete er zu Paris unter dem Namen Bureau de renseignements eine Art Gegenpolizei, die Bestohlenen und Betrogenen gegen Vergütung zur Wiedererlangung ihrer Habe verhelfen sollte. Hierbei gerieth aber V. bald in Collision mit der Polizei, die ihn vor Gericht stellen und sein Bureau schließen ließ. Er zog sich sodann nach Belgien zurück, wo er 1857 starb.

Viehoff (Heinrich), namhafter deutscher Literarhistoriker und Schulmann, geb. 28. April 1804 zu Büttgen bei Neuß, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und in Düsseldorf und widmete sich dann zu Bonn philol., mathem. und naturwissenschaftlichen Studien. Ostern 1828 begann er seine Lehrerlaufbahn am Progymnasium zu Uerdingen am Rhein, brachte dann die Zeit vom Herbst 1828 bis Herbst 1833 als Erzieher in einer gräfl. Familie, zum Theil auf Reisen zu und trat hierauf als Lehrer am Gymnasium zu Emmerich ein. Seit Ostern 1838 wirkte er als erster Oberlehrer an der Realschule zu Düsseldorf, bis er im Herbst 1850 das Directorat der Realschule und der Provinzialgewerbschule zu Trier übernahm. 1850 gehörte er dem Unionsparlament zu Erfurt an. V.'s Ruf als Literarhistoriker gründet sich vorzugsweise auf seine Arbeiten über Schiller und Goethe. Die bedeutendsten unter denselben sind «Goethe's Leben» (4 Bde., Stuttg. 1847—49; 3. Aufl. 1858) sowie die Erläuterungen zu Goethe's «Gedichten» (3 Bde., Düsseld. 1846—54) und Schiller's «Gedichten» (3 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1858). Auch gab er Hoffmeister's «Leben Schiller's für den weitern Kreis der Lehrer» mit Ergänzungen heraus (3 Bde., Stuttg. 1846—53). Hieran reiht sich eine Anzahl zum Theil trefflicher und vielfach eingeführter Lehrbücher für den höhern Unterricht im Deutschen, Lateinischen und der Geographie. Besondere Erwähnung verdienen das «Handbuch der deutschen Nationalliteratur» (mit Erläuterungen, 3 Bde., 5. Aufl., Braunschw. 1865) und die «Vorschule der Dichtkunst» (Braunschw. 1860). Außerdem hat sich V. mit Erfolg auch vielfach als Uebersetzer versucht. So veröffentlichte er Uebertragungen von Racine's «Werken» (4 Bde., Emmerich 1840—46) und einiger Stücke Molière's (in der von Lax veranstalteten Uebersetzung von dessen «Werken»), ferner von elf Stücken Shakspeare's in der von Dingelstedt begonnenen Gesammtübersetzung der «Werke» des großen engl. Dichters (Hildburgh. 1867 fg.) sowie von den sämmtlichen Dramen des Sophokles (Hildburgh. 1868 fg.). Auch begründete er mit Herrig das «Archiv für das Studium der neuern Sprachen» (Braunschw. 1844 fg.), dessen Leitung er jedoch nach einiger Zeit Herrig allein überließ.

Viehzucht heißt derjenige Theil der Landwirthschaft, welcher sich mit der Zucht und Pflege der Hausthiere sowie mit der Verwerthung ihrer Producte beschäftigt. Das Ziel der V. ist die

Gewinnung einer möglichst hohen Rente vom Boden durch Verwandlung von Futtergewächsen in Fleisch, Fett, Milch, Wolle u. s. w. sowie die Erzielung von Dünger zum Ersatz der dem Felde in den Ernten entzogenen Bestandtheile. Früher hielt man den letztern Zweck für den einzigen der V. und nannte diese ein nothwendiges Uebel. Neuerdings räumt man ihr Gleichberechtigung mit dem Ackerbau ein und erkennt in ihr das einzige sichere Mittel, diesen dauernd zu verbessern. Man unterscheidet Großviehzucht (Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, Esel, Maulthiere) und Kleinviehzucht (Kaninchen, Geflügel). Die Behandlung der einzelnen Thiergattungen lehrt die specielle V., während die Lehren der allgemeinen V. sich gleichmäßig auf sämmtliche Nutzthiere erstrecken. In wissenschaftlichem Sinne versteht man unter V. im allgemeinen die gewinnbringende Production der Hausthiere, mag die Benutzung oder Verwerthung derselben sein, wie sie wolle; der naturgemäße Zweck der V. ist die Hervorbringung von Werthen. Im engern Wortsinne aber bedeutet V. die von der Paarung anfangende, nach bestimmten Gesetzen geleitete Erzeugung und Aufzucht von Nutzungsthieren zu einem bestimmten Endzweck. Dieses ist wirkliche Zucht, jedes andere Verfahren nur ein Los auf den Zufall. Freilich wird dies noch vielfach verkannt, namentlich auch in Deutschland, wo die wenigsten Viehhalter zugleich Züchter sind. Den meisten Viehhaltern fehlt die Erkenntniß des Zweckes, und deshalb steht auch die deutsche V. noch tief unter der britischen, die durchaus nach bestimmten Grundsätzen betrieben wird. Vgl. Hamm, «Belehrungen über die gesammten Zweige der V.» (2. Aufl., Stuttg. 1865).

Vieleck, s. Polygon.

Vielfraß (Gulo) heißt eine Gattung wieselartiger Raubthiere von gedrungenem Körperbau und mit kurzem, buschigem Schwanze. Der nordische V. (G. borealis) tritt mit halber Sohle auf, hat starke Füße mit scharfen Krallen, einen breiten Kopf mit stumpfer Schnauze und kurzen, abgerundeten Ohren. Sein dunkelbraunes, aber nicht feinhaariges und deshalb nicht sehr gesuchtes Fell zeigt auf dem Rücken einen schwarzen Sattel. Ohne den 8 Zoll langen Schwanz mißt er $2^1/_2$ F. Er findet sich in allen Nordpolarländern. Sein Name, dessen etymolog. Misdeutung zu vielen Sagen Veranlassung gegeben hat, heißt eigentlich Fiäll-fraß, was im Norwegischen einen Felsenbewohner bedeutet. Bei Tag und Nacht geht der V. auf Raub aus, plündert die Bauerhöfe, stiehlt die Köder aus den Fallen und fängt kleine Säugethiere und Vögel, denen er den Kopf zerbeißt und das Blut aussaugt. Er wird sogar den Renthieren gefährlich, indem er auch diesen von der Höhe aus auf den Rücken springt und die Halsadern durchbeißt. Bei Angriffen vertheidigt er sich mit vielem Muthe und ist nur durch mehrere Hunde zugleich zu bezwingen. Der amerikanische V. oder Wolverene ist nur eine lichtere Spielart des nordischen.

Vielgötterei, s. Polytheismus.

Vielhufer, s. Dickhäuter.

Vielstimmig oder polyphonisch ist ein solcher Tonsatz, in welchem mehrere Stimmen den Charakter einer Hauptstimme theilen und zugleich verschiedene Empfindungen ausdrücken. Demnach ist dieser Satz dem homophonischen oder monodischen entgegengesetzt, in welchem nur eine Stimme den Charakter der Hauptstimme führt und von den andern, welche die vollen Accorde angeben, begleitet wird.

Vielweiberei, s. Polygamie.

Vien (Jos. Marie, Graf), franz. Maler, geb. zu Montpellier 18. Juni 1716, ging 1740 nach Paris und 1744 nach Rom, wo er eins seiner trefflichsten Bilder, den Eremiten, arbeitete. Nach fünf Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo er von 1750 an einer Malerschule vorstand, in der er viele ausgezeichnete Schüler, darunter auch David, bildete. 1775 ging er wieder nach Rom als Director der dortigen franz. Akademie, die ihm große Verbesserungen zu verdanken hatte. Als erster Maler des Königs und franz. Reichsgraf kehrte er kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Paris zurück. Er wurde Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats und starb 27. März 1809. V. weckte die Liebe zum Schönen und führte den Geschmack zu dem Großen und Einfachen der Antike zurück. — Seine Enkelin, Rose Celeste V., die Tochter des Generals Bache, als Dichterin geschätzt und durch eine Ausgabe des Anakreon mit franz. Uebersetzung in Prosa (1825), der «Küsse» des Johannes Secundus mit metrischer franz. Uebersetzung (1832) und andere Schriften bekannt, starb zu Bordeaux 27. März 1832.

Vienne (im Alterthum Vigenna), ein linker Nebenfluß der Loire im westl. Frankreich, entsteht in 2640 F. Seehöhe im Depart. Corrèze auf dem Plateau von Millevache, am Fuße des 2936 F. hohen Mont-Odouze, fließt durch die Hochterrasse von Limousin westwärts über Limoges bis unterhalb Chabanais, wendet sich dann gegen Norden über Confolens und Châtellerault, zuletzt nordwestwärts über Chinon und mündet, nachdem sie rechts die Creuse, links den

Clain aufgenommen, bei Candes zwischen Tours und Angers. Sie hat einen Lauf von 50 Q.-M. und wird bei Châtellerault auf eine Strecke von 12 M. schiffbar. Die V. durchfließt vier Departements, von welchen zwei nach ihr benannt sind. Das Departement V., hauptsächlich aus dem östl. oder obern Poitou und einem Theile von Berri gebildet, hat ein Areal von 126,59 M., zerfällt in die fünf Arrondissements Poitiers, Châtellerault, Civray, Loudun und Montmorillon mit 31 Cantonen und 296 Gemeinden, und zählte (1866) 324527 E. Die Hauptstadt ist Poitiers (s. d.). Das Land, im ganzen eben, wird nur von wenigen, nicht bedeutenden Hügelreihen durchzogen und ist im allgemeinen ziemlich fruchtbar; doch gibt es auch große Sand- und Heidestrecken. Bewässerung geben die V., die Creuse mit der Gartempe, der Clain mit dem Palu, die Dive und Charente; nur die beiden ersten sind schiffbar. Das Klima ist mild, aber der im Frühjahr aus Nordwesten wehende Galerne wirkt oft nachtheilig auf die Vegetation. Auch bringt der oft plötzliche Wechsel der Temperatur und die von den Sümpfen an der Dive und dem Palu weithin wirkende ungesunde Luft Krankheiten hervor. Die Erzeugnisse des Bodens sind dieselben wie im übrigen mittlern Frankreich. Getreide, Kastanien und Wein mittelmäßiger Qualität werden in großer Menge gewonnen. Natürliche Wiesen begünstigen die Viehzucht. Das Mineralreich bietet gutes Eisen, auch Blei, Mühl-, Schleif- und ganz vorzügliche Lithographiesteine; auch gibt es Marmorbrüche. Die Bewohner, deren Frauen und Mädchen als besonders schön und geistreich gelten, treiben Ackerbau und Viehzucht, Obst-, Wein- und Bergbau. Obwol die 15 Erzgruben nicht sehr ergiebig, ist doch die Eisenindustrie der bedeutendste Gewerbszweig. Außerdem unterhält man Manufacturen und einige Fabriken in Serge, Wollzeugen und Decken, Leder und Stärke. Handel wird mit Getreide, Mehl, Viehfutter, Wein, Branntwein, Kastanien, Nüssen, Luzern- und Kleesamen, Honig und Wachs getrieben. Das Departement Obervienne (Haute-Vienne), gebildet aus Theilen von Limousin, Marche, Oberpoitou und Berri, am nordwestl. Rande von Süd-Hochfrankreich gelegen, hat ein Areal von 100 Q.-M., zerfällt in die vier Arrondissements Limoges, Bellac, Rochechouart und St.-Yrieix mit 200 Gemeinden und 27 Cantonen und zählte (1866) 326037 E. Die Hauptstadt ist Limoges (s. d.). Das Land hat eine mittlere Höhe von 1738 F. und ist namentlich im Osten mit engen Thälern und Bergzügen erfüllt, die theils kahl, theils mit Kastanien bestanden sind. Granit bildet die Grundlage. Zwei Hauptketten, Fortsetzungen des Gebirgs von Auvergne, ziehen von Osten gegen Westen. Zwischen beiden Ketten fließt die obere V., der Hauptfluß des Landes, die eine Menge Bäche aufnimmt; außerdem geben im Norden die Gartempe, im Südwesten die Charente, im Süden die Dronne, L'Isle, Loue und Haute-Vezère sowie über 550 Teiche überreiche Bewässerung, aber nirgends eine fahrbare Wasserstraße. Dieser Wasserreichthum und die hohe Lage des Landes machen das Klima feucht, kühl, veränderlich. Der Boden ist steinig, nur strichweise fruchtbar. Man baut Roggen, in dem magersten Boden des Oberlandes nur Buchweizen. Die Waldungen sind unbedeutend, Kastanien und Nüsse werden in Menge gewonnen, Wein nur wenig. Ausgedehnte natürliche Wiesen begünstigen die Viehzucht, namentlich werden schöne Pferde gezogen. An Wildpret ist kein Mangel; die Bienenzucht ist beträchtlich. Das Mineralreich bietet Eisen, Blei, Kupfer, Antimon, schönen Granit, gute Bausteine, vortreffliche Porzellanerde und besonders Kaolin (von St.-Yrieix), das zu Porzellanfabrikaten nach Sèvre und andern franz. Fabriken ausgeführt wird. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Hammerwerke, Fabrikation von Eisenwaaren, Porzellan, Tuch, Wollzeuge und Papier.

Vienne, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Isère (Dauphiné), am linken Ufer des Rhône, welcher hier die Gère aufnimmt und über die eine Hängebrücke führt, 3²/₈ M. südl. von Lyon, an der Eisenbahn nach Marseille, hat eine schöne Lage am Abhange von Weinbergen und ist im ganzen alterthümlich gebaut. Doch besitzt die Stadt einen schönen Quai und einige ansehnliche Gebäude, wie das neue Rathhaus, die neue Stadthalle mit großartigen Weinkellern. Das Marsfeld und der Cours Romestang bilden angenehme Promenaden, und die benachbarten Höhen bieten überaus malerische Ansichten. V. ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Ackerbau- sowie einer Manufacturen- und Gewerbekammer. Die Stadt hat eine goth. Kathedrale (St.-Maurice) mit prächtiger Façade und Treppe, ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, eine Ackerbaugesellschaft und einen landwirthschaftlichen Verein. Sie zählte 24807 E. (1866), welche bedeutende Tuchfabriken (mit einer jährlichen Production für 10 Mill. Frs.), 30 Färbereien, 15 Wollspinnereien, Dampfmaschinenbauanstalten, außerdem Seidenwirkereien, Gerbereien, Schmelzhütten, Hohöfen und Stahlhämmer, eine Glashütte u. s. w. unterhalten, auch Quincaillerie- und Scharschmiedartikel, Cartons, Karden u. s. w. fertigen und ansehnlichen

Handel mit Korn, Wolle, Tuch, Metallwaaren, Bougies, besonders aber mit Côte-Rôtieweinen treiben, die auf dem gegenüberliegenden Rhôneufer in den berühmten Weinbergen von Condrieu, Ampuis u. s. w. wachsen und ihre Hauptniederlage hier haben. V. hat viele Ueberreste aus der Römerzeit, und sein Museum enthält ein reiche Sammlung von Alterthümern. Der «Tempel des Augustus und der Livia», welcher eine Zeit lang zum christl. Gottesdienste benutzt wurde, ist ein wohlerhaltenes, 27 Meter langes, 15 Meter breites und 17,35 Meter hohes Gebäude mit korinth. Säulenfaçade und drei Peristylen. Die sog. Aiguille, südlich vor der Stadt, eine vierseitige Steinpyramide von 16 Meter Höhe und 16 Meter Umfang an der Basis, mit korinth. Arcaden geschmückt, wird für die Spina eines großen Circus, von andern für ein Grabmal gehalten. Außerdem sind die Reste eines Forums, mehrerer Aquäducte, eines Amphitheaters und eine Citadelle vorhanden, letztere auf dem Mont-Pipet, auf welchem 1860 eine kolossale Statue der Jungfrau Maria errichtet wurde. Die alte Stadt Vienna, Hauptort der gallischen Allobroger, dann der röm. Provincia Viennensis in Gallia Narbonensis, war unter den röm. Kaisern die Nebenbuhlerin von Lugdunum (Lyon) und seit Ende des 2. Jahrh. bedeutender als dieses. Im Mittelalter war sie Hauptstadt des ersten und zweiten Burgundischen Königreichs, später eine souveräne Grafschaft, die Ludwig XI. mit der Dauphiné vereinigte. Auch war sie Sitz eines Erzbischofs, der den Titel eines Primas von Gallien führte. Das Erzbisthum wurde später mit dem von Lyon vereinigt. Unter den vielen hier gehaltenen Concilien ist das vom J. 1312 das merkwürdigste, auf welchem Papst Clemens V. den Tempelherrenorden aufhob.

Vier oder Tetras (auch Tetraktys) galt in der Zahlensymbolik der Pythagoräer einerseits als Stellvertreterin der Zweizahl (Dyas), andererseits als Erzeugerin der Zehnzahl (Dekas). Als zwiefache Zwei oder zweites Glied in der Potenzenreihe dieser Zahl (2, 4, 8, 16 u. s. w.) war sie gleich der 8, 16 u. s. w. Stellvertreterin der Dyas mit dem geometr. Zeichen des Quadrats. Für die Erzeugerin der Dekas galt sie darum, weil die letztere durch Addition der in ihr enthaltenen Zahlen entspringt, indem $1 + 2 + 3 + 4 = 10$. Die Dekas galt aber als Symbol der Ganzheit oder des Universums, weil nach dekadischem System alle Zahlen in der Zehn enthalten liegen. Diesem Gedankengange zufolge fiel auf die Vierzahl der Begriff, die Erzeugungs- oder Schöpfungszahl des Universums zu sein, oder die Wurzel und Quelle der ewigen Natur zu bedeuten. Für die vier Theile dieser Wurzel oder Ausmündungen dieser Quelle hielten spätere Pythagoräer die vier aristotelischen Grundursachen des Woraus? Wonach? Wodurch? und Wozu? oder der Materie, der Form, der Kraft und des Zwecks.

Viereck nennt man jede von vier geraden Linien (Seiten) eingeschlossene ebene Figur. Sind je zwei und zwei Seiten desselben einander parallel, so wird es Parallelogramm (s. d.) und, wenn sie überdies aufeinander senkrecht stehen, Rechteck genannt. Quadrat (s. d.) nennt man ein Rechteck, dessen Seiten insgesammt gleich sind; hingegen Rhombus (s. d.) ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit gleichen, und Rhomboid ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit ungleichen Seiten. Eine vierseitige Figur, in welcher nur zwei Seiten einander parallel sind, die andern zwei aber nicht, heißt Trapez (s. d.), und ein V., in welchem gar keine parallelen Seiten vorkommen, wird Trapezoid genannt. Ein Viereck, um oder in welches sich ein Kreis beschreiben läßt, heißt centrisch nach den Ecken oder nach den Seiten; im erstern Falle müssen je zwei gegenüberliegende Winkel, im letztern zwei gegenüberliegende Seiten dem andern Paare gleich sein. Ein System von vier geraden Linien, von denen jede die drei übrigen schneidet, heißt ein vollständiges V.; dasselbe hat sechs Ecken und drei Diagonalen.

Vierlande, s. Bergedorf.

Viersen, Fabrikstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, zum Kreise Gladbach (s. d.) gehörig, liegt in der Nähe der Niers und des Nordkanals sowie an der Aachen-Homberger Eisenbahn (von der sich hier eine Linie nach Venloo abzweigt), 2 M. südwestlich von Krefeld, zählt 15200 E. (3. Dec. 1864), und ist Sitz eines Friedensgerichts, eines Bürgermeisteramts sowie eines Handels- und Gewerbevereins. Es bestehen zu V. Baumwoll- und Flachsspinnereien, Woll-, Damast-, Seiden-, Sammt- und große Bandwebereien, Färbereien und mancherlei andere industrielle Etablissements, die zusammen an 10000 Arbeiter beschäftigen.

Vierstimmiger Satz wird die Harmonie der Tonstücke genannt, wenn sie aus vier nebeneinander fortlaufenden und sich zu einem Ganzen verbindenden Tonreihen besteht. Dem vierstimmigen Satz wird unter den mehrstimmigen Sätzen in Hinsicht seines Wohlklangs ein gewisser Vorzug beigelegt, weil er, ursprünglich auf die natürlichste Abtheilung der Singstimme gegründet, das Mittel hält zwischen der zu verwickelten und der einfachern Harmonie, demnach weder durch zu große Mannichfaltigkeit ununterscheidbar wird, noch durch zu viel Auslassungen

dürftig ist. Uebrigens ist der größte Theil unserer Tonstücke in ihren wesentlichsten Theilen vierstimmig gesetzt, was sich schon dadurch zeigt, daß das Bogenquartett jeder größern Orchestermusik zum Grunde liegt.

Vierwaldstättersee (franz. Lac des Waldstetten oder gewöhnlich Lac de Lucerne), der berühmteste und besuchteste Gebirgssee der Schweiz, hat seinen Namen von den vier Waldstätten (Wald- und Bergcantonen) Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern, die ihn umgeben, und deren Hauptstädte an oder nahe demselben liegen. Seine Gestalt ist sehr unregelmäßig, eine Gliederung von sechs oder sieben nach allen Himmelsgegenden ausbuchtenden besondern Seebecken, deren jedes seinen eigenen Charakter hat. Der südlichste Theil, zwischen der Mündung der Reuß und der Muotta gegen Norden gerichtet, heißt der Urnersee. Von diesem aus erstreckt sich gerade gegen Westen der Gersauer- oder Buochsersee. Eine kaum 1/8 M. breite Verengung zwischen zwei Landzungen führt dann nordwärts in ein weiteres Becken, dessen Mitte der Kreuztrichter heißt, und das mit seinen drei Seitenbecken die Gestalt eines lat. Kreuzes hat, indem sich gegen Nordosten der Küßnachtersee, gegen Nordwesten der Luzernersee, gegen Südwesten ein drittes Bassin abzweigt, welches keinen besondern Namen hat, südlich aber durch einen schmalen Eingang mit dem Alpnachersee in Verbindung steht. Die Länge des Sees, d. h. die gebrochene Linie, welche die Reuß von ihrer Einmündung, 1/8 M. von Fluelen, bis zu ihrer Ausmündung durch die Stadt Luzern nimmt, beträgt 5 M., die größte Breite zwischen dem Hintergrunde des Alpnacher- und des Küßnachtersees 2 1/2 M., während die durchschnittliche Breite der einzelnen Becken nirgends 1/2 M. erreicht. Die Größe des Wasserspiegels beträgt 1 7/10 M., die mittlere Meereshöhe desselben 1348 F., die größte Tiefe 1070 F. (im Urnersee 800 F). Der V. nimmt außer der Reuß rechts die Muotta mit dem Abfluß des Lowerzersees, links die Engelberger Aa und die Sarner Aa, außerdem eine Menge kleiner Gebirgswasser auf. Seine einzige Insel ist Altstad (altes Gestade) vor dem Cap Maggenhorn an der Grenze des Luzerner und Küßnachter Beckens. Sein Wasser ist lauter und tiefgrün und überaus reich an Fischen, Lachsen, Forellen, Welsen, Röteln u. s. w. Die Temperatur des Wassers ist in den verschiedenen Becken sehr verschieden. In einer Tiefe von 500—600 F. ist sie 4—5° R., während die Oberfläche im Sommer 16—22° ergibt. Von gänzlichem Zufrieren des Sees in allen Theilen weiß man nichts. Bei Sturm zeigt sich der See als einen der gefährlichsten Bergseen. Wegen des Transports der den St.-Gotthard passirenden Personen und Waaren ist der Verkehr auf dem V. außerordentlich lebendig. Außer zehn Dampfbooten belebt ihn eine Anzahl von Ruder- und Segelschiffen, Bauen genannt. Die Fahrt von Luzern nach Fluelen steigert sich in ihren landschaftlichen Effecten von Ort zu Ort, weil sie dem Gebirge zugeht. In der Gegend von Luzern sind die Ufer niedrig, mit netten Landhäusern und Dörfern und mit zahlreichen Obstbäumen besetzt. Dann folgen, abwechselnd mit schaurigen einsamen Stellen, wo die Felswände senkrecht in den See hinabgehen, liebliche Thäler mit schönen, an die Berghöhen sich lehnenden Flecken und Städtchen. Am großartigsten an Uferscenerien, bei Sturm aber am gefährlichsten ist der 1 3/8 M. lange Urnersee.

Vierzehnheiligen heißt ein sehr besuchter Wallfahrtsort bei dem Weiler Frankenthal im bair. Kreise Oberfranken, 4 M. nordnordöstlich von Bamberg, am östl. Rande des Mainthals auf einer Anhöhe zwischen den Städtchen und Eisenbahnstationen Staffelstein und Lichtenfels, 1/2 M. nordnordöstlich von dem Staffelberge und östlich gegenüber vom Kloster Banz (s. d.) gelegen, mit herrlicher Aussicht auf Banz und den Main. Die zweithürmige Kirche, ursprünglich nach den Visionen eines Schäfers, dem 1446 viermal die vierzehn heiligen Nothhelfer erschienen, 1448 gebaut, wurde durch die Bauern 1525 und im Dreißigjährigen Kriege zerstört, aber 1743—72, dann abermals nach den durch Blitzstrahl 1834 angerichteten starken Beschädigungen, in sehr harmonischen Verhältnissen im Jesuitenstil, neu wiederhergestellt und enthält sehr schöne Frescomalereien vom münchner Maler Palme. — V. heißt auch ein zum sachsen-meining. Amte Camburg gehöriges, aber ganz von sachsen-weimar. Gebiete umschlossenes Dorf, 3/4 M. nordwestlich von Jena und ebenso weit östlich von Kapellendorf. Früher hieß der Ort Lutzendorf, erhielt aber seinen jetzigen Namen von einer zur Feier des beendigten sächs. Bruderkriegs 1465 gestifteten Wallfahrtskapelle. Das Dorf ist denkwürdig geworden durch das Treffen vom 14. Oct. 1806, in welchem Napoleon die Preußen unter dem Fürsten von Hohenlohe schlug, und welches hauptsächlich die Schlacht bei Jena (s. d.) entschied.

Vieusseux (Giovanni Pietro), ein hochverdienter ital. Buchhändler und Literat, stammte aus einer genfer Familie und wurde 29. Sept. 1779 zu Oneglia, wo sein Vater ein Handelshaus begründet hatte, geboren. Nachdem er während der Jahre von 1803—19 im Interesse

des väterlichen Geschäfts den größten Theil Europas und den Orient bereist hatte, ließ er sich in Florenz nieder, wo er 1820 ein großartiges, noch jetzt in Blüte stehendes Lesecabinet errichtete und 1821 die «Antologia italiana» begründete. Diese Zeitschrift erwarb sich alsbald den Ruf des besten kritischen Journals in Italien, wurde aber 1832 von der Regierung unterdrückt. Seit 1827 erschien unter seiner Aufsicht auch das gehaltreiche «Giornale agrario toscano», welches von der Accademia dei Georgofili herausgegeben und erst 1865 abgeschlossen ward. Das verdienstlichste Unternehmen V.' war jedoch die Herausgabe des «Archivio storico italiano» (seit 1844), einer Sammlung ungedruckter Quellenschriften und Urkunden zur Ergänzung der Werke Muratori's und anderer, mit historisch-kritischen Abhandlungen und Uebersichten über die wichtigern Erscheinungen der geschichtlichen Literatur. Die namhaften Geschichtsforscher Italiens, wie Capponi, Bonaini, Tommaseo, Capei, Sagredo, Cantu, Galvani, Palermo, Polidori u. a., zählen zu den Mitarbeitern und Förderern dieses bedeutenden und auch außerhalb Italiens hochgeschätzten Werks. V. starb 28. April 1863. Sein Haus in Florenz bildete einen Mittelpunkt für ital. wie ausländische Gelehrte, Literaten und Künstler. Ein Jahr nach seinem Tode wurde ihm von der Stadt Florenz ein schönes Monument errichtet. V.' Geschäft vererbte auf dessen beide Neffen Paolino und Eugenio V. Seit dem Austritte des erstern (23. März 1867) befindet sich dasselbe im alleinigen Besitz von Eugenio. Eine Biographie und Würdigung V.' hat Tommaseo (Flor. 1864) veröffentlicht.

Vieuxtemps (Henri), ausgezeichneter Violinvirtuos, geb. zu Verviers in Belgien 20. Febr. 1820, erhielt frühzeitig von seinem Vater den ersten Geigenunterricht, dann von einem gewissen Lecloux. Bereits im Alter von acht Jahren konnte er mit seinem Lehrer eine Kunstreise durch Belgien unternehmen. Hierbei erregte er zu Brüssel das Interesse Beriot's in solchem Grade, daß dieser seine weitere Ausbildung übernahm und mit Ernst und Eifer durchführte. V. kam mit Beriot 1830 nach Paris und erregte daselbst durch seine Fertigkeit großes Aufsehen. Seine Kunstreisen in größerm Maßstabe begannen aber erst 1833 mit dem Besuche Deutschlands. Er nahm seinen Aufenthalt in Wien, wo er unter Simon Sechter's Leitung Tonsatzstudien machte, die er 1835 bei Reicha in Paris vervollständigte. Im Verlaufe der Jahre durchzog er einen großen Theil von Europa, war auch zweimal, 1844 und 1857, in Amerika. In den J. 1846—52 hatte er eine feste Stellung in Petersburg als Kammervirtuos und erster Soloviolonist des kaiserl. Orchesters. Nach der Rückkehr von seiner zweiten amerik. Reise lebte V. zuvörderst einige Jahre ziemlich zurückgezogen auf einem Anwesen in der Nähe von Frankfurt a. M. Dann machte er wieder Kunstreisen und wählte später Paris als Wohnsitz. V.' Spiel ist durch breiten, gesangreichen Ton, Adel des Vortrags und glänzende Technik höchst ausgezeichnet. Seine Compositionen, Concerte, Phantasien, Variationen, Capricen, Salon- und Charakterstücke u. s. w., gehören zu dem Besten, was in neuerer Zeit für die Geige componirt worden.

Vieweg (Hans Friedr.), namhafter deutscher Buchhändler, geb. 11. März 1761 zu Halle, besuchte erst die Lateinische Schule des Waisenhauses, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, und kam, da die von den Aeltern gewünschte theol. Laufbahn seiner Neigung nicht entsprach, in seinem 17. J. als Lehrling in ein Handelshaus nach Magdeburg. Doch kehrte er bald nach Halle zurück, wo ihn seine Bekanntschaft mit F. Nicolai zu dem Entschlusse führte, Buchhändler zu werden. Seine Lehrzeit verbrachte er zu Halle und Berlin in den Buchhandlungen des Waisenhauses und ging dann als Gehülfe der Bohn'schen Buchhandlung nach Hamburg, wo seine Freundschaft mit dem Buchhändler Hoffmann und der Familie J. H. Campe's (s. d.) für seine weitere Ausbildung von Einfluß war. 1784 von dem kränklichen Buchhändler Mylius nach Berlin berufen, vertraute ihm dieser die Führung seines ganzen Geschäfts an und bestimmte ihn bei seinem bald darauf erfolgten Tode testamentarisch zum Verweser und Disponenten. Nachdem sich V. dieser Aufgabe in ehrenvollster Weise entledigt, begründete er Anfang 1786 mit seinen Ersparnissen und dem ihm nach dem Tode seiner Aeltern 1785 zutheil gewordenen Erbe zu Berlin ein eigenes Etablissement. Zu seinen ersten Verlagsartikeln gehörten die Schriften K. F. Bahrdt's, zu welchen unter anderm bald die «Merkwürdige Lebensgeschichte» des Freiherrn von der Trenck kam. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Campe, der inzwischen nach Braunschweig berufen worden war, gaben Veranlassung zu manchen Unternehmungen und führten 27. Oct. 1795 seine Verheirathung mit Campe's einziger Tochter Charlotte (gest. 22. Juli 1834) herbei. V. trat allmählich mit allen für die deutsche Literatur jener Zeit bedeutenden Männern in Verkehr; Herder, Wieland, Goethe gehörten zu seinen persönlichen Freunden. Goethe zahlte er aus freien Stücken für «Hermann und Dorothea» ein Honorar von 1000 Dukaten. Als Geschäftsmann von unermüdlicher Thätigkeit, großer Umsicht und Ehrenhaftigkeit,

erhielt V. vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der den Plan gefaßt hatte, durch Begründung einer Buchhändlermesse und Buchhändlerbörse seine Residenz zum Centralpunkte des literarischen Verkehrs in Deutschland zu erheben, die vertrauliche Aufforderung, Vorschläge für die Ausführung dieses Planes einzureichen. Er that dies im J. 1801 und ließ sich auf den Wunsch des Herzogs bald darauf in Braunschweig nieder, wo er zu seiner eigenen Buchhandlung und Druckerei noch die bis dahin von seinem Schwiegervater Campe geführte «Schulbuchhandlung» (gegründet 1778) übernahm. Der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen (1806) sowie die tödliche Verwundung des Herzogs in der Schlacht bei Jena vernichteten jedoch alle die großen Entwürfe, die V. nach Braunschweig geführt hatten. Seine entschieden deutsche Gesinnung setzte ihn auch manchen Verfolgungen der franz. Machthaber aus. Während der dem Buchhandel ungünstigen Zeit von 1807—13 wendete sich seine ganze Thätigkeit mit Erfolg auf Erweiterung und Verbesserung seiner Buchdruckerei, der er auch eine Schriftgießerei und Spielkartenfabrik beifügte. Ihm gebührt das große Verdienst, mit zuerst in Deutschland seinen Druckwerken ein eleganteres und geschmackvolleres Aeußeres verliehen zu haben. Lebhafte Theilnahme an der durch das westfäl. Regiment zuerst gebildeten freiern Communalverwaltung zogen ihm in der Uebergangsperiode zur alten rechtmäßigen Regierung mancherlei Unbilden zu, aus denen er jedoch bei seiner edeln und festen Persönlichkeit siegreich hervorging. 1825 trat V.'s ältester Sohn, Eduard V., geb. 15. Juli 1797, der den Buchhandel im väterlichen Hause und bei Hoffmann und Campe in Hamburg erlernt hatte, als Associé in das Geschäft ein, das von nun an die Firma «Friedrich Vieweg und Sohn» erhielt. Die Sortimentsbuchhandlung wurde gemeinschaftlich unter der Firma «Schulbuchhandlung» weiter geführt. Seit 1826 fortwährend leidend, starb V. 26. Dec. 1835. Bereits Neujahr 1834 hatte er das Geschäft seinem Sohne Eduard ganz übergeben, der es unter der bisherigen Firma fortsetzte. Unter dessen Leitung vergrößerten sich allmählich sämmtliche Geschäftszweige noch beträchtlich. Gegen das J. 1840 nahm der V.'sche Verlag die Richtung auf die Naturwissenschaften an, welche auf die Entwickelung dieser Wissenschaften in Deutschland nicht ohne bedeutenden Einfluß gewesen ist. So gehören zu der großen Anzahl naturwissenschaftlicher Verlagsartikel Werke von Bischoff, Clausius, Ecker, Frerichs, Fresenius, Gorup, Grisebach, Helmholtz, Henle, Knapp, Kolbe, Kopp, Liebig, Mohr, Müller, Otto, Rose, Scheerer, Schoedler, Siebold, Stöckhardt, Strecker, Valentin, Vogt, Weisbach u. s. w. Das «Handwörterbuch der Chemie», herausgegeben von Liebig, und das «Handwörterbuch der Physiologie», herausgegeben von Wagner, gehören zu den bedeutendsten derartigen Unternehmungen. Doch blieben auch andere wichtige Literaturzweige nicht ausgeschlossen, wie die philol. Werke Ingerslev's, Madvig's, Pape's, Zumpt's, Hettner's «Literaturgeschichte des 18. Jahrh.», die 1867 in den V.'schen Verlag übergegangene Zeitschrift «Der Globus» sowie zahlreiche belletristische Schriften u. s. w. bekunden. Außer der Verlagsbuchhandlung und der Sortimentshandlung umfassen die V.'schen Etablissements eine Buchdruckerei, eine Schriftgießerei, eine Stereotypengießerei, ein xylographisches und galvanoplastisches Atelier und eine Spielkartenfabrik. Auch besteht unter der Firma «Gebrüder Vieweg» eine Maschinenpapierfabrik in Wendhausen bei Braunschweig. Eduard V. betheiligte sich auch lebhaft und erfolgreich an den öffentlichen Angelegenheiten, als städtischer und ständischer Vertreter, als Mitglied des Erfurter Parlaments, als Mitbegründer der Braunschweigischen Bank u. s. w. Seit dem 1. Jan. 1867 ist Eduard V.'s Sohn, Heinrich V. (geb. 1826), als Associé in die beiden Firmen «Friedrich Vieweg und Sohn» und «Gebrüder Vieweg» eingetreten und hat die Leitung derselben übernommen, da Eduard V.'s leidender Gesundheitszustand denselben an der fernern Theilnahme an den Geschäften hinderte.

Vigerus (Franciscus), verdienter franz. Gelehrter, geb. 1591 zu Rouen, daher er sich Rotomagensis nannte, trat frühzeitig in den Jesuitenorden und lehrte dann die Beredsamkeit und alte Literatur zu Paris, wo er 15. Dec. 1647 starb. Seinen Ruf bei der Nachwelt verdankt er dem Buche «De praecipuis Graecae dictionis idiotismis», das seit seinem ersten Erscheinen (Par. 1627) durch die Bearbeitung von Hoogeveen und Zeune, besonders aber von G. Hermann (Lpz. 1802; 4. Aufl. 1834) einen so reichen Schatz von trefflichen Bemerkungen und Abhandlungen erhalten hat, daß dasselbe in dieser neuen Gestalt noch immer als ein vorzügliches Hülfsmittel für das Studium der griech. Grammatik betrachtet werden muß. Außerdem besorgte V. eine Ausgabe der «Praeparatio evangelica» des Eusebius mit lat. Uebersetzung (Par. 1628).

Vigevano, eine Stadt in der sardin. Provinz Pavia, rechts am Tessino, früher Hauptort einer gleichnamigen Provinz, ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein jetzt in eine Cavaleriekaserne verwandeltes Schloß und zählt 13831 E., welche Hut-, Seifen- und Maccaroni-

fabriken, besonders aber bedeutende Seidenmanufacturen unterhalten und Handel mit Seidenwürmern und Seidenzeugen treiben. V. ist der Geburtsort des letzten Herzogs von Mailand, Franz Sforza II. In der Nähe liegt die Villa Sforzesca, ein ehemaliges Dominicanerkloster.

Vigilien. Bei den Römern war, wenn sie im Felde standen, die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in vier V. oder Nachtwachen abgetheilt, deren jede aus drei Stunden bestand, welche nach Beschaffenheit der Jahreszeit länger oder kürzer waren. — In der kath. Kirche heißt **Vigilie** (franz. veille) der Tag vor den großen Kirchenfesten, auch vor dem Festtage eines Apostels und Heiligen. Die Benennung entstand, weil man in der Urkirche vor einem solchen Festtage einen Theil der Nacht mit Wachen und Beten zubrachte, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten. Insbesondere noch bezeichnet man in der kath. Kirche mit Vigilie den Gottesdienst am Abend vor dem Tage Allerseelen, bei welchem gewisse Psalmen in der Kirche gesungen werden. Auch werden solche V. zuweilen am Tage vor einem feierlichen Todten- oder Seelenamte gehalten.

Vignetten nennt man kleine Verzierungen, Gruppen, Ansichten u. s. w., die man auf Rändern, Titeln oder Anfangsseiten einzelner Abschnitte in den Büchern anbringt, gleichviel durch welche Kunst sie hervorgebracht werden, ob durch Kupferstich, Holzschnitt oder Lithographie. Johannes Veldener oder Valdener, welcher von 1476 an in Löwen, Utrecht und Cuilenborch in Geldern druckte, war der erste Buchdrucker, der sie in seinem «Fasciculus temporum» anwendete. Da diese Verzierungen, vorzüglich am Rande, zuerst aus Weinranken bestanden, so nannte man sie in Frankreich Vignettes und behielt dann auch in Deutschland diese Benennung für kleinere Verzierungen aller Art in Werken der Typographie bei.

Vignöla (Giacomo Barozzio), ital. Baumeister, geb. 1507 zu Vignola im Modenesischen, arbeitete anfangs in Bologna, Piacenza, Assisi und Perugia, bis er unter Papst Julius II. als päpstl. Architekt nach Rom berufen wurde. Hier baute er die Kirche del Gésu, die nach seinem Tode Giacomo della Porta beendete, und für den Cardinal Farnese das Schloß Caprarola in der Nähe von Rom. Nach Michel Angelo's Tode wurde er 1564 Architekt der Peterskirche. Er starb in Rom 1573. Durch V. wurden die antiken Formen auf feste Regeln gebracht. Von seinen Schriften (gesammelt von Le Bas und Debret, Par. 1815) sind zu erwähnen die «Regole delle cinque ordine d'architettura» (Rom 1563) und «Regole della perspettiva prattica» (Rom 1583).

Vigny (Alfred Victor, Graf von), franz. Dichter, geb. 27. März 1799 auf dem Schlosse Loches an der Touraine, wählte den Militärstand, widmete aber seine Freistunden literarischen Studien. Er fand endlich am Soldatenleben so wenig Behagen, daß er den Entschluß faßte, als Kapitän den Abschied zu nehmen (1828) und sich zu Paris ganz der Poesie hinzugeben. Bereits 1822 veröffentlichte er unter dem Titel «Poëmes» die Gedichte «Héléna», «La fille de Jephté», «La femme adultère» u. s. w., denen sich dann 1824—26 seine Poëmes antiques et modernes: «Eloa», «Dolorida», «Le déluge», «Moïse», anschlossen. Diese bewundernswürdigen Poesien, durchweg von biblischem Geist beseelt und hinsichtlich der Form wie des Inhalts gleich vortrefflich, wurden damals kaum beachtet. Um aus der Dunkelheit herauszugelangen, mußte der Dichter, trotz seines instinctmäßigen Widerwillens, sich der Prosa zuwenden. Er veröffentlichte demnach 1826 den histor. Roman «Cinq Mars». Dieses Werk steht von allen derartigen Producten der franz. Literatur dem Walter Scott am nächsten und wurde sehr bemerkt und seitdem vielfach aufgelegt. So erfuhr V. die seltsame und für ihn sehr bittere Täuschung, durch eine von ihm mit Unrecht als untergeordnet betrachtete Literaturgattung berühmt zu werden. Die innere Wunde war in der That tief genug, um auf seine übrige Lebenszeit Einfluß zu üben und auf seine ästhetische Richtung zurückzuwirken. In den von 1830—35 herausgegebenen Werken «Stello ou les Diables bleus» und «Servitude et grandeur militaires» herrscht eine weiche, zurückhaltende, etwas trotzig-wehmüthige Stimmung, ein Geist der Enttäuschung und Entsagung, vorzüglich eine beständige Tendenz, die modernen gesellschaftlichen Zustände als nothwendige Hindernisse für das Aufkommen des Dichters anzusehen. Um diesen vorherrschenden Gedanken auszusprechen und zu verkörpern, schrieb er auch sein Drama «Chatterton», ein wahres Meisterstück, das 1835 auf dem Théâtre-Français aufgeführt wurde. Das Stück hatte ungemeinen Erfolg und verschaffte dem Namen des Verfassers eine momentane Popularität. Doch fand V. in dem Beifall der Menge nicht, was die meisten Schriftsteller darin suchen, einen Sporn und Stachel. Er zog sich mehr und mehr von dem Treiben und Ringen des Tages zurück, hörte indessen nicht ganz zu arbeiten auf und ließ von Zeit zu Zeit in die «Revue des Deux Mondes» Gedichte, Poëmes philosophiques,

einrücken. 1845 wurde er als Mitglied der Französischen Akademie aufgenommen, bei welcher Gelegenheit seine bemerkenswerthe Antrittsrede und die ziemlich unhöfliche Antwort des Grafen Molé viel Aufsehen erregte. Seitdem veröffentlichte er nur noch die «Consultations du docteur noir» (1856). Er starb zu Paris 18. Sept. 1863. Als nachgelassenes Werk von ihm sind «Les destinées, poésies philosophiques» (1864) erschienen. Seine «Oeuvres complètes» kamen in 8 Bänden (Par. 1863—66) heraus.

Vigo, eine Seestadt in der span. Provinz Pontevedra in Galizien, am südl. Ufer der tief in das Land vordringenden Bai von Vigo, in gebirgiger Umgebung malerisch und sehr gesund gelegen, ist von Mauern mit Bastionen umgeben, hat enge und krumme Straßen, einen ziemlich geräumigen Constitutionsplatz, ein neues Theater, drei Kirchen, zwei Klostergebäude und zählt jetzt 8000 E. Der eigentliche Hafen zeigt sich nur für Schiffe von 20—30 Tonnen Tragfähigkeit zugänglich, vortrefflich ist dagegen die durch ein Fort gedeckte Rhede. V. ist Stationsplatz aller engl. und der franz. St.-Nazaire-Dampfer und hat große Quarantäneanstalten und Lazarethe. Jährlich laufen über 1000 Schiffe ein und aus. Die Einfuhr beträgt gegen 20 Mill., die Ausfuhr 7 Mill. Realen. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung sind, neben Acker-, Wein- und Gartenbau, Fischfang, Einsetzung von Fischen, namentlich von Sardinen, Handel damit sowie mit Wein und Vieh. Am 23. Oct. 1702 vernichteten die Engländer und Holländer bei V. die span. Silberflotte, und 1719 eroberten dieselben die Stadt.

Világos, ein Marktflecken, früher eine Stadt in dem ungar. Comitat Arad, $3^1/_2$ M. nordöstlich von der Stadt Arad, am Fuß eines hohen Bergs, auf welchem noch die Ruinen des berühmten Schlosses Világosvár zu sehen sind, hat zwei Schlösser, eine griech.-oriental. Kirche mit einem Protopopen und zählt 5907 E., die guten Wein bauen. Geschichtlich ist V. besonders dadurch merkwürdig geworden, daß hier 13. Aug. 1849 der ungar. Insurgentengeneral Görgei (s. d.) mit seiner Armee vor den Russen die Waffen streckte, wodurch das Ende des ungar. Bürgerkriegs beschleunigt wurde.

Villa hieß bei den Römern ein Haus auf dem Lande; die dazugehörige Flur wurde im allgemeinen ager genannt. Auf den Gütern der reichen Römer, die, wenn sie in der Nähe Roms, z. B. bei Tibur, Tusculum, lagen, suburbana genannt wurden, hieß das nach städtischer Art gebaute Herrenhaus villa urbana. In seiner Bauart und Ausschmückung und in den Spielplätzen, Kunstgärten und parkartigen Anlagen, die es umgaben, zeigte sich in den spätern Zeiten, wo der Luxus stieg, eine verschwenderische, großartige Pracht. Die oft sehr zahlreichen Wirthschaftsgebäude, wo auch der villicus (der Verwalter oder Meier) mit den ihm zur Bewirthschaftung untergebenen Sklaven (der familia) wohnte, und denen zunächst sich die Vogelhöfe, Gemüse-, Obst- und Weingärten befanden, begriff man unter dem Namen der villa rustica, oder man unterschied davon noch besonders die Vorrathsgebäude als villa fructuaria. Auch ein zu Rom gehöriges Gebäude an dem südl. Ende des Marsfeldes, namentlich bestimmt, den Magistraten bei Abhaltung des Census und der Truppenaushebung zu dienen, aber auch fremde Gesandte aufzunehmen, führte den Namen villa publica, d. h. Villa des Staats. — In der Zeit der Karolinger hießen Villae regiae die königl. Meiereien oder Domänen, auf denen häufig die Könige ihren Aufenthalt nahmen. Weil daselbst wegen des zahlreichen Hofstaats ansehnliche Gebäude nothwendig wurden, so mag davon in Frankreich und der Pyrenäischen Halbinsel die Benennung Ville (span. und portug. villa) auf die eigentlichen Städte übergegangen sein. — Die Italiener haben Namen und Sache beibehalten. In allen Gegenden Italiens, besonders in der Nähe großer Städte, gibt es Villen, wo die städtischen Besitzer derselben sich während der schönen Jahreszeit aufhalten. Neben dem Wohnhause und Garten des Besitzers steht das Haus, wo der Pachter, der den Acker und Weinberg besorgt, mit seiner Familie wohnt. In der Nähe von Rom sind, besonders wegen ihres Reichthums an Kunstschätzen, berühmt die Villen Albani, Farnese, Ludovisi, Madama, Massimi, Medici, Miollis (sonst Aldobrandini), Pamfili-Doria und Spada.

Villa, mit einem unterscheidenden Zusatze, heißen in Italien mehrere Städte und Flecken, in Spanien und Portugal sowie in deren noch vorhandenen und frühern Colonien, namentlich in Amerika, Städte dritten Rangs, während Hauptstädte capitales, portug. capitaes (nur Lissabon und Oporto), und Städte zweiter Klasse ciudades (portug. cidades) genannt werden. Letztere genossen früher größere Vorrechte als die V., sind auch gewöhnlich größer und volkreicher als diese, doch nicht immer. Mit Flecken darf V. nicht übersetzt werden. Unsern Flecken oder Landstädtchen entsprechen in Spanien vielmehr die Lugares con termino deslindado (geschlossene Gemeinden), in Portugal die Aldeas com parochia; denn diese sind sämmtlich städtisch

gebaut und haben einen Marktplatz, der seit Einführung der constitutionellen Verfassung den Namen Constitutionsplatz führt. Dörfer in unserm Sinne gibt es in Spanien und Portugal gar nicht, wol aber V. mit wenigen hundert Einwohnern. Die bemerkenswerthesten V. sind: V.-Bella oder jetzt Cidade de Matto-Grosso, in der brasilian. Provinz Matto-Grosso am Guapore gelegen, bis 1835 Hauptstadt der Provinz (welche seitdem Cuyabá ist), hat nur noch 1000, früher 6000, ja sogar 20000 E. — V.-Boa oder Cidade de Goyaz, Hauptstadt der brasilian. Provinz Goyaz (s. d.). — V.-Real, die Hauptstadt des weinreichen Districts ($77^3/_4$ Q.-M. mit 221851 E. im J. 1863) in der portug. Provinz Tras-os-Montes, malerisch gelegen, gut gebaut und große Weinniederlagen enthaltend, mit 5097 E., die Wein-, Oliven- und Orangenbau treiben. Der Ort ist bekannt durch die Insurrection der Miguelisten unter Graf Amarante (Chaves) 23. Febr. 1823 und den Sieg des Generals Cazal über die Insurgenten 28. Oct. 1846. — V.-Real de Santo-Antonio in der portug. Provinz Algarbien, an der Mündung der Guadiana, mit 3115 E., von dem Minister Pombal, um den Handel der gegenüberliegenden span. Stadt Ayamonte zu vernichten, 1774 in der Nähe des damals überaus wichtigen Fischerorts Montegordo angelegt, ganz regelmäßig und schön gebaut und bekannt durch die Landung Dom Pedro's unter Napier 23. Jan. 1833. — V.-Rica, jetzt wie in frühern Zeiten Ouro-Preto genannt, die Hauptstadt der brasilian. Provinz Minas-Geraes, in der Nähe des 5700 F. hohen Itacolumi der Serra von V.-Rica gelegen, ist theils auf der Spitze, theils am Abhange eines Bergs erbaut und wird von dem Ribeirao do Carmo durchflossen. Die Stadt ist berühmt wegen der Menge Goldes, welche die 1696 entdeckten Minen und jener Fluß geliefert haben, und zählte früher 30000 E., deren Zahl seit der Abnahme des Goldertrags auf den fünften Theil herabgesunken. Es besteht eine Goldschmelze und eine Münze, und der Ort treibt lebhaften Handel, besonders mit dem 45 M. im Süden gelegenen Rio-de-Janeiro. — V.-Rica del Espiritu-Santo, im Innern des südamerik. Freistaats Paraguay, Hauptort des Departements V.-Rica und zweite Stadt der Republik, in einer Gegend, wo der meiste und beste Tabacк gewonnen wird, ist Hauptsitz des Handels mit diesem Producte und zählt 20—25000 E. — V.-Viciosa, ein sehr kleiner Ort in der span. Provinz Guadalaxara, $^1/_2$ St. südlich von Brihuega, nahe dem Flusse Tajuña, in einem schönen Thale, ist berühmt durch den Sieg der Franzosen unter Vendôme und Noailles über die Verbündeten unter Starhemberg 10. Dec. 1710, nachdem tags zuvor die Engländer unter Stanhope bei Brihuega gefangen genommen waren. — V.-Viciosa de Odon, in der span. Provinz und 3 St. westlich von Madrid, mit einem interessanten, ehemals den Grafen von Chinchon gehörigen Schlosse und Franciscanerkloster, zählt 1350 E., die starken Obsthandel treiben. In dem Schlosse, bekannt durch die Haft des Friedensfürsten 1808 und den Tod Ferdinand's VII. 1833, befindet sich seit 1846 die königl. Forstschule. — V.-Viçosa, ein wohlgebauter Ort im District Evora der portug. Provinz Alentejo, mit einem alten Castell, einem Palaste, der ehemaligen Residenz der Herzoge von Braganza, nebst großem Garten und mit 3742 E. In der Nähe liegen bedeutende Marmorbrüche, ein großer Thiergarten und ein Jagdschloß. Zwischen diesem Orte und dem Kloster Montes-Claros siegten die Portugiesen unter Schomberg 17. Juni 1665 über die Spanier. Auch brach in dieser V. die Insurrection vom 20. Juni 1808 aus.

Villach, Stadt im österr. Herzogthum Kärnten, am rechten Ufer der Drau, unweit der Einmündung der Gail in reizender Gegend gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Hauptzoll-, Bau- und Telegraphenamts und zählt gegen 4000 E. (3663 im J. 1857). Unter den Bauwerken ist die alte goth. Pfarrkirche mit Marmorkanzel, schönen Grabmälern und alten Kirchenstühlen bemerkenswerth. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu V. eine Hauptschule und eine Realschule. Die Fabrikindustrie erstreckt sich auf Glätte, Mennige, Bleiweiß, Bleibleche und Bleiröhren, Schrot; auch befinden sich daselbst Hauptniederlagen von Blei, Eisen, Stahl u. s. w. Der Handel mit diesen berg- und hüttenmännischen Producten, dann ein beträchtlicher Holzhandel sowie die Spedition nach den Nachbarprovinzen und Italien bilden die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner. In der Umgegend befinden sich mehrere Eisenhämmer, Walzwerke, Mühlen, eine Papierfabrik, viele Sägewerke, Cement- und Zinkgraufabriken, Marmorbrüche und ein Warmbad (beständig von 23° R.), das ziemlich stark besucht wird. Seit 1864 ist V. Endpunkt der Kärtner Eisenbahn, deren Weiterbau nach Tirol 1868 in Angriff genommen war. Auch die Kronprinz-Rudolfsbahn sollte noch im Laufe desselben Jahres dem Verkehr übergeben werden. Die Bahnlinien V.-Görz-Triest, V.-Pontafel-Udine und V.-Weißenfels-Laibach waren um diese Zeit projectirt. V. war schon den Römern unter dem Namen Villa ad aquas bekannt. Urkundlich wird es 878 zuerst erwähnt. Unter der Herrschaft

der salzburger Bischöfe, zu deren Sprengel es 1007—1759 gehörte, war V. der wichtigste Handelsplatz Kärntens und ein Knotenpunkt für den Verkehr, besonders zwischen Deutschland und Venedig. 1492 siegten daselbst die Deutschen unter Khevenhüller über die Türken unter Ali-Pascha, und 21. Aug. 1813 fand bei V. ein Gefecht zwischen Frimont und dem Vicekönige von Italien statt. Infolge der Abtretung Venetiens an Italien (1866) ist V. gewissermaßen zu einer Grenzstadt mit strategischer und commerzieller Bedeutung geworden. Bis 1849 war es die Hauptstadt des **Kreises V.** im Laibacher Gubernium des Königreichs Illyrien, der auf etwa 100 Q.-M. 130000 E. zählte. Hierauf wurde es der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, die 1857 auf 17,29 Q.-M. 39821 E. besaß. Etwa 3 M. im Westen von V., am Fuße des Dobratsch, liegt der berühmte Bergort **Bleiberg**, mit 5000 E., wo seit Jahrhunderten das anerkannt reinste und weichste Blei (seit 1850 durchschnittlich 41000 Ctr. das Jahr) gewonnen wird. Es vertheilt sich die Production auf sechs große Werkscomplexe und viele kleine Grubenantheile. Auch findet sich daselbst Galmei und Zinkblende in großer Reichhaltigkeit.

Villafranca (d. h. Freistadt), eine Stadt in der ital. Provinz Verona, am Flüßchen Tartaro und an der Eisenbahn (Verona-Mantua), $2^1/_2$ M. südwestlich von Verona, hat eine auf einer Anhöhe gelegene, von Wasser umgebene und von Ringmauern umschlossene verfallene Villa, die als ein Riesenwerk ital. Vorzeit bemerkenswerth ist, und zählt 7147 E., deren Hauptnahrungszweig in Seidencultur besteht. Bekannt wurde der Ort in neuerer Zeit durch die nach der Schlacht bei Solferino hier erfolgte Zusammenkunft der beiden Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. und den 11. Juli 1859 von beiden Monarchen abgeschlossenen Präliminarfrieden (**Frieden von V.**), infolge dessen der größte Theil der Lombardei an Sardinien abgetreten ward. Die Umgegend von V. war ein Hauptschauplatz des Kriegs von 1848 und 1866. Am 23. Juli 1848 erstürmte Radetzky siegreich die von den Piemontesen besetzten Höhen der Dörfer Sona und Somma-Campagna, und 25. Juli schlug derselbe bei dem nahen Dorfe Custozza (s. d.) den König Karl Albert. Bei demselben Dorfe Custozza schlug auch der Erzherzog Albrecht die ital. Armee 24. Juni 1866. Auch die Umgebung des 2 St. westlich, am Mincio gelegenen Fleckens **Valeggio**, dessen 5091 E. ebenfalls Seidencultur betreiben, ist durch mehrere Schlachten denkwürdig geworden, welche sich hier am Mincio die Franzosen und Oesterreicher 1796, 1800 und 1814 geliefert haben. — V., franz. **Villefranche-sur-Mer**, ist eine kleine, durch das Fort Montalbano gedeckte Hafenstadt in dem franz. Depart. Seealpen, die nur $^1/_4$ M. nordöstlich von der Stadt Nizza amphitheatralisch am Fuße eines Bergs und am Mittelmeere liegt. Dieselbe hat außer dem Hafen eine vortreffliche Rhede, überaus mildes Klima und zählt 2911 E. (1861). Der Ort besitzt Schiffszimmerplätze und ein Arsenal und treibt gewinnreichen Thunfischfang sowie auch Austernzucht. V. wurde von Karl II., König von Neapel und Grafen von Provence, gegründet. Während der Waffenstillstandsunterhandlungen zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich im Juni 1538 hielt sich letzterer in V. auf. 1690, 1744 und 29. Sept. 1792 eroberten es die Franzosen. — Außerdem gibt es im übrigen Italien mehrere, in Spanien 12, auch in Portugal, Brasilien und auf den Azoren Städte und Flecken, die V., und in Frankreich 16 Städte und andere Ortschaften, die **Villefranche** heißen. Unter letztern sind die bedeutendsten **Villefranche de Rouergue**, Hauptort eines Arrondissements des Depart. Aveyron, mit 10171 E. (1861), und **Villefranche-sur-Saône**, im Depart. Rhône, mit 12469 E. (1866).

Villāni (Giovanni), ein berühmter ital. Geschichtschreiber, aus Florenz, befand sich 1300 zu dem Jubiläum in Rom, wo er den Entschluß faßte, durch ein den Alten nacheiferndes Werk etwas zur Ehre seiner Vaterstadt beizutragen. Er begann sofort die Abfassung einer Chronik von Florenz, die zugleich eine Weltchronik wurde. Nachdem er das Werk bis 1348 fortgeführt, starb er an der Pest. V., der, wie viele seiner Landsleute, dem Handelsstande angehörte, hatte sich in verschiedenen bürgerlichen Aemtern um sein Vaterland verdient gemacht. Seine Chronik, das erste umfassende Werk dieser Gattung in der Vulgärsprache, nach Malispini's und Dino Compagni's kürzern Geschichten, ist ungemein schätzbar und verdient vollen Glauben, wo der Verfasser, der sich durchaus aufrichtig und wahrheitsliebend zeigt, als Augenzeuge spricht. Das guelfische Princip, welchem V. mit den meisten Florentinern anhängt, gibt der Erzählung wie dem Urtheil allerdings eine bestimmte Färbung, die man beachten muß. Die Form ist einfach und kunstlos und durch Kraft und Naivetät anziehend; die Sprache ein schönes Muster des Trecento. — **Matteo V.**, des vorigen Bruder, fügte der Chronik ein 13. Buch hinzu, das bis 1364 reicht, in welchem Jahre auch er an der Pest starb. Da Matteo nur Begebenheiten erzählt, die er selbst erlebt, und wie sein Bruder wahrheitsliebend erscheint, so ist seine Ar-

heit ebenfalls eine der vornehmsten Quellen unserer histor. Kenntniß vom 16. Jahrh. Seine Schreibart ist zwar weniger musterhaft, doch nicht ohne jene alterthümliche Anmuth, die aus der Kunstlosigkeit von selbst hervorgeht. — Filippo V., des vorigen Sohn, Rechtsgelehrter und Richter, schrieb in lat. Sprache «De origine civitatis Florentinae et ejusdem civibus». Der erste Theil des Werks enthält fast nichts als Fabeln und ist nie gedruckt worden; den zweiten Theil, «Liber de civitatis Florentiae famosis civibus», hat G. C. Galletti (Flor. 1847) lateinisch, Mazzuchelli (1747) in einer alten ital. Uebersetzung herausgegeben. Dieses Werk war gewissermaßen der erste Versuch einer vaterländischen Literaturgeschichte, da die Männer, deren Leben er beschrieb, meist durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind. Er wußte mit wenigen Zügen seine Personen oft trefflich zu schildern; sein Stil ist lebhaft und kräftig, zuweilen jedoch zu abgebrochen. — Originalausgaben der V.'schen Chronik sind die Giuntini'schen Drucke von 1562—87; die Muratori'sche in den «Scriptores rerum Italicarum» ist ungenügend; am correctesten dagegen die von Moutier besorgte (14 Bde., Flor. 1823—26), welche auch die Mazzuchelli'sche Ausgabe der «Vite d'uomini illustri fiorentini» enthält. Ihr schließt sich an die Ausgabe von Gherardi-Dragomanni (Flor. 1844). Noch ist aber für die Textcorrectur manches zu thun.

Villanueva (Joaquin Lorenzo), einer der ausgezeichnetsten Patrioten und Gelehrten des neuern Spanien, geb. um 1757 zu Jativa in der Provinz Valencia, war Hofprediger und erster Beichtvater der königl. Hofkapelle, als 1808 die Revolution ausbrach, für die er sich sogleich entschied. Von seiner Provinz wurde er zum Deputirten für die außerordentlichen Cortes von 1810 und zum Suppleanten für die von 1813 gewählt. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr 1814 in das Kloster von Salceda eingesperrt, kam er erst 1820 wieder in Freiheit. Abermals zum Deputirten gewählt, vertheidigte er muthig die Freiheiten des Volks. Auch wurde er von der damaligen Regierung, freilich vergeblich, nach Rom gesendet, um mit dem Papste über die Rechte der span. Kirche zu verhandeln. Nach der Restauration von 1823 wählte er Irland zum Zufluchtsorte. Auch in der Verbannung, in tiefer Armuth und in hohem Alter fuhr er fort, für die bürgerliche und kirchliche Freiheit seines Vaterlandes zu kämpfen. Er starb zu Dublin 26. März 1837. Sein vielbewegtes Leben hat er selbst in der «Vida literaria de Joaquin Lorenzo V.» (2 Bde., Lond. 1825) beschrieben, welches Werk nicht nur durch die Persönlichkeit des Verfassers, die meisterhafte Darstellung und den alle seine span. Schriften auszeichnenden classischen Stil, sondern auch als ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte Spaniens merkwürdig ist. Seine zahlreichen Werke zeugen von ebenso vielseitiger als gründlicher Bildung und von ausgezeichnetem Talente; er war gleich ausgezeichnet als Theolog, Philolog, Antiquar, Stilist und Dichter. Durch seine Abhandlung «Angelicas fuentes ó el Tomista en las cortes» trug er 1812 viel zur Verbreitung des Constitutionalismus in Spanien bei. Seine philologisch-antiquarischen Kenntnisse bewährte er zuletzt noch durch die Schrift «Ibernia Phoenicea, seu Phoenicum in Ibernia incolatus» (Dubl. 1831). Eine Auswahl seiner «Poesías escogidas» erschien zu London 1833. — Sein Bruder und Leidensgefährte, Don Jaime V., geb. zu San-Felipe 1765, früher Dominicaner, dann säcularisirter Priester, theilte mit ihm die Verbannung und starb zu London 14. Nov. 1824. Auch er gehörte unter die gelehrtesten Theologen Spaniens. Bekannt ist sein Werk «Viage literario á las iglesias de España» (10 Bde., Madr. 1803—21), zu dessen fünf ersten Bänden sein Bruder Erläuterungen und Anmerkungen lieferte.

Villars (Abbé de Montfaucon de), franz. Schriftsteller, geb. 1635 bei Toulouse, widmete sich dem geistlichen Stande und kam 1667 nach Paris, um hier durch seine Predigten sein Glück zu machen. Sein lebhafter Geist verschaffte ihm bald Zutritt zu den besten Gesellschaften. Er schrieb 1670 die «Entretiens du comte de Gabalis», worin er mit feiner Ironie und in kunstreichem Stile sich über die damals vielbesprochenen geheimen Wissenschaften, Magie, Rosenkreuzerei u. s. w., unterhält, die aber von seinen geistlichen Obern so übel aufgenommen wurden, daß man ihm die Kanzel untersagte. Seine übrigen Arbeiten sind vergessen. Auf einer Reise nach Lyon wurde er 1673 ermordet. Lange Jahre nach seinem Tode kamen sieben neue «Entretiens sur les sciences secrètes» (Par. 1715) heraus, die eine witzige Satire auf die Cartesianische Philosophie sind.

Villars (Claude Louis Hector, Herzog von), der letzte große Feldherr Ludwig's XIV., Pair und Marschall von Frankreich, wurde 8. Mai 1653 zu Moulins geboren. Sein Vater, der Marquis Pierre de V. (geb. 1623, gest. 20. März 1698), hatte sich als General und Diplomat ausgezeichnet, lebte aber lange in der Ungnade des Hofs. Der junge V. trat bei Hofe als Page ein, diente als Cavalerieoffizier unter Turenne, Condé und Luxembourg und

erregte 1673 bei der Belagerung von Mastricht durch seine Kühnheit ganz besonders die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. Nachdem er 1690 den Grad eines Maréchal-de-Camp erhalten, schickte ihn der König als Gesandten zur Verhandlung der span. Erbfolge an den Hof nach Wien. Beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs kämpfte V. im Feldzuge von 1701 mit großer Auszeichnung beim Heere in Italien. Nach der Einnahme von Landau durch die Verbündeten mußte er im Sommer 1702 mit einer selbständigen Armee zur Unterstützung des Kurfürsten von Baiern an den Rhein gehen. Er lieferte 14. Oct. 1702 den kaiserl. und Reichstruppen unter dem Prinzen Ludwig von Baden das Treffen bei Friedlingen, in dem er sich den Marschallstab verdiente. Im Frühjahr 1703 drang V. durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal bis nach Duttlingen vor, wo er 12. Mai die Verbindung mit dem Kurfürsten herstellte. Während letzterer die Expedition nach Tirol unternahm, blieb V. zur Deckung Baierns zurück. Im Aug. vereinigte sich der Kurfürst abermals mit ihm, und beide kamen nach der Besetzung von Augsburg durch den Prinzen von Baden so ins Gedränge, daß sie sich 20. Sept. zu dem Treffen bei Höchstädt entschlossen, in welchem die Kaiserlichen unter Styrum in die Flucht geschlagen wurden. Trotz dieses Siegs setzte der Kurfürst die Zurückberufung V.' durch. Ludwig XIV. übertrug ihm nun die Unterwerfung der Camisarden in den Cevennen, die er weniger durch Waffengewalt als durch den Abschluß eines Friedens 1704 zu Stande brachte. 1706 befehligte V. abermals in Deutschland. Er nöthigte im Mai den Prinzen von Baden, das Lager bei Drusenheim zu verlassen, eroberte Hanau und trieb den Prinzen über den Rhein zurück. Im Feldzuge von 1707 überwältigte er 23. Mai die Linien bei Bühl und Stollhofen; dann zog er den weichenden Reichstruppen nach und erschöpfte Schwaben und Franken durch Brandschatzungen. Nachdem er bis Gmünd vorgedrungen, mußte er sich vor dem verstärkten deutschen Heere erst nach Bruchsal und im Aug. nach Rastadt hinter die Murg zurückziehen. Bei seiner geringen Macht konnte er nichts Bedeutendes mehr vornehmen. Der König schickte ihn 1708 zur Armee der Dauphiné, an deren Spitze er in Piemont eindrang. Im Feldzuge von 1709, als die Sache Ludwig's XIV. dem größten Verfalle nahe, übernahm V. den Befehl über das 120000 Mann starke Heer in den Niederlanden, wo Eugen und Marlborough seine Gegner waren. Um die Festung Mons zu entsetzen, nahm er eine Stellung beim Dorfe Malplaquet. Hier kam es zu einer sechsstündigen mörderischen Schlacht, in welcher V. verwundet und geschlagen wurde. Er trat nach seiner Herstellung den Oberbefehl wieder an, mußte sich aber bei der Schwäche seiner Streitkräfte auf die Vertheidigung beschränken. Der Abfall Englands von der gemeinsamen Sache rettete ihn nur vor neuen Niederlagen, die ihm Prinz Eugen zudachte. Noch 1712 ließ er ein Corps Oesterreicher unter Albemarle 24. Juli bei Denain angreifen, wodurch Marchiennes mit großen Magazinen in seine Hände fiel. Auch mußte Eugen die Belagerung von Landrecy aufheben und den Franzosen Douai, Quesnoi und Buchain preisgeben. Nach dem Utrechter Frieden, den diese Erfolge beschleunigten, fiel V. gegen den Kaiser 1713 wieder in Deutschland ein, bemächtigte sich der Städte Worms, Kaiserslautern, Speier und Kirn unter bedeutenden Brandschatzungen und zwang 20. Aug. Landau und 16. Nov. Freiburg zur Uebergabe. Hierauf erhielt er den Auftrag, mit dem Prinzen Eugen den Frieden zu unterhandeln, der endlich 6. März 1714 zu Rastadt zu Stande kam. V. wurde vom Hofe mit Gunstbezeugungen überhäuft. Durch das Testament Ludwig's XIV. in den Regentschaftsrath berufen, der während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. die Regierung führen sollte, wußte er gegen den Regenten, den Herzog von Orléans, sein Ansehen zu behaupten. Als 1733 der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aufs neue ausbrach, schickte Ludwig XV. den 81jährigen V. an der Spitze eines Heeres unter dem Titel eines Generalmarschalls nach Italien, wo er im Verein mit dem Könige von Sardinien das Mailändische und das Herzogthum Mantua eroberte. Mit seinem Waffengefährten unzufrieden und erschöpft, forderte er indessen seine Rückberufung. Er erkrankte auf der Reise nach Frankreich und starb zu Turin 17. Juni 1734. V. war ein rauher, hartnäckiger, aber rechtschaffener und gerader Charakter. Von den «Mémoires», die nach seinem Tode erschienen, ist nur ein geringer Theil aus seiner Feder geflossen. Aus authentischen Quellen gab Anquetil das Leben V.' (4 Bde., Par. 1784) heraus. — Sein Bruder, der Graf **Armand von V.**, gest. 20. Aug. 1712, machte sich im Spanischen Erbfolgekriege 1707 durch die Eroberung von Minorca bekannt. — **Honoré Armand, Herzog von V.**, Prinz von Martigues, des Marschalls Sohn, wurde 4. Dec. 1702 geboren. Er war Brigadier, Mitglied der Akademie, stand mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung und starb im Mai 1770 zu Aix ohne männliche Nachkommen.

Villaviciosa (José de), span. Dichter, geb. 1589 zu Siguenza, erhielt den ersten Unterricht

zu Cuenca. Seine poetischen Anlagen entwickelten sich früh, und schon in seinem 26 J. schrieb er das komische Heldengedicht «La mosquea» («Der Fliegenkrieg»), durch welches er seinen Ruhm begründete. Doch vernachlässigte er auch nicht seine Berufsstudien, Jurisprudenz und Theologie. Er wurde 1622 als Relator bei dem Tribunal der Inquisition zu Madrid angestellt, welche Stelle er so zur Zufriedenheit verwaltete, daß 1628 seine Ernennung zum Inquisitor des Königreichs Murcia erfolgte, und zugleich erhielt er eine Pfründe an der Kathedrale von Palencia. 1644 wurde er Inquisitor zu Cuenca, wo er 28. Oct. 1658 starb. Obwol die «Mosquea» (Cuenca 1615; beste Ausg., Madr. 1777) das einzige poetische Werk von ihm ist, das auf die Nachwelt gekommen, genügt es doch, ihm einen ausgezeichneten Platz auf dem span. Parnaß zu sichern. Es ist ein komisches Heldengedicht nach dem Muster der «Batrachomyomachia», in zwölf Gesängen und in Octaven, das durch seine anmuthige Laune, feine Ironie und treffliche Sprache und Versification zu den reizendsten dieser Gattung gehört.

Villegas (Estevan Manuel de), ein berühmter span. Dichter, geb. 1595 zu Najera in Altcastilien, studirte auf den Schulen zu Madrid und Salamanca. Schon damals übersetzte er Anakreon und Horaz in span. Verse. Seine poetischen Arbeiten ließ er unter dem Titel «Amatorias» (Najera 1617; 2. Aufl., 2 Bde., Madr. 1797) erscheinen, obschon darin auch viele Oden und Schilderungen verschiedener Art enthalten sind. Er suchte die antike Leichtigkeit mit der Ueppigkeit des modernen span. Dichters zu verbinden; auch hat er häufig antike Versmaße im Spanischen nachzubilden gesucht. Später widmete er sich mehr der Philologie. Er lebte auf einer sehr geringen Stelle und starb 3. Sept. 1669. Von seinen kritisch-philol. Arbeiten ist nur seine Uebersetzung des Boethius gedruckt (Madr. 1680; auch in der zweiten Auflage seiner «Amatorias»). Handschriftlich hat man eine Uebersetzung des Euripideischen «Hippolyt» von V., der überhaupt Eiferer für die Nachahmung des Antiken und Gegner des Nationaldramas war.

Villèle (Joseph, Graf), franz. Staatsmann der Restaurationsepoche, geb. 14. Aug. 1773 zu Toulouse, widmete sich dem Seedienste und ging 1791 mit seinem Verwandten, dem spätern Admiral Saint-Felix, nach Westindien, wo er sich während der Revolution ein ansehnliches Vermögen erwarb. 1803 kehrte er nach Frankreich zurück, trat aber 1814 bei der Rückkehr der Bourbons als polit. Parteimann auf. Nachdem er sich erst in einer Schrift als Gegner der von Ludwig XVIII. verliehenen Verfassung bemerkbar gemacht, dann während der Hundert Tage durch Eifer für die Bourbons hervorgetreten, wurde er nach der zweiten Restauration Maire von Toulouse und Abgeordneter der Kammer von 1815. Hier und in den folgenden Versammlungen that er sich bald in der Partei der royalistischen Ultras hervor. Ohne die Leidenschaftlichkeit seiner Meinungsgenossen, vielmehr nüchtern, gewandt und in Geschäften, namentlich den Finanzen, bewandert, ward er allmählich ihr bedeutendster Führer. Nachdem der Mord des Herzogs von Berri der Vorwand zur Beseitigung des vermittelnden Ministeriums Decazes geworden und der Herzog von Richelieu ein neues Cabinet gebildet, ward er mit Corbière im Dec. 1820 ins Ministerium aufgenommen. Richelieu's Sturz brachte ein Jahr später die Ultras vollständig ans Ruder, und V. übernahm im Dec. 1821 in dem neuen Cabinet die Finanzen, im Herbst 1822 auch das Präsidium. Das Verdienst seiner sechsjährigen Verwaltung war die Ordnung der Finanzen. Im übrigen trug seine Politik wesentlich dazu bei, den Sturz der Restauration vorzubereiten. Er beherrschte im Sinne der Partei die Wahlen, führte das Gesetz der siebenjährigen Finanzperiode durch, das ihm eine dauernde Majorität sicherte, gab, obwol widerstrebend, seine Zustimmung zum Kriege gegen das liberale Spanien, setzte die Emigrantenentschädigung ins Werk und versuchte, um die Mittel dafür zu gewinnen, eine Herabsetzung der Renten einzuführen. Gleichwol genügte er den Ultras noch nicht, zumal seit Karl's X. Thronbesteigung auch die ultramontanen und jesuitischen Elemente ihren Antheil an der Gewalt forderten. Mit Widerstreben gab V. nach, um durch immer neue Concessionen an die verblendete Reactionspartei sich in der Gunst des Hofs zu behaupten. Die Wahlen von 1827 zeigten indessen, welch eine mächtige Opposition sich auch im eigentlich-royalistischen Kreise gegen V. allmählich ausgebildet hatte. Die Beschränkung der freien Presse, die Aufhebung der pariser Nationalgarde und ähnliche Gewaltstreiche, die theils von ihm ausgingen, theils von ihm geduldet wurden, machten seine Lage immer peinlicher. Eine neue Kammerauflösung verstärkte nur die Opposition. Von dieser als der Träger des unpopulären Systems am heftigsten angegriffen, war er auch am Hofe nicht mehr günstig angesehen. Im Jan. 1828 mußte er endlich dem Ministerium Martignac weichen. Seine polit. Laufbahn war damit geschlossen. Ohne an den öffentlichen Dingen ferner thätigen Antheil zu nehmen, lebte er zurückgezogen in seiner Vaterstadt, wo er 13. März 1854 starb.

Villemain (Abel François), franz. Universitätslehrer und Schriftsteller, geb. 11. Juni 1790 zu Paris, studirte anfangs die Rechtswissenschaft, widmete sich aber nachher dem öffentlichen Lehrfache. 1812 krönte das Institut seinen «Éloge de Montaigne», und 1816 gewann auch sein «Éloge de Montesquieu» den akademischen Preis. Royer-Collard ernannte ihn zum Professor der franz. Beredsamkeit an der Sorbonne, welchen Lehrstuhl er 16 J. lang fast ununterbrochen innehatte. 1821 nahm ihn die Französische Akademie zum Mitgliede auf. Mit Lacretelle und Châteaubriand wurde er 1827 beauftragt, die von der Französischen Akademie an Karl X. gerichtete Bittschrift gegen die Wiedereinführung der Censur aufzusetzen, fiel in Ungnade und verlor seine Requetenmeisterstelle im Staatsrathe. Seine Popularität aber vermehrte sich dadurch, und seine Vorlesungen an der Sorbonne veranlaßten, nebst denen von Guizot und Cousin, stürmische Beifallsbezeugungen von seiten der studirenden Jugend. Vom Könige Ludwig Philipp wurde er 1831 zur Pairswürde erhoben. Im Ministerium vom 29. Oct. 1840 übernahm er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und hatte in dieser Stellung das organische Gesetz des Secundärunterrichts vorzubereiten. Doch befriedigte er niemand mit seinem, gegen die widerstrebendsten Zumuthungen nachgiebigen Entwurfe und trat 1844 von seinem Posten ab. Infolge der Februarereignisse von 1848 vom polit. Schauplatze entfernt, verweigerte er 1852 Kaiser Napoleon III. den Huldigungseid und lebte seitdem ganz zurückgezogen. Unter seinen sprachlich eleganten Schriften steht obenan die stenographirte Sammlung seiner Vorlesungen von 1828—29: «Cours de littérature française» (zuletzt 5 Bde., Par. 1860). Ferner sind noch zu nennen: «Études de littérature ancienne et étrangère» (Par. 1846; zuletzt 1864); «Tableau de l'éloquence chrétienne au 4me siècle» (zuletzt Par. 1865); «Choix d'études sur la littérature contemporaine» (Par. 1857) sowie viele an die Französische Akademie gerichtete Essais, Etudes, Discours, Notices, Rapports und andere, theilweise besonders abgedruckte oder in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte und nachher in Bänden gesammelte Stücke. Seit mehrern Jahrzehnten ist von V. eine große «Histoire de Grégoire VII» angekündigt, die, wie man sagt, sein Hauptwerk sein soll.

Villēna (Don Enrique de Aragon, Marques de), berühmter span. Gelehrter, geb. 1384, stammte von väterlicher Seite aus dem königl. Hause von Aragonien und war durch seine Mutter mit den Königen von Castilien verwandt. Nach dem frühen Tode des Vaters wurde er von seinem Großvater erzogen, der ihn für die kriegerische Laufbahn bestimmte. V. zeigte aber mehr Lust zu den Wissenschaften, in denen er für seine Zeit so außerordentliche Kenntnisse sich erwarb, daß er für einen Schwarzkünstler gehalten wurde. Weil er zur Verwaltung seiner Güter untauglich sei, ließ Heinrich III. von Castilien dieselben einziehen, darunter auch das Marquesat V. Seine wenig glückliche Ehe mit Doña Maria de Albornoz ließ ebenfalls Heinrich III., wol mehr aus Liebe zu dieser als zu ihm, für ungültig erklären und V. zur Entschädigung zum Großmeister von Calatrava erwählen. Aber auch diese Würde, für die er seine noch einzige Grafschaft an die Krone Castilien hatte abtreten müssen, wurde ihm von einem Theile der Ordensritter streitig gemacht und nach Heinrich's III. Tode 1407 seine Wahl sowie die Auflösung seiner Ehe vom Papste annullirt. Er hielt sich in dieser Zeit meist am Hofe des Königs von Castilien auf; 1412 aber, als sein Oheim Don Fernando el Honesto zum Könige von Aragonien erwählt wurde, begab er sich mit diesem nach Saragossa und dann nach Barcelona, um den Krönungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit ließ V. eine von ihm verfaßte Moralität in Saragossa aufführen. Dieses unbezweifelt in castilischer Sprache abgefaßte und wahrscheinlich nach einem noch vorhandenen altfranz. Original bearbeitete Schauspiel, von dem sich aber nur die histor. Nachricht erhalten hat, gehört unter die ersten Anfänge der dramatischen Darstellung in Spanien. Aber nicht nur diese Einführung einer allegorischen Moralität, sondern auch die bei derselben Gelegenheit durch V. veranlaßte Stiftung eines Consistoriums der «Fröhlichen Wissenschaft» zu Barcelona nach dem Muster der Jeux floraux in Toulouse sowie die Abfassung einer «Arte de trovar», nach dem Vorbilde der provenzal. «Leys d'amor», beweisen seine Vertrautheit mit der schönen Literatur Frankreichs. Doch schon 1414 sah sich V. in sehr traurige, ja dürftige Verhältnisse versetzt. Erst nach vielen Bitten gelang es ihm, von den Vormündern des Königs Johann II. von Castilien als Entschädigung für seine dieser Krone abgetretene Grafschaft die Herrschaft von Iniesta zu erhalten, auf welcher er mit seiner Gemahlin zurückgezogen lebte und ausschließend den Studien sich widmete. Unter mehrern Werken schrieb er auch 1423 eine Anleitung zur Tranchirkunst («Arte cisoria, ó tratado del arte del cortar del cuchillo»; zuerst gedruckt Madr. 1766). V. legte eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Büchersammlung an. Er starb bei einem Besuche in Madrid 15. Dec. 1434. Seine Büchersammlung

wurde nach seinem Tode verbrannt. V. nimmt in der Geschichte der span. Nationalliteratur eine bedeutende Stellung ein, denn er kann als der Begründer des künstlichen und gelehrten Dichtens angesehen werden, das durch seine Schüler, den Marquis von Santillana und Juan de Mena, zum herrschenden ausgebildet wurde.

Villeroi, eine franz., erst zu Anfang des 16. Jahrh. geadelte Familie, die mehrere geschichtlich bekannte Personen zählt. — Nicolas de Neufville, Seigneur de V., geb. 1542, war Minister unter den Königen Karl IX., Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII. Er starb 12. Nov. 1617 zu Rouen und hinterließ unter anderm die berühmten «Mémoires d'État, depuis 1567 jusqu'en 1604» (Par. 1622; mit einer Fortsetzung bis 1620, Par. 1634). — Sein Enkel, Nicolas de Neufville, Marquis, dann Herzog von V., geb. 14. Oct. 1598, zeichnete sich als Krieger aus und wurde 1646 Marschall und zugleich Gouverneur des jungen Ludwig XIV. Nachdem er 1661 Chef des Finanzraths geworden, erhielt er 1663 die Würde eines Pairs und Herzogs. Er starb 28. Nov. 1685. — Sein Sohn, François de Neufville, Herzog von V., Marschall und Pair, geb. 7. April 1643 und mit Ludwig XIV. erzogen, verbrachte seine Jugend unter den Zerstreuungen des Hofs und galt als das Muster der Eleganz und der Mode. Wiewol stets der Günstling Ludwig's XIV., mußte er später wegen Liebesintriguen den Hof meiden und mehrere Jahre zu Lyon verweilen, wo sein Vater das Gouvernement hatte. Von jetzt an trachtete er nach kriegerischem Ruhme. 1694 erhielt er den Marschallsstab, obschon er unfähig und dem Heere fast gar nicht bekannt war. Dann übernahm er in den Niederlanden an der Stelle des Marschalls von Luxembourg den Oberbefehl. Zwar unternahm er die Entsetzung von Namur, das König Wilhelm III. von England belagerte, überließ aber dann die starkbefestigte Stadt ihrem Schicksale und rückte im Aug. 1695 vor Brüssel, das er durch eine Kanonade fast ganz in Schutt legte. Als er nach Abschluß des Friedens zu Ryswijk (1696) an den Hof zurückkehrte, vermochte er sich kaum der Spöttereien zu erwehren. Ludwig XIV. schickte ihn jedoch 1701 bei Eröffnung des Spanischen Erbfolgekriegs nach Italien, wo der siegreiche Catinat und der Herzog von Savoyen unter seine Befehle treten mußten. Gegen Catinat's Rath griff V. 1. Sept. 1701 das Lager des Prinzen Eugen bei Chiari an und erlitt dabei eine arge Niederlage. Sodann wurde er in der Nacht des 1. Febr. 1702 zu Cremona von Eugen überfallen und fast im Bett gefangen genommen. Zum Unglück für Frankreich erhielt er in kurzer Zeit die Freiheit zurück. V. brannte vor Begierde, seine Ehre herzustellen, und übernahm zu Anfang 1706 den Oberbefehl über die 75000 Mann starke Armee in den Niederlanden. Hier trat ihm Marlborough, der andere große Feldherr der Verbündeten, entgegen. V. drang im Mai mit dem Kurfürsten von Baiern bis an die Gheete vor. Wiewol Marlborough schwächer war, rückte ihm derselbe bis an das Dorf Ramillies entgegen, wo es 23. Mai 1706 zu einem furchtbaren Treffen kam. V. verlor 20000 Mann und seine ganze Artillerie und Bagage; die schönste Armee jener Zeit wurde in einigen Stunden durch V.'s Unfähigkeit zu Grunde gerichtet. Brabant, Flandern und selbst ein Strich der franz. Grenze fiel in die Hände der Verbündeten. Ludwig XIV. empfing seinen Günstling immer noch glimpflich und bewahrte ihm ein unwandelbares Vertrauen. Als der König auf Antrieb der Maintenon 1715, kurz vor seinem Tode, ein Testament aufsetzte, das die Gewalt des künftigen Regenten, des Herzogs von Orléans, beschränken sollte, wurde auch V. in das Geheimniß eingeweiht und erhielt zugleich die Ernennung zum Gouverneur des jungen Ludwig XV. V. beging die Gemeinheit, den Inhalt des Testaments noch bei seines Wohlthäters Lebzeiten an den Herzog von Orléans gegen Geld und Versprechungen zu verrathen. Dennoch aber trat er allen den Intriguen bei, welche der alte Hof nach Ludwig's XIV. Tode gegen den Regenten versuchte. Um sich beim Volke in Ansehen zu setzen, unterhielt er den Verdacht, als wolle der Regent den jungen Ludwig XV. vergiften. Nachdem jedoch der König die Mündigkeit erlangt, nahm der Herzog von Orléans eine Gelegenheit wahr und ließ V. 12. Aug. 1722 plötzlich verhaften und in sein Gouvernement nach Lyon schaffen. Er erschien seitdem nur wenig bei Hofe und starb 18. Juli 1730.

Villers (Charles François Dominique de), ein geistvoller Schriftsteller und edler Charakter, geb. 4. Nov. 1765 zu Bolchen (Boulay) in Lothringen, genoß den ersten Unterricht bei den Benedictinern in Metz, ging dann zur dortigen Artillerieschule über und trat 1782 als Lieutenant in ein Artillerieregiment zu Strasburg. Seine Neigung trieb ihn jedoch zu wissenschaftlichen Studien. Bei dem Ausbruch des Revolutionskriegs floh er 1793, von den Jakobinern bedroht, nach Deutschland, wo er bei dem Condé'schen Heere Dienste nahm. Nach dem unglücklichen Ausgange des ersten Feldzugs kehrte er zwar in seine Vaterstadt zurück, doch mußte er bald von

neuem die Flucht ergreifen. Er hielt sich nun einige Zeit in Holland auf, und ging dann nach Deutschland, wo er in Holzminden, Driburg und Göttingen lebte, bis er 1797 nach Lübeck kam, um nach Rußland zu gehen. Durch die Freundschaft einer hochgebildeten Frau an Lübeck gefesselt, verlebte er hier mit den geistreichsten Männern des nordwestl. Deutschland glückliche Jahre, in denen sein Geist sich mit deutscher Art und Kunst befreundete. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit franz. Gelehrten trugen ebenso viel bei, der deutschen Literatur in Frankreich Beachtung zu verschaffen, als seine Schriften. Unter diesen machte das größte Aufsehen sein vom franz. Nationalinstitut gekrönter «Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther, etc.» (Par. 1804; 4. Aufl. 1820; deutsch von Cramer, Hamb. 1805; 2. Aufl. 1817). Durch seine «Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnais sur Lubeck», worin er über die bei der Erstürmung Lübecks 1806 verübten Greuel berichtete, hatte er sich den Haß des franz. Heeres zugezogen. Er wurde daher, als man die Hansestädte 1811 mit Frankreich vereinigte, verhaftet und aus dem Generalgouvernement verwiesen. Damals erhielt er den Ruf als Professor der Philologie nach Göttingen, dem er auch folgte. Als aber Hannover unter die alte Regierung zurückkehrte, wurde er abgesetzt und sollte nach Frankreich zurückkehren. Seine Freunde bewirkten zwar eine Abänderung dieser Maßregeln, aber der Gram über die ihm gespielten Ränke hatte seine Gesundheit untergraben. Er starb zu Leipzig 26. Febr. 1815. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Coup d'oeil sur les universités» (Kass. 1808) und «Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne». Auch übertrug er ins Französische die «Philosophie de Kant, ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale» (2 Bde., Metz 1802).

Villoison (Jean Battiste Gaspard d'Ansse de), ein gründlicher Kenner der griech. Sprache und Literatur, geb. 1753 zu Corbeil-sur-Seine, erhielt seine Bildung im Collége Beauvais, wurde schon in seinem 23. J. zum Mitglied der Akademie der Inschriften ernannt und 1778 von der Regierung nach Venedig geschickt, um daselbst die Handschriften der Marcusbibliothek zu untersuchen. Hier trat er mit dem gelehrten Morelli in nähere Bekanntschaft und machte aus den Schätzen der Bibliothek die «Anecdota Graeca» (2 Bde., Vened. 1781) sowie einen Abdruck des werthvollen Codex der Homerischen «Ilias» mit Scholien (Vened. 1788) bekannt. Nach seiner Rückkehr aus Italien besuchte er Deutschland. Er benutzte besonders die Bibliothek zu Weimar, daher seine «Epistolae Vinarienses» entstanden, und ging 1785 mit Choiseul-Gouffier nach Konstantinopel, von wo aus er drei Jahre lang die Inseln des Archipelagus und das feste Land von Griechenland bereiste. Beim Ausbruch der Französischen Revolution zog er sich nach Orléans zurück und verweilte daselbst, bis die Stürme sich gelegt hatten. Sodann kehrte er nach Paris zurück und wurde Mitglied des Nationalinstituts und Professor, doch starb er schon 26. April 1805. Außer mehrern Abhandlungen in den «Mémoires de l'académie des inscriptions» und andern Zeitschriften verdankt man ihm noch die erste Ausgabe von des Apollonius «Lexicon Graecum Iliadis et Odysseae» (2 Bde., Par. 1773) und eine gute Bearbeitung der «Pastoralia» des Longus (2 Bde., Par. 1778).

Villon (François), franz. Dichter, geb. 1431 zu Paris, gestorben um 1490, führte ein unordentliches und sehr abenteuerliches Leben, das ihm mehrere gerichtliche Verdammungen zuzog. 1457 vom pariser Parlament zum Strange verurtheilt, wurde diese Strafe, wahrscheinlich auf Verwendung seines Gönners, des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, in Verbannung verwandelt. Er ward jedoch eines neuen Verbrechens wegen zu Meux an der Loire von neuem eingekerkert, rettete sich aber wieder mit einer Ballade. Seine Gedichte zeugen von natürlicher Laune und ausgelassenem Witz. Dieselben bestehen aus seinen zwei Testamenten («Le grand Testament» und «Le petit Testament. Son codicille»), dem Jargon und aus Balladen. Die erste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1489. Neuerdings besorgte P. Lacroix eine Ausgabe mit Anmerkungen: «Oeuvres complètes de François V.» (Par. 1854). Vgl. Campaux, «François V., sa vie et ses oeuvres» (Par. 1859); Nagel, «Franz V.» (Mühlheim 1856).

Vilmar (Aug. Friedr. Christian), deutscher Theolog und Literarhistoriker, geb. 21. Nov. 1800 zu Solz in Kurhessen, wo sein Vater, der 1846 zu Oberaula als Consistorialrath starb, damals Pfarrer war, studirte, im älterlichen Hause und auf dem Gymnasium zu Hersfeld vorbereitet, bis 1820 zu Marburg Theologie und wirkte dann als Hauslehrer und Pfarrassistent, bis er als Rector an der Stadtschule zu Rotenburg, hierauf 1827 als Lehrer am Gymnasium zu Hersfeld angestellt ward. 1831 trat er in die kurhess. Ständeversammlung und wurde kurz darauf zum Mitgliede der obern Kirchencommission und obern Schulcommission berufen. Später mit einem Referat in Schul-, besonders Gymnasialangelegenheiten beauftragt, übte er auf die

Entwickelung des kurheff. Gelehrtenschulwesens nachhaltigen Einfluß. Nachdem er einige Zeit Lehrer am Gymnasium zu Hanau gewesen, erhielt er im April 1833 die Direction des Gymnasiums zu Marburg. Dieses Amt bekleidete er bis zum März 1850, wo er mit dem Prädicat Consistorialrath als vortragender Rath in das Ministerium des Innern berufen ward. Daneben versah V. seit 1851 die Geschäfte des Vorstandes der Generaldiöcese an der Diemel und Schwalm für den hochbejahrten Generalsuperintendenten zu Kassel, in welcher Eigenschaft er auch 1852 Mitglied der Ersten Kammer wurde. In diesen amtlichen Stellungen suchte V. in Kirche und Schule auf die Entwickelung einer retrogaden, kirchlich strenggläubigen Richtung hinzuwirken. Man hat von ihm behauptet, daß er in der prot. Kirche Hessens, gleich den Bestrebungen der Puseyisten in England, eine Art kath. Priesterthum einzuführen getrachtet, ist aber doch den Beweis dafür schuldig geblieben. Gegen Ende 1855 wurde V. zum ord. Professor der Theologie an der Universität Marburg ernannt, in welcher Stellung er Vorlesungen über Moral, Dogmatik, Homiletik, Pastoraltheologie und besonders praktische Erklärung der Heiligen Schrift hielt. Außer mehrern kleinen pädagogischen und theol. Arbeiten, wie «Schulreden über Fragen der Zeit» (Marb. 1846) u. s. w., gründet sich V.'s Ruf einer gediegenen Wissenschaftlichkeit auf seine Schriften zur ältern deutschen Literaturgeschichte, deren Studium er sich nach Ablauf seiner Universitätsjahre zugewendet hatte. Vor allem sind die im Winter 1843—44 zu Marburg gehaltenen «Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur» (Marb. 1845; 12. Aufl., 2 Thle., 1868) hervorzuheben. Kleinere Arbeiten von vorzüglichem Werthe sind: «Deutsche Alterthümer im Heliand» (Marb. 1845), «Zur Literatur Johann Fischart's» (Marb. 1846), «Die Weltchronik Rudolf's von Ems» (Marb. 1839; 2. Aufl., Frankf. 1864), das «Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes» (Marb. 1867) und das in seiner Art vorzügliche «Deutsche Namenbüchlein» (5. Aufl., Frankf. 1864). Eine treffliche Arbeit ist das «Idiotikon von Kurhessen» (Marb. 1868). Während der Jahre 1848—51 gab V. die Wochenschrift «Der hess. Volksfreund» heraus, welche ihm, besonders von seiten der liberalen Parteien, heftige Angriffe zuzog. Der größte Theil der von ihm selbst gelieferten Aufsätze dieses Blattes erschien auch gesammelt unter dem Titel «Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands» (3 Bde., Frankf. 1858—61). 1861 begann er die «Pastoraltheol. Blätter», welche jedoch 1866 aufhörten.

Vincennes, ein ansehnlicher franz. Marktflecken, 1/2 St. östlich von Paris, mit 13500 E. (1861), berühmt wegen seines alten Schlosses, welches im Mittelalter die franz. Könige häufig bewohnten, und in dessen Burgzwinger Ludwig der Heilige, unter einer Eiche sitzend, die Klagen seiner Unterthanen vernahm. Im 14. Jahrh. erweitert und umgebaut, bildete das Schloß ein Viereck und hatte, außer einem hohen, freistehenden Thurme, dem sog. Donjon, im Burghofe, noch neun Thürme auf der Ringmauer. Dieselben wurden 1808 niedergerissen bis auf einen, der nun als Haupteingang der nach den Regeln der neuern Kriegsbaukunst eingerichteten Festung dient. Der ebenfalls noch erhaltene Donjon, ursprünglich der Haupttheil der königl. Hofburg, wurde später als Staatsgefängniß gebraucht. Mirabeau saß hier von 1770—80 gefangen, und 1804 wurde der auf Napoleon's I. Befehl in Deutschland verhaftete Herzog von Enghien hierhergebracht und im südl. Schloßgraben erschossen. Nach den Julitagen von 1830 sperrte man den Prinzen Polignac und die andern Minister Karl's X. hier ein. Dem Donjon gegenüber steht die Schloßkapelle, eins der letzten Beispiele des reichen spätgoth. Baustils in Frankreich. Dahinter befinden sich die Arbeitswerkstätten und Vorrathskammern des Arsenals nebst einem großen Artilleriepark. In neuerer Zeit hat man mehrere Forts angebaut, mit Kasernen, Pferdeställen, Pulvermagazinen u. s. w. In der benachbarten Ebene, zwischen den Gehölzen von V. und St.-Mandé, sind Schießplätze, Kugelfänge und Scheibenstände für die Einübung der großen und kleinen Feuerwaffen eingerichtet.

Vincent, Saint-Vincent, portug. Cabo de São-Vicente (im Alterthum Promontorium sacrum), heißt die äußerste Südwestspitze Portugals und ganz Europas, unter 37° 2′ 43″ nördl. Br. und 8° 40′ 35″ westl. L. Es ist dies eine nackte, wüste Felsenzunge, beiderseits von fürchterlich zerrissenen, über 200 F. hohen Felsenwänden eingefaßt, an denen das hier sehr tiefe Meer furchtbar brandet. Der äußerste Vorsprung trägt ein im 14. Jahrh. gegründetes, 1834 verlassenes, halb verfallenes Kapuzinerkloster auf drei Felsenkegeln, zwischen denen die Meereswogen hindurchschlagen. Bei stürmischem Wetter spritzt oft der Schaum der Brandung noch hoch über das Dach des Klosters hinweg. In der Nähe desselben befindet sich eine verfallene Batterie. Zwanzig Klafter von der Westseite des Caps ragt ein Fels aus dem Meere, welcher o Leirão de São-Vicente, d. h. die Hinterlassenschaft des heil. Vincent, genannt wird. Bei dem

Mangel eines Leuchtthurms kommen an dieser gefährlichen Stelle nicht selten Schiffbrüche vor. Nur ½ M. südöstlich vom Cap, jenseit der Bucht von Beliche, springt die auf drei Seiten unzugängliche, 8000 Klafter lange, 160 Klafter breite und 200 F. hohe Landzunge Ponta de Sagres südwärts in das Meer vor, die durch einen 75 Klafter breiten Isthmus mit der Küste verbunden ist. Auf ihr steht das kleine, kaum 300 E. zählende, nur auf der Landseite befestigte Städtchen Sagres, ein Waffenplatz der Provinz Algarbien, mit einem nur für Fischerbarken zugänglichen Seehafen, um 1419 durch den berühmten Infanten Heinrich den Seefahrer (s. d.) gegründet, der hier einen Landsitz Terça nabal oder Tercena naval, später Villa do Infante genannt, besaß, eine Sternwarte und nautische Schule errichtete, von hier aus die portug. Entdeckungsreisen leitete und hier 13. Nov. 1460 starb. Sein Haus, dessen Stelle man noch zeigt, nebst der Kirche, der Kaserne und einem Theil der Festungswerke und allen großen Gebäuden wurde durch das Erdbeben von 1755 zerstört. Sein Andenken bewahrt ein 1839 auf Befehl der Königin Maria da Gloria errichtetes Denkmal. Auch in der Kriegsgeschichte ist Cap St.-Vincent und seine Umgebung berühmt. 1587 schossen die Engländer das erwähnte Kloster zusammen. Am 16. Jan. 1780 siegte hier die engl. Flotte unter Rodney über die spanische unter Langara; ebenso 14. Febr. 1797 unter Jervis (s. Saint-Vincent) gegen Cordova; 3. Juli 1833 schlug Napier hier die Flotte Dom Miguel's. — Saint-Vincent, eine der Kleinen Antillen in Westindien, zwischen Sta.-Lucia und Grenada, zum brit. Generalgouvernement Barbadoes gehörig, zählt auf 6,16 Q.-M. (1861) 31755 E., darunter 2347 Weiße, 6553 Farbige und 22855 Schwarze. Ein beträchtliches Gebirge durchzieht die Insel von Süden gegen Norden. Dasselbe ist im Westen am schroffsten, fällt nach dem Meere hin schnell ab, wird aber auf allen Seiten von wellenförmigen, gutbewässerten und meist sehr fruchtbaren Ebenen umgeben. Der Krater des 4502 F. hohen Vulkans Morne-Garou bildet eine berühmte Solfatara (s. d.). Ein zweiter Krater entstand wahrscheinlich erst bei dem furchtbaren Ausbruch von 1812, welcher fast die ganze Insel und selbst Schiffe in weiter Entfernung mit vulkanischen Massen bedeckte. Die Producte der Insel sind die gewöhnlichen der Antillen. Die Hauptausfuhrgegenstände sind Arrowroot, Mehl, Melasse, Rum und Zucker. 1863 betrug der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe 32933 Tons, die Einfuhr 142337, die Ausfuhr 108489, die öffentlichen Einnahmen 19388, die Ausgaben 21112 Pfd. St. Der Hauptort ist Kingston, mit 7000 E. Die Insel wurde 22. Juni, dem Tage des heil. Vincent, von Columbus entdeckt, aber niemals von den Spaniern colonisirt. 1672 wurde sie von den Engländern besetzt, seit 1722 diesen von den Franzosen streitig gemacht, im Frieden zu Aachen 1748 für neutral erklärt, 1761 von den Engländern erobert und im Frieden 1763 diesen definitiv zuerkannt. Am 16. Juni 1779 eroberten sie die Franzosen unter d'Estaing, gaben sie aber im Frieden von 1783 wieder zurück.

Vincent von Beauvais, lat. gewöhnlich Vincentius Bellovacensis genannt, ein gelehrter Mönch im Dominicanerkloster zu Beauvais, gest. um 1264, verfaßte auf Veranlassung Ludwig's IX., Königs von Frankreich, dessen Söhne er unterrichtete, unter dem Titel «Speculum quadruplex» eins der ersten encyklopäd. Werke, welches eine Uebersicht von den zu jener Zeit gangbaren Kenntnissen gibt und in vier Theile zerfällt, in das «Speculum naturale», «Speculum doctrinale», «Speculum morale» und «Speculum historiale». Dem Ganzen ist die «Summa» des Thomas von Aquino zum Grunde gelegt, und das «Speculum morale» wurde erst später von einem Ungenannten hinzugefügt. Die erste Ausgabe erschien zu Strasburg 1473—76 (4 Bde.), die letzte zu Douay 1624 (4 Bde.). Unter den übrigen Schriften des V., von denen auch eine Gesammtausgabe (Bas. 1481) vorhanden, ist die «De eruditione filiorum regalium» (deutsch von Schlosser, 2 Bde., Frankf. 1819) besonders hervorzuheben. Vgl. Bourgeat, «Études sur V. de Beauvais» (Par. 1857).

Vincent de Paula, der Stifter der Priester der Mission und der Soeurs de la charité et de l'asyle des enfants trouvés, geb. 24. April 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich, studirte zu Toulouse und erhielt endlich eine Pfarre zu Clichy. Mit Hülfe der reichen und frommen Familie von Gondy stiftete er 1624 eine Missionscongregation, deren Glieder zunächst bestimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen und acht Monate des Jahres als Seelsorger, Krankenpfleger und als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben sollten sie auch sich selbst zu einem erbaulichen Wandel erwecken und künftige Landpriester zu ihrem Berufe vorbilden. Ihr Hauptsitz war das Stift St.-Lazarus zu Paris, wovon sie auch den Namen Lazaristen empfingen. Nach dem Tode des Stifters, 27. Sept. 1660, breiteten sie sich weiter aus. (S. Barmherzige Brüder und Schwestern.) V. aber wurde unter die Heiligen versetzt. Vgl. Graf Stolberg, «Leben des V. de Paula» (Wien 1819).

Vincentinsverein, s. Piusverein.

Vinci (da), s. Leonardo da Vinci.

Vincke (Friedr. Ludw. Wilh. Phil., Freiherr von), preuß. Staatsbeamter und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, einer der edelsten deutschen Männer, geb. zu Minden 23. Dec. 1774, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium zu Halle und den Universitäten zu Marburg, Erlangen und Göttingen. Da sein Vater vorzüglich in Preußen begütert, auch Dombechant in Minden war, bestimmte sich V. für den preuß. Staatsdienst. Er trat 1795 als Referendar in die kurmärk. Kammer und in das Manufacturcollegium zu Berlin und erhielt 1798 die Assessur beider Behörden. Bald darauf wurde er Landrath im Kreise Minden. 1802 sendete man ihn nach Spanien, um Merinos zur Veredlung der deutschen Schafe anzukaufen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1803 Kammerpräsident in Aurich und 1804, als Freiherr vom Stein ins Ministerium trat, dessen Nachfolger als Präsident der Kammer zu Münster und Hamm. Auch 1806, nach dem Einmarsche der Franzosen, blieb er in Münster noch einige Zeit in Thätigkeit. Dann begab er sich nach England, um dort das vaterländische Interesse zu fördern. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er 1809 Chefpräsident der Regierung zu Potsdam. Nicht ohne Hoffnung und Plane für die Zukunft nahm er 1810 seine Entlassung und kehrte in seine Heimat zurück, wo er das classische Werk «Ueber die Verwaltung Großbritanniens» (herausg. von Niebuhr, Berl. 1816) schrieb. Den franz. Behörden verdächtig, wurde er 1813 arretirt, seiner Papiere beraubt und endlich auf das linke Rheinufer verwiesen. Die Ereignisse führten ihn nach Deutschland zurück, und als Civilgouverneur der westfäl. Provinzen entwickelte er nun seine ganze Thatkraft, namentlich bei der Ausrüstung der Freiwilligen, der Zusammenberufung der Landwehr und der Organisation des Landsturms. 1815 wurde er Oberpräsident der neu zu organisirenden Provinz Westfalen und leistete hier, als Napoleon's Rückkehr von Elba zu neuem Kampfe aufrief, Außerordentliches durch die begeisterte Theilnahme, welche er in allen Klassen des Volks zu erwecken verstand. 1825 ward er zum Wirkl. Geheimrath ernannt. Unendlich viel verdankt ihm Westfalen. Unter seiner Verwaltung wurden eine Menge Kunststraßen, selbst durch die Heiden des Münsterlandes angelegt, die Wesercommunication erleichtert, die Lippe bis Neuhaus schiffbar gemacht, die Schiffbarkeit der Ruhr wesentlich vervollkommnet und ein großer Ruhrhafen bei Ruhrort eingerichtet. Ein besonderer Gegenstand seiner Thätigkeit war die feste Bestimmung des Verhältnisses zwischen Gutsherren und Bauern. Vgl. seine ausgezeichnete Schrift «Ueber die Zerstückelung der Bauernhöfe» (als Manuscript gedruckt 1824), worin er sich gegen die zu große Zersplitterung des Grundeigenthums aussprach. Auch wirkte er vortheilhaft auf die Landescultur durch die Gemeinheits- und Heidetheilung. Nicht weniger that er für den öffentlichen Unterricht. Ein Landarbeitshaus wurde von ihm zu Benninghausen 1820, eine Krankenanstalt zu Gesecke, und Taubstummenanstalten zu Münster, Petershagen, Langenhorst und Gesecke gegründet und die Irrenanstalt zu Marsberg reorganisirt. Besondere Aufmerksamkeit widmete er endlich auch allen wissenschaftlichen Instituten. V. starb 2. Dec. 1844. Vgl. Bodelschwingh, «Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von V.» (Berl. 1853), eine interessante, aus den Tagebüchern geschöpfte Darstellung, von der aber, da der Verfasser inzwischen starb, nur der erste Theil, «Das bewegte Leben», erschienen ist.

Vincke (Ernst Friedr. Georg, Freiherr von), hervorragender Parteiführer und Redner in der preuß. Kammer, des vorigen ältester Sohn, geb. 15. Mai 1811 zu Busch bei Hagen in der Grafschaft Mark, besuchte seit 1825 das Gymnasium zu Bielefeld, studirte dann seit 1828 die Rechte auf den Universitäten Göttingen und Berlin und betrat 1832 als Auscultator beim Stadtgericht zu Berlin die praktische Laufbahn. Nachdem er seit Ende 1834 als Referendar beim Land- und Stadtgericht zu Minden, demnächst beim Oberlandesgericht zu Münster gewirkt, übernahm er, von den Kreisständen gewählt, im April 1837 das Amt des Landraths im Kreise Hagen, welchem er bis zu der von ihm beantragten Entlassung im Mai 1848 vorstand. Als Abgeordneter der Ritterschaft der Grafschaft Mark wohnte er den westfäl. Provinziallandtagen von 1843 und 1845 bei und machte sich schon hier als geistreicher, scharfsichtiger und schlagfertiger Redner geltend. Noch mehr erregte seine Thätigkeit auf dem Vereinigten preuß. Landtage von 1847 die Aufmerksamkeit. Streng auf dem Rechtsboden fußend und aus diesem Gesichtspunkte das königl. Patent vom 3. Febr. 1847 beurtheilend, nahm er an den meisten wichtigen Debatten hervorragenden Antheil, indem er die streng constitutionelle Ansicht nach engl. Vorbilde gegenüber den feudalständischen Restaurationsneigungen verfocht. Während des Straßenkampfs 18. März 1848 traf V. auf den Ruf des Königs zu Berlin ein, und man glaubte damals mit Unrecht, daß seine Rathschläge an hoher Stelle mit die Einstellung des

Kampfs hätten bewirken helfen. Von dem Wahlbezirke Hagen in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, zeigte er sich, seinen frühern Ansichten getreu, entschieden antirevolutionär, bewies sich aber als einen der bedeutendsten Führer der constitutionellen und erbkaiserl. Partei. Nach Octroyirung der Verfassung vom Dec. 1848 trat V. Ende 1849 in die preuß. Zweite Kammer, wo er die Politik des Ministeriums ebenso lebhaft bekämpfte wie die demokratische Linke. Als die Kammer, die Ende April aufgelöst worden, im Aug. aufs neue zusammentreten sollte, ward er zwar wieder gewählt, lehnte jedoch diesmal das Mandat ab, weil er das octroyirte Wahlgesetz mit der Verfassung nicht für vereinbar hielt. Dagegen trat er, in Bochum gewählt, in das Volkshaus des vom März bis Mai 1850 zu Erfurt tagenden Unionsparlaments. In den Perioden 1850—52, sowie 1852—55 war er wieder, erst für Aachen, dann für Hagen, Mitglied der preuß. Zweiten Kammer, wo er fortdauernd eine sehr entschiedene Opposition gegen die Restaurationstendenzen entwickelte. Während der folgenden Jahre durch eine bedeutende Vormundschaft behindert, vertrat er erst wieder 1858—61 den Kreis Hagen, lehnte jedoch eine Neuwahl ab. 1862—63 saß er für Stargard, 1866—67 wiederum für Hagen, 1867 für Minden im preuß. Abgeordnetenhause. Auch war er 1867 für Hagen Mitglied des ersten und für Mörs-Rees Mitglied des zweiten Reichstags des Norddeutschen Bundes. V. vertritt im allgemeinen den Standpunkt der sog. altliberalen Partei und ist im eigentlichen Sinne des Worts das, was die Briten einen debater nennen. Beredt, schlagfertig, voll kaustischen Witzes und doch vom Ernst der Gesinnung getragen, gehört er zu den Zierden des parlamentarischen Lebens in Deutschland. Durch den 1846 erfolgten Tod seines Vetters, des durch mehrere geschichtliche Schriften bekannten Ernst Ludwig von V., kam er in den Besitz des bedeutenden Familienstammguts Ostenwalde im Hannoverischen, wo er seinen gewöhnlichen Aufenthalt hat. — V.'s Bruder, Karl Friedrich Gisbert, Freiherr von V., geb. 6. Sept. 1813, erhielt seine Gymnasialbildung 1826—30 zu Bielefeld und studirte dann bis 1834 zu Heidelberg und Berlin die Rechte. Von der jurist. Laufbahn trat er jedoch bald zur Verwaltung über, legte 1842 das Staatsexamen ab und wirkte dann als Mitglied der Regierungen zu Potsdam (seit 1842) und Münster (seit 1846), bis er 1860 wegen Augenleiden seinen Abschied nahm. Er lebte seitdem zu Frankfurt a. M. Literarisch hat er sich durch eine Reihe belletristischer Schriften bekannt gemacht. Dahin gehören «Sagen und Bilder aus Westfalen» (Hamm 1856; 2. Aufl. 1857), «Gedichte» (Berl. 1860), die Novellensammlung «Im Bann der Jungfrau» (3 Bde., Hannov. 1864); ferner «Rose und Distel» (Dessau 1853; 2. Aufl., Weim. 1865); Uebertragungen engl. Dichtungen, die «Worte» zu Mendelssohn's Musik zum «Sommernachtstraum» (Münst. 1851) u. s. w.

Vincke (Karl Friedrich Ludwig, Freiherr von), insbesondere bekannt als preuß. Abgeordneter, der jüngern Linie des Geschlechts angehörig, geb. 17. April 1800 in Minden, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung, schlug aber im April 1817 die militärische Laufbahn ein. Nachdem er einige Zeit bei der Gardeartillerie in Berlin gedient, wurde er im Jan. 1819 Unterlieutenant. Während er 1822—24 die Kriegsschule besuchte, betrieb er mit einigen Freunden die Ausbildung des sog. Kriegsspiels, wodurch er schon damals mit mehrern höhern Generalen sowie auch mit dem Prinzen Wilhelm, dem nachmaligen Könige, bekannt wurde. Bereits 1824 ward V. zur trigonometr. Abtheilung des Generalstabs commandirt, in welcher Stellung er mehrere Jahre unter dem damaligen Kapitän, spätern General Baeyer bei der Triangulation von Schlesien und Posen thätig war. 1829 in den Generalstab versetzt, avancirte er 1832 zum Kapitän und wurde als solcher dem Generalcommando des 6. Armeecorps zugetheilt. 1837 ging er mit Moltke und einigen andern preuß. Offizieren in die Türkei, um dort bei der Organisation der Armee mitzuwirken. Bei Ausbruch des Kriegs mit Mehemed-Ali ward V. im Dec. 1838 nach Angora zu Isset Mehmet-Pascha entsendet, um diesem während des Feldzugs berathend zur Seite zu stehen. Im Sommer 1839 von König Friedrich Wilhelm III. zurückberufen, kehrte V. mit den übrigen preuß. Offizieren von Malatia aus über Tokat, Amasia, Samsun und Konstantinopel nach Deutschland zurück. Er wurde hierauf im April 1840 zum Major befödert und im Generalstabe des Gardecorps angestellt. Doch schied er 1843 mit Urlaub auf unbestimmte Zeit aus dem activen Dienst, um sich unbehindert der Bewirthschaftung der Herrschaft Olbendorf (im schles. Kreise Strehlen), die er 1841 angekauft, widmen zu können. In den folgenden Jahren trat V. mit den Schriften «Ueber Communal- und Polizeiverwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens» (Berl. 1845) und «Die Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit auf dem Lande in den östl. Provinzen des preuß. Staats» (Berl. 1847) vor die Oeffentlichkeit. Denselben folgten während des ersten Vereinigten Landtags, auf den er noch

nicht gewählt werden konnte, noch einige andere kleine Schriften. Während der Märzbewegung 1848 reiste V. auf den Wunsch mehrerer hervorragender Männer nach Berlin, wo er in der Nähe des Prinzen von Preußen Zeuge der Ereignisse war. Bald darauf wurde er in seiner Heimat, in der er sich durch sein Wirken auf den Provinziallandtagen bereits das öffentliche Vertrauen erworben, als Stellvertreter in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, doch nicht einberufen. Dagegen trat er 1849 in die preuß. Erste Kammer und wirkte als Mitglied derselben, bis 1854 das Herrenhaus an ihre Stelle trat. Inzwischen hatte er 1850 dem Unionsparlament zu Erfurt beigewohnt und um jene Zeit auch als Oberstlieutenant seinen förmlichen Abschied genommen. 1858 wurde V. in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, dem er seitdem ununterbrochen angehörte. Auch war er 1866 Mitglied des constituirenden und 1867 Mitglied des ersten legislativen Reichstags des Norddeutschen Bundes. In seinem parlamentarischen Wirken huldigt V. liberalen Grundsätzen. In dem 1859 entstandenen Conflicte über die Heeresorganisation strebte er nach Vermittelung der Gegensätze. Auch sprach er sich über diese Frage in den Schriften «Ueber Reformen in der preuß. Kriegsverfassung» (Berl. 1860) und «Die Reorganisation des preuß. Heerwesens» (Berl. 1864) sowie in verschiedenen Beiträgen zu Zeitschriften aus. Auf dem norddeutschen Reichstage gehörte er zu den Mitgliedern des Centrum.

Vinckebooms (David), niederländ. Maler, geb. 1578 zu Mecheln, gest. zu Amsterdam 1629, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater Philipp, welcher Miniaturmaler war. In seiner frühern Zeit ging der junge V. ebenfalls auf die sorgfältige Darstellung von Einzelheiten aus und malte Vögel, Fische u. dgl. in Wasserfarben. Nach seines Vaters Tode bildete er sich eine eigene Kunstweise und genoß in Amsterdam, wohin er sich begeben, eines ausgebreiteten Rufs. Er schließt die ältere Zeit vor Rubens ab und ist sowol in seinen Genredarstellungen als besonders in seinen landschaftlichen Compositionen bedeutend. In letzterer Hinsicht gehört er neben Paul Bril und Roland Savery zu den Schöpfern der modernen Landschaft. Seine derartigen Werke sind großartig gedacht und oft tief poetisch, in einer kräftigen, tüchtigen, dabei aber saubern Weise behandelt und von energischer, wenngleich etwas kühler und bisweilen auch wol unruhiger Färbung. Er pflegt diese Bilder mit reicher Staffage auszustatten und wählt dazu, außer mytholog. und biblischen Gegenständen, welche etwas unerquicklich sind, vorzüglich gern Darstellungen aus dem derb philiströsen Leben seines Landes, Hochzeiten, Kirchweihfeste, Jagden und Volksscenen aller Art, die er mit glücklichem Humor und großer Wahrheit zu schildern versteht. Eins seiner schönsten und größten Hauptbilder, eine Lotterieziehung bei Nachtbeleuchtung, findet sich im Oudemannenhuis in Amsterdam. Außerdem trifft man in den Sammlungen Hollands sowie in München, Berlin, Dresden und Wien in den öffentlichen Galerien eine große Anzahl seiner Werke. Sie sind vielfach durch Stiche verbreitet worden.

Vindelicia, das Land der wahrscheinlich zum Stamm der Celten gehörigen Vindeliker, die in vier Völkerschaften, den Consuanetes, Rucinates, Catenates und Licates mit der Bergfestung Damasia, vom Lech (Licus) bis zum Inn und von den bair. Alpen bis zur Donau wohnten. Sie wurden 15 v. Chr., zu derselben Zeit, wo Drusus Rhätien (s. d.) unterwarf, von Tiberius unterjocht, nachdem dieser die Stämme zwischen Lech und Bodensee (Lacus Brigantinus oder Venetus), namentlich die Estiones mit der Stadt Campodunum (Kempten) und die Brigantii mit Brigantium (Bregenz), besiegt hatte, die von einigen zu den Vindelikern, von andern vielleicht richtiger zu den Rhätern gezählt werden, deren Land aber auch zu V. im weitern Sinne gerechnet wird. Doch brauchten die Römer den Namen V. überhaupt nicht zur Bezeichnung, sondern das ganze Land zwischen Bodensee und Inn wurde, als es ebenso wie Rhätien Provinzialeinrichtung erhielt, mit zu der Provinz Rhaetia geschlagen, und auch in späterer Zeit, als es eine besondere Provinz wurde, hieß es fortwährend Rhaetia, nur mit dem Zusatz secunda. Nach der Unterwerfung hatte Tiberius einen großen Theil der jungen Mannschaft weggeführt; unter den Zurückgebliebenen wurden Römer angesiedelt, und röm. Besatzungen erhielten an verschiedenen Punkten ihren Standort. Der bedeutendste Ort war die Colonia Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg, das frühzeitig emporblühte. Eine Reihe befestigter Orte schützte die Donau von ihrem obersten Lauf, wo Samulocenä und Bragodurum, bis Artobriga oder, wie es die Römer, nachdem sie es zu einer starken Festung gemacht, benannten, Reginum, Regina Castra (Regensburg, im 7. Jahrh. Ratisbona). Weiter östlich lagen noch die befestigten Orte Serviodurum (Straubing) und Bojodurum, das als Standort einer batav. Cohorte den Namen Castra Batava (daher Passau) erhielt. Nach dem Sturz der röm. Herrschaft nahmen Bojoaren das Land östlich, Sueven und Alemannen das Land westlich vom Lech in Besitz.

Vindication (lat.), die Klage auf Anerkennung des Eigenthumsrechts und Zurückgabe

seines entzogenen Gegenstandes mit allen Früchten und dem Zuwachse während der Zeit des vom Beklagten unrechtmäßig ausgeübten Besitzes. Der Kläger hat hier sein Recht dadurch zu erweisen, daß er entweder die originäre Erwerbung des Eigenthums (s. d.), wie die selbstvollzogene Versetzung des indifferenten Stoffs in die jetzige gebrauchsfähige Form (Specification), oder den ableitenden Erwerb von einer Reihe befugter Inhaber darthut, bis er in der Person eines Vorbesitzers auf den ersten Erwerber stößt oder mit dem Beweis des rechtmäßigen Besitzes sämmtlicher Vorgänger die Ersitzungszeit (s. Verjährung) ausgefüllt hat. Die Schwierigkeit dieses Beweises, welcher nach deutschen Rechten wenigstens hinsichtlich des Grundeigenthums durch die Haltung der Grund- und Hypothekenbücher und die fortgesetzte gerichtliche Aufbewahrung der Besitztitel erleichtert wird, hat schon im prätorischen Rechte der Römer zur Ersetzung der V. durch die sog. Publicianische Klage (Publiciana in rem actio) geführt, wo der Kläger blos seinen eigenen, wenn auch abgeleiteten, rechtmäßigen Erwerb und die Unrechtmäßigkeit des vom Beklagten ausgeübten Besitzes zu bescheinigen braucht. Im ältern deutschen Rechte war die V. von beweglichen Sachen bei dem dritten gutgläubigen Besitzer wirkungslos, wenn dessen Vormann nach dem Grundsatze «Hand muß Hand wahren» seine Vertheidigung übernahm und dem Kläger die Einrede entgegenstellen konnte, daß selbiger ja die streitige Sache ihm, dem Intervenienten, zum Besitz überlassen. Die darauf etwa erfolgende Entgegnung, wie dies z. B. blos leihweise oder zum Zweck der Aufbewahrung für den Deponenten geschehen, berührte dann den eigentlichen Beklagten nicht mehr, sondern es verwandelte sich die V. in eine Entschädigungsklage gegen den ungetreuen Mitcontrahenten, welcher die Sache mittels vertragswidriger Unterschlagung wie eine eigene veräußert hatte. Diese Bestimmung erhielt sich, selbst nach dem Eindringen des röm. Grundsatzes, daß man sein Eigenthum bei jedem Inhaber wieder abfordern könne (ubi rem meam invenio ibi vindico), in Particularrechten zum Besten eines raschen Handelsverkehrs rücksichtlich solcher Güter, die auf offenem Markte oder über See einlaufenden Schiffen gekauft waren, und ist im Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuche rücksichtlich der Inhaberpapiere unbedingt, wegen anderer bei einem Kaufmann in dessen Handelsbetriebe erworbener Sachen wenigstens für den Fall anerkannt, daß die Sachen dem Vindicanten nicht geraubt oder gestohlen, auch von ihm nicht verloren worden sind.

Vinet (Alexander), prot. Theolog und franz. Literarhistoriker, geb. 17. Juni 1797 zu Ouchy im Waadtland, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung am Gymnasium und der Akademie zu Lausanne. 1817 wurde er als Lehrer der franz. Sprache und Literatur an die öffentlichen Anstalten in Basel berufen, 1819 in den geistlichen Stand eingeweiht und in demselben Jahre Professor der franz. Literatur an der Universität. Von Basel aus betheiligte er sich lebhaft an der in Waadt, Genf und einigen andern Cantonen der Schweiz im Anfang der zwanziger Jahre sich ausbreitenden methodistisch-religiösen, später sog. freikirchlichen Bewegung durch eine Reihe von Schriften, Zeitungsartikeln und Flugblättern, worunter besonders sein «Mémoire sur la liberté des cultes» großen Ruf erlangte, indem er, obwol selbst auf streng orthodoxem Standpunkt, entschieden das Princip der Religionsfreiheit vertrat. 1837 wurde V. als Professor der praktischen Theologie nach Lausanne berufen, und 1845 erhielt er das Ehrendoctordiplom von der Universität Berlin. Bei Erneuerung der Akademie 1846 in Lausanne wurde er jedoch infolge der waadtländ. Revolution von 1845 nicht wiedergewählt. Er starb, ohne eine andere öffentliche Stellung angenommen zu haben, 4. Mai 1847 zu Clarens am Genfersee. V.'s Andenken und Schriften sind noch gegenwärtig im Waadtlande und unter der Mehrzahl der Protestanten Frankreichs sehr gefeiert. Von seinen zahlreichen theol. Schriften sind noch zu nennen: «Discours sur quelques sujets religieux» (5. Aufl., Par. 1853); «Essai sur la manifestation des convictions religieuses» (2. Aufl., Par. 1858); «Théologie pastorale» (2. Aufl., Par. 1854); «Histoire de la prédication parmi les réformés de France» (Par. 1860). Von seinen literarhistorischen sind hervorzuheben: «Chrestomathie française» (7. Aufl., Par. 1856); «Histoire de la littérature française au 18me siècle» (2 Bde., Par. 1851); «Études sur la littérature française au 19me siècle» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1857). Vgl. Astié, «Esprit d'Alexandre V» (2 Bde., Genf 1861) sowie die biographischen Schriften von Scherer (Par. 1853) und Rambert (Par. 1868).

Vinēta, d. h. Wendenstadt, auf slawisch Volin, später von den Deutschen und Skandinaviern auch Julin, Jumin, Jomsburg und Hynnisburg genannt, einst berühmter Centralsitz des slaw. Handels an der balt. Küste, lag auf der heutigen Insel Wollin in der Odermündung. Seine größte Blüte entfaltete V. im 10. Jahrh., wie altarab., dort gefundene Münzen aus dem 8., 9. und 10. Jahrh. (aus dem Zeitalter der Abbassiden in Bagdad und der Samaniden

in Samarkand) beweisen. Das 11. Jahrh. brachte durch den Beginn dän. Invasionen einen Wendepunkt in der Macht von V., da schon 1043 eine Verheerung durch König Waldemar von Dänemark erfolgte. Indessen trat noch eine Nachblüte der Stadt ein, und zu Ende des 11. Jahrh. nennt sie der gleichzeitige Adam von Bremen die größte aller nordeurop. Städte, in welcher neben den heimischen heidnischen Slawen Griechen, Sachsen und Barbaren wohnten. Neue Einfälle der Dänen 1095 und 1116 brachten die Stadt wieder herunter, sodaß sie bald von Stettin überholt wurde. Durch den vierten und letzten dän. Angriff unter König Waldemar 1172 wurde sie gänzlich vernichtet und verfiel der Sage, die bald aus der einen Stadt zwei machte und die Historiker von Crantz bis auf Giesebrecht irreführte. Auch das Jomsburg der skandinav. Jomsvikingasaga ist auf V. zurückzuführen, welches zuerst in einer Urkunde Otto's I. vom J. 946 erwähnt wird, und von dem 1564 der treptower Rathsherr Lubechius noch bedeutende Ueberreste fand. Aufklärung in die verwickelte Geschichte V.s brachte erst Schafarik.

Vinland, d. i. Weinland, die Hauptansiedelung der alten Normannen in Nordamerika, namentlich in dem heutigen Massachusetts und Rhode-Island in den Vereinigten Staaten, wurde zum ersten mal von Bjarne Herjulfsson gesehen, als dieser im Sommer 986 auf einer Reise von Island nach Grönland, wohin sein Vater Herjulf nebst Erich dem Rothen, dem ersten Ansiedler dieses Landes, sich im Frühjahr begeben hatte, dorthin verschlagen worden war. Jedoch betrat Bjarne nicht das Land, welches erst 1000 von Leif dem Glücklichen, einem Sohne Erich's des Rothen, besucht wurde. Dieser baute daselbst hölzerne Häuser, Leifsbúdir genannt. Ein Deutscher, Namens Tyrker, der den Leif auf dieser Reise begleitete, entdeckte daselbst Weinreben, die ihm von seinem Vaterlande bekannt waren und nach welchen Leif das Land benannte. Zwei Jahre darauf begab sich Leif's Bruder, Thorwald, dorthin und ließ 1003 während des Sommers eine Untersuchungsreise längs der Küsten südwärts unternehmen, wurde aber im Sommer 1004 auf einer nördl. Schiffahrt in einem Scharmützel mit einigen Eingeborenen erschlagen. Der berühmteste der ersten Entdecker Amerikas ist indessen Thorsinn Karlsefne, ein Isländer, dessen Genealogie die ältesten Schriften auf dän., norweg., schwed., irländ. und schott. Vorältern zurückführen, deren einige königl. Geschlechts waren. 1006 besuchte er auf einer Handelsreise Grönland und heirathete daselbst Gudrid, die Witwe Thorstein's, eines Sohnes Erich's des Rothen, welcher das Jahr vorher auf einer mislungenen Reise nach V. ums Leben gekommen war. Nebst seiner Frau und einer Mannschaft von 160 Mann ging er im Frühjahr 1007 mit zwei Schiffen nach V., wo er sich die folgenden drei Jahre aufhielt und mit den Eingeborenen mehrfachen Verkehr anknüpfte, und wo ihm Gudrid 1008 den Sohn Snorre gebar, der der Stammvater eines auf Island angesehenen Geschlechts wurde, zu welchem mehrere der ersten Bischöfe des Landes gehört haben. Sein Tochtersohn war der berühmte Bischof Thorlak Runolfsson, welcher das erste Kirchenrecht Islands herausgab. 1121 fuhr der Bischof Erich von Grönland nach V., wahrscheinlich um seine dort angesiedelten Landsleute im Glauben zu bewahren. Rafn hat in seinen «Antiquitates Americanae» die vollständige Sammlung der Quellen zur vorcolumbischen Geschichte Amerikas herausgegeben und in geogr. Untersuchungen die Gründe für die Bestimmung der Lage des Landes dargestellt. Vgl. Wilhelmi, «Island, Hvitramannaland, Grönland und V.» (Heidelb. 1842).

Vintschgau oder **Vinstgau** (ital. Val Venusta, in mittelalterlichen Urkunden Vallis Venusta), das obere Etschthal in Tirol, hat seinen Namen von dem nur aus einer Inschrift (bei Plinius) bekannten rhätischen Alpenvolk der Venostes. Es zerfällt in die Malser Heide oder Obervintschgau, die als Querthal südwärts bis Glurns gerichtete Strecke, und Untervintschgau, das ostwärts gerichtete Längenthal bis zur Töll, unweit oberhalb Meran. Nach Obervintschgau gelangt man von Finstermünz (s. d.) über das Dorf Nauders und den 4451 F. hohen Sattel der Reschenscheideck, der Wasserscheide zwischen dem Inn und der Etsch, zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere. Hier eröffnet sich, sobald man jenseit des Dorfs Reschen den kleinen trüben Reschensee, das 4625 F. hoch gelegene Quellbecken der Etsch, erreicht hat, eine wunderbar überraschende Aussicht auf die kolossalen schnee- und eisbedeckten Bergmassen der Ortlesalpen, welche im Süden den Hintergrund schließen. Es fällt diese Malser Heide bis Glurns hin 1800 F. ab und ist eine kalte und windige, steinige, unfruchtbare und öde Hochebene, von Steinmuren und Schlammablagerungen der Seitenthäler gebildet, links und rechts von 4—5000 F. hohen Alpengipfeln überragt. Man gelangt über St.-Valentin auf der Heide (früher Hospiz), Dorf Burgeis (mit 1000 E.), Schloß Fürstenburg, einst Sommersitz der Bischöfe von Chur, und die 1146 gestiftete Benedictinerabtei Marienberg nach dem Marktflecken Mals (mit 1200 E. und einem 1697 gegründeten Kapuzinerkloster) und dem

nahen, in 2652 F. Seehöhe gelegenen Städtchen Glurns (mit 1150 E.), von wo aus gewöhnlich die Wanderung in das graubündner Münsterthal (s. d.) gemacht wird. Auf dem Wege dahin, unweit gegen Südwesten, bei dem Dorfe Taufers, schlugen 22. Mai 1499 6000 Engadiner eine gleiche Zahl Tiroler des Kaisers Maximilian, die sog. Schlacht auf der Malser Heide. Im eigentlichen oder dem Untervintschgau, das etwa 1600 F. abfällt, führt zunächst unterhalb Glurns vom Dorfe Eyrs, wo die Etsch schon eine entschieden östl. Richtung nimmt, und über Prad der Weg nach dem Stilfser Joch (s. d.) und so nach Bormio im Veltlin. Dann folgen: das Dorf Laas (im Winter 1861 niedergebrannt), Schlanders mit 2050 E., einem 1644 gegründeten Kapuzinerkloster und der Burg Schlandersberg, am Eingang in den engen Thalspalt Schlandernaun, nördlich gegenüber dem Dorfe Göflan, wo der vortreffliche weiße Schlanderser Marmor gebrochen wird; weiterhin das Dorf Laatsch, nahe unterhalb vom Eingange zu dem 6 St. weit bis zu den Eisgebirgen des Ortles führenden, von der Pinna durchbrausten Thal Martell sowie nahe der über dem Dorfe Goldrain liegenden Burg Annenberg, dem Sitze eines im 14. und 15. Jahrh. durch Tapferkeit, Reichthum und Kunstsinn ausgezeichneten Geschlechts, dem 1842 ausgebrannten Schloß Castelbell und dem besuchten Wallfahrtsort St.-Martin auf dem Kofel; ferner das Schloß Juval am Eingang des gegen Nordwesten 10 St. weit zu den Oezthaler Fernern führenden Schnalserthals; das Dorf Naturns mit 1600 E., einem schönen Wasserfall und den Schlössern Hohennaturns oder Tschetsch und Tarandsberg oder Dornsberg. Hierauf gestaltet sich bei Rabland das Etschthal enger und die Töll, ein 17—1800 F. hoher Sattel, mit dem Töllbach und der Töllbrücke, bildet die Grenzscheide zwischen dem V. und dem Etschlande, zwischen dem Norden und dem Süden, dem Granitgebirge und den Porphyrwänden. Aufwärts bis zur Töllbrücke, die einen bezaubernden Blick auf Meran (s. d.) bietet, ist das Etschthal warm und italienisch mild, seine Thalgehänge fruchtbar in südl. Pflanzenfülle, mit Weinreben, Kastanien, Nuß- und Obstbäumen bedeckt, der Menschenschlag schön und kräftig. Von der Töllbrücke aufwärts ändert sich der Thalcharakter. Sumpflandschaft tritt an die Stelle des fruchtbaren Bodens, Bergwasser stürzen von den steilen Abhängen. Erlen und Getreide wachsen im Thalgrunde, während die Rebe und die Kastanie immer seltener auftritt und bei Schlanders ihr Ende erreicht.

Viola, s. Veilchen.

Viole (Viola) ist der allgemeinste Name für die ganze Gattung der Bogen- oder Streichinstrumente (s. d.). Die vorzüglichsten V. waren die Viola da gamba (s. Gambe); die Viola d'amore, ein bratschenähnliches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument; die als Orchesterinstrument noch gegenwärtig allgemein gebräuchliche Viola di braccio, die am gewöhnlichsten Bratsche (s. d.) genannt wird; die Viola di spalla, ein jetzt ganz verschollenes Instrument; die Viola pomposa, eine Erfindung J. S. Bach's.

Violett bezeichnet die Farbe derjenigen Strahlen des Sonnenlichtes, welche im Spectrum (s. d.) den am stärksten brechbaren, sog. lavendelgrauen vorhergehen und nach Listing's Bestimmung zwischen 704 Billionen und 728 Billionen Schwingungen in der Secunde machen. (S. Farbenlehre.)

Violine, s. Geige.

Viollet-Leduc (Eugène Emmanuel), franz. Architekt, geb. 27. Jan. 1814 zu Paris, Schüler von A. Leclère, beschäftigte sich vorzüglich mit goth. Baukunst und machte gründliche Studien über die bürgerlichen, kirchlichen und militärischen Bauten des Mittelalters. 1840 mit dem Architekten Lassus zum Bauinspector an der pariser Sainte-Chapelle ernannt, wurde er gleichzeitig mit der Ausbesserung der alten Stiftskirche zu Vezelay beauftragt, sodann (1840—48) mit der Wiederherstellung verschiedener Kirchen und mehrerer Rathhäuser im südl. Frankreich. Infolge eines 1845 ausgeschriebenen Concurses übertrug man ihm gemeinschaftlich mit Lassus die Restauration der pariser Kirche Notre-Dame und den Bau der neuen Sakristei derselben, welche umfassenden Arbeiten er nach dem Tode seines Collegen (1854) allein leitete und 1868 dem Abschlusse entgegenführte. 1846 wurde V. auch als Architekt der alten Stiftskirche in St.-Denis bestellt, und 1849 übernahm er die Ausbesserung der alten Festungswerke von Carcassonne, die Reparatur der Kathedrale von Amiens, 1853 endlich die Restaurationsarbeiten der Liebfrauenkirche von Châlons an der Marne, der Kathedrale von Laon und des alten Schlosses Pierrefonds bei Compiègne. Im Verlauf dieser vielfältigen praktischen Bauthätigkeit vervollständigte V. seine ersten Forschungen über die mittelalterliche Baukunst und sammelte viele Materialien, welche er in verschiedenen Schriften verarbeitete. Die wichtigste ist das seit 1853 im Druck erscheinende «Dictionnaire raisonné de l'architecture française du

11me au 16me siècle». Der «Essai sur l'architecture militaire au moyen âge» (1854) und das «Dictionnaire du mobilier français de l'époque carlovingienne à la renaissance» (1855) sind blos Fortsetzungen oder weitere Ausführungen einzelner Partien jenes Wörterbuchs. Als Künstler und Schriftsteller zeigt V. durchweg eine ausschließliche Vorliebe für das Mittelalter, läßt jedoch die Anfänge der Renaissance noch einigermaßen gelten.

Violon (abgekürzt für Contraviolon), Contrabaß oder Große Baßgeige nennt man das größte Geigeninstrument, welches bestimmt ist, den Grundbaß zu führen. In dem ital. Orchester hat das V. gewöhnlich nur drei Saiten, in Deutschland meist vier, anderwärts sogar fünf. Die vier Saiten werden in E, A, d, g gestimmt und klingen um eine Octave tiefer als auf dem Violoncello (s. d.). Die besten Schulen für das V. schrieben Wenzel, Hause und Fröhlich. Neuerdings ist dasselbe auch von Dragonetti in London, Eisholb in Berlin, Müller in Darmstadt, dem Italiener Bottesini u. a. zu Solovorträgen gebraucht worden. Doch ist die Schwerfälligkeit desselben nie ganz zu beseitigen.

Violoncello oder Kleine Baßgeige, auch abgekürzt Cello, Schello genannt, steht in Hinsicht seiner Größe sowie in Hinsicht auf die Tiefe und Stärke seiner Töne zwischen der Bratsche und dem Violon (s. d.) in der Mitte. Es hat ganz den Bau der Geige (s. d.) und Bratsche (s. d.), nur daß es größer ist. Das V. ist ebenfalls mit vier Darmsaiten bezogen, wovon die beiden tiefsten mit Draht übersponnen sind. Die Stimmung der Saiten ist in C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine Octave tiefer. Sein ernster, bedeutsamer Ton überhaupt, seine durchdringende, angenehme Tiefe, seine volle, ans Herz sprechende Mitte und Höhe eignen dasselbe zu ernsten, charakteristischen und eindringlichen Melodien und besonders zur Grundlage des Bogenquartetts. Die Noten für das V. werden in dem F- oder Baßschlüssel gesetzt, und es geht dieses Instrument auch mit dem Contrabaß, obgleich seine Töne um eine Octave höher klingen als die Töne des letztern. Oft jedoch lassen neuere Componisten, wie Beethoven, Weber, Mendelssohn, Gade und Schumann, das V. in besondern Gängen hervortreten. Für die Töne, welche das $\bar{d}$ oder $\bar{e}$ übersteigen, wird gewöhnlich der Tenor- oder auch, besonders für die ganz hohen Töne in Concerten, Solos u. s. w., der G- oder Violinschlüssel gebraucht. Das V. ist eigentlich nur eine vervollkommnete Umgestaltung der früher üblichen Gambe (s. d.) und wurde erst später als Soloinstrument gebraucht. Der Erfinder desselben war Tardieu, ein Geistlicher von Tarascon, im Anfange des 18. Jahrh. Anfangs bezog man es mit fünf Saiten, nämlich C, G, d, a, $\bar{d}$; 1725 aber schaffte man das $\bar{d}$ als überflüssig wieder ab. Als berühmte Violoncellospieler sind zu erwähnen Mara, Schlick, Bernhard Romberg, Kraft, Merk, Knoop, Bohrer, Dotzauer, Kummer, Servais und Schuberth. Anweisungen zum Violoncellospiel gaben Kauer, Romberg, Schuberth, Dotzauer und viele andere.

Viotti (Giovanni Battista), ausgezeichneter Violinspieler und trefflicher Componist für sein Instrument, geb. zu Fontanetto in Piemont 23. Mai 1753, erhielt frühzeitig von unbedeutenden Lehrern seinen ersten Violinunterricht, wurde aber später in Turin des berühmten Pugnani Schüler. Mit diesem bereiste er von 1780 an Deutschland, Polen, Rußland, England und Frankreich, überall durch sein Spiel Staunen und Bewunderung erregend. Von Paris aus ging Pugnani 1782 nach Turin zurück, während V. in der franz. Hauptstadt blieb. Hier spielte er in öffentlichen und Privatconcerten, wurde Accompagnateur der Königin und 1789 Director der ital. Oper. 1792 trieben ihn die Revolutionswirren nach London, wo er zuerst viel Glück machte, nach einiger Zeit aber den Verdacht gegen sich erhoben sah, ein Agent und Spion der revolutionären Propaganda zu sein und auf ministeriellen Befehl sogar London verlassen mußte. Er wandte sich nun nach Hamburg und lebte in Zurückgezogenheit in einem Landhause bei dieser Stadt, bis er 1795, nachdem die Grundlosigkeit jener Anfeindungen sich erwiesen, wieder nach London zurückkehrte. Daselbst betheiligte er sich nun bei einem Weingeschäft und trieb Musik nur noch zum Vergnügen, wenn auch immer mit Liebe. 1801 besuchte V. Paris wieder, und seine Freunde, vor denen er sich hören ließ, mußten bekennen, daß sein Talent an Frische nicht das mindeste eingebüßt. Auch 1814 hielt er sich vorübergehend in der franz. Hauptstadt auf. Dann übernahm er 1819 zu Paris die Direction der Großen Oper, die er unter mislichen Verhältnissen bis ins Jahr 1822 führte. Kränkelnd zog er sich hierauf zurück und starb 10. März 1824 zu London. V.'s in jedem Betracht als wundervoll von seinen Zeitgenossen gerühmtem Spiele stehen seine noch heutzutage geachteten Compositionen zur Seite, die der Hauptsache nach in 29 Violinconcerten, 21 Streichquartetten und ebenso vielen Streichtrios, 51 Violinduetten und 18 Sonaten für Violine und Baß bestehen.

Vipern (Viperida) nennt man eine über alle Welttheile verbreitete Familie höchst gefährlicher Giftschlangen, welche sich alle dadurch auszeichnen, daß sie in dem beweglichen Oberkiefer nur zwei sehr große, der Länge nach durchbohrte Giftzähne tragen, welche durch die Bewegung des Kiefers in der Ruhe in häutige Scheiden des Zahnfleisches zurückgeschlagen, beim Bisse aber nach vorn gerichtet werden. Sie haben einen breiten, glatten Kopf, kurzen dicken Leib und kurzen Schwanz, sind meistens träg und phlegmatisch, gereizt aber furchtbar schnell im Angriff, tückisch und boshaft. Man kann die Familie in zwei Gruppen theilen, die eigentlichen V. mit glattem obern Mundrand, und die Grubenvipern mit einer blinden, seitlichen Grube zwischen Nase und Auge. Zu letztern gehören die Klapper-, Lanzen- und Mocassinschlangen; zu den erstern die Hornviper der Wüste (Cerastes) und die drei europäischen V.: die Sandviper (Vipera ammodytes) im südl. Rußland und den Ländern südlich vom Balkan, die italienische Viper (V. Redii), südlich von der Alpenkette, und die Kreuzotter, Adder oder Kupferschlange, nördlich von den Alpen in Deutschland bis hinauf nach Schweden. Da diese einzige Giftschlange Deutschlands statt Schuppen Schilder auf dem Kopfe hat, so hat man ihr einen andern Gattungsnamen (Pelias berus) gegeben. Sie wird höchstens 3 F. lang und wechselt außerordentlich in der Färbung, vom hellsten Grau und Gelb durch Kupferroth bis Schwarz und in der Zeichnung von einem zusammenhängenden Zickzackbande auf dem Rücken bis zu einzelnen Flecken. Sie wählt helle, sonnige Standorte, trockene Lichtungen in Wäldern, Raine und Sandflecke, verkriecht sich unter Steinen und Wurzeln, liegt meist regungslos in der Sonne, wird bei Nacht lebhafter, ist sehr träge und phlegmatisch und beißt nur, wenn sie berührt oder sonst gereizt wird. Ihre Nahrung besteht aus Mäusen, kleinen Vögeln, Eidechsen, Fröschen. Sie gebärt lebendige Junge. Der Biß der Viper kann unter günstigen Umständen, wenn das Thier groß ist, lange nicht gebissen hat, wenn das Wetter heiß und der Mensch erhitzt oder ermüdet ist, besonders aber je nach dem Theile, welcher gebissen wird, tödlich wirken, und man kennt Fälle von Tod nach Bissen in die Zunge, die Finger, die Füße. Schmerz, Geschwulst, Brand sind die örtlichen, Schwäche, Schwindel, Ohnmacht, Erbrechen, Fieber und Tod die allgemeinen Folgen des Bisses, der oft nach gänzlicher Heilung noch Taubheit des Gefühls und Lähmung im verwundeten Gliede zurückläßt. Das Gift wirkt nur, wenn es unmittelbar in das Blut gebracht wird, nicht aber im Magen oder im Munde. Man muß also sofort das gebissene Glied unterbinden, um die Circulation zu hemmen, die Wunde erweitern, tüchtig ausbluten lassen, aussaugen, nöthigenfalls ausbrennen. Ist das Gift schon in den Kreislauf übergegangen, so helfen besonders schweißtreibende und nervenstärkende Mittel. Durch einen Schlag auf Hals oder Rücken macht man die Schlange leicht wehrlos. Gewandte Fänger packen sie am Nacken mit den Fingern oder mit einem gabelförmig gespaltenen Stocke.

Virchow (Rudolf), ausgezeichneter deutscher Mediciner, geb. 13. Oct. 1821 zu Schivelbein in Pommern, besuchte das Gymnasium zu Köslin und widmete sich dann zu Berlin als Zögling des medic.-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Instituts mit Eifer medic. Studien. Nachdem er 1843 promovirt, fand er als Unterarzt und später als Prosector an der Charité günstige Gelegenheit zu pathol. Forschungen, welche er mit seinem Freunde Reinhardt gemeinschaftlich zu eingehenden Untersuchungen krankhafter Vorgänge benutzte. Die Ergebnisse derselben legten beide Forscher in dem von ihnen begründeten «Archiv für pathol. Anatomie und Physiologie» nieder, welches, nach Reinhardt's frühzeitigem Tode (1852) von V. allein fortgeführt, zu den angesehensten deutschen medic. Zeitschriften gehört. Aufsehen erregte unter den Aerzten besonders eine Kritik (1846) V.'s über die pathol.-anatom. Arbeiten Rokitansky's, in welcher er diesem gegenüber seine eigenen abweichenden Ansichten über die Ursachen der Krankheiten geltend machte. Während der Bewegung des J. 1848 wirkte V. in entschieden liberalem Sinne und bekannte sich offen als Demokrat. In einer mit Leubuscher begründeten Zeitschrift, «Die medic. Reform» (1848—49), sprach er sich auf das freisinnigste über Medicinalreform aus. Ueber die Erfahrungen, welche er als Abgeordneter der Regierung 1848 in Oberschlesien über den Hungertyphus sammelte, berichtete er in den «Mittheilungen über den oberschles. Typhus» (Berl. 1848). 1847 hatte er sich an der berliner Universität habilitirt, nachdem er schon seit Ostern 1846 besuchte Vorlesungen über pathol. Anatomie gehalten hatte. Zu Ostern 1849 wurde er von dem Ministerium aus polit. Gründen seiner Stelle entsetzt, jedoch nach einiger Zeit provisorisch wieder angestellt. Im Herbste folgte er daher einem Rufe als Professor nach Würzburg und zählte dort alsbald zu den Zierden dieser Universität und zu den hervorragendsten Lehrern der sog. Würzburger Schule, welche ihren nächsten Ausdruck in der von ihm mitgegründeten Physikalisch-medic. Gesellschaft und in den von derselben publicirten «Verhandlungen» fand. Noch von Berlin aus

hatte V. in der Schrift «Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin» (Berl. 1849) ein förmliches Programm seiner eigenen wissenschaftlichen Tendenzen im Gegensatze zu denen anderer Forscher aufgestellt. 1856 kehrte V. wieder als Professor an die Universität in Berlin zurück, deren medic. Facultät ihm einen großen Theil ihres Rufs verdankt. V. ist der Begründer der sog. Cellularpathologie. Als Grundursache der Veränderungen der Organe und Gewebe und deren Erkrankung stellt er die Erregbarkeit der Zellen (s. d.) hin. Wie er aus den eigenthümlichen Eigenschaften der Zellen die Ernährungs- und Bildungsvorgänge herleitet, so führt er auch jede Art von Erkrankung und Störung dieser Vorgänge auf diese specifische Erregbarkeit der Zellen zurück. Durch die Zellen werden Faserstoff, Schleim, Eiter sowie die übrigen normalen und krankhaften Absonderungen erzeugt. Ebenso werden durch dieselben auch die Grundelemente gebildet, woraus sich der Tuberkel, der Krebs und alle krankhaften Gebilde zusammensetzen. Dieses neue System, welches bereits viele jüngere Forscher zu dem ihrigen gemacht haben, entwickelte V. zuerst in den «Vorlesungen über Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre» (Berl. 1859), welche in fast alle europ. Sprachen übersetzt sind und deren dritte Auflage zugleich den ersten Band der «Vorlesungen über Pathologie» (Berl. 1862) bildet. Während des Rebellionskriegs ließ die nordamerik. Regierung besondere Auflagen davon veranstalten und an die Militärärzte vertheilen. Der zweite, dritte und vierte Band des letztern Werks (1863—67) umfassen die Vorlesungen über «Die krankhaften Geschwülste». Außer einer großen Anzahl von Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, in denen er eine staunenswerthe Fülle von eigenen Untersuchungen und Forschungen niedergelegt hat, sind von seinen Schriften noch hervorzuheben: «Die Noth im Spessart» (Würzb. 1852), «Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin» (Frankf. a. M. 1856), das von ihm unter Mitwirkung verschiedener deutscher Aerzte herausgegebene: «Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie» (Erlang. 1854 fg.), die «Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes» (Berl. 1857), «Vier Reden über Leben und Kranksein» (Berl. 1862), «Die Lehre von den Trichinen» (Berl. 1865; 3. Aufl. 1866), «Ueber den Hungertyphus» (Berl. 1868) u. s. w. Hieran reihen sich die geistvollen «Gedächtnißreden» auf Joh. Müller (Berl. 1858) und auf Schönlein (Berl. 1865); ferner eine Reihe populärer Vorträge, wie z. B. «Goethe als Naturforscher» (Berl. 1861) u. s. w. In der von V. und Holtzendorff seit 1866 herausgegebenen «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge», an welcher viele Gelehrte mitarbeiten, hat V. zwei Vorträge, einen «Ueber Pfahlbauten und Hünengräber» und einen «Ueber Nahrungs- und Genußmittel» veröffentlicht. Er gehört seit Jahren zu der Lehrerschaft des berliner Handwerkervereins und zu dem Vorstande des Vereins für Familien- und Volkserziehung, früher auch zum Vorstande der Turnerschaft. Hierdurch veranlaßt wurden ebenfalls mehrere kleinere Schriften, wie «Die Aufgabe der deutschen Turnerei» (Berl. 1864), «Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf» (Berl. 1865) u. s. w. Auch ist V. ein trefflicher Redner auf dem Katheder und auf der Tribüne, wie er vielfach seit 1859 als Stadtverordneter für Berlin und seit 1862 auch als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses (Wahlbezirk Saarbrücken, seit 1867 Berlin) bekundete. In letzterm zählt er zu den Gründern und Führern der Fortschrittspartei. Eine Wahl in den norddeutschen Reichstag hat er abgelehnt, nachdem er im preuß. Abgeordnetenhaus sowol gegen das Wahlgesetz als gegen die Verfassung des Reichstags gesprochen und gestimmt hatte.

Virement (vom franz. virer, im Kreise herumbewegen) bezeichnet in Frankreich das Geschäft der Girobanken (banques de virement), wonach die Verbindlichkeiten der Interessenten untereinander durch bloßes Ab- und Zuschreiben, nicht durch directe Zahlung bewirkt werden. (S. Banken.) Eine abweichende Bedeutung hat das Wort V. in der franz. Finanzverwaltung erlangt. Man versteht darunter die finanziellen Ausgleichungen in den Unterabtheilungen eines großen Budgetpostens, sodaß, langt bei der einen Unterabtheilung die im Etat bestimmte Summe nicht zu, dieses Deficit durch Ersparungen in andern Unterabtheilungen ausgeglichen wird. Es ist hierbei die Frage, ob die Staatsverwaltung berechtigt, dergleichen Operationen vorzunehmen, nachdem durch constitutionelle Vereinbarung die Verwendung bestimmter Summen für bestimmte Zwecke festgestellt worden. Sprachlich ungerechtfertigt ist es, wenn man statt V. das Wort «Revirement» gebraucht.

Virgilius (Publius), mit dem Familiennamen Maro, richtiger Vergilius, der bedeutendste epische und didaktische Dichter der Römer, geb. 15. Oct. 70 v. Chr. zu Andes, einem Flecken bei Mantua. Sohn eines mäßig bemittelten Bauern, hatte er es doch der Fürsorge seines Vaters zu verdanken, daß er in Cremona den Schulunterricht genießen und diesen in Mai-

land auf höherer Stufe fortsetzen durfte. So vorgebildet, ging er im J. 53 nach Rom, widmete sich hier bei einem der ersten Lehrer zugleich mit den Söhnen der höchsten Aristokratie rhetorischen Studien, verließ diese aber bald, um zur Philosophie und Poesie überzugehen. Bereits hatte er ein kleines, scherzhaftes Gedicht in Hexametern, «Culex», veröffentlicht, so benannt von dem komischen Helden desselben, einer Mücke, die von einem undankbaren Hirten, dem sie das Leben gerettet, getödtet worden und deren Schatten nun um Beerdigung bittet. Nach einigen Jahren solcher Studien kehrte er wieder in seine Heimat zurück und versuchte sich dort, während um ihn der Bürgerkrieg wüthete, in Nachahmung theokritischer Idyllen. Diese Gedichte, deren er von 42 an unter dem Titel «Bucolica», Hirtengedichte, oder «Eclogae» zehn veröffentlichte, und in denen zahlreiche Beziehungen auf die Herrscher des Tags, Octavian und dessen Freunde, sich finden, verschafften ihm nicht nur die Freundschaft des damals in Oberitalien befehligenden Asinius Pollio, des literarisch hochgebildeten Vertrauten Octavian's, sowie Bekanntschaft im übrigen Kreise der Partei Octavian's, sondern machten ihn auch bereits beim größern Publikum bekannt. Jener vornehmen Freundschaft verdankte er, als im J. 41 die Feldmark der Städte, die im Bürgerkrieg nicht zu den Siegern gehalten, und damit auch das Gütchen seines Vaters für die Veteranen in Anspruch genommen wurde, die Restitution jenes Gütchens. Den Dank dafür, zugleich mit der Freude über den 41 geschlossenen Frieden zwischen Octavian und Antonius, spricht die berühmte, dem Asinius Pollio gewidmete vierte Ekloge aus, deren Preis eines neuen goldenen Zeitalters später als Weissagung auf Christus gefaßt wurde. Im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen stand es, daß ihn in den folgenden Jahren Mäcenas (s. d.) veranlaßte, durch ein Gedicht über den Landbau der Bevölkerung Italiens Lust und Liebe zu ländlichen Beschäftigungen einzuflößen und dadurch mitzuhelfen zur Hebung des arg daniederliegenden ital. Ackerbaues. V. schrieb dieses Lehrgedicht, «Georgica», in vier Büchern in Unteritalien während der Jahre, in denen Octavian und Antonius sich um den Besitz der Welt stritten. Der Sieg seines Gönners Octavian und dessen Erhebung zum Imperator Augustus führte jene glänzende Zeit herbei, die auf dem Gebiete der Literatur der classischen Prosa eine classische Poesie an die Seite stellte, und dem Ruhme dieser Zeit wie des neuen Herrscherhauses war von nun an die ganze dichterische Thätigkeit des V. gewidmet, des ersten Namens in dem dichterischen Kreise, der sich um Mäcenas gruppirte. Auf directe Veranlassung des Augustus und in fortwährendem Verkehr mit demselben arbeitete er nun, meist in Campanien lebend, bis an den Schluß seines Lebens an seinem Hauptwerk, der «Aeneis» (in 12 Büchern), dem Epos von Aeneas, dessen Ansiedelung in Italien, und damit vom Ursprunge des glorreichen Julischen Hauses. Im J. 19 begab er sich, um die letzte Hand an dieses Werk zu legen, nach Griechenland, traf in Athen mit Augustus zusammen, der eben vom Orient zurückkehrte, und wollte nun mit diesem wieder nach Rom zurückkehren. Doch während der Rückreise starb er 21. Sept. 19 in Megara. Vor seinem Tode verlangte er, da es ihm nicht gelungen, sein Gedicht vollends auszufeilen, dasselbe solle verbrannt werden, aber die Ausführung dieses Wunsches wurde verhindert. Seine Freunde Varius (s. d.) und Tucca, denen das Manuscript testamentarisch vermacht war, besorgten später die Herausgabe. Der Leichnam des V. wurde nach Italien gebracht und bei Neapel an der Straße nach Puteoli beigesetzt. Doch ist das Grab, das man bei der Grotte des Posilipo heutzutage zeigt, keineswegs das des V. Außer den genannten dichterischen Werken tragen V.' Namen noch folgende Dichtungen: «Ciris» oder die Verwandlung der Scylla in einen Meervogel (ciris), in 540 Hexametern; «Copa», die Wirthin, Einladung zur Einkehr, in 19 Distichen; «Moretum», das Mörsergericht, hübsche Schilderung der Morgenstunden eines Bauern in 123 Hexametern; «Catalecta», eine Sammlung von 14 kleinen Gedichten gemischten Inhalts. Indessen ist die Echtheit dieser sämmtlichen Dichtungen vielfach bestritten. Was aber die anerkannt echten Werke betrifft, die zur Beurtheilung des Menschen und Dichters genügen, so ist in ihnen hinsichtlich des Charakters die edle Liebenswürdigkeit nicht zu verkennen, welche nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen den V. bei Hohen und Niedern beliebt und zu dem bevorzugtesten Gliede des Mäcenatischen Dichterkreises machte. Sein dichterischer Werth wurde, solange Homer nicht hinlänglich bekannt und gewürdigt war, vielfach unmäßig überschätzt; in neuerer Zeit ist der Mangel an Originalität gegenüber von Homer zu sehr betont worden. Die Schönheit der dichterischen Sprache, die Schöpfung des classischen Hexameters, eine Reihe originell schöner Erzählungen in der «Aeneis» und ländlicher Schilderungen der «Georgica» wird den V. immer zu einem der beliebtesten classischen Dichter machen. Kurz nach seinem Tode waren seine Werke bereits neben Homer das beliebteste Schulbuch. Commentatoren und Grammatiker wie Asconius, Valerius Probus, Donatus, Servius u. a. erklärten

ihn sachlich und sprachlich, beschrieben sein Leben, wie namentlich Donat (4. Jahrh.) in der noch erhaltenen «Vita Vergili». Die Verse seiner Dichtungen verwendete man in andern Zusammenstellungen zu neuen Gedichten (s. Cento), und im Mittelalter wurden sie sogar zu einer Orakelquelle (Stichomantie). V. selbst ward im Volksglauben zum Zauberer. (S. Virgilius der Zauberer.) Eins der ersten mittelhochdeutschen Heldengedichte, die «Eneit» des Heinrich vom Veldeken (s. d.), ist dem V. nachgebildet, und vollends für die Dichtung der roman. Völker, vor allem für Dante, ist V. von größtem Gewicht. Mit dem allen steht im Zusammenhange, daß wir eine große Anzahl von Handschriften von V. haben, darunter mehrere, wie den Mediceus in Florenz, den durch seine Miniaturen berühmten Vaticanus in Rom, die St.-Galler Handschrift, bis ins 4. Jahrh. zurückgehend. Pertz will sogar in einigen Blättern einer Prachthandschrift, die er für die berliner Bibliothek erworben, eine bis zu Augustus' Zeit zurückgehende Handschrift entdeckt haben, was aber sehr zweifelhaft ist. Neuere Ausgaben von V. besorgten: Wagner (5 Bde., Lpz. 1830—41), Peerlkamp (Leyd. 1843), Jahn (4. Aufl., Lpz. 1857), Ladewig (5. Aufl., Berl. 1867—68, mit Anmerkungen). Die neueste Hauptausgabe ist von Ribbeck (Bd. 1—4, Lpz. 1859—68) mit «Prolegomena critica» (Lpz. 1866), und desselben kleine Ausgabe (Lpz. 1867). Uebersetzungen lieferten: Voß (2. Aufl., Braunschw. 1821), Neuffer (3 Bde., Stuttg. 1830—35), Binder (3 Bde., Stuttg. 1856—67).

Virgilius der Zauberer ist die nach mittelalterlicher Auffassungsweise sagenhaft verherrlichte Gestalt des röm. Dichters. Der Dichter V. war als Gründer und Mittelpunkt der neuen Kunstschule, vor welcher alle ältern Erzeugnisse der röm. Muse in den Schatten traten, maßgebend geworden und geblieben für die Form der gesammten röm. Poesie nach ihm und für den größten Theil der spätern lateinischen. Aber nicht die schöne Form allein hatte seinen Dichtungen ein so hohes Ansehen gegeben, sondern auch seine tiefe Kenntniß der ital. Oertlichkeiten und ihrer Geschichte ward von ihm fast ausschließlich dazu angewendet, den Ruhm histor. Erinnerungen und vaterländischer Zustände zu verherrlichen. Die Grammatiker entnahmen vorzugsweise aus seinen Werken die Beispiele für ihre Regeln und verfaßten auch besondere Erläuterungsschriften über seine Gedichte. Die Rhetoren holten aus ihnen Stoffe für ihre Aufgaben und Declamationen, und die spätern Dichter borgten von ihm die Phraseologie. Sehr bald auch machte sich die Meinung geltend, daß in seinen Schriften eine ganz besondere Weisheit verborgen sei. So geschah es, daß auch christl. Schriftsteller schon des 3. und 4. Jahrh.', wie Minutius Felix, Lactantius und Augustinus, in V. den gefeiertsten Dichter der röm. Weltliteratur sahen. Aber sie gaben ihrer Verehrung eine christl. Wendung, indem sie dem Heidenthume aus seinem Hauptdichter die Nichtigkeit des Polytheismus und die Wahrheit des Christenthums zu beweisen suchten, namentlich dadurch, daß sie den Anfang der vierten Ekloge als eine messianische Weissagung deuteten und so den V. zu einem Seher Christi machten. Diese Deutung, welche eine Zeit lang fast officielle kirchliche Geltung gewann, setzte sich so fest, daß V. mit der Sibylle neben den alttestamentlichen messianischen Propheten in die kath. Liturgie Eingang fand und auch in den Mysterien des Mittelalters häufig unter den prophetischen Zeugen für den künftigen Messias erscheint. Auch nach dem Zeitalter der christl.-theol. Polemik brauchten Bibelausleger nicht selten Virgilische Verse zur Erläuterung von Bibelstellen, und die Scholastiker der spätern Zeit suchten sogar der ganzen «Aeneis» eine moralische Ausdeutung zu geben; ja selbst die biblische Schöpfungsgeschichte ward in einen Virgilischen Cento (s. d.) gebracht. Ein anderer aus gleicher Quelle entsprungener Gebrauch der Virgilischen Gedichte hatte ebenfalls schon in der Kaiserzeit begonnen und erhielt sich auch bei den Christen, sogar bis weit über das Mittelalter hinaus: die sortes Virgilianae, eine Schicksalsbefragung (s. Stichomantie), bei der man die ersten sich darbietenden Verse des aufs gerathewohl aufgeschlagenen Buchs als Orakel annahm. Die Griechen hatten in dieser Weise den Homer benutzt; die abendländ. Christen brauchten neben der Bibel den von den Römern überkommenen V. Eigentliche, für diesen besondern Zweck verfaßte Losbücher kamen aber erst gegen Ende des Mittelalters in Uebung und fanden während des 15. und 16. Jahrh. den meisten Beifall. Aus solcher histor. Entwickelung der Auffassung V.' erklärt sich sehr einfach, wie Dante darauf gerathen ist, in seinem großen Gedichte dem V. gerade jene bestimmte Rolle eines Repräsentanten der wahren erleuchteten Vernunft, eines zwischen Heiden- und Christenthum stehenden hochbegabten Geistes zuzutheilen. Uebrigens hatte sich diese hohe, halbreligiöse Verehrung V.' schon sehr früh eingestellt. Bald nach seinem Tode wurden ihm Bildsäulen gesetzt, sogar in den Hauskapellen der Kaiser; sein Geburtstag ward gefeiert, Schwangere und Dichter pilgerten zu seinem Grabe, und schließlich knüpften sich an ihn allerlei

Sagen, die aber stets zu seinem durch das ganze Mittelalter festgehaltenen Charakter eines weisen und reinen, vaterländisch gesinnten Meisters stimmen mußten, wodurch seine sagenhafte Gestalt sich wesentlich von derjenigen aller andern Zauberer unterscheidet. Doch läßt sich eine eigentliche Zaubersage von V. nicht vor dem 12. Jahrh. nachweisen; denn was in der «Vita Virgilii» des Donatus (aus der Mitte des 4. Jahrh.) an Zauberei streift, beruht auf späterer Interpolation. Die Zaubersage lehnt sich vorzugsweise an Orte, die in dem Leben des Dichters eine hervorragende Rolle spielen: Neapel, Rom und Mantua. Doch hat nur die auf die erste Stadt bezügliche volksthümlichen Charakter; alles andere ist auf literarischem Wege in Frankreich zunächst entstandene Uebertragung anderer Sagen auf V. Veranlassung zur Ausbildung der neapolit. Volkssage scheint ein engl. Gelehrter gegeben zu haben, der um die Mitte des 12. Jahrh. das Grab des Dichters aufsuchte. Die früheste positive Kunde gab Johannes von Salisbury in dem «Policratius» (1159), dann 1211 nach dem, was er mündlich zu Neapel vernommen, der Engländer Gervasius von Tilbury in den «Otia imperialia» und Konrad von Querfurt in einem Schreiben an Propst und Convent von Hildesheim (1194). Diesen folgten der gleichzeitige Helinandus, dessen Erzählung Vincentius Bellovacensis in das sechste Buch seines «Speculum historiale» aufnahm, und der ebenfalls gleichzeitige engl. Mönch Alexander Neckam in seinem Buche «De naturis rerum», woraus die betreffenden Stellen übergingen in des Gualterus Burläus wiederholt gedruckte «Vitae philosophorum» und die 1382 zum Abschluß gebrachte «Cronica di Partenope». Aus diesen Hauptquellen haben die Spätern vorzugsweise geschöpft, selbst die beiden ausführlicher vom Zauberer V. handelnden Italiener Buonamente Aliprando (in seiner zu Anfange des 15. Jahrh. in Terzinen abgefaßten Chronik von Mantua) und der sog. Pseudo-Villani («Le croniche dell' inclita città di Napoli», Neap. 1526). Einzelne auf den Zauberer V. bezügliche Geschichten und Anspielungen finden sich ziemlich häufig seit dem Anfange des 13. Jahrh. durch die ganze mittelalterliche Literatur verstreut. Zu einem Ganzen wurden die Sagen vereinigt in dem seit dem Anfange des 16. Jahrh. wiederholt gedruckten franz. Volksbuche «Faicts marveilleux de Virgille», zuerst bei Jehan Trepperel zu Paris, aus welchem bald darauf das englische hervorging (deutsch durch Spazier, Braunschw. 1830), und wenig später auch das niederländische (deutsch in von der Hagen's «Erzählungen und Märchen», Prenzl. 1838), dem dann die noch ungedruckte isländ. «Virgilius-Saga» sich anschloß. Die größtentheils im Volksbuche zusammengefaßten Sagen sind verschiedenen Alters und Ursprungs und kommen auch zum Theil anderwärts in mannichfach wechselnder Form und Verbindung vor. Einige derselben stammen entschieden aus dem Morgenlande; die meisten aber laufen darauf hinaus, daß sie, theilweise anknüpfend an wirklich vorhandene Naturerscheinungen oder Bauwerke, den V. als Urheber von Zauberwerken darstellen, die vorzüglich auf das Wohl Roms oder Neapels abzwecken. Vgl. Zappert, «Virgil's Fortleben im Mittelalter» (Wien 1851); Siebenhaar, «De fabulis, quae media aetate de Virgilio circumferebantur» (Berl. 1837); Edéléstand du Méril, «De Virgile l'enchanteur», in dessen «Mélanges archéologiques et littéraires» (Par. 1850). Die reichhaltigsten Nachweisungen über die Literatur der Virgiliussage gibt Roth in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 4).

Virginia, die Tochter des röm. Plebejers Virginius, wurde von ihrem Vater getödtet, als ihre Jungfräulichkeit durch den Decemvir Appius Claudius (s. d.) bedroht war.

Virginien, Virginia, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt gegen N. an Pennsylvanien und Maryland, gegen O. an das Atlantische Meer, gegen S. an Nordcarolina und Tennessee, gegen W. an Westvirginien und Kentucky und hat, seit der Abtrennung des neuen Staats Westvirginien (s. d.), nur noch einen Flächeninhalt von 1945 Q.-M. Den Oberflächenverhältnissen nach zerfällt das Land in drei Haupttheile: in das niedrige, im Bereich der Ebbe und Flut liegende Küstengebiet (Tide Water Region), welches das Meer entlang landeinwärts bis zu den untern Fällen der in den Atlantischen Ocean mündenden Ströme in einer Breite von 24—28 M. sich ausdehnt; in das Hügelland (Piedmont Region), welches von ersterm bis zur östl. Kette der Alleghanies reicht, die unter dem Namen der Blauen Kette (Blue Ridge) in nordöstl. Richtung den ganzen Staat durchzieht und eine mittlere Höhe von 1400—1870 F. hat, und in das Gebirgsland im Westen der vorigen Theile innerhalb der Alleghanies, welche in diesem Staat einen verhältnißmäßig großen Raum einnehmen (Great Valley). Vor vielen Gegenden Amerikas ist V. durch schöne Landschaften und Naturmerkwürdigkeiten, durch die Reize seiner Thäler und die Großartigkeit üppig bewaldeter Berge ausgezeichnet. Die bedeutendsten Flüsse sind, außer dem Potomac an der Grenze gegen Maryland mit dem Shenandoah, der James-River mit dem Appomattox, der Rappahannock und der York, die beträchtliche Strecken

aufwärts für Seeschiffe fahrbar sind und in die Chesapeakbai münden, und der Roanoke, welcher nach Nordcarolina übergeht. Merkwürdig ist der Mangel an Gebirgsseen in den Alleghanies; alle in denselben entspringenden Gewässer finden durch Querthäler und Spalten ihren Abfluß. Die Küste wird größtentheils von der Chesapeakbai (s. d.) begrenzt, welche in V. zwischen Cap Charles und Cap Henry in das Meer ausgeht und durch eine ihrer Buchten auch den besten Hafen des ganzen Landes, die sog. Hampton-Roads vor der Mündung des James-River, darbietet. Im ganzen ist die Küste überall niedrig und arm an guten Hafenplätzen. Das Klima des Landes bietet bedeutende Unterschiede dar. Auf der Küstenebene sind die Contraste zwischen Winter- und Sommertemperatur nicht so groß als im höhern Innern; dagegen ist es im Innern viel gesunder als an der Küste, die vom Aug. bis Oct. bösartigen epidemischen, namentlich biliösen Fiebern unterworfen ist. Die Bodenbeschaffenheit ist ebenfalls verschieden nach den orographischen Verhältnissen. Der Boden der niedrigen Küstenebene, mit zahlreichen Swamps oder Sümpfen und an den langsam dahinschleichenden Flüssen mit stehenden Wassern bedeckt, ist durchgehends sandig und arm, großentheils von den sog. Pine-Barrens oder Fichtenwaldungen eingenommen; cultivirt werden hier vornehmlich nur Mais, Hafer und Erbsen; in den südl. Swamps etwas Reis. In der Hügelregion gibt es mehr fruchtbares Land, hauptsächlich jedoch nur in den Flußthälern. Es ist diese Region vorzüglich die des Tabacksbaues; doch hat diesen im nördl. Theile der Weizen, im südlichen die Baumwolle beschränkt. Auch eine Menge Obst, namentlich Aepfel und Pfirsiche, wird hier producirt. In der gebirgigen Region bildet die Viehzucht, besonders von Schweinen und Rindvieh, einen Hauptzweig der Landwirthschaft; doch gibt es auch hier in den weiten Thälern gutes, zum Fruchtbau geeignetes und trefflich cultivirtes Land. Die Wälder gewähren in V. noch einen bedeutenden Ertrag, namentlich die Fichtenwaldungen, an Bauholz, Harz und Terpentin und Ahornzucker. Auch an Mineralproducten ist der Staat reich. Gold, Kupfer und Blei kommen vor; von besonderer Wichtigkeit aber sind nur Steinkohlen, Eisen und Salz. 1860 wurden 17870 Tons Roheisen, 9096 Tons Guß- und 17870 Tons Schmiedeeisen, im Werthe von mehr als 3 Mill. Doll. producirt. Auch an Mineralquellen ist das Land reich. Die Bevölkerung ist in den J. 1790—1840 von 748308 auf 1,239797, bis 1850 auf 1,421664, bis 1860 aber auf 1,596318 Seelen gestiegen. Davon gehen aber jetzt 376688 für Westvirginien ab. 1860 gab es 58042 freie Farbige und 490865 Sklaven, welche aber seitdem emancipirt sind und gleiche polit. Rechte mit den Weißen haben.

Den Haupterwerbszweig des Landes bilden Ackerbau und Viehzucht. Vor allem bedeutend ist die Tabacksproduction, die sich 1850 auf 56,516492 und 1860 auf 123,967757 Pfd. belief. Die Fabrikthätigkeit ist, mit Ausnahme der Tabacks- und Mehlfabrikation, unbedeutend, erheblicher der Bergbau und Handel. 1860 betrug der Werth der Ausfuhr, welche hauptsächlich in Taback und Weizenmehl besteht, 5,858024, der der Einfuhr 1,326249 Doll.; jene war im Vergleich zu frühern Jahren merklich gesunken, diese gestiegen. Das große Uebergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr zeigt schon, daß V. für den auswärtigen Handel keinen großen Markt hat und die Retouren für seine ausgeführten Producte größtentheils über andere nordamerik. Seehäfen gehen. Es ist daher auch die Rhederei V.s nicht von großer Bedeutung, und an der großen Fischerei nimmt es fast gar keinen Antheil. Obgleich für den Straßenbau in V. im Vergleich mit den nördl. atlantischen Staaten wenig geschehen, sind doch in neuerer Zeit auf Kanäle und Eisenbahnen ansehnliche Kapitalien gewendet worden. 1850 betrug die Länge der erstern 42¼ M.; 1860 waren 20 Eisenbahnen von 1771 engl. M. im Betrieb. Dem religiösen Bekenntnisse nach sind unter den Einwohnern die Baptisten die zahlreichsten. Nach ihnen folgen die Methodisten, die Presbyterianer und die Episkopalen. Ziemlich zahlreich sind auch die Katholiken, die einen Bischof zu Richmond haben. Außerdem gibt es Unitarier, Universalisten, Quäker und Juden in geringer Zahl. An höhern Unterrichtsanstalten ist der Staat verhältnißmäßig sehr arm. Er zählte zwar 1860 deren 23, darunter drei theologische, zwei juristische und drei medicinische, aber sie waren von höchst vernachlässigter Beschaffenheit. Die Virginia-Universität zu Charlottesville, 1819 mit großem Aufwande gegründet und vom Staate mit 15000 Doll. pro Jahr dotirt, hat noch nichts Nennenswerthes für die Wissenschaft geleistet. Volksschulen gab es 1860 3778. Im allgemeinen steht aber das Volksschulwesen in V. gegen die nördl. und mittlern Staaten zurück, was hauptsächlich der Sklaverei zuzuschreiben. Ein Taubstummen- und Blindeninstitut hat der Staat zu Staunton, zwei Irrenhäuser ebenda und zu Williamsburg, eine Militärschule zu Lexington. Die gegenwärtige Constitution in V. wurde 1. Aug. 1851 angenommen und trat 8. Dec. 1851 in Wirksamkeit. Danach hat jeder 21 J. alte weiße

Einwohner das Wahlrecht, der 2 J. im Staat und 12 Monate vor der Wahl in der Grafschaft oder dem Ort, wo er stimmen soll, gewohnt hat. Die executive Gewalt ist einem Gouverneur übertragen, der vom Volke auf 4 J. erwählt wird und für die nächste Periode nicht wieder wählbar ist. Derselbe bezieht einen Gehalt von 5000 Doll. Die gesetzgebende Gewalt haben der Senat und das Haus der Abgeordneten. Letzteres zählt 152 auf Grundlage der weißen Bevölkerung vertheilte, auf 2 J. gewählte Mitglieder. Der Senat, nach der combinirten Basis der Bevölkerung und der Taxation vertheilt, besteht aus 50 auf 4 J. nach Districten gewählten Mitgliedern, von denen alle 2 J. die Hälfte austritt. Die Sitzungen sind zweijährlich. Zum Congreß schickte V. bis 1861 2 Senatoren und 8 Repräsentanten. Mitte des J. 1868 war V. damit beschäftigt, eine neue Verfassung zu berathen, welche im Einklange mit den Resultaten des Bürgerkriegs steht und namentlich den emancipirten Sklaven die diesen vom Bunde garantirten Rechte einräumt. Die Finanzen des Staats befinden sich in sehr schlechtem Zustande. Seine auswärtige Schuld belief sich nach Beendigung des Kriegs (1865) auf 41,470316 Doll. nebst rückständigen Zinsen seit dem 1. Jan. 1861. Diese Zinsen wurden inzwischen fundirt. Die Einnahmen haben sich infolge der Verwüstung V.s durch den Krieg bedeutend vermindert. Während die Einnahmen 1860 sich auf 4,326549 und die Ausgaben auf 4,222536 Doll. beliefen, betrugen die Einnahmen nach dem Kriege kaum die Hälfte. 1860 wurde der Gesammtwerth des den Taxen unterworfenen Eigenthums auf 657,021336 Doll. angesetzt, wovon 417,952228 Doll. in Eigenthum an Grundstücken bestanden. Banken hatte der Staat damals 66 mit 16,486210 Doll. Kapital, 19,817148 Notenumlauf und 3,017359 Metallvorrath. Der Bürgerkrieg hat auch in dieser Beziehung die größten Verwüstungen angerichtet.

V. ist derjenige unter den ältern Staaten der Union, in welchem die erste europ. Colonie, nämlich 1607 zu Jamestown am James-River, angelegt wurde. (S. Vereinigte Staaten.) Das Land wurde von der Königin Elisabeth dem Sir Walter Raleigh (s. d.) verliehen, der es zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginia nannte. Durch Verurtheilung und Hinrichtung Raleigh's unter Jakob I. fiel das Besitzthum wieder an die Krone und wurde nun der London- und Plymouthcompagnie verliehen und Nord- und Südvirginien genannt. Während der engl. Revolution war V. die loyalste aller Colonien, dagegen gehörte sie zu den ersten, die sich dem Mutterlande widersetzten, und war eine der thätigsten im Kriege. 1776 gab es sich seine erste Verfassung, die bis 1830 in Wirksamkeit blieb, worauf bis 1851 wiederholte Veränderungen eintraten. Die Constitution der Union nahm V. 1788 an. Damals war es der wichtigste der ältern 13 Unionsstaaten, unter denen es auch der größte ist. Aus seiner Bevölkerung sind viele hervorragende Staatsmänner und Heerführer der Union hervorgegangen. Hauptursachen, weshalb V. in der allgemeinen Entwickelung von Neuyork, Pennsylvanien und Ohio überflügelt worden, waren die Sklaverei und ihre demoralisirenden, die Cultur zurückhaltenden Folgen; ferner die allmähliche Erschöpfung des Bodens durch den Tabacksbau und die hieraus entstandene Uneinträglichkeit der Sklavenarbeit. Da der Plantagenbau in Abnahme gerieth und der rationelle Betrieb der Landwirthschaft mit der Sklaverei nicht vereinbar war, legte sich V. hauptsächlich auf Sklavenzüchtung. Es versorgte die südl. Staaten vorzugsweise mit Sklaven, seitdem die Sklavenzufuhr aus Afrika verboten war. Eingetheilt ist der Staat in 100 Counties. Nebst der Hauptstadt Richmond (s. d.) sind Norfolk (s. d.), Alexandria (s. d.), Charlottesville und Petersburg bemerkenswerthe Städte. Letztere liegt am Appomattox und ist einer der bedeutendsten Handelsplätze des Staats mit 18266 E. Hierzu kommen noch Lynchburg mit großem Tabackshandel und 6853 E., Fredericksburg am Rappahannock mit 5022 E.

Virginische Inseln oder Jungferninseln (engl. Virgin-Islands, franz. Iles Vierges, span. Islas Virgineas), eine Gruppe von nahezu 100 kleinen Eilanden in Westindien, unweit östlich von Portorico, die 1493 von Columbus auf dessen zweiter Reise entdeckt und angeblich von diesem nach den 11000 Jungfrauen, nach anderer Angabe aber erst von Sir Fr. Drake (1580) zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth benannt wurde. Nur etwa der vierte Theil derselben ist bewohnt und in Cultur genommen; die übrigen sind zur Colonisirung zu felsig, wasserarm und unergiebig und daher unbewohnt. Das Areal der wirklich colonisirten wird auf 11,3 Q.-M., ihre Bevölkerung auf 47061 Seelen (1860 und 1861) angegeben. Dieselben erzeugen alle westind. Producte und liefern zur Ausfuhr Zucker, Melasse, Rum, Indigo, Salz, Baumwolle, Taback, Gelbholz, Piment und Ingwer. Die Wälder enthalten nützliche Bäume. Eine Fülle von Guineagras bietet gute Weide, und die Küsten sind fischreich. Das Klima ist veränderlich. Es gibt zwei nasse und zwei trockene Jahreszeiten. Erdbeben sind nicht selten sowie furchtbare Orkane, verbunden mit Sturmfluten. Erst seit dem 16. Jahrh.

wurden auf diesem kleinen Archipel, der äußersten Westgruppe der Kleinen Antillen, Colonien gegründet. Der westl. Theil gehört den Spaniern, der östliche den Engländern, die Mitte bisher den Dänen, welche aber St.-Thomas an die Vereinigten Staaten von Amerika verkauften und über den Verkauf ihres übrigen Besitzes 1868 mit denselben in Unterhandlung standen. Spanisch sind: Culebra oder die Schlangeninsel, Culebrita und Viepuez oder die Krabbeninsel, die zum Generalkapitanat Portorico gehören, zusammen 3 Q.-M. umfassen und auf Viepuez 2779 E. (1861) zählen. Auf letzterer Insel haben indessen vertragsmäßig alle drei Nationen das Recht der Baumfällung, der Jagd und des Fischfangs. Die bisher dänischen Inseln sind St.-Thomas (s. d.), St.-Croix oder Sta.-Cruz (3,s Q.-M. mit 23194 E.), mit der festen Hauptstadt Christianstad, der Hafenstadt Frederikstad und einigen Herrnhuter Niederlassungen, und St.-Jan oder St.-Jean (St.-John) (1 Q.-M. mit 1574 E.) mit der gleichnamigen Hauptstadt, zusammen 5,s Q.-M. mit 38231 E. (1860). Englisch sind die übrigen Inseln, welche das Gouvernement Tortola (s. d.) bilden.

Viriathus, ein lusitanischer Hirte, der im Unabhängigkeitskriege seines Volks gegen die Römer von 149—139 v. Chr. der Führer desselben war. Nachdem er der verrätherischen Niedermetzelung Tausender von Lusitaniern durch den Statthalter Sulpicius Galba entronnen, benutzte er die dabei gemachte Erfahrung, um 149 ein Heer seiner Landsleute, das, von den Römern bedrängt, mit denselben verhandeln wollte, zum äußersten Widerstande gegen die wortbrüchigen Feinde zu bewegen. Er stellte sich auch mit Erfolg an die Spitze dieses Widerstandes und unterhielt denselben in Lusitanien und Südspanien jahrelang gegen eine Reihe röm. Statthalter, von denen nur Q. Fabius Aemilianus (144) einigermaßen gegen ihn aufkommen konnte. Im J. 141 hatte er es, gegenüber dem Nachfolger des Aemilianus, dem Servilianus, bereits dahin gebracht, daß die Römer die Unabhängigkeit Lusitaniens unter V. anerkannten. Allein der folgende Statthalter Servilius Cäpio brach den Vertrag und behielt nicht nur im Felde die Oberhand, sondern gewann auch in der Umgebung des V. Verräther, die denselben 139 ermordeten. Die Lusitanier setzten zwar unter einem neuen Führer, Tautamus, den Kampf noch zwei Jahre lang fort, aber ohne Erfolg.

Virilstimmen (vota virilia) hießen im Fürstencollegium auf dem deutschen Reichstage im Gegensatze zu den Curiat- oder Gesammtstimmen (s. Curia) der unmittelbaren Reichsprälaten und Reichsgrafen die dem einzelnen Stande zustehenden Stimmen. Ein gleicher Unterschied fand bei dem Engern Rathe des Deutschen Bundes statt, wo die 38 Bundesmitglieder zusammen nur 17 Stimmen hatten, von denen 11 Stimmen Viril- und 6 Curiatstimmen waren.

Virtuosen und **Virtuosität** (vom ital. virtuoso, tüchtig, kräftig). Wie man das Kunstwerk nach den zwei Seiten, Inneres und Aeußeres, Idee und Formen, Gehalt und Ausdruck scheiden kann, so findet auch ähnlich in dem Künstler eine doppelseitige Thätigkeit statt, nämlich eine, die sich auf das innere ideelle Bilden und Gestalten, und eine andere, die sich auf die sinnliche Verwirklichung oder Ausführung des so Entworfenen richtet. Mit dem Worte Virtuosität bezeichnet man einen hohen Grad erlangter Kunstfertigkeit und nennt Virtuosen alle diejenigen, welche in der Ausführung der Kunst eine hervorragende Geschicklichkeit bekunden. Der Ausdruck wurde vor zeiten auf alle Künste angewandt. Weil er sich aber nicht auf das Kunstschaffen selbst, sondern lediglich auf die ausführende Thätigkeit bezieht, und weil die Musik diejenige Kunst ist, welche ohne eine stetig reproducirende Ausführung stumm und fast todt erscheint, so hat er sich hier ausschließlich festgesetzt, sodaß unter Virtuose jetzt allgemein nur ein ausübender Sänger oder Instrumentenspieler verstanden wird. Man pflegt diejenigen Zeiten, in welchen virtuosenhafte Leistungen einseitig gepflegt und geschätzt werden, nicht mit Unrecht als verflacht zu bezeichnen und theilt namentlich unserm Zeitalter die einseitige Richtung auf Virtuosität zu. Auch pflegt man wol aus der Kunstentwickelung den Nachweis zu versuchen, daß und warum erst mit dem Hervortreten subjectivmoderner Richtungen in der Kunst die Virtuosität überhaupt aufkommen und deshalb erst neuerdings sich zur Vollkommenheit ausbilden konnte. Aber ein solches Raisonnement ist grundlos und trifft nicht den Kern der Sache. Die Virtuosität an sich hat mit einer subjectiven Kunstgestaltung nicht mehr gemein als mit einer objectiven, und cultivirt je nach der Richtung oder Neigung des Künstlers bald die eine, bald die andere. Nicht die Subjectivität, sondern die Individualität in der Kunst ist es, mit welcher die Virtuosität es zu thun hat. Diese beruht aber lediglich auf der Charaktergestaltung. Große Virtuosen gab es zu allen Zeiten und sie bedeuteten auch überall dasselbe, so sehr, daß von einigen der ältesten und gefeiertsten Musiker, wie Orpheus, Terpander u. a., jetzt wenig mehr als der Schimmer einer unsterblichen Virtuosität geblieben ist.

Virues (Christóval de), span. dramatischer und epischer Dichter, wurde zu Valencia um 1550 als der Sohn eines Arztes geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Er trat früh in Kriegsdienste, focht in der Schlacht bei Lepanto mit, die er später in seinem epischen Gedicht «El Monserrate» als Augenzeuge beschrieb, diente dann im Mailändischen und in Flandern und scheint bis an seinen Tod, der um 1610 erfolgte, in Kriegsdiensten geblieben zu sein, wo er den Posten eines Hauptmanns bekleidete. Sein episches Gedicht erschien zuerst zu Madrid 1588 und dann sehr oft (auszugsweise in Quintana's «Musa épica», Madr. 1833, mit kritischen Bemerkungen). Außerdem hat man von ihm «Obras trágicas y líricas» (Madr. 1609), worin sich fünf Tragödien befinden, die, um 1580—90 aufgeführt, auf der Bühne Epoche gemacht und seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben. Auch scheint sich die Eintheilung des Schauspiels in drei Acte durch seine Stücke zum allgemeinen Gebrauch festgestellt zu haben, wiewol die Ehre der Erfindung davon dem weit ältern Francisco de Avendaño gebührt. Sein episches Gedicht zeichnet sich durch nichts vor den vielen gemachten Epopöen aus, ja es leidet sogar an chronikenartiger Trockenheit. Auch seine Dramen sind aus einem misverstandenen Streben, Antikes mit Modernem zu verschmelzen, oft wahre Ausgeburten des Ungeschmacks, verrathen aber durch einzelne Züge ein wahrhaft dramatisches Talent, das bei geläuterten theoretischen Ansichten Bedeutendes geleistet hätte, wie namentlich seine Tragödie «Dido» zeigt.

Vischer (Friedrich Theodor), der bedeutendste deutsche Aesthetiker der Gegenwart, geb. 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stuttgart. Mehr durch Verhältnisse als Neigung zum Studium der Theologie geführt, bezog er 1821 das Seminar zu Blaubeuren, das er 1825 mit dem zu Tübingen vertauschte. Die philos. Studien, die er hier begonnen, setzte er fort, als er 1830 zum Vicar eines Geistlichen in Horrheim bei Vaihingen und im Herbst 1831 zum Repetenten im Seminar zu Maulbronn ernannt worden war. Im Winter 1832—33 besuchte er Göttingen, Berlin, Dresden, Wien, Tirol, München, wo besonders seine Neigung für die Kunst Nahrung fand. Nachdem er 1833—36 als Repetent im Seminar zu Tübingen gewirkt, entsagte er der theol. Laufbahn und habilitirte sich 1836 zu Tübingen, wo er auch 1837 eine außerord. Professur in der philos. Facultät erhielt und seit 1838 seine ganze Kraft ausschließlich der Aesthetik und der deutschen Literatur zuwandte. In diese Zeit fällt seine vortreffliche Schrift «Ueber das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837). Die Reisen, die er Aug. 1839 bis Herbst 1840 durch Italien und Griechenland wie im Herbst 1843 durch Oberitalien unternahm, waren ganz dem Kunststudium gewidmet. 1844 wurde V. zum ord. Professor ernannt, bei welcher Gelegenheit er im Nov. die auch im Druck erschienene (Tüb. 1844) Antrittsrede hielt, in der er einen offenen Kampf gegen die Feinde des freien Denkens ankündigte. Die kirchliche und pietistische Partei benutzte einige in dieser Rede und in den vorher erschienenen «Kritischen Gängen» (Tüb. 1844) enthaltene und ausgedeutete Stellen zu den heftigsten Angriffen auf V. und weiter auf den Minister Schlayer, welche endlich den Minister bestimmten, dem Drange der Verhältnisse nachzugeben und über V. eine zweijährige Suspension zu verhängen. Ostern 1847 trat dieser seine akademische Thätigkeit als Lehrer wieder an. Im Frühjahr 1848 wurde er vom Wahlbezirk Reutlingen-Urach in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er mit der gemäßigten Linken (früher Würtembergischer Hof, nach dessen Spaltung Westendhall) stimmte und bis gegen Ende in Betreff der Einheitsfrage der großdeutschen Partei angehörte, sich zuletzt aber den Gothanern anschloß. Im Frühjahr 1849 folgte er dem Reste des Parlaments nach Stuttgart, und im Herbst desselben Jahres nahm er seine akademische Thätigkeit wieder auf. 1855 folgte V. einem Rufe als Professor am eidgenössischen Polytechnikum und der cantonalen Hochschule zu Zürich. 1866 kehrte er jedoch nach Würtemberg zurück, wo ihm die Professur der Aesthetik und deutschen Literatur sowol an der Universität zu Tübingen als am Polytechnikum zu Stuttgart übertragen ward. Er lehrt seitdem im Winterhalbjahr an der erstern, im Sommerhalbjahr an letzterer Anstalt. V.'s eigentliches Hauptwerk ist die «Aesthetik, oder Wissenschaft des Schönen» (3 Bde., Stuttg. 1847—58), welches die Entwickelung der speculativen Aesthetik von Kant bis Hegel zusammenfaßt und fortbildet und sich zugleich durch eine sehr genaue und feinsinnige Durchdringung des kunstgeschichtlichen Stoffs vor allen andern Werken dieser Art auszeichnet. Während seines Aufenthalts in Zürich veröffentlichte er eine neue Folge der «Kritischen Gänge» (5 Hefte, Stuttg. 1861—66) und pseudonym die Schrift «Faust. Der Tragödie dritter Theil» (Stuttg. 1862), eine Satire auf den zweiten Theil des Goethe'schen Faust. Anonym erschienen von ihm «Epigramme aus Baden-Baden» (Stuttg. 1867), die vielen Beifall fanden.

Vischer (Peter), ein ausgezeichneter Erzgießer, wurde zu Nürnberg um 1455 geboren.

Sein Vater, Hermann V., der Aeltere, ebenfalls ein tüchtiger Erzgießer, verfertigte 1457 das eherne Taufbecken der Stadtkirche zu Wittenberg. Der Sohn wurde 1489 Meister und arbeitete zunächst noch in der scharfen, eckigen Darstellungsweise des 15. Jahrh. die ehernen Grabplatten des Bischofs Johann im Dom zu Breslau (1496) und des Bischofs Heinrich III. im Dom zu Bamberg (1492—93), sowie den großen Sarkophag des Erzbischofs Ernst im Dom zu Magdeburg (1495). Vgl. Cantian, «Ehernes Grabmal des Erzbischofs Ernst» (Berl. 1822). Bald machten seine Kunstwerke ihm einen berühmten Namen, und erst in späterer Zeit hat man ohne Grund die Frage verhandelt, ob V. die Modelle zu seinen Arbeiten selbst gefertigt, oder blos ihre Ausführung besorgt habe. Vom In- und Auslande erhielt er Bestellungen. Allmählich zeigte sich in seinen Werken ein Zurückgehen auf die rundern Formen, die idealistischere Auffassung des deutschen Stils im 13. und 14. Jahrh. So geschieht dies in den Grabplatten der Bischöfe Veit (1503) und Georg II. (1506) im Dom zu Bamberg; ja es treten unleugbar antike Motive hinzu. Man hat um dieses willen eine oder mehrere Reisen V.'s nach Italien angenommen. Indessen erklärt sich die Sache schon daraus, daß sein Sohn Hermann V., der Jüngere, in Italien war und Studien mit nach Hause brachte, welche dem Vater und den Brüdern zur Uebung dienten. Unter dieser demnach nur geringen ital. Einwirkung entstand V.'s berühmtes Werk, das Grab des heil. Sebaldus in der St.-Sebaldkirche zu Nürnberg (1506—19), das durch Richtigkeit der Zeichnung, die edeln und abwechselnden Stellungen und den Ausdruck der Köpfe in der großen Menge Figuren (72 ohne die Apostel und Propheten), den Faltenwurf der Gewänder sowie durch die Reinheit des Bronzegusses sich den berühmtesten Werken ital. Meister gleichstellt und selbst viele antike übertrifft. An der Ausführung hatten die fünf Söhne des Meisters theil und so wol auch an andern spätern Werken. Unter diesen sind zu nennen: das Grabmal des Kurfürsten Johann Cicero im Dom zu Berlin, die Reliefs Christus, von seiner Mutter Abschied nehmend (im Dom zu Regensburg), die Krönung Mariä (im Dom zu Erfurt), und das Grabmal Albrecht's von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, vom J. 1525 (in der Stiftskirche zu Aschaffenburg). Unentschieden ist noch, ob das bronzene Basrelief in der St.-Egidienkirche zu Nürnberg mit V.'s Zeichen und der Jahrzahl 1522, welches den Leichnam Jesu vor dem Kreuze liegend darstellt, vom Vater oder von einem der Söhne herrühre. Der Mittelmäßigkeit der Arbeit wegen hat man meist das letztere angenommen. Auch das Denkmal des Chr. von Stadion, das diesem Relief gegenüber eingemauert ist, würde diese Annahme bestätigen. Dagegen werden V.'s Talente gerechtfertigt durch seine unbestrittenen Werke aus der spätesten Zeit, wie die aus Bronze gegossene Figur des Apollo, jetzt im Rathhause zu Nürnberg, einst die Zierde eines Brunnens; das jetzt vernichtete Gitter, das jahrhundertelang eine Zierde des nürnberger Rathhauses war, bis es 1806 als altes Metall verkauft wurde, und die Gedächtnißtafel Ant. Kressen's in der Lorenzkirche. Jenes kostbare Gitter war die letzte Arbeit V.'s, bei der ihn, noch vor der Vollendung, der Tod übereilte. Er starb 7. Jan. 1529. Sein Bild, wie er in der Gießhütte aussah, hat V. unter den kleinen Figuren am Grabe des heil. Sebaldus angebracht. Nachgüsse der zwölf Apostel von jenem Denkmale findet man als Träger des Altargeländers in der Domkirche zu Berlin. Vgl. «Die nürnberger Künstler, geschildert nach ihrem Leben und Wirken» (Heft 4, Nürnb. 1831); ferner Baader, «Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs» (Nördl. 1860—62). Von seinem schon genannten Sohne, Hermann V., dem Jüngern, ist das Denkmal des Kurfürsten Johann in der Schloßkirche zu Wittenberg (1534); von Johann V. eine Madonna in Bronzerelief vom J. 1530 in der Stiftskirche zu Aschaffenburg; von Peter V., dem Jüngern, das herrliche Grabmal Friedrich's des Weisen vom J. 1527, in der Schloßkirche zu Wittenberg.

Bischnu, s. Indische Religion.

Visconti (lat. Vicecomites) ist der Name einer lombard. Familie, die größere Macht als irgendein anderes ital. Adelsgeschlecht des Mittelalters erlangt hat. Die Anfänge sind dunkel. Ein Eriprando, Ottone u. a. werden zwar unter den Saliern und Hohenstaufen genannt, und das Vicecomesamt des mailänd. Erzbisthums gab ihnen den Namen. Größere Bedeutung erlangten sie aber erst, als der Lombardenbund in eine Menge größerer oder kleinerer, meist tyrannischer Herrschaften zerfiel, und mehr noch entwickelte sich die Macht des Hauses, als der Sturz der rivalisirenden della Torre (Thurn und Taxis) erfolgte. Besonders war es Otto V., Erzbischof von Mailand, gest. 1258, der die Macht der V. befestigte. Er hinterließ die Herrschergewalt seinem Neffen Matteo I., der nach manchem Glückswechsel während des Römerzugs Kaiser Heinrich's VII. 1312 Guido della Torre vertrieb und den Titel eines kaiserl. Statthalters erhielt, den er mit dem eines Herrn von Mailand verband. Matteo starb 1322. Sein

Erbe war sein erstgeborener Sohn Galeazzo, der, von mächtigen Feinden und seinen eigenen Brüdern gedrängt, durch Ludwig den Baier 1327 im Schlosse zu Monza eingekerkert wurde und im folgenden Jahre im Lucchesischen starb. Ihm folgte sein Sohn Azzo, geb. 1292, einer der Besten des Hauses, der aber schon 1329 starb. Da er keine Söhne hatte, folgte ihm sein Oheim Luchino, ein Sohn Matteo V.'s, der die großen Besitzthümer vermehrte und zuerst in seiner Familie als Beschützer der Wissenschaften und Künste hervortrat. Nach seinem Tode 1349 folgte ihm sein thatkräftiger, aber gewaltsamer Bruder Giovanni, Erzbischof von Mailand, der auch Genua und Bologna unter seine Herrschaft bekam und noch eifriger für die Wissenschaften wirkte. Petrarca hatte in ihm einen großen Gönner. Er starb 1354. Auf Giovanni folgten gemeinschaftlich dessen drei Neffen, Matteo II., Bernabò und Galeazzo II. Matteo starb schon nach einem Jahre; die beiden andern Brüder, obwol tapfer im Kriege, machten sich ihren Unterthanen durch Grausamkeit und viele Laster verhaßt. Die Geschichte dieser Glieder der Familie ist eine fast ununterbrochene Kette von willkürlichen und grausamen Handlungen, durch welche die ungewöhnlichen polit. Talente mehrerer von ihnen und der Schutz, den einer und der andere der Wissenschaft und ihren Pflegern gewährte, verdunkelt wurden. Dazu waren sie stets bereit, gegeneinander zu conspiriren und einander aus dem Wege zu räumen. — Auf Galeazzo II. folgte dessen Sohn Gian Galeazzo, der sich seines Oheims Bernabò durch Gewalt und List entledigte. In ihm erreichte die Familie V. den Gipfel ihrer Größe und ihres Glanzes. Er verschaffte ihr 1395 vom König Wenzel die Herzogswürde und die Anerkennung von mehr Besitzthümern, als irgendeiner seiner Vorgänger besessen. Seiner Herrschaft wurden Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna unterthan, und er stand trotz der Gegenwehr von Venedig und Florenz im Begriff, sich zum König von Italien zu machen, als er im J. 1402 plötzlich starb. Mit großartigem Sinne förderte er Wissenschaften und Künste, indem er die berühmtesten Männer an seinen Hof zog, die Universität zu Piacenza wiederherstellte, Pavia hob und eine große Bibliothek stiftete. Auch große Werke der Baukunst wurden unter seiner Regierung begonnen, z. B. der mailänder Dom, die Certosa bei Pavia und die Tessinbrücke bei letzterer Stadt. — Gian Galeazzo hinterließ drei Söhne, Giammaria, Filippo Maria und den unehelichen Gabriel, unter welche das Land vertheilt wurde. Rasch zerfiel Gian Galeazzo's großer Staat. In den meisten lombard. Städten warfen sich einzelne mächtige Bürger zu Gebietern auf, und die benachbarten Staaten ergriffen die günstige Gelegenheit, auf Kosten der V. ihr Eigenthum zu vergrößern oder ehemals besessenes wieder an sich zu bringen. So nahmen die Florentiner Pisa, die Venetianer nach und nach Padua, Vicenza, Verona, Brescia und andere Städte weg. Giammaria machte sich durch Grausamkeiten verhaßt und wurde 1412 das Opfer einer Verschwörung. Filippo Maria regierte nun allein und erlebte unzählige Glückswechsel, inmitten derer er aber stets eine achtungswerthe polit. Stellung behauptete. Dieser letzte Repräsentant des Hauses, weniger glänzend als sein Vater, stand diesem an Ehrgeiz und verschlagener Staatskunst nicht nach. Seine letzten Lebensjahre waren durch Feindseligkeiten der Venetianer verbittert, die oft bis unter die Mauern von Mailand rückten und alles Land ringsum verheerten. Zu seiner Zeit wurde das Kriegswesen der Condottieri durch Piccinino, Franc. Sforza, Carmagnola u. a. auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gehoben, deren diese Art der Taktik fähig war. Er starb 1447 ohne männliche Erben. Seine natürliche Tochter, Bianca, war an Franc. Sforza (s. d.), verheirathet, welcher 1450 durch List und Gewalt Herzog von Mailand wurde. Visconti'sche Nebenlinien bestehen noch jetzt in der Lombardei. Vgl. Litta in den «Famiglie celebri italiane» und Verri, «Storia di Milano», sowie die übrigen mailänd. Geschichtschreiber.

Visconti (Ennio Quirino), einer der berühmtesten Archäologen, der röm. Familie dieses Namens angehörig, wurde zu Rom 1. Nov. 1751 geboren. Sein Vater, Giambattista Antonio V., geb. 1722, war Präfect der Alterthümer in Rom unter Clemens XIII., Clemens XIV. und Pius VI., einer der angesehensten Männer seines Fachs, und starb 2. Sept. 1784. Vom Vater selbst unterrichtet, legte V. schon in zarter Jugend Proben eines frühreifen Talents ab und galt für ein Wunder. Im 14. J. übersetzte er die «Hecuba» des Euripides in ital. Verse (gedruckt 1765). Ebenso zeigte sich die Liebe zum Alterthum in V. sehr früh, und er wurde zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, welchem zu Gefallen er nebenbei die Rechte studirte. Der Papst ernannte ihn zum Ehrenkämmerer und Unterbibliothekar im Vatican; auch war er bei der von seinem Vater begonnenen Herausgabe des «Museo Pio-Clementino» (Bd. 1, Rom 1782) thätig. 1787, wo der von ihm besorgte zweite Band herauskam, ernannte ihn Pius zum Conservator des Museum Capitolinum. Das große Werk über die vaticanischen Sammlungen

machte V. alsbald in ganz Europa berühmt. Schon 1780 hatte er bei Gelegenheit der Entdeckung des Grabes der Scipionen die Dissertation «Monumenti degli Scipioni» herausgegeben. 1787 erschienen von ihm die «Monumenti scritti del museo del signor Tommaso Jenkins», denen 1788 der vierte Band des «Museo Pio-Clementino» folgte, während der dritte noch zurückblieb. Letzteres Werk erregte eine wahre Begeisterung in der philos.-archäol. Welt. Jetzt erst war eine Mythologie möglich. Es erschien dann 1790 der dritte, 1792 der sechste, 1796 der fünfte Band; der siebente wurde zu Paris geschrieben und zu Rom 1807 gedruckt. Inzwischen war auch zu Padua die wichtige Dissertation V.'s, «Osservazioni sopra un antico cammeo, rappresentante Giove Egioco», erschienen. Von seinen Arbeiten geringern Umfangs ist besonders die kleine, aber inhaltsreiche Schrift «Monumenti Gabini della villa Pinciana» (Rom 1797) zu erwähnen, die eine Uebersicht der durch Nachforschungen des Fürsten Borghese in den Ruinen der Villa bei Gabii gefundenen Alterthümer gibt. Die röm. Revolution infolge des Einfalls der Franzosen 1797 veranlaßte V. zur Auswanderung nach Frankreich, wo er 1799 zum Aufseher der Sammlungen des Louvre und zum Professor der Archäologie ernannt wurde. Denon wurde 1803 Generaldirector des Museums, V. Conservator der Alterthümer; gleichzeitig nahm ihn die Klasse der schönen Künste und ein Jahr später die Klasse der Geschichte und alten Literatur des Instituts zum Mitgliede auf. V. organisirte nun seine Abtheilung des Museums und gab den Katalog heraus, dessen letzte von ihm besorgte Ausgabe 1817 unter dem Titel «Description des antiques du Musée royal» erschien; ebenso 1802 die «Description des vases peints du Musée» und 1803 die «Explication de la tapisserie de la reine Mathilde». Dann folgte sein Hauptwerk, wozu Napoleon die Anregung und die Mittel gab, nämlich die «Iconographie grecque» (3 Bde., Par. 1808) und die «Iconographie romaine» (3 Bde., Par. 1818—20), ein Werk der seltensten Gelehrsamkeit. Bei allen diesen großen Arbeiten blieb V. noch Zeit zu fast zahllosen Abhandlungen, Dissertationen u. s. w. 1817 wurde er nach England eingeladen, um die Statuen, welche Lord Elgin in den Trümmern des Parthenon gefunden hatte, abzuschätzen. Bei seiner Rückkehr gab er das «Mémoire sur des ouvrages de sculpture du Parthénon, etc.» (Par. 1818) heraus. Es war sein letztes Werk; er starb 7. Febr. 1818. Seine «Illustrazioni di monumenti scelti Borghesiani» gaben de Rossi und Piale (Rom 1821) heraus. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke wurde von Labus (Mail. 1818 fg.) unternommen; sie umfaßt die Museumswerke, die beiden Ikonographien und die vermischten ital. und franz. Schriften. V. kann allerdings in Hinsicht auf Genialität mit Winckelmann nicht verglichen werden; er hat sich nie an mytholog.-philos. Forschungen gewagt und sich rein an das Aeußerliche und Künstlerische der Kunstdenkmäler gehalten. Hier aber steht er fast einzig da. Auch hat er große Schriftstellertugenden; besonders ist er kurz und präcis. — Sein Bruder, Filippo Aurelio V., der als Fortsetzung des «Museo Pio-Clementino» das «Museo Chiaramonti» herausgab, starb zu Rom 30. März 1831. — Ein zweiter Bruder, Alessandro V., geb. zu Rom 12. März 1757, war Arzt, machte sich durch seine Beschreibung der Villa Aldobrandini, durch sein numismatisches Journal und mehrere Abhandlungen bekannt und starb zu Rom 7. Jan. 1835.

Visconti (Louis Tullius Joachim), franz. Architekt, geb. 11. Febr. 1791 zu Rom, Sohn des berühmten Archäologen Ennio Quirino V., kam als achtjähriger Knabe mit seinem Vater nach Paris und machte daselbst unter Percier seine ersten Fachstudien. Der 1828 nach seinen Rissen an der Ecke der Rue-Gaillon gebaute Brunnen legte den Grund zu seinem Rufe und verschaffte ihm zahlreiche Bestellungen. Später lieferte er für den Kirchhof Père-Lachaise die Grabdenkmäler der Marschälle Suchet, Lauriston und Gouvion Saint-Cyr und für die Stadt Paris mehrere öffentliche Brunnen, von welchen derjenige des Square-Louvois besonders gelungen ist. Seit 1845 beschäftigte ihn das Grabdenkmal Napoleon's I. im Invalidendom, und die glanzvolle Art, wie er dieses Prachtmausoleum ausführte, bestimmte Napoleon III., ihm 1852 den Ausbau des Louvre (s. d.) zu übertragen. Der Meister entwickelte bei diesem Riesenbau eine erstaunliche Werkthätigkeit, sollte aber die Beendigung desselben nicht erleben. Er starb zu Paris 1. Dec. 1853. Sein Nachfolger, der Architekt Lefuel, hielt sich ziemlich genau an die von V. hinterlassenen Pläne, deren Verwirklichung im allgemeinen Zustimmung gefunden hat.

Viscum, s. Mistel.

Visionen nennt man Einbildungen der Seele, welche so lebhaft sind, daß sie von wirklichen Erscheinungen herzukommen scheinen. Sie entstehen häufig in Zuständen gereizter Einbildungskraft und bei beschränktem Verkehr des Geistes mit der Außenwelt, z. B. in der Einsamkeit, und sind Eins mit Phantasmen. Einer der merkwürdigsten Visionäre war Swedenborg (s. d.). In neuerer Zeit hat sich die Zahl der hierhergehörigen Beispiele sehr vermehrt, da man auf der-

gleichen Fälle aufmerksamer geworden ist. So ist z. B. an die Seherin von Prevorst (s. d.) zu erinnern. Die Visionäre behaupten in der Regel, daß ihre V. durch unmittelbare Einflüsse höherer Geister entstehen und sich gemäß der Beschaffenheit dieser Einflüsse verändern und umgestalten. Wegen der den sinnlichen Anschauungen gleichkommenden Lebhaftigkeit, wodurch die V. sich von andern blässern Phantasiebildern unterscheiden, vermuthet man, daß die Sinnesnerven selbst bei ihrer Erzeugung mitthätig sein mögen, ohne darüber jedoch etwas Bestimmtes zu wissen.

Visir heißt der gewöhnlich auf dem hintern Theile eines Feuerrohrs, zuweilen auch mehr nach vorn befindliche Einschnitt, durch welchen über das vorn am Rohr befindliche Korn beim Schießen gezielt wird. Die über V. und Korn nach dem Ziele gerichtete Linie heißt Visirlinie. Das V. muß bei richtiger Lage des Rohrs in der Verticalebene stehen, welche durch die Seelenachse gelegt werden kann. Ist das Korn so hoch, daß die Visirlinie mit der Seelenachse gleichläuft, so nennt man das Rohr verglichen. Da aber ein mit dem Geschütz gleichhoch stehendes Ziel bei dieser Richtung nicht getroffen werden würde, weil sich das Geschoß senkt, sobald es das Rohr verlassen hat, so macht man gewöhnlich das Korn etwas niedriger, sodaß Visirlinie und Seelenachse nach vorn convergiren und den Visirwinkel bilden. Wird nunmehr die Visirlinie nach einem gleichhoch stehenden Ziele gerichtet, so ist die Seelenachse nach vorn erhöht, der Bogen, den das Geschoß beschreibt, etwas höher, das Geschoß erreicht also eine weitere Entfernung und der Schuß wird ein Visirschuß genannt. Um größere Schußweiten zu erreichen, ist bei Geschützrohren ein Aufsatz, bei Handfeuerwaffen eine Klappe angebracht, in welche oben gleichfalls ein V. eingeschnitten ist. — V. oder Helmsturz heißt auch der Theil des Helms bei alten Rüstungen, welcher das Gesicht schützte. Derselbe war durchbrochen, um Luft einzulassen und sehen zu können, konnte auch ganz aufgeschlagen werden. — Bei manchen zum Feldmessen bestimmten Instrumenten heißt V. der feine lothrechte Einschnitt an der hintern aufrechtstehenden Platte, durch welchen man sieht, um den vordern Theil des Instruments in eine bestimmte Richtung zu bringen.

Visirkunst heißt derjenige Theil der angewandten Geometrie, welcher untersuchen lehrt, wie viel Einheiten eines bekannten Hohl- oder Flüssigkeitsmaßes irgendein Gefäß enthält, insbesondere ein Faß. Die Dimensionen desselben bestimmt man entweder durch den gemeinen Maßstab oder durch den Visirstab (s. d.) und befolgt dabei gewöhnlich eine von folgenden beiden erfahrungsmäßig gefundenen Regeln: 1) Der Inhalt eines gleichförmig gekrümmten Fasses ist fast genau gleich dem eines geraden Cylinders von gleicher Länge, dessen Grundfläche $^2/_3$ der Spundkreisfläche + $^1/_3$ der Bodenkreisfläche beträgt. 2) Der Inhalt eines am Halse weniger gewölbten Fasses ist fast genau gleich dem eines geraden Cylinders von gleicher Länge, dessen Durchmesser $^2/_3$ des Spunddurchmessers + $^1/_3$ des Bodendurchmessers beträgt. Die letztere Regel empfiehlt sich durch Leichtigkeit der Berechnung, gibt jedoch den Inhalt der gleichförmig gewölbten größern Fässer etwa um $^1/_{150}$ zu klein an.

Visirstab nennt man einen Maßstab zur Ausmessung des Inhalts eines Hohlgefäßes, insbesondere eines Fasses. Man unterscheidet hauptsächlich zweierlei Visirstäbe, quadratische und kubische. Die erstern enthalten auf einer Seite, der sog. Längenseite, den Durchmesser einer Hohlmaßeinheit, z. B. einer Kanne, d. h. eines Cylinders, dessen Inhalt eine Kanne beträgt und dessen Höhe dem Durchmesser der Grundfläche gleich ist, so oft als es angeht, aufgetragen; auf der andern, der Flächenseite, die Durchmesser von Cylindern, die bei gleicher Höhe mit einer Kanne einen Inhalt von 1, 2, 3, 4 u. s. w. Kannen haben. Man mißt mit diesem Stabe die Länge mit der Längenseite, den Durchmesser mit der Flächenseite, und beide multiplicirt geben den Kubikinhalt eines Cylinders. Den Flächeninhalt eines Fasses findet man nach den unter Visirkunst (s. d.) gegebenen Regeln. Bequemer, aber weniger genau gibt der kubische Maßstab den Inhalt eines Fasses. Er beruht auf dem Grundsatze der Aehnlichkeit aller Fässer.

Visp, eigentlich Vispach (franz. Viège), Marktflecken und Hauptort eines Bezirks im schweiz. Canton Wallis, in reizender, aber wegen der morastigen Umgebung ungesunder Lage, 5,5 M. östlich von Sitten, nahe am südl. Ufer des Rhône und am Ausgange des von dem reißenden Gebirgsbache Visp durchflossenen Vispthal, hat eine Schloßruine, eine Pfarrkirche, einen von dem verheerenden Erdbeben 25. Juli 1855 verschont gebliebenen Thurm einer zweiten Kirche und 617 E., deren Hauptnahrungsquelle der Fremdenverkehr ist. Man steigt von V. südlich 1 M. aufwärts nach dem 2567 F. hoch gelegenen Dorfe Stalden (mit 351 E.) an der Vereinigung der Horner Visp und der Saaser Visp. Die erstere entquillt den Gletschern des Monte-Rosa und des Matterhorn und fließt gegen Südsüdosten durch das Nikolai- oder Matterthal, die letztere entspringt aus dem Mattmarksee und durchströmt gegen Südsüdwesten das

Saasthal. Beide sind geschieden durch den mächtigen nördl. Ausläufer des Monte-Rosagebirgs, der sich, mit ausgedehnten Gletschern bedeckt, von der Cima di Jazi (13240 F.) lostrennt, das Distel- oder Strahlhorn (12966 F.), das Nymphischhorn (12905 F.), die Mischabelhörner (Täschhorn 14032 F., Dom 14020 F., Kleines Mischabelhorn 12323 F.) begreift und vom Balferinhorn (11636 F.) zum Visptbal bei Stalden sich herabsenkt. Von diesem Dorfe eine starke Meile gegen Südsüdosten aufwärts liegt an der Gorner Visp das Dorf Nikolaus (mit 261 E.), der Hauptort des Nikolai- oder Matterthals, 2,4 M. weiter hinauf in 5056 oder doch 4987 F. Seehöhe das Kirchdorf Zermatt (mit 424 E.), der Sammelplatz der Touristen, welche den Monte-Rosa oder das Matterhorn (s. d.) und die umliegende Gletscherwelt der Walliser Alpen besteigen wollen. Andererseits liegt 1,8 M. gegen Südsüdosten von Stalden das Kirchdorf Saas oder Saas im Grunde, der Lawinenstürzen ausgesetzte, von vielen Kapellen umgebene Hauptort des Saasthals. Weiter aufwärts von Saas gelangt man nach Meigern und von hier entweder gegen Osten und Südosten durch das Furggenthal, über den Saaspaß und den Furggengletscher in das Antronathal und so nach Domo d'Ossola, oder gegen Süden an dem Allolingletscher vorüber über den Monte-Moropaß (9046 F.) nach Macugnaga. (S. Monte-Rosa). Der genannte Allolingletscher gehört bezüglich seiner Zeichnung, Zerklüftung und der grotesken Form seiner riesigen Nadeln zu den merkwürdigsten des ganzen Alpenlandes. Derselbe füllt die Thalsohle aus und staut so den vom Schwarzberggletscher gespeisten Mattmarksee (6744 F. hoch) auf.

Visum repertum, Parere medicum oder Fundschein nennt man den auf gerichtliche Veranlassung verfaßten schriftlichen Bericht eines Arztes über die bei einer medic.-gerichtlichen Untersuchung gefundenen Resultate nebst den darauf gegründeten Schlußfolgerungen.

Vitaliäner oder Vitalienbrüder, eine Seeräuberschar im deutschen Norden, die gegen Ende des 14. Jahrh. zuerst auftrat. Als die Königin Margarethe von Dänemark den König Albrecht von Schweden nebst dessen Sohn Erich 1389 bei Falköping besiegt und gefangen genommen, Stockholm aber und andere feste Schlösser dem Könige treu blieben, riefen dessen Verwandte, die Herzoge von Mecklenburg, im Verein mit den Städten Rostock und Wismar Freibeuter auf, denen sie alle ihre Häfen zu öffnen versprachen, wenn sie auf eigene Gefahr Kaper gegen die drei nordischen Reiche ausrüsten und zugleich Stockholm mit Zufuhr versehen wollten. V. wurden diese Scharen genannt, weil sie ohne allen weitern Grund, blos um den Lebensunterhalt zu gewinnen, diesem kriegerischen Unternehmen sich anschlossen. Andere nennen sie Victualienbrüder, weil sie Stockholm mit Victualien oder Proviant versahen. Auch heißen sie wegen gleicher Vertheilung der Beute Likendeeler, d. i. Gleichbeuter. Glückliche Erfolge gegen die Dänen und Schweden vermehrten die Zahl der V., zugleich aber die Unsicherheit des Seehandels, der bald ganz daniederlag. Sie eroberten 1394 die Insel Gottland und schonten nun weder Freund noch Feind. Es entstanden Bündnisse einzelner Städte gegen die Räuber, doch vermochte man ihnen wenig anzuhaben. Endlich wurden sie 1398 von dem Deutschen Orden unter Konrad von Gunzingen, dem Gottland von Schweden verpfändet war, von der Insel vertrieben. Von der Königin Margarethe sowie von Hamburg und Lübeck wurden sie für gemeinsame Feinde erklärt. Unter solchen Umständen kehrte ein Theil nach der Heimat zurück, die große Menge aber wendete sich nach der Westsee, wo sie bei den friesischen Häuptlingen willkommene Aufnahme fand. Kein Schiff war jetzt mehr sicher in der Westsee, und Engländer, Dänen, Schweden und besonders die nach England handelnden Schiffe der Hansestädte wurden gleichmäßig beraubt. Den meisten Erfolg hatten endlich die Hamburger in ihren Unternehmungen gegen die so gefürchteten Seeräuber. In dem glänzenden Siege 1402 bei Helgoland wurden die kühnsten Anführer der V., Klaus Störtebeker und Wigmann, und noch in demselben Jahre auch Götke Michael nebst Wigbold, einem Magister der freien Künste, gefangen und in Hamburg enthauptet. Nur noch einmal erhoben die V. ihr Haupt, namentlich gegen die Hansestädte. Allein im Verein mit den Friesen wurden sie 1422 in Friesland selbst vernichtet. Zwar suchten sie noch eine Reihe von Jahren hindurch sich wieder zu erheben; doch seit 1439, wo sie zuletzt noch Bergen plünderten und niederbrannten, verschwindet ihr Name. Vgl. Voigt, «Die Vitalienbrüder», in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (Zweite Folge, Bd. 2, 1841).

Vitellius (Aulus), röm. Kaiser 69 n. Chr., Sprößling einer hocharistokratischen Familie und Sohn eines Vaters, der dreimal Consul gewesen, wurde 15 v. Chr. geboren. Schon als Knabe in das wüste Leben des Tiberius auf Capreä hineingezogen, theilte er die Vortheile wie die Schmach eines Günstlings des Caligula, Claudius und Nero. Als Galba 68 Kaiser wurde, schickte er den V., von dem er, als einem durchaus würdelosen Schlemmer, nichts fürchtete, als

Statthalter nach Niedergermanien. Allein die Legaten des V., Cäcina und Valens, brachten diesem den Gedanken bei, die Unzufriedenheit des german. Heeres mit Galba zu benutzen und sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen zu lassen. Dies geschah zu Anfang 69. Als sodann 15. Jan. Galba ermordet war, wurde, ehe noch die Kunde von des V. Erhebung nach Rom gekommen, Otho hier erhoben und gewann den größern Theil des Reichs, den Süden und Osten, für sich. Allein die Kriegführung entschied für V. Seine zwei Legaten, Cäcina und Valens, gewannen, während V. selbst noch in Germanien blieb, eine Schlacht zwischen Bedriacum und Cremona, infolge deren sich Otho 20. April tödtete. V. konnte nun Mitte Juli in Rom einziehen. Doch bereits hatte der Osten an Otho's Stelle den Vespasian ihm gegenübergestellt. Die Heere von Pannonien und Mösien, die schon von Otho nach Italien gerufen waren, schlugen in einer zweiten Schlacht bei Cremona die Vitellianer und drangen darauf rasch gegen Rom vor. Hier hatte indessen V. nur der verächtlichsten Schlemmerei gelebt und in kurzer Zeit 60 Mill. Thlr. verpraßt. Als die pannonischen Legionen unter Antonius sich Rom näherten, dankte V. zu Gunsten des Vespasianus ab. Allein seine Soldaten nöthigten ihn, diesen Entschluß zurückzunehmen, wobei sie die in Rom befindlichen Anhänger des Vespasianus, die sich auf das Capitol geflüchtet, tödteten und das Capitol selbst niederbrannten. Am 24. Dec. drang indeß Antonius in Rom ein und V., der sich versteckt hatte, wurde aufgegriffen und schmählich niedergemacht.

Viterbo, die Hauptstadt der gleichnamigen päpstl. Provinz, auf der Straße von Florenz nach Rom, malerisch am Fuße eines ausgebrannten Vulkans, des waldreichen Monte-Cimino, gelegen und gut gebaut, die Stadt der schönen Brunnen und Mädchen genannt, ist Sitz eines Bischofs und der Delegation. Die Stadt hat eine Kathedrale mit den Grabmälern verschiedener Päpste, viele andere Kirchen, mehrere Paläste, darunter den am Florentiner Thor, in welchem im Mittelalter häufig die Päpste residirten, schöne Springbrunnen, etrurische Alterthümer, Schwefelraffinerien und zählt etwa 15000 E. Nur $1/_2$ M. entfernt liegen die berühmten warmen Schwefelbäder von V. Zur Provinz oder Delegation gehören das durch seinen Wein berühmte Montefiascone (s. d.), das Städtchen Bolsena an dem See von Bolsena und der südwestlich von demselben gelegene Flecken Canino, der Geburtsort des Papstes Paul III. und wichtig geworden durch die 1828 vom Fürsten von Canino oder Lucian Bonaparte dort entdeckten etrurischen Alterthümer, über 2000 schöne Vasen und Schalen mit Zeichnungen und Malereien vom höchsten Kunstwerth. Hier lag die etrurische Stadt Vetulonia, und die am Berge Cucumella aufgefundenen Mosaikböden und Aquäducte gehören den im Alterthum gebrauchten warmen Bädern an.

Vitet (Louis), franz. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 18. Oct. 1802 zu Paris, bestimmte sich für das öffentliche Unterrichtsfach und wurde 1819 Lehrer an der Normalschule. Seit 1824 betheiligte er sich als Mitarbeiter am «Globe». Zwei Jahre später veröffentlichte er «Les barricades» (1826; 4. Aufl. 1850), dramatische Scenen aus den Unruhen der Ligue. Diese histor. Darstellungen fanden vielen Beifall und schienen eine neue Literaturgattung anzubahnen. Der Verfasser ließ in demselben Rahmen «Les États de Blois» (1827) und «La mort de Henri III» (1829; 3. Aufl. 1849) erscheinen. Als die Julirevolution von 1830 die Mitarbeiter des «Globe» und die Doctrinairs ans Staatsruder brachte, erhielt V. von Guizot die eigens für ihn geschaffene Stelle eines Inspectors der histor. Denkmäler (1831). Zu Bolbec in der Normandie zum Deputirten gewählt, war er getreuester Anhänger des conservativen Systems und der Guizot'schen Stillstandspolitik. 1845 wurde er Mitglied der Französischen Akademie. Nach der Februarrevolution von 1848 gehörte er zur contrerevolutionären Opposition. Er vertrat als Abgeordneter das Departement der Nieder-Seine in der gesetzgebenden Nationalversammlung, in der er, mit der royalistisch-gesinnten Majorität, für alle den republikanischen Institutionen feindseligen Maßregeln stimmte. Als Freund der parlamentarischen Regierungsweise hielt er sich aber bei dem Staatsstreiche vom 2. Dec. zu der Repräsentantengruppe, die sich in der Mairie des 10. Arrondissements versammelte und ihn sogar zum Vicepräsidenten wählte. Das neue Kaiserreich ließ ihn ins Privatleben zurückkehren. Außer den genannten Schriften veröffentlichte er noch: «Histoire de la ville de Dieppe» (2 Bde., Par. 1838); «Eustache Lesueur» (1843) und «Monographie de l'église de Notre-Dame de Noyon» (1845), zwei interessante kunstgeschichtliche Abhandlungen; «Fragments et mélanges» (2 Bde., 1846), eine Sammlung literarischer Kritiken und archäol. Aufsätze; «Les États d'Orléans» (1849), histor. und dramatische Scenen nach Art seiner ersten; «Le Louvre» (1852), u. s. w.

Vitriol ist die allgemeine Benennung der schwefelsauren Salze mit metallischer Basis. Als Handelswaaren kommen drei Sorten vor, nämlich Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Der Eisen-

vitriol, auch Grüner V. oder Kupferwasser genannt, ist eine in grünen Krystallen sich darstellende Verbindung von Eisenoxydul mit Schwefelsäure und Wasser, welche sich an der Luft durch Aufnahme von Sauerstoff an der Oberfläche allmählich mit einem gelbbraunen Ocher überzieht, der aus schwefelsaurem Eisenoxyd besteht. In starker Hitze gibt der Eisenvitriol seine Säure her und wird daher zur Bereitung der Schwefelsäure (s. d.) benutzt, die hiervon auch den Namen Vitriolöl führt. Man erhält den Eisenvitriol hauptsächlich aus Eisenkiesen, d. h. Verbindungen von Eisen und Schwefel, die man röstet und mit Wasser besprengt, wodurch Erhitzung und Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft erfolgt, durch den sich der Schwefel in Schwefelsäure, das Eisen in Eisenoxydul verwandelt, die sich nun zu Eisenvitriol verbinden, den man dann durch Auslaugen mittels Wassers, Reinigung durch Absetzen, Einsieden und Krystallisation für sich erhält. Von großer Wichtigkeit ist der Eisenvitriol in der Färberei, zur Desinfection der Abtritte, in der Photographie zum Hervorrufen des latenten Bildes, u. s. w. Der Kupfervitriol, auch Blauer oder Cyprischer V. genannt, besteht aus Kupferoxyd, Schwefelsäure und Wasser, bildet saphirblaue Krystalle und kommt bisweilen natürlich in Krystallen oder aufgelöst in Cementwasser, z. B. zu Neusohl in Ungarn, vor. Uebrigens bereitet man ihn aus Kupferkiesen, oder man cementirt Kupfer, auch Messing mit Schwefel und löscht die glühenden Bleche im Wasser ab, das sich dadurch mit V. sättigt. Als Nebenproduct gewinnt man ihn in großer Menge bei der Gewinnung des Silbers sowie bei der Abscheidung des Goldes aus gemünztem Silber. Man braucht ihn in der Galvanoplastik, als Aetzmittel in der Medicin u. s. w. Der weiße oder Zinkvitriol, auch weißer Galizenstein genannt, ist schwefelsaures Zinkoxyd und kommt im Handel in zuckerähnlichen Klumpen vor. Man erhält ihn aus Zinkerzen durch Verwittern, Auslaugen und Krystallisation. Die Krystalle schmelzt man und läßt sie wieder erstarren. Da die Zinkerze Eisen, Blei, Silber und Kupfer enthalten, so ist dieses Salz nie rein. Ein in Salzburg gewonnener V., der sog. Doppelte Adler, ist ein Gemisch aus Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol; der Admonter V. aus Steiermark dagegen besteht aus Kupfer- und Eisenvitriol. Zur Schwarzfärberei werden beide Sorten dem reinen Eisenvitriol vorgezogen. In neuerer Zeit hat auch der Manganvitriol oder das schwefelsaure Manganoxydul, besonders aus den Rückständen der Chlorbereitung fabricirt, eine vorübergehende Anwendung in der Färberei gefunden.

Vitruvius (Marcus), mit dem Beinamen Pollio, der einzige uns erhaltene antike Schriftsteller über die Baukunst, wahrscheinlich aus Verona gebürtig, Kriegsingenieur unter Cäsar und Augustus. In seinem Werke «De architectura», dessen zehn Bücher uns jedoch nicht vollständig erhalten sind, gibt er theils griech., theils eigene röm. Technik und behandelt neben Tempel-, Staats- und Privatbauten auch die Mechanik (Wasserwerke, Sonnenuhren, Maschinen u. s. f.). Sein Stil ist oft schwierig, um so mehr, als uns für die technischen Auseinandersetzungen die ursprünglich dazugehörigen Zeichnungen fehlen. Außer dem Originalwerke, das der Florentiner Poggi im 15. Jahrh. zuerst auf der Bibliothek zu St.-Gallen fand, hat man noch einen aus späterer Zeit stammenden Auszug daraus, die «Epitome Vitruvii». Ausgaben sind vorhanden von Rode (2 Bde., Berl. 1800, mit Kupfern), Schneider (3 Bde., Lpz. 1807—8), Stratico (4 Bde., Udine 1825—30, mit Kupfern), Marini (4 Bde., Rom 1836), Lorentzen (mit Uebersetzung, unvollendet; Bd. 1, Gotha 1857), Rose und Müller-Strübing (Lpz. 1867). Uebersetzungen veröffentlichten Rode (Lpz. 1797) und Reber (Stuttg. 1865). Vgl. auch Genelli, «Exegetische Briefe über V.' Baukunst» (Braunschw. und Berl. 1801—4).

Vittoria oder Vitoria, die Hauptstadt der span. Provinz Alava im Lande der Basken, 1640 F. über dem Meere, am Abhange eines Hügels und am Zadorra, einem Nebenflusse des Ebro, 40 M. nordöstlich von Madrid an der Eisenbahn nach Frankreich, Sitz des Generalkapitäns der baskischen Provinzen und eines Bischofs, ist nach alter Art befestigt, zum größten Theile alt und schlecht gebaut. In der modernen sog. Neustadt befindet sich ein sehr großer Hauptplatz, der ringsum von Colonnaden mit Kaufläden umgeben. Die Stadt zählt 18728 E. (25. Dec. 1860) und betreibt lebhaften Handel, besonders mit Stahl und Eisen, Getreide und Wein sowie ihren eigenen Industrieproducten, die in Lederwaaren, Lichten und Möbeln bestehen. Geschichtlich ist V. berühmt durch den Sieg des Schwarzen Prinzen zu Gunsten Peter's des Grausamen 1367, besonders aber durch Wellington's Sieg über die Franzosen unter König Joseph und General Jourdan 21. Juni 1813. — Nach V. führt Espartero (s. d.) den Titel eines Herzogs von V.

Viviani (Vincenzo), berühmter ital. Mathematiker, geb. zu Florenz 5. April 1622, widmete sich von seinem 16. J. an mit solchem Erfolge dem Studium der Geometrie, daß ihm Galilei (s. d.)

besondern Unterricht ertheilte. V. begleitete denselben in seine Einsamkeit, zu der er vom Inquisitionsgericht verurtheilt war, pflegte ihn sorgsam und wich bis zu dessen Tode (1642) nicht von seiner Seite. 1666 wurde V. erster Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz und gewann das ganze Vertrauen dieses Beschützers. Wie sein Vorgänger Torricelli war er Mitglied der von Ferdinand II. errichteten Accademia del Cimento. Auch bediente man sich seines Raths unter anderm bei der Entwässerung des Val di Chiana. König Ludwig XIV. von Frankreich ernannte ihn 1699 zum Mitgliede der franz. Akademie der Wissenschaften und setzte ihm eine bedeutende Pension aus, die V. zum Bau eines Hauses in Florenz verwendete, welches er zum Denkmal seines Lehrers Galilei bestimmt hatte. V. starb 22. Sept. 1703 im Rufe eines der größten Gelehrten seiner Zeit. Seinen Scharfsinn bewies er besonders in dem Plane, die verloren gegangenen fünf Bücher des griech. Mathematikers Aristäus über die Kegelabschnitte («Divinatio in Aristaeum», Flor. 1701) und das damals ebenfalls verloren geglaubte vierte Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga, gleichen Inhalts («Divinatio in quartum conicorum Apollonii Pergaei» Flor. 1659), zu ersetzen. Als nämlich einige Zeit nachher das ganze Werk des Apollonius in einer Bibliothek zu Florenz aufgefunden wurde, zeigte es sich, daß V. nicht nur den Sinn des alten griech. Mathematikers richtig getroffen, sondern manches sogar besser als jener ausgeführt hatte.

Vivisection nennt man die im Interesse der Wissenschaft an lebenden Thieren vorgenommenen Operationen, die vorzugsweise physiologischen, aber auch chirurgischen, therapeutischen und andern Zwecken dienen. Meist werden die Thiere durch Chloroform und Aether, durch Pfeilgift, Opium u. s. w. empfindungslos gemacht. So grausam die V. zu sein scheinen, hat ihre Ausübung doch eminenten Nutzen geschaffen und die Wissenschaft in einer Weise gefördert, wie es ohne dieselben nicht möglich gewesen wäre. Für die Forschung ist die V. unentbehrlich.

Vlaardingen, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, 1,3 M. westlich von Rotterdam, am linken Ufer der Neuen Maas, hat einen guten Hafen, eine schöne reform. Kirche mit einigen Prachtgrabmälern, eine kath. Kirche, ein schönes Rathhaus und zählte (1. Jan. 1865) 8340 E., welche beträchtlichen Antheil an der Heringsfischerei nehmen, sodaß jährlich bei der Abfahrt der Flotte von etwa 70 Schiffen vor Buisen ein Bettag (Buisjesdag) gefeiert wird. Für die erste Tonne Heringe werden an 700 Fl. gezahlt, doch sinken sie schnell im Preise bis zu 25 Fl. Auch gehen von hier viele Schiffe zur Kabeljaufischerei, und es wird viel Handel besonders mit Portugal getrieben. Ungerechnet die zur Seefischerei benutzten Schiffe waren 1861 86 Schiffe ein- und 95 ausgelaufen, erstere von 11600, letztere von 12100 Tonnen Gehalt. Das feste V., welches Kaiser Heinrich III. 1046 eroberte, war ein Hauptort der alten Grafschaft Holland, die auch danach benannt wurde, ist aber in der Maas untergegangen.

Vlämische Sprache und Literatur. Vlämisch ist im Grunde nur der ältere Name dessen, was man gegenwärtig unter holländ. Sprache versteht, und der Ausdruck, in dem diese beiden Benennungen aufgehen sollten, ist niederdeutsche oder, wenn man will, niederländ. Sprache. Doch versteht man unter dem Vlämischen nur die in Belgien übliche Varietät des Niederdeutschen. Die Franzosen nannten das Niederdeutsche Flamand, weil sie unter den niederdeutsch redenden Völkern zunächst mit den Flamändern in Beziehung standen, und erst nach der völligen Trennung Nord- und Südniederlands tauchte die ebenso unzureichende Bezeichnung «holländische Sprache» auf und machte sich seitdem im Sinne der in den das heutige Königreich der Niederlande bildenden Provinzen gesprochenen Sprache immer mehr geltend. Es ist aber zwischen vläm. und holländ. Sprache kein anderer Unterschied festzuhalten als der, den man etwa zwischen schwäb. und fränk. Mundart wahrnimmt: er betrifft also blos das volksthümliche Idiom. Die vläm. und holländ. Schriftsteller wissen, einige höchst unbedeutende orthographische Verschiedenheiten abgerechnet, von einem das eigentliche Wesen der Sprache berührenden Unterschied nichts, was die verschiedenen, seit 1849 abgehaltenen holländ.-belg. Sprachcongresse zur Genüge darthun. Somit fällt auch eigentlich die Geschichte der vläm. Literatur mit der der niederländischen zusammen. (S. Niederländische Sprache und Literatur.) Seit der Lostrennung der nördl. Niederlande trat indeß das literarische Streben der Südniederlande vor dem Ueberhandnehmen der franz. Bildung und unter polit. Druck in den Hintergrund; die Literatur sank und mit ihr die Sprache. Auch die Revolution von 1830, welche ein selbständiges Belgien zur Folge hatte, wurde nicht in dem Geiste geleitet, daß das durch die Volkssprache der Flamänder, der Brabanter, der Antwerpener und der Limburger vorzüglich vertretene Nationalelement zur Geltung kommen konnte und zu höherm Schwunge gefördert wurde. Die Lenker derselben waren meist Wallonen (s. d.), welche die neuen Zustände ganz und gar in ein franz. Geleise brachten,

indem sie sich hierin auf die Ueberlieferungen des burgund. Herrscherhauses und der Napoleon'schen Regierung sowie auf den Widerwillen stützten, den die Maßregeln König Wilhelm's zu Gunsten der holländ. Sprache sogar unter den Flamändern selbst erregt hatten. Bei ihrem antiprot. Eifer sahen letztere darüber hinweg, daß Holländisch und Vlämisch gleichbedeutend, und daß Wilhelm zur Hebung der Volksbildung auf Grund der Muttersprache mit der Zeit mehr gewirkt haben würde, als die Förderer der Revolution vor und nach 1830 wirklich gethan haben. Was in dieser Hinsicht von den vlämisch redenden Provinzen eingebüßt worden, kam inzwischen bei einigen tiefer blickenden Männern immer mehr zum Bewußtsein, und diese waren es daher, welche die sog. vlämische Bewegung ins Leben riefen und sie auch noch unterhalten und leiten. Der Zweck dieser Bewegung besteht darin, auf Grund der Verfassung, welche keiner der beiden in Belgien gesprochenen Sprachen ein Vorrecht einräumt, dem zum Nachtheile des Volks und der Nationalinteressen immer mächtigern Andrange des franz. Elements in den officiellen Regionen wie im geselligen Leben durch Wort und Schrift entgegenzuarbeiten und die vläm. Sprache als das unveräußerliche Erbgut der vergangenen Geschlechter, als den wirksamsten Hebel zur nationalen Erziehung des Volks aus dem Siechthum, in dem sie seit Jahrhunderten lag, zu erlösen, sie zu erfrischen und zu einem ausgebildeten Instrumente der vläm.-belg. Nationalität zu erheben. Was die seit 1832 zahlreich aufgekommenen Gesellschaften und Comités, dramatischen Vereine, Sängergenossenschaften, Zeitschriften und Tageblätter gewirkt haben, erhellt nur, wenn man den Gang der belg. öffentlichen Zustände genau verfolgt. Es ergeben sich aus der Betrachtung dieser innern Entwickelung die anerkennungswerthesten Resultate, welche diese volksthümliche Bewegung, an die sich vor allen die Namen Willems, Blommaert, van Ryswyck, Conscience, van der Voorde, Delecourt, Dautzenberg, van Duyse, Snellaert, de Laet, Dedecker, David und Bormans knüpfen, durch rastlose Thätigkeit hervorgebracht hat. (S. Belgien.) Ihre Ideen und Bestrebungen, oftmals durch die polit. Parteileidenschaften entstellt und aufgehalten, sind dennoch zur Geltung gelangt und haben endlich auch in den gesetzgebenden Versammlungen warme Vertreter gefunden. Selbst die Regierung hat den Forderungen derselben in ihren Gesetzvorlagen wie in ihren Verwaltungsmaßregeln Rücksicht widmen müssen, und auch die belg. Akademie hat der Pflege der vläm. Literatur ihr Interesse zugewendet und besorgt die Herausgabe der hervorragendsten Denkmäler aus dem Mittelalter. Wenn auch noch im Schul- und Gerichtswesen manches Unrecht zu beseitigen übrigbleibt, so läßt sich doch von der immer stärker sich kundgebenden öffentlichen Meinung erwarten, daß das Werk der Emancipirung der vläm. Sprache immer reichere Blüten entfalten werde. Ueber das, was die neuere vläm. Literatur hervorgebracht, s. die Art. Blommaert, Conscience, van Duyse, Snellaert, Sniebers, van Ryswyck und Willems. Diesen schließen sich aus neuester Zeit noch manche an, namentlich als Dichter der gemüthreiche franz. De Cort und der schwungreiche Emm. Hiel. Letzterer ist der Herausgeber der inhaltsreichen, seit 1862 bestehenden «Nederduitsch Tijdschrift». Am ausführlichsten über die literarischen Zustände der Vlamingen handelt Ida von Düringsfeld in ihrem Werke «Von der Schelde bis zur Maas» (3 Bde., Lpz. 1861). Die besten Grammatiken sind die von Van Beers und Heremans, die gangbarsten Wörterbücher das von Abbé und Olinger und das von Sleeckx und van de Velde. Außerdem sind zu nennen: Vandenhoven (d. i. Delecourt), «La langue flamande, son passé et son avenir» (Brüss. 1844); Lebrocquy, «Analogies linguistiques. Du flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique» (Brüss. 1845); Höften, «Vlämisch-Belgien» (2 Bde., Brem. 1847). Eine ausführliche Bibliographie der vläm. Literatur seit 1855 haben Snellaert (1857) und de Potter (1867) aufgestellt. Ende 1860 erschienen in vläm. Sprache 76 politische und 31 andere Zeitungen oder Zeitschriften. Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1846, der letzten, bei der die Sprachverhältnisse berücksichtigt wurden, verhielten sich die Vlamingen zu den Wallonen wie 1352 zu 1000. In den Städten zusammen gestaltet sich dieses Verhältniß wie 1721 zu 1000, auf dem Lande wie 1250 zu 1000. Das vläm. Element beträgt demnach beinahe drei Fünftel der Gesammtbevölkerung. Nach Provinzen betrachtet ergeben sich folgende Zahlen: auf 1000 Bewohner kommen in Antwerpen 983, in Brabant 680, in Westflandern 947, in Ostflandern 982, in Limburg 950, im Hennegau 29, in Lüttich 47, in Luxemburg 4 und in Namur 6, im ganzen Lande 575 Vlamingen.

Vlies, entstanden aus dem lat. vellus, bedeutet ein Schaffell mit der Wolle oder auch die abgeschorene Wolle, die noch vollkommen zusammenhängt, wie sie auf der Haut gestanden hat. In der griech. Sagenlehre ist besonders das Goldene V. zu Kolchis berühmt, welches Jason, der die Fahrt dahin mit den Argonauten (s. d.) unternahm, zurückholte. Der Orden des

goldenen V., einer der ältesten und angesehensten weltlichen Ritterorden, ward gestiftet von Herzog Philipp III. dem Gütigen von Burgund 10. Jan. 1430 zu Brügge bei Gelegenheit seiner dritten Vermählung mit Isabella, Tochter des Königs Johann I. von Portugal. Herzog Philipp erklärte sich zum Großmeister desselben und setzte fest, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Regierung von Burgund übergehen sollte. Die Zahl der Ritter ward in den Statuten von 1431 auf 31 festgesetzt, aber 1516 von Kaiser Karl V. auf 51 vermehrt. Das letzte Ordenskapitel wurde 1559 zu Gent gehalten. Seit nach dem Tode Karl's V. die burgund.-niederländ. Besitzungen an die span. Linie des Hauses Oesterreich gefallen waren, übten die Könige von Spanien das Amt eines Großmeisters aus. Nachdem aber Kaiser Karl VI. nach Endigung des Spanischen Erbfolgekriegs die span. Niederlande 1715 erhalten hatte, behauptete er gegen den span. Hof sein Recht auf diese Würde. Doch wurde darüber nichts entschieden, und es wird daher seitdem sowol von Oesterreich wie von Spanien der Orden des Goldenen V. verliehen. Die Ordenskette ist jetzt ausschließend die Decoration des Großmeisters; die Ritter erhalten blos das Ordenszeichen, das sie an einem rothseidenen, um den Hals gehenden Bande auf der Brust tragen. Einen Orden der drei goldenen V. stiftete Napoleon zu Schönbrunn 15. Aug. 1809. Derselbe sollte höchstens 100 Großritter, 400 Commandeurs und 1000 Ritter zählen und der franz. Kaiser als Großmeister fungiren. Zur wirklichen Ausführung ist dieser Orden nicht gediehen.

Bliessingen oder Blissingen (franz. Flessingue, engl. Flushing), Stadt und stark befestigter Kriegshafen der niederländ. Provinz Zeeland, auf der Südseite der Insel Walcheren, an der Mündung der Westerschelde gelegen und durch einen Kanal mit Middelburg in Verbindung gesetzt, ist der Sitz des Chefs und Stabs einer der sieben Militärabtheilungen des Königreichs sowie eines Cantonalgerichts und zählt 11752 E. (Ende 1864). Die Stadt hat den sichersten Hafen der Niederlande, eins der schönsten Werfte, wo Kriegsschiffe vom größten Kaliber gebaut werden, ein ausgedehntes Marinedock, ein neues Trockendock, bedeutende Ankerschmieden, große Stapel-, Constructions- und Pulvermagazine, Kasematten, verschiedene Kasernen, ein großes Militärhospital und die belg. und niederländ. Lootsenverwaltungen. Auch bestehen eine 1765 gegründete Gesellschaft der Wissenschaften und eine Anstalt zur Ausbildung von Matrosen zur Vorbereitung für die niedern Rangstufen der Marine. V. hat eine schöne reform. Kirche, ein Theater und andere ansehnliche Gebäude sowie in der Nähe der Börse das 25. Aug. 1841 errichtete Standbild des Seehelden de Ruyter. Ansehnlich ist der Schiffahrtsverkehr, nicht unbedeutend der Handel mit England, Belgien und Preußen. 1861 liefen 93 Seeschiffe von 10100 Tonnen aus und ein (gegen 159 Schiffe von 11100 Tonnen 1846). Außerdem besuchten den Hafen 971 Flußschiffe, und es wurden auf der Westerschelde nach Breskens, Neuzen und Hoedenskerke und zurück von Dampfbooten auf 2222 Reisen 16790 Personen befördert. Vor dem 15. Jahrh. war V. noch ein Dorf. König Philipp II. schiffte sich hier 1559 nach Spanien ein, um nie wieder in die Niederlande zurückzukehren. Nachdem die Watergeusen 1572 Briel eingenommen, war V. die erste niederländ. Stadt, welche die Fahne der Freiheit aufpflanzte. 1585 wurde sie nebst Briel und Rammekens von Wilhelm von Oranien (als Entschädigung) für die Holland geliehenen Kriegsgelder an die Königin Elisabeth unterpfändlich eingeräumt und von engl. Truppen bis 1616, wo das Darlehn vergütet war, besetzt gehalten. 1749 brannte die Osterkirche, der Prinzenhof und das Land- und Seemagazin ab; auch litt die Stadt wiederholt durch die Ueberschwemmungen der Schelde. Am 21. Jan. 1808 wurde sie dem franz. Kaiserreich einverleibt und 17. Aug. 1809 capitulirte die Festung unter dem franz. General Monnet, der später kriegsgerichtlich verurtheilt wurde, nach einem fünftägigen furchtbaren Bombardement an die Engländer unter General Graf Chatham und Admiral Strachan, denen 4000 Kriegsgefangene und 225 Geschütze in die Hände fielen. Durch die Geschosse der Briten waren über 100 Häuser, 3 Kirchen und das schöne Rathhaus zerstört worden und 300 Menschen ums Leben gekommen. Beim Abzug im Nov. 1809 demolirten sie die Festungswerke und alle größern Etablissements, welche Napoleon I. dort angelegt hatte. Als wichtiger strategischer Punkt erhielt nun V. auf Anordnung des Kaisers bedeutend erweiterte und verstärkte Festungswerke durch die Forts De Ruyter und Rammekes an der West-, und Fort Nolle an der Ostseite, welche in Verbindung mit dem gegenüber an dem Südufer der Westerschelde liegenden Fort Breskens die Einfahrt in den Strom vollkommen beherrschen.

Vocale sind diejenigen Sprachlaute, welche gebildet werden durch den im Kehlkopf erzeugten Stimmlaut, modificirt durch die verschiedene Lage (Erweiterung, Verengerung) der Mundhöhle. So entsteht z. B. a, wenn die Lippen über die normale Lage hinaus geöffnet sind und die Zunge

flach liegt; i, wenn durch Annäherung der mittlern Zunge an den Gaumen eine Verengerung der Mundhöhle entsteht; u, wenn diese Verengerung durch die Lippen gebildet wird. Alle übrigen V. sind Zwischenstufen zwischen diesen drei Grundvocalen; ihre Zahl ist in den verschiedenen Sprachen sehr verschieden. Je nach der Zeitdauer, die ein Vocallaut einnimmt, unterscheidet man kurze und lange V. (Quantität der V.). Ein langer gilt gleich zwei kurzen, also langes a = a + a. Zwei ungleichartige Vocale, d. h. die Verbindungen, in denen nicht derselbe Vocal zweimal gesetzt ist, bilden zusammengesprochen einen Diphthongen (s. d.), z. B. ai, au, ui u. s. w.

Vocalmusik, die älteste unter den beiden Grundformen der musikalischen Gestaltungen, heißt, im Gegensatze zur Instrumentalmusik (s. d.), die mittels der menschlichen Stimme hervorgebrachte Musik. (S. Gesang.) Sie ist entweder Choral- oder Figuralgesang mit oder ohne Begleitung der Instrumente. Von seiten des Componisten setzt sie Kenntniß der Singstimmen, des Ausdrucks, dessen der Gesang fähig ist, der Declamation und des richtigen Verhältnisses voraus, in welchem die menschliche Stimme zu den Instrumenten steht. Ferner bezeichnet man mit V. diejenigen Gattungen von Tonstücken, welche für den Gesang, entweder mit oder ohne Begleitung von Instrumenten bestimmt sind. Dahin gehören die Arie, Ariette, Cavatine u. s. w. und das Recitativ; das Duett, Terzett, Quartett und andere mehrstimmige Sätze; der Chor, das Lied und der Choral. Aus Verbindung mehrerer dieser Gattungen von Tonstücken, besonders der erstern, entstehen die größern musikalischen Kunsterzeugnisse, die Oper, das Oratorium, die Cantate u. s. w.

Vocation heißt in der Kirchensprache die gesetzliche Berufung zu einem geistlichen Amte. Das Recht derselben kommt der Kirche oder Gemeinde zu, und die, welche es ausüben, Kirchenbehörden oder Landesherren, besitzen es nur durch Uebertragung oder Delegation. An die V. knüpft sich die landesherrl. Bestätigung oder Confirmation und die Ordination bei denen, welche diese noch nicht erhalten haben. Dem Vocirten steht das Recht zu, in der ihm zugewiesenen Kirchengemeinde zu predigen, die Sakramente zu verwalten und die Seelsorge zu führen.

Vogel (Christian Leberecht), Historienmaler, geb. 1759 zu Dresden, sollte ursprünglich Sattler werden, wurde aber ganz durch eigenes Studium der Malerei zugeführt, die er dann auf der Kunstakademie seiner Vaterstadt studirte. 1780, wo er die gräfl. Solms'sche Familie zu Wildenfels malte, wählte er diesen Ort zu seinem Aufenthalte, bis er 1804 als Mitglied der Akademie nach Dresden zurückkehrte, wo er 1814 Professor an derselben wurde und 6. April 1816 starb. V.'s erstes großes Bild war das Altargemälde in der Kirche zu Lichtenstein im Schönburgischen («Lasset die Kindlein u. s. w.»); sein letztes, 30 J. später, derselbe Gegenstand für das Schloß zu Wildenfels. Als Porträtmaler gab er bei sprechender Aehnlichkeit der Darstellung idealen Ausdruck und künstlerische Anordnung, namentlich malte er treffliche Kinderbildnisse. Von seinen kleinern meisterhaften Compositionen sind zu nennen Amor und Psyche und der Ganymed.

Vogel von Vogelstein (Karl Christian), Historienmaler, des vorigen Sohn, geb. zu Wildenfels 26. Juni 1788, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst durch seinen Vater und studirte dann auf der Akademie in Dresden. 1808 ging er nach Petersburg, wo er als Porträtmaler auftrat. 1813 wandte er sich nach Italien, und hier trat er später zur kath. Kirche über. Er lebte abwechselnd in Rom, Neapel und Florenz. In Rom malte er das Porträt des Papstes Pius VII. (sitzend) für den König Friedrich August von Sachsen, ferner Thorwaldsen und den König Ludwig von Holland. 1820 folgte er dem Rufe nach Dresden als Professor bei der Akademie und wurde hier 1824 Hofmaler. Seine erste Arbeit daselbst waren die Deckengemälde des nach dem Brande wieder aufgebauten königl. Schlosses zu Pillnitz, nach der von ihm selbst angegebenen Idee. Auch malte er 1824 das Brustbild des Königs und 1825 den König in ganzer Figur. Von 1826—29 war er mit Frescomalereien aus dem Leben der Maria in der neuen Kapelle zu Pillnitz beschäftigt. 1842 ging er nochmals nach Rom, namentlich wegen einer Composition aus Dante's «Göttlicher Komödie», die er auch dort ausführte und an den Großherzog von Toscana verkaufte. Von diesem erhielt er später den Auftrag, den Faust von Goethe in gleicher Größe als Pendant zu malen. 1853 legte V. seine Stellung an der dresdener Akademie nieder und wandte sich nach München, von wo aus er 1856 eine dritte Reise nach Rom antrat. Er starb nach längern Leiden 4. März 1868 zu München. V. schloß sich in Italien dem neuerwachten Kunststreben an, ohne sklavische Nachahmung der Alten, und behauptet in dieser Schule eine ausgezeichnete Stelle. Wenige haben die Werke der alten Meister und die Geschichte des Kunstlebens mit so besonnenem Fleiße studirt als er. Sein reiches Portefeuille

von Porträts interessanter Künstler und anderer merkwürdiger Männer, die er selbst gezeichnet, wurde vom Könige von Sachsen für die dresdener Sammlungen erworben. Die ersten 300 Zeichnungen davon schenkte der Künstler und erhielt dafür den sächs. Adel. Die ganze Sammlung umfaßt über 700 Porträts, die sich durch charakteristische Auffassung auszeichnen. In seiner letzten Zeit malte V. neben Porträts auch verschiedene religiöse Bilder, wie ein großes Altarbild für die kath. Kirche zu Leipzig, zwei kolossale Gemälde, Christus am Kreuze und seine Erscheinung nach der Grablegung darstellend, in der Hofkirche zu Dresden; ferner drei Altarbilder für die Kirche in Altstätten bei Sonthofen im Allgäu u. s. w. Außerdem legte er eine Sammlung an von Zeichnungen nach ital. Meistern, von Giotto bis zur Schule von Rafael (zusammen 133 Stück), die in den Besitz der Akademie von Moskau überging.

Vogel (Joh. Karl Christoph), ausgezeichneter Schulmann, geb. 19. Juli 1795 zu Stadt-Ilm im Schwarzburg-Rudolstädtischen, wo sein Vater, Ludwig V., der 1840 als russ. Staatsrath und Professor zu Kasan starb, damals als praktischer Arzt lebte, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum zu Arnstadt und studirte seit 1812 in Jena Philologie und Theologie. 1816 wurde er Lehrer an dem damals in Tharand, später in Wackerbartsruhe bei Dresden bestehenden Lang'schen Erziehungsinstitute und übernahm 1821 nach der Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise durch England, Schottland, Frankreich, Belgien und Holland die Mitdirection der Anstalt, die sich jedoch 1823 auflöste. Hierauf wirkte V. als Director der höhern Stadtschule zu Krefeld, bis er 1832 an Gedike's Stelle zur Direction der allgemeinen Bürgerschule nach Leipzig berufen wurde, wo er das umfangreiche und schwierige Werk einer vollständigen Reorganisation des gesammten Bürgerschulwesens durchführte und unter anderm auch die städtische Realschule, die erste im Königreich Sachsen, begründete. Er starb daselbst 15. Nov. 1862. V.'s Neigung und Talent waren überwiegend dem Praktischen zugewandt, was sich auch in seiner literarischen Thätigkeit kundgibt. Von seinen zahlreichen, zum Theil in vielen Auflagen verbreiteten Schriften verdienen besondere Erwähnung: «Lesebuch für Schule und Haus», «Engl. Lesebuch», «Schulatlas der neuern Erdkunde», mit Randzeichnungen zur Begründung der Geographie als associirender Wissenschaft. An diesen Atlas schließen sich an «Handbuch zur Belebung geogr. Wissenschaft» in den drei Theilen: «Naturbilder», «Geschichtsbilder» und «Landschaftsbilder», sowie «Geschichtstabellen auf geogr. Grunde». Auch erwarb er sich Verdienst um den geogr. Unterricht durch Herstellung eines «Netzatlas auf Wachspapier». Außerdem gab er heraus: «Schulwörterbuch der deutschen Sprache», «Germania. Ein deutsches Lesebuch für die obern Klassen» und «Die Bürgerschule zu Leipzig» (Lpz. 1842). Seit 1852 redigirte er mit Körner eine pädagogische Zeitschrift, «Die höhere Bürgerschule». — V.'s älteste Tochter Elise, verehelichte Polko, geb. 31. Jan. 1823, eine geistvolle und fruchtbare deutsche Schriftstellerin, begründete ihren Ruf besonders durch die «Musikalischen Märchen» (Lpz. 1852; 7. Aufl., 2 Bde., 1865). Unter der großen Anzahl ihrer übrigen belletristischen Arbeiten, zu denen sie die Stoffe vorzugsweise aus dem Künstler- und Frauenleben entnimmt, sind hervorzuheben: die Romane «Ein Frauenleben» (2 Bde., Lpz. 1854), «Sabbatfeier» (2 Bde., Lpz. 1858), «Aus der Künstlerwelt» (2 Bde., Lpz. 1858—63), «Faustina Hesse» (Lpz. 1860), «Die Bettleroper» (3 Bde., Hannov. 1864); ferner «Neue Novellen» (Folge 1—9, Lpz. 1861—68) und «Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd» (3. Aufl., Lpz. 1863). Auch gab sie Biographien ihres Vaters (Lpz. 1863) und ihres Bruders Eduard V. (s. d.) sowie «Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy» (Lpz. 1868) heraus.

Vogel (Eduard), deutscher Afrikareisender, Sohn des vorigen, geb. 7. März 1829 zu Krefeld, erhielt seine Schulbildung zu Leipzig und widmete sich dann seit 1847 auf der dortigen Universität den Naturwissenschaften und der Astronomie. Nachdem er sich noch 1851 unter Encke's Leitung zu Berlin in der Astronomie weiter ausgebildet, wurde er im Nov. desselben Jahres an Bishop's Sternwarte zu London Assistent Hind's, an dessen Entdeckungen und Arbeiten er Antheil nahm. 1853 übertrug ihm die engl. Regierung die Führung einer Expedition nach Centralafrika zur Unterstützung, Sicherung und Fortsetzung der Forschungen von Richardson, Barth und Overweg. Mit sorgfältig ausgearbeiteten Instructionen, guten Instrumenten und reichen Mitteln ausgerüstet, schiffte sich V. 20. Febr. 1853 in England nach Tripolis ein, in dessen Umgebungen er einige Ausflüge machte, und trat 28. Juni die Reise nach Bornu auf der gewöhnlichen Straße an. Am 5. Aug. erreichte er Murzuk und gelangte nach längerer Wüstenreise 13. Jan. 1854 nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, die er, wie Denham und Clapperton, Barth und Overweg, zum Ausgangspunkt für seine weitern Unternehmungen wählte. Nach einigen kleinern Excursionen in die nächste Umgegend begleitete er 24. März bis Mitte Juni

den Scheikh von Bornu auf einer Sklavenjagd nach dem Musgu- und Tuborilande, wobei er etwas südlicher vordringen konnte als Barth und Overweg. Am 19. Juli 1854 trat V. sodann eine Reise nach dem Gebirgslande Mandara an, in dessen Hauptstadt Mara er auf Anstiften des ihm misgünstig gewordenen Scheikhs von Bornu über einen Monat gefangen gehalten und mit dem Tode bedroht wurde. Er entkam nach der Landschaft Udje im südl. Bornu, und gleichzeitig nahm seine Lage dadurch eine günstige Wendung, daß der Scheikh von Bornu gestürzt wurde, und dessen Bruder Omar, der frühere Scheikh, wieder zur Regierung gelangte. Auf einer Reise nach Sinder, die er in der zweiten Hälfte des Nov. 1854 antrat, traf er unfern Bundi 1. Dec. mit Barth zusammen. Von Sinder aus kehrte V. 29. Dec. nach Kuka zurück, wo er nun einige Wochen in Gemeinschaft mit Barth verbrachte. Am 20. Jan. 1855 begab sich V. auf eine Reise nach Jacoba, welche Stadt er glücklich erreichte. Nach einer längern schweren Krankheit, die ihn hier in der ersten Hälfte des März befiel, setzte er seinen Weg nach dem Benue fort, den er 30. April in Hamarrua überschritt. Da er nicht nach Jola, der Hauptstadt Adamauas, vordringen konnte, kehrte er auf einer andern Straße nach Jacoba zurück. Von hier aus brach er zum zweiten mal nach dem Benue auf, und es gelang ihm, die südlich dieses Flusses gelegene Hauptstadt von Kuana zu erreichen. Im Nov. trat er hierauf den Rückweg über Jacoba nach Bornu an und traf am 1. Dec. wieder in Kuka ein. So weit reichen V.'s eigene Nachrichten; seine fernern Schicksale sind erst später aufgeklärt worden. Man weiß jetzt, daß er 1. Jan. 1856 Kuka verließ, um ostwärts nach den Nilländern zu gehen; daß er seinen Weg südlich um den Tsadsee nach Fittri, Jao, Birket-Fatima, Bororit und Wara nahm; daß er um den 25. Jan. an letzterm Orte, der Hauptstadt Wadais, ankam, aber um den 8. Febr. 1856 auf Befehl des Sultans daselbst ermordet wurde. Obgleich ausführliche Reiseberichte von V. nicht vorliegen, hat er sich doch schon durch Orts- und Höhenbestimmungen sowie durch andere Beobachtungen um die Geographie des innern Nordafrika anerkennungswerthe Verdienste erworben. Die jahrelange Ungewißheit über sein Schicksal rief verschiedene Unternehmungen zu seiner Aufsuchung hervor, wie die von Neimans', Cuny's, von Beurmann's, von Heuglin's (mit Munzinger, Steudner, Kinzelbach u. a.), welche Männer jedoch fast sämmtlich in Afrika ihren Tod fanden. V.'s Schwester, Elise Polko, veröffentlichte seine Biographie unter dem Titel «Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard V.» (Lpz. 1863).

Vogel von Falckenstein (Ernst Friedrich Eduard), preuß. General der Infanterie und Oberbefehlshaber der Mainarmee im Kriege von 1866, geb. 5. Jan. 1797, war auf den Wunsch seines Oheims, des Fürstbischofs von Breslau, zum geistlichen Stande bestimmt, trat aber 1813, als die preuß. Jugend zum Freiheitskampfe die Waffen ergriff, als Freiwilliger in die Armee. Erst 16 J. alt und noch schwächlich, sah er sich anfangs bei mehrern Regimentern abgewiesen; doch glückte es ihm, durch einen Freund seines Vaters, des Obersten von Klür, eingestellt zu werden. Er wurde noch in demselben Jahre zum Offizier befördert und erhielt im Feldzuge von 1814 nach dem Treffen bei Montmirail das Eiserne Kreuz. Da alle Offiziere seines Bataillons verwundet waren, führte er, kaum 17 J. alt, dasselbe eine Zeit lang. Nach dem Frieden stieg er langsam zu höhern Graden auf. Außer mit militärischen Studien beschäftigte er sich auch mit Zeichnen und Malerei, wodurch er dem Kronprinzen, spätern König Friedrich Wilhelm IV. bekannt und von diesem mit Gründung eines Ateliers für Glasmalerei betraut wurde. In den Märztagen 1848 befehligte er ein Bataillon des Kaiser-Franz-Regiments, das er dann im ersten dän. Kriege führte. Er wurde hierauf Chef des Generalstabs beim Obercommando in den Marken, begleitete den General von Wrangel zu den großen Cavaleriemanövern nach Rußland und von da nach Konstantinopel und avancirte 1855 zum General. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Dänemark 1864 wurde er wieder zum Chef des Generalstabs beim Feldmarschall Wrangel und, als Prinz Friedrich Karl den Oberbefehl erhielt, zum commandirenden General des 3. Corps ernannt, welches Jütland besetzte. Nach dem Frieden erhielt er das Generalcommando des 7. Armeecorps und stieg 1865 zum General der Infanterie. Als der Deutsche Krieg 1866 eröffnet wurde, besetzte er Mitte Juni Hannover und zwang die hannov. Armee, welche bei Langensalza 27. Juni gegen seinen Befehl mit ungenügenden Kräften angegriffen worden, 28. Juni zur Capitulation. Jetzt begann V. mit seinen drei Divisionen, welche den Namen Mainarmee erhielten, gegen die süddeutschen Streitkräfte, die ihm doppelt überlegen waren, seine meisterhaften Operationen. Er zog seine Truppen 1. Juli bei Eisenach zusammen, um sich zwischen die bair. Armee im Fuldathale und das 8. Bundescorps, das bei Herford stand, zu werfen. Nach dem Gefecht bei Dermbach 4. Juli besetzte er

Fulda, bog dann links aus, weil die Baiern, an der Fränkischen Saale aufgestellt, seine linke Flanke bedrohten, überschritt 9. Juli die bair. Grenze und unter vielen Mühseligkeiten das Rhöngebirge und schlug die Baiern 10. bei Kissingen und Hammelburg, worauf diese nach Schweinfurt abzogen. Darauf wandte sich V. ganz unerwartet gegen Aschaffenburg, das eiligst von einer österr. Division, die zum 8. Bundescorps gestoßen war, besetzt wurde. Am 13. Juli hatte die ebenfalls vom Bundescorps entsendete hess. Division bei Fronhofen und Laufach ein ungünstiges Gefecht gegen die Mainarmee, welche auch am 14. bei Aschaffenburg siegte. Infolge eines Telegramms aus dem königl. Hauptquartier, das die Wichtigkeit einer Occupation der Länder nördlich des Main betonte, wandte sich V., statt gegen die Baiern, nach Frankfurt, das die Bundestruppen geräumt hatten, und zog hier 16. Juli ein. Mitten in seiner Siegeslaufbahn wurde er aber zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt und mußte sein Commando an den General von Manteuffel abtreten. Nach dem Frieden erhielt er das Generalcommando des 1. Armeecorps und für seine Verdienste eine reiche Dotation. Er kaufte von dem Erbprinzen von Augustenburg die Herrschaft Dolzig. 1867 wurde er als Abgeordneter zum Reichstage des Norddeutschen Bundes gewählt.

Vögel sind warmblütige, hartschalige Eier legende Wirbelthiere mit hornigem Schnabel, befiedertem Körper, zwei Füßen und zwei Flügeln. Sie sind von allen andern Wirbelthieren scharf gesondert durch einen in hohem Grade gleichförmigen Bau, welcher durch die gemeinsame Bestimmung zum Fliegen bedingt ist. Infolge dieser Bestimmung hat schon das Knochengerüst des Vogels, obgleich in seinen Bestandtheilen wesentlich mit dem der Säugethiere übereinstimmend, bedeutende Modificationen. Das schnelle Durchschneiden der Luft verlangt einen kahnförmig gebauten, fest construirten Rumpf. Daher ist die Rückenwirbelsäule beinahe unbeweglich, während der aus vielen beweglichen Wirbeln bestehende Hals dem Kopfe eine leichte allseitige Bewegung gestattet. Die Schultergegend wird durch Vereinigung beider Schlüsselbeine zum Gabelbeine verstärkt. Das Brustbein ist zur Aufnahme der sehr entwickelten, den Flug vermittelnden Muskeln bedeutend verbreitert und nach vorn mit einem hohen Kamme versehen. Die Vorderglieder zeigen eine sehr verstümmelte Hand, aus zwei Handwurzel- und einem Mittelhandknochen, Daumen, Mittelfinger und einer Spur des kleinen Fingers bestehend. Damit bei ihrer veränderten Bestimmung dem Vorderkörper beim Stehen die gehörige Unterstützung nicht fehle, bildet der nach vorn gerichtete Lauf (der einzig übriggebliebene Fußwurzelknochen) mit dem Unterschenkel einen spitzen Winkel. Ist er zu kurz, um den Fuß unter den Schwerpunkt des Körpers zu versetzen, so muß sich dieser emporrichten und kommt z. B. beim Pinguin in eine fast senkrechte Stellung. Alle V. haben zu ihrer Bedeckung Federn, welche aus Spule, Schaft und Fahne oder Bart bestehen. Ueber einer weichen, lockern Decke wärmender Dunen oder Flaumfedern bilden andere steifkielige, dachziegelig übereinanderschließende um den ganzen Körper eine glatte Hülle (Deckfedern), während Schwung- und Steuerfedern die Hauptmittel der Bewegung in der Luft abgeben. Erstere, am Daumen, Mittelfinger (regelmäßig zehn), Unterarm und Elnbogen stehend, lassen aus den Verhältnissen ihrer Länge, Härte und Steife auf die Flugfertigkeit und Lebensweise des Vogels schließen. Schmale, scharfe und steife Flügel verrathen den schnellen und ausdauernden Segler, runde, weiche den selten sich erhebenden Landvogel. Die Schwanzfedern dienen, als Steuer dem Fluge die Richtung zu geben, und sind der Beschaffenheit der Flügel entsprechend gebildet. Am Ende sind sie entweder gerade abgestutzt (viereckig) oder abgerundet, abgestuft oder gabelförmig. Bei Landvögeln sind sie häufig mannichfach zerfasert und zu bloßen Zierathen umgebildet. Beim Spechte vertreten sie die Stelle einer Stütze für den Körper. Schwung- und Steuerfedern geben Anhaltepunkte für die Klassifikation. Die Füße lassen noch augenfälligere Verschiedenheiten gewahren. Sie dienen zwar selten zum Greifen (z. B. bei den Papagaien), erscheinen aber dennoch unter den mannichfachsten Gestalten, immer in Bezug auf die Lebens- und Ernährungsweise des Vogels. Während bei den Wasservögeln ein Theil des Unterschenkels kahl ist (Wadbein), reicht bei allen Landvögeln die Befiederung bis an das Fersengelenk (Gangbein). An jenen erscheinen die Zehen bald am Grunde durch kurze Häute verbunden (geheftet), bald an den Seiten mit Hautlappen versehen (Lappenfuß), bald die Vorderzehen mehr oder weniger ihrer ganzen Länge nach durch Häute vereinigt (Schwimmfuß), bald mit der Hinterzehe in gleicher Weise verwachsen (Ruderfuß). Am Gangbeine sind die drei Vorder- sowie die Hinterzehe bald ganz frei (Spaltfuß), bald am Grunde durch eine Bindehaut vereinigt (Sitzfuß), bald die zwei Außenzehen am Grunde oder bis zur Hälfte verwachsen (Wandel- und Schreitfuß), bald erscheint eine Vorderzehe nach hinten gewendet (Kletterfuß), bald die Hinterzehe nach vorn gedreht (Klammerfuß), bald fehlt letztere ganz (Rennfuß). Die Bekleidung

besteht in einer hornigen Haut, bald in Querschilder abgetheilt, bald diese am Laufe zu langen Schienen verwachsen (gestiefelt). Die Krallen sind je nach ihrer Bestimmung gekrümmt oder scharf, wie bei den Raubvögeln, die ihre Beute damit fassen und zerreißen, bald lang und dünn, bald kurz, bald zu breiten Nägeln zusammengeschrumpft. Nicht mindere Aufmerksamkeit nimmt der Schnabel als charakteristisches Kennzeichen der Familien und Gruppen in Anspruch. Er ist kurz, scharf und stark nach unten gekrümmt bei den Raubvögeln, kegelförmig bei den Körnerfressern, dünn und lang bei vielen Insektenfressern, mitunter von höchst seltsamer Gestalt (Larventaucher, Flamingo) und häufig am Rande mit zackigen Spitzen (Zähnen) oder Lamellen versehen (Ente). Die Verdauungswerkzeuge der V. gleichen denen der Säugethiere, der Magen jedoch ist nach der Beschaffenheit der zu verarbeitenden Nahrung verschieden eingerichtet. Während bei den Raubvögeln, die nur animalische Stoffe oft in halbverfaultem Zustande genießen, die vordere Abtheilung desselben (Vormagen) nur einen häutigen Sack bildet, ist sie bei den Körnerfressern mit einem aus zwei sehr dicken Muskeln bestehenden Quetschapparate von gewaltiger Stärke umgeben, dessen Wirkungen durch verschluckte Sandkörner verstärkt werden. Häufig findet sich in der Speiseröhre eine besondere häutige Abtheilung (Kropf), worin Körnerfresser die Nahrung für ihre Jungen aufquellen, um sie dann damit zu ätzen. Eine eigentliche Urinblase hat nur der Strauß. Bei andern V. ergießt sich der Harn in die sog. Kloake, eine durch den After geschlossene Erweiterung des Mastdarms, die zugleich die Mündungen der Geschlechtswerkzeuge enthält. Die Athmung ist sehr vollkommen. Eine vollständige Säuerung des Bluts hat eine um 6—8° höhere Wärme als bei den Säugethieren zur Folge. Der hierdurch im ganzen gesteigerte Lebensproceß befähigt die V., ohne sichtbare Erschöpfung oft Hunderte von Meilen zu durchfliegen, und verleiht einem großen Theile die unvergleichliche Munterkeit und Beweglichkeit. Die Luftröhre und der mitunter doppelte Kehlkopf sind sehr verschiedenartig eingerichtet. Einige Paare an der Stimmritze angebrachter Muskeln gestatten den Singvögeln einen modulirten Gesang. Die Sinnesorgane der V. gleichen im allgemeinen denen der Säugethiere. Der Tastsinn kann wegen der federigen Bedeckung der Haut, der hornigen Beschaffenheit der Füße und des Schnabels, der nur bei manchen V. mit einer nervenreichen Haut überzogen ist, so wenig eine bedeutende Ausbildung erlangen als der Geschmackssinn bei dem kurzen Verweilen der Nahrungsmittel im Schnabel. Das Gesicht hat meist eine bedeutende Schärfe, die durch eine leichte Accommodation des Auges verstärkt wird. Der Geruch ist stets stumpf. Ausgezeichnet scharf ist das Gehör aller nächtlichen V., für kleine Tonunterschiede empfänglich bei allen Singvögeln.

Die Fortpflanzung der V. geschieht durch Eier, die, mit einer harten Kalkschale umgeben, das von mehrern Häuten umschlossene Eiweiß und Dotter enthalten und außerhalb des mütterlichen Körpers durch dessen Wärme (bebrütet) oder durch die der Sonne gereift werden. Ein mehr oder minder künstliches, bald aus Zweigen und Blättern verflochtenes oder gefilztes, bald aus Lehm oder Sand erbautes Nest, in seiner wechselnden Beschaffenheit der Lebensweise des Vogels angepaßt, dient zur Aufnahme der Eier und Jungen. Letztere sind entweder sogleich fähig, sich ihre Nahrung meist unter Anleitung der Alten zu suchen (Nestflüchter), oder müssen längere Zeit von denselben geätzt werden (Nesthocker), wobei besonders die in monogamer Ehe lebenden viele Zärtlichkeit entwickeln. Raubvögel legen nur 1—2, Singvögel 8—10, Haushühner 40—50 Eier, die fast bei allen Vögeln dieselbe Gestalt, aber sehr verschiedene Farben zeigen. Nicht blos der Kunsttrieb, sondern auch die Geselligkeit vieler V. wird durch den Fortpflanzungstrieb mächtig erregt. Zum Schutze der Brut entstehen bei manchen kolossale, gemeinsam vertheidigte Niederlassungen. Andere, denen die Winterkälte nur kurzes Verweilen in ihrer eigentlichen Heimat gestattet, kehren alljährlich in großen Scharen vereinigt zum Brüten dahin zurück. In vollständiger, selbstgefälliger Einsamkeit hingegen leben die großen Raubvögel. Alle V. wechseln zu bestimmten Jahreszeiten ihr Gefieder (Mauser) und erscheinen in entgegengesetzten Jahreszeiten verschieden gefärbt (Sommer- oder Hochzeits- und Winterkleid). Mitunter muß ein junger Vogel sein Gefieder (Jugendkleid) mehrmals wechseln, ehe er die stehende Färbung des reifern Alters erreicht. Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen, abgesehen von dem erwähnten Kunsttriebe, die V. den Säugethieren ebenso wenig nach als in Bezug auf das Alter. Kleine Singvögel leben oft 15 und mehr Jahre in der Gefangenschaft, und Papagaien haben in diesem Zustande schon drei Generationen derselben Familie überlebt. Hinsichtlich ihrer geogr. Verbreitung sind die V. viel weniger durch Gebirge, Meere, Wüsten und zu ihrem Unterhalte nichts darbietende Länder beschränkt als Säugethiere. Guter Segler überfliegen solche Räume in wenig Tagen, ja manche V. thun dies periodisch in jedem Jahre (Zugvögel). Auf vielen Inseln finden sich V. ohne irgendwelche Säugethiere. Häufig haben sie nicht einmal einen bestimmten

Wohnsitz, sondern ziehen auf größern Strecken Nahrung suchend umher (Strichvögel). Andere behalten jedoch beständig denselben Aufenthaltsort (Standvögel). Einzelne Gruppen finden sich freilich nur in bestimmten Gegenden, z. B. die Kolibris in Amerika, die Paradiesvögel in Neuguinea, die Papagaientaucher in den nördl., die Pinguine in den südl. Polarmeeren. Der freie Verkehr der V. durch den unermeßlichen Luftraum, der vielen eigene heitere Gesang, ihre charakteristischen Töne überhaupt, ihre oft glänzenden Farben u. s. w. haben stets auf den Menschen eigenthümlichen Eindruck gemacht und gerade dieser Thiergattung im Zeitalter naiver Naturanschauung etwas Mystisches beigelegt. Auf den Flug der V. gründete man daher eine besondere Kunst der Wahrsagung (Auspicien). Die Religion entnahm von ihnen manche ihrer Symbole, die Dichtkunst versuchte sich frühzeitig an ihrer Verherrlichung. Oekonomisch betrachtet sind die V. durch ihr Fleisch, das fast bei keinem Vogel ungenießbar, bei manchen allerdings widrig riechend und von thranigem Geschmack ist, durch ihre Federn, ihren Mist (Guano), durch Vertilgung schädlicher Thiere sehr nützlich; dagegen schaden sie dem Menschen auch zum Theil durch Beraubung der Felder und Gärten und durch Erwürgen zahmer Thiere. Obschon die Zucht der Hausvögel und die Hegung des Vogelwilds unter gewissen Verhältnissen bedeutenden Gewinn abwirft, sind sie in der Oekonomie des Menschen doch nicht von so großer Bedeutung wie die Säugethiere.

Bei der großen Zahl und der gegenseitigen Verwandtschaft der Gruppen ist noch kein genügendes System der V. aufzustellen möglich gewesen. Gewöhnlich theilt man sie jetzt in folgende Ordnungen, die in sehr verschiedener Weise aneinandergereiht werden. 1) Nesthocker: Tauben (Gyratores), Schreitfüße, knorpelschuppiger Schnabel ohne Singmuskeln; Singvögel (Oscines), Singmuskeln, gestiefelte Läufe; Schreivögel (Clamatores), keine Singmuskeln, gekörnte oder getäfelte Läufe; Klettervögel (Scansores), Kletterfüße; Raubvögel (Raptatores), Raubschnabel und Raubfüße. 2) Nestflüchter oder Pippel: Schwimmvögel (Natatores), Schwimmfüße; Wadvögel (Grallatores), Stelzfüße; Hühnervögel (Gallinacei), Spaltfüße, Kuppenschnabel; Laufvögel (Cursores), verkümmerte Flügel, Lauffüße. Die Literatur der Lehre von den V. oder der Ornithologie, die einen Zweig der Zoologie ausmacht, begreift eine Menge kostbarer Prachtwerke, z. B. von Vaillant, Vieillot, Temmink, Audubon, Lesson, Gould u. a. Die deutsche Ornithologie behandelten Bechstein und Brehm (s. d.). Ein unvergängliches Denkmal errichtete sich auf diesem Gebiete Naumann (s. d.) durch seine «Naturgeschichte der V. Deutschlands» (13 Bde., Lpz. 1822—47).

Vogelbeeren, s. Sorbus.

Vogelfang heißt die regelrecht betriebene Einfangung der Schmuck-, Sing- und Speisevögel, und zwar vorzugsweise der kleinern Arten. Der V. war schon in den ältesten Zeiten überall üblich, und man braucht nur an die Vorliebe der alten Römer für dergleichen Vogelkleinwild und an den deutschen Kaiser Heinrich den Finkler zu denken. Der Vogelsteller wendet zur Berückung der Vögel zahlreiche Listen und Vorkehrungen an. Er fängt sie auf dem Vogelherde mit Schlagnetzen oder Fallgarnen, am Tränkplatz, im Dohnenstrich mit dem Sprenkel, auf der Leimruthe, im Kloben, im Meisenkasten, auf der Lockstange mit dem Lockvogel, mit Laufschlingen, mit Tag- und Nachtnetzen (Lerchen), mit dem Spiegel, mit Steckgarnen und dem Sperber, in Fallen und Erdkasten u. s. w. Im großen werden besonders gefangen Drosseln (Krammetsvögel u. a.), Lerchen, außerdem Wachteln und Enten. Zahllose kleine Vögel erliegen im Herbst bei der Wanderung in wärmere Länder der Nachstellungswuth der südl. Völker, unter welchen sich Tiroler und Italiener ganz besonders hervorthun. Da aber gerade die kleinen Vögel die unersetzliche Naturpolizei gegen die schädlichen Insekten bilden, so sollte der V. als Gewerbe untersagt und nur für bestimmte Gattungen und Zeiten ausnahmsweise gestattet sein. Viele deutsche Staaten sind in der neuesten Zeit mit Vogelschutzgesetzen vorgegangen, so Hessen, Sachsen (Besteuerung der Nachtigallen), Preußen. Gewisse Volksstämme zeichnen sich durch besondere Vogelliebhaberei aus, hängen daher dem V. leidenschaftlich an, vor allen die Thüringer, dann die Schwarzwälder u. a. Vgl. Brehm, «Der vollständige V.» (Weim. 1855).

Vogelfrei (exlex, utlagatus) heißt derjenige, welcher aus dem allgemeinen Frieden gesetzt und des Rechtsschutzes ledig ist. (S. Acht.) Dies war der Zustand aller in die Oberacht Erklärten, die damit Eigen und Lehn verloren, vor Gericht weder klagen noch zeugen, keine echten Kinder gewinnen und bei Widerstand gegen die Vorführung, um dem Richter wegen ihres Verbrechens Rede zu stehen, selbst erschlagen werden konnten. Irrig ist die Annahme, daß ihre Tödtung jedermann frei gestanden habe, schon weil ihnen das Recht die Möglichkeit offenhielt, sich wieder aus der Acht zu ziehen. Als die Verbündeten Napoleon bei seiner Rückkehr von

Elba für vogelfrei erklärten, konnte ihm damit nur der Schutz des Völkerrechts abgesprochen sein, der Erklärung wider den Führer einer Kriegspartei Folge zu geben, wäre aber selbst wider das Völkerrecht gewesen.

Vögelin (Ernst), ein ausgezeichneter Buchdrucker in Leipzig, welcher durch seine Leistungen in der Typographie alle seine deutschen Zeitgenossen übertraf. Er war in Konstanz 1528 geboren, studirte in Leipzig um 1550, wurde 1554 Magister und 1555 Licentiat der Theologie. Seine 1557 erfolgte Verheirathung mit der Tochter des leipziger Buchdruckers Valentin Papa gab ihm Veranlassung, die Studien aufzugeben und sich ganz der Typographie zu widmen. Seine Werke sind geschmackvoll und correct, und man bezeichnete ihn daher oft als den deutschen Aldus. Wie sehr er dieses Lob verdiente, beweisen z. B. sein Isokrates (1567) und «Aphthonii progymnasmata», herausg. von Camerarius (1570). Er besaß auch eine Buchhandlung und starb 1590 in Heidelberg, wohin er sich 1578 geflüchtet hatte, weil er bei seiner Theilnahme an den kryptocalvinistischen Streitigkeiten in Leipzig Einkerkerung befürchtete. Sein Geschäft wurde von seinen Söhnen Gotthard, Philipp und Valentin fortgesetzt.

Vogelleim, auch Fliegenleim, heißt eine starkklebende, zähe, schleimige, nicht eintrocknende Masse, deren man sich zum Bestreichen der sogenannten, beim Vogelfang gebräuchlichen Leimruthen, zum Fliegenfangen und andern Zwecken bedient. Diese Masse wird auf verschiedene Weise dargestellt. Der echte V. ist ein Product der Mistelpflanze. (S. Mistel.) Alle Theile dieses Schmarotzerstrauchs, besonders aber die weißen Beeren enthalten einen wasserhellen, sehr zähen und kleberigen Stoff, das seiner chem. Beschaffenheit nach dem Kautschuk nahe verwandte Viscin. Dasselbe wird durch Auspressen der Beeren unter reichlichem Zusatz von Wasser ausgeschieden und stellt dann eine weiße, undurchsichtige, zähkleberige Masse, den V., dar. Eine andere Sorte von V. wird auf eine weit complicirtere Weise aus der Rinde der Stechpalme (Ilex Aquifolium L.) gewonnen. Diese Sorte besteht aus einer graugrünen, starkklebenden Masse von schwachsaurem Geruch. Künstliche Vogelleimsorten oder vielmehr Vogelleimsurrogate werden aus einer Mischung von fettem Oel und Harz, oder aus einem Gemeng von Kolophonium, Fichtenharz und Rüböl, oder aus gekochtem Tischlerleim und Chlorzinklösung dargestellt.

Vogelperspective, Vogelansicht oder Vogelblick (vue à vol d'oiseau) nennt man diejenige Gattung der Linearperspective, bei welcher der Gesichtspunkt sehr erhöht, mehr oder weniger senkrecht über dem darzustellenden Gegenstande angenommen wird. Sie wird meist bei ökonomischen und militärischen Rissen und Zeichnungen angewendet, da es hier vorzugsweise auf Totalansichten und Flächenraumverhältnisse ankommt. Im 16. Jahrh. kannte man noch keine andern Prospecte als die in V., und noch das 17. Jahrh. ließ sie wenigstens neben den Horizontalansichten fortbestehen. Es wechseln z. B. in Merian's «Topographie» beide Gattungen oder finden sich nebeneinander, sodaß die Ansichten in V. die Stelle unserer jetzigen Plane vertreten. Mit dem 18. Jahrh. hören die V. auf, und erst in neuerer Zeit hat die lebendige Anschaulichkeit dieser Gattung für gewisse Gegenstände die todte Genauigkeit des Plans verdrängt; das verdienstvollste, unzähligemal nachgeahmte Werk dieser Art ist Delkeskamp's «Rheinpanorama», welches die wechselnde Gestalt und die Umgebung der schönen Ufer aufs anschaulichste wiedergibt. Im Gegensatz zur V. nennt man die Ansicht mit einem unter dem Gegenstande liegenden Gesichtspunkte: Froschperspective. (S. auch Perspective.)

Vogelspinnen (Mygale) heißen große, in röhrenförmigen Gespinsten hausende Spinnen der südl. Zonen, welche sich von allen andern Spinnen durch den Besitz von vier Lungenfäcken, statt zwei, unterscheiden. Manche Arten erlangen eine Körperlänge von 4 Zoll, und man behauptet von ihnen, daß sie selbst kleine Vögel fangen und aussaugen.

Vogesen oder Wasgau (im Nibelungenliede Waskenwald, lat. Vogesus oder Vosegus, franz. les Vosges oder Voges) heißt der südliche oder Hauptheil des west-oberrhein. Gebirgs, welcher, zu Frankreich gehörig, mit dem Rhein und dem in Deutschland östlich vom Rhein sich hinziehenden Schwarzwalde parallel läuft und Elsaß von Lothringen trennt. Ohne Gebirgszusammenhang mit dem Jura erheben sich die V. nordwestlich von Basel und Altkirch, zwischen Belfort und der Moselquelle, steil aus der Ebene und ziehen, westlich durch die bogenförmigen Sichelberge (Monts Faucilles) mit dem Plateau von Langres (s. d.) verbunden, in ihrer Hauptrichtung nordwärts zu den Quellen der Meurthe und Saar und bis zur Lauter und gegen Pirmasens hin. Ihre weitere Fortsetzung, die sog. nördlichen V., führen den Namen Hardt und Donnersberg und reichen durch Rheinbaiern bis gegen Worms und zur untern Nahe, durch welche sie von dem Hundsrück geschieden werden. In dieser ganzen Ausdehnung haben die V. eine Länge von 30—35 M. bei einer Breite von 5—6 M. Ohne die nördl. Fortsetzung aber

sind sie etwa 24 M. lang und haben ihre geringste Breite bei Elsaß-Zabern oder Saverne, wo der bequemste und kürzeste Uebergang aus dem Elsaß nach Lothringen ist. Während sie gegen Süden zum Doubsthal und, wie der gegenüberliegende Schwarzwald (s. d.), mit dem sie in Richtung, Form und geol. Structur große Verwandtschaft besitzen, in das Rheinthal steil abfallen, gehen sie meistens sanft und allmählich in die bis 800 F. hohe Ebene von Lothringen über und senden das abfließende Gewässer südwärts zum Doubs, ostwärts in vielen Bächen und Flüßchen der Ill und dem Rhein und auf der Westseite der Mosel zu. Die eigentlichen V. zerfallen in die obern und die untern, deren Grenzscheide das Markircher Thal, ein 2400 F. hoher Einschnitt zwischen Schlettstadt und St.-Dié an der Meurthe, bildet. Die Ober-Vogesen, der südl. Abschnitt, tragen, wie auch der südl. Schwarzwald, die höchsten Gipfel, die abgerundete Kuppen bilden, zum Theil nach dieser Form Ballon genannt werden und nicht immer auf der Wasserscheide liegen. Der Kamm hat hier nicht unter 3000 F. Höhe, während sich die höhern Kuppen über 4000 F. erheben. Nördlich von Belfort steigt der Bärenkopf (Ballon de Giromagny) 3315 F. auf, nördlich von diesem an der Moselquelle der Ballon d'Alsace oder Elsaßbolch 3848 F., westlich von diesem der Ballon de Servance 3660 F., weiter gegen Norden der Drumont, der Grand-Ventron 4398 F. und der Hoheneck 4205 F. Oestlich von dem Schlußrücken steht der Ballon von Sulz oder Gebweiler, 4408 F., der höchste Gipfel des ganzen Gebirgssystems. Nördlich von der Meurthequelle erheben sich der Bressoir oder Bludenberg 3788 F. und der gleichhohe Bonhomme am Markircher Thal. Hoch auf dem Gebirge gibt es mehrere Seen. Der höchste Paß liegt am Elsaßbolch, 3602 F. hoch. Das Gebirge ist fast bis auf die obersten Höhen hinauf stark bewaldet, indem die Baumgrenze 3800—4000 F. hoch liegt und Getreide bis zu 2800 F. Höhe wächst. An den südl. und östl. Abfällen liegen schöne Weinberge, Trümmer zahlreicher Ritterburgen und überaus liebliche Thäler, worin viel Leben und Thätigkeit herrscht, besonders durch die Spinnereien und Webereien. Von den Thälern des südl. und östl. Abfalls sind das wiesenreiche Giromagnythal an der Savoureuse, das Masmünsterthal oder Thal von Massevaux mit seinen zahlreichen Eisenschmelzen, Kupfer-, Messing- und Zinkplattenfabriken, Eisenhämmern und Bleichen, das Amarinenthal bei Thann mit seinen Webstühlen, das anmuthige Blumenthal (Florival) bei Gebweiler an der Lauch und das Münsterthal an der reißenden Fecht bemerkenswerth, letzteres wol das interessanteste von allen, berühmt durch die Münsterkäse. Die Unter-Vogesen, im Norden der obern, werden getheilt durch den nordwestlich von Strasburg gelegenen Paß von Zabern oder Savern, der nur 1325 F. Höhe hat und von der Hauptstraße und Eisenbahn zwischen Paris und Strasburg durchzogen ist. Der südl. Theil hat noch einen Hauptrücken von 2500 F., Kuppen von 3000 F. Höhe und enthält geringe Waldungen, mehr einförmige Wiesenflächen. Der nördliche besteht meistens aus 1400 F. hohen Flächen, die von vielen Berggruppen unterbrochen werden, und bietet auf Höhen und in Thälern Abwechselung von Feldern, Wiesen und Holzungen dar. Die höchsten Kuppen im südl. Theile sind der Große Donnon, 3138 F., und der Kleine Donnon, östlich von St.-Dié, nahe dabei der Climont an der Quelle der nach Strasburg fließenden Breusch. Der Climont sendet einen mächtigen Ast gegen Norden, der das linke Ufer des Flusses, und einen andern gegen Nordosten, der das rechte Ufer begleitet. Zu letzterm gehört das Hochfeld oder Champ du Feu, 3172 F. hoch, westlich von Andlau, wo es zu den Andlauer Bergen abfällt. Hier liegt, bei Barr, der 2450 F. hohe Odilienberg mit dem 680 gegründeten Kloster der heil. Odilia. Nördlicher befinden sich das von seiner großen Waffenfabrik benannte Klingenthal und weiterhin das durch Friedr. Oberlin berühmt gewordene Steinthal. Obgleich das Gebirge im ganzen ein rauhes und kaltes Klima hat, sodaß viele seiner Berge neun Monate mit Schnee bedeckt sind, zeichnen sich doch einzelne Striche durch Fruchtbarkeit aus. Die Abhänge der Süd- und Ostseite sind reich mit Reben bepflanzt, und allenthalben finden sich die herrlichsten Weiden. Es wird daher in den V. viel Viehzucht getrieben. Außerdem ist das Gebirge reich an Wild und Geflügel, vorzugsweise aber an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Spießglanz, Steinkohlen und Holz. — Das Departement V., aus dem südl. Theile des ältern Herzogthums Lothringen gebildet, zählte 1866 auf 110,42 Q.-M. 418998 E., die sich von Viehzucht und Käsebereitung, zum Theil auch von Feldbau und etwas Wein- und Obstbau, noch mehr aber von Bergbau, Verarbeitung der Metalle, Waldcultur und Fischerei nähren. Die übrige Industrie ist unbedeutend und der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr der gewonnenen Producte. Der Boden ist im östl. Theile sehr gebirgig und unfruchtbar, das Klima im ganzen rauh und kalt. Außer dem Hauptflusse, der Mosel, durchströmen auch die Maas und eine Menge kleiner Flüsse die Landschaft. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements

Epinal, St.-Dié, Mirecourt, Neufchâteau und Remiremont. Die Hauptstadt ist Epinal (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth Plombières (s. d.) wegen seiner Bäder, Domrémy-la-Pucelle (s. d.) als Geburtsort der Jungfrau von Orléans und St.-Dié (s. Dié).

Voght (Kaspar, Freiherr von), ein um Hamburg hochverdienter Mann, wurde 17. Nov. 1752 zu Hamburg geboren, wo sein Vater Kaufmann und Prätor war. Bei allen seinen Anlagen, die frühzeitig hervortraten, mußte er doch 1769 auf das Contor, und erst 1772 gab der Vater zu, daß sich der Sohn die Welt ansehe. V. bereiste England, Frankreich, Spanien, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr 1775 unterstützte er den Vater im Geschäft, und nach dessen Tode 1781 übernahm er es selbst. 1785 begründete er in Hamburg mit Beihülfe wohlthätiger Freunde eine Privatarbeitsanstalt für arbeitslose Arme, die schon im nächsten Jahre zur öffentlichen Anstalt wurde. Später wurden von ihm Lehr- und Industrieschulen, die Rumford'schen Suppenanstalten und Sonntagsschulen eingerichtet. In den J. 1793—95 bereiste er England, Schottland und Irland in Hinsicht auf Ackerbau, Industrie und Armenversorgung und schrieb dort sein «Account of the management of the poor in Hambourgh between the years 1788—94» (neueste Aufl., Lond. 1817). Nach seiner Rückkehr war er besonders bemüht, die hamburger Anstalt zu einer Anstalt gegen Verarmung zu machen, zu welchem Behufe er namentlich auch die Vorschußanstalt einrichtete. Der Ruf der hamburger Anstalt veranlaßte den Kaiser Franz II., V. 1801 nach Wien zu berufen, um auch die dortige Armenanstalt nach seinem Plane einzurichten. Vom Kaiser wurde er dafür in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Einem ähnlichen Auftrage wie in Wien unterzog er sich 1803 in Berlin. Schon 1785 hatte V. einige Bauerhöfe an der Elbe zu Flottbeck gekauft, diese zusammengelegt und Wechselwirthschaft eingeführt. Hier baute er auch zuerst die bisher als Gartengewächs behandelten Kartoffeln im Freien, wies dem Kleebau in einem regelmäßigen Turnus seinen Platz an und lehrte den Anbau der Steckrüben. Schon drei Jahre zuvor, ehe Thaer (s. d.) die engl. Wirthschaft beschrieb, war diese in dem allmählich erweiterten Flottbeck eingeführt. Das kleine Dörfchen verwandelte sich nach wenigen Jahren in einen volkreichen Flecken, und V. legte nun daselbst auch eine Schule an. 1807 untersuchte er im Auftrage der franz. Regierung die Armenanstalten und Gefängnisse in Paris und andern großen Städten des franz. Reichs. Bei seiner Rückkehr fand er die hamburger Anstalt durch die Franzosen zerstört. Seit 1815 ließ sich V. eifrig angelegen sein, Flottbeck zu einer Normalanstalt für den Norden zu erheben, was ihm auch in hohem Grade gelang. Erst 1831 zog er sich von der Bewirthschaftung Flottbecks zurück. Er starb 20. März 1839. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Sammlung landwirthschaftlicher Schriften» (Bd. 1, Hamb. 1825); «Ueber die Vortheile der grünen Bedüngung und des Lupinen- und Spargelbaues» (2. Aufl., Hamb. 1833); «Flottbecks hohe Cultur» (Hamb. 1829); «Ueber die Vortheile des flachen Eineggens der Saat» (Hamb. 1831); «Gesammeltes aus der Geschichte der hamburger Armenanstalt» (Hamb. 1838).

Vogl (Johann Nepomuk), einer der namhaftesten österr. Dichter, geb. 2. Nov. 1802 zu Wien als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, schwankte anfänglich zwischen dem kaufmännischen Beruf und der künstlerischen Laufbahn, bis er sich für den Eintritt in den Staatsdienst entschied. Bereits 1818 erhielt er ein Amt bei den niederösterr. Landständen, in welcher Stellung er 16. Nov. 1866 zu Wien starb. Seine Amtsgeschäfte ließen ihm hinreichend Muße, um seinen künstlerischen und literarischen Neigungen leben zu können. Außer dem Taschenbuch «Frauenlob» (1835—38), dem «Oesterr. Morgenblatt» (1841—48) und dem «Oesterr. Volkskalender» (seit 1845 ununterbrochen erschienen) veröffentlichte er eine große Anzahl von poetischen Arbeiten, unter denen besonders seine Balladen und Lieder, die sich durch ergreifende poetische Wahrheit und Innigkeit sowie anmuthige, gewandte Form auszeichnen, vielen Beifall gefunden haben. Auch im Epigramm und der Spruchdichtung leistete er manches Gelungene. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Oesterr. Wunderhorn» (Wien 1834); «Balladen und Romanzen» (3. Aufl., Wien 1845); «Lyrische Dichtungen» (2. Aufl. 1844); «Klänge und Bilder aus Ungarn» (3. Aufl., Wien 1848); «Domsagen» (4. Aufl., Wien 1853); «Soldatenlieder» (3. Aufl., Wien 1856); «Schnadahüpfla» (Wien 1850); «Aus der Taufe» (2. Aufl., Wien 1856); «Passiflora» (Wien 1854); «Blumen» (2. Aufl., Wien 1857); «Neue Gedichte» (Lpz. 1856); «Schenken- und Kellersagen» (Wien 1858); «Aus dem Kinderparadiese» (2. Aufl., Wien 1865); «Aus dem alten Wien» (2. Aufl., Wien 1865) u. s. w.

Vogler (Georg Joseph), gewöhnlich Abt V. genannt, ein scharfsinniger Theoretiker, bedeutender Klavier- und Orgelspieler und verdienstlicher Componist, geb. zu Würzburg 15. Juni 1749 als Sohn eines Geigenmachers, der ihm frühzeitig eine musikalische Erziehung gab.

literarische Studien machte er bei den Jesuiten in Würzburg und Bamberg, und man behauptet, er sei in ihren Orden getreten. 1771 kam er nach Manheim, componirte hier ein Ballet und gewann die Gunst des Kurfürsten Karl Theodor, der ihn zu höherer Ausbildung nach Italien schickte. Hier war erst kurze Zeit Pater Martini in Bologna sein Lehrer. Dann wandte er sich nach Padua, wo er bei Vallotti contrapunktische Studien trieb und nebenbei auch sich der Theologie widmete. In Rom erhielt er hierauf die Priesterweihe. Auch setzte er daselbst seine Musikstudien bei Misliweczek fort und wurde Mitglied der Gesellschaft der «Arkadier», während ihn der Papst zum Protonotar und Kämmerer ernannte. 1775 kehrte er aber nach Manheim zurück, wurde hier Hofkaplan und errichtete eine Musikschule. Durch den Einfluß der Jesuiten und Frauen erfolgte 1777, neben Holzbauer, seine Ernennung zum zweiten Kapellmeister. 1779 ging er mit dem pfälz. Hofe nach München, wo er 1780 die Musik zu dem Drama «Albert III.» componirte. Doch gab er bald darauf seine Stellen als Hofkaplan und zweiter Kapellmeister auf und ging auf Reisen, die ihn nach Frankreich, Spanien, Griechenland und Afrika führten. Bei seinem Aufenthalt in Paris 1783 kam von ihm die komische Oper «La Kermesse» zur Aufführung, die aber durchfiel. Nachdem er 1786 zurückgekehrt, wurde er in Stockholm königl. Kapellmeister, und erfand daselbst das Orchestrion (Art tragbarer Orgel), mit welchem Instrument er seit 1789 wieder auf Reisen ging. Nachdem er 1791 wieder in Manheim gewesen war und daselbst seine Oper «Castor und Pollux» mit Beifall zur Aufführung gebracht, begab er sich abermals nach Stockholm, wo er wenige Tage vor der Ermordung Gustav's III. seine Oper «Gustav Adolf» in Scene brachte und einige Jahre Vorlesungen über Musik hielt. 1799 gab er seine Stellung in Stockholm auf und besuchte Kopenhagen, wo er zum Drama «Hermann von Unna» die Musik schrieb. Nachdem er in Altona eine Zeit lang sich aufgehalten, wandte er sich 1800 nach Berlin, von hier noch in demselben Jahre nach Prag, wo er an der Universität Musikvorlesungen hielt. 1803 folgte er einem Rufe nach Wien, um daselbst seine Oper «Samori» in Scene zu bringen. Er blieb hier bis 1805, besuchte dann einen Theil Deutschlands und erhielt endlich 1807 eine Berufung nach Darmstadt, wo er als Hofkapellmeister und geheimer geistlicher Rath Anstellung erhielt und seine zwei berühmtesten Schüler, C. M. von Weber und Meyerbeer, bildete. V. starb 6. Mai 1814. Von seinen musiktheoretischen Schriften sind anzuführen: «Tonwissenschaft und Tonsetzkunst» (Manh. 1776), «Manheimer Tonschule» (um 1778), «Choralsystem» (Kopenh. 1800), «Handbuch zur Harmonielehre und für den Generalbaß» (Prag 1802), «System für den Fugenbau» (Offenb. 1817). An Compositionen erschienen von ihm zahlreiche Kirchensachen, Orchester- und Klavierstücke, Duetten, Trios und Quartette für Klavier mit Streichinstrumenten, Orgelsachen u. s. w. Bezüglich der Orgelbaukunst stellte er das sog. Simplificationssystem (Vereinfachung) auf, das zwar vielfach getadelt wurde, aber im ganzen nicht ohne Nutzen blieb. Als Künstler wie als Mensch ist V. von seinen Zeitgenossen sehr verschieden beurtheilt worden. Während ihm die einen Eitelkeit, Anmaßung, Heuchelei u. s. w. vorwarfen, verehrten ihn andere und suchten ihn zu rechtfertigen. In der Kunst priesen ihn einige als Genie, wogegen ihn andere als Charlatan verschrien. Ohne Zweifel besaß V. musikalisches Talent, dazu viel Verstand und Scharfsinn, Beweglichkeit, Willensenergie. Mit diesen Eigenschaften erreichte er in der Kunst und Kunstwissenschaft Erhebliches, soweit das Technische, im weitern Sinne, reicht; aber für unvergängliche Leistungen fehlte ihm die wahrhaft schöpferische Kraft und mit ihr die innere Einheit.

Vogt und Vogtei. Der dem deutschen Rechte angehörige Begriff der Vogtei ist ein sehr alter und zugleich sehr weiter und allgemeiner. Derselbe bezeichnet im allgemeinen die Macht, andere zu schützen und zu vertreten, womit der Nebenbegriff eines Abhängigkeitsverhältnisses verbunden sein kann. Die öffentlichen Beamten der alten Freien waren daher keine Vögte. Dieselben finden sich zunächst bei den Kirchen und Klöstern, sog. Schirmvögte oder Kirchenvögte (s. d.). Sodann bestellten die Kaiser für ihre unmittelbaren Besitzungen (Reichsvogteien, Vogtlande) unter dem Titel Vögte eigene Beamte, die als solche zu den erblich gewordenen Grafen und andern Reichsfürsten im Gegensatze standen, später aber ihr Amt, wo nicht mächtige Nachbarn oder, wie in der Schweiz, die freien Gemeinden dies hinderten, auch in eine erbliche Landeshoheit verwandelten. Die Städte erhielten von ihrem Herrn, dem Kaiser oder einem Landesherrn, ebenfalls einen Vogt (advocatus, woraus das deutsche Wort entstanden ist) oder einen Schultheiß (scultetus), bisweilen auch beide Beamte nebeneinander. Im letztern Falle hatte der Vogt in Sachen, die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß blos in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. Uebrigens wurden auch gar mannichfaltige niedere Beamte Vögte genannt.

Vogt (Karl), deutscher Naturforscher, geb. 5. Juli 1817 zu Gießen, wo sein Vater, Philipp

Friedrich Wilhelm V. (geb. 1786 zu Hausen bei Gießen), bekannt als Verfasser eines «Lehrbuch der Pharmakodynamik» (2 Bde., 4. Aufl., Gieß. 1838) und mehrerer geschätzter medic. Schriften, damals Professor war, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und begann 1833 auf der dortigen Universität das Studium der Medicin. Daneben arbeitete er anderthalb Jahre in Liebig's Laboratorium. Im Herbst 1835 folgte er seinem Vater nach Bern, wohin dieser als Professor der Klinik berufen worden, und beschäftigte sich hier unter Valentin's Leitung besonders mit anatom. und physiol. Studien. Nachdem er im Sommer 1839 promovirt, ging er nach Neufchâtel, wo er mit Agassiz und Desor fünf Jahre lang naturwissenschaftlichen Arbeiten oblag. Er betheiligte sich an Agassiz' Gletscherexpeditionen und wurde Mitarbeiter an dessen «Poissons fossiles», den «Études sur les glaciers» und der «Histoire naturelle des poissons d'eau douce». In letzterm Werke ist der erste Band gänzlich, der zweite größtentheils von V. verfaßt. Daneben veröffentlichte er, außer zahlreichen Beiträgen zu Journalen und Gesellschaftsschriften, noch mehrere selbständige Werke, wie «Untersuchungen über die Entwickelung der Geburtshelferkröte» (Soloth. 1842), «Im Gebirg und auf den Gletschern» (Soloth. 1843), «Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde» (2 Bde., Braunschw. 1846; 3. Aufl. 1866), «Physiol. Briefe» (Stuttg. 1845—46; 3. Aufl., Gieß. 1862). Diese Schriften zeichnen sich sämmtlich durch gediegene wissenschaftliche Forschung, elegante Form und das Bestreben aus, Interesse und Kenntniß der Naturwissenschaft in weitern Kreisen zu verbreiten. Nachdem er vom Herbst 1844—46 in Paris gelebt, ging er nach Italien, wo er besonders zu Nizza und Rom sich aufhielt. Zu Nizza erhielt er einen Ruf als Professor nach Gießen, dem er Ostern 1847 folgte. Nach der Märzrevolution von 1848, der er sich mit großem Eifer hingab, ward V. von der Stadt Gießen zum Oberst der Bürgergarde erwählt und in das Vorparlament, später auch in die deutsche Nationalversammlung gesendet. Er zählte hier zur Linken (Deutscher Hof) und folgte der Versammlung auch nach Stuttgart, wo auf ihn die Wahl in die Reichsregentschaft fiel. Seines Lehramts in Gießen enthoben, lebte er nach dieser polit. Episode bis 1850 zu Bern. Er nahm nun im Herbst 1851 seine zoolog. Untersuchungen zu Nizza wieder auf, die er hier bis ins Frühjahr 1852 fortsetzte. Im Herbst desselben Jahres wurde er Professor der Geologie zu Genf. Sodann erfolgte auch seine Wahl zum Mitgliede des Großen Rathes sowie zum eidgenössischen Ständerath. Von V.'s übrigen, theils streng wissenschaftlichen, theils populären Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Ocean und Mittelmeer» (2 Bde., Frankf. 1848), ein Bericht über seine erste ital. Reise; die «Bilder aus dem Thierleben» (Frankf. 1852) und die mit scharfer Satire versetzten «Untersuchungen über Thierstaaten» (Frankf. 1851), welche beide Arbeiten später in «Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben» (2 Bde., Frankf. 1859) zusammengefaßt erschienen; ferner: «Köhlerglaube und Wissenschaft» (Gieß. 1853—55), eine Streitschrift gegen Rudolf Wagner; «Zoolog. Briefe» (Frankf. 1851); «Die künstliche Fischzucht» (Lpz. 1859); «Grundriß der Geologie» (Braunschw. 1860) u. s. w. In neuerer Zeit hat V. seine Aufmerksamkeit insbesondere der Physiologie des Menschen und dessen Urgeschichte zugewandt, wie unter anderm seine «Vorlesungen über den Menschen» (Gieß. 1864) und die Schrift «Ueber die Mikrocephalen oder Affenmenschen» (Braunschw. 1866) bekunden. Die öffentlichen Vorlesungen, die er über diese Gegenstände während des Winters 1867—68 in verschiedenen Städten Deutschlands hielt, wurden mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen. — V.'s jüngster Bruder, Gustav V., geb. 1829 in Gießen, früher Director des eidgenössischen Statistischen Bureau in Bern, jetzt Professor der Nationalökonomie an der dortigen Universität, hat sich in seinem Fache ebenfalls als Schriftsteller bethätigt.

Vogtland (Terra advocatorum) wurde seit dem 11. Jahrh. der Name für die unmittelbaren Besitzungen der deutschen Kaiser, die sie durch besondere Vögte verwalten ließen. Dazu gehörten im weitesten Umfange der zum Königreich Sachsen gehörende ehemalige Vogtländische Kreis, welcher jetzt den südwestl. Theil des sächs. Regierungsbezirks Zwickau bildet, die Aemter Weida und Ziegenrück im Großherzogthum Sachsen-Weimar, die gegenwärtigen Besitzungen der Fürsten Reuß, die ehemalige Landeshauptmannschaft Hof, die jetzt zu Baiern gehört, und das jetzt herzogl. sachsen-altenburg. Amt Ronneburg. Erblich wurde die Vogtei sehr bald in dem Hause Reuß (s. d.). Hof verkauften die Vögte zu Weida schon 1373 an die Burggrafen von Nürnberg. Als aber im 16. Jahrh. die Reuße mit einem Theile ihrer Besitzungen bei der Krone Böhmen zu Lehn gingen, andere Stücke verpfändeten und veräußerten, brachte der Kurfürst August von Sachsen 1560 einen Theil des V., die Aemter Weida, Arnshaugk und Ziegenrück und 1569 die Herrschaften Plauen, Vogtsberg und Pausa käuflich an sich. Durch das Testament des Kurfürsten Johann Georg I. wurden diese Besitzungen, welche damals den

Vogtländischen und Neustädter Kreis bildeten, der neuen Linie Sachsen-Zeitz zum Erbantheil angewiesen, doch fielen sie nach dem Absterben dieser Linie 1718 an das Kurhaus zurück. Durch den zu Presburg 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Friedensvertrag kam der Neustädter Kreis an Preußen, welches nachher einen Theil davon an Sachsen-Weimar abtrat. Vgl. Limmer, «Urkundliche Geschichte des V.» (4 Bde., Ronneb. 1825—28).

Voigt (Christian Gottlob von), sachsen-weimar. Staatsminister, geb. 23. Dec. 1743 zu Allstedt, studirte zu Jena die Rechte, war dann von 1770—77 Amtmann in seiner Vaterstadt und wurde dann als Regierungsrath nach Weimar berufen, wo er durch Herzog Karl August zu den höchsten Aemtern aufstieg und den Adelstand erhielt. Er lebte im engsten Vereine mit Musäus, Wieland, Herder, Schiller und mit Goethe, mit dem er viel für Bibliothek, Universität wie überhaupt für Kunst und Wissenschaft that, und starb 22. März 1819. Vgl. O. Jahn, «Goethe's Briefe an Christian Gottlob von V.» (Lpz. 1868). — Christian Gottlob von V., des vorigen Sohn, geb. 27. Aug. 1774, genoß in Weimar unter anderm auch Herder's Unterricht. Er bezog 1789 die Universität zu Jena, wo er die Rechte studirte, und wurde 1796 Assessor in der Regierung zu Weimar, zwei Jahre nachher Regierungsrath, 1801 zugleich Geh. Archivar und 1806 Geh. Regierungsrath. Neben diesen Posten erhielt er auch andere Aufträge, wie z. B. 1798 den Unterricht des Erbprinzen Karl Friedrich im Staatsrecht, dann Sendungen nach Petersburg 1801 und 1804, wo ihm die Verhandlung über die Ehepacten zwischen der Großfürstin Marie Pawlowna und dem nachherigen Großherzog Karl Friedrich übertragen war. Vermählt war er erst mit Amalie Ludecus, dann seit 1811 mit Herder's Schwiegertochter, der Witwe des Doctors der Medicin von Herder, Henriette Maria, gebarener Schmidt. Er starb zu Weimar 19. Mai 1813 infolge der Schrecknisse seiner gemeinschaftlichen Verhaftung mit dem Hofmarschall Freiherrn Spiegel von Pickelsheim und Abführung auf den Petersberg zu Erfurt auf Befehl des Marschalls Ney. — Johann Karl Wilhelm V., Bruder des Staatsministers und Oheim des vorigen, geb. 20. Febr. 1752 zu Allstedt, erhielt in Kloster-Roßleben seine Schulbildung und studirte von 1773—75 in Jena die Rechte. Neigung zog ihn jedoch zu den Naturwissenschaften, besonders zur Mineralogie. Er besuchte seit 1776 die Bergakademie zu Freiberg, und nachdem er 1779 nach Weimar zurückgekehrt, bereiste er 1780 im Auftrage des Herzogs das weimarsche Land in mineralog. Hinsicht, worüber sich die Berichte in seinen «Mineralog. Reisen» (2 Bde., Dessau und Weim. 1782—85) finden. Sodann begleitete er den Herzog auf dessen Reisen als Naturforscher und untersuchte auch im Auftrage des Fürstbischofs von Fulda das Hochstift Fulda in mineralog. Hinsicht. Doch blieben Beobachtungen über vulkanische Entstehung des Basalts und andere Fossilien sein Hauptaugenmerk. Als Werner seine Ansichten über den Basalt geändert, den er für neptunischen Ursprungs hielt, betheiligte sich auch V. an dem Streite, der alle damaligen Mineralogen in Bewegung setzte. V. schrieb «Drei Briefe über die Gebirgslehre» (Weim. 1785), die dann unter dem Titel «Handbuch der praktischen Gebirgskunde» (Weim. 1792) neu bearbeitet wurden. 1785 wurde er Bergsecretär und 1789 Bergrath in Ilmenau. 1801 machte er eine Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen, die ihm das Material zu seiner «Mineralog. Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen u. s. w.» (Weim. 1802) und zu der «Geschichte der Steinkohlen, Braunkohlen und des Torfs» (2 Bde., Weim. 1802), welche in Göttingen den Preis erhielt, darbot. Sein letztes Werk war die «Geschichte des Ilmenauischen Bergbaues» (Sondersh. 1821). Er starb 1. Jan. 1821. — Bernhard Friedrich V., des vorigen Sohn, geb. zu Weimar 1787, erlernte das Buchhändlergeschäft in seiner Vaterstadt, bildete sich darin in Leipzig, Basel, Nürnberg, Straubing und Freiburg aus, begründete 1811 eine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung zu Sondershausen und hatte dann eine Verlagshandlung in Ilmenau, bis er 1834 sein Geschäft nach Weimar verlegte. Verdienst erwarb er sich um Ilmenau als Stadtältester und als ständischer Abgeordneter. Unter den zahlreichen von ihm verlegten Werken sind hervorzuheben: «Schauplatz der Künste und Handwerke», von dem bis 1868 nahe an 300 Bände, zum großen Theil in mehrern Auflagen, erschienen waren, und «Neuer Nekrolog der Deutschen» (Jahrg. 1—30, nebst drei Registerbänden, 1823—52). Er starb 17. Febr. 1859 zu Weimar.

Voigt (Johannes), deutscher Geschichtschreiber, geb. 27. Aug. 1786 zu Bettenhausen in Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Chirurg war, kam, weil er sich der Chirurgie widmen sollte, zu einem Verwandten nach Henneberg, nach einem Jahre aber auf das Gymnasium zu Meiningen, worauf er nach dem Willen seiner Aeltern seit 1806 zu Jena Theologie und Philologie studirte. Er wurde jedoch bald durch Luden für die Geschichte gewonnen und wendete sich nach

Beendigung seiner theol. Studien ausschließlich der Geschichte und Philologie zu. 1809 an das Pädagogium nach Halle berufen, habilitirte er sich 1812 daselbst als Privatdocent und verfaßte seine erste bedeutende Schrift: «Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter» (Weim. 1815; 2. Aufl. 1846), in welcher V. das Papstthum Gregor's VII. als eine der großartigsten Erscheinungen des Mittelalters und Gregor selbst im Geiste seiner Zeit als großen Reformator der Kirche darzustellen suchte. Hierauf sammelte er auch Materialien zu einer Geschichte der Hohenstaufen, gab aber dieses Unternehmen auf und vollendete nur die «Geschichte des Lombardenbundes» (Königsb. 1818). Unterdeß war er 1817 einem Rufe als Professor der histor. Hülfswissenschaften und Archivsdirector nach Königsberg gefolgt. In dieser Stellung faßte er den Plan zu einer größern Geschichte des Deutschen Ordens und bereiste zu dem Zwecke 1820 mit Unterstützung der Regierung das Land. Als Vorläufer des zu erwartenden Werks schrieb er 1821 «De lacertarum societate, oder von der Eidechsengesellschaft», einem Rittervereine, der, wie V. bewies, den Abfall Westpreußens von dem Deutschen Orden an Polen bewirkte. Nachdem er hierauf ord. Professor der mittlern und neuern Geschichte an der Universität zu Königsberg geworden, gab er 1823 in Verbindung mit F. W. Schubert die «Jahrbücher oder die Chronik Joh. Lindenblatt's (Johannes von der Pusilie)» sowie 1840 mit dem Grafen Raczynski die «Chronik Wigand's von Marburg» heraus. Dem folgte seine «Geschichte von Marienburg» (Königsb. 1824) und endlich die «Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens» (Bd. 1—9, Königsb. 1827—39), ohne Zweifel sein bedeutendstes Geschichtswerk, das durch umfassende Benutzung früher nicht gekannter Quellen und durch neue wichtige histor. Entdeckungen gleich ausgezeichnet ist. An diese Leistungen schlossen sich der «Codex diplomaticus Prussicus» (6 Bde., Königsb. 1836—61), der «Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen» (Königsb. 1841), der «Namen-Codex der deutschen Ordensbeamten, Hochmeister u. s. w.» (Königsb. 1843) und die «Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland» (2 Bde., Berl. 1857—59). Ferner veröffentlichte er die «Westfäl. Femgerichte in Beziehung auf Preußen» (Königsb. 1836), ein «Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Reformation» (3 Bde., Königsb. 1842—43) und «Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach» (2 Bde., Berl. 1852). Sein letztes Werk behandelt nach archivalischen Quellen «Die Erwerbung der Neumark, Ziel und Erfolg der brandenb. Politik unter den Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II.» (Berl. 1863). V. starb 23. Sept. 1863. Eine kurze Selbstbiographie schrieb er 1861 für die «Deutsche Nationalbibliothek».

Voigt (Georg), deutscher Geschichtschreiber, Sohn des vorigen, geb. 8. April 1827 zu Königsberg in Preußen, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann auf der Universität philol. und histor. Studien, worauf er sich im Juli 1851 den Doctorgrad erwarb. Seine Lehrer waren Drumann, Schubert, vor allem aber sein Vater, durch den er in der mittelalterlichen, besonders archivalisch-urkundlichen Sphäre heimisch gemacht wurde, und in dessen Begleitung er auch zwei größere wissenschaftliche Reisen machte. Auf seine wissenschaftliche Richtung wirkten besonders die Schriften Niebuhr's und Ranke's ein. Nachdem V. seit 1855 die Stelle eines Custos an der Universitätsbibliothek zu Königsberg bekleidet, folgte er einem Rufe als Honorarprofessor nach München, um daselbst unter der Oberleitung von Sybel's die Herausgabe der deutschen Reichstagsacten zu übernehmen. 1860 ging er als ord. Professor der Geschichte nach Rostock, von wo er in gleicher Eigenschaft 1866 nach Leipzig berufen wurde. Seine Hauptwerke sind «Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus» (Berl. 1859) und vor allem «Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter» (3 Bde., Berl. 1856—63). Mehrere werthvolle Aufsätze V.'s sind in Sybel's «Histor. Zeitschrift» enthalten.

Voigtel (Karl Eduard Richard), Dombaumeister zu Köln, geb. 31. Mai 1829 zu Magdeburg, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und bezog 1849 die Bauakademie zu Berlin. Nachdem er zu Berlin, Dirschau und Posen bei verschiedenen Wasser- und Hochbauten thätig gewesen, führte ihn 1853 die Uebernahme eines Kirchenbaues an den Rhein, wo er bald in persönliche Beziehungen zu Zwirner (s. d.) trat, dessen wankende Gesundheit einer Stütze bedurfte. 1855 zum Stellvertreter des Dombaumeisters ernannt, eröffnete sich V. unter Zwirner's Oberleitung ein reiches Feld des Studiums und der praktischen Thätigkeit. Das erste Probestück seiner Tüchtigkeit war die Berechnung, Construction und Aufstellung sowol des eisernen Dachs für den Hauptbau wie auch des 360 F. hohen Mittelthurms. Nach Zwirner's Tode übernahm V., der bereits 1862 zu dessen Nachfolger als Dombaumeister ernannt worden, die Fortführung

des Baues, welcher unter seiner Leitung stetige und verhältnißmäßig rasche Fortschritte machte. Während der J. 1862 und 1863 wurde die Trennungsmauer zwischen Chor und Kirchenschiff entfernt, das Dombach, der Mittelthurm, die sämmtlichen Strebesysteme der Kirche, die Wölbungen des Hochschiffs vollendet, das Interimsdach abgetragen und die neuen Mosaikverglasungen der Hochschiffenster ausgeführt. 1864 begann der Aufbau des nördl. Thurms (auf 500 F. beabsichtigt), der seitdem bis Frühjahr 1868 von der Höhe von etwa 30 F. bis auf 150 F. vorgerückt war. Gleichzeitig gelangten seit 1865 sämmtliche den Dom verdeckenden Gebäude zum Abbruch, während der so gewonnene Raum zu einem öffentlichen Platze nach V.'s Entwürfen mit Terrassenanlagen, Freitreppen, Fontainen und ausgedehnten Gartenanlagen umgeschaffen wurde. Auch ward in dieser Zeit das Sakristeigebäude umgebaut. Neuerdings (1868) kam auch der seit 1500 unbenutzt als Wahrzeichen von Köln verbliebene Domkrahn zum Abbruch, und es wurde auch der Bau des zweiten Thurms gefördert. Außer seinen Leistungen als Dombaumeister entwarf V. Pläne zu mehrern Kirchen und öffentlichen Gebäuden in der Provinz Posen, restaurirte die schöne Kirche zu Sinzig, die Minoritenkirche zu Köln, das Schloß zu Moyland u. s. w. Für viele große Baue (wie die Petrikirche in Hamburg, den Dom zu Frankfurt u. s. w.) wurden seine Gutachten eingeholt, ebenso ward er vielfach als Schiedsrichter bei Concurrenzplänen gewählt. Die von ihm geleitete Dombauhütte ist ein mustergültiges Kunstinstitut, das auf die Entwickelung der Kunst bereits sichtbaren Einfluß ausgeübt hat. 1862 ward V. zum Landbaumeister im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, 1864 zum königl. Bauinspector ernannt.

Voit (Karl), verdienter deutscher Physiolog, geb. 31. Oct. 1831 zu Amberg in Baiern, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und widmete sich dann auf der Universität daselbst sowie zu Würzburg medic. Studien. Nachdem er 1854 zu München die medic. Doctorwürde erworben, wandte er sich ausschließlich der Physiologie zu und verbrachte deshalb zu seiner weitern Ausbildung in der Chemie den Winter 1855 zu Göttingen. 1856 trat er als Assistent in das neubegründete physiol. Institut zu München unter Bischoff und habilitirte sich dann 1857 als Privatdocent an der Universität. 1860 wurde er zum außerord. Professor, 1863 aber zum ord. Professor der Physiologie und Conservator der physiol. Sammlungen des Staats ernannt. Auch ward er 1865 zum Mitgliede der Akademie erwählt. V.'s erste wissenschaftliche Arbeit waren die Untersuchungen über die epidemische Cholera in der «Zeitschrift für rationelle Medicin» (1854), in welchen er das Vorhandensein von Harnstoff im Muskel nachwies. Besondere Aufmerksamkeit wandte er seitdem den Fragen über Stoffzersetzung und Ernährung des Thierkörpers zu. Dahin gehören von seinen Schriften: «Physiol.-chem. Untersuchungen» (Heft 1, Augsb. 1857), in denen er über den Kreislauf des Stickstoffs im thierischen Organismus und über die Aufnahme des Quecksilbers und seiner Verbindungen in den Körper handelt; ferner «Ueber die Wirkung des Kochsalzes, des Kaffees und der Muskelbewegungen auf den Stoffwechsel» (Münch. 1860); die mit Bischoff gemeinschaftlich veranstalteten und veröffentlichten Untersuchungen über «Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers» (Münch. 1861), in welcher höchst wichtigen Schrift der Eiweißumsatz unter verschiedenen Ernährungsverhältnissen festgestellt wird. Andere Arbeiten über den Eiweißumsatz im thierischen Organismus hat V. in der von ihm mit Pettenkofer, Buhl u. a. gegründeten «Zeitschrift für Biologie» niedergelegt. Um auch die gasförmig den Körper verlassenden Ernährungsproducte kennen zu lernen, vereinigte er sich mit Pettenkofer, der den Bau eines großen Respirationsapparats bewerkstelligt hatte, zu gemeinschaftlicher Thätigkeit. Als Ergebnisse derselben veröffentlichte er in der erwähnten Zeitschrift: «Die Untersuchungen über die Respiration», «Ueber die Respiration des Hundes bei Fleischnahrung und über die Gleichung der Einnahmen und Ausgaben des Körpers», die «Untersuchungen über den Stoffverbrauch des normalen Menschen», die Abhandlung «Ueber den Stoffverbrauch bei der Zuckerharnruhr» u. s. w. Die Ergebnisse seiner Forschungen faßte neuerdings V. in der akademischen Festrede «Ueber die Theorie der Ernährung» (Münch. 1868) zusammen.

Volger (Wilhelm Friedrich), ein besonders durch seine geogr. und histor. Lehrbücher verdienter Schulmann, geb. 31. März 1794 zu Neetze bei Lüneburg, wo sein Vater Prediger war, besuchte das Johanneum zu Lüneburg und bezog 1812 die Universität zu Göttingen, um Theologie zu studiren, wendete jedoch seine Neigung den Schulwissenschaften, besonders der Naturgeschichte, Geographie und Geschichte zu. Schon im Herbste 1815 wurde er erster Collaborator am Johanneum zu Lüneburg, 1819 Subconrector und 1830 Rector. Seit 1844 wirkte er als Director der mit dem Johanneum vereinigten Realschule, daneben seit 1839 als Stadtbibliothekar, bis er 1867 in den Ruhestand trat. V. ist als Schriftsteller im Fache der Ge-

schichte und Geographie, besonders für das Bedürfniß der Schule, mit vielem Erfolg thätig gewesen. Sein «Handbuch der Geographie» (2 Bde., 5. Aufl., Hannov. 1846—47) stand lange Zeit hindurch in verdientem Ansehen. Außer mehrern andern «Leitfäden» und «Lehrbüchern» für den histor. und geogr. Unterricht sind außerdem noch zu nennen: «Handbuch der Geschichte» (2 Bde., Hannov. 1835), «Geschichtstafeln zum Schul- und Privatgebrauche» (3 Thle., Lüneb. 1847—54) sowie einige gute histor. Monographien zur Geschichte Lüneburgs. Auch ist er seit 1865 mit der Herausgabe eines «Urkundenbuchs der Stadt Lüneburg» beschäftigt.

Volger (Georg Heinrich Otto), Mineralog und Geolog, Sohn des vorigen, geb. 30. Jan. 1822 zu Lüneburg, widmete sich zu Göttingen erst jurist., dann naturwissenschaftlichen Studien, habilitirte sich 1847 daselbst als Privatdocent für Mineralogie, Geologie und Paläontologie und ging 1849 als Lehrer der Naturgeschichte nach dem Kloster Muri im Aargau. 1851 siedelte er als Professor der Naturgeschichte an der Cantonschule nach Zürich über, wo er sich auch an der Universität habilitirte. Doch legte er schon 1852 das erstere Lehramt nieder, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Seit 1856 lebt V. zu Frankfurt a. M., wo er bis 1860 als Lehrer der Mineralogie und Geologie am Senckenbergischen Museum thätig war. 1859 rief er daselbst das «Freie deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung» ins Leben, als dessen Obmann und freier Lehrer seines Fachs er seitdem fungirt. Außerdem ist er Grubenbesitzer und Bergbauunternehmer und erbaute 1865—68 auf eigene Gefahr und Kosten den Quellbrunnen zur Wasserversorgung der Stadt Frankfurt. V. hat sich durch eine Reihe von Schriften als Geolog und Mineralog einen Namen gemacht. Außer verschiedenen naturhistor. Lehrbüchern und mehrern Monographien über einzelne Minerale sind besonders hervorzuheben: «Beiträge zur geognostischen Kenntniß des norddeutschen Tieflandes» (Gött. 1846); «Studien zur Entwickelungsgeschichte der Mineralien» (Zür. 1854), «Entwickelungsgeschichte der Mineralien der Talkglimmerfamilie» (Zür. 1855); «Die Krystallographie oder Formenlehre der stoffeinigen Naturkörper» (Stuttg. 1855), «Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde als kreisender Entwickelungsgang im Gegensatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen» (Frankf. 1857), «Untersuchungen über die Phänomene der Erdbeben in der Schweiz» (3 Bde., Gotha 1857—58), «Die Steinkohlenbildung Sachsens» (Gotha 1860), «Das Steinsalzgebirge von Lüneburg» (Frankf. 1865) u. s. w.

Volhynien oder Wolhynien, ein Gouvernement in Westrußland, wurde 1796 gebildet aus der 1793 und 1795 durch die beiden letzten Theilungen Polens von diesem Reiche losgetrennten Wojwodschaft gleiches Namens und einigen Theilen der alten Wojwodschaft Kiew. Bis 1569 hatten sich Russen, Tataren, Litauer und Polen wechselsweise um den Besitz dieser Provinz gestritten, seit jenem Jahre stand sie unter poln. Herrschaft. Das jetzige Gouvernement V., welches $1295\frac{1}{6}$ Q.-M. einnimmt, ist von den russ. Gouvernements Grodno, Minsk, Kiew und Podolien, sowie von Polen und Galizien eingeschlossen. Der südl. Theil ist hügelig, zum Theil sogar felsig, und bei Kremenez bis 1247 F. hoch, indem die Karpaten einzelne Ausläufer hierher entsenden, der nördl. Theil voll Sümpfe und Torfmoor. Im ganzen ist das Land fruchtbar, in vielen Gegenden selbst sehr ergiebig, sodaß die meisten Getreidearten, besonders aber Weizen und außerdem Hanf und Lein in vorzüglicher Güte gedeihen. Ueber ein Drittel des Areals nehmen die Waldungen ein. Da das Land fette Weiden und Wiesen hat, so ist die Viehzucht sehr erheblich, wie auch die Bienenzucht, durch die trefflichen Lindenwälder gehoben, einen reichlichen Ertrag abwirft. Die Bevölkerung beläuft sich (1864) auf 1,602715 Seelen. Rußniaken und außerdem Juden (193890, über 12 Proc.) bilden die Hauptbevölkerung; nächstdem sind Großrussen, Zigeuner, Tataren, Moldauer und Deutsche am zahlreichsten. Der größte Theil des Adels und ein Theil der Städtebewohner besteht aus Polen. Der Adel besitzt große Herrschaften mit Parks und Vorwerken. Unter allen ehemals poln. Provinzen hat V. die meiste Industrie, und man zählte schon 1856 an 163 industrielle Anstalten, die für $1\frac{3}{4}$ Mill. S.-Rubel Waaren lieferten, darunter 45 Tuch-, 6 Rübenzuckerfabriken, 5 Eisengießereien, 21 Eisenhämmer, 19 Glashütten, 91 Gerbereien u. s. w. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreise. Die Hauptstadt des Landes ist Schitomir (s. d.). Andere wichtige Städte sind Staro-Konstantinow, an den Flüssen Slutsch und Ikopata, mit 11712 E.; Kremenez (poln. Krzemieniec), einst Festung, in einer auf drei Seiten von ziemlich hohen Bergen umgebenen Schlucht, mit 10449 E.; Ostróg, am Goryn, mit 8937 E., ehemals Hauptort eines poln. Herzogthums und bekannt durch den ersten Druck einer slaw. Bibel; Dubno, mit 7687 E., bekannt durch die hier ehemals (jetzt in Kiew) abgehaltenen Contracte oder Messen; Wladimir-Wolynskij, mit 6250 meist jüd. E., wichtig als ehemaliger Sitz eines Fürstenthums und durch

den Umstand, daß der Ort Veranlassung zu dem Namen Lodomirien (Wolodimirien) gegeben, welchen der Kaiser von Oesterreich in seinem Titel führt; Luzk (Luck), als russ. Festung Michajlograd, am Styr, bis 1828 Sitz eines griech.-unirten Bischofs, mit 4866 E. Als Grenzzollstätte an der galiz. Grenze ist der Flecken Radsimilow mit 7350 E. bemerkenswerth. Hart an der Grenze des Gouvernements liegt die jetzt zu Kiew gerechnete Handelsstadt Berditschew (s. d.).

Volk heißt zuvörderst jeder durch Abstammung, körperliche und geistige Anlage, Sitte, Sprache, Bildung und Schicksal ein natürliches Ganzes bildende Theil der Menschheit, also so viel wie Nation. Das Volksthum (die Nationalität) ist hiernach der Inbegriff aller dieser charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche Natur und Wesen eines besondern Volks bilden und dasselbe von andern solchen Bruchtheilen der Menschheit oder Völkern unterscheiden. (S. Nation.) Eine engere Bedeutung hat indessen das Wort V., indem darunter auch die große Menge der bürgerlichen Gesellschaft verstanden wird, im Gegensatze zu der durch polit. Stellung, Reichthum und Bildung hervorragenden Aristokratie, welche gewöhnlich in ihren Sitten, ihrer Anschauungsweise und ihren Interessen über die Schranke der Volksthümlichkeit hinausgreift. In Bezug auf dieses Verhältniß spricht man auch von Volksbildung und Volksunterricht, indem Mittel und Bedürfniß der Bildung beim V. sich von denen der höhern Stände wesentlich unterscheiden. Einen noch speciellern Sinn hat die Bezeichnung V. von Frankreich aus in den socialistischen und communistischen Bewegungen erhalten, insofern man den sog. arbeitenden Klassen (den ouvriers) par excellence den Namen V. (peuple) beilegte, während man als Gegensatz nicht nur die polit. Aristokratie, sondern vornehmlich den Besitzer und industriellen Unternehmer (bourgeois) hinstellte. Endlich braucht man im gewöhnlichen Leben den Ausdruck V. überhaupt auch zur Bezeichnung der rohen, ungebildeten Menge, des Pöbels. Die zufällige oder absichtliche Vermischung dieser verschiedenen Begriffe des Wortes V. hat seit der Französischen Revolution nicht selten viel Unheil gestiftet.

Volkameria (Volkameria aculeata L.) heißt ein sehr beliebter Zierstrauch unserer Warmhäuser, mit eiförmigen, ganzrandigen, oberseits glänzend grünen, gegen- oder quirlständigen Blättern und langgestielten, dreiblütigen Trugdolden großer weißer Blumen, welche aus einem glockenförmigen, fünfspaltigen Kelche und einer präsentirtellerförmigen Blumenkrone mit langer Röhre und fünflappigem Saume bestehen. Dieser von den Antillen stammende Strauch, dessen Zweige nach dem Abfall der Blätter mit Dornen (den stehengebliebenen Blattstielen) besetzt erscheinen, gehört zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Verbenaceen und ist zu Ehren eines deutschen Botanikers, Georg Volkamer, benannt. Man zieht ihn auch häufig im Zimmer und vermehrt ihn durch Stecklinge.

Völkerkunde, s. Ethnographie.

Völkerrecht (Jus gentium, jus internationale, Droit des gens, Law of nations oder International law) nennt man diejenigen Grundsätze des Rechts, welche die Verhältnisse verschiedener Staaten untereinander betreffen. Nur souveräne Staaten sind Rechtssubjecte des V. Es ist oft gefragt worden, ob es ein V. geben könne, da es hier gänzlich an einer gesetzgebenden Gewalt, an einer richterlichen Behörde und an einer executorischen Autorität mangelt. Wie aber die Vernunft fordert, daß auch das Verhältniß der Staaten zueinander immer mehr ein rechtlich geordnetes, von Rechtsgefühl belebtes werde, so zeigt auch die Erfahrung, daß in den Kreisen des Völkerlebens sich ein Recht mit so zwingender Gewalt hat entwickeln können, daß die Beispiele seiner Verletzung verhältnißmäßig nicht häufiger sind als die jedes andern auf Gesetz, Gericht, Zwang und Strafe beruhenden Rechts. Man unterscheidet zuvörderst das philosophische oder natürliche V., welches der Inbegriff der Rechtsgrundsätze ist, die nach subjectiver Ansicht ihrer Urheber gelten sollten. Da diese Grundsätze aber gewöhnlich von dem Rechte des innern Staats abstrahirt sind, so passen sie selten auf die ganz verschiedene Position der Völkerverhältnisse, d. h. auf das positive Staatenrecht (droit public de l'Europe), welches die aus Verträgen und sonstigen äußern Rechtstiteln unter einzelnen Staaten entstandenen Rechtsverhältnisse umfaßt. Dergleichen sind in der Regel die Erzeugnisse besonderer polit. Umstände und daher bei jedem Wechsel dieser Umstände gefährdet. Wenigstens gilt dies von den sog. politischen Völkerverträgen, d. h. denen, welche ihrer Natur nach nur von Staaten geschlossen werden können und das Gesammtwesen des Staats berühren. Von ihnen sagt das praktische V. selbst, daß sie als unter der stillschweigenden Clausel «rebus sic stantibus» geschlossen verstanden würden. Dagegen ist ein in manchen Theilen sehr ausgebildetes und feststehendes Recht das praktische (positive) europäische V., wie es sich bei allen Völkern der europ. Culturweise auf dem Grunde der Sitte entwickelt hat. Dieses hat es nur mit allseitig

geltenden Grundsätzen zu thun. Am meisten ausgebildet ist das Gesandtschaftsrecht und das Kriegsrecht, in welchem letztern außerordentliche Vorschritte der Humanität begründet sind. Es ist nur zu erinnern an die Genfer Convention und deren neueste Fortbildung auf der Pariser Conferenz (1867). Erfordernisse und Gründe des Durchdringens solcher Grundsätze sind, daß sie sich aus der Natur des Verhältnisses selbst ergeben und auf die Dauer für alle Theile wohlthätig erweisen. Einzelne Bruchstücke eines solchen Rechts findet man daher schon bei den rohesten Völkern und in den ältesten Zeiten. Das Alterthum nahm den Schutz der Religion zu Hülfe. Dann trug das Christenthum viel dazu bei, an die Idee eines Systems von friedlich und unabhängig nebeneinander bestehenden Staaten zu gewöhnen. Das Ritterthum hat hier seinen wohlthätigen Einfluß gehabt, und das Aufkommen der stehenden Heere wurde der Grund des neuern Kriegsrechts. Das Gleichgewicht der Macht, nur in der Bedeutung eine Wahrheit, wo es die Universalherrschaft ausschließt, übrigens aber eine polit., keine rechtliche Idee, ist gleichwol eine Vorbedingung der höhern Stufe geworden, auf der sich ein Gleichgewicht des Rechts bildet. Der Vater des V. als einer Wissenschaft ist Hugo Grotius (s. d.) mit seinem berühmten Werke «De jure belli et pacis» (1617). Sonst sind in diesem Fache besonders Vattel (s. d.), J. J. Moser (s. d.), von Martens (s. d.) und Klüber (s. d.) zu nennen. Ein treffliches Werk sind Pütter's «Beiträge zur Völkerrechtsgeschichte und Wissenschaft» (Lpz. 1843). Gagern's geistvolle «Kritik des V.» bezieht sich auf neuere Völkerpolitik, und Wheaton's «Histoire du droit des gens» (4. Aufl., Lpz. 1865) sowie dessen «Éléments du droit international» (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1864) auf die äußern Rechts- und polit. Verhältnisse, nicht auf das Recht der Sitte. Zu letztern beiden Werken Wheaton's hat Lawrence einen ausführlichen «Commentaire» (Lpz. 1868 fg.) gegeben. Ein treffliches Buch ist Heffter, «Das europäische V. der Gegenwart» (5. Aufl., Berl. 1867). Die Literatur des Völker- und internationalen Rechts verzeichnet Held in «Staat und Gesellschaft» (Thl. 2 und 3; Lpz. 1861—65) und in «Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts» (Lpz. 1868).

Völkerwanderung nennt man die Bewegung german. und anderer Völker nach dem Westen und Süden Europas, die den Uebergang aus der Zeit des Alterthums zu dem Mittelalter vorbereitet hat. Durch die V. erhielt das südwestl. Europa, wo die Herrschaft der Römer zertrümmert wurde, eine neue Bevölkerung, die sich durch Vermischung der german. Einwanderer, welche auf ihren Zügen selbst oder in den neuen Wohnsitzen das Christenthum erhielten, mit der alten röm. oder romanisirten Bewohnerschaft, zugleich mit neuen socialen und sittlichen Zuständen und neuen Sprachformen, allmählich ausbildete. In Germanien selbst dehnten sich theils die zurückgebliebenen Stämme weiter aus; theils rückten dort und wo sonst german. Völker ihre neuen Wohnsitze wieder aufgaben, andere Völker ein, bis das Fluten, in welchem einzelne Stämme völlig untergingen oder doch in der Vereinigung mit andern verschwanden, endlich aufhörte und die Völker Europas nunmehr am Beginn des eigentlichen Mittelalters seßhaft erscheinen. Als Anfangspunkt der Völkerwanderung wird gewöhnlich der Einbruch der Hunnen in Europa 375 n. Chr. bezeichnet; aber diese Bewegung hatte schon früher begonnen. Die Wanderungen der celt. Stämme (s. Celten) und die Züge der Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) erscheinen wie drohende Vorboten der künftigen Erschütterung. Ueber die einzelnen Umstände, durch welche jenes unruhige Treiben der Völker zuerst hervorgerufen wurde, haben wir keine Kunde; nur im allgemeinen können wir Lust am Krieg, Drang nach Abenteuern, Uebervölkerung, Streben nach bessern Wohnsitzen, innere Zwietracht u. dgl. als die Ursachen angeben, welche die Völker bewogen, entweder ganz oder, was häufiger geschehen sein mag, zum Theil ihre alten Wohnorte zu verlassen. Längs der ganzen Nordgrenze des röm. Reichs ward eigentlich niemals ein dauerhafter Friede hergestellt, sondern die Römer hatten fortwährend mit den andrängenden Barbaren zu kämpfen. Schon 274 gab Kaiser Aurelian die Provinz Dacien (s. d.) auf, die darauf theils von Gothen und Roxolanen, theils von Sarmaten besetzt wurde. Bald darauf ward auch weiter nach Westen hin die nochmals von Kaiser Probus 277 und 278 reorganisirte und wohlbefestigte Militärgrenze (s. Teufelsmauer) durchbrochen. Von dem mittlern und untern Main aus rückten die Alemannen (s. d.) gegen Ende des 3. Jahrh. in das röm. Zehntland (s. Decumatische Aecker) ein, von wo aus sie sich im 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. westlich über den Rhein bis zu den Vogesen, südlich über einen Theil des alten Rhätien und Helvetien bis zu den höchsten Alpenketten, und ostwärts, mit den Juthungen oder Sueven (s. d.) verbunden, bis zum Lech ausbreiteten. Sie wurden in diesen neuen Sitzen, in denen sie fortan mit Bewahrung ihrer deutschen Nationalität blieben, 496 den Franken unter-

worfen. Die Franken (s. d.) des Niederrhein, die sog. Salischen, setzten sich seit Ende des 3. Jahrh. zwischen Rhein und Schelde fest und breiteten sich von da im Anfange des 5. Jahrh. südlich bis zur Somme und den Ardennen aus. Ihr König Chlodwig eroberte 486 den Theil Galliens, der noch dem letzten röm. Herrscher Syagrius gehörte, und begründete durch die Unterwerfung der Alemannen 496, eines Theils des westgoth. Gallien 507 sowie der Ripuarischen Franken zwischen Rhein, Maas und Ardennen das Fränkische Reich (s. d.), welches von seinen Söhnen in Deutschland um 530 durch Zerstörung des Reichs der Thüringer (s. Thüringen), wo sich Franken den Main aufwärts ansiedelten, in Gallien 534 durch die Unterwerfung Burgunds weiter ausgedehnt wurde. Infolge des Vordringens der Franken dehnten sich die Sachsen (s. d.) nach Westen gegen den Rhein hin aus; Niederlassungen an der gall. Küste begründeten sie im 5. Jahrh. Ungleich bedeutender waren die Züge, durch welche sie in demselben Jahrhundert, mit Angeln (s. d.) und Jüten vereint, das von den Römern verlassene Britannien einer deutschen Herrschaft unterwarfen. (S. Angelsachsen.) Zu Anfang des 6. Jahrh. treten zuerst die Bojoarier, wie es scheint die Nachkommen der alten Markomannen, in dem einst röm., häufig schon von andern Völkern durchzogenen Lande auf, das von ihnen den Namen Baiern (s. d.) trägt. Weiter wurden die Völker des nordöstl. Germanien aus ihrer ursprünglichen Heimat geführt. Schon um 200 muß die Wanderung der Gothen (s. d.) von der Weichselmündung nach der untern Donau und dem Schwarzen Meere erfolgt sein, von wo sie im 3. Jahrh. durch kriegerische Züge zu Lande und zur See Kleinasien, Griechenland und die röm. Donauländer heimsuchten. Der mächtige König Ermanrich herrschte über Westgothen zwischen Karpaten, Dnjestr und Donau, und Ostgothen zwischen Dnjestr und Don, und über viele andere Völker bis weit ins innere Rußland hinein. Aber sein Reich wurde 375 durch die Hunnen (s. d.) zertrümmert, die, aus dem innern Asien gegen Westen ziehend, zuerst die Alanen (s. d.), zwischen Wolga und Don, dann die Gothen überwältigten und in den Ländern zwischen Don und Theiß sich festsetzten. In der Mitte des 5. Jahrh. zog der Hunnenkönig Attila, der seine Herrschaft weithin auch über die german. Völker an der Donau verbreitete, mit diesen weiter westlich. Ueber den Rhein hinüber drang die Völkermasse bis in die heutige Champagne; hier in der Völkerschlacht auf den Catalaunischen Feldern (s. d.) wehrten ihnen 451 der Römer Aëtius und der Westgothenkönig Theoderich I. das weitere Vordringen. Attila starb, nachdem er noch in Italien verheerend eingebrochen war, 453. Nach seinem Tode befreiten sich die german. Völker; zu beiden Seiten des Don aber blieben hunnische Stämme neben und zwischen den Slawen sitzen. Vor dem Andrang der Hunnen waren die Westgothen (s. Gothen) zum großen Theil auf röm. Gebiet gewichen. Der Sieg bei Adrianopel 378 sicherte ihnen den Besitz von Mösien und Thrazien. Alarich führte sie, nachdem er Griechenland verwüstet hatte, 402 nach Italien, wurde aber von Stilicho zurückgetrieben, der auch 406 in Toscana ein großes, aus verschiedenen german. Stämmen gemischtes Heer unter Radagais, das von der mittlern Donau hereingebrochen war, vernichtete. Nach seinem Tode 408 brachen die Westgothen unter Alarich wieder in Italien ein, aus dem sie Athaulf 412 nach dem südl. Gallien und Spanien führte. Das Westgothische Reich, das hier gegründet, später in Gallien durch die Franken 507 beschränkt, in Spanien 585 durch die Unterwerfung des suev. Reichs erweitert wurde, fand 711 durch die Araber seinen Untergang. Die Ostgothen (s. Gothen) erscheinen nach Auflösung der hunnischen Macht, der sie sich angeschlossen hatten, in Pannonien; Theodemir und Theodorich d. Gr. führten sie 473 nach Mösien. Mit den Rugiern (s. d.), die von der Oder her nach dem Lande an der March und nach Niederösterreich gewandert waren, zogen sie 488 nach Italien, wo der german. Heerkönig Odoacker 476 dem weström. Reiche ein Ende gemacht hatte. Theodorich d. Gr. überwand diesen und begründete hier das Ostgothische Reich, das aber schon 556 durch die Byzantiner zerstört und zugleich die Nation nach heldenmüthigem Widerstande aufgerieben wurde. Am weitesten nach Süden drangen die Vandalen (s. d.), die von der Ostseite des Riesengebirgs her nach Siebenbürgen gezogen, durch die Gothen besiegt 334 im röm. Pannonien aufgenommen waren und nach langer Rast 406 sich nach Westen wandten. Mit ihnen vereinten sich Alanen und Sueven. Nachdem sie über den Rhein gegangen und Gallien verwüstet, zogen diese Völker bis auf einen Theil der Alanen, der dort zurückblieb, 409 nach Spanien. Hier blieben die Alanen in Lusitanien, die bald durch den Westgothen Wallia überwältigt wurden. Das Reich der Sueven im nordwestl. Theile des Landes ward erst 585 dem westgothischen einverleibt. Die Vandalen führte Genserich 429 nach Afrika und gründete hier ein Reich, das bis 534 dauerte, wo es mit der Nation zugleich durch die Byzantiner unterging. Aus dem Lande an der Netze und Warthe waren die Burgundionen um 300 westwärts

gezogen und weilten, wie es scheint, als Nachbarn der Alemannen lange Zeit im Gebiete des obern Main. Aufgeregt durch den Zug der Sueven und Vandalen, überschritten sie den Rhein 407 und erhielten von den röm. Kaisern durch friedliche Uebereinkunft neue Sitze an dem westl. Abhang der Alpen in Savoyen, von wo aus sie sich über das Land am Rhône ausbreiteten. Ihr Reich, das über das südöstl. Frankreich und die westl. Schweiz sich ausdehnte, behielt, auch nachdem es 534 selbst ein Theil des fränk. Reichs geworden, den alten Namen. (S. **Burgund**.) Von der Elbe her, aus dem Lüneburgischen, zogen die Longobarden (s. d.) nach Süden, nahmen zuerst im alten Lande der Rugier 487 ihren Sitz und zogen dann östlich die Donau abwärts, wo sie 512 die Herrschaft der Heruler (s. d.), die von der Ostsee dorthin gezogen waren, zerstörten. Darauf zertrümmerten sie 566 das Reich der Gepiden (s. d.), das diese, ursprünglich an der untern Weichsel und später in Galizien wohnhaft, nach Auflösung des hunn. Reichs an der Theiß gegründet hatten. Aus Pannonien führte Alboin sie 568 nach Italien, wo das longobard. Reich bis zur Eroberung desselben durch Kaiser Karl d. Gr. 774 bestand. Während nun der europ. Westen zur Ruhe gekommen war, die erst, als bei den skandinav. Völkern (s. **Normannen**) im 8. und 9. Jahrh. die Wanderlust erwachte, gestört wurde, dauerte im Osten die Bewegung fort. Das Land von der Weichsel bis zur Elbe, Saale und dem Böhmerwald ward wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. von slaw. Völkerstämmen besetzt. (S. **Slawen**.) In Rußland (s. d.) währte das Drängen der Slawen gegen die finn. und türk.-tatar. Stämme noch längere Zeit. An der untern Donau, wo die Avaren (s. d.), denen die Longobarden Pannonien überließen, das mächtigste Volk waren, bis Karl d. Gr. 796 sie demüthigte, kam die Bewegung auch erst allmählich zum Stillstand, nachdem im 7. Jahrh. die Bulgaren (s. **Bulgarien**) und die Serben (s. **Serbien**) feste Sitze genommen hatten. Die Ruhe wurde im 9. Jahrh. unterbrochen durch das Eindringen der Magyaren in Ungarn (s. d.), deren Zügen nach Westen hin die sächs. Könige im 10. Jahrh. ein Ziel setzten. Vgl. von Wietersheim, «Geschichte der Völkerwanderung» (4 Bde., Lpz. 1859—64); Pallmann, «Die Geschichte der V.» (Bd. 1 und 2, Gotha und Weim. 1863—64). Der Dichter Hermann Lingg veröffentlichte eine epische Dichtung: «Die V.» (3 Bde., Stuttg. 1866—68).

Volkmann (Alfred Wilh.), verdienter Physiolog, geb. 1. Juli 1801 zu Leipzig, wo sein Vater, Joh. Wilh. V., eine Stelle im Rathe bekleidete, erhielt seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meißen und widmete sich 1821—26 zu Leipzig medic. und naturwissenschaftlichen Studien, die er nach seiner Promotion 1826 zu Paris und London fortsetzte. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig habilitirte er sich 1828 an der dortigen Universität, an welcher er auch 1834 außerord. Professor wurde. 1837 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Physiologie nach Dorpat. Hier setzte V. die bereits begonnenen Untersuchungen über das Nervensystem und den Gesichtssinn fort und begann die Forschungen über die Physik der Blutbewegung, die ihn in der Folgezeit beschäftigten. Durch Regierungsmaßregeln veranlaßt, seine Stellung in Dorpat aufzugeben, kehrte V. nach Deutschland zurück und erhielt Ende 1843 eine Professur der Physiologie zu Halle, mit welcher er seit d'Alton's Tode auch die Professur der Anatomie und die Aufsicht über das Meckel'sche Cabinet verband. Außer seinen Beiträgen zu Müller's «Archiv für Physiologie», Poggendorff's «Annalen» sowie zu Wagner's «Physiol. Wörterbuch» und einer Streitschrift gegen Valentin sind noch besonders zu nennen: «Anatomia animalium, tabulis illustrata» (Bd. 1, Lpz. 1831—33); «Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinns» (Lpz. 1836); «Die Lehre vom leiblichen Leben» (Lpz. 1837); «Die Selbständigkeit des sympathischen Nervensystems» (Lpz. 1842), mit Bidder herausgegeben; «Hämodynamik» (Lpz. 1850); «Physiol. Untersuchungen im Gebiete der Optik» (Lpz. 1863—64). Von V.'s umfangreichen Untersuchungen über die Muskelreizbarkeit sind bisher nur Bruchstücke erschienen, welche sich in Müller's erwähntem «Archiv», in den «Monatsberichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und in einem Programm «De musculorum elasticitate» (Halle 1856) finden. — **Julius** V., Bruder des vorigen, geb. 1804 zu Leipzig, studirte daselbst die Rechte, promovirte 1830 und widmete sich der advocatorischen Praxis zu Chemnitz. Geschätzt sind sein «Lehrbuch des im Königreich Sachsen geltenden Criminalrechts» (2 Bde., Lpz. 1831) und «System des sächs. Civil- und Administrativprocesses (2 Bde., Lpz. 1841—45). — **Adalbert Wilhelm** V., ein dritter Bruder der vorigen, geb. 1815 zu Leipzig, studirte 1835—39 zu Leipzig und Berlin die Rechte und widmete sich seit 1845 der advocatorischen Praxis zu Leipzig, wo er Consulent des Vereins der Buchhändler ist. Er schrieb namentlich über Urheberrecht und Verlagsrecht in die «Preßzeitung», die «Zeitschrift für Rechtspflege und Ver-

waltung» und die «Jahrbücher für sächs. Strafrecht» sowie einige kleinere Schriften über jurist. Zeitfragen. Besondere Erwähnung verdient: «Die Werke der Kunst in den deutschen Gesetzgebungen zum Schutze des Urheberrechts» (Münch. 1856).

Volkmann (Robert), deutscher Componist, geb. 6. April 1815 zu Lommatzsch in Sachsen, erhielt von seinem Vater, der Cantor war, den ersten Musikunterricht, versuchte sich auch frühzeitig in der Composition und kam dann auf das Gymnasium und das Seminar zu Freiberg. Hier gelangte er endlich, besonders auf Anregung des Musikdirectors Anacker, dahin, die Musik zu seinem Lebensberuf wählen zu können. Er ging 1836 nach Leipzig, um Pädagogik und Musik zu studiren, wandte sich aber alsbald ganz der Kunst zu. V. machte unter des Organisten C. F. Becker Leitung contrapunktische Uebungen und suchte seinen künstlerischen Gesichtskreis auf mannichfache Weise zu erweitern. Die erste Frucht seiner ernsten Bestrebungen waren sechs Klavierstücke, die unter dem Titel «Phantasiebilder» 1839 in Leipzig, später in einer Umarbeitung in Wien erschienen. Im Herbst 1839 wandte er sich, nach einem kurzen Aufenthalt in Prag, als Musiklehrer nach Ungarn. Er componirte fleißig, und verschiedene seiner Arbeiten wurden zu Pesth in Concerten aufgeführt. Doch vergingen noch Jahre, ehe man an seinen Bestrebungen in weitern Kreisen Interesse nahm. Zuerst gelang es ihm, mehrern seiner Compositionen im Fache der Kammermusik Anerkennung zu verschaffen, namentlich dem 1852 erschienenen Klaviertrio in B-moll sowie den Streichquartetten in G-moll und A-moll. Nachdem verschiedenes von ihm in Pesth, Leipzig und Wien durch den Druck veröffentlicht worden, ging er 1854 nach Wien. Doch kehrte er 1858 wieder nach Pesth zurück, wo er sich seitdem ausschließlich der Composition widmete. Bis zum J. 1868 waren gegen 60 Werke von V. veröffentlicht worden, darunter zwei Symphonien und eine Ouverture, ein Concert für Klavier und eins für Violoncello, mehrere größere Gesangwerke mit Orchester, sechs Streichquartette und zwei Klaviertrios, eine Sonate, ein größeres Variationenwerk und viele kleinere Stücke für Klavier allein, ein- und mehrstimmige Lieder, Messen für Männerstimmen u. s. w. In allen diesen Werken bekundet er sich als ein bedeutendes Talent unter den jüngern Componisten der Gegenwart.

Volksbewaffnung heißt die allgemeine Berechtigung und Verpflichtung des Volks zum Waffendienste in den innern und äußern Angelegenheiten des Staats. Am reinsten stellte sich dieselbe bei den Völkern im Urzustande dar, wo jeder waffenfähige Freie für die gemeinsamen Angelegenheiten stritt. Mit der Begründung und weitern Entwickelung der Staaten nahmen diese aber eine geordnete Wehrverfassung an, welche den Kriegsdienst und das Waffenrecht nicht mehr allen Volksklassen ließ, und die V. hörte nach und nach auf. So kann man selbst in den griech. und röm. Verfassungen keine eigentliche V. mehr finden, und das Lehnssystem des Mittelalters, das Söldnerwesen, die geworbenen Heere dienten dazu, sie fast ganz zu beseitigen. Nur einzelne Reste erhielten sich, z. B. bei den fries. Stämmen, in England, in den nordischen Reichen, und bei den Schweizern trat sie wieder hervor, in Holland (Schutterij), auch in Böhmen zur Hussitenzeit. Eine V., wie sie mit dem neuern Staatsleben in Einklang zu bringen ist, kam erst auf, als die Staaten neben ihren für den Feldkrieg bestimmten Heeren zur Landesvertheidigung Milizen (s. d.) errichteten, die für den Nothfall jedoch auch in äußern Kriegen verwendet wurden. Es waren dies jedoch immer nur Anfänge, weil nirgends mehr eine allgemeine Wehrpflicht bestand als in der Schweiz. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika organisirten zuerst, nachdem ihre Unabhängigkeit anerkannt war, eine allgemeine V., indem die Milizen, bisher von der Regierung jedes Einzelstaats abhängig, durch die Verfassung von 1787 als allgemeine Wehranstalt der Leitung des Congresses unterworfen wurden. Dann folgte Frankreich mit seiner Nationalgarde 1789 und seinem Aufgebot in Masse 1793. Hier wurde dann die allgemeine Wehrpflicht der Nation wieder ausgesprochen und bald auch in allen europ. Staaten, mit Ausnahme Englands, eingeführt. Das System der Conscription (s. d.) modificirte dieselbe jedoch und wich von der Idee der allgemeinen V. ab; ebenso können Volkserhebungen in Spanien und Tirol nicht in diesem Sinne aufgefaßt werden, wol aber die Organisation der Militärgrenze (s. d.) in Oesterreich. Preußen hat das Princip der V., wie sie überhaupt in größern Staaten der Gegenwart durchzuführen ist, durch seine Organisation der Kriegsreserve, Landwehr (s. d.) und des Landsturms am vollkommensten dargestellt, daher es auch gerechtfertigt ist, die preuß. Kriegsmacht, wie es oft geschieht, das Volk in Waffen zu nennen. Nur bedingt als V. können die in mehrern deutschen Staaten während der Napoleon'schen Zeit aus den dürftigen Ueberresten altdeutscher Stadtwehr hervorgegangenen Bürger- oder Nationalgarden gelten. Dieselben dienten nur zur Aufrechthaltung der innern Ordnung, damit das stehende Militär unbeschränkt im franz. Interesse verwendet werden konnte. Ebenso wenig entspricht die 1830

bei Gelegenheit der Aufstände in deutschen Staaten hervorgerufene Bürgergarde (Communalgarde in Sachsen) und die Bürgerwehr des J. 1848 jener Idee. Dieselben sind auch fast überall wieder eingegangen. Eine V. in der Ausdehnung, wie sie 1848 als polit. Frage gefordert wurde, um den Regierungen die Verfügung über die bewaffnete Macht zu entziehen, konnte nicht zugestanden werden. In neuester Zeit sind nach den Erfahrungen der letzten Kriege, besonders des von 1866, in den meisten Staaten die Wehrverfassungen einer Reorganisation unterworfen worden, wobei man sich mehr oder weniger der V. genähert hat. Für den Norddeutschen Bund ist 1867 ein neues Wehrgesetz berathen und angenommen, in den süddeutschen Staaten 1868 gleichfalls; in Oesterreich ward um dieselbe Zeit ein solches vorbereitet. Viele Veränderungen hat seit ihrer Entstehung die Nationalgarde in Frankreich erfahren. In Paris 1789 entstanden und durch Lafayette organisirt, wurde sie 1790 für den ganzen Staat eingeführt, aber nur zur Verstärkung des stehenden Heeres (z. B. in der Vendée) seit 1793 gebraucht und 1795 wegen Betheiligung an dem Aufstande des 13. Vendémiaire gegen den Convent dem Befehlshaber der Armee des Innern untergeordnet. Im Aug. 1797 erhielt sie ihre frühere Verfassung wieder, die sie auch unter dem Kaiserreiche beibehielt. Sie war zum Dienst im Innern bestimmt und in drei Bans getheilt, doch wurden aus dem ersten auch 1814 bei der feindlichen Invasion Abtheilungen im Felde gebraucht. Unter den Bourbons verlor sie das Wahlrecht ihrer Offiziere und stand unter den Präfecten. Die pariser Nationalgarde wurde sogar 1827 als oppositionell aufgelöst. In der Julirevolution von 1830 trat sie wieder auf, und Lafayette stellte sich noch einmal an ihre Spitze; doch schaffte die Kammer das Generalcommando über die Nationalgarde ab. Dieselbe erhielt 1831 eine neue Verfassung und bildete den 3. Ban der Kriegsmacht Frankreichs. Die franz. Nationalgarde betheiligte sich stark an der Februarrevolution von 1848, half aber den Juniaufstand niederschlagen. Napoleon III. als Kaiser löste sie 1852 auf und gab ihr eine neue Organisation, um alle revolutionären Elemente aus ihr zu scheiden und sie der Regierung ganz botmäßig zu machen. Ein Conseil de récensement wählte sie nach ihrer Diensttauglichkeit, aber zugleich polit. Zuverlässigkeit aus, und der Kaiser ernannte die Offiziere. Sie durfte nie ohne Befehl bewaffnet zusammentreten und stand, wenn aufgeboten, unter der Militärbehörde. Ihr Dienst war: Service ordinaire, in der Commune, und Service de détachement, außerhalb. Das neue franz. Wehrgesetz von 1868 gab der Nationalgarde die Bestimmung, theilweise als Mobilgarde im Kriegsfall zur Besetzung und Vertheidigung der festen Plätze, der Küsten und Grenzen verwendet zu werden, um das ganze stehende Heer zu den Operationen gebrauchen zu können. Die Wehrverfassung der Schweiz ist den Verhältnissen des Landes und Volks angemessen. Jeder Schweizer vom 20. bis 44. J. ist ohne Stellvertretung wehrpflichtig. Nur ein kleiner Stamm für das Bundesheer wird permanent unter den Waffen gehalten. Dasselbe besteht aus dem Bundesauszuge (erstes Aufgebot), der Mannschaft von 20—30 J., zu 3 Proc. der Bevölkerung gerechnet, der Reserve (zweites Aufgebot) von 30—40 J., zu $1\frac{1}{2}$ Proc., und der Landwehr, der gesammten waffenfähigen Mannschaft bis zum 44. J. Daraus ergibt sich nach dem officiellen Bericht die Stärke des eidgenössischen Heeres zu 204005 Mann, nämlich 87537 Mann Auszug, 49513 Mann Reserve, 66955 Mann Landwehr. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht neben der regulären Bundesarmee eine Miliz, deren Organisation nach dem Gesetz von 1792 geregelt ist. Jeder waffenfähige Bürger vom 18. bis 45. J., mit gewissen, in jedem einzelnen Staate verschiedenen Ausnahmen, ist zum Dienst in der Miliz verpflichtet. Doch hat sich dieselbe beim Mangel aller Disciplin und Uebung als ganz untauglich zur heutigen Kriegführung bewiesen und höchstens bei frühern Gelegenheiten hier und da einige Dienste geleistet.

Volksbücher im weitern Sinne des Worts sind solche Bücher, welche bei dem gesammten Volke durch alle seine Klassen und Stände Eingang und dauernde Theilnahme gefunden haben. Gewöhnlich aber braucht man den Ausdruck in einer engern literaturgeschichtlichen Bedeutung und versteht darunter diejenigen nach dem Ablaufe des Mittelalters entstandenen und größtentheils Ueberarbeitungen älterer Werke befassenden Unterhaltungsschriften, welche später mit dem Wechsel des Geschmacks von den gebildetern Klassen allmählich wieder aufgegeben wurden, während sie sich bei der großen Masse des übrigen Volks durch Jahrhunderte und theilweise bis auf die Gegenwart in Gunst und Umlauf erhalten haben. Die deutsche Unterhaltungsliteratur des 13. Jahrh. war durchgehends in poetischer Form und zwar in sehr vollendeten Versen abgefaßt gewesen, und soweit sie eine geschriebene, hatte sie ausschließlich den bevorzugten Ständen angehört. Im 14. Jahrh. herrschte zwar auch noch der Vers, aber er verfiel in immer tiefere Verwilderung, und mit ihm sank zugleich auch Stil und Inhalt. Daneben machte sich bereits auch

für die Unterhaltungsliteratur schon die prosaische Form geltend, welche dann im 15. Jahrh. das Uebergewicht erlangte. Noch aber hegte man Lust an poetischen Stoffen und an einer ererbten Hochschätzung der alten Gedichte, obschon man nicht mehr fähig war, sie überall zu verstehen. Da nun die eigene Schöpferkraft der deutschen Dichtung im 15. Jahrh. fast erloschen war, so griff man, um dem Bedürfnisse der Unterhaltung zu genügen, theils nach dem, was die Fremde bot, theils auf solche einheimische Stoffe zurück, welche dem damaligen Bildungsgrade und Geschmacke am nächsten standen. An einer literarischen Wirksamkeit dieser Art konnten allerlei Leute sich betheiligen, auch Frauen und Gelehrte, und die Erzeugnisse derselben boten einem Jeden etwas für seinen Geschmack. Dem Adel behagten die Abenteuerlichkeiten in Liebe und Heldenthum, dem Bürger die immer entschiedener hervortretenden demokratischen Züge und beiden die Wildheit in Gesinnung und Thaten, welche, dem allgemeinen Charakter der Zeit entsprechend, in die meisten Unterhaltungsschriften eindrang. Auch dem Volke wurden diese Bücher zugänglich durch die neue Kunst des Drucks, gefielen ihm doppelt wegen der beigegebenen Holzschnitte, und diese seine erste Unterhaltungsliteratur ist auch größtentheils seine Literatur geblieben, zu Volksbüchern geworden. Wenn man also auf ältere deutsche Gedichte zurückging, so wählte man natürlich solche, die durch ihren Inhalt dem Verständniß der Zeit noch näher standen. Man ließ mithin z. B. Wolfram's «Parzival» beiseite; dagegen setzte man, mit engem Anschluß an das Original, den Wigalois (s. d.) in Prosa um (1472; erster Druck, Augsb. 1493), und zwar auch den Tristan (s. d.), aber nicht nach der trefflichen Bearbeitung Gottfried's von Strasburg, sondern nach der geringern Eilhart's von Oberge (Augsb. 1498). Die deutsche Heldensage lebte theils noch wirklich im Gesange, theils erschienen auch untergeordnete und verwilderte poetische Bearbeitungen einzelner Stücke wiederholt im Druck (das «Heldenbuch» 1491 u. öfter; «Ecken Ausfahrt» 1491 u. öfter; der «Kleine Rosengarten» oder «König Laurin» 1509; «Hörnern Seyfried» um 1540; ein Lied von Diderick von Bern um 1560); aber die bedeutendsten und edelsten aus ihr hervorgegangenen Dichtungen, wie das Nibelungenlied, blieben unberührt und ungedruckt, und nur ein ziemlich roher Theil derselben, Siegfried's Jugendgeschichte, gestaltete sich, und zwar erst spät und vielleicht unter franz. Einflusse, zu dem prosaischen Volksbuche vom gehörnten Siegfried. Dagegen ward unmittelbar zum Volksbuche der Reineke Vos (s. d.) in seiner damaligen poetischen Gestalt (Lüb. 1498). Ferner noch beziehen sich auf deutsche Sage und Geschichte die gereimten V. von Heinrich dem Löwen (aus dem 15. Jahrh.) und von dem Ritter von Staufenberg, auch Peter Dimaringer genannt (um 1480; überarbeitet von Fischart, 1588), sowie das prosaische von Kaiser Friedrich Barbarossa (zuerst 1519). Das Volksbuch von Herzog Ernst (Strasb., ohne Jahr; Erf. 1502) beruht zwar gleichfalls auf deutscher Sage, ging aber nicht aus dem ältern deutschen Gedichte, sondern aus einer lat. prosaischen Fassung hervor, und ebenso gründet sich Heinrich Steinhöwel's zum Volksbuch gewordene Bearbeitung des Königs Apollonius von Tyrland (Augsb. 1471) nicht auf das deutsche Gedicht Heinrich's von der Neuenstadt, sondern auf die ältere lat. Erzählung von unbekanntem Verfasser. Dem Inhalte nach schlossen sich zunächst an die Wundererzählungen der beiden letztgenannten Bücher verschiedene Reisebeschreibungen, unter denen namentlich die Marco Polo's (s. d.) und besonders Mandevile's (s. d.) längere Zeit als V. beliebt waren.

Einen sehr ansehnlichen Zuwachs erhielt die Literatur der deutschen V. durch zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen; doch ließ man auch hier die großen alten Epen des karolingischen Sagenkreises unberührt, und nur drei kärlingische Romane wurden aus jüngern Bearbeitungen übertragen: die Haimonskinder (s. d.), Fierabras (Simmern 1533) und Ogier (durch Konrad Egenberger von Wertheim, Frankf. 1571). Ein anderer an die Karlssage sich lehnender Roman, «Florio und Bianceffora» (Metz 1499), ward aus dem «Filocopo» Boccaccio's gezogen, und das liebliche mittelhochdeutsche Gedicht Konrad Flecke's («Flore und Blanscheflur») darüber vergessen. Die übrigen aus dem Französischen übersetzten Romane, von denen mehrere noch heute zu den beliebtesten V. gehören, sind nach Ursprung und Charakter sehr verschieden. Noch an die kärlingische Sage knüpft sich «Lother und Maller», übersetzt durch Elisabeth von Nassau (um 1430; erster Druck, Strasb. 1514); die Geschichte Hugo Capet's behandelt der von derselben bearbeitete «Hug Schapler» (Strasb. 1500); weitverzweigten und wandelbaren Sagenstoff vereinigt «Pontus und Sidonia», übersetzt durch Eleonore von Oesterreich (um 1450; erster Druck, Augsb. 1498). Weiter schließen sich an die Melusine (s. d.), übersetzt (1456) durch Thüring von Ringoltingen, die Magelone (s. d.), übersetzt durch Veit Warbeck (Augsb. 1539), Herzog Herpin (Strasb. 1514), Ritter Galmy (Strasb. 1539), Kaiser Octavian (Strasb. 1535) und der durch Marquard vom Stein übersetzte Ritter vom

Thurm (Bas. 1493). Dem letztgenannten Buche war eine bedeutende Anzahl kleiner Erzählungen eingeschaltet. Solche Erzählungen, deren Ursprung oft in die ältesten orient. Literaturen hinaufreicht, wanderten durch das ganze Mittelalter von einem Volk zum andern und wurden auch wiederholt in Sammlungen vereinigt. Zwei der beliebtesten Sammlungen dieser Art, die Gesta Romanorum (s. d.) und die Sieben weisen Meister (s. d.), traten nun gleichfalls in die Reihe der deutschen V., und ihre Geschichten wurden bald vereinigt, bald gesondert oder in Gruppen zusammengefaßt wiederholt gedruckt. Daneben entstanden nun auch neue Sammlungen ähnlicher Art, wie «Der Seele Trost», eine Tugendlehre nach den Zehn Geboten (Augsb. 1478), und Joh. Pauli's «Schimpf und Ernst» (Straßb. 1522 und bis ans Ende des 17. Jahrh. an 50mal wieder aufgelegt), dem als Nachahmungen sich anschlossen Valtin Schumann's «Nachtbüchlein» (um 1559), Kirchhof's «Wendunmuth» (Frankf. 1563), Wickram's «Rollwagen» (Straßb. 1557; neu herausg. von H. Kurz, Lpz. 1865), Jak. Frey's «Gartengesellschaft», des Martin Montanus «Wegkürzer» u. s. w. Auch aus der Fremde kamen mehrere einzelne Novellen unter unsere V., wie aus dem Französischen «Die geduldige Helena» (Straßb. 1508) und durch Steinhöwel aus dem Lateinischen des Petrarca übersetzt die «Griseldis» (Augsb. 1471). Ebenso stammt aus lat. Quelle und nicht aus dem ältern deutschen Gedichte das prosaische Volksbuch von Salomon und Marcolf (Nürnb. 1487), welches den weitverbreiteten und bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters hinaufreichenden Stoff parodisch behandelt, indem es den Marcolf zum Träger demokratischer Schalksnarrenweisheit macht. Diesem ersten Aufsprudeln des demokratischen Geistes und dieser Lust an Schwänken und Späßen verdanken auch einige echt deutsche Originalwerke ihren Ursprung. Zuerst der Eulenspiegel (s. d.), dessen ursprüngliche niederdeutsche Fassung verloren ist. Dann die «Schildberger» oder «Schildbürger» (Nürnb. um 1550), in spätern Ausgaben auch das «Lalenbuch», der «Grillenvertreiber» (Frankf. 1603) oder die «Witzenbürger» (1625) genannt. Ferner zwei gereimte Volksbücher, welche nach Art des ältern «Pfaffen Amis» eine Reihe von Schwänken an die Namen zweier Pfarrherren knüpfen: nämlich «Der Pfarrer vom Kalenberge», verfaßt durch Philipp Frankfurter (um 1400; erster Druck, Frankf. 1550), und «Peter Leu von Hall», auch «Der andere Kalenberger» genannt, verfaßt durch Achilles Jason Widmann (Nürnb. 1560); desgleichen «Der Finkenritter» (Straßb., um 1559), ein Vorläufer der Münchhausen'schen Lügen und Aufschneidereien, und endlich zwei dem Eulenspiegel näher verwandte Schwanksammlungen: «Der Klaus Narr» des mansfeldischen Pfarrers Wolfg. Büttner (Eisl. 1572) und der «Hans Clawert» des trebiner Stadtschreibers Barthol. Krüger (Berl. 1587). Aber auch mehrere deutsche V. ernsten Inhalts sind in Deutschland selbst entstanden und darunter besonders werthvolle, wie der Fortunatus (s. d.) und der Faust (s. d.). Dem letztern war schon im 15. Jahrh. der «Bruder Rausch» vorangegangen, der den Bund mit dem Teufel noch in der aus dem german. Heidenthume stammenden mildern und humoristischen Auffassung darstellte. Einen Vertrag mit dem Teufel enthält auch die durch Georg Thym gereimte Sage von Thedel Unverferd von Walmoden (Magdeb. 1550), die mit jener von Heinrich dem Löwen sich berührt. Der Bericht des Chrysostomus Duduläus über das Erscheinen des Ahasverus oder des Ewigen Juden (s. d.) in Hamburg und an andern Orten (Lpz. 1602) vermochte im wiederholt gedruckten und übersetzten Volksbuche kein rechtes Leben zu gewinnen, geschweige daß man die Tiefe der Sage erkannt und herausgearbeitet hätte. Dagegen reizt durch gelungene Abrundung die liebliche Erzählung von der Pfalzgräfin Genoveva (s. d.), in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine Uebertragung aus dem Niederländischen und vielleicht das jüngste aller V., aber ihrem Ursprunge nach echt deutsch und hoch ins graueste Alterthum hinaufreichend.

Alle die genannten Schriften nebst noch andern verwandten wurden im 17. Jahrh. unter der Herrschaft der gelehrten Dichtung von den höhern Ständen aufgegeben. Das Volk aber hielt die meisten treulich fest, obschon sie bei den wiederholten Abdrücken fortwährende absichtliche und unabsichtliche Einbußen an Gehalt und Form erfuhren, bis sie zu den verachteten Büchlein «Gedruckt in diesem Jahr» herabsanken, die noch auf den Märkten in bescheidenster Gestalt feilgeboten werden. Erst gegen Ablauf des verflossenen Jahrhunderts begann die romantische Schule darauf hinzuweisen, welch unverwüstlich poetischer Gehalt den V. sogar noch in der äußersten Entstellung innewohne, und gelungene Umschöpfungen alter Volksbücherstoffe, wie Goethe's «Faust», Tieck's «Octavian» und «Fortunat» und des Malers Müller «Genoveva», verdeutlichten die Wahrheit dieser Behauptung. Dann erläuterte die Literaturgeschichte, auf die seltenen ältesten und echtesten Ausgaben zurückgehend, neben ihrer poetischen auch ihre literatur- und culturhistor. Bedeutung. Aber es dauerte sehr lange, ehe eine richtigere Würdigung der-

selben allgemeinen Eingang fand. Schon 1578 hatte der frankfurter Buchhändler Feyerabend 13 jener Romane unter dem Titel «Buch der Liebe» in eine Sammlung vereinigt, aber die wiederholten Versuche Reichard's (Lpz. 1799) und von der Hagen's und Büsching's (Berl. 1809), eine ähnliche Sammlung unter gleichem Titel zu veranstalten, fanden noch so geringen Beifall, daß beide Unternehmungen mit dem ersten Bande abgebrochen wurden. Gleich laue Aufnahme erfuhr von der Hagen's «Narrenbuch» (Halle 1811). Bessern Erfolg schon erzielten Gust. Schwab («Buch der schönsten Geschichten und Sagen», 2 Bde., Stuttg. 1836; 2. Aufl. 1843) und Marbach («Deutsche V.», Lpz. 1838 fg.). Sie bahnten den Weg für die mit ebenso großer Sachkenntniß als feinem Takt in möglichst strengem Anschlusse an die ältesten und besten Texte durch Simrock (s. d.) besorgte Sammlung «Deutscher V.» (Bd. 1—13, Frankf. 1845—67). Eine in ihrer Weise ganz verdienstliche literaturgeschichtliche Würdigung der deutschen V. versuchte schon J. Görres («Die deutschen V.», Heidelb. 1807); eine gedrängte Uebersicht findet sich in Gödeke's «Elf Büchern deutscher Dichtung» (Bd. 1, Lpz. 1849).

Volksfeste sind solche Feste, an denen entweder die Gesammtheit einer durch Sprache, Sitte und Regierungsform zu einem Ganzen verbundenen Bevölkerung theilnimmt (Nationalfeste), oder doch größere Kreise dieser Bevölkerung, sofern sie als besondere Ganze innerhalb jenes allgemeinen stehen und folglich organische Glieder desselben bilden. Mithin verdient ein Fest nur dann wirklich den Namen eines V., wenn es eine Aeußerung des Volkslebens ist, wenn sich in ihm der Charakter des Volks so deutlich ausspricht, daß jedes unverdorbene und unbefangene Mitglied der Gesammtheit sich bei demselben heimisch fühlt, möge auch die eigentliche Festfeier sich nur auf die unmittelbare Bethätigung einer kleinern Genossenschaft beschränken. Der V. Lebenselement sind Oeffentlichkeit, Gemeingeist und Freiheit; wie von diesen drei Gütern ihr Gedeihen abhängt, so beruht darauf auch ihre hohe polit. und sittliche Bedeutung. Ihr Ursprung ist ebenso mannichfaltig als ihre Gliederung, steht aber stets mit dem Volkscharakter in Wechselwirkung und übt mithin, je nach dem Maße und der Art seiner Kraft, einen zwar bestimmenden, aber wiederum durch den Volkscharakter bedingten Einfluß auf die Gestaltung der einzelnen Feste. Religion und Recht, die ältesten Grundpfeiler aller Gesittung, dann natürliche Neigungen, Verkehr und folgenreiche histor. Ereignisse sind die Hauptquellen der V. von allgemeiner und weitreichender Geltung. Dagegen erscheinen V. von beschränkter Geltung theils als vereinzelte, durch eigenthümliche Umstände veranlaßte Aeußerungen jener gemeinsamen Grundursachen, theils als Trümmer älterer allgemeiner Feste, theils endlich als Folgen von solchen besondern Verhältnissen, die sich erst allmählich im Laufe der Zeit herausgebildet haben. Weil dem Menschen der Geselligkeitstrieb angeboren ist, entbehrt kein Volk gänzlich der V., aber Art und Grad ihrer Ausbildung bedingt sich bei den verschiedenen Völkern äußerst mannichfaltig. Die vollendetste Entwickelung erreichen sie da, wo zu dem Vorherrschen der Oeffentlichkeit, des Gemeingeistes und der Freiheit eine zwar sinnliche und heitere, aber durch Geistestüchtigkeit gezügelte Grundanlage des Volkscharakters und ein ausgeprägter Formensinn tritt. Alle diese Bedingungen vereinigten sich in ausgezeichneter Weise bei den alten Griechen; daher durchzog ein reich und mannichfaltig gegliederter, mit der Religion in engster Verbindung stehender Kranz von Festen das ganze griech. Staats- und Volksleben. Die alten Germanen konnten zufolge ihres Nationalcharakters, der klimatischen Verhältnisse ihrer Wohnsitze und ihres noch wenig fortgeschrittenen Culturzustandes natürlich bei weitem nicht jene Mannichfaltigkeit und Vollendung der griech. Feste entwickeln. Da aber auch bei ihnen jene drei Grundbedingungen in lebendigster Geltung standen, so besaßen auch sie wenigstens eine beträchtliche Anzahl von Festen und von wahren V. im vollen Sinne des Worts, an denen, wie in Griechenland, jeder freie Mann ohne Unterschied sich betheiligte. Weil ihnen ein tiefes Naturgefühl innewohnte und überdies ihre friedliche Beschäftigung fast nur auf Viehzucht, Ackerbau und Jagd gerichtet war, so trugen ihre Feste, soweit sich das aus den allerdings sehr spärlichen Quellen erkennen läßt, überwiegend den Charakter von Naturfesten und standen in engster Beziehung mit ihrer Religion und deren größtentheils natursymbolischen Mythen. Die Hauptfeste fielen in die Zeiten der Winter- und der Sommersonnenwende, zu denen dann, vom Febr. bis zum Mai reichend, eine ganze Reihe von Frühlingsfesten und eine geringere Anzahl von Herbstfesten hinzutraten. Gefeiert wurden die Festtage mit Versammlungen, Opfern, Umzügen, Gelagen, Gesang und Spiel und dienten auch zur Verfolgung gerichtlicher und polit. Zwecke. Natürlich aber hatten nicht alle diese Feste eine gleiche Wichtigkeit, und ebenso wenig erstreckte sich ihre Wirkung über gleiche geogr. Räume. Da die germanischen V. wegen ihres genauen Zusammenhangs mit der Religion einen entschieden ausgeprägten heidnischen Charakter trugen, mußten sie den christl. Bekehrern äußerst

anstößig sein. Gleichwol wurden sie nicht unbedingt ausgerottet, sondern man richtete sich nach der Vorschrift Papst Gregor's d. Gr., welcher gerathen hatte, die heidnischen Gebräuche vorsichtig zu schonen, aber ihnen nach Möglichkeit eine christl. Wendung zu geben. Daher kam es, daß mehrere der alten heidnischen Feste und Festgebräuche sich noch durch Jahrhunderte erhielten und Trümmer derselben sogar bis auf die Gegenwart herabreichen. So sind Trümmer altheidnischer Frühjahrsfeste das Todaustreiben am Sonntage Lätare in Schlesien, Meißen, Franken und Thüringen, die Osterfeuer in Niederdeutschland und der nun freilich fast schon vergessene Umritt des Maigrafen in Niederdeutschland, Dänemark, Schweden und England. Ferner sind Ueberbleibsel der Sonnenwendefeste die Johannisfeuer in Oberdeutschland, die Verbrennung des Julblocks am Weihnachtsabend im nördl. England, die Gebräuche der Zwölf Nächte u. s. w. Andere Züge der alten heidnischen Festübung verschmolzen mit der christlichen zu einem neuen Ganzen. Denn wie die Bekehrer heidnische Cultusstätten in christl. Kirchen umschufen, so verlegten sie christl. Feste und Gedächtnißfeier der Heiligen gerade auf die Tage bisherigen heidnischen Festbegangs, und christl. und heidnischer Brauch vermischten sich dabei so innig, daß wir bis auf diesen Tag nicht wenige unserer Fastnachts-, Ostern-, Pfingst-, Weihnachts- und anderer Festgebräuche als röm.- oder german.-heidnischen Ursprungs mit voller Sicherheit nachweisen können. Hatten ferner Musik, Poesie, Umzüge und Mummenschanz die heidnischen Feste begleitet, so war dies nicht minder der Fall bei den katholischen. Namentlich entwickelten sich die schon in den Aufzügen und Wechselreden bei der german. Mittwinter- und Frühjahrsfeier erkennbaren dramatischen Keime durch eingreifende Betheiligung der kath. Geistlichkeit zu den wirklichen Anfängen des deutschen Dramas, zu Mysterien, zu Oster- und Weihnachtsspielen, gerade wie einst auch in Griechenland aus gottesdienstlicher Feier, aus dem Dionysoscult, das Drama entsprungen war. Diese halb geistlichen, halb weltlichen Aufführungen waren noch wirkliche V., an denen sich jedermann, geistlich wie weltlich, hoch wie niedrig, ergötzte. Dasselbe gilt auch von andern unter Mitwirkung der Kirche entstandenen Festen jener Zeit, wie von den Kirchweihen (s. d.), aus denen die deutschen Kirmsen hervorgegangen sind, und von den Messen (s. d.), deren volksfestliche Seite neben der geschäftlichen noch jetzt ins Gewicht fällt. Allmählich aber stellten sich Spaltungen ein, indem zuerst die Ritter, als bevorrechteter Stand, ihre besondern Feste, Turniere, Schwertleiten u. dgl. feierten und bald auch die aufstrebenden Bürger gleichfalls sich zu Innungs-, Schützen- und andern Festen zusammenschlossen. Doch war diese Trennung noch keine durchgreifende; sie befaßte mehr einen Unterschied des Grades als der Art. Denn noch waren Bildung, Literatur und Vergnügungen im wesentlichen dieselben für Höfe, Adel und Bürgerstand, und wie der Adel häufig in den Dienst der Städte trat, so gesellten sich auch Fürsten und Herren zu bürgerlichen Festen. Das änderte sich gänzlich im Verlaufe des 16. und 17. Jahrh. Das biblische Christenthum, welches im Protestantismus sich wieder zu gestalten suchte, stört zwar, als eine reine Vernunftreligion, keine wirkliche Festfreude, sofern diese in den Schranken des Sittengesetzes verharrt, aber es ruft auch keine hervor, und überdies mußte die Reformation natürlich jedem unter Einfluß der röm. Kirche stehenden Feste feindlich entgegentreten. Dazu kamen dann noch mächtige Einwirkungen des Auslandes, zunächst Spaniens, Frankreichs und Italiens. Die Hofsitte wandelte sich vollständig und zog den Adel nach sich, der nun ganz in den Dienst der Höfe trat. Die Turniere wurden verdrängt durch fremdländisches Ringelrennen und ebenfalls fremdländisches Schaugepränge allegorischer Aufzüge, deren Bedeutung dem Bürgerstande größtentheils ebenso unverständlich blieb, als die Beschränktheit seines Vermögens ihm ihre Nachahmung abschnitt. Von gelehrten Schriftstellern nach fremden Mustern geübt, entsprang eine neue Literatur, die nur dem schulmäßig Gebildeten einen Genuß bot. An die Stelle der geistlichen Dramen und der bürgerlichen, zwar derben, aber lebensfrischen Fastnachtsspiele traten gespreizte Hof- und Staatsactionen und im Gefolge des Westfälischen Friedenscongresses die prächtige und theuere ital. Oper. Dazu gesellte sich eine sogar das Volkslied (s. d.) verdrängende kunstmäßige Musik, deren Ausübung und Verständniß wiederum schulgerechte Kenntniß voraussetzte. So drang ein doppelter gewaltiger Riß, ein confessioneller und ein culturhistorischer, durch das deutsche Leben, und indem er das Volk spaltete, knickte er auch dessen Feste. Durch die Gestaltung der polit. Verhältnisse gedieh die Verkümmerung aufs äußerste. Unter dem wachsenden Drucke des absoluten Regiments ersiechte das öffentliche Leben, sanken die Städte und mit dem Selbstgefühle des Bürgers auch die kecke, fröhliche Bürgerlust, wurde der Bauer noch tiefer in Knechtschaft herabgedrückt. Freilich wol suchten dann die Aufklärerei und der Polizeistaat des 18. Jahrh. den staatlichen Verhältnissen ernstlich und auch mit einem gewissen Erfolge wieder aufzuhelfen und

zugleich auf das Wohl des Volks nachdrücklich hinzuarbeiten, aber der praktisch nüchternen Verständigkeit gebrach der Sinn für Poesie so gänzlich, daß man sogar schöne tiefpoetische Trümmer uralter V. als ordnungswidrigen Unfug verpönte. Erst die großen Denker und Dichter seit dem Ende des vorigen und die gewaltigen Schicksalsstürme im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts brachten sowol die Dichtung des Volks als seine Rechte wieder zum Verständniß und zu Ehren. Die Kluft, welche Jahrhunderte zwischen den Ständen und Klassen aufgerissen, konnten sie zwar nicht gänzlich wieder schließen, aber sie verminderten sie doch wesentlich und begannen damit die Beseitigung des ersten Haupthindernisses, welches der Entfaltung echter V. sich bisher entgegengestellt hatte. Denn Trümmer alter V. sind freilich in allen deutschen Gauen, in Städten wie in Dörfern vorhanden, aber sie beschränken sich fast alle (selbst solche, die gleichzeitig an mehrern Orten gefeiert werden) auf kleine Bezirke und enge Kreise. Selbst von seiten der Wissenschaft ist die hohe sittliche Wirkung, welche sie in polit. wie in gesellschaftlicher Hinsicht üben könnten, noch viel zu wenig hervorgehoben worden. Am meisten noch hat sich die deutsche Alterthumsforschung mit ihnen beschäftigt, um aus ihren Bräuchen Rückschlüsse auf Zustände der Vergangenheit zu gewinnen. Allerdings ist es ein misliches Beginnen, V. wieder auffrischen oder gar neu schaffen zu wollen. Dennoch sollte mindestens die Möglichkeit und Gelegenheit geboten werden, daß sich diese Feste den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart gemäß selbst verjüngen oder neu bilden können. Für die Geschichte der deutschen Feste ist erst sehr wenig geleistet worden. Anerkennung verdient: Reimann, «Deutsche V. im 19. Jahrh. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier» (Weim. 1839). Andere german. Völker, deren öffentliches Leben geringere Einbußen erfahren hat, sind reicher an wirksamen V. So die Schweizer mit ihren Schwing-, Turn-, Schützen- und vaterländischen Gedächtnißfesten u. dgl. So auch die Engländer, die ihren V. auch eine größere literarische Beachtung zugewendet haben. Vgl. Strutt, «The sports and pastimes of the people of England» (3 Bde., Lond. 1801—10); Brand, «Observations on popular antiquities» (herausg. von Ellis, 3 Bde., Lond. 1841—42).

Volkslied ist das für den Gesang gedichtete und von dem Augenblicke seiner Entstehung ab wirklich gesungene Erzeugniß der Volkspoesie. Schon in der ältesten Zeit waren die Germanen ein sangesfrohes, liederreiches Volk. Mit Gesang erfüllten die Germanen die Nächte vor dem Kampfe und nach dem Siege, begrüßten sie schon damals und noch tief im Mittelalter die beginnende Schlacht. Aber auch die friedlichen Verrichtungen, Feste, Gelage, Opfer, Volksversammlungen, Leichenbestattungen u. dgl., entbehrten des Gesangs nicht, zu dessen Stoffen, außer den ausdrücklich bezeugten der Götter- und Heldensage, noch die der Thiersage, Räthsel, neckende Wechselschelte u. dgl. gehörten, und frühzeitig schon ertönte zu solchem friedlichen Gesange die unterstützende Harfe. Epische V. bildeten den alleinigen Bestand der deutschen Literatur in jenen frühesten Jahrhunderten. Erhalten ist keins derselben. Demnach wissen wir von ihrer Form nur auf Grund einer sichern Schlußfolge, daß sie alliterirend reimten; daß ihre Verse auch metrisch geregelt, und daß sie in Strophen gegliedert gewesen, wird ebenso wol vermuthet als bestritten. Weiter wird uns berichtet von verlorenen epischen V. der einzelnen Stämme, die ihrem Inhalte nach theils in die Sagengeschichte des grauesten Alterthums zurückwiesen, theils aber auch gleichzeitigen geschichtlichen Ereignissen galten. Besonders reich an solchen Liedern waren die Gothen und die Longobarden. Eine durchgreifende Umwälzung in Beziehung auf die Stoffe der deutschen epischen Volkspoesie bewirkte die Völkerwanderung, sofern sie einen gewaltigen neuen Sagenstoff lieferte, in welchem zugleich die Mehrzahl derjenigen Reste älterer Sagen aufging, die sich durch den allgemeinen Sturm errettet hatten. Auch die ältern Lieder selbst waren dabei entweder gänzlich untergegangen oder sie mußten doch eine andere, dem veränderten Sagenstoff entsprechende Fassung annehmen. So entsprang durch das 6., 7. und 8. Jahrh. wiederum eine bedeutende Anzahl gleichfalls in alliterirender Form gedichteter und zur Harfe gesungener epischer V. aus der mächtig aufsprießenden deutschen Heldensage (s. d.) und aus der Thiersage, und weitern Liederstoff bot die Zeitgeschichte. Ja neben den ausdrücklich erwähnten Spottliedern muß es auch noch allerlei andere Lieder gegeben haben für die verschiedenen Feste und für mancherlei sonstige Zwecke. So erwähnen die Quellen sog. winileod, d. i. Liebeslieder, die so verbreitet und beliebt waren, daß noch Karl d. Gr. den Klosterfrauen verbieten mußte, solche Lieder niederzuschreiben und an andere zu senden. Werden auch in diesen Jahrhunderten Sänger erwähnt, die das Dichten und Singen wie einen Beruf ausübten, so gilt von ihnen dasselbe wie von denen der ältesten Zeit, daß nämlich ihre Lieder ganz den Charakter der gleichzeitigen V. getragen haben müssen. Erhalten ist von der Volksdichtung dieses Zeitraums, außer den beiden kleinen merseburger Zauberliedern, nichts als ein Bruchstück, das Hildebrandslied (s. d.).

Bis hierher war alle Dichtung in Deutschland Volkspoesie, alle Lieder V. im weitern Sinn gewesen. Im 9. Jahrh. tritt eine Wendung ein, indem durch die Geistlichen, die bisher die nationale, weil zugleich altheidnische Poesie immer schel angesehen und zu unterdrücken gesucht hatten, eine Kunstdichtung geschaffen wurde, die nach Inhalt und Form von dem volksmäßigen Gesange sich scharf unterscheidet. Otfried (s. d.), der erste Name der deutschen Literaturgeschichte, repräsentirt diese neue Schöpfung mit seiner Evangelienharmonie, einer Dichtung von einem Umfange, wie ihn die bisher volksmäßige Dichtung nicht haben konnte. Dadurch wird die Volkspoesie zurückgedrängt, indem Geistliche und Adel sich der neuen Kunstdichtung zuwenden und jene den ungebildeten Ständen überlassen. Auch in der Form geht eine Veränderung vor. An die Stelle der alten Alliteration tritt der Endreim. Trotz solcher Vernachlässigung blühte die Volkspoesie, wie uns in Ermangelung erhaltener Denkmäler die Kunstpoesie selbst beweist, im stillen fort, und wenn um die Mitte des 12. Jahrh. diese einen mächtigen Aufschwung erfährt, so ist vorzugsweise im Südosten Deutschlands gerade die Volkspoesie die eine und kräftigere Wurzel, aus der sich die neue Blüte erhebt, während von Westen her der Einfluß franz. Poesie sich geltend macht, und zwar nicht durchaus zum Vortheil der deutschen Dichtung. Die epischen Lieder der altüberkommenen Heldensage fanden nun eine zusammenfassende Bearbeitung in größern Epen, den «Nibelungen», der «Gudrun» u. a., und die jetzt erst selbständig auftretende lyrische Poesie zeigt in ihren ersten Anfängen unverkennbar die Mutterzüge des V., für das wir also für diese Zeit nach der epischen wie lyrischen Seite eine hohe und reiche Blüte voraussetzen müssen, auch in formeller Beziehung. Aber auch jetzt drängt die Kunstdichtung sie bald wieder in den Hintergrund und in Verachtung und Vergessenheit, bis mit dem sinkenden 13. Jahrh. der Adel, der nunmehrige Träger der Literatur, seine Bedeutung immer mehr verliert und die Blüte der höfischen Kunst abzufallen anfängt. Von da an blieb die deutsche Dichtung wieder mehr und mehr den niedern Ständen, dem Volke im engern Sinne, überlassen, doch diesmal freilich unter Verhältnissen, die gegen die frühern wesentlich verändert waren. Die alten Sagen waren noch nicht gänzlich vergessen, aber was man von ihnen noch wußte, lebte nur im Kopfe, nicht mehr im Herzen des Volks. Niemand glaubte mehr an sie, folglich konnte auch niemand mehr durch sie zu unmittelbarem epischen Gesange erregt werden. Deshalb gingen seit dem 14. Jahrh. nur noch solche ältere Sagenstoffe (und selbst sie nicht ohne Einbußen) in die V. ein, welche dem legendarischen, allegorischen und wundersüchtigen Geschmacke der Zeit oder der durch die höfische Kunst eingebürgerten Liebesromantik entsprachen, wie z. B. Albertus Magnus, der Tanhäuser, der Getreue Eckhart, Möringer, Heinrich der Löwe, der Bremberger u. dgl. Die Zeitgeschichte selbst aber bot innerhalb Deutschlands zwar Fehden und Kämpfe der Ritter und Städte genug, aber nicht großartige, erhebende und zu epischer Darstellung begeisternde Ereignisse. Vielmehr waren die Gedanken des Volks vorwiegend auf die gesellschaftlichen, sittlichen und religiösen Zustände gerichtet, welche bei ihrer tiefen Verderbniß schwer lasteten und eine allgemeine Sehnsucht nach einer durchgreifenden Reformation erweckten. Solche Stimmung und Richtung förderte wol Satiren, Betrachtung und Spottverse, aber nicht epische V. Endlich that auch bald die Buchdruckerkunst dem epischen Gesange großen Eintrag, weil sie ausführlichere prosaische Erzählung und Besprechung histor. Ereignisse und Zustände begünstigte. So geschah es, daß in dieser Periode des V. der auf alter Sage ruhende epische Gesang nur geringe Pflege fand, wofür die an histor. Begebenheiten und Personen sich lehnenden Balladen und Romanzen (wie z. B. von Epple von Geilingen, von Schüttensamen u. a.) theilweise Ersatz boten. Namentlich an den Grenzen des Reichs, unter den Freiheitskämpfen der Dithmarschen (um 1500) und der Schweizer (im 14., schwächer schon im 15. und 16. Jahrh.), erwachten kecke, kräftige, echt volksmäßige histor. Lieder.

Desto voller und reicher erblühte dagegen die lyrische Volkspoesie. Schon im 14. Jahrh. gedenkt die Limburger Chronik zahlreicher umlaufender Lieder dieser Gattung, die sich zumeist noch ziemlich eng an die Weise des Minneliedes der schwindenden Kunstlyrik anschlossen. Bald aber entfaltete die Volkslyrik sich freier und weiter, und obschon die Liebe immer ihr Mittelpunkt bleibt, zieht sie doch auch alles andere, was das menschliche Herz bewegt, in ihren Kreis. Doch ebenso bald auch zeigt sich die Folge des Uebelstandes, daß keine Kunstlyrik (außer der verkommenen der Meistersänger) ihr als Vorbild zur Seite steht, und daß die gebildetern Klassen sich fern von ihr halten. Denn während viele V. dieser Zeit sich durch Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit vor der Mehrzahl der höfischen Minnelieder auszeichnen, ist andererseits eine gewisse Unbeholfenheit im Ausdruck und der metrischen Form nicht zu leugnen. Freilich müssen sie stets mit ihrer Melodie zusammen erwogen werden, die in den minder ausgeführten Texten einen freien Spielraum findet. Endlich ist Entstehung und Fortpflanzung dieser Lieder in An-

schlag zu bringen. Gedichtet und zuerst gesungen von einem einzelnen oder auch von einer ganzen Gesellschaft, werden sie sofort von dem mit- und nachsingenden Volke aufgefaßt und durch lebendigen Gesang von Land zu Lande, von Geschlecht zu Geschlecht getragen, der erste Dichter aber fast immer darüber vergessen. Es streift das Lied auf solcher Wanderung alle blos subjectiven, dem Volksgeiste nicht gerechten Züge ab; aber da es fast nur durch den Mund der Ungebildeten geht, muß es andererseits vielfache Abänderungen und Entstellungen erleiden, bis irgendjemand es aufzeichnet und dabei vielleicht nochmals wohl oder übel meistert. Daher gewinnt man von noch jetzt lebendigen V. selten einen befriedigenden Text aus nur einem Munde, vielmehr tauchen die einzelnen Glieder eines Liedes zuweilen an den entlegensten Enden Deutschlands in echterer Fassung auf, oder finden sich auch gar andern Liedern einverleibt. Eine ziemliche Anzahl von V. dieser Periode wurde bereits im 14. und 15. Jahrh. niedergeschrieben und noch weit mehrere gegen Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. auf sog. «Fliegenden Blättern» gedruckt; auch einige wenige Sammlungen wirklicher V. erschienen im Laufe des 16. Jahrh. Als älteste, der Blüte des Volksgesangs gleichzeitige Quellen haben diese Aufzeichnungen einen großen Werth, und ihre Texte sind durchschnittlich auch bei weitem reiner als die, welche sich heutzutage noch aus dem Volksmunde gewinnen lassen. Gleichwol bieten auch sie eben nur damals gangbare Fassungen, während die Entstehung der einzelnen Lieder bei weitem höher hinauf liegt. Im allgemeinen scheint sowol die Anzahl als der Ideenkreis der V. bis gegen Anfang des 16. Jahrh. gewachsen zu sein. Der Inhalt der wahrscheinlich ältern zeigt bei individueller Wahrheit doch eine ideelle Allgemeinheit, hält sich mehr im Bereiche des allgemeinen Menschlichen und im Kreise der allgemeinern Stände, als der Jäger, Ackerleute, Handwerksgesellen, Krieger, fahrenden Schüler u. dgl. Allmählich aber wird auch das Besondere hineingezogen, wie z. B. wenn Zunft- und Ehrenlieder einzelner Handwerke neben die allgemeinen Wanderlieder treten, und dann sinkt mit dem abnehmenden poetischen Gehalt auch die Form. Endlich beginnt Gemeinheit und Roheit einzureißen und so verfällt zuletzt das V. schon im 16. und noch weiter im 17. Jahrh. in immer tiefere Verderbniß. Was noch im 17. Jahrh. an neuen V. hinzutritt (wie z. B. nicht weniges während des Dreißigjährigen Kriegs), ist größtentheils ungeschlacht oder gar nur platte Reimerei und verlor sich auch meistens bald wieder aus dem Munde des Volks. Haftende Lieder aus dieser Zeit oder gar aus dem noch ärmern 18. Jahrh., wie «Prinz Eugenius der edle Ritter» (1717), gehören zu den seltenen Ausnahmen. Denn was gegenwärtig von werthvollern V. im Munde der Landleute lebt, sind fast durchgängig mehr oder minder gut erhaltene Trümmer alter Lieder, von denen einzelne sich sogar durch ein halbes Jahrtausend hinauf verfolgen lassen. Als das V. abzusterben begann, reichte ihm jedoch wieder eine neue Kunstlyrik die Hand, diesmal aber vermittelt durch die Musik. Die Melodien der V. waren höchst einfach gewesen. Inzwischen aber hatte sich zuerst von den Niederlanden her, dann auch von Venedig herüber eine neue Art künstlicher und mehrstimmig gesetzter Melodien nach Deutschland verbreitet, und bald auch fand diese neue Singweise sowol an Höfen als in Städten beifällige Aufnahme und Pflege. Da aber solche Compositionen nur von geschulten Sängern bewältigt werden konnten, bildeten sich bereits gegen die Mitte des 16. Jahrh. «Kränzchen», Gesellschaften, die sich reihum bei den einzelnen Mitgliedern versammelten, und bei deren Zusammenkünften der jedesmalige Bewirther einen Kranz trug. Natürlich verlangten die neuen Melodien auch Texte, und zwar metrisch genaue Texte, und so entstanden die sog. «Gesellschaftslieder», lyrische Kunstdichtungen des verschiedensten Inhalts, die sich immer weiter von den V. entfernten und offenbar zur völligen Verdrängung der V. aus den gebildeten Kreisen wesentlich beitrugen. Fast alle gedruckten und mit Musiknoten versehenen Liedersammlungen des 16. und 17. Jahrh. enthalten blos solche Gesellschaftslieder, unter welche sich nur zuweilen einzelne V. oder Bruchstücke aus V. verlaufen. Eine zweckmäßige Auswahl bietet Hoffmann von Fallersleben in «Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1844; 2. Aufl. 1860).

Frühzeitig, wol schon im 11. Jahrh., waren neben die weltlichen V. auch geistliche getreten, die zwar nicht beim kirchlichen Gottesdienste, wol aber bei andern Gelegenheiten, bei Wallfahrten, Bittgängen, Reisen u. s. w. häufige Anwendung fanden. Auch Ketzer und Mystiker rechneten gern auf die Neigung des Volks zum Gesange und schafften in Liederform ihren Lehren den günstigsten Eingang. Auch bestand eine fast ununterbrochene Wechselwirkung zwischen weltlichen und geistlichen Liedern; geistliche wurden häufig in weltliche und umgekehrt weltliche in geistliche parodirt. Namentlich dichtete man gern geistliche Lieder nach weltlichen Melodien, ein Verfahren, das auch unter den Protestanten Eingang fand und mehrere alte Volksliedermelodien in unsere noch heute gebräuchlichen Kirchengesangbücher brachte.

Solange während des 17. und 18. Jahrh. der Sinn für reine, echte Poesie sowie das nationale Bewußtsein und die Achtung vor der angeborenen innern Menschenwürde fast gänzlich verschüttet lagen, blieben auch die V. in tiefster Verachtung und Vergessenheit. Dieser wurden sie zuerst wieder entrückt durch Percy's «Reliques of ancient English poetry» (1765), und sofort begann auch das V. eine folgenreiche und bis auf diesen Tag andauernde Wirkung auf die deutsche Literatur zu üben. Zunächst ward Bürger durch dasselbe mächtig angeregt. Später wußten es namentlich Goethe, dann Uhland und Hoffmann von Fallersleben für die Kunstpoesie zu verwerthen. Die erste Sammlung deutscher V., Nicolai's «Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr V.» (2 Bde., Berl. 1778), sollte zwar nach des Herausgebers Absicht die erwachende Liebe zum Volksgesange lächerlich machen, bewirkte aber gerade das Gegentheil. Zu gleicher Zeit brachen Herder's Bemühungen und besonders dessen «Volkslieder» (2 Bde., Lpz. 1778—79) einer richtigen Würdigung der Volkspoesie überhaupt die erste Bahn. Brentano und Arnim boten darauf in «Des Knaben Wunderhorn» (3 Bde., Heidelb. 1806—8; 3. Aufl., 4 Bde., Berl. 1846—54) eine sehr reiche und schätzbare, freilich die Texte willkürlich behandelnde Sammlung deutscher V. Auch die «Sammlung deutscher V.» von Büsching und von der Hagen (Berl. 1807, mit Melodien) war verdienstlich. Werthlos dagegen, weil ohne Princip und Kritik, sind Erlach's «V. der Deutschen» (5 Bde., Manh. 1834—37). Die übrigen Sammlungen von Kretzschmer und Zuccalmaglio (2 Bde., Berl. 1840, mit Melodien), Erk und Irmer (Berl. und Krefeld 1838) u. s. w. werden weit übertroffen durch die beiden neuern von Erk («Auswahl der vorzüglichsten deutschen V. mit ihren eigenthümlichen Melodien», Berl. 1853 fg.) und Uhland («Alte hoch- und niederdeutsche V.», Bd. 1 und 2, Stuttg. und Tüb. 1844—45). Vorzugsweise histor. Lieder enthalten die Sammlungen von Wolff (Stuttg. und Tüb. 1830), Rochholz (Bern 1835; neue Aufl. 1842), von Soltau (Lpz. 1836), Körner (Stuttg. 1840) und Hildebrand (Lpz. 1856). Zu einer großen Sammlung vereinigt sind die histor. Lieder in Liliencron's «Die historischen V. der Deutschen» (Bd. 1—3, Lpz. 1865—67). Die besten Sammlungen für einzelne Landestheile lieferten Meinert («Alte deutsche V. in der Mundart des Kuhländchens», Wien 1817) und Hoffmann von Fallersleben und E. Richter («Schlesische V. mit Melodien», Lpz. 1842). Auch die Engländer und die Skandinavier besitzen einen Reichthum alter und schöner V., und unter denen der übrigen europ. Nationen zeichnen sich besonders jene der Spanier, Serben, Griechen und Finnen aus. Minder unterrichtet sind wir über außereuropäische V., die meistentheils hinter den europäischen zurückzustehen scheinen. Vgl. Talvj (Robinson), «Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der V. germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereurop. Völkerschaften» (Lpz. 1840). In neuerer Zeit haben fast alle europ. Völker ihren einheimischen V. eine erhöhte Beachtung zugewendet. Am fleißigsten aber ist die Literatur des V. in Deutschland angebaut worden. Denn außer den Sammlungen aus dem einheimischen Vorrathe haben die universalen Deutschen auch Sammlungen fremder V. im Urtexte besorgt und fast alle bedeutendern ausländischen Sammlungen ins Deutsche übersetzt. Vgl. Uhland, «Nachgelassene Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 3, Stuttg. 1866). — Uneigentlich nennt man V. zuweilen auch solche Lieder, die zwar der Kunstpoesie angehören, aber so allgemeinen Beifall gefunden haben, daß sie Lieblingslieder des Volks geworden sind. Dergleichen Lieder gibt es z. B. von Claudius, Bürger, Usteri, Hebel, Hoffmann von Fallersleben u. a. Auch aus der Zeit der Befreiungskriege hat sich manches wackere Lied von Arndt, Körner u. a. im Munde des Volks erhalten. Endlich haben auch verschiedene Lieder aus beliebten Opern und Singspielen mit und zum Theil durch ihre Melodien Eingang beim Volke gefunden. Vgl. Hoffmann, «Unsere volksthümlichen Lieder» (Lpz. 1859).

Volksschriften, nicht zu verwechseln mit den Volksbüchern (s. d.), nennt man alle diejenigen Schriften, welche zur Bildung, Belehrung und Unterhaltung des Volks, dieses Wort im Gegensatz gegen die gebildeten Stände aufgefaßt, bestimmt sind. Ein Bedürfniß solcher Schriften konnte erst dann hervortreten, als man sich nicht nur des Gegensatzes zwischen gebildeten und ungebildeten Klassen klar bewußt wurde, sondern auch die Verpflichtung anerkannte, die letztern durch geistige Mittel zu heben und zu veredeln. Dies trat in Deutschland erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein, und C. G. Salzmann und R. Z. Becker waren eigentlich die ersten wirklichen Volksschriftsteller, namentlich der letztere erwarb sich in dieser Richtung durch sein «Noth- und Hülfsbüchlein» namhafte Verdienste. Da jedoch ihre Versuche mit einer Neuentwickelung der Pädagogik zusammentrafen, so verfiel man häufig in den Irrthum, als ob Jugendschriften und V. ganz dasselbe seien. Die echte Volksschrift muß sich aber im Gegentheil an erwachsene Leser von gereifter Einsicht wenden und nur die Aufgabe stellen, dieser Ein-

sicht Stoffe zugänglich zu machen, deren sie sich auf anderm Wege schwer bemächtigen kann. Der Inhalt dieser Schriften kann unendlich verschieden sein: entweder allgemein belehrend in religiöser, sittlicher, praktischer Beziehung, oder bestimmte Kenntnisse, namentlich geschichtliche, geographische, naturhistorische, gewerbliche überliefern, oder endlich eine zugleich angenehme und sittlich-geistig fördernde Unterhaltung bieten. Die Zahl wirklich musterhafter Volksschriftsteller ist bisjetzt sehr gering, so viele auch auf diesen Namen Anspruch machen. Es sind insbesondere zu nennen: Gellert, Zschokke, Hebel, A. Bitzius (Jeremias Gotthelf), Preusker, Oertel (W. O. von Horn). Vielfach ist man auf die Gründung besonderer **Volksbibliotheken** bedacht gewesen, welche die besten V. leicht allgemein zugänglich machen sollen. An vielen Orten haben sich Staats- und Communalbehörden derselben angenommen. Zu wohlfeilerer Herstellung und Vertreibung von V. sind auch mehrfach Vereine mit gutem Erfolg ins Leben getreten, so zu Zwickau seit 1841, der Würtemberger Volksschriftenverein seit 1843, der Zschokkeverein in Magdeburg seit 1844, der Norddeutsche Volksschriftenverein in Berlin. Vgl. Gersdorf, «Das Volksschriftenwesen der Gegenwart» (Altenb. 1843); Auerbach, «Schrift und Volk» (Lpz. 1846); Bernhardi, «Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften» (Lpz. 1852; «Nachtrag», 1854).

Volksversammlungen, s. Vereinswesen.

Volksvertretung, s. Repräsentativsystem.

Volkswirthschaftslehre, s. Nationalökonomie.

Volkszählung, s. Bevölkerung.

Vollblut, s. Pferdezucht.

Vollblütigkeit, s. Plethora.

Volljährigkeit, s. Minorennität.

Vollmacht, s. Mandat.

Volney (Constantin François de Chasseboeuf, Graf), ausgezeichneter franz. Schriftsteller und einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, wurde 3. Febr. 1757 zu Craon in Anjou geboren. Da der Name Chasseboeuf für V.'s Vater eine Quelle mannichfacher Neckereien war, so nannte er seinen Sohn, wahrscheinlich nach einem Gute, Boisgirais, welchen Namen dieser wieder mit dem wohlklingendern Volney vertauschte. Nach dem Tode seiner Mutter im Besitz einer kleinen Rente, kam er in seinem 17. J. nach Paris und begann hier das Studium der Medicin. Von der Physiologie aus kam er auf die Philosophie. Doch studirte er ebenfalls eifrig die Geschichte und die alten, besonders orient. Sprachen. Als ihm durch eine Erbschaft 6000 Livres zufielen, verwandte er dieselben zu einer Reise nach Aegypten und Syrien und schiffte sich 1783 zu Marseille ein. Um das Arabische gründlich zu erlernen, lebte er fast ein ganzes Jahr in einem kopt. Kloster. Er kehrte erst 1787 nach Paris zurück, wo er nun seine treffliche «Voyage en Syrie et en Égypte» (2 Bde., Par. 1787 u. öfter) erscheinen ließ. Großen polit. Scharfsinn zeigte er sodann in den «Considérations sur la guerre actuelle des Turcs avec les Russes» (Lond. 1788 und Par. 1808), worin er die Eroberung Aegyptens von seiten Frankreichs vorschlug. 1789 wurde er in die Nationalversammlung gewählt. Obgleich kein Redner, war er als einer der eifrigsten Anhänger der Zeitphilosophie höchst einflußreich und, solange die Bewegung eine friedliche blieb, einer der thätigsten Reformer. In den J. 1792 und 1793, wo V. in Corsica lebte, lernte er auch Bonaparte kennen, von dem er später, als derselbe zum General der ital. Armee ernannt worden, sagte: «Wenn nur die Umstände ihn ein wenig unterstützen, so ist das Cäsar's Kopf auf Alexander's Schultern.» Als die Schreckenszeit eintrat, erklärte er sich entschieden gegen die Anarchie, wurde deshalb verhaftet und verdankte seine Befreiung nur dem Sturze Robespierre's. 1791 war sein oft gedrucktes und in alle Sprachen übersetztes Werk «Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires» erschienen, wozu er den Plan in seinen Unterhaltungen mit Franklin, den er bei Helvetius kennen gelernt, gefaßt hatte. Der Ruhm dieses Werks gründet sich sowol auf die phantasiereiche Darstellung großer geschichtlicher Ereignisse als auf deren philos. Betrachtung. Hierauf erschien sein Werk «La loi naturelle, ou catéchisme du citoyen français» (Par. 1793), das nachher den Titel «Principes physiques de la morale» erhielt. Nach Robespierre's Sturze wurde V. Professor der Geschichte an der Normalschule, und nachdem diese aufgelöst worden, unternahm er eine Reise durch Nordamerika, die er später in dem «Tableau du climat et du sol des États-Unis d'Amérique» (2 Bde., Par. 1803) beschrieb. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich begünstigte er die Revolution vom 18. Brumaire. Er war selbst als zweiter Consul in Vorschlag, nahm aber nur eine Senatorstelle an und schickte auch für diese, obgleich vergebens, seine Entlassung ein, als Bonaparte sich zum Kaiser machte, indem er meinte, daß es besser wäre, die Bourbons zurückzurufen. Obgleich

er im Senate zur sog. ideologischen und republikanischen Opposition gehörte, ernannte ihn doch der Kaiser zum Grafen. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair. Er starb 25. April 1820. Von V.'s Schriften sind noch anzuführen: «Leçons d'histoire prononcées à l'École normale» (Par. 1799; neue Aufl. 1810) und «Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne» (3 Bde., Par. 1814—15). Seine «Oeuvres complètes» erschienen in acht Bänden (Par. 1821).

Volo, Golo oder Golos, eine Stadt im türk. Ejalet Salonichi, an dem Meerbusen gleiches Namens, Sitz eines griech. Erzbischofs, hat ein Castell mit Besatzung, einen Hafen und zählt 3000 meist griech. E., welche Handel treiben. Das uralte Iolkos, die Vaterstadt des Jason, am Pagasäischen Meerbusen, lag ganz in der Nähe von V. Am 11. April 1854 wurden zu V. die griech. Insurgenten unter Grizanis und Bardekis von den Türken geschlagen.

Volontär, s. Freiwillige.

Volpāto (Giovanni), Kupferstecher, geb. 1733 zu Bassano, war in seiner Jugend durch Verhältnisse genöthigt, Stickmuster zu zeichnen. Später kam er nach Venedig, Parma und Rom. Hier nahm er theil an der Unternehmung einiger Kunstfreunde, Rafael's Werke im Vatican stechen zu lassen, und machte sich bald vor seinen Mitarbeitern bemerklich. Die sechs Blätter, die er gegeben, verdienen in Rücksicht der Ausführung großes Lob. Sie erregen den Eindruck des Ganzen, soweit er sich im kleinen Raume wiedergeben läßt, und zeigen, wie glücklich V. diese großen Werke auch von ihrer malerischen Seite aufgefaßt hatte, durch die geschickteste Vertheilung von Schatten und Licht. Durch die Ausgabe der Rafael'schen Loggien und Arabesken, die V. veranstaltete, wurde er der Stifter einer Schule trefflicher Zeichner, aus der auch Morghen (s. d.), sein Schwiegersohn, hervorging. V. starb 26. Aug. 1803; sein Andenken hat Canova durch ein Relief in der Halle der Apostelkirche zu Rom geehrt.

Volscer (Volsci), ein Volksstamm des alten Italien, der sich durch seine Sprache (vgl. Corssen, «De Volscorum lingua», Naumb. 1858) als ein Zweig des umbrisch-sabellischen Stammes ausweist. (S. Italische Völker und Sprachen.) Ihr Gebiet war westlich von den Latinern und Hernikern, nördlich von den Marsern, östlich von den Samnitern und Auruncern, südlich durch das Meer begrenzt und zerfiel durch den Lauf des untern Liris (Garigliano) und des mit diesem zusammenfließenden Trerus (Sacco) in zwei ziemlich gleiche Theile, beide durch hohe Berge, die heute noch sog. Volscerberge, Schutz und Angriffspunkte gegen die Nachbarn gewährend. Im nördl. Theil lagen die Städte Sora, Arpinum, Fregellä, Aquinum, Casinum (Monte-Casino), im südlichen, dessen westl. Seite durch die Pontinischen Sümpfe eingenommen war, Sabrateria, Privernum, Antium, Circeji, Terracina. In der Geschichte sind die V. bekannt durch ihre seit Tarquinius Superbus beinahe zwei Jahrhunderte lang geführten Fehden mit Rom und dem latinischen Bunde. Von Tarquinius besiegt, kamen sie im Verein mit den Aequern in den ersten Zeiten der Republik wieder empor und wurden nach der übrigens ziemlich verworrenen Tradition besonders 488, als der verbannte Coriolan (s. d.) sie führte, für Rom gefährlich. Indessen durch den Beitritt der Herniker zum latinischen Bunde 486 wurde ein Keil zwischen Aequer und V. getrieben. Die röm.-latinische Macht ging Schritt für Schritt vor, legte eine Colonie nach der andern an, zuerst an der Seeküste, dann im Innern und wurde nach den Kriegen 389—377 bis Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. vollkommen Herr des ganzen Landes, das bald latinisirt war. Die volscische Stadt Arpinum hat Rom den Marius und Cicero gegeben.

Volta (Alessandro, Graf), einer der berühmtesten Physiker, war aus einer angesehenen Familie zu Como 18. Febr. 1745 geboren. Er studirte auch daselbst und zeigte damals ebenso viel Neigung für die ernstern Wissenschaften als für die Dichtkunst. Zwei physikal. Abhandlungen (1769 und 1771), worin er einen neuen elektrischen Apparat beschrieb, gründeten seinen Ruf. Er wurde 1774 Rector des Gymnasiums und Professor der Physik in Como, 1779 aber an die Universität zu Pavia versetzt. Schon 1777 hatte er das beständige Elektrophor und das Elektroskop erfunden. Dann leitete ihn die Beobachtung von Luftblasen, die aus einem stehenden Gewässer aufstiegen, auf wichtige Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten. Hieraus entstanden das elektrische Pistol, das Eudiometer und die Lampe mit entzündlicher Luft. 1782 erfand er den Condensator. Von nun an wendete sich seine Forschung zu den großen Erscheinungen in der Atmosphäre, namentlich über die Natur des Hagels u. s. w. Er untersuchte und beschrieb das Feuer zu Velleja und Pietra-Mala. In der Folge erhöhte seinen Ruhm die Erfindung der nach ihm benannten Volta'schen Säule, durch welche er die Entdeckung Galvani's der Wissenschaft aneignete. (S. Galvanismus.) V. hatte seit 1777 die Schweiz und Savoyen, 1782 mit Scarpa Deutschland, Holland, England und Frankreich bereist. Nach seiner Rückkehr führte er in der Lombardei den Kartoffelbau ein. Bei seiner Anwesenheit in Paris

fand seine Erfindung der elektrischen Säule solche Bewunderung, daß ihm der Erste Consul ein Geschenk von 6000 Frcs. machte, worauf ihn auch das franz. Institut 1802 zum Mitglied aufnahm. Hierauf war er Abgeordneter der Universität zu Pavia auf der Versammlung in Lyon. Napoleon ernannte ihn zum Grafen und Senator des Königreichs Italien; auch war er eins der ersten Mitglieder des ital. Instituts. 1804 legte er sein Lehramt nieder. Vom Kaiser Franz nahm er 1815 die Ernennung als Director der philos. Facultät bei der Universität zu Pavia an. Seine letzten Jahre verlebte er in Como, wo er 5. April 1827 starb. Die «Collezione delle opere del Aless. V.» gab Antinori (5 Bde., Flor. 1826) heraus.

Voltaire (François Marie Arouet de), franz. Dichter, Dramatiker, Romanschriftsteller, Geschichtschreiber, Philosoph, Kritiker und Gelehrter, geb. 21. Nov. 1694 zu Paris, fühlte sich in früher Jugend von einem unwiderstehlichen Hange zur Poesie und Belletristik hingezogen. Er widerstrebte daher dem Wunsche seines Vaters, der ihn für den Richterstand bestimmte, und schöpfte in der adelichen und schöngeistigen Gesellschaft, mit welcher ihn sein Pathe, der Abt von Châteauneuf, in Berührung brachte, die ersten Keime der epikuräischen und freidenkerischen Weltansicht, die ihn später so berühmt machte. Schon in seinem 21. J. wegen seiner satirischen Laune bekannt, wurde er 1717 in die Bastille gesetzt, weil man ihn beschuldigte, freche Verse auf den Regenten und die Herzogin von Berri gemacht zu haben. Während seiner Gefangenschaft schrieb V. seine Tragödie «Oedipe», die 1718 mit größtem Beifall aufgeführt wurde. Nach zweijähriger Haft wieder auf freien Fuß gesetzt, ließ er zwei andere Tragödien, «Artémise» (1720) und «Mariamne» (1725) folgen. Das Erscheinen der «Henriade» (1728) vergütete den zweideutigen Erfolg der beiden letzten Stücke. Als ein Streit mit dem Chevalier von Rohan für den jungen Dichter eine abermalige Gefangenschaft, nachher eine Verbannung aus Frankreich zur Folge hatte, begab er sich nach England und machte sich während eines dreijährigen Aufenthalts (1726—29) mit der dortigen Philosophie und Literatur vertraut, die er nachher in seinem Vaterlande einbürgerte. Nachdem er heimlich nach Paris zurückgekehrt, konnte er daselbst ungehindert finanzielle Handelsgeschäfte, die ihm großen Gewinn brachten, betreiben, während er seine Berühmtheit auf den höchsten Grad steigerte durch seine Tragödien «Brutus» (1730), «Eryphile» (1731), «Zaïre» (1732), «Adelaïde Duguesclin» (1734) und die Herausgabe des «Temple du goût» (1733) und der «Histoire de Charles XII». Die 1735 der Oeffentlichkeit übergebenen «Lettres philosophiques» zogen ihm eine neue Verfolgung zu. Er entfloh nach dem Schlosse Cirey in Lothringen, wo er in vertrautem Umgange mit der berühmten Marquise Duchâtelet lebte (1735—40). Hier verfaßte oder entwarf er die «Éléments de la philosophie de Newton» (1738), die Tragödien «Alzire», «Mahomet» und «Mérope», den «Discours sur l'homme», das «Siècle de Louis XIV», den «Essai sur les moeurs et l'esprit des nations» und die «Pucelle d'Orléans.» Infolge einer kurzen Reise nach Berlin (1740) wurde er vom franz. Ministerium nach Paris zurückberufen. Er schrieb nun verschiedene Opern, die in Versailles zur Aufführung kamen, und erhielt durch seine Gönnerin, Frau von Pompadour, das Diplom des Hofhistoriographen, eine königl. Kammerherrnstelle und einen Sitz in der Französischen Akademie (1746). Doch fiel er bald in Ungnade und ging, als er die Tragödien «Sémiramis» (1748) und «Oreste» (1749) veröffentlicht hatte, nach Nancy, sodann nach Berlin, wo Friedrich d. Gr. ihm eine Wohnung im Schlosse, eine Kammerherrnstelle, den Orden pour le mérite und einen Jahrgehalt von 6000 Thlrn. ertheilte. Die Verbindung des Königs mit V. war indeß von kurzer Dauer. Es traten Zwistigkeiten ein, die V. zum Theil verschuldet, und dieser verließ schon 1753 den preuß. Hof und reiste nun eine Zeit lang in Deutschland herum. In Frankfurt ließ ihn der König verhaften, um eine Sammlung seiner Gedichte zurückzuerhalten, welche Satiren auf mehrere Fürsten enthielt und nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden war. V. schrieb in dieser Zeit für die Herzogin von Sachsen-Weimar das mittelmäßige Buch «Les annales de l'Empire», ging dann nach Strasburg, Colmar, Lyon und siedelte sich endlich 1758 in der westl. Schweiz an, zu Ferney, im Ländchen Gex. Hier in einem stattlichen Hause, das er sich bauen ließ, verflossen seine letzten 20 Lebensjahre, während welcher er eine staunenswerthe Geistesthätigkeit entwickelte. Von seinen Bewunderern an die Spitze der Oppositionsbewegung gestellt, verkündete V. in dem «Dictionnaire philosophique», in der «Philosophie de l'histoire», in der «Bible commentée», im «Examen de Bolingbroke» und in vielen andern Schriften, die nur eine temporäre Wichtigkeit behalten haben, zwei Jahrzehnte hindurch die freigeistigen Lehren, die eine wesentliche Veränderung der allgemeinen Denkungsweise in Bezug auf Kirchen- und Staatswesen herbeiführen halfen. Nebenher gab er Belege von seinem Talent als Geschichtschreiber und Dichter in «L'orphelin de la Chine», «Tancrède»

(1760), «Histoire de Russie sous Pierre-le-Grand» (1759—65) u. s. w. Bei so verschiedenartigen Beschäftigungen fand er noch Zeit, einen unermeßlichen Briefwechsel zu führen, Tendenzromane zu schreiben und eine zahllose Menge Episteln, Satiren, Epigramme, Erzählungen abzufassen, flüchtige Poesien, die für den Ruhm eines gewöhnlichen Dichters ausreichen würden. Sein Auftreten für Calas, Sirven und Lally, seine Reclamationen zu Gunsten der Leibeigenen des Stifts St.-Claude, die Herausgabe der «Commentaires sur Corneille», für die Aussteuer einer Nichte dieses Dichters, krönten würdig sein Leben. Im Febr. 1778 unternahm er eine Reise nach Paris, um daselbst die «Irène», eine seiner letzten Dichtungen, aufführen zu sehen, und wurde mit solchen Bezeugungen von Enthusiasmus aufgenommen, daß seine Gesundheit einen starken Stoß davon erlitt. V. starb drei Monate nachher zu Paris 30. Mai 1778. Man setzte seine Leiche 2. Juni in der Stiftskirche Notre-Dame von Scellières (im bischöfl. Sprengel von Troyes) bei. Während der Revolution veranstaltete man zu seinen Ehren eine Todtenfeier und brachte seine Reste mit großem Gepränge ins Pantheon.

V.'s Einfluß auf sein Zeitalter ist von unermeßlichen Folgen gewesen. Obwol mehr Talent als Charakter und von kleinen Motiven nicht selten beherrscht, dabei eitel und frivol bis zum Uebermaß, hat er dennoch am meisten dazu beigetragen, die überlieferte Autorität, hauptsächlich auf kirchlichem und literarischem Gebiete, gründlich zu erschüttern. Mögen auch jetzt seine philos. Schriften oft wie platte Abdrücke des engl. Deismus, seine ästhetischen Urtheile z. B. über das Antike oder über Shakspeare trivial, seine histor. Arbeiten oberflächlich erscheinen, so hat er doch auf diesen wie auf andern literarischen Gebieten die neue Zeit des 18. Jahrh. recht eigentlich heraufführen helfen. Mit einem eminenten gesunden Menschenverstand, einem großen Formentalent und einem äußerst vielseitigen savoir faire begabt, hat er fast kein Gebiet der Literatur unberührt und unverändert gelassen. Seine Gelegenheitsschriften, namentlich in den bekannten Fällen von Calas ((s. d.und Lally-Tolendal (s. d.), worin er die alte geistliche und weltliche Justiz bekämpfte, machen nicht nur seinem Namen Ehre, sondern sind auch ihrem Einflusse nach histor. Thatsachen gleichzustellen. Seine histor. Bücher haben theils, wie die «Histoire de Charles XII», den geschichtlichen Stoff in elegantester Form dem großen Publikum reizend und genießbar gemacht, theils, wie der «Essai sur les moeurs et l'esprit des nations», den Zusammenhang der histor. Entwickelung zuerst pragmatisch darzustellen gesucht, wenn auch gerade hier überall mit der sichtbaren polemischen Tendenz gegen Priesterthum und positiven Glauben. Als Dichter hat er sich in der leichten Poesie mit der größten Meisterschaft bewegt. Ist die «Henriade» mehr ein kaltes rhetorisches Tendenzgedicht gegen den religiösen Fanatismus, das aber auf seine Zeit mächtig gewirkt, sind seine dramatischen Werke, selbst die berühmtesten, nur weit hinter den Werken von Corneille und Racine zu verzeichnen, so ist er dagegen im leichten Gedicht, in der Satire, in der poetischen Epistel, im Tendenzroman (z. B. «Candide», «Zadig») unter seinen Zeitgenossen unerreicht geblieben. Auch die «Pucelle», die das Schmuzigste und Gemeinste mit vollendeter Eleganz und Leichtigkeit behandelt, zeugt für diese Meisterschaft. Die Opposition gegen die literarischen und kirchlichen Autoritäten zieht sich als leitender Gedanke durch dies alles hindurch, und so wenig er sich sonst consequent blieb, so mannichfaltige Wandelungen Leichtsinn und Eitelkeit ihn durchleben ließen, hat er doch diesen Kampf mit Zähigkeit und, wie es sich von einer mehr als 50jährigen literarischen Thätigkeit erwarten ließ, auch mit großem Erfolge durchgeführt. V. repräsentirt den Geist und die sittliche Anschauung der vornehmen Gesellschaft, wie sie vor und in der Erschütterung von 1789 auf dem polit. und religiösen Gebiete hervorgetreten ist. Direct an ihn knüpfen sich die Girondisten an, während die Montagnards Rousseau's Schüler sind. Von den unzähligen Ausgaben seiner «Oeuvres» sind zu nennen die berühmte von Beaumarchais mit Vorreden und Anmerkungen von Condorcet (70 Bde., Kehl 1784—89) und die mit Anmerkungen, Vorreden, Einleitungen, u. s. w. von Beuchot (70 Bde., Par. 1829—34), nebst einem analytischen Verzeichniß (2 Bde., 1841). Letztere ist, wenn auch nicht die schönste, doch die vollständigste und in manchen Beziehungen beste von allen bisherigen Ausgaben. Hierzu kamen in neuerer Zeit noch verschiedene Briefsammlungen, wie «Voltaire et le président de Brosses» (Par. 1860); «Lettres inédites» (gesammelt von Cayrol, 2 Bde., Par. 1856); «V. à Ferney etc.» (herausg. von Ravour, Par. 1860); Coquerel, «Lettres inédites sur la tolérance» (Par. 1863) u. s. w. Unter den zahllosen biographischen Schriften über V. sind, außer den ältern von Condorcet, Linguet, Wagnière und Longchamp, Harel zu nennen: Hettner, «Literaturgeschichte des 18. Jahrh.» (2. Aufl., Braunschw. 1866—68); Venedey, «Friedrich d. Gr. und V.» (Lpz. 1859); Horn, «Markgräfin Wilhelmine von

Baireuth» (Berl. 1865); Meyer, «V. und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung» (Berl. 1856); Desnoiresterres, «V. et la société française au XVIII siècle» (Par. 1867).

Volte heißt in der Reitkunst die kreisrunde Wendung mit dem Pferde, um dasselbe biegsam und gewandt zu machen. Sie wird auf der rechten und linken Hand geritten und ist entweder gewöhnliche V., wenn Vorder- und Hinterfüße nur einen Hufschlag hören lassen, Traversvolte, wobei die Hinterfüße der Mittelpunkt sind, um welche das Vordertheil den äußern Kreis beschreibt, oder umgekehrt Renversvolte. — Im Kartenspiel versteht man unter V. die taschenspielerische Gewandtheit, die Karten während des Mischens so zu wenden, daß eine gewisse Karte an einen bestimmten Platz zu liegen kommt.

Volterra, eine Stadt in der Provinz Pisa, Hauptort einer Unterpräfectur, auf einem hohen Berge und am linken Ufer der Era gelegen, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, mehrere Kirchen und Klöster, ein bischöfl. Seminar und ein Collegium, eine Citadelle, welche als Staatsgefängniß dient, cyklopische Mauern, ein antikes Thor des Hercules in zwei Bogen, ein Rathhaus mit Sammlung etrurischer Alterthümer, Marmor-, Gips- und Alabasterbrüche, Salzwerke und Steinkohlengruben. Die Stadt zählt 6400 E. Den hauptsächlichsten Erwerbszweig der Bevölkerung bildet die fabrikmäßige Anfertigung vorzüglicher Alabasterarbeiten. In der Nähe sind reichhaltige Salzquellen mit Salinen und berühmte Boraxquellen. Die Stadt hieß im Alterthum Volaterrae und war die größte der zwölf alten etrurischen Bundesstädte, später eine röm. Colonie mit den Rechten eines Municipiums. Schon damals wurden ihre Salinen und vortrefflichen Alabasterbrüche benutzt. Die Mauern sind aus der Zeit des Kaisers Otho. Die Citadelle, von den Mediceern erbaut, enthält den berüchtigten Thurm Mastio di Volterra, wo der unglückliche Lorenzini verschmachtete, nachdem er sein Werk über die Kegelschnitte daselbst geschrieben. V. ist die Vaterstadt des röm. Satirikers Aulus Persius.

Volterra (Daniele da), s. Ricciarelli.

Voltigeurs heißen bei der franz. Infanterie die Mannschaften der Elitencompagnie des linken Flügels im Bataillon, welche zum zerstreuten Gefecht bestimmt sind. Es werden dazu die gewandtesten Leute und besten Schützen ausgewählt. Die V., 1803 durch Napoleon eingeführt, bestanden anfangs in selbstständigen Compagnien, wurden aber später den Bataillonen einverleibt. Bei der Kaisergarde Napoleon's III. gibt es 4 Voltigeurregimenter. In der Linie sollten sie bei der neuen Organisation 1868 abgeschafft werden. — Voltigiren (franz. voltiger) heißt sich mit Kunst auf oder über das Pferd schwingen, überhaupt künstliche Sprünge machen.

Volturno (im Alterthum Volturnus), einer der ansehnlichsten Flüsse des südl. Italien, zugleich die Hauptwasserader der Landschaft Campanien, entspringt am Monte-San-Croce bei Castellone und durchströmt dann innerhalb des Berglandes am südwestl. Abhange des bis 6500 F. aufsteigenden Gebirgsstocks des Matese in der Richtung von Nordwesten nach Südosten hintereinander die drei kleinen Ebenen von Venafro, von Alife und von Amorosi, zwischen den beiden letztern in einem gewundenen Durchbruchsthale den Wald von Alife säumend. Bei der Einmündung des Calore bricht sein Lauf plötzlich in einem rechten Winkel gegen seine bisherige Richtung um, und der Fluß durchläuft nun, an Capua vorbei, die Campanische Ebene (Terra di Lavoro), um bei Castell-Volturno nach einem sehr gewundenen, 20 M. langen Laufe in den Golf von Gaëta zu münden. Der wichtigste Nebenfluß des V. ist der Calore (Calor), der im südl. Gebirge der Provinz Avellino am Monte-Terminio entspringt, anfänglich einen nördl. und nordwestl. Lauf nimmt und von rechts her den Ufita und Tamaro, links, bei Benevento, den aus Süden kommenden Sabbato (Sabatus) aufnimmt. In dem Querthale nördlich von Caserta mündet links der aus den Caudinischen Pässen kommende Isolero. In jüngster Zeit ist die Volturnolinie besonders durch die Kämpfe zwischen Garibaldi und den königl. neapolit. Truppen (19., 21. Sept. und 1. Oct. 1866) bekannt geworden.

Voltz (Johann Michael), deutscher Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 15. Oct. 1784 in Nördlingen, zeigte schon frühzeitig Neigung für die Kunst, mußte aber auf Andringen seines Vaters das Knopfmacherhandwerk erlernen. Erst nach längerer Zeit ließ sich der Vater bewegen, seinen Sohn zu dem Kupferstecher und Landschaftsmaler Friedrich Weber in Augsburg in die Lehre zu geben, in welcher er 1801—4 verblieb. Hierauf kam V. in das Geschäft des Kunsthändlers von Herzberg in Augsburg, für den er mehrere Blätter arbeitete, die Aufsehen erregten. Nach Herzberg's frühzeitigem Tode wandte er sich mit einigen Ersparnissen 1808 nach München, um sich zum Oelmaler zu bilden; doch gab er schon 1809 diesen Plan wieder auf. Er ging nun nach Nürnberg und trat zu dem Kunsthändler Campe, welcher damals der volksthümlichen Kunst die ausgedehnteste Pflege zuwandte, in nähere Beziehungen, die er fortan ununter-

brochen bewahrte. Schon 1812 hatte V. seinen Wohnsitz wieder in Nördlingen genommen, wo er auch 17. April 1858 starb. Er war ein Talent von großer Vielseitigkeit und hatte sich beinahe in allen Zweigen der Kunst versucht. Man besitzt mehrere Oelbilder und sehr viele Aquarellen von ihm. Das Vorzüglichste leistete er jedoch als durchaus correcter und naturgetreuer Zeichner. Alles, was sein Griffel einmal festhält, Menschen, Thiere, Landschaften, erscheint bei ihm in der natürlichsten und ungezwungensten Lage und Stellung. In dem Historienbild, in Genrestücken, in Schlachtenscenen zeigt er sich ebenso tüchtig wie auf religiösem Gebiete, in der Humoristik und Caricatur. Viele Münzen und Medaillen wurden nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Auch wirkte er vielfach als Decorationsmaler, und es sind von ihm noch viele Stücke mit geschmackvollem ornamentalen und kalligraphischen Schmuck vorhanden. Den meisten Werth besitzen V.' zahlreiche Zeitbilder, in denen er die Epoche der Napoleon'schen Herrschaft und der Befreiungskriege bis 1815 darstellte, und die wol zu den besten Denkmälern der eigentlich volksthümlichen Kunst gehören. Man hat über 4000 Blätter von ihm. Vgl. K. Hagen, «Der Maler Joh. Michael V. von Nördlingen» (Stuttg. 1863). Ein Sohn von V. ist Friedrich V. in München, der zu den vorzüglichsten Thiermalern der Gegenwart gehört.

Volūmen (lat.) oder **Raumumfang** nennt man die Größe des Raums, den ein Körper, unabhängig von seiner Gestalt, einnimmt. Bei gleichem Gewicht steht das V. zweier Körper im umgekehrten Verhältnisse ihrer Dichtigkeit. Da sich chemisch verwandte, gasförmige Körper immer in sehr einfachen Volumenverhältnissen verbinden, so fallen auch meist ihre Volumengewichte oder specifischen Gewichte mit ihren Aequivalentgewichten zusammen.

Vondel (Joost van den), holländ. Dichter, geb. zu Köln 17. Nov. 1587, kam als Kind mit seinen Aeltern, welche Wiedertäufer waren, nach Amsterdam, wo er einen Strumpfhandel errichtete, später aber (1658) eine Stelle am Leihhause annehmen mußte. 1639 trat er zur kath. Kirche über. Er starb 5. Febr. 1679. Die Natur hatte ihn mit reichen Talenten ausgestattet, die sich bei ihm ohne Studien entfalteten. Er widmete sich ganz der Poesie, und erst in seinem 30. J. lernte er die lat. und franz. Sprache, um einigermaßen den Mangel einer gelehrten Erziehung zu ersetzen. Seine Werke zeigen von Genie und einer hohen, edeln Phantasie, sind aber häufig sehr incorrect. Dieselben bestehen theils in metrischen Uebersetzungen der Psalmen, Virgil's und Ovid's, theils in Satiren und Tragödien und erschienen gesammelt zu Franeker 1683 (9 Bde.). Unter den letztern gilt «Gysbrecht van Aemstel» (deutsch von de Wilde, Lpz. 1867), die zuerst 3. Jan. 1638 aufgeführt wurde und seitdem alljährlich um dieselbe Zeit gegeben wird, für die vorzüglichste und überhaupt für die beste holländ. Tragödie. Daneben werden noch «Palamedes», «Joseph in Dothan» und «Lucifer» am meisten geschätzt. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner Werke hat Jan van Lennep (7 Bde., Amsterd. 1850—61) veranstaltet. Neuerdings wurde V. zu Amsterdam (18. Oct. 1867) ein Standbild errichtet. Biographien des Dichters verfaßten Camper (Leyd. 1818), Zeeman (Amsterd. 1831) und in den letzten Jahren mehrere andere. Vgl. Hagen im «Deutschen Museum» (Jahrg. 1867, Bd. 2).

Vorāgine (Jakob de), der Verfasser der «Legenda aurea», geb. 1230 zu Virago im Genuesischen, trat frühzeitig in den Dominicanerorden und wurde dann Provinzial von der Lombardei. 1292 vom Papste Nikolaus IV. zum Erzbischof von Genua erhoben, suchte er in dieser Eigenschaft mit vielem Eifer, obwol vergebens, die damals zwischen den Guelfen und Ghibellinen in Genua angeregten Unruhen beizulegen. Er starb 14. Juli 1298. Außer der ersten Uebersetzung der Bibel ins Italienische, die jedoch nur in Manuscripten vorhanden ist, und einer Reihe «Sermones dominicales» (Vened. 1589) verfaßte er namentlich unter dem Titel «Legenda aurea sive historia Lombardica» Erzählungen von Heiligen, die zum Theil aus frühern Quellen und Sammlungen zusammengetragen sind und eine große Hinneigung zum Abenteuerlichen verrathen. Dieses letztere Werk genoß im Mittelalter ein hohes Ansehen, wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und durch zahllose Abschriften verbreitet. Unter den zahlreichen Ausgaben, die nachher erschienen, z. B. zu Nürnberg 1478 und 1493, zu Deventer 1479, zu Venedig 1483 u. s. w., ist besonders die neuere von Gräße (Dresd. 1846) hervorzuheben.

Vorarlberg, ein zur österr. Monarchie gehöriges Land mit besonderer Verfassung, welches aber in administrativer Beziehung mit Tirol zu einem Verwaltungsgebiete vereinigt ist, wird von Tirol, Liechtenstein, der Schweiz, dem Bodensee und Baiern begrenzt. Es besteht aus den Herrschaften Bregenz mit der gleichnamigen Landeshauptstadt Bregenz (s. d.), Feldkirch (s. d.), Bludenz und Hohenems und enthält auf $47^3/_{10}$ Q.-M. 100932 E. (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857, ohne Militär), die deutscher Abstammung sind, sich fast durchweg zur röm.-

kath. Kirche bekennen und in 3 Städten, 4 Marktflecken und 155 Dörfern wohnen. Der Boden ist durch die Alpen gebirgig (s. Arlberg) und von kleinen Flüssen bewässert. Der Rhein berührt auf einer Strecke von $4\frac{1}{2}$ M. die westl. Grenze; Lech und Iller nehmen hier ihren Ursprung. Das Land hat viele Waldungen, welche nebst der Viehzucht seinen Hauptreichthum ausmachen. Der Getreidebau reicht nicht für den Verbrauch hin; dagegen baut man viele Kartoffeln, auch Obst und Wein. Von der größten Bedeutung ist die gewerbliche Industrie, welche einen der wichtigsten Nahrungszweige der Bewohner abgibt. Insbesondere werden Baumwollspinnerei, die Weberei von Baumwollwaaren, verbunden mit Färbereien und Druckereien, sehr schwunghaft betrieben, nächstdem die Stickerei, die Verfertigung von Holzwaaren und von Alpenhütten (hölzerne Alpenhütten gehen zu Wasser nach der Schweiz), Schiffbau, Papierfabrikation und etwas Eisenindustrie. Viele Vorarlberger wandern im Frühjahr als Maurer oder Tagelöhner nach der Schweiz und kehren dann im Spätherbst mit dem ersparten Lohne zu ihren Familien zurück. Für die geistige Cultur sorgen ein Gymnasium in Feldkirch, zwei Realschulen und eine Anzahl guter Volksschulen. Nach der Landesverfassung vom 26. Febr. 1861 besteht der vorarlberger Landtag, welcher jährlich, infolge kaiserl. Einberufung, in Bregenz zusammentritt, aus 20 Mitgliedern, nämlich dem fürstbischöfl. Generalvicar und aus 19 auf sechs Jahre gewählten Abgeordneten (4 Abgeordneten der Städte Bregenz, Feldkirch, Bludenz und des Markts Dornbirn, 1 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer in Feldkirch, 14 Abgeordneten der übrigen Gemeinden). Der Landtag entsendet 2 Mitglieder in das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths. In polit. Hinsicht zerfällt das Land in sechs Bezirke, denen Bezirksämter vorgesetzt sind, welche wieder unmittelbar der Statthalterei in Innsbruck unterstehen. Die Rechtspflege wird vom Oberlandesgericht in Innsbruck, dem Kreisgericht in Feldkirch, einem städtischen delegirten Bezirksgerichte und fünf gemischten Bezirksämtern wahrgenommen. Doch sollen (wie in sämmtlichen, im Reichsrathe vertretenen Ländern Oesterreichs) an Stelle der gemischten Bezirksämter Bezirksgerichte treten und statt der Bezirksämter Bezirkshauptmannschaften mit einem größern territorialen Wirkungskreise (Gesetze vom 19. Mai und 11. Juni 1868) errichtet werden. Die Angelegenheiten der directen Besteuerung werden von einer Steuercommission in Bregenz, jene der indirecten Abgaben von einer Finanzbezirksdirection in Feldkirch geleitet, die wieder von der Finanzlandesdirection in Innsbruck ressortiren. In kirchlicher Beziehung gehört das Land zu dem Sprengel des Fürstbischofs von Brixen, als dessen Stellvertreter der Generalvicar in Feldkirch erscheint. V. hat seinen Namen von dem Arl- oder Vorarlberge, einem Theile der Rhätischen Alpen, welcher das Ländchen von Tirol scheidet. Es wurde sonst zu Vorderösterreich gerechnet, 1782 aber zu Tirol geschlagen. Durch den Presburger Frieden kam es, wie Tirol, an Baiern, 1814 aber gelangte es wieder unter Oesterreichs Herrschaft.

Vorbehalt, s. Reservat.

Vorfall (prolapsus) heißt das Vordrängen der Eingeweide durch eine natürliche oder künstliche Oeffnung. So spricht man von einem Gehirnvorfall bei Schädelwunden, von einem Darmvorfall bei Bauchwunden. Die am häufigsten zur Beobachtung kommenden Vorfälle sind die des Mastdarms und die der Gebärmutter. Der Vorfall des Mastdarms tritt ein bei Erschlaffung und Vergrößerung der Mastdarmschleimhaut, vorzüglich nach chronischen Katarrhen (Hämorrhoiden), ferner bei Erschlaffung des Afterschließmuskels oder bei starkem Pressen. Die vorgefallene Schleimhaut läßt sich meist leicht zurückbringen und bleibt in ihrer Lage, wenn die Organe gesund sind; in chronischen Fällen sucht man zur Heilung eine Verkürzung der Schleimhaut (mit dem Messer, durch Aetzmittel) herbeizuführen. Der Muttervorfall kommt vor bei Frauen, welche geboren haben, und ist Folge der Ausdehnung der Mutterbänder (s. Uterus), welche häufig dauernd wird, wenn die Rückbildung der Gebärmutter nach der Geburt Störungen erleidet. Die schwere Gebärmutter sinkt dann nach unten, und die Bänder verkürzen sich nicht wieder genügend. Dieser ungefährliche, aber sehr lästige Zustand wird dadurch gemildert, daß man den Uterus durch mechan. Vorrichtungen in seiner richtigen Lage zu erhalten sucht, wofür eine große Zahl von Instrumenten in Vorschlag gebracht worden sind. Am häufigsten kommen dazu die sog. Mutterkränze in Gebrauch, aus Holz gefertigte Ringe, welche auf den Knochen des kleinen Beckens seitlich ruhen und den Uterus stützen. Dieselben müssen öfter herausgenommen und gereinigt werden, weil sie sich sonst inkrustiren und dann eine so feste Lage erhalten, daß sie Schaden anrichten können.

Vorgebirge, s. Cap.

Vorhut, s. Avantgarde.

Vorkauf. Obschon man auch in früherer Zeit einsah, daß die Kleinhändler nothwendig

und nützlich sind, so glaubte man diese doch vielfach im Interesse der Consumenten beengend einschränken zu müssen. So verbot man den Kleinhändlern, z. B. Lebensmittel und andere Gegenstände des Marktverkehrs in den ersten Stunden des Markts, namentlich aber vor der Marktzeit auf den nach den Marktplätzen führenden Wegen und Straßen aufzukaufen. Zweck dieses Verbots war, den Consumenten den Vortheil des V., welchen die Händler nicht haben sollen, einzuräumen. Man wollte dadurch den Consumenten die Gelegenheit verschaffen, sich bei den Producenten besser und billiger zu versorgen, glaubte so auch, bedeutende Preissteigerungen, welche ein ausgedehnter Aufkauf (s. d.) hervorbringen könnte, zu verhüten. Auch diese Beschränkung des Verkehrs hat sich als nachtheilig herausgestellt und besteht nur noch in wenigen Gegenden. Ueber das Vorkaufs- oder Näherrecht bei Erwerbung von Grundstücken s. Retract.

Vorladung, s. Citation.

Vorleser, Vorlesung. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war der öffentliche mündliche Vortrag das leichteste Mittel, Geisteswerke in weitern Kreisen zu verbreiten, und man findet öffentliche Vorlesungen zu diesem Zwecke schon bei den Alten, in der Art jedoch, daß nur eigene Schriften von den Verfassern vorgelesen wurden. So soll Herodot sein Geschichtswerk den in Olympia versammelten Helenen vorgelesen haben; so war es namentlich zu Anfange der röm. Kaiserzeit Sitte der Dichter, sich in dieser Form dem Kreise bewährter Kunstrichter vorzuführen. Auch im Mittelalter mögen die ritterlichen Dichter an fürstl. Höfen derartige Vorlesungen gehalten haben. Später erst wurde es Sitte, daß fürstl. Personen sich besondere Vorleser, für die wol eine besondere Hofcharge erfunden ward, hielten, um sich durch ihre Vermittelung mit der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Eine kunstmäßige Ausbildung des Vorlesens fand in Deutschland durch L. Tieck statt, der an seinen berühmten Leseabenden in Dresden die dramatischen Meisterwerke Englands und Deutschlands in ungemeiner Vollendung vortrug. In seine Fußstapfen trat Karl von Holtei, und in neuerer Zeit ist es eine Modebeschäftigung junger Literaten, eigene und fremde Werke öffentlich vorzulesen. Namentlich scheinen es viele angehende Dichter für das Sicherste zu halten, ihren Werken zuerst dadurch einigen Erfolg zu verschaffen, daß sie dieselben in auserwählten und befreundeten Kreisen vorlesen. — In wesentlich anderer Bedeutung wird das Wort Vorlesung zur Bezeichnung fortlaufender wissenschaftlicher Universitätsvorträge gebraucht. Aehnliche, theils fortlaufende, theils an einem Abende abgeschlossene Vorlesungen populär wissenschaftlichen Inhalts sind ebenfalls ein Product der modernsten Bildung und haben sich da, wo wirklich der nöthige Fonds an geistig productiver Kraft vorhanden ist, als ein sehr wirksames Element geistigen Lebens bewährt.

Vormundschaft (tutela, cura) heißt die von Obrigkeits wegen übertragene Aufsicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer Person, welche von ihrer Selbständigkeit keinen Gebrauch machen kann. Die V. entwickelt sich aus der Pflicht des Staats, die Aeußerungsfähigkeit der rechtlichen Willen zu sichern, und zwar nicht allein der schon in voller Wirksamkeit begriffenen, sondern auch der gebundenen oder erst im Keime vorgebildeten. Es vermittelt deshalb die Justizpflege die Vertretung solcher Personen, die sich nicht selbst zu leiten vermögen. Je nachdem hier, wie rücksichtlich der Minderjährigen (s. Minorennität), Geisteskranken, Abwesenden und Verschollenen die Sorge für die Person, oder, wie bei den gerichtlich erklärten Verschwendern, der noch unangetretenen Erbschaft, der vom zahlungsunfähigen Gemeinschuldner abgetrennten und als eigenes Rechtssubject betrachteten Concursmasse, die Sorge für das Vermögen in den Vordergrund tritt, wird die Pflege von Personen und die Güterpflege (cura personarum, cura rei) unterschieden. Zur Uebernahme von V. und Curatelen (s. d.) können in der Regel alle angehalten werden, die fähig sind sich selbst zu vertreten, und durch Rechtschaffenheit, Einsicht, das Nichtvorhandensein entgegenstehender Interessen und Sicherheit leistenden Besitz die nöthigen Bürgschaften darbieten. Unfähig zu diesem Amte sind diejenigen, welche ihre wesentliche Wohnung außerhalb Landes haben, Gläubiger und Schuldner der Unmündigen, Stiefväter in Beziehung auf ihre Stiefkinder u. s. w. Die Führung von V. gehört mit zu den allgemeinen Bürgerpflichten, welche für die Regel ohne Entgelt erfüllt werden müssen, wiewol sich dem Vormund ausnahmsweise ein Honorar aussetzen läßt. Nur solche, denen gesetzliche Entschuldigungsgründe zur Seite stehen, können den Antrag einer V. ablehnen, z. B. Personen, die in Staatsgeschäften außer Landes sind, mit hoher Verantwortlichkeit umgebene Stellen bei der Staatsverwaltung bekleiden, das 60. Lebensjahr überschritten haben. Das röm. Recht unterscheidet bei der Pflege von Minderjährigen die tutela während der eigentlichen Unmündigkeit (Impubertät) bis zum 12. oder 14. J., und die cura aetatis von da an bis zur Großjährigkeit. Der Vormund über Unmündige (tutor) setzt in gewisser Hinsicht die väterliche Gewalt

fort. Derselbe ist gehalten, für die körperliche und geistige Erziehung des Mündels zu sorgen, ihn vor und außer Gericht zu vertreten, sein Vermögen mit Sorgfalt zu bewahren und zu vermehren, und ohne gerichtliche Ermächtigung das unbewegliche oder dem gleichzuachtende Gut weder zu verkaufen noch zu belasten. Dagegen stellt der curator aetatis nur einen Beirath des Minderjährigen bei der Vermögensverwaltung vor. Im gemeinen Rechte fällt dieser Gegensatz weg, und die V. dauert bis zur Großjährigkeit. Auch hier hat aber der Vormund unter fortwährender Aufsicht des gewöhnlichen Civil- oder eines besondern Vormundschaftsgerichts (Pupillencollegiums), in den Ländern mit franz. Rechte zugleich unter Mitwirkung eines besondern Aufsichtsraths, gewöhnlich aus der Mitte der Angehörigen, das Beste des Mündels in gleicher Weise wahrzunehmen. Wie vordem heißen noch heutzutage alle andern Pfleger außer den Altersvormündern Curatoren, namentlich auch die verordneten Beiräthe von selbständigen, wegen ihres ledigen Standes nicht der ehelichen V. untergebenen Frauenspersonen, insoweit deren Geschlechtsvormundschaft landrechtlich fortbesteht. Unter Zustandsvormundschaft begreift man die Fürsorge für Geisteskranke, Verschwender und Abwesende. Der Tutor und Curator war nach röm. Rechte bei Niederlegung seines Amts zur Rechnungsablegung verpflichtet und haftete mit seinen Erben für jeden verschuldeten Schaden. Beides ist noch in den heutigen Rechten beibehalten und dahin erweitert, daß der Vormund selbst alljährlich Rechnung ablegen muß. Jede V. endet mit dem Tode des Vormunds oder des Bevormundeten, mit Ablauf der Zeit, für welche, und der Anlaß gebenden Umstände, unter denen sie übernommen wurde, desgleichen, wenn sich nachträglich eine Unfähigkeit oder eine die Entfernung des Vormunds gebietende Unwürdigkeit herausstellt.

Vörösmarty (Michael), einer der bedeutendsten neuern ungar. Dichter, geb. 1. Dec. 1800 zu Nyék im Stuhlweißenburger Comitat, machte seine Gymnasialstudien zu Stuhlweißenburg und ging 1819 nach Pesth, wo er die Rechte studirte und 1824 das Advocatendiplom erlangte. Doch gab er die Praxis später auf, um sich ausschließlich der Poesie zu widmen. Schon während seiner Studienjahre verfaßte er das histor. Trauerspiel «König Salomon» (1821), das romantische Gedicht «Der Sieg der Treue» (1822), das Drama «König Sigismund» (1823), welche Werke nachher die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten und ihn als einen der Mitbegründer der neuen ungar. Literatur bezeichneten. Bald folgten das Epos «Zalán's Flucht» (1825), das Trauerspiel «Kont» (1825), das romantisch-epische Gedicht «Cserhalom» (1826), das romantische Gedicht «Zauberthal» (1827), das Epos «Eger», zahlreiche Beiträge zu Kisfaludy's «Aurora» und andern Sammelwerken, welche namentlich in den gebildetern Kreisen seinen Ruf begründeten und ihm 1830 auch einen Sitz in der ungar. Akademie verschafften. Weniger bekannt und beliebt ist V. beim Volke, wo die Classicität seiner Poesien ihrer Verbreitung hinderlich entgegentrat. Nur einzelne seiner kleinern Lieder, besonders der patriotische «Szózat» («Aufruf», 1845), welchen die ungar. Akademie mit einem Dukaten für die Zeile honorirte, sind volksthümlich geworden und werden überall gesungen. Während der Revolution von 1848 wurde V. von der Bacska in die Nationalversammlung geschickt, wo er sich jedoch in keiner Weise bemerklich machte. Später zum Mitglied des pesther Begnadigungstribunals ernannt, wurde er von den österr. Behörden zwar verurtheilt, nach kurzer Haft jedoch wieder begnadigt. Doch hatte der unglückliche Ausgang der Revolution alle Energie seines Geistes gebrochen und er lebte mehrere Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit, ohne auch nur Feder und Papier in seinem Hause dulden zu wollen. Erst 1854 gelang es seinen Freunden wieder, ihn zu literarischer Thätigkeit zu erwecken. Er unternahm nun eine Uebersetzung Shakspeare's, von dem er einige Dramen schon früher in ungar. Uebersetzung veröffentlicht hatte. V. starb 19. Nov. 1855. Franz Deák, sein Jugendfreund und Tutor der hinterlassenen unbemittelten Familie, brachte für diese durch einen Aufruf an die ungar. Patrioten alsbald ein Kapital von 103000 Fl. zusammen, das unter seine Verwaltung gestellt ist. Außer «Gesammelten Werken» (3 Bde., Pesth 1833) und «Neuern Werken» (4 Bde., Ofen 1840) wurden von Bajza und Toldy «V.'s sämmtliche Werke» (10 Bde., Pesth 1845—47) herausgegeben. Eine neuere Ausgabe (10 Bde., Pesth 1865—66) besorgte Paul Gyulai mit einer vortrefflich geschriebenen Biographie. Vgl. Toldy, «Aesthetische Briefe über V.'s epische Werke» (Pesth 1827).

Vorparlament, s. Deutschland (geschichtlich).

Vorposten sind Abtheilungen, welche ausgestellt werden, um ruhende Truppen im Quartier oder Lager gegen feindliche Ueberraschung zu sichern. Die V. sollen demnach zunächst den Feind im Anmarsch frühzeitig entdecken und melden und dann ihn zurückwerfen oder doch so lange aufhalten, bis die ruhende Truppe sich in Gefechtsbereitschaft gesetzt hat. Dazu werden in der Rich-

tung, woher der Feind zu erwarten ist, Feldwachen vorgeschoben, welche eine Postenkette von Vedetten (s. d.) ausstellen und Patrouillen (s. d.) entsenden; hinter den Feldwachen werden stärkere Unterstützungsdetachements postirt. Man unterschied theoretisch sonst Soutiens, Replis und Piquets, je nachdem das Unterstützungsdetachement beim feindlichen Angriffe zu den Feldwachen vorrücken und deren Aufstellung behaupten oder sie an einem vertheidigungsfähigen Terrainabschnitt aufnehmen sollte, oder ob das Detachement ganz oder theilweise nur in Bereitschaft für augenblickliche Verwendnng gehalten wurde. Da sich aber diese Fälle selten im voraus bestimmen lassen, so ist praktisch jene Unterscheidung nicht nothwendig. Sämmtliche V. stehen unter einem Vorpostencommandanten, der für die Sicherheit des Ganzen verantwortlich ist. Sie werden bei größern Heerestheilen von der Avantgarde gegeben.

Vorrücken der Nachtgleichen. Um 140 v. Chr. bemerkte der größte Astronom des Alterthums, Hipparchus in Alexandrien, bei Vergleichung seiner Fixsternbeobachtungen mit den um 160 J. ältern des Timocharis und Aristyll, daß die Länge der Fixsterne mit der Zeit immer größer werde, und Ptolemäus nahm etwa 260 J. später diese Zunahme zu einem Grad in 100 J. oder zu 36 Secunden in einem Jahre an und reducirte mit dieser Größe den Sternkatalog des Hipparch auf seine Zeit. Beide Astronomen suchten den Grund dieser Erscheinung in einer rückwärts oder westlicher gehenden Bewegung der Nachtgleichen oder Aequinoctialpunkte (s. Aequinoctium), d. h. derjenigen Punkte, in welchen Aequator und Ekliptik sich schneiden, da es offenbar ganz unstatthaft gewesen wäre, eine vorwärts oder nach Osten gerichtete und der Ekliptik parallele Bewegung sämmtlicher Fixsterne anzunehmen. Jene Bewegung der Nachtgleichen entsteht nun dadurch, daß der Aequator sich auf der ruhenden Ekliptik und mit sich selbst parallel von Osten gegen Westen bewegt. Diese Bewegung selbst hat aber wieder ihren Grund in einer drehenden, kreiselförmigen Bewegung der Erdachse um die Achse der Ekliptik. Das Vorrücken oder die Präcession der Nachtgleichen beträgt aber in einem Jahre nicht 36 Secunden, sondern beinahe 50¼ Secunden, sodaß zur Zurücklegung eines ganzen Umlaufs oder Kreises etwa 25800 J. erfordert werden, nach deren Verlauf die Nachtgleichenpunkte wieder an ihrer frühern Stelle angelangt sind. Man nennt diese Periode das Große oder Platonische Jahr. Eine unmittelbare Folge des Vorrückens der Nachtgleichen ist das Fortrücken des Nord- und Südpols des Himmels (der sog. Himmels- oder Weltpole) unter den Gestirnen, sodaß unser jetziger Polarstern diese Eigenschaft weder immer gehabt hat, noch immer behalten wird, auch nicht immer gleichen Abstand von dem Pole behält, indem derselbe jetzt 1⁴⁄₁₀ Grad beträgt, aber in den nächsten Jahrhunderten bis auf ½ Grad abnehmen wird. Eine weitere Folge ist, daß Sternkataloge, Sternkarten und Himmelsgloben nur für eine gewisse Zeit richtig sein können. Die eigentliche physische Ursache des Vorrückens der Nachtgleichen liegt in der nicht genau kugelförmigen, sondern sphäroidischen Gestalt der Erde, infolge deren sie um den Aequator herum mehr Masse hat als an den Polen. Da nun die Sonne, der Mond und die Planeten auf diese Masse auch ihre Anziehung ausüben und diese Körper nicht in der Ebene des Aequators sich befinden, so muß dadurch (wie sich ohne Hülfe einer Zeichnung nicht näher deutlich machen läßt) eine beständige Bewegung der Erdachse in der oben angegebenen Art und somit das Rückwärtsgehen oder sog. Vorrücken der Nachtgleichen bewirkt werden. Der Theil des Rückwärtsgehens, welcher durch Sonne und Mond allein hervorgebracht wird, heißt die Lunisolarpräcession, der von den Planeten herrührende Theil die Planetenpräcession. Bohnenberger hat zur Versinnlichung des ganzen Vorgangs einen sinnreichen Apparat erfunden, der den Namen des Erfinders trägt. Auch der von Fessel erfundene Apparat und das Giroscop zeigen den Vorgang.

Vorschlag (appoggiatura) heißt in der Musik ein in der Grundharmonie für sich betrachtet unwesentlicher Ton, welcher irgendeinem Hauptton in einer Melodie hinzugefügt wird, um auf denselben vorzubereiten oder ihn besonders zu heben. Als Verzierung der Melodie werden die Vorschläge daher mit kleinen Noten geschrieben, um sie von den wesentlichen Noten zu unterscheiden, und es ist nicht wesentlich, daß der V. aus der zunächst liegenden Ober- oder Untersecunde bestehe. Man unterscheidet einen langen und einen kurzen V.

Vorschußvereine, s. Association.

Vorsehung, Fürsehung, Providenz (providentia), bezeichnet in der religiösen und theol. Sprache die göttliche Erhaltung und Regierung der Welt, im engern Sinne aber die göttliche Leitung der menschlichen Geschicke und speciell der Geschicke der Frommen. Die religiöse Betrachtung muß die Welt nicht minder als in ihrem Ursprunge auch in ihrem Verlaufe schlechthin abhängig setzen von der göttlichen Ursachlichkeit. Wie nun aber die populäre Vorstellung das Dasein der Welt als ein Geschaffensein in der Zeit betrachtet, so schaut sie den Weltverlauf, und

zwar ebenso wol den in der Welt wirksamen Causalzusammenhang als die von uns in diesem Zusammenhange wahrgenommene Zweckverknüpfung als abhängig an von einem Wirken Gottes in der Zeit und unterscheidet in demselben ein Vorher und Nachher, ein Vorherbeschließen (Vorhervorsehen) und ein nachfolgendes Ausführen. Indem man sich Gott ferner nach Art einer von außen her auf den Weltverlauf einwirkenden und bestimmenden Einzelursache denkt, malt man die göttliche Leitung der Dinge nach Art einer menschlichen Regierung, nur ungleich vollkommener und mächtiger als diese aus, und nimmt an, daß die allmächtige, allwissende und allweise göttliche Regierung das Größte und das Geringste gleicherweise umfasse. Auch gegenüber der menschlichen Freiheit und den bösen Handlungen speciell hält die religiöse Betrachtung den Vorsehungsglauben aufrecht, ohne aber ins Klare bringen zu können, wie beides miteinander verträglich sei, da durch eine allwirkende, göttliche Weltregierung die menschliche Freiheit zum bloßen Scheine herabgesetzt, bei wirklicher Freiheit aber die V. beschränkt wird. Während die reform. Theorie mit größerer oder geringerer Consequenz einem religiösen Determinismus huldigt, sucht die lutherische dadurch Raum für die Freiheit zu gewinnen, daß sie die göttliche Mitwirkung zum Bösen als bloße Zulassung und als Leitung zum guten Ziele faßt, ohne jedoch den philos. Schwierigkeiten dieser Annahme entrinnen zu können, die um so größer sind, da doch das Gute (wenigstens auf geistlichem Gebiete) auch nach luth. Lehre allein von Gott gewirkt sein soll. Die Reformirten wollten mit ihrer Lehre von der Providenz, von welcher die Prädestination rein theoretisch betrachtet nur eine Consequenz ist, doch auch nicht Gott zum Urheber des Bösen machen, wie die Lutheraner ihnen schuld geben, vermögen aber ihrerseits die sittlichen Schwierigkeiten ihrer Lehre nicht völlig zu beseitigen. Auf dem supernaturalistischen Standpunkte, welcher Gott und Welt äußerlich gegenüberstellt und von dem gewöhnlichen göttlichen Wirken im Naturzusammenhange noch ein außerordentliches, durch wunderbares Eingreifen in diesen Zusammenhang sich bethätigendes unterscheidet, sind diese Schwierigkeiten überhaupt nicht zu lösen, und dieselben werden nur noch gesteigert, wenn man den Unterschied von Vorher und Nachher, von Beschließen und Ausführen auf Gott überträgt. Der Rationalismus suchte sich durch die Annahme einer göttlichen Leitung des Naturzusammenhangs, in welchem alles Geschehen nach unverbrüchlich feststehenden Gesetzen eingeschlossen sei, zu helfen, und betonte daneben wieder energisch die menschliche Willensfreiheit, sah sich aber doch genöthigt, bei der religiösen Betrachtung den Vorsehungsglauben wieder herbeizuziehen. Dieser unklare Standpunkt konnte sich indessen nur auf Kosten des lebendigen Verhältnisses Gottes zur Welt und durch instinctive Flucht vor jedem Versuche, die göttliche V. auf einen bestimmten Begriff zu bringen, halten, wie häufig man auch gerade rationalistischerseits das Walten der V. im Munde führte. Die idealistische Philosophie dagegen strich den außerweltlichen Gott und führte die göttliche V. auf das rein innerweltliche Walten der absoluten Vernunftidee zurück, womit freilich das Wunder und die Vorstellung von Gott als einem in den Weltlauf eingreifenden Einzelwesen beseitigt, zugleich aber der religiöse Gehalt des Vorsehungsglaubens empfindlich beeinträchtigt war. Während die einen, wie Schleiermacher, versuchten, auf dem Grunde der Lehre von der Immanenz Gottes in der Welt einen religiösen Determinismus zu erneuen, gingen andere zur völligen Leugnung jeder religiösen Weltbetrachtung fort und setzten einfach die unverbrüchliche Geltung der Naturgesetze, innerhalb deren doch auch für menschliche Willkür noch Spielraum sei, an die Stelle. Aber diese zuletzt in den Materialismus ausmündende Theorie hob mit der religiösen Ansicht der Dinge zugleich die sittliche auf. Die freie Theologie der Gegenwart sucht die religiöse Weltbetrachtung mit den Ergebnissen der neuern Philosophie dadurch zu vereinigen, daß sie von dem ewigen Wirken Gottes dessen zeitliche Erscheinung für das fromme Bewußtsein unterscheidet, und jenes mit der Wirksamkeit der natürlichen und sittlichen Ordnung Gottes gleichsetzt, letztere aber als ein in der Zeit sich entwickelndes Verhältniß Gottes zum Menschen betrachtet, bei welchem allerdings von einem Vorher und Nachher die Rede sein könne. Innerhalb der sittlichen Ordnung Gottes bleibt auf diesem Standpunkte für die menschliche Freiheit vollkommen Raum, da ihm die Abhängigkeit von Gott keine andere ist als die Abhängigkeit von eben jener sittlichen Ordnung, das Walten Gottes in der sittlichen Welt aber sich von dem Walten Gottes in der Naturwelt specifisch unterscheidet. Die Schranken der menschlichen Freiheit liegen dann einfach in jener sittlichen Ordnung selbst, ohne daß es noch eines anderweiten Einschreitens Gottes, welches nur ein physisches Machtwirken sein könnte, bedarf. Wird nun ferner jenes göttliche Walten als ein durch und durch geistiges, also intelligentes gefaßt, so ergibt sich hieraus für die Frömmigkeit die dem subjectiven Gewissen immer aufs neue sich beglaubigende Vorstellung von der allwissenden und allweisen göttlichen Weltregierung, ohne daß man doch darum nöthig hat, die

menschenähnliche Annahme eines Vorhersehens, Vorherbestimmens, Erlaubens, Zwecksetzens u. s. w. auf das ewige, das absolute Wesen Gottes mit schlechthiniger Nothwendigkeit zum Ausdruck bringende Wirken Gottes selbst zu übertragen.

Vorspiel (praeludium) heißt im allgemeinen ein musikalischer Vorbereitungssatz in der Instrumentalmusik, insbesondere die Einleitung, welche der Organist als Vorbereitung zu einem darauffolgenden Choralgesange vorträgt. Der Zweck des V. ist, theils die Gemüther der Gemeinde in die zur Andacht erforderliche Stimmung zu versetzen, theils der Gemeinde die Tonart des Chorals einzuprägen und sie mit der Melodie desselben bekannt zu machen. Den Namen V. oder Präludien führen außerdem viele Klavier- und Orgelstücke von Bach, Händel, Mozart u. a., die ohne besondere Beziehung auf den kirchlichen Gebrauch stehen, aber dazu angewendet werden können. So befindet sich z. B. in Bach's «Wohltemperirtem Klavier» vor jeder Fuge ein solches Präludium als Vorbereitung zur Fuge selbst.

Vorstellung ist der allgemeine Ausdruck für alle im Seelenleben vorkommenden Gebilde und Erzeugnisse, vorzüglich aber diejenigen, welche Bilder wirklicher Gegenstände oder aus solchen Bildern entstanden sind. Die Frage nach dem Ursprunge der V. wurde stets sehr verschiedenartig beantwortet. Die älteste, roheste und dennoch am weitesten verbreitete Meinung ist die, daß die V. Erzeugnisse und Abdrücke der äußern Gegenstände sind. Sie ist die Ansicht des in seinen ersten Anfängen schon von Demokrit (s. d.) abstammenden Sensualismus, welcher in neuerer Zeit durch Hobbes und Locke erneuert, und besonders auch durch die franz. Philosophen des 18. Jahrh. weiter ausgebildet und verbreitet wurde. Diese Erklärung reicht aber einerseits für diejenigen V. nicht aus, für welche ein entsprechender Gegenstand nicht vorhanden ist, indem sie nicht aus der Erfahrung stammen, sondern aller Erfahrung als Bedingungen derselben vorausgehen. Andererseits hat sie sich aber auch für die aus der Erfahrung entspringenden V. selbst durch sorgfältige Untersuchungen als vollkommen ungenügend erwiesen. Denn bei genauer Einsicht in den Proceß des Erkennens ist die Annahme nicht zu vermeiden, daß die Seele alle ihre V., auch die sog. körperlichen Empfindungen des Sehens, Tastens, Schmeckens u. s. w. nicht ausgeschlossen, von innen her auf gewisse Anreize erzeugt, nicht aber von außen her empfängt. Innerhalb des ganzen Vorstellungsorganismus bilden die Sinnanschauungen und Empfindungen als die unmittelbaren V. einen wichtigen Gegensatz zu den Gedächtnißbildern als mittelbaren V. Diese beiden im Zusammenhange liefern das Material, aus welchem das Erkennen die Stoffe empfängt, welche es vermöge der Denkthätigkeit weiter bildet. Denn bloße Sinnanschauungen sind noch keine Erkenntnisse, sondern das Erkennen besteht in einem fortwährenden Verknüpfen von Sinnanschauungen mit Gedächtnißbildern und apriorischen Begriffen nach den Gesetzen des Denkens, wodurch das Zufällige und Vereinzelte des unmittelbaren Vorstellens in nothwendige Zusammenhänge gebracht und hierdurch zu allgemeingültigen Wahrheiten verarbeitet wird. Ein besonders wichtiges Thema in der Lehre vom Vorstellen bilden die dunkeln oder unbewußten V., welche in der Seele vorhanden sind und wirken, ohne zur Wahrnehmung zu gelangen, wohin z. B. die einem zukünftigen Erinnern zu Gebote stehenden Gedächtnißspuren vergangener Eindrücke gehören, ferner die V., welche beim Lesen, Sprechen, Gehen sowie bei allen mit Fertigkeit und Geschick ausgeübten Künsten unbewußterweise mitwirken, u. dgl. Die Lehre von den dunkeln V. hat im vorigen Jahrhundert bei den Psychologen zu vielen Streitigkeiten Veranlassung gegeben, welche sich noch mehr als durch die Natur der Sache durch den schwankenden Sprachgebrauch, der in dieser Sache herrschte, verwirrt haben.

Vortrag heißt im allgemeinen in den ausübenden Künsten, wie in der praktischen Tonkunst, der Schauspielkunst und der Redekunst, die Art und Weise, eigene oder fremde Gedanken und Empfindungen durch die natürlichen Mittel, Töne und Geberden, mitzutheilen. Vorzugsweise aber bezeichnet man damit den mündlichen V., der das Darzustellende so vor Augen und Ohren führt, wie es seiner Natur gemäß sich gestaltet. Obgleich nämlich der Mensch mit der Fähigkeit, articulirte Töne hervorzubringen, geboren wird, und es eigentlich keiner besondern Anleitung dazu bedarf, wie bei dem schriftlichen V., so finden doch auch hier gewisse Bestimmungen statt. Eine Hauptregel ist, daß die Sprachlaute recht kräftig, deutlich und gehalten, mit vollkommener Fertigkeit, bald langsamer, bald schneller hervorgebracht werden, wohin zugleich die Beobachtung der größern und kleinern Pausen gehört, durch welche die Verbindung der Wörter und Sätze angedeutet wird. Auch gibt es für jede Form und jede Art von Inhalt der Rede eine besondere Art des Ausdrucks. Wird hier neben dem blos Angemessenen und Verständlichen auch das Schöne berücksichtigt, so geschieht dies mit Hülfe der Declamation und Mimik. Daher schließt der mündliche V. ein eigenthümliches Leben in sich und kann die Rede nicht nur auf das mannich-

faltigste gestalten, sondern sie auch auf das reichste erläutern und ergänzen, ja manches ausdrücken, was Worte gar nicht vermögen.

Vorurtheil nennt man eine Meinung, die ohne hinlängliche Gründe zur Entscheidung über einen Gegenstand auf hartnäckige Art gehegt wird. Das V. entsteht aus Neigung und Abneigung für oder gegen einen Gegenstand, erhält sich durch Mangel an Untersuchungsgeist und durch Gewohnheit und verhindert die Annahme richtigerer Ueberzeugungen, auch wenn diese in wohlbegründeter Form auftreten. Daher sind Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, mit denen wir uns aus Mangel an entscheidenden Gründen häufig vorderhand begnügen müssen, noch keine V. zu nennen. Dieselben werden aber zu solchen von dem Moment an, wo wir uns gegen eine genauere Prüfung und eventuelle Vertauschung derselben mit gründlichern Einsichten sträuben.

Vorzeichnung nennt man die zu Anfang eines Tonstücks und des Liniensystems neben dem Schlüssel befindlichen Zeichen und Zahlen. Dieselbe ist zweierlei, nämlich achromatisch und rhythmisch. Erstere besteht in den sog. wesentlichen Erhöhungs- oder Erniedrigungszeichen und hat ihren Grund in der Natur der Tonleiter und in dem Umstande, daß sich auf jeder Stufe der Octave eine eigene Tonleiter bilden läßt; letztere in Zahlen und Zeichen, welche die in dem Tonstück herrschende Taktart andeuten.

Voß (Gerh. Johann), gewöhnlich Vossius genannt, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, geb. 1577 in einem Dorfe bei Heidelberg, wo sein Vater damals Prediger war, stammte aus einem niederländ. Geschlechte und widmete sich zu Dordrecht und Leyden mit vielem Eifer den Alterthumswissenschaften. Bereits 1600 erhielt er das Rectorat der Schule zu Dordrecht, 1614 wurde er Director des theol. Collegiums zu Leyden, vertauschte aber diese Stelle einige Jahre darauf mit der Professur der Beredsamkeit daselbst und wurde 1643 an das neuerrichtete Gymnasium nach Amsterdam als Professor der Geschichte berufen, wo er 17. März 1649 starb. In vielen Fächern, namentlich in der Mythologie, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Grammatik, entwickelte er eine sehr verdienstliche schriftstellerische Thätigkeit und brach darin zum Theil neue Bahnen sowie er den ersten wahren Grund für die histor. Formenbildung der lat. Sprache legte. Seine hierhergehörigen Schriften sind: «Aristarchus, sive de arte grammatica» (Amsterd. 1635 u. 1695; neue Ausg. von Eckstein und Förtsch, 2 Bde., Halle 1833—34); «Grammatica Latina» (Leyd. 1607 u. öfter); «De vitiis sermonis et glossematis Latino-barbaris» (Leyd. 1640 u. 1660); «Etymologicum linguae Latinae» (Amsterd. 1662 u. 1695; neue Ausg. mit Isidorus und dem «Etymologicum» von Mazocchi, 2 Bde., Neap. 1762—63); «De rhetorices natura ac constitutione» (Amsterd. 1647 und Haag 1658); das Hauptwerk «Commentariorum rhetoricorum sive oratoriarum institutionum libri VI» (Leyd. 1606; 4. Ausg. 1643); «Ars rhetorica» (Leyd. 1623 u. 1653); «De historicis Graecis libri IV» (Leyd. 1624 u. 1651; neue Ausg. von Westermann, Lpz. 1838); «De historicis Latinis libri III» (Leyd. 1627 u. 1651); ferner «De artis poeticae natura et constitutione» (Amsterd. 1647); endlich das allerdings überladene und zu wenig philos. Werk «De theologia gentili» (2 Bde., Amsterd. 1642 und Frankf. 1668). Dagegen wurde er durch seine «Historiae Pelagianae libri IV» (Amsterd. 1618 u. 1665) in die damaligen Bewegungen der Arminianer und Gomaristen verflochten und hatte deshalb Streit und Verfolgung zu erdulden. Diese und viele andere Schriften und Abhandlungen finden sich in der Gesammtausgabe seiner Werke (6 Bde., Amsterd. 1695—1701). Seine Briefe erschienen in einer besondern Sammlung (Lond. 1690) und wurden auch von Colomesius unter dem Titel «Vossii et clarorum virorum ad eum epistolae» (Augsb. 1691) herausgegeben. Vgl. Toll, «Oratio de Gerh. Joh. V., grammatico perfecto» (Amsterd. 1778). — Seine Söhne waren: Johann V., der 1636 als Beamter in Ostindien starb; Gerhard V. (geb. 1620, gest. 27. März 1640), der Herausgeber des Vellejus Paterculus (Leyd. 1639); Franz V., gest. 1646 als Advocat zu Haag; Matthias V., gest. 20. März 1646, Verfasser der von seinem Bruder Isaak vollendeten «Annales Hollandiae et Zelandiae» (Amsterd. 1680); Dionysius V. (geb. 11. März 1612, gest. 25. Oct. 1633), der die Werke des Cäsar bearbeitete (Amsterd. 1697 und Leyd. 1713) und auch eine ausgebreitete Kenntniß der orient. Sprachen besaß; Isaak V., geb. 1618 zu Leyden. Letzterer, der allein den Vater überlebte, machte Reisen nach England, Frankreich und Italien und folgte 1648 einem Rufe der Königin Christine nach Schweden. Später ging er jedoch nach England, wo er als Kanoniker zu Windsor 21. Febr. 1689 starb. In seinen Kämpfen mit Salmasius und Jak. Gronov, sodann in der Vertheidigung des chronolog. Systems der 70 Dollmetscher bewies er ebenso große Gelehrsamkeit als Derbheit, machte sich mehrfach um Aufhellung der Geschichte, Geographie und Chronologie sowie die Erklärung der Alten ver-

dient, war aber in seinem Leben wie in seinen Aeußerungen frivol und sittenlos. Außer seinen werthvollen Ausgaben der Geographen Skylax (Amsterd. 1639), des Justin (Leyd. 1640), des Mela (Haag 1658 und Franeker 1700) und des Catull (Lond. 1684) sind zu erwähnen die Untersuchungen «De septuaginta interpretibus eorumque tralatione et chronologia» (Haag 1661), die Schrift «De poematum cantu et viribus rhythmi» (Oxf. 1673) und «Variarum observationum liber» (Lond. 1685).

Voß (Joh. Heinrich), deutscher Dichter, Uebersetzer und Alterthumsforscher, geb. 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg, von wo sein Vater, ein Landwirth, noch in demselben Jahre nach Penzlin übersiedelte, kam 1766 auf die Schule nach Neubrandenburg, sah sich aber schon 1769 genöthigt, infolge der Verarmung seines Vaters eine Hauslehrerstelle bei einem Gutsbesitzer unweit Penzlin anzunehmen, um später seine Studien fortsetzen zu können. Durch Gedichte, die er für den göttinger «Musenalmanach» eingesandt hatte, kam er mit Boie in Briefwechsel und ging zu Ostern 1772 auf dessen Einladung nach Göttingen. Hier widmete er sich mit großem Eifer dem Studium des classischen Alterthums und der neuern Sprachen und wurde einer der Gründer des Göttinger Dichterbundes (s. d.). Um die ihm von Boie übertragene Herausgabe des bisherigen göttinger «Musenalmanachs» in ungestörter ländlicher Stille zu besorgen, zog er 1775 nach Wandsbeck, kam hier mit Claudius und mehrern andern edeln Männern Hamburgs und Altonas in freundschaftliche Verbindung und vermählte sich 1777 mit Boie's Schwester, Ernestine. Einen festen Wirkungskreis erhielt er 1778 durch Uebernahme des Rectorats zu Otterndorf im Hannoverischen, und von hier aus kündigte er zuerst seine Uebersetzung der «Odyssee» an. Des seiner Gesundheit nachtheiligen Klimas wegen verließ er 1782 Otterndorf und ging als Rector nach Eutin. Nachdem seine Homerische Uebersetzung und die von Virgil's Gedicht über den Landbau vollendet, wendete er sich mit allem Eifer der Untersuchung über griech. Mythologie zu, um den Ansichten entgegenzuarbeiten, die auf diesem Felde Heyne (s. d.) begünstigte und förderte, gegen den er freilich, besonders in den «Mythologischen Briefen», eines ziemlich heftigen Tons sich bediente. Zugleich war er für die deutsche Muse thätig gewesen und hatte durch seine «Luise» sowie durch die vieljährige Herausgabe seines «Musenalmanach» (1776—1800) einen hohen Ruf auch in dieser Hinsicht sich erworben. 1802 begab er sich mit einem Gnadengehalte nach Jena, wo er, von vielen Seiten aufgefordert, jene vielfach besprochene Recension der Heyne'schen «Ilias» in der «Allgemeinen Literaturzeitung» (Maiheft 1803) erscheinen ließ, folgte aber 1805 einem Rufe als Professor nach Heidelberg, wo er im Gegensatze zu Creuzer seine «Antisymbolik» verfaßte, um zur Wachsamkeit gegen überspannte Lobredner der heidnischen Mystik aufzufordern. Fast zu gleicher Zeit entbrannte der Kampf über Katholicismus und hierarchische Anmaßungen, den er durch einen Aufsatz im «Sophronizon» über den Abfall seines Freundes Friedrich von Stolberg von der prot. Kirche entzündete. Bis an seinen Tod als entschlossener und kräftiger Streiter Stand haltend, starb er 29. März 1826 zu Heidelberg. Vgl. Paulus, «Lebens- und Todeskunden über Joh. Heinrich V.» (Heidelb. 1826).

Faßt man das reiche Leben dieses Mannes zusammen, so ist unbestreitbar, daß V. als Gelehrter und Lehrer stets für Wahrheit und Recht, für allgemeine Menschenveredlung und ein reines wissenschaftliches Streben gearbeitet und gekämpft hat. In mehrern Zweigen der Alterthumswissenschaft verdankt man ihm die Anbahnung ganz neuer Wege. So erwarb er sich das Verdienst, daß er in seinen Untersuchungen über die älteste Geographie die Zeiten und Momente der geogr. Kenntnisse unterschied, die Quellen sichtete und eine Fülle von Aufschlüssen über den Verkehr und die Productionen der alten Länder gab. In der Behandlung der Mythologie drang er, im schneidenden Widerspruche gegen Heyne, auf eine strenge Methodik mit Beweis und kritischer Sichtung der Mythenmassen, daher er nicht nur die Gewähr der Schriftsteller und den histor. Fortschritt jedes Mythus, sondern auch einen naturgemäßen Gang der Geistesentwickelung von Homer an als leitendes Princip aufstellte. Indeß gelangten seine Ansichten zum Theil erst später zu unbefangener Schätzung. Als Uebersetzer entwickelte er eine außerordentliche formale Gewandtheit. Er war ein feiner Kenner des Versbaues und hatte die Sprache völlig in seiner Gewalt, zu deren Bereicherung er wesentlich beitrug. Endlich gebührt ihm auch als Dichter ein ehrenvoller Platz, da er classischen Geschmack mit Genialität, Leichtigkeit des Schwungs mit Festigkeit der Hand und eine Diction voll Kraft und Wärme in sich vereinigte, um jedem Gegenstande in Umriß, Farbe und Ausdruck die täuschendste Wahrheit zu geben. Unter seinen Uebersetzungen behauptet den ersten Rang die der Werke Homer's (zuerst zusammen 4 Bde., Altona 1793; 5. stark verbesserte Aufl. 1821). Es wird indessen die erste Ausgabe

der «Odyssee» (Hamb. 1781) wegen größerer Treue und Natürlichkeit den spätern vorgezogen, und diese ist deshalb auch in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit erläuternden Anmerkungen aus den hinterlassenen Papieren des Uebersetzers vermehrt, durch Abrah. Voß in neuerer Zeit (zuerst Lpz. 1837) wieder abgedruckt worden. Außerdem übersetzte er von alten Dichtern den Virgil («Landbau», Eutin und Hamb. 1789; «Ländliche Gedichte», 4 Bde., Altona 1797—1800; «Werke», 3 Bde., Braunschw. 1799; 2. verbesserte Ausg. 1821), «Ausgewählte Verwandlungen» des Ovid (2 Bde., Braunschw. 1798; 2. Aufl. 1829), die Werke des Hesiod und die «Argonautika» des Orpheus (Heidelb. 1806), den Horaz (2 Bde., Heidelb. 1806, 2. Aufl. 1820), den Theokrit, Bion und Moschus (Stuttg. 1808), den Tibull (Tüb. 1810), den Aristophanes, mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne Heinrich (3 Bde., Braunschw. 1821), die «Sternerscheinungen und Wetterzeichen» des Aratus (Heidelb. 1824), den Homerischen «Hymnus an Demeter» (Heidelb. 1826) und den Properz (Braunschw. 1830). Auch gab er eine kritische Bearbeitung des Tibull nach Handschriften (Heidelb. 1811), sowie er fast sämmtliche von den genannten Uebersetzungen mit gediegenen kritischen und erläuternden Anmerkungen ausgestattet hat. Seine Uebersetzung der Schauspiele Shakspeare's, die er zugleich mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, vollendete (9 Bde., Lpz. und Stuttg. 1818—29), zeugten von der rüstigen Kühnheit des unermüdlichen Greises, obgleich die metrische Genauigkeit und die mannichfachen gelehrten Anmerkungen den lebenswarmen Hauch nicht zu ersetzen vermögen, der in der Verdeutschung Schlegel's athmet. Seine Forschungen über die Mythologie enthalten theils die «Mytholog. Briefe» (2 Bde., Königsb. 1794; 2. verm. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1827), theils die «Antisymbolik» (2 Bde., Stuttg. 1824—26). Seine Gedichte sind nach ihrem ersten Erscheinen (2 Bde., Hamb. 1785—95) von dem Verfasser selbst vielfach verbessert und vermehrt worden (neue Ausg., 4 Bde., Königsb. 1825), bis auf die neueste Sammlung seiner «Poetischen Werke» (Lpz. 1835). Unter diesen ist in der idyllischen Gattung das ausgezeichnetste und berühmteste Werk die «Luise» (Königsb. 1795; vollendete Ausg., Tüb. 1807; Ausg. letzter Hand, 1823), in welchem er Geist und Stil der antiken Idylle mit Nachklängen des Homerischen Epos auf deutsches Land- und Familienleben übertragen hat. Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel «Kritische Blätter, nebst geogr. Abhandlungen» (2 Bde., Stuttg. 1829). Die «Briefe von Johann Heinrich V., nebst erläuternden Beilagen» gab Abrah. Voß heraus (3 Bde., Halberst. 1829—33). Zuletzt erschienen noch von ihm «Anmerkungen und Randglossen zu Griechen und Römern» (Lpz. 1838).

Für seine spätern literarischen Unternehmungen hatte sich V. in zweien von seinen Söhnen tüchtige, vielseitig gebildete Mitarbeiter erzogen, die seine Ansichten über Kunst und Leben wie seine Richtungen theilten. Der älteste, Heinrich V., geb. zu Otterndorf 29. Oct. 1779, studirte zu Halle unter Wolf's Leitung Philologie und erhielt 1804 eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Weimar, wo Goethe und Schiller ihn ihres nähern Umgangs würdigten. Schon 1806 folgte er seinem Vater nach Heidelberg als Professor der Philologie und unterstützte diesen in den Uebersetzungen des Aristophanes und Shakspeare. Mit einer an Leidenschaft grenzenden Verehrung und Liebe schloß er sich in den letzten Jahren seines Lebens an Jean Paul an, der ihn zum künftigen Herausgeber seines literarischen Nachlasses bestimmte. Allein der jüngere Freund sollte dem ältern vorausgehen. V. starb 20. Oct. 1822 zu Heidelberg. Seine Uebersetzung des Aeschylus, zum Theil vollendet von seinem Vater, erschien nach beider Tode (Heidelb. 1826). Seine «Briefe» (3 Bde., Heidelb. 1833—38), darunter besonders sein «Briefwechsel mit Jean Paul» und die «Mittheilungen über Goethe und Schiller, in Briefen von Heinrich V.», legen für seine Tüchtigkeit in den Verhältnissen des Sohnes und des Freundes, des Lehrers und Schriftstellers das schönste Zeugniß ab. Sie sind von seinem jüngern Bruder, Abraham V., herausgegeben worden, der, zu Eutin 1785 geboren und ebenfalls philologisch gebildet, seit 1810 als Professor an dem Gymnasium zu Rudolstadt thätig war, dann, als förbernder Gehülfe seines Vaters, eine Zeit lang in Heidelberg lebte und 1821 als Professor an das Gymnasium zu Kreuznach kam. Er starb 13. Nov. 1847 zu Düsseldorf. Nach seinem Tode erschienen von ihm «Deutschlands Dichterinnen» (Düsseld. 1848).

Vossius, s. Voß (Gerhard Johann).

Votivtafel war bei den alten Römern eine infolge eines Gelübdes (ex voto) einer Gottheit geweihte Tafel. Speciell pflegten die Schiffer, wenn sie auf der See in Gefahr schwebten, dem Neptun ein Gelöbniß zu machen und dasselbe nach erfolgter Rettung, auf eine Tafel geschrieben, im Tempel des Gottes aufzuhängen. Später wurden solche Tafeln auch durch Reliefs künstlerisch ausgestattet.

Votum (lat.), eigentlich gleichbedeutend mit Gelübde (s. d.), wird vorzugsweise bei den durch Stimmenmehrheit gefaßten Entscheidungen bald diese selbst, bald die einzelne Stimme des Mitentscheidenden, des Votirenden, genannt. Figürlich gebraucht man das Wort da, wo jemand seine Meinung über etwas, sei es mündlich, sei es schriftlich (durch die Presse), abgibt, wennschon eine eigentliche Versammlung und Abstimmung nicht stattfindet. So nennt man wol die von einem Staatsrechtslehrer in einer Streitfrage seines Fachs öffentlich abgegebene Meinung ein publicistisches V.

Vulcan (Vulcanus, in der ältern Namensform Volcanus), der italische Gott des Feuers, welcher dasselbe sowol nach seiner zerstörenden als nach seiner wohlthätigen Seite repräsentirt. In letzterer Beziehung erscheint er bald als befruchtender und zeugender Naturgott, bald als kunstfertiger Feuerarbeiter, insbesondere Waffenschmied, was sein Beiname Mulciber (der das Metall Erweichende, flüssig Machende) bezeichnet. In Rom hatte er eine alte Cultstätte, das Volcanal, eine von einer Umzäunung umgebene Fläche auf dem Comitium; sein Hauptfest, die Volcanalia, wurde am 23. Aug. mit Circusspielen gefeiert. Mit ihm ist nach der röm. Auffassung identisch der griech. Hephästos, der Sohn des Zeus und der Hera (erst eine spätere Sage läßt ihn in Nachbildung der Geburtssage der Athene von Hera allein im Zwist mit Zeus geboren werden), ein Gott des Feuers, insbesondere des himmlischen (des Blitzes), dann auch des namentlich in den Vulkanen wirksamen Erdfeuers. Auf den Blitzgott beziehen sich die Sagen von seiner Lahmheit und seiner Herabschleuderung aus dem Olymp. Nach der einen Tradition war er von Geburt an lahm, daher seine Mutter, die sich des misgestalteten Sohns schämte, ihn vom Olymp hinab ins Meer warf, wo ihn Thetis und Eurynome, die Töchter des Okeanos, in ihrem Schose aufnehmen und 9 J. lang in einer Grotte im Okeanos verborgen halten. Nach einer andern Wendung der Sage will Hephästos einst bei einem Streite zwischen Zeus und Hera der letztern beistehen, worauf ihn Zeus am Fuße erfaßt und auf die Erde herabschleudert. Hephästos fällt auf die Insel Lemnos (eine Hauptstätte seines Cultus wegen des Vulkans Mosychlos), wo er von dem Volksstamme der Sintier verpflegt wird. Wegen der Wichtigkeit des Feuers für die Bearbeitung der Metalle ist Hephästos auch der Gott der Erzarbeit, der kunstfertige Meister in Metallarbeiten aller Art; auf dem Olympos hat er sich selbst und den übrigen Göttern Paläste (die nach dem Muster der Fürstenhäuser der achäischen Zeit als an den Wänden mit Erz bekleidet zu denken sind), für sich selbst goldene Dienerinnen gefertigt; auf Bitten der Thetis schmiedet er für Achilles kunstreiche Waffen. Während seiner Verbannung aus dem Olymp fertigt er für Hera, um sich an ihr zu rächen, einen goldenen Thronsessel mit verborgenen Fesseln. Als Hera sich darauf setzt, kann sie nicht wieder aufstehen, und keiner der übrigen Götter ist im Stande, sie zu befreien, sodaß man genöthigt ist, den Hephästos in den Olymp zurückzurufen. Da er sich weigert, macht Dionysos ihn trunken und führt ihn so im heitern Zuge seiner Satyrn wieder in den Kreis der Olympischen Götter zurück, wo er, versöhnt, die Mutter befreit. Als Gemahlin des Hephästos erscheint in der Ilias und bei Hesiod eine der Chariten, in der verbreitetern Sage die Aphrodite (s. Venus), die ihn freilich zum Hahnrei macht, wie er überhaupt einigermaßen die Rolle der komischen Person im Olympischen Götterkreise spielt. Man verehrte ihn außer auf Lemnos besonders in Athen, wo er eng mit Athene verbunden ist und ihm zu Ehren ein Fest Hephästeia mit Fackelläufen gefeiert wurde, in Sicilien am Aetna und auf der vulkanischen Insel Lipara. Die bildende Kunst stellte ihn dar als kräftigen Mann (bisweilen mit leiser Andeutung der Lahmheit) in der Tracht der Handwerker (der beide Arme und die eine Hälfte der Brust freilassenden Exomis), eine halbeiförmige Mütze auf dem Kopf, Hammer oder Zange in der Hand.

Vulci oder Volci, eine etrur. Stadt, die erst 280 v. Chr., ebenso wie das gegen Nordosten davon, an der Stelle des jetzigen Orvieto (s. d.) und Bolsena (s. d.) gelegene Volsinii, von den Römern überwunden wurde, nachdem das übrige Etrurien schon unterworfen war. Die Stadt lag in der jetzigen päpstl. Delegation Civitavecchia, 3 M. westlich von Tosanella, unweit der Grenze am rechten Ufer der Fiora, $1^1/_2$ M. oberhalb Montalto, wo ihre Stätte jetzt Piano de Volci oder Vulci heißt. Das Gebiet der Vulcienter oder Volcienter hatte einen ziemlich bedeutenden Umfang. Zu demselben gehörte die 4 M. im Westnordwesten von V. entfernte Stadt Cosa, mit dem Herculeshafen, welche 273 röm. Colonie wurde, und deren Ruinen, polygone Mauern mit Thürmen, jetzt Ansedonia genannt, $^3/_4$ M. südöstlich von Orbetello liegen. In der neuern Zeit ist V. besonders berühmt geworden durch den reichen und wichtigen Ertrag, den die in der alten Nekropole der Stadt, welche an der Mündung des Timone in die Fiora beim heutigen Ponte della Badbia angelegt war, zuerst 1827 vom Fürsten von Canino

angestellten Ausgrabungen gehabt haben. Auch eine Stadt in Lucanien, in der Gegend des jetzigen Buccino, 5 M. nordöstlich von Pästum und 5 M. westlich von Potenza, hieß V. oder Volceji, deren Bewohner ebenfalls unter dem Namen Vulcientes und Volcientes vorkommen.

Vulgāta ist der Name der lat. Bibelübersetzung, welche in der röm.-kath. Kirche als die authentische gilt, und aus welcher die Beweisstellen für die Lehren der Kirche angeführt werden. Dieselbe ist wol zu unterscheiden von der ältesten lat. Bibelübersetzung (gewöhnlich, aber fälschlich Itala genannt), welche noch in bedeutenden Bruchstücken erhalten ist. Hieronymus verbesserte die letztere um 383, fertigte dann aber in den J. 385—405 eine neue lat. Uebersetzung des Alten Testaments nach dem hebr. Grundtexte. In der Folge wurde nun diese neue Hieronymianische Uebersetzung des Alten und jene verbesserte des Neuen Testaments zusammen V. genannt, weil sie zum allgemeinen und gewöhnlichen Gebrauch dienen sollte. Ihr kirchliches Ansehen wurde von den Reformatoren des 16. Jahrh. verworfen, weil sie den Sinn der Urschrift nicht immer gehörig ausdrücke und verschiedene Unrichtigkeiten enthalte. Das Concil zu Trient setzte 27. Mai 1546 fest, daß den Gelehrten erlaubt sein solle, den Grundtext zu studiren. Die V. dagegen solle aus der Rücksicht, daß die vorhergehenden Concilien sie anerkannt, auch künftig als die einzige beglaubigte Uebersetzung gelten, und namentlich sollen alle Beweisstellen nur nach dieser Uebersetzung angeführt werden.

Vulkane oder Feuerspeiende Berge sind Berge, welche durch die vulkanische Thätigkeit des Erdkörpers hervorgebracht worden sind. Diese Thätigkeit aber ist eine Reaction des heißflüssigen Erdinnern auf die feste Kruste und Oberfläche der Erde. Die meisten V. erheben sich kegelförmig um 100—11000 F. über das gewöhnliche Niveau ihrer Umgebungen. Auf ihrem Gipfel, seltener an ihrem Abhange, befinden sich ein oder mehrere Krater (s. d.), trichterförmige Löcher, aus welchen die Ausbrüche erfolgen. Diese letztern bestehen aus Gasarten, Ausschleuderungen von Schlackenstücken und Asche und aus Lavaergießungen. Die meisten V. befinden sich für gewöhnlich im Zustande der Ruhe, in welchem sie höchstens Gasarten und Dämpfe (Rauch) ausstoßen; nur wenige, wie z. B. der Stromboli (Liparische Inseln) sind schon seit langer Zeit im ununterbrochenen Zustande der Eruption begriffen. Wenn ein Vulkan aus dem Zustande der Ruhe in den der Eruption übergeht, so zeigt sich das gewöhnlich zunächst durch inneres Getöse und erdbebenartige Erschütterung seiner nächsten Umgebungen an. Dann verstärkt sich die Rauchsäule, der vorher zugerollte Kraterschlund, der untere Theil des Trichters, welcher tief in das Erdinnere hinabreicht, öffnet sich durch die Gewalt ausströmender Dämpfe und Gase; Schlackenstücke und zerriebene Lavatheile werden zum Theil als feiner Staub, sog. Asche, hoch in die Luft geschleudert. Dann steigt eine Lavasäule im Kraterschlund empor und füllt diesen entweder bis zur tiefsten Stelle des Randes, oder sie findet einen tiefern Ausweg durch irgendeine Spalte des Bergs. In beiden Fällen aber bildet die abfließende Lava (s. d.) sog. Lavaströme, welche sehr bald erstarren, aber oft nur sehr langsam ganz abkühlen. Mit der Lavaergießung hören gewöhnlich die heftigsten Eruptionserscheinungen, die Erschütterungen und Schlackenauswürfe auf und der Eruptionszustand geht dann häufig wieder in den Ruhestand über. Während der Eruption bilden sich in der Regel heftige Gewitter, deren Blitz, Donner und Regengüsse sich mit dem Getöse des Bergs und mit der Rauch- und Aschensäule mischen. Niemals hat ein echter Vulkan eigentliche Flammenausbrüche oder eine wahre Feuersäule gebildet. Was man dafür hielt, ergab sich bei genauerer Untersuchung stets zum Theil als Widerschein des glühenden Lavasees im Krater, zum Theil als ein Glühen vieler ausgeschleuderten Lavaklumpen, nie als eine brennende Gassäule. Nur ganz untergeordnet strömen zuweilen auch Gasarten aus, welche sich entzünden und kleine Flammen bilden, die aber von der eigentlichen Eruption unabhängig sind. Es ist deshalb die Benennung «feuerspeiender Berg» im Grunde genommen unrichtig. Daß die senkrechte Feuersäule, welche oft während der Eruption über dem Krater zu stehen scheint, nichts als ein Widerschein aus dem Krater sei, ergibt sich namentlich aus dem Umstande, daß sie auch bei den heftigsten Winden, durch welche die Asche zuweilen über 40 M. weit fortgeweht wurde, stets ruhig und senkrecht stehen blieb. Wenn zuweilen von gewissen V. bei ihrer Eruption auch Schlammströme (Mojaströme, Traßströme) sich herabstürzen, so haben diese eine durchaus andere Entstehung als die Lava. Sie stammen nicht wie diese aus dem eigentlichen Erdinnern, stehen überhaupt nicht mit dem Herd der vulkanischen Thätigkeit in Beziehung. Ihre Ursache scheint eine dreifache zu sein. Erstens entstehen sie dann, wenn sich sehr heftige Regengüsse mit den Aschenauswürfen mischen und so die vulkanische Asche, mit Wasser verbunden, eine Art Schlamm bildet. Durch Ströme dieser Art wurden Pompeji und Herculanum bedeckt. Zweitens entstehen sie bei V., deren Gipfel stark

mit Schnee bedeckt sind, wie bei den isländischen und einigen sehr hohen amerikanischen, dadurch, daß der Schnee sehr schnell schmilzt und das so gebildete Wasser allen lockern Boden mit sich fortreißt. Drittens aber scheinen einige südamerikanische V. große Wasseransammlungen in Höhlenräumen zu enthalten, die bei der Eruption plötzlich einen Ausweg finden. Das Wasser und der Schlamm dieser letztern enthält oft Fische besonderer Art, die in den Höhlenräumen lebten. Die V. sind nicht gleichmäßig und auch nicht nach bestimmten Zonen über die Erde vertheilt, d. h. es findet durchaus keine Beziehung in ihrer Vertheilung zur Form der Erde, ihrer Umdrehungsachse und ihren klimatischen Zonen statt. Man kennt sie unter allen Breitengraden, die bisjetzt von Menschen besucht wurden, am Aequator wie in der Nähe der Pole, in der nördl. wie in der südl. Hemisphäre. Sie gehören somit zu den ganz allgemeinen Eigenschaften des Erdkörpers. Rechnet man auch die kleinsten mit, so sind weit über 1000 bereits bekannt, und diese sind in vieler, doch nicht in jeder Beziehung unregelmäßig über die Erdoberfläche vertheilt. Es lassen sich nämlich folgende Regeln in ihrer Vertheilung und gegenseitigen Gruppirung erkennen: 1) Sie sind häufiger in der Nähe der Meeresküsten, auf Inseln oder auf dem Boden des Meeres als tief im Innern der Continente. Unter den genauer bekannten V. liegen nur sehr wenige über 30 M. vom Meere entfernt. 2) Es finden sich gewöhnlich mehrere beisammen in einer vulkanischen Gegend, und wo dies der Fall, da zeigen sie sich 3) theils um einen Mittelpunkt gruppirt, als sog. Vulkangruppen, Centralvulkane, theils in langen Reihen hintereinander, als Reihenvulkane auf langen Spalten der festen Erdkruste. Centralvulkangruppen bilden z. B. die italienischen V. und die der Canarischen Inseln; Reihenvulkane die der Andeskette und des Inselgürtels vor den Ost- und Südküsten Asiens. Außer den zuweilen noch thätigen und fast stets etwas rauchenden V. gibt es eine sehr große Zahl gänzlich erloschener, d. h. solcher Berge, die zwar deutliche Krater und Lavaströme zeigen, in histor. Zeit aber niemals thätig waren. Dergleichen finden sich auch im Innern Europas sehr viele, so namentlich in der Eifel, am Rhein und im centralen Frankreich. An diese schließen sich dann als sehr nahe verwandt die Basalt- und Trachytkegel ohne Krater und Lavaströme an, die wieder in genauester Beziehung zu den noch ältern Eruptivgesteinen, den Grünsteinen, Porphyren, Graniten u. s. w., stehen. Aus allem ergibt sich, daß die vulkanische Thätigkeit seit der ersten Bildung einer festen Erdkruste mit mancherlei Modificationen bisjetzt fortgewirkt hat, und mit ihr stehen auch alle wahren Erdbeben (s. d.) im innigsten Zusammenhange. Außer den Fällen, in welchen eine Wasser- oder Schlammergießung von gewöhnlichen V. ausgeht, gibt es aber auch noch besondere sog. Schlammvulkane (Luftvulkane, Gasvulkane oder Salsen), die nur entfernter mit der eigentlichen vulkanischen Thätigkeit in Beziehung zu stehen scheinen. Es sind dies mächtige Anhäufungen von thonigem Schlamm, aus denen theils brennbare, theils andere Gasarten hervortreten, indem sie, sobald der Schlamm durch Austrocknen eine feste Kruste zu bekommen anfängt, diese aufblähen und um kraterartige Oeffnungen herum zu kleinen, einige Fuß hohen Kegeln aufwerfen. Solche Schlammvulkane, aus denen zuweilen auch brennende Gasarten zu hohen Flammen aufschlagen, oder Naphtha, Bergöl und Salzlösungen hervorquellen, kennt man bei Girgenti auf Sicilien unter dem Namen Macalubo, bei Sassuolo in Modena, in der Krim, auf der Halbinsel Taman, an den Ufern des Kaspischen Meeres, auf Java, auf Trinidad und bei Cartagena in Neugranada. Die letztern sind namentlich durch A. von Humboldt genau beschrieben worden. Vgl. Langrebe, «Naturgeschichte der V.» (2 Bde., Gotha 1856).

Vulkanisch nennt man alle diejenigen Gesteine, Form- und Lagerungsverhältnisse, welche durch die vulkanische Thätigkeit der Erde an ihrer Oberfläche hervorgebracht worden sind, oder noch hervorgebracht werden. Es gehören dahin z. B. die Laven und die vulkanischen Tuffe, die Vulkankegel mit ihren Kratern u. s. w. Dem gegenüber nennt man plutonisch die Producte der vulkanischen Thätigkeit, welche tief unter der Oberfläche entstanden, wie z. B. der meiste Granit. Vulkanisten hat man diejenigen Geologen genannt, welche die Bildung der Erde durch Wirkung von Feuer herleiten.

Vulkanisiren, s. Kautschuk.

Vulpius (Christian August), deutscher Schriftsteller, geb. 23. Jan. 1762 zu Weimar, wo sein Vater Amtscopist, später Amtsarchivar war, studirte in Jena und Erlangen, wurde 1797 Registrator an der Bibliothek zu Weimar, 1805 Bibliothekar, 1816 Rath. Er starb daselbst 26. Juni 1827. Mit lebhafter Phantasie und gewandter Feder schrieb V. eine große Menge von Schauspielen, Opern, Romanen, Erzählungen u. s. w. Zu diesen Unterhaltungsschriften gehört auch der berühmte Räuberroman «Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann» (Lpz. 1797; 5. umgearb. Aufl. 1823; 8. Aufl., Tangermünde 1858), der auch vielfach in fremde

Sprachen übersetzt und das Vorbild zahlloser solcher Romane wurde. Seine Zeitschriften «Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-histor. Vor- und Mitwelt» (10 Bde., Weim. 1810—23) und «Die Vorzeit» (4 Bde., Erfurt 1817—21) sind auch jetzt noch als Materialiensammlungen werthvoll, obschon mit Vorsicht zu benutzen. — Johanna Christiana Sophia V., des vorigen Schwester, Goethe's Gattin, wurde 1. Juni 1765 zu Weimar geboren. Goethe lernte sie 1788 kennen, als sie ihm im Park zu Weimar eine Bittschrift für ihren damals in Nürnberg sich aufhaltenden Bruder überreichte, und ging bald darauf eine Gewissensehe mit ihr ein. Sie gebar ihm 25. Dec. 1789 seinen Sohn August, aber erst 19. Oct. 1806 ließ sich Goethe mit ihr in der Jakobskirche zu Weimar trauen. Sie starb 6. Juni 1816, innig von Goethe betrauert.

W.

W, der 23. Buchstabe des deutschen Alphabets, dient zur Bezeichnung des sanftesten und weichsten Blaselauts. Das Schriftzeichen ist dem deutschen wie dem holländ. und engl. Alphabete eigenthümlich; die alten Römer wie die neuern roman. Völker bezeichnen den Laut des w durch das v, die Griechen durch β oder in vocalischer Gestalt durch ου. Der Buchstabe selbst hat sich erst im Mittelalter gebildet und ist weiter nichts als ein doppeltes u oder v, wie denn auch noch die Engländer das Schriftzeichen dobble u benennen. Die Dänen kennen in ihrem Alphabet das w nicht; die Schweden bedienen sich desselben anstatt des v, wenn sie mit deutschen Lettern drucken, während das v dafür bei lat. Schrift (Antiqua) eintritt. Als Abkürzung bedeutet W. bei geogr. Bestimmungen Westen und w. westlich, z. B.: w. L. für: westliche Länge.

Waadt oder Waadtland (Pays de Vaud), ein schweiz. Canton, zum großen Theile am Genfersee gelegen, hat auf 57,66 Q.-M. eine Bevölkerung von 213157 französisch redenden E., die mit Ausnahme von 12790 Katholiken und nicht ganz 400 Juden der reform. Kirche angehören. In ihrer jetzigen Ausdehnung umfaßt diese Landschaft folgende Gebiete: 1) das eigentliche Waadtland zwischen dem Genfer- und Neuenburgersee, das die Berner 1536 den Herzogen von Savoyen entrissen haben; 2) die Landschaften Bex und Aigle am rechten Ufer des Rhône, dem walliser Zehnten Monthey gegenüber, welcher Landstrich ehemals zu Unterwallis unter savoyischer Oberhoheit gehörte, aber bei der Eroberung desselben im Burgunderkriege 1475 von den Bernern für sich behalten wurde; 3) die von Bern mit Freiburg seit diesem Kriege gemeinsam besessenen Vogteien Echallens, Orbe und Granson, am Neuenburgersee gelegen. Diese sämmtlichen Gebiete wurden bis 1798 von den Eroberern als untergebenes Land behandelt und durch Landvögte verwaltet. Im genannten Jahre gelang es jedoch mit Hülfe der Franzosen den Bewohnern, sich zu einem eigenen Freistaate, Leman oder Lemanische Republik genannt, zu erklären. Sie wurden sodann der Helvetischen Republik einverleibt und bildeten von der Mediationsverfassung an einen selbständigen Canton, der wieder den alten Namen Vaud oder W. annahm, und ein Glied des schweiz. Bundesstaats. Seitdem hat dieses Land in mehrern Beziehungen große Fortschritte gemacht und manche polit. Wandlungen erfahren. Infolge der Aufregung, welche die vom Großrathe ertheilte Instruction für die Behandlung der schwebenden Jesuitenfrage im Volke erzeugt hatte, wurde im Febr. 1845 die Regierung durch eine unblutige Revolution gestürzt, die Constitution vom 25. Mai 1831 einer Revision unterworfen und die revidirte Verfassung 19. Juli 1845 vom Großen Rath, 10. Aug. vom Volke angenommen. Die Verfassung ist hiernach eine demokratisch-repräsentative, auf der Basis eines höchst ausgedehnten Rechts der activen und passiven Wahlfähigkeit, welche letztere jedoch durch ein Gesetz vom 6. April 1851, wonach kein Cantonalbeamter zugleich Mitglied des Großen Raths sein soll, einige Beschränkung erlitt. An der Spitze der gesetzgebenden und oberaufsehenden Gewalt steht ein Großer Rath; die höchste vollziehende Gewalt hat ein vom Großen Rath gewählter Staatsrath. Das in den Gemeinden versammelte souveräne Volk hat aber das Recht, über jeden Vorschlag abzustimmen, den ihm entweder der Große Rath von sich aus oder auf Begehren von wenigstens 8000 Bürgern vorlegt. Die Justizpflege in höchster Instanz hat ein Cantonsgericht, Cassations- und Revisionsgericht. In Criminalsachen entscheiden Schwurgerichte, die in der Hauptsache nach dem Muster der franz.

Gesetzgebung gebildet sind, und für Civilsachen ist öffentliches mündliches Verfahren eingeführt. 1861 fand abermals eine Verfassungsrevision statt, welche die demokratischen Volksrechte mehrfach erweiterte. Die jährlichen Staatseinkünfte belaufen sich auf etwa 3,600000 Frs., die Ausgaben auf die gleiche Höhe. Die Finanzen sind überhaupt in blühendem Zustande. Feld- und Weinbau sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. In den höher gelegenen Gegenden wird bedeutende Alpenwirthschaft getrieben, hingegen in den Umgebungen des Genfersees, vom milden Klima begünstigt, fast aller Fleiß dem Weinbau zugewendet. Die Weine von La-Côte, Lavaux und Yvorne werden weithin verführt. Manufacturen sind wenige vorhanden. In neuester Zeit gewinnt der Tabacksbau und namentlich die Cigarrenfabrikation (in Vevay, Lausanne u. s. w.) eine immer größere Ausdehnung. Eine sehr bedeutende Erwerbsquelle bildet namentlich am Genfersee der stets wachsende Fremdenverkehr. Die Hauptstadt ist Lausanne (s. d.). Vgl. Olivier, «Le canton de Vaud» (2 Bde., Laus. 1837); Vulliemin, «Der Canton W.» (2 Bde., St.-Gallen 1847); Verdeil, «Histoire du canton de Vaud» (2. Aufl., 3 Bde., Laus. 1856).

Waag (bei den Alten Aucha, ungar. Vag), ein ganz zu Ungarn gehöriger linker Nebenfluß der Donau, welcher im Norden und Westen das ungar. Erzgebirge umgrenzt, entsteht aus zwei Quellbächen, der Weißen W. (Vaseczka), welche aus dem Grünen See (Zeleno Plesso) an dem 7600 F. hohen Kriwan und dem viel tiefer liegenden Wasetzer See kommt und gleich darauf aus dem Hochgebirge tritt, und aus der Schwarzen W., die weiter im Süden an dem 5870 F. hohen Kralowa-Hola oder Königsberg entspringt. Beide vereinigen sich oberhalb des Hütten- und Fabrikorts Hradek im Liptauer Comitat bei dem Dorfe Kralovska oder Király-Lehota, wo der Fluß für Flöße fahrbar wird. Anfangs fließt die W. beinahe zur Hälfte gegen West- und Nordwest nach Szent-Miklos oder St.-Nikolai und Rosenberg, dann bogenförmig gegen Süden über Trentschin und Neustadl, wo sie in die Ebene tritt, über Leopoldstadt, Freistadl, Szered, Sellye und Farkasd und mündet bei Guta in den sog. Presburger Donauarm, der sich darauf unter dem Namen Waag-Donau (Vágduna) bei Komorn mit dem Hauptarm vereinigt. Die W. nimmt rechts die Bela, Arva und Kisucza, links die Revucza und Thurocz auf, welche sämmtlich flößbar sind. Ihr Lauf beträgt 40 M. Bei dem starken Gefälle reißt sie ungeheuere Massen von Gerölle fort und überschüttet bei ihren plötzlichen Ueberschwemmungen die Ufer. Dies und ihre zahlreichen Inseln und Sandbänke bereiten der Schiffahrt große Schwierigkeiten. Sie kann mit Schiffen von 3—400 Ctrn. Tragfähigkeit befahren werden, bei hohem Wasserstande bis Farkasd und Sellye. Das Thal der W. ist bald eng und von Felsen eingeschlossen, bald weiter und anmuthig, wird aber dann wieder an vielen Stellen zu einem engen Felspaß zusammengedrängt. Es enthält Gegenden, die zu den schönsten Ungarns gehören.

Waagen (Gustav Friedrich), bedeutender deutscher Kunstschriftsteller, geb. zu Hamburg 11. Febr. 1794, fand schon in dem Hause seines Vaters, eines Malers, für die bildende Kunst reiche Nahrung. Fleißiges Zeichnen, besonders nach Rafael, übte zugleich seine Hand und sein Auge. Auf seine Geschmacksbildung übte der mit der Schwester seiner Mutter verheirathete Dichter Ludwig Tieck einen entscheidenden Einfluß aus. Als 1807 sein Vater von Hamburg nach Schlesien zog, erhielt der junge W. seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Hirschberg. Seine Studien wurden indeß dadurch, daß er die Feldzüge gegen Frankreich 1813 und 1814 als Freiwilliger mitmachte, auf längere Zeit unterbrochen. Während der drei Jahre, welche er darauf auf der Universität Breslau studirte, wo er besonders philol. und histor. Vorlesungen besuchte, genoß er des Umgangs von Steffens und Karl von Raumer. Aber auch Friedrich von Raumer, Passow und der Professor Schneider wirkten auf seine wissenschaftliche Ausbildung ein. Für seinen Lebensberuf, das Studium der Kunstgeschichte, fand er sich durch längern Aufenthalt in Dresden 1818 und in Heidelberg, wo er in demselben Jahre und 1819 die Sammlung der Gebrüder Boisserée sah und die Vorlesungen von Creuzer besuchte, mächtig gefördert. Eine Kunstreise durch die Niederlande, ein drittehalbjähriger Aufenthalt zu München erweiterten den Kreis seiner Kunstbildung. Seiner Abhandlung «Ueber einige in der königl. Sammlung zu München befindliche ägypt. Mumien» (Münch. 1820) ließ er die Schrift «Ueber die Maler Hubert und Johann van Eyck» (Bresl. 1822) folgen. Seit 1823 war er in Berlin bei den Vorarbeiten zum königl. Museum thätig. Er trat in dieser Stellung in ein genaues Verhältniß zu Wilhelm von Humboldt und vorzüglich zu Schinkel, welche ebenfalls mit jenen Vorarbeiten betraut waren. Seine Kunststudien wurden in dieser Zeit durch den Umgang mit Friedrich von Rumohr und dem Hofrath Hirt gefördert, mit dem er aber 1832 in eine literarische Fehde gerieth. 1830 als Director der Bildergalerie des neuen Museums angestellt,

arbeitete W. zuvörderst den Katalog derselben aus. Als die Frucht einer Reise nach London und Paris erschien von ihm «Kunstwerke und Künstler in England und Paris» (3 Bde., Berl. 1837—39). 1844 wurde er zum Professor an der königl. Universität für das Fach der Kunstgeschichte ernannt. Inzwischen veröffentlichte er die «Kunstwerke und Künstler in Deutschland» (2 Bde., Lpz. 1843—45), eine kritische Beschreibung der Kunstdenkmäler in Franken, Schwaben und im Erzgebirge und gab im «Berliner Kalender» von 1844 eine Biographie von Schinkel. Auch erschienen von ihm in Raumer's «Histor. Taschenbuch» die Abhandlungen über den «Maler Rubens» (1833) und über die «Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli» (1850). Unter dem Titel «The treasures of art in Great-Britain» (3 Bde., Lond. 1854) gab er eine sehr starke Erweiterung des obengenannten Werks heraus, welche Schrift in England ein lebhaftes Interesse erregte. Zu demselben erschien 1857 noch ein starker Supplementband. In den J. 1861 und 1862 vom Kaiser von Rußland nach Petersburg berufen, um über die Benennung und Aufstellung der Bilder in der kaiserl. Sammlung seine Ansichten zu geben, ließ er, als Ergebniß seiner dortigen Studien, die Schrift «Die Gemäldesammlung in der kaiserl. Eremitage in St.-Petersburg» (Münch. 1864) erscheinen. Dieser folgte das Werk «Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien» (2 Bde., Wien 1866—67). Infolge einer Studienreise nach Spanien im Herbst 1866 gab er in den «Jahrbüchern für Kunstwissenschaft» (Bd. 1, Lpz. 1868) seine Bemerkungen über die wichtigsten dort befindlichen Bilder der verschiedenen Malerschulen heraus.

Waal (Arm des Rhein), s. Rhein.

Waarenkunde ist der Name der Wissenschaft, welche die Kenntniß der Waaren in Beziehung auf ihren Ursprung, ihr Vaterland, ihre Eigenschaften, Kennzeichen, Bestandtheile, Verfälschungen und deren Erkennungsmittel, Sorten, Gebrauch, Aufbewahrung, Bezugs- und Absatzorte sowie auf die beim Handel mit ihnen stattfindenden Gebräuche und den Gang dieses Handels zum Gegenstande hat. Unter den Lehrbüchern der Waarenkunde ist von systematischen Behandlungen die «Technische Materialwaarenkunde» (Pesth 1846) von Blumenbach, dann der «Grundriß der Waarenkunde» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1864) von Erdmann, ferner das «Lehrbuch der Waarenkunde» (Wien 1850) von Hauke, von lexikographischen das Schedel'sche «Lexikon der Waarenkunde» (6. Aufl., bearbeitet von Wieck, 2 Bde., Lpz. 1850—51) zu erwähnen. Im engern Sinne versteht man unter W. auch die Kenntniß der Droguen oder pharmaceutischen Rohstoffe, welche sich in die Lehre von den aus dem Pflanzenreiche, von den aus dem Thierreiche und von den aus dem Mineralreiche stammenden Arzneimitteln scheidet. Unter den neuern Handbüchern über pharmaceutische W. nimmt das von Berg (Berl. 1863) eine hervorragende Stelle ein.

Wace (wahrscheinlich eine normann. Verkürzung für Eustace, also ein bloßer Vorname), einer der berühmtesten anglonormann. Dichter, war im letzten Jahrzehnt des 11. Jahrh. oder am Anfange des 12. Jahrh. auf Jersey geboren von Aeltern aus niederm Stande. Er erhielt zuerst in Caen eine Erziehung für den geistlichen Stand und kehrte auch, nachdem er längere Zeit in der Ile-de-France gelebt, vor 1136 in diese Stadt zurück, wo er Clerç lisant wurde. In der letzten Zeit Kanoniker zu Bayeux, starb er nach 1174. Seine Hauptwerke sind der «Roman de Brut» (herausg. von Leroux du Lincy, 2 Bde., Rouen 1836—38) und der «Roman de Rou» (herausg. von Pluquet, 2 Bde., Rouen 1827). Der erste enthält eine Bearbeitung der alten Traditionen der Bretonen und Walliser, die häufig von der denselben Quellen entstammenden lat. Geschichte des Geoffroy von Monmouth ziemlich unabhängig ist. Der zweite umfaßt eine Reimchronik der Herzoge der Normandie in drei Theilen, von denen nur der dritte Theil von W. selbst verfaßt zu sein scheint. Die kürzere «Chronique ascendante des ducs de Normandie» (herausg. von Pluquet, Rouen 1824), die man ebenfalls W. zugeschrieben hat, ist ohne Zweifel nicht von ihm. Auch wird W. als Verfasser des Gedichts «L'établissement de la Fête de la conception Notre Dame» (herausg. von Mancel und Trebutien, Rouen 1842) und einer «Vie de St.-Nicholas» genannt. Vgl. E. du Méril im «Jahrbuch für roman. und engl. Literatur».

Wach (Wilh.), Mitbegründer der neuen Malerschule zu Berlin, wurde daselbst 11. Sept. 1787 geboren und genoß in der gebildeten Familie seiner Aeltern eine ausgezeichnete Erziehung. Sein erster Lehrer in der Kunst war der Professor Kretschmer, unter dem er schnelle Fortschritte machte. Der Krieg unterbrach 1813 und 1815, wo er als Landwehroffizier den preuß. Fahnen folgte, seine Studien. Um die pariser Kunstschätze und Künstler zu studiren, blieb er bis 1817 in Paris und ging dann nach Italien, wo er in Gemeinschaft mit Wilh. Schadow, Cornelius, Overbeck, Begas, Vogel u. a. sich einem echt künstlerischen Streben hingab. Mit einem reichen

Schätze von Cartons und Studien kehrte er 1819 nach Berlin zurück, wo nun seine ausgezeichnete Thätigkeit begann. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied des Senats und der königl. Akademie der Künste. Dann erhielt er mit Hirt, Schinkel, Schlesinger und Waagen den Auftrag, das neue Museum einzurichten, die Restauration der Gemälde zu leiten und neue Ankäufe zu besorgen. Einem Bedürfniß in Berlin half er ab durch die Begründung einer größern Malerschule. Seine geistreich componirten, correct gezeichneten und mit der größten Sorgsamkeit und Sicherheit ausgeführten Bilder brachten ihm schnell den Ruf eines vorzüglichen Malers. Mehrere höchst geistreich aufgefaßte Porträts, z. B. das oft copirte eines Mädchens aus Velletri, machten seine Art zu porträtiren allgemein beliebt. Seine namhaftesten größern Bilder sind die neun Musen am Plafond des neuen königl. Schauspielhauses, die Altarbilder für die Garnison- und Werder'sche Kirche in Berlin und das für die prot. Peter-Paulskirche in Moskau, dessen Untersetzbild ein Meisterstück und das beste Gemälde ist, welches aus W.'s Werkstatt hervorging. Er starb 25. Nov. 1845. Seine Schwester war die Romanschriftstellerin Auguste von Paalzow (s. d.).

Wachau, ein Pfarrdorf 2 St. südöstlich von Leipzig (s. d.), war in der Völkerschlacht 16. Oct. 1813 ein Hauptpunkt des Kampfs. $1/4$ St. davon liegt das Vorwerk Meusdorf, in dessen Nähe, an der Chaussee von Leipzig nach Liebertwolkwitz, dem Fürsten Schwarzenberg ein Denkmal errichtet ist.

Wache oder Wacht nennt man eine Abtheilung Militär, welche an einem bestimmten Orte (Wachtlocal) in Bereitschaft gehalten wird, entweder zur allgemeinen Sicherheit, zum Schutze von öffentlichen Gebäuden, Magazinen, Kassen u. s. w., oder als Ehrenwache fürstl. Personen, höherer Befehlshaber. Kleinere W. werden von Unteroffizieren, größere (Hauptwachen) von Offizieren commandirt. Zu jeder gehört noch ein Tambour oder Hornist (Trompeter), der die Signale der Reveille, des Zapfenstreichs (Retraite) oder zum Alarm (Generalmarsch) zu geben hat. Von den W. werden Posten oder Schildwachen ausgestellt (doppelte vor fürstl. Personen oder höhern Generalen), welche gewöhnlich alle 2 St. abgelöst werden. Im Kriege werden gegen den Feind Feldwachen und innerhalb des Lagers Fahnen- und sog. Brandwachen gegeben, erstere vor, letztere (zu polizeilichen Zwecken) hinter der Fronte. Bei der Cavalerie und Artillerie gibt es außerdem noch Stallwachen zur Beaufsichtigung der Pferde.

Wachholder (Junipĕrus L.), eine Gattung von Sträuchern und Bäumen aus der Familie der cypressenartigen Nadelhölzer, deren männliche und weibliche Blüten auf getrennten Individuen stehen, mit gegenständigen, zu drei wirteligen oder vier reihig-dachziegeligen, schuppen- oder nadelförmigen Blättern und steinfruchtartigen, drei Samen enthaltenden Beeren, welche ihrerseits durch das gegenseitige Verwachsen und Fleischigwerden der Schuppenblätter (Eiträger) des weiblichen Kätzchens entstehen und in der Wissenschaft Beerenzapfen (galbuli) genannt werden. Die namentlich über Nordamerika, Asien und die Mittelmeerländer verbreiteten Wachholderarten zerfallen in Sade- oder Sevenbäume (s. Sadebaum), mit herablaufend angewachsenen, schuppenförmigen, oft zweigestaltigen Blättern, nickenden weiblichen Kätzchen und eiförmig-rundlichen Beerenzapfen, und in echte Wachholder, mit an der Basis gegliederten, stets eingestaltigen, pfriemen- oder nadelförmigen Blättern, aufrechten weiblichen Kätzchen und kugeligen Beerenzapfen. Zu diesen gehört der gemeine W. (J. communis). Dieser, in ganz Europa und Nordasien vorkommend, wird nur unter günstigen Verhältnissen zu einem 15—20, höchstens 30 F. hohen Baume; in der Regel bleibt er ein 4—6 F. hoher Strauch mit $1/2$ Zoll langen, linealischen, stechenden Blättern, die in Wirteln zu je drei an den dreikantigen Aesten stehen. Die Kätzchen sind klein, die männlichen vielblütig, eirund, die weiblichen dreiblütig, urnenförmig. Der Beerenzapfen ist im ersten Jahre eirund und von grüner Farbe, im zweiten wird er kugelig, saftig und blauschwarz mit weißem Reif. Die steinharten Samen haben auf der Schale drei ölreiche Drüsen. Das gelbröthliche, im Kerne bräunliche, harte und wohlriechende Holz wird zum Auslegen feiner Arbeiten gebraucht. Zum Räuchern benutzt man die trockenen Zweige, Wurzeln und Beeren. Letztere sind als Küchengewürz brauchbar, geben in ihrem eingedickten Safte (Wachholdermus) ein harn- und schweißtreibendes Mittel und dienen zur Bereitung verschiedener reizender, die Verdauung befördernder Arzneimittel, z. B. des Wachholderbeeröls. Auch verfertigt man aus ihnen einen besonders im westfäl. Dorfe Steinhagen und dem holländ. Schiedam gut destillirten Branntwein. (S. Genever.) Zwischen Holz und Rinde setzt sich eine harzige Substanz an, die sonst als deutscher Sandarak in Anwendung kam. Der spanische W. (J. oxycedrus), auf dürren Plätzen in den Ländern des Mittelmeers wachsend, hat größere,

braunrothe, haselnußgroße Früchte. Er kommt in seiner Benutzung mit dem vorigen überein und liefert das übelriechende ätherische Huile de Cade, das in der Thierheilkunde besonders gegen die Raude der Schafe in Anwendung kommt. Zu der Gruppe der Sadebäume gehört der virginische W. (J. Virginiana), auch rothe Ceder genannt, ein in seiner Heimat 40—50 F. hoher Baum, mit aromatischen, balsamisch duftenden, rautenförmig-länglichen, vierzeilig-dachziegeligen Blättern und schwarzblauen Beerenzapfen, welche nur 1—2 Samen enthalten. In Deutschland pflanzt man ihn in Anlagen und bindet aus seinen lange grünbleibenden Zweigen Todtenkränze; auch werden die schwammigen Auswüchse der Aeste (Cedernäpfel) als Wurmmittel empfohlen. Sein feines rothbraunes Holz wird vorzüglich zu Bleistiften verwendet und bildet daher in Nordamerika einen wichtigen Ausfuhrartikel für die europ. Bleistiftfabriken.

Wachler (Joh. Friedr. Ludw.), deutscher Literarhistoriker, geb. 15. April 1767 zu Gotha, wo sein Vater Geh. Regierungsrath war, besuchte kurze Zeit das Gymnasium seiner Vaterstadt, während zugleich die herzogl. Bibliothek eine Vorliebe für Literaturgeschichte in ihm anregte. In Jena, wo er seit 1784 Theologie und Philosophie studirte, lebte er sehr wissenschaftlich in den glücklichsten Verhältnissen, bis er infolge einer jugendlichen Uebereilung das Relegat erhielt, worauf er in Göttingen seine Studien fortsetzte, doch auch hier durch burschikoses Wesen sich manche Unannehmlichkeiten zuzog. Nachdem er 1788 als Hauslehrer zum Regierungsrath Heuser in Rinteln gekommen, erhielt er noch in demselben Jahre eine außerord. Professur an der dasigen Universität. 1790 folgte er dem Rufe als Rector nach Herford. Doch mancherlei Verdrießlichkeiten veranlaßten ihn, 1794 sein Rectorat niederzulegen und die dritte theol. Professur in Rinteln anzunehmen, wo ihm 1797 zugleich die Professur der Geschichte nebst der Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertragen wurde. Schon 1801 wurde er als Professor der Philosophie nach Marburg versetzt, wo er auch die Lehrstelle der histor. Wissenschaften erhielt, 1802 zugleich ord. Professor der Theologie wurde und 1805 den Titel als Wirkl. Consistorialrath erhielt. 1815 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte und Consistorialrath nach Breslau. Seine bei den Streitigkeiten über das Turnwesen bewiesene Freimüthigkeit hatte zur Folge, daß er 1824 von den Schul- und Consistorialgeschäften abtreten mußte, worauf er, mit Beibehaltung der Professur, zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Von seinen Schriften sind als die wichtigsten zu nennen: «Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur» (3 Bde., Lemgo 1793—96); «Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur» (2 Bde., Marb. 1804—5; 3. Aufl., Lpz. 1833); «Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur» (2 Bde., Frankf. 1818—19; 2. Aufl. 1834); «Philomathie» (3 Bde., Frankf. 1819—21); «Handbuch der Geschichte der Literatur» (Frankf. 1804), das er in der zweiten (4 Bde., Frankf. 1822—24) und insbesondere in der dritten Auflage (4 Bde., Lpz. 1833) wesentlich verbesserte; «Geschichte der histor. Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa» (2 Bde., Gött. 1812—20); «Darstellung der pariser Bluthochzeit» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1828); «Lehrbuch der Literaturgeschichte» (Lpz. 1827). Seine «Neuen theolog. Annalen» schloß er mit 1823. Von der Sammlung seiner «Vermischten Schriften» ist blos ein Band erschienen (Lpz. 1835). Er starb 4. April 1838. W. war als Historiker seines Stoffs wie der Form gleich Meister und durch gründliche Forschung, umfassende Belesenheit, selbständiges Urtheil, Kraft des Vortrags und edle Sprache ausgezeichnet.

Wachs ist der Name einer den Fetten verwandten Substanz, die in der Kälte spröde, in der Wärme weich, bei 50° selbst flüssig wird, brennbar, in Wasser unauflöslich, in Weingeist etwas auflöslicher ist, Papier wie Fette durchsichtig macht, aber nicht wie Fette durch Alkalien verseifbar ist. Man unterscheidet Pflanzenwachs und thierisches W. Ersteres kommt in kleinen Mengen in fast allen Pflanzensäften, reichlicher in den staubartigen Ueberzügen der Früchte und Blütentheile, besonders reichlich an den Beeren der Myrica cerifera, der Rinde der Wachspalmen u. s. w. vor. Aus letztern Pflanzen bereitet man durch Ausschmelzen und Auskochen die verschiedenen Palm- und Pflanzenwachse, welche aus Nordamerika, Japan, Brasilien u. s. w. zu uns kommen, vorzüglich zur Kerzenfabrikation verwendet werden und in gewisser Hinsicht von unserm gewöhnlichen W. verschieden sind. Unter den thierischen W. steht das Bienenwachs obenan. Dieses wird von den Bienen aus den staubartigen Ueberzügen der Blütentheile gesammelt und von denselben zur Herstellung der Zellen benutzt, in welche sie den Honig ablagern. Der größte Theil des W. aber, welches die Bienen zwischen den Bauchringen ausschwitzen, ist ein Product der Lebensthätigkeit der Bienen, da bekanntlich die Bienen auch fortfahren, W. zu erzeugen, wenn sie mit reinem Zucker gefüttert werden. Im rohen, durch bloßes

Ausschmelzen vom Honig getrennten Zustande ist das W. noch gelb und mit Honig verunreinigt (gelbes W.). Man bleicht es jedoch in besondern Wachsbleichereien an der Sonne in dünnen Bändern, zum Theil mit Hülfe chem. Mittel, und erhält so das weiße W., das in Scheiben und Blöcken in den Handel kommt. Das meiste W. liefern Rußland und der Orient, aber auch das östl., nördl. und nordwestl. Deutschland, besonders Lüneburg und Mecklenburg, ferner Frankreich und Nordamerika. Für das beste W. gilt das hochroth gefärbte türkische. Das W. wird zu Kerzen und Wachsstöcken als ein vorzügliches Erleuchtungsmaterial, als Bestandtheil von Salben und Pflastern, als Bindemittel für die Wachsmalerei, als Modellirmaterial zum Bossiren in Wachs u. s. w. verwendet. Das sog. Wachstuch (s. d.) enthält jetzt jedoch in der Regel kein W., sondern der wasserdichte Ueberzug ist ein Firnis.

Wachsbaum (Myrica cerifera L.) heißt ein 4—8 F. hoher, im südl. Theile der Vereinigten Staaten wachsender Baum oder Strauch aus der Familie der Gagelgewächse (s. Myrica), mit länglich-lanzettigen Blättern, die an der Spitze beiderseits zwei kleine Sägezähne zeigen. Die weiblichen und männlichen Kätzchen stehen auf verschiedenen Individuen. Die Frucht ist eine einsamige, von den fleischig gewordenen Schuppen beerenartig umschlossene Nuß von der Größe einer Erbse, schwärzlich, mit einer grauen, rissigen Wachsmasse überzogen. Letztere wird durch Kochen als ein schmuziggrünes Wachs gewonnen, das zur Verfertigung wohlriechender Kerzen und verschiedener Arzneimittel dient. Die Wurzel wird als Brechmittel und gegen Zahnschmerzen angewendet. Auch die Arten M. Carolinensis und Pensylvanica liefern vegetabilisches Wachs, desgleichen Myrica quercifolia vom Cap der guten Hoffnung.

Wachsblumen oder Porzellanblumen werden die Arten der zu der Familie der Asclepiadeen gehörenden Gattung Hoya, welche Linné zu Asclepias (s. d.) rechnete, genannt, weil sowol ihre dicken, stets einfachen, ganzen und ganzrandigen Blätter als ihre reichlichen Nektar absondernden Blüten wie aus Wachs oder Porzellan gebildet aussehen. Diese besonders auf den Sundainseln, auf dem ostind. Festland und im tropischen Australien heimischen Arten sind liegende oder schlingende Halbsträucher, mit gegenüberstehenden, fleischig-lederartigen Blättern und blattwinkelständigen, gestielten, hängenden, aus einer großen Anzahl langgestielter Blüten zusammengesetzten, einfachen Dolden. Nach dem Abblühen lösen sich die Blütenstiele von dem Doldenstiele ab, aus dessen Spitze sich im nächsten Jahre oder schon eher wieder neue Blütenknospen entwickeln. Die Blüten haben eine radförmige, fünfspaltige oder fünftheilige, weiße oder röthliche Blumenkrone. Am längsten bekannt ist die aus Ostindien und Südchina stammende H. carnosa, welche man so häufig als Topfgewächs in Zimmern und Glashäusern an einem Reifen, an Spalieren oder auch als Ampelpflanze zieht. Sie verlangt einen nahrhaften, lockern Boden und läßt sich durch Ableger oder Stecklinge vermehren.

Wachsfiguren pflegt man die meist lebensgroßen, plastischen Darstellungen von merkwürdigen Persönlichkeiten und Gruppen zu nennen, an denen das Nackte von Wachs, die Gewandung aber wirklich ist, der Körper darunter ausgestopft. Von Sammlungen solcher Figuren (Wachsfigurencabinete), welche gemeinhin herumgeführt werden, ist die älteste stehende die der Madame Tussaud, einer aus der Schweiz gebürtigen (1760) Künstlerin, die diese Sammlung 1780 in Paris eröffnete, 1802 aber damit nach London übersiedelte. Sie besteht aus mehr als 200 Gestalten, zum großen Theil in dem identischen Costüm, das sie im Leben trugen, Männer der Wissenschaft, Kunst, des Kriegs und der Französischen Revolution. Künstlerischen Werth haben die W. nicht. Vielmehr wirken sie, da sie auf das Zufällige der Erscheinung, auf das Körperliche, Natürliche ausgehen, anstatt den Geist und das Wesen zu erfassen, unerfreulich gespensterhaft, und bei aller Annäherung an die Wirklichkeit bringen sie dem Beschauer statt des Lebens der Seele nur den todten Körper nahe. Daraus folgt, daß diese Bildnerei bei der Darstellung anatom. Präparate, pomologischer Cabinete, künstlicher Perlen u. dgl. mehr am Orte, ja sehr schätzbar ist. Verzichtet das Wachs auf die natürliche Farbe des darzustellenden Gegenstandes und nimmt als Bossirwachs durch Zusatz von Zinnober oder Bolus eine indifferente röthliche Färbung an, die zugleich seine Durchsichtigkeit bricht, so dient es als vortreffliches Modellirmaterial zu kleinen halberhabenen Porträts sowie überhaupt zu den mannichfachsten Darstellungen der plastischen Kleinkunst, besonders bei Gegenständen, die dann in Bronze oder edeln Metallen ausgeführt werden sollen.

Wachsleinwand, s. Wachstuch.

Wachsmalerei, gewöhnlich mit Unrecht als synonym mit Enkaustik (s. d.), d. i. Einbrennung, genommen, bezeichnet die Benutzung des Wachses entweder als Bindemittel der Farben oder blos als Befestigungsmittel nach geschehenem Auftrag. Die Enkaustik beginnt erst mit dem

Einschmelzen des Wachses in die Fläche des Bildes durch heißes Eisen. Da die antiken Schriftsteller, namentlich auch Plinius, sich mit dunkeln Andeutungen begnügen, so ist nur mit Mühe etwa Folgendes ermittelt worden. Die Alten malten durchaus nicht immer, wie man wol angenommen, mit Wachs: ihre Wand- und Tafelgemälde waren mit Wasserfarben gemalt und hatten gewiß nur selten einen schützenden Wachsüberzug. Nur wo es auf Illusion, auf glänzenden Farbenreiz ankam, namentlich bei Thier- und Blumenstücken, wurde die Enkaustik angewendet. Zunächst gab es eine Art derselben ohne Wachs, nämlich das einfache Einbrennen von Umrissen auf Elfenbeintafeln. Zweitens aber wurden die mit Wachs vermischten Farbestoffe mit heißen Stiften oder auch kalt aufgelöst mit dem Pinsel auf die Fläche aufgetragen, worauf ihre Vertreibung und völliges Einschmelzen folgte. Außerdem wurden auch noch die Schiffe mit einer aus Pech und farbigem Wachs bestehenden Bemalung mittels Pinseln versehen. Der Wachsüberzug ganzer bemalter Wände scheint zwar hier und da unleugbar, aber nicht durchgängig angewendet worden zu sein. Ein solcher Ueberzug aus Wachs und Harz läßt sich auch an ital. Bildern bis tief ins Mittelalter hinein nachweisen, und erst das Aufkommen der Oelmalerei machte ihm völlig ein Ende. Aber auch jetzt wurden, wenn nicht Wachs, doch aufgelöste Harze fortwährend theils als Bindemittel der Farben selbst, theils als Bestandtheil der Firnisse gebraucht. Nachdem seit dem 6. Jahrh. die antike Technik der W. verloren gegangen, machte erst der span. Maler Velasco (1715—20) Versuche zu ihrer Wiederentdeckung, indem er die in den Wachsgrund eingegrabenen Umrisse mit geschmolzenen Wachsfarben füllte und dann die Oberfläche glättete. Um die Mitte des 18. Jahrh. glaubten der Graf Caylus, Bachelier und Majault dem Geheimniß auf der Spur zu sein, jeder auf verschiedene Weise. Seit dieser Zeit wurden die vorgeblichen Entdeckungen in diesem Fache, von welchen sich kaum eine bewährte, wahrhaft zahllos. Hofrath Reiffenstein (1757) fixirte Pastellbilder mit Wachs und Hirschtalg; Calau in Berlin gebrauchte (1769) das im Wasser auflösliche sog. punische oder eleodorische Wachs; Baron Taubenheim (1770) mischte sein Wachs mit Oel; Abbate Requento in Venedig (1784) gab seinen Gemälden aus punischem Wachse einen heißen Wachsüberzug; aber alle diese Methoden sanken, nachdem sie einige Zeit Modesache gewesen, bald wieder in Vergessenheit. Erst nachdem mit dem 19. Jahrh. eine Wiedergeburt der Kunst überhaupt begonnen, wurden auch die Fragen über die Technik wieder wichtiger, und so trat auch die Discussion über die W. von neuem in den Vordergrund mit der Schrift des Professors Roux in Heidelberg «Die Farben» (3 Hefte, Heidelb. 1825—29), und mit den von ihm gefertigten enkaustischen Gemälden. Roux glaubte das Wachs in ein Bindemittel verwandelt zu haben, welches das Oel vollständig ersetzen würde und ihm an Dauer weit voranstände; auch hielt er seine übrigens geheimgehaltene Methode für die der Alten. Ihre Uebelstände waren der Mangel an Kraft und Harmonie in den Farben und an einem entsprechenden Grunde, mit welchem die Farben zu einem festen Ganzen sich hätten verbinden können. Bald darauf trat M. P. de Montabert in einem «Traité complet de la peinture» (9 Bde., Par. 1829—30) mit einer neuen, etwas complicirten Methode für die Wandmalerei hervor. Sein Bindemittel war ein aus Wachs gezogenes, langsam sich verflüchtigendes Oel, vermischt mit Kopalharz und etwas flüssigem Wachse. Der Auftrag war, ganz wie bei der Oelmalerei, der Nachbesserung und jedes beliebigen Grundes fähig. Auf das vollendete Bild kam noch eine Art von Wachsmilch von Wachs, das in Alkohol aufgelöst worden. Diese Technik wurde unter anderm bei der Restauration einiger alter Fresken in Fontainebleau angewendet. Ein ähnliches Verfahren wurde auf Klenze's Anregung seit 1833 bei den Malereien im Königsbau zu München beobachtet. Hier bestand das Bindemittel, welches dann noch einmal als Firnis über das Gemälde gezogen wurde, aus Dammarharz, Terpentinöl und Wachs; auch der Grund war schon mit einer Wachsauflösung getränkt. Anfangs brannte man die Gemälde ein, unterließ es aber bei den spätern, sodaß diese mit Unrecht enkaustisch heißen. Die Farben ließen sich sehr gut behandeln und behielten eine große Intensität; nur läßt sich dabei ein gelblicher Ton und ein zu starker Spiegelglanz tadeln. Auch erregte der Mangel eines tiefdringenden Grundes vom Anfang an Besorgnisse über die Dauerhaftigkeit. Während Mérimée («De la peinture à l'huile», Par. 1830) in den Gemälden des 15. Jahrh. ein aus Oelen und Harzen gemischtes Bindemittel nachzuweisen suchte, ging Knirim in seinem Werke «Die Harzmalerei der Alten» (Lpz. 1838) so weit, für die ganze antike und mittelalterliche Malerei ein Bindemittel von flüssigem Harze, ähnlich dem Copaivabalsam, aufstellen zu wollen und dasselbe auch der jetzigen Kunst, mit $\frac{1}{20}$ Wachs verbunden, anzuempfehlen. Die Ehre der Erfindung gebührt übrigens Dr. Lucanus in Halberstadt, der schon 1833 den Copaivabalsam, aber unvermischt, als Ersatz des Oels nachgewiesen hatte. Inzwischen hatte der Maler Fern-

bach ein neues, von den Nachrichten der Alten völlig abstrahirendes Verfahren aufgestellt, welches in den verschiedenen Wandgemälden in München sich am meisten bewährt hat. Sein Bindemittel besteht nicht aus flüssigem, sondern aus Auflösungen fester Harze mit Verdünnung durch Terpentinöl, das sich gleich nach dem Auftrage verflüchtigt. Sowol der Grund als das vollendete Bild werden mit enkaustischen Massen getränkt und eingeschmolzen, sodaß die Farben von hinten und von vorn gesichert sind. Natürlich ist vollkommene Trockenheit der Wand die erste Bedingung. Die Technik ist so reich und bequem wie bei den Oelgemälden; Auftrag, Farbenglanz, Uebermalung und Lasirung stehen der Oelmalerei in keiner Weise nach. Für monumentale, profane Prachtmalerei scheint hier definitiv das genügende Mittel gefunden zu sein. Später bildete sich der Maler Eichhorn in Berlin («Die Wandmalerei in einer neuen Technik», Lpz. 1853) eine eigenthümliche Verfahrungsart für die Ausführung von Wandgemälden, wobei das Wachs eine Hauptstelle einnimmt. Dieses Verfahren hat er bei mehrern in den Schlössern von Sanssouci bei Potsdam angefertigten Gemälden zur Anwendung gebracht.

Wachsmuth (Ernst Wilh. Gottlieb), deutscher Historiker, geb. 28. Dec. 1784 zu Hildesheim, studirte, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, seit 1803 Philologie und Theologie zu Halle und übernahm hierauf eine Lehrerstelle an der Klosterschule zu Magdeburg, dann am Gymnasium zu Zerbst. Aus Neigung immer mehr dem Studium der Sprachen, namentlich dem der neuern, zugeführt, erhielt er, nachdem er 1815 als Lehrer an der Hauptschule der Vereinigten Gymnasien nach Halle zurückgekehrt war, die Stelle eines Lectors der ital. und engl. Sprache an der Universität und veröffentlichte eine «Grammatik der engl. Sprache» (Halle 1816) sowie mehrere Beiträge der von ihm mit Günther herausgegebenen «Humanistischen Zeitschrift» (3 Bde., Halle 1816—18). Seit 1818 hielt er auch Vorlesungen über Weltgeschichte, röm. Geschichte und Geschichte der neuesten Zeit. Seine «Aeltere Geschichte des röm. Reichs» (Halle 1819), die er aus den Quellen mit Rücksicht auf Niebuhr neu bearbeitete und der er den «Entwurf einer Theorie der Geschichte» (Halle 1820) folgen ließ, veranlaßte 1820 seine Berufung nach Kiel. Hier begann W. die Bearbeitung seiner «Hellenischen Alterthumskunde» (4 Bde., Halle 1826—30; 2. Aufl. 1843—46), die er jedoch erst zu Leipzig, wo er Herbst 1825 die Professur der Geschichte antrat, vollenden konnte. Seine akademischen Vorträge umfaßten seitdem die Weltgeschichte nach seinem «Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1839, 3. Aufl. 1848), griech. und röm. Geschichte und Alterthümer, Geschichte Deutschlands, Geschichte der neuesten Zeit, Literaturgeschichte und Geschichte der europ. Gesetzgebung, Geschichte des Mittelalters, sächs. Geschichte, Geschichte der deutschen Nationalliteratur seit Gottsched. Von seinen übrigen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: die «Histor. Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit» (3 Bde., Lpz. 1831—33); «Die europ. Sittengeschichte» (5 Bde., Lpz. 1831—39); die «Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter» (4 Bde., Hamb. 1840—44); die literarhistor. Monographie «Weimars Musenhof in den J. 1772—1807» (Berl. 1844); die «Geschichte des Zeitalters der Revolution» (Bd. 1—4, Lpz. 1846—48); «Allgemeine Culturgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1850—52); «Geschichte der polit. Parteiungen» (3 Bde., Braunschw. 1853—57); «Geschichte deutscher Nationalität» (8 Bde., Braunschw. 1860—62); endlich «Niedersächs. Geschichten» (Berl. 1863) und «Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim» (Hildesh. 1863). Auch gehörte er zu den Begründern des «Archiv für die sächs. Geschichte» (Lpz. 1862 fg.). W. starb 23. Jan. 1866 zu Leipzig, nachdem er 1861 sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert und beim Eintritt in sein hundertstes Docentensemester 1864 den Titel als Geh. Hofrath erhalten hatte.

Wachspalme. Diesen Namen führen verschiedene Palmenarten Südamerikas aus den einander nahe verwandten Gattungen **Ceroxylon Humb. Bonpl.** und **Klopstockia Karst.**, von denen die erste dreiblätterige, die zweite tiefgetheilte verwachsenblätterige Blütenhüllen besitzt. Die Palmen beider Gattungen haben fiedertheilige oder gefiederte Blätter und zeichnen sich durch hohe Stämme und starke Wachsabsonderung aus. Die am längsten bekannte W. ist **C. andicola H. B.** Sie wächst auf dem Andesgebirge in einer Höhe von 7900—9700 F., hat einen schlanken, nach oben etwas geschwollenen, mit Wachs überzogenen Stamm, der hoch über den übrigen, aus Laubbäumen bestehenden Wald emporragt, und eine gewaltige Krone gefiederter Blätter, mit gefalteten, an der Spitze zweispaltigen Fiedern, einhäusige Blüten in verzweigten Kolben und violette Früchte. Ihr Holz ist sehr dauerhaft, zu Bauholz geeignet, ihre Blätter dienen zum Dachdecken. Jeder erwachsene Stamm liefert durchschnittlich 25 Pfd. Wachs, welches man durch Abkratzen von dem gefällten Stamm gewinnt. Dasselbe besteht zum dritten Theil aus Wachs, zu zwei Drittheilen aus Harz. Eine noch kolossalere Palme ist die in den

Einöden Columbias wachsende Klopstockia cerifera Karst. Ihr Stamm erreicht bis 200 F. Höhe, bei nur 1 F. Durchmesser, und ist ebenfalls mit Wachs überzogen, welches sich auch an den mächtigen, fiedertheiligen Blättern ausscheidet, die unterseits mit einem weißgrauen Filz bedeckt sind. Diese W. ist eine der größten und seltensten Zierden unserer Palmenhäuser. Eine dritte W., die in Brasilien heimische Copernicia cerifera Mart., bei welcher die Blätter mit Wachsschuppen bedeckt sind, liefert das Carnaubawachs, welches von Rio-de-Janeiro aus nach England ausgeführt und dort zur Kerzenfabrikation verwendet wird.

Wachsthum nennt man die Fähigkeit organischer Körper, nach ihrer Entwickelung noch eine weitere Ausbildung und Veredlung zu erlangen, welche nicht blos in einer Zunahme des Umfangs und Gewichts, sondern auch in einer gleichzeitigen innern Veränderung besteht. Es wird das W., welches übrigens nur bis zu einer bestimmten Grenze reicht, durch die Ernährung (s. d.) vermittelt und geschieht nicht durch Dicker- und Längerwerden des schon Gebildeten, sondern durch Ansatz neuer Masse, welche sich, wie die ersten Bildungen, durch Entwickelung von neuen Zellen in einer formlosen Ernährungsflüssigkeit oder aus schon vorhandenen Zellen (Mutterzellen) und durch Fortbildung dieser Zellen zu Geweben erzeugt. Sowie die verschiedenen Organe des Körpers nicht gleichzeitig entstehen, sondern nacheinander, ebenso wenig wachsen die einzelnen Theile des Organismus in gleichem Verhältnisse, vielmehr sind schon manche ausgebildet, während andere erst zu wachsen beginnen. Manche Organe verschwinden schon wieder oder nehmen wenigstens ab, während andere noch lange fortwachsen. Einige Theile (wie Haare, Nägel) wachsen, wenn sie von Zeit zu Zeit abgeschnitten werden, ununterbrochen fast bis zum Tode. Es scheint das W. mit dem Zeugungsprocesse in gewissem Zusammenhange zu stehen. Das W. ist nämlich vollendet, wenn dieser vollständig ausgebildet, und steht stille, sobald die Zeugungsorgane früher in Thätigkeit versetzt werden. So wachsen Frauen, deren Entwickelung noch nicht vollendet, während der Schwangerschaft nicht fort, und daß beim männlichen Geschlecht das W. durch die Begattung aufgehalten wird, beweist die Erfahrung, daß Stiere, Hengste, Widder u. s. w., die man bis zur erlangten Zeugungsreife von der Begattung zurückhält, eine bedeutendere Größe erlangen, also längere Zeit wachsen als andere, denen man sie gestattet. Ebenso steht das allgemeine W. der Pflanzen während der Blüte still und endigt so bei den einjährigen für immer, bei den mehrjährigen für eine gewisse Zeit. Ueber diese Zeit hinaus können der Mensch und die Thiere wol noch an Umfang und Gewicht zunehmen, allein diese Zunahme besteht nicht in proportionirter Vergrößerung aller Organe, sondern nur in vermehrter Ablagerung von Fett oder in abnormer Vergrößerung einzelner Organe, von denen erstere als nur einseitig nicht W. genannt werden kann und letztere als pathol. Erscheinung dem physiol. W. noch fremder ist. Im allgemeinen läßt sich übrigens die Regel aufstellen, daß das Leben eines höher organisirten Thieres um so länger dauert, je mehr Zeit sein W. erfordert. Die räumliche Grenze des W. richtet sich wieder nach den unendlich verschiedenen Klassen der Geschöpfe und wird in diesen selbst wieder bei den einzelnen Individuen von mannichfaltigen Umständen so vielfach modificirt, daß sich nur hin und wieder allgemeine Angaben machen lassen. Beim Menschen veranlaßt ein zu schnelles W. nicht selten Wachsthumskrankheiten, besonders im Blut- und Nervensysteme; im erstern kommen am häufigsten Bleichsucht und Blutarmuth, im letztern Krampfkrankheiten zu Stande.

Wachstuch heißt ein Gewebe, welches mit einem Firnis aus Leinöl überzogen ist, der zunächst dazu dienen soll, den Stoff wasserdicht zu machen, dann aber auch, in sehr vielen Fällen, ihn zu verzieren. Die Erfindung dieses Stoffs ist ziemlich alt, indem man denselben schon zu Anfang des 14. Jahrh. erwähnt findet. Nach dem Stoff unterscheidet man gegenwärtig W., Wachsleinwand, Wachskattun, Wachstaffet, Wachsbarchent und selbst Wachstuchpapier. Hinsichtlich der Ausschmückung wird der Firnis entweder mit einer Farbe versetzt, oder der Firnisauftrag marmorirt, gemasert, oder endlich werden mit Formen Muster aufgedruckt, oder mit dem Pinsel darauf gemalt. Soll das W. zu Tischdecken, Teppichen u. dgl. dienen, so wird auf die Grundfarbe entweder mit dem Pinsel gemalt, oder mit Formen nach Art des Tapeten- und Kattundrucks gedruckt, entweder mit der Hand oder mittels eigenthümlich construirter Pressen. In neuester Zeit hat man auch Letterndruck in der Buchdruckpresse und Lithographien auf das W. abgedruckt, sogar Photographien darauf angebracht. In Deutschland werden die besten W. in Leipzig, Berlin und Wien gemacht. Eine besondere Art dieses Fabrikats ist das Ledertuch (s. d.).

Wachtel (Coturnix) heißt eine Gattung Hühnervögel aus der Familie der Feldhühner. Unter den wenigen Arten ist die gemeine W. (C. dactylisonans) die bekannteste. Sie wird etwa 8 Zoll lang und hat eine graubraune Farbe, auf dem Rücken mehrere Reihen gelber Federschäfte, über

jedem Auge einen weißlichen Strich und an der Kehle einen schwarzen, beim Weibchen rothbraunen Fleck. Während sie schon in Spanien als Standvogel lebt, trifft sie in Mitteleuropa zu Anfang Mai in großen Zügen ein, verbreitet sich bis nach Schweden, kehrt im Oct. ebenso über Italien nach Afrika zurück, und streicht bis in die Nähe des Caps der guten Hoffnung. Außer bei diesen Wanderungen, wodurch sich die W. von den meisten Hühnervögeln, mit Ausnahme der Feldhühner, unterscheidet, lebt sie meist am Boden, sucht Gefahren durch Laufen zu entgehen und hält sich am liebsten zwischen hohem Getreide auf, dessen Körner ihr neben andern Sämereien zur Nahrung dienen. Die eifersüchtigen Männchen dienten sonst durch ihre Kämpfe zur Volksbelustigung. Die Weibchen legen 8—12 bräunliche Eier in eine flache Vertiefung des Bodens und äußern gegen ihre Brut viel Zärtlichkeit. Bei reichlicher Nahrung werden die W. sehr fett und in Italien sowie am Schwarzen Meere zur Herbstzeit in außerordentlicher Menge gefangen und getödtet. Bei uns werden sie durch Wachtelpfeifen angelockt und in Netzen gefangen. Man hält sie wegen ihres eigenthümlichen Schlags als Stubenvögel, die in der Gefangenschaft wol acht Jahre ausdauern sowie auch sich fortpflanzen.

Wachtel (Theodor), berühmter deutscher Tenorist, wurde zu Hamburg 1824 als der Sohn eines Fuhrwerksbesitzers geboren. Nachdem er schon längere Zeit die Droschken seines Vaters gelenkt und nach dessen Tode überhaupt das ganze Geschäft für die Mutter fortgeführt, erregte erst seine schöne Tenorstimme Aufmerksamkeit, und man veranlaßte ihn, bei der Gesanglehrerin Grandjean Unterricht zu nehmen. Nach anderthalbjährigen Studien trat W. in Hamburg zuerst öffentlich in Concerten auf, dann (1848) auch auf der Bühne. Sein erstes Engagement erfolgte am Theater zu Schwerin, wo er aber nicht lange blieb. Er wandte sich nach Dresden, verweilte aber auch hier nur drei Monate. Hierauf waren zunächst Würzburg, Darmstadt, Hannover und Kassel die Städte, auf deren Bühnen er mehr oder minder lange wirkte. Endlich kam er, nachdem inzwischen sein Ruf bedeutend geworden, an die Hofoper nach Wien, später an die königl. Oper zu Berlin. Außer seinen Gastspielen auf den meisten größern Theatern Deutschlands ging er von 1862—66 jedes Jahr zur Saison nach London, wo er in der Italienischen Oper des Coventgardentheaters und in Concerten auftrat. In Bezug auf Gesangskunst und Genialität dramatisch-musikalischer Leistung steht W. nicht in erster Reihe. Seine wunderbar schöne Stimme aber läßt über das ihm Mangelnde hinwegsehen und ihn überall Triumphe feiern.

Wachtelkönig, Wiesenschnarcher (Crex pratensis) heißt ein der Wachtel durch Größe und Zeichnung ähnlicher Stelzvogel mit kurzem, starkem, hochrückigem Schnabel, der am liebsten in Wiesen sich aufhält, wo er vom Mai bis Sept. seine eigenthümlich schnarrende Stimme erschallen läßt. Er läuft beständig hin und her, nährt sich von Insekten, Gewürm und kleinen Vögeln, die er mit einem Hiebe auf den Kopf tödtet, flattert selten, brütet an der Erde und wird seines wohlschmeckenden Fleisches wegen viel gejagt.

Wächter (Georg Phil. Ludw. Leonh.), als Schriftsteller Veit Weber genannt, geb. zu Uelzen 25. Nov. 1762, verdankte seinem Vater, welcher Prediger an der Michaeliskirche zu Hamburg war, den ersten Unterricht und studirte nach dessen Wunsche Theologie in Göttingen, wo er sich indeß auch viel mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Hierauf lebte er in seiner Vaterstadt als Candidat, ohne jedoch ein geistliches Amt erhalten zu können, woran vielleicht die Geradheit seines Charakters schuld war. In dieser Zeit begann er seine «Sagen der Vorzeit» (7 Bde., Berl. 1787—98; neue Aufl. 1840) herauszugeben, durch welche ein echtes deutsches Gemüth hindurchblickt. 1792 nahm er Dienste in dem hannov. Heer und machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit, in welchen er sich durch Muth und Geistesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet wurde. 1793 erschienen seine «Holzschnitte» und 1794 die «Historien», deren erster Theil die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Bei seiner Zurückkunft aus dem Felde 1798 wurde er Lehrer an der Erziehungsanstalt des Professor Voigt in Hamburg, die er, als Voigt 1814 einem Rufe nach Riga folgte, mit Erfolg fortsetzte. Auch im Befreiungskriege 1813 gab er unter den Vertheidigern Hamburgs Proben seiner Aufopferung und seines Muthes. Noch ist sein Schauspiel «Wilhelm Tell» zu erwähnen, welches 1804 vor dem Schiller'schen «Tell» erschien. Er starb 11. Febr. 1837.

Wächter (Karl Georg von), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, geb. 24. Dec. 1797 zu Marbach am Neckar, besuchte die Schule zu Eßlingen und das Gymnasium zu Stuttgart und studirte 1815—18 in Tübingen und Heidelberg. 1819 wurde er Oberjustizassessor bei dem Appellationsgerichte zu Eßlingen, folgte aber schon in demselben Jahre dem Rufe als außerord. Professor der Rechte nach Tübingen, wo seine Vorlesungen zahlreiche Zuhörer fanden. Er wurde 1822 ord. Professor und verwaltete seit 1825 mehrere Jahre hindurch das Rectorat der

Universität, indem ihm dasselbe während der damals über Tübingen verhängten außerordentlichen Maßregeln mehrmals prolongirt wurde. Bei Einführung der neuen, nachher wieder aufgehobenen Organisation von 1829, welche in dem Kanzler die Functionen des Rectors und des Kanzlers vereinigte, wurde W. auf drei Jahre zum Vicekanzler ernannt, nahm jedoch im Herbst 1830 seine Entlassung von diesem Amte. Zu Ostern 1833 folgte er dem Rufe als Professor der Rechtswissenschaften nach Leipzig; doch schon 1836 kehrte er als Kanzler der Universität nach Tübingen zurück. Indessen konnte er nur kurze Zeit als akademischer Lehrer thätig sein, da ihn die mit dem Kanzleramte verbundene Virilstimme in die Ständeversammlung führte. Hier 1839 von der Kammer der Abgeordneten auf sechs Jahre und nach deren Ablauf 1845 auf weitere sechs Jahre zum Präsidenten erwählt, mußte er wegen des ihm obliegenden Präsidiums im ständischen Ausschusse seinen Wohnsitz zu Stuttgart nehmen. Nachdem W. im März 1848 seine Stelle infolge des stattgefundenen Ministerwechsels niedergelegt, betheiligte er sich an den Verhandlungen des frankfurter Vorparlaments und ward von demselben in den Funfzigerausschuß gewählt. Nach der Rückkehr erhielt er das Präsidium einer von der Regierung niedergesetzten Organisationscommission, legte jedoch dasselbe nach einiger Zeit nieder, um sich ganz seinem Kanzler- und Lehramte in Tübingen zu widmen. Kurz vorher, im Sept. 1848, hatte er noch der Versammlung der akademischen Lehrer zur Berathung der deutschen Universitätsangelegenheiten zu Jena präsidirt. An den Ständeverhandlungen nahm er nur noch bei wenigen, ganz bestimmten Veranlassungen theil, bis er infolge einer Veränderung der Verfassung 1849 aufhörte, Mitglied der Kammer zu sein. Infolge einer von der Regierung einseitig getroffenen Aenderung der Verfassung, zu deren Vollziehung er nach seiner rechtlichen Ueberzeugung nicht die Hand bieten konnte, sah sich W. veranlaßt, auch das Amt eines Kanzlers der Universität niederzulegen. Einige Monate darauf folgte er einem Rufe zum Präsidium des Oberappellationsgerichts der vier Freien Städte nach Lübeck, entsagte jedoch nach einem Jahre diesem im übrigen ganz seiner Neigung entsprechenden Amte, weil ihm die Häufung der Geschäfte alle Gelegenheit zu irgendeiner wissenschaftlichen Thätigkeit geraubt haben würde. Im Spätjahr 1852 folgte er einem wiederholten Rufe als Professor des Pandektenrechts und Geh. Hofrath nach Leipzig. 1855 wurde er zum ordentlichen Mitgliede des Staatsraths ernannt und 1857 ihm das Prädicat eines Geheimraths ertheilt. 1860 erhielt er die Stelle des Vorsitzenden der königl. Prüfungscommission für Juristen und 1863 das Ordinariat und die erste Professur in der Juristenfacultät. W. gehört zu den Begründern des Deutschen Juristentags, dem er (seit 1860) auf sechs Versammlungen präsidirte. Von der Stadt Leipzig, wo er auch lange Zeit hindurch als Stadtverordneter mit Eifer und Erfolg thätig war, wurde er zum Abgeordneten auf den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes (1866—67) gewählt. Unter W.'s Schriften sind besonders hervorzuheben: «Lehrbuch des röm.-deutschen Strafrechts» (2 Bde., Stuttg. 1825—26); «Die Strafarten und Strafanstalten des Königreichs Würtemberg» (Tüb. 1832); «Abhandlungen aus dem Strafrechte» (Bd. 1, Lpz. 1835); «Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere gemeines deutsches Strafrecht» (Lpz. 1844); «Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts» (Tüb. 1845); «Handbuch des in Würtemberg geltenden Privatrechts» (2 Bde., Stuttg. 1845—46); «Erörterungen aus dem röm., deutschen und würtemb. Privatrecht» (Heft 1—3, Stuttg. 1845—46); «Beurtheilung des Entwurfs eines Civilgesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Lpz. 1853). Auch lieferte er schätzbare Beiträge in das vom 14. Bande an von ihm in Verbindung mit Linde, von Löhr, Mittermaier, Mühlenbruch und Thibaut herausgegebene «Archiv für civilistische Praxis» und in das von ihm vom 11. Bande an, früher mit Mittermaier und Roßhirt, dann mit Abegg, Birnbaum, Heffter und Mittermaier herausgegebene «Neue Archiv des Criminalrechts». Endlich gründete er mit Mohl, Rogge, Schrader, Scheurlen und R. Wächter die «Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft» (Tüb. 1826 fg.).

Wächter (Oskar), deutscher Jurist und Publicist, Sohn des vorigen, geb. 29. April 1825 zu Tübingen, widmete sich dem Studium der Rechte und ließ sich 1849 als Advocat zu Stuttgart nieder. Neben der jurist. Praxis widmete er jedoch verschiedenen rechtswissenschaftlichen Gebieten eingehende Studien. Seine ersten Arbeiten waren dem literarischen Recht gewidmet. Dahin gehört zunächst die Abhandlung «Schutz der Autoren gegen Uebersetzung» (in der «Deutschen Vierteljahrschrift», Jahrg. 1855), vor allem aber das größere Werk «Das Verlagsrecht mit Einschluß der Lehren vom Verlagsvertrag und Nachdruck» (2 Thle., Stuttg. 1857—58). Diesem Werke schlossen sich an die Abhandlungen über «Das Recht des Künstlers» (1859) und «Das Recht der Briefe und Photographien» (1863), die beide in der «Deutschen

Vierteljahrschrift» erschienen, sowie die kleine Schrift «Der 9. Nov. 1867 und die Verlagsrechte» (Lpz. 1867). Eine Reihe anderer Schriften W.'s wurden durch die gemeinsame deutsche Gesetzgebung im Handels- und Wechselrecht veranlaßt. Besondere Hervorhebung verdienen die «Wechsellehre nach den deutschen und ausländischen Gesetzen» (Stuttg. 1861) und «Das Handelsrecht, nach dem Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuche» (Thl. 1 u. 2, Lpz. 1865). In den Kampf, welcher sich 1860 in Würtemberg gegen das von der Regierung mit dem röm. Stuhle abgeschlossene Concordat erhob, griff W. mit den beiden Schriften «Würtemberg und Rom vor 300 Jahren» (Stuttg. 1860) und «Concordat und Recht in Würtemberg» (Stuttg. 1861) ein und übte hiermit wesentlichen Einfluß auf die Agitation im Volke, welche schließlich die Verwerfung des Concordats durch die Ständeversammlung erzielte. In einer andern Gelegenheitsschrift: «Bekenntnißgrund, Kirche und Sektenwesen in Würtemberg nach Geschichte, Recht und Lehre» (Stuttg. 1862) trat er für die Trennung der Kirche vom Staate auf. Durch letztere Arbeit auf den berühmten Theologen Bengel (s. d.) geführt, veröffentlichte seitdem W. die Schriften «J. A. Bengel's Lebensabriß, Charakter, Briefe und Aussprüche» (Stuttg. 1865), «Beiträge zu J. A. Bengel's Schrifterklärung» (Lpz. 1865), «Ewigkeitsgedanken von J. A. Bengel» (Stuttg. 1866), «Offenbarungsgedanken von J. A. Bengel» (Stuttg. 1867) und «Schriftgedanken von J. A. Bengel» (Stuttg. 1867). Infolge seines Auftretens gegen das Concordat wurde W. 1862 vom Oberamtsbezirk Herrenberg in die würtemb. Ständeversammlung gewählt. In dieser zählte er 1866 zu den wenigen Abgeordneten, welche die «Deutsche Partei» bildeten und gegen die Betheiligung am Kriege gegen Preußen stimmten. 1868 begann W. ein politisch-volkswirthschaftliches Wochenblatt «Der Landbote», welches diese nationale Richtung einhält und namentlich für das würtemb. Landvolk bestimmt ist.

Wachtmeister ist bei der Cavalerie, was bei der Infanterie der Feldwebel (s. d.). Oberstwachtmeister hieß in früherer Zeit der Major (s. d.). Jetzt wird dieser Titel nur noch gelegentlich bei Anreden als eine Höflichkeitsform gebraucht.

Wackenroder (Wilh. Heinr.), ein mit Novalis (s. Hardenberg) verwandter Genius, der, wie dieser, früh verstarb, wurde 1773 zu Berlin geboren, wo sein Vater Geh. Kriegsrath und Bürgermeister war. Einen gleichgesinnten Freund gewann er in Ludw. Tieck, mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und die Universitätsjahre in Halle verlebte. Nach vollendeten Studien wurde er Referendar bei dem Kammergericht in Berlin. 1797 erschienen von ihm die «Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders», an welchen Tieck vielen Antheil hatte. Diese Schrift, die namentlich von den deutschen Künstlern in Rom mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, drang mit Beredsamkeit auf religiöse Begeisterung und empfahl dabei mit Wärme das Studium der meist vernachlässigten Künstlergeschichte. Unbestimmte Sehnsucht und die Glut seiner in der Kunst schwelgenden Phantasie führten bei einem schwächlichen Körper schon 13. Febr. 1798 seinen Tod herbei. In «Franz Sternbald's Wanderungen» (1798) und den «Phantasien über die Kunst» (1799), beide von Tieck herausgegeben, sind hinterlassene Arbeiten von W. aufgenommen. Seine Briefe an Tieck hat Holtei sämmtlich in die Sammlung der «Briefe an Ludwig Tieck» (Berl. 1864) aufgenommen.

Wackernagel (Karl Heinr. Wilh.), ausgezeichneter Germanist, geb. 23. April 1806 zu Berlin, wandte sich schon auf der Schule den altdeutschen Studien zu, die er auch auf der Universität 1824—27 unter Lachmann's Leitung fortsetzte. Von dem Erfolge dieser Bestrebungen gaben bereits die «Spiritalia theotisca» (Bresl. 1827) und «Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen» (Berl. 1827), von seinem dichterischen Talent seine «Gedichte eines fahrenden Schülers» (Berl. 1828) erfreuliches Zeugniß. Nachdem er 1828—30 in Breslau privatisirt, kehrte er 1831 nach Berlin zurück, wo er seine «Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock» (Berl. 1831) herausgab. Nach mehrern Versuchen, in Preußen eine amtliche Stellung zu gewinnen, folgte er 1833 einem Rufe nach Basel und wurde daselbst 1835 ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur. Nachdem ihm die preuß. Regierung 1836 das Staatsbürgerrecht entzogen, wurde er 1837 durch Ehrengeschenk Bürger von Basel und hier 1854 selbst in den Großen Rath, 1856 in den Stadtrath gewählt. Die Früchte von W.'s literarischer Thätigkeit zu Basel, die sich ebenso wol auf dem Gebiete der Sprachforschung und der Literatur, Sitten- und Kunstgeschichte, als auf dem der Kunstphilosophie, der vergleichenden Mythologie, der Theologie und der Rechtswissenschaft bewegt, bestehen in zahlreichen, zum Theil sehr umfangreichen Aufsätzen in periodischen Schriften, wie in dem von ihm mit Gerlach und Hottinger herausgegebenen «Schweiz. Museum für histor. Wissenschaft» (Bd. 1—3, Zür. und Frauenfeld 1837 fg.), in Haupt's und Hoffmann's «Altdeutschen

Blättern», in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum», in Kurz' und Weissenbach's «Beiträgen zur Geschichte und Literatur» (Aarau 1846), in den von der Historischen Gesellschaft zu Basel veröffentlichten «Beiträgen zur vaterländischen Geschichte», in den «Prot. Monatsblättern» u. s. w. Außerdem veröffentlichte er viele kleinere Schriften, die, wie alle seine Arbeiten, von sorgsamster und gewissenhaftester Forschung wie ausgedehntester Belesenheit zeugen. Unter letztern sind besonders hervorzuheben: «Die altdeutschen Handschriften der basler Universitätsbibliothek» (Bas. 1835); «Ueber die dramatische Poesie» (Bas. 1838); «K. Fr. Drollinger» (Bas. 1841); «Walther von Klingen» (Bas. 1846); «Vocabularius optimus» (Bas. 1847); «Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel» (Bas. 1852); «Die deutsche Glasmalerei» (Lpz. 1855); «Ἔπεα πτερόεντα» (Bas. 1860); «Die Umdeutschung fremder Wörter» (2. Aufl., Bas. 1863); «Die Lebensalter» (Bas. 1862) u. s. w. Den Anschauungen auf einer Reise, die er 1849 durch Frankreich, Spanien und Italien machte, sind «Pompeji» (2. Aufl., Bas. 1851) und «Sevilla» (Bas. 1854) entnommen. Hieran schließt sich noch eine Reihe größerer Werke, wie vor allem das für die Wissenschaft wie für den Unterricht gleich werthvolle «Deutsche Lesebuch» (2 Bde., Bas. 1835—36; 2. Aufl., 3 Bde., Bas. 1839—43; 4. Aufl. des ersten Theils, des Altdeutschen Lesebuchs, 1861); ferner eine Ausgabe des «Schwabenspiegel» (Bd. 1, Zür. 1840); «Altfranz. Lieder und Leiche» (Bas. 1846); «Geschichte der deutschen Literatur» (Bas. 1848), ein Handbuch, das sich von andern ähnlichen Arbeiten durch strengere Objectivität, angemessenere Theilung der Zeiten und des Stoffs, durch organische Einordnung auch der Sprachgeschichte wie Berücksichtigung der sittengeschichtlichen Seiten der Literatur vortheilhaft unterscheidet; das «Altdeutsche Handwörterbuch» (Bas. 1861); in Gemeinschaft mit Max Rieger eine Ausgabe «Walther's von der Vogelweide» (Gies. 1862). Auch eine Sammlung altdeutscher Predigten und Gebete hat W. in Aussicht gestellt. Für die frische Kraft seines poetischen Talents zeugen seine «Neuern Gedichte» (Zür. 1842), seine «Zeitgedichte» (Bas. 1843) und sein «Weinbüchlein» (Lpz. 1845). Mit seinen Freunden A. E. Fröhlich in Aarau und K. R. Hagenbach in Basel gab er die «Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz» (Bas. 1834 und 1840) und die «Alpenrosen» (Aarau und Thun 1837—39) heraus. — Sein älterer Bruder, K. E. **Philipp W.**, früher Oberlehrer an der Erziehungsanstalt eines Schwagers zu Stetten in Würtemberg, dann am Realgymnasium zu Wiesbaden, später Director der Gewerbschule zu Elberfeld und seit einiger Zeit in Dresden privatisirend, machte sich als Schriftsteller bekannt durch seine nach den Versmaßen geordnete «Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen» (Berl. 1832; 3. Abdruck 1843), besonders aber durch «Das deutsche Kirchenlied» (Stuttg. 1841; neue, auf 4 Bde. berechnete Bearbeitung, Bd. 1 und 2, Lpz. 1862—63), eine aus den Quellen zusammengestellte Sammlung der religiösen Lieder der Deutschen von den ältesten Zeiten an bis zu Anfang des 17. Jahrh., und die treffliche «Bibliographie des deutschen Kirchenliedes» (Frankf. 1854). Auch besorgte derselbe neue Ausgaben der geistlichen Lieder Paul Gerhardt's (Stuttg. 1843) und Luther's (Stuttg. 1848).

Wadaï, von den Arabern dieser Gegenden auch Dār Sulayh genannt, einer der mächtigsten Staaten im Sudan, grenzt im Westen an Kanem und Baghirmi, im Norden an das Land der Tebu, im Osten an Darfur. Die Grenzen gegen das südl. Negerland Andōma sind unbekannt. Das Land, etwa 5000 Q.-M. umfassend, ist ziemlich flach und dürr, mit einzelnen kahlen Berggruppen besetzt. Obgleich bereits in der Zone der tropischen Regen gelegen, scheint es doch an perennirenden Wasserläufen zu fehlen. Ein breites Rinnsal, der Bat-Ha, durchzieht das Land von Osten nach Westen und sammelt in der Regenzeit das Gewässer in dem Fittri-Sumpf an der Grenze Baghirmis. Die Flora ist derjenigen des Sudan ähnlich. Hauptnahrungsmittel sind Ducha (Pennisetum typhoideum), Weizen und Reis. Man züchtet ausgezeichnete Kamele, Pferde und Rinder. Die Haupthandelsartikel sind Salz, Kupfer und Sklaven. Zu der einheimischen Negerbevölkerung sind Fulbe und Araber eingewandert. Die herrschende Religion ist der Islam; doch gibt es namentlich im Süden viele Heiden. Das Reich wurde 1715 gegründet; die Regierungsform ist despotisch. Unter Mohammed Saleh wurde im Frühjahr 1856 der Reisende Eduard Vogel (s. d.) in der Hauptstadt Wāra ermordet. Ebenso ließ der Statthalter von Mao, unter der Regierung Ali's, den deutschen Reisenden Moritz von Beurmann 1863 an der Grenze des Landes tödten. Infolge dessen durfte es Gerhard Rohlfs nicht wagen, 1866 das Land zu betreten, um die Papiere und Tagebücher Vogel's zu retten, die überdies sehr wahrscheinlich verbrannt worden sind. Die Hauptstadt Wāra bildet ein Conglomerat von 400 Hütten in einer sandigen, von Felshöhen eingeschlossenen Ebene.

Wade. An der Rückseite des Unterschenkels liegen eine Anzahl den Fuß bewegender Muskeln, deren Gesammtheit mit W. bezeichnet wird. Bei kräftigen, muskulösen Männern treten die Umrisse dieser Muskeln, namentlich wenn diese gespannt sind, stark hervor; bei den Frauen dagegen ist die W., wegen des Fettpolsters unter der Haut, gerundet. — Wadenkrampf heißt die schmerzhafte Zusammenziehung einzelner Muskeln oder Muskelbündel der W. Derselbe tritt theils für sich auf, theils im Gefolge von Krankheiten, z. B. in der Cholera, wo er eins der für den Kranken lästigsten Symptome bildet. Die nähern Ursachen des Wadenkrampfes sind unbekannt, und nur in sehr heftigen Fällen erfordert er eine besondere Behandlung (durch schmerzstillende Mittel).

Wadi, Wady oder Uady, auch Wad, Wed oder Ued, heißt im Arabischen Fluß, aber auch Flußthal und jede nach der Länge ausgedehnte Vertiefung des Bodens, die zur Regenzeit von einem Gießbache bewässert wird. Der arab. Name W. oder Wad für einen Fluß ist im Spanischen in Guadi oder Guad übergegangen und z. B. aus Wad-al-Kebir (d. h. Großer Fluß) Guadalquivir, aus Wadi-Ana (Anas der Alten) Guadiana, aus Wadi-al-Abiad (Weißer Fluß) Guadalaviar entstanden. Mit W. sind sehr viele Benennungen von Flüssen, Thälern, Landschaften und Ortschaften zusammengesetzt, z. B. Wadi-Musa, d. h. Mosesthal, im peträischen Arabien mit den merkwürdigen Ruinen der alten Stadt Petra.

Wadvögel, Sumpf- oder Stelzvögel (Grallatores), bilden eine durch ihre Lebensweise, der die äußere Gestalt vollkommen entspricht, ziemlich scharf gesonderte Ordnung der Vögel. Lange dünne Wadbeine, ein schmaler, meist fettloser Körper, ein langer, sehr beweglicher Hals und ein wenig oder gar nicht gekrümmter langer Schnabel sind die Hauptkennzeichen derselben. Ihre Lebensweise ist sehr einförmig. Beinahe alle nähren sich von Fischen, kleinen Reptilien, Würmern und Wasserinsekten, die sie theils in gravitätischer Haltung am Rande des Wassers stehend erwarten, wie die Reiher, wobei sie eine charnierartige Einrichtung des Kniegelenks zu langem Ausharren in dieser Stellung befähigt, theils mit dem Schnabel aus dem Schlamme aufscheuchen, unter feuchten Blättern hervorziehen oder auf der Oberfläche des Wassers ergreifen. Da die W. selten klein sind, manche sogar Mannshöhe erreichen, können sie, ohne naß zu werden, in seichte Gewässer weit hineingehen. Manche können sogar trefflich schwimmen. Beim Fliegen strecken alle die Beine nach hinten lang aus. In Ermangelung starkgekrümmter Krallen können nur wenige auf Bäumen sitzen, viele aber selbst auf einem Beine stehend schlafen. Ihre Bewegungen sind meist steif und langsam, doch fassen Reiher und Störche ihre Beute blitzschnell durch Hervorschießen des spitzigen, harten Schnabels. Bei den insekten- und würmerfressenden Ibis und Schnepfen ist derselbe weicher und bildet zugleich ein nervenreiches Tastorgan. Wenige W. sind lebhaft gefärbt, wie die Flamingos; ihr Kleid ist meist weiß oder von schmuzigem Aussehen. Ihre Stimme, meist ein mistönendes Geschrei, gab, in der Nacht gehört, zu mancher Fabel Veranlassung. Sie leben fast alle monogamisch, doch kommen unter den Männchen heftige Kämpfe vor. Die Eier sind oft schön bunt gesprenkelt, die Nester höchst kunstlos gebaut. Alle W. sind scheu und vorsichtig, obgleich ohne Spuren höherer Intelligenz. Manche gewöhnen sich an den Menschen, wie der Storch, ohne indeß recht zutraulich zu werden. Durch die Vertilgung schädlicher Reptilien, Würmer und Insekten sind sie nützlich und deshalb zum Theil Gegenstand des religiösen Cultus geworden, z. B. der Ibis in Aegypten. Eßbar ist nur eine kleine Zahl; doch sind die Eier der meisten schmackhaft. Einige geben in ihren schönen Federn einen bedeutenden Handelsartikel ab, wie z. B. der Silberreiher in Ungarn, der Marabustorch in Südafrika. Ihre wesentlichsten Familien sind die Reiher einerseits, die Schnepfen andererseits. Die Hühnerstelzen (Trappen) verbinden sie mit den Hühnern, die Wasserhühner mit den Tauchvögeln.

Waffen, im Altdeutschen Wapen, heißen alle Werkzeuge, deren man sich im Kampfe zum Angriff oder zur Vertheidigung, zur unmittelbaren Beschädigung des Gegners oder zur Deckung des eigenen Körpers bedient. Jene nennt man Trutz-, die letztern Schutzwaffen. Die Trutzwaffen zerfallen wieder in Nahwaffen (jetzt Blanke W. genannt) und Fernwaffen (jetzt ausschließlich Feuerwaffen). Blanke W. sind Hieb- und Stoßwaffen (Lanze, Degen, Säbel, Bajonnet), in älterer Zeit auch Schlagwaffen (Streitäxte u. s. w.). Vor Einführung des Schießpulvers waren zum Ferngefecht üblich Handwaffen (Schleudern, Bogen, Wurfspieße, Armbrüste u. s. w.) und Kriegsmaschinen, wie Ballisten, Katapulten. Diese sind sämmtlich durch die Feuerwaffen verdrängt, welche in Geschützen und Handfeuerwaffen bestehen. Die Schutzwaffen, welche im Mittelalter ihr Uebermaß erreichten, sind seitdem allmählich auf eine gegen den Hieb deckende Kopfbekleidung und den Küraß der nach ihm benannten Reitergattung beschränkt worden. Waffenlehre ist die Wissenschaft von der Anfertigung und dem

Gebrauche der W. Auch die verschiedenen Truppengattungen werden in der Militärsprache «Waffen» genannt. Ueber das Geschichtliche der W. vgl. Meyrick, «Critical inquiry into ancient armours and weapons of war» (3 Bde., Lond. 1824); Galland, «Précis historique sur les armes offensives et défensives depuis leur invention» (Par. 1835); Elgger, «Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart» (Lpz. 1868).

Waffenplatz ist der allgemeine Name eines befestigten Orts, der zur Deckung eines Landstrichs, Sammlung von Truppen und zu ihrer Versorgung mit Waffen, Munition und andern Kriegsbedürfnissen dient, oder auch einen bedeutenden Vorrath von Waffen enthält. Nächstdem bezeichnet man in einer Festung diejenigen Räume als Waffenplätze, in welchen sich die zur Vertheidigung oder auch zu Ausfällen bestimmten Truppen sammeln können, wozu sich vorzugsweise die ein- und ausspringenden Winkel des Gedeckten Wegs eignen. Auch die Esplanade (s. d.) kann als Waffenplatz dienen. Die Parallelen des Angreifers einer Festung erhalten ebenfalls jene Benennung, da auch in ihnen, namentlich in der dritten, die zu Stürmen bestimmten Truppen versammelt werden.

Waffenrecht, gleichbedeutend mit dem Rechte des Kriegs und Friedens, heißt das Hoheitsrecht des Staats, welches in der Anwerbung oder Aushebung von Truppen, der Anlegung von Arsenalen und Befestigungswerken, der Schöpfung einer Kriegsmarine, dem Erlaß und der Handhabung von Kriegsgesetzen, dem Abschluß von Angriffs- und Vertheidigungsbündnissen, dem Ausschreiben von Kriegslieferungen, der Kriegserklärung und dem Auftreten als thätige Kriegspartei zur Geltung gelangt. Noch während des Mittelalters übten dieses Recht in Deutschland nicht blos die unter dem Reiche stehenden Fürsten und Herren sowie die königl. Städte, sondern überhaupt alle diejenigen, welche die erforderlichen Mittel aufzubringen vermochten, schon weil die kaiserl. Gewalt zur Aufrechthaltung des Landfriedens nicht hinreichte und die bewaffnete Selbsthülfe innerhalb des allgemeinen Nothstandes nachgesehen werden mußte. (S. Faustrecht.) Auch der Ewige Landfriede von 1495, welcher alle Fehde bei Strafe der Reichsacht verbot, konnte keine völlige Aenderung herbeiführen, da wenigstens die Territorialherren ihre Kriegshoheit fortbehaupteten und sich dieselbe im Westfälischen Frieden ausdrücklich verbriefen ließen. Nur den Landesunterthänigen blieb die Fehde untersagt, da das W. als nothwendiges Recht der höchsten Gewalt nachgewiesen ward, welches sich kein Unterthan auch nur zum Theil anmaßen dürfe. Innerhalb der Staaten des Norddeutschen Bundes steht gegenwärtig das W. dem Bunde und dem König von Preußen als Bundesfeldherrn zu. — Außerdem bezeichnet man mit dem Namen W. das Recht, Waffen zu tragen, welches von alters her jedem Freien zukam, von dem höhern Bürgerstande bis auf die neuere Zeit fortbehauptet ward, und kein Vorrecht des Adels bildete, wie man zuweilen angegeben findet. Nur Unfreie, solange es deren gab, und die aus ihnen zum Theil hervorgegangenen Klassen, die Bauern und Handarbeiter, waren in der Weise davon ausgeschlossen, daß sie blos Vertheidigungswerkzeuge, nicht aber die eigentliche Wehr des Freien, den Degen führen durften. Der zum Waffentragen Berechtigte konnte auch ein Wappen annehmen oder auf sein Schild setzen, und daher sind waffenfähig und siegelmäßig für die Eigenschaft des freien, nicht von niedriger Arbeit lebenden Mannes im wesentlichen gleichbedeutend. Nach dem Aufkommen der gefürchteten Feuergewehre wurde deren Erwerbung vielfach eingeschränkt und in manchen Staaten nur Adelichen, größern Grundeigenthümern, höhern Beamten und andern Vertrauenspersonen gestattet. Insgemein ist auch die Führung von verborgenen Waffen, wie Stockdegen, untersagt. Polizeivorschriften und die Sitte haben zuletzt dem bewaffneten Einhergehen von Nichtmilitärs ein Ende gemacht; doch bildet der Degen noch immer einen Bestandtheil der Ceremonienkleidung. Mit dem W., welches die äußerste Partei 1848 vergeblich in Anspruch nahm, sollte weniger der alte Brauch für berechtigt erklärt als vielmehr eine allgemeine Volksbewaffnung erlangt werden.

Waffenstillstand heißt der Vertrag zwischen kriegführenden Theilen, kraft dessen die Feindseligkeiten auf eine bestimmte Zeit oder bis zu erfolgender Aufkündigung eingestellt werden. Der W. kann ein allgemeiner sein, welcher auf dem ganzen Kriegsschauplatze gilt. Dieser kann nur von den kriegführenden Regierungen geschlossen werden und erlangt erst durch die Ratification vollkommene Gültigkeit. Er kann aber auch nur ein partieller sein, von den obersten Befehlshabern einzelner Corps geschlossen; dieser bedarf der Ratification nicht, kann aber von der Regierung gemisbilligt und aufgehoben werden. Nach Annahme des W. kommen beide Gegner über die zu nehmenden Stellungen überein, welche gewöhnlich durch eine Demarcationslinie getrennt werden. Der W. findet häufig auch nur auf wenige Stunden statt, um die Todten zu begraben, Verwundete fortzuschaffen oder Gefangene auszuwechseln; ebenso während des Parla-

mentirens. Ein Bruch des W. wird als eine Verletzung des Völkerrechts betrachtet. Indessen brauchen unter Umständen einzelne Befehlshaber, insbesondere Festungscommandanten, sich dem W., der etwa die Uebergabe der Festung oder die Kriegsgefangenschaft bedingt, nicht zu unterwerfen, wie das ein Theil der österr. Armee bei der Capitulation von Ulm that. Sie handeln aber dann auf eigene Verantwortung. Dem förmlichen W. geht zuweilen noch eine kurze Waffenruhe voraus, wie es 1866 in Böhmen geschah. Wird nach Ablauf derselben kein W. geschlossen, so beginnen die Feindseligkeiten wieder ohne besondere Aufkündigung. Dies kann auch geschehen, wenn ein W. auf bestimmte Zeit geschlossen ist. Sind gewisse Bedingungen verabredet, z. B. daß während der Zeit mit den Arbeiten zur Gegenwehr oder zum Angriff eingehalten werde, so gibt jedes Dagegenhandeln dem andern Theile das Recht, die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Ein allgemeiner W. ist gewöhnlich der Vorläufer des Friedens.

Wage nennt man im allgemeinen jedes Instrument, welches dazu dient, das Gewicht eines Körpers zu messen. Die meisten derselben beruhen auf dem Princip des Hebels, und zwar des zweiarmigen. Die einfachste und gewöhnlichste W. ist die gleicharmige, gemeine oder Krämerwage. Der Haupttheil derselben ist der sog. Wagebalken, ein gleicharmiger Hebel, welcher im Gleichgewicht und horizontal gerichtet ist, sobald die an beiden Armen hängenden Lasten gleich sind. Derselbe ruht bei bessern W. in der Regel auf einer verticalen Säule, die in ihrer Verlängerung einen getheilten Bogen trägt. Vor dem letztern bewegt sich die lothrecht auf die Mitte des Wagebalkens befestigte Zunge oder der Zeiger, der auf den Nullpunkt der Theilung bei horizontalem Stande des Wagebalkens zeigt, durch seine Abweichung hiervon aber auch ein sehr kleines Uebergewicht erkennen und schätzen läßt. Von jedem Arme des Balkens hängt eine Schale herab, um in eine den zu wägenden Gegenstand, in die andere das Gewicht legen zu können: beide Schalen müssen gleichschwer sein und sich auch unbelastet das Gleichgewicht halten. Nach ihren verschiedenen Anwendungen heißt die Krämerwage wieder chemische W. (zu chem. Analysen, besonders fein gearbeitet, oft mit eigenthümlichen Nebeneinrichtungen versehen), Goldwage, Probirwage, hydrostatische Wage u. s. w. Die sog. Schnellwage oder Römische W. ist ein ungleichartiger Hebel und gewährt namentlich den Vortheil, daß man verschiedene Gegenstände mit einem und demselben Gewicht abwägen kann, welches sich am längern Hebelarm verschieben läßt und daher Laufgewicht genannt wird; ferner daß man einen schweren Gegenstand mit einem viel leichtern Gewicht abwägen kann; außerdem aber auch den, daß man, wie schon der Name andeutet, damit schneller wägen kann. Die gewöhnlichen Schnellwagen dienen zugleich zum Abwägen größerer und kleinerer Lasten und haben daher zwei ungleiche Abtheilungen des Wagebalkens. Die dänische Schnellwage unterscheidet sich von der gewöhnlichen dadurch, daß der Unterstützungspunkt des Wagebalkens veränderlich ist, während Wagschale und Gewicht ihre Stelle an demselben nicht verändern. In neuerer Zeit bedient man sich zum Abwägen großer Lasten fast gar nicht mehr der Schnellwagen, sondern der zusammengesetzten W., die aus einer Verbindung mehrerer Hebel bestehen und im allgemeinen Brückenwagen genannt werden. Hier ist das Gewicht für jede abzuwägende Last ein anderes und das Verhältniß zwischen Gewicht und Last ein- für allemal bekannt. Bei den meisten derselben ist das Gewicht des abzuwägenden Gegenstandes gerade zehnmal so groß als das Gewicht, welches jenem das Gleichgewicht hält, weshalb diese W. auch Decimalwagen heißen. Zum Wägen sehr großer Lasten (z. B. beladener Fuhrwerke) gebraucht man Centesimalwagen, bei denen das Verhältniß zwischen Gewicht und Last wie 1 zu 100 ist. Auf dem Princip des Winkelhebels beruhen die Zeigerwagen, die sich durch ihre große Bequemlichkeit auszeichnen, indem sie das gesuchte Gewicht unmittelbar abzulesen gestatten. Auf der Elasticität von Federn beruhen die verschiedenen Federwagen, die zwar sehr bequem sind, aber keine große Genauigkeit gewähren; zu ihnen gehört auch eine Art der Dynamometer (s. d.), namentlich jenes von Regnier. Die Senkwagen oder Aräometer (s. d.), welche hauptsächlich zur Bestimmung des specifischen Gewichts dienen, beruhen auf dem hydrostatischen Gesetz in Betreff des Verhaltens von Körpern, die in Flüssigkeiten eingetaucht sind. Die Wasserwage (s. d.) und Setzwage, die nur uneigentlich den Namen W. führen, gehören nicht hierher; ebenso wenig die Drehwage und die elektrischen Wagen Coulomb's und Becquerel's.

Wagen, als Räderfuhrwerke, gab es schon in frühester Zeit in mannichfachen Gestalten und zu verschiedenen Zwecken. In den Resten der Pfahlbauten aus der Bronzezeit, besonders in den italienischen der Emilia, wurden Räder und andere Bestandtheile primitiver W. entdeckt. Die Ueberlieferung weist die ersten in Aegypten nach, und in Griechenland soll Erichthonius, ein mythischer König von Athen, den Gebrauch derselben eingeführt haben, indem er bei den Pana-

thenäischen Spielen zuerst mit einem Viergespann erschien, weshalb er auch von Jupiter als Fuhrmann unter die Gestirne versetzt wurde. Ursprünglich hatten die W. wol nur zwei Räder, die theils aus Speichen bestanden, theils voll waren und Scheiben bildeten; die Erfindung der vierräderigen W. wird den Phrygiern zuerkannt. Streitwagen waren schon im heroischen Zeitalter üblich und werden von Homer ziemlich genau beschrieben. Sie bestanden aus zwei Rädern mit eiserner oder eherner Achse, aus deren Mitte die Deichsel hervorragte. Darauf ruhte der runde Wagenstuhl, der auf der hintern Seite zum bequemern Ein- und Aussteigen offen war und in Riemen hing. Meist waren sie mit zwei, seltener mit drei Pferden bespannt. Auf dem W. selbst standen zwei Krieger, der eine mit einer langen Lanze bewaffnet, der andere den W. lenkend. Später finden sich auch bei den Belgiern, Galliern und Britanniern ähnliche W. Die Sichelwagen (bei den Römern currus falcati), die vorzüglich von den Persern und Syrern angewendet wurden und durch Theseus der Sage nach in Griechenland und so allmählich auch bei andern Nationen Eingang erhielten, waren mit langen Stangen versehen, die eiserne Spitzen trugen, und ebenso ragten an dem Joche der bepanzerten Pferde lange eherne Stacheln, an den Seiten der W. und unterwärts sichelähnliche Instrumente hervor. Für den Landbau hatte namentlich bei den Römern der von Rindern gezogene Lastwagen (plaustrum) statt der Räder mit Speichen zwei, bisweilen auch vier starke Scheiben, mit eisernen Reifen umlegt und an den Achsen befestigt, die mit ihnen sich umdrehten, dergleichen man noch jetzt im untern Italien antrifft. Uebrigens gab es auch schon bei den Morgenländern, besonders für Frauen und Kinder, bedeckte Reisewagen, die meist prächtig verziert und mit Decken oder Teppichen behängt waren. Doch dauerte es lange, ehe der W. zum Gegenstand des Luxus erhoben wurde, da man das Tragen mit der Sänfte und das Reiten als bequemer und anständiger vorzog. Gewiß ist, daß die dichterische Phantasie und Kunst der Alten gerade bei der Beschreibung und Darstellung dieses Gegenstandes, z. B. des Luftwagens des Triptolemus mit geflügelten Drachen, des mit Schwänen bespannten W. des Apollo, des Sonnenwagens u. s. w., Ausschmückungen sich erlaubt hat, und daß man hieraus nicht auf die Wirklichkeit schließen darf. Die meiste Pracht erhielten die W. bei den Römern, wozu die öffentlichen Spiele, die feierlichen Aufzüge bei den Triumphen und andere Festlichkeiten die nächste Veranlassung boten. Ebenso trifft man bei diesen, je nach der Verwendung für festliche Gebräuche, zum Reisen, zum Wettrennen und Kriege sowie zum Fortschaffen von Lasten, die verschiedensten Arten von W. an. In der Landwirthschaft unterscheidet man gegenwärtig den Rüst-, Ernte-, Dünger- und Marktwagen. Die Achsen sind entweder von hartem Holz oder von Eisen; die eisernen Achsen verursachen weniger Friction als die hölzernen, sind aber nur noch in Gebirgsgegenden in Gebrauch. Die heutigen Personenwagen, die Kutschen mit ihren vielen Arten, unterscheiden sich von dem gewöhnlichen W. dadurch, daß der Kasten nicht unmittelbar auf den Achsen ruht, sondern zur Vermeidung des Stoßens auf Druckfedern steht oder in Riemen hängt. Die Kutschen sind eine Erfindung des 16. Jahrh. und wurden anfangs nur von fürstl. Personen gebraucht. Vgl. Witte, «Die regelrechte Fahrkunst» (Berl. 1857); Heim, «Theorie der Räderfuhrwerke» (Cannstadt 1855).

Wagenaar (Jan), bedeutender holländ. Geschichtschreiber, geb. 31. Oct. 1709 zu Amsterdam, hatte sich zwar dem Handelsstande gewidmet, bewies aber stets einen großen Hang zu wissenschaftlichen Beschäftigungen, erlernte daher mit angestrengtem Eifer die lat. und mehrere neuere Sprachen und machte vorzugsweise die histor. Studien zur Aufgabe seines Lebens. Er starb 1. März 1773 als Rathsschreiber seiner Vaterstadt. Sein berühmtestes Werk ist «De vaderlandsche historie vervattende de geschiedenissen der vereenigde Nederlanden» (21 Bde., Amsterd. 1749—60; deutsch von Toze, 8 Bde., Lpz. 1756), die bis 1751 reicht. Um die Fortsetzung desselben, «Vervolg van Wagenaar Vaderlandsche historie» (48 Bde., Amsterd. 1788—1810), welche die Geschichte Hollands von 1776—1802 enthält, mit dem Hauptwerke zu einem Ganzen zu verbinden, erschienen noch Band 22—24 (Amsterd. 1789 fg.), worin die Geschichte von 1751—74 enthalten ist. Einen nicht geringern Werth haben seine «Schilderung der Vereinigten Staaten der Niederlande» (12 Bde., Amsterd. 1739) und die «Beschreibung von Amsterdam (3 Bde., Amsterd. 1760). Bei allen Fehlern in Stoff und Form und dem sichtbaren Mangel an Pragmatismus sind diese Leistungen noch immer von Wichtigkeit, da W. im ganzen mit großer Treue und Einfachheit erzählt und nur in Hinsicht der oranischen Partei befangen ist.

Wagenburg wird eine Anzahl Fuhrwerke genannt, welche auf einem Platze zur Beschützung eines freigelassenen innern Raums zusammengefahren und unter sich auch wol mit Ketten u. s. w. verbunden werden. Sie unterscheidet sich durch den Zweck der Vertheidigung vom Park (s. d.) und ist eher zu den Barrikaden zu rechnen. In frühern Zeiten gewährte die W. einen guten

Schutz gegen Cavalerieangriffe. Man findet sie schon in den Kriegen der Cimbern gegen die Römer und im Mittelalter vorzüglich häufig von den Hussiten angewendet. Jetzt kommen sie nicht mehr vor, weil sie nicht gegen Artilleriefeuer schützen und leicht in Brand gesteckt werden können.

Wagener (Friedr. Wilh. Herm.), bekannt als Führer der conservativen Partei in Preußen, geb. 8. März 1815 zu Segelitz im brandenb. Kreise Neuruppin, wo sein Vater Geistlicher war, erhielt seine Gymnasialbildung 1827—35 zu Salzwedel und widmete sich dann bis 1838 zu Berlin jurist. und kameralistischen Studien. Nachdem er erst als Auscultator in Guben, dann als Referendar in Frankfurt a. d. O. die Beamtenlaufbahn betreten, erhielt er 1843 durch den Grafen Stollberg eine Anstellung bei den Meliorationsanlagen in Preußen, bei denen er unter dem vormaligen Oberpräsidenten von Pommern, Freiherrn Senfft von Pilsach, bis 1847 arbeitete, worauf er als Consistorialassessor nach Magdeburg kam. Da er sich den liberalen Strömungen der damaligen Zeit abhold zeigte, wurde er unter dem Ministerium Schwerin 1848 zum Austritt aus dem Staatsdienst veranlaßt. Die Führer der conservativen Partei übertrugen ihm nun die Gründung und Leitung eines neuen Organs, der «Neuen preuß. Zeitung» (Kreuzzeitung), welche Aufgabe er unter den heftigsten Parteikämpfen mit Muth und bedeutendem Erfolge durchführte. 1854 legte er jedoch die Oberleitung dieses einflußreichen Parteiorgans nieder, und 1856 trat er auch aus seiner Stellung als Rechtsanwalt beim Obertribunal mit dem Titel als Justizrath zurück. Seitdem widmete er sich als Abgeordneter der Kreise Belgard-Schievelbein-Neustettin ganz der parlamentarischen Thätigkeit und machte sich im preuß. Abgeordnetenhause als geschickter Führer der conservativen Partei und energischer Vertreter der conservativen Interessen geltend. In dem norddeutschen Reichstage, dem er seit dessen Constituirung angehörte, vertheidigte er mit Entschiedenheit die neue Verfassung. Inzwischen war er im Frühjahr 1866 zum Geh. Regierungs- und vortragenden Rathe im Staatsministerium berufen worden. Unter W.'s literarischen Leistungen ist vor allem das von ihm herausgegebene «Staats- und Gesellschaftslexikon» (23 Bde., Berl. 1858—67; Supplement, 1868) hervorzuheben, eine populäre Encyklopädie, welche die Tendenzen seiner Partei oft in schroffster Weise vertritt, aber auch eine große Anzahl werthvoller wissenschaftlicher und kritischer Artikel enthält.

Wagenwinde nennt man eine Maschine, welche zunächst dazu bestimmt ist, die großen beladenen Frachtwagen insoweit zu heben, daß man die Räder von den Achsen abziehen und letztere schmieren kann. Eine solche W. besteht aus einem starken hölzernen Klotz, in welchem sich eine eiserne Zahnstange auf und nieder bewegen kann, oben mit einer horizontal drehbaren Krücke versehen, welche unter die zu hebende Last gebracht wird. Am obern Ende des Klotzes ist ein eiserner Aufsatz, in welchem das Triebwerk liegt. Dies besteht zunächst aus einem Getriebe, welches, in die Zahnstange greifend, diese nach Befinden hebt oder senkt. An der Achse dieses Getriebes ist ein Zahnrad, und dieses wird durch das zweite Getriebe bewegt, an dessen Achse sich die Kurbel zum Drehen befindet. Man kann mit dieser Winde eine sehr große Gewalt ausüben, indessen muß dieselbe sehr dauerhaft gemacht sein, weshalb dafür sonst eine eigene Zunft, die Windenmacher, bestand. Die englische W. hat eine veränderte Construction. Statt der Zahnstange ist hier eine starke Schraubenspindel angebracht, welche die Krücke trägt. Die Mutter zu dieser Spindel ist in dem Deckel des Windekastens befestigt und dieser selbst ist beweglich, an seinem Umfange gezahnt und wird mittels einer Kurbel, an welcher sich eine Schraube ohne Ende befindet, um die Spindel gedreht, welche sich also nach Befinden heben oder senken muß, sobald die Kurbel bewegt wird. Die große Kraft, welche man mittels der W. hervorzubringen im Stande ist, hat auch darauf hingeführt, dieselbe zum Heben großer Lasten, Steine u. s. w. zu gebrauchen, und dann befindet sich, da diese Lasten meist tief liegen, auch am untern Ende der Zahnstange oder Schraubenspindel eine Klaue, welche unter die Last greift und sie so hebt. Auch beim Aufschrauben der Dachstühle, beim Versetzen ganzer Gebäude u. s. w. wendet man Winden an, die der W. ähnlich, nur noch stärker gebaut sind.

Wagerecht, s. Horizontal.

Waghäusel, Ortschaft im bad. Kreise Karlsruhe, $^3/_8$ M. nordöstlich von der Bezirksstadt Philippsburg am Rhein, an der Heerstraße von Manheim nach Karlsruhe, ehemals den Bischöfen von Speier gehörig, die hier ein Lustschloß besaßen, hat eine besuchte Wallfahrtskirche des säcularisirten Kapuzinerklosters, in dessen Gebäuden seit 1837 eine Actienrübenzuckerfabrik, eine der bedeutendsten des Zollvereins, besteht (1861 wurden 893358 Ctr. Rüben verarbeitet) und ist durch die hier und bei dem $^1/_2$ M. südlicher gelegenen Dorfe Wiesenthal (mit 2000 E., einer Glockengießerei und Ziegelei) 21. Juni 1849 zwischen den Preußen und der Revolutions-

armee gelieferten Treffen, welche dem bad. Aufstande ein Ende machten, historisch denkwürdig geworden. Die preuß. Vorhut, aus der Division Hanneken bestehend, war am Morgen über den Rhein gegangen und bis W. vorgerückt, wurde aber von der Uebermacht der Insurgenten unter Mieroslawski mit Verlust nach Philippsburg zurückgedrängt. Allein wenige Stunden später warf die Division Brun die Aufständischen bei Wiesenthal hauptsächlich durch den Reiterangriff des 9. preuß. Husarenregiments rasch bis zur wilden Flucht. Auf dem Kirchhof von Wiesenthal haben die Husaren ihren hier gefallenen Kameraden ein Denkmal errichtet.

Wagner (Ernst), Romanschriftsteller, geb. 2. Febr. 1769, war der Sohn eines Landgeistlichen zu Roßdorf in Sachsen-Meiningen. Die gründlichen Kenntnisse des Vaters und die mit Fleiß verbundene Fassungskraft des Sohnes ersetzten den Mangel eines regelmäßigen Schulunterrichts, zu welchem die Mittel fehlten. Nach seiner Rückkunft von der Universität zu Jena, wo er sich der Rechtswissenschaft gewidmet, wurde er Gerichtsactuar und zugleich Verwalter auf dem Rittergute des Freiherrn von Wechmar zu Roßdorf. Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen für sich und seine Familie führte ihn 1803 auf die Schriftstellerlaufbahn. In dieser Zeit war Jean Paul bei seinem Aufenthalte in Meiningen auf W. aufmerksam geworden und hatte ihn dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen empfohlen, der W. zum Cabinetssecretär ernannte. Der Herzog starb zwar kurz darauf. Doch die Witwe desselben erfüllte das Versprechen des Verstorbenen, und W. zog unter sehr angenehmen Bedingungen 1804 nach Meiningen, wo ihm nun Muße wurde, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Seine erste größere Dichtung war der Roman «Wilibald's Ansichten des Lebens» (2 Bde., Meining. 1805; 3. Aufl., 1821), worin er ein sehr gelungenes Gemälde lieferte. Hieran schlossen sich «Die reisenden Maler» (2 Bde., Lpz. 1806); «Die Reisen aus der Fremde in die Heimat» (2 Bde., Hildburgh. 1808—10); «Isidora» (3 Bde., Tüb. 1812); «Das histor. A-b-c eines 40jährigen Fibelschützen» (Hildburgh. 1810), als ein Anhang zu den «Reisenden Malern», mit einer Vorrede von Jean Paul. Wiewol in seinen Leistungen das Gemüthliche vorzuherrschen scheint, läßt doch der tiefere Blick bald die reiche, schöpferische Phantasie und eine feine Welt- und Menschenkenntniß wahrnehmen. Unverkennbar ist in W.'s Schriften der Einfluß Jean Paul's, der jedoch ihre Eigenthümlichkeit nicht beeinträchtigt, sondern auf selbständige Weise verarbeitet ist. W. lebte nicht lange genug, um den Reichthum seines edeln Geistes nach allen Seiten hin vollständig zu entfalten. Er starb 28. Febr. 1812. Eine Sammlung seiner Schriften erschien nach seinem Tode (12 Bde., Lpz. 1827—29; 3. Aufl., 1854 fg.). Vgl. Mosengeil, «Briefe über den Dichter Ernst W.» (Schmalkald. 1826).

Wagner (Gottlob Heinr. Adolf), deutscher Schriftsteller, besonders bekannt als Uebersetzer, geb. zu Leipzig 1774, erhielt seine Bildung auf der Thomasschule und seit 1792 auf der Universität daselbst. Mehr als von der Theologie, der er zunächst bestimmt war, fühlte er sich von dem Studium der Philologie und Philosophie angezogen. Nach dem Tode seines Vaters folgte er ganz seiner Neigung zu einem unabhängigen literarischen Leben und ging 1798 nach Jena, wo Fichte, Schelling, die beiden Schlegel und Steffens auf seine geistige Richtung einwirkten. Nach Fichte's Entlassung kehrte er nach Leipzig zurück und setzte hier seine literarischen Studien und schriftstellerischen Arbeiten fort. In Jena hatte er auch an J. A. Kanne einen Freund gewonnen, und seine Vorliebe für Etymologie und Sprachvergleichung, die später zuweilen das Maß überschritt, mag zuerst durch diese Verbindung angeregt worden sein. In Leipzig schloß er sich insbesondere an A. Apel an. Der Reichthum seines Geistes läßt sich nach seinen schriftstellerischen Leistungen nicht vollständig beurtheilen, da die Zahl seiner selbständigen Arbeiten nicht groß ist. Zu ihnen gehören «Zwei Epochen der modernen Poesie, dargestellt in Dante, Petrarca, Boccaccio, Goethe, Schiller und Wieland» (Lpz. 1806) und «Theater und Publikum» (Lpz. 1826). Auch lieferte er die Lebensbeschreibungen der Reformatoren Zwingli, Wicliffe, Erasmus, Hutten, Hieronymus von Prag und Oekolampadius (6 Bde., Lpz. 1800—4). Seine zahlreichen Uebersetzungen sind fast ohne Ausnahme Werke des gewissenhaftesten Fleißes, wenn ihnen auch der Vorwurf gemacht werden muß, daß sich in ihnen die Eigenthümlichkeit des Uebersetzers oft allzu sehr geltend macht. Als die bedeutendsten derselben sind anzuführen: Coxe's «Geschichte des Hauses Oesterreich», in Verbindung mit Dippold (4 Bde., Lpz. 1817), Lanzi's «Geschichte der Malerei», in Verbindung mit Quandt (3 Bde., Lpz. 1830—33) und Murray's Werk «Zum europ. Sprachenbau» (2 Bde., Lpz. 1825). Von seinen poetischen Uebertragungen verdient die von Byron's «Manfred» (Lpz. 1819) Auszeichnung. Als gründlichen Kenner der neuern Sprachen zeigte er sich in seinem «Lehrbuch der ital. Sprache» (Lpz. 1819) und bei Besorgung der zwölften Ausgabe des engl. Wörterbuchs von Fahrenkrüger (Jena 1822) sowie

in seinem «Parnasso italiano» (Lpz. 1826), für dessen Fortsetzung er den «Orlando innamorato» des Bojardo besorgte (Lpz. 1834). Ein anderes Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe der ital. Schriften des Giordano Bruno (2 Bde., Lpz. 1832). Er starb 1. Aug. 1835 in dem Hause des ihm befreundeten Grafen Hohenthal zu Großstädteln bei Leipzig. — Seine Gattin, als talentvolle Schriftstellerin unter dem Namen Adolphine bekannt, veröffentlichte unter anderm «Lotosblätter. Drei Novellen» (Lpz. 1835), «Ideal und Wirklichkeit» (Lpz. 1838), «Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen» (Lpz. 1844) und als Fortsetzung «Neue Märchen und Erzählungen u. s. w.» (Lpz. 1846).

Wagner (Joh. Jakob), Philosoph, geb. zu Ulm 21. Jan. 1775, studirte in Jena und Göttingen zu einer Zeit, wo Fichte und Schelling die durch Kant begonnene Revolution im Gebiete der Philosophie fortführten. Dennoch zeigten seine ersten Schriften mehr den Einfluß der Kant'schen und Platonischen als der Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie. Sein Studium der Schelling'schen Schriften bekunden zuerst die Schriften «Theorie der Wärme und des Lichts» (Lpz. 1802); «Von der Natur der Dinge» (Lpz. 1803); «Versuch über das Lebensprincip» (Lpz. 1803); «System der Idealphilosophie» (Lpz. 1804). Gleichzeitig gab er eine Philosophie der Erziehungskunst» (Lpz. 1802) in platonischer Manier heraus. Schon während der Ausarbeitung der «Idealphilosophie» hatte er sich mit der Schelling'schen Philosophie immer mehr entzweit, die er später als eine chaotische Mischung von unreifer Empirie mit unreifer Speculation bezeichnete. W. hatte inzwischen in Jena, Göttingen und Heidelberg als Privatdocent gelehrt und eine ordentliche Professur der Philosophie zu Würzburg erhalten, welche Stellung er später eine Zeit lang aufgab, um sie dann 1815 von neuem einzunehmen. An seine obigen Schriften schlossen sich an: «Grundriß der Staatswissenschaft» (Lpz. 1805); «Von der Philosophie und der Medicin» (Bamb. 1805); «Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der Alten Welt» (Frankf. 1809); eine «Theodicee» (Bamb. 1809), in Form platonischer Dialogen. Seine Idee, die Mathematik in Philosophie aufzulösen und dadurch den Typus einer allgemeinen Constructionslehre und Heuristik zu gewinnen, suchte er in der Schrift «Mathematische Philosophie» (Erlang. 1811) auszuführen. Hierauf gab er, um seine auf einem viergliederigen Schema beruhende Construction an einem Beispiele darzulegen, die Schrift «Der Staat» (Würzb. 1815) heraus, in welcher er den Staat nach platonischer Anschauungsweise als eine Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts zur Cultur, und die alten Priestercollegien als die frühesten Erzieher der Menschheit schilderte. Als die reifste Frucht seiner wissenschaftlichen Studien betrachtete er selbst das «Organon der menschlichen Erkenntniß» (Erlang. 1830), in welchem die Methode der tetradischen Construction zu derjenigen Vollendung gediehen, daß in der Zurückführung der Form der Erkenntniß auf das ewige Gesetz der Welt zugleich das Mittel gegeben sei, jeglichen Vorstellungsinhalt durch die Macht der Form in Wissenschaft zu verwandeln. Diese tetradische Construction bestand ihrem allgemeinen Grundgedanken nach darin, daß das Leben als das über dem Realen und Idealen stehende Wesen sich in die Form der endlichen Dinge um- und aus ihr wieder zurückbilde. Dadurch entstanden die Begriffe des Gegensatzes und der Vermittelung, sodaß die Begriffe Wesen, Gegensatz, Vermittelung, Form das allgemeine Schema des Weltgesetzes darboten. Zuletzt schrieb er noch ein «System der Privatökonomie» (Aarau 1836). Trotz der Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung, durch welche seine Kathedervorträge auf eine stets große Zuhörerschaft höchst anregend wirkten, sodaß er hierin in Würzburg mit Schelling vollkommen wetteiferte, hat er doch niemals eine eigene Schule gebildet. Er starb, nachdem er 1834 plötzlich in Ruhestand versetzt worden, zu Ulm 22. Nov. 1841. Vgl. Rabus, «Joh. Jakob W.'s Leben, Lehre und Bedeutung» (Nürnb. 1862).

Wagner (Joh. Martin von), namhafter Bildhauer, geb. 1777 in Würzburg als Sohn des dortigen Hofbildhauers Johann Peter Alexander W. (geb. 1730 zu Obertheres in Franken, gest. zu Würzburg 1809), wendete sich von den Universitätsstudien der Malerei und Sculptur zu und gewann 1802 an der wiener Akademie den ersten Preis im histor. Zeichnen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris lebte er von 1804 an in Rom. In diese erste Zeit fallen seine Gemälde «Der Rath der griech. Helden vor Troja» und «Orpheus in der Unterwelt»; auch setzte er seine plastischen Studien fort. Seit 1810 von dem Kronprinzen Ludwig von Baiern mit dem Ankauf von Antiken beauftragt, gelang es ihm, die berühmten äginetischen Sculpturen für München zu erwerben. Er half auch Thorwaldsen bei der Restauration derselben. Später erwarb W. für die Glyptothek auch den Barberini'schen Faun, die Minerva Ergane u. a. Seinen Ruhm als Künstler begründete er durch selbständige Werke. Der Entwurf eines Frieses

nach Schiller's «Eleusinischem Feste» bewog 1821 den Kronprinzen Ludwig, bei W. den Centauren- und Lapithenkampf als Relief für die münchner Reitschule zu bestellen. W. modellirte den Entwurf in halber Größe, der dann an Ort und Stelle in Stein ausgeführt wurde. 1822 folgte die Bestellung des 292 F. langen Frieses für das Innere der Walhalla, welcher den Künstler mehr als 12 J. beschäftigte und erst 1839 vollständig aufgesetzt war. Während dieser Zeit war W. zugleich mit dem Ankauf und der mühsamen Restauration antiker Vasen, namentlich aus Vulci, beschäftigt, die jetzt die herrliche münchner Vasensammlung ausmachen. München besuchte er im Herbst 1841, um daselbst die Anticaglien zu ordnen. Bei der Gelegenheit wurde er an Dilli's Stelle zum Centralgemäldegalerie-Director ernannt, von welchem Amte ihn indeß auf seine Bitte der König schon nach wenigen Wochen wieder entbinden mußte, da er die Sehnsucht nach Rom nicht überwinden konnte. Er kehrte schon nach einmonatlichem Aufenthalte dorthin zurück, wo er die dem Könige von Baiern gehörende Villa di Malta bewohnte. Er schuf nun als sein letztes größeres Werk eine Reihe plastischer Entwürfe zur Ausschmückung des neuen Siegesthors in München, die Kreise Baierns in Medaillons enthaltend, sodann an den Seiten Kämpfe zwischen Reitern und Fußvolk und oben auf der Attika sechs Victorien und die Bavaria auf einer von vier Löwen gezogenen Quadriga. Diese Modelle wurden in verschiedenen Werkstätten Münchens ausgeführt, das ganze Thor aber im Herbst 1850 dem Verkehre übergeben. W. starb 8. Aug. 1858. Seine Auffassung geht durchaus von der antik griechischen aus, deren Geist und Geschichte er trefflich kannte, und in deren Empfindungsweise er sich eingelebt hatte. Seine Persönlichkeit war kernhaft, derb und eigenthümlich, sein Kunsturtheil rasch und entschieden.

Wagner (Joseph), deutscher Schauspieler, geb. 15. März 1818 zu Wien, sollte nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studiren. Aus Neigung wandte er sich jedoch 1835 dem Theater zu und erhielt durch Vermittelung Holtei's ein Engagement an den damals vereinigten Theatern in der Josephstadt und zu Baden. Nach anderthalb Jahren wandte sich W. nach Prag, wo er zwar ein Engagement antrat, aber keine ihm zusagende Beschäftigung fand. Er ging deshalb schon nach einem Jahre nach Presburg, dann nach Pesth. Zu Pesth lernte er den Schauspieler Heinrich Marr kennen, der ihn an das Stadttheater nach Leipzig zog. Seit April 1845 wirkte er hier unter steigendem Beifall des Publikums und begründete seinen Ruf als vorzüglicher Darsteller im Fache der Helden und Liebhaber. Von Leipzig aus gastirte W. in Hamburg, Weimar, auf dem Hofburgtheater zu Wien und am Hoftheater zu Berlin. 1848 folgte er einem Rufe Küstner's zu einem lebenslänglichen Engagement nach Berlin, wo er sich 16. Oct. 1849 mit Bertha Unzelmann (s. d.), einer geachteten dramatischen Künstlerin, verheirathete. Beide Gatten erhielten noch in demselben Jahre eine ihnen zusagende Stellung am Burgtheater zu Wien angetragen, und W. suchte deshalb in Berlin um seine Entlassung nach, die ihm auch bewilligt wurde. Im Mai 1850 siedelte er nach Wien über, wo er seitdem gemeinschaftlich mit seiner Gattin wirkte, bis letztere 1854 von der Bühne schied. W. gehört zu den Zierden des wiener Hofburgtheaters und überhaupt zu den tüchtigsten und geachtetsten Künstlern in seinem Fach.

Wagner (Richard), einer der bedeutendsten Componisten der Gegenwart, geb. 22. Mai 1813 zu Leipzig, wo sein Vater städtischer Beamter war, bereitete sich erst auf der Kreuzschule zu Dresden, dann auf der Thomasschule zu Leipzig für das akademische Studium vor. Bei seiner großen Neigung für Musik, der er sich schon mit Erfolg auf dem Gymnasium, besonders unter Weinlig's Anleitung, gewidmet hatte, besuchte er die Universität selbst nur kurze Zeit und widmete sich ausschließlich seinen musikalischen Lieblingsstudien. W. wirkte 1836 als Kapellmeister am Theater zu Magdeburg, ging hierauf nach Königsberg, wo er sich verheirathete, und dann, nach kurzem Aufenthalte in Dresden, als Orchesterdirigent zur Holtei'schen Bühne nach Riga, wo er im Sommer 1838 seinen «Rienzi» begann. Von Riga reiste er über London nach Paris, wo er unter mancherlei Sorgen und Entbehrungen 1841 den «Rienzi» und den «Fliegenden Holländer» vollendete. Zur letztern Oper hatte ihm ein Seesturm, den er auf der Reise erlebte, die Idee gegeben. Im Frühjahr 1842 nach Dresden zurückgekehrt, gelang es ihm dort im Oct. den «Rienzi» zur Aufführung zu bringen, was seine Ernennung zum Kapellmeister zur Folge hatte. In Dresden schrieb W. unter anderm die Ouverture zu Goethe's «Faust», 1844 den «Gruß seiner Treuen an Friedrich August den Geliebten», 1845 das «Liebesmahl der Apostel». Auch erschien auf der dortigen Bühne im Oct. 1845 zum ersten mal die Oper «Tanhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg». Wegen seiner Betheiligung an dem dresdener Maiaufstande 1849 mußte er 7. Mai flüchten. Er wandte sich nach Zürich, wo er als Cantonsbürger Aufnahme fand und seit 1850 den Musikverein wie das Theater-

orchester dirigirte. Unter anderm vollendete er in der Schweiz den «Lohengrin» sowie den Text und einen Theil der Musik der «Nibelungen». Seit 1858 hielt er sich in Norditalien, Paris (wo «Tanhäuser» 1861 ohne Erfolg auf die Bühne kam), Wien, Karlsruhe und andern Orten auf, bis er zu dem jungen Könige von Baiern, Ludwig II., in nähere Beziehungen trat und seit der Zeit in München lebte, welches nunmehr, wie früher Weimar, der Mittelpunkt für die Aufführungen seiner Werke geworden ist. Seine neuesten Opern sind «Tristan und Isolde» (1865) und «Die Meistersinger von Nürnberg» (1868), die zunächst in München aufgeführt wurden.

Von W.'s Opern brach sich der «Tanhäuser» (und auch noch «Lohengrin», obwol in geringerm Grade) binnen wenigen Jahren auf fast allen deutschen Bühnen Bahn. Die Frage um Werth und Bedeutung dieser eigenthümlichen Musik bewegte die Gemüther der Kunstfreunde aufs heftigste und spaltete das musikalische Deutschland längere Zeit in zwei große feindliche Parteien. Vielerlei innere und äußere Ursachen wirkten zusammen, um W. so rasch auf eine so bedeutende Stellung zu heben. Die deutsche Oper war fast ganz verarmt und erschöpfte sich in erfolglosen Versuchen. Gegenüber dieser Unfruchtbarkeit der unmittelbar vorhergegangenen Jahre mußte W. als eine selbständige, nach sehr bestimmten Zielen strebende künstlerische Persönlichkeit eine einschlagende Wirkung üben. Das Andringen W.'s auf die Wahl großer und neuer Stoffe, auf eine dem Wesen der dramatischen Musik entsprechendere Behandlung des Textes mußte zünden. Er selbst suchte in seinen Librettos mit entschiedener Reform voranzugehen, und wenn auch das Urtheil, wie weit ihm dies gelungen, sehr getheilt ist, so kann man ihm doch das Verdienst nicht bestreiten, hier die gangbare Mittelmäßigkeit aus ihrem behaglichen Schlendrian aufgerüttelt zu haben. Der eigentliche Nerv seines Talents liegt in der musikalischen Situationsmalerei, die sich im Recitativ und in einer mannichfaltigen glänzenden Instrumentation am freiesten entfalten kann. Hier übt W. seine großen und eigenthümlichen Wirkungen, und sein Bestreben, die ganze Oper in eine fortlaufende, durch starke und mannichfaltige Begleitung gefärbte musikalische Declamation zu verwandeln, dagegen die für sich abgeschlossenen musikalischen Formen (Arien, Duette u. s. w.) der frühern, in Mozart culminirenden Oper möglichst daraus zu entfernen, quillt aus diesem Grundzuge seiner persönlichen musikalischen Begabung. W.'s ganze Thätigkeit bezieht sich auf das Theater, dem er einen excentrischen Cultus weiht, und von dessen Bedeutung er überschwengliche Ansichten hegt. Diesen Theaterhorizont theilt er mit Weber, von welchem er deshalb als Operncomponist innerlich auch viel abhängiger ist, als ihm bei seinem Streben, an Beethoven anzuknüpfen und die einzig richtigen Consequenzen aus dessen letzten Werken zu ziehen, lieb sein kann. In seiner Begabung sticht mehr die Vielseitigkeit als die Tiefe hervor. Seine dichterischen Anlagen scheinen den musikalischen die Wage zu halten und sind von manchen schon über diese erhoben worden. Seine gesammte künstlerische Thätigkeit wird aber beherrscht von einer unwiderstehlichen Neigung zum theoretischen Idealisiren, weshalb sein bedeutendes schriftstellerisches Talent für ihn gefährlich und fast verhängnißvoll geworden ist. Seine namhaftesten Schriften sind «Die Kunst und die Revolution» (Lpz. 1849), «Das Kunstwerk der Zukunft» (Lpz. 1850) und besonders «Oper und Drama» (3 Bde., Lpz. 1852), denen sich später die Broschüre «Deutsche Kunst und deutsche Politik» (Lpz. 1868) anreihte. Mit so vielseitigen Hülfsmitteln war es W. möglich, an die Stelle des künstlerischen Formalismus, in dem die Tonwerke der besten Meister aufgebaut sind, und den er vielfach verwirft, einen in seiner Art vollkommenen Schematismus zu setzen, der nur den einen Fehler hat, daß er nicht aus der Natur der Kunst, sondern aus der Reflexion entsprungen ist. Dahin gehören im Musikalischen die Signale, mit welchen W. die Personen der Oper kennzeichnet, und die bei ihm die Stelle wahrhaft grundwirkender, musikalisch-thematischer Motive vertreten müssen. Dahin gehört ferner im Poetischen das neugezimmerte, aber schwache Gerüst des Stabreims, an welchem er seine poetische Rede zu Versen aufzubauen und für den Mangel eines innerlich lebendigen rhythmischen Flusses zu entschädigen sucht. Endlich gehört dahin auch im großen und ganzen das Theorem des «Kunstwerks der Zukunft», nämlich der theatralischen «Allkunst», in welche die einzelnen Künste aufgehen sollen. Das so verkündete Ideal ist ein eigenliebiges, weil es den Kern seines Talents zum Mittelpunkt und zur Voraussetzung hat; es ist ein beschränktes, weil es die Grenzen dieses Talents mit oder ohne Absicht der Kunst zu Endpunkten setzt; es ist ein unmögliches, weil es verwegen über die Grenzen aller Kunst hinausgreift. Die gespannte Erwartung, mit welcher das Publikum ein Jahrzehnt den Kunstversuchen W.'s folgte, schlug in eine gewisse Gleichgültigkeit um, sodaß seine neuern Opern nur unter besondern Umständen zur Aufführung gelangten. Dagegen schienen die Ansprüche, welche W. an eine Aufführung seiner Werke stellt, zu steigen, wie er denn die «Nibelungen» ausdrücklich als Festspiel,

als ein viertägiges Fest in sich selber, bezeichnet («Der Ring der Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend», Lpz. 1863).

Wagner (Johanna), ausgezeichnete Sängerin und Schauspielerin, Nichte des vorigen, geb. 13. Oct. 1828, verlebte ihre erste Jugend in Würzburg, wo ihre Aeltern beim Theater angestellt waren. Im Alter von 15 J. betrat sie die Bühne zu Ballenstedt als Abigal in Scribe's «Glas Wasser». Einige Zeit darauf trat sie mit Erfolg als Katharina in Halévy's «Königin von Cypern» auf, und dies bestimmte sie, sich ausschließend der Oper zu widmen. Sie erhielt hierauf als Sängerin ein Engagement an der Hofbühne zu Dresden, wo inzwischen ihr Oheim Kapellmeister geworden war. In dieser Stellung übte die Schröder-Devrient eingreifenden Einfluß auf ihre Entwickelung. 1846 wurde sie von der Verwaltung des Hoftheaters nach Paris gesandt, um noch bei Garcia Gesangsunterricht zu nehmen. Nachdem ihr Oheim Dresden nach den Maiereignissen von 1849 verlassen, ging auch sie von der Hofbühne ab und nahm ein Engagement in Hamburg an, wo sie namentlich als Fides in Meyerbeer's «Propheten» glänzte. Mit ungemeinem Erfolge sang sie hierauf in Wien, dann in Berlin, wo sie engagirt und 1853 zur Kammersängerin ernannt wurde. Neben den Opern Gluck's und Richard Wagner's waren es hauptsächlich die Meyerbeer's, in denen sie Ausgezeichnetes leistete. 1859 verheirathete sie sich mit dem preuß. Landrath Jachmann. Zugleich verließ sie die Opernbühne und wurde beim königl. Schauspielhause für das recitirende Drama angestellt. Als Schauspielerin zeichnete sie sich namentlich in großen tragischen Rollen aus.

Wagner (Rudolf), ausgezeichnet als Physiolog und vergleichender Anatom, geb. zu Baireuth 30. Juni 1805, erhielt in seiner Vaterstadt und zu Augsburg, wohin 1820 sein Vater als Rector des prot. Gymnasiums versetzt worden war, seine wissenschaftliche Vorbildung und widmete sich seit 1822 zu Erlangen, dann seit 1824 zu Würzburg medic. Studien. Nachdem er 1826 promovirt, ging er behufs fernerer Ausbildung nach Paris, wo ihn Cuvier's Einfluß der vergleichenden Anatomie gewann. Er besuchte nacheinander die Küsten der Normandie und Südfrankreich, um an niedern Thieren Forschungen anzustellen. 1828 ging er nach Cagliari, wo er die geognostischen Verhältnisse studirte und eine merkwürdige Knochenbreccie untersuchte. Noch in demselben Jahre wandte er sich nach München, ging aber, da sich ihm keine Aussicht auf eine akademische Stellung bot, von da als praktischer Arzt nach Augsburg. Doch bald erhielt er an der Universität Erlangen eine Anstellung. Er habilitirte sich hierauf als Prosector, 1829 als Docent und wurde 1832 außerord., 1833 ord. Professor der Zoologie. 1840 folgte er einem Rufe nach Göttingen an Blumenbach's Stelle. Durch Rücksichten auf seine Gesundheit ward er genöthigt, die beiden Winter 1845 und 1846 in Italien zuzubringen. Seit 1863 schwer erkrankt, starb er 13. Mai 1864 zu Göttingen. W. gehört zu den bedeutendsten Forschern im Gebiete der Physiologie, der vergleichenden Anatomie und der Anthropologie. Seine sehr zahlreichen, aber gewissenhaft gearbeiteten Schriften bestehen theils in Lehrbüchern, theils in Abhandlungen oder Abbildungen und umfassen menschliche und vergleichende Anatomie und Physiologie im weitesten Umfange. Namentlich sind hervorzuheben: das «Lehrbuch der vergleichenden Anatomie» (2 Abth., Lpz. 1834—35; 2. Aufl. unter dem Titel «Lehrbuch der Zootomie», 2 Thle., Lpz. 1843—47); «Icones physiologicae» (3 Hefte, Lpz. 1839—40; neue Bearbeitung von Ecker, Lpz. 1852—54); «Lehrbuch der Physiologie» (Lpz. 1839; 3. Aufl. 1845; 4. Aufl., neu bearbeitet von Funke, Lpz. 1855 fg.); «Handatlas der vergleichenden Anatomie» (Lpz. 1841); «Grundriß der Encyklopädie und Methodologie der medic. Wissenschaften nach geschichtlicher Ansicht» (Erlang. 1838); «Zur vergleichenden Physiologie des Bluts» (Lpz. 1833); «Beiträge zur vergleichenden Physiologie», auch unter dem Titel «Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts» (Lpz. 1838); seine Abhandlung «Partium elementarium organorum, quae sunt in homine atque animalibus, mentiones micrometricae» (Lpz. 1834); «Prodromus historiae generationis hominis atque animalium» (Lpz. 1836) und viele andere. Auch besorgte W. mit Will die deutsche Uebersetzung von Prichard's «Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts» (4 Bde., Lpz. 1840—48). Zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern naturwissenschaftlichen Literatur gehört das von W. herausgegebene «Handwörterbuch der Physiologie» (4 Bde., Braunschw. 1842—53). Während seiner Winteraufenthalte in Italien machte er Studien über den elektrischen Rochen, welche ihn weiter auf specielle Forschungen in der Nervenphysiologie mit Rücksicht auf Psychologie führten. Die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben legte er zunächst in «Neurologische Untersuchungen» (Gött. 1854) nieder. Durch diese Arbeiten wurde ein lebhafter literarischer Kampf hervorgerufen, in welchem W. die spiritualistische Richtung in der Naturforschung gegenüber der materialistischen K. Vogt's (s. d.)

und anderer vertrat. Von seinen kleinern hierhergehörigen Schriften sind zu nennen: «Menschenschöpfung und Seelensubstanz» (Gött. 1854), «Ueber Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen» (Gött. 1854), «Der Kampf um die Seele» (Gött. 1857) u. s. w. In der letzten Zeit wandte er sich vorzugsweise anthropologischen Forschungen zu. Er nahm Hirnwägungen vor und suchte mit Benutzung der Blumenbach'schen Schädelsammlung neue Gesichtspunkte für die Formation der Schädel bei den verschiedenen Rassen zu gewinnen. Auch veranlaßte er im Sept. 1861 eine Versammlung von Anthropologen zu Göttingen, welche sich über die Methode der Messungen am menschlichen Körper einigte. Mit Baer veröffentlichte W. einen «Bericht» über die gewonnenen Resultate (Lpz. 1861). Seine eigenen Forschungen theilte er in den «Zoolog.-anthropologischen Untersuchungen» (Thl. 1, Gött. 1861) sowie in den «Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns als Seelenorgans» (2 Thle., Gött. 1860—62) mit.

Wagner (Moritz Friedr.), verdienter Reisender, Geograph und Naturforscher, Bruder des vorigen, geb. 3. Oct. 1813 zu Baireuth, besuchte bis 1829 das Gymnasium zu Augsburg, ward aber durch Familienverhältnisse bestimmt, die kaufmännische Laufbahn einzuschlagen. Doch setzte er seine naturwissenschaftlichen und geogr. Studien, die er bereits als Gymnasiast gepflegt, eifrig fort. 1834 entsagte er ganz dem kaufmännischen Berufe, der mit seinen Neigungen nicht übereinstimmte, und besuchte nun die Universitäten zu Erlangen und München, wo er sich namentlich mit Zoologie beschäftigte. In den J. 1837 und 1838 bereiste W. Algerien, wo ihn die franz. Regierung zum Mitglied der wissenschaftlichen Commission ernannte, welche die Armee nach Konstantine begleitete. Die Resultate dieses Aufenthalts in Algerien legte er in den «Reisen in der Regentschaft Algier in den J. 1836, 1837 und 1838» (3 Bde., Lpz. 1841, nebst einem naturhistor. Anhang und einem Kupferatlas) nieder, einem Werke, das sich, wie seine spätern Reiseberichte, durch Zuverlässigkeit, einfache und doch lebendige Darstellung sowie geistreiche Auffassung und Beurtheilung auszeichnet. Nach seiner Rückkehr aus Algier besuchte W. einige Jahre die Universität Göttingen, woselbst er sich vorzugsweise mit naturwissenschaftlichen, insbesondere geognostischen Studien beschäftigte. Aufgemuntert durch L. von Buch und K. Ritter, unternahm er mit Unterstützung der berliner Akademie 1842 eine zweite wissenschaftliche Reise, auf welcher er drei Jahre lang die Küstenländer des Schwarzen Meeres, den Kaukasus, Armenien, Kurdistan und Persien durchwanderte. Die bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen, die er zurückbrachte, befinden sich in den Museen zu München, Wien und Paris, während er seine Reiseberichte in den Werken: «Der Kaukasus und das Land der Kosacken» (2 Bde., Lpz. 1847), «Reise nach Kolchis» (Lpz. 1850), «Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens» (Stuttg. 1850) und «Reise nach Persien und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852) niederlegte. Von 1852—55 bereiste er mit Scherzer (s. d.) einen großen Theil von Amerika, namentlich Canada, die Vereinigten Staaten, Centralamerika und Westindien. Von beiden Forschern gemeinschaftlich erschienen «Reisen in Nordamerika» (3 Bde., Lpz. 1854) und «Die Republik Costa-Rica» (Lpz. 1856). Inzwischen hatte W. nach seiner Rückkehr seinen Wohnsitz in München genommen, wo er bald darauf von König Max II. mit einer abermaligen Forschungsreise nach der Neuen Welt beauftragt ward. Gut vorbereitet und mit Instrumenten reich ausgestattet, bereiste er nun 1857 und 1858 die bisher gänzlich unerforschten Gebirgsgegenden des Staats Panama, namentlich die Provinz Chiriqui, und 1859 die ebenso unbekannten östl. Landschaften in den Anden von Ecuador, besonders zum Zweck geogr. und geognostischer Forschungen. Nachdem er 1860 mit reichhaltigen, den münchener Museen einverleibten Sammlungen zurückgekehrt, veröffentlichte er die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen in einer Reihe von akademischen Denkschriften, in Petermann's «Mittheilungen» und in der berliner «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde». W. ward seitdem zum Ehrenprofessor der Länder- und Völkerkunde an der Universität München und zum Conservator des neuen ethnogr. Museums daselbst ernannt. Auch wählte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede. Ein größeres Werk über seine naturwissenschaftlichen Reisen im tropischen Amerika hatte er für das J. 1868 in Aussicht gestellt.

Wagner (Rudolf Johannes), namhafter Chemiker und Technolog, geb. 13. Febr. 1823 zu Leipzig, wo sein Vater Buchhändler war, erhielt seine Schulbildung zu Leipzig und Dresden und widmete sich dann auf den Universitäten zu Leipzig und Paris chem., technol. und staatswirthschaftlichen Studien. 1847 trat er als Assistent am chem.-technischen Laboratorium der Universität in Leipzig ein, wo er sich auch 1850 in der philos. Facultät habilitirte. Bereits 1851 folgte er einem Rufe als Professor der technischen Chemie an die Polytechnische Schule

in Nürnberg, ging aber von dort 1856 nach Würzburg, wo er seitdem als Professor der Technologie in der staatswirthschaftlichen Facultät wirkte. Seit 1858 wurde W. alljährlich von der bair. Staatsregierung als Inspectionscommissar der technischen Unterrichtsanstalten verwendet und 1862 nach London, 1867 nach Paris als Mitglied der internationalen Juries der Industrieausstellungen gesandt. Sehr bekannt wurde W.'s Name durch mehrere treffliche Hand- und Lehrbücher, wie «Die Chemie» (5. Aufl., Lpz. 1864), «Die chem. Technologie» (7. Aufl., Lpz. 1868) und «Theorie und Praxis der Gewerbe» (5 Bde., Lpz. 1857—61; 2. Aufl. 1868 fg.). Hieran reihen sich, außer zahlreichen Beiträgen zu Fachzeitschriften: «Jahresberichte über die Leistungen der chem. Technologie» (Bd. 1—13, Lpz. 1856—68); «Studien auf der pariser Industrieausstellung des J. 1867» (Lpz. 1868); «Die Metalle und ihre Verarbeitung» (2. Aufl., Lpz. 1866); «Regesten der Sodafabrikation» (Lpz. 1866) u. s. w.

Wagram oder Deutsch-Wagram, Dorf im Kreise unter dem Wiener Walde in Oesterreich unter der Ens, geschichtlich durch die Schlacht, welche hier Napoleon 5. und 6. Juli 1809 gegen den Erzherzog Karl gewann. Nach der verlorenen Schlacht bei Aspern (s. d.) und Esling verstärkte sich Napoleon durch die Armee des Prinzen Eugen, ließ die Donauinsel Lobau in einen befestigten Waffenplatz verwandeln und setzte sie durch mehrere Brücken über den Hauptarm der Donau mit dem rechten Ufer in Verbindung. Die ungeheuern Werke waren in 15—20 Tagen vollendet. Auch der Erzherzog Karl hatte zum entscheidenden Kampfe seine Vorkehrungen getroffen. Er hatte seine Armee verstärkt und bedeutende Verschanzungen aufwerfen lassen, deren rechter Flügel an Großaspern, deren linker an Enzersdorf lehnte. Für die Position weiter hin bis Neusiedel war aber nicht gesorgt. Am 1. Juli 1809 verlegte Napoleon sein Hauptquartier auf die Lobau. Um den Erzherzog über den Uebergangspunkt zu täuschen, schickte er 4. Juli ein kleines Corps auf die Mühlinsel, Esling gegenüber, das hier unter dem Feuer der Oesterreicher mit großem Geräusch eine Brücke auf die Insel Lobau schlug. Nachts gegen 10 Uhr eröffneten die franz. Batterien auf den Inseln ein heftiges Feuer gegen das linke Donauufer und steckten Enzersdorf in Brand. Zugleich setzten einige tausend Mann unter dem Oberst Ste.-Croix von der Insel Lobau aus in Kähnen, die von Kanonierbooten gedeckt waren, über den linken Donauarm, nahmen die österr. Schanzen und drangen gegen Wittau vor. Unter dem Schutze dieser Truppen ging nun bis nachts 2 Uhr, von Finsterniß und Gewitterstürmen begünstigt, die franz. Hauptmacht von der Insel Lobau auf das linke Donauufer über. Am Morgen des 5. Juli hatten die Franzosen auf dem linken Flußufer ihre Fronte nach Norden; ihr linker Flügel war an die Donaubrücke gelehnt, ihr rechter nach Wittau hin ausgedehnt. Zur äußersten Linken befehligte Masséna; dann schlossen sich Eugen und Bernadotte mit den Sachsen an; im Centrum befanden sich Marmont, Oudinot und die Garde; den rechten Flügel bildete das Corps Davoust's. Das ganze franz. Heer zählte 151000, nach österr. Nachrichten 180000 Mann mit 584 Geschützen von meist schwerem Kaliber. Der rechte Flügel der Oesterreicher, unter Klenau und Kolowrat, zog sich von Stadelau nach Gerasdorf; das Centrum, von Bellegarde und dem Erzherzog Karl selbst befehligt, stand von Gerasdorf nach W., der linke Flügel unter Rosenberg und Hohenzollern hatte Stellung von W. nach Neusiedel. Das österr. Heer bildete also einen Winkel, in dessen Scheitel W. lag. Die österr. Streitmacht zählte 100000, nach franz. Bericht 140—160000 Mann mit 410 Geschützen. Schon um 8 Uhr am Morgen des 5. Juli eröffnete Masséna die Schlacht, indem er Enzersdorf stürmte. Die Oesterreicher verließen die völlig flankirten Dörfer Esling und Aspern, die Masséna besetzte, und zogen sich auf Stammersdorf. Die ganze franz. Armee rückte nun vor, richtete sich besonders gegen den linken österr. Flügel und besetzte bald, den Rußbach vor sich, das Marchfeld. Am Nachmittag entspann sich das Feuer auf der ganzen Linie des Rußbachs. Davoust versuchte den linken österr. Flügel zu umgehen, wurde aber von Liechtenstein's Reiterei unter Nostitz zurückgeworfen. Desgleichen mislang ein blutiger Angriff, den die Franzosen gegen Abend auf W., den Schlüssel der österr. Stellung, machten. Nachts 11 Uhr ließ Napoleon diesen Angriff von einer sächs. und franz. Colonne wiederholen, der aber ebenfalls nicht zum Zwecke führte. Der Erzherzog wollte 6. Juli mit seinem rechten Flügel Napoleon von der Donau abdrängen, und hatte dem Erzherzog Johann, der bei Presburg stand, Befehl geschickt, dem Feinde in den Rücken zu gehen. Der Ordonnanzoffizier, welcher diesen Befehl überbringen sollte, fand aber die Marchbrücke abgebrochen und verspätete sich um sechs Stunden. Am Morgen des 6. Juli rückte nach der Disposition der rechte Flügel unter Klenau vor, nahm Aspern und Esling und drang über Breitenlee hinaus. Napoleon bildete aber aus zwei Divisionen unter Macdonald, der Gardecavalerie, einer Kürassierdivision und 100 Geschützen unter Lauriston eine große Angriffscolonne, mit welcher er das österr. Centrum zwischen W. und

Aderklaa festhielt, sodaß die feindliche Armee jetzt eine Winkelstellung von fast 2 M. innehatte. Davoust griff den linken österr. Flügel an und wurde nach und nach verstärkt, sodaß er gegen Mittag über ein Drittheil der ganzen Armee verfügte und die großartigste Umgehung machte, welche die neuere Kriegsgeschichte nennt. Die Oesterreicher bildeten einen Haken rückwärts und verlängerten denselben, als sie von immer neuen Colonnen umfaßt wurden, bis die Franzosen ihn durchbrachen. Mittags 1 Uhr war die Schlacht entschieden. Das Aufrollen des linken Flügels, während die Mitte und der rechte im stehenden Gefecht festgehalten wurden, bewog den Erzherzog Karl zum Rückzuge. Derselbe ging anfangs unter heftigen Angriffen, aber in großer Ordnung und ohne Verlust vor sich. Als die Nacht anbrach, war die österr. Armee dem Feinde schon fast ganz außer dem Gesichte. Um 4 Uhr nachmittags zeigte sich die Avantgarde des Erzherzogs Johann; er kam jedoch zu spät und kehrte sogleich mit seinem Corps nach Presburg zurück. Der Gesammtverlust der Oesterreicher betrug bei W. 24000 Mann. Die Franzosen verloren mindestens ebenso viel, ja nach einigen Berichten sogar mehr. Am 11. Juli bestand der Erzherzog Karl zur Rettung seines Geschützes und Gepäcks noch bei Znaym gegen Marmont ein hitziges Gefecht. In der darauffolgenden Nacht wurde der Waffenstillstand geschlossen, dem 14. Oct. 1809 der Friede zu Wien folgte.

Wagrien hieß vormals der östl., zwischen der Ostsee, der Trave und der Schwentina belegene Gau des Herzogthums Holstein (s. d.), welcher durch seine Naturschönheiten (die sog. Seenplatte) ausgezeichnet ist. Ursprünglich gehörte dazu auch die später mit dem Herzogthum Schleswig vereinigte Insel Femern (s. d.). In der Urzeit hatten hier die zum Dienst der Nerthus (s. d.) vereinigten german. Völkerschaften ihren Hauptsitz. Während der Sachsenkriege räumte Kaiser Karl d. Gr. 804 W. der slaw. (wend.) Völkerschaft der Obotriten ein, die dann noch drei Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit und ihr Heidenthum, trotz wiederholter Eroberungs- und Bekehrungsversuche der Deutschen, behaupteten. Ihre Hauptstadt Oldenburg (wend. Stargard) war ein wichtiger Stapelplatz des Ostseehandels, zeitweilig 947—1163 auch Sitz eines Bischofs. Aber seit dem 15. Jahrh. versandete der Hafen, und Oldenburg verlor immer mehr an Bedeutung, sodaß die Stadt 1864 nur 2600 E. zählte. Ein zweiter wend. Fürstensitz war Plön (s. d.). Erst die Missionsthätigkeit des Vicelin seit 1124 hatte in W. bleibenden Erfolg. Endlich 1139 eroberten die Holsteiner unter Anführung des Grafen Heinrich von Badewide W., das seitdem mit Holstein vereinigt blieb. Der holstein. Adel erwarb hier ausgedehnte Besitzungen, sodaß W. noch heutigentags zum größten Theil aus adelichen Gütern besteht. Die wend. Einwohner wurden unterthänig gemacht, auch fremde Colonisten aus Friesland, Holland und Westfalen berufen, sodaß W. allmählich ganz germanisirt ward. Nach der heutigen Eintheilung umfaßt W. die Kreise Oldenburg, Plön, Segeberg (größtentheils) nebst kleinern Theilen der Kreise Kiel und Stormarn der preuß. Provinz Schleswig-Holstein; außerdem das oldenburg. Fürstenthum Lübeck und (großentheils) das Gebiet der freien Hansestadt Lübeck.

Wahabiten oder Wechabiten, eine neuere mohammed. Sekte, welche die Lehren und Gebräuche des Islam auf die wörtlichen Vorschriften des Koran und der überlieferten Aussprüche Mohammed's und dessen Gefährten zurückführt und diese Restauration mit Gewalt durchzusetzen sucht. Der Stifter dieser Sekte war ein gelehrter Araber Namens Mohammed Ibn-Abd-el-Wahhab, aus dem Stamme Temam, der sich gegen die Mitte des 18. Jahrh., nach langen Wanderungen in Syrien und Mesopotamien, zuerst in Ejaneh und, als er hier verfolgt wurde, in Derajeh, in der Provinz Nedschd, niederließ, wo er den damaligen Machthaber dieser Stadt, Saûd Ibn-Abd-Alasis, bekehrte. Die Lehre der W. kann als ein moslemischer Puritanismus bezeichnet werden. Die Beobachtung der Vorschriften des Korans hatte unter den Beduinen sehr abgenommen, und manche heidnische Sitten, wie die Verehrung von Heiligen, waren an ihre Stelle getreten. Auch bei den Türken waren äußere Religionsgebräuche zur Hauptsache geworden, und wichtige Gebote des Korans setzte man hintenan. Die Anhänger der neuen Sekte drangen auf Entrichtung der vorgeschriebenen Armensteuer, auf strenge Justiz, auf fortgesetzten Krieg gegen Andersgläubige, auf Enthaltung von Wein und andern berauschenden Getränken sowie von geschlechtlicher Ausschweifung. Auch verpönten sie den Kleiderluxus und das Tabackrauchen, verwarfen die Geltung Mohammed's und anderer Propheten als Fürsprecher bei Allah und zerstörten daher auch alle Gräber der Heiligen oder Welis. Der Stifter dieser Sekte wirkte in Derajeh durch sein Wort und seine Schriften und endete sein Leben daselbst 1787, in ganz Mittelarabien hoch verehrt. Auch seine Nachkommen begnügten sich mit geistlichen Würden und übten nur mittelbaren Einfluß auf die Politik. Der von ihm bekehrte Saûd fand immer mehr Anhänger unter den rohen Beduinen, deren Tapferkeit und aufgestachelter Fanatismus ihm bald

die Herrschaft über das ganze innere Arabien, von der Grenze des Hedschas bis gegen den pers. Meerbusen hin, sicherte. Abd-Alasis, der Sohn Saûd's, welcher gegen das J. 1770 den Thron bestieg und über ein Heer von 100000 Mann verfügte, begnügte sich nicht mit dem Erbe seines Vaters, der zwar die arab. Häuptlinge der Reihe nach unterjocht, aber jeden Conflict mit den Nachbarmächten, mit Persien und der Pforte sorgfältig vermieden hatte. Abd-Alasis machte auch Raubzüge am untern Euphrat und griff die Provinzen Bahrein und Oman an, die theils unter pers. Botmäßigkeit, theils unter pers. Schutz standen, worauf ein fanatischer Perser aus Ghilan ihn eines Tages beim öffentlichen Gebete in der Moschee zu Derajeh ermordete (1805—6). Des Abd-Alasis Oheim und Nachfolger, Abd-Allah, nahm durch die Verwüstung von Meschhed-Husein, dem Heiligthum der Schiiten, und Niedermetzelung der Bewohner blutige Rache für diese Mordthat. Das von den Persern verehrte Grab Husein's wurde der Erde gleich gemacht und die reiche Moschee ausgeplündert. Abd-Allah wendete hierauf seine Waffen auch nach Westen, überrumpelte Mekka, ließ die türk. Besatzung über die Klinge springen, beraubte den heiligen Tempel jeden Schmucks und führte in Mekka den Wahabitencultus ein. Er setzte dann seinen siegreichen Zug nach Medina fort, wo er auch die Gräber Mohammed's und der zwei ersten Khalifen nicht schonte (1810). Durch diesen Feldzug sah sich endlich die Pforte genöthigt, mit mehr Energie als bisher gegen die W. zu verfahren, und Mehemed-Ali, Pascha von Aegypten, erhielt den Befehl, diese Fanatiker zu bekriegen. Die heiligen Städte wurden bald wieder mit Hülfe des Scheikhs von Mekka, der es bisher mit den W. gehalten hatte, erobert. Die Aegypter drangen immer tiefer in Arabien ein, bis endlich, nicht ohne schwere Verluste, Ibrahim-Pascha die Hauptstadt Derajeh einnahm und Abd-Allah als Gefangenen nach Konstantinopel schickte, wo er hingerichtet wurde. Wenige Jahre nachher wurde indessen der ägypt. Gouverneur vertrieben und Turki, ein dem Gemetzel in Derajeh entronnener Sohn Abd-Allah's, wieder zum Fürsten erhoben. Turki sah sich zwar von dem ägypt. General Husein-Pascha verjagt, kehrte aber nach seiner neuen Hauptstadt Rijad zurück, als Husein's Truppen, von verrätherischen Führern irregeleitet, in der Wüste umkamen. Von seinem herrschsüchtigen Vetter Meschari wurde zwar Turki ermordet, Meschari aber von Turki's Sohn Feisul gestürzt, der jedoch auch wieder die Flucht ergreifen mußte, als ein neues ägypt. Heer unter Kurschid-Pascha (1832) nach Arabien zog. Ein allgemeiner Aufstand setzte Feisul nach einigen Jahren nochmals an die Stelle des ägypt. Gouverneurs, aber er wurde von Kurschid-Pascha überrumpelt und in Ketten nach Aegypten geschickt, wo er bis zum Regierungsantritt Abbas-Pascha's eingesperrt blieb. Dann entkam er und bestieg aufs neue den Thron seiner Väter, den er mit seinen Söhnen Abd-Allah und Saûd 1868 noch innehatte. Das Reich der W. hat freilich nicht mehr die Ausdehnung, die es ehedem besaß, doch umfaßt es noch 11 Provinzen mit 316 Ortschaften und einer Bevölkerung von etwa 1,300000 Seelen. Vgl. «Histoire des Wahabites depuis leur origine jusqu'à l'an 1809» (Par. 1810), die Reisewerke von Burckhardt (Lond. 1830) und Palgrave (Lond. 1866).

Wahl, Wahlrecht, Wahlverfahren. Die Wahl ist überhaupt eine Function der Freiheit, welche ihren besondern Charakter immer durch ihren Gegenstand und die in ihr sich bethätigende Persönlichkeit erhält. Handelt es sich daher um die Wahl einer Person für irgendein öffentliches Amt, sei dieses ein unmittelbares oder mittelbares Staatsamt, so kann auch nicht die private Persönlichkeit der Wähler und des zu Wählenden, sondern es muß deren öffentliche Persönlichkeit entscheiden. Das Wahlrecht besteht demnach hier nur in der Befugniß zur freien Erfüllung einer öffentlichen Pflicht, die Wählbarkeit in der rechtlichen Anerkennung der die Fähigkeit zur öffentlichen Function bedingenden Eigenschaften. Sobald für eine und dieselbe öffentliche Stellung mehrere Befähigte vorhanden sind, muß, falls nicht ein anderes Princip entscheidet, die Wahl die Entscheidung geben, und was von den eigentlichen öffentlichen, d. h. staatlichen Stellungen gilt, findet auch bei den gesellschaftlichen Functionen in der Kirche, in Gemeinden und sonstigen Corporationen, bei den selfgovernmentalen und insbesondere bei den constitutionellen Körpern, ja gewissermaßen selbst bei Associationen aller Art statt. Auch die Bestimmung des Beamten, welche in der Geblütsmonarchie formell regelmäßig durch den Monarchen geschieht, ist gewissermaßen eine Wahl, und wenn der republikanische Souverän (Volk, Aristokratie) alle seine Beamten und Repräsentanten wählt, kann sogar die Thronfolge selbst in gewissen Monarchien (s. Wahlreich) auf der Wahl beruhen.

Die Idee der Wahl ist, unter den mehrern im allgemeinen Befähigten den Geeignetsten, Tüchtigsten in die öffentliche Stellung zu berufen. Soll aber die Wahl rechtlich dieser Idee entsprechen, soll sie eine Wahrheit sein, so muß sie auf die vollständige Freiheit der Wählenden gestellt werden, da sonst nicht die rechtliche Einrichtung der Wahl, sondern irgendein anderes, nicht

rechtlich geordnetes Moment bestimmen würde. Ueber den Werth aller Wahlrechte entscheidet demnach a) die Freiheit der Wahlen, b) die Fähigkeit der Wähler zur freien Erfüllung der Wahlpflicht, c) der wirklich von der Wahleinrichtung gemachte Gebrauch. In unsern Tagen, unter der Herrschaft des constitutionellen Princips, haben natürlich die Wahlen für die sog. repräsentativen Körper die größte Bedeutung erlangt. In ihnen erscheint gleichsam die öffentliche Meinung zu einem in den wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheidenden und nebenbei controlirenden, anregenden Organ verfassungsmäßig geordnet. Zur Bildung dieses Organs bedarf es der Wahlen des Volks, und je mehr unsere Zeit sowol nach individueller als auch nach polit. Freiheit drängt, je mehr sie demnach in dem constitutionellen Organismus die höchste Garantie aller Individualfreiheiten und das wichtigste Mittel der activen Bethätigung der polit. Persönlichkeit an den Staatsangelegenheiten erkennt, eine um so größere Bedeutung mußten natürlich die Wahlgesetze erhalten, welche auch in ihrer Stetigkeit wie in ihrem Wechsel die Dauer und den Wechsel der herrschenden polit. Richtung reflectiren. Natürlich bieten die positiven Gesetze, sowol die nebeneinander bestehenden der verschiedenen Völker als auch die aufeinanderfolgenden eines und desselben Volks, große Verschiedenheiten in dieser Hinsicht dar. Die wichtigsten Eintheilungen der Wahlgesetze sind folgende: 1) Wahlgesetze mit allgemeinem oder ohne allgemeines Wahlrecht. Der Ausdruck «allgemeines Wahlrecht» bezeichnet aber nicht ein sog. Menschenrecht, sondern stets eine polit. Function, von welcher nicht nur Fremde, sondern auch viele Klassen der Einheimischen (Frauen, Bevormundete, Vermögens- und Ehrlose u. s. w.) ausgeschlossen sind. Das Suffrage universel ist daher immer nur ein relativer Begriff und bezeichnet, ständischen, plutokratischen und ähnlichen Wahlen gegenüber, die möglichst ausgedehnte und gleiche Anerkennung der activen öffentlichen Persönlichkeit in jedem dazu Befähigten. 2) Wahlgesetze, welche den Repräsentanten des Volks aus einem oder mehrern Wahlacten hervorgehen lassen (directe oder indirecte Wahlen). 3) Wahlgesetze mit öffentlicher oder geheimer (Ballot-)Abstimmung, womit die Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit des Wahlacts nicht zu verwechseln ist. Es wird viel über den Vorzug der einen oder der andern dieser Wahlarten gestritten und, namentlich seit den neuesten Erfahrungen, häufig ein Meinungswechsel bemerkt; vor allem sind jedoch hierbei die folgenden Punkte in Rücksicht zu nehmen: a) Das Wahlgesetz muß zunächst der polit. Reife eines Volks entsprechen, und seine Wirksamkeit wird wesentlich durch den Zustand der polit. Parteien, deren Organisation, Disciplin und Opferfähigkeit bedingt sein. b) Kein Wahlgesetz kann nur nach dem einen oder dem andern der angegebenen Eintheilungsgründe beurtheilt worden, sondern es ist stets darauf zu sehen, wie die drei Momente der (activen und passiven) Wahlfreiheit, der directen oder indirecten Wahlen und der geheimen oder öffentlichen Wahlen miteinander verbunden sind. c) Nicht selten tritt durch ein anderes Gesetz, z. B. Steuergesetz, eine wesentliche Veränderung in der Wirksamkeit eines Wahlgesetzes ein. d) Auch andere Umstände, z. B. das Ein- und Zweikammersystem, und die Art ihrer Beschaffenheit, die Ständigkeit oder der Wechsel der Wahlbezirke, die Dauer der Wahlperioden, die Art der entscheidenden Majorität, der sog. Bezirkszwang u. s. w., haben einen großen Einfluß auf die Erfolge der Wahlgesetze. Der überwiegende Zug unserer Zeit ging lange und geht zum Theil noch nach möglichster Erweiterung der Wahlfähigkeit, obwol die neuesten praktischen Erfahrungen mit dem Suffrage universel und mit den directen Wahlen gerade unter den sog. Liberalen die Tieferblickenden mit manchem Bedenken erfüllt haben. Vielleicht liegt aber das Bedenkliche dieser Erfahrungen nicht sowol in jenen Einrichtungen selbst als vielmehr darin, daß sich derselben da und dort alte, mächtige histor. Organisationen bemächtigt haben, während der Liberalismus meist der Macht und Organisation entbehrt. Als wichtige neuere Wahlgesetze sind hervorzuheben: 1) Das im Dec. 1865 in Schweden erlassene Parlamentsreformgesetz. Dasselbe hebt die bisherigen vier mittelalterlichen Stände auf und setzt ein Zweikammersystem ein, nach welchem beide Kammern auf dem Princip der Wahl und des Census beruhen. 2) Die engl. Parlamentsreform von 1867, begründet auf das Household-suffrage oder Haushalterstimmrecht und mit dem Zwecke einer Neuvertheilung der Parlamentssitze. Ihr gemäß soll das Wahlrecht nicht mehr von einem bestimmten Census, sondern, unabhängig von dem größern oder geringern Miethzins und unter Zulassung auch der sog. zusammengesetzten Haushalter sowie der Miethbewohner (compound householders and lodgers), allen Haushaltern als solchen zustehen, welche durch Bezahlung von Taxen zu den Kosten des Staatshaushalts beitragen. Alle von der Regierung vorgeschlagenen Beschränkungen dieses Wahlrechts, die zweijährige Wohnzeit, das Doppelvotum, die persönliche Bezahlung der Taxen, wurden, wie Mill's Antrag auf Ertheilung des Wahlrechts an ledige und verwitwete Frauen, verworfen. Zugleich wurden aber, um die Zahl der Parlamentsglieder mit der Zahl der Wähler in bessern Einklang

zu setzen, 38 Parlamentssitze neu vertheilt. 3) Das Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes vom 15. Oct. 1866, mit allgemeinen, geheimen, directen Wahlen, sowie die für die Wahlen zum Reichstage des Norddeutschen Bundes in den einzelnen Bundesstaaten wesentlich gleichlautend erlassenen Wahlgesetze. 4) Der Art. 9 des Vertrags zwischen dem Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten, die Fortdauer des Zoll- und Handelsvereins betreffend, und die darauf basirten süddeutschen Zollparlamentswahlgesetze mit allgemeinen, directen und geheimen Wahlen. 5) Das österr. Gesetz vom 21. Dec. 1867, wodurch das Grundgesetz über die Reichsvertretung vom 26. Febr. 1861 abgeändert und in §. 7 bestimmt wird, daß die Gesammtzahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses 203 sein und die auf jedes der einzelnen cisleithanischen Königreiche und Länder entfallende Zahl von Abgeordneten durch die Landtage der betreffenden Länder unmittelbar und nach absoluter Stimmenmehrheit gewählt werden soll. 6) Die Reformen des sächs. Wahlrechts von 1868, namentlich die Einführung directer Wahlen und die Abhängigmachung des activen Wahlrechts von 1 Thlr., des passiven von 10 Thlrn. Steuern. 7) Die würtemb. Wahlreform von 1868, wonach künftig in den Städten und Oberamtsbezirken die Wahlen für die Zweite Kammer durch allgemeines directes Stimmrecht zu geschehen haben. Neuerdings hat auch Ricciardi für Italien eine Reihe von Reformen des Wahlrechts, namentlich dessen Ausdehnung auf alle des Lesens und Schreibens fähige Bürger, vorgeschlagen. Vgl. Haxthausen, «Das constitutionelle Princip u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1864; Bd. 1: «Die Repräsentativverfassungen mit Volkswahlen», von Biedermann; Bd. 2: «Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip», von Held, Gneist, Waitz und Kosegarten).

Wahlcapitulation nannte man im Deutschen Reiche die bei der Wahl eines röm.-deutschen Kaisers von den Kurfürsten beschlossenen Satzungen, welche der Kaiser vor seinem Regierungsantritt beschwören mußte. Beim Westfälischen Frieden von 1648 wurde bestimmt, eine beständige W. (capitulatio perpetua) zu diesem Behufe zu entwerfen; dieselbe ist aber wegen der Meinungsverschiedenheit der Kurfürsten nie zu Stande gekommen, obschon sie das fürstl. Collegium wiederholt in Anregung brachte. Es wurde daher für jeden neuen Kaiser eine kaiserliche W. (capitulatio caesarea) abgefaßt. Die Hauptpunkte, die in dieser dem Kaiser zur Pflicht gemacht wurden, waren: sich der Kirche und des Papstes anzunehmen; das Reich zu schützen und zu mehren; den Kurfürsten und Fürsten den nöthigen Schutz zu gewähren und sie in ihrem Besitz und ihren Rechten zu lassen; nichts ohne den Reichstag vorzunehmen; kein Bündniß ohne denselben einzugehen; die Polizei und den Handel zu unterstützen; keinen neuen Zoll aufzulegen; das Münzwesen in Ordnung zu halten; nichts von dem Reiche zu verkaufen oder zu verpfänden; die Bestimmungen des Westfälischen Friedens in Kraft zu erhalten; in Deutschland womöglich zu residiren; die kath. und prot. Religion zu schützen; nicht zu dulden, daß fremde Mächte sich in die Religionsangelegenheiten mischten; den Landfrieden, die Unabhängigkeit der rechtsprechenden Behörden und die Reichspost zu wahren. Von dieser W. wurde jedem Kurfürsten ein untersiegeltes Exemplar ausgehändigt, wogegen die Kurfürsten dem Kaiser die Urkunde seiner Wahl übergaben.

Wahlenberg (Georg), berühmter schwed. Botaniker, geb. 1. Oct. 1780 auf dem Eisenwerk Skarphyttan in Philipstad Bergslag der Provinz Wermland, wo sein Vater angestellt war, gab schon während seiner Studien in Upsala Beweise seines Forschersinns bei Behandlung naturgeschichtlicher Gegenstände, weshalb er auch als Amanuensis bei dem naturhistor. Museum der Universität angestellt wurde. Unterstützt von dem Baron von Hermelin und von den Societäten der Wissenschaften zu Stockholm und Upsala, machte er botan. und geol. Reisen in die entlegenern Landstriche Skandinaviens, durch das schwed. und norweg. Lappland und nach Gothland. Nachdem er fast ganz Skandinavien untersucht, ging er nach Böhmen und Ungarn, untersuchte die Karpaten, besuchte die Schweiz und die wichtigsten Universitäten Deutschlands und kehrte 1814 nach Upsala zurück, wo er zunächst zum Demonstrator der Botanik, später zum Professor der Botanik und Medicin ernannt wurde. Hier starb er 22. März 1851. Seine vorzüglichsten Werke sind die «Flora Lapponica» (Berl. 1812), «Flora Carpatorum» (Gött. 1814), «Flora Upsaliensis» (Ups. 1820) und die «Flora Suecica» (2 Bde., Ups. 1824; 2. Aufl. 1831—33). Auch war er seit 1825 Herausgeber des Prachtwerks «Svensk botanik», das er später dem Professor Wahlberg in Stockholm übertrug. Dem Verfahren abgeneigt, die Genera und Species ins Unendliche zu vermehren, schloß er sich fast ängstlich an Linné an. Auch ging er mit großer Umsicht und Kritik zu Werke und nahm keine andern Pflanzen auf als solche, die er entweder selbst gesehen, oder die bewährte Männer gesammelt hatten. Als Geolog ist er sehr geachtet wegen seiner genauen Beschreibung der Kemi-Lappmark und anderer

wichtiger Abhandlungen. Als Arzt bemühte er sich besonders um Einführung der Homöopathie in Schweden, deren eifrigster Anhänger er war.

Wahlreich nennt man eine Monarchie, in welcher im Fall der Erledigung des Throns der persönliche Inhaber und Träger der Staatssouveränetät gesetzlich nicht durch eine Geblütsfolge, sondern durch die Wahl der dazu Berechtigten, resp. Verpflichteten bestimmt wird. Ist bei Abgang der bisherigen Dynastie, jedoch unter Festhaltung des Princips der Geblütsfolge, ein Regent zu wählen, so kann man deshalb nicht von einem W. sprechen. Weltliche W., wie ehedem das Deutsche Reich und Polen es waren, gibt es nicht mehr. Wenn aber schon das Deutsche Reich bei seiner universalen christl.-kath. Grundidee so einzig dasteht, daß auch seine Eigenschaft als W. hierdurch einen höchst eigenthümlichen Charakter erhält, so ist es klar, daß nicht nur die geistl. Fürstenthümer früherer Zeiten, sondern auch der noch bestehende Kirchenstaat schon durch die kirchlich-hierarchische Organisation auch als W., dem rein weltlichen W. gegenüber, Verhältnisse der eigenthümlichsten Art bezeichnen. Man hat wol auch von erblichen W. gesprochen, was ein Widerspruch mit sich selbst und nur ein falscher Ausdruck für einen Zustand ist, in welchem ein Volk noch nicht definitiv für die Wahl- oder Geblütsfolge sich entschieden hat. Trotz eines gewissen idealen Anstrichs ist das W. praktisch etwas höchst Unvollkommenes und hat sich als solches auch historisch bethätigt. Die größten Uebelstände des W. sind: die Unterbrechung der Continuität und Stetigkeit der obersten Leitung des Staats durch Interregnen und durch den Wechsel der Regierungsprincipien infolge des Wechsels von mit dem Leben des Staats historisch nicht verbundenen Persönlichkeiten; die Verkehrung der polit. Wahlpflicht in persönliches Recht der Wähler, der entbundene Kampf aller Ambition, allen Egoismus zum Nachtheil des Staats; die durch besondere Verträge (Wahlcapitulation) dauernd juristisch begründete Unselbständigkeit des Regenten in den innern Staatsangelegenheiten und die nachwirkende Autorität der Wähler, welche um so gefährlicher wird, je weniger die Wähler selbst unter sich einig sind; der unverhältnißmäßige Einfluß, welchen das W. der selbstsüchtigen Politik fremder Staaten gewährt.

Wahlstatt oder Kloster-Wahlstatt, ein Dorf von 700 E. im preuß. Schlesien, 3/4 M. südöstlich von Liegnitz und ebenso weit ostwärts von der Katzbach, liegt an der Stelle, wo Heinrich II. oder der Fromme, Herzog von Schlesien, 9. April 1241 den Mongolen eine blutige Schlacht lieferte, in der er das Leben verlor. Die Mongolen siegten zwar, doch wurden sie zugleich von jedem weitern Vordringen nach Deutschland zurückgeschreckt. Kein deutscher Ritter war damals geflohen, keiner gefangen; alle waren gefallen, unter ihnen 34 Rothkirche. Zum Andenken wurde eine Kapelle, später das Dorf W. gebaut, von dessen prot. Kirche der Altar auf dem Platz steht, wo man Heinrich's II. Leichnam fand. Noch wird hier alljährlich das Erinnerungsfest dieser Schlacht gefeiert. Das große schöne ehemalige Benedictinerkloster, dessen sehenswerthe Kirche als Parochialkirche für die in W. und den umliegenden Dörfern wohnenden Katholiken fortbesteht, enthält in seinen Gebäuden seit 1838 eine königl. Cadettenanstalt. Von der Anhöhe, auf welcher Dorf und Kloster W. liegt, übersieht man fast das ganze Schlachtfeld, wo 26. Aug. 1813 Blücher über die Franzosen unter Macdonald (s. Katzbach) siegte, infolge dessen er den Titel eines Fürsten von W. erhielt.

Wahlverwandtschaft, s. Affinität.

Wahnsinn (ecstasis) bezeichnet, abgesehen von dem populären Sprachgebrauch, der darunter jede Art Seelenstörung begreift, im System der Lehre von den Geisteskrankheiten (s. d.) diejenige Anomalie der geistigen Thätigkeit, deren Wesen in einer krankhaften Exaltation des Wahrnehmungsvermögens und der Einbildungskraft und den sich nach den Erzeugnissen derselben richtenden Abweichungen von der gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln besteht. In Hinsicht auf ihre Erzeugnisse bleibt die Einbildungskraft in dieser Krankheit bald bei Einem, einer sog. fixen Idee stehen, oder sie ergeht sich in wechselnden Traumgestaltungen, welche dann auch den übrigen Zustand des Gemüths mannichfach modificiren. Dabei ist die Thätigkeit des Empfindungsvermögens in Hinsicht auf die Außenwelt eigenthümlich verändert, sodaß der Wahnsinnige sich manche Vorstellungen macht, deren Gegenstand durch die Sinne nicht wahrnehmbar ist, oder in den ihn umgebenden Gegenständen ganz andere wahrzunehmen glaubt. Auch ist diese Störung der Seelenthätigkeit nicht immer anhaltend, sondern häufig, besonders wenn der ganze Zustand längere Zeit andauert, von längern oder kürzern Zwischenzeiten, in denen der Geist wieder frei wirkt (lucida intervalla), unterbrochen. Nach diesen und andern Merkmalen hat man den W. in verschiedene Arten abgetheilt. Ehe die Geisteskrankheit selbst sich in ihrer erkennbaren Gestalt zeigt, beobachtet man gewöhnlich eine auffallende Veränderung im geistigen wie im körperlichen Verhalten des Kranken, Leidenschaftlichkeit, Vernachlässigung der gewöhnlichen Geschäfte, Gleich-

gültigkeit oder Widerwillen gegen sonst geliebte Personen und Sachen, Zerstreutheit, fortwährende Unruhe, Schlaflosigkeit, Unregelmäßigkeiten in der Verdauung, Fiebersymptome u. s. w. Nach einigen Tagen zeigt sich der W. vollkommen durch gänzlich entfremdeten Blick, Röthe des Gesichts, Herzklopfen, hastiges Athmen, zweckwidrige Aeußerungen und Handlungen, auffallendes Betragen gegen die umgebenden Personen und ähnliche Symptome, welche sich nach und nach steigern und den höchsten Grad der Krankheit bilden. Dieser kann wochen- und monatelang mit oder ohne Unterbrechung anhalten, worauf entweder Genesung oder Uebergang in andere Krankheiten folgt. Erstere tritt allmählich ein, die körperlichen Symptome verlieren sich nach und nach, die hellen Zwischenräume werden immer länger, bis sie ineinandergreifen und die vergangene Zeit meist nur noch wie das Andenken an einen schweren Traum in der Erinnerung des Kranken fortlebt. Im andern Falle setzt sich die fixe Idee im Denkvermögen fest, während das übrige geistige und körperliche Befinden keine Unregelmäßigkeiten zeigt, oder der Kranke wird ruhiger und verliert sich in tiefe Melancholie mit oder ohne Beibehaltung der fixen Idee, Zustände, welche gewöhnlich mit Uebergang in Blödsinn endigen; oder der W. hat den Organismus dergestalt erschüttert und erschöpft, daß dieser in eine mit dem Tode endigende Abzehrung verfällt. Eine erbliche Anlage zum W. macht sich nicht selten in einzelnen Familien bemerkbar; außerdem bezeichnen besonders das sanguinische und cholerische Temperament, das jugendliche Alter und das weibliche Geschlecht eine Prädisposition zu dieser Krankheit, welche ebenfalls durch Trunksucht, organische Fehler des Gehirns, Unterdrückung gewohnter Absonderungen und durch narkotische Gifte leicht hervorgerufen wird. Die genaueste Erforschung der Ursachen ist bei den Heilbestrebungen unerlaßliche Bedingung; die Mannichfaltigkeit derselben erfordert eine sehr verschiedene, allgemeinen Regeln kaum unterzuordnende Behandlung, bei welcher von Arzneimitteln besonders die entziehenden, die Reizbarkeit herabstimmenden eine bedeutende Rolle spielen.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Uebereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Sie heißt daher auch formelle W., weil jene Gesetze sich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff oder Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Die Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik ist daher nur ein negatives Kennzeichen der W. Es liegt in dem Begriffe der wissenschaftlichen W. noch die zweite Forderung der positiven Uebereinstimmung des Gedachten mit dem Gegenstande desselben. Materiell oder ihrem Inhalte nach wahr heißt eine Erkenntniß, wenn von ihr diese Uebereinstimmung mit dem Gegenstande behauptet werden kann. Die Gesammtheit des durch Auffassung des thatsächlich Gegebenen erworbenen Wissens fällt unter den Begriff der empirischen W., von welcher wieder die historische, auf die Begebenheiten in der Zeitreihe sich beziehende eine besondere Art ist. Sobald man bemerkt, daß wir in unserm Denken in dem Kreise unserer eigenen Gedanken, die wir aneinander zu berichtigen suchen, eingeschlossen sind, entsteht die Frage nach einer Bürgschaft der Uebereinstimmung unserer Gedanken mit den Gegenständen. Die Frage nach der Möglichkeit, den Bedingungen und den Grenzen des Wissens fällt aber mit der Möglichkeit und dem Inhalte der Philosophie selbst zusammen, daher auch die Beantwortung derselben in den verschiedenen philos. Systemen verschieden ausgefallen ist. Man kann dabei die skeptische, kritische, dogmatische und absolutistische Richtung unterscheiden. Der Skepticismus (s. Skepsis) läßt die Möglichkeit eines wahren Wissens dahingestellt sein. Der Kriticismus (s. d.), wie er sich namentlich in der Kant'schen Schule entwickelt hat, ist darin mit dem Skepticismus verwandt, daß er die Objectivität des Wissens leugnet, indem alles Erkennen seiner Form nach durch die subjective Organisation des menschlichen Geistes bedingt sei. Es gibt daher nach ihm nur eine subjective, wiewol allen menschlichen Individuen gleich zugängliche W.; die Dinge an sich bleiben dem Menschen unbekannt. Auf der entgegengesetzten Seite steht der Dogmatismus (s. Dogma) der alten Schulmetaphysik, welche annahm, daß die Begriffe, durch welche wir die gegebene Erfahrungswelt ihrer Materie und Form nach auffassen, das wahre Wesen derselben abspiegeln. Die durch Schelling und Hegel aufgestellte Identitätsphilosophie begründet das absolute Wissen dadurch, daß sie die absolute Einheit und Identität des Denkens und des Seins behauptet, sodaß der Begriff selbst das wahrhaft Reale und folglich auch das Wissen vom Begriffe ein dem Realen vollkommen entsprechendes, weil mit ihm identisches Wissen ist. Von der wissenschaftlichen W. unterschieden ist die moralische und ästhetische W., bei denen beiden es sich nicht handelt um die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit ihren Gegenständen, sondern um Uebereinstimmung unserer Handlungen und Werke entweder mit sich selbst oder mit den Werken der Natur. Ein moralisch wahrer Charakter ist ein solcher, welcher nicht heuchelt, bei welchem also sein Aeußeres mit dem Innern, seine

Worte und Handlungen mit seinen Gesinnungen und Gedanken in Uebereinstimmung sind. Beim Kunstschönen besteht die innere oder ideale W. darin, daß ein Kunstwerk der Idee vollkommen entspricht, welche es darstellen soll, die äußere oder Naturwahrheit dagegen darin, daß das Dargestellte den gegebenen Naturformen, deren Nachahmung für die Darstellung der Idee das Mittel ist, genau entspricht. Zu dieser Naturwahrheit gehört z. B. im Gebiete der bildenden Künste die anatom. Richtigkeit der Zeichnung, im Gebiete der Dichtkunst die psychologische W. in der Entwickelung der Charaktere.

Wahrsagung, s. Weissagung.

Wahrscheinlichkeit (probabilitas) findet statt, wo bei einander entgegenstehenden Gründen für eine Annahme die Gründe überwiegen. Die W. schließt die Möglichkeit des Gegentheils nicht aus, hat aber selbst verschiedene Grade, durch welche sie sich der Gewißheit nähert, nach dem Gewichte der Gründe, welche für eine Annahme sprechen. Man unterscheidet mathematische, ästhetische und philosophische W. Die erste, die mathematische W., welche sich vorzugsweise auf die empirischen Verhältnisse des menschlichen Lebens bezieht, wird bestimmt durch das Verhältniß der Anzahl der einer Erwartung günstigen Fälle zu der Anzahl aller möglichen Fälle, vorausgesetzt, daß alle Fälle gleich möglich sind. So ist z. B. die W., mit einem Würfel eine bestimmte Anzahl von Augen zu werfen, gleich $^1/_6$, indem die Anzahl der diesem Ereignisse günstigen Fälle = 1, die Anzahl aller möglichen Fälle hingegen = 6 ist. Die ganze Schwierigkeit in der Lehre von der Berechnung der W. kommt daher auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der Anzahl der einem Ereignisse günstigen und der Anzahl aller möglichen Fälle zurück, welche bei diesem Ereignisse überhaupt eintreten können. Hierbei leistet die Lehre von der Combination (s. d.) wesentliche Dienste; doch auch die Erfahrung muß oft in Anspruch genommen werden. So lassen sich z. B. die Fragen über die wahrscheinliche Lebensdauer einer bestimmten Person, über die Sterblichkeit, über die W. der Geburten von Knaben und Mädchen u. s. w. nur durch die Erfahrung beantworten. Die Erfahrung lehrt, daß sich die Geburten der Knaben zu jener der Mädchen ungefähr wie 22 zu 21 verhalten, und daher wird auch die W., daß eine Mutter einen Knaben zur Welt bringen werde, zu jener, daß es ein Mädchen sein wird, sich wie 22 zu 21 verhalten. Von der hier betrachteten W., welche, da nur ein Ereigniß betrachtet wird, die einfache W. heißt, ist die zusammengesetzte W. zu unterscheiden, in welcher das Eintreffen mehrerer Ereignisse in Betracht kommt. Fragt man z. B. nach der W., daß mit einem Würfel eine bestimmte Zahl geworfen werde, so ist dies die einfache W.; will man aber die W. wissen, daß zu derselben Zeit mit einem zweiten Würfel dieselbe Zahl, also ein Pasch geworfen werde, so ist dieses die zusammengesetzte W., weil hier zwei günstige Ereignisse zusammentreffen müssen. Die erstere ist offenbar $^1/_6$, während die letztere viel kleiner und = $^1/_{36}$ ist, d. h. erst bei 36 Würfen ist es wahrscheinlich, daß man mit zwei Würfeln einen Pasch werfen werde. Die Berechnung der W. ist Gegenstand der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Pascal, Fermat, Parisot in seinem «Traité du calcul conjectural, etc.» (Par. 1810), Laplace in dem «Philos. Versuch über W.» (deutsch von Tönnies, Heidelb. 1819), Lacroix in dem «Traité élémentaire du calcul de probabilités» (Par. 1816; deutsch, Erf. 1818), Wild in den «Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung» (Münch. 1861) u. a. haben diesen Gegenstand bearbeitet. — Die ästhetische W. oder die W. in der Kunst besteht darin, daß etwas, was als geschehen oder sich ereignend vorgestellt wird, von uns, nach den vom Künstler zu machenden Voraussetzungen und Grundbedingungen der Darstellung, als wirklich genommen werden könne, und beruht demnach auf einer Vergleichung dessen, was der Dichter erzählt, mit der gewohnten Erfahrung. — Die philosophische W. stellt sich in denjenigen Schlüssen dar, welche, ohne selbst schon Gewißheit zu enthalten, doch geeignet sind, dem wissenschaftlichen Forschungstriebe eine Richtung nach der Seite hin zu geben, wo mit W. eine zu erlangende Gewißheit in Aussicht steht. Zu diesen Schlüssen, welche in den Forschungswegen der empirischen Wissenschaften, sowol auf dem Felde der Natur als der Geschichte, von der höchsten Wichtigkeit sind, gehören die der Induction (s. d.), der Analogie (s. d.) und der Hypothese (s. d.). Bei der Induction wird eine Eigenschaft, welche bei vielen Individuen einer gewissen Gattung beobachtet wurde (z. B. die Hohlheit der Knochen bei den Vögeln) vermuthungsweise auf alle übertragen, oder ein Ereigniß, welches in vielen Fällen derselben Art eintraf (z. B. der Tod auf den Genuß von Arsenik) vermuthungsweise auf alle Fälle bezogen. Bei Schlüssen der Analogie wird nach mehr oder minder vollständigen Kennzeichen oder Merkmalen ein gewisser Gegenstand oder Zustand als vorhanden vermuthet, wie z. B. ein kranker Zustand aus dem bleichen Aussehen eines Menschen oder seinem matten Puls. In ähnlicher Art wird aus der Gestalt einer Wunde mit mehr oder

minderer W. das Instrument errathen, womit dieselbe kann geschlagen worden sein. Der Schluß der Hypothese findet dann statt, wenn zur Erklärung eines Ereignisses, z. B. einer geschichtlichen Thatsache, mehrere mögliche Voraussetzungen oder Hypothesen im Streite miteinander liegen, wobei es darauf ankommt, welche von ihnen in ihren Folgerungen oder Consequenzen mit dem gegebenen Thatbestande am genauesten übereinstimmt. So streitet in Beziehung auf die biblischen Geschichten die Hypothese der Wunder mit der eines natürlichen Verlaufs aller Ereignisse; so lag in der Astronomie die Ptolemäische Hypothese so lange mit der Kopernicanischen im Streite, bis die letztere durch ihre genauere Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Erfahrung den Sieg erlangte.

Währung ist im Geldwesen gleichbedeutend mit Valuta (s. d.). Früher verstand man darunter vorzugsweise die Eintheilungsart der Hauptmünze eines Staats, das gegenseitige Verhältniß der Geldeinheit und ihrer Theilstufen.

Wahrzeichen, so viel als Merkmal, Kennzeichen einer Sache, heißt besonders ein einzelner Gegenstand eines Orts, den die dasigen Handwerksgesellen den Einwandernden zeigen, damit diese darthun können, daß sie daselbst gewesen sind, meist ein alterthümliches Steinbild oder dergleichen. Vgl. Schäfer, «Deutsche Städtewahrzeichen» (2 Bde., Lpz. 1858).

Waiblingen, Stadt im würtemb. Neckarkreise, Hauptort eines Oberamts (2,59 Q.-M. mit 24586 E. im J. 1861), an der Rems und an der Eisenbahn, 1,7 M. im Nordosten von Stuttgart, in einer korn-, wein- und obstreichen Gegend, reizend, aber meist uneben gelegen, hat ein alterthümliches Ansehen, obgleich die alten Ringmauern und Thürme fast ganz verschwunden sind. Die Stadt besitzt die sog. äußere Kirche, 1488 in merkwürdigem Baustil aufgeführt, und eine sehr alte Kirche innerhalb der Stadt, eine Latein- und Realschule und zählt 3112 E. (1864), die außer Acker-, Obst- und Weinbau auch Viehzucht treiben und namhafte Viehmärkte unterhalten. Auch wird die Verfertigung mathem. und physik. Apparate, Seiden-, Woll- und Leinweberei sowie Gerberei betrieben. W. war schon zur Zeit der Römer eine Niederlassung mit einem röm. Straßenknoten. Später war es eine karoling. Pfalz, in welcher z. B. Karl der Dicke 887 einen Hoftag hielt. Von den Karolingern kam der Ort an die Salier, welche den Namen «von Waiblingen» annahmen, und von diesen an die Hohenstaufen. Aus dem Beinamen «Waiblinger» entstand in Italien der Name Ghibellinen (s. d.) als Bezeichnung der hohenstaufischen Partei. In der Mitte des 13. Jahrh. kam W. an Würtemberg. Wahrscheinlich wurde es damals zur Stadt erhoben. Die älteste Burg der Stadt zerstörten 1291 die Grafen von Hohenberg, das neue Schloß 1634 die Kaiserlichen.

Waiblinger (Wilh. Friedr.), deutscher Schriftsteller, geb. 21. Nov. 1804 zu Reutlingen, entwickelte früh poetisches Talent, und bereits auf dem Gymnasium zu Stuttgart, in welches er 1819 eingetreten war, schrieb er den Roman «Phaeton», der jedoch erst später (2 Bde., Stuttg. 1823) im Druck erschien. Als die «Abendzeitung» ihn in das größere Publikum einführte, gehörte er noch dem theol. Seminar in Tübingen an, in welchem er 1821—26 studirte. Hier kam er in Berührung mit dem geisteskranken Hölderlin (s. d.), dessen «Hyperion» ihn in Stuttgart zu seinem «Phaeton» begeistert hatte, und dem er in den «Zeitgenossen» eine anziehende Biographie widmete. Eine reiche, üppige Phantasie und eine glückliche Darstellungsgabe machten seine Arbeiten, z. B. «Vier Erzählungen aus Griechenland» (Ludwigsb. 1821) und «Drei Tage in der Unterwelt» (Stuttg. 1826) sowie anderes, was er in Zeitschriften mittheilte, zu höchst anziehenden Erscheinungen. Dennoch trat eine oft ungezügelte Leidenschaftlichkeit und daraus hervorgehende Zerfallenheit mit sich und dem Leben immer deutlicher hervor, die auch dann nicht wich, als er, vom Buchhändler Cotta unterstützt, 1827 eine Reise nach Italien antrat, von der er nicht zurückkehrte, der man aber, außer interessanten Reisemittheilungen, das «Taschenbuch aus Italien und Griechenland» (Berl. 1829 u. 1830) verdankt. Nachdem er noch Sicilien bereist hatte, starb er in Rom 17. Jan. 1830. Seine «Gesammelten Werke» wurden von H. von Canitz (9 Bde., Hamb. 1840—41) herausgegeben.

Waid oder Färberwaid (Isatis tinctoria L.) heißt eine zweijährige Farbepflanze aus der Familie der Kreuzblümler, die im mittlern und südl. Europa sowie im Orient auf sonnigen Plätzen wild wächst. Der Stengel wird 1½—3 F. hoch und ist wie die spannenlangen, ganzrandigen, mit ihrer pfeilförmigen Basis denselben umfassenden Blätter von seegrüner Farbe. Nach oben verästelt er sich in eine aus zahlreichen Blütentrauben bestehende Rispe. Die Blüten sind vierblätterig, klein und gelb. Die schwärzlichen Schötchen hängen an haarfeinen Stielchen. Die Blätter des W. geben eine blaue, dem Indigo ähnliche Farbe und waren schon den Alten als Farbematerial bekannt Im Mittelalter wurde er allgemein angebaut und in Deutschland

besonders in Thüringen erzeugt, wo die fünf Städte Erfurt, Gotha und Langensalza, Tennstädt und Arnstadt wegen ihres (bei den drei erstgenannten noch heutzutage blühenden) Waidbaues und Waidhandels die fünf Waidstädte hießen. Die große Wohlfeilheit des Indigo hat den W. ziemlich außer Anwendung gebracht; nur während der Continentalsperre legte man sich eifriger auf seinen Anbau, der besonders auf trockenem Lehmboden mit Vortheil betrieben wird. Die Blätter werden dreimal im Jahre bei trockenem Wetter abgeschnitten, in kleine kugelige Ballen geformt, in Wannen mit Wasser übergossen und, indem man dieses bei einer Temperatur von + 12—15° R. erhält, in Gärung gebracht. Nach etwa 20 Stunden zieht man die Flüssigkeit ab, scheidet durch Kalkwasser den Farbestoff ab, der als gelbe Masse niederschlägt, und behandelt diese mit Salzsäure. Dann bleibt blos der blaue Farbestoff (das Indigblau) übrig, das in Holzformen bei + 13° R. getrocknet wird. Gegenwärtig wird der W. höchstens dem Indigo, dem er an Güte nicht nachsteht, beigemischt. Farbereicher als der deutsche W. ist der französische oder languedocsche, der vorzüglich aus der Provence, Normandie und dem Elsaß kommt. Die Samen des W. enthalten ein dem Leinöl gleichkommendes Oel. Die einen scharfen Saft enthaltenden Blätter wurden früher äußerlich gegen Geschwüre angewendet.

Waisenhäuser sind Anstalten, in denen älternlose Kinder, vorzugsweise der ärmern Klassen, untergebracht und erzogen werden. Diese Anstalten sind neuern Ursprungs und verdanken vorzugsweise christl. Ideen ihre Entstehung. Obschon auch im Alterthum und namentlich bei den Griechen und Römern den Waisen eine gewisse Fürsorge gewidmet wurde, so war diese doch selbst zur Zeit des Kaisers Trajan, der Antonine und des Alexander Severus nicht von großer allgemeiner Bedeutung. Erst in christl. Zeit entstanden förmliche Waisenanstalten, und zwar zunächst in den durch Industrie und Handel blühend und reich gewordenen Städten, deren Bürgerschaft ein enges, festes Band verknüpfte und sie für die Hinterlassenen ihrer Mitbürger und Mitchristen sorgen ließ. In Deutschland finden sich die ersten Anstalten dieser Art im 16. Jahrh. in den Reichsstädten. Vorher war es Sitte gewesen, die Waisen in Familien unterzubringen. Doch fand man damals, daß dies nicht zweckmäßig sei, weil viele Kinder schlecht gehalten und verwahrlost wurden. Ein richtiges Waisenhaus war das zu Augsburg 1572 errichtete. Berühmter wurde jedoch das Waisenhaus zu Halle, welches A. H. Francke (s. d.) 1698 meist mit Hülfe von Geschenken und freiwilligen Beiträgen gründete, und das sich bald ausdehnte und vielfache Zwecke verfolgte. Auch in allen andern größern Städten entstanden nun W., für welche sich namentlich durch Ueberweisung von Legaten und Geschenken die vermögendern Klassen lebhaft interessirten. Sonach waren die W. wesentlich Wohlthätigkeitsanstalten. Erst in neuester Zeit hat man anerkannt, daß der Staat und namentlich die Gemeinde verpflichtet, für die Waisen ihrer Angehörigen, wenn sie hülflos sind, zu sorgen, und somit entstanden zahlreiche W., welche die Gemeinden gründeten. Manche W., namentlich die gutdotirten in mittelgroßen Städten, pflegen wohl eingerichtet zu sein, andere dagegen lassen viel zu wünschen übrig. Als Mängel stellen sich meist heraus, daß die Anstalten zu groß sind, daß sie zu viele Pfleglinge enthalten, sodaß sich die Fürsorge für die einzelnen Kinder nicht genug geltend machen kann. Die Kinder werden unter solchen Verhältnissen gleichmäßig und ohne Rücksicht auf ihren verschiedenartigen Charakter behandelt, und ihre geistigen Anlagen bleiben zum Theil meistens unentwickelt. Die Kinder erhalten allerdings Schulkenntnisse, wissen diese aber nicht zweckmäßig zu verwenden. Bei einförmiger Beschäftigungsweise mangelt ihnen, wenn sie entlassen werden, die Gewandtheit und Geschicklichkeit, sich durchzubringen, die solche Kinder, welche mit den Aeltern Glück und Unglück, Noth und Sorgen durchgemacht haben, sich anzueignen pflegen. Es ist das so allgemein der Fall, daß Dienst- und Lehrherren nicht gern also erzogene Waisen in Dienst und als Lehrlinge annehmen. Oft leidet auch die Gesundheit der Kinder in den W., und es ist häufig eine große Sterblichkeit der Insassen dieser Häuser nachgewiesen worden. Ferner ist nicht zu vermeiden, daß in die W. bereits verdorbene Kinder gelangen, welche dann sofort einen sehr nachtheiligen Einfluß ausüben. Man hat deshalb vorgeschlagen, nur kleine W. mit 10 und 20 Waisen herzustellen und so eine Art von Familienerziehung zu schaffen, die indeß nur selten erzielt wird. In neuerer Zeit ist man deshalb vielfach wieder auf die Unterbringung der Waisen in Familien zurückgekommen, die sich in der That empfiehlt und, wenn bei der Auswahl der Pflegeältern sorgfältig und vorsichtig verfahren wird, auch den billigen Wünschen ganz genügen kann. Nur muß man nicht das Kostgeld der Pflegekinder so gering normiren, daß die Pfleger genöthigt sind, die Kinder ihren Unterhalt durch Arbeit in Fabriken u. s. w. erwerben zu lassen oder sie gar, was auch schon vielfach vorgekommen ist, zum Betteln anzuhalten. Außerdem ist

auch immer noch eine strenge Aufsicht über die einzeln untergebrachten Kinder nothwendig. Neben den eigentlichen W. gibt es auch dergleichen Anstalten für die Kinder gewisser Stände, z. B. Militärwaisenhäuser, in denen die Söhne verstorbener Soldaten, und zwar meist auch für den Soldatenstand, erzogen werden. Ferner gehören in die Klasse der W. auch die Findelhäuser (s. d.). Die Literatur über die W. ist eine ziemlich umfangreiche, besteht indeß meist aus kleinern Schriften und Abhandlungen in Zeitschriften.

Waitz (Georg), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 9. Oct. 1813 zu Flensburg aus einer aus Thüringen stammenden Familie, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und widmete sich dann 1832—36 zu Kiel und Berlin jurist. und histor. Studien. Bald jedoch wandte er sich den letztern ausschließlich zu. Als Mitarbeiter an Pertz' «Monumenta Germaniae historica» ging er zunächst nach Hannover und besuchte für diesen Zweck die Bibliotheken und Archive zu Kopenhagen, Lyon, Avignon, Montpellier, Troyes, Paris, der lothringischen Städte, von Luxemburg, Trier, Koblenz, Thüringen und Sachsen. Auf dieser Forschungsreise fand er unter anderm auch zu Merseburg die von J. Grimm herausgegebenen deutschen Gedichte aus heidnischer Zeit auf. Seine wichtigsten Arbeiten für die «Monumenta» sind die Ausgaben des Widukind, einer Reihe Biographien der sächs. Zeit, ferner des Marianus Scotus, des Ekkehardus Uraugiensis, des Annalista Saxo, der «Gesta Trevirorum», der Bischofsgeschichten von Metz, Toul und Verdun, sowie der franz. Autoren Ademar und Hugo von Fleury. 1842 zum Professor in Kiel ernannt, trat W. 1846 an Christiansen's Stelle als Abgeordneter der kieler Universität in die holstein. Provinzialstände, deren Versammlung nach wenigen Tagen aufgelöst wurde. Bei der Märzbewegung 1848 war er erst einige Zeit bei der provisorischen Regierung in Rendsburg thätig, von welcher er auch zur Vertretung der Interessen der Herzogthümer nach Berlin gesendet wurde. Als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung gehörte W. zur sog. Partei des Casino und des Weidenbusches. Nachdem er mit Gagern, Dahlmann u. a. aus der Versammlung geschieden, trat er im Sommer 1849 die Professur in Göttingen an, zu der er schon 1847 berufen worden war. W.' Hauptwerke sind die «Deutsche Verfassungsgeschichte» (Bd. 1—4, Kiel 1843—61; 2. Aufl., Bd. 1, 1865), «Die schlesw.-holstein. Geschichte» (2 Bde., Gött. 1851—54), «Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europ. Politik» (3 Bde., Berl. 1855—56) und «Grundzüge der Politik» (Kiel 1862). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Jahrbücher des deutschen Reichs unter Kaiser Heinrich I.» (Berl. 1837; neue Bearbeitung, 1863); «Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila» (Hannov. 1840); «Das alte Recht der Salischen Franken» (Kiel 1846). Hieran schließen sich mehrere monographische Arbeiten zur deutschen Verfassungsgeschichte und Geschichte der deutschen Historiographie in den «Abhandlungen» der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Auch hat er wesentlichen Antheil an der Schrift «Das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig» (Kiel 1849). Mit Ratjen besorgte er die Herausgabe der «Nordalbingischen Studien» (6 Bde., Kiel 1844—51). Bei Ausbruch des letzten schlesw.-holstein. Kriegs veröffentlichte W. eine vorzügliche «Kurze schlesw.-holstein. Landesgeschichte» (Kiel 1864). Seit 1862 gab er mit Häusser und Stälin für die Historische Commission in München die «Forschungen zur deutschen Geschichte» heraus. Ueber die von ihm zu Göttingen geleiteten histor. Uebungen handelt sein «Glückwunschschreiben an L. von Ranke» (Gött. 1867). W. ist auch Director der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte in Göttingen.

Waitz (Theodor), deutscher Philosoph, geb. 17. März 1821 zu Gotha, widmete sich seit 1838 zu Leipzig und Jena philol. und mathem. Studien, fand sich aber dabei überwiegend von Plato und Aristoteles, Kant und Herbart angezogen und sammelte deshalb 1842—43 auf einer Reise durch Frankreich und Italien das Material zu einer neuen und kritischen Ausgabe des «Organon» (2 Bde., Lpz. 1844—46) des Aristoteles. Nachdem er sich 1844 als Docent zu Marburg habilitirt, erhielt er 1848 eine außerord. Professur. Als akademischer Lehrer wandte er sich den philos. Disciplinen überhaupt, als Schriftsteller vorzüglich der Psychologie und Pädagogik zu. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: «Grundlegung der Psychologie» (Hamb. und Gotha 1846), «Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft» (Braunschw. 1849) und «Allgemeine Pädagogik» (Braunschw. 1852). In denselben versuchte W. die Unhaltbarkeit der idealistischen Philosophien von Fichte, Schelling und Hegel sowol in Rücksicht der Methode als des materiellen Gehalts ihrer Lehren nachzuweisen, und war zu gleicher Zeit bestrebt, die Psychologie zur Grundlage der gesammten Philosophie zu machen, um dadurch wieder an Kant anzuknüpfen. Während sich W. in diesem Hauptpunkte sowie auch darin, daß er die Psychologie auf naturwissenschaftlichen, anthropolog. Boden stellte, von Herbart entfernte, schloß er sich doch

in der Bearbeitung dieser Wissenschaft selbst demselben näher an. Bedeutendere Abweichung von Herbart zeigte W. in der Pädagogik, sodaß er kaum noch als Herbartianer bezeichnet werden konnte. Neben den eigentlich philosophischen hatte sich W. schon längere Zeit auch mit anthropolog. und ethnogr. Studien beschäftigt, als deren Frucht «Die Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 1—4, Lpz. 1860—64; Bd. 5, herausg. von Gerland, 1867 fg.) erschien. Es ist dies sein eigentliches Hauptwerk, welches seinen Ruf auch im Auslande begründete. Der erste Band desselben enthält den allgemeinen Theil, der zweite die Negervölker Afrikas, der dritte und vierte die Urbewohner Amerikas; der fünfte beschäftigt sich mit den Völkern malaiisch-polynesischer Rasse. Außerdem veröffentlichte W. noch eine kleinere Arbeit über «Die Indianer Nordamerikas» (Lpz. 1864). Er starb 21. Mai 1864 zu Marburg.

Waitzen oder Waizen, ungar. Vácz, eine Stadt in dem ungar. Comitate Pesth-Pilis-Solt, am linken Ufer der Donau, die sich hier plötzlich gegen Süden wendet, 4½ M. nördlich von der Hauptstadt Pesth, mit der sie durch die Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Stuhlrichteramts und seit 1075 eines kath. Bisthums. Die Stadt hat eine schöne, nach der Peterskirche zu Rom erbaute Kathedrale, einige andere Kirchen, einen bischöfl. Palast mit vielen röm. und mittelalterlichen Denkmälern, eine theol. Lehranstalt, ein Piaristencollegium mit Gymnasium, ein Kloster der Franciscaner und ein solches der barmherzigen Brüder, eine Hauptschule, ein Taubstummeninstitut und andere Wohlthätigkeitsanstalten. W. zählt (1857, ohne Militär) 12799 E., welche stark besuchte Viehmärkte unterhalten und bedeutenden Weinbau treiben. 1597 erlitten hier die Türken eine Niederlage, und 27. Juni 1684 wurden diese von Herzog Karl von Lothringen geschlagen und die Stadt erobert. Auch ist W. bekannt durch die Affaire vom 10. April 1849 zwischen den Ungarn und den Oesterreichern, welche letztere den General Götz verloren, sowie durch die Gefechte vom 15., 16. und 17. Juli 1849 zwischen den Ungarn unter Görgei und den Russen unter Saß.

Wakefield, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft York, Hauptort des Westriding, in fruchtbarer Gegend, 5,9 M. südwestlich von York, an der Eisenbahn und am Calder gelegen, der hier Schiffe von 100 Tons trägt, und über den eine uralte Steinbrücke mit einer von Eduard IV. zur Erinnerung an den Tod seines Vaters erbauten Kapelle führt, ist ein sehr alter Ort, aber freundlich und im ganzen gut gebaut. Die schönsten Häuser stehen in der Vorstadt St.-Johns. W. zählt 23350 E. (1861), hat eine Grafschaftshalle, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus für 1000 Insassen, ein Rathhaus, eine Markthalle und Kornbörse, ein Versorgungs- und ein Zufluchtshaus, unter den 13 gottesdienstlichen Gebäuden eine schöne goth. Kirche mit sehr hohem Thurme, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und eine öffentliche Bibliothek. Der Ort ist ein Hauptsitz der Tuch- und Wollzeugfabrikation. Es bestehen Garnspinnereien, Färbereien, Eisengießereien, Schiffswerfte, Vitriolwerke und Seilerbahnen sowie ein ausgebreiteter Handel mit Wolle. Zugleich gilt W. als Getreide-, Vieh- und Kohlenmarkt der benachbarten Fabrikbezirke. Der Wakefieldkanal führt der Stadt besonders aus Norfolk und Lincolnshire zahlreiche Heerden- und Getreidevorräthe zu, weshalb der Calder an beiden Ufern mit kolossalen Speichern gesäumt ist. W. ist auch bekannt durch Goldsmith's (s. d.) berühmten Roman «The Vicar of Wakefield», sowie durch den hier in den Kämpfen der Rothen und Weißen Rose 24. Dec. 1460 vom Grafen von Northumberland für die Königin Margarethe über den Herzog von York erfochtenen Sieg, der letzterm das Leben kostete.

Wakuf (die türk. Aussprache des arab. Wakf, Feststellung) heißt in den mohammed. Ländern das religiöse Eigenthum sowol des Islam wie auch der übrigen Glaubensgenossenschaften, also eine Art von Todter Hand, welche aber eine von derjenigen des Occidents wesentlich verschiedene Gestalt angenommen hat. Der Ursprung des mohammedanischen W. ist ein dreifacher. Begründet wurde er von den Eroberern, welche gleich nach der Besitzergreifung der Länder, in denen sie sich festsetzten, einen bedeutenden Theil der Liegenschaften, bis zu einem Drittel der Gesammtheit, aussonderten und damit die Moscheen und Cultusanstalten dotirten. Dazu kamen dann fromme Stiftungen sowol der spätern Herrscher wie auch begüterter Unterthanen, als Lehranstalten, Bibliotheken, Bäder, Armenküchen, Siechenhäuser, Brunnen, neuerrichtete Moscheen und die für den Unterhalt erforderlichen Dotationen. Außerdem traten hinzu eine Menge in Privatbesitz befindlicher Grundstücke, deren Eigenthümer sie unter Erlegung von 10—15 Proc. vom Taxwerth als Wakufgut anerkennen ließen, um sie sodann gegen einen unbedeutenden Jahreszins als Erblehn weiter zu besitzen. Sowol die Ueberzeugung von der Gottwohlgefälligkeit der Wakufstiftung wie auch der Wunsch, das liegende Eigenthum vor der Confiscation zu schützen

und überhaupt es der Familie zu bewahren, besonders auch seine Veräußerung an Nichtmohammedaner zu erschweren, bewog die Privatleute zu diesen Opfern, welche dem Wakufgebiet allmählich eine ungeheuere Ausdehnung gaben. Die Angelegenheiten der Stiftungsgüter unterstehen einem besondern Ministerium, welches den Namen Ewkaf-Nazareti führt und die Competenz der gewöhnlichen Gerichte ausschließt. Betreffs ihrer Verwaltung durch einen aus der Zahl der Berechtigten von der Behörde zu bestimmenden Vorsteher, den Mutewelli, nicht minder betreffs ihrer Veräußerung, welche in der Regel nur mittels jurist. Fiction möglich ist, ihrer Vererbung, die nur von Aeltern auf Kinder gestattet wird, bestehen gesetzliche Vorschriften, die den Werth dieser Grundstücke gegenüber dem Mülk, dem freien Eigenthum, bedeutend herabdrücken und auf der Entwickelung von Handel und Verkehr schwer lasten. Im W. ist längst ein Haupthinderniß der Finanzverbesserung in der Türkei erkannt worden, und seine Beseitigung wird von der Reformpartei unter den türk. Staatsmännern ebenso eifrig wie bisjetzt erfolglos angestrebt, während der alttürk. Particularismus sich an seinen Bestand wie an eine Grundbedingung seines Daseins klammert.

Walachei, das südliche der unter dem Namen Romänien (s. d.) vereinigten Fürstenthümer Moldau und W., wird im Westen durch die Karpaten gegen Siebenbürgen begrenzt, im Norden theils durch dieselben, theils durch den Fluß Milcowa gegen das Schwesterland Moldau, im Osten und Süden durch die Donau gegen die Türkei. Die W. umfaßt einen Flächenraum von 1330 Q.-M. und hat 2½ Mill. E. Sie gehört zu dem Flachlande, das sich von den Karpaten aus nach der untern Donau gegen das Schwarze Meer zu abdacht. Ihre ausgedehnten hügelförmigen Ebenen werden durch zahlreiche, größtentheils aus den Karpaten entspringende Flüsse bewässert, darunter der Jiul bei Craiova, der Olt (Aluta), der Argis, die durch Bukarest fließende Dembovitza, die Praova. Vorhanden sind viele Seen, reiche Waldung, mitunter Urwald, viel Mineralquellen. Das Klima ist wärmer als in der Moldau; im Sommer steigt das Thermometer bis 36° R. Die Bodenbeschaffenheit und dessen Ertragsfähigkeit gleichen denen der Moldau (s. d.). Die Bevölkerung der W. vertheilt sich auf 3160 Dörfer und 131 Städte und Marktflecken, obenan die Hauptstadt Bukarest (Bucuresti) mit 150000 E., Ploiesti mit 27000, Braila mit ebenso viel, Krajowa (Craiova) mit 21000. Fremde Elemente sind in der W. in geringem Maße vorhanden, sehr wenig Juden, keine Ungarn. Die eingewanderten Bulgaren sind ins Romänenthum aufgegangen. In der Hafenstadt Braila (s. d.) leben viel Griechen, in Bukarest viel Deutsche als Kaufleute und Handwerker. Die W. hat einen Metropoliten, vier Bisthümer, eine Universität, sieben Gymnasien, drei Schullehrerseminare, eine Handelsschule, ein Musikconservatorium, eine Kunstschule, aber zu wenig Dorfschulen. Ihre Vorgeschichte bis ins 13. Jahrh. hat die W. mit der Moldau gemein. 1215 herrschte über einen Theil der W. der aus Siebenbürgen eingewanderte Herzog von Fogaras, Radu Negru (der Schwarze), zu dessen Reich sich im Laufe desselben Jahrhunderts das ganze übrige Land gesellte. Im übrigen zeigt sich während dieses und des 14. Jahrh. die Geschichte verworren und voll von erfolglosen Streitigkeiten mit Ungarn. Diesen letztern gaben die Päpste für eventuelle Eroberungen in der W. Oberhoheitsrechte, welche aber, wie sie rechtlich nicht bestehen konnten, auch faktisch nicht zur Geltung gekommen sind. Von 1383—1419 regierte in der W. Mircea I., der sich, ebenso wie sein Zeitgenosse Alexander der Gute in der Moldau, Verdienste um die administrative Organisation des Landes erwarb. Zugleich machte er seine Regierung durch hervorragende Kriegsthaten bemerkenswerth. Den von seinem Bruder übernommenen türk.-bulgar. Krieg setzte er mit solchem Nachdruck fort, daß er den Feind aus dem Lande trieb, die Dobrudscha eroberte und bis vor Adrianopel drang. Dadurch erwarb sich Mircea zu einer Zeit, wo die Türken bereits mit Schrecken in Europa genannt wurden, einen weitverbreiteten Namen und erhob sich zum Schiedsrichter zwischen den Königen von Polen und Ungarn. Allein die Macht der Türken wuchs, die Festungen am rechten Donauufer kamen in ihre Hände, Allianzversuche mit Polen scheiterten, und Mircea sah sich gezwungen, 1391 die erste sog. Capitulation mit Sultan Bajazet einzugehen. Die zweite und letzte wurde von Vlad II. mit Mohammed II. 1460 abgeschlossen. Diese Staatsverträge bilden bis heute die Norm des Verhältnisses der Donaufürstenthümer zur Türkei, da alle spätern Verträge, zuletzt die Pariser Convention von 1858, sich auf sie ausdrücklich beziehen. In ihnen wird die Unabhängigkeit und territoriale Integrität der W. anerkannt, die Freiheit, sich nach eigenen Gesetzen ohne jede Einmischung der Türkei zu regieren, und das Recht des Fürsten auf Leben und Tod seiner Unterthanen. Den Türken ist Aufenthalt, sogar Durchgang im Lande untersagt. Dagegen hat die Türkei den im Lande gewählten Fürsten zu bestätigen und erhält einen jährlichen Tribut, welcher nach der

letzten Capitulation für die W. nur 30000 Thlr. betragen sollte, aber später durch willkürliches Abkommen mit dem jedesmaligen Fürsten faktisch erhöht, in letzter Zeit dagegen wieder gar nicht gezahlt wurde. Gegen Ende des 16. Jahrh. (1593—1601) fiel die bedeutsame Regierung Michael's des Tapfern. Diesem Fürsten gelang es, die Moldau, W. und Siebenbürgen unter seinem Scepter zu vereinigen, freilich nur während der Dauer seiner eigenen Regierung, und seine letzte Absicht war, ein Königreich Dacien in der Ausdehnung der alten röm. Provinz zu gründen. Michael trat darüber mit Kaiser Rudolf in Verhandlung. Besondere Aussicht auf Erfolg seiner Bestrebungen gab ihm sein bedeutender Ruf, den er sich als die damalige wirksamste Stütze gegen die Türken erworben hatte, sodaß man die Vergrößerung seiner Macht als ein Bollwerk gegen das gefährliche Umsichgreifen des Halbmondes betrachtete. Oesterreich, auf dessen Unkosten seine Vergrößerung nur möglich war, verhielt sich jedoch feindlich gegen den Fürsten Michael. Derselbe wurde mitten in den Verhandlungen durch Meuchelmord beseitigt, ohne daß man den wiener Hof mit Sicherheit der Anstiftung beschuldigen konnte. Michael's des Tapfern Nachfolger waren weit weniger bedeutend. Wichtig wurde Matthias Bassarab (1633—54) durch Wiedereinführung der Nationalsprache in die Kirche, in der bis dahin in slaw. Sprache der Gottesdienst abgehalten worden war. Nach 1688, wo Konstantin Brancovanu noch von der Nation selbst zum Fürsten gewählt und von der Türkei blos anerkannt wurde, beginnt eine systematische Verletzung der Capitulationen von seiten der Pforte. Anderthalb Jahrhundert hindurch werden nun die walach. Fürsten direct von der Pforte ernannt, anfangs Romänen, später 1716—1821 Griechen aus dem Phanar von Konstantinopel. Hiermit war zugleich eine Verletzung der Vertragsbestimmung über den Tribut verbunden. Absetzung und Einsetzung ließen sich in Konstantinopel durch Geld erkaufen, und willkürliche, mit dem jedesmaligen Prätendenten neu verabredete Tributsverpflichtungen wurden üblich, natürlich mit steigender Ziffer. Veranlassung zu diesen Vertragsverletzungen gab allerdings zuerst der Versuch der einheimischen Fürsten, sich mit westl. Mächten gegen die Türkei zu alliiren. Außerdem corrumpirten die innern Umtriebe, welche seit Aufhören der Erblichkeit des Throns bei jeder Fürstenwahl das Land in Aufregung versetzten, den Nationalsinn. Jedes Mittel zur Erlangung auf den Thron wurde willkommen, und zuletzt gelangte man dahin, sich lieber durch Bestechung und Ergebenheitsversprechen von Konstantinopel aus zwangsweise auf den Thron setzen zu lassen. Hierzu kam von seiten der Pforte die Furcht vor der russ. Politik, seitdem nach Peter's d. Gr. Annäherung an die Donau 1711 der Plan Rußlands hervortrat, sich in den Besitz Konstantinopels zu setzen. Vernichtung jeder nationalen Cultur, byzant. Ausbeutung des Bauern durch eine verdorbene Bojarenklasse als Amtsadel, vollständiger Mangel an richtiger Verwaltung und industrieller Regsamkeit waren die Folgen dieses unmittelbaren Eingreifens der Türkei in die Geschicke jener Länder. Gegen die phanariotischen Fürsten als Fremdlinge konnte man, so lange sie Christen waren, keinen Protest einlegen, wol aber gegen deren directe Ernennung durch die Pforte. Allein die Macht der W. war gebrochen und sie konnte nicht mehr die Achtung der alten Verträge sich erzwingen. Die wirkliche Herrschaft der Phanarioten erstreckte sich auf 94 J., abgerechnet drei fremde militärische Occupationen, die inzwischen stattfanden: eine russische von 1770—74, eine österreichisch-russische von 1788—91 und wieder eine russische allein von 1808—12. In jenen 94 J. wechselten in der W. 36 Fürsten, sodaß die durchschnittliche Regierungszeit jedes einzelnen nicht volle drei Jahre betrug. Es kamen sogar Fälle vor, wo in einem einzigen Jahre zwei und drei Fürsten einander folgten. Der Thron der Donaufürstenthümer wurde in Konstantinopel förmlich feilgeboten, nur daß der glückliche Ersteher nicht sicher war, nach einigen Monaten seine Stellung auf dieselbe Art zu verlieren, wie er sie gewonnen, und dann erwartete ihn Verbannung und nicht selten die seidene Schnur. Jeder dieser Herren brachte beim Regierungsantritt eine Schar heruntergekommener Griechen aus Konstantinopel mit, welche die besten Aemter erhielten, nach und nach mit allen Bojarenfamilien in verwandtschaftliche Beziehungen traten und endlich die Vernichtung jedes volksthümlichen Geistes in den höhern Klassen herbeiführten. Die Folgen davon waren für die W. wie für die Türkei gleich unglücklich. Bei solchem Zustande der regierenden Klasse wurde es Rußland desto leichter, durch Bestechung Einfluß zu gewinnen, und während die Pforte versuchte, sich auch auf dem linken Donauufer festzusetzen, erzwang sich Rußland zuerst im Vertrage von Kutschuk-Kainardschi 1774 officiellen Einfluß auf die Donaufürstenthümer und 1812, wo Europa mit den Napoleonischen Wirren beschäftigt war, die Abtretung Bessarabiens.

Seitdem trat indessen eine Wendung ein, die als der Anfang der neuen Zeit zu betrachten ist. Es begann das Wiederaufleben des nationalen Geistes und hiermit ein entschiedener Fort-

schritt zum Bessern. Bezeichnend für das 19. Jahrh. ist es, daß diese Veränderung zuerst durch eine ausschließlich geistige Bewegung veranlaßt wurde. Schon früher war unter den Romänen im österr. Siebenbürgen, namentlich durch den zu Rom im Institut de propaganda fide gebildeten Sincai, dann durch Micul und Petru Maior, Sinn für Geschichte und Volksbewußtsein erwacht, und zum ersten mal dachte das Volk an seine röm. Abstammung und begann sich als Glied des roman. Stammes in Europa zu fühlen. In der Schule und durch die Anregung dieser Männer gebildet, fanden einige siebenbürg. Romänen sich bewogen, nach der W. und der Moldau überzusiedeln, in der W. vorerst Lazar, später Laurianu, Johann Maiorescu u. a., welche die ersten Vermittler zwischen diesem Lande und der westl. Bildung wurden. Eine Wirkung des neuen Geistes offenbarte sich sofort in der Insurrection des Theodor Vladimirescu. Dieselbe wurde unmittelbar veranlaßt durch die 1821 zum Ausbruch gekommene Bewegung der Hetärie (s. d.), an deren Spitze sich Fürst Alexander Ypsilantis befand. Vladimirescu benutzte diese griech. Bewegung, welche durchaus unter russ. Einfluß stand und auf Losreißung Griechenlands von der Türkei gerichtet war, um eine einheimische nationale Bewegung ihr an die Seite zu stellen. Eine Zeit hindurch, solange es sich um Abwehr der türk. Uebergriffe in die Regierung der W. handelte, konnte Vladimirescu mit der Hetärie zusammengehen. Als aber die Griechen und mit ihnen Rußland Miene machten, sich an die Stelle der Türken zu setzen, da trat er ihnen entgegen und erklärte wiederholt der Pforte, daß er nur zu Gunsten der alten Capitulationen kämpfe und auf deren Grundlage hin sich mit der Türkei gegen jeden Angriff verbinden wolle. Allein von allen Seiten mistrauisch behandelt, starb er eines gewaltsamen Todes. Eine Folge der ganzen Bewegung war es aber doch, daß die Türkei ihre bisherige Politik der Einsetzung fremder Fürsten verließ und 1822 zum ersten mal wieder einen Romänen auf den Thron erhob. Nun trat der russ.-türk. Krieg von 1828—29 ein, der seinen Abschluß durch den Vertrag von Adrianopel fand. Dieser Vertrag stellte die alten Capitulationen wieder her, jedoch ausdrücklich mit der neuen Bestimmung, daß Rußland das Mitprotectorat übernahm. Zugleich wurde unter dem Vorsitze des russ. Consuls Mietzaki durch Specialcommissarien im Lande selbst eine Staatsverfassung (das sog. organische Reglement) ausgearbeitet und noch durch die Russen unter der provisorischen Regierung des Grafen Kisselew in der W. eingeführt. Nach Ablauf derselben erfolgte 1834 die Ernennung des Alexander Ghika direct von den Schutzmächten zum Fürsten der W., obgleich die neue Verfassung die Wahl durch den einheimischen Landtag vorsah. Die hierauf folgende Zeit kann man als eine Art Sturm- und Drangperiode bezeichnen, die noch gegenwärtig ihren Abschluß nicht gefunden hat, und deren Endziel nach außen auf vollständige Befreiung des Landes von jeder fremden Einmischung gerichtet ist, nach innen auf Regenerirung im Sinne der westl. Civilisation. Diese Bewegung entstand zuerst in den Schulen, und da der Proceß seine innere nationale Berechtigung hatte, konnte er durch administrative Maßregelung, durch organische Reglements u. dgl. nicht gehemmt, sondern nur gefördert werden. Das erste Anzeichen davon war das allmähliche Auftauchen polit. und literarischer Zeitschriften, sodann der Beginn einer nationalen Literatur, welche, so geringfügig auch ihr absoluter Werth, für die damaligen Zeitumstände doch eine nachhaltige Wirkung ausübte. Vor allem wichtig aber zeigte sich das jetzt beginnende Hinausströmen der jungen Männer nach den ausländischen Universitäten, vorzüglich Frankreichs und Deutschlands. Während 1824 wol kaum drei Romänen sich im Lande befanden, welche einen europ. Universitätscursus durchgemacht, findet man gegenwärtig in der mittlern und höhern Gesellschaft kaum einen, der nicht in dieser wissenschaftlichen Vorschule des praktischen Lebens gebildet worden, allerdings noch selten mit dem vollen Erfolge, da häusliche Erziehung und einheimische Gymnasialvorbildung noch vernachlässigt sind. Diesem unerwartet aufkeimenden Leben gegenüber trat Rußland in rücksichtsloser Schärfe mit seinen Unterwerfungsabsichten hervor. Man befahl dem Fürsten Ghika Unterdrückung der Presse und wollte in das organische Reglement eine die Selbständigkeit des Landes vernichtende Bestimmung aufnehmen lassen. In stürmischer Opposition erhob sich 1837—38 der walach. Landtag dagegen, geführt vom Obersten Campinianu. Letzterer wurde eingekerkert, während Fürst Ghika, als der Bewegung nicht gewachsen, durch die beiden Schutzmächte abgesetzt und an dessen Stelle Fürst G. Bibescu im Lande selbst gewählt ward. Der russ. Einfluß gestaltete sich immer drückender. Der sonst aufgeklärte Bibescu erließ 1847 eine Verfügung, daß in den Gymnasien und höhern Lehranstalten die romän. Sprache verboten sein und durch die französische ersetzt werden sollte. Unter solchen Verhältnissen brachten die revolutionären Umwälzungen des J. 1848 auch in der W. eine mächtige Wirkung hervor. Im Juni dieses Jahres mußte Bibescu fliehen. Heliade, Golescu und Tell, Männer der Revolution,

bildeten eine provisorische Regierung; neben ihnen waren die Bratianu, C. Rosetti u. a. von Einfluß. Mangel an Geschick und leere Phraseologie machten jedoch diese Bewegung ebenso in sich unhaltbar, wie sie natürlich auch bei den Schutzmächten Widerstand fand. Russ. und türk. Truppen im Verein unterdrückten dieselbe. Durch den Sened von Balta-Liman 1849 wurde die Landtagsverfassung auf sieben Jahre suspendirt und für ebendiese Zeit B. Stirbei, Bruder des vorigen Fürsten, direct zum Fürsten ernannt. Stirbei war im Geiste der neuen Epoche erzogen, speciell ein Schüler Guizot's, und zeichnete sich durch eine tüchtige Verwaltung aus. Nur konnte man ihm im Lande den Ursprung seiner Macht nicht verzeihen. Die hergestellte Ordnung, namentlich der Finanzen, ward wieder gestört durch den Ausbruch des Orientkriegs. Stirbei trat zurück. Es erfolgte die Ernennung des Alexander Ghika zum provisorischen Statthalter, und nach ihm trat eine provisorische Regierung von drei Mitgliedern ins Leben, mit der Aufgabe, der Pariser Convention vom 19. Aug. 1858 gemäß das neue Wahlgesetz einzuführen und die Fürstenwahl zu leiten. Aus diesem Act ging der auch in der Moldau gewählte Oberst Alexander Johann Cusa (s. d.) 24. Jan. 1859 als Herrscher der nunmehr faktisch vereinigten Fürstenthümer Moldau und W. hervor. Ueber diese Wahl s. Moldau; über die weitere Geschichte des Landes s. Romänien. Vgl. Maiorescu, «Moldau und W.» in Rotteck und Welcker's «Staatslexikon» (3. Aufl., Bd. 10, Lpz. 1864); Neigebaur, «Die Donaufürstenthümer» (3 Hfte., Bresl. 1854—56); für die Vorgeschichte namentlich Engel's «Geschichte der Moldau und W.» (2 Bde., Halle 1804).

Walachen, s. Romänen.

Walafried, Strabo oder Strabus genannt, d. h. der Schielende, machte sich als Abt des Klosters Reichenau seit 842 um die dasige Schule sehr verdient und starb daselbst 849. Berühmter als durch seine theol. Schriften war er als Dichter der Heiligen. Auch schrieb er ein Gedicht über Kräuter: «Hortulus» (herausg. von Reuß, Würzb. 1834).

Walch (Joh. Georg), ein gelehrter Theolog, geb. zu Meiningen 1693, studirte in Jena, wo er nacheinander Professor der Philosophie, Beredsamkeit, Dichtkunst, seit 1724 der Theologie wurde und 1775 starb. Bekannt sind besonders seine «Theologia patristica» (Jena 1770), das «Philos. Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1726; 4. Aufl. 1775) und die «Einleitung in die theol. Wissenschaften» (Jena 1747; 2. Aufl. 1753). — Johann Ernst Immanuel W., des vorigen Sohn, geb. 1725 zu Jena, seit 1759 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, gest. 1778, war ein berühmter Mineralog und im Besitz einer der reichsten mineralog. Sammlungen. — Christian Wilhelm Franz W., Bruder des vorigen, geb. 1726, gest. als Professor der Theologie in Jena 1784, machte sich durch seine kirchenhistor. Schriften bekannt, durch die «Historia Adoptianorum» (Lpz. 1755), die «Historia Patropaschitarum» (Lpz. 1760) und den «Entwurf einer Geschichte der Ketzereien» (11 Bde., Lpz. 1762—85). — Karl Friedrich W., Bruder der vorigen, geb. 1734, gest. als Professor der Rechte in Jena 1799, war der Verfasser der «Introductio in controversias juris civilis recentioris» (8 Bde., Jena 1771; 3. Aufl. 1790), der «Beiträge zu dem deutschen Rechte» (Jena 1771—93) und des «Grundriß der Geschichte aller in Deutschland geltenden Rechte» (Lpz. 1780). — Georg Ludwig W., der Sohn des letztern, geb. zu Jena 8. Mai 1785, studirte daselbst und wurde im 20. J. an der dasigen Universitätsbibliothek angestellt. Von 1811—25 war er Professor am Grauen Kloster in Berlin. 1830 wurde er Professor der alten Sprachen in Greifswald, wo er 20. Jan. 1838 starb. Er besorgte geschätzte Ausgaben von des Tacitus «Agricola» (Berl. 1828) und «Germania» (Berl. 1829).

Walcheren, die 3 M. lange, bis $2^1/_2$ M. breite westlichste und wichtigste der Inseln der niederländ. Provinz Zeeland, zwischen den beiden Mündungen der Schelde und der Nordsee gelegen, ist in vier Theile (Uitwateringen) getheilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt sind und gegen das Meer durch kostbaren Deichbau verwahrt werden, während auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluten sie schützen. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, liefert den schönsten Weizen, besonders gute Färberröthe, vorzügliche Gartenfrüchte und ernährt auf ihren ausgezeichneten Wiesen herrliche Rindviehheerden. Auch treiben die Bewohner bedeutende Fischerei. Die Hauptstadt ist Middelburg (s. d.), der Hafen liegt bei der Festung Vliessingen (s. d.). Bekannt ist die Insel durch die brit. Expedition 1809, wo 30. Juli 50000 Mann landeten, die Festung Vliessingen zerstörten und dann ohne weitere Unternehmungen zurückkehrten.

Walckenaer (Charles Athanase, Baron), franz. Gelehrter, geb. 25. Dec. 1771 zu Paris, emigrirte während der Revolution nach Schottland, wurde unter der Restauration 1816 einer

der Maires von Paris, 1817 Generalsecretär der Präfectur der Seine und 1826 Präfect von Nièvre. 1830 trat er aus dem Staatsdienst und lebte wissenschaftlichen Studien zu Paris, wo er 27. April 1852 starb. In der letzten Zeit seines Lebens bekleidete er das Amt eines Conservateur-Adjoint der großen Bibliothek in der Section für geogr. Karten; seit 1840 fungirte er als beständiger Secretär der Akademie der Inschriften, in die er bereits 1815 aufgenommen worden war. W. war ein vielseitig gebildeter, in verschiedenen Gebieten des Wissens verdienter Gelehrter. Geschätzt sind von seinen naturhistor. Arbeiten besonders die «Faune Parisienne» («Insectes», 2 Bde., Par. 1805), die Histoire naturelle des aranéides» (Heft 1—5, Par. 1805 fg.) und die «Histoire naturelle des insectes» (3 Bde., Par. 1836). Dasselbe gilt von mehrern seiner geogr. Werke, wie besonders «Le monde maritime» (4 Bde., Par. 1818; 12 Bde., 1819), «Histoire générale des voyages» (21 Bde., Par. 1826—31) und vor allem von «Géographie ancienne des Gaules» (3 Bde., Par. 1839; 2 Bde., 1862). Daran schließen sich auf dem biographischen Gebiet unter anderm «Histoire de la vie et des ouvrages de Lafontaine» (Par. 1820; 3. Aufl. 1824), «Histoire de la vie et des poésies d'Horace» (2 Bde., Par. 1840) und die «Mémoires touchants la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné» (5 Bde., Par. 1842—52). Zahlreiche Abhandlungen, Eloges und Gelegenheitsreden von W. sind in den «Mémoires» des Instituts abgedruckt.

Wald wird jede mit Holz bewachsene größere Fläche genannt. Die Verwendung oder Benutzung der Wälder für die zeitlichen und örtlichen Zwecke der Menschen ist gewiß so alt als das Menschengeschlecht selbst. Diese Zwecke müssen aber örtlich verschieden sein, je nachdem durch das Klima die Bedürfnisse der Waldbewohner sehr verschieden modificirt werden und je nach der Culturstufe der Völker. Unter den Tropen wird noch jetzt der W. für wenig mehr geachtet als für den Aufenthalt wilder Thiere, obwol die Fruchtbäume in ihm wesentlich zur Ernährung der Bewohner beitragen. Der nordamerik. Wilde betrachtet ihn, ebenso wie unsere alten deutschen Vorfahren, als ein Jagdrevier. Der civilisirte Europäer aber achtet den W. hoch, weil ihm seine Producte für eine angemessene Existenz unentbehrlich geworden sind, und weil er auch einsieht, daß die Einwirkung des W. auf das Klima, die Gesundheit, Wohnlichkeit und Fruchtbarkeit des Landes überhaupt einen Einfluß hat, welcher durch nichts anderes ersetzt werden kann. Die Natur hat die Waldungen ohne menschliche Beihülfe erzeugt, hat sie Jahrtausende erhalten, wird sie auch fort erhalten, und zwar in denselben jedem Boden, Klima und jeder Lage entsprechenden Baumgeschlechtern, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Dergleichen Wälder nennt man Urwald (s. d.). Sowie aber die Entwickelung der Bevölkerung beginnt, muß freilich der W. immer mehr schwinden, schon weil die Erhaltung zahlreicherer Volksmassen einen sorgsamern Anbau und Benutzung des Grund und Bodens verlangt. Ausrodungen sind die nächste Folge davon. Mit der fortschreitenden Cultur der Völker wird nun der W. mehr und mehr in Anspruch genommen. Während er beim rohen Jägervolke nur als das Obdach wilder Thiere geschätzt ist, muß der W. bei einem ackerbauenden und industriellen Volke durch seine Rohstoffe an Brenn- und Nutzholz, durch die Beweidung, durch Entnahme von Dungstoff u. s. w. seinen reichlichen Beitrag zur Erhaltung der menschlichen Existenz geben. Dadurch aber wird die Natur in ihrer freien Wirkung gestört, die natürliche Fortpflanzung der Wälder gefährdet und eine wesentliche Verminderung im Waldzustande nicht nur, sondern auch in der Waldmasse und deren Vertheilung über die Länder herbeigeführt. Die erste Folge des größern und unverständigen Angriffs der Menschen auf die Wälder ist eine allmähliche Veränderung der Holzarten, indem, wie sich das fast in ganz Europa gleichmäßig herausgestellt hat, die edeln Laubhölzer, wie Eichen, Buchen, Rüstern u. s. w., welche zu ihrem gedeihlichen Wachsen eine größere Bodenkraft erfordern, den minder kraftbedürftigen Nadelhölzern Platz machen. Die Fichte hat im Gebirge, die Kiefer in der Ebene die Oberhand erhalten. Die zweite und weit wichtigere Folge der Eingriffe der Menschen in die Wälder ist, daß die große und wichtige Function, welche sie im Haushalte der Natur haben, gestört wird. Sie sollen das Gleichgewicht der Wärme und der Feuchtigkeit in der Temperatur vermitteln, die Bäche und Flüsse mit Wasser speisen, Schutz gegen die versengende Sonnenhitze gewähren, Stürme brechen, Sturzfluten, Lavinen, Schnee- und Sandtreiben aufhalten und unschädlich machen. Mit der Abnahme oder dem Verschwinden der Wälder zeigen sich in den Ländern aller Zonen die Folgen der Verschlechterung des Klimas, Wasserarmuth der Flüsse, Unfruchtbarkeit u. s. w. Palästina, welches in alten Zeiten eine zahlreiche Volksmasse nährte, kann jetzt kaum eine sehr spärliche Bevölkerung erhalten, weil es keine Wälder mehr hat, die einst die natürliche Fruchtbarkeit des Landes begründeten. Island hatte vor wenigen Jahrhunderten noch Wald- und Fruchtbau: mit ersterm ist letzterer verschwunden

oder verkümmert. Die Flüsse Griechenlands und Spaniens sind theilweise versiegt. Die Wälder der Hochalpen wurden durch die Hand des Menschen und den Zahn des Weideviehes zerstört, und furchtbare Sturmfluten und mächtige Geröllüberschüttungen verheeren seitdem das Land am Fuße derselben. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich auch in dem früher so reich bewaldeten Skandinavien und in Rußland, und sie werden immer mehr hervortreten, je mehr die Bevölkerung und mit ihr der Angriff auf den W. wächst. Als man diese Nachtheile erkannte und zudem die Wälder durch die steigenden Holzpreise einen höhern Werth erhielten, gab sich endlich, in einem Lande früher, in dem andern später, das Verlangen nach einer geregelten Bewirthschaftung des W. kund. Eine auf wissenschaftliche Grundsätze gestützte Waldbehandlung ist also ein Kind der Noth. Dieselbe fand ihren Ursprung in Deutschland und hat sich von da über ganz Europa verbreitet, auch jetzt schon den Weg nach Amerika gefunden. Vor ungefähr 2000 J., als die Römer Deutschland kennen lernten, wurde das Land als eine große, zusammenhängende, fast unermeßliche Waldwüste beschrieben, bewohnt von einem kriegerischen Jägervolke, welches den Ackerbau kaum zu betreiben angefangen hatte. Im Waldesdunkel lagen die heiligen Wohnsitze und Opferstätten ihrer Götter, und die heiligen Haine waren geschützt vor jedem Frevel. 1000 J. später, als zu Karl's d. Gr. Zeiten das Christenthum in Deutschland allgemein verbreitet und der Ackerbau von den Bekehrern zugleich als ein Mittel benutzt wurde, die Jäger- und Nomadenvölker an feste Wohnsitze zu gewöhnen und ihre Sitten zu mildern, bildete sich das Grundeigenthum aus und die frühere freie und willkürliche Nutzung der Wälder erhielt durch Gesetze die erste Beschränkung. Man fing an Bannforsten zu errichten, indem die Könige und später die mächtigern Vasallen herrenlose Wälder mit dem Forstbann belegten und dieselben dadurch von dem gemeinschaftlichen Besitz ausschlossen. Diese Wälder wurden später die Grundlage der Staatsforsten, in welchen sich im Laufe der Jahrhunderte zuerst eine geregelte Wirthschaft ausbildete, von der wir im 14. Jahrh. schon Spuren finden, wenn auch zumeist die Jagdliebe der Fürsten den ersten Grund zur Erhaltung des W. abgab. Erst nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs trat die Wichtigkeit der Wälder auch in finanzieller Hinsicht mehr hervor. Die Forstordnungen, welche eine geregelte Benutzung (von einer Bewirthschaftung war damals noch nicht die Rede) anstrebten, mehrten sich. Aber erst im Anfange des 18. Jahrh. findet man im allgemeinen eine größere forstliche Aufmerksamkeit, und mit derselben trat ein kräftigerer Waldschutz, der Waldanbau, eine geregelte Bewirthschaftung und Benutzung ins Leben, zuerst allerdings nur als schwache Anfänge und vereinzelt dastehend. Nach und nach begann man zu begreifen, daß die Grundlage eines jeden geordneten forstlichen Betriebes nur auf eine berechnete Benutzung begründet sein könne, d. h. daß man, um den W. zu erhalten, nicht mehr in demselben schlagen dürfe, als die neue jährliche Holzerzeugung, der Zuwachs, betrage. Als Folge davon trat das Verlangen hervor, die Größenverhältnisse der Wälder kennen zu lernen und über ihre Bewirthschaftung zu klarern Grundsätzen zu gelangen. Eine Forstvermessung und Forstwirthschaftseinrichtung (Betriebsregelung) wurde Bedürfniß, und insbesondere war es Friedrich d. Gr. vorbehalten, hierbei im größern Maßstabe die Bahn zu brechen, bis sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein allgemeineres Interesse dafür aussprach, das sich immer reger erhielt, je mehr die Einkünfte aus den Staatsforsten eine wichtige Stelle in der Einnahme der Staatsbudgets erhielten. Die Aufbesserung der Forste durch wohlgeordneten Anbau und Pflege hielt damit gleichen Schritt, und wie mit den Fortschritten der Naturwissenschaften im Laufe dieses Jahrhunderts ein rationeller Betrieb sich immer mehr und mehr geltend machen mußte, der W. aber die auf ihn verwendete Mühe durch reichere Einnahmen vergalt, so hat auch die Waldwirthschaft und mit ihr der W. selbst begonnen, eine zweckentsprechende und normale Gestalt anzunehmen. Im allgemeinen steht in Deutschland, vielleicht mit Ausnahme des österr. Kaiserstaats, die Waldwirthschaft des Staats als Muster da. Die größern Privatwaldbesitzer streben demselben mit Eifer nach; am wenigsten noch wird der Werth des Waldbesitzes von den bäuerlichen Wirthen erkannt. Im Grundsatze unterscheidet sich der praktische Forstbetrieb in der Gegenwart besonders dadurch von dem der frühern Zeit, daß man jetzt mehr den raschern und sichern Anbau des Holzes durch Saat oder Pflanzung vorzieht, während man früher die natürliche Verjüngung durch Abfall des Samens von zu diesem Behufe stehen gelassenen Samenbäumen als das Hauptmittel zur Fortzucht der Wälder ansah. Die Hiebsführung und die Bewirthschaftung in dieser Hinsicht vervollkommnete sich am meisten dadurch, daß die Plane für die Wirthschaft mit größerer Umsicht, weil gestützt auf eine richtigere Anschauung der Holzwachsthumsgesetze und Anwendung der forstlichen Mathematik, entworfen und ausgeführt werden. (S. Forst.)

Waldāi, Stadt im russ. Gouvernement Nowgorod, in dem nach ihr benannten Waldai-

gebirge (s. d.), auf der Höhe des Plateau, in der Nähe des 1080 F. über dem Meere erhabenen Popowa Gora gelegen, war ehedem schlecht und unregelmäßig gebaut, hat aber jetzt, nachdem es von mehrern Feuersbrünsten betroffen worden, ein freundlicheres Ansehen gewonnen, welches durch die schöne Lage an dem mit düstern Tannenwäldern umgebenen, 1½ M. langen und 1 M. breiten Waldaisee, auf dessen einer Insel das schöne Iwerskikloster liegt, noch bedeutend erhöht wird. Die Stadt zählt 4000 E. Die hiesigen Kringeln, Baraschki (Schäfchen) genannt, ein Gebäck aus Weizenmehl, womit nach alter Sitte die Fremden bei ihrer Ankunft von den waldaischen Mädchen beinahe bestürmt werden, sowie die waldaischen Glocken, die einen sehr hellen Klang geben, sind im ganzen Reiche berühmt. W. liegt fast im Mittelpunkte der großen Straße, welche die beiden Residenzen des Reichs verbindet, und 5 M. von der Eisenbahn entfernt.

Waldaigebirge oder Wolokonskiwald, bei den Alten Mons Alaunus, ist die höchste, quellenreiche Erhebung des Bodens im Innern des europ. Rußland, welcher die Wolga, der Dnjepr, die Düna und unzählige kleinere Flüsse ihren Ursprung verdanken. Das Gebirge besteht aus flachen, meist bewaldeten Bergrücken, zu denen sich bei der Stadt Waldai (s. d.), wo es seine höchste Erhebung (1080 F. über der Ostsee) erreicht, eine Reihe zum Theil steilerer Hügelgruppen gesellt, zwischen denen viele enge Thäler und Klüfte sich befinden. Im engern Sinne bezeichnet man mit W. auch nur den letzterwähnten Theil dieser Berge, d. i. die Gegend von Waldai und dem Waldaisee. Im weitern Sinne wird W. gleichbedeutend mit dem Wolokonskiwald genommen und bezeichnet dann eine Landerhebung, deren Länge gegen 50 M. und deren Breite über 12 M. beträgt. Das Gebirge ist reich an Kalk- und Sandstein, Schiefer, Vitriol, Eisen und Steinkohlen, daher auch an vielen Orten bergmännischer Betrieb stattfindet. An Waldungen ist es infolge der Ansiedelungen nicht mehr so reich wie ehedem.

Waldarfer (Christoph), auch Valdarfer, Valdarpher, Valdafer und Valdorfer genannt, aus Regensburg, nimmt unter den Deutschen, welche im 15. Jahrh. die Buchdruckerkunst in Italien einführten und verbreiteten, eine hohe Stelle ein. Er erscheint zuerst 1470—72 in Venedig thätig. Seine dort von ihm erschienenen Drucke zeichnen sich ebenso durch Eleganz als durch Correctheit aus, für welche letztere Eigenschaft namentlich sein Freund Ludovico Carbone sorgte, welcher sich durch sorgfältige Vergleichung guter Handschriften um die Texte verdient machte. Außer Cicero's «Orationes» von 1471 verdankt man ihm die datirte Princeps von Boccaccio's «Decamerone». Dieselbe erschien ebenfalls 1471, und es ist davon nur Ein completes Exemplar bekannt, für welches ein unerhört hoher Preis bezahlt worden. Der Marquis von Blandford, nachheriger Herzog von Marlborough, steigerte dies Exemplar in der Roxburgh'schen Auction zu London 1812 gegen Lord Spencer zu 2260 Pfd. St. Dasselbe Exemplar brachte jedoch 1819, wo es wieder zur Versteigerung gelangte, nur 918 Pfd. St. Gegen 1474 ließ sich W. in Mailand nieder, wo er bis 1488 eine Reihe von Drucken lieferte, die zu den schönsten jener Zeit gehören, z. B. des Ambrosius «Opera» (1474), des Justinus «Historiae» (1476).

Waldau (Max), s. Hauenschild (Richard Georg Spiller von).

Waldbau begreift die Grundsätze und Regeln zu einer vollkommenen natürlichen Fortpflanzung und künstlichen Nach- und Auzucht der Wälder. Die Holzerziehung kann nicht ohne Beschützung geschehen. Die Holzernte aber macht in vielen Fällen ein von der Holzerziehung nicht abzutrennendes Ganzes aus. Ein regelmäßiger Betrieb des Waldes, somit auch die Holzernte, kann nur dann gut geführt werden, wenn man weiß, wie viel man nehmen darf, sowie auch die Benutzung dann aufs Höchste gebracht wird, wenn man die Waare im Walde erzieht, welche am meisten gesucht wird. Daher fallen bei dem W. mehrere Theile der Forstwissenschaft zusammen und müssen bei der Lehre desselben berücksichtigt werden. Man theilt die Lehre vom W. ein: in die Holzzucht oder in die Grundsätze, nach welchen die vorhandenen Waldungen sich unter freier Wirkung der Natur aus dem Samen oder durch Wiederausschlag der Stöcke abgehauener Bäume vollständig fortpflanzen und verjüngen; und in den Holzanbau, welcher künstliche Hülfsmittel für die Ausbesserung verwüsteter, unvollkommener Waldungen sowie für die Anzucht ganz neuer Holzungen angibt. Unterschieden werden drei Betriebsarten: der Plänterhieb, die Schlag- und die Schneidelwirthschaft. (S. Forst.)

Waldbrand nennt man sowol das Brennen der Bodendecken (trockenes Gras, Moos, Laub, Heide u. dgl.) als auch das der Bäume. Ersteres, das Lauffeuer oder Bodenfeuer, geht rasch über den Boden fort; letzteres, das Wipfelfeuer, greift die Bäume selbst an, verbreitet sich durch die Kronen derselben (Stichflammen) und wird in Nadelholzwäldern oft sehr gefährlich. Selten verbrennen die Bäume, aber sie werden in ihren Lebensfunctionen so gestört, daß sie absterben. Vorbeugend läßt man in großen Nadelholzforsten gerade, 3—4 Ruthen breite Aufhauungen,

Feuerbahnen, Feuergestelle, machen, um die Bestände zu trennen und längs der Eisenbahnen mehrere Ruthen breite Streifen entweder unangebaut liegen oder mit Laubholz in Bestand bringen. Lauffeuer werden gelöscht, indem man die Bodendecken in 10—12 F. breiten Streifen wegräumt und an denselben durch schnell aufgebotene Mannschaft das Feuer mit Zweigen ausschlagen läßt. Wipfelfeuer kann man nur durch Aufhauen hinlänglich breiter Bestandstreifen bekämpfen. In verzweifelten Fällen sucht man wol auch durch sog. Gegenfeuer dem Brande zu begegnen, indem man in der Gegend, wohin das Feuer durch den Wind getrieben wird, die Bodendecke u. s. w. schnell durch Anzünden vieler Feuer zerstören läßt, um so dem W. die Nahrung zum weitern Umsichgreifen zu entziehen. Waldbrände entstehen durch Blitz, Bosheit oder Nachlässigkeit, in neuester Zeit besonders durch Fahrlässigkeit beim Cigarrenrauchen und dem Gebrauche der Streichzündhölzchen. Torfboden brennt oft im Innern. Man nennt dies Erdfeuer, das nur durch Umziehen mit bis zur Sohle gestochenen Gräben gelöscht werden kann. Die gesetzlichen Vorschriften über das Gebaren mit Feuer im Walde und über das bei Waldbränden zu beobachtende Verfahren nennt man Waldfeuerordnungen.

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen von Waldburg 1803 gebildetes Fürstenthum in Schwaben, zwischen Donau und Iller, das durch die Rheinbundsacte unter würtemb. und nur in Hinsicht eines Theils der Grafschaft Trauchburg unter bair. Landeshoheit kam, besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg und Trauchburg, den Herrschaften W. mit dem Stammschlosse gleiches Namens, Waldsee und Moorstetten. Das Fürstenthum umfaßt $13^1/_2$ Q.-M. Die Grafen führten schon seit dem 11. Jahrh. den Titel Truchseß-W., weil sie bei verschiedenen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen, jedoch nicht erblich, das Truchseßamt verwalteten. 1525 erlaubte ihnen Kaiser Karl V. sich Reichserbtruchsesse zu nennen, in welches Amt sie 1594 eingeführt wurden, seit welcher Zeit sie auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Der gemeinschaftliche Stammvater des ganzen Hauses war Johann, Graf von Truchseß-W., gest. 1423. Seine Söhne, Jakob und Georg, stifteten die Jakobinische und Georgische Linie. Die Jakobinische Linie verzweigte sich durch dessen Enkel Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelmische Linie, welche Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des Deutschen Ordens und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus unter dem Namen Truchseß von W. noch blüht, ohne an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil zu haben, da die Besitzungen der erloschenen Wilhelmischen Linie an die jüngere Georgische Linie gefallen sind. Die Georgische Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589 in zwei Linien. Jakob's, eines Urenkels des Stifters Georg I., älterer Sohn Heinrich stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Aeste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1789 erlosch. Jakob's jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastian Wunibald, die beiden Aeste derselben, Zeil-Zeil, auch Zeil-Trauchburg genannt, und W.-Zeil-Wurzach. 1628 wurden alle Zweige der Georgischen Linie in den Reichsgrafenstand und 1803 die Häupter der einzelnen Aeste nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs legten sie, mit Ausnahme der preuß. Linie, den Namen Truchseß ab; der Senior aber erhielt 1808 die Erbreichsoberhofmeister-Würde als würtemb. Thronlehn. Die gegenwärtigen Häupter der noch blühenden Linien sind: 1) Fürst Friedrich von W., zu Wolfegg und Waldsee, geb. 13. Aug. 1808, Vicepräsident der ersten würtemb. Kammer und außerordentliches Mitglied des würtemb. Geheimraths. 2) Fürst Wilhelm von W., zu Zeil-Zeil oder Zeil und Trauchburg, geb. 26. Nov. 1835, erblicher Reichsrath in Baiern und erblicher Standesherr in Würtemberg. 3) Fürst Eberhard II. von W., geb. 17. Mai 1828, als Chef der Linie Zeil-Wurzach erbliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Würtemberg und der Kammer der Reichsräthe in Baiern. Der einzige männliche Repräsentant der erwähnten preuß. Linie ist Graf Gerhard von W.-Truchseß, geb. 16. März 1794, mit welchem dieselbe im Mannsstamme erlöschen wird.

Waldburg (Friedr. Ludwig, Graf Truchseß-), preuß. General und Diplomat, geb. 25. Oct. 1776 zu Tangermünde, trat 1793 in den preuß. Militärdienst, den er aber 1800 verließ, um eine größere Reise zu unternehmen, worauf er sich 1803 mit der Tochter des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen vermählte, infolge davon würtemb. Dienste nahm und 1805 Gesandter am Hofe zu Wien wurde. Nach dem Presburger Frieden ging er in gleicher Stellung an den kaiserl. Hof in Paris. Bei Errichtung des Königreichs Westfalen erhielt seine Gemahlin die

Stelle als Oberhofmeisterin bei der Königin; auch er wurde im Dec. 1807 westfäl. Oberkammerherr. Schon ein Jahr nachher legte er sein Hofamt nieder und lebte nun auf seinen Stammgütern in Preußen. 1813 als Oberst bei dem preuß. Heere angestellt, wurde er 1814 beauftragt, als einer der vier Commissarien der verbündeten Mächte Napoleon nach Elba zu begleiten, der ihn mit besonderm Widerwillen empfing. Vgl. W.'s «Reise von Fontainebleau nach Fréjus» (Berl. 1815). Nach dem Frieden entsagte er dem Militärdienste und ging 1816 als preuß. Gesandter an den sardin. Hof, wo ihm die Congresse zu Laibach und Verona viele außerordentliche Geschäfte auferlegten. Dabei versäumte er nicht, sich der bedrängten Waldenser (s. d.) in den piemont. Thälern westlich von Saluzzo und Pinerolo anzunehmen und die Aufmerksamkeit seines Königs auf diese unglücklichen, seit Jahrhunderten wegen ihrer religiösen Ansichten verfolgten Vorläufer der Reformation zu richten. Auf seine Vorstellungen wurde ihre Lage nicht nur durch beträchtliche Geldunterstützungen aus dem ganzen preuß. Staate, der Schweiz, den Niederlanden und einigen deutschen Staaten erleichtert, sondern auch die eigene Regierung vermocht, die Toleranz gegen die Waldenser mehr auszudehnen und sie gegen ungerechte Angriffe zu schützen. Vgl. Dieterici, «Die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem brandenb.-preuß. Staate» (Berl. 1831). 1827 kam W., der inzwischen den Rang eines Generalmajors erhalten, als Gesandter an den niederländ. Hof, nach dem Tode seiner Gemahlin aber 1832 wieder nach Turin. 1837 erhielt er den Rang als Generallieutenant. Er starb 18. Aug. 1844.

Waldeck, ein souveränes, zum Norddeutschen Bunde gehöriges Fürstenthum, besteht aus zwei getrennten Theilen, der frühern Grafschaft W., die, 19,17 Q.-M. groß, von dem Königreich Preußen (westlich und nördlich von der Provinz Westfalen, südlich und östlich von dem Regierungsbezirk Kassel) eingeschlossen ist, und dem nur 1,19 Q.-M. großen, von preuß., braunschw. und lippeschen Parzellen umgebenen Fürstenthum Pyrmont (s. d.). Das eigentliche W. ist durchaus Hügel- und Gebirgsland. Seine höchsten westl. Theile (das sog. Upland) gehören dem rhein.-westfäl. Schiefergebirge an, das hier in dem Langenberge unweit der preuß. Grenze seine höchste Erhebung (2610 F.) erreicht. Die Flüsse des Landes gehören der Weser an. Die bedeutendsten derselben sind die Diemel und die Eder. Das Thal der Eder bietet große, im nordwestl. Deutschland nicht übertroffene Naturschönheiten. In geognostischer Beziehung gehört der östl. Theil (das Hügelland) der Trias-, der westliche (das Gebirgsland) der Grauwackenformation an; die im nahen Westfalen zwischen beiden vorkommenden steinkohlenführenden Schichten fehlen gänzlich. Die Fruchtbarkeit ist zumal in den eigentlich gebirgigen Theilen gering; am bedeutendsten in der Edergegend und im Nordosten des Landes. Die 1862 vollendete Katastrirung des Landes ergibt, daß Ackerland, Gärten und Wiesen 55,5 Proc. der Bodenfläche einnehmen, während 36,1 Proc. mit Wald bestanden sind. Die Hauptproducte des Landes sind Getreide, zumal Roggen und Hafer, Flachs, Kartoffeln, Holz, Wolle, Rindvieh, Schweine, Hammel, Wild, Eisen, Schiefer, Bausteine und Mineralwässer. Die Hauptexportartikel bilden von Rohproducten: Roggen, Mastvieh, Wolle, Schiefer, Bausteine und Mineralwässer; von Industrieproducten Rübenzucker (eine Fabrik bei Wildungen), Liqueure (Arolsen), Cigarren und Tabackl (Pyrmont und Arolsen), Thonwaaren und einiges andere, alles im ganzen nur in unbedeutenden Quantitäten. Eingeführt werden, außer den Colonialwaaren, alle feinern Manufactur-, Luxus- und Kurze Waaren. Nur grobe Stoffe für den Hausgebrauch des Landvolks erzeugt man durch Handspinnerei und Weberei im Lande selbst. Das Land galt früher mit Unrecht für sehr metallreich. Man hat allerdings immer wieder von neuem auf Gold, Kupfer, Blei und Eisen geschürft. Von allen diesen Werken sind jedoch nur noch wenige Eisenminen in Betrieb, während das in der Eder in sehr geringen Quantitäten vorhandene Gold, von einzelnen Leuten durch Handwäscherei gewonnen, einen mäßigen Tagelohn abwirft.

Das eigentliche W. zählt 13 Städte, 3 Marktflecken und 94 Dörfer, welche von 50022 Seelen (1867) bewohnt werden. Die Bevölkerung des Gesammtstaats beläuft sich auf 57497 Köpfe. 1864 zählte man bei einer Gesammtbevölkerung von 59143 E. nur 1040 Katholiken, 873 Juden, 57 luth. Dissidenten und 2 Mennoniten. Die bedeutendsten Orte sind die drei Kreisstädte: Arolsen, mit 2152 E. [1867] (s. d.), Residenz des Fürsten und als Sitz aller Centralbehörden zugleich Landeshauptstadt; Corbach, die größte Stadt mit 2420 E., dem Landesgymnasium und zwei großen Kirchen, darunter der schönen, im goth. Stile gebauten Kilianskirche; Nieder-Wildungen mit 2183 E. und seinen in der neuesten Zeit sehr besuchten eisenhaltigen Mineralquellen. Die Bevölkerungsdichtigkeit, 2818 auf die Quadratmeile, erreicht nur etwa 70 Proc. des Durchschnittsatzes für Deutschland. Unfruchtbarkeit des Landes und Mangel an Industrie, diese wieder hervorgerufen durch den Mangel an Eisenbahnen und Kapi-

talien, sind die Hauptursachen der Menschenarmuth und der starken Auswanderung sowol nach überseeischen Ländern als nach andern Gegenden Deutschlands, zumal nach Rheinland und Westfalen, wo der fleißige und anspruchslose waldeckische Arbeiter willkommene Aufnahme findet. Zumal ist dies bei den den Norden und Westen des Landes bewohnenden Waldeckern sächs. Stammes der Fall, während die den Südosten bewohnenden Franken im ganzen weniger zur Auswanderung geneigt sind. Ueberhaupt ist der Unterschied beider Stämme noch bis auf den heutigen Tag in Volkscharakter, Sitten und Gebräuchen, zumal in der Sprache und der Bauart der Häuser deutlich erkennbar. In Beziehung auf den sittlichen Zustand stehen die Bewohner auf gleicher Stufe mit den umgebenden Ländern. Allzu häufiger Genuß des Branntweins ist ein alter und nicht ungegründeter Vorwurf. Die Zahl der unehelichen Geburten beträgt gegen 16 Proc. In materieller Beziehung steht es im allgemeinen keineswegs gut um die waldeckische Bevölkerung. Zu den bereits angegebenen Gründen kommt die ungenügende Größe der meisten Bauergüter, deren frühere Geschlossenheit 1851 aufgehoben worden. Auch wird die von gewissenlosen Wucherern vielfach benutzte Einführung der allgemeinen Wechselfähigkeit, ein zähes Festhalten an alten Gewohnheiten und der Widerwille gegen die Einführung von Verbesserungen im Acker- und Wiesenbau u. s. w. unter den Gründen der zunehmenden Verarmung des waldeckischen Bauernstandes angeführt. Kaum besser steht es mit den Gewerbtreibenden, während die kärglich besoldeten Beamten Noth haben, sich und ihre Familien einigermaßen standesgemäß zu erhalten.

Bis zu den infolge des sog. Accessionsvertrags mit Preußen seit 1868 eingetretenen Veränderungen stand an der Spitze der Landesverwaltung die aus sechs Abtheilungen unter drei verantwortlichen Dirigenten (für Aeußeres, Justiz und fürstl. Haus; für das Innere und das Militärwesen; für Finanzen, Domänen und Forsten) bestehende Regierung. Die Verwaltung jedes der vier Kreise, von denen drei (der Twiste, des Eisenbergs und der Eder) dem eigentlichen W. angehören, leitet ein Kreisrath, der zugleich die Polizeibehörde des Kreises bildet. Ihm zur Seite steht als beschließende Behörde in Kreissachen ein von den Kreiseinwohnern gewählter Kreisvorstand. Die Communen verwalten ihre Angelegenheiten selbst, jedoch unter Oberaufsicht des Kreisraths, resp. Kreisvorstandes und der Regierung. Der durch Klassenwahl von allen selbständigen Bürgern gewählte Gemeinderath ist beschließende, der von diesem gewählte Bürgermeister, welcher zugleich die Ortspolizei verwaltet, nebst den ein bis zwei Beigeordneten als Gemeindevorstand, ausführende Behörde. Die Verfassung ist für Stadt- und Landgemeinden die gleiche. Die Rechtspflege, erst seit 1848 von der Verwaltung getrennt, ist durch die Gesetzgebung von 1850 neu geordnet. Als Tribunal erster Instanz in Civil- und geringern Strafsachen besteht in jedem Kreise ein Kreisgericht, in der Regel aus drei Richtern zusammengesetzt, von denen jeder in einem gewissen Bezirke als Einzelrichter fungirt. Die zweite Instanz bildet das aus sechs Mitgliedern bestehende Obergericht in Arolsen. Die schwerern Strafsachen kommen vor das Schwurgericht, dessen Sitzungen von einem Mitgliede des Obergerichts als Präsidenten mit zwei Kreisrichtern als Beisitzern geleitet werden. Drei andere Mitglieder des Obergerichts bilden die Anklagekammer. Als dritte Instanz in Civilsachen wie als Cassationshof für die Schwurgerichtssachen dient das Obertribunal in Berlin. Die seit 1848 bestehenden Friedensgerichte haben viel zur Verminderung der häufigen Processe beigetragen. Das geltende Civilrecht ist im wesentlichen das gemeine; das Strafgesetzbuch von 1855 ist durchaus dem preußischen nachgebildet. Das Unterrichtswesen hat sich in neuester Zeit sehr vervollkommnet. Die Volksschulen stehen mit denen der Nachbarländer wenigstens auf gleicher Stufe. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht das Gymnasium in Corbach mit Realklassen, in denen zugleich die künftigen Volksschullehrer ihren Vorbereitungscursus zum Seminar absolviren. Höhere Bürgerschulen befinden sich in Wildungen und Arolsen und an letzterm Orte auch eine höhere Töchterschule. Die evang.-unirte Landeskirche steht unter dem zugleich als Oberschulbehörde fungirenden Consistorium. Dieselbe zerfällt (mit Ausschluß von Pyrmont) in drei Kirchenkreise mit je einem Superintendenten an der Spitze. Für die kirchlichen Gemeindeangelegenheiten besteht ein Kirchenvorstand in jedem Kirchspiel. Eine Synodalverfassung steht in Aussicht. Das Schuldenwesen des Staats ist durch ein Gesetz vom J. 1854 neu geordnet. Die Landesschulden für W.-Pyrmont bestanden 1868 aus 910000 Thlrn. in 4½procentigen unkündbaren Obligationen, die mit ½ Proc. jährlich unter Zuwachs der ersparten Zinsen amortisirt werden, außerdem in einem binnen drei Jahren zu tilgenden Schuldreste von 15000 Thlrn. Für die 150000 Thlr. circulirenden Papiergeldes, in Apoints zu 10 Thlrn., ist eine gleiche Summe in zinstragenden Werthpapieren bei der Staatsschuldenverwaltung hinterlegt. Die noch 340000 Thlr. betragende Domanialschuld wird voraussichtlich bis zum J. 1884 vollständig getilgt sein.

Die Fürsten von W. stammen von den im frühern Mittelalter an der Diemel und Weser reichbegüterten Grafen von Schwalenberg ab; ihr ältester, geschichtlich nachgewiesener Vorfahr war der Graf Widekind (gest. 1137). Sein gleichnamiger Enkel nahm zuerst den Titel eines Grafen von W. an. Die anfangs unter mehrere Linien getheilte Grafschaft wurde durch den von Graf Heinrich III. 1344 errichteten Erbvertrag für die Zukunft geeinigt. Aber schon die Söhne seines Nachfolgers, des noch im Volksmunde lebenden Heinrich des Eisernen, theilten das Land von neuem unter sich, das von da ab bis 1697 unter zwei bis drei Regentenlinien gespalten blieb. Eine Folge dieser Theilung war, daß die Grafschaft in ein Lehnsverhältniß zu Hessen trat, welches später sogar zu hess. Ansprüchen auf die Landeshoheit über W. Veranlassung gab und erst durch die Rheinbundsacte factisch, durch einen Schiedsspruch des Bundestags 1847 auch rechtlich beseitigt wurde. Während der Regierung des Grafen Philipp IV., der auch später dem Schmalkaldischen Bunde beitrat, wurde 1526 die Reformation eingeführt. Unter dem bedeutendsten von seinen Nachfolgern, dem ersten, welcher den Fürstentitel trug, dem Reichs-Feldmarschall Georg Friedrich (1664—92), wurde der noch geltende Erstgeburtsvertrag errichtet, um die fernere Zersplitterung des Landes zu verhüten. In der That vereinigte, nachdem mit Georg Friedrich die Eisenbergische Linie erloschen und ihre Besitzungen an die jüngere Wildungische Linie gekommen waren, Christian Ludwig (gest. 1706) zuerst wieder die getrennten Theile, die seitdem stets verbunden geblieben sind. Ludwig's Nachfolger, Anton Ulrich, der Erbauer des Schlosses zu Arolsen, wurde bei Karl's VI. Kaiserkrönung in den Reichsfürstenstand erhoben. Ihm folgten 1728 nacheinander seine Söhne Philipp und Karl, von denen der erstere schon nach einem halben Jahre starb, der letztere bis 1763 regierte. Sein zweiter Sohn und Nachfolger, Friedrich, starb 1812, nachdem er 1807 widerwillig dem Rheinbunde beigetreten war. Sein Bruder Georg, dem er schon 1805 Pyrmont abgetreten hatte, regierte nur ein Jahr. Diesem folgte sein ältester Sohn Georg Heinrich (1813—45), der 1832 dem Zollverein beitrat und dabei die Zollverwaltung sowie das Stimmrecht an Preußen überließ. Nach seinem Tode führte, da der älteste Sohn, Fürst Georg Victor (geb. 14. Jan. 1831), erst 14 J. alt war, die Fürstin-Mutter Emma als Vormünderin-Regentin die Regierung bis zum 17. Aug. 1852, an welchem Tage der bereits zu Anfang des Jahres volljährig gewordene Fürst dieselbe übernahm. Derselbe ist seit dem 26. Sept. 1853 mit der Prinzessin Helene von Nassau verheirathet. Von den sechs dieser Ehe entsprossenen Kindern ist das jüngste der 20. Jan. 1865 geborene Erbprinz Friedrich.

Schon seit dem Mittelalter besaß W. eine Art ständischer Verfassung mit einem aus Vertretern des Ritter- und Bürgerstandes zusammengesetzten Landtage. Das ohne die Einwilligung dieser Stände von Georg Heinrich 1814 erlassene Organisationsedict veranlaßte durch die einseitige und rücksichtslose Umgestaltung der bestehenden Zustände die lebhaftesten Proteste der in ihren Rechten gekränkten Stände, die deshalb sogar die Intervention der alliirten Monarchen in Paris anriefen. Im Juli 1814 kam zwar eine Einigung zwischen Fürst und Land zu Stande, die aber die wichtigsten Fragen unentschieden ließ. Als darauf die Bundesacte die Einführung landständischer Verfassungen verfügte, war Georg Heinrich einer der ersten deutschen Fürsten, die dem Art. 13 Genüge leisteten. Die mit dem alten Landtage vereinbarte, 19. April 1816 publicirte Verfassung trug ebenfalls einen rein ständischen Charakter. Die Vertretung bestand aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgermeistern der Städte nebst drei Stadtsecretären und zehn Abgeordneten des Bauernstandes. Die Befugnisse der Stände waren sehr ausgedehnt, ihre Maschinerie äußerst schwerfällig, eine seltsame Mischung feudaler und modern-constitutioneller Institutionen. Das Plenum des Landtags trat nur bei besonders wichtigen Veranlassungen (im ganzen dreimal) zusammen; die übrigen Verhandlungen fanden einschließlich der Abstimmungen schriftlich statt. Der aus sechs Mitgliedern bestehende ständische Ausschuß und zumal der vorsitzende Landsyndikus übten den entscheidenden Einfluß. Die Märzstürme des J. 1848 riefen auch in W. das Verlangen nach einer zeitgemäßern Verfassung wach. Im April dieses Jahres versammelten sich die alten Landstände zum letzten mal und beschlossen die Wahl von zwölf Abgeordneten durch das Volk, um mit der Fürstin-Regentin eine neue Constitution zu vereinbaren. Das 23. Mai 1849 publicirte Staatsgrundgesetz, unter der Voraussetzung der deutschen Grundgesetze und der Reichsverfassung auf breitester Basis demokratisch-parlamentarischer Principien errichtet, mußte der Reaction der folgenden Jahre rasch zum Opfer fallen. Georg Victor erklärte, die Regierung nicht antreten zu wollen, bis die Constitution der neuen Lage der Dinge entsprechend revidirt sei. Die neue, mit dem nach einer octroyirten Wahlordnung gewählten Landtage vereinbarte Verfassung wurde 19. Aug. 1852 publicirt. In den

meisten Punkten der preuß. Verfassung von 1850 entsprechend, zählt sie noch immer zu den liberalsten in Deutschland. Der aus 15 Abgeordneten (darunter 3 aus Pyrmont) bestehende, sich jährlich versammelnde Landtag theilt die gesetzgebende Macht mit der fürstl. Regierung, hat das Recht der Steuerbewilligung, der Ministeranklage (vor dem Obertribunal in Berlin) u. s. w. Die Verfassung gewährleistet die Auswanderungs- und Preßfreiheit, das Petitions-, Versammlungs- und Vereinsrecht, die persönliche Freiheit, die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Unabhängigkeit der bürgerlichen und polit. Rechte von dem religiösen Bekenntniß, die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden, die unentgeltliche Aufhebung der aus dem schutzherrlichen Verbande fließenden persönlichen und die Ablösbarkeit der an dem Grund und Boden haftenden Leistungen und des Lehnsverbandes, die Selbstverwaltung der Orts- und Kreisgemeinden und die Unabsetzbarkeit der Richter. Das ebenfalls dem preußischen nachgebildete Wahlgesetz beruht auf der indirecten Klassenwahl. Ein Receß vom 16. Juli 1853 ordnete die Domanialverhältnisse, ohne jedoch die streitige Eigenthumsfrage zu entscheiden. Die auf Grund der Constitution von 1849 erlassenen Gesetze wurden von einer Commission unter dem Vorsitze des preuß. Geh. Regierungsraths Beyer revidirt, und in den folgenden Jahren die Regierung, das Kirchen-, Schul-, Polizei- und Militärwesen, die Gewerbegesetzgebung, die Rechtspflege, Kreis- und Gemeindeverfassung, das Finanz- und Schuldenwesen neu organisirt. Als der Krieg von 1866 herannahte, war der Fürst von W., obgleich durch persönliche Sympathien mit dem Prinzen von Augustenburg verbunden, einer der ersten, welche sich für Preußen erklärten. Aber die Verfassung des Norddeutschen Bundes legte dem armen Lande unerschwingliche Lasten auf. Der Landtag sprach deshalb den Wunsch nach vollständiger Vereinigung mit Preußen aus. Die Regierung erklärte, daß Preußen nicht gewillt sei, auf ein derartiges Anerbieten des Fürsten einzugehen, und legte statt dessen den 10. Juli 1867 mit dieser Macht abgeschlossenen sog. Accessionsvertrag vor. Kraft desselben bleibt der Fürst zwar nomineller Souverän, tritt aber die Regierung des Landes an den König von Preußen ab, welcher dieselbe durch einen in Arolsen residirenden Landesdirector ausübt, welcher jedoch auch dem Fürsten für die demselben verbliebenen Rechte Treue schwört. Der Fürst erhält die sämmtlichen Einkünfte aus den Domänen und Forsten und übernimmt die alleinige Verwaltung derselben sowie die darauf haftenden Verpflichtungen. Er behält die Vertretung nach außen, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, das Begnadigungsrecht und die formelle Zustimmung zu den Gesetzen, wovon er jedoch keinen Preußen hinderlichen Gebrauch zu machen verspricht. Preußen bezieht die Landeseinnahmen und bestreitet die Ausgaben. Im übrigen bleibt die Verfassung unverändert bestehen. Eine 6. Aug. 1867 abgeschlossene Militärconvention reiht das waldeckische Contingent vollständig in die preuß. Armee ein. Die Kosten für die Erhaltung desselben sowie die sonstigen zur Bundesmilitärkasse erforderlichen Beiträge werden von Preußen bestritten. Die Beamten, soweit sie nicht zur Disposition gestellt oder pensionirt werden, gehen in die Dienste Preußens über, das sich vorbehält, die Verwaltung und Rechtspflege neu zu organisiren und die Befugnisse der Behörden höherer Instanzen preuß. Collegien zu übertragen. Der Accessionsvertrag und die Militärconvention wurden von dem waldeckischen wie von dem preuß. Landtage genehmigt und sind 1. Jan. 1868 in Kraft getreten. Vgl. Curtze, «Geschichte der Fürstenthümer W. und Pyrmont» (Arolsen 1850); derselbe, «Beiträge zur Geschichte der Fürstenthümer W. und Pyrmont» (Arolsen 1863 fg.); von Rauchbar, «Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von W.» (herausg. von Curtze, Arolsen 1867).

Waldeck (Benedict Franz Leo), preuß. Geh. Obertribunalsrath, geb. 31. Juli 1802 zu Münster, bezog, im Hause seines Vaters, der Director an der münsterischen Gewerbschule war, und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1819 die Universität Göttingen und studirte bis 1822 Jurisprudenz und Staatswissenschaften, erlangte auch daselbst den Doctorgrad. Nachdem er seit 1828 in der Eigenschaft eines Oberlandesgerichtsassessors zu Halberstadt und Paderborn thätig gewesen, wurde er 1832 als Land- und Stadtgerichtsdirector nach Vlotho, 1836 als Oberlandesgerichtsrath nach Hamm versetzt, wo er zugleich im Stadtverordnetencollegium den Vorsitz übernahm. 1844 erhielt er die Berufung als Hülfsarbeiter bei dem Geh. Obertribunal zu Berlin, dem er seit 1846 als Rath angehört. Die Wirksamkeit, welche W. in diesen verschiedenen Stellungen entfaltete und sein Zusammenhang mit dem höhern liberalen Beamtenthum empfahlen ihn 1848 in verschiedenen Wahlkreisen, sodaß er nicht weniger als vier Mandate zur preuß. Nationalversammlung erhielt. Als hervorragendes Mitglied der Linken trug er vorzugsweise zur Annahme des Planes bei, nach welchem die Versammlung unter Beseitigung der feudalen Vorrechte sowie des militärisch-bureaukratischen Regiments die Gleichheit

aller vor dem Gesetz durch organische Einrichtungen im Heer-, Gerichts- und Gemeindewesen sicherstellen sollte. Auch hatte er an dem Grundgesetzentwurfe vom 24. Juli als Vorsitzender des Verfassungsausschusses wesentlichen Antheil und widmete sich in gleichem Sinne den weitern legislativen Arbeiten des Hauses, für dessen Berechtigung er bis zur letzten Sitzung 15. Nov. durch seinen Anschluß an den Widerstand gegen die Vertagung und Verlegung eintrat. Nachdem W. im December den Versuch des Ministeriums, ihn wegen seiner polit. Grundsätze aus dem Obertribunal zu entfernen, mit Erfolg abgewiesen, trat er für Berlin in den nach der octroyirten Verfassung vom 5. Dec. 1848 einberufenen Landtag, welcher sich der Revision dieses Grundgesetzes unterziehen sollte, dessen Zweite Kammer aber, als sie sich auf W.'s Antrag gegen die Gesetzlichkeit des fortdauernden Belagerungszustandes ausgesprochen, 27. April 1849 aufgelöst ward. Einen Monat später wurde W. als angeblicher Mitwisser einer großen revolutionären Verschwörung in Untersuchung und Haft genommen und erst 5. Dec., weil das öffentliche Schlußverfahren die ganze Anschuldigung als ein Gewebe von Fälschungen enthüllt hatte, in Freiheit gesetzt. Trotz der von allen Seiten ihm dargebrachten Auszeichnungen hielt er sich nunmehr jahrelang von dem polit. Leben fern. Erst als sich die fortgeschrittene Partei nach Einsetzung des liberalen Ministeriums 1858 wieder an den Wahlen betheiligt, nahm auch er 1860 wieder ein Mandat als Abgeordneter für Bielefeld an. Innerhalb des zunehmenden Conflicts zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause stand W., namentlich in der Frage wegen der Armeereorganisation und bei den Kämpfen um die gegen Dänemark einzuhaltende Politik, zwar in den ersten Reihen der Opposition, weniger aber um auf eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse unmittelbar hinzuwirken, als weil er in der beständigen Rechtsverwahrung das einzige Mittel zur Anbahnung der innern Reform und in dieser erst den Weg zur Verwirklichung der Einheitsidee erblickte. In dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes schloß sich W. den Bemühungen um eine Erweiterung der Grundrechte an und stimmte deshalb schließlich gegen die Verfassung. Doch nahm er die einmal gegebene Grundlage als Ausgangspunkt für seine weitern Bestrebungen an und erklärte sich 1868 als Mitglied des Reichstags namentlich für dessen selbständige Einwirkung auf die Bundesschuldenverwaltung. Von seinen jurist. Schriften sind zu nennen: «Ueber das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen» (Arnsb. 1841); «Ueber die Art des Votirens bei Erlassung der Erkenntnisse» (Berl. 1843); «Das Proceßgesetz vom J. 1843, ein Vortrag über Gerichtsorganisation und Proceßordnung» (Berl. 1845); «Die Nichtigkeitsbeschwerde als alleiniges Rechtsmittel höchster Instanz» (Berl. 1861). Vgl. Zacharias, «W.'s Leben, Thätigkeit und Charakter» (Berl. 1849); «W.'s Leben und Proceß bis zu seiner Freisprechung» (Bresl. 1849); Steinitz, «W. und die Militärfrage» (2. Aufl., Berl. 1863).

Waldemar, der vorletzte und größte Markgraf von Brandenburg (1308—19) aus der von Albrecht dem Bären (s. d.) gestifteten Askanischen Dynastie, stammte aus der ältern (Stendal'schen) Linie dieses Hauses. Die Mark Brandenburg war damals noch unter verschiedene Geschlechtsvettern getheilt, und bei einer Zusammenkunft zu Rathenow zählte man 17 Markgrafen; aber alle starben schnell nacheinander, sodaß nur W. und sein Vetter Heinrich der Jüngere übrigblieben. Auch schon vorher galt W. als die Seele der Familie. Er war ein kühner, unternehmender Krieger, bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen, und der Dichter Heinrich Frauenlob feierte ihn durch ein Loblied. Mit den Grenznachbarn Mecklenburg, Pommern, Polen, Schlesien, Meißen und Thüringen war er in zahlreiche Fehden verwickelt. Seine Ansprüche auf Pommerellen, die er nicht durchführen konnte, verkaufte er 1308 an den Deutschen Orden. Dagegen dehnte er die Macht Brandenburgs weiter nach Ost und Süden aus; sogar Leipzig und Dresden kamen 1312 in seinen Pfandbesitz. Der Stadt Stralsund leistete W. Beistand in ihrer Auflehnung gegen den Fürsten Wizlaw von Rügen und dessen Lehnsherrn, den dän. König Erich. Nunmehr vereinigten sich 1314 Dänemark und Schweden, Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, Mecklenburg, Magdeburg und mehrere andere norddeutsche Fürsten gegen W., zu dem nur die Herzoge von Pommern-Stettin und Pommern-Wolgast hielten. Auch aus diesem wechselvollen Kampfe ging W. rühmlich hervor, obschon er sich gleich bei und nach dem Friedensschlusse 1317 zu einigen kleinen Gebietsabtretungen verstehen mußte. Am 14. Aug. 1319 starb W., obwol noch keineswegs bejahrt, plötzlich zu Bärwalde. Ihm succedirte sein Vetter, der unmündige Heinrich der Jüngere, der schon 1320 starb, und damit erlosch die Brandenburg-Askanische Dynastie. Kaiser Ludwig IV. der Baier verlieh nun Brandenburg an seinen Sohn Ludwig den Aeltern (1324—51). Aber W.'s Witwe Agnes und ihr zweiter Gemahl, Herzog Otto der Milde von Braunschweig, behielten bis 1343 als Witthum die Altmark, während auf andern Seiten die Grenznachbarn gleichfalls brandenburg. Gebiets-

theile an sich rissen. Im Innern entstand eine heillose Verwirrung. Markgraf Ludwig und seine bair. Rathgeber machten sich durch ihre Misgriffe verhaßt, und der Adel, den sie nicht bändigen konnten, störte durch wilde Fehden und Wegelagerei den Landfrieden.

In dieser Zeit der Bedrängniß trat der sog. falsche Waldemar (1348—55) auf. Im Sommer 1348 erschien ein Pilger zu Wolmirstedt, wo der Erzbischof von Magdeburg und andere Fürsten versammelt waren, der sich für den verstorbenen Markgrafen W. ausgab. Er habe, sagte er, die Leiche eines Fremden unter seinem Namen zu Chorin begraben lassen, sei dann zur Buße seiner Sünden nach Jerusalem gewallfahrtet und kehre nun zurück, um sein Land aus der Verwüstung zu erretten. Man behauptet, es sei ein Müllerbursche Jakob Rehbock aus Hundeluft (Anhalt) oder ein Bäckergesell Meinecke aus Belitz (Brandenburg) gewesen, der, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Markgrafen, von den in Anhalt und Sachsen herrschenden Zweigen der Askanischen Dynastie aufgestellt worden, um die Mark Brandenburg wieder an ihr Haus zu bringen. Nachdem der falsche W. von den in Wolmirstedt versammelten Fürsten förmlich anerkannt worden, zog er in ihrem Geleit nach Brandenburg, wo Volk und Stände ihm bereitwillig huldigten. Nur die Städte Frankfurt a. d. O. und Treuenbrietzen und wenige Vasallen blieben dem Markgrafen Ludwig treu. Auch Kaiser Karl IV., aus Feindschaft gegen das bair. Haus, war mit der Sache einverstanden und erkannte bei einer Zusammenkunft im Lager zu Heinersdorf vor Frankfurt 2. Oct. 1348 den falschen W. als Markgrafen an. Auf dem Reichstage zu Köln 1349 nahm dieser sogar seinen Sitz im Kurfürstencollegium ein. Die bei dem Betrug betheiligten Fürsten bereicherten sich nun auf brandenb. Kosten, indem der falsche W. sich bereitwillig zu Gebietsabtretungen u. dgl. gebrauchen ließ. Als aber das bair. Haus und dessen Anhänger den Grafen Günther von Schwarzburg 1349 als Gegenkaiser aufstellten, verstand sich Kaiser Karl IV. zum Vergleich. Er ertheilte dem Markgrafen Ludwig als rechtmäßigem Besitzer von Brandenburg die Belehnung und lud den angeblichen W. zur Untersuchung seiner Ansprüche auf den Reichstag nach Nürnberg. Als dieser nicht erschien, ward er daselbst 6. April 1350 öffentlich für einen Betrüger erklärt. Doch der größte Theil von Brandenburg blieb dem falschen W. treu, und der Kampf dauerte noch mehrere Jahre, indem sogar König Waldemar IV. von Dänemark als bair. Bundesgenosse vor Berlin erschien. Endlich erkaufte der bair. Markgraf Ludwig der Römer (1351—65) mit großen Opfern auf allen Seiten den Frieden. Die Askanier wurden mit schwerem Gelde zufriedengestellt, worauf 10. Mai 1355 der falsche W. förmlich der Herrschaft über Brandenburg entsagte. Er lebte seitdem bis zu seinem Tode am anhaltischen Hofe und ward 1356 in Dessau mit fürstl. Ehren begraben. Die von ihm ausgestellten Privilegien und Urkunden sind überall zerschnitten, was am besten beweist, daß man ihn von jeher für einen Betrüger gehalten hat. Vgl. Klöden, «Diplomatische Geschichte des Markgrafen W.» (4 Bde., Berl. 1844). Häring (Wilibald Alexis) hat den Stoff zu einem Roman benutzt.

Waldemar (Friedrich Wilhelm), preuß. Prinz, geb. 2. Aug. 1817, war der Sohn des Prinzen Wilhelm, Bruders Friedrich Wilhelm's III., und der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg. Er genoß eine treffliche Erziehung, machte dann den Militärdienst in den verschiedenen preuß. Waffengattungen durch und begab sich, nachdem er zum Oberst im Gardedragonerregiment vorgerückt, 1845 auf größere Reisen nach dem Orient. Nachdem er das türk. Reich, Aegypten und Ostindien besucht, schloß er sich 1846 der angloind. Expedition gegen die Sikhs an. Hier nahm er an den blutigen Kämpfen am Sutledsch, in denen einer seiner Begleiter, Dr. Hoffmeister, an seiner Seite fiel, rühmlichen Antheil und ward dafür von der Königin von England mit dem Großkreuz des Bathordens decorirt. Nach seiner Rückkehr begab er sich im Sommer 1847 nach England, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand, und trat dann in den activen preuß. Militärdienst zurück. Zum Commandeur der 13. Cavaleriebrigade ernannt, wurde er zu Münster von einem rheumatischen Fieber ergriffen, in dessen Folge sich eine lebensgefährliche Entzündung ausbildete. Am 17. Febr. 1849 erlag der vielversprechende Prinz diesem Uebel in der Blüte seiner Jahre. Seine Geschwister sind: Prinz Adalbert (s. d.), der Chef der preuß. Marine, die Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt und die verwitwete Königin Marie von Baiern. Nach dem Tode des Prinzen erschien ein kostbares Prachtwerk (2 Bde., Berl. 1855) über dessen Reise nach Indien, von welchem Kutzner einen Auszug veranstaltete (Berl. 1857).

Waldenburg, ein Kreis im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, der auf 6,85 Q.-M. die sehr starke Bevölkerung von 89523 E. (1864) zählt, ist von dem Haupttheile des Waldenburger oder Hochwaldgebirgs der Sudeten erfüllt, das im Hochwaldberg

2585 F. Höhe erreicht und von lieblichen Zwischenthälern durchzogen wird. Das Gebirge hat guten, aber für den Bedarf nicht ausreichenden Getreidebau, dagegen viel Holz, großen Reichthum an Steinkohlen, Erzen, ergiebigen Steinbrüchen, Mineralquellen und bietet ein Bild sehr regsamer Industriethätigkeit dar in Bergbau, ausgedehnter Flachs- und Baumwollverarbeitung, Woll- und Halbwollfabrikation, Thonwaarenverfertigung, Bleichen, Wasser-, Walk- und Sägemühlen u. s. w. Die Kreisstadt W. an der Polsnitz sowie an der Bahnlinie Breslau-W. und der Schlesischen Gebirgsbahn, 9,6 M. südwestlich von Breslau gelegen, von Bergen umgeben, mit stattlichen Häusern, einer schönen evang. und einer kath. Kirche und 7090 E. (1864), ist der Sitz eines Bergamts und eines umfangreichen Bergbaues, besonders auf Steinkohlen der Umgegend, und hat Maschinenspinnerei und Leinwandweberei, eine berühmte Porzellan- und Steingutfabrik (Karl Krister) mit 1500 Arbeitern und einer Porzellanmalerei, große Ziegeleien für Chamottesteine, eine Glasfabrik, eine Gasanstalt und die Kohlenzeche Graf Hochberg, die jährlich 1,655000 Ctr. Kohlen liefert. W. erhielt erst im 16. Jahrh. Stadtrecht und gehört jetzt nebst einem großen Theil des Kreises zur Standesherrschaft Fürstenstein. Unmittelbar südlich vor der Stadt liegt das Dorf Oberwaldenburg mit 2350 E., einem Schlosse und einer großen Flachsspinnerei, $^1/_4$ M. weiterhin das Dorf Dittersbach an der Gebirgsbahn, mit 3263 E. und einer Steinkohlengrube. Nur $^1/_4$ M. westlich von W. befindet sich das Dorf Niederhermsdorf mit 3187 E., Spat- und Brauneisensteingängen, den Kohlenzechen Glückhilf (5,238000 Ctr.) und Friedenshoffnung (1,486000 Ctr.) und dabei das bedeutende Eisenwerk Vorwärtshütte. Etwa $^1/_4$ M. im Norden der Stadt W. liegt das Dorf Altwasser (s. d.), ein berühmter Badeort mit ausgedehntem Bergbau, und $^1/_2$ M. gegen Nordwesten das Dorf Weißstein mit 3621 E., großer Porzellanfabrik, einem Spateisensteinlager im Kohlengebirge, der Glashütte Königswald und der Kohlenzeche Fuchs (4,742000 Ctr.), ehemals mit unterirdischem Kanal. Die zwei andern Städte des Kreises sind Gottesberg, 1785 F. hoch gelegen, mit 3688 E., Spinnerei, Weberei, Kupfererzlagern und Porphyrbrüchen, und Friedland an der Steine mit 1609 E., dabei südlich das Dorf Altfriedland an der Steine mit 1200 E. und einer durch ihr gutes Fabrikat bekannten Papierfabrik. Außerdem sind bemerkenswerth: die Badeorte Salzbrunn (s. d.) und Charlottenbrunn (s. d.); die großen Dörfer Nieder- und Ober-Wüste-Giersdorf im obern Weistritzthale, mit bezüglich 2616 und 1500 E., ersteres mit einem Waisenhause und Wollzeugfabriken; Ober-, Mittel- und Niedertannhausen im Weistritzthal, mit 2500 E., einem großen Schloß, Baumwollfabriken, Flachsspinnerei u. s. w.; Wüste-Waltersdorf in einem tiefen Thale am Fuße der Hohen Eule, mit 2005 E., Weberei und Bleicherei, und Reußendorf mit 2433 E., einem Schlosse und Steinkohlengruben.

Waldenburg, eine Stadt in dem Kreisdirectionsbezirk Zwickau im Königreich Sachsen, Hauptort der Receßherrschaft W. des Hauses Schönburg (s. d.), an der Zwickauer Mulde, in angenehmer Gegend, hat ein fürstl.-waldenb. Residenzschloß, seit 1844 ein Schullehrerseminar, Woll-, Baumwoll- und Leinwaarenfabrikation und sehr bedeutende Strumpfwirkerei. Die Stadt zählte (1864) 3026 E., aber die dicht bei ihr liegenden Dörfer Altwaldenburg, Eichlaide und Altstadt, die als Vorstädte angesehen werden können, haben zusammen auch noch 2400 E. Altstadt zeichnet sich durch die Fabrikation der Waldenburger Gefäße aus, die aus dem bei Frohnsdorf im Altenburgischen gegrabenen sehr fetten Thone verfertigt werden; außer Töpfergeschirr liefert es auch Tabackspfeifen und vortreffliche Schmelztiegel. Die nahe bei W. gelegene fürstl. Villa Greenfield hat einen Park mit herrlichen Anlagen.

Waldenser, eine im Mittelalter berühmte und noch fortbestehende christl. Genossenschaft, verdankt (um 1170) dem Peter Waldus, einem reichen Bürger zu Lyon, Entstehung und Namen. Waldus war eigentlich weniger ein Sektenstifter als ein Hauptrepräsentant und Beförderer des in jener Zeit sehr verbreiteten Strebens, mitten in der damaligen Verderbniß der Kirche die urchristl. und apostolische Reinheit darzustellen und in esoterischen Vereinen zu verkörpern. Die Kirche hätte Waldus wol ebenso wie Franz von Assisi, den Stifter der Franciscaner, gewähren und vielleicht einen Mönchsorden oder eine sonstige Verbindung bilden lassen, wenn er nicht sogleich in diesem Streben auf die Bibel, obgleich ohne Verwerfung der kirchlichen Lehren und Satzungen, zurückgegangen wäre. Die Hierarchie mußte um so eher die gefährliche Tragweite einer solchen Richtung erkennen, da die Genossenschaft der W. auch Laien redend und lehrend auftreten ließ. So erfolgte denn nach dem Banne des Papstes Lucius III. 1184 die gewaltige und durch Jahrhunderte sich hindurchziehende kirchliche Reaction gegen die W., welche auch nach dem Orte ihrer Entstehung Leonisten, wegen ihrer freiwilligen Armuth Arme von Lyon, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen Sabatati und wegen ihrer Demuth

Humiliaten genannt wurden. Es war natürlich, daß diese Reaction von seiten der grausam Verfolgten mit theilweise schroffer und feindlicher Absonderung, ja auch mit bewaffnetem Widerstande erwidert ward. Dennoch läßt sich eine eigentliche principielle Trennung der W. von der Kirche und ihre Constituirung in eine abgeschlossene Sekte nicht nachweisen. Die lange Verfolgungszeit bietet bis zur Reformation einen ebenso wichtigen und anziehenden als schwierigen und dunkeln Abschnitt der Kirchengeschichte. Erst Dieckhoff («Die W. im Mittelalter», Gött. 1851) und besonders Herzog («Die romanischen W.», Halle 1853) haben die Waldensergeschichte einer besondern kritischen Untersuchung unterworfen. Wie die lange bestehende prot. Betrachtung der W. als Protestanten vor der Reformation unkritisch war, ebenso muß man die Annahme einiger Katholiken, daß diese Sekte katholisch gewesen sei oder doch zur Zeit der Reformation dem Katholicismus näher als dem Protestantismus gestanden habe, als thatsächlich widerlegt zurückweisen. Herzog hat in dem Bilde, nach welchem die Waldensersekte mit doppeltem Antlitze rückwärts in die kath. Kirche und vorwärts in eine reformatorische Zukunft schaute, unstreitig das Richtigere getroffen. Die Verfolgungen trieben die W. über einen großen Theil von Europa. Daher ihre Behauptung, daß wenn einer unter ihnen von Antwerpen oder aus England nach Rom reisen wolle, er jede Nacht bei einem Bruder schlafen könne. In Böhmen verbanden sie sich mit den Hussiten (Taboriten) und Böhmischen Brüdern (s. d.); eine Verbindung, welche natürlich zu einer Alterirung des schon an und für sich schwankenden waldensischen Princips führte. Eine Verwandtschaft suchte und fand man auch zwischen den W. und Albigensern (s. d.), obschon sie, bei aller localen Vermischung, im Princip sich wesentlich voneinander unterschieden, indem jene ein nur praktisches Streben, diese aber auch ein starkes speculatives Element hatten. (S. Katharer.) Die Hauptströmungen der W. gingen in die westl. und östl. Alpenthäler, nämlich dort in die Dauphiné und die Provence, hier nach Piemont. Dort erlagen sie theils den grausamsten Verfolgungen, theils gingen sie in die Reformirten über. Hier aber haben sie sich, trotz aller Verfolgung und ungeachtet ihres Anschlusses an die schweiz. Reformation, bis auf den heutigen Tag selbständig erhalten. Vgl. Bender, «Geschichte der W.» (Ulm 1850). Die prot. Mächte haben den W. in Piemont oft vorübergehende Duldung verschafft und in neuerer Zeit namentlich England und Preußen kräftig und erfolgreich ihrer sich angenommen. Allein erst durch das Patent Karl Albert's von Sardinien vom 17. Febr. 1848 erhielten sie religiöse und kirchliche Freiheit und mit der kath. Bevölkerung gleiche bürgerliche und polit. Rechte.

Waldfrevel oder Forstfrevel werden durch Anmaßung oder Misbrauch von Nutzungsrechten an Waldungen, durch Beschädigung derselben oder sonstige Uebertretung der zu ihrem Schutz erlassenen Gebote begangen. In den alten Markgemeinden urtheilten die Nachbarn auf periodischen Märkergedingen, zuweilen unter dem Vorsitz eines Holzgrafen, über alle in dem Gemeindewalde verübten Markfrevel, und die Verletzung des rücksichtlich der Forsten ausgesprochenen Bannes war dem Gebotsherrn mit der angedrohten Strafe zu büßen. In den neuern Gesetzen findet sich mehrfach die Unterscheidung zwischen Verbrechen und Vergehen damit wiederholt, daß besonders schwere Verletzungen von Wäldern, z. B. die Erregung von Bränden, bedeutende Forstdiebstähle, als Forstverbrechen, geringere Beschädigungen, z. B. durch Laubstreifeln, unbefugtes Streurechen, Anmaßung von Hutungsrechten, als Forstvergehen geahndet werden. Zu den letztern zählen meistens auch die nur geringe Geld- oder Freiheitsstrafen nach sich ziehenden Uebertretungen bloßer Polizeivorschriften, z. B. die Beseitigung von Nummern an stehendem oder gefälltem Holze, der Gebrauch schädlicher Werkzeuge, wie eiserner Rechen bei gestatteter Streuerholung, das Begehen des Waldes außerhalb des erlaubten Wegs u. s. f. Wilddiebstahl und andere Beeinträchtigungen fremder Jagdgerechtigkeit gehören an sich nicht zu den W., da sie auch außerhalb der Forsten vorfallen können und nicht diese selbst zum Gegenstande haben.

Waldgötter, s. Faunus und Pan.

Waldheim, Stadt im Kreisdirectionsbezirk Leipzig des Königreichs Sachsen, an der Zschopau und Westlichen Staatsbahn (Flügel Riesa-Chemnitz) gelegen, ist Sitz eines Gerichtsamts und eines Superintendenten und zählt 6000 E. Hauptgegenstände des nicht unbedeutenden Gewerbfleißes sind Weberei (besonders Barchent) und Tuchfabrikation. Der Ort, welcher urkundlich schon 1286 als Stadt vorkommt, erhielt 1404 ein Augustinerkloster, welches nach seiner Säcularisation 1588 in ein Schloß und dieses 1716 in eine Strafanstalt umgewandelt wurde. Gegenwärtig bildet diese Anstalt das Zuchthaus (für Männer und Frauen) für das Königreich Sachsen, in welchem auch die meisten der sog. Maigefangenen (Theilnehmer an dem demokratischen Maiaufstande 1849 in Dresden) längere oder kürzere Zeit detinirt waren.

Waldhorn, s. Horn.

Waldmeister, s. Asperula.

Waldstein, ein altes böhm. Geschlecht, dessen Stammvater Zdenko (gest. 26. Jan. 1236) das Stammschloß W. (böhm. Walsteina) erbaute. Durch die beiden Söhne des 1506 verstorbenen Johannes von W., Zdenko (gest. 1525) und Wilhelm (gest. 1557) zerfiel das Geschlecht in die beiden Hauptlinien zu Arnau und zu W. Die Waldstein'sche Linie, die seit 1636 das ungar. Indigenat besaß, erhielt 1654 Sitz und Stimme im schwäb. Reichsgrafencollegium, 1703 das Oberst-Erbland-Vorschneideramt in Böhmen und nahm 1758 den Beinamen Wartenberg an. Die Hauptlinie W.-Wartenberg theilt sich in die Linien Münchengrätz und Dux-Leitomischl. Die Linie Münchengrätz besitzt das Stammschloß W. in Böhmen, die Fideicommißherrschaften Münchengrätz, Weißwasser, Hünerwasser, Hirschberg, Neuperstein, Stialau, Nebillau, Wessela und Kotzenitz in Böhmen und mehrere andere Herrschaften in Ungarn. An der Spitze derselben steht der Graf Ernst, geb. 10. Oct. 1821, erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses. Die zweite Linie Dux-Leitomischl zerfiel durch die beiden Söhne des Grafen Anton (gest. 13. März 1848) in zwei Zweige, von denen der zu Dux durch den Grafen Wladislaus, geb. 28. Juli 1858, der zu Leitomischl durch den Grafen Albert, geb. 17. Oct. 1802, repräsentirt wird. — Die zweite Hauptlinie W.-Arnau, welcher auch der berühmte Wallenstein (s. d.) angehörte, wird nur noch durch den Grafen Albrecht, geb. 16. Febr. 1832, vertreten, der zu Preßburg lebt. — Berühmt wurde aus der Linie Dux-Leutomischl der Graf Franz Adam von W., geb. zu Wien 14. Febr. 1759, gest. zu Oberleutensdorf 24. Mai 1823, der die Naturwissenschaften und hauptsächlich die Botanik zu seinem Hauptstudium erwählt hatte. Als Malteserritter nahm er an einigen Seezügen gegen die Barbaresken theil. Dann focht er als Offizier in dem österr. Heere von 1787—89 gegen die Türken, worauf er seinen Abschied nahm. Mit dem Professor Kitaibel zu Pesth machte er auf seine Kosten sieben Jahre lang botan. Reisen in Ungarn, und die Resultate derselben legten beide in den «Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae» (3 Bde., Wien 1802—12) nieder. Inzwischen hatte W., als das franz. Heer 1797 in Steiermark eingedrungen, sich bei dem in Wien errichteten adelichen Cavaleriecorps anstellen lassen. 1808 trat er in die neuerrichtete Landwehr ein. 1809 führte er als Major das dritte Bataillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn zum Oberstlieutenant ernannte. Nach dem Tode seines Bruders 1814 übernahm er die Güter in Böhmen, wo er durch ökonomische und Fabrikanlagen den Wohlstand seiner Gutsunterthanen auf alle Weise zu verbessern suchte. Der neue Bau des Schlosses zu Dux, die Einrichtung des dasigen Naturaliencabinets, der Porzellansammlung, Kunstgalerie, Waffenkammer sind sein Werk. Zugleich gründete er Schulen für die Jugend und erhob aufs neue die Tuchfabrik in Oberleutensdorf. Die ganze Verwaltung seiner Güter war ein Denkmal seines edeln, gemeinnützigen Lebens. Seine botan. Sammlungen vermachte er dem böhm. vaterländischen Museum zu Prag.

Waldwolle, s. Kiefer.

Wales, ein ehedem selbständiges, jetzt mit dem Königreich Großbritannien vereinigtes Fürstenthum an der Westküste des eigentlichen England, wird gegen Westen und Norden vom Irländischen Meere, im Osten von den engl. Grafschaften Chester, Salop, Hereford und Monmouth und im Süden von dem Bristolkanal begrenzt. Es umfaßt 347,98 Q.-M., wovon kaum zwei Drittel landwirthschaftlich benutzt sind, und ist ein entschiedenes Hochland, der rauheste, gebirgigste Theil Englands. Das Gebirgsland von W. oder die Cambrische Gebirgsregion (Cambrian-Mountains) besteht weder aus einer einzigen Bergreihe noch aus einer Aufeinanderfolge von Ketten, sondern ist ein einziges, massives Hochland, zu hohen Plateaux ausgedehnt, welche von tiefen Thälern durchschnitten werden, oder zu hohen Gipfeln aufsteigend. Die bedeutendste Erhebung findet sich in der Nähe der Nordwestküste, nach welcher Seite hin die Gebirge viel steiler abfallen als nach Osten. Dort erhebt sich der höchste Berg von England und W., der Snowdon, in drei fast gleichhohen Gipfeln zu 3368 par. F. Nordöstlich von ihm erreicht der Cairn-David 3214, der Yr-Arig 2812 F. Gegen Süden verbindet ein hoher Bergzug die Snowdon- mit der Berwynkette, welche gleich ersterer eine südwestl. Richtung hat und im eigentlichen Berwyn 2547 F., im Aren- oder Arran-Mowddwy 2772, im Cader-Idris 2733, im Arrany-Gessel 2038 F. aufsteigt. Südlich davon senkt sich das Land; die Thäler des Dysi und des obern Severn bilden die Scheide zwischen Nord- und Südwales. Der Plynlimmon an der Quelle des Severn, eine gewaltige dreigipfelige Masse, ist 2327 F. hoch. Gegen Süden und Südosten breitet sich 6 M. weit, bis zu den Epynt-Hills, die traurigste und rauheste Gegend von W. aus, voller Reste der alten celt. Zeit, kahle Heiden, Sümpfe und dunkle, steile

Felsen, mit dazwischenliegenden Waldstrecken. Auch im Osten dieser öden Gegend ist das Land noch hügelig, im Radnor-Forest sogar 2029 F. hoch, aber mit sanftern Abfällen und weitern, cultivirbaren Thälern, deren Gewässer der Wye zum Severn führt. Im Süden der Epynt-Hills, jenseit des Thals der Usk, erhebt sich die große Kette der Black-Mountains oder Schwarzen Berge (benannt nach dem schwarzen Heidekraut) mit den höchsten Punkten von Südwales, dem Beacon von Brecknock 2685 F., dem Capellante 2246 F. und dem Trecastle- oder Caermarthen-Van 2430 F. Im Süden dieser Kette bilden zahlreiche Bergreihen das Glamorgangebirge, nur bis 1744 F. hoch, aber mit noch steilern Abfällen und engern Thälern, schmalem Kamme und spitzen Gipfeln. Zwischen ihm und dem Bristolkanal liegt die einzige große Ebene von W., die mit sanften Hügeln bedeckte Ebene von Glamorgan (Vale of Glamorgan). Das culturfähige Land ist in W. äußerst beschränkt. Die Berge sind entweder kahl oder mit Heide bedeckt, auch die Wälder von geringer Ausdehnung und Wichtigkeit. Man rechnet auf das eigentliche Ackerland 66 Q.-M., auf Wiesen und Weiden 163, auf anbaufähiges, aber noch nicht angebautes Land 38, auf nicht anbaufähiges Land 81 Q.-M. Die Küsten sind felsig und zerrissen und bilden viele Meerbusen und Vorgebirge. Die bedeutendern Flüsse sind: Dee, Cluyd, Conway, Tivy, Tave, Severn, Wye und Usk. Das Land hat außerdem viele kleine Seen, die mit den Bergen, Thälern, Felspartien, unzähligen Wasserfällen und Sturzbächen große landschaftliche Reize darbieten. Die Gesteine im größten Theile der Walisischen Gebirge gehören der Silurischen Formation an und bestehen aus Kalk und Schiefer. Die untern oder cambrischen Schichten nehmen die Mitte und den Westen ein, wo sie häufig schieferig sind, weshalb sich denn auch dort Schieferbrüche finden, namentlich in Caernarvon und Merioneth. Im Norden wird etwas Blei und Kobalt, auch Kupfer, in Merioneth jetzt auch Gold gewonnen. Im Nordosten und Süden befinden sich große Gebiete des Kohlenkalksteins, reich an Steinkohlen und Eisen, Blei, Kupfer, Zink u. s. w. Das kleine nördl. Kohlenfeld zieht sich von der Mündung des Dee durch Flintshire nach Denbighshire; in demselben wird zugleich viel Blei ausgebeutet. Das große südl. Kohlenbassin geht von der Mitte der Grafschaft Montmouth bis an das westl. Ende von Pembroke 18 M. weit und wird durch die hineingreifende Caermarthenbai in eine größere und kleinere Hälfte getheilt. Besonders reich an Kohlen und Eisen ist die Grafschaft Glamorgan (s. d.). Bergbau und Eisenbereitung sind hier, aber auch in mehreren andern Landestheilen, die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Außerdem wird Ackerbau, mehr noch, wegen der Beschaffenheit des Landes, Viehzucht getrieben. An den Küsten ist die Fischerei und der Austernfang sehr bedeutend. Der Vertrieb der Landesproducte macht den durch mehrere Kanäle unterstützten Handel lebhaft. W. ist politisch in Nord- und Südwales eingetheilt. Nordwales zerfällt in die Grafschaften Anglesey (Insel), Caernarvon, Denbigh, Flint, Merioneth und Montgomery; Südwales in die Grafschaften Brecknock, Cardigan, Caermarthen, Glamorgan, Pembroke und Radnor. Die Bevölkerung belief sich 1841 auf 911321, 1851 auf 1,005731 und 1861 auf 1,111780 Seelen in 869 Kirchspielen. Die Städte sind meist klein; nur fünf hatten 1861 über 10000 E., nämlich Merthyr-Tydvil 49794, Swansea 41606, Cardiff 32954, Pembroke (einst Hauptstadt von W.) 15071 und Llanelly 11084 E., sämmtlich im Bereich des großen Kohlengebiets im Süden gelegen. Daran schließen sich Caermarthen mit 9993 E. und Caernarvon mit 8512 E.

Die Ureinwohner von W. waren Celten (s. d.), und zwar von der Abtheilung der Cymren, und noch gegenwärtig nennen sich die Nationaleinwohner Cymry. Als im 5. Jahrh. die Angelsachsen (s. Großbritannien) in Britannien einfielen, floh ein Theil der brit. Bevölkerung, die von den Celten abstammte, vor den Eroberern in die Wälder und Gebirge von W. Hier wuchsen diese celt. Ankömmlinge mit den ursprünglichen cimberischen Elementen zu einem eigenthümlichen Volke zusammen, das Sitten, Charakter und Sprache, dem engl. Wesen gegenüber, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Die heutigen Walen sind roh, abergläubisch, aber kräftig, gesellig und gutmüthig. Nur die höchste Klasse der Gesellschaft hat engl. Cultur und Sprache und besteht meist aus später Eingewanderten. Noch jetzt feiern die Walen ihre alten Nationalfeste, und die Volksdichter oder Barden halten jährlich ihre Preiskämpfe. Dagegen liegt der Volksunterricht sehr im argen. Zur Zeit der Angelsachsen in England lebten die Walen unter unabhängigen Fürsten, deren Theilungen und Raufereien das Eindringen der Fremdherrschaft begünstigten. Bereits dem angelsächs. Könige Adelstan, 925—941, mußten die Walen Tribut zahlen. Als die Normannen 1066 England in Besitz nahmen, suchten die Walen die engl. Oberherrschaft abzuschütteln. Doch Wilhelm der Eroberer überzog das Land und zwang die Fürsten zur Anerkennung seiner Oberlehnsherrlichkeit. Um die Einfälle der Walen zu hindern, setzte

König Wilhelm II. Markgrafen (Marchers) an die Grenzen. Während der bürgerlichen Unruhen unter König Stephan, dem letzten normann. Stamms, wußten sich die walischen Fürsten fast ganz dem engl. Einflusse zu entziehen und fielen bald als Verbündete des Königs, bald der Prinzessin Mathilde in England ein. König Heinrich II. benutzte endlich die Kämpfe der Fürsten untereinander, um W. 1157 wieder zu unterwerfen. Aber schon 1163, als Heinrich II. im Kriege mit Frankreich begriffen, fiel Res, Fürst in Südwales, in England ein und brachte auch die andern Fürsten unter die Waffen. Heinrich schickte zahlreiche Heere nach W., vermochte aber nichts auszurichten, zumal da die Walen mit Frankreich in Verbindung traten. Erst 1171 verglichen sich die walischen Fürsten mit dem Könige und erkannten dessen Oberherrlichkeit wieder an. Unter König Eduard I., der 1272 den engl. Thron bestieg, gelang erst die vollständige Unterwerfung des Landes. Die Härte, womit hierauf die engl. Marchers die Walen behandelten, bewog den damaligen Oberfürsten Llewellyn 1282 zu einem Aufstande, in welchem er geschlagen und getödtet wurde. Sein Bruder David, der den Kampf fortzusetzen suchte, fiel im Oct. 1283 in König Eduard's Hände und starb zu Shrewsbury durch den Henker. W. mußte nun die Behandlung einer eroberten Provinz erdulden, indem Eduard das Fürstenthum mit der Krone vereinigte. 1301 gab der König das Land seinem Sohne und Erbprinzen, dem nachmaligen Eduard II., zu Lehn, mit dem Titel eines Prinzen von W. Seitdem führt der jedesmalige Kronprinz von England, wenn er der älteste Sohn des regierenden Königs ist, oder, wenn dieser stirbt, sein ältester Sohn, diesen Titel, der ihm jedoch erst durch einen besondern Brief einige Monate nach der Geburt verliehen wird. Die engl. Könige gingen nach der Unterdrückung der walischen Freiheit besonders auf die Ausrottung der mit besondern Privilegien versehenen Barden aus, die als die Vertreter des volksthümlichen Geistes durch ihre Gesänge die Erinnerungen des Volks wach erhielten und oft zum Kampfe gegen die Unterdrücker aufmunterten. Owen Glendower, ein Barde und Nachkomme eines alten Fürstengeschlechts, benutzte die Unruhen unter Heinrich IV. in England und erhob 1400 die Fahne des Aufruhrs. An der Spitze eines Haufens fiel er in England ein und konnte nicht bezwungen werden. Erst gegen Ende der Regierung Heinrich's IV. gelang es den Engländern, ihre Herrschaft über die Walen herzustellen. Die folgenden Könige setzten nun über die einzelnen Districte des Landes engl. Große oder Marchers, die das Volk in harter Unterdrückung hielten. Endlich wurde 1536 von Heinrich VIII. auf den Wunsch des engl. Parlaments das Fürstenthum W. gänzlich mit England vereinigt. Die Bevölkerung erhielt zugleich alle Freiheiten und Wohlthaten der engl. Staats- und Justizverfassung. Vgl. Robert, «The Cambrian popular antiquities» (Lond. 1815); Walter, «Das alte W.» (Bonn 1859); Doran, «The book of the Princes of W.» (Lond. 1860); Rodenberg, «Ein Herbst in W.» (Hannov. 1857); Borrow, «Wild W., its people, language and scenery» (3 Bde., Lond. 1863; 2. Aufl. 1866).

Walewski (Alexandre Florian Joseph Colonna, Graf), franz. Staatsmann, geb. 4. Mai 1810 zu Walewice, Sohn einer Polin und des Kaisers Napoleon I., ging im Alter von 19 J. nach London, um hier mit engl. Staatsmännern Unterhandlungen wegen Polen anzuknüpfen. Mit dem Herzog von Orléans befreundet, konnte er nach der Julirevolution von 1830 in der franz. Armee schnelle Beförderung hoffen. Er wurde Kapitän im 4. Husarenregiment, nahm aber, des müßigen Garnisonlebens müde, seine Entlassung und suchte sich nun in der damaligen pariser Gesellschaft als Weltmann, Publicist und dramatischer Dichter bekannt zu machen. W. veröffentlichte die Flugschriften «Un mot sur la question d'Alger» (1837), «L'alliance anglaise» (1838) und ein fünfactiges Lustspiel: «L'école du monde, ou la coquette sans le savoir», welches 1840 im Theater-Français ohne Erfolg zur Aufführung kam. Gleichzeitig betrat W. die diplomatische Laufbahn und erhielt von Thiers und Guizot verschiedene Missionen. Als die Februarrevolution von 1848 ausbrach, war er bei der Gesandtschaft in Buenos-Ayres angestellt. Nach der Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten kam ihm seine Verbindung mit einigen der eifrigsten Anhänger desselben sehr zu statten. Schon 1849 ging er als franz. Botschafter nach Florenz, von da nach Neapel, und 1854 wurde er Gesandter in England. 1855 ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, führte er als franz. Bevollmächtigter den Vorsitz bei den Conferenzen des Pariser Congresses, und unterzeichnete den Tractat vom 30. April 1856. Eine Verordnung vom 24. Nov. 1860 ernannte ihn zum Staatsminister, und als solcher unterzeichnete er das von jenem Tage datirte Decret, welches die Organisirung des Gesetzgebenden Körpers im liberalen Sinne umänderte. Seit 1855 Mitglied des Senats, verzichtete er jedoch 1865 auf seine Senatorwürde und trat bei den Wahlen für den Gesetzgebenden Körper als Candidat auf. Nach seiner Wahl wurde er 1866 an Morny's

Stelle zum Präsidenten dieser Versammlung ernannt. Wiederholte Mishelligkeiten mit dem Staatsminister Rouher bewogen ihn aber, diese Stellung nach kurzer Zeit wieder aufzugeben.

Walfische (Balaenida) oder Bartenwale nennt man eine Familie der Walthiere (s. d.), welche im erwachsenen Zustande keine Zähne, sondern senkrecht gestellte, oben am Gaumen befestigte, unten zerfaserte Hornplatten besitzt, die Barten genannt werden und das sog. Fischbein (s. d.) liefern. Zu dieser Familie gehören die mit einer Rückenflosse versehenen Finnfische (s. d.) und die eigentlichen W. (Balaena), die keine Rückenflosse besitzen, und von welchen man zwei Arten kennt, den nordischen Walfisch (B. mysticetus) und den südlichen Walfisch (B. australis). Beider Heimat sind die Polarmeere, in welche sie sich mehr und mehr bei zunehmender Jagd (wegen der Barten und des Thrans) zurückziehen. Der südl. Walfisch ist kleiner, breitschnauziger als der nordische, der 60—70 F. lang und bis 3000 Ctr. schwer wird. Die Kiefern sind einige 20, die längsten Barten 15 F. lang und die horizontale Schwanzflosse mißt querüber 16 F. Unverhältnißmäßig klein erscheinen hingegen die nach oben gerichteten Augen und die von der Haut überdeckten Ohren, beide nur wenig oberhalb der zu Ruderflossen umgebildeten Vorderfüße stehend. Die große Enge des Schlundes erlaubt dem Walfisch nur kleine Fische und Weichthiere zu verschlingen, die er zu Tausenden einschlürft, während er das Wasser mittels der auf der Höhe des Kopfs befindlichen Spritzlöcher wieder von sich gibt. Er schwimmt außerordentlich schnell und kann in großen Tiefen über eine Viertelstunde aushalten. Selten trifft man größere Gesellschaften, die sich gegenseitig unterstützen. Nur das Weibchen vertheidigt ihr Junges, das sie nie aus dem Auge läßt, mit größter Unerschrockenheit. Der Walfisch muß, nach der zehnmonatlichen Tragzeit geschätzt, ein bedeutendes Lebensalter erreichen können. Die eigentliche Heimat des Walfisches sind jetzt die arktischen Meere jenseit des 66. Breitengrades, während er früher auch an deutschen und franz. Küsten gefunden wurde. Die Ursache dieses Zurückziehens liegt in dem Walfischfange, der schon im 9. Jahrh. von den Norwegern, im 13. und 14. von den Basken betrieben wurde, die 1372 bis nach Neufundland, später tief ins Eismeer vordrangen. Seit 1613 traten die Holländer an ihre Stelle. Endlich versuchten sich 1732 die Engländer darin, die 1760 trotz aller Widerwärtigkeiten sich des Monopols bemächtigt hatten. Neuerdings hat die Zahl der Walfischjäger, obgleich sich seit 1815 auch Franzosen, Amerikaner, Holländer und Deutsche (Glückstadt) hinzugesellten, im Nordpolarmeere sehr abgenommen, während er in der Südsee an Bedeutung zunimmt. Neben außerordentlichen Strapazen erwarten jeden Walfischjäger in den Polargegenden große Gefahren. Eisberge drohen ihn zu zermalmen. Die zum Harpuniren ausgesandten Boote werden oft durch den Schlag vom Schwanze des gereizten Thieres vernichtet, weshalb man die Harpunen häufig durch Raketen oder Kanonenkugeln zu werfen versucht. Manches Boot wurde auch vom entfliehenden Walfisch mit in die Tiefe gerissen. Raubgierige Haifische bedrohen den Matrosen, während er von dem getödteten Walfisch den Speck und die zu Fischbein zu verarbeitenden Barten trennt. Oftmals verbringt eine solche Expedition zwei Jahre in jenen unwirthbaren Gegenden, ohne einen Walfisch zu finden, dessen Fang etwa 5000 Thlr. Gewinn abwirft. Die 50—70000 Thlr. der Ausrüstung sind dann verloren. Es erklärt sich daraus die Abnahme der Grönlandsfahrten, die durch das Verschwinden der W. immer riskanter werden.

Walhalla, eigentlich Walhalle (altnord. Vallhöll), heißt in der nordischen Mythologie der Aufenthaltsort für die in Schlachten Gefallenen. Diese glänzende Halle stand in Gladsheim (Freudenheim), vor ihr der liebliche Hain Glasur, dessen Bäume goldene Blätter trugen. Vor dem Saale, der so hoch war, daß man kaum seinen Giebel sehen konnte, hing als Symbol des Kriegs ein Wolf, über welchem ein Adler saß. Der Saal selbst, mit Schilden gedeckt und mit Speerschäften getäfelt, hatte 540 Thüren, durch deren jede 800 Einherjar nebeneinander schreiten konnten. Für diese Tapfern, welche nach dem Tode auf der Walstatt zu Odin kamen, war er bestimmt. Berühmten Fürsten, besonders wenn sie viele Länder verheert und weithin das bluttriefende Schwert getragen, schickte Odin zur Bewillkommnung Bragi und Hermod entgegen. Ihnen zu Ehren wurde die Halle geschmückt; alle die göttlichen Helden standen auf zu ihrem Empfange; die Walkyren kredenzten ihnen Wein, den sonst nur Odin trank. Die Könige kamen alle nach W., auch wenn sie nicht des Schlachtentodes gestorben; überhaupt erscheinen diese Freuden nur Vornehmen und Reichen bereitet. Weil es ehrenvoll war, mit großem Gefolge nach W. zu kommen und viele Schätze zu besitzen, so tödteten sich freiwillig des in der Schlacht gefallenen Führers Kampfgenossen, und in seinen Grabhügel legte man nebst Roß und Waffen die auf Kriegszügen erworbenen Schätze. Alle Morgen zogen beim Hahnenruf die Einherjar aus zu wildem Kampfe gegeneinander, mittags aber waren alle Wunden geheilt, und die Helden sammelten

sich zum Mahle unter Odin's Vorsitz. Odin selbst genoß nur Wein; die Speisen gab er den neben ihm sitzenden Wölfen Geri und Freki. Die Einherjar speisten von dem Eber Saehrimnir und labten sich an Bier und Meth, der in hinreichender Menge den Eutern der Ziege Heidrun entfloß; die Trinkhörner reichten ihnen die Walkyren. Die Hälfte der Gefallenen gehörte der Freyja. Der Eber Saehrimnir, von dem die Helden speisten, wurde bereitet vom Koch Andhrimnir im Kessel Eldhrimnir. Neben der W. stand ein Baum Lerädr, von dem sich die Ziege sowie der Hirsch Eikthyrnir nähren, von dessen Geweih starke Tropfen in den Urquell Hvergelmir fallen.

Walhalla, in Baiern, eins der bedeutsamsten, gediegensten und vollendetsten Bauwerke der neuern Zeit, ist eine Schöpfung des Königs Ludwig I. von Baiern, der noch als Kronprinz 1806 den Gedanken dazu gefaßt hatte. Mit Hülfe der Kunst wollte er dem deutschen Ruhme und der deutschen Größe ein dauerndes Denkmal gründen. Der Gedanke dieses Denkmals, die Wahl des Orts und die Art seiner Ausführung beschäftigten den Kronprinzen von nun an unablässig. 1816 erhielt Leo von Klenze (s. d.) den Auftrag, Entwürfe anzufertigen, von welchen der zur Ausführung gediehene Plan 1821 genehmigt wurde. Doch erst 18. Oct. 1830 erfolgte die Grundsteinlegung in Gegenwart des Stifters; die Einweihung fand 18. Oct. 1841 statt. Die W. erhebt sich auf der eichenumkränzten Höhe des südl. Abhangs des Braubergs bei Donaustauf unweit Regensburg, etwa 250 F. über dem Spiegel der Donau, die am Fuße der Anhöhe vorbeifließt, und von wo aus auf cyklopischem Mauerwerk ruhende Marmortreppen bis zu den mächtigen, terrassenförmig aufgebauten Substructionen des grandiosen Tempels emporsteigen. Der ganze Bau hat eine Länge von 440, eine Breite von 290 und eine Höhe von mehr als 200 F.; der Tempel selbst ist, bei einer Länge von 232 F. und bei einer Breite von 110 F., 63 F. hoch. Ihn umgeben 56 cannelirte dorische Säulen von röthlichweißem Marmor, der zu dem äußern Bau durchweg verwendet ist. Nach den Angaben des Königs und den Skizzen von Rauch und Schwanthaler, von dem letztern sowie unter dessen Leitung in Marmor ausgeführt, stehen im Tympanon des Vordergiebels 15 symbolische Figuren in runder Arbeit, an die Wiederherstellung Deutschlands durch den letzten Befreiungskrieg erinnernd, in der Mitte die sitzende Kolossalfigur der Germania. Die Bildwerke des Hintergiebels, ebenfalls 15 Figuren, mit Arminius in der Mitte, nach Schwanthaler's Entwurf und Ausführung, beziehen sich auf die Besiegung der Römer durch die Cherusker. Das Innere des Gebäudes, die eigentliche Cella, bildet ein längliches Viereck, das, 220 F. lang und 50 F. breit, in drei Abtheilungen gesondert wird, von denen die mittlere zwei sitzende, die beiden andern je zwei stehende Ruhmesgenien, von Rauch in Berlin, enthalten. An der Wand, in der Höhe der Halbsäulen, welche die Cellen voneinander sondern, enthält der Fries die von J. M. Wagner componirten und modellirten, von Pettrich und P. Schöpf in Marmor ausgeführten Reliefdarstellungen aus dem Leben der alten Deutschen bis zur Einführung des Christenthums durch Bonifacius, in acht Abtheilungen, zusammen 292 F. lang. Unter dem Fries an der Wand stehen auf Consolen und Postamenten die plastischen Brustbilder oder, wenn beglaubigte Porträts fehlen, die in Goldschrift ausgeführten Namen der Walhallagenossen, deren einförmige Reihen, in Gruppen getheilt, durch Siegesgöttinnen getrennt werden. Die Auswahl der Verherrlichten hat viel Tadel gefunden, ebenso auch, daß man ein Ehrendenkmal des deutschen Volks, statt im altdeutschen Stil, im griech. Stil aufführte. Vgl. des Königs Ludwig «W.s Genossen» (Münch. 1842) und «Donaustauf und W.» (Regensb. 1841 u. öfter).

Walken heißt die Behandlung des vom Webstuhle genommenen Tuchs, wodurch dasselbe gefilzt und verdichtet, zugleich von allen bei der Fabrikation hineingekommenen Unreinigkeiten (Fett, Leim, Schmuz) befreit wird. Man walkt das Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, dann mit Seife oder seifenartig wirkenden Dingen, als gefaultem Urin, Walkererde (s. d.), und einer gehörigen Menge immer erneuerten Wassers in einem Troge (Kump oder Walkstock) durch große hölzerne Hämmer, in neuerer Zeit in den sog. Cylinderwalken mittels Walzen, durcharbeiten läßt. Das W. war schon den Alten bekannt. Der Begriff des W. schließt hauptsächlich das kräftige Kneten und mechan. Durcharbeiten eines Körpers ein, daher wird dieser technische Ausdruck auch für andere Processe gebraucht, welche mit dem Tuchwalken mehr oder minder Aehnlichkeit haben. So walkt der Hutmacher den Filz, der Strumpfwirker die wollenen Strümpfe, der Weißgerber das Leder, der Kürschner die Felle, der Bleicher die Leinwand.

Walker (William), amerik. Abenteurer, geb. zu Nashville in Tennessee 8. Mai 1824, studirte zuerst Medicin und bereiste zu seiner Ausbildung Europa, widmete sich aber nach seiner Rückkehr der Advocatur, die er jedoch auch bald aufgab, um in Neuorleans sich dem Geschäfte eines Redacteurs zuzuwenden. 1850 ging W. nach Californien, wo er theils als Redacteur,

theils als Advocat seinen Unterhalt verdiente. 1853 organisirte er eine Expedition zur Eroberung des mexic. Staats Sonora, mußte sich aber im März 1854, nachdem er sich zum Präsidenten von Untercalifornien und Sonora hatte ausrufen lassen, aus Mangel an Lebensmitteln den Behörden der Vereinigten Staaten in San-Diego ergeben. Wegen Bruchs der Neutralitätsgesetze vor Gericht gestellt, wurde er von diesem im Mai freigesprochen. Um jene Zeit hatte der Bürgerkrieg in der centralamerik. Republik Nicaragua einen heftigen Charakter angenommen, und namentlich waren es zwei Rhederfirmen aus Neuyork, welche sich zu Herren des Landes zu machen suchten. Die eine von ihnen, Vanderbilt, veranlaßte die Liberalen des kleinen Staats, W. zu Hülfe zu rufen. Dieser landete 11. Juni 1853 in Realejo, nahm 15. Oct. die Stadt Granada und schloß mit seinem Gegner, General Corral, einen Vertrag ab, wonach dieser Präsident, W. aber Obergeneral sein sollte. Kaum aber hatte W. im Frühjahr 1856 Verstärkungen erhalten, als er Corral erschießen und sich selbst im Juni 1856 zum Präsidenten wählen ließ. W. beging jetzt die Unklugheit, die Sklaverei in Nicaragua wieder einführen zu wollen und den Vanderbilt ertheilten Freibrief für den interoceanischen Transitverkehr zu widerrufen. Vanderbilt unterstützte jetzt die unterlegene Partei, und die Folge davon war, daß W. seine Stellung nicht behaupten konnte und sich 1. Mai 1857 dem Commodore Davis von der Vereinigten-Staaten-Kriegsschaluppe Sta.-Mary ergeben mußte, der ihn den Behörden von Neuorleans zur Untersuchung überlieferte. W. entwischte aber 11. Nov. 1857 aus dieser Stadt und landete von neuem 25. Nov. in Punta-Arenas in Nicaragua, fand jedoch keine Unterstützung und mußte sich 8. Dec. abermals dem Vereinigten-Staaten-Commodore Paulding übergeben, der ihn 28. Dec. mit 132 Genossen als Gefangenen in Neuyork ablieferte. Der Unionspräsident Buchanan dagegen setzte W. sofort in Freiheit, weil derselbe nicht von den zuständigen gerichtlichen Behörden verhaftet worden sei. W. unternahm jetzt einen Triumphzug durchs Land und ließ sich überall von den Freunden der Sklaverei als den großen Flibustier feiern. Nachdem ein neuer Versuch, in Nicaragua einzufallen, im Oct. 1858 vereitelt worden, ging W. im Juni 1860 von Neuorleans nach Honduras ab, wo er aber 3. Sept. bei Truxillo gefangen genommen und 12. Sept. 1860 von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und erschossen wurde. Er starb muthig und gefaßt. W. war nichts als ein Werkzeug der damals in der amerik. Politik den Ton angebenden Sklavenhalter und hat das Verdienst, deren Plane nach außen am offensten und rücksichtslosesten dargelegt zu haben. Vgl. Wells, «W.'s Expedition nach Nicaragua und der centralamerik. Krieg» (Braunschw. 1857).

Walkererde ist eine Mineralsubstanz (nicht ein einfaches Mineral) von grünlichgrauer Farbe, erdigem Bruch, geringer Härte und Schwere, die sich fettig anfühlt und im Wasser, unter Ausstoßung von Bläschen, zu einem feinen, milden Schlamme zerfällt. Sie hat, wie Thon, Speckstein, Bergseife und Cimolit, die Eigenschaft, fette Oele begierig einzusaugen, und dient deshalb zur Beseitigung von Fettflecken, besonders aber zum Walken des Tuchs, wovon sie ihren Namen führt. Man findet sie z. B. bei Görlitz in der Lausitz und Roßwein in Sachsen, besonders schön jedoch bei Woburn in Bedfordshire und Brickhill in Staffordshire.

Walkyren, richtig Walkürjen (altnord. Valkyrjur, angelsächs. Välcyrigear), sind in der altnordischen Mythologie göttliche oder halbgöttliche Kriegsjungfrauen, die im Dienste des Odin (Wodan) die Schlachten zu leiten und Sieg oder Tod unter die Kämpfer zu vertheilen haben. Sie heißen daher auch altnordisch Valmeyjar, Mädchen des Schlachtfeldes, sowie ihr Name Valkyrjur Kieserinnen (Wählerinnen) der Schlachtentodten bedeutet. Die Gefallenen führen sie nach Valhöll und reichen ihnen hier die labenden Becher. Weil der Sieg der höchste Wunsch der Krieger ist, auch weil Odin den Namen Wunsch (ôskr) führte, heißen sie auch Wunsch- oder Wünschelmädchen (ôskmeyjar). Uebertreten sie das Gebot Odin's, so verlieren sie ihre Unsterblichkeit. Dieselbe büßen sie auch nach manchen Berichten durch die Vermählung mit sterblichen Männern ganz ein, oder verlieren sie wenigstens für die Dauer solcher Ehe. Auch ihre übermenschliche Stärke weicht dann von ihnen. Die Zahl der Walkürjen ist verschieden: drei, neun, zwölf oder dreizehn. Auch ihre Abkunft wird verschieden angegeben. Sie berühren sich sehr natürlich mit den Nornen und haben auch große Verwandtschaft mit den elbischen Geistern der Luft und des Wassers. Die deutschen Schwanjungfrauen sind den nordisch-sächs. Walkürjen eng verwandt, fallen aber schwerlich ganz mit ihnen zusammen. Eine echte Walkürja ist die Brünhild der Nibelungensage, welche selbst in der blassen Ueberlieferung unseres Nibelungenliedes noch die tiefernsten und göttlichen Züge der Gefährtin Wodans trägt. Die Thätigkeit der Schlachtjungfrauen schildert der eine der sog. Merseburger Sprüche. Sie heißen hier Idisi. Wie die Walkürjen während der Schlacht an ihrem Webstuhle die Fäden des Schicksals verbinden, besingt ein in die Nialssaga eingelegtes Lied.

Wall heißt eine Erdbrustwehr, wenn sich hinter derselben noch eine Erdaufschüttung, der sog. **Wallgang**, befindet, die zur Aufstellung von Geschützen und Mannschaften eingerichtet ist. Der W. kommt mithin nur in Festungen vor, da bei den Feldschanzen das Geschütz entweder auf dem Horizont des Terrains selbst oder auf einzelnen Barbetten (Geschützbänken) steht. Man unterscheidet den Hauptwall, der das Innere der Festung unmittelbar umgibt und am höchsten und stärksten gebaut ist, von den übrigen und namentlich den Wällen der Außenwerke. Für einen W. muß zunächst das Tracé, d. h. der Umriß seiner Linien nach dem gewählten Befestigungssystem, mit geschickter Benutzung des Terrains festgestellt werden. Dann folgt die Bestimmung des Profils (s. d.) des W. Seine Höhe richtet sich nach dem vorliegenden Terrain und muß hinreichen, um den innern Raum gegen directes Geschützfeuer zu sichern. Die Höhe der Brustwehr, vom Wallgang aus gemessen, beträgt gewöhnlich 7 F.; daraus ergibt sich die Höhe des Wallgangs über dem Bauhorizont. Die Stärke der Brustwehr muß, um dem Geschützfeuer zu widerstehen, wenigstens 18 F. betragen, wozu noch die Anlagen der innern und äußern Böschung treten. An der letztern liegt die Berme (Dammrand außen am Fuße des W.), welche sich vorn an die Escarpe anschließt. Die Breite des Wallgangs beträgt 30—40 F., damit das Geschütz hinlänglichen Raum zum Rücklauf behalte und die Communication für Truppen und Transporte nicht gehindert werde. Auf dem Wallgang, dicht an der Brustwehr, liegt das Banket zum Auftritt für die Infanterie. Die Krone der Brustwehr, d. h. ihre obere Fläche, muß sich nach vorn senken, damit das Gewehrfeuer den Feind treffen könne, wenn er auch in die vorliegenden Werke eingedrungen ist; die Brustwehren der letztern müssen aus gleichem Grunde stets niedriger als der Hauptwall sein.

Wallace (William), ein schott. Freiheitsheld am Ende des 13. Jahrh., geb. 1276, stammte aus anglo-normann. Geschlecht und war der Sohn des Ritters Malcolm W. von Elderslie in der Grafschaft Renfrew. Im Alter von 19 J. erschlug er den Sohn Selby's, des Gouverneurs vom Schlosse Dundee, der ihn arg beleidigt hatte. Diese That nöthigte ihn zur Flucht und führte ihn zur Schilderhebung gegen die Engländer, die damals Schottland (s. d.), das sich ohne eigenen König befand, unterdrückten. W. sammelte die vielen Geächteten und überfiel die schwachen engl. Besatzungen in den Städten und Schlössern. Mit den Erfolgen mehrten sich die Anhänger sowie der Muth und die Kühnheit des Jünglings. Ueberall, wo er erschien, erhob sich das Volk und trieb unter seiner Leitung die Engländer aus dem Lande. Auch Rob. Bruce, William Douglas und viele andere Große unterstützten seine Bestrebungen. König Eduard I. von England schickte 1298 den Grafen von Warenne mit einem Heere nach Schottland. Warenne rückte bis Stirling vor, wurde aber 11. Sept. 1298 jenseit des Forthflusses von W. gänzlich geschlagen. Die Schotten priesen W. als den Retter des Vaterlandes und ernannten ihn während Baliol's Abwesenheit, der von Eduard I. zum König ernannt, aber wieder abgesetzt worden war, zum Reichsverweser. Nachdem er sich durch zahlreiche Parteigänger verstärkt, fiel er im Nov. 1298 in Nordengland ein und kehrte erst im Febr. 1299 mit ansehnlicher Beute über die schott. Grenze zurück. König Eduard, im Kriege mit Frankreich, eilte aus Flandern herbei und drang mit einem Heere von 80000 Mann zu Fuß und 7000 Reitern zur Unterwerfung Schottlands vor. Einer solchen Macht konnten die zwiespaltigen Schotten nicht widerstehen. Die Großen hielten es für eine Schmach, den gemeinen Edelmann W. als Regenten und Oberbefehlshaber anzuerkennen. Um die Eifersucht zu mildern, legte W. die Regentschaft nieder, behielt aber den Befehl über das Truppencorps. Die Barone hingegen übertrugen die Obergewalt dem Stewart von Schottland und dem Lord Cumyn von Badenoch, von denen jeder ebenfalls ein Truppencorps sammelte. Das vereinigte Heer zog dann nach Falkirk und wurde hier 22. Juli 1299 von Eduard angegriffen. Wiewol W. die höchste Tapferkeit entwickelte, unterlagen doch die Schotten der engl. Kriegskunst. Gegen 50000 Vaterlandsvertheidiger blieben auf dem Schlachtfelde. W. zog sich hinter den Carronfluß zurück. Als die schott. Großen 1302 abermals gegen Eduard's Herrschaft die Waffen erhoben, that W. Wunder der Tapferkeit, blieb aber ohne kräftige Unterstützung. Eduard unterwarf seitdem das ganze Land und unterhandelte mit den einzelnen Insurgentenhäuptern. Weil sich W. zu keinem Vergleich bewegen ließ, boten die Engländer alles auf, um seiner habhaft zu werden. Endlich verrieth 1305 ein Freund, der Ritter John Menteith, seinen Schlupfwinkel. W. wurde gefangen genommen und in Ketten nach London geschafft. Hier führte man ihn, einen Lorberkranz auf dem Haupte, vor ein Gericht, das ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte, obschon er dem Könige nie einen Treueid geleistet. Eduard ließ ihn 23. Aug. 1305 auf Towerhill förmlich schlachten und seine Glieder in den schott. Städten aufhängen. Der Ruhm W.'s lebte indessen in den Liedern seiner Vaterlands-

genossen fort. Der schott. Barde Blind Harry, der in der Mitte des 15. Jahrh. lebte, faßte die Thaten und das Leben des Helden in ein Gedicht, das noch jetzt sehr verbreitet ist.

Wallbüchsen sind schwere Handfeuerwaffen von größerm Kaliber als die Jägerbüchsen, denen sie sonst gleichen. Deshalb werden sie auch nur bei der Vertheidigung in Festungen gebraucht, wo man Zeit zum Laden und durch die Brustwehr ein Mittel hat, sie aufzulegen und leichter zu handhaben. Die Wallbüchse hat ein gezogenes Rohr von etwa 4 F. Länge und ist in neuerer Zeit theilweise auch zur Hinterladung eingerichtet worden. Sie gewährt auf 600—800 Schritt einen ziemlich sichern kräftigen Schuß, wird daher auf den Außenwerken, auch vom Hauptwall, gegen den recognoscirenden Feind und gegen Sappenteten, später gegen die Scharten der Demontirbatterien und gegen die Belagerungsarbeiten von der dritten Parallele an mit vielem Vortheile gebraucht. Die franz. Wallbüchse hat in Algier und bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen gute Erfolge gewährt; sie ist mit einigen Modificationen auch in andern Staaten eingeführt. Noch befindet sich in den Festungen ein ziemlicher Vorrath alter W., mit Steinschlössern versehen; sie sind zum Theil nicht gezogen und werden wie andere Gewehre geladen. In neuester Zeit sind die W. vielfach durch gezogene Infanterie-Defensionsgewehre ersetzt worden.

Wallenstädtersee, auch Wallen- oder Walensee genannt, im schweiz. Canton St.-Gallen und an der Nordgrenze von Glarus, nächst dem Urnersee, dem südl. Arme des Vierwaldstättersees, der von den wildesten, imposantesten Gebirgsufern umgebene, aber bei Sturmwind zugleich auch für die Schiffahrt gefährlichste Schweizersee, ist von Osten nach Westen, von dem Städtchen Wallenstadt (im Bezirk Sargans, mit 1812 E.) bis zum Flecken Weesen oder Wesen (im Bezirk Gastei, mit 769 E.) $2\frac{1}{4}$ M. lang, $\frac{3}{8}$ St. breit, bis 500 F. tief und 1307 F. über dem Meere gelegen. Bei Wallenstadt nimmt er von Südosten her die aus dem glarner Weißtannenthal kommende Seez und etwa in der Mitte von Süden her beim Dorfe Murg die Murg aus den drei kleinen Murgseen auf. Gegen Westen steht er mittels der Linth (s. d.) mit dem Zürichersee in Verbindung, und man vermuthet, daß einst der Rheinstrom von Sargans her durch die Depression des W., der Linth, des Zürichersees und der Limmat seinen Lauf genommen. An dem Südufer des W. zieht durch eine lange Reihe von Tunneln die Eisenbahn (Sargans-Wesen) hin, seit deren Eröffnung die seit 1837 ins Leben getretene Dampfschiffahrt auf dem See eingegangen ist. Im Norden wird derselbe von dem kolossalen Felsenbau der Churfirsten- oder Kurfürstenkette eingeschlossen, deren zum Theil auffallend gestaltete Gipfel 6600—7000 F. absoluter Höhe erreichen, im Süden durch die Vorberge der Glarner und St.-Galler-Alpen, welche weicher geformt, von lachenden Matten überkleidet, mit Dörfern und Sennhütten belebt sind, und aus denen im Nordosten der Stadt Glarus der zerklüftete, 7517 F. hohe Mürtschenstock am meisten hervortritt. Auf beiden Seiten stürzen die Felsufer jäh in die Tiefe des lauchgrünen, fischreichen Sees. Nur am West- und Ostende verlaufen die Ufer flach ins Land, bei Wesen sogar sumpfartig. Ein furchtbar wüthender Sturm, der zeitweise jählings von den Churfirsten hereinbricht und durch die einbohrende Gewalt seines Luftdrucks die Wellen in die unwirthlichen Felsenwände schleudert, ist der sog. Bätliser. Seiner Wuth erlag bei der Häusergruppe Bätlis am Nordufer in der Nacht zum 17. Dec. 1850 der Postdampfer Delphin mit zwölf Passagieren. Bei dem erwähnten Dorfe Murg steht ein geschmackvolles Denkmal, dem deutschen Parlamentsmitglied Heinrich Simon, der 16. Aug. 1860 beim Baden im See ertrank, von seinen Freunden 5. Oct. 1862 errichtet. Simon war Director des Kupferbergwerks an dem erwähnten Mürtschenstock.

Wallenstein, eigentlich Waldstein (Albr. Wenzel Eusebius von), Herzog zu Friedland, Mecklenburg und Sagan, wurde 15. Sept. 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanic in Böhmen geboren. Sein Vater war Wilhelm von W., seine Mutter eine geborene Freiin Smirricky von Smiric; beide bekannten sich zu dem böhm.-evang. Glauben. W. besuchte als Knabe die Schule der Brüdergemeine in Koschumberg. In seinem 16. J. findet man ihn in dem Convictorium der Jesuiten zu Olmütz, wohin ihn nach dem frühzeitigen Tode der Aeltern sein Oheim, Albr. Slavata, gebracht hatte, und wo er zur kath. Kirche übertrat. Er besuchte dann die Universitäten zu Bologna und zu Padua, machte Reisen durch Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England und die Niederlande und nahm hierauf Kriegsdienste in dem Heere Kaiser Rudolph's in Ungarn unter dem General Basta. Als Hauptmann kehrte er nach dem Frieden 1606 auf kurze Zeit nach Böhmen zurück. Hier vermählte er sich mit einer betagten Witwe, Lucretia Nikessin von Landeck, durch deren Tod ihm 1614 ansehnliche Güter in Mähren zufielen. Auch erbte er 14 Güter von seinem Oheim, sodaß er schon jetzt zu den reichsten Edelleuten in Böhmen und Mähren gehörte. Nachdem er den Erzherzog Ferdinand im Kriege gegen

Venedig (1616) auf eigene Kosten mit 200 Dragonern unterstützt, ward er in den Grafenstand erhoben und zum Obersten ernannt. Zudem erhielt er durch Vermählung mit Isabella Katharina, der Tochter des Grafen Harrach, am Hofe einflußreiche Verbindungen. In dem böhm. Aufstande schloß er sich seinen Landsleuten nicht an. Vielmehr rettete er für den Kaiser die Landeskasse, errichtete ein Kürassierregiment und focht mit demselben glücklich gegen Thurn und Bethlen Gabor. Als durch die Schlacht am weißen Berge 1620 die Hoffnung der böhm. Patrioten vernichtet war und die, welche dem Henkerbeil entgingen, Landes verwiesen wurden, kaufte W. aus der Beute der confiscirten Güter von Kaiser Ferdinand II. 60 größere und kleinere Herrschaften für die Summe von 7,290228 Fl. Zugleich erhob ihn der Kaiser 1623 zum Lohn für seine Treue in den Reichsfürstenstand unter dem Titel eines Fürsten von Friedland, der im folgenden Jahre in den eines Herzogs von Friedland verwandelt wurde. Obgleich der Kaiser ihn nicht mit Gütern beschenkte, so besaß W. doch jetzt schon an liegenden Gründen ein Vermögen von 30 Mill. Fl., welches er durch gute Bewirthschaftung und strenges Eintreiben der Gefälle zu mehren wußte. Als der Kaiser durch den niedersächs. Bund 1625 in neue Verlegenheit kam, erbot sich W., ihm auf eigene Kosten ein Heer von 50000 Mann zu stellen. Nachdem man sich vorläufig auf die Hälfte geeinigt, wurde er im Juli zum Generalissimus und Feldmarschall ernannt. Mit etwa 30000 Mann zog er zuerst an die Weser zu Tilly, dann nach der Elbe, wo er überwinterte. Hier an der Brücke bei Dessau erfocht er 25. April 1626 einen vollständigen Sieg über den Grafen Mansfeld, dem er zu Ende des Jahres, als dieser sich durch Schlesien nach Ungarn wendete und sich mit Bethlen Gabor vereinigte, mit 50000 Mann folgte, um letztern niederzuhalten, was ihm auch gelang. Hierauf ertheilte ihm Ferdinand 1627 den Auftrag, Schlesien von den Feinden zu säubern und Brandenburg, Mecklenburg und Pommern zu besetzen, damit sich diese evang. Länder nicht etwa Christian IV. von Dänemark anschlössen. W. machte Schlesien frei und erkaufte vom Kaiser das Herzogthum Sagan für 125708 Fl., wobei er seine aufgewandten Kriegskosten in Rechnung stellte. Die Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg wurden, eines Einverständnisses mit Dänemark verdächtig, durch kaiserl. Patent vom 1. Febr. 1628 ihres Landes für verlustig erklärt; ihr Herzogthum aber erlangte wiederum W., zuerst als Unterpfand für weitere Kriegskosten, bald darauf (1629) als förmliches Lehn. Seine Expedition gegen Pommern und Stralsund war dagegen nicht glücklich. Von dän. und schwed. Hülfstruppen unterstützt, hielt sich die Stadt so tapfer, daß W. nach viermonatlicher vergeblicher Belagerung (Aug. 1628) abziehen mußte. Indessen mehrten sich die gerechten Beschwerden über den Soldatendruck und die Gewaltthaten der W.'schen Scharen mit jedem Tage. Die Eifersucht der fürstl. Höfe gegen den Emporkömmling und die Furcht, seine revolutionär-militärische Macht möchte vom Kaiser gegen das Fürstenthum gebraucht werden, kam diesen Beschwerden zu Hülfe, sodaß W. im Sept. 1630 vom Kaiser die Entlassung als Oberfeldherr erhielt. Er zog sich nach seiner Residenz Gitschin zurück, wo er, mit fürstl. Pracht lebend, die Zeit erwartete, da man seiner wieder bedürfen würde.

Inzwischen landete 4. Juli 1630 Gustav Adolf (s. d.) von Schweden an der pommerschen Küste und drang schnell nach allen Seiten hin vorwärts. Nachdem er Tilly 17. Sept. 1631 bei Breitenfeld geschlagen und die ihm verbündeten Sachsen Böhmen besetzt hatten, blieb dem Kaiser in seiner Noth nichts übrig, als sich wieder an den Herzog von Friedland zu wenden. Dieser spielte schon damals eine zweideutige Rolle; er unterhandelte insgeheim über eine Allianz mit Schweden und Sachsen gegen den Kaiser. Die Zurückhaltung und das Mistrauen, womit Gustav Adolf seine Plane und Anerbietungen aufnahm, ließen indeß seine ehrgeizigen Berechnungen nach dieser Richtung hin bald wieder schwinden. W. gab endlich den flehentlichen Bitten des Kaisers nach, warb in Mähren ein Heer von 40000 Mann und übernahm im Frühjahr 1632 wieder den Oberbefehl. Doch machte er sich durch schriftliche Capitulation eine vollkommen unabhängige Stellung aus und ließ sich als «ordentliche» Belohnung ein «kaiserl. Erbland», als «außerordentliche» die «Oberlehnsherrschaft in allen zu erobernden Ländern» zusagen. Nunmehr eröffnete er Ende April von Mähren aus den Feldzug. Zunächst wurde Prag wiedererobert und die Sachsen aus ganz Böhmen vertrieben. Dann wandte er sich gegen die inzwischen bis nach München vorgedrungenen Schweden, verschanzte sich diesen gegenüber im Juli bei Nürnberg, schlug den Angriff Gustav Adolf's 3. Sept. ab und nöthigte denselben schließlich, seine eigene Stellung aufzugeben. Beide Theile zogen sich nach Sachsen, wo es 16. Nov. 1632 zur entscheidenden Schlacht bei Lützen kam, in der Gustav Adolf fiel, aber W. besiegt ward. Während des Winters reorganisirte W. seine Armee in Böhmen, zeigte jedoch während des Feldzugs von 1633 eine auffallende Unthätigkeit und schloß mit den Feinden einen Waffenstill-

stand über den andern. Seit dem Tode des Schwedenkönigs wandte er sich nämlich wieder der Idee einer Allianz mit den Gegnern des Kaisers zu. Seine erneuten geheimen Unterhandlungen mit denselben, namentlich mit Sachsen, Schweden und Frankreich, sind jetzt actenmäßig festgestellt. Durch diese erzielte er natürlich noch größere Vortheile für sich, als er auf Grund seiner Capitulation mit dem Kaiser erwarten durfte. Er gedachte von sich aus über das Schicksal Deutschlands zu verfügen, seine eigene Machtstellung im Reiche auf das äußerste zu erhöhen und dem Kaiser nöthigenfalls mit den Waffen die Bedingungen des Friedens zu dictiren. Empört über die ihm feindlichen span., jesuitischen und bair. Einflüsse am wiener Hofe, war er willens, die deutschen Verhältnisse auf Kosten Spaniens, Baierns und Oesterreichs umzugestalten. Die Verhandlungen hatten im Juni nach allen Seiten hin begonnen. Frankreich zeigte sich sofort, Schweden im Sept. bereit, ihm das Königreich Böhmen zu «garantiren». Sachsen und Brandenburg beobachteten eine mistrauische Zurückhaltung. W. aber, unbeständig und unentschlossen, sich selbst nicht klar über die Grenzen und die letzten Ziele seines Wollens, auch seinerseits voller Argwohn, brach die Unterhandlungen ab und ging seit Oct. plötzlich wieder zur Offensive über, theils um Sachsen und Brandenburg einzuschüchtern, theils um nach allen Seiten hin die Bedeutung seiner Entscheidungen fühlbarer zu machen. Noch vor Ende Dec. 1633 wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, infolge ernster Zerwürfnisse mit dem Kaiserhofe. W. hatte beschlossen, in Böhmen und Mähren zu überwintern; der Kaiser aber wollte seine Erblande geschont und Baiern gegen den Andrang Bernhard's von Weimar geschützt wissen. W. berief sich auf seinen Vertrag, auf die vorgerückte Jahreszeit und blieb nicht nur selbst unbeweglich, sondern gab auch dem General de Suys, der vom Kaiser Marschordre nach Baiern erhalten, unter Androhung der Todesstrafe Gegenbefehl. Während nunmehr seine Feinde auf seinen Sturz hinarbeiteten, erstrebte er selbst auf das eifrigste eine definitive Verständigung mit Sachsen und Brandenburg sowie mit Frankreich und Schweden. Jenen gab er sein Bedauern kund, daß sich zuvor «die Tractaten so jählings zerschlagen»; diesen gegenüber erklärte er sich «bereit, auf die früher vorgeschlagenen Bedingungen abzuschließen». Zugleich war er bemüht, unter dem Scheine, als wolle er aus Unmuth über die Umtriebe seiner Widersacher abdanken, das Heer an sich zu fesseln. Am 12. Jan. 1634 brachte er dergestalt die Obersten in Pilsen dazu, einen Revers zu unterzeichnen, worin sie eidlich gelobten, «ehrbar und getreu bei ihm zu halten», ungeachtet der ursprüngliche Zusatz des Entwurfs: «so lange er in Sr. Kaiserl. Maj. Diensten verbleiben werde», in dem definitiven Actenstücke wegblieb. Seitdem war W.'s Schicksal am Hofe entschieden. Schon 24. Jan. 1634 unterzeichnete der Kaiser ein geheimes Patent, wodurch W. abgesetzt und dem General Gallas der Oberbefehl übertragen wurde, mit der Anweisung, W. und seine vornehmsten Anhänger womöglich in gefängliche Haft und an einen «sichern Ort» zu bringen. Sodann erfolgte 18. Febr. ein zweites, für die Oeffentlichkeit bestimmtes Patent, in dem W. geradezu des Verraths gegen den Kaiser geziehen und jedermann angewiesen ward, nur den Generalen Gallas, Piccolomini, Altringer, Marradas und Colloredo zu gehorchen. Als dieses Patent 22. Febr. in Prag öffentlich angeschlagen wurde, war die Katastrophe unaufschiebbar, während für W. die Hälfte seiner neuen Bundesgenossen noch fern stand. Die franz. Vollmacht zum Abschluß des Vertrags mit ihm, 1. Febr. ausgefertigt, langte erst gegen Ausgang des Monats in Frankfurt an. Der sächs. Feldmarschall von Arnim, versehen mit einer sehr unbestimmten brandenb. und mit einer sehr präcisen sächs. Vollmacht vom 18. Febr., welche dem Herzog von Friedland eine «Recompens» innerhalb der «Grenzen des Anstandes und der Möglichkeit» sowie die «gemeinschaftliche Operation» zur Durchführung der «Einigung» dem «Kaiser» gegenüber zugestand, war auf seiner Reise zu W. erst in Zwickau eingetroffen, Herzog Bernhard aber mit dem schwed. Hülfscorps erst bis Weiden vorgedrungen, als anfangs März die Nachricht von W.'s Ausgange beide erreichte. W., vom Abfall umringt, hatte 23. Febr. Pilsen verlassen, um sich nach Eger zu werfen, wo er 24. ankam, in Begleitung seiner Gemahlin und der Gräfin Terzka, der Obersten Terzky, Kinsky, Illo und des Rittmeisters Neumann sowie mit 13 Reitercompagnien, deren 8 (Dragoner) der Oberst Butler (s. d.) befehligte. Dieser letztere verständigte sich in Eger am Morgen des 25. mit dem Commandanten Gordon und dem Oberstwachtmeister Leslie zum Zwecke einer «geschwinden Execution». Abends 8 Uhr wurden die von Gordon zu einem Schmause eingeladenen Vertrauten W.'s, Kinsky, Illo, Terzky und Neumann, auf der Citadelle beim Nachtisch durch ein Commando Dragoner ermordet. Gegen Mitternacht, unter Leitung Butler's, drang der Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in die Wohnung W.'s am Markte ein. W. war eben infolge des Lärms aus dem Bett gesprungen und im Hemd dem Fenster zugeeilt, als plötzlich die

Thür erbrochen ward und unter dem Rufe Deverour's: «Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will», eine Partisane ihm den Todesstoß versetzte. W. war von hoher, magerer Gestalt und lebhaften, glänzenden Augen, hatte röthliche Haare und eine krankhafte, fahle Gesichtsfarbe. Seine Manieren waren im ganzen rauh und stolz; er redete wenig und lachte selten. Ueber seine Schuld kann kein Zweifel mehr obwalten; der Vorwurf des Verraths war dem Kaiser gegenüber vollkommen zutreffend. Doch hat die wiener Rechtfertigungsschrift die Wahrheit übertrieben, und den Kaiser Ferdinand trifft die Schuld, daß er den Menchelmord, der sich an die Stelle der gerichtlichen Untersuchung gedrängt hatte, nicht nur in Worten und Thaten überreich belohnte, sondern auch officiell als einen löblichen Act gerechter Justiz darstellen ließ. W.'s unersättlicher Ehrgeiz, seine unklaren Plane über eine Umgestaltung Deutschlands, das, wie er sich äußerte, nur Eines Herrn gleichwie Frankreich und Spanien bedürfe, und endlich der Glaube an geheimnißvolle Mächte, der ihn bis zu seinem Lebensende an den ital. Astrologen Seni fesselte, und dessen Wahngebilde sich in seinem Innern an die Stelle fester Grundsätze drängten: das waren die vereinigten Triebfedern sowol seiner Erhebung wie seines Falles. Außer seiner Gemahlin hinterließ W. eine Tochter, Marie Elisabeth. Thekla und Max in Schiller's Tragödie sind erdichtet. Seit den apologetischen, obwol urkundlichen Schriften von F. Förster, «W.'s Briefe» (3 Bde., Berl. 1828—29), «Albrecht von W.» (Potsd. 1834) und «W.'s Proceß» (Lpz. 1844) ist von allen Seiten her ein reiches Material zur Aufklärung erschlossen worden. Während sich Barthold in der «Geschichte des großen deutschen Kriegs» (2 Bde., Stuttg. 1842—43) vorzugsweise auf franz. Quellen, namentlich auf die «Memoiren» von Richelieu und Feuquières stützte, schöpfte Aretin für seinen «Wallenstein» (Regensb. 1846) im besondern aus bair. Archiven. Sächs. Quellen benutzte Helbig, «W. und Arnim 1632—34» (Dresd. 1850), «Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland 1633—34» (Dresd. 1853) und «Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg» (Lpz. 1854). Schwed. Quellen standen Dudik zu Gebote in «Forschungen für Mährens Geschichte» (Brünn 1852), dagegen österreichische Hurter in «Geschichte Ferdinand's II.» (11 Bde., Schaffh. 1850—64), «Zur Geschichte W.'s» (Schaffh. 1855), «Franz. Feindseligkeiten gegen das Haus Oesterreich» (Wien 1859) und «W.'s vier letzte Lebensjahre» (Wien 1862). Aus dem Arnim'schen Familienarchiv schrieb Kirchner, «Das Schloß Boytzenburg» (Berl. 1860). Einzelne Beiträge haben auch noch geliefert: G. W. von Raumer, «W.'s Auftreten in der Mark Brandenburg» (Berl. 1844); Lorenz, «Oesterreichs Stellung in Deutschland während des Dreißigjährigen Kriegs» (Wien 1858); Dudik, «Des kaiserl. Oberst Mohr von Waldt Hochverrathsproceß» (Wien 1860); derselbe, «W. von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Obercommando» (Wien 1858); Fiedler, «Zur Geschichte W.'s» (Wien 1860) u. a.

Waller (Edmund), engl. Dichter, geb. 3. März 1605 zu Coleshill in der Grafschaft Warwick, erhielt seine Schulbildung zu Eton, seine Universitätsbildung zu Cambridge. Frühzeitig Erbe eines bedeutenden Vermögens, kam er im Alter von 16 J. an den Hof und wurde im 18. J. Parlamentsmitglied. Als solches trat er 1640 auf die Seite der Opposition, wendete sich aber allmählich der königl. Partei zu und ließ sich sogar in eine Verschwörung ein, um derselben London in die Hände zu spielen. Die Verschwörung aber wurde entdeckt. W., um sich zu retten, verrieth sämmtliche Theilnehmer, von denen viele hingerichtet wurden. Durch diese Verrätherei und eine Geldbuße von 10000 Pfd. St. gelang es ihm, nach einjährigem Gefängniß mit dem Leben davonzukommen; doch mußte er England verlassen. In Frankreich, wohin er sich nun zurückzog, lebte er in Dürftigkeit. Sein Verwandter Cromwell gestattete ihm endlich, nach England zurückzukommen, und behandelte ihn als Freund, ohne ihm jedoch Staatsgeschäfte anzuvertrauen. W. verherrlichte ihn dafür nach dessen Tode durch eins seiner besten Gedichte. Als bald darauf Karl II. zurückkam, richtete er auch an diesen Lobgedichte, die indessen hinter dem auf Cromwell so weit zurückstanden, daß Karl ihn selbst auf den Unterschied aufmerksam machte; worauf der Dichter antwortete: «Dichter sind immer glücklicher in Erdichtungen als in der Wahrheit». Sein Witz machte ihn zum Lieblinge des Hofs. Als Parlamentsredner war er fortwährend beliebt, obwol es ihm eigentlich wenig um die Sache, sondern mehr um seine witzigen Einfälle zu thun war. Auch Jakob II. zeichnete ihn aus. W. starb 21. Oct. 1687 auf seinem Landsitze zu Beaconsfield. Die meisten Gedichte von ihm sind Gelegenheitsgedichte; sie zeichnen sich aber durch schönen Versbau, Genauigkeit im Reim und durch gewählte Sprache aus. Gefühl und Natürlichkeit fehlen ihm fast ganz. Am beliebtesten sind seine Liebeslieder, die sich durch Leichtigkeit, Witz und Lebendigkeit empfehlen. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1664; vollständiger ist die von Fenton (1771 und 1774).

Wallfahrt heißt der Gang, die Reise oder der feierliche Zug nach einem heiligen Orte, um an diesem zu beten. Die Ansicht, daß das Gebet in einem bestimmten Tempel oder an einem gewissen Orte wirksamer sei als anderswo, ist uralt. Griechen und Römer unternahmen schon Gänge oder Reisen nach fernen Tempeln. Die Juden in Palästina und in der Zerstreuung wallfahrteten zu den hohen Festen nach Jerusalem; bei den Mohammedanern sind noch die W. zum Grabe Mohammed's gebräuchlich. In der frühesten Kirche ging man gern zu den Gräbern der Märtyrer. Helena, die Mutter Kaiser Konstantin's d. Gr., zog zum Grabe Jesu nach Jerusalem, und ihr Beispiel der Wanderung nach Palästina fand bald viele Nachahmer. Diese Wanderungen überschritten jedoch alsbald das Maß, sodaß Hieronymus, Gregor von Nyssa und andere Kirchenlehrer gegen die W. eiferten, weil eine tiefe Sittenverderbniß damit einriß. Dennoch blieb es in der Kirche Sitte, zur Versöhnung mit Gott und zur Bußübung nicht blos nach Jerusalem, sondern auch nach Rom, Loreto, Compostella und andern wegen Reliquien und wunderthätigen heiligen Bildern als besonders heilig geltenden Oertern W. einzeln oder in Masse anzustellen. Im großen traten sie in den Kreuzzügen hervor. Die Wallfahrer nach Jerusalem und andern entfernten Orten hießen Pilger (s. d.), Pilgrime oder Wallbrüder. Besonders nach den Kreuzzügen mehrten sich die Wallfahrtsörter in außerordentlicher Weise und wurden meist mit großen Ablässen versehen. Unter den Wallfahrtsörtern im 15. Jahrh. zeichneten sich, außer den schon genannten, besonders aus: Wilsnack, Einsiedeln, Aachen, Trier. In der kath. Kirche bestehen die W. noch jetzt und sind, trotz der vielen mit ihnen verbundenen Ausschreitungen, neuerdings von klerikaler Seite mit besonderm Eifer wieder in Scene gesetzt worden.

Wallich (Nathanael), ausgezeichneter Botaniker, geb. 1787 zu Kopenhagen, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt Medicin und erhielt 1807 eine Anstellung als Arzt am dän. Etablissement zu Frederiksnagor in Ostindien. Als diese Colonie in die Hände der Engländer fiel, legte W. sein Amt nieder. Er hatte bereits angefangen, sich mit der Pflanzenkunde Indiens zu beschäftigen, und seine Leistungen zogen bald die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich. 1815 ward er zum Director des Botanischen Gartens in Kalkutta ernannt, und von dieser Zeit an entwickelte er eine beispiellose Thätigkeit in seinem Fache. In Verbindung mit Dr. Carey begann er 1820 die Herausgabe von Roxburgh's «Flora Indica», die er durch seine Entdeckungen sehr vervollständigte, und schrieb hierauf seine «Description of the tree, which produces the ripal camphor wood and sassafras bark» (Kalkutta 1823). Als die Kunst der Lithographie in Indien Anwendung erhielt, benutzte W. diese, um dem wissenschaftlichen Publikum in dem «Tentamen florae Nepalensis» (Kalkutta 1824—26) die fast unbekannte Pflanzenwelt Nepals zu erschließen. 1825 erhielt er den Auftrag, die Waldungen des westl. Hindostan zu untersuchen, und 1826—27 bereiste er Ava und das von den Engländern neueroberte birmanische Gebiet. Seine zerrüttete Gesundheit nöthigte ihn jedoch 1828 nach Europa zurückzukehren. Er brachte 8000 von ihm selbst gesammelte Specimina verschiedener Pflanzenarten mit, die unentgeltlich an alle öffentlichen Herbarien Europas und Amerikas vertheilt wurden. Vgl. seine «List ot plants from the dried specimens in the East India Company's Museum» (Lond. 1828, Fol.). Unterdessen arbeitete er fleißig an seinem Hauptwerke «Plantae Asiaticae rariores», welches 1829—32 zu London in drei Foliobänden mit 300 Kupfertafeln erschien. Seine Amtspflichten riefen ihn wieder nach Indien, wo man ihm die Leitung einer Expedition anvertraute, welche die Provinz Assam untersuchen und über den dort betriebenen Theebau berichten sollte. Das Klima übte jedoch seinen Einfluß auf ihn aus, und nach einem zur Stärkung seiner Gesundheit unternommenen Ausfluge nach dem Cap der guten Hoffnung verließ er 1847 Hindostan, um den Rest seiner Tage in England zu verleben. Er starb zu London 28. April 1854.

Wallin (Johan Olof), berühmter schwed. Dichter und Kanzelredner, geb. 15. Oct. 1779 zu Stora Tuna in Dalarna, der Sohn eines Unteroffiziers, begann seine Studien 1799 zu Upsala, ohne sich vorläufig für ein bestimmtes Fach zu bestimmen. Plötzlich trat er 1805 als vollendeter Dichter auf und erhielt von der schwed. Akademie den großen Preis, den man ihm auch in den folgenden Jahren ertheilte, worauf er 1809 Mitglied der Akademie wurde. Seine Thätigkeit als weltlicher Dichter nahm aber hiermit ein Ende. Er hatte sich 1806 für den geistlichen Stand bestimmt und war zugleich 1809 Lector an der Kriegsakademie zu Karlberg und Pastor zu Solna geworden. Nunmehr wandte er sich der geistlichen Liederdichtung zu, in welcher Gattung er in Schweden unübertroffen dasteht. 1811 trat er in das Comité, dem die Umarbeitung des schwed. Kirchengesangbuchs übertragen war. Späterhin fiel ihm allein dieser Auftrag zu, und so erhielt Schweden 1819 eins der vorzüglichsten unter allen vorhandenen Gesangbüchern. Er nahm in das Gesangbuch so viel als möglich von den alten Kernliedern auf, denen

er eine Auswahl neuerer geistlicher Lieder und eine große Anzahl selbstgedichteter hinzufügte. Auch als Kanzelredner zeichnete sich W. sowol durch Beredsamkeit und Kraft als durch guten Vortrag aus. Besonders bewunderte man seine Gelegenheitsreden. 1812 kam er als Pastor nach Stockholm und erhielt den Auftrag, dem Prinzen Oskar Religionsunterricht zu ertheilen. 1816 erhielt er die Stelle eines Pastor Primarius an der großen Kirche zu Stockholm, welches Amt ihm Eintritt in den Reichstag verschaffte. 1837 erfolgte seine Ernennung zum Erzbischof von Upsala. Doch starb er schon 30. Juni 1839. Die von ihm herausgegebenen «Religions-Tal vid åtskilliga tillfällen» (3 Bde., Stockh. 1827—31), denen nach seinem Tode «Predikningar» (3 Bde., 2. Aufl., Stockh. 1842) folgten, fanden ungemeine Verbreitung. Seine poetischen Arbeiten erschienen gesammelt als «Witterhets-arbeten» (2 Bde., Stockh. 1848).

Wallis (le Valais), einer der südl. Cantone der Schweiz, hat auf 94,₈₂ Q.-M. 90088 katholische, unter einem eigenen Bischofe stehende, und 693 protestant. E. Von Siders abwärts wird die franz. Sprache von etwa zwei Drittheilen der Gesammtbevölkerung in einer der savoyischen ähnlichen Mundart gesprochen; im obern Theile eine deutsche Mundart, derjenigen im Haslithale verwandt, woher auch Oberwallis wahrscheinlich bevölkert wurde. In dem schon früh begonnenen Streit der Oberwalliser und der ihnen verbündeten deutschen Nachbarn mit den von Savoyen unterstützten Unterwallisern unterlagen diese letztern, und als Bern in den Burgunderkriegen (1475) die untere Landschaft dem savoyischen Hause entrissen hatte, wurde dieselbe von dem zu den zugewandten Orten der Schweiz gehörigen Oberwallis aus als erobertes Land behandelt und durch Landvögte verwaltet. Die nach muthvollem Widerstand der Oberwalliser eingeführte Helvetische Verfassung räumte 1798 beiden Theilen gleiche Rechte ein; doch wurde W. schon 1802 von der Schweiz getrennt und 1810 mit dem franz. Reiche vereinigt. Nach dem Einmarsch der verbündeten Heere erhoben sich die Oberwalliser gegen die franz. Herrschaft, und nach dem Pariser Frieden wurde W. als Canton der Eidgenossenschaft zugetheilt. Die Verfassung vom 12. Mai 1815 hatte auf seiten des Oberwallis ein Uebergewicht der Repräsentation gelassen. Seit den schweiz. Verfassungsreformen von 1831, besonders aber von 1833 an, erhob sich ein lebhafterer Streit zwischen den beiden Landestheilen für Herstellung der polit. Rechtsgleichheit, die endlich 3. Aug. 1839 durchgesetzt wurde. Ein Angriff der Oberwalliser zur Herstellung der frühern Ungleichheit scheiterte im April 1840, und der ganze Canton unterwarf sich nun der neuen Verfassung. Allein die aristokratischen Führer des Oberwallis, hauptsächlich die Geistlichen und die Partei der Jesuiten, die seit 1814 zu Brieg und Sitten ihre Schulen eröffnet hatten, wußten auch die neue Constitution in ihrem Interesse auszubeuten. Abermals traten sich die Parteien einer dem Unterwallis angehörigen sog. Jungen Schweiz und einer Alten Schweiz schroff gegenüber, bis es endlich zum blutigen Ausbruch und im Mai 1844 zur Niederlage der Jungschweizer am Trient kam. Das Resultat dieses Siegs der Ultramontanen war die Verfassung vom 14. Sept. 1844, welche die Repräsentation des Klerus im Landrathe vermehrte, dessen Immunitäten förmlich anerkannte, allen Unterricht der Kirche überließ und den prot. Gottesdienst unterdrückte. W. betheiligte sich später am Sonderbund. (S. Schweiz.) Nach dessen Auflösung erhielt der Canton 10. Jan. 1848 eine neue Verfassung in freisinnigem Geiste. Die Initiative der Gesetzgebung steht dem gegenwärtig aus 85 Mitgliedern bestehenden Großen Rathe zu. Ein vom Großen Rathe gewählter Staatsrath von 7 Mitgliedern ist die höchste vollziehende Behörde. Die höchste richterliche Instanz ist das aus 11 Mitgliedern und 7 Ersatzrichtern gebildete Appellationsgericht. 1852 erfolgte eine neue Verfassungsrevision, deren Ergebniß, unter Beibehaltung der wesentlichsten freisinnigen Bestimmungen der Verfassung von 1848, doch in manchen der conservativen Partei gemachten Concessionen bestand. Die Staatseinkünfte von W. betragen jährlich etwa 671000, die Ausgaben gegen 740000 Frs. Besonders seit 1868 nahm die Auswanderung aus dem Canton nach Amerika außerordentliche Verhältnisse an. Am 25. Juli 1855 fand im W. ein heftiges Erdbeben statt, welches namentlich das Vispertal (s. Visp) hart mitnahm. Geographisch bildet das ganze W. ein einziges großes Thal, von dem Rhône mit seinen Zuflüssen bewässert und von den höchsten Gebirgen eingeschlossen. In der Ebene hat es nur einen sehr engen Ausgang bei St.-Maurice. Von allen andern Seiten kann man nur mittels sehr steiler Alpenpässe dahin gelangen, von denen der niedrigste, der Simplon (s. d.), 6170 F. über dem Meere, allein fahrbar gemacht ist. Die zu Pferde gangbaren Pässe sind Gries und Grimsel beim Rhônegletscher, Gemmi bei den berühmten Bädern von Leuk, Col de Balme oberhalb Chamouny. Merkwürdig ist der beschwerliche Paß über den Mont-Cervin, mit der St.-Theodulsschanze, wahrscheinlich dem höchsten befestigten Punkt der Erde, 10280 F. über dem Meere, der Rawyl und Sanetsch.

Die Hauptnahrungsquellen sind Viehzucht, in neuerer Zeit etwas Bergbau; sodann in der Ebene ein noch nicht sehr rationell betriebener Weinbau und der Transit auf der Simplonstraße. Das Klima ist äußerst verschieden, die strengste Kälte und Hitze erreichen, je nach der Lage der Ortschaften, einen unglaublichen Grad, und erstaunenswürdig ist darum der Reichthum an Pflanzen und Insekten. Regierung und Bischof haben ihren Sitz in der Stadt Sitten (s. d.).

Wallis (John), ausgezeichneter Mathematiker, war 23. Nov. 1616 zu Ashfort in der engl. Grafschaft Kent geboren und in seinen frühern Jahren Prediger. In dem bürgerlichen Kriege von 1640 machte er sich durch seine Fertigkeit, den Schlüssel zu den verborgensten Chiffern zu finden, sowie durch mathem. und theol.-polemische Arbeiten bemerklich, auch sprach er mit Eifer für Karl I. Nachdem er 1649 Professor der Geometrie in Oxford geworden, widmete er sich ganz der Mathematik, die er in allen ihren Zweigen durchforschte. Was seine Zeitgenossen darin leisteten, wurde von ihm nicht nur beachtet, sondern meist bereichert. Er berechnete mehrere Sonnenfinsternisse und die Quadratur des Cirkels, schrieb über die Berechnung der unendlichen Größen («Arithmetica infinitorum», Oxf. 1655) und über die Kegelschnitte und gerieth darüber mit Hobbes, Fermat und andern Mathematikern in viele Streitigkeiten. Als Karl II. 1660 den Thron bestieg, ernannte er W. zu seinem Kaplan. In dieser Zeit machte er beim Unterricht eines Taubstummen die Entdeckung, wie dieser durch Uebung jedes Wort genau aussprechen lernte. Als 1663 die Royal society sich bildete, wurde er eins ihrer ersten Mitglieder, und seine mathem. Arbeiten wie seine Beiträge zu den Vereinsschriften trugen nicht wenig bei, die Gesellschaft in Ruf zu bringen. Von dieser Zeit an mit mancherlei Problemen, mit Herausgabe alter mathem. Schriftsteller und mit Commentaren dazu beschäftigt, schien W. der Theologie ganz entsagt zu haben, als er 1687 wieder drei theol. Abhandlungen und 1690 ein Werk über die Dreieinigkeit herausgab. Er starb 28. Oct. 1703. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ließ die Universität zu Oxford drucken (3 Bde, Oxf. 1695—99). Seine «Arithmetica infinitorum» gilt unter seinen vielen Arbeiten für die beste, obschon sie durch die von Newton herausgegebene «Analysis infinitorum», die W. selbst 1696 gegen Leibniz unparteiisch in Schutz nahm, in Schatten gestellt worden ist.

Wallmoden, ein altes freiherrl. Geschlecht in Niedersachsen, das nach Ankauf der Herrschaften Gimborn und Neustadt in Westfalen durch Hans Ludwig von W. 1783 die Reichsgrafenwürde erhielt und sich hierauf in zwei Linien, W.-Gimborn und W.-Wallmoden, theilte, welche letztere erloschen ist. — Zu der Linie Wallmoden-Gimborn gehört Ludwig Georg Thedel, Graf von W., österr. Geheimrath, General der Cavalerie und Inhaber des 6. Kürassierregiments, geb. 6. Febr. 1769 zu Wien, wo sein Vater, der erwähnte Hans Ludwig, als großbrit. Gesandter angestellt war. Er trat zuerst in hannov., 1790 in preuß. und, als Preußen infolge des Baseler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, in österr. Kriegsdienste. Hier zeichnete er sich in den Feldzügen von 1796—1801 als Parteigänger aus, wurde auch wiederholt zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Er schloß in London den Subsidienvertrag zwischen England und Oesterreich ab, als dieses 1809 den Krieg gegen Frankreich erneuerte. Bei seiner Rückkehr nach Wien nahm er mit Auszeichnung an der Schlacht bei Wagram theil. Nach dem Wiener Frieden wurde er zum Feldmarschallieutenant befördert und als Divisionär nach Böhmen versetzt, wo er meist in Prag, fern von polit. Thätigkeit, lebte. 1813 trat er mit gleichem Charakter in russ. Kriegsdienste. Er wurde Befehlshaber der Deutschen Legion, die er nach Mecklenburg führte, vereinigte dieselbe dann nach dem Waffenstillstande im Aug. 1813 mit der Nordarmee und behauptete sich mit seinem Corps nicht nur gegen die Uebermacht Davoust's, sondern schlug auch die franz. Division Pecheux im Treffen an der Göhrde und drang in Schleswig vor, wodurch er die Dänen zum Frieden nöthigte. Nach dem zweiten Pariser Frieden nahm er wieder in Oesterreich Dienste und wurde 1817 an des Grafen Nugent Stelle, der in neapolit. Dienste trat, Oberbefehlshaber der im Königreiche Neapel zurückgelassenen österr. Truppen. 1821 befehligte er einen Haupttheil des gegen Neapel bestimmten österr. Heeres und besetzte im Juni dieses Jahres die Insel Sicilien, wo er bis 1823 blieb. Sodann wirkte er als Befehlshaber des 1. Armeecorps in Oberitalien und als Militärcommandant zu Mailand, bis er 1848 in den Ruhestand trat. W. besaß scharfen Verstand und Festigkeit des Charakters, verbunden mit einem edeln Gemüth. Um die österr. Armee hat er sich besonders durch Ausbildung der leichten Infanterie und Verbesserung des Tirailleursystems verdient gemacht. Er starb 22. März 1862 ohne Nachkommen. — Sein Bruder, Graf Karl August Ludwig von W., geb. 4. Jan. 1792, österr. General der Cavalerie a. D. und Besitzer der Herrschaften Heinde,

Walshausen und Uhry im Hannöverschen, war seit 1850 als Nachfolger Haynau's auf einige Jahre Commandant des 7. Armeecorps. Er wurde dann Gyulai, dem Commandanten des 2. Armeecorps, zur Seite gegeben, nahm aber 1858 seinen Abschied. W. ist ebenfalls kinderlos.

Wallner (Franz), bekannt als Schauspieler und Theaterunternehmer, hieß eigentlich Franz Leidesdorf und wurde 25. Sept. 1810 zu Wien als Sohn eines wohlhabenden Börsensensals geboren. Den Namen W. nahm er erst an, als er wider Willen seiner Angehörigen 1830 zur Bühne überging. Er begann seine theatralische Laufbahn als Mitglied einer Wandergesellschaft in der österr. Landstadt Krems und spielte dann in Ischl und Wiener-Neustadt, bis er durch Nestroy's Verwendung zu Wien am Theater an der Wien eine Anstellung fand. Das Publikum wurde hier bald auf W. aufmerksam, sodaß es der Theaterdirector Carl wagen konnte, ihn nach Raimund's Tode in dessen Rollen auftreten zu lassen. Von Pokorny für das neuumgebaute Josephstädter Theater gewonnen, trug W. wesentlich zum Aufblühen dieser Bühne bei. Nach Ablauf seines Contracts begann er eine längere Kunstreise und gastirte zehn Jahre hindurch ziemlich auf allen Theatern Deutschlands, bis er 1848 zu Petersburg ein Engagement am Hoftheater fand. Da sich seine Gattin an das russ. Klima nicht gewöhnen konnte, auch sonst die Theaterverhältnisse nicht erquicklich waren, nahm W. schon 1849 wieder seine Entlassung, und beide gastirten nun eine Zeit lang auf den namhaftesten deutschen Bühnen. 1850 begann W. seine Laufbahn als Theaterdirector zu Freiburg i. Br. und Baden-Baden mit gutem Erfolge, worauf er seit 1851 drei Jahre lang mit Glück das Stadttheater zu Posen leitete. 1854 entschloß er sich zur Uebernahme des unter Cerf's Leitung in Verfall gerathenen Königstädter Vaudevilletheaters in Berlin, welches er schon nach einer zweijährigen erfolgreichen Thätigkeit ankaufte und einem vollständigen Neubau unterwarf. Später begann er den Bau eines offenen Theaters, und zwei Jahre darauf den eines eleganten Sommertheaters. Gegen Ende 1864 endlich wurde an der Stelle des letztern das großartige, nach seinem Begründer benannte Wallnertheater eröffnet, das zu den Zierden Berlins gehört. Die in der preuß. Hauptstadt von W. geleitete Bühne nimmt in der Geschichte des deutschen Schauspiels eine hervorragende Stelle ein. Dieselbe erhob sich mit anfänglich geringen Mitteln und unter vielfachen Hindernissen allmählich zum besten komischen Volkstheater in Deutschland, an welchem die vorzüglichsten Künstler ihres Fachs in einem trefflichen Ensemble wirken, und das seine Anziehungskraft über alle Gesellschaftsklassen ausgedehnt hat. Aus Gesundheitsrücksichten zog sich W. 1. Mai 1868 von der unmittelbaren Leitung seines Theaters zurück, um sich in Italien zur Ruhe zu setzen. Kurz vorher waren seine Verdienste vom König von Preußen durch Verleihung des Titels eines Geh. Commissionsraths anerkannt worden. Literarisch hat sich W. durch einige Reise- und Memoirenwerke bekannt gemacht. — Seine Gattin Agnes W., geborene Kretzschmar, wurde 22. Dec. 1826 zu Leipzig geboren, erhielt ihre Erziehung als Pflegetochter im Hause Robert Blum's und begann daselbst auch ihre theatralische Laufbahn. Nachdem sie zu Berlin (am Königstädter Theater), Bremen und Riga mit großem Beifall gespielt, vermählte sie sich 1847 und folgte ihrem Gatten nach Petersburg. Von 1854—68 wirkte sie am Wallnertheater zu Berlin. Sie zeichnete sich besonders in eleganten Conversationsrollen aus.

Wallonen nennt man die zur großen roman. Völkerfamilie, speciell aber zum franz. Volksstamm zu rechnende Völkerschaft, welche den Landstrich längs der Grenze des german. Sprachgebiets in den südl. Niederlanden, von Dünkirchen bis nach Malmedy, inne und namentlich in dem Ardennengebiet ihren Sitz hat, also Theile der Depart. Pas-de-Calais, Nord, Aisne, Ardennes in Frankreich, vorzüglich aber das südl. Brabant sowie die belg. Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich, Luxemburg (mit Ausnahme eines deutsch redenden Theils im Osten) und endlich einige Ortschaften um Malmedy in Rheinpreußen bewohnt. Die W., deren Anzahl in Belgien, wo sie hauptsächlich wohnen, auf 2 Mill. angegeben wird, sind die Nachkömmlinge der alten, theilweise aus german. Elementen bestehenden gallischen Belgier, welche dem Andrange der german. Eroberer widerstanden, sich aber mit röm. Elementen mischten und namentlich in der Sprache romanisirten. Diese Sprache erscheint jetzt völlig als ein franz. Volksdialekt (Patois), in welchem jedoch unter allen franz. Volksdialekten mit die meisten sowol german. als gallischen Sprachüberreste sich erhalten haben. Vgl. das unvollständig gebliebene Werk von Grandgagnage: «Dictionnaire étymologique de la langue wallone» (Lüttich 1845). Der Name W., holländisch Walen genannt, bezeichnet hinlänglich ihren gallo-roman. Ursprung und ihre theils stammliche, theils sprachliche Verwandtschaft mit den Galliern, Gaelen, Walesern oder Wallisern und den Welschen, Walchen, Walachen überhaupt. Doch unterscheiden sich die heutigen W. vielfach von den Gallo-Romanen, obschon das Französische die Umgangs- und Büchersprache bei den Ge-

bildeten unter ihnen ist und sie auch im allgemeinen den Franzosen mehr ähneln als ihren deutschen Nachbarn. Es sind gedrungene, mittelgroße Gestalten, mit kräftigen Gliedern, dunkelm Haar, tiefliegenden, feurigen, dunkeln, braunen oder blauen Augen. An Gewandtheit und Anstelligkeit übertreffen sie ihre vlämischen, an Ernst, Ausdauer und Fleiß ihre franz. Nachbarn. An leidenschaftlicher Entzündbarkeit gleichen sie mehr diesen als jenen; aber ihr Zorn verraucht schneller als der des später, aber tiefer aufgeregten Vlamänders. An Arbeitsamkeit, Rüstigkeit, Erfindsamkeit wetteifern sie mit diesem; aber ihr Gefühl ist minder tief, wenn auch äußerlich lebhafter. Deshalb ist auch ihre Religiosität von geringerer Tiefe, und wenn sie zuweilen zum Fanatismus gesteigert wurde, so bemerkt man doch weniger Bigoterie unter ihnen. Die belg. Revolution faßte vorzüglich auf wallon. Gebiet Wurzel, und die hervorragendsten Staatsmänner des neuen Belgien sind wallon. Herkunft. Gegen den von ihnen vertretenen Geist ist vorzüglich die vläm. Bewegung (s. Vlämische Sprache und Literatur) gerichtet. — Wallonische Garde hieß sonst unter span. Herrschaft der unter den W. rekrutirte Theil der Haustruppen. Auch die Republik der Vereinigten Niederlande hatte Truppen gleichen Namens und Ursprungs in ihrem Dienste. — Wallonische Kirche, Waalsche Kerk oder Gemeente heißt noch gegenwärtig die franz.-reform. Kirche in den nördl. Provinzen der Niederlande, weil die Reformirten aus den wallon. Niederlanden sich bei der Trennung der Republik dahin flüchteten und ansiedelten.

Wallosin ist ein künstlich bereitetes Surrogat für Fischbein (s. d.) zu Regenschirmstäbchen und besteht aus gespaltenem span. Rohr, welches schwarz gefärbt, mit einer Kautschuk- und Guttaperchaauflösung getränkt und stark gepreßt wird. Es wurde von Böckler in Meißen zuerst verfertigt und spielt jetzt, bei dem hohen Preise des Fischbeins, eine bedeutende Rolle.

Wallraf (Ferd. Franz), der Begründer des nach ihm genannten Museums in Köln, geb. daselbst 20. Juli 1748, war der Sohn eines wohlhabenden Schneiders und zeigte frühzeitig eine entschiedene Neigung für Wissenschaft und Kunst. Er studirte Theologie, erhielt 1773 die Priesterweihe und wurde Mitglied der philos. Facultät an der Universität zu Köln, 1786 aber ord. Professor der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik, Aufseher über den Botanischen Garten, auch noch in demselben Jahre Doctor der Medicin und Philosophie. Seitdem benutzte er jede Gelegenheit, um seine schon bedeutenden Sammlungen an Alterthümern und Naturalien zu erweitern. 1794 wurde er Rector der Universität; doch legte er dieses Amt nieder, weil er den von den Priestern geforderten Eid nicht schwören wollte. Nach Aufhebung der Universität erhielt er 1799 eine Professur der Geschichte und der schönen Wissenschaften an der neuerrichteten Centralschule. Als Numismatiker machte er sich bekannt namentlich durch «Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn von Merle». Die Resultate seiner histor. Forschungen findet man in der «Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln». Von 1799—1804 gab er das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltige «Taschenbuch der Ubier» heraus. Mit Lebensgefahr rettete er in der franz. Zeit die gemalten Fenster der Domkirche, deren Wegnahme schon beschlossen war. 1802 nahm er Antheil an der kirchlichen Organisation seiner Vaterstadt, und 1804 wurde ihm ein dem Domkapitel gehöriges Haus, die Propstei, zum lebenslänglichen Eigenthum überlassen. 1812 unternahm er eine kunstwissenschaftliche Reise nach Paris. Als er 1818 von schwerer Krankheit genesen, vermachte er der Stadt Köln seine an seltenen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft überaus reiche Sammlung. Die von der Stadt ihm bewilligte Pension verwendete er zur Erwerbung einer Sammlung röm. Antiken. Auch der König von Preußen ertheilte ihm seit 1819 eine Pension. Er starb 18. März 1824. Seine Sammlungen bilden den Grund des kölner Museums (gewöhnlich Wallraf-Richarz-Museum genannt). Vgl. Smets, «Biographischer Versuch über W.» (Köln 1825).

Walnußbaum (Juglans L.), auch schlechtweg Nußbaum, eine Gattung ansehnlicher, meist in Nordamerika wachsender, kätzchentragender Bäume aus der 21. Klasse des Linné'schen Systems, welche den Typus einer besondern dikotylen Familie, der Juglandineen, bildet. Ihre Arten haben große, abwechselnd gestellte, unpaarig gefiederte Blätter von eigenthümlich aromatischem Geruch, hängende, dicke, grünliche Kätzchen mit männlichen Blüten, welche sich an der Spitze der vorjährigen Triebe aus blattlosen Knospen zur Zeit des Laubausbruchs entwickeln, einzeln oder zu mehrern beisammenstehende weibliche Blüten, welche an der Spitze der neuen Triebe stehen und einen unterständigen Fruchtknoten und große, fleischige, rothe Narben besitzen. Die Frucht ist eine einkernige, von einer fleischig-lederartigen, ungenießbaren Schale umgebene Steinfrucht, deren beinharte zweiklappige Kernschale einen zweilappigen, wulstigen, wohlschmeckenden Samen umschließt. Die bekannteste Art, der gemeine W. (J. regia), stammt aus

Persien, wird aber heutzutage fast in ganz Europa cultivirt. Er zeichnet sich durch eine sehr tiefgehende und weit ausstreichende Bewurzelung, eine umfangreiche, breitgewölbte Krone, kahle Blätter mit sitzenden, ganzrandigen Fiederblättchen und eine kahle, zuletzt braungrüne Fruchtschale aus. Der Baum verlangt zu seinem Gedeihen einen humusreichen, feuchten, tiefgründigen Boden und bei uns eine milde Lage, da er harte Winter nicht gut verträgt und namentlich durch Spätfröste, welche die jungen Triebe rasch tödten, sehr leidet. In milder Lage gedeiht der W. noch im südl. Schweden. Man vermehrt den Nußbaum durch Aussaat der Nüsse und veredelt die erhaltenen Wildlinge später durch Oculiren. Seine Früchte (Walnüsse oder Welsche Nüsse) werden unreif in Zucker eingemacht gegessen, sind aber namentlich reif und von der fleischigen Schale befreit ein beliebtes Obst. Die Samen (Kerne) sind besonders nach der Entfernung der dünnen sie bedeckenden Haut süß und wohlschmeckend. Sie enthalten eine Menge fettes Oel (Nußöl), das an die Speisen, namentlich an Salat gethan wird, ehedem auch zur Oelmalerei gebraucht wurde. Sonst haben alle Theile des Baums einen scharfen bittern Geschmack und starken Geruch. Man pflegt deshalb mit den frischen Blättern die Pferde zu reiben, um sie vor Stechfliegen zu schützen. Officinell sind die unreifen Früchte, deren fleischige Schalen und die Blätter. Letztere und ebenso die Rinde geben eine sehr dauerhafte schwarzbraune Farbe. Der Stamm des W. liefert ein schönes, hartes, dunkelbraunes Holz, das zu den besten europäischen gehört, jedoch von dem des amerik. schwarzen W. (J. nigra) an Schönheit und Härte noch übertroffen wird. Aus den Samen dieser durch schwarze Fruchtschalen und reichbehaarte Blätter mit kurzgestielten und gesägten Fiederblättchen vom gemeinen Nußbaum sehr unterschiedenen Art macht man eine als Getränk dienende Milch. Sonst kommt diese Art in ihrer Benutzung mit dem gemeinen W. überein. Die graue Walnuß (J. cinerea), ebenfalls eine nordamerik. Art, mit grauer Rinde und gesägten und behaarten Blättchen, wird bei uns häufig zur Zierde in Gärten angepflanzt. In Amerika vertritt häufig die glatte vierkantige Frucht der weißen Hickorynuß (Carya alba Nutt.), eines ebenfalls zu den Juglandineen gehörenden Baumes, die Stelle unserer Walnüsse.

Walpole (Sir Robert), Graf von Orford, berühmter engl. Staatsmann, der dritte Sohn eines Landedelmanns, geb. 26. Aug. 1676 zu Houghton in Norfolk, erhielt seine Bildung auf der Schule zu Eton und studirte in Cambridge Theologie. Nach dem Tode seiner beiden Brüder verließ er jedoch 1698 die Universität, um die Laufbahn eines Landedelmanns zu beginnen. Nachdem er 1700 die reiche Erbin des Sir John Shorter geheirathet, verschaffte er sich einen Sitz im Unterhause, wo er den Whigs sich anschloß, die damals das Staatsruder führten. Seine Gewandtheit und Beredsamkeit brachten ihn bald bei Marlborough in Gunst, durch dessen Einfluß er 1708 Staatssecretär im Kriegsdepartement und 1709 Schatzmeister der Marine wurde. Als 1711 die Tories am Hofe der Königin Anna die Oberhand erhielten, mußte W. nicht nur sein Amt niederlegen, sondern wurde auch von den zahlreichen Tories des Unterhauses der Corruption angeklagt und aus dem Parlament gestoßen. Die Anklage war gerecht; doch geschah die Bestrafung aus Parteirache und machte den Betroffenen zum Märtyrer. Als Whig und eifriger Anhänger des Hauses Hannover erhielt W. nach der Thronbesteigung Georg's I. die Geheimrathswürde und das Amt eines Zahlmeisters bei der Land- und Seemacht. Bei Eröffnung des neuen Parlaments im Jan. 1715 wurde er auch Mitglied der Commission, welche die Untersuchung gegen die abgetretenen Toryminister führte, und nahm hiermit Gelegenheit, die härteste Wiedervergeltung zu üben. Der Hof belohnte seinen Eifer noch in demselben Jahre mit dem Amte eines ersten Lords der Schatzkammer. Bald aber beschuldigten ihn seine Gegner der Bestechung von Parlamentsgliedern, und die Furcht vor einer Untersuchung sowie Zerwürfnisse mit seinen Collegen über die Finanzverwaltung bewogen ihn, im April 1717 das Amt aufzugeben. Hierauf legte er als Parlamentsglied dem Unterhause einen großartigen Plan vor, nach welchem die Zinsen der Staatsschuld, die sich damals auf 47,322200 Pfd. St. belief, von 6 auf 5 Proc. herabgesetzt werden sollten. Er gerieth dabei mit dem Staatssecretär Stanhope in einen Streit, in welchem beide ihre Bestechungen und schmählichen Verabredungen zum Erstaunen der Nation enthüllten. W. suchte die öffentliche Meinung zu versöhnen, indem er zur Opposition überging, auf die Verminderung der Subsidien und des stehenden Heeres drang und den Hof durch sein mächtiges Rednertalent und den Schein eines rauhen Patriotismus in Furcht setzte. Bald ließ er sich aber vom Hofe gewinnen und ging zur Vertheidigung der Regierungspolitik über. Schon im April 1721 erhielt er dafür an des Grafen von Sunderland Stelle das Amt des ersten Lords des Schatzes zugleich mit dem des Kanzlers der Schatzkammer. Fortan begann seine lange, glückliche und geschickte Finanzverwaltung, die durch die Gunst des

Hofs unterstützt wurde. Er führte die größte Sparsamkeit im Staatshaushalte ein, verminderte im Laufe von 18 J. die Schuld um 7 Mill. und die Zinsen durch Herabsetzung und kluge Manöver um die Hälfte. Den König hielt er im Finanzinteresse vom Kriege zurück und suchte die auswärtigen Verwickelungen durch die Diplomatie zu ordnen. Auch unterstützte er freigebig Industrie und Handel, sorgte für die Entwickelung der amerik. Colonien, deren Besteuerung er ausschlug, und verwendete große Summen auf öffentliche Anstalten. Als der König 1723 nach Hannover reiste, übertrug er W. die Regierung und wollte ihm auch die Peerswürde verleihen, die dieser jedoch seinem Sohne zuwandte. Die vielen Auszeichnungen, die er bei Hofe genoß, erregten ihm ohndies Neid und Anklagen. Man beschuldigte ihn, daß er die Krongewalt auf Kosten der Nationalfreiheiten zu stärken suche, sowie daß er sich die Majorität im Unterhause durch Bestechung aus der Staatskasse verschaffe. Letzterer Vorwurf war nur zu gegründet. W. machte sich die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen zu Nutze, erkaufte der Regierung die Stimmen durch ein förmliches Corruptionssystem und scheute sich nicht, zu behaupten, daß er den Preis eines jeden kenne. Dennoch blieb der geschickte Minister, dem eigentlich die neue Dynastie ihre Befestigung zu danken hatte, in der vollen Gunst des Hofs. In den letzten Jahren Georg's I. wußte sich W. auch das Vertrauen des Kronprinzen zu erwerben. Als letzterer als Georg II. dem Vater 1727 folgte, blieb W. im Amte und übte die ersten fünf Jahre mittels der Corruption ungeschmälert seinen frühern, für die Verwaltung höchst ersprießlichen Einfluß. Um die Zollunterschleife im Handel mit Colonialwaaren zu verhindern, brachte er 1733 die sog. Accisebill vor das Parlament, die bei den Kaufleuten und dem niedern Volke so heftigen Widerstand fand, daß der persönlich bedrohte Minister den Antrag zurücknehmen mußte. Ebenso erbitterte er seit 1732 den Handelsstand, die Colonien und die heißblutigen Patrioten, indem er sich aus Rücksicht für die Finanzen dem Kriege mit Spanien widersetzte. Als er endlich dem allgemeinen Wunsche nachzugeben schien, geschahen die Vorbereitungen so langsam, daß ihm seine Feinde Verrath vorwarfen. Ein gewisser Sandys, der später sein Amtsnachfolger wurde, klagte ihn endlich in der Parlamentssitzung von 1738 der Corruption und anderer Vergehen an und erhärtete zum Theil die Beschuldigung durch Beweisschriften. W. vertheidigte sich mit Geschick, würde aber doch der Verurtheilung kaum entgangen sein, hätte der Hof den Proceß und die Sitzung nicht in die Länge gezogen. Die geringen Erfolge des 1739 mit Spanien begonnenen Kriegs, zu dem noch 1741 der Krieg mit Frankreich kam, und die Vermehrung der Abgaben, die damit verbunden war, vollendeten die Unpopularität des Ministers. Zu seinen Gegnern gesellten sich auch die strengern Whigs. Zuletzt verstärkte sogar der Kronprinz, der spätere König Georg III., der sich durch den Minister bei Hofe beeinträchtigt glaubte, die Opposition. Vergebens suchte W. den Prinzen durch Geldanbietungen zu gewinnen. Bei Eröffnung des Parlaments von 1742 von allen Seiten bedroht, führte er schon in der Adreßdebatte eine entscheidende Abstimmung herbei, wobei er nur eine Majorität von vier Stimmen erhielt. Er legte deshalb im Febr. alle seine Aemter und Würden nieder, und der König ernannte ihn, um ihn der Verfolgung der Gemeinen zu entziehen, zum Grafen von Orford und bewilligte ihm auch ein Jahrgeld von 4000 Pfd. St. Als ihm dennoch das Unterhaus mit einer Untersuchung drohte, wurde das Parlament prorogirt. W. starb 29. März 1745. Vgl. Coxe, «Memoirs of the life and administration of Sir Rob. W.» (3 Bde., Lond. 1798 u. öfter).

Walpole (Horace), einer der geistreichsten und witzigsten engl. Brief- und Memoirenschreiber, geb. 1717, der jüngste Sohn Sir Rob. Walpole's (s. d.), wurde unter der Leitung seiner Mutter erzogen und studirte zu Eton, wo er mit dem Dichter Gray, mit dem er 1739 Italien bereiste, ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte. Seit 1741 viermal nacheinander ins Unterhaus gewählt, zeigte er sich bei allen Gelegenheiten fest und unbestechlich. Da er jedoch bei allen Talenten weder als Redner noch als Staatsmann glänzte, zog er sich 1767 von den Staatsgeschäften zurück, sich hinfort nur literarischer Beschäftigung und der Rache an seinen polit. Gegnern widmend. Seine Wohnung auf dem Landgute zu Strawberry-Hill bei Twickenham baute er im mittelalterlichen Stile aus und legte darin die kostbarsten Sammlungen von Kunstwerken, Büchern, Autographen und Seltenheiten aller Art an, die 1842 durch Versteigerung zerstreut worden sind. Hier schrieb er auch seine kunstgeschichtlichen und schöngeistigen Werke, den «Catalogue of royal and noble authors» (1758), die «Anecdotes of painting in England» (2 Bde., Lond. 1761), die «Aedes Walpolianae», das Verzeichniß aller im Besitz seiner Familie zu Houghton in Norfolk befindlichen Kunstschätze, welche später die Kaiserin Katharina ankaufte. Ferner verfaßte er den Geisterroman «The castle of Otranto» (1765), das Urbild einer zahlreichen Menge ähnlicher Werke, das Trauerspiel «The mysterious mother»

(1768), das er auf seiner eigenen Presse drucken ließ, und die «Historic doubts on the life and reign of Richard III.» (1768). Am berühmtesten ist jedoch W. durch seine Briefe und Memoiren. Die erstern, welche 1841 in sechs Bänden gesammelt erschienen, denen 1851 noch zwei Bände seiner Correspondenz mit dem Dichter Mason folgten, sind Muster von Lebendigkeit, Witz und Schärfe, oft auch von Bosheit, und enthalten die lebendigsten Schilderungen der Persönlichkeiten und Zustände seiner Zeit. Seine Memoiren, die von 1751 beginnen und fast bis ans Ende seines Lebens reichen (neuere Ausg., 12 Bde., 1846; deutsch in der «Sammlung von Memoiren» von Pipitz und Fink, 3 Bde., 1846), stehen den Briefen nach. Seine bittern und sonderbaren, oft wechselnden Urtheile über Personen treten hier zu grell hervor. Auch schöpft er stets zu sehr von der Oberfläche. Bei alledem liefern sie nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte der Regierungen Georg's II. und Georg's III. 1791 wurde W. noch durch den Tod seines Neffen Graf von Orford; er starb 2. März 1797. Vgl. Warburton, «Memoirs of H. W. and his contemporaries» (2 Bde., Lond. 1851).

Walpole (Spencer Horatio), ein Führer der conservativen Partei in England, stammt von Horatio, Lord Walpole von Wolterton, Bruder des Sir Robert W., dessen Sohn Horatio nach dem Erlöschen der ältern Linie 1806 den Titel eines Grafen von Orford erhielt, der jetzt von seinem Enkel Horatio W. (geb. 14. Juni 1783) geführt wird. Spencer wurde 11. Sept. 1806 als der zweite Sohn Thomas W.'s auf Stagbury-Park in Surrey aus dessen Ehe mit Lady Margaret Perceval, Tochter des Grafen von Egmont, geboren. Er studirte in Eton und Cambridge, wurde 1831 Barrister und widmete sich mit Erfolg der Rechtspraxis. 1835 heirathete er seine Cousine, Isabelle, die jüngste Tochter des verstorbenen Premierministers Spencer Perceval, wodurch er mit den Tories, denen er schon durch seine Geburt angehörte, in noch engere Verbindung kam. Der Einfluß des Grafen Egmont brachte ihn 1846 als Vertreter des Fleckens Midhurst ins Parlament. Weniger durch eigene Begabung als infolge seiner Connexionen und des Mangels an talentvollen Führern, der die Wirksamkeit der an Zahl mächtigen Protectionistenpartei lähmte, wurde es ihm möglich, eine bedeutende Rolle zu spielen. Mit gründlichen Kenntnissen auf jurist., noch mehr aber auf theol. Gebiet ausgerüstet und ein nicht ungewandter Redner, fand er namentlich in der Debatte über die Geistliche-Titelbill 1851 Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen, indem er dem Widerstreben des Whigministeriums zum Trotz die Verschärfung der gegen die kath. Geistlichkeit verhängten Maßregeln durchsetzte. Als daher im Febr. 1852 ein protectionistisches Ministerium unter dem Vorsitz Lord Derby's zu Stande kam, wurde auch W. als Staatssecretär des Innern ins Cabinet berufen. Die Verwaltung dieses Amts erhöhte keineswegs seinen Ruf, und seine polit. Unerfahrenheit trat ziemlich auffallend hervor. Sein unbezweifelter Toryismus brachte ihm jedoch die Ehre, 1856 von der Universität Cambridge ins Unterhaus gewählt zu werden, und als 1858 die Tories von neuem die Leitung der Geschäfte übernahmen, erhielt W. wieder seinen frühern Posten als Minister des Innern. Als er nach kurzer Amtsdauer in die Reihen der Opposition zurückgekehrt, gewann er eine geachtete Stellung im Parlament durch seine zugleich feste und maßvolle Haltung und die allgemein anerkannte Ehrenhaftigkeit seines Charakters. Am bekanntesten machte ihn jedoch seine Amtsführung als Minister des Innern in dem dritten Ministerium Lord Derby's (1866—67), die man zugleich als die Katastrophe seiner officiellen Laufbahn bezeichnen kann. Auf W.'s Befehl wurde im Juli 1866 das große Reformmeeting im Hyde-Park in London verhindert, und ihn persönlich traf deshalb die Verantwortlichkeit für den blutigen Zusammenstoß zwischen Volk und Polizei, den jenes Verbot zur Folge hatte. Mit einer unerklärlichen Kurzsichtigkeit wiederholte W. sein Verbot eines großen Reformmeetings im Hyde-Park zu Anfang Mai 1867, nahm aber, nachdem bereits die größten militärischen Vorbereitungen getroffen waren, den Befehl zurück, weil sich fand, daß die gesetzliche Berechtigung dazu ihm fehlte. Eine solche Niederlage machte seinen Rücktritt unvermeidlich; doch behielt er noch Sitz und Stimme im Cabinet, ohne Portfolio. Aus dieser letztern Stellung schied er erst im Febr. 1868 bei der Bildung des Ministeriums D'Israeli.

Walpurga oder Walpurgis, die Heilige, war ihren Brüdern, dem heil. Wilibald und Wunnibald, zur Zeit des heil. Bonifacius aus ihrem Vaterlande England nach Deutschland gefolgt, um mit jenen hier für die Verbreitung des Christenthums zu wirken. Wilibald gründete das Bisthum Eichstädt um 741, Wunnibald dagegen das unfern davon belegene Kloster Heidenheim um 745, dessen Leitung nach seinem um 763 erfolgten Tode W. als erste Aebtissin übernahm und bis an ihr Lebensende fortführte. Ihre Gebeine, aus denen schon nach der ältesten Biographie ein wunderbares heilkräftiges Oel floß, wurden um die Mitte des 9. Jahrh.

nach Eichstädt übertragen, wo man ihr zu Ehren ein eigenes Kloster erbaute. Jene Lebensbeschreibung war gegen Ende des 9. Jahrh. von einem Mönche Wolfhart im Kloster Hasenried verfaßt worden und enthält, wie alle spätern, lediglich auf ihr fußenden Legenden, nur eine Menge Wundererzählungen gewöhnlichen Schlags. Eigenthümlichere Bedeutung hat etwa nur der Zug, daß W. von bissigen Hunden nicht belästigt und deshalb gegen solche und andere reißende Thiere angerufen worden. Der Cultus der W. gewann eine sehr große Verbreitung. Durch ganz Deutschland, ja sogar in Frankreich, den Niederlanden und England wurden ihr Kirchen und Kapellen geweiht, Reliquien von ihr gezeigt und Feste zu ihrem Andenken gefeiert. Warum aber gerade ihr Hauptfest, ihre Heiligsprechung auf den 1. Mai verlegt worden, wird nicht berichtet. Der Tag war einer der hehrsten des ganzen Heidenthums gewesen; es war die Zeit eines großen Frühlingsfestes und der alten Maiversammlungen des Volks. Noch jahrhundertelang wurden 1. Mai vorzugsweise die ungebotenen Gerichte gehalten und auf diesen Tag fiel das fröhliche Maireiten und das Anzünden des heiligen Maifeuers. Als die alten heidnischen Götter durch die christl. Bekehrer zu Teufeln herabsanken und der Hexenglaube in Schwung kam, erlangte die Walpurgisnacht eine berüchtigte Bedeutung, indem man in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai die Hexen auf Besen und Böcken nach den alten Opfer- und Gerichtsstätten fahren ließ, um dort mit ihrem Meister, dem Teufel, sich zu erlustigen. Solche Hexenberge gab es auch ziemlich zahlreiche in Deutschland und den benachbarten Ländern. Am bekanntesten ist dafür in Norddeutschland, nachweisbar seit dem 15. Jahrh., die höchste Spitze des Harzes, der Brocken (s. d.), Brocks- oder Blocksberg geworden. Wenn man ferner in heidnischer Zeit an böse Geister geglaubt hatte, welche den grünenden Saaten und den blühenden Bäumen schaden konnten, so zog man jetzt in christl. Zeit während der Walpurgisnacht mit Büchsen aus, schoß über die Aecker, schlug an die Bäume, knallte mit Peitschen, lief mit brennenden Strohwischen um, schützte die Ställe durch Kreuze oder andere Mittel und gab dem Viehe zauberbrechendes Futter, um die vermeinten schädlichen Wirkungen der Hexen zu vereiteln. Die heilige W. hat mit diesem Hexenwesen nichts zu schaffen, und es ist nur ihr Tag durch das Zusammenlegen mit dem heidnischen Feste mit allerlei Aberglauben ausgestattet worden.

Walrath oder Spermaceti heißt eine fettartige Substanz, welche beim Potfisch oder Kaschelot (s. d.) die ungewöhnlich weite Schädelhöhle erfüllt. Beim lebenden Thiere hat die Substanz die Beschaffenheit eines gelblichen Oels, und sie findet sich in solcher Menge vor, daß man Fässer damit anfüllen kann. Der frische W. wird durch mehrmaliges Filtriren, Maceriren und Umschmelzen in eine spröde, fettig anzufühlende Masse von süßlichem Geschmack und eigenthümlichem Geruch (Cetin) verwandelt. Man gebraucht dieselbe zur Bereitung von Pflastern und Salben, Schminke und Lippenpommade, besonders aber zur Verfertigung von Lichtern, die schön hell und geruchlos brennen.

Walroß (Trichechus), eine Gattung von Säugethieren aus der Familie der Robben. Man kennt nur eine Art, das gemeine W. (Tr. Rosmarus), welches in seiner Gestalt den übrigen Robben gleicht, jedoch durch seine bis $2^1/_2$ F. langen und 15 Pfd. schweren Eckzähne und die stumpfen, breitkronigen Backenzähne genügend sich unterscheidet. Die aufgeschwollene Oberlippe ist mit einem borstigen Barte bedeckt. Dem Unterkiefer fehlen Vorder- und Eckzähne. Das W. erreicht eine Länge von 20 F., mißt an der Brust 10—12 F. im Umfange und besteht selbst mit Eisbären siegreiche Kämpfe. Seetange und Seethiere niederer Art, besonders Muscheln, dienen ihm zur Nahrung. Häufig lagern Hunderte von W. auf dem Strande und auf schwimmenden Eisfeldern, ihrem letzten Zufluchtsorte vor den Verfolgungen der Walfischfänger, die ihnen wegen ihres feinen Thrans, ihrer dicken Haut und ihrer Stoßzähne eifrig nachstellen. Die Zähne sind durchaus massiv, härter als Elfenbein, vergilben nicht und taugen besser als jenes zu manchen technischen Zwecken. Die Jagd ist übrigens nicht ohne Gefahr, da die W. einander muthig beistehen, die Boote umzuwerfen oder zu zertrümmern suchen und weder Kugeln noch Lanzenspitzen leicht in ihre harte, dicke Haut eindringen.

Wälsch, s. Welsch.

Walsingham (Sir Francis), berühmter engl. Staatsmann unter der Königin Elisabeth, der jüngere Sohn einer alten Familie, geb. 1536 zu Chiselhurst in Kent, studirte zu Cambridge, bereiste dann die Länder Europas und kehrte nach der Thronbesteigung Elisabeth's nach England zurück. Alsbald wußte er sich die Gunst des Staatssecretärs Cecil zu erwerben, der ihn in Angelegenheiten des Protestantismus nach Frankreich schickte. Im Aug. 1570 erhielt er eine Sendung an den Hof zu Paris, um über die Vermählung Elisabeth's mit dem Herzog von Alençon, dem Bruder Karl's IX., zu unterhandeln. Er benahm sich hierbei so geschickt, daß er seine

Stellung behalten durfte. Weil ihm jedoch sein Hof nicht die hinlänglichen Mittel gewährte und er in Schulden versank, trug er 1573 selbst auf seine Zurückberufung an. Elisabeth belohnte ihn mit der Ernennung zum Staatssecretär, Geheimrath und Ritter. 1578 schickte ihn die Königin nach den Niederlanden, wo er gegen den span. Hof die Union von Utrecht zu Stande brachte. Hierauf übernahm er 1581 eine dritte Sendung nach Frankreich, die angeblich den Abschluß des Heirathsvertrags zwischen Elisabeth und Alençon zum Zweck hatte. Wie franz. Schriftsteller behaupten, wünschte Elisabeth eifrig diese Verbindung, welche W. im Verein mit Leicester und andern engl. Großen insgeheim zu hintertreiben wußte. Als 1583 der junge Jakob VI. von Schottland, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, das Staatsruder ergriffen, ging W. nach Schottland, um anscheinend dem Könige kluge Rathschläge zu ertheilen. In der That aber versuchte er durch Geld und Versprechungen das engl. Interesse zu wahren, was ihm jedoch wenig gelang. Als dem verschlagensten ihrer Räthe übertrug ihm die Königin vorzugsweise die geheimen Verhandlungen, die Spionerie und das Polizeiwesen. W. unterhielt an allen fremden Höfen Agenten und Spione und überwachte auch in dieser Weise die engl. Katholiken, die er als geheimer Puritaner sehr bedrückte und verfolgte. Auch auf das Schicksal der Maria Stuart (s. d.) übte er einen verhängnißvollen Einfluß. Er entdeckte die Verschwörung Babington's, in welche er die gefangene Maria zu verwickeln wußte. Auf seinen Rath wurde zwar von Elisabeth der Vorschlag Leicester's, die schott. Königin durch Gift aus dem Wege zu räumen, verworfen, dagegen aber Maria vor ein Gericht gestellt, das sie zum Tode verurtheilte. W. brachte in dem Processe Briefe gegen die Unglückliche vor, die er mit einigen gewonnenen Geschworenen selbst fabricirt haben soll. Nach Maria's Hinrichtung wurde er zum Kanzler von Lancaster erhoben. Als Philipp II. 1588 seine Armada gegen England ausrüstete, wußte W. durch seine geheime Wirksamkeit das Auslaufen der span. Expedition um ein ganzes Jahr aufzuhalten. W. starb, in hoher Gunst bei der Königin, 6. April 1590 in seinem Landhause zu Seething-Lane. Er war so arm, daß ihn seine Freunde begraben lassen mußten. Seine einzige Tochter war erst mit Sir Philipp Sidney, dann mit dem Grafen von Essex, endlich mit dem Grafen von Clanricarde vermählt. W. machte sich sehr verdient um den Aufschwung Englands zur See und betrieb namentlich die ersten Colonisationsversuche in Nordamerika. Seine Verhandlungen und Briefe, welche er während der Gesandtschaft in Frankreich schrieb, gab Sir Dudley Digges unter dem Titel «The complete ambassador, etc.» (1655), dann Boulesteis de la Contie in franz. Uebersetzung (Amsterd. 1700) heraus. Die früher viel benutzten und oft gedruckten «Arcana aulica» werden ihm ebenfalls, doch nicht mit Gewißheit zugeschrieben.

Walter (Ferdinand), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, geb. 30. Nov. 1794 zu Wetzlar, besuchte anfangs die nach der damaligen franz. Weise eingerichtete Lehranstalt zu Köln, wo er sich besonders mit Mathematik und Naturwissenschaften beschäftigte. Von Begeisterung für den Befreiungskampf ergriffen, nahm er 1813 in einem Donischen Kosackenregimente theil an dem Kriege gegen Frankreich. Hierauf ging er im Herbste 1814 nach Heidelberg, um dort sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nachdem er hier 1818 als Doctor der Rechte promovirt und wenige Monate als Privatdocent gewirkt, erhielt er eine außerord., dann 1821 eine ord. Professur an der neugestifteten Universität zu Bonn, wo er seitdem Kirchenrecht, röm. Rechtsgeschichte, der er durch Niebuhr's Schriften und persönliche Anregung zugeführt wurde, deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte mit großem, durch Klarheit und Eleganz seines Vortrags bedingtem Erfolge lehrt. Als Abgeordneter der preuß. Nationalversammlung von 1848 vertrat W. eine gemäßigte conservative Richtung. In den J. 1849 und 1850 war er als Mitglied der Ersten Kammer theils auf der Tribüne, theils in den Commissionen und als Referent in gleichem Sinne thätig. W.'s Hauptwerke sind das «Lehrbuch des Kirchenrechts» (Bonn 1822; 13. Aufl. 1861), die «Geschichte des röm. Rechts bis auf Justinian» (Bonn 1840; 3. Aufl., 3 Bde., 1845—60), das «Corpus juris Germanici antiqui» (3 Bde., Berl. 1824), die «Deutsche Rechtsgeschichte» (Bonn 1853, 2. Aufl., 2 Bde., 1857), das «System des gemeinen deutschen Privatrechts» (Bonn 1854), die «Fontes juris ecclesiastici antiqui et hodierni» (Bonn 1862), «Das alte Wales» (Bonn 1859) und «Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart» (Bonn 1863). Einen großen Ruf erlangte W. besonders durch sein «Lehrbuch des Kirchenrechts», das ins Französische, Italienische und Spanische übersetzt wurde. Er faßte in demselben die wesentlichen Grundsätze des kanonischen Systems mit aller Schärfe auf und trug darum zur Wiederbelebung der röm. Anschauungen wesentlich bei. W.'s Selbstbiographie («Aus meinem Leben», Bonn 1865) enthält manche auch für die Zeitgeschichte interessante Beiträge.

Waltharius, genauer «Waltharius manu fortis», ist der Name einer lat. Dichtung, welche

in Hexametern als metrische Jugendübung von einem der beiden Mönche zu St.-Gallen, Eckehard I. (gest. 973) oder dessen Zeitgenossen Geraldus, verfaßt und später von einem Mönche desselben Klosters, Eckehard IV. (gest. 1024), durchgesehen und überarbeitet wurde. Die Dichtung selbst, obgleich in lat. Sprache abgefaßt, zählt zu den wichtigsten Denkmälern für die Kunde der alten deutschen Heldensage (s. d.). Sie berichtet über den Aufenthalt ihres Helden, Walther's von Aquitanien (d. i. Vascônôlant), bei Attila, über seine Flucht mit Hildegard und über den Kampf, den er in der Nähe von Worms mit den Helden des Königs Günther und zuletzt mit diesem selbst zu bestehen hat. Die nähere Quelle des Gedichts (am besten herausg. von J. Grimm in dessen «Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh.», Gött. 1837) bildete wahrscheinlich ein im 10. Jahrh. gangbares deutsches Lied, dessen wahrhaft epische Kraft sich auch noch unter den Fesseln einer fremden Sprache und Form geltend macht.

Walther von der Vogelweide, der größte und gefeiertste unter den mittelhochdeutschen Lyrikern, war zwischen 1165 und 1170 in Franken oder in Oesterreich (Tirol) geboren. Zwar adelichen Geschlechts, aber unbegütert, lernte er «singen und sagen» in Oesterreich, wo der ältere Reinmar (s. d.) ihm Meister und Muster wurde. Er mag zu dichten angefangen haben um 1187 und gewann bald in dem jungen babenberg. Herzoge Friedrich dem Katholischen zu Wien seinen ersten fürstl. Gönner. Als dieser kurz darauf im Alter von 24 J. auf einem Kreuzzuge starb, begann W. um die Mitte des J. 1198, die Höfe der Könige und Fürsten aufsuchend, ein Wanderleben, das ihn fast durch ganz Deutschland und vielleicht über dessen Grenzen führte. Wien ungern verlassend, wandte er sich zunächst zu König Philipp, bei dessen Krönung (8. Sept. 1198) in Mainz man ihn findet, und den er auch 1199 zum Weihnachtsfeste nach Magdeburg begleitete. Im Mai 1200 scheint er wieder in Wien gewesen zu sein bei der Schwertleite Herzog Leopold's VII., des Glorreichen, der Friedrich's Bruder und Nachfolger war. Zu Philipp stand W. noch fortwährend in guten Beziehungen, wenn sich auch nicht beweisen läßt, daß er sich immer in dessen Nähe befand. Wie lange das Verhältniß dauerte, warum es aufhörte, ist nicht sicher zu bestimmen. Nach vorübergehenden, durch Hofintriguen zu Walther's Ungunsten ausschlagenden Beziehungen zu Herzog Leonhard von Kärnten begab er sich an den Hof des gepriesenen Dichterfreundes, des thüring. Landgrafen Hermann zu Eisenach. Dort verweilte er, bis der Landgraf sich im Sommer 1211 von König Otto IV. abwendete und nach Vorschrift des Papstes mit einigen andern Fürsten die Wahl König Friedrich's II. zu fördern suchte. Infolge dessen ging W. wahrscheinlich zu dem Markgrafen Dietrich von Meißen, wo er längstens bis zum Herbst 1213 blieb. Hierauf findet man ihn im Dienste Kaiser Otto's, der sich aber unmilde und treulos gegen ihn bewies und von ihm (1214) verlassen ward. Er wandte sich nun Friedrich II. zu, der ihm auch ein kleines Lehn bei Würzburg gab und so einen langjährigen Wunsch des Dichters befriedigte. Gleichwol gab er das altgewohnte Wanderleben nicht ganz auf. 1217 trifft man ihn in Oesterreich, wo jedoch Leopold für den Kreuzzug, den er dann im Sommer antrat, Vorbereitungen traf und daher sparte. Wahrscheinlich in die nächste Zeit während der Abwesenheit des Herzogs fallen Walther's Besuche bei seinen Gönnern, dem Oheime Leopold's, Heinrich von Medlik, der zu Mödling bei Wien Hof hielt, und dem Patriarchen von Aquileja, Berthold von Andechs. Bei dem zurückkehrenden Herzog fand er (1219) gastliche Aufnahme, blieb aber nicht sehr lange (bis Frühjahr oder Mitte 1220), wiewol die Annahme eines Zerwürfnisses mit dem Herzog unhaltbar erscheint. Nun tritt der Dichter in der Umgebung des Reichsverwesers Engelbert von Köln und des Sohnes Friedrich's II., König Heinrich's II., auf, dem er nach Daffis' geistreicher Vermuthung als Erzieher bestellt gewesen zu sein scheint. Doch wirkte er in diesem Amte erfolglos und gab es daher (1224) wieder auf. Hierauf lebte W. in stiller Zurückgezogenheit, aber nicht theilnahmlos gegen das öffentliche Leben zu Würzburg. Daß er den Kreuzzug von 1228 mitgemacht, ist ebenso behauptet als mit guten Gründen bestritten worden. Wenn er sich auch dem Kreuzheere anschloß, kam er doch jedenfalls nicht ins Heilige Land. W. starb ungefähr 1230 in Würzburg, nachdem er mehr als 40 J. gedichtet hatte. In einer Handschrift des 14. Jahrh. ist seine Grabschrift erhalten, und lange hat man im Lorenzgarten des neuen Münsters zu Würzburg unter einem Baume seinen Grabstein gezeigt. Ein neues Denkmal ist ihm zu Würzburg 1843 gesetzt worden. Seinen Meister Reinmar, den er etwa um zwei Jahrzehnte überlebte, hat W. sowol in Beziehung auf Gehalt als auf Form seiner Dichtung bei weitem übertroffen, während hinter der Fülle und Vielgestaltigkeit seines Geistes alle übrigen Minnesänger zurückstehen müssen. Seiner reichen Empfindung und seiner gediegenen Kunst waren alle Töne gerecht, Zartheit und Innigkeit wie Heiterkeit und Muthwille, tiefer Ernst wie schalkhafter spielender Scherz und in gewandter Veredlung der

Volkston. Nicht blos beschränkte er sich, wie Reinmar, auf das Minnelied, sondern auch in Gottes- und Herrendienst und lehrhaft dichtete er. Nicht allein der Herrlichkeit Gottes und der Heiligen Jungfrau, oder der Schönheit der Natur, oder der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, sondern auch der Ehre und dem Wohle seines Volks, den Zuständen und Ereignissen seiner Zeit galt sein theilnehmendes Lied. Er sang von den Pflichten und Würden des Kaisers, von den Obliegenheiten der Fürsten und Lehnsmannen, von dem Rechte und Unrechte des Papstes gegen Kaiser und Reich, von der Herrlichkeit der wahren, nicht nach Macht und weltlichem Gute trachtenden Kirche und sang oft mit ernster und scharfer Rüge. Aber Lob wie Tadel, Liebe wie Haß gab er nur aus Ueberzeugung, freimüthig, aber fromm und gläubig, stets lebendig und eindringlich, doch gemäßigt, weil dichterisch begeistert und weise zugleich, ein Mann im besten Sinne durch und durch. Zumal stand er aus entschieden vaterländischem Sinne beharrlich zum Reiche und zum Kaiser gegen die Uebergriffe des Papstes und hielt selbst zu den Hohenstaufen dann, wenn der Papst ihr Feind war. Seine in diesem Geiste gedichteten Sprüche hatten eine eingreifende Wirkung, machten Tausende dem Papste abwendig und bestimmten die Parteistellung der deutschen Dichter für das ganze Jahrhundert. Doch nirgends, weder in diesen polit. Sprüchen noch in andern lehrhaften Gedichten, verließ W. den Boden der echten Lyrik. Deshalb ward er auch schon von den Zeitgenossen, wie namentlich von Gottfried von Strasburg, als Meister der Lyrik anerkannt und noch lange nach seinem Tode gepriesen. Die Sage der spätern Meistersingerschulen versetzte ihn unter die Zwölf, die zu Kaiser Otto's d. Gr. Zeit die edle Singekunst erfunden und gestiftet hätten. Wilh. Grimm hat mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit, gleichwol nicht überzeugend, zu erweisen versucht, daß W. auch das unter Freidank's (s. d.) Namen bekannte Spruchgedicht verfaßt habe. Von W.'s Gedichten besorgte Lachmann eine meisterhafte kritische Ausgabe (Berl. 1827; 4. Aufl. 1864) und Simrock eine treffliche Uebersetzung (mit Erläuterungen von Simrock und Wackernagel, 2 Bde., Berl. 1833; 2. Aufl., Lpz. 1853). Neue Ausgaben besorgten W. Wackernagel und Max Rieger (Gieß. 1862) und Franz Pfeiffer (Lpz. 1864; 2. Aufl. 1866). Uebersetzungen lieferten Koch (Halle 1848) und Weiske (Halle 1852). Uhland gab eine schöne Darstellung seines Lebens und Dichtens («W. von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter», Stuttg. und Tüb. 1822) und Hornig ein vollständiges «Glossarium» zu seinen Gedichten (Quedlinb. 1844). Vgl. Reuß, «W. von der Vogelweide» (Würzb. 1843); Daffis, «Zur Lebensgeschichte W.'s von der Vogelweide» (Berl. 1854); Opel, «Min guoter klôsenaere» (Halle 1860); Rieger, «Das Leben W.'s von der Vogelweide» (Gieß. 1863); H. Kurz, «Ueber W.'s von der Vogelweide Herkunft und Heimat» (Aarau 1863); Menzel, «Das Leben W.'s von der Vogelweide» (Lpz. 1865).

Walthiere (Cetacea) heißen alle wasserbewohnenden Säugethiere von Fischgestalt, bei welchen die hintern Gliedmaßen gänzlich fehlen, die vordern dagegen in breite Flossen umgewandelt sind. Der oft ungeheuere Kopf geht ohne Hals in den spindelförmigen Körper über, der häufig eine Rückenflosse und stets am Ende eine Schwanzflosse trägt, die aber, zum Unterschiede von den Fischen, wagerecht gestellt ist. Alle Wale sind Meeresbewohner und gehen nie an das Land, auf dem sie sich nicht fortbewegen können und bald verenden. Da sie durch Lungen Luft athmen, so müssen sie stets an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen und auszuathmen, was meist durch auf der Stirn gelegene Nasenöffnungen, sog. Spritzlöcher, geschieht. Zu ihnen gehören die riesigsten jetzt lebenden Thiere. So plump die W. auf dem Lande aussehen, so schnell und gewandt sind ihre Bewegungen in ihrem Elemente. Der Körper ist stets mit einer, oft ungemein dicken Fettschicht umhüllt. Man theilt die W. zuerst in zwei große Gruppen. Die erste bilden die pflanzenfressenden Seekühe (Sirenia), mit kleinem Kopf, dickwulstiger Schnauze, engen Nasenlöchern, Mahlzähnen und zwei Brustzitzen, wozu die Manatis, der Dugong und das ausgestorbene Borkenthier (Rhytina Stelleri) gehören. Diese Thiere nähren sich von Tangen und Wasserpflanzen und gehen in die Mündungen der großen Flüsse hinein. Die zweite Gruppe umfaßt die fleischfressenden Wale (Cetacea genuina), mit großem Kopfe, Spritzlöchern und am Hinterbauche in einer Falte gelegenen Milchdrüsen. Letztere Gruppe zerfällt wieder in zwei Abtheilungen: die Delphine (Narwal, eigentliche Delphine, Pottfische), mit einfachen Hakenzähnen und die Bartenwale mit Hornbärten statt der Zähne (Wal- und Finnfische).

Walze, s. Cylinder.

Walzende Grundstücke nennt man solche, die auch in der Verbindung mit einem geschlossenen Landgute keinen rechtlichen Bestandtheil desselben bilden, sondern ohne dieses einzeln verkauft werden können. Ebenso gibt es walzende Güter, die sich in beliebige Trennstücke zerlegen und ohne ein umständliches Dismembrationsverfahren veräußern oder unter die Erben vertheilen lassen.

Walzer ist ein deutscher Tanz von heiterm, fröhlichem Charakter. Obgleich einförmig, ist er doch nicht ohne Bedeutung; er stellt gewissermaßen ein sich leicht drehendes vertrautes Paar vor, das sich zur Fröhlichkeit vereinigt hat. Früher hatte er eine mäßige, dem deutschen Nationalcharakter mehr angemessene Bewegung und ging bisweilen ins Sehnsüchtig-Zärtliche über. Seitdem aber der Wiener W. herrschend geworden, hat er sich zu Frohsinn und Lustigkeit, oft auch bis zu Ausgelassenheit gesteigert. Die Musik hat diese Perioden mit durchlaufen. Die Musikstücke sind im $^3/_4$- oder $^3/_8$-Takt geschrieben. Um die Einförmigkeit derselben zu vermeiden, hat man in neuerer Zeit mehrere Walzermelodien aufeinander folgen lassen und sie in einem Anhange (coda) verbunden. Als Meister der Walzercomposition sind Strauß, Lanner, Gungl und Labitzky zu erwähnen, die auch mehrere glückliche Nachfolger gefunden haben.

Walzwerk ist eine Verbindung von zwei oder mehrern Walzen (s. Cylinder) in einem Gerüste, worin die Walzen übereinanderliegen und durch Stellschrauben einander näher gebracht oder voneinander entfernt werden können. Die W. dienen im allgemeinen dazu, Körpern eine gewisse Form auf eine große Länge mitzutheilen, und man theilt sie in die eigentlichen Walz- und Streckwerke, Plättwerke und Prägewerke. Sobald es sich darum handelt, schmale Körper zu verlängern und in regelmäßigen Formen darzustellen, bedient man sich der eigentlichen Walz- und Streckwerke. Auf solchen fertigt man z. B. Stabeisen, Eisenbahnschienen u. s. w., und dann enthalten die Walzen vertiefte Rinnen, welche anfangs nur die zu gebende Form im groben haben und auf derselben Walze nach und nach an Größe abnehmen, bis sie das richtige Kaliber liefern. Die glühende Eisenmasse wird nach und nach durch alle diese Rinnen gezogen und, indem sie die gehörige Form erhält, zugleich gestreckt. Die Walzen in den W. sind von Eisenhartguß und genau abgedreht und manchmal bis zu 2 F. im Durchmesser stark. Die Plättwerke haben ganz glatte Walzen und dienen dazu, den Körpern auf eine größere Breite eine vollkommen gleiche Dicke zu geben, und es wird also darauf z. B. Eisenblech, Messing-, Zinkblech u. s. w. gemacht. Die Prägewerke dienen zu Anfertigung von gemusterten Leisten und haben eine Musterwalze, auf welcher die zu gebenden, in sich selbst zurückkehrenden Muster erhaben und vertieft gearbeitet sind, und eine Unterwalze, welche mit einem bildsamen Stoff, z. B. Blei oder Leder, überzogen wird und als Contrematrize dient, um den Stoff in die Muster der Oberwalze einzutreiben. Die W. in allerlei Modificationen sind in der Technik weit verbreitet, und es gehören dahin auch die Calander zum Appretiren der baumwollenen, leinenen, wollenen und seidenen Gewebe, die Satinirmaschine in den Papierfabriken, das Drahtplättwerk zur Verfertigung des Lahns, die Wringemaschine und die Knipp- oder Tollmaschine der Wäscherinnen u. s. w.

Wan oder Van, ein türk. Ejalet im südöstl. Armenien, gewöhnlich zu Kurdistan gerechnet, hat ein Areal von etwa 600 Q.-M., ist sehr gebirgig und umschließt den $66^1/_2$ Q.-M. großen Wansee, der bei den Alten Arhissa oder Thospitis, bei den Armeniern See von Tosp genannt wurde. Der See liegt im Westen des Urmiasees, 5129 F. über dem Meeresspiegel und ist, wie jener, durch Salzgehalt und die Nachbarschaft historisch merkwürdiger Orte ausgezeichnet. Etwa $^3/_4$ St. vom südöstl. Ufer liegt die feste Stadt W., in einer mit Gärten und Landhäusern bedeckten Gegend. Dieselbe ist Sitz des Generalgouverneurs des nördl. Kurdistan und zählt 20—30000 E., die grobe Calicots fertigen und Salzsiedereien unterhalten. Die Stadt hieß bei den alten Armeniern Van-Tospai, bei den Griechen Thospia oder Buana, bei den Byzantinern Iban, und wird von den jetzigen Armeniern Chaihak, auch Schamiramakert, d. h. Bau der Semiramis, genannt. Es fanden sich nämlich auf dem Hügel, welcher die Citadelle trägt, ungeheure Höhlen und Gewölbe mit Trümmern von alten Denkmälern und Bildwerken mit vielen Keilinschriften, die man der berühmten Königin Semiramis zuertheilte. Schon Moses von Chorene beschrieb sie im 5. Jahrh. und 1827 wurden sie von dem Professor Schulz aus Gießen untersucht. Hiernach war W. schon im grauesten Alterthum eine bedeutende Stadt, die den assyr. und später den pers. Königen häufig zum Aufenthaltsort diente. Die Stadt soll ihren jetzigen Namen vom armen. König Van im 4. Jahrh. v. Chr. erhalten haben, vom Könige Tigranes im 1. Jahrh. v. Chr. mit kriegsgefangenen Juden bevölkert und vom pers. König Sapores in der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. zerstört worden sein, erscheint aber später, bis 1021, als Residenz einer armen. Dynastie im Lande Wasburagan. Dann kam W. unter die Herrschaft der Byzantiner, hierauf unter die der Seldschuken und Turkomanen. 1387 und 1394 wurde die Stadt von Timur, 1425 vom Turkomanen Iskander erobert und 1533 und 1548 von den Türken durch Capitulation den Persern entrissen, welche sie 1636 auf kurze Zeit wieder eroberten. Berühmt ist in der Kriegsgeschichte Vorderasiens die am nordwestl. Ufer des Wansees gelegene Stadt Achlat, bei den Byzantinern Chliat genannt, mit einem festen Schlosse und vielen Ruinen. Dieselbe war

angeblich die Residenz altarmen. Könige, zählte einst 200000 E. und stand im 10. Jahrh. unter arab. Emirn, die sich vom Khalifat freimachten, aber nach 1021 als byzant. Vasallen erscheinen. Seit dem 12. Jahrh. war sie Hauptort turkomanischer, seldschukischer und anderer Dynastien. Nach vielen Belagerungen kam sie endlich 1243 an die Mongolen und wurde 1247 durch Erdbeben zerstört. 1279 und 1292 ward die Stadt von den Aegyptern, 1387 von Timur, 1548 von den Türken unter Soliman erobert, unter welchem sie 1562 das feste Schloß erhielt.

Wanda, der nationalen Sage nach die Tochter des poln. oder böhm. Königs Krak, des vermeintlichen Gründers der Stadt Krakau, nach einigen die Schwester der Libussa (s. d.), soll um 700 Polen beherrscht haben. Sie wird als eine sehr schöne und tapfere Heerführerin geschildert, die beständige Keuschheit gelobt hatte. Als der deutsche Fürst Rytiger um ihre Hand anhielt und nach Verweigerung derselben Polen mit Krieg überzog, besiegte sie denselben zwar, stürzte sich aber, ihrem Gelübde getreu und um Polen vor weitern Kriegen zu bewahren, in die Weichsel. Noch heute wird ein Hügel, Mogila, unfern Krakau, als ihr Grabmal bezeichnet. Die Sage ist wiederholt von poln. Dichtern, auch von Zachar. Werner, poetisch bearbeitet worden.

Wandelndes Blatt nennt man mehrere zu den laufenden Geradflüglern gehörige Insekten, die sich durch den Mangel der Springbeine und eine bedeutende Verlängerung des Brustschilds von den Heuschrecken unterscheiden und grünen oder verdorrten Blättern oder Aestchen nicht unähnlich erscheinen. Unter diesen Bewohnern wärmerer Himmelsstriche gleicht insbesondere eine Art (Phyllium citrifolium) bis zur Täuschung einem Citronenblatte.

Wandsbek, Flecken im Kreise Stormarn der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, liegt außerhalb der Zollvereinsgrenze an der Hamburg-Lübecker Eisenbahn und ist überdies durch eine Pferdebahn mit der nur ½ M. entfernten Stadt Hamburg verbunden. Die Stadt besitzt eine prot. Kirche und eine Synagoge und hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr gehoben. Im J. 1835 zählte der Ort erst 3020, 1864 aber 7460 E., die eine ansehnliche Industrie und sehr lebhaften Verkehr unterhalten. Der bekannte Volksschriftsteller Matthias Claudius (s. d.), der sich selbst den Wandsbeker Boten nannte, liegt hier begraben. Der Flecken W. wurde auf dem Grunde des adelichen Guts W. erbaut, wo der gelehrte königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein, Heinrich Rantzau (s. d.), 1568 eine Burg errichtete und daselbst 1597—98 den berühmten dän. Astronomen Tycho de Brahe beherbergte. Das von dem königl. dän. Schatzmeister Grafen H. C. v. Schimmelmann 1773 neuerbaute Schloß ward 1861 abgebrochen und der Schloßgrund parcellirt.

Wange, s. Backe.

Wangenheim (Karl Aug., Freiherr von), würtemb. Staatsmann, geb. zu Gotha 14. März 1773, studirte, auf dem dortigen Gymnasium gebildet, anfangs Theologie, dann die Rechte zu Jena und Erlangen. Er wurde 1795 Assessor, hierauf Rath in der sachsen-koburg-saalfeld. Landesregierung, Geh. Assistenzrath im Ministerium und unter dem dirigirenden Minister Kretschmann 1803 Vicepräsident in der Landesregierung. Wegen einer Differenz mit dem Minister erhielt er plötzlich 1804 seine Entlassung. Der Reichshofrath erkannte zwar auf seine sofortige Wiedereinsetzung; allein infolge der Auflösung des Deutschen Reichs wurde das Erkenntniß nicht vollzogen. W. hielt sich damals in Hildburghausen auf, wo er sich mit Finanzwissenschaft beschäftigte und seine «Beiträge zur Geschichte der Organisation der sachsen-koburg-saalfeld. Lande» (Gotha 1805) schrieb. In Aufträgen des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen wurde er mit dem Könige Friedrich von Würtemberg bekannt, der ihn 1806 zum Präsidenten des Oberfinanzdepartements ernannte. Sein Eifer in der Herstellung einer festen Finanzordnung aber machte ihn unbequem, weshalb er im Nov. 1809 zum Präsidenten der Regierung und nach deren Aufhebung 1811 zum Präsidenten des Obertribunals und Curator der Universität in Tübingen ernannt wurde. Hier war der geniale, für Wissenschaft und Jugendbildung glühende W. an seinem Platze. Bei Gelegenheit des Verfassungsstreits in Würtemberg schrieb er einen «Entwurf zur Erneuerung von Würtembergs alter Landesverfassung». Obschon die Schrift dem Könige und den alten Ständen misfiel, wurde er doch im Oct. 1815 zum Mitgliede der Verfassungscommission ernannt, deren Arbeiten jedoch des Königs Tod unterbrach. Der neue König Wilhelm übertrug ihm 8. Nov. 1816 das Cultusministerium. Zugleich arbeitete er mit an dem Verfassungswerke, vorzüglich an der Ausführung der Gemeinde- und Amtskörperschaftenverfassung. Weil er nicht mit den Ansichten des Ministers Malchus übereinstimmte, bat er aber um seine Entlassung, worauf ihn der König 11. Nov. 1817 zum würtemb. Gesandten am Bundestage ernannte. Hier war W. in mehrern Commissionen, besonders in der Reclamationssache, sehr thätig. Wegen seiner im Militärausschusse gemachten Bemerkungen maß ihm eine

der Regierungen bundesverfassungswidrige Plane bei. Seine bei dieser Gelegenheit an den Fürsten Metternich gerichtete freisinnige Vertheidigungsschrift machte er später durch den Druck bekannt. Allein die Stimmung gegen ihn wurde immer herber, und sein Vortrag über die Beschwerde der westfäl. Domänenverkäufer veranlaßte im Juli 1823 seine Abberufung. Er wurde als Staatsminister pensionirt und lebte seitdem in Dresden und in Koburg. Im Dec. 1831 wurde er zum Deputirten des würtemb. Oberamts Ehingen in die Zweite Kammer gewählt, diese Wahl aber Febr. 1833 von der Kammer für ungültig erklärt, weil die Verfassungsurkunde bestimme, daß die Abgeordneten im Königreiche selbst wohnhaft sein müßten. Selbst seine polit. Gegner konnten in der heftigen Debatte nicht leugnen, daß sich die Kammer hierdurch eines würdigen und intelligenten Charakters beraube. Vgl. W.'s Schrift: «Die Wahl des Freiherrn von W. zum Abgeordneten der würtemb. Ständeversammlung im April und Mai 1832; nebst einem Anhange über den Deutschen Bund und die Unmöglichkeit moderner Freistaaten» (Tüb. 1832). W. lebte fortan zurückgezogen auf seinem Gute bei Koburg und starb zu Koburg 19. Juli 1850. Aus seinem Nachlasse erschien die Schrift: «Das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849» (herausg. von Michaelis, Stuttg. 1851).

Wangeroge oder Wangeroog, eine zur oldenburg. Herrschaft Jever gehörende Insel in der Nordsee, nordwestlich vom Eingange zum Jadebusen, von der Küste $1^{1}/_{2}$ M. entfernt, mit einem Leuchtthurme, einer evang. Kirche und kaum noch 100 E., ist seit 1819 seiner Seebadeanstalt wegen bekannter geworden. Die Insel ist 1 St. lang, sehr schmal und bietet auf allen Seiten durch ihren festen, sich sanft ins Meer senkenden sandigen Strand bequeme Gelegenheit zum Baden, wozu man sich der Badekutschen bedient. Die Badegäste wohnen theils bei den Einwohnern, theils in dem 40 Zimmer enthaltenden Logirhause, welches durch einen Garten mit den übrigen Gebäuden der Anstalt verbunden ist, unter denen sich ein Badehaus mit Einrichtungen zu warmen und andern Bädern befindet. Auch sind auf den übrigen Theilen der überall berasten Insel Spaziergänge angelegt. Die Insel leidet schon längst Abbruch durch die Meeresfluten und ward namentlich in den ersten Tagen des J. 1855 durch einen gewaltigen Orkan hart mitgenommen. Infolge dessen hat sich die Mehrzahl der Bewohner (früher 400) auf das Festland übergesiedelt. Vgl. Chemnitz, «W. und das Seebad» (Brem. 1833); «W., die Insel und das Seebad» (Oldenb. 1853).

Wanzen bilden eine besondere Abtheilung der Halbflügler (Hemiptera) unter den Insekten. Sie sind meist lichtscheue, räuberische Thiere. Ihre Mundtheile erscheinen, wegen der ausschließlichen Bestimmung zum Saugen von Säften, zu einem stechenden Rüssel umgebildet, der in der Ruhe meist zwischen die Beine untergeschlagen wird. Die Wasserwanzen haben kurze, dicke Fühler und sind häufig im Stande, ohne naß zu werden, blitzschnell auf dem Wasser hinlaufend ihre Beute zu erhaschen, während manche langsam auf dem Boden der Gewässer hinkriechen. Die Landwanzen zeigen längere, fadenförmige Fühler, laufen gut und geben großentheils einen ekelhaften Geruch von sich, der selbst den von ihnen berührten Gegenständen anhaftet. Während die Schildwanzen sich nur auf Pflanzen aufhalten, von deren Safte sie sich nähren, wird die Bettwanze (Acanthia lectularia) dem Menschen selbst, dessen Blut sie saugt, zur größten Plage. Angeblich aus Asien stammend, hat sich dies kleine, braunrothe Thierchen, begünstigt durch die früher allgemeine Unreinlichkeit, ungeheuer ausgebreitet und ist um so schwerer auszurotten, als ihm neben seiner ungemeinen Fruchtbarkeit jede Holzspalte einen Zufluchtsort darbietet und selbst langdauernder Hunger oder heftige Kälte nicht tödlich wird. Wo nicht altes Holzwerk jeden Versuch der Vernichtung unmöglich macht, ist Reinlichkeit, insbesondere häufiges Waschen und Scheuern sowie das sorgsame Aufspüren und Vertilgen der Brut, das beste Mittel, sich ihrer zu entledigen. Die vielen Mittel, die man zur Tilgung der W. anwendet, bewähren sich gewöhnlich nicht, wenn sie keine giftigen Substanzen enthalten, während andererseits die wirksamen Giftmittel, wie z. B. Quecksilber- und Arsenikpräparate, schon durch ihre Verdunstung zugleich auch den Menschen gefährlich werden können. Jedenfalls ist bei dem Gebrauche solcher Mittel, namentlich wenn es Geheimmittel sind, die äußerste Vorsicht zu beobachten. Neuerdings hat man das Kaukasische Insektenpulver (aus den Blüten und Blättern von Pyrethrum Caucasicum bereitet) gegen W. empfohlen.

Wappäus (Johann Eduard), namhafter deutscher Statistiker und Geograph, geb. 17. Mai 1812 zu Hamburg, wo sein Vater Kaufmann und Schiffsrheder war, erhielt daselbst seinen Unterricht erst in einer Privatschule, dann auf dem Johanneum. Durch Kränklichkeit zur Unterbrechung der gelehrten Studien genöthigt, entschied er sich für die Landwirthschaft und besuchte von Ostern 1830 bis Michaelis 1831 die landwirthschaftliche Akademie zu Möglin, wo er be-

sonders durch Körte zum Studium der Naturwissenschaften angeregt wurde. Hierauf besuchte er erst die Universität Göttingen, wo Hausmann, dann bis 1836 die Universität Berlin, wo K. Ritter bestimmenden Einfluß auf die Richtung seiner Studien gewann. Seine Studienzeit fand Unterbrechung durch eine Reise nach den Capverdischen Inseln und Brasilien von Juni 1833 bis Juli 1834. Nachdem er Michaelis 1836 mit der Dissertation «De Oceani fluminibus» zu Göttingen promovirt worden, privatisirte er erst einige Zeit in Hamburg und beschäftigte sich dann im Sommer 1837 zu Bonn, den folgenden Winter zu Paris mit Studien. Im Herbst 1838 habilitirte er sich als Privatdocent zu Göttingen, wo er 1845 eine außerord. und 1854 eine ord. Professur erhielt. W.' wissenschaftliche Hauptwerke sind die «Allgemeine Bevölkerungsstatistik» (2 Bde., Lpz. 1859—61), ein auf seinem Gebiete epochemachendes Werk, und das mit musterhafter Sorgfalt gearbeitete «Handbuch der Geographie und Statistik von Amerika» (Lpz. 1855 fg.), welches den ersten Band der von ihm geleiteten Neubearbeitung des «Handbuchs der Geographie und Statistik» von Stein und Hörschelmann bildet. Von seinen frühern Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Untersuchungen über die geogr. Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer» (Bd. 1, Gött. 1842), «Die Republiken von Südamerika» (1. Abth.: Venezuela», Gött. 1843) und «Deutsche Auswanderung und Colonisation» (Lpz. 1846; Fortsetzung, 1848). Zahlreiche kleinere Mittheilungen und Recensionen von W. enthalten die «Göttingischen Gelehrten Anzeigen», deren Redaction er 1848—63 leitete.

Wappen nennt man im allgemeinen mit allerlei Figuren verzierte und umgebene Schilde. Schon die Völker des Alterthums hatten Kriegs- und Feldzeichen (s. d.), und auch die Germanen bemalten zu Tacitus' Zeiten ihre Schilde mit Farben und Zeichen. Dagegen gehört die Ausbildung der eigentlichen W., welches Wort ursprünglich mit «Waffen» identisch ist (sowie auch im Französischen armes, im Englischen arms beide Bedeutungen haben), erst dem Mittelalter an. Für den vollständig geharnischten Ritter war im Schlachtgetümmel ein Erkennungszeichen nothwendig, das man am Schilde (s. d.) als Bild und am Helm (s. d.) als Helmkleinod trug. Die ältesten und anfangs häufigsten Wappenbilder (Löwe, Leopard, Adler u. s. w., daher auch Wappenthiere genannt) deuten in ihrer herkömmlichen Gestalt auf byzant. oder orient. Ursprung und erscheinen in Westeuropa zuerst um die Zeit der Kreuzzüge. Diese Merkzeichen wurden bald zu bleibenden und erblichen Kennzeichen für ganze Familien (Geschlechtswappen) und dann auf deren Besitzthum übertragen (Herrschaftswappen). In der Mitte zwischen beiden standen die Amtswappen der kaiserl. und königl. Beamten und Vasallen (Herzoge, Grafen, Bischöfe u. s. w.), insofern bei dem Feudalsystem das Amt regelmäßig mit einem Landbesitz verbunden war und mit diesem zusammen erblich zu werden pflegte. Die Turniere (s. d.), denen eine Wappenschau unter Leitung der Herolde (s. d.) und Wappenkönige voranging, bildeten die eigentliche Wappenkunst oder Wappenkunde (s. d.) aus. Im Laufe der Zeit nahmen gleichfalls Corporationen und Vereine, Klöster und Stifte, Gemeinden und Städte eigene W. an (Gesellschaftswappen) und erhielten solche von den Landesherren verliehen oder bestätigt. Später war mit der Erhebung in den Adelsstand (Briefadel) in der Regel die Verleihung eines Wappens durch einen Wappenbrief verbunden. Doch finden sich auch bei manchen unadelichen Familien W., die durch Herkommen und langjährigen Gebrauch sanctionirt sind. Die willkürliche Annahme neuer W. ist dagegen in vielen Ländern gesetzlich verboten. Die meisten Schriftsteller über Wappenkunde theilen die W. ein in 1) Personalwappen, worunter die Geschlechts-, Gesellschafts- und Amtswappen, und 2) Landeswappen. Bei letztern sind von den eigentlichen Herrschaftswappen des wirklichen Besitzers zu unterscheiden die Erbschafts- und Anspruchswappen, welche ein Erb- oder Heimfallsrecht oder anderweitige Ansprüche andeuten (wie z. B. das mecklenburgische W. im königl. preuß. Schild), und die Gedächtnißwappen, die nur an einen verlorenen oder gar ausdrücklich aufgegebenen Besitz erinnern sollen (wie z. B. ebendaselbst das W. der Burggrafschaft Nürnberg und des Cantons Neuenburg). Mehrere Monarchen gebrauchen je nachdem ihr «großes», «mittleres» oder «kleines» W., von denen die beiden erstern die Wappenbilder sämmtlicher, resp. der wichtigsten Landestheile enthalten, während das letzte nur das Hauptwappen (z. B. den preuß. Adler) aufweist. Bei jedem W. ist das Hauptstück der Schild mit den darauf abgebildeten Figuren. Deutet eine solche Figur auf den Namen hin, so heißt es ein redendes W. (z. B. die Henne auf dem Berg im W. der Grafschaft Henneberg). Auf dem Schilde steht der Helm, anstatt dessen auch Kronen und Hüte verschiedener Art, Bischofs- und andere Mützen gebraucht werden. Die Wappenmäntel oder Wappenzelte, die den Schild umgeben und oben von der Krone zusammengehalten werden, und die Schildhalter (z. B. die wilden Männer beim preußischen W.)

sowie die Beifügung von Ordenszeichen sind erst in späterer Zeit üblich geworden. Dagegen kommen Wappensprüche, Devisen (s. d.) oder Feldgeschrei (s. d.) schon im Mittelalter vor. Das kunstgerechte Malen und Erklären der W. bezeichnet man mit dem ursprünglich franz. Ausdruck «Blasonniren» (s. d.).

Wappenkunde, eigentlich eine Abtheilung der Heroldskunst oder Heraldik, heißt die Wissenschaft von den Regeln und Rechten der Wappen (s. d.). Die W. ist in Deutschland entstanden, weshalb die deutsche Sprache auch fast lauter echt deutsche Kunstwörter für dieselbe besitzt. Dagegen haben später die Franzosen für die weitere Ausbildung und Verbreitung der W. sehr viel gethan, sodaß auch die Engländer fast lauter franz. Kunstausdrücke gebrauchen. Die Wappenkunst ist von ihrer praktischen Seite eine Hülfswissenschaft der Jurisprudenz, aber bei weitem wichtiger für die Geschichte. Sie steht mit der Genealogie (s. d.) und mit der Sphragistik oder Siegelkunde (s. Siegel) in engster Verbindung. Ihre Hauptquellen sind Wappen, Siegel und Münzen; nächstdem einzelne Angaben in den Quellenschriftstellern des Mittelalters, Denkmäler, Grabsteine u. dgl., Lehnsbriefe, Turnierbeschreibungen, alte Familien- und Stammbücher, Wappensammlungen u. s. w. In Frankreich wurde die W. seit der Mitte des 17. Jahrh. von Geliot, Palliot und besonders von dem Jesuiten Menestrier zuerst wissenschaftlich behandelt. Letzterer war es, der um 1662 in Lyon Phil. Jak. Spener (s. d.) für die W. interessirte, welcher dann in seinem Werke «Insignium theoria» (1690) diese Wissenschaft in Deutschland zuerst umfassend bearbeitete. Unter den nachfolgenden Bearbeitern sind vor allen Gatterer («Abriß der Heraldik», 2. Aufl., Gött. 1792; «Praktische Heraldik», Nürnb. 1791) und Bernd (s. d.) zu erwähnen. Unter den Wappenbüchern ist Siebmacher's «Großes vollständiges Wappenbuch» (6 Thle., nebst 12 Supplementen, Nürnb. 1772—1806; neue Aufl. 1854 fg.) am bekanntesten.

Wappers (Gustav, Baron), belg. Maler, geb. 1803 zu Antwerpen, erhielt seine erste Bildung auf der Malerakademie seiner Vaterstadt. Später schloß er sich in Paris der romantischen Richtung an und trat dann nach der Rückkehr nach Belgien als erster Repräsentant derselben, bald aber als Stifter einer neuen Schule auf, welche unter den jetzigen Kunstschulen einen der ersten Plätze einnimmt. Schon sein erstes größeres Werk, eine Scene aus der Belagerung von Leyden durch die Spanier, erregte allgemeinen Enthusiasmus. Hier sah man statt der correcten, aber todten Attituden, der leblosen Auffassung der meisten Classicisten, wieder individuelles Leben, Wahrheit, Charakter und ein warmes Colorit. Was aber W. und die ganze belg. Schule auch von den franz. Romantikern auf das bestimmteste unterscheidet, ist das emsige Eingehen auf die großen nationalen Vorbilder Rubens und van Dyck. Besonders seit der Revolution von 1830, welcher W. mit Eifer anhing, wurde dieser nationale Standpunkt aufs nachdrücklichste hervorgehoben. Zwar blieben weder W. noch seine Schule frei von Verirrungen; phantastische Willkür und Incorrectheit der Zeichnung schienen einige Zeit die Oberhand gewinnen zu wollen. Aber bald arbeitete man sich wieder empor zu den höhern Grundprincipien, und W. selbst trug das Seinige bei zu der großartigen Historienmalerei, die jetzt die Bewunderung Europas ausmacht. Der Abschied Karl's I. von seinen Kindern, Karl IX. in der Bartholomäusnacht, Anna Boleyn vor der Hinrichtung sind Meisterwerke, die W. schuf. Auch das schöne Altarbild zu St.-Michael in Löwen fand gerechte Würdigung. Ganz besonders aber wirkte, als Gegenstück von de Keyser's Schlacht bei Worringen, das große Gemälde, welches den Anfang der brüsseler Septembertage darstellt. Hier zeigte sich der Naturalismus der belg. Schule in seiner Kraft und Vielartigkeit wie in seiner Schönheit. Uebrigens zeichnet sich W. weniger durch Farbenpracht und Effect als durch sinnvollen Ernst, Würde und Tiefe aus. Außer einer Anzahl vorzüglicher, durch Lebenswahrheit, Wärme und Energie der Auffassung hervorragender Porträts hat er später mehrere bedeutende Historienbilder und Genrestücke gemalt. Zu erstern gehören: Wilhelm der Schöne auf dem Sterbebette, der Dichter Camoens im Elend, die Genoveva, Christoph Columbus und die Einnahme von Rhodus durch die Türken; zu den letztern: röm. Mädchen, welche einem Bettler Almosen reichen, und der für die Königin Victoria gemalte große antwerpener Fischerzug. Seit 1840 zum Director der Akademie zu Antwerpen ernannt, wirkte er in dieser wichtigen Stellung vielseitig anregend und fördernd. Doch gab er das Amt 1853 wieder auf. Seitdem lebt er meist in Paris und widmet seine Kunst vorzüglich der Porträtmalerei. 1847 war W. vom Könige der Belgier zum Baron erhoben worden.

Waräger oder Wäringer, d. h. Verbündete, Gefährten (vom nordischen «Wara, Wäre», Vertrag), hießen die normann. Wikinger (s. Normannen), die um die Mitte des 9. Jahrh. die östl. Küste der Ostsee beunruhigten und die dort angesessenen slaw. und finn. Völkerschaften zinsbar machten. Diese nannten die W. auch Ros oder Rus, welcher Name finn. Ursprungs und

von der schwed. Küstengegend Roslagen (den Alandsinseln gegenüber) abgeleitet zu sein scheint. Zwar wurden die W. nachmals wieder verjagt. Aber bald darauf beschlossen die Slawen von Nowgorod und die mit ihnen verbündeten finn. Stämme (Tschuden, Kriwitschen, Wessen, Meränen), um dem innern Hader ein Ende zu machen, die Waräger-Russen zurückzurufen und ihnen die Herrschaft zu übertragen. Drei Brüder, Rurik (s. d.), Sineus und Truwor, folgten der Einladung und erschienen 862 in Nowgorod. Zwei andere W., Askold und Dir, stifteten einen zweiten Staat zu Kiew; aber schon unter Rurik's Nachfolger, Oleg oder Olaf, wurden beide Reiche 882 vereinigt. Der warägische Kriegeradel unterschied sich noch längere Zeit durch normann. Namen; aber allmählich verschmolz er mit dem übrigen Volke, und slaw. Sprache und Sitte behielten die Oberhand. (S. Rußland.) Die Waräger-Russen drangen längs der russ. Flüsse bis ins Schwarze Meer vor und dehnten ihre Raubzüge sogar bis in die Gegend von Konstantinopel aus (865, 906, 941, 1043). Andere W. traten in byzant. Kriegsdienste. Schon um 955 bestand die kaiserl. Leibwache (Spatharii) zu Konstantinopel großentheils aus normann. Warangern. Später wurde dieselbe vorzugsweise aus Angelsachsen, die infolge der normann. Eroberung (1066) England verlassen hatten, rekrutirt. Vgl. Kruse, «Chronicon Nortmannorum» (Dorpat 1850).

Warasdin oder Varasdin, ein Comitat des österr. Königreichs Kroatien, mit $34\frac{1}{2}$ Q.-M. und (Oct. 1857, ohne Militär) 138541 E., wird im Westen durch das Matzelgebirge von Steiermark getrennt und im Innern von dem Warasdiner Gebirge durchzogen, welches südostwärts nach Slawonien übertritt. Im übrigen ist das Comitat eben, von der Drau bewässert, reich an Getreide, Tabad, Wein, Obst, Viehzucht, Wild, Fischen, liefert auch Schwefel und hat mehrere warme Bäder. Das Comitat zerfällt in zehn Bezirke. Der Hauptort W. liegt rechts an der Drau, über welche hier eine lange Holzbrücke führt, ist eine königl. Freistadt, Sitz der Comitatsbehörde, einer Comitatsgerichtstafel, einer Finanzbezirksdirection sowie eines Collegiatkapitels und zählt (Oct. 1857, ohne Militär) 8978 E. An der Südseite der Stadt befinden sich Schanzen, an einem Ende derselben ein altes festes Schloß. W. hat neun kath. Kirchen, drei Klöster, eine Synagoge. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind das sehr schöne Comitatshaus, das Rathhaus, das ehemalige Paulinerkloster und die Gebäude des agramer Erzbischofs. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, eine Unterrealschule, Fabriken für Taback, Rosoglio und Liqueure, Essigsiederei und einigen Handel. Im Comitate liegt auch der Marktflecken Toplika, 3 St. südöstlich von W., amphitheatralisch in einem freundlichen Thale gelegen, mit 1000 E. und einem altberühmten Schwefelbad, dessen klares, salzig schmeckendes Wasser 45—47° R. hält und das, schon den Römern bekannt und von Kaiser Konstantin I. erneuert, Thermae Constantinianae genannt wurde. Verschieden davon ist das warme Bad Teplitz im Südwesten von W., unweit des Marktfleckens Krapina an der Krapnicza, mit 1100 E. und den Ruinen der alten Burg Krapina, an welche sich die ältesten Sagen des Landes knüpfen, und auf welcher die Könige Ludwig d. Gr. und Matthias Corvinus zuweilen residirten.

Warbeck (Perkin, d. h. Peterchen), ein angeblicher Sohn Eduard's IV. (s. d.) von England, der gegen Heinrich VII. (s. d.) als engl. Kronprätendent auftrat. Nach denjenigen Schriftstellern, welche im Interesse des Hauses Tudor schrieben, soll er der Sohn eines getauften Juden aus Tournay gewesen sein, der sich zur Zeit Eduard's IV. zu London aufhielt. Einige halten Perkin sogar für einen natürlichen Sohn König Eduard's. Nach einigen Jahren kehrte, wie erzählt wird, der Sohn mit seinen Aeltern nach Tournay zurück, kam aber nach deren frühzeitigem Tode zu einem Verwandten nach Antwerpen. Hier fiel Perkin, der ein glänzendes Aeußeres und sprechende Aehnlichkeit mit Eduard IV. besaß, einem Agenten der Herzogin Margarethe von Burgund, der Schwester Eduard's IV., in die Hände, die ihn aus Haß gegen die Dynastie Tudor (s. d.) in die Rolle eines Prätendenten einweihte. Perkin mußte zuvörderst nach Portugal reisen, um sich dort vornehmes Wesen anzueignen. Nach Ausbruch des Kriegs zwischen Karl VIII. von Frankreich und Heinrich VII. rief ihn die Herzogin 1492 zurück und erklärte ihn feierlich für ihren Neffen, indem sie behauptete, die Söhne Eduard's wären von Richard III. (s. d.) nicht ermordet, sondern nur verborgen worden. Perkin ging noch 1492 unter dem Titel eines Herzogs von York nach Irland, wo ihm sogleich viele Misvergnügte zufielen. Desgleichen rief ihn der König von Frankreich an seinen Hof und bezeugte ihm die Ehren eines engl. Thronerben. Nach dem Friedensschlusse, der im Nov. 1492 zwischen Frankreich und England erfolgte, mußte jedoch Perkin nach Burgund zurückkehren, wo er als Prinz und engl. Thronerbe behandelt wurde. Das Volk, auch viele Große in England waren von der königl. Abkunft Perkin's überzeugt. Heinrich VII. ließ die noch lebenden Mörder der Söhne Eduard's, Tyrrel und Dighton, scharf verhören und

machte das Resultat bekannt; aber der Priester, der allein die Begräbnißstelle der ermordeten Prinzen im Tower gekannt haben sollte, war gestorben, und deshalb blieb die Sache immer noch zweifelhaft. Um die engl. Großen, welche mit Perkin in Verbindung standen, zu schrecken, ließ der König mehrere als Hochverräther verurtheilen und hinrichten. Nach Irland, wo Perkin besonders viele Anhänger zählte, schickte Heinrich ein starkes Truppencorps. Als Perkin durch solche Anstalten seine Sache bedroht sah, rüstete er im Juli 1495 ein Corps von 600 Abenteurern und fiel an der Küste von Kent ein, mußte aber mit Verlust nach Flandern zurückkehren. Er machte hierauf einen Versuch in Irland, der ebenfalls mislang, und ging sodann nach Schottland. Von Maximilian I. und Karl VIII. empfohlen, fand er hier bei Jakob IV., dem Feinde Heinrich's VII., die beste Aufnahme. Jakob gab ihm sogar die Tochter des Grafen von Huntley, die schöne Katharina Gordon, eine Verwandte der Stuart's, zur Gemahlin. Außerdem fiel Jakob im Verein mit Perkin im Herbst 1495 in England ein und wiederholte den Zug auch im folgenden Jahre. Weil jedoch die Schotten in England keine Unterstützung fanden, trat Jakob mit Heinrich VII. in Friedensunterhandlungen, die Perkin's Entfernung aus Schottland zur Folge hatten. Perkin wendete sich mit seiner Gemahlin und Gefolge nach Irland, von wo aus er, einen Aufstand in Cornwallis benutzend, mit 120 Mann im Sept. 1498 an der Küste von Whitesandbay landete. Er nahm den Titel Richard IV. an, erhielt Zulauf von mehr als 3000 Bauern und marschirte auf Exeter, das ihm jedoch die Thore verschloß. Bei der Annäherung der königl. Truppen zog er sich nach Taunton zurück und wollte hier seine Sache bis zum Tode vertheidigen. Allein er selbst verlor zuerst den Muth und floh in der Nacht nach dem Kloster Beaulieu, wo er nach der Sitte der Zeit eine Freistätte fand. Der König begnadigte die Rebellen bis auf wenige, bemächtigte sich aber Perkin's schwangerer Gemahlin, die bei Hofe gut gehalten wurde. Da Heinrich das geistliche Asyl nicht zu verletzen wagte, trat er mit Perkin in Unterhandlung, der sich endlich selbst auslieferte. Man führte ihn durch die Straßen von London und warf ihn in den Tower. Nach Verlauf eines Jahres entfloh Perkin und eilte nach der Küste von Kent, um sich einzuschiffen. Da er sich aber verfolgt sah, suchte und fand er Schutz in dem Kloster Shyne. Der Prior lieferte ihn erst aus, nachdem ihm das Leben des Unglücklichen versprochen worden. Heinrich VII. ließ jetzt den Prätendenten einen ganzen Tag hindurch erst im Hofe von Westminster, dann unter dem Kreuze von Cheapside ausstellen und in dem Tower in engen Gewahrsam bringen. Doch fand Perkin, wahrscheinlich auf des Königs Anstiften, Gelegenheit, mit dem als rechtmäßigen Thronerben gefangen gehaltenen Grafen von Warwick (s. d.), dem Sohne des Herzogs von Clarence, in Verbindung zu treten, mit dem er eine gemeinsame Flucht verabredete. Heinrich benutzte dieses Complot, um sich beider zu entledigen. Er ließ 1499 Perkin ohne Umstände an den Galgen knüpfen, Warwick aber als einen königl. Sprößling kurz darauf enthaupten. Vgl. Rey, «Essais historiques et critiques sur Richard IV» (Par. 1818), der die Rechtmäßigkeit Perkin's zu beweisen sucht.

Warburg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, an der Diemel gelegen und an der westfäl. Eisenbahn, ehemals eine Reichsstadt, dann zum Bisthum Paderborn gehörig und Hansestadt, theilt sich in die Alt- und Neustadt und hat (1864) 4051 E., die Oelmühlen unterhalten, Ackerbau, Getreide- und Viehhandel treiben. Die Stadt hat zwei Kirchen, ein kath. Progymnasium und eine Kapelle zum heil. Erasmus, zu dessen Gebeinen häufig gewallfahrtet wird. In der Umgegend wird starke Pferdezucht getrieben. Die Stadt wurde 1632 und 1639 von den Hessen erobert. Zu W. fand im Siebenjährigen Kriege 31. Juli 1760 ein bedeutendes Gefecht zwischen dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig und dem franz. General Muy statt, in welchem letzterer geschlagen wurde. Die Franzosen, etwa 30000 Mann stark, verloren 12 Kanonen, 10 Fahnen und Standarten und 5000 Todte, Verwundete und Gefangene. — Die umliegende Gegend bis zur 1½ M. gegen Westen entfernten Stadt Borgentreich (mit 1612 E.), die Warburger Börde genannt, an deren Südrand W. liegt, ist die getreidereichste Gegend in ganz Westfalen. Sie trägt außer andern Früchten den besten Flachs und Hanf und hat Eisenstein und Bleierz. Im südwestl. Theile des Kreises W. zieht sich der Warburger Wald hin, von dem eine Hügelverbindungskette, «Auf dem Wald» genannt, nordwärts zum Teutoburgerwald streicht; derselbe bildet eine der schwierigsten Strecken der westfäl. Eisenbahn. Der Kreis W. zählt auf 9,34 Q.-M. 32772 E. (1864).

Warburton (William), ein ausgezeichneter engl. Gelehrter und Kritiker, geb. 23. Dec. 1698 zu Newark in der Grafschaft Nottingham, wählte anfangs den Sachwalterberuf, trat jedoch später in den geistlichen Stand und wurde 1728 Rector in der Grafschaft Lincoln. Aufsehen in der

Literatur machte er durch seine Schrift «The divine legation of Moses demonstrated» (Lond. 1738; 3. Aufl. 1743; deutsch, 3 Bde., Frankf. 1751—53). In derselben suchte er zu zeigen, daß von den alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden sei; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht und keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze blos durch zeitliche Belohnungen und Strafen zu erwirken gewußt. Seine hier ausgesprochenen Ansichten verwickelten ihn in einen heftigen Streit. Durch die Vertheidigung von Pope's «Versuch über den Menschen» gegen Crousaz in Genf wurde dagegen zwischen W. und Pope eine dauernde Freundschaft begründet, sodaß letzterer die Hälfte seiner Bibliothek und die Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum eines Theils seiner Schriften auf W. vererbte. Daher vertheidigte auch W. 1749 den Charakter Pope's mit großem Eifer gegen Bolingbroke. Ebenso besorgte er eine Ausgabe von Pope's Werken, dessen Leben er sehr panegyrisch beschrieb. Ungeachtet seines literarischen Rufs gelangte W. doch erst spät zu den höhern Würden in der Kirche; er wurde 1754 Kaplan des Königs und Bischof von Gloucester. W. starb 7. Juni 1779. Seine Werke, darunter die Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher, erschienen nebst seiner Biographie in sechs Bänden (Lond. 1788), zu denen später noch «Literary remains» (Lond. 1841) kamen. Vgl. W.'s Biographie von Watson (Lond. 1863).

Wardein oder Waradein ist jedenfalls die im Mittelalter üblich gewordene deutsche Form des Wortes Guardian (s. d.). Der W. war ursprünglich ein Beamter, der über den Gehalt der ausgebrachten Metalle zu wachen hatte und diese nach ihrem Gehalte untersuchte. Damals war das Berg- und Münzwesen eng verbunden, und Ein Beamter stand beiden vor. Erst in späterer Zeit wurde beides getrennt, und man ernannte nun einen Bergwardein für das Bergfach und einen Münzwardein für das Münzwesen. Wie W. von guardian, so wird waradiren, d. h. den Gehalt untersuchen, von guardare abgeleitet.

Warendorf, Kreisstadt im Regierungsbezirk Münster der preuß. Provinz Westfalen, früher zum Bisthum Münster gehörig, an der Ems gelegen, ist Sitz des Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 5000 E. (4748 im J. 1864). Die Stadt hat drei Kirchen, ein Franciskanerkloster und ein kath. Gymnasium (Laurentianum). Von industrieller Bedeutung ist W. als Hauptsitz der münsterschen Leinweberei sowie des Garn- und Leinenhandels. Bekannt sind besonders auch die daselbst fabricirten Bettburen (Bettüberzüge). Ueberdies bestehen in der Stadt eine mechan. Baumwollweberei, Leinwandbleichen, mehrere Druckereien und Blaufärbereien, eine Leder-, drei Tuchfabriken, mehrere Brauereien und Brennereien, Wasser-, Oel- und Walkmühlen. Auch befindet sich bei W. das königl. Landgestüt der Provinz Westfalen. Der Kreis W. zählt auf 11,51 Q.-M. 28797 E. (1867).

Warmblütige Thiere heißen die Säugethiere und Vögel, weil ihr Blut, abgesehen von unbedeutenden Abweichungen in besondern, zumal krankhaften Zuständen, eine eigene constante Wärme von etwa 30° R. zeigt, während bei andern Thierklassen die Blutwärme von der des sie umgebenden Elements abhängig ist. Warmblütige Thiere athmen ausschließlich durch Lungen und besitzen vermöge des aus zwei getrennten Kammern und zwei Vorkammern bestehenden Herzapparats einen vollkommenen, doppelten Kreislauf des Bluts.

Warmbrunn, ein stadtähnlicher Marktflecken im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, im Kreise und 1 St. von der Stadt Hirschberg, 1085 F. über der Ostsee, am Zacken und dem nördl. Abhange des Riesengebirgs gelegen, zählt 2980 E. und ist besonders bekannt wegen seiner alkalisch-salinischen Schwefelquellen (29—30° R.), die alljährlich von mehr als 2000 Badegästen besucht werden. Das Wasser wird zum Trinken, vorzugsweise aber zur Badecur benutzt. Die Badeetablissements umfassen das Große Bad, das Kleine Bad, das Leopold's- oder Armenbad, in denen gemeinschaftlich in größern und kleinern Bassins gebadet wird, und die Curwannenbäder, 16 an der Zahl, die sich in dem sog. Badehause befinden. Für gewöhnliche Wasserbäder, die auch zu Vorbereitungsbädern benutzt werden, dient eine besondere Anstalt. Auch im Garten des Hotels zum Weißen Adler werden gewöhnliche Wasserbäder bereitet. Für die Trinkcur benutzt man die Quellen des Kleinen Bades und der Curwannen. Eine Molkenanstalt befindet sich im Besitz der Apotheke. Man gebraucht die Quellen W.s besonders gegen Gicht, Rheumatismus, Hämorrhoiden, Verstopfungen im Pfortadersystem, chronische Hautausschläge, Metallvergiftungen. In der reizenden Umgebung werden am häufigsten Hirschberg (s. d.), Herischdorf, Stonsdorf, Fischbach, Erdmannsdorf, Buchwald, Hermsdorf (mit dem Kynast), Schreiberhau und Kaiserswaldau besucht. Die Quellen zu W. sollen schon 1175 vom

Herzog Boleslaw IV. Crispus entdeckt und bald darauf in Gebrauch gekommen sein. 1401 kam der Ort an die Grafen Schaffgotsch, in deren Besitz er bisher geblieben. Dieselben bewohnen zu W. ein stattliches Schloß an der Hauptstraße, das viele Gemälde von hohem Kunstwerth und eine geschmackvolle Kapelle enthält. Außerdem sind im Orte noch eine kath. und eine prot. Kirche vorhanden. In den Gebäuden des ehemaligen Cistercienserklosters befindet sich die gräfl. Bibliothek von 40000 Bänden (die früher in Hermsdorf aufgestellt war) nebst einer Mineralien- und einer Waffensammlung. Auch bestehen zu W. ein 1820 vom Grafen Schaffgotsch erbautes Hospiz, in welchem jeden Monat während der Badesaison 24—30 Kranke unentgeltliche Aufnahme finden, ein hübsches Theatergebäude, daneben ein Gesellschaftshaus, ein erst 1868 erbauter Cursaal und seit 1866 auch ein großes Militärcurhaus; Park und Promenaden haben erst neuerdings eine angemessene Erweiterung erhalten. Einen Ruf haben die Glas- und Steinschleifer sowie die Wappenstecher und Schuhmacher des Orts. Der am Palmensonntage abgehaltene Pfefferkuchenmarkt trägt den Charakter eines Volksfestes, zu welchem Tausende aus der Nachbarschaft zusammenströmen, um wenigstens einen Dollsak (ein Gebäck) zu kaufen. Vgl. Wendt, «Die Thermen zu W.» (Berl. 1840); Preiß, «Der Curort W.» (Breslau 1850); Döring, «W. und das Hirschberger Thal» (2. Aufl., Brieg 1856).

Wärme. Die äußerlich wahrnehmbaren Erscheinungen, welche die W. in den Körpern veranlaßt, sind, außer der bekannten eigenthümlichen Reaction der W. auf unsere Haut, entweder Aenderungen des Volumens oder Aenderungen des Aggregatzustandes der Körper, oder Lichterscheinungen oder endlich Erregung elektrischer Ströme. Die durch W. erregten Lichterscheinungen nennt man gewöhnlich Feuer, besonders wenn die Lichterscheinung unter gleichzeitiger Bildung einer Flamme (s. d.) vor sich geht. Die Ausdehnungen, welche die verschiedenen Körper durch die Erhöhung ihrer Temperatur um eine gleiche Anzahl Grade, z. B. vom Gefrierpunkte bis zum Siedepunkte des Wassers, erleiden, sind sehr verschieden. Am geringsten sind dieselben bei den festen, größer bei den flüssigen und am größten bei den gasförmigen Körpern, welche letztere übrigens alle gleich stark ausgedehnt werden, nämlich um 0,365 ihres Volumens bei Erwärmung von 0°—100°. Mißt man bei einem Stabe nur die durch die W. eingetretene Vergrößerung seiner Länge, so heißt diese Ausdehnung die lineare, im Gegensatz zu der kubischen Ausdehnung, bei welcher die Vergrößerung des Volumens nach allen Richtungen in Betracht gezogen wird. Bei flüssigen und gasförmigen Körpern ist stets nur von der kubischen Ausdehnung die Rede. Man benutzt die Ausdehnung der Körper zu Thermometern (s. d.) oder Pyrometern (s. d.), d. h. zu Vorrichtungen für die Bestimmung der frei vorhandenen W. Die ungleiche Ausdehnung der Körper durch die W. liefert ein Mittel, um den störenden Einfluß der Temperatur auf den Gang der Uhren zu beseitigen.

Soll eine gleiche Gewichtsmenge verschiedener Substanzen um eine gegebene Anzahl Temperaturgrade erhitzt werden, so sind dazu ungleiche Wärmemengen nöthig. Diejenige Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit eines Körpers gebraucht, um ihre Temperatur (ohne Aenderung ihres Aggregatzustandes) um 1° zu erhöhen, heißt die specifische W. dieses Körpers. Die Verhältnisse zwischen den specifischen W. zweier verschiedener Substanzen bezeichnet man als Wärmecapacitäten (Fähigkeiten, die W. aufzunehmen). Setzt man die specifische W. des Wassers = 1, so ist z. B. die specifische W. des Eisens 0,114, des Goldes 0,032, d. h.: wenn man, um 1 Kilogramm Wasser von 0° auf 1° zu erwärmen, die Wärmemenge 1 gebraucht, so ist für die Erwärmung eines Kilogramm Eisen von 0° bis 1° nur die Wärmemenge $^{114}/_{1000}$ und für eine gleiche Erwärmung eines Kilogramm Gold nur die Wärmemenge $^{32}/_{1000}$ nöthig. Bei den Gasarten sind zwei verschiedene specifische W. zu unterscheiden, je nachdem man bei der Erwärmung das Gas durch Aenderung des Drucks auf einem constanten Volumen, oder durch Gestattung einer Ausdehnung (also einer Aenderung des Volumens) unter constantem Druck erhält. Die im zweiten Falle bestimmte specifische W. (bei constantem Druck und veränderlichem Volumen) ist stets größer als die im ersten Falle (unter veränderlichem Druck und constantem Volumen). Hierdurch erklärt sich die Erscheinung, daß bei dem Zusammenpressen von Gasarten die Temperatur sich erhöht, beim Verdünnen dagegen sinkt. Die specifischen W. stehen mit den chem. Aequivalenten oder Atomgewichten in einer sehr merkwürdigen Beziehung. Für chemisch ähnlich zusammengesetzte Körper, z. B. für die einfachen Metalle, gilt das Gesetz, daß die specifischen W. derselben sehr nahe im umgekehrten Verhältnisse der Atomgewichte oder Aequivalente stehen, oder daß die Producte aus den specifischen W. in die Atomgewichte sehr nahe constant sind, oder in noch anderer Ausdrucksweise, daß Gewichtsmengen dieser Körper,

welche sich wie die Atomgewichte derselben verhalten, gleiche Wärmemengen erfordern, um ihre Temperatur um dieselbe Anzahl Grade zu erhöhen. Die specifische W. des Wassers, d. h. also die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit (z. B. 1 Kilogramm) Wasser nöthig hat, um von 0° bis 1° erwärmt zu werden, dient als Maßeinheit für die Wärmemenge und wird eine Wärmeeinheit genannt. Die Wärmemenge 8 ist also die Menge, welche gerade ausreicht, um 8 Gewichtseinheiten (Kilogramme) Wasser von 0° bis 1° zu erwärmen.

Wenn die Temperatur der festen Körper einen bestimmten Grad erreicht hat, so beginnen dieselben ihre Aggregatsform zu verändern und den flüssigen Zustand anzunehmen. Zu dieser Umänderung wird eine bestimmte Wärmemenge verbraucht, ohne daß durch die Aufnahme derselben sich die Temperatur erhöht. Man bezeichnet diese Wärmemenge mit dem Namen der latenten oder gebundenen W. So ist z. B. die latente W. des Wassers = 79¼, d. h.: um 1 Kilogramm Eis von 0° in Wasser von 0° zu verwandeln (also ohne Temperaturerhöhung nur zu schmelzen), ist so viel W. nöthig, als 79¼ Kilogrammen Wasser von 0° erfordern, um ihre Temperatur um 1° zu erhöhen. Die Temperaturen, bei welchen die festen Körper schmelzen, sind sehr verschieden, und Gleiches gilt von den latenten W. der aus ihnen gebildeten Flüssigkeiten. Wenn ein flüssiger Körper erstarrt, so muß er die latente W. wieder abgeben. Daher gefriert ein Gefäß mit Wasser nur nach und nach, weil die von den erstarrenden Theilen abgegebene latente W. das übrige Wasser noch flüssig erhält. Wenn Flüssigkeiten erhitzt werden, so tritt bei einer gewissen Temperatur abermals eine Zustandsveränderung ein, indem sie sich in Dampf verwandeln. Bei diesem Uebergange der Flüssigkeiten in Dämpfe wird wiederum W. latent. So z. B. gebraucht Wasser von 100° Celsius 536 Wärmeeinheiten, um sich in Dampf von derselben Temperatur, 100°, zu verwandeln. Um 1 Kilogramm Wasser von 0° in Dampf von 100° C. zu verwandeln, bedarf man also 100 + 536, d. i. 636 Wärmeeinheiten. Auch wenn Wasser bei niedrigern Temperaturen als 100° verdampft, wird W. gebunden, und zwar noch mehr als 536 Wärmeeinheiten. Es erklärt sich dies daraus, daß der aus einer gegebenen Wassermasse gebildete Dampf bei niedrigern Temperaturen einen sehr viel größern Raum einnimmt als bei höhern Temperaturen. Die Summe der freien und der latenten W. des Wasserdampfs ist beinahe eine constante Größe. Wenn die Dämpfe verdichtet werden, so geben sie die ganze latente W. wieder ab. Darauf gründet sich die Benutzung des Wasserdampfs zum Erhitzen. Die Temperatur, bei welcher das Wasser siedet, d. h. sich mit Heftigkeit in Dämpfe verwandelt, hängt von dem über dem Wasser befindlichen Drucke ab; das Sieden tritt ein, sobald die in der Flüssigkeit gebildeten Dämpfe durch die Erhitzung hinreichende Spannkraft erhalten haben, um die über der Oberfläche befindliche Luft fortzustoßen.

Alle Körper strahlen von ihrer Oberfläche W. aus, und diese Wärmestrahlen verhalten sich ganz analog den Lichtstrahlen. Die strahlende W. wird an spiegelnden Oberflächen reflectirt, beim Durchgange durch die Körper theils absorbirt, theils gebrochen wie das Licht. Jedoch geht die Durchsichtigkeit der Körper nicht parallel der Eigenschaft, die Wärmestrahlen hindurchzulassen (Diathermansie). Die einzige bisjetzt bekannte Substanz, welche für alle Wärmestrahlen gleich gut durchdringlich ist, wie das farblose Glas für die Lichtstrahlen, ist das klare farblose Steinsalz. Alle andern Körper verhalten sich gegen die Wärmestrahlen wie farbige Gläser gegen die Lichtstrahlen, d. h. sie verschlucken von einer Art Strahlen mehr als von den übrigen. Sowie es nämlich verschiedenfarbiges Licht gibt, ebenso gibt es verschiedenfarbige Wärmestrahlen, d. h.: sowie es Lichtstrahlen von verschiedenen Wellenlängen gibt, ebenso gibt es auch Wärmestrahlen von verschiedenen Wellenlängen, die, gerade wie beim Licht, beim Uebergang aus einem Körper in einen andern, z. B. aus Luft in Steinsalz, verschieden gebrochen werden. Läßt man daher die von der Sonne ausgehenden Wärmestrahlen durch ein Prisma aus Steinsalz gehen, so entsteht hinter demselben nicht blos ein Lichtspectrum, sondern auch ein Wärmespectrum, das sogar bedeutend größer ist als das Lichtspectrum, denn es breiten sich die Wärmestrahlen noch außerhalb des rothen Endes des Lichtspectrums ungefähr ebenso weit in den dunkeln Raum hinaus, als die Entfernung des rothen Endes dieses Spectrums vom violetten beträgt. Die Wärmestrahlen werden ferner beim Durchgange durch sog. doppelbrechende Krystalle wie das Licht doppelt gebrochen und polarisirt und zeigen auch ebenso wie letzteres bei ihrem Zusammentreffen die Erscheinungen der Interferenz (s. d.). Die Wärmestrahlen werden im allgemeinen um so leichter absorbirt, je weniger brechbar sie sind, also je weiter sie in dem durch ein Steinsalzprisma gebildeten Spectrum nach dem rothen Ende hin- oder darüber hinausliegen. Die aus Körpern von sehr niedriger Temperatur ausgehenden, sog. dunklen Wärmestrahlen gehören zu diesen letztern Strahlen und werden daher leicht absorbirt. Um die Oberfläche eines undurch-

sichtigen Körpers in den für die Ausstrahlung und für die Absorption der auffallenden Strahlen geeignetsten Zustand zu versetzen, überzieht man sie mit Ruß.

Wenn Körper, die sich in einem geschlossenen Raume befinden, gleiche Temperaturen besitzen, so strahlt jeder derselben durch seine Oberfläche genau so viel W. aus, als er durch die Strahlung von allen übrigen wieder empfängt. Ist ein Körper wärmer als seine Umgebung, so strahlt er mehr aus, als er wieder empfängt, und kühlt sich dadurch ab; bei geringen Temperaturunterschieden ist der Wärmeverlust eines Körpers in jedem Augenblicke nahe seinem Temperaturüberschusse proportional. Ueber die scheinbare Ausstrahlung der Kälte, s. Kälte.

Die Fortpflanzung der W. im Innern der Körper geschieht durch eine Strahlung von Theilchen zu Theilchen. Dieses Wärmefortleitungsvermögen ist bei verschiedenen Stoffen sehr verschieden. Metalle sind gute Wärmeleiter, Holz und Glas dagegen schlechte. Ebenso sind Flüssigkeiten und besonders die Gase schlechte Wärmeleiter. Wenn Flüssigkeiten und Gase von unten her erwärmt werden, so wird die Verbreitung der W. in ihnen durch die Ortsveränderung der Theilchen begünstigt, indem die erwärmten, leicht gewordenen Theilchen aufsteigen, auf ihrem Wege kältern Theilchen begegnen und diesen ihre W. mittheilen.,

Bei oberflächlicher Betrachtung könnten die Erscheinungen der specifischen und der latenten W. leichter mit der Annahme, daß die W. ein imponderabler Stoff sei, vereinbar erscheinen. Indeß weisen sämmtliche Vorgänge bei der strahlenden W. mit Nothwendigkeit darauf hin, die W. ganz analog dem Licht als Schwingungen des Aethers oder der materiellen Theilchen der Körper aufzufassen. Aus dieser Vorstellung lassen sich auch die Erscheinungen der specifischen und latenten W. erklären.

Das genauere Studium der Verhältnisse bei Erzeugung von Arbeit durch Dämpfe (bei der Dampfmaschine) hat Veranlassung zu der Idee gegeben, daß durch die «Wärmeeinheit» immer eine gewisse Arbeitsgröße, das sog. «mechanische Aequivalent der W.», dargestellt werde. Zuerst durch Mayer in Heilbronn, dann durch Clapeyron, Joule u. a. ist gezeigt worden, daß dieses von der Wärmeeinheit geleistete mechan. Aequivalent immer dasselbe sei, auf welchem Wege auch diese Wärmemenge verwendet worden sein mag, und daß, umgekehrt, die nämliche Arbeitsgröße auch stets dieselbe Wärmemenge wieder hervorbringe, wenn nur alle Verluste gehörig berücksichtigt werden. Berechnet man aus den Wirkungen des Wasserdampfs dieses Aequivalent, so findet man es etwas größer als 400 Kilogrammeter, d. h. durch die W., welche nöthig ist, um 1 Kilogramm Wasser um 1° C. zu erwärmen, können etwas mehr als 400 Kilogrammen um 1 Meter gehoben werden.

W. kann bei verschiedenen physik. und chem. Vorgängen erzeugt werden. So entsteht sie beim Reiben fester Körper, beim Verdichten derselben durch Hämmern und Schlagen, beim Zusammendrücken von Gasarten, beim Niederschlagen der Dämpfe, beim Erstarren flüssiger Körper, beim Hindurchleiten von elektrischen Strömen durch metallische Drähte, bei der Mischung der Schwefelsäure oder des Kalks mit Wasser, bei der Verbindung der Körper mit Sauerstoff (s. Verbrennung) u. s. w. Die W. der thierischen Körper ist eine Folge der in ihnen vorgehenden chem. Processe. Die W. unserer Atmosphäre stammt von den Strahlen der Sonne. Ein Theil der wärmenden Strahlen der Sonne wird bei seinem Durchgange durch die Atmosphäre sogleich absorbirt, der größte Theil trifft jedoch die Erdoberfläche und erwärmt sie. Die von der erwärmten Erdoberfläche ausgehenden Wärmestrahlen werden, weil sie aus einer Quelle von sehr niederer Temperatur stammen, von den anliegenden Luftschichten sehr leicht absorbirt. Daher ist die Luft an der Oberfläche der Erde wärmer als in größerer Höhe; dies wird noch dadurch vermehrt, daß die verdünnte Luft in der Höhe eine größere specifische W. hat als die untere dichtere, also eine größere Wärmemenge gebraucht, um auf eine bestimmte Temperatur erhitzt zu werden. Die W. wird in der Höhe um so rascher abnehmen, je mehr der Ort, wo man sie mißt, isolirt steht. So würde man z. B. in einer Höhe von 1000 F. über dem Meeresspiegel in einem Luftballon eine niedrigere Temperatur beobachten als auf einer Hochebene, welche unter sonst gleichen klimatischen Verhältnissen in derselben Höhe über dem Meeresspiegel läge. Diese Abnahme der Temperatur mit der Erhebung erklärt, daß selbst unter dem Aequator auf hohen Gebirgen eine Region angetroffen wird, in welcher der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht schmilzt. Man bezeichnet dieselbe mit dem Namen der Schneegrenze oder Schneelinie.

Wenn die Oberfläche unserer Erde überall gleichartig wäre, so würde die an einem Orte stattfindende mittlere Jahreswärme nur von der geogr. Breite desselben abhängen; durch die ungleiche Vertheilung des Wassers und des festen Landes, durch die Erhebung des letztern, durch die Richtung der herrschenden Winde u. s. w. wird aber diese Regelmäßigkeit vielfach gestört

werden. Die sog. Isothermen (s. d.), welche Orte von gleicher mittlerer Jahreswärme miteinander verbinden, weichen daher stark von den Parallelkreisen (Breitenkreisen) ab.

Der erwärmende Einfluß der Sonne auf den festen Erdboden erstreckt sich nur bis zu einer geringen Tiefe. Tägliche Schwankungen in der Temperatur hören schon in 3—5 F. Tiefe auf, und selbst im Laufe eines Jahres sind in einer Tiefe von ungefähr 60 F. keine Aenderungen mehr wahrzunehmen. Dringt man tiefer in die Erde ein, so steigt die Temperatur (s. Erdwärme) um so mehr, je tiefer man kommt. Im Durchschnitt steigt dieselbe für etwas über 100 F., um welche man tiefer geht, um 1° C. Man würde also schon in einer Tiefe von wenigen Meilen eine Temperatur finden, die selbst den Granit zu schmelzen vermöchte. Auf die Oberfläche der Erde hat die innere W. derselben keinen Einfluß mehr.

Wärme (thierische) oder Eigenwärme. In allen Thieren erzeugt sich während des Lebens W., die bei verschiedenen Thierklassen entweder nahezu ganz an die Umgebung abgegeben wird oder sich bis zu einem gewissen Grade im Körper ansammelt. Bei der erstern Klasse richtet sich die Körpertemperatur also nach der Temperatur des umgebenden Mittels (Luft, Wasser) derart, daß die Körpertemperatur die der Umgebung nur um wenig übertrifft; solche Thiere mit schwankender Eigenwärme nennt man kaltblütige Thiere. Die andere Klasse bewahrt eine unter allen Verhältnissen der Umgebung gleichbleibende, constante Temperatur; solche Thiere heißen Warmblüter. Zu diesen gehört der Mensch. Nicht alle Warmblüter besitzen dieselbe Eigenwärme; sie ist nach der Thierklasse verschieden. Die Säugethiere z. B. haben eine geringere Eigenwärme (37,5—40° C. oder 30—32° R.), die Vögel eine höhere (41—44° C. oder 32,8—35,2° R.). Doch hält die Eigenwärme bei jeder Thierart bestimmte enge Grenzen ein. Die Eigenwärme des gesunden erwachsenen Menschen kann im Mittel zu 37,3° C. oder 29,8° R. angenommen werden; bei Kindern und Greisen ist sie um einige Zehntel Grade höher. Auch hält die Eigenwärme im Laufe des Tags nicht dieselbe Stelle ein, sondern macht regelmäßige Schwankungen, deren Abhängigkeit von der Nahrungsaufnahme und andern Körperzuständen sich nicht verkennen läßt. Nachts etwa um 1 Uhr nimmt sie den niedrigsten Stand ein (36,3—36,8° C. oder 29,0—29,4° R.), erreicht dann im Laufe des Vormittags ein erstes Maximum (37,0—37,4° C. oder 29,6—29,9° R.), auf welchem sie mehrere Stunden beharrt, steigt dann in den ersten Nachmittagsstunden noch etwas (37,3—37,6° C. oder 29,8—30,1° R.) und sinkt darauf wieder allmählich. Ebenso zeigen die einzelnen Körperprovinzen nicht dieselbe Temperatur. So ist die Eigenwärme in der Achselhöhle (wo sie von den Aerzten in der Regel gemessen wird) etwas niedriger als im After, an den unbedeckten Hautstellen (z. B. den Händen) niedriger als in der Achselhöhle. Das Blut der Leber besitzt eine höhere Temperatur, als das des Darmkanals, das zur Lunge strömende Blut des rechten Herzens eine höhere als das von der Lunge zurückfließende des linken Herzens. Während ihrer Thätigkeit besitzen die verschiedenen Organe (z. B. die Drüsen, Muskeln) eine höhere Temperatur als in der Ruhe, entzündete Organe eine schon durch das bloße Gefühl wahrnehmbare Temperatursteigerung. Endlich bedingen gewisse Krankheiten eine Erhöhung der Eigenwärme des gesammten Körpers. Solche Krankheiten nennt man fieberhafte und die Erhöhung der Eigenwärme mit der Gesammtheit der zugehörigen Erscheinungen Fieber (s. d.). Nach der Höhe der Temperatursteigerung und dem Anhalten derselben wird der Grad des Fiebers beurtheilt. Je höher die Temperatur und je länger die Steigerung der Eigenwärme anhält, desto schwerer ist das Fieber, um so unverträglicher mit dem Fortbestehen des Lebens. Die Aerzte drücken daher auch den Grad des Fiebers durch Angabe der Höhe und der Dauer der Temperatur aus. Es ist hieraus ersichtlich, von welch hoher Bedeutung für die Beurtheilung der Schwere einer Erkrankung Bestimmungen der Eigenwärme sind. Gemessen wird die Eigenwärme zu ärztlichen Zwecken mittels feiner Thermometer, deren Grade in Zehntel getheilt sind. Man legt die Kugel des Thermometers in die geschlossene Achselhöhle oder auch (bei Kindern) in den After. Daß bei den im Körper ablaufenden chem. Processen W. entwickelt wird, kann nicht wunderbar erscheinen. Als wesentlichste Quelle der Eigenwärme sind die Oxydationsvorgänge, die ohne Unterbrechung im Körper stattfinden, zu bezeichnen. (S. Stoffwechsel.) Auffällig und nicht genügend erklärt ist aber der Umstand, daß sich die Eigenwärme der Warmblüter in der Gesundheit innerhalb enger Grenzen constant erhält. Die erzeugte W. verbleibt dem Körper keineswegs, sie wird vielmehr fortwährend in die kältere Umgebung abgegeben, was auf verschiedenen Wegen geschieht. Zunächst entzieht die kältere Luft der Haut und der Lunge fortwährend direct W.; ebenso wirkt die Einfuhr von Nahrungsmitteln, die kälter sind als das Blut. Ein anderer Wärmeverlust findet durch die (mit Erkaltung verbundene) Verdunstung von Wasser durch Haut und Lungen und durch den Uebergang der im Blut gelösten

Kohlensäure in den gasförmigen Zustand innerhalb der Lungen statt. Um das Gleichbleiben der Eigenwärme zu erklären, muß man nun annehmen, daß zwischen der Wärmequelle und der Wärmeabgabe eine gegenseitige Regulirung besteht derart, daß die Wärmeabgabe vermindert wird, wenn die Wärmeerzeugung abnimmt, und daß die Wärmeerzeugung steigt, wenn die Wärmeabgabe die Eigenwärme erniedrigen würde. Im Fieber muß also eine Störung der Regulirung eingetreten sein, und zwar wird mehr W. gebildet, als der Körper verbraucht. Jede Steigerung der Eigenwärme zeigt eine Störung dieser für das Bestehen des Lebens nothwendigen Regelung, Vorgänge im Körper an, welche zur Vernichtung des Organismus führen können.

Wärmemesser, s. Calorimeter.

Warnemünde, ein Flecken und der Hafenplatz der See- und Handelsstadt Rostock im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, liegt am Ausflusse der schiffbaren Warnow in die Ostsee, kaum 2 M. nördlich von Rostock und 2 M. nordöstlich von dem Seebade Dobberan (s. d.). Der Ort steht mit Rostock, dem er gehört und unter dessen Jurisdiction er sich befindet, durch verschiedene Dampfschiffslinien sowie durch einen Telegraphen in Verbindung und wird größtentheils von Fischern und Lootsen mit eigenthümlicher Kleidung und eigenthümlichem Dialekte bewohnt. W. zählt 1800 E., deren Haupterwerb Schiffahrt und Fischerei bilden. So wichtig W. auch als Hafenplatz ist, hat es doch zur Zeit eine ungleich größere Bedeutung als Seebad. Obgleich es als solches erst seit 1821 besucht wird, ist doch seine Frequenz in neuester Zeit so gestiegen, daß die Badeliste jährlich 4—5000 Fremde nachweist. Die Badeanstalten, welche ebenfalls der Stadt Rostock gehören, sind auf das vortheilhafteste und bequemste eingerichtet. Außerdem bestehen auch Vorrichtungen zu Douche-, Regen-, Tropf- und Spritzbädern sowie ein Badehaus zu warmen Bädern. Die Umgegend des Orts ist eigentlich öde; doch hat die Stadt Rostock mit großen Kosten Anpflanzungen angelegt. Prächtige Alleen innerhalb des Ortes, die Molen, desgleichen die Dünen bieten angenehme Promenaden. Für Unterhaltung des Badepublikums wird durch Concerte und Belustigungen im eleganten Gesellschaftshause, durch Corsofahrten auf dem «Strome» sowie durch kleine Seefahrten, namentlich nach dem «Heiligen Damme» (s. Dobberan) gesorgt. Vgl. «W., ein unentbehrlicher Rathgeber» (Rost. 1867).

Warnkönig (Leop. Aug.), deutscher Rechtslehrer und Geschichtsforscher, geb. 1. Aug. 1794 zu Bruchsal, studirte 1813—15 zu Heidelberg und ging dann nach Göttingen, wo er 1816 die jurist. Doctorwürde erlangte, sowie Privatdocent und außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. 1817 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Lüttich. Er benutzte diese Stellung zur Verbreitung deutscher Wissenschaft in den Niederlanden, insbesondere aber zu einer förderlichen Verbindung zwischen deutschen und franz. Rechtsgelehrten. Zu diesem Zwecke vereinigte er sich mit mehrern Professoren der Rechtsschule zu Paris zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel «Thémis, ou bibliothèque du jurisconsulte». Zudem machte er wiederholte Reisen durch Deutschland, Frankreich und Holland. Seinem Wunsche gemäß erhielt er 1827 den Lehrstuhl der Pandekten in Löwen. Infolge der belg. Revolution wurde er mit den übrigen nicht belg. Professoren pensionirt, aber schon 1. Jan. 1831 wieder als Professor der Rechte in Gent angestellt. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit der Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns, für die er die Archive und Bibliotheken der belg. Provinzen sowie des nördl. Frankreich und südl. Deutschland durchforschte. Später wurde er von der Regierung zum Mitgliede der Commissionen für Herausgabe ungedruckter Quellen der belg. Geschichte und für Hebung der Volksbildung ernannt. Doch folgte er 1836 dem Rufe als Professor der Rechte an die Universität zu Freiburg, von wo er 1844 an die Universität Tübingen ging. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Stuttgart, wo er auch 19. Aug. 1866 starb. Seine Hauptwerke sind die «Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte» (3 Bde., Tüb. 1834—39) und die in Gemeinschaft mit Stein bearbeitete «Französische Staats- und Rechtsgeschichte» (3 Bde., Bas. 1845—48). Sonst sind noch zu nennen: «Institutionum sive elementorum juris Romani privati libri VI» (Lütt. 1819; 4. Aufl., Bonn 1860); «Versuch einer Begründung des Rechts durch eine Vernunftidee» (Bonn 1819); «Commentarii juris Romani privati» (3 Bde., Lütt. 1825—29); «Recherches sur la législation belge au moyen âge» (Gent 1834); «Histoire externe du droit romain» (Brüss. 1836); «Histoire du droit belgique pendant la période franke» (Brüss. 1837); «Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des lütticher Gewohnheitsrechts» (Freib. 1838); «Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts» (Freib. 1839); «Vorschule der Institutionen und Pandekten» (Freib. 1839); «Jurist. Encyklopädie» (Erlang. 1853); «Histoire des Carolingiens» (mit Gerard, 2 Bde., Lpz. 1863), eine gekrönte Preisschrift; «Don Carlos» (Stuttg. 1864).

Warren (Samuel), engl. Romanschriftsteller und Rechtsgelehrter, geb. 23. Mai 1807 zu Racre in Denbighshire (Wales), bezog 1826 die Universität Edinburgh und ging 1828 nach London, wo er im Inner-Temple mit Erfolg die Rechte studirte, sodaß er 1831 als Privatconsulent (Special Pleader) auftreten konnte und sich bald einer bedeutenden Praxis erfreute. Dies hinder.. ihn jedoch nicht, sich mit Eifer literarischen Beschäftigungen hinzugeben. Schon in seinem 17. J. hatte er eine beifällig aufgenommene Erzählung «Blucher, or the adventures of a Newfoundland dog» veröffentlicht, der mehrere journalistische Arbeiten in Prosa und Versen folgten. 1830 erschienen in «Blackwood's Magazine» die ersten Kapitel seiner «Passages from the diary of a late physician», die 1832 als Werk herauskamen und sich durch Lebendigkeit der Darstellung, große, oft peinliche Naturwahrheit und psychol. Interesse auszeichnen. 1839 begann er für dieselbe Zeitschrift den Roman «Ten thousand a year», der in hohem Grade fesselte. W. hatte bisher die Anonymität bewahrt. Die Kenntniß aller Feinheiten des engl. Rechts, die sich in dieser Erzählung offenbart, verrieth jedoch den Stand des Verfassers und er mußte sich endlich zur Autorschaft bekennen. Nach seiner Vollendung ward das Werk 1841 in drei Bänden veröffentlicht, in Frankreich, Deutschland und Amerika nachgedruckt und in die meisten europ. Sprachen übersetzt. Nach längerer Pause ließ W. 1847 den Roman «Now and then» (3 Bde.) erscheinen, der aber das Publikum nicht ganz befriedigte. Noch weniger Anklang fand die Gelegenheitsschrift «The lily and the bee», ein zur Verherrlichung der Inauguration des Krystallpalastes 1851 geschriebener Apolog in poetischer Prosa. Unterdessen hatte W., seit 1837 als Barrister, seine amtliche Thätigkeit fortgesetzt und erhielt im Juli 1851 unter dem Whigministerium von dem Kanzler Lord Truro die Würde eines Queen's Counsel. Zugleich wählte ihn die Rechtscorporation des Inner-Temple zum Vorstande (Bencher). Während der Zeit der Aufregung gegen die Maßnahmen der röm. Curie veröffentlichte der streng protestantisch gesinnte W. eine vielgelesene Flugschrift, «The queen and the pope», in der Form eines Sendschreibens an seinen Freund Walpole, nachherigen Minister des Innern. 1852 ward er vom Ministerium Derby zum Syndikus (Recorder) von Hull ernannt, und im Juni 1853 verlieh ihm die Universität Oxford den in England sehr geachteten Grad eines Doctors des Civilrechts. In den J. 1856 und 1857 wurde er als Candidat der conservativen Partei von dem Flecken Midhurst ins Parlament gewählt, resignirte aber schon 1859, als der conservative Lord-Kanzler Chelmsford ihm das Amt eines Master in Lunacy (d. h. eines Richters in dem besonders für Verhandlungen über die Fälle von Irrsinn bestimmten Gerichtshofe) übertrug. Verdienste als jurist. Schriftsteller hat W. sich durch seine Abhandlungen «On the moral, social and professional duties of attorneys and solicitors» und «On the parlamentary election law of the united kingdom», besonders aber durch die «Popular and practical introduction to law studies» und «Blackstone systematically abridged» (Lond. 1857) erworben, die nicht nur in England, sondern auch in Amerika als Lehrbücher geschätzt sind. Außerdem veröffentlichte er 1853 eine in der literarisch-philos. Gesellschaft zu Hull gehaltene Vorlesung: «The intellectual and moral developement of the present age». Eine Auswahl seiner kleinern, in «Blackwood's Magazine» und andern Journalen enthaltenen Schriften erschien 1854 unter dem Titel «Miscellanies, critical, imaginative and juridical». Eine «People's Edition» seiner belletristischen Werke ist 1853—54 in 18 Bänden veranstaltet worden.

Warrington, Parlamentsborough, Municipal- und bedeutende Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster am Mersey, 2¼ M. südlich von Wigan, an der Eisenbahn und durch einen Kanal mit Liverpool und Manchester verbunden, liegt in einer dicht mit Fabriken bedeckten Gegend. Der Ort hat enge Straßen, auf dem Marktplatze alte bemerkenswerthe Holzhäuser, ein Rathhaus, eine Markt- und zwei Tuchhallen, ein Zellengefängniß, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Museum und eine Kupferstichschule und zählt (1861) 26431 E., welche Baumwoll- und Glaswaaren, Maschinen, Feilen und Handwerkszeug, Seile, Leim, Papier, eiserne Dampfschiffe u. s. w. fabriciren und mit den Erzeugnissen dieser Industrie sowie mit Malz und Flachsfabrikaten bedeutenden Handel treiben. Nur 1½ M. südwestlich liegt Saint-Helens, ein schlechtgebauter Ort von 18396 E., mit großen Kron- und Spiegelglasfabriken, Kupferschmieden, chem. Fabriken, Eisengießerei, Brauerei, Töpferei, Gerberei u. s. w.

Warschau (poln. Warszawa, franz. Varsovie, engl. Warsaw), die Hauptstadt des russ. Königreichs Polen (jetzt der Gouvernements der Weichsellande) und des gleichnamigen Gouvernements, ist Sitz des Statthalters oder Namiestniks des Königreichs, der zugleich General-commandant der Truppen des Polen umfassenden (fünften) warschauer Militärbezirks ist, eines Civilgouverneurs, des Präsidenten der Stadt, des Großmeisters der Polizei und, nachdem durch

die Ukase vom 10. (22.) März und 9. (21.) Juli 1867 der Staatsrath und der Verwaltungsrath aufgelöst worden sind, der neuorganisirten Centralbehörden des Königreichs sowie des röm.-kath. und des griech.-orthodoxen Erzbischofs, des luth. und reform. Consistoriums für Polen. Die Stadt zieht sich bei einer durchschnittlichen Breite von 1/2 M. etwa 1 1/4 M. weit auf der 40, zum Theil 60—70 F. hohen linken Uferwand der schiffbaren Weichsel hin, über welche früher eine Schiffbrücke, seit 1865 eine mit einem Kostenaufwande von 6 Mill. Rubel erbaute eiserne Brücke (Alexandersbrücke) von 1560 F. Länge nach Praga (s. d.) führt, welches zuweilen als Vorstadt angesehen wird. W. allein hat einen Umfang von 4 M. Den weiten Raum erfüllen zu einem Fünftel Gärten und freie Plätze; drei Fünftel sind mit massiven, zum Theil prächtigen Gebäuden und ein Fünftel mit alten, hölzernen Häusern bedeckt. Indessen verschwinden die hölzernen Häuser immer mehr, und W. gehört in manchen Stadttheilen, wie der Krakauer Vorstadt und der Neuen Welt, zu den schönsten Städten Europas mit Prachtbauten und imposanten Straßen. Die Stadt wird nur von Gräben und Mauern umgeben, ist aber durch die 1832—35 erbaute, überaus starke und umfangreiche Alexandercitadelle (mit einem Monumente Alexander's, bestehend aus einem 60 F. hohen Obelisken) und einen starken Brückenkopf mit Montalembert'schen Thürmen vollkommen beherrscht und gedeckt. W. hat ein Marsfeld und 12 öffentliche Plätze, 8 Thore oder Rogatki (wo sich jeder Reisende die Revision seines Passes und seiner Sachen gefallen lassen muß) und 202 meist nette und breite Straßen. Unter den letztern zeichnen sich aus die Leschnostraße, die Meth- oder Honigstraße (Miodowa), die Langestraße (Dluga), die Neue Welt (Nowy Swiat), die Krakauer Straße oder Vorstadt (Krakowski Przedmiast) mit der Reiterstatue des Fürsten Jos. Poniatowski, einem Meisterwerke Thorwaldsen's, die Kurfürstenstraße (Electoralna) und die Senatorenstraße; auch werden noch die Königsstraße, die Masurenstraße (Mazowiecka), die Marschallsstraße, die Riemerstraße und die Weidenstraße mit der daranstoßenden Reinen Straße (Czysta) zu den Hauptstraßen der Stadt gezählt. Mit Pappeln oder Kastanien besetzte Promenaden sind die sehr lange und breite Jerosimer Allee und die Ujasdower Allee. Von den öffentlichen Spaziergärten ist der Sächsische Garten 1721 vom Könige August II. (Kurfürst von Sachsen) angelegt. Er hat einen Umfang von 30 Morgen und gehört unstreitig zu den schönsten Anlagen dieser Art in Europa. An denselben stößt der 10 Morgen große Sächsische Platz mit einem Obelisk zu Ehren der 1830 treugebliebenen Polen. Der zweite öffentliche Garten, der Krassinski'sche, ist nur halb so groß als der Sächsische. Eine dritte Anlage ist der 1867 eröffnete Konstantin'sche Square. Alle drei Spaziergärten sind mit Springbrunnen, die beiden ältern auch mit Mineralwasseranstalten versehen. Vom Platze Sigismund's III. (mit dem ehernen Standbilde dieses Königs) hat man eine schöne Aussicht auf die neue eiserne Brücke und das königl. Schloß. Letzteres ist das größte und schönste Gebäude W.s. Auch der Theaterplatz gewährt einen herrlichen Prospect auf das Theater und das Rathhaus. Den kleinern Platz an der Ausmündung der Krakauer Vorstadt in die Neue Welt schmückt die Marmorstatue des Kopernicus (seit 1829). Das erwähnte königl. Schloß ist ein zweistöckiges Quadrat, das auf einer die Weichsel beherrschenden Anhöhe steht, von Sigismund III. erbaut ward, aber den Königen August II. und Stanislaw August seine Pracht verdankt. Das Schloß enthält prächtige Säle, den frühern Senatorensaal, die ehemalige Landbotenstube mit Gemälden und Sculpturwerken, eine Bibliothek, das poln. Archiv, und stößt an einen schönen Garten und den Dom. Ferner sind zu erwähnen der Sächsische Palast nebst Garten, wo die beiden Auguste Hof hielten, der ehemalige Brühl'sche Palast, den Großfürst Konstantin bewohnte, ferner das Squarzow'sche Palais, das Palais des Statthalters, das des Grafen Potocki, das Grodzicki'sche, das Krassinski'sche, das August-Potocki'sche, das Uruski'sche, das Kasmirowski'sche Palais (1818—29 Universität, seitdem Hauptschule); ferner der Palast der ehemaligen Philomathischen Gesellschaft (1831 von der russ. Regierung confiscirt und seit 1864 russ. Gymnasium), die beiden Andreas Zamoyski'schen und das Kossakow'sche Palais auf der Neuen Welt u. s. w. Am Südende der Stadt liegt das Lustschloß Belvedere, einst Asyl des Grafen von Provence (Ludwig's XVIII.) und Sommeraufenthalt des Großfürsten Konstantin, mit engl. Park. Unter den öffentlichen Gebäuden sind noch hervorzuheben die Bank, mit der daranstoßenden, aber 1865 aufgehobenen Schatzkammer; die Post, das Rathhaus, das riesenhafte Theatergebäude, das Mostowski'sche Palais (bis 13. Juli 1868 Sitz der Commission des Innern), das Primassow'sche Palais, das Appellationsgericht u. s. w. Von den zahlreichen milden Stiftungen verdienen besonders die Hospitäler Zum Kindlein Jesu, des Heiligen Geistes, des heil. Rochus und des heil. Lazarus (für Syphilis), der Wohlthätigkeitsverein, das Taubstummeninstitut, die Irrenanstalt, das ophthalmologische In-

stitut u. s. w. Erwähnung. An gottesdienstlichen Gebäuden besitzt W. 18 kath. Kirchen, 2 russ.-griech., 2 luth. und 1 reform. Kirche sowie 2 große Synagogen. Die ausgezeichnetsten Kirchen sind: die 1360 gegründete kath. Kathedrale St.-Johannis in der Altstadt, mit dem königl. Schlosse durch Corridors verbunden, ein schönes Altarblatt von Palma Nova und eine von Johann III. Sobieski den Türken abgenommene Fahne enthaltend; die 1842 vollendete prachtvolle griech. Kathedrale, die in modernem Stil aufgeführte, ziemlich in der Mitte der Stadt gelegene luth. Kirche, eins der vorzüglichsten Gebäude der Stadt, die dem Pantheon in Rom nachgebildete reform. Kirche, die Heilige-Kreuzkirche in der Neuen Welt, mit herrlicher Façade und schönen Gemälden, die Kapuzinerkirche mit dem prachtvollen Marmordenkmal Johann's III., die Alexanderkirche und die ganz neue große Kirche Allerheiligen.

An wissenschaftlichen Anstalten besitzt W. zunächst eine Universität, die, 1816 gegründet, 1832, wo sie bereits 6—700 Studenten zählte, aufgehoben, aber durch Rescript vom 11. Sept. 1864 wiederhergestellt wurde. Bis dahin bestand eine Hauptschule, die bis 1862 Medico-chirurg. Akademie hieß und damals an 215, nach ihrer Reorganisation aber im Studienjahr 1863/64 bereits 649 Schüler zählte. Die Universität hat vier Facultäten (medicinische, juristische, philologische und physiko-mathematische) und wurde 1868 bei 76 Lehrern von etwa 1300 Studenten besucht. Zu derselben gehören (1832—64 der Stadt überlassen) die Bibliothek (72716 Werke in 120673 Bänden, 497 Handschriften u. s. w.), 16 Museen und Laboratorien, die Sternwarte (38° 41′ 42″ nördl. Br. und 52° 13′ 5,7″ östl. L. von Ferro), der Botanische Garten. Die Polytechnische Schule und mehrere andere Institute sind längst eingegangen, 1861 auch die Kunstschule und das 1816 gegründete Institut für Landwirthschaft und Forstwesen geschlossen worden. Sonst bestanden Mitte 1868 zu W. noch ein deutsches Gymnasium, ein russ. (seit 1864) und ein gemischtes Gymnasium, drei philol. Gymnasien, ein Realgymnasium und drei Kreisschulen; ferner die Alexandria-Marien-Töchterschule, ein weibliches Gymnasium auf der Schkolnastraße, zwei Töchterschulen zu vier Klassen. Daran reihen sich Bildungsanstalten für Thierärzte und Feldscherer, eine Zeichenschule, das 1860 von Kontski begründete Conservatorium, eine Handelsschule u. s. w. Man zählte um dieselbe Zeit 31 Elementarschulen, 29 Sonntagsschulen für Handwerker und 111 Privatunterrichtsanstalten aller Art. Wiewol die wissenschaftlichen Anstalten, die bis zur Revolution in hoher Blüte standen, durch Auswanderung, Entziehung der besten Kräfte und Ungunst der Verhältnisse überhaupt viel an Lebensfrische und volksthümlicher Bedeutung verloren haben, ist doch W. noch immer der Hauptsitz der wissenschaftlichen Bildung für ganz Polen.

Die Zahl der Einwohner belief sich 1820 auf 104346, 1839 auf 136102, 1850 auf 163301, 1860 auf 162805 Seelen, darunter 106242 Katholiken (65 Proc. der Gesammtbevölkerung), 10765 Lutheraner, 1465 Reformirte, 1610 Griechen (ohne Militär), 42723 Juden. Seit 1862 wird die nichtständige Bevölkerung mitgezählt, und es betrug in dem genannten Jahre die Gesammtbevölkerung 205822, im J. 1863 211396 (darunter 67700 Juden), im J. 1864 aber 222906 (darunter 72866 Juden) und im J. 1865 schon 243512 Seelen, worunter 55154 nicht seßhafte Individuen, sodaß also auf die ständige Bevölkerung nur 188358 Seelen kommen. Der Nationalität nach zählte man 69070 Polen, 2003 Russen (ohne Militär), 1403 Litauer, 8429 Deutsche, 74078 Juden. Noch immer bildet W. den Brennpunkt für das industrielle und commerzielle Leben Polens. Die Lage der Stadt inmitten des Continents im Knotenpunkte wichtiger Eisenbahnen läßt noch ein weiteres Aufblühen von Fabrikthätigkeit und Handel erhoffen. 1846 wurde die Warschau-Wiener Bahn, 1866 die Linie nach Lodz und Bromberg, 1862 die Petersburger und 1866 die von dem Bankier Kronenberg angelegte Linie Warschau-Terespol eröffnet. 1867 wurden die Warschau-Wiener und Warschau-Petersburger Bahn mittels einer durch die Stadt laufenden Pferdebahn unmittelbar verbunden. W. besitzt zahlreiche, sich fortwährend mehrende Fabriken fast jeder Art, die vorzüglich Tuch, Kasimir, Boy, Teppiche, Decken, Seidenzeuge, Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Baumwollwaaren, musikalische und andere Instrumente, Möbel, Gold- und Silberarbeiten, Taback, Farben, Lackfirnisse, Leder, Kunstblumen, Eisen- und Stahlwaaren, Bronzen, Papier, Wachsleinwand, Strohhüte und andere Flechtwaaren, Tapezierarbeiten, Wachs- und Stearinlichter, Runkelrübenzucker u. s. w. liefern. Besonders hervorzuheben sind, außer den Tuchfabriken, die sehr zahlreichen Fortepiano-, Kutschen- und Wagenfabriken, die Sattlerwerkstätten, eine sehr große Metallwaaren- und Maschinenfabrik, Dampfmühlen, große Brauereien, Brennereien und Liqueurfabriken. Die Stadt hat ferner wöchentlich große Getreide-, Vieh- und Pferdemärkte, jährlich einen bedeutenden Wollmarkt und zwei Messen. Dies, die Vorzüge als Hauptstadt, die

Lage an der schiffbaren Weichsel und im Centrum der Landstraßen und Eisenbahnen machen W. zum Mittelpunkte des ganzen poln. Binnenhandels, den außerdem die poln. Bank, die Börse, die Credit-, Assecuranz- und andere Anstalten begünstigen. Die Bank unterstützt zugleich den Bergbau und die Landwirthschaft. Eine warschauer Actiengesellschaft hat die Weichseldampfschiffahrt ins Leben gerufen. Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist mehr durch Kunst als von der Natur ausgestattet und bietet eine Menge Vergnügungsorte, Villen, Lustschlösser, Gärten und Parkanlagen dar. Unweit der Stadt liegen der Lustort Lazienki, in dessen Park mehrere kleine Paläste und das kaiserl. Lustschloß Lazienki erbaut sind, einst Sommeraufenthalt des Königs Stanislaw August; der Kaninchengarten oder Królikarniá, ein Thiergarten mit der gleichnamigen geschmackvollen Villa, die eine sehr bedeutende Bildergalerie enthält; Mokotów mit einem großen Garten, Teichen und schönen Sommerhäusern, und das Dorf Wola mit dem Wahlfelde, auf welchem einst unter freiem Himmel die Könige von Polen gewählt wurden. Ferner 1 M. von der Stadt das Wäldchen Marymont oder Mariemont mit einem Palaste und schönen Teichen; das Dorf Willanów an einem Weichselarme, mit einem von Johann III. Sobieski durch türk. Kriegsgefangene im franz. Geschmack erbauten Lustschloß nebst Park, Bibliothek und Bildergalerie; das Dorf Bjelany an der Weichsel mit einem Camaldulenserkloster in einem schönen Walde, am zweiten Pfingsttag außerordentlich stark besucht. Auch das schöne Dorf Jablonna mit einem Park und Schlosse, einst dem Fürsten Joseph Poniatowski gehörig, liegt an der Weichsel.

W. wird urkundlich erst 1224 erwähnt, erscheint aber 1339 bereits ummauert und war meistentheils die Residenz der Herzoge von Masovien bis zu deren Erlöschen 1526. Um 1550 nahm es König Sigismund II. August zu seiner Residenz, und seit 1573 wurden bei dem nahen Wola die Könige von Polen erwählt. Aber erst 1609 ward es durch Sigismund III., statt Krakau, das dessenungeachtet auch später die Krönungsstadt blieb, förmlich zur königl. Residenz erhoben, an die sich fortan die meisten denkwürdigen Begebenheiten des poln. Reichs knüpften. Im Aug. 1655 ergab sich W. an Karl X. Gustav von Schweden, ward dann im folgenden Jahre von König Johann Kasimir wiedererobert, ergab sich aber zum zweiten mal durch Capitulation infolge der Niederlage dieses Königs in der 28. bis 30. Juli 1656 vor W. gelieferten großen dreitägigen Schlacht gegen Karl X. und dessen Bundesgenossen, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Unter den sächs.-poln. Königen wurde W. durch neue Prachtbauten und den Luxus des oft hier residirenden Hofs sehr verschönert und belebt, litt aber dafür während des Nordischen Kriegs ungemein, indem es bald von den Sachsen und Polen, bald von den Russen oder den Schweden besetzt war. Von 1764—74 und wiederum 1793 sah sich W. von den Russen besetzt. In dem Aufstande vom 17. bis 18. April 1794 wurde die russ. Besatzung niedergemetzelt und vom 9. Juli bis 6. Sept. 1794 die Stadt von den Preußen vergeblich belagert; sie capitulirte aber 5. Nov. nach der blutigen Erstürmung von Praga (s. d.) an die Russen unter Suworow. Durch die dritte Theilung Polens ward W. preußisch und blieb es bis 1806, wo es 28. Nov. die Franzosen besetzten. Seit dem Tilsiter Frieden galt W. als Hauptstadt des nach ihm benannten Herzogthums. Am 8. Febr. 1813 nahmen es die Russen in Besitz. Die große poln. Revolution begann mit dem Aufstande von W. 29. Nov. 1830 und endete mit der Bestürmung der Stadt am 6. und 7. und mit der Capitulation 8. Sept. 1831 an Paskewitsch. In der neuern Zeit wurden zu W. wiederholt diplomatische Conferenzen gehalten. Vgl. Wejnert, «Starozytności Warszawy» (3 Bde., Warschau 1854); «Encyklopedya Powszechna» (Bd. 26, Warschau 1867); Jaworski, «Kalendarz Ilustrowany» (Warschau 1868).

Das Gouvernement W., 1845 aus den Gouvernements W. oder Masovien und Kalisch gebildet, zählte 1850 auf 666,49 Q.-M. 1,544790, im J. 1860 dagegen 1,728090, im J. 1863 aber 1,758945 E. — Das Herzogthum W. wurde 1807 durch diejenigen Theile des ehemaligen Polen gebildet, die im Frieden zu Tilsit von Preußen abgetreten werden mußten, jedoch mit Ausnahme von Bialystock, das an Rußland kam. Das Herzogthum umfaßte anfangs 1850 Q.-M. mit 2,200000 E. und war in die Depart. Posen, Kalisch, Plock, Warschau, Lomza und Bromberg getheilt. Durch den Wiener Frieden von 1809 kam noch Westgalizien dazu, das Oesterreich abtreten mußte. Letzteres wurde in die Depart. Krakau, Radom, Lublin und Siedlce getheilt, und das Herzogthum umfaßte nun 2800 Q.-M. mit 3,780000 E. Zum Herzog von W. ernannte Napoleon den König Friedrich August von Sachsen, der es aber schon gegen Ende 1812 infolge der Vernichtung der Franzosen in Rußland und Polen verlor.

Wartburg, bis ins 15. Jahrh. Wartberg, ein Bergschloß über der Stadt Eisenach (s. d.) im Großherzogthum Sachsen-Weimar, in reizender Lage, am Nordwestende des Thüringerwaldes

gelegen, welcher hier von einer Unzahl breiterer und schmälerer Thäler durchschnitten wird, sodaß die Gegend die größte Mannichfaltigkeit und eigenthümliche Schönheit erhält. Die Burg wurde wahrscheinlich 1067—73 von Graf Ludwig (s. d.) dem Springer erbaut. Nachweislich hatte sie wenigstens 1080 in den Kriegen Heinrich's IV. gegen die aufständischen Sachsen und Thüringer eine Besatzung. Bis zum Tod des Königs Heinrich Raspe (gest. 1247) blieb sie ununterbrochen die Residenz der alten thüring. Landgrafen, denen auch der größte Theil von Hessen gehörte. Als nach Beendigung des thüring. Erbfolgekriegs Thüringen an Markgraf Heinrich den Erlauchten aus dem Hause Wettin und Hessen an Heinrich von Brabant gefallen war (1264), übergab der Markgraf das neuerworbene Land seinem Sohne Albrecht dem Unartigen (Schwiegersohn des Hohenstaufen Friedrich II.), welcher seinen Sitz wiederum auf der W. nahm, ebenso wie seine Nachfolger bis zum Tode Balthasar's (1406). Dessen Sohn, Friedrich der Friedfertige, vertauschte die W. als Residenz größtentheils mit Gotha, Weimar und Weissensee, wo er 1440 starb. Da nach seinem Tode Thüringen an die meißner Linie des Hauses Wettin zurückfiel, hörte die W. auf Residenz zu sein, und wurde als Amtssitz nun von einem Amtmann oder Schloßhauptmann bewohnt. Die Burg ging ihrem Verfall so sehr entgegen, daß um 1480 der Hauptthurm bei einem Sturme größtentheils einstürzte und der Bau von 1507—11 einer gründlichen Reparatur unterworfen werden mußte, freilich in schlechterm Stil. Dieselbe hatte damals noch drei Thürme, von denen der Mittelthurm neu gedeckt wurde; 1544 litt der Thorthurm durch Blitzschlag. Die alten Mauerzinnen mußten im Laufe der Zeit hölzernen, überdachten Vertheidigungsgängen weichen, die Thürme aber gingen allmählich bis auf einen zu Grunde. Das Hauptgebäude, das Palatium, blieb im ganzen erhalten, nur daß man die Arcaden vermauerte, weil die Säulen zerbrochen, und statt der offenen Bogen Fenster in die Mauern einsetzte. Durch die Restauration der Burg, welche der kunstliebende Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl Alexander, begann und großartig durchführte, ist das Palatium mit seinen offenen, rundbogigen Säulenarcaden prächtig wiederhergestellt worden. In dem Innern des Gebäudes befinden sich in allen drei Stockwerken nach dem Hofe zu drei lange Verbindungsgalerien, aus denen man in die innern Säle und Zimmer gelangt, mit drei Arcaden, durch welche das Licht fällt. Im Erdgeschoß liegt die Privatwohnung der Landgrafen, darüber die Kapelle und zwei große Staatszimmer (jetzt durch Schwind aus München mit herrlichen Fresken geschmückt) und im dritten Stockwerk der riesige, über 100 F. lange Rittersaal, dessen stilgemäße Wiederherstellung mit kühner Dachconstruction und prächtiger Decoration dem Baumeister von Ritgen zur Ehre gereicht. Der Saal der Diernitz (Prinzenhaus) im Mittelbau, der quer durch den Hof laufend die W. in die Vorburg und Hofburg trennt, enthält eine werthvolle Sammlung mittelalterlicher Rüstungen, Waffenstücke u. s. w. Im vordern oder Thorhause (früher Ritterhaus) befindet sich das einfache Zimmer Luther's nebst der Wohnung des Commandanten. Der Castellan bewohnt jetzt ein eigens zur Wirthschaft (nordwestlich) erbautes Haus von burgähnlichem Stil. Abgesehen von dem kunsthistor. Werthe der Burg, knüpfen sich an ihre Räume die bedeutendsten histor. Erinnerungen. Hier hielt Landgraf Hermann I. seinen glänzenden Hof, welcher in der Geschichte der deutschen Literatur durch den Sänger- oder Wartburgkrieg (s. d.) bekannt ist. Hier waltete die segenspendende ungar. Königstochter, die heil. Elisabeth (s. d.), Ludwig's IV. oder des Heiligen Gemahlin. Hier wohnte Luther (s. d.) zehn Monate und verfaßte, außer mehrern Streitschriften und der Auslegung von Psalmen, die Uebersetzung des Neuen Testaments. Hier feierten 18. Oct. 1817 die prot. Studenten Deutschlands zur Erinnerung an die Reformation und an die Befreiung vom franz. Drucke das sog. Wartburgfest (s. d.), welches polit. Verfolgungen nach sich zog. In neuester Zeit diente die Burg dem Großherzog Karl Alexander häufig zum Aufenthalt. Im Aug. 1867 wurde die 800jährige Jubelfeier der Gründung der W. begangen. Beschreibungen der Burg gaben heraus: Koch (Eisenach und Lpz. 1710), Thon (Eisenach 1826), Schöne (Eisenach 1835), Witzschel (anonym, Eisenach 1845), Ritgen («Der Führer auf die W.», 2. Aufl., Lpz. 1868). Schöne Abbildungen enthalten Puttrich's «Denkmale der Baukunst» (Abth. 1, Bd. 2, Lpz. 1847). Vgl. auch Polack, «Die Landgrafen von Thüringen. Zur Geschichte der W.» (Gotha 1865).

Wartburgfest. Dieses Fest wurde 18. Oct. 1817 auf der Wartburg (s. d.) gefeiert und war veranlaßt durch eine Aufforderung der Burschenschaft zu Jena an die Studenten aller deutschen Hochschulen zur Betheiligung an der dritten Säcularfeier der Reformation. Mehrere hundert Studenten wählten von 12 Universitäten einen Ausschuß von 24 Mitgliedern. Auch die Professoren Fries, Oken und Kieser von Jena sowie der damalige Professor und nachmalige sachsen-weimar. Staatsminister Schweizer nebst vielen ehemaligen akademischen Bürgern be-

theiligten sich bei dem Feste, und der Großherzog von Sachsen-Weimar, der hochsinnige Karl August, hatte alles, was man erwarten durfte, zur Förderung desselben gethan. Es erschienen bei dem Feste die später verbotenen burschenschaftlichen Farben zum ersten mal als Symbol deutscher Volkseinheit. Zum Burgvogt der W. und allgemeinen Anführer war der 1867 als Professor zu Jena verstorbene Scheidler aus Gotha gewählt worden, der seinerseits den Grafen Keller aus Stedten (zwischen Gotha und Erfurt) zum Fahnenträger ernannte, während er selbst im Festzuge das Burschenschwert trug. Die schwarz-roth-goldene Fahne hatten 1816 die Frauen und Jungfrauen Jena's der Burschenschaft überreicht. An einem Siegesfeuer zur Erinnerung an die Schlacht von Leipzig, das man auf dem der W. nahe gelegenen Wartenberge angezündet, wurden, nachdem schon die Mehrzahl der Betheiligten sich entfernt, ohne Wissen des Ausschusses, verschiedene Schriften und Sachen, die mit der allgemeinen Volksstimmung im Widerspruch standen, den Flammen übergeben. So wurden die Titel von 28 Schriften verlesen und an ihrer Stelle symbolisch Maculaturbogen verbrannt. Unter diesen Schriften befanden sich: Dabelow, «Ueber den 13. Art. der Bundesacte»; Kamptz, «Codex der Gendarmerie»; Kotzebue, «Geschichte des Deutschen Reichs»; Haller, «Restauration der Staatswissenschaft»; Cölln, «Vertraute Briefe»; Saul Ascher, «Die Germanomanie»; einige Schriften gegen die Turnkunst sowie über die Statuten der Adelskette; W. Reinhard, «Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände»; einige Schriften von Schmalz; die «Alemannia» und der «Code Napoléon» sowie Zachariä's Schrift über denselben. Der eigentlich praktische Grundgedanke des Festes aber war die Gründung einer allgemeinen Burschenschaft (s. d.), die Beseitigung der landsmannschaftlichen Spaltungen auf den Hochschulen und die Reinigung der Sitte im Studentenleben. Diese Idee wurde in den abgehaltenen Reden zumal 19. Oct. entwickelt und später theilweise durchgeführt. Allein die Feuercensur, die Erbitterung der von ihr Betroffenen, manche gehässige Denunciation oder auch unabsichtlich verbreitete falsche Gerüchte, sodann ein in gereiztem Tone für Anlage und Gegenanklage geführter Schriftenwechsel, alles dies ließ bald das W. in den Augen vieler Regierungen als den Ausdruck einer revolutionären Stimmung und als Anfang einer Verschwörung zur Republikanisirung Deutschlands erscheinen. Gerichtliche Untersuchungen wurden eingeleitet, die von Oken herausgegebene Zeitschrift «Isis» unterdrückt. Die polit. Reaction säumte nicht, die Vorgänge beim W. für ihre Zwecke auszubeuten. Namentlich wurden nicht lange nach dem Feste alle deutschen Hochschulen durch Bundesbeschluß unter polizeiliche Aufsicht gestellt und die Theilnahme an der Burschenschaft als strafbar untersagt. Am 18. Oct. 1864 fand die 50jährige Jubilarfeier des W. in Eisenach statt. Von den 500 Burschen, die 1817 zugegen gewesen, hatten sich beim Jubelfeste nur noch 15 einfinden können.

Wartburgkrieg heißt jener ernsthafte Dichterwettkampf, der 1206 oder 1207 auf der Wartburg (s. d.) stattgefunden haben soll, und ebenso (genauer «Krieg von Wartburg») nennt sich ein mittelhochdeutsches Gedicht, welches von ihm handelt. Zur Zeit, als die mittelhochdeutsche Dichtkunst am vollsten blühte, hatte der Landgraf Hermann (s. d.) von Thüringen an seinem Hofe den Dichtern eine vielgepriesene Zufluchtsstätte eröffnet. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchem Zusammenflusse mancherlei Wetteifer und Eifersucht sich regte, was auch aus den Anspielungen mehrerer dort anwesenden Dichter, wie Wolfram's und Walther's, sich ergibt. Die Erinnerung an jene Zustände gestaltete sich aber bald zu einer sagenhaften Ueberlieferung, die aus den gelegentlichen Reibungen einen eigentlichen und absichtlichen Wettstreit der Dichter um den Preis der Kunst, Wettgesänge mit gefahrdrohendem Ausgange machte und zu den Namen der wirklich einst in Eisenach verkehrenden Dichter auch andere theils historische, theils rein erdichtete fügte, wie den tugendhaften Schreiber, Bitterolf, Reinmar (den alten, später sogar noch mit Reinmar von Zweter verwechselt), den fast sagenhaften Heinrich von Ofterdingen und den völlig sagenhaften siebenbürg. Zauberer und Sterndeuter Meister Klingsor. Auf Grund dieser geschichtlich-sagenhaften Ueberlieferung und unter dem formellen Einflusse der beliebten Streitgedichte, Räthselstreite und geistlichen Schauspiele entstand um 1300 der «Kriec von Wartburg», ein wunderliches, dunkles, unharmonisches, in zwei Theile zerfallendes Gedicht. Im ersten Theile, der in einer großen und kunstreichen Strophe, dem «Tone des Fürsten von Thüringen», fortschreitet, fordert Heinrich von Ofterdingen die übrigen Dichter des Hofs zu einem Gesangstreite über den ruhmwürdigsten Fürsten auf Leben und Tod heraus und behauptet das Lob Herzog Leopold's von Oesterreich gegen den von den andern gepriesenen Landgrafen Hermann. Als aber der Sieg den Eisenachern sich zuwendet, wird Klingsor von Heinrich zu Hülfe geholt und streitet nun seinerseits unter Beistand seiner bösen Geister mit Räthseln und dunkler Gelehrsamkeit gegen Wolfram. Mit deutlicher Beziehung auf Klingsor's schwarze Kunst

(Zauberkunst) wird die einfachere und kürzere Strophe dieses zweiten Theils der «schwarze Ton» genannt. In dem ganzen Gedichte, das man vielfach unrichtig als ersten Versuch eines weltlichen Dramas betrachtet hat, aber eigentlich nur ein Streitgedicht ist, zeigt sich unverkennbare Nachahmung von Wolfram's Dichtart und noch ein höfisch gehaltener Ton. Gegen übertriebene Herabsetzung seines dichterischen Werths haben Wackernagel und Simrock ihre Stimme erhoben. Wer es gedichtet hat, ist unbekannt. Heinrich Frauenlob verfaßte das Gedicht gewiß nicht, obschon er sich gleichfalls jener beiden Strophenformen (unter den Namen Kaufton und Spiegelton) bediente und sein Zeitgenosse Hermann der Damen den «Wartburgkrieg» gekannt zu haben scheint. Die Entscheidung darüber fällt um so schwieriger, als eine kritische Untersuchung und Ausgabe des Textes zur Zeit noch mangelt. Aus der Ungleichmäßigkeit der Sprache darf man schließen, daß mehrere Hände an dem Gedichte thätig gewesen sind, und andere Gründe machen es wahrscheinlich, daß der größere und ältere Theil desselben am Rheine, etwa in Mainz, vielleicht in der mainzer Singschule entstanden ist. Auf die Literatur scheint das Gedicht keinen sonderlichen Einfluß geübt zu haben. Die Sage von dem Dichterkampfe selbst erscheint seit dem Anfange des 14. Jahrh. und wol vorzüglich auf Grund des Gedichts, da manche Misverständnisse desselben mit unterlaufen, in den gereimten und prosaischen thüring. Chroniken. Gedruckt ist das Gedicht in der Einzelausgabe Ettmüller's (Ilmenau 1830), in Bodmer's und von der Hagen's Sammlungen der «Minnesinger» und bei Simrock, «Der W., herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert» (Stuttg. 1858). Vgl. Koberstein, «Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege» (Naumb. 1823); Lucas, «Ueber den Krieg von Wartburg» (Königsb. 1838); von Plötz, «Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg» (Weim. 1851).

Warte heißt ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht. Im Mittelalter nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Annäherung eines Feindes, oder Reisende, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Thurme, der auch Schauthurm oder Hochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon seinen Namen hatte.

Wartenberg, eine 8 Q.-M. umfassende Standesherrschaft des Prinzen von Kurland, mit 20000 E., in dem Regierungsbezirke Breslau der preuß. Provinz Schlesien, und zwar in dem an der Grenze von Posen gelegenen Kreise W. (14,74 Q.-M. mit 51006 E. im J. 1867), mit der Haupt- und Kreisstadt W. oder Polnisch-W., am Honigwasser, 7 M. nordöstlich von Breslau gelegen. Die Stadt zählt 2530 E., hat zwei Schlösser nebst Lustgarten und Fasanerie, und unterhält Vieh- und Flachsmärkte. Früher gehörte die Herrschaft den Burggrafen von Dohna, seit 1734 dem russ. Oberkammerherrn Grafen von Biron, nachmaligem Herzog von Kurland, seit 1738 durch Abtretung dem Schwager desselben, dem poln. und kursächs. Kammerherrn von Trotta, Baron von Treyden, der hierauf von dem Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Nach dem Fall des Herzogs von Kurland schenkte die Großfürstin Anna die Herrschaft dem Feldmarschall Grafen von Münnich. Als aber 1741 Münnich ebenfalls verbannt wurde, nahm der König von Preußen die Herrschaft in Sequestration, bis 1763 der Herzog von Kurland und der Graf von Münnich, die 1762 ihre Freiheit wieder erlangt hatten, sich dahin verglichen, daß ersterer sie gegen eine Geldsumme behielt. Gegenwärtig gehört sie den Hinterbliebenen des 1801 verstorbenen Prinzen Karl Ernst Biron von Kurland. In dem Kreise W. liegen außer der Hauptstadt noch zwei Städte, nämlich Medzibor oder Mittenwalde mit 1662 E., die Leinweberei treiben, der Hauptort der Herrschaft Medzibor, die zum Fürstenthum Oels gehört, und Festenberg mit 2287 E., Wollspinnerei und Weberei; ferner der Flecken Goschütz mit 1300 E., zwei Schlössern und einer Papierfabrik, Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft des Grafen von Reichenbach-Goschütz, und das Dorf Bukowine mit einem Schlosse, einer Heilquelle und Badeanstalt. — Deutsch-W., eine Stadt im Kreise Grünberg des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz in Schlesien, an der Ochel, $1/2$ M. von der Oder gelegen, ist der Hauptort einer Herrschaft der Linie Biron-Sagan, jetzt im Besitz des Herzogs von Dino, und hat ein Schloß und 970 E. — Das Dorf W. in der bair. Rheinpfalz, im Landgericht Winnweiler des Amtsbezirks Kaiserslautern, mit einem Schloß und 500 E., ist der Stammort der Kolben, Grafen von W., deren Besitzungen 1707 zu einer freien Reichsgrafschaft erhoben wurden, und für deren Verlust der Graf 1803 die Abtei Roth erhielt. — W. heißt auch ein Dorf im Amtsbezirk Donaueschingen des bad. Kreises Villingen, an der Donau, mit einem fürstl. Fürstenbergschen Lustschloß nebst Park. Das gleichnamige

Bergschloß war früher der Sitz mächtiger Dynasten, kam im 14. Jahrh. durch Erbschaft an Fürstenberg und wurde der Sitz einer Linie dieses Geschlechts.

Wartenburg, ein Dorf am linken Elbufer, im Kreise Wittenberg des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, ist durch das Treffen vom 3. Oct. 1813 denkwürdig, in welchem die Preußen unter Blücher (namentlich das 24000 Mann starke Corps York's) etwa 20000 Mann Franzosen unter Bertrand schlugen. York (s. d.) erhielt von diesem Tage den Ehrennamen von W. Das Ergebniß des Treffens war die Festsetzung der schles. Armee auf dem linken Elbufer, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entschied. Vgl. über das Treffen die Schriften von Mirus (Berl. 1863) und Dietlein (Wittenb. 1863).

Warthe oder Warte (poln. Warta), der größte und schiffbarste Nebenfluß der Oder, entspringt bei Kromolow auf den flachen Höhen des südpoln. Kalksteinplateau, 8 M. nordwestlich von Krakau an der Weichsel und 1 M. westlich von der Quelle der in diese fließenden Pilica und ist weder von jener noch von dieser durch einen hervortretenden Wasserscheiderücken getrennt. Sie fließt mit mehrern Windungen erst gegen Norden über Czenstochau, dann in einem tiefer eingesenkten Thale bis in die Nähe von Radomsk, hierauf westwärts, tritt mit ihrem gegen Norden gerichteten Laufe in das Tiefland, fließt in diesem in oft 2 St. breiter Sumpfniederung, nicht selten mehrarmig, nach Sieradz und Warta (Städtchen von 3427 E.), dann nach Aufnahme des Ner bei Kollo wieder westwärts durch eine lange, mit Bruch und Moor erfüllte Senkung über Konin und Peisern, unterhalb welcher Stadt sie links die Prosna aufnimmt und 250 F. breit in die preuß. Provinz Posen eintritt. Die W. durchfließt sodann diese in nordwestl. Richtung über Schrimm und Posen, hier 300 F. breit, über Birnbaum und Schwerin, nimmt links die Obra von Meseritz her auf, geht dann in die Neumark der preuß. Provinz Brandenburg über, wendet sich hier nach Aufnahme der Netze abermals westwärts über Landsberg durch die Warthebrüche und mündet 600 F. breit unter der Festung Küstrin in die Oder. Ihr Flußgebiet hat ein Areal von 811 Q.-M., wovon 635 auf Preußen kommen; von ihrem 106 M. langen Laufe gehören 48,8 M. zum preuß. Gebiet. Schiffbar ist sie im ganzen 53 M. weit, von oberhalb Konin an, wo ein Kalksteinriff quer durch ihr Bett setzt, die Fahrt unterbricht und die Gegend bis Kolo in Sümpfe verwandelt. Durch die Netze (s. d.), die bei Nakel schiffbar wird, den Bromberger Kanal und die Brahe ist die W. mit der Weichsel verbunden. Die W. ist die Hauptschiffahrts- und Handelsstraße der preuß. Provinz Posen. Wie die Mosel von Südwesten her das franz. Element mit dem deutschen vermittelt, so leitet die W. von Südosten her das slawische in das deutsche über. Ihr Lauf führt durch fruchtbare, zuweilen bruchige Niederungen zwischen meistentheils flachen Ufern, die das Austreten des Flusses sehr erleichtern. Derselbe ist deshalb auch Versandungen und Versumpfungen ausgesetzt, welche die Schiffahrt bei geringem Wasserstande, namentlich zwischen Zechow und Landsberg, sehr erschweren und hindern. Nach Vereinigung mit der Netze zweigen sich mehrere kleine Arme von der W. ab, welche netzartig den 10 M. langen und 1½—2 M. breiten Warthebruch durchfließen, eine Niederung, die theils aus fruchtbaren Feldern, theils aus sumpfigen Wiesen besteht, den Fluß bis zur Mündung begleitet und von vielen Entwässerungsgräben durchzogen wird. Es war dies vor 100 J. eine durchweg sumpfige, wüste Gegend, die König Friedrich II. 1767—82 urbar machen ließ. Die W. wurde kanalisirt und mit Dämmen versehen, und außerdem wurden nördlich und südlich von ihr Kanäle und Abzugsgräben angelegt. Die Mündung oberhalb Küstrin verstopfte man und gab dem Flusse eine andere unterhalb dieser Stadt. Die Einpolderung des untern Theils des Bruchs, bei Sonnenburg, erfolgte erst 1837—42.

Warton (Thomas), Gründer der engl. Literaturgeschichte, wurde 1728 zu Oxford geboren, wo sein Vater Professor der Dichtkunst war. Er studirte in Oxford, machte frühzeitig Verse und gab bereits im 19. J. die «Pleasures of melancholy» heraus, welche von W. als Dichter bei weitem größere Erwartungen erregten, als er je erfüllte. 1757 erhielt er in Oxford die Professur seines Vaters und außerdem einige Pfründen, sodaß er ganz seinen Studien leben konnte. Er trat zuerst mit einem «Essay on Spenser's Fairy queen» auf und veranstaltete auch eine Ausgabe von Milton's kleinern Gedichten mit vielen trefflichen Anmerkungen. 1774 erschien der erste Band seiner «History of English poetry». Es ist dies ein für seine Zeit bewunderungswürdiges und noch nicht übertroffenes Werk, obwol mit einzelnen Mängeln behaftet. Die frühern von W. selbst besorgten Ausgaben des Buchs sind, nachdem die Kenntniß der altengl. Literatur Fortschritte gemacht, ziemlich unbrauchbar geworden. Die neuern Ausgaben desselben von Price (3 Bde., Lond. 1824; neue Aufl. 1840) haben durch Anmerkungen bedeutend gewonnen. 1785 erhielt W. die Würde eines gekrönten Dichters, und bald darauf wurde

er Professor der Geschichte. Er starb 21. Mai 1790. Unter seinen Gedichten sind die Sonette die gelungensten. — Sein älterer Bruder, Joseph W., geb. 1722, seit 1766 Rector der Winchesterschule, starb 23. Febr. 1800 und hat sich gleichfalls als Dichter, namentlich durch die «Ode to fancy» Ruf erworben.

Warwick, eine ziemlich in der Mitte von England gelegene Grafschaft, hat ein Areal von 41,44 Q.-M., wovon gegen 37 auf Weide, Feld und Wiesen kommen, und zählte 1861 nicht weniger als 561855 E. (gegen 475013 im J. 1851). Das Land besteht aus weiten Ebenen und niedrigen Hügeln. Es war einst mit ausgedehnten Waldungen bedeckt, und noch enthält der nördl. Theil, Woodland genannt, neben weiten Strecken von Heiden und Moorgründen auch Holzungen. Der mittlere und besonders der südl. kleinere Theil, Feldon genannt, sind dagegen sehr fruchtbar und reich an Grasweide. Die Hügel, häufig mit Schlössern oder Meiereien gekrönt, in Verbindung mit den zahlreichen Flüssen, unter denen der Avon als einziger schiffbarer Fluß, außerdem der Tame, Alne und Leam die wichtigsten, bieten mit den belebten Communicationswegen des Birmingham-Fazelykanals, des Warwick-Birmingham-, Warwick-Napton- und Oxfordkanals, der London-Liverpool-, der London-Birmingham und anderer Eisenbahnen überaus wechselvolle Bilder dar. Weizen, Gerste, Hafer und Bohnen, Gemüse und mancherlei Obst werden in großer Ausdehnung gebaut, aber die Viehzucht, namentlich die Schaf- und Rinderzucht, verbunden mit Milchwirthschaft, ist infolge des ausgedehnten Graslandes bedeutender als der Feldbau. Im ganzen aber ist W. vorzugsweise Fabrikdistrict, wozu die reichen Eisenminen, Kohlengruben im nordöstl. Theile der Grafschaft sowie die Nachbarschaft der Bergwerke von Stafford nicht wenig beitragen. Namentlich sind die Städte Birmingham (s. d.), als Hauptsitz der Eisen- und Stahlarbeiten, und Coventry (s. d.), wegen Fertigung seidener Bänder, Spitzen und Uhren hervorzuheben. Die Hauptstadt W., an und auf einem felsigen Hügel am rechten Ufer des Avon und an der Vereinigung mehrerer Kanäle gelegen, durch Eisenbahn mit Birmingham u. s. w. verbunden und seit dem großen Brande von 1694 regelmäßig wieder aufgebaut, hat nur eine Hauptstraße und 10570 E., die hauptsächlich Hüte und Seilerwaaren fabriciren und Kornmühlen und Malzdarren unterhalten. Ueberraschend im Verhältniß zur Größe des Orts sind die vielen schönen Bauwerke, darunter die 1810 errichtete Brücke mit einem einzigen Bogen; die St.-Mary- und St.-Niklaskirche, die eine mit hohem Thurme, die andere mit der Ruhestätte des berühmten Grafen Essex; das aus Quadern erbaute und von Säulen getragene Rathhaus; das große Kaufhaus und die Assisenhalle. Das schönste Werk aber ist das auf 40 F. hohem Felsenplateau über der Stadt sich erhebende Warwickcastle, das einst als Festung hochberühmte Schloß der Grafen von W. (s. d.), mit einer Gemälde- und Waffensammlung und der berühmten Warwickvase aus dem Alterthum. Die drei genannten Städte schicken je zwei Mitglieder in das Parlament, vier andere die Grafschaft. Von andern Orten sind bemerkenswerth: Stratford on Avon (s. d.), der Geburtsort Shakspeare's; der Badeort Leamington (s. d.); das Marktstädtchen Kenilworth, mit 3013 E. und den malerischen Ruinen des gleichnamigen Schlosses, welches in neuerer Zeit durch die Romane von Walter Scott und Miß Anna Radcliffe sehr bekannt wurde.

Warwick, ein engl. Grafentitel, den verschiedene Häuser führten, und der mit dem Besitz von Warwick-Castle verknüpft war. Dieses Schloß, eins der ältesten in England, war angeblich schon in der angelsächs. Zeit der Wohnsitz des in den engl. Heldensagen berühmten Grafen Guy von W., wurde aber von Wilhelm dem Eroberer erweitert und seinem Verwandten, dem Normannen Henry de Newburgh oder Bellomont, mit dem Titel eines Grafen von W. verliehen. Nach dem Aussterben dieser Familie wurde William Beauchamp, der in weiblicher Linie von ihr abstammte, zum Grafen von W. erhoben. Sein Nachkomme, Richard Beauchamp, Graf von W., ein berühmter Feldherr und Günstling Heinrich's V. von England, ging nach dessen Thronbesteigung als engl. Gesandter auf das Concil zu Konstanz. Sein glänzendes, 800 Pferde starkes Gefolge, mit einer Unzahl von Geistlichen, Doctoren und Schreibern, machte das größte Aufsehen. Nach seiner Rückkehr folgte er dem Könige nach Frankreich und nahm an allen Ereignissen theil, welche zur Unterjochung des Landes durch die Engländer führten. Nach dem Tode Heinrich's V., der ihn zum Gouverneur des neun Monate alten Heinrich VI. ernannte, setzte W. den Krieg unter der Regentschaft Bedford's gegen Karl VII. von Frankreich fort und eroberte Maine. 1431 führte er den jungen König nach Rouen, wo er den Tod der Jungfrau von Orléans betrieb. Nachdem im Dec. 1431 die Krönung Heinrich's VI. zu St.-Denis vollzogen worden, ging er nach London zurück und nahm hier einen vorzüglichen Antheil an der Regierung. Als die Herrschaft der Engländer jenseit des Kanals sich dem Ende zuneigte, wurde

er 1437 als Regent nach Frankreich geschickt. Zwar nahm er Pontoise und andere Plätze, doch konnte er die Fortschritte Karl's VII. nicht mehr aufhalten. Er starb zu Rouen 30. April 1439. Sein einziger Sohn, Henry, seit 1444 Herzog von W., starb 11. Juni 1445 kinderlos, worauf die Güter und Würden des Hauses der mächtigen Familie Neville (s. d.) zufielen. — Richard Neville, ältester Sohn des Grafen von Salisbury, der als Gatte Anna Beauchamp's den Titel Graf von W. erhielt, ist berühmt durch die Rolle, die er in den Kriegen der Rothen und Weißen Rose spielte. Sein Reichthum, die Macht seiner Familie, sein Kriegstalent, sein kühner und ehrgeiziger Charakter befähigten ihn in den Wirren seiner Zeit unter Heinrich VI. zum Parteihaupte. Als 1455 der Krieg der beiden Rosen begann, ergriff W., der als Gouverneur von Calais sich wie ein unabhängiger Souverän benahm, die Partei des Herzogs von York und schlug die Königlichen 23. Mai bei St.-Albans. Die Königin Margaretha von Anjou (s. d.) vergab hierauf Calais an den jungen Herzog von Somerset; allein W. schlug seinen Nebenbuhler zurück, eroberte dessen Flotte und machte sich dem Hofe mehr als je furchtbar. Im Frühjahr 1460 landete er mit einem Corps in Kent, überwand die Königlichen 19. Juli bei Northampton, nahm Heinrich VI. gefangen und nöthigte ihn, den Herzog von York zum Thronfolger zu erklären. Indessen sammelte Margarethe, die mit ihrem Sohne, dem Prinzen Eduard, nach Schottland geflohen war, im nördl. England ein bedeutendes Heer und schlug den Herzog von York 31. Dec. 1460 bei Wakefield. York blieb auf dem Schlachtfelde; W.'s Vater, der Graf von Salisbury, fiel in der Lancastrier Hände und wurde enthauptet. W. zog der Königin von London aus, wo er die Regierung führte, entgegen und lieferte derselben 15. Febr. 1461 ein Treffen bei St.-Albans, das er durch die Verrätherei einiger Großen verlor. Trotzdem vereinigte er sich mit der Streitmacht des Grafen Eduard von March, ältesten Sohnes des Herzogs von York, zog mit ihm nach London und bewog die Einwohner durch seine Autorität und Beredsamkeit, den jungen Eduard IV. (s. d.) an Heinrich's Stelle als König anzuerkennen. Eine Armee von 60000 Lancastriern, welche die Königin Margarethe zusammengebracht, wurde von W. 29. März 1461 bei Towton in einem furchtbaren Gemetzel aufgerieben. Eduard IV. war nun zwar im Besitz der Krone, sah sich aber in allen seinen Handlungen von W. abhängig. Der König wagte gegen den Willen seines Beschützers die Elisabeth Woodville zu heirathen, was W. äußerst aufbrachte. Misvergnügt, ließ sich W. in eine enge Verbindung mit Ludwig XI. von Frankreich ein, besuchte denselben 1467 und gab nach der Rückkehr seine Tochter Isabelle dem unzufriedenen Bruder des Königs, dem Herzog von Clarence, zur Ehe. Hierauf söhnte er sich mit Margarethe von Anjou aus, vermählte seine zweite Tochter Anna mit deren Sohne, dem Prinzen Eduard, und machte sich anheischig, den im Tower schmachtenden Heinrich VI., den er selbst gestürzt hatte, wieder auf den engl. Thron zu setzen. Der unvorbereitete Eduard IV. mußte nach Burgund entfliehen; W. aber zog 6. Oct. 1470 in London ein, erklärte Heinrich VI. wieder zum König und übernahm im Verein mit Clarence die Regentschaft. Schon im März 1471 landete jedoch Eduard IV. mit 2000 Mann bei Ravensbouren, sammelte die zahlreichen Anhänger der Yorks um sich und rückte ohne Schwertstreich nach London. Zwar gelang es W., in Leicester ein Heer zu vereinigen; allein mehrere Lords fielen von ihm ab, und auch der wankelmüthige Clarence, der in der Erhebung der Lancastrier keinen Vortheil sah, ging mit 12000 Mann zu seinem Bruder, Eduard IV., über. Jede Vermittelung zurückweisend, wagte W. dennoch 14. April 1471 bei Barnet ein Treffen gegen die Streitmacht Eduard's, in welchem er nach dem zähesten Widerstande mit 16000 Lancastriern erschlagen wurde. — Der Titel der W. ging nun auf Eduard, den Sohn des Herzogs von Clarence aus der Ehe mit Isabelle Neville, über. Nach der Ermordung seines Vaters wurde er erst von Richard III., dann von Heinrich VII., die in ihm den letzten legitimen männlichen Sprößling der Plantagenet (s. d.) fürchteten, in Gefangenschaft gehalten. Nach 15jähriger Haft verband sich endlich W. mit dem Prätendenten Peter Warbeck (s. d.) zur Flucht aus dem Tower. Wahrscheinlich war es Heinrich VII. selbst, der dieses Complot anstiftete, um sich beider zu entledigen. Nach einer kurzen Untersuchung wurde Warbeck 1499 gehangen, W. aber im Tower enthauptet. — Unter der Regierung Eduard's VI. erhielt John Dudley (s. d.), der spätere Herzog von Northumberland, Warwick-Castle mit dem Titel eines Grafen von W. Wiewol derselbe als Hochverräther starb, wurde doch der Titel 1561 zu Gunsten seines Sohns Ambrose Dudley erneuert, der 1589 unbeerbt starb. Hierauf ward Robert, Lord Rich, 1618 zum Grafen von W. erhoben. Der letzte Graf aus dieser Familie starb 7. Sept. 1759. Bereits 1603 hatte Sir Fulke Greville, der Freund und Waffengefährte Sidney's, der in weiblicher Linie von den alten Beauchamps ab-

stammte, einen Theil der Güter dieses Hauses mit Warwick-Castle erhalten und war 1621 zum Lord Brooke ernannt worden. Nach seinem Tode, 30. Sept. 1628, folgte ihm sein Neffe Robert, dessen Nachkomme, Francis, Graf Brooke, 27. Nov. 1759 auch den Titel eines Grafen von W. erhielt. Der gegenwärtige Graf von W., George Guy Greville, der vierte aus dem Hause Greville, wurde 28. März 1818 geboren und folgte seinem Vater 10. Aug. 1853 in den Würden und Gütern des Hauses. Er residirt zu Warwick-Castle.

Warzen sind umschriebene Wucherungen der Lederhaut (s. Haut), welche an allen Stellen der Haut, namentlich aber an den Händen, auftreten und selten die Größe einer Erbse überschreiten. Die Ursachen derselben sind größtentheils unbekannt, doch steht fest, daß sie durch fortgesetzte Hautreize entstehen können. Irrig ist die Meinung, daß sie durch Benetzung mit Blut aus W. hervorgerufen werden können. Oft verschwinden sie eben so plötzlich und ohne nachweisbaren Grund, wie sie entstanden. Ihre Beseitigung bietet große Schwierigkeiten dar. Man pflegt sie zu diesem Zwecke zu ätzen und abzubinden.

Wasa, ein ursprünglich adeliches Geschlecht in Schweden, das vielleicht nach einem Gute dieses Namens in Upland, $4^3/_4$ schwed. M. nördlich von Stockholm, benannt ist. Dieses Geschlecht bestieg mit Gustav W., als König Gustav I. (s. d.), den schwed. Königsthron, starb aber mit Gustav II. Adolf (s. d.) und seiner Tochter in gerade herabsteigender Linie aus. Die folgenden schwed. Könige bis 1818 stammten von Seitenlinien ab. (S. Schweden.) Seit 5. Mai 1829 führt der Sohn des Königs Gustav IV. Adolf (s. d.) von Schweden den Titel eines Prinzen von W. Seine von ihm geschiedene Gemahlin, Luise von Baden, starb 1854. Seine einzige Tochter, Karoline, geb. 5. Aug. 1833, ist seit 18. Juni 1853 mit dem Kronprinzen Albert von Sachsen vermählt. Männliche Nachkommen hat der Prinz von W. nicht.

Wasa, Hauptstadt des gleichnamigen Län im Großfürstenthum Finland (757 Q.-M. mit 314423 E.), 1606 von Karl IX. von Schweden an einer Bucht des Quarken (Bottnischen Meerbusens), brannte 1852 gänzlich ab und wurde darauf an der jetzigen Stelle nach einem großartigen Plane regelmäßig mit breiten und geraden Straßen wieder aufgebaut. Die Stadt erhielt officiell den Namen Nikolaistad, aber der alte, dem schwed. Königsgeschlechte entlehnte Name ist unter dem Volke gebräuchlich geblieben. Die Stadt ist der Sitz des Gouverneurs und des Hofgerichts, hat das verfallene Schloß Karlsholm, Schiffswerfte, einen guten Hafen und zählt 4551 E., welche lebhafte Schiffahrt und Handel besonders mit Waldproducten treiben.

Waschbär, auch Schupp (Procyon lotor), heißt ein amerik. bärenartiges Raubthier von der Größe eines mittlern Hundes, mit gelblich-grauem Pelz, dessen Grannen schwarze Spitzen haben, einer dunkeln Binde unter den Augen und einem geringelten Schwanze von der halben Körperlänge. Ein Nachtthier, schläft der Schupp tags über in hohlen Bäumen, geht des Nachts nach kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Früchten und süßen Pflanzentheilen (junge Maisähren, Zuckerrohr u. s. w.) aus, die er gern im Wasser oder trocken mit den Pfoten reibt, als wolle er die Nahrung waschen. Der Schupp läßt sich leicht zähmen und wird meist in Fallen gefangen, um die beliebten Schuppenpelze zu erlangen.

Waschen nennt man die bekannte Operation der Entfernung von Verunreinigungen durch Behandlung des zu waschenden Objects mit einer Flüssigkeit, welche die verunreinigenden Stoffe entweder auflöst oder, nachdem sie durch gleichzeitiges mechan. Reiben aufgelockert sind, fortspült. Für das W. im alltäglichen Leben und in der Technik bedient man sich meist des Wassers, unter Zuhülfenahme von Seife, Soda u. s. w., durch welche Stoffe das Wasser in den Stand gesetzt wird, besonders fettigen Schmuz aufzulösen. Das beim W. von Leibwäsche u. dgl. nothwendige Reiben mit der Hand hat man in neuerer Zeit durch verschiedenartig construirte Waschmaschinen zu ersetzen gesucht, jedoch nicht mit vollständigem Erfolge. In der Chemie nennt man W. oder Auswaschen das solange fortgesetzte Uebergießen eines auf einem Filter angesammelten Niederschlags mit Wasser oder, falls er darin löslich, mit Alkohol, bis alle Spuren löslicher Beimengungen aus dem Niederschlage entfernt sind. Man erkennt dies daran, daß eine Probe des abtropfenden Wassers beim Abdampfen auf einem erhitzten, reinen Platinbleche keine Spur von festen Rückständen hinterläßt.

Wasgau, s. Vogesen.

Washington (George), der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde 22. Febr. 1732 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien geboren. Sein Vater, Augustin W., dessen Vorfahren 1657 aus England einwanderten, war ein reicher Pflanzer, der aber frühzeitig starb. George, von fünf Kindern das dritte, wurde von seiner Mutter, einer sehr tüchtigen Frau, einfach erzogen und sehr bald deren Stütze. Als junger Mann trieb er das Geschäft

eines Feldmessers, später aber widmete er sich ganz dem Landbau, zumal als er von seinem früh verstorbenen Bruder das schöne Gut Mount-Vernon am Potomac ererbt hatte. Er trat zuerst 1755 in die Oeffentlichkeit, indem er als Milizen-Oberstlieutenant den Zug Braddock's gegen Fort Duquesne mitmachte und in die Niederlage dieses engl. Generals bei Great-Meadows verwickelt wurde. W. traf bei dieser Gelegenheit kein Tadel; vielmehr war die Niederlage erfolgt, weil man seine Warnung bezüglich der Kampfweise des Feindes verachtet hatte. In Virginien ehrte man W. durch Ernennung zum Obersten, welchen Posten er aber nach dem übrigens erfolglosen Kriege niederlegte. Er verheirathete sich nun mit Martha Custis, einer jungen Witwe, und lebte auf Mount-Vernon als Pflanzer. Durch Fleiß und Ordnung brachte er seine Güter zu hohem Ertrage und wurde einer der reichsten und angesehensten Eigenthümer der Provinz. Man wählte ihn in die gesetzgebende Versammlung von Virginien, wo er sich zwar nicht durch Beredsamkeit, aber durch Scharfsinn und Festigkeit auszeichnete. Als der Streit mit dem Mutterlande ausbrach, erklärte er sich für das Selbstbesteuerungsrecht der Colonien und bewies sich als aufrichtiger Patriot. Seine Mitbürger wählten ihn zum Deputirten auf dem Generalcongreß der vereinigten Colonien, der 14. Sept. 1774 zu Philadelphia eröffnet wurde. Nachdem die Feindseligkeiten zwischen den Amerikanern und den Engländern bei Lexington begonnen, beschloß der Convent die Errichtung eines stehenden Heeres und wählte 14. Juni 1775 einmüthig W. zum Obergeneral. Nur mit Mistrauen gegen sich selbst übernahm W. die schwierige Stellung, auch wies er jeden Gehalt zurück. Er fand die etwa 14000 Mann starke, aus den Colonialcontingenten und Milizen zusammengesetzte Armee vor Boston ohne Waffen und Munition, ohne irgendeine Organisation. Unter den größten Anstrengungen brachte er zwar einige Ordnung und Disciplin in die Masse, begriff aber bald, daß er sich nur auf Vertheidigung, auf Beobachtung und Ueberraschung des Feindes beschränken müsse. Durch dieses System, das er trotz Anfeindung festhielt, wurde er der Befreier seines Vaterlandes. (S. Vereinigte Staaten.) Er sorgte für Befestigung der Küsten, die Herstellung einer Flotille und drängte im März 1776 die Engländer aus Boston. Als der auf 35000 Mann verstärkte Feind im Aug. Neuyork besetzte, ging er nach einer Reihe unglücklicher Gefechte aus einer festen Stellung in die andere in das nördl. Gebirge zurück. Hunger, Kälte, Seuchen, Mangel an Kleidung rafften einen Theil seiner Streitkräfte hin. Ein anderer Theil benutzte den Ablauf der auf ein Jahr festgestellten Dienstzeit und verließ die Fahnen. Mit dem Reste von 2000 Mann mußte sich W. im Winter hinter den Delaware zurückziehen, wo er seine Armee wieder auf 6000 Mann brachte. Der Congreß führte jetzt eine dreijährige Dienstzeit ein und verlieh W. eine Art Dictatur. Am 25. Dec. 1776 wagte er einen kühnen Ueberfall der engl.-deutschen Soldtruppen bei Trenton, und 3. Jan. 1777 schlug er Cornwallis bei Princetown. Diese Erfolge hoben die Zuversicht der Amerikaner. Dennoch vermochte W. nicht, der Noth und Schwäche seines Heeres abzuhelfen. Am 13. Sept. schlug ihn Howe am Brandywinefluß, und als er letztern 4. Oct. bei Germantown angriff, mußte er ebenfalls der Geübtheit und Stärke der Engländer unterliegen.

Während ein amerik. Corps unter Gates mehr als 6000 Engländer bei Saratoga zur Capitulation zwang, war W. genöthigt, mit der Hauptmacht ein Lager in der Einöde von Valley-Forge, 6 St. von Philadelphia, wo das engl. Hauptquartier lag, zu beziehen und alle Leiden des Winters, des Hungers und Mangels jeder Art zu erdulden. Sein Heer schmolz hier vollends durch Verrätherei, Abfall und Widerspenstigkeit auf ein kleines, aber erprobtes Häuflein zusammen, welches jetzt erst durch den zum Generalinspector ernannten Deutschen Steuben tüchtig organisirt und disciplinirt wurde. W. bewährte damals die ganze Größe und Stärke seines Charakters, indem er auf seinem Posten ausharrte. Das Bündniß der Colonien mit Frankreich und des letztern Kriegserklärung an England gab der Sache der Amerikaner eine günstigere Wendung. Im Juni 1778 brach W. aus seiner Einöde hervor und überfiel den neuen engl. Oberbefehlshaber, Clinton, 29. Juni auf dem Rückzuge von Philadelphia nach Neuyork bei Monmouth. Hierauf nahm er eine Stellung bei Westpoint und hinderte dadurch die Engländer, sich aufs neue auszubreiten. Clinton spielte deshalb mit dem Frühjahre 1780 den Kriegsschauplatz in die südl. Colonien; allein W. ließ sich weislich nicht nachziehen. Er setzte mit seinen wenigen Mannschaften die Einschließung der engl. Hauptmacht in Neuyork fort, bis er endlich, durch die Ankunft Rochambeau's mit 6000 Franzosen verstärkt, aus der Rolle des Beobachters heraustreten und den Plan zu einem entscheidenden Schlage fassen konnte. Während er Clinton durch täuschende Bewegungen im Norden festhielt, wendete er sich, von dem franz. Admiral Grasse zur See unterstützt, nach Yorktown und zwang 19. Oct. 1781 7000

Engländer, die dasselbe besetzt hielten, zur Capitulation. W. hatte im Laufe des Kriegs die Engländer zwar nicht im offenen Felde geschlagen, aber ihre Kräfte durch sein zähes Beobachtungssystem so geschwächt, daß sie nach dieser Niederlage keine Unternehmung mehr wagten. Nachdem 30. Nov. 1782 in einem provisorischen Frieden die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannt worden, war es der innere Feind, gegen welchen sich die Aufmerksamkeit W.'s richten mußte. Im Heere, für dessen Zukunft der Congreß nicht die versprochene Sorge zu tragen schien, gab sich eine tiefe Unzufriedenheit kund, die jeden Augenblick in Empörung auszubrechen drohte. Sogar machte man W. von dieser Seite aus den Vorschlag zu Staatsstreichen, die auf Gründung einer Monarchie hinausliefen, die er aber mit größter Entrüstung zurückwies. Als endlich die Engländer 25. Nov. 1783 Neuyork räumten, entließ er die Reste seines Heeres in einem herzlichen Abschiede und begab sich nach Annapolis, wo er im Congreß sein Amt als Oberbefehlshaber niederlegte. Er zog sich dann als einfacher Pflanzer nach Mount-Vernon zurück und arbeitete mit Eifer an der Herstellung seines hart mitgenommenen Vermögens. Wol niemand wußte besser als er, wie nothwendig dem jungen Staatenverein eine Verfassung und Centralregierung wäre. W. schloß sich deshalb der sog. Föderalistenpartei an und half als Deputirter der Generalversammlung von 1787 die noch jetzt geltende Bundesacte entwerfen. Als im April 1789 die neue Verfassung in Wirksamkeit trat, übernahm er nach einstimmiger Wahl das Amt des Präsidenten. Inmitten des Parteikampfes, der die Union zu zerreißen drohte, ordnete er die Staatsschuld, die Landesvertheidigung, den Verwaltungsorganismus und den öffentlichen Unterricht und legte den Grund zu dem Straßen- und Kanalsystem des innern Verkehrs. Nach außen stellte er das Princip der Neutralität auf und begünstigte dadurch die Erneuerung des Handelsverkehrs mit England, der einen ungemeinen Aufschwung nahm. Nachdem die Präsidentenwahl 1793 nochmals auf ihn gefallen, steigerten sich für ihn die Schwierigkeiten durch das Verhältniß der Union zu dem revolutionären Frankreich. Gegen die Absichten der Demokratenpartei, welche die Unterstützung Frankreichs gegen England forderte, schloß W. einen vortheilhaften Handelsvertrag mit England und schickte sogar die Agenten des franz. Directoriums aus dem Lande, die das Volk offen für eine Empörung gegen den Präsidenten bearbeiteten. Der Anklagen, mit welchen man ihn überschüttete, müde, verbat er sich jedoch die abermalige Wiedererwählung zum Präsidenten und legte sein Amt mit einer herrlichen Ansprache an die Nation im März 1797 für immer nieder. Als aber im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich ernstlich drohte, bewog ihn der neue Präsident Adams, die Stelle eines Oberbefehlshabers nochmals anzunehmen. W. starb während der Spaltung mit Frankreich 14. Dec. 1799 zu Mount-Vernon infolge einer Erkältung. Erst nach seinem Hintritt fühlte man den ganzen Verlust dieses Mannes, und alle Parteien der Union ehrten ihn durch eine feierliche Trauer. W. führte eine glückliche, aber kinderlose Ehe. In seinem Testament gab er seine Sklaven frei; er stiftetete ansehnliche Vermächtnisse für Schulen und hinterließ den Rest des Vermögens einem Neffen. Seine Gebeine ruhen zu Mount-Vernon. Vgl. Marshall, «Life of W.» (2 Bde., 3. Aufl., Philadelphia 1832); Bancroft, «Essay on the life of W.» (neue Aufl., Boston 1851); Redding, «Life of W.» (2 Bde., Lond. 1835); Edmond, «The life and times of W.» (2 Bde., 3. Aufl., Lond. 1839). Sparks gab im Auftrage des Congresses eine Sammlung von W.'s officiellen und privaten Papieren nebst einer gründlichen Lebensbeschreibung («The works of W.», 12 Bde., 1834—37) heraus, die Guizot französisch (6 Bde., Par. 1840) und Raumer deutsch (2 Bde., Lpz. 1845) bearbeitete. Das neueste und populärste Werk ist Washington Irving's «Life of W.» (5 Bde., Neuyork 1855—58 u. öfter; deutsch, Lpz. 1856—59).

Washington, die Haupt- und Bundesstadt der Vereinigten Staaten, seit 1800 Sitz der Bundesregierung und des Congresses, liegt auf einer von zwei Armen des Potomac gebildeten Landzunge, in dem Districte Columbia (s. d.). Als man 1790 eine gemeinschaftliche Hauptstadt für die Union gründen wollte, gaben die Staaten Maryland und Virginia ein fast im damaligen Mittelpunkte der Republik belegenes Terrain dazu her, das 100 engl. Q.-M. umfaßte, und in dessen Mitte man die Stadt erbaute, die nach dem Helden der nordamerik. Freiheit benannt wurde. Man befolgte dabei einen weitläufigen und regelmäßigen Plan, der jedoch bei weitem noch nicht zur Ausführung gelangte, auch bereits manche Abänderungen erlitt. Das Terrain der Stadt enthält einige mäßige Erhöhungen, von denen zwei für das Capitol und das Haus des Präsidenten ausersehen wurden. Von dem Capitol, als dem Mittelpunkte des Bauplans, sollen nach allen Richtungen lange Avenues ausgehen, jedoch sind davon nur wenige wirklich vorhanden. Der Haupttheil der Stadt liegt jetzt sogar im Rücken, auf der Westseite des Capitols, und nur dieser trägt einen stadtähnlichen Charakter, während in den übrigen Rich-

tungen alles ein dorfähnliches Ansehen hat. Die Straßen laufen schnurgerade von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, sich unter rechten Winkeln schneidend. Fünf der Avenues gehen radienförmig von dem Capitol, ebenso viele von dem Präsidentenhause aus. Innerhalb des großen Stadtgebiets finden sich die Häuser bisjetzt nur partienweise hier und da vertheilt und die Paläste liegen isolirt. Die öffentlichen Gebäude sind mit großer Pracht ausgeführt; aber nur die nach antiken Mustern erbauten können auf architektonische Schönheit Anspruch machen. Das imposanteste und eins der schönsten öffentlichen Gebäude ist das Capitol, ein großer, massenhafter, im Mittelpunkt eines großen Vierecks aufgeführter Palast im griech., zumeist im korinth. Stil, in welchem seit 1800 der Congreß seine Sitzungen hält. Am 14. Aug. 1814 zerstörten die eingedrungenen Engländer unter Roß alle öffentlichen Gebäude der Stadt, die jedoch nach dem Frieden um so prächtiger wiederhergestellt wurden. Das neue Capitol, dessen Hauptgebäude 1818—27 emporstieg, tritt aus den an seinem Fuße befindlichen Parkanlagen in classischer Eleganz hervor. Seine Lage ist 38° 53′ 34″ nördl. Br., 59° 21′ 52″ westlich von Ferro, und nach seinem Meridian berechnen die Nordamerikaner die geogr. Länge aller übrigen Orte. Das Hauptgebäude ist aus behauenen Sandsteinen errichtet, 352 engl. F. lang, 121 F. tief und mit der von Crawford's Statue der Freiheit geschmückten Hauptkuppel des Mittelgebäudes 287 F. hoch. Die Fronte des letztern, nach Osten gerichtet, schmückt ein Porticus von 22 korinth., 38 F. hohen Säulen. Die beiden neuen Marmorflügel sind 238 F. lang und 140 F. tief und erst 1865 vollendet worden. Außer den Sälen des Congresses und der Bibliothek enthält das Capitol auch den Sitzungssaal des obersten Gerichtshofs der Union und an 70 Zimmer für verschiedene Ausschüsse und Beamten des Congresses. Am 2. Dec. 1852 brach eine Feuersbrunst im Capitol aus und vernichtete den größern Theil der Bibliothek. Die Amtswohnung des Präsidenten, gewöhnlich das Weiße Haus (White-House) genannt, liegt auf einer ähnlichen, aber geringern Erhöhung als das Capitol, 1½ engl. M. im Nordwesten von diesem, in der Mitte eines 20 Acres großen, parkähnlich angelegten Platzes. Es ist ein schönes Gebäude aus Quadersteinen, an der nördl. Fronte mit einem ionischen Porticus, an der südlichen durch eine kreisförmige Colonnade geziert. Oestlich wird es von dem großartigen Schatzdepartementsgebäude, westlich von dem Ministerium des Kriegs und der Marine begrenzt. Für das schönste Gebäude gilt das Generalpostamt, in antikem Stil und in weißem Marmor ausgeführt. Ganz in seiner Nähe liegt das kolossale Patentamt (Patent-Office) mit einem Porticus, der mit dem Parthenon zu Athen gleiche Ausdehnung hat. Es enthält das Naturalien- und ethnogr. Museum des Nationalinstituts sowie eine ausgezeichnete Modellsammlung. Im Bau begriffen war 1868 immer noch das Washingtonsmonument, ein kolossaler Obelisk, dessen Höhe auf 600 F. berechnet ist. Bemerkenswerth sind ferner das Marinearsenal, das Artilleriedepot und die Gebäude mehrerer wissenschaftlicher Institute. Von den öffentlichen städtischen Gebäuden ist nur das Stadthaus (City-Hall) zu erwähnen. Die 40 Kirchen der Stadt zeichnen sich architektonisch nicht aus. Außer vielen mittlern hat W. mehrere höhere Unterrichtsanstalten und sehr bedeutende wissenschaftliche Institute, wie die National Institution for the promoving of science mit ihrem ausgezeichneten Nationalmuseum, die Smithsonian Institution (s. d.), das 1842 gegründete, durch Maury berühmt gewordene National Observatory, die öffentliche Congreßbibliothek, welche mehr als 100000 Bände zählt und seit der ihr durch die Peter Force'sche Bibliothek gewordenen Erweiterung die werthvollste und bedeutendste Sammlung für amerik. Geschichte enthält. Außerdem besitzt W. einige zu wohlthätigen Zwecken gestiftete Gesellschaften. In Bezug auf Handel und Industrie ist die Hauptstadt der Union ohne Bedeutung. Der Congreß, welcher durchschnittlich nur sechs Monate im Jahre sitzt, ist kein Anziehungsmittel, eine zahlreiche Bevölkerung zur Niederlassung zu bewegen. Die nicht zu den schnell wechselnden Staatsdienern gehörige permanente Bevölkerung der Metropole, deren Zahl in den J. 1800—40 von 3210 auf 23364 und 1860 auf 61122 stieg (darunter 9202 freie Farbige und 1744 seitdem emancipirte Sklaven), besteht, abgesehen von den Familien der fremden diplomatischen Residenten, überwiegend aus Detaillisten und Krämern, Gastwirthen und Kosthausbesitzern. In der Nähe W.s befindet sich der schön angelegte Congreßkirchhof und Kriegsschiffwerfte der Union am Anacostia, über den eine 2375 Schritt lange Brücke führt. Nur 2 engl. M. oberhalb W., am linken Ufer des Potomac und am Anfange des Chesapeak-Ohiokanals, durch den von zwei Brücken überspannten Rock-Creek von der Bundesstadt getrennt, liegt **Georgetown**, City und Einfuhrhafen, mit 8733 E., 7 Kirchen und 7 höhern und mittlern Schulen, darunter das 1789 gegründete und 1815 vom Congreß zur Ertheilung von akademischen Graden autorisirte Georgetown-College unter Leitung der Jesuiten. — Außer

der Bundesstadt tragen in den Vereinigten Staaten den Namen W. 26 Counties oder Bezirke, 97 Townships oder Stadtgebiete, Städte und andere Ortschaften.

Washington-Territory heißt ein 1853 organisirtes Territorium der Vereinigten Staaten von America, das im N. an die engl. Besitzungen, im O. an das Gebiet Idaho, im Süden an den Staat Oregon und im Westen an den Stillen Ocean grenzt. Seine südl. Grenze bildet der Columbiafluß. Das Territorium umfaßt 69002 engl. Q.-M., und seine Bevölkerung betrug im J. 1860 11594 Seelen. Die reichen Hülfsquellen des Gebiets, bestehend in fast unerschöpflichen Waldungen und edlen Metallen, sind so gut wie noch gar nicht ausgebeutet. Das Klima ist mild und schön. Die Hauptstadt ist Olympia am Puget Sund, in 47° nördl. Br.

Wasser. Früher hielt man das W. für einen einfachen Grundstoff, für ein Element. Die Entdeckung der Zusammensetzung des W. gehört den Engländern Cavendish, Watt und Priestley, welche unabhängig voneinander und fast gleichzeitig 1781 das W. durch Verbrennung des Wasserstoffgases künstlich darstellten. Ihre Angaben bestätigten dann mehrere franz. Chemiker, besonders Lavoisier. Man fand, daß reines W. aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht und von jenem 11,11, von diesem 88,89 Gewichttheile enthält. In demselben Verhältnisse dem Gewichte nach, dem Raume nach im Verhältniß von 2:1 entwickeln sich beide Gase, wenn man das W. durch einen galvanischen Strom zersetzt. Läßt man durch ein Gemenge von zwei Volumen Wasserstoffgas und ein Volumen Sauerstoffgas einen elektrischen Funken schlagen, so vereinigen sich beide unter Detonation ohne Rückstand zu tropfbarem W. Das reinste W. ist dasjenige, das der in hohen Gegenden aufgefangene Regen oder Schnee liefert, worin sich keine Spur fremder Stoffe entdecken läßt. Da jedoch solches W. selten zu haben ist, so verschaffte man sich reines W. durch Destillation. Dasselbe ist in dem Zustande seiner Reinheit eine farblose, vollkommen durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Mitteltemperatur unserer Atmosphäre bleibt das W. stets flüssig; vermindert sich aber die Wärme bis unter den Nullgrad des Celsius'schen oder Réaumur'schen Thermometers, so gefriert es. In verschlossenen Gefäßen, oder wenn man die Oberfläche mit Oel bedeckt, kann es noch über 10 Grade unter Null flüssig bleiben, solange keine Bewegung stattfindet; es gefriert aber augenblicklich, sobald es geschüttelt wird. Wenn das W. erstarrt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, Krystallgestalt an. (S. Eis.) Die spießigen Krystalle setzen sich unter einem Winkel von 10—120° aneinander und bilden so die Dendriten an den Fenstern oder die sechszackige Gestalt des Schnees. W., welches andere Stoffe, z. B. Säuren, Salze u. s. w., enthält, gefriert in der Regel langsamer und zwar nach Verhältniß der Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Theil einer solchen Lösung erstarrt, so gefriert gewöhnlich nur das W., und die rückständige Auflösung ist dann um so viel mehr concentrirt, wie dies bei Wein, Bier, Essig und Kochsalz der Fall. Wenn das Eis aufthaut, erhalten sich die regelmäßigen Krystalle nebst den zuerst gebildeten Nadeln länger als das übrige, weniger regelmäßig Angeschossene. Die Dichtigkeit des W. ist nicht beim Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern erst bei 4° oder genauer 3,9° C. über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich aus, sowol beim Abkühlen als bei der Erwärmung. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper bestehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit. Das W. würde nämlich im Winter ziemlich bald, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden und in seiner ganzen Masse erstarren. So aber sinkt das W., sobald es bis zu 4° abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich alles W. diese Temperatur angenommen hat, so kann nur seine Oberfläche noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere W. leichter als das warme ist und das W., wie alle tropfbaren Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der Seen und Flüsse behält die angegebene Temperatur von ungefähr 4°. Es erleidet dies jedoch keine Anwendung auf das salzhaltige W. des Oceans. Wird das W. von 4° an erwärmt, so dehnt es sich allmählich aus, bis es bei 100° zu sieden anfängt. Im ganzen dehnt sich das W. von 0—100° um 42 Tausendtheile des Volumens aus, welches es bei 0° hat. Der Wasserdampf folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Wenn W. in einem verschlossenen Gefäße erhitzt wird, so gewinnt der Dampf nach und nach einen so hohen Grad von Elasticität, daß er die stärksten Gefäße zu zersprengen vermag. (S. Dampf.) Dem unsichtbaren Wasserdampf wird durch kalte Körper die Wärme entzogen; er verdichtet sich dann zu W. und wird sichtbar. Darauf beruht die Bildung der Wolken, der Nebel und die Entstehung anderer meteorolog. Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft und beschlagen kalte Körper in warmen Zimmern, welche feuchte Luft enthalten. Meteorwasser nennt man das als Dampf in die höhern Regionen geführte

W., das sich durch die Einwirkung kälterer Luftschichten in sichtbare Dünste umwandelt und bei stärkerer Verdichtung wieder auf die Erde ergießt. Es erscheint dann als Regen, Schnee und Hagel. Fast alles W. auf der Erde verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das auf die Erde fällt und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils von der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. Dieses in höher gelegenen Gegenden in die Erde eingedrungene W. tritt in den Quellen unserer Bäche und Flüsse wieder zu Tage. Die mineralischen Bestandtheile, welche es enthält, sind bei dem Durchsickern durch die Gebirgsmasse aufgelöst worden. (S. Mineralwasser.)

Wasserblei, s. Molybdän.

Wasserdicht nennt man Bekleidungsgegenstände u. s. w., wenn sie kein Wasser durch sich hindurchlassen, ja sogar an sich keinerlei nachtheilige Veränderung durch die länger fortgesetzte Einwirkung des Wassers erfahren. Es hält im allgemeinen nicht schwer, gewebten Stoffen die Eigenschaft der Wasserdichtigkeit zu ertheilen. Ein mehrfacher Anstrich von Leinölfirnis z. B. ertheilt diesen Stoffen die Wasserdichtigkeit im vollkommensten Grade, und das Wachstuch (s. d.) ist ein auf solche Weise wasserdicht gemachtes Fabrikat. Aber oft wünscht man die Wasserdichtigkeit ohne Veränderung des äußern Ansehens und ohne Beeinträchtigung der Leichtigkeit und Geschmeidigkeit hervorzubringen, und dies ist eine bisher nicht genügend gelöste Aufgabe. Zwar besitzen gewisse salzige Auflösungen (insbesondere essigsaure Thonerde, Kupfervitriol) die überraschende Eigenschaft, Leinwand, Tuch u. s. w., welche damit getränkt und wieder getrocknet werden, gegen das Wasserdurchlassen zu schützen. Allein diese Wirkung verschwindet, wenn die naßgewordenen Stoffe gedrückt oder gequetscht werden, und in starkem, anhaltendem Regen waschen sich die zur Zubereitung angewendeten Salze heraus, die Wasserdichtigkeit geht damit verloren. Leder wird wasserdicht gemacht durch tüchtiges Tränken mit Leinöl oder durch Lackiren. Wasserdichte Filzhüte haben statt des Leims, womit sonst die Hüte steif gemacht wurden, eine Steife von Schellack oder anderm Harz. Am meisten Eingang haben die mittels Kautschuk (s. d.) wasserdicht gemachten Zeuge zu Ueberröcken und Mänteln gefunden, welche zuerst von Charles Mackintosh (s. d.) fabricirt wurden und nach diesem den Namen erhielten. Dieselben sind zwar vollkommen wasserdicht, verhindern aber auch das Herausdringen der Körperausdünstung, sodaß sich der Schweiß auf ihrer Innenseite ablagert und sie den damit bekleideten Personen durch ein sehr lästiges Hitzegefühl unbequem werden.

Wasserfall, auch im besondern Katarakt (s. d.), nennt man die Stelle, wo ein fließendes Wasser von einem steilen Felsenabhang, der oft eine senkrechte Wand bildet, sich in die Tiefe herabstürzt. Die Erscheinung findet statt bei Bächen im Hochgebirge, die auf stufenförmige Felsenabsätze treffen, wo der W. hauptsächlich der Höhe wegen, von der er herabfällt, einen interessanten Anblick gewährt, und bei Flüssen und Strömen, wenn ihr Bette in seiner regelmäßigen Neigung durch einen plötzlichen steilen Abfall unterbrochen wird, wo der W. durch die Mächtigkeit der Wassermasse einen großartigen Eindruck hervorbringt. Es gibt sowol natürliche wie künstliche Wasserfälle, welche letztere den besondern Namen Cascaden (s. d.) führen. Zu den Wasserfällen im allgemeinen gehören auch die Stromschnellen, wo infolge einer steilern Absenkung oder einer Verengerung des Flußbettes oder infolge plötzlichen Zuströmens großer Wassermassen der Fluß sich mit reißender Schnelligkeit bewegt, sodaß die Schiffahrt mehr oder weniger gehindert, in den meisten Fällen selbst unterbrochen wird. Die schönsten und großartigsten natürlichen Wasserfälle kommen in Amerika und in Europa auf der Skandinavischen Halbinsel vor. Als besonders merkwürdig sind zu erwähnen in Amerika die Missourifälle, der W. des Rio-Vinagre bei Puracé, des Rio-Bogota bei Tequendama (beide in Neugranada), des Niagara, an die sich noch der Fall des Paraná in Paraguay anschließt sowie mehrere sehr bedeutende in Californien, und die Trentonfälle im Staate Neuyork; in Afrika die Katarakten des Nil und die Victoriafälle des Zambesestroms; in Europa der Rjukandfoß in Obertellemarken und der Vöringsfoß in Norwegen, in Schweden der W. Trollhätta der Göthaelf bei Gothenburg, der Fall der Dalelf bei Elfkarleby und der Lundelf; ferner die Wasserfälle beim Berge Marboré in Spanien, des Velino bei Terni und der Cettina beim Dorfe Duare in Dalmatien; der Rheinfall bei Schaffhausen, der Staubbach im Thale von Lauterbrunnen, der wegen der größern Wassermenge noch schönere, aber weniger hohe Fall des Reichenbach bei Meiringen, der Gießbach am Brienzersee und der Handeckfall im Haslithale; der Krimmlfall und der Gollingfall im Salzburgischen. Schöne künstliche Wasserfälle sind in Frankreich zu Marly unweit Versailles und zu St.-Cloud; bei dem Lustschlosse Loo in Geldern; auf der Wilhelmshöhe bei Kassel.

Wasserfarben nennt man in der Malerei alle Farben, die blos mit einfachem oder mit

Leim, Gummi u. s. w. versetztem Wasser aufgelöst werden. Zur Wasserfarbenmalerei gehört sowol die Aquarellmalerei (s. d.) mit durchsichtigen Farben, wie die Gouachemalerei (s. d.) mit Deckfarben. Beide Arten lassen sich auch verbinden, indem man mit Deckfarbe untermalt und mit durchsichtiger lasirt, wodurch man eine ungemeine Kraft und Klarheit erzielt, die jedoch mit der Zeit schwindet, weil die letztern Farben, die meist aus Pflanzenstoffen bereitet sind, durch das Licht aufgezehrt werden.

Wasserfenchel (Oenanthe Phellandrium) heißt eine an Gräben und Teichen häufig vorkommende Pflanze aus der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Doldengewächse mit büschelig-faseriger Wurzel und starkem hin- und hergebogenem Stengel, der an seinem untern aufgetriebenen Ende einer fächerigen Möhre ähnelt, 2—4 F. hoch wird und drei- und mehrfach fiederschnittige Blätter und vielstrahlige hüllenlose Dolden trägt, aus deren kleinen weißen Blüten sich kegelförmig-walzige, gestielte, kahle, von dem stehenbleibenden gezähnten Kelche und den beiden Griffeln gekrönte Früchte entwickeln. Die eigenthümlich aromatisch, aber unangenehm riechenden Früchte (Semina Foeniculi aquatici) sind, wenn auch kein Specificum gegen Lungenschwindsucht, wie man sonst meinte, doch bei mehrern Lungenkrankheiten mit gutem Erfolg anzuwenden. In Menge genossen, sollen dieselben angeblich Kopfschmerzen, Schwindel, Beängstigungen, sogar Delirium veranlassen.

Wasserglas ist, wie das gewöhnliche Glas, eine chem. Verbindung von Kieselsäure und Kali, nur daß das W. bedeutend kalihaltiger als das gewöhnliche Glas ist. Man erhält das W. durch Zusammenschmelzen von 15 Theilen Quarz oder reinstem Sand (Kieselsäure) mit 10 Theilen Pottasche (kohlensaures Kali) und 1 Theil Kohle. Das W. hat die Eigenschaft, in kochendem Wasser sich zu lösen und beim langsamen Eintrocknen zu einer glasigen Masse zu erhärten. Man benutzt es sehr mannichfach, theils um Stein, Porzellan oder Glas zu kitten, theils um wasserdichte Maueranstriche zu machen, theils um Farben auf Zeugen und andern Unterlagen zu fixiren. Die bemerkenswertheste Anwendung hat man von ihm in der Frescomalerei gemacht. Wenn nämlich W. mit Kalk und andern Metalloxyden zusammenkommt, so bilden sich sehr wenig angreifbare, in Wasser unlösliche Verbindungen. Trägt man aus solchen Metalloxyden bereitete Farben auf eine mit W. befeuchtete Kalkwand und bespritzt das Gemälde dann hinterher nochmals mit Wasserglasauflösung, so wird es unzerstörbar durch den Einfluß der Atmosphärilien. (S. Stereochromie.)

Wasserheilanstalten, s. Kaltwassercur.

Wasserheizung, s. Heizung.

Wasserhose, Wettersäule, Trombe, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche sich bisweilen auf dem Meere zeigt. Aus dem untern Theile einer dunkeln Wolke senkt sich nämlich ein spitzer Zipfel zum Meere nieder; das Meer beginnt unter ihm zu dampfen und erscheint wie ein rauchender Ofen. Der Zipfel der Wolke sinkt immer tiefer herab und erreicht endlich die Oberfläche des Meeres, das um sein Ende ein buschähnliches Wasserspiel erzeugt. Die Erscheinung rotirt wie ein Kreisel um ihre Achse und schreitet dabei langsam vorwärts; in ihrem Innern zeigen sich öfter Blitze. Die W. entstehen meist nur in der Nähe des Landes, wo unbeständige Winde und wechselnde Temperaturen herrschen, und sind, wenn auch nur im kleinen, den Cyklonen oder Wirbelstürmen analoge Erscheinungen. Eine elektrische Wolke (Gewitterwolke) senkt sich, durch das Meer angezogen, nieder, und spitzt sich an ihrem untern Theile zu einem Kegel zu, der wegen der auf ihm vorhandenen größern Dichtigkeit der Elektricität immer stärker von dem Meere angezogen wird, das öfter auch durch sein eigenes Aufsteigen ihm entgegenkommt. Ist die Vereinigung geschehen, so entladet sich die Wolke durch die hergestellte Verbindung mit einem eigenthümlichen rasselnden Geräusch und, wie schon erwähnt, öfter selbst mit Blitzen. Das aus einem solchen W. auf Schiffe fallende Wasser ist nicht salzig; es rührt also von den in der Luft condensirten Wasserdämpfen her. Aehnliche Erscheinungen auf dem Lande heißen Landhosen oder Sandhosen, auch Windhosen.

Wasserhuhn (Fulica), ein Wadvogel mit kurzen, aber nackten Beinen, kenntlich durch den an der Wurzel in einer Stirnplatte verbreiterten Schnabel und die mit einer lappig eingeschnittenen Haut gesäumten Vorderzehen. Europa besitzt nur eine Art, das schiefergrau gefärbte schwarze W. (F. atra), wegen seiner weißen Stirnplatte auch Weißbläßhuhn genannt. Schilfbewachsene Weiher sind sein Lieblingsaufenthalt, seine Nahrung Würmer, Insektenlarven, Schnecken und Wasserpflanzen. Es fliegt und läuft schlecht, schwimmt und taucht jedoch geschickt und lebt gesellig und mit andern Wasservögeln verträglich.

Wasserjungfern, s. Libellen.

Wasserkopf (Hydrocephălus) oder Wassersucht des Schädelinhalts nennt man im allgemeinen jede Ansammlung von wässeriger Blutflüssigkeit in der Schädelhöhle, in der Substanz des Gehirns sowol als in seinen Höhlen und an seiner Oberfläche. Im besondern bezeichnet man aber mit W. die Wassersucht der Gehirnhöhlen, und zwar die angeborene. Bei dieser Wassersucht sind die Hirnhöhlen sehr stark ausgedehnt und das diese umgebende Gehirn entsprechend verdünnt. Der Kopf ist gewöhnlich größer als bei gesunden Kindern gleichen Alters; die Stirn springt hervor; das Gesicht ist klein, nach dem Kinn zugespitzt, greisenhaft; der ganze Körper zeigt sich schlecht entwickelt. Meist vermögen die Kinder den schweren Kopf nicht aufrecht zu halten, er sinkt der Schwere nach zur Seite oder nach vorn. In gleicher Weise bleibt die Entwickelung der gesammten geistigen oder körperlichen Fähigkeiten zurück. An dieser unheilbaren Krankheit leidende Kinder sterben oft schon im ersten Lebensjahre, nur wenige erreichen das Alter der Geschlechtsreife. Die nach der Geburt auftretende Wassersucht des Gehirns und seiner Höhlen verläuft entweder acut oder chronisch, im erstern Falle unter Erscheinungen, welche denen der Gehirnentzündung ähnlich sind. Die chronische Wassersucht bietet vorwiegend die Zeichen der Gehirnlähmung dar. Als acuten Hydrocephalus pflegt man auch die Entzündung der weichen Hirnhaut, eine schnell und meist tödlich verlaufende Krankheit, zu bezeichnen.

Wasserkünste nennt man gewisse in großem Maßstabe ausgeführte Vorrichtungen zur Hebung und Bewegung des Wassers. Es gehören hierher namentlich die Heb- und Druckwerke (s. d.), womit das Wasser aus Bergwerksgruben gehoben und abgeführt, oder aus Flüssen auf die Höhe thurmartiger Gebäude (Wasserthürme) geschafft wird, von wo es dann mittels Rohrleitungen in bewohnten Orten vertheilt werden kann. Ferner führen den Namen W. Pumpvorrichtungen zur Speisung von Springbrunnen an solchen Orten, wo kein natürliches Gefälle hierzu vorhanden ist. Endlich bezeichnet man mit W. allerlei Combinationen von Cascaden, springenden Fontainen u. dgl. als Gegenstand des Vergnügens.

Wasserleitung ist jede Vorkehrung, um mittels Röhren aus Holz, Eisen, gebranntem Thon u. s. w. oder mittels offener, aus Stein oder Holz construirter Gerinne oder Kanäle Wasser zu bestimmten Verbrauchszwecken fortzuleiten. Schon im Alterthum hatten die offenen W. (Aquäducte) der Römer zur Versorgung der Städte mit Trinkwasser auf meilenlange Entfernungen eine Berühmtheit erlangt; in der neuern Zeit sind an deren Stelle die häufig mit Maschinenkraft betriebenen Röhrenleitungen getreten. Die letztern verfolgen meistens den Zweck, Städte nicht sowol mit Trinkwasser als vornehmlich mit dem zum Kochen, Waschen, Baden, zum Gewerbebetriebe, zur Straßenreinigung, zur Feuerlöschung, zu Fontainen und andern Zwecken dienlichen Wasser derart zu versorgen, daß dasselbe in die einzelnen Wohnungen und Verbrauchsstellen geleitet und daselbst in reichlichem Maße zur Disposition gestellt wird. In dieser Weise sind bereits viele Städte mit W. versehen, und stets mehrt sich die Zahl der neuen Anlagen. Die allgemeine Einrichtung, welche mit geringen Modificationen fast überall zur Ausführung gebracht ist, besteht in Folgendem. Ein benachbarter Fluß (auch Quellen) liefert das erforderliche Wasser. Dasselbe wird durch künstliche oder natürliche Filter geklärt und einem Pumpwerke zugeführt, welches mittels einer Dampfmaschine betrieben wird. Die Maschine treibt das Wasser nicht immer direct in das Röhrennetz, sondern hebt dasselbe zunächst in ein hochgelegenes Reservoir, das Hochreservoir. Von diesem Reservoir aus gelangt das Wasser in das Röhrennetz, welches sich über die Stadt verbreitet und das Wasser den einzelnen Verbrauchspunkten zuführt. In der Regel füllt die Maschine während des Tages das Hochreservoir und treibt zugleich Wasser in das Röhrennetz, ruht aber während der Nacht, sodaß sich in dieser Zeit das Hochreservoir allmählich entleert. Das Hochreservoir hat den Zweck, die Maschinenarbeit während der Tageszeit zu reguliren, den Stillstand der Maschine während der Nachtzeit zu ermöglichen und für Nothfälle ein gewisses Wasserquantum an einem hochgelegenen Orte aufzuspeichern. Wenn kein Hochreservoir vorhanden ist, wenn also das Wasser von der Dampfmaschine direct in die Röhren gedrückt wird, ist ein sog. Druckthurm angebracht, welcher ein vertical stehendes, oben offenes Standrohr enthält. Dieses Rohr steht unten mit dem Röhrennetze in Verbindung und gestattet dem momentan zuviel gepumpten Wasser den Eintritt und eventuell den Ausfluß am obern Ende, schützt also das Röhrennetz und die Maschine vor zu stark anwachsendem Drucke, indem es wie ein Sicherheitsventil wirkt. Der billige Preis, für welchen große W. das Wasser zu liefern vermögen, hat unmittelbar einen reichlichern Verbrauch desselben zu Haushalts- und zu öffentlichen Zwecken zur Folge, und dieser Umstand verleiht jenen Anlagen einen ganz besondern Werth vom Gesichtspunkte der Volkswirthschaft, der Gesundheitspflege, der öffentlichen und privaten Reinlichkeit und der Feuersicherheit. Der Wasserverbrauch steigt durch derartige Anlagen bis auf

10 Kubikfuß pro Kopf der Bevölkerung täglich. Die Kosten der W. belaufen sich für Hamburg auf 1¾, für Berlin auf 3¼, für Lyon auf 3½, für Marseille auf 9, für Neuyork auf 14¼, für London auf 47½ Mill. Thlr.

Wasserlilie (Seelilie), s. Nymphaea.

Wasserlinse, s. Lemna.

Wassernuß, s. Trapa.

Wasserpfeffer, s. Knöterich.

Wasserprobe, s. Ordalien.

Wasserregal nennt man das in Deutschland allmählich zur Regalität (s. Regalien) erhobene Recht des Staats auf die Benutzung schiffbarer Flüsse, während an den übrigen Gewässern ein solches allgemeines Regal nicht vorkommt, daher auch die Benennung W. nicht ganz richtig ist. Nicht zu verwechseln ist das W. mit der Wasserhoheit, welche die Staatsgewalt über alle Gewässer ihres Gebiets als Oberaufsichtsrecht über deren Benutzung ausübt. Das W. bezieht sich 1) auf den Gebrauch des Wassers solcher Flüsse als bewegender Kraft, zur Anlage von Mühlen und der dazugehörigen Wehre und zu Gräben, welche niemand eigenmächtig unternehmen darf; auf Schiffahrt und Holzflößen nebst den erforderlichen Schleusen, Uferbauten, Landungsplätzen, Leinpfaden und Krahnen; auf Bewässerungsanlagen, Brücken und Fähren; 2) auf Grund und Boden, das Flußbett und die Ufer, insofern sie zur Benutzung des Wassers nöthig sind, die im Flusse entstehenden Inseln; 3) auf die Fischerei und was sonst etwa im Wasser gewonnen werden kann, z. B. Perlen u. s. w. Die Nutzungen bestehen insbesondere in den Abgaben, welche von Schiffahrt, Mühlen, Fähren, vom Fischen u. s. w. erhoben werden, insofern dies alles andern Personen gestattet wird.

Wasserrose (Seerose), s. Nymphaea.

Wasserscheide, s. Fluß.

Wasserscheu, s. Hundswuth.

Wasserschraube, s. Archimedische Schraube.

Wasserstoff oder Hydrogen heißt der in Verbindung mit Sauerstoff das Wasser bildende Grundstoff. Derselbe wurde 1781 von Priestley und Cavendish entdeckt. Der W. ist, wie der Sauerstoff, in freiem Zustande gasförmig, bisjetzt noch unter keinem Drucke flüssig gemacht, farblos, sehr leicht und fein, weshalb er zur Füllung der Luftballons angewendet wird, und mit blaßblauer Flamme brennbar. Das Product seiner Verbrennung, welche, wenn er gerade mit Sauerstoff oder Luft in den gehörigen Verhältnissen gemengt ist, mit heftiger Detonation stattfindet, ist Wasser. Der W. kann das Athmen und das Verbrennen nicht unterhalten. Derselbe wird dargestellt durch Zersetzung des Wassers mittels glühenden Eisendrahts, oder durch Auflösung gewisser Metalle, wie des Zinks oder Eisens, in verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure, oder endlich durch elektrische Zersetzung des Wassers. Er verbindet sich noch mit vielen andern Stoffen zu meist gasförmigen Verbindungen, z. B. mit dem Chlor zu Salzsäure, mit dem Schwefel zu Schwefelwasserstoff, mit dem Phosphor zu Phosphorwasserstoff. Mit Kohle gibt er die Kohlenwasserstoffarten, wie das Leuchtgas, das Sumpfgas, das Terpentinöl, das Steinöl. In gewisser Beziehung hat der W. Aehnlichkeit mit den Metallen, was besonders bei den complicirtern Verbindungen des W. deutlich hervortritt. Außer zum Füllen des Luftballons dient der W. zum Löthen und zur Erzeugung des Siderallichts. In neuerer Zeit ist auch versucht worden, ihn zur Beleuchtung und Heizung im großen anzuwenden.

Wassersucht (Hydrops) nennt man die Anhäufung von aus dem Blute stammender Flüssigkeit in den Leibeshöhlen und in den Geweben. Diese Anhäufung entsteht infolge von Nierenerkrankung (mit unterdrückter oder beschränkter Harnabsonderung) oder infolge von allgemeinen oder örtlichen Kreislaufsstörungen. Allgemeine Kreislaufsstörungen dieser Art sind z. B. Herzkrankheiten. Die örtlichen, zu W. führenden Kreislaufsstörungen sind verschiedener Natur und bestehen meist in Verschluß größerer Blutgefäße, z. B. der Pfortader durch Krebsgeschwülste oder durch Entartung der Leber u. s. w. Die bei Entzündungen einzelner Organe auftretenden örtlichen W. hängen von einer Lähmung der Blutgefäße (der Gefäßnerven) und Verschluß der Lymphgefäße (s. d.) ab. Je nach den verschiedenen Oertlichkeiten werden die W. verschieden benannt. Die W. der Gewebe heißt Hydrops anasarca oder Oedem, die der Bauchhöhle Hydrops ascites, die der Schädelhöhle Hydrocephalus (s. Wasserkopf). Die sog. Brustwassersucht ist keine eigentliche W. Man bezeichnete mit diesem Namen verschiedene Lungenkrankheiten, vor allen den bei Lungenemphysem auftretenden Katarrh.

Wasserwage oder Libelle ist ein Instrument, welches dazu dient, eine Ebene in Bezug

auf ihre Horizontalität zu prüfen oder einen Apparat in horizontale Lage zu bringen. Es besteht im allgemeinen in einem Gefäße, das mit Wasser gefüllt ist, und beruht auf dem Gesetze, daß die Oberfläche einer Flüssigkeit immer eine horizontale Ebene bildet. Die gewöhnliche W., welche aus einer Metallröhre mit zwei an ihren Enden aufrechtstehenden Glascylindern besteht, wurde früher in Ermangelung besserer Instrumente zum Nivelliren benutzt, indem die beiden Wasserspiegel in den Glascylindern eine horizontale Visirlinie angaben. Die eigentlichen Libellen, welche zur horizontalen Aufstellung von Meßinstrumenten, Fernröhren u. s. w. dienen, sind dosen- oder röhrenförmige ringsum geschlossene, mit Wasser oder Weingeist gefüllte Behälter (Dosen- oder Röhrenlibellen), in welche eine Luftblase eingelassen ist. Wenn die Libelle horizontal steht, nimmt diese Luftblase eine auf der obern Glasbedeckung markirte Stelle ein. Die Stellung des in horizontale Lage zu bringenden Instruments wird nun mittels Stellschrauben so regulirt, daß die Luftblase die gedachte Stelle einnimmt.

Wasserweihe heißt das hohe Fest, welches die griech. Kirche am 6. Jan., dem Epiphaniastage, zum Andenken an die Taufe Jesu feiert. Hierzu wird ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit Nadelholzzweigen verziert; auch werden Hütten von solchen Zweigen errichtet, um in denselben die Heiligenbilder, namentlich Johannes den Täufer, aufzustellen. Nach beendigtem Kirchendienst zieht die Geistlichkeit mit der Gemeinde unter Gesang nach dem Flusse, wo der erste Priester das Wasser, das man nun Jordan nennt, durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen des Kreuzes weiht. Dann taucht der Priester eine Quaste in das geheiligte Wasser und besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Nach verschiedenen Gebeten und Gesängen, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, füllt man Flaschen und Schüsseln mit demselben, um es wider leibliche und geistige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in das Wasser getaucht. In Rußland nimmt in der Regel die kaiserl. Familie mit dem ganzen Hofstaate theil an dem Feste, und das dabei paradirende Militär begleitet die Weihe mit Salven.

Wasserzeichen heißen Zeichnungen oder Buchstaben im Papiere, welche durch größere Helligkeit auffallen, wenn man das Blatt gegen das Licht gehalten betrachtet. Sie haben ihren unmittelbaren Grund darin, daß das Papier an den betreffenden Stellen dünner ist als übrigens, und werden auf verschiedene Weise hervorgebracht. In dem auf Handformen geschöpften Papiere entstehen sie bei der Verfertigung der Bogen unmittelbar, indem man die gewünschten Figuren oder Schriftzeichen aus Draht oder Blech gebildet als niedrige Reliefs auf dem Drahtgeflechte der Form anheftet. Dem Maschinenpapiere gibt man sie mittels einer aus Drahtgeflecht gebildeten und mit ähnlichen Reliefs versehenen Walze, unter welcher auf der Papiermaschine selbst das noch ganz frische (nasse und weiche) Papiere durchgeht, sodaß die Zeichen sich in dasselbe eindrücken. Ganz fertigem, trockenem Papiere kann man W. durch Aufpressen entsprechender Stempel unter sehr starkem Drucke ertheilen, weil die comprimirten und somit dünnern Stellen durchscheinender werden. Ursprünglich brachte man die W. nur an, um das Papier mit der Firma des Fabrikanten oder gewissen zur Sortenbezeichnung dienenden Emblemen zu versehen; neuerlich benutzt man sie bei Papiergeld, Staatspapieren u. dgl. in der Absicht, deren Nachmachung zu erschweren, wiewol sie in dieser Beziehung nicht von so großem Werthe sind, als gewöhnlich geglaubt wird.

Wasserziehen der Sonne nennt man die Erscheinung am Himmel, bei der die Sonnenstrahlen nur durch Lücken zwischen den Wolken dringen und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, während die angrenzenden dunkel bleiben, weshalb die erstern als helle Streifen auf dunkelm Grunde erscheinen. Da diese Erscheinung nur bei in der Luft vorhandenem reichlichem Wasserdampf möglich ist, so schließt man von ihr nicht ohne Grund auf bald zu erwartenden Regen.

Waterford, die östlichste Küstenlandschaft und Grafschaft der Provinz Munster in Irland, zwischen dem Meere im Süden, Cork im Westen, Tipperary im Norden, Kilkenny und Werford im Nordosten und Osten, hat ein Areal von 34 Q.-M. Das Land ist sehr bergig. Seine Gebirge haben, obwol nirgends bis 2500 F. hoch, doch ein eigenthümliches, höchst malerisches Ansehen und bieten, in Verbindung mit den kleinen Seespiegeln, den üppigen Ackerfeldern und Wiesengründen der Thäler, oft überraschend schöne Ansichten dar. Die höchsten Berge sind der Knockmealdown im Norden von Lismore (2448 par. F.), der Comeragh (2436 F.) und der Knockanaffrin (2317 F.). Unfern der Dungarvanbai erheben sich die Ardmore-Mountains und die Sleges, welche drei ungeheuern Haken gleich über den Meeresspiegel emporsteigen. Doch erreicht der höchste Punkt, der Slieve-Grian, nur 888 F. Die Küste ist mit Klippen und Riffen besäet. Die bedeutendsten Flüsse sind der Suir, welcher, vereinigt mit dem Barrow, in die

geräumige und sichere Bai von Waterfordhaven mündet; im Südwesten der Blackwater, der mit seiner ebenfalls breiten Mündung in die Youghalbai übergeht. Beide gleichen in ihrem untern Laufe schmalen Meeresarmen und sind meilenweit für Seeschiffe aufwärts fahrbar. Es fehlt dem Lande nicht an Eisen, Kupfer und andern Mineralien; allein aus Mangel an Holz und Steinkohlen beschränkt sich der Bergbau auf etwas silberhaltiges Blei. Die Thäler haben, besonders im Südosten, sehr fruchtbaren Boden, der Weizen, Hafer, Flachs und Kartoffeln erzeugt, deren Anbau hier zuerst in Europa begonnen haben soll. Bedeutender als der Ackerbau ist die Viehzucht, begünstigt von Bergweiden und üppigem Wiesenwuchs. Auch fehlt es nicht an großen Marsch- und Torfstrecken. Man rechnet auf das Ackerland 21, auf die Kleefelder und Wiesen 5, auf die Wälder $6^1/_2$ Proc. des Areals. Die Rinder- und Schweinezucht liefert Butter und Käse, Salzfleisch und Speck für den Ausfuhrhandel. Dieser und Fischerei, Whiskybrennerei und Leinweberei bilden die Hauptnahrungszweige der Einwohner, deren Zahl 1841—61 von 172971 auf 134336 (davon 98 Proc. katholisch) herabsank. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament, drei andere die Städte. — Die Hauptstadt und City W., am südl. Ufer des Suir, unweit von dessen Vereinigung mit dem Barrow gelegen, einer der ersten Hafenplätze Irlands, für den auswärtigen wie für den innern Handel gleich günstig gelegen, ist Sitz eines kath. Bischofs und zählt 23220 (im District 29160) E. Der geräumige Waterfordhaven, den eine kleine Festung deckt, ist zugleich die Station der Packetboote aus Milfordhaven in Wales. Neben dem sehr bedeutenden Handel mit Getreide, Mehl, Rübsamen, besonders aber mit Talg, Butter und eingeschlachtetem Fleisch wird starker Herings- und Stockfischfang betrieben, der jährlich über 60 eigene Schiffe in Neufundland beschäftigt. Die Industrie beschränkt sich auf Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Schiffbau, Stärke- und Glaswaarenfabrikation. Dagegen sind die Schlächtereien von großer Bedeutung. Außer den Quais, in welchen Schiffe bis zu 800 Tons anlegen können, zeichnen sich nur die zierliche Börse, die neue Gerichtshalle, das Grafschaftsgefängniß und die prot. Kathedrale aus. Außerdem sind bemerkenswerth das vom Dänen Reginald im 11. Jahrh. erbaute Castell, eins der ältesten Schlösser Irlands, das alte Rathhaus, das Zucht- und Arbeitshaus, das Theater, das Zollhaus, mehrere Kirchen und einige Schulhäuser. Im J. 1860 gehörten zum Hafen 185 Schiffe von 26962 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe belief sich auf 51528 Tons im auswärtigen, auf 599450 im Küstenhandel. Andere Orte der Grafschaft sind: Dungarvan, ein Parlamentsborough, Markt- und Hafenstadt an der Dungarvanbai, mit Seebädern, Fischereien und 5881 E.; Lismore am Blackwater, ehemals einer der bedeutendsten Orte Irlands, der zur Hälfte aus Mönchsklöstern bestand und daher noch jetzt in dem Rufe der Heiligkeit steht, mit 2089 E., einer Kathedrale und einem schönen Schlosse des Herzogs von Devonshire.

Waterloo, ein Dorf in der belg. Provinz Südbrabant, mit 3500 E., an der Straße von Charleroi nach Brüssel, am Eingange des Waldes von Soignes, ist geschichtlich durch die große Schlacht, welche Napoleon hier in der Umgegend 18. Juni 1815 gegen Wellington und Blücher verlor und die dem franz. Kaiserreich zum zweiten mal ein Ende machte. Die Briten benannten die Schlacht vom Dorfe W., weil Wellington daselbst sein Hauptquartier hatte; die Franzosen bezeichneten sie nach dem Dorfe Mont-St.-Jean, dem Schlüssel der brit. Stellung; die Preußen gaben ihr den Namen vom Meierhofe Belle-Alliance, wo das franz. Centrum stand. Nachdem Wellington am Morgen des 17. Juni die Niederlage der Preußen bei Ligny und deren Rückzug auf Wavre erfahren, brach er um 10 Uhr von Quatre-Bras auf, wo er während der Schlacht von Ligny mit Ney gekämpft hatte, und nahm eine Stellung zwischen dem Städtchen Braine-la-Leud und dem Meierhofe Papelotte. Die Zusicherung Blücher's, daß ihn derselbe im Falle eines Angriffs von seiten Napoleon's mit seiner ganzen Macht unterstützen würde, bewog ihn, in dieser Stellung zu verharren. Napoleon hatte 17. Juni Grouchy mit 34000 Mann zu spät zur Verfolgung Blücher's abgeschickt, während er selbst mit der Hauptmacht auf Frasnes ging und sich dort mit dem Corps Ney's vereinigte. Er hielt Wellington auf dem Rückzuge nach Brüssel begriffen; als er denselben aber in seiner Stellung fand, faßte er den Entschluß, ihn anzugreifen. Die brit.-niederländ. Armee unter Wellington zählte 70000 Mann, mit 13000 Pferden und 159 Geschützen; sie war bereits am Morgen des 18. Juni in Schlachtordnung aufgestellt. Drei engl. und zwei niederländ. Divisionen unter den Generalen Alten, Collaert und Chassé, die vor dem Dorfe Mont-St.-Jean standen und auch die weiter vorliegende Meierei La-Haye-Sainte an der Straße von Charleroi besetzt hielten, bildeten das Centrum. Der rechte Flügel, aus zwei engl. Divisionen und der Division Braunschweig bestehend und von Cook und Clinton befehligt, lehnte sich an die Straße von Nivelles und hatte das Schloß Goumont (Hou-

gomont) stark besetzt. Der linke Flügel, aus zwei engl. und einer niederländ. Division zusammengesetzt, stand unter den Generalen Picton, Lambert und Perponcher und dehnte sich bis La-Haye und Papelotte aus; die Reserve stand hinter Mont-St.-Jean. Die Streitkräfte, über welche Napoleon zu verfügen hatte, bestanden aus 3 Infanteriecorps, 2 Cavaleriecorps und den Garden und zählten 72000 Mann mit 15000 Pferden und 240 Geschützen. Um 9 Uhr am 18. nahmen die Franzosen ihre Schlachtstellung ein. Ihr Centrum stand am Meierhofe Belle-Alliance; ihr linker Flügel reichte bis an die Straße von Nivelles; der rechte zog sich bis Frischermont. Erst um $11^1/_2$ Uhr gab Napoleon das Zeichen zum Angriff. Derselbe begann auf dem linken franz. Flügel, wo sein Bruder Hieronymus das Gehölz von Goumont angriff. Der Kampf um Schloß und Park Goumont dauerte zu lange, um den Hauptangriff noch zu verzögern, der gegen den linken engl. Flügel gerichtet war. 70 Geschütze leiteten ihn ein. Dann gingen vier große Angriffsmassen, jede aus einer ganzen Division gebildet, in den Thalgrund hinab. Hier entbrannte der Kampf zuerst um die Meierei La-Haye-Sainte, während drei jener Massen den jenseitigen Thalrand erstiegen. Diese wurden mit schwerem Verluste zurückgeworfen. 16 engl. Escadrons verfolgten sie wild bis über den Grund, wurden aber drüben von franz. Reiterei umfassend angegriffen und verloren die Hälfte ihrer Mannschaft. Jetzt ließ Napoleon durch Ney einen Massenangriff von zwei Kürassierdivisionen unter Milhaud auf das engl. Centrum unternehmen, um dasselbe zu durchbrechen. Der Angriff wurde mit Ungestüm ausgeführt, scheiterte aber, ohne ein einziges engl. Quarré zu sprengen. Auch ein zweiter Angriff Kellermann's mit acht Cavalerieregimentern, obwol mehrmals heldenmüthig wiederholt, glückte nicht, weil ihn Napoleon nicht mit Infanterie unterstützen konnte.

Schon früher hatten sich in der rechten Flanke der franz. Aufstellung preuß. Abtheilungen gezeigt. Napoleon glaubte aber nicht, daß Blücher, den er vernichtet zu haben wähnte, hier eintreffen könne. Um $^1/_2$5 Uhr brach aber Bülow's Corps aus dem Walde von Soignes hervor, und Napoleon, der dies noch immer für ein vereinzeltes Detachement hielt, schickte zuerst nur das 6. Corps entgegen. Als sich aber noch mehrere feindliche Streitkräfte dort entwickelten, ließ er endlich die Junge Garde dahin abrücken, mit welcher die Preußen lange um das Dorf Planchenoit kämpften. In der Front setzte Ney die Schlacht nach der Niederlage der Cavalerie hinhaltend fort. Um 7 Uhr, da alles darauf ankam, die Briten vor Ankunft der Preußen zu vernichten, ordnete Napoleon den Hauptschlag mit Aufbietung aller Kräfte an. Auch die Alte Garde, seine letzte Reserve, wurde dazu verwendet; nur ihr 1. Grenadierregiment blieb auf der Höhe bei dem Meierhofe La-Belle-Alliance stehen. Wellington, dessen Heer kaum noch 30000 kampffähige Mannschaften zählte und ganz erschöpft war, befand sich in der bedenklichsten Lage. Dennoch hielten seine Truppen jenem mit aller Kraft unternommenen Angriffe Stand, und jetzt rückte auch Blücher's rechter Flügel, das 1. Corps (Ziethen), auf dem linken der Engländer in die Schlacht ein. Die Preußen, deren Erscheinen belebend auf die Briten wirkte, griffen hier sogleich die verloren gegangenen Meierhöfe im Grunde an. Wellington gab seinem Heere den Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegen die nach ihrem Angriffe ziemlich aufgelöste franz. Infanterie, auf welche nun seine vorbrechende Cavalerie einhieb. Wenige Minuten später wurde, halb schon im Rücken Napoleon's, Planchenoit von den Preußen erstürmt. Batterien fuhren jenseit auf, die Franzosen in der Flanke zu beschießen. Prinz Wilhelm eilte mit der ganzen Cavalerie zur Verfolgung vor. Alles vom rechten franz. Flügel stürzte sich in wilder Flucht nach der Mitte bei Belle-Alliance. Nur vier Gardebataillone, welche sich eine Weile bei ihrem vorhergehenden Angriff auf dem Plateau von Mont-St.-Jean behauptet und von da nach Belle-Alliance in Ordnung zurückgezogen hatten, standen noch fest. Napoleon ritt in eins ihrer Quarrés und wollte mit seiner Garde sterben, aber der Marschall Soult ergriff den Zügel seines Pferdes und riß ihn gewaltsam mit sich fort. Bald wurde auch das letzte Viereck gesprengt, und die Verwirrung der fliehenden Franzosen überstieg alles, was bisher derart gesehen worden. Cavalerie, Infanterie, Geschütz, Gepäck mischten sich in wüsten Haufen. Gegen 9 Uhr abends trafen die beiden siegenden Feldherren auf der Höhe von Belle-Alliance zusammen. Gneisenau setzte sich an die Spitze der Verfolgung, die nach seinem Berichte «mit dem letzten Hauch von Menschen und Pferden» geführt wurde und unerreicht in der Kriegsgeschichte dasteht. Diese ungesäumte Verfolgung vollendete den Ruin Napoleon's, der weder, wie er gehofft, die Flüchtigen zu Genappe sammeln, noch Nachricht von dem ihm unbekannten Schicksale Grouchy's einziehen konnte. Die Franzosen verloren während der Schlacht 35000 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene und auf der Flucht alles Geschütz und Gepäck. Selbst der kaiserl. Wagen mit vielen Schätzen wurde noch zu Genappe erbeutet. Das brit.-niederländ. Heer hatte 20000, das preußische 6000 Mann

verloren. Vgl. Gourgaud, «Campagne de 1815» (deutsch, mit den Noten eines deutschen Offiziers, Berl. 1819); (Damitz und Grolman), «Geschichte des Feldzugs von 1815» (2 Bde., Berl. 1837); Siborne, «History of the war in 1815» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1844); Gleig, «History of the battle of W.» (Lond. 1848); Charras, «Histoire de la campagne de 1815. Waterloo» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1867); Königer, «Der Krieg von 1815» (Lpz. 1865).

Waterloo (Antonj), ein vorzüglicher niederländ. Maler, berühmter Zeichner und Kupferätzer, wurde zu Utrecht, nach andern zu Amsterdam 1618 geboren. Er lebte fast immer in der Umgegend von Utrecht bei Maarsen und Breukelen und starb arm und elend 1662 im Hospital St.-Hiob bei Utrecht. Seine Landschaften sind treue Naturdarstellungen; er malte die Gegenden, wie er sie fand; das Licht, das er durch Bäume und Blätter durchschimmern läßt, und der Widerschein der Bäume im Wasser, dies alles gibt seinen Darstellungen im Gemälde wie in Zeichnung und Radirung den Reiz der Wahrheit, der nie veraltet. Seine Landschaft trägt wesentlich den Charakter der Gemüthlichkeit; er schilderte die Natur meist in ihren freundlichen Beziehungen zum Menschenleben, nicht in ihrer großartigen Einsamkeit, wie Ruysdael. Weenix zierte die Gemälde von W. zuweilen mit Figuren und Thieren. Wegen der Seltenheit seiner Gemälde kennt man W. mehr aus seinen vortrefflichen Zeichnungen, meist in Kreide und Tusche, und aus seinen unübertroffenen 136 geätzten Blättern, nämlich in guten Abdrücken, denn den von den später aufgeätzten Platten entnommenen fehlen Geist und Harmonie.

Watt (James), der Verbesserer der Dampfmaschinen und Erfinder des Condensators, geb. 19. Jan. 1736 zu Greenock in Schottland, wurde schon als Knabe zu jener Gewohnheit des einsamen Fleißes hingezogen, der er während seines ganzen Lebens treu blieb. In seinem 20. J. ging er nach London, wo er bei einem sehr geschickten Werkmeister in Arbeit trat. Wegen Kränklichkeit mußte er nach einem Jahre in die Heimat zurückkehren, und hier bildete er sich nun ganz allein durch eigenen Fleiß in der Mechanik weiter. Seine Talente entwickelten sich so schnell, daß er bereits 1757 als Universitätsoptikus zu Glasgow angestellt wurde, wo er indeß bis 1774 in sehr bedrängten äußern Umständen lebte. Schon seit 1763 arbeitete er an der Verbesserung der Dampfmaschinen, und zu der umfassenden Anwendung, welche dieselben erhielten, haben W. und sein Mitarbeiter Boulton (s. d.) fast allein beigetragen. Gleichzeitig erfand W. 1779 eine Maschine zum Briefcopiren, die allgemein in England eingeführt und sehr bequem ist. In den spätern Lebensjahren überließ er sein Geschäft seinem Sohne, der es mit Boulton's Sohne fortführte. W. war Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der Französischen Akademie. Er starb 25. Aug. 1819 in seinem Landhause zu Heathfield bei Birmingham. Eine Bildsäule wurde ihm zu Birmingham 1827 errichtet. Vgl. Muirhead, «The origin and progress of the mechanical inventions of W.» (Lond. 1855).

Watte nennt man im allgemeinen die durch Schlagen, Auflockern und Kratzen aus Baumwolle gebildeten plattenförmigen, lockern Massen. In der Spinnerei bildet die W. nur einen Uebergangszustand von der rohen Baumwolle zu dem Bande, woraus nachher der Faden gesponnen wird. Man bedient sich derselben aber auch zum Füttern der Kleider u. s. w. und versieht zu dem Ende dieselbe des Zusammenhalts wegen auf beiden Seiten mit einem Ueberzug von Gummiwasser oder Leim. Seidene Watte (aus Floretseide) ist wenig gebräuchlich.

Watteau (Jean Antoine), franz. Maler, geb. 10. Oct. 1684 zu Valenciennes, Sohn eines Dachdeckers, erhielt die ersten Anweisungen in der Kunst von einem Pfuscher seiner Vaterstadt und begab sich 1702 nach Paris. Hier arbeitete er zuerst als Gehülfe eines Coulissenmalers, der schlechte Geschäfte machte, sodann bei einem Tröbler, der schnell zusammengeworfene Bilder dutzendweise verkaufte, und nachher bei Gillot, von dessen Manier er viel annahm. Von Gillot kam er zu dem Decorationsmaler Claude Audran, dessen Ornamentcompositionen er mit hübschen Figuren staffirte. Da dieser sein Meister im Luxembourg wohnte, hatte er Gelegenheit, die Rubens'schen Bilder aus dem Leben der Maria von Medici, die sich damals in jenem Palaste befanden, zu sehen und zu studiren, das Bezaubernde derselben kennen zu lernen und es in seine Gemälde hineinzubringen. So konnte er nun selbständig auftreten und seine Tüchtigkeit an den Tag legen. Seine Art zu malen fand Beifall, und 1717 wurde er in die Akademie aufgenommen als «Maler galanter Hoffeste». Jedermann bemühte sich jetzt um seine Werke. Kränklichkeit und Wankelmüthigkeit ließen ihn aber jeden Augenblick die Wohnung wechseln und nirgends Ruhe finden. Die Aussicht viel Geld zu verdienen bewog ihn zu einer Reise nach London, wo er aber wenig arbeitete, und von wo er zurückkam mit der Verdrossenheit und Verstimmung, die er überall nachschleppte. Eine völlig zerrüttete Gesundheit, das trübselige Schauspiel eines nahen Todes verschlimmerten sein Leiden. Er zog zu einem Freunde im Dorfe Nogent an der Marne, bei

Vincennes, und starb daselbst 18. Juli 1724. W. ist einer der geistreichsten und originellsten Genremaler. Gillot's Beispiel leitete seinen angeborenen Hang dazu hin, kleine galante Gegenstände zu componiren, Lustpartien zu Lande und zu Wasser, Bälle, Concerte, Maskeraden, ital. Theaterscenen u. s. w. Die Mannichfaltigkeit der Stoffe und Gewänder, des Kopfputzes und Anzuges erregen ganz besonderes Wohlgefallen in seinen Compositionen. Man sieht hier ein angenehmes Gemisch von Ernsthaftigkeit, Schnurrigkeit und ältern wie neuern franz. Modelaunen. Zumal macht sich überall das kostbare Talent der Lieblichkeit und Niedlichkeit in den Köpfen, besonders bei Frauen und Kindern, bemerklich. Der Vortrag seines Pinsels wie seines Zeichenstifts ist ausnehmend geistreich, die Bewegung seiner Figuren von der gefälligsten Art, sein Ausdruck zierlich, seine Behandlung leicht. W. besaß aber keine rechte Lust und Geduld, sauber auszumalen, und dieser Umstand, nebst dem zu starken Gebrauch von Firnis, hat seinen Bildern geschadet. Fast alle seine Bilder haben gelitten und sind nicht mehr von der ursprünglichen Frische, Harmonie und Brillanz des Tones. Doch war W. nicht allein ausgezeichnet in galanten und ländlichen Compositionen, in sog. «Schäferstücken», sondern auch in Darstellungen des Soldatenlebens, in Marsch- und Lagerscenen, und der einfache, natürliche Charakter dieser Bilder macht dieselben sehr schätzbar. Man hat sogar von ihm einige histor. Gemälde, deren verzerrte Manier freilich beweist, daß ihm der Beruf eines Historienmalers abging. Bei seinen Lebzeiten und lange nach seinem Tode hatte W. zahlreiche Bewunderer, und seine Manier wurde vielfach nachgeahmt. Die tüchtigsten Kupferstecher, Lormessin, Moyreau, Ph. Lebas, Surugue, Cochin u. a., arbeiteten nach seinen Gemälden und Zeichnungen, sogar nach seinen flüchtigsten und geringsten Skizzen. In Paris gab es kein vornehmes Haus, kein ansehnliches Kunstcabinet, das nicht Bilder von ihm besaß, und auch im Auslande waren sie stark begehrt. Mit dem Aufkommen der pseudo-classischen Kunstrichtung schwand aber plötzlich diese enthusiastische Vorliebe und Hochschätzung, und an ihre Stelle trat eine schnöde Herabsetzung, bis in neuerer Zeit W. und seine zwei glücklichsten Nachahmer Pater und Lancret wieder glänzende Anerkennung fanden. Dieser Umschlag im Kunstgeschmack, der etwa zu Anfang der dreißiger Jahre eintrat, hat jenen drei franz. Kleinmeistern des 18. Jahrh. einen bedeutenden Nachruhm verschafft und ihren Werken zu einer ungemeinen Preiserhöhung verholfen. Vgl. Cellier, «Antoine W.» (Par. 1867).

Watten, holländ. Wadden oder Schoren, nennt man die seichten Stellen an der niederländ. und deutschen Nordseeküste, welche sich von der niederländ. Provinz Friesland bis nach Schleswig zwischen dem Festlande und den vorliegenden Düneninseln hinziehen und bei der Ebbe ganz oder theilweise vom Meere verlassen sind. Wegen der häufigen Sandbänke in der Nähe des festen Landes kann man diese Küsten nur mit einer gewissen Art Fahrzeugen beschiffen, Smacken oder Wattenfahrer genannt, die vorn und hinten breit sind und höchstens 6 F. tief im Wasser gehen.

Wat-Tyler, d. i. Walter, der Ziegeldecker, hieß der Anführer des furchtbaren Bauernaufstandes, der 1381, in den ersten Regierungsjahren Richard's II., England verwüstete und viel Aehnlichkeit mit den Bauernkriegen des 16. Jahrh. in Deutschland hat. England befand sich damals in einer trostlosen Verfassung. Für den jungen König regierten dessen Oheime, die das Volk durch Grausamkeit, Tyrannei und Erpressung in Zorn versetzten. Ein unglücklicher Krieg in Frankreich und die unsinnigste Verschwendung des Hofs vollendeten den Ruin der Finanzen. Das Parlament sah sich im Nov. 1380 zur Bewilligung einer neuen Kopfsteuer genöthigt. Jede Person, ohne Ansehen des Geschlechts und Vermögens, die 15 J. alt war, sollte eine Abgabe von 12 Denarien oder 3 Groats erlegen. Diese harte Schatzung erregte um so größern Unwillen, als die Steuer an flandrische Wucherer verpachtet wurde, welche die Eintreibung mit äußerster Härte vollzogen. Namentlich geriethen das von den Justizbeamten geplagte Volk der Landstädte und die schon von den Baronen geschundenen Bauern in Verzweiflung. Die Stimmung war gefährlicher als je, weil Gerüchte von den Volksbewegungen in Flandern und von den Bauernaufständen in Frankreich herüber nach England drangen. Außerdem durchzog ein überspannter Priester, John Ball, das Land und predigte die Aufhebung der geistlichen Hierarchie, die Gleichheit aller Menschen und die gerechte Vertheilung der Güter. Das brutale Betragen eines Steuereinnehmers verursachte endlich den Ausbruch der Volkswuth im Juni 1381. Die Steuereinnehmer durchzogen das Dorf Deptford in Essex und traten in das Haus W.'s, wo sie die Auflage auch von dessen junger und schöner Tochter forderten. Die Mutter versicherte, das Mädchen wäre noch nicht 15 J. alt und folglich frei von der Taxe. Einer der Beamten behauptete das Gegentheil und wollte sich von dem Alter der Jungfrau durch eine unverschämte Untersuchung versichern. In diesem Augenblicke trat W.

ein und erschlug den Frechen auf der Stelle mit seinem Hammer. Die Bauern rechtfertigten die That und erhoben sogleich die Fahne des Aufruhrs, der sich in wenigen Tagen der ganzen Grafschaft mittheilte. Auch in den Grafschaften Sussex, Hereford, Surrey, Suffolk, Norfolk und Cambridge griff das niedere Volk zu den Waffen. Ehe noch der Hof die Nachricht erfuhr, wälzte sich unter W.'s und des Bäckers Jack Straw Anführung ein Heer von mehr als 100000 Bauern gegen London, das unterwegs die Schlösser zerstörte, die Großen und Beamten mishandelte und die Kerker erbrach. Der Hof hatte keine Truppen zur Verfügung, und die Furcht der Großen und Beamten war grenzenlos. Weniger gefährdet schien der König, den die Rebellen rühmten und leben ließen. W., ohne Zweifel ein Mann von großer Energie und natürlicher Begabung, forderte Totalreform des Reichs und Garantien gegen die Tyrannei der königl. Prinzen. Auch sollten die Adelichen ihrer Macht entkleidet und die gelehrten Schreiber, Richter und Beamten abgeschafft werden. Besonders richtete sich die Wuth der Empörer gegen den Herzog Johann von Lancaster, von dem man glaubte, er würde den König vom Throne stoßen und dann eine Regierung des Schreckens beginnen. Als sich das Bauernheer auf der Heide von Blackheath unweit London niederließ, schickte der König einen Unterhändler ab, der jedoch die Antwort erhielt, der König sollte in Person kommen, man habe ihm wichtige Dinge zu eröffnen. Richard bestieg auch ein Fahrzeug auf der Themse, um sich den Empörern zu nähern; allein seine Begleiter, der Primas und Kanzler Sudley und der Schatzmeister Hales, welche die Volkswuth am meisten zu fürchten hatten, hielten ihn auf halbem Wege zurück. Als die Bauern diesen Rückzug vernahmen, drangen sie gegen die Londonbrücke vor, deren Thore ihnen vom Pöbel geöffnet wurden, und ergossen sich über die Stadt. Sie begannen eine furchtbare Zerstörung. Die Häuser der Großen, die Justiz- und Regierungsgebäude, die Parlamentsacten, die Proceßschriften, die Grundbücher gingen in Flammen auf, während viele Adeliche, hohe Geistliche, Richter und die ausländischen Steuerpächter erschlagen wurden. Ihre Lebensbedürfnisse nahmen die Empörer nur gegen Bezahlung; desgleichen war unter ihnen Plünderung bei Todesstrafe verboten. W. erzwang von den königl. Garden die Eröffnung des Tower, in den sich der Hof eingeschlossen hatte. Sudley, Hales, das Oberhaupt der Steuerpächter und des Königs Beichtvater wurden hier ergriffen und ermordet. Der König entkam und faßte den Entschluß, eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen. 30 Schreiber mußten in der Nacht vom 13. zum 14. Juni eine Proclamation vervielfältigen, in welcher den Bauern Generalpardon, die Abschaffung der Leibeigenschaft, das Recht, in den Städten frei zu kaufen und verkaufen, und eine bedeutende Herabsetzung des Grundzinses versprochen wurde. Als die Empörer am Morgen dieses Document erhielten, stellten sie sich zufrieden und kehrten größtentheils in ihre Heimat zurück. Nur W. widersetzte sich an der Spitze seines Haufens dieser ohne ihn getroffenen Vereinbarung. Er willigte indessen 15. Juni in eine Unterredung mit dem Könige zu Smithfield, wobei er sich so hochmüthig benahm, daß ihn die Begleiter Richard's vom Pferde stachen. Sein Haufe zerstreute sich, und auch in den Provinzen nahm der Aufstand ein schnelles Ende. In Norfolk stand ein Färber, John Littestere, an der Spitze einer Rotte, der sich König der Gemeinen nannte und sich bei Tafel von Adelichen kniend bedienen ließ. Der Bischof Spencer von Norwich hieb dieses Corps bei Northwalsham theils nieder, theils ließ er die Empörer hinrichten. Die Barone boten so eilig ihre Vasallen auf, daß der König sehr bald ein Heer von 40000 Mann beisammen hatte. Mit dieser Streitmacht wurden sämmtliche Grafschaften, die im Aufstande begriffen, überzogen. Außer den Anführern wurden gegen 1500 Bauern martervoll hingerichtet. Noch im Juni erschien ein Manifest, welches die königl. Bewilligungen widerrief, und das niedere Volk seufzte seitdem unter noch härterm Drucke als vorher.

Watzdorf (Bernhard von), großherzogl. sachsen-weimar. Staatsminister, wurde geboren 12. Dec. 1804 auf dem Rittergute Schloß-Berga bei Berga an der Elster (im Neustädter Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar), welches damals seinem Vater gehörte und dann in seinen Besitz übergegangen ist. Schon 1817 verlor er seinen Vater durch den Tod, ward aber unter der Leitung seiner Mutter bis 1818 im älterlichen Hause erzogen, wo er dann das Gymnasium zu Altenburg bezog. Von Ostern 1823 bis Michaelis 1827 studirte er in Leipzig die Rechte, trat hierauf als Auditor in das damalige Oberhofgericht zu Leipzig ein, ward 1830 Oberhofgerichtsrath, 1833 mit Beibehalt dieser Stellung (das Oberhofgericht hielt nur periodisch Sitzungen) Rath im Generalkriegsgerichts-Collegium in Dresden, 1835 Appellationsgerichtsrath in Zwickau. Diese Stelle bekleidete er bis 1840, während welcher Zeit er zweimal auf länger an das Appellationsgericht zu Leipzig zur Aushülfe deputirt wurde. W. war damals auch literarisch thätig als Begründer und Mitherausgeber (mit seinem Collegen Siebdrat) der «Jahrbücher für sächs.

Staatsrecht». Im Herbst 1840 als Oberappellationsgerichtsrath nach Dresden versetzt, ward er schon zu Ende desselben Jahres als Ministerialrath dem Gesammtministerium beigegeben, woneben er auch als vortragender Rath in der Commission für Straf- und Versorgungsanstalten fungirte. In Dresden vermählte er sich 1841 mit der Tochter des damaligen königl. sächs. Staatsministers von Könneritz, welche Ehe kinderlos blieb. 1843 erhielt er einen Ruf als Staatsminister in großherzogl. sachsen-weimar. Diensten, den er annahm. Bis zum J. 1848 verwaltete er daselbst die Departements des Aeußern und der Justiz. Die Bewegung dieses Jahres, welche auch Weimar ergriff und die übrigen, mehr oder weniger unvolksthümlichen Mitglieder des Ministeriums aus ihren Aemtern entfernte, ließ ihn unberührt. Im Gegentheil ward er bei der Neugestaltung des Cabinets an dessen Spitze gestellt und übernahm die beiden Departements des Aeußern und des Innern sammt dem Ministerium des großherzogl. Hauses. Ungeachtet der eifrigen Anstrengungen, welche während der Reactionsjahre 1852—58 mehrmals von seiten der kleinen feudalen Partei im Lande, wol auch von auswärts her zu seiner Beseitigung gemacht wurden, behauptete er doch seine Stellung, da er nach oben ein festbegründetes Vertrauen genoß, nach unten aber als zuverlässiger Förderer und Hüter eines gemäßigten, aber aufrichtig liberalen Regierungssystems selbst unter den schwierigsten Verhältnissen galt. W. zeigte sich stets als streng verfassungstreuer Minister. Einige ihm nöthig scheinende Beschränkungen der 1848 zu Stande gekommenen Gesetze über die Landtags- und die Gemeindewahlen setzte er im verfassungsmäßigen Wege, unter Beistimmung des Landtags selbst, durch; im übrigen blieb er in Gesetzgebung und Verwaltung den Grundsätzen von 1848 treu. Sein ganz besonderes Verdienst war die Herstellung und Pflege zweckmäßiger Einrichtungen im Sinne einer ausgedehnten Selbstverwaltung des Volks und einer Verminderung der herkömmlichen bureaukratischen Vielregiererei. Den im Großherzogthum vorwiegenden landwirthschaftlichen Interessen widmete er eine eifrige Theilnahme, ohne die andern Industriezweige darüber zu vernachlässigen. In den allgemeinen deutschen Angelegenheiten zeigte er aufrichtig eine nationale Gesinnung. Er erklärte sich 1849 ohne Zaudern für die Reichsverfassung, suchte persönlich als Vertreter seiner Regierung in außerordentlicher Mission bei dem Hofe zu Berlin für dieselbe zu wirken und erklärte sich als Mitglied und Vicepräsident des Ständehauses im Erfurter Parlament für die Unionsverfassung. Auch in der Zeit des Abfalls der preuß. und der meisten deutschen Regierungen von den Ideen jener Jahre blieb er seiner Ueberzeugung treu. In der kurhess., schlesw.-holstein., hannov., der Flottenangelegenheit machte sich Weimars Stimme unter seinem Einflusse sowol am Bundestage wie außerhalb desselben in solcher Richtung geltend. Im Bewußtsein des entschieden guten Willens der eigenen Regierung und im Vertrauen eines, wenn auch langsamern, doch friedlichen Siegs der deutschen Idee durch moralische Kräfte und in legaler Form, war jedoch die 1866 herbeigeführte Lösung der deutschen Frage nicht nach seinem Sinne. Bis zuletzt suchte er einen correct bundesmäßigen Weg, ohne Parteinahme nach rechts oder links, einzuhalten und eine friedliche Entwickelung der deutschen Angelegenheit durch allgemeine Verständigung über Berufung eines Parlaments anzubahnen. Das großherzogl. Contingent ließ er, diesem bundesmäßigen Standpunkte angemessen, als Kriegsgarnison in die Bundesfestung Mainz marschiren, was freilich bei der inzwischen eingetretenen einseitigen Parteinahme der Bundesmehrheit für Oesterreich die Truppen in eine üble Lage und das Großherzogthum selbst in eine schiefe Stellung gegenüber Preußen brachte. Seitdem befreundete sich W. mit der neuen Ordnung der Dinge, wenn auch nicht mit der Art ihres Entstehens. Wenigstens war er eifrig bemüht, durch persönliche Antheilnahme an den Arbeiten des Bundesraths sowie auch als Mitglied des constituirenden Reichstags und in seiner Eigenschaft als Minister eines Bundesstaats die Entwickelung des Norddeutschen Bundes und seiner organischen Einrichtungen nach Kräften zu fördern, zwar unter möglichster Wahrung der Selbständigkeit der Einzelstaaten, aber doch zugleich mit aufrichtiger Hingabe an die höhern im Bunde repräsentirten Interessen der deutschen Nation.

Watzmann, einer der am kühnsten geformten Alpengipfel, in dem bair. Landgericht Berchtesgaden (s. d.), westlich von dem Königssee und unweit der salzburger Grenze, steigt 8261 F., nach andern 8434 F. oder noch höher auf und endet mit zwei thurmähnlichen Hörnern, welche ein scharfer, zackiger, mit ewigem Schnee bedeckter Kamm, die Watzmannsscharte, trennt. Wer die Mühseligkeit der Besteigung überwindet, gewinnt eine erhabene Rundsicht auf die bair. Hochebene, das berchtesgadener Land, das ganze Salzkammergut bis zum Großglockner, Großvenediger, Krimler-Tauern u. s. w. mit dem großartigsten Vordergrunde gewaltiger Felsen, Gletscher und Schneefelder. Die Besteigung geschieht von Ramsau aus und nimmt 5, auch 7 St. in Anspruch.

Wau oder **Gelbkraut** (Reseda Luteola L.) ist eine zur Gattung Reseda (s. d.) gehörige, 2—3 F. hohe Pflanze mit geradem Stengel, unzertheilten, lanzettförmigen oder länglichen, ganzrandigen Blättern und langen Trauben gelblichweißer Blüten, welche einen gelben Farbestoff enthält, der zum Färben der Seide und des Garns angewendet wird. Die Pflanze wächst in vielen Gegenden Europas und fast überall in Deutschland wild, muß aber, wenn sie ein gutes Färbematerial werden soll, mit Fleiß behandelt und angebaut werden. Der beste W. wird in Frankreich, England und Holland erbaut, besonders der um Cette in Frankreich angebaute allen andern Arten vorgezogen. Guter W. muß schön gelb oder gelbgrünlich blühen und blätterreich sein. Der kleine, dünnstielige, gelbe ist besser als der große, dickstielige und grüne, der auf trockenem, sandigem Boden gewachsene besser als der auf fettem und feuchtem Boden gezogene. Das bitterschmeckende Kraut (Herba Luteolae) war früher als harn- und schweißtreibendes Mittel officinell. Die glänzenden Samen enthalten ein dunkelgrünes, fettes Oel von unangenehmem Geruch und bitterm Geschmack.

Wavre, Stadt von 5900 E. an der Dyle in der belg. Provinz Südbrabant, ist durch die hier 18. und 19. Juni 1815 zwischen den Preußen und Franzosen vorgefallenen Gefechte geschichtlich geworden. Blücher hatte sich mit seiner Armee nach der 16. Juni bei Ligny (s. d.) verlorenen Schlacht auf die Höhen jenseit W. zurückgezogen, während Wellington nach dem Gefecht bei Quatre-Bras (s. d.) Stellung bei Mont St.-Jean nahm. Die Vereinigung beider Armeen war somit möglich, und Blücher sagte Wellington, wenn letzterer 18. Juni von Napoleon angegriffen würde, die volle Unterstützung zu; im andern Falle wollten beide vereint 19. die Offensive ergreifen. Indessen hatte Napoleon nach dem Siege bei Ligny, indem er gegen Wellington zog, den Marschall Grouchy mit 34000 Mann und 100 Kanonen allerdings sehr spät abgeschickt, um Blücher weiter zurückzuwerfen und seine Vereinigung mit Wellington zu hindern. Blücher setzte sich am Vormittag des 18. Juni zur Unterstützung Wellington's mit seiner Hauptmacht in Marsch, ließ aber Thielmann mit dem 3. Corps zurück, um W. bis zum Ausgange der Schlacht zu behaupten. Am Nachmittag des 18. gegen 3 Uhr unternahm Grouchy den ersten Angriff auf W. Vandamme drang sogleich über die Dyle in das brennende Städtchen, mußte jedoch wieder zurückweichen. Ebenso vergebens versuchte Grouchy auf Thielmann's äußerstem rechten Flügel den Uebergang zu erzwingen. Schon bei dem ersten Kanonendonner von Waterloo (s. d.) her war Grouchy von seinen Untergeneralen, namentlich von Gérard beschworen worden, den Angriff auf W. aufzugeben und nach jener Richtung zu marschiren. Grouchy glaubte sich aber, da ihm weder eine Instruction gegeben war noch eine fernere Weisung zuging, an Napoleon's Befehl halten zu müssen. Jedenfalls wäre er auch zu spät auf das Schlachtfeld von Waterloo gekommen. Das Gefecht bei W. endigte siegreich für ihn. Er detachirte Gérard mit dem 4. Corps nach Limale, um dort die Dyle zu passiren. Dieser wurde zwar bis zur Nacht dort aufgehalten; aber Thielmann, dessen Stellung jetzt unhaltbar geworden und der den Sieg der Verbündeten bei Waterloo schon erfahren hatte, zog sich fechtend gegen Mittag des 19. Juni nach Löwen zurück, um Grouchy nach sich zu ziehen und abzuschneiden. Allein auch Grouchy erfuhr gegen Mittag die Niederlage Napoleon's und nahm nun den Rückzug nach Namur.

Wawre, ein Dorf 2 St. von Warschau, auf der Straße nach Pultusk, an dem rechten Ufer der Weichsel, ist durch die Schlacht zwischen den Polen und Russen 19. Febr. 1831 bekannt, in welcher hauptsächlich Chlopicki (s. d.) für den Sieg die größten Anstrengungen machte.

Waxholm, eine Seestadt im Stockholmslän des Königreichs Schweden, auf Waxön oder der Insel Wax, $2\frac{1}{2}$ M. ostnordöstlich von Stockholm gelegen, zählt 783 E. (mit der Garnison 1018), welche Fischfang, Schiffahrt und Handel treiben. Auch befindet sich hier ein Seebad. Die starke Festung W. liegt auf einem Felsen zwischen Waxön und Rindön; doch sind auch auf diesen Inseln Befestigungen vorhanden. Das Hauptwerk ist ein bombenfester Thurm in der Mitte der Insel. Schon 1549 wurde hier ein Fort zur Deckung der Einfahrt nach Stockholm angelegt. In der Festung saß Crusenstolpe (s. d.) drei Jahre als Staatsgefangener. $\frac{1}{2}$ M. ostwärts von W. liegt am Sunde Oxdjup auf Wermdön die 1724 erbaute Festung Fredriksborg, bestehend aus einem mächtigen gewölbten und bombenfesten Thurme, der als der größte Militärthurm in Europa betrachtet wurde. Jetzt ist aber der Sund verschüttet, und der Thurm wird nur als Magazin benutzt.

Weben und **Weberei**. Weben heißt durch regelmäßige Verschlingung rechtwinkelig sich kreuzender Fäden oder fadenförmiger Körper mittels mechan. Vorrichtungen eine Fläche (ein Gewebe, Zeug oder einen Stoff) hervorbringen. Von dem Wirken unterscheidet es sich dadurch, daß letzteres die Fäden in verschiedenen Richtungen so vereinigt, daß Maschen entstehen, wie

z. B. bei Strumpfwaaren, Spitzengrund u. s. w. In bloßer Handarbeit entspricht dem Weben das Flechten, dem Wirken das Stricken, das Häkeln, das Klöppeln. Doch gibt es Gebiete, in denen diese verschiedenen Arten der Fadenverbindung vielfach ineinander übergehen. Die Vorrichtung, deren man sich zur Erzeugung der Gewebe bedient, gleichviel, ob sie schmal, wie Bänder, Borten, Tressen u. s. w., oder breit sind, heißt der Webstuhl. An jedem Zeuge unterscheidet man zwei Systeme paralleler Fäden, die sich rechtwinkelig kreuzen. Die der Länge nach laufenden nennt man Kette, Zettel, Werfte oder Aufzug und die der Breite nach laufenden, meist nur ein ununterbrochener hin- und hergehender Faden, den Schuß, Eintrag oder Einschlag. Die einfachste Form des Webstuhls ist ein Rahmen, in welchem die Kettenfäden parallel ausgespannt werden, während man den Eintrag mit der Hand hineinflicht. Die antike Weberei hat so angefangen und im Orient kommt diese Form noch vor, ja sie kommt selbst in Europa noch da vor, wo durch sehr häufig wechselnden farbigen Eintrag, der die Kettenfäden gar nicht sichtbar werden läßt, förmliche Bilder erzeugt werden sollen, wie bei der Gobelinsweberei.

Die Regel ist aber jetzt, daß das Einflechten des Einschusses auf mechan. Weise bewirkt wird. Zu diesem Zwecke hat der Webstuhl folgende Einrichtung. In einem aus vier senkrechten Pfosten bestehenden, durch Querpfosten verbundenen Gestelle ist hinten eine Walze, der Kettenbaum, angebracht. Die zu einem Stück Zeug erforderlichen Kettenfäden werden durch eine vorgängige Operation, das Scheren, in der erforderlichen Zahl und Länge abgemessen und parallel auf die Walze aufgewunden. Von dieser Walze führt man sie horizontal (da nur in sehr seltenen Fällen die Kette eine verticale Richtung hat) nach dem an der vordern Seite des Gestells liegenden Brustbaume, den der Weber bei seiner Arbeit vor der Brust hat, und von da abwärts auf eine andere Walze, den Zeugbaum, auf welchen sich das fertige Zeug aufwindet; denn hinter dem Brustbaume geschieht durch den Weber das Einflechten des Schusses, sodaß auf dem Brustbaume bereits fertiges Zeug anlangt. Um auf dem Wege vom Kettenbaume nach dem Brustbaume gehörig parallel und in Ordnung zu bleiben, werden die Fäden der Kette durch die Zwischenräume des Rietblattes gezogen, welches aus zwei Leisten besteht, zwischen denen parallele senkrechte Draht- oder Rohrstifte befestigt sind. Das Rietblatt hängt an zwei Armen, welche pendelartig um ihr oberes Ende schwingen, und bildet mit diesen Armen zusammen die sog. Lade. Jeder Kettenfaden wird ferner hinter dem Rietblatt durch ein kleines metallenes oder gläsernes Oehr (Auge oder Maillon) gezogen, und jedes dieser Oehre ist nach oben und unten mit einem starken Zwirnfaden (Litze) verbunden. Indem man nun nach bestimmter, durch das Muster des Gewebes bedingter Ordnung (bei glatten Geweben stets die abwechselnden Fäden) die Litzen ganzer Fädenabtheilungen oben und unten an Querleisten (Schäfte) anbindet, diese Schäfte aber nach unten mit Fußtritten, nach oben mit Schnüren verbindet, welche über Rollen gehen, erlangt man die Möglichkeit, durch Niedertreten eines dieser Tritte alle in den Augen der entsprechenden Schäfte eingezogenen Kettenfäden etwas herab, die andern etwas in die Höhe zu ziehen und dadurch die ursprünglich in einer Ebene liegenden Kettenfäden in eine obere Abtheilung (Oberfach oder Obergelese) und eine untere (Unterfach oder Untergelese) zu theilen, welche vorn am fertigen Zeuge in einen spitzen Winkel zusammenstoßen und einen dreiseitigen Raum einschließen, der nach hinten durch das Rietblatt begrenzt wird. Durch diesen Raum bewegt der Weber den Schußfaden, welchen er vorher auf eine kleine Spule gewunden und mit dieser in eine kahnartig gestaltete, leicht über die Fäden des Unterfachs weggleitende Vorrichtung (das Schiffchen oder die Schütze) eingelegt hat. Indem nämlich der an einem Ende bereits im Zeuge befestigte Faden sich leicht von der Spule abrollt, braucht der Weber nur das Schiffchen von einer Seite zur andern mit der Hand oder mittels einer mechan. Hülfsvorrichtung (Schnellschütze) hindurchzuwerfen, um den Schußfaden quer über alle Fäden des Unterfachs zu legen. Läßt er nun die Tritte los, so begeben sich die Kettenfäden wieder in eine Ebene, aber alle Fäden des Oberfachs liegen über, alle Fäden des Unterfachs unter dem Schußfaden. Damit sich nun letzterer dicht an den fertigen Theil des Zeugs anlege, faßt der Weber die Lade mit der Hand, und bewegt das Rietblatt schlagend nach dem Brustbaume zu, wobei die Stifte des Rietblatts den Schußfaden vor sich her schieben und andrücken. Von der Zahl und Stärke der Ladenschläge hängt sonach die Dichtigkeit des Gewebes einerseits ab; andererseits aber wird dieselbe bedingt von der Dichtigkeit der Kettenfäden. Ist der Schußfaden festgeschlagen, so wird die Lade wieder zurückbewegt, durch das Treten anderer Tritte wieder Oberfach und Unterfach gebildet, aber mit anderer Fädenvertheilung als vorher, das Schiffchen wieder durch den Zwischenraum zurückbewegt, und so geht die Arbeit fort vom Brustbaume aus nach hinten zu. Dabei wird mittels besonderer

Einrichtung allmählich das fertige Zeug auf den Zeugbaum auf- und die Kette vom Kettenbaume abgewunden, sodaß die Stelle, wo das Zeug gebildet wird, immer in ziemlich gleicher, dem Weber bequem erreichbarer Entfernung hinter dem Brustbaume bleibt.

Dieses sind die sich immer gleichbleibenden Grundzüge des Webstuhls. Die Verschiedenheiten im einzelnen beziehen sich theils auf die Dimensionen der Zeuge, indem sehr breite Zeuge sowol als Bänder und Borten zum Theil eine etwas abweichende Disposition des Stuhls erheischen, theils auf das zu erzeugende Muster. Letztere Verschiedenheiten sind die wichtigern, da in der ersten Beziehung nur die Einrichtung der Schnellschützen, um bei sehr breiten Stoffen ohne Gehülfen arbeiten zu können, und die Einrichtungen, wonach mehrere Bänder gleichzeitig nebeneinander auf demselben breiten Stuhle (Mühlenstuhl oder Bandmühle) gemacht werden können, besondere Erwähnung verdienen. Sind die Zeuge glatt, d. h. liegen auf der Fläche die Kettenfäden stets einfach abwechselnd über und unter den Aufzugsfäden, so vertheilt man die Litzen ebenso abwechselnd auf zwei Schäfte und hat nur zwei Tritte, die wechselweise getreten werden; so bei Leinwand, Kattun, Wollmusselin, Tuch, glatten Woll- und Seidenstoffen aller Art. Schwieriger wird die Vertheilung der Kettenfäden auf die Schäfte (das Einlesen der Kette), wenn Muster zu bilden sind, indem man dann nach Anleitung des Musters, welches deshalb vorher auf Musterpapier gezeichnet wird, die Kettenfäden in so viel Abtheilungen zu bringen hat, als regelmäßig wiederkehrende Fadencombinationen vorkommen; jede dieser Fadenklassen erhält einen Schaft, und beim Weben werden dann die diesen Schäften entsprechenden Tritte nach Anleitung eines sog. Zettels, der nach dem Muster entworfen wird, getreten. Mit der größern Zahl der Tritte und Schäfte wird die Arbeit für den Weber schwerer und ein Versehen möglicher, und man muß daher entweder besondere Gehülfen zur Besorgung der Fachbildung aufstellen, wie bei den Kegel- und Zampelstühlen für Damastweberei, oder den Stuhl selbst mit einer mechan. Hülfsvorrichtung verbinden, welche die Arbeit des Webens vereinfacht. Solche Vorrichtungen sind die Trommel-, die Leinwand- und Jacquardmaschinen, welche letztern jetzt allgemein verbreitet sind. (S. Jacquard.) Wo das Zeug nicht durchaus gemustert ist, sondern auf einem Grunde ein Muster enthält, wofür zuweilen zwei Ketten übereinander eingezogen, Grund- und Figurkette, oder abwechselnd zwei verschiedene Schußfäden, Grund- und Figurschuß, eingeschossen werden, da sind für die Grundbildung Schäfte oder, wo der Grund selbst wieder gemustert ist, eine Trittmaschine, für das Muster eine Jacquardmaschine vorhanden. Farbige Muster entstehen theils durch Aufziehen gefärbter Kettengarne in Streifen nnd Durchschießen einfarbigen Schusses, oder man wechselt auch mit der Farbe des Schusses, wo dann für jede Farbe ein anderes Schiffchen nöthig ist. Wo das Muster nicht aus durchgehenden Fäden (welche nur da, wo kein Muster ist, unsichtbar auf der untern Fläche des Zeugs fortgehen und in diesem Falle auch zuweilen nach Vollendung des Zeugs unterhalb ausgeschnitten werden), sondern nach Art der Stickerei durch in sich selbst zurückkehrende Fäden erzeugt werden soll, da wird dem Webstuhle die Broschirlade oder Plattstichmaschine zugefügt. (S. Broschiren.) Solcher Abänderungen gibt es noch viele und häufig entstehen neue, da die Mode vielfache Modificationen der Gewebe hervorruft. Eigenthümlich ist das Weben sammtartiger Zeuge. Der haarige Ueberzug wird hier durch eine zweite schlaffe Kette (Polkette) erzeugt, welche man in bestimmten Zeitpunkten durch den Schußfaden mit bindet, beim Niedergehen aber sich um einen eingelegten Draht schlingen läßt. Nach Ausziehen dieser Drähte zeigen sich auf der Fläche des Stoffs Reihen von Schlingen, die man theils aufschlitzt, theils ganz läßt. (S. Sammt.)

Leinweberei und Tuchweberei waren ursprünglich Nebenbeschäftigungen der ländlichen Bevölkerung, und erstere ist es an vielen Orten noch. Schon im Mittelalter waren indessen beide zu zünftigen Gewerben ausgebildet, denen sich noch die Zünfte der Seidenweber und Raschmacher anschlossen. Die Borten- und Bandweberei ist Gegenstand des Posamentirgewerbes. Auch die Baumwollweber bilden hier und da noch Innungen. In der neuern Zeit, wo die Arten der Gewebe sich so vervielfacht haben und gemischte Gewebe Mode geworden sind, ist es kaum noch möglich, diese Gewerbsgebiete scharf voneinander abzugrenzen. Zugleich hat sich mit dem Uebergange zum fabrikmäßigen Betriebe die Weberei überall sehr auf die Dörfer verbreitet. Die Mehrzahl der Weber arbeitet aus Mangel an Kapital nicht mehr auf eigene Rechnung, sondern empfängt Garn und Muster, zuweilen auch den Stuhl, von einem Unternehmer oder dessen Mittelsmann, dem Factor, und liefert die fertige Waare gegen ein Stücklohn ab. Die Selbständigkeit dieser Weberei ist nur noch eine scheinbare. In der That sind es namentlich die Districte, wo Weberei in Leinen, Baumwolle und Seide auf diese Art getrieben wird, in denen sich das Proletariat am schnellsten entwickelt, hauptsächlich also in Deutschland: Schlesien, Wupper-

thal, Lausitz und Erzgebirge. Die Maschinenweberei, d. h. die Betreibung von (der Hauptsache nach mit den beschriebenen übereinkommenden) Webstühlen durch Elementarkraft, wobei dann ein Weber, selbst ein Mädchen zwei Webstühle beaufsichtigen kann, deren jeder mehr liefert als ein Handstuhl, ist im Anfange dieses Jahrhunderts zuerst in England erfunden und auf glatte Baumwollstoffe (Drucktuche) angewendet worden. Seitdem webt man auch gemusterte Stoffe, selbst mit Benutzung der Jacquardmaschine, ferner Musseline, Tuche u. s. w. auf Maschinenstühlen. Außer England sind Maschinenwebereien in Frankreich und Deutschland an vielen Orten. Vgl. den Artikel «Weberei» in Prechtl's «Technolog. Encyklopädie» (Bd. 20).

Weber (Albrecht Friedrich), ausgezeichneter deutscher Orientalist, geb. 17. Febr. 1825 zu Breslau, wo sein Vater Friedrich Benedict W. (geb. 13. Nov. 1774 zu Leipzig, gest. 6. März 1848 zu Breslau) Professor der Landwirthschaft und Nationalökonomie war, erhielt seine Gymnasialbildung erst in seiner Vaterstadt, seit 1836 auf der Klosterschule zu Roßleben und widmete sich dann Ostern 1842—45 zu Breslau und Bonn classisch-philol. und orient. Studien. Durch Stenzler speciell dem Sanskrit zugeführt, wandte sich W. Ostern 1845 nach Berlin, wo er noch einige Zeit Bopp hörte. Nachdem er Ende 1845 mit der gediegenen Dissertation «Yajurvedae specimen cum commentario» zu Breslau promovirt worden, verbrachte er den Sommer 1846 wieder in Berlin, mit Studien für die Herausgabe der Vajasaneyi-Sanhita auf der königl. Bibliothek beschäftigt, bis er im Herbst desselben Jahres zu demselben Zwecke eine größere wissenschaftliche Reise nach England und Frankreich machte. Nach der Rückkehr habilitirte er sich im Juni 1848 zu Berlin, wo er 1856 eine außerord. und im März 1867 eine ord. Professur für altindische Sprache und Literatur erhielt. Auch wurde er im Aug. 1857 in die Akademie der Wissenschaften gewählt. W. hat für die Förderung der indischen Studien in Deutschland, insbesondere für die Erschließung der altind. Literatur und Cultur Ungewöhnliches geleistet. Seine beiden bedeutendsten Werke sind die Ausgabe des «White Yajurveda» (3 Bde., Berl. 1849—59) und die «Indischen Studien» (Bd. 1—8, Berl. 1849—64; Bd. 9 u. 10, Lpz. 1865—67). In letzterm Sammelwerke legte er einen Schatz trefflicher Arbeiten über verschiedene Gegenstände der indischen Alterthumswissenschaft (z. B. auch über altind. Metrik) nieder. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte» (Berl. 1852); «Verzeichniß der Sanskrithandschriften der königl. Bibliothek zu Berlin» (Berl. 1855); «Indische Skizzen» (Berl. 1857); die Uebersetzung des Drama «Mâlavikâ und Agnimitra» (Berl. 1856); «Ueber das Catrumjaya Mâhâtmya» (Lpz. 1858). Ferner veröffentlichte er eine Reihe akademischer Abhandlungen, darunter: «Zwei vedische Texte über Omina und Portenta» (Berl. 1858); «Die Vajrasûcî des Açvaghosha» (Berl. 1859); «Die vedischen Nachrichten von den Naxatra» (2 Thle., Berl. 1860—61); «Ueber den Vedakalender Namens Jyotisham» (Berl. 1862); «Die Râma-Tâpanîya-Upanishad» (Berl. 1864); «Ueber ein Fragment der Bhagavatî» (Thl. 1 u. 2, Berl. 1865—68) u. s. w. Außerdem lieferte W. noch viele Beiträge und Berichte zur «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», dem «Literarischen Centralblatt», zu Kuhn's «Zeitschrift» und «Beiträgen», den «Monatsberichten» der berliner Akademie und andern Zeitschriften und Sammelwerken.

Weber (Beda), bekannt als histor. und ascet. Schriftsteller wie als Dichter, geb. 26. Oct. 1798 zu Lienz im Pusterthal, erlernte das Schuhmacherhandwerk, bezog aber, etwa 16 J. alt, das Gymnasium zu Botzen und vier Jahre darauf die Universität zu Innsbruck. Nach Beendigung des zweijährigen philos. Cursus trat er im Stift Marienberg im Vintschgau in den Benedictinerorden, wo er Oct. 1821 die Ordensgelübde ablegte, und studirte hierauf erst zwei Jahre auf der theol. Lehranstalt an der Hochschule zu Innsbruck, dann in den Seminarien zu Brixen und Trient. Nachdem er 1824 zum Priester geweiht worden, erhielt er 1825 die Seelsorge auf einer Pfarre des Stifts Marienberg, ward aber schon im Herbst 1825 als Professor am Gymnasium zu Meran angestellt. Als Lehrer wie als Geistlicher mit Erfolg wirkend, erregten jedoch seine humanistischen Tendenzen in gewissen Kreisen Anstoß, und auch als Anhänger des specifischen Tirolerthums oder patriotischer Malcontent hatte er mancherlei Anfeindungen zu erdulden. Trotz der Anstrengung der Beamten wählten ihn Volk und Geistlichkeit 1848 für den Wahlkreis Meran in die deutsche Nationalversammlung, wo er mit seinen deutschtirol. Freunden mit der Rechten, in der Kaiserfrage, wie fast alle Oesterreicher, mit der Linken stimmte. Während seiner Anwesenheit in Frankfurt wurde W. im Aug. 1849 Domkapitular zu Limburg und Pfarrer der kath. Gemeinde zu Frankfurt. In dieser Stellung starb er 28. Febr. 1858. Begabt mit reicher und lebhafter Phantasie, legte W. viele gelungene Proben seines poetischen Talents, besonders im Bereich der Lyrik ab, wie namentlich seine «Lieder aus Tirol» (Innsbr.

1842) bekunden. Von seinen übrigen Schriften sind besonders die über Tirol hervorzuheben. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist «Das Land Tirol» (3 Bde., Innsbr. 1838), von welchem als «Handbuch für Reisende in Tirol» (Innsbr. 1842; 2. Aufl. 1853) ein Auszug erschien, und an das sich seine Beschreibungen von Innsbruck (Innsbr. 1838), Meran (Innsbr. 1845), Botzen (Botz. 1850), vom Thal Passeier (Innsbr. 1852), sowie «Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche» (Innsbr. 1850) und «Andreas Hofer und das Jahr 1809» (Innsbr. 1852) anschließen. Auch gab er die «Gedichte» Oswald's von Wolkenstein (Innsbr. 1847) heraus. Andere Schriften W.'s sind: «Giovanna Maria della Croce und ihre Zeit» (Botzen 1850), «Blüten heiliger Andacht» (Innsbr. 1845), «Predigten an das tiroler Volk» (Frankf. 1851), «Charakterbilder» (Frankf. 1853), «Die Cartons aus dem deutschen Kirchenleben» (Mainz 1858), «Lebens- und Literaturbild» (Regensb. 1858) u. s. w.

Weber (Bernhard Anselm), deutscher Componist, geb. 18. April 1766 zu Manheim, kam daselbst frühzeitig in die Tonschule des Abts Vogler, besuchte aber auch, von seinen Aeltern zum Geistlichen bestimmt, die Universität Heidelberg. Seine Neigung zog ihn jedoch mächtig zur Musik, und er wandte sich wieder an seinen Lehrer Vogler, der sich damals in München befand, um bei diesem die Musikstudien fortzusetzen. Auch nach Stockholm folgte er Vogler, mußte sich aber, da er keine Anstellung fand, nach einiger Zeit von ihm trennen. W. unternahm nun Reisen, auf denen er sich als Klavierspieler hören ließ, und kam 1787 nach Hannover, wo er die Musikdirectorstelle bei der Großmann'schen Schauspielergesellschaft erhielt. Im Gefühle seiner noch immer zu mangelhaften Ausbildung ging er jedoch nach einiger Zeit wieder zu Vogler nach Stockholm und blieb mit diesem bis 1792 zusammen. Hierauf ging er nach Berlin und wurde hier alsbald neben Wessely als Musikdirector am Nationaltheater angestellt. Anfang 1804 erfolgte seine Ernennung zum Kapellmeister, und in dieser Stellung starb er 23. März 1821, einen besonders guten Ruf als Dirigent hinterlassend. Als Componist lieferte W. verschiedene Opern, dann aber besonders viele Musiken zu Dramen, in denen er, ohne besonders originell in der Erfindung zu sein, in der Charakteristik oft recht glücklich war. Auch seine Liedercompositionen sind nicht unverdienstlich.

Weber (Ernst Heinr.), ausgezeichneter Physiolog und Anatom, geb. 24. Juni 1795 zu Wittenberg, Sohn des gelehrten Theologen Michael W. (geb. 6. Dec. 1754 zu Gröben bei Weißenfels, gest. als Professor 1. Aug. 1833 zu Halle), widmete sich, auf der Fürstenschule zu Meißen vorbereitet, in Wittenberg und Leipzig der Medicin und erhielt von ersterer Universität 1815 die Doctorwürde. Seiner Habilitation als Privatdocent zu Leipzig folgte schon 1818 die Anstellung als außerord. Professor der vergleichenden und 1821 als ord. Professor der menschlichen Anatomie, wozu er auch 1840 die Professur der Physiologie übernahm. Außer seinen größern Schriften: «Anatomia comparata nervi sympathici» (Lpz. 1817), «De aure et auditu hominis et animalium» (Lpz. 1820), der gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm herausgegebenen «Wellenlehre» (Lpz. 1825), den Zusätzen zur «Lehre vom Bau und von der Verrichtung der Geschlechtsorgane» (Lpz. 1846), verdienen seine vielen physiol. und anatom. Abhandlungen in Zeitschriften sowie seine akademischen Gelegenheitsschriften die größte Beachtung. Letztere erschienen unter dem Titel «Annotationes anatomicae et physiologicae» (Lpz. 1851) gesammelt. Auch besorgte er Ausgaben von Rosenmüller's «Lehrbuch der Anatomie» und Hildebrandt's «Handbuch der Anatomie». W. hat sich um die menschliche, die vergleichende und die mikroskopische Anatomie sowie um die Bildungsgeschichte der Thiere und die Physiologie die anerkanntesten Verdienste erworben. Besonders zu erwähnen sind seine Untersuchungen über das Gehörorgan der mit einem feinern Gehörsinne begabten Arten der Fische, die Auffindung eines Rudiments des Uterus bei dem männlichen Geschlecht der Menschen und Säugethiere, die Untersuchungen über den Drucksinn, Temperatursinn und Ortssinn in der Haut des Menschen, sowie die Bestimmung der Feinheit dieser Sinne durch Messungen und die Forschungen über die Wellenbewegung und Strombewegung des im Kreislaufe bewegten Blutes. — Eduard Friedrich W., jüngster Bruder des vorigen, geb. zu Wittenberg 10. März 1806, studirte, auf der Waisenhausschule und dem Pädagogium zu Halle gebildet, in Leipzig und Halle Medicin und widmete sich nach seiner Promotion einige Jahre der medic. Praxis theils in Halle als Assistenzarzt an der Klinik von Krukenberg, theils in Naumburg. Hierauf ging er nach Göttingen, wo er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm die «Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge» (Gött. 1836) herausgab. 1835 erhielt er durch das Curatorium der Universität zu Halle das Anerbieten eines Gehalts, wenn er sich daselbst als Privatdocent niederlassen wollte, folgte aber dem fast zu gleicher Zeit an ihn ergangenen Rufe als Prosector und außerord. Pro-

fessor nach Leipzig. Durch seine Abhandlung «Muskelbewegung» in Wagner's «Handwörterbuch der Physiologie» eröffnete er in diesem Theile der Physiologie neue Bahnen, bereicherte auch diese Wissenschaft durch mehrere in den «Berichten» der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebene Untersuchungen.

Weber (Wilh. Eduard), ausgezeichneter Physiker, Bruder der vorigen, geb. 24. Oct. 1804 zu Wittenberg, besuchte seit 1815 die Unterrichtsanstalten des Waisenhauses und Pädagogiums zu Halle, dann die Universität daselbst, war aber gleichzeitig mehrere Jahre hindurch in Gemeinschaft mit seinem Bruder mit Experimentaluntersuchungen beschäftigt, deren Resultate beide in der «Wellenlehre» (Lpz. 1825) veröffentlichten. Nachdem W. hierauf sich 1827 zu Halle mit einer Schrift, in der er zuerst die Theorie der Zungenpfeifen entwickelte, habilitirt und bald darauf eine außerord. Professur erhalten hatte, folgte er 1831 einem Rufe als ord. Professor der Physik nach Göttingen, wo er jedoch 14. Dec. 1837 infolge seiner bei Gelegenheit der Aufhebung der Constitution abgegebenen Erklärung seines Amts entsetzt wurde. Er lebte seitdem als privatisirender Gelehrter in Göttingen und auf Reisen, bis er 1843 als Professor nach Leipzig berufen wurde. Von hier kehrte er Ostern 1849 in seine frühere Stellung nach Göttingen zurück. Seinen wissenschaftlichen Ruf hatte W. bereits zu Halle theils durch die erwähnte «Wellenlehre», theils durch mehrere kleinere akustische Arbeiten in Schweigger's «Jahrbüchern für Chemie und Physik», in Poggendorff's «Annalen», der Zeitschrift «Cäcilia» u. s. w. begründet. Die bedeutendsten Verdienste erwarb er sich jedoch durch seine Arbeiten über Erdmagnetismus, die er gemeinschaftlich mit Gauß unternahm, und die der Lehre über diesen Gegenstand eine ganz neue Richtung gaben. Als Früchte derselben sind die «Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins» und der «Atlas des Erdmagnetismus» (Lpz. 1840) zu erwähnen. Im Verein mit Eduard W. gab er die «Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge» (Gött. 1836) heraus. Wichtig für Ergründung des Zusammenhangs der Elektricität mit dem Magnetismus und mit dem Diamagnetismus sind die «Elektrodynamischen Maßbestimmungen» (4 Abth., Lpz. 1846—57). Die erste Abtheilung der letztern behandelt ein von W. aufgefundenes allgemeines Grundgesetz der elektrischen Wirkung; die zweite umfaßt Widerstandsmessungen, die dritte verbreitet sich über Diamagnetismus; die vierte handelt von der Zurückführung der Stromintensitätsmessungen auf mechan. Maß. Diesen folgten unter anderm die Untersuchungen «Ueber die Anwendung der magnetischen Induction auf Messung der Inclination mit dem Magnetometer» (Gött. 1853); «Elektrodynamische Maßbestimmungen, insbesondere über Diamagnetismus» (Lpz. 1867) u. s. w.

Weber (Georg), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Febr. 1808 zu Bergzabern von mittellosen Aeltern, erhielt seine Gymnasialbildung zu Speier und bezog dann die Universität Erlangen, um sich theol. Studien zu widmen. Bald wandte er sich jedoch vorzugsweise der Geschichte und alten Literatur zu. Während seines Aufenthalts zu Heidelberg (1829—30) trat er namentlich zu K. Fr. Hermann und Schlosser in nähere Beziehungen. Eine Hauslehrerstelle, die er bei einer zu Heidelberg lebenden engl. Familie annahm, ließ ihm hinlänglich Muße zur Fortsetzung seiner Studien und bot ihm auch Gelegenheit zu einem längern Aufenthalt (1833—35) in der Schweiz, Italien und Paris. Nach seiner Rückkehr wurde W. 1836 zum Vorsteher einer neubegründeten Lateinschule in seiner Vaterstadt berufen, welche Stelle er dritthalb Jahre bekleidete. Mit Neujahr 1839 ging er als Lehrer der höhern Bürgerschule wieder nach Heidelberg, wo er im Mai 1848 die Direction dieser Anstalt übernahm und später auch den Titel als Professor erhielt. Seinen literarischen Ruf begründete W. bereits mit der Schrift «Der Calvinismus im Verhältniß zum Staat» (Heidelb. 1836), zu der er die Materialien in Genf und Paris gesammelt hatte. Derselben folgte die «Geschichte der engl. Reformation» (2 Bde., Lpz. 1845—53), welcher sich die Abhandlung über «Milton's prosaische Schriften» in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1852 und 1853) anschloß. Zwei Reisen nach England (1842 und 1851) hatten ihm einen tiefern Einblick in den Charakter des engl. Volks gewährt. W.'s Augenmerk blieb jedoch vorzugsweise auf die Darstellung der allgemeinen Weltgeschichte gerichtet. Er veröffentlichte zunächst ein «Lehrbuch der Weltgeschichte» (11. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1865) und die «Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung» (10. Aufl., Lpz. 1866), zwei Bücher, welche ebenso wie die «Geschichte der deutschen Literatur» (6. Aufl., Lpz. 1859) als treffliche Lehrmittel innerhalb und außerhalb der Lehrerkreise die verdiente Anerkennung fanden und, obwol sie sich auf echt deutschem Standpunkte bewegen, doch in die meisten europ. Sprachen übersetzt worden sind. Sein Hauptwerk aber ist die «Allgemeine Weltgeschichte für die gebildeten Stände» (Bd. 1—7, Lpz. 1857—68), die auf 12 Bände (jeder in mehrern

Abtheilungen) berechnet ist. W. behandelt, wie in jenen, so auch in diesem Werke die Geschichte ohne Nebenzwecke und Parteitendenzen und entwickelt in gediegener Sprache und kunstvoller Anordnung das geschichtliche Leben der Völker alter und neuer Zeit nicht blos in den polit. Phasen, sondern allseitig auch in den religiösen, intellectuellen und industriellen Bildungsprocessen. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Das vaterländische Element in der deutschen Schule» (Lpz. 1856), «Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens» (Berl. 1862) und mit H. Holtzmann: «Geschichte des Volks Israel und der Entstehung des Christenthums» (2 Bde., Lpz. 1867).

Weber (Gottfried), bekannt als musikalischer Theoretiker, geb. 1. März 1779 zu Freinsheim in Rheinbaiern, studirte seit 1796 zu Heidelberg und Göttingen die Rechte. Er wurde 1802 Advocat und 1804 Fiscalprocurator in Manheim, 1814 Tribunalrichter in Mainz, 1818 Hofgerichtsrath in Darmstadt und Generaladvocat, 1832 Generalstaatsprocurator beim Oberappellations- und Cassationsgericht zu Darmstadt und starb zu Creuznach 21. Sept. 1839. W. schrieb «Ueber das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren» (Darmst. 1819) und «Betrachtungen über das System und die Natur der Disciplinarsachen» (Mainz 1830). Zugleich hatte er sich durch guten Unterricht sowie durch den Umgang mit Künstlern zum praktischen Musiker gebildet und auf Flöte und Violoncello einen bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit erreicht. Später widmete er sich vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik und leistete hierin Bedeutendes, wie sein «Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht» (2 Bde., Mainz 1817; 3. Aufl., Mainz 1830—32), die «Allgemeine Musiklehre» (3. Aufl., Darmst. 1831) und «Cäcilia, eine Zeitschrift für Musik», die er 1824 begründete, beweisen. Namentlich erwarb er sich um Manheim und Mainz durch zweckmäßige musikalische Einrichtungen viele Verdienste. Unter seinen Compositionen, die sich durch ein Streben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnen, befinden sich drei Messen, ein Te Deum (1812), eine Missa funebris, die er den Manen der Sieger bei Leipzig von 1813 widmete, und mehrere Gesänge, die mit Beifall aufgenommen wurden. Auch erfand er einen sehr einfachen Taktmesser. In mancherlei literarische Fehden verwickelten ihn seine Untersuchungen über die Echtheit einzelner Abtheilungen des «Requiem» von Mozart.

Weber (Joh. Jakob), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 3. April 1803 zu Basel, besuchte daselbst das Gymnasium und kam 1819 als Lehrling in die Buchhandlung von E. Thurneisen. Nachdem er dieselbe 1825 verlassen, conditionirte er nacheinander bei Paschoud in Genf, bei Firmin Didot in Paris, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig und bei Herder in Freiburg, bis er Mitte 1830 als Geschäftsführer in das Haus Bossange père in Leipzig eintrat, woselbst er (1833) unter dieser Firma das «Pfennigmagazin» herausgab. Am 15. Aug. 1834 begründete W. unter der Firma J. J. Weber zu Leipzig ein eigenes Geschäft, in welchem er alsbald auf dem Gebiete der Illustration eine große und erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten begann, die seinem Verlage zu Ruf und Ansehen verhalf. W. bleibt das unbestrittene Verdienst, zur Wiederbelebung und Förderung der deutschen Holzschneidekunst wesentlich mitgewirkt zu haben. Unter seinen frühern Unternehmungen dieser Art sind besonders Kugler's «Geschichte Friedrich's d. Gr.», illustrirt von A. Menzel, und Pöppig's «Naturgeschichte des Thierreichs (in 4 Bdn. mit über 4000 Illustrationen) hervorzuheben. Bahnbrechend in dieser Richtung wirkte jedoch die von W. 1843 unternommene «Illustrirte Zeitung», von welcher bis Mitte 1868 bereits 50 Bände mit über 25000 Illustrationen vorlagen, die ein fast vollständiges Bild vom Entwickelungsgange der xylographischen Kunst der Deutschen während des letzten Vierteljahrhunderts gewähren. Der Belebung dieses Unternehmens und der Vervollkommnung desselben in Wort und Bild hat sich W. mit Energie und Erfolg gewidmet. Der «Illustrirten Zeitung» schlossen sich an der «Illustrirte Kalender» (seit 1846) und die Mitte 1868 bereits 65 Nummern zählenden «Illustrirten Katechismen» (seit 1851), zum Theil sehr werthvolle populäre Darstellungen aus den verschiedensten Gebieten des Wissens und der menschlichen Berufsthätigkeit. Von W.'s übrigen illustrirten Unternehmungen sind insbesondere noch hervorzuheben: Laurent's «Geschichte Napoleon's» mit den Illustrationen von Horace Vernet, Boz' (Dickens') «Sämmtliche Werke» (122 Bde. mit 560 Illustrationen), Boner's Werk über Siebenbürgen, vor allem aber Tschudi's «Thierleben der Alpenwelt» (illustrirt von Rittmeyer und Georgy), das bereits in acht Auflagen vorliegt, und Schöppner's «Illustrirter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde». Unter den übrigen Gegenständen des W.'schen Verlags treten besonders die dramatischen und dramaturgischen Werke von R. Benedix (20 Bde.), Eduard Devrient («Geschichte der deutschen Schauspielkunst»), Deinhardstein, Laube, O. Ludwig, Mosenthal, Prutz u. a.

hervor, denen sich die von H. Kurz besorgte Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur, die culturhistor. Werke von Biedermann und Honegger, die geol. Werke von Cotta und die Turnschriften von Kloss anschließen. Besondere Beachtung verdienen auch die Unternehmungen der Firma auf dem Gebiete der bibliopolischen Literatur, wohin z. B. die «Preßzeitung», das «Bibliopolische Jahrbuch» gehören. Der Freimaurerei dient W. durch Herausgabe der «Latomia» (seit 1843). Mit seinem Verlagsgeschäft ist schon seit 1858 ein eigenes xylographisches Atelier und seit 1862 auch eine Buchdruckerei verbunden. 1864 wurde W. zum Mitglied und Meister des Freien Hochstifts zu Frankfurt und 1867 zum Consul der schweiz. Eidgenossenschaft für Leipzig ernannt.

Weber (Karl von), verdienter Geschichtsforscher, geb. 1. Jan. 1806, erhielt seine Gymnasialbildung 1819—24 auf der Fürstenschule zu Meißen, studirte 1824—28 zu Leipzig und Göttingen die Rechte und lebte dann einige Zeit in Frankreich und der Schweiz. Nach der Rückkehr trat er 1830 als Accessist beim Kirchenrath und Oberconsistorium zu Dresden ein. 1832 wurde er Referendar bei dieser Behörde und 1833 zugleich auch bei dem Landesjustizcollegium. Bei der neuen Organisation des sächs. Justizwesens 1835 erfolgte W.'s Beförderung zum Beisitzer des Appellationsgerichts zu Dresden, 1839 zum Appellationsrath und 1843 zum Ministerialrath und Geh. Referendar im Gesammtministerium. Seit März 1849 wirkte er als Director des Hauptstaatsarchivs zu Dresden. W. war Mitglied der Commission für die Ausarbeitung eines Civilgesetzbuchs sowie neuerdings auch der für den Entwurf einer neuen Proceß- und Gerichtsordnung. Zahlreiche jurist. Arbeiten von ihm enthält die «Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung». Sein literarischer Ruf gründet sich auf eine Reihe vorzüglicher, aus archivalischen Quellen geschöpfter Beiträge zur Geschichte Sachsens und des sächs. Fürstenhauses. Dahin gehören: «Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin zu Sachsen» (2 Bde., Dresd. 1857); «Aus vier Jahrhunderten» (2 Bde., Lpz. 1857; «Neue Folge», 2 Bde., Lpz. 1861); «Zur Chronik Dresdens» (Lpz. 1859); «Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich» (Lpz. 1863); «Anna, Kurfürstin von Sachsen, geboren aus königl. Stamme zu Dänemark» (Lpz. 1865) u. s. w. 1862 begann W. mit Wachsmuth die Herausgabe des «Archiv für sächs. Geschichte», dessen Leitung er 1865 allein übernahm. — Sein Vater war Karl Gottlieb von W., geb. 28. Aug. 1773 zu Leipzig, gest. 25. Juli 1849 als Präsident des Landesconsistoriums zu Dresden. Derselbe hat sich um das sächs. Kirchenwesen und literarisch besonders durch seine «Systematische Darstellung des in Sachsen geltenden Kirchenrechts» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1843—45) verdient gemacht.

Weber (Karl Jul.), deutscher Schriftsteller, geb. 16. April 1767 zu Langenburg, wo sein Vater Rentbeamter des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg war, besuchte die Schule zu Langenburg und das Gymnasium zu Oehringen und bezog 1785 die Universität zu Erlangen, wo er neben der Rechtswissenschaft zugleich allgemeine Studien trieb. Nachdem er 1788 nach Langenburg zurückgekehrt, arbeitete er in der dortigen Regierungskanzlei, bis er aus Ueberdruß 1789 nach Göttingen ging, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Da sich indeß nirgends Aussicht auf eine Professur zeigte, nahm er eine Hofmeisterstelle in der franz. Schweiz an. Er machte sich hier mit der franz. Literatur und Philosophie vertraut, und sein natürlicher Hang zur Satire, unterstützt durch die Gabe des Witzes, fand volle Nahrung und Ausbildung. 1792 wurde er Privatsecretär des regierenden Grafen von Erbach-Schönberg, durchwanderte aber zuvor die Schweiz und das südl. Frankreich. Seit 1799 erster Rath der Regierungskanzlei in dem Marktflecken König im Odenwalde, trat er 1802 als Hof- und Regierungsrath in isenburg. Dienste, um den jungen Erbgrafen auf dessen Reisen zu begleiten. Dieser aber entwischte ihm und eilte geradewegs zurück nach Büdingen. Auch W. kehrte dahin zurück, doch der junge Graf, der ihn haßte, that nun alles, um ihm das Leben zu verbittern. W. verließ deshalb in düsterer Stimmung den isenburg. Dienst und verfiel sogar in eine Gemüthskrankheit, von der er erst nach mehrern Monaten genaß. Von jetzt an lebte er zu Jaxthausen bei einer Schwester in ruhiger Unabhängigkeit. Nur einmal noch trat er in das öffentliche Leben, als er 1820 von dem Oberamt Künzelsau zum Abgeordneten in die Ständeversammlung gewählt wurde. Seiner Schwester folgte er an die verschiedenen Orte, wohin diese die Dienstverhältnisse ihres Gatten führten, nach Weickersheim, Künzelsau und zuletzt nach Kupferzell. Seine Mußezeit ganz den Wissenschaften widmend, unterbrach er sein Einsiedlerleben von Zeit zu Zeit durch Reisen, die ihn durch ganz Deutschland führten. Er starb zu Kupferzell 20. Juli 1832. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit seiner «Möncherei» (3 Bde., Stuttg. 1818—20), einer Geschichte des Mönchthums, die, obgleich als Geschichtswerk mit wesentlichen Mängeln behaftet, doch das

Gepräge eines eigenthümlichen Geistes trägt. Gegen die Recensenten, welche den Verfasser spöttisch mit dem Journalisten W. L. Weckherlin verglichen hatten, ließ er «Weckherlin's Geist» (Stuttg. 1823) erscheinen, einen Auszug aus dessen Schriften, um darzuthun, daß er sich eine Vergleichung mit diesem witzigen Schriftsteller gern gefallen lasse. Denselben Tadel und dasselbe Lob, wie sein erstes Werk, verdient die Schrift «Das Ritterwesen» (3 Bde., Stuttg. 1822). Sein bestes, mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Werk ist «Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen» (4 Bde., Stuttg. 1826—28; 3. Aufl., 6 Bde., 1843), dem sich zuletzt der «Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen» (Bd. 1—7, Stuttg. 1832—36; 8. Aufl., 12 Bde., 1867—68) anschloß, der aber unvollendet blieb. Eine Sammlung seiner «Schriften» erschien nach seinem Tode (30 Bde., Stuttg. 1834—45).

Weber (Karl Maria Friedrich Ernst, Freiherr von), einer der größten deutschen Opern- und Liedercomponisten, wurde 18. Dec. 1786 in Eutin geboren und verlor sehr früh seine treffliche Mutter Genofeva, eine Geborene von Brenner. Sein Vater, Franz Anton, ein wunderlicher, unsteter Charakter, der vom Militär zur Musik und Theaterleitung übergegangen war, hatte damals am eutiner Hofe eine kleine Kapellmeisterstelle inne, zog aber später, voller Projecte und ohne Ruhe, in Deutschland umher, besonders nachdem sein heißer Wunsch, seinen Sohn zu einem musikalischen Wunderkinde gedeihen zu sehen, in Erfüllung zu gehen schien. W. lernte vielerlei, aber ohne Ordnung und Stetigkeit. Seine Kunstneigungen blieben lange unentschieden, sodaß er auch in den bildenden Künsten Fortschritte machte, bis endlich die Musik die Oberhand gewann. 1796—97 legte er bei Hauschkel in Hildburghausen den Grund zu einem soliden und fertigen Klavierspieler. 1798 genoß er in Salzburg Michael Haydn's Unterricht und ließ sechs Fughetten als sein erstes Werk drucken, worauf er noch in demselben Jahre bei dem berühmten Gesanglehrer Wallishauser (Valesi) und dem braven Organisten Kalcher seine Studien fortsetzte. Während er bei Kalcher mit Harmonie- und Compositionslehre beschäftigt war, schrieb er seine erste Oper «Die Macht der Liebe und des Weins» und manches andere, was aber später verbrannt ist. Die Erfindung des Steindrucks durch Sennefelder in München und die Unvollkommenheit seiner Maschinen brachte die beiden W., Vater und Sohn, auf die Idee, dem Manne den Rang abzulaufen und durch Selbstdruck und Selbstverlag sich gänzlich von den spröden Musikverlegern zu emancipiren. Sennefelder's Verfahren wurde von ihnen verbessert und schon 1798 in den so gedruckten «Sechs Variationen fürs Klavier Nr. 1» erprobt. In Freiburg an der Saale, wohin sie 1800 kamen, gedachten sie die Sache im großen zu betreiben, waren aber bald mit ihrer Kunst und ihren Mitteln zu Ende. Hier componirte W. als 14jähriger Knabe die Oper «Das Waldmädchen», welche im Oct. 1800 zuerst in Chemnitz, dann noch an mehrern Orten aufgeführt wurde. 1801 schrieb W. in Salzburg die zweiactige Oper «Peter Schmoll und seine Nachbarn», über welche sein Lehrer M. Haydn ihm ein sehr anerkennendes Zeugniß ausstellte; sie kam 1802 in Augsburg zur Aufführung. Nach einer Reise in Norddeutschland gelangte W. 1803 nach Wien, wo er aber nicht bei J. Haydn, auf den ohne Zweifel sein Augenmerk gerichtet war, sondern bei Abt Vogler Unterricht nahm. Letzterer, ein berühmter, allenthalben großes Aufsehen erregender Tonlehrer, Componist, Orgelspieler und Charlatan, war nicht nur seinem Vater, sondern auch ihm so sympathisch, daß er sein begeisterter Schüler wurde. Ein Jahr lang studirte er höchst eifrig und gab in dieser Zeit nur einige Variationen und den Klavierauszug zu Vogler's Oper «Samori» heraus, der damals in Wien Glück machte und den gleichzeitig aufgeführten Beethoven'schen «Fidelio» von der Bühne verdrängen half. Vogler verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirectors in Breslau, die er im Herbst 1804 antrat. Hier componirte er an einer nie vollendeten Oper «Rübezahl», aus welcher nur die später gänzlich umgearbeitete Ouverture unter dem Titel «Zum Beherrscher der Geister» bekannt geworden ist. Vielerlei Dienstgeschäfte und Streitigkeiten, die auch seinen Abschied veranlaßten, waren selbständigen Arbeiten sehr hinderlich, denen er aber in Karlsruh in Schlesien, dem Sitze des kunstliebenden Prinzen Eugen von Würtemberg, wohin er gegen Ende 1806 auf dessen Einladung gekommen war, mehr oblag. Außer zwei Symphonien für die dortige Kapelle schrieb er noch mehrere Concert- und Harmoniestücke. Als der Krieg mit der Kapelle diesen Kunst- und Ruhesitz zerstörte, kam W., nachdem er im Frühling in Franken eine Kunstreise gemacht, an den Hof des Herzogs Louis von Würtemberg nach Ludwigsburg bei Stuttgart als dessen Secretär. Hier, an einem wilden verderbten Hofe, als Schuldenverwalter des Bruders des Königs, führte ihn seine vom Vater ererbte und genährte Neigung, den Cavalier zu spielen, in bedauerliche, mit ihren Nachwirkungen tief in sein folgendes Leben sich hineinziehende Verirrungen. Als dann auch noch sein alter Vater im April 1809 mit zwei Hunden und vielen Schulden bei ihm an-

langte, kam er bald dem pecuniären wie moralischen Bankrott nahe. Ende Febr. wurde er nebst seinem Vater des Landes verwiesen: ein entsprechender Abschluß seiner Staatslaufbahn, aber die größte Wohlthat, die ihm als Künstler widerfahren konnte. W. ging über Manheim und Heidelberg im April 1810 nach Darmstadt, wo er seinen Lehrer Vogler nebst Gänsbacher und dem jungen Meyerbeer traf und in deren Gemeinschaft seine Studien bei diesem Manne wieder aufnahm. Vogler war wie geschaffen, talentvolle, ehrgeizige, vorlaute Jünglinge zu beherrschen und zu ermuthigen. Was W. dabei noch ganz besonders anzog, war Vogler's Doppelfähigkeit als Schriftsteller und Componist, denn er fühlte sich ebenfalls nach beiden Seiten hin begabt, und der Schriftsteller in ihm hatte soeben erst durch den Umgang mit Gottfried Weber in Manheim eine neue Anregung erhalten. Was er damals und später als Schriftsteller producirte, hat ihm vielen Verdruß gebracht, aber der Kunst wenig genützt, obwol es seine große Befähigung auch auf diesem Gebiete deutlich bezeugt. In Stuttgart entstanden trotz seines unmusikalischen Dienstes mehrere bedeutende Compositionen: die Rochlitz'sche Cantate «Der erste Ton», Lieder, die erste der vier großen Klaviersonaten und andere Klaviersachen, Ouverturen, Symphonien und endlich seine erste bedeutende, von Hiemer in Stuttgart nach der Handlung des «Waldmädchen» umgebildete Oper «Sylvana», welche nicht nur in der Musik, sondern auch in der Handlung (Wald- und Ritterleben) als ein Vorläufer seiner beiden Hauptwerke «Freischütz» und «Euryanthe» angesehen werden muß. Merkwürdig, wie die Oper selbst, war für sein folgendes Leben auch ihre erste Aufführung in Frankfurt, 16. Sept. 1810, weil die Titelrolle von seiner nachherigen Frau Karoline Brandt gegeben wurde. Im Nov. 1810 schrieb er in Manheim bei Gottfried Weber die Operette «Abu Hassan», ebenfalls von seinem Freunde Hiemer gedichtet, welche stuttgarter Vorgänge (drängende Gläubiger und gequälte Schuldner) behandelt und dortige Persönlichkeiten persiflirt. Eine Kunstreise 1811 führte ihn in die Schweiz, nach München, Leipzig, Gotha, Weimar, Berlin u. s. w. Von Ostern 1813 bis Oct. 1816 leitete er die Oper in Prag als Nachfolger Wenzel Müller's und entfaltete eine bedeutende Thätigkeit. Im Sept. 1814 entstanden auf einer Erholungsreise als Nachwirkung der in Berlin erhaltenen nationalen Anregung seine begeisternden Kriegslieder zu Theodor Körner's Dichtungen, an deren Spitze «Lützow's wilde Jagd» und das «Schwertlied» stehen, und die zum ersten mal die gespannte Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn zogen. 1815 nach der Schlacht bei Waterloo folgte die große Cantate «Kampf und Sieg». Nachdem er seine prager Stelle aufgegeben, ging er 1816 nach Berlin, wo die schönen Sonaten in As-dur und D-moll und mehrere andere Werke geschrieben wurden. Ende dieses Jahres kam er nach Dresden als Kapellmeister an der im Entstehen begriffenen deutschen Oper, die neben der blühenden, vom Hofe begünstigten und mit allen Mitteln der Kunst ausgerüsteten ital. Oper einen harten Stand hatte. Diese mühevolle Stellung, in der er lebenslang blieb, ist mit ihrem Gegensatze von Italienisch und Deutsch das treueste Bild seines eigenen Kunstcharakters, Schauplatz und Symbol seines Strebens, seiner Kämpfe, Leiden und Siege. Zu Hoffesten entstanden eine Jubelcantate, Jubelouverture, Jubelmesse in Es, die kleinere Messe in G und mehrere Cantaten, fast sämmtlich mit Liebe und Glück componirt, aber mit geringem Danke gelohnt. Zu Anfang 1817 gerieth er in Gemeinschaft mit dem dresdener Dichter Fr. Kind auf die Geschichte des Freischützen, die schon 1810 in Manheim ihm und seinem Freunde Dusch als ein herrlicher Opernstoff erschienen war. Kind hatte den Text schon im Febr. fertig, aber die Composition war erst 1820 vollendet. Unmittelbar darauf schrieb W. die reizende Musik zu Wolff's Schauspiel «Preciosa», die 15. März 1821 zum ersten mal in Berlin mit nachhaltigem Erfolg auf die Bühne kam und die Erwartungen in hohem Grade spannte auf W.'s neue Oper, die ebenfalls dort zuerst erscheinen sollte. Am 18. Juni 1821 wurde dann dort der bald nachher weltberühmte «Freischütz» zum ersten mal aufgeführt und durchflog die Welt im Feuer erregter Begeisterung mit einer Schnelligkeit, wie nie ein anderes Werk ähnlicher Art. Mit Recht kam der «Freischütz» nicht in Dresden, wo die ital. Oper als eingewohnter, übermüthiger Liebling fest den ersten Platz behauptete, sondern in Berlin zur ersten Aufführung, wo gegen die ital. Oper und das neue Regiment Spontini's eine tiefe Abneigung sich kundgab. 1822 erhielt W. den Antrag, für Wien eine neue große Oper zu schreiben. Bestrebt, etwas von dem «Freischütz» möglichst Abweichendes zu liefern und dadurch manche lautgewordene Zweifel über die Grenzen seines Talents zu widerlegen, wählte er die von Helmine von Chezy gedichtete «Euryanthe», deren Composition Ende Aug. 1823 vollendet war, und deren erste, von W. selbst geleitete Aufführung in Wien 25. Oct. desselben Jahres stattfand. Bei dieser Oper hatte er es auf ein besonders inniges Zusammenwirken aller Schwesterkünste der Bühne abgesehen, aber freilich die Hauptsache vergessen, nämlich daß eine

große Oper nur auf dem Grunde eines großen Stoffs, einer klaren und durchsichtigen Handlung gedeihen kann. Das Schicksal des Werks war schon durch die Wahl des Textes vorbestimmt. Außerordentlich reich an musikalischen Schönheiten, wirkte die Oper doch nicht anziehend, sondern verschwand nach einigen Vorstellungen bald wieder von den Bühnen. Wie der «Freischütz» in Berlin Spontini's «Olympia» geschlagen hatte, so siegten in Wien Rossini's Melodien über die «Euryanthe». Diese Oper repräsentirt die unklare und verschwommene, wie der «Freischütz» die frische und populäre Seite der Romantik. Als W. Anfang 1824 von Kemble, dem Director des Coventgardentheaters in London, ersucht wurde, eine Oper für ihn zu schreiben, und den «Oberon» wählte, fühlte er sich durch viele Arbeiten, Aufregungen und ein bei seinem von Natur schwachen Körper durchaus ungünstiges, reizbar-lebhaftes Naturell schon sehr schwach. Im Sommer 1825 suchte er in Ems vergebens Heilung. Trotzdem ging er Febr. 1826 nach London, wo seine Aufnahme eine glänzende war. «Oberon» führte er daselbst 12. April mit dem lebhaftesten Beifall auf. Den Zweck, für seine Familie noch etwas zu erwerben, zu welchem er allein hinübergegangen war, konnte er bei mangelnder Gesundheit aber nur unvollkommen erreichen. In der Abreise begriffen und voll Sehnsucht nach der Heimat, starb er 5. Juni 1826 in London im Hause seines Freundes, des bekannten, 1867 in hohem Alter verschiedenen Musikers Sir George Smart, an einem Hals- und Lungenübel. Seine feierliche Beisetzung erfolgte, da er Katholik war, in der Moorfieldskapelle zu London. Dort ruhten seine Gebeine bis 1844, wo dieselben nach Dresden gebracht und 15. Dec. feierlich der Familiengruft übergeben wurden. Im Oct. 1860 wurde ihm in Dresden ein von Rietschel ausgeführtes Denkmal errichtet. W. ist der Schöpfer der romantischen Oper. Nicht Kirchen- oder Kammermusik, trotz bedeutender Leistungen darin, sondern Lied, Gesellschaftsgesang und Oper waren seine Domäne. Er besaß ein großes Talent für Regie und Direction. Schon als Kind spielend in die Breterwelt eingelebt, waren ihm, dem Sohne eines wandernden Schauspieldirectors, theatralische Dinge die eigentliche Heimat bei sonstiger Unstetigkeit, und wurden dann das Fundament seiner Praxis. W.'s eigentliche Schule (Marschner u. a.) wurzelt im «Freischütz». Doch auch «Euryanthe» und «Oberon» zeigen sich dadurch als Werke von wirklich histor. Bedeutung, daß sie auf die Kunst der folgenden Epoche (Mendelssohn, Wagner u. s. w.) vorbildend gewirkt haben. Seine Vereinigung des Künstlers und Schriftstellers war damals ebenfalls etwas Neues, ist aber seit der Zeit bei fast allen bedeutenden Musikern der Fall gewesen. W.'s «hinterlassene Schriften» wurden mit Lebensnachrichten, der von W. 1818 selbst niedergeschriebenen Biographie und dem 1821 von ihm aufgesetzten Verzeichniß seiner Werke durch Theodor Hell (3 Bde., Dresd. 1828) herausgegeben. Unter seinem unvollendeten musikalischen Nachlasse nimmt die 1820 begonnene, von Theod. Hell gedichtete komische Oper «Die drei Pintos» die erste Stelle ein. Mehreres aus seinem Nachlasse ist durch Jähns in Berlin publicirt, von dem auch ein vollständiger chronol.-thematischer Katalog seiner Werke zu erwarten ist. W.'s Leben ist in ausführlicher Breite beschrieben von seinem Sohne Max Maria von Weber, «Karl Maria von W. Ein Lebensbild» (3 Bde., Lpz. 1864). Der letzte Band dieses Werks enthält eine Auswahl der hinterlassenen Schriften W.'s.

Weber (Karl Philipp Max Maria von), verdienter Eisenbahntechniker, Sohn des vorigen, geb. 1822 zu Dresden, bildete sich erst auf der Polytechnischen Schule zu Dresden, dann auf der Universität sowie in den Etablissements von Borsig zu Berlin zum Ingenieur und war dann als solcher bei verschiedenen Eisenbahnen thätig. Nachdem er hierauf Deutschland, Belgien und Frankreich bereist, lebte er längere Zeit in England, wo er unter Brunel's und Stephenson's Leitung thätig war. Später besuchte er das nördl. Afrika und den hohen Norden von Europa. Nachdem er 1850 in den sächs. Staatsdienst getreten, führte er als Director der Staatstelegraphen mehrere Linien im Königreich Sachsen aus und trat 1852 als technisches Mitglied in die Staatseisenbahnverwaltung. Später erhielt er die Stelle eines Staatseisenbahndirectors und Regierungsraths zu Dresden. Literarisch hat sich W. nach mehrern Seiten hin vortheilhaft bekannt gemacht. Unter seinen fachwissenschaftlichen Werken sind hervorzuheben: «Die Technik des Eisenbahnbetriebs» (Lpz. 1854); «Die Schule des Eisenbahnwesens» (2. Aufl., Lpz. 1862), welches Werk fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde; «Abnutzung des physischen Organismus der Eisenbahnbeamten» (Lpz. 1860); «Das Tantièmesystem» (Chemnitz 1849); «Die Lebensversicherung der Eisenbahnpassagiere in Verbindung mit der Unterstützung und Pensionirung der Eisenbahnbeamten» (Lpz. 1855); «Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen» (Weim. 1867); «Die Haftpflicht der Eisenbahnen» (Weim. 1868) u. s. w. Auch gab er das für Techniker wichtige «Portfolio John Cockerill's» (Brüss. 1855 fg.) heraus. Durch seine Reisen in Nordafrika veranlaßt wurden die Schriften «Ausflug nach dem franz.

Nordafrika» (Lpz. 1855) und «Algerien und die Auswanderung dahin» (Lpz. 1854). Außerdem verfaßte er auch eine Biographie seines Vaters («Karl Maria von W. Ein Lebensbild», 3 Bde., Lpz. 1864) und eine werthvolle Schrift «Aus der Welt der Arbeit» (Berl. 1868).

Weber (Wilh. Ernst), ausgezeichneter deutscher Pädagog und Schriftsteller, geb. 14. Oct. 1790 zu Weimar, besuchte das dortige Gymnasium, studirte dann in Leipzig Philologie und wurde 1814 Erzieher im Hause des Grafen von Benzel-Sternau. 1817 erhielt er die Professur der alten Literatur an der Gelehrtenschule zu Chur in Graubündten. Doch kehrte er 1819 nach Deutschland zurück und nahm eine Oberlehrerstelle am Gymnasium zu Wetzlar an. Von hier folgte er 1823 dem Rufe als Prorector und Professor nach Frankfurt a. M., wo er sowol in der Verbesserung des Gymnasialwesens als auch bei dem städtischen Museum eine ersprießliche Thätigkeit entwickelte. 1829 übernahm er das Amt eines Vorstehers der Gelehrtenschule zu Bremen, wo er 26. März 1850 starb. Außer seinen Ausgaben des Herodian (Lpz. 1816) und des «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833) verdienen die trefflichen metrischen Uebersetzungen der «Elegischen Dichter der Hellenen in ihren Ueberresten» (Frankf. 1826), mit sehr zweckmäßigen Erläuterungen, und der «Griech. Anthologie» (2 Bdchn., Stuttg. 1838) sowie die geistvollen Biographien «Kaiser Marcus Salvius Otho» (Frankf. 1815) und «Quintus Horatius Flaccus als Mensch und Dichter» (Jena 1844) eine ehrenvolle Erwähnung. Zugleich wußte W. den Geist des classischen Alterthums mit einer warmen Empfänglichkeit für das Große in der vaterländischen Literatur zu vereinigen. So erschienen von ihm «Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller» (Hannov. 1831), «Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen» (2 Abth., Brem. 1834—36), verschiedene Kritiken über Goethe's Werke in den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik», die Untersuchung «Goethe's Faust, eine übersichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verständnisses» (Halle 1836) u. s. w. Auch zog er die Fragen der Zeit in den Kreis seiner Betrachtung, z. B. in den Schriften «Ueber die mystischen Tendenzen unserer Zeit» (Darmst. 1829), «Ueber Freiheit; ihre Förderungen, ihre Hindernisse und ihre Erscheinungen in den Staatsformen» (Brem. 1831), «Ueber Predigerwahlen» (Brem. 1842), über «Die Reinheit und die Flecken des Christenthums» (Jena 1847). Seine pädagogischen Ansichten und Grundsätze entwickelte er in «Schule und Leben» (Halle 1837), den «Oeffentlichen Reden» (2 Bdchn., Jena 1845—46) und in der «Revision des deutschen Schulwesens» (Frankf. 1847).

Weber (Veit), s. Wächter (Georg Philipp Ludwig Leonhard).

Weberkarde, s. Karde.

Webster (Daniel), amerik. Staatsmann, der mit Calhoun und Clay das Triumvirat der sog. zweiten Periode amerik. Staatsmänner bildet, wurde 18. Jan. 1782 zu Salisbury in Newhampshire geboren und erhielt trotz der ärmlichen Verhältnisse, aus welchen er hervorging, eine gründliche Schulbildung im Collegium zu Dartmouth. 1806 ließ er sich sodann zu Portsmouth in Newhampshire als Advocat nieder, wo er sehr bald Einfluß und Ansehen gewann. Nachdem er 1812 der Gesetzgebenden Versammlung seines Staats als Mitglied angehört hatte, ward er gegen Ende desselben Jahres als Abgeordneter in den Congreß gewählt, welchem er während zweier Sitzungen bis 1816 angehörte. W. schloß sich hier den Föderalisten an, billigte aber den Krieg mit England, obgleich er nicht mit allen Maßregeln der Madison'schen Verwaltung einverstanden war, und drang nach dem Frieden auf die schleunige Reorganisation der materiellen Interessen des Landes. Nach seinem Austritt aus dem Congreß zog W. nach Boston, wo er ein weiteres und lohnenderes Feld für die Ausübung seines Berufs fand. Doch konnte er sich auch hier nicht lange den Anforderungen der Politik entziehen. 1820 wurde er Mitglied der die Verfassung des Staats revidirenden Versammlung, und 1823 trat er wieder als Repräsentant von Boston in den Congreß, in welchem er bald durch Beredsamkeit und polit. Einsicht eins der leitenden Mitglieder wurde. Sodann gelangte er 1827 in den Senat, dem er bis 1839 angehörte. Hier trat er vor allem mit Clay für die Aufrechterhaltung der Nationalbank und gegen die Politik Jackson's sowie gegen die von Calhoun geleiteten südl. Secessionsbestrebungen auf. Seine 26. und 27. Jan. 1830 gegen Rob. Th. Hayne von Südcarolina gehaltene Rede verfocht die in der Constitution ausgesprochene nationale Einheit gegen die Nullificationspläne Südcarolinas. Dieselbe ist eins der epochemachenden Meisterstücke amerik. politischer Beredsamkeit und bezeichnet zugleich den Höhepunkt von W.'s Ruhme. Seine Landsleute legten ihm wegen seiner Rede den Namen des großen Auslegers (Expounder) der Constitution bei. Ueberhaupt war W. einer der hervorragendsten Gründer der Whigpartei. Als General Harrison 1841 den Präsidentenstuhl bestieg, stellte er W. als Staatssecretär an die Spitze des Ministe-

riums. Wiewol Harrison schon nach vier Wochen starb, behielt W. dieses Amt doch noch zwei Jahre unter Tyler. Im Auftrage desselben schloß er 1842 zu Washington mit dem engl. Gesandten, Lord Ashburton den Vertrag zur Regulirung der Grenzen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Auslieferung der Verbrecher ab. 1845 trat W. wieder in den Senat, wo er sich energisch gegen den Krieg mit Mexico erklärte, weil er ein Gegner der Ausdehnung der Sklaverei war. Erst 1850 bei der Berathung der Maßregeln, welche schließlich zum Compromiß vom 9. Sept. 1850 führten, verleugnete er seine frühern Ansichten und trat in einer Rede vom 7. März entschieden auf die Seite der Sklavenhalter. Fillmore ernannte ihn zwar im Juli 1850 zu seinem Staatssecretär, aber der bisher gefeierte Mann verlor durch diesen auf die Präsidentschaft speculirenden Gesinnungswechsel Ansehen und Vertrauen beim Volke. Doch auch die Südländer, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, ließen ihn bei der Präsidentenwahl von 1852 fallen und zogen ihm sogar den politisch unbedeutenden General Scott vor, der später gegen Pierce unterlag. W. starb, über den Undank des Volks klagend, 24. Oct. 1852 auf seinem Landsitze Marshfield bei Boston. Seine Reden und Schriften wurden mit einer biographischen Skizze von Everett unter dem Titel «Speeches, forensic arguments and diplomatic papers of Daniel W.» (6 Bde., Bost. 1855) herausgegeben. Vgl. Lanman, (W.'s Privatsecretär), «Private life of D. W.» (Bost. 1853).

Wechabiten, s. Wahabiten.

Wechel, eine verdiente Buchdruckerfamilie, welche Deutschland und Frankreich zugleich angehörte. — Christian W. gründete nach 1520 eine bald in ganz Europa geachtete Druckerei «in vico Jacobeo» zu Paris, aus welcher eine lange Reihe griech., lat., hebr. und franz. Werke hervorging, die sich durch höchste Correctheit und gefälligen Druck auszeichnen. Um die Correctheit seiner Werke machte sich namentlich sein Freund Friedr. Sylburg sehr verdient. Als Anhänger der Reformation und wegen Vertriebs verbotener Bücher verfolgt, mußte er, namentlich auf Antrieb der theol. Facultät in Paris, Frankreich verlassen. In Deutschland gründete er zu Frankfurt a. M. eine neue Druckerei und Buchhandlung, die bald zu gleicher Blüte wie das frühere Geschäft gediehen. Er starb 1554. — Andreas W., sein Sohn, war in Paris zurückgeblieben. Derselbe hatte jedoch bald mit seinem Vater gleiches Schicksal und mußte als Calvinist 1573 Frankreich verlassen. Auch er begründete darauf zuerst in Frankfurt a. M., dann in Hanau eine bedeutende Officin, um deren Werke sich ebenfalls Fr. Sylburg und Vinc. Opsopöus viele Verdienste erwarben. Das bedeutende Geschäft wurde nach seinem 1. Oct. 1581 erfolgten Tode durch seine Schwiegersöhne Claude Marny und Jean Aubry unter dem Namen der Wechel'schen Buchdruckerei fortgesetzt. 1590 erschien ein Katalog der in derselben gedruckten Werke. — Johann W. war ganz deutscher Buchdrucker, denn bereits 1583 gründete er in Frankfurt, wo er schon unter seinem Vater, Andreas W., gearbeitet hatte, ein ansehnliches Geschäft, das auch von seinen Erben noch lange Zeit fortgesetzt wurde. Die Familie führte als Signet anfangs zu Paris einen Baum mit Vögeln, später daselbst und zu Frankfurt einen Pegasus über zwischen Füllhörnern stehendem Mercurstab schwebend.

Wechsel oder Wechselbrief (neulat. cambium, franz. lettre de change, engl. bill of exchange, ital. lettera di cambio). Den Schwierigkeiten, welche im Mittelalter für den internationalen Verkehr aus der Mannichfaltigkeit der Münzsysteme und dem von jedem Münzherrn ausgesprochenen Verruf aller fremden Sorten erwuchsen, begegnete namentlich von Italien aus ein hochentwickeltes Wechslergeschäft. An den großen Handelsemporien und Meßplätzen schlugen florentin. und lombard. Wechsler (campsores, von dem altdeutschen Worte kampen, d. i. kaufen, tauschen) ihre Zahltische auf und tauschten unter Berechnung eines Aufgeldes die Münzen der Zureisenden gegen am Orte gültige um. Sie standen wieder mit den Wechslern anderer Orte in Verbindung, welchen sie die in deren Geschäftsbereich gültigen Sorten zusendeten und dafür ihre dahin gelangten Münzen zurückempfingen. Hier legte sich nun die Abkürzung nahe, daß Zureisende ihre Zahlmittel gar nicht erst in Baarem mitbrachten, sondern zu Anfang der Reise einem Wechsler des nächsten größern Platzes übergeben hatten, der ihnen dafür einen schriftlichen Auftrag wegen Zahlung der entsprechenden Summe an einen Geschäftsfreund des Bestimmungsorts behändigte. Solche Anweisungen ließen durch ihre ausdrückliche Bezeichnung als W. den Anlaß und Zweck des ganzen Vorgangs erkennen. Zur allmählichen Ausdehnung dieses von fern betriebenen Tauschgeschäfts trugen verschiedene Umstände bei, vor allen die in jenen Zeiten allgemeiner Unsicherheit doppelt wichtige Wahrnehmung, daß sich auf solche Weise bedeutende Werthe ganz unbemerkt weithin verführen ließen. Hierzu kam die Entdeckung, daß mittels W. rasch größere Zahlungen geleistet und dabei dem Leistenden das zeitraubende Auf-

zählen, dem Empfänger alle die Mühen erspart werden konnten, welche das Durchmustern, Wiegen und Probiren der Münzen erforderte. Ankommende Handelsleute pflegten nämlich das Geld für ihre W., wegen der Unsicherheit der Aufbewahrung in einer offenen Herberge, nicht sofort zu erheben, sondern sich blos der Bereitwilligkeit zur Ausführung des Zahlungsauftrags bei dem Wechsler dadurch zu versichern, daß sie von demselben eine schriftliche Annahmebemerkung (Accept) auf den W. setzen ließen. Aber auch nach Beendigung ihrer Einkäufe holten sie nicht die Münzen ab, sondern überließen dies den Verkäufern, indem sie diesen den acceptirten W. mittels einer kurzen schriftlichen Erklärung auf dessen Rückseite (in dorso, Indossament) in Zahlung gaben. Solche Empfänger verwendeten möglicherweise das Papier auf die nämliche Art zur Tilgung ihrer Verbindlichkeiten, und schließlich konnte es geschehen, daß der Beauftragte des ersten Ausstellers den W. nicht einmal gegen Baar einzulösen hatte, nämlich wenn der letzte Inhaber ihm selbst schuldete und sich gegen Behändigung des W. quittiren, oder wenn er sich von dem Acceptanten, um nicht das Geld mitschleppen zu müssen, wieder einen W. auf den Campsor seines Heimatlandes geben ließ. Den Wechslern, welche wegen der gegenseitigen Berechnung auf periodischen Messen zusammenkamen, empfahl sich diese Art des Tauschverkehrs noch durch die Erfahrung, daß sich ihre Guthaben für auftragsmäßige Zahlungen vielfach mittels Gegenrechnung oder Ueberweisung anderer Forderungen (Scontriren) aufheben ließen, und daß sie schließlich nur geringer Baarbeträge zur völligen Ausgleichung bedurften, damit aber die Kosten von vielfachen großen Geldtransporten ersparten. Dem Verlangen nach einem kurzen und strengen Verfahren zur Sicherung wechselmäßiger Rechte konnten die Consulate und Gastgerichte, welche das Beste der fremden Geschäftsleute an großen Handelsplätzen wahrnahmen, weiterhin auch die statutarische Gesetzgebung um so leichter entsprechen, als die Thatsache der Einzahlung an dem einen Orte zum Zweck des Empfangs an einem andern urkundlich belegt war und eine widerrechtliche Bereicherung des Verpflichteten, wenn der W. nicht eingelöst wurde, sich ohne weiteres ergeben hätte. Dadurch, daß man aber auch andere Forderungen, z. B. aus bloßen Darlehnen, Verkäufen, unter den Schutz der so entwickelten «Wechselstrenge» zu stellen suchte, that sich der Unterschied zwischen gezogenen und eigenen oder trockenen W. hervor. In erstern, den trassirten W. oder Tratten (**cambia trassata**), fordert der Aussteller (Trassant) einen Dritten (den Bezogenen oder Trassaten) auf, daß er eine bestimmte Summe zu einer bestimmten Zeit an die vom W. namhaft gemachte Person (den Remittenten) zahle. Es treten hier also drei Personen in Mitwirkung, während bei den eigenen oder Eigenwechseln (**cambia propria**, franz. **billet**, engl. **promissory note**) der Aussteller blos einen Gläubiger benennt, welchem er den angegebenen Schuldbetrag erlegen wolle. Gegen die Gültigkeit der letztern trat anfangs die Geistlichkeit auf (woher die Benennung trockene oder todte, d. h. unwirksame W., **cambia sicca, mortua**), weil hier die Absicht eines Geldumtausches ersichtlichermaßen bloßer Vorwand war, und weil sich damit bei Darlehnen durch Verschreibung einer größern Summe als der empfangenen die Zinsverbote des kanonischen Rechts umgehen ließen. Eigenwechsel können auch in Trattenform ausgestellt sein, wo dann der Aussteller auf sich selbst zieht (trassirt eigene W.). Wenn desgleichen bei gezogenen W. der Trassant zunächst nur die schriftliche Zusicherung der Annahme von seiten des Trassaten erlangen, die Benennung des zur Einkassirung berechtigten Dritten sich aber noch offen halten will, bezeichnet er sich selbst als Remittenten (W. an eigene Ordre) und macht das Papier erst durch Weiterbegebung mittels Indossaments zur wirklichen Tratte.

Mit der fortschreitenden Ausbildung des Verkehrs ward der W., besonders die Tratte, den verschiedenartigsten Geschäftszwecken dienstbar gemacht, sodaß jetzt das Verlangen, eingezahlte Geldbeträge anderwärts in anderer Münze zu erheben, nur unter den vielen sonstigen Anlässen mitzählt, wegen welcher es zur Ausstellung eines W. kommt. Es kann damit z. B. die Einhebung von Außenständen versucht werden, indem der Schuldner als Trassat die Aufforderung erhält, an den vom trassirenden Gläubiger zum Remittenten gewählten Auftragnehmer oder Cessionar zu zahlen, oder es lassen sich auf diesem Wege von kurzer Hand Zahlungen machen, desgleichen Credite gewähren, wie wenn ein Kapitalist Forderungsberechtigte oder Unterstützung Suchende durch W. auf seinen Bankier anweist. Nicht minder häufig ist die Benutzung einer allgemeinen Creditzusage, oder auch die Bewerbung um Creditertheilung oder Gefälligkeitszahlungen, ohne daß eine bezügliche Zusicherung im voraus gegeben ist, mittels Trassirens auf den um Intercession Anzugehenden. Wenn freilich der Trassant im ebenerwähnten zweiten Falle außerhalb des Kreises der namhaften Geschäftsleute steht und bei Verweigerung der intercessionsweisen Annahme von seiten des Trassaten für die Wechselsumme nicht selbst aufzukommen ver-

mag, so kann die in der Begebung des Papiers liegende wahrheitswidrige Versicherung, daß der Bezogene für ihn zahlen werde, nach Umständen als strafbarer Betrug erscheinen. Ein ähnlicher, obschon nicht unmittelbar sträflicher Misbrauch des W. zur unsoliden Beschaffung von Geld liegt in der Wechselreiterei, durch welche mittellose Geschäftsleute sich gegenseitig auszuhelfen suchen. Der eine (Reiter) zieht hier auf den andern (das Pferd), als ob er eine Forderung zu dem entsprechenden Betrage hätte, empfängt von dem Freunde ein Gefälligkeitsaccept und versilbert den W. bei einem Geldmann im Wege des Discontos (s. d.). Um dann bei dem Herannahen der Verfallzeit dem Bezogenen die Mittel zur Einlösung zu gewähren, acceptirt er wieder einen von demselben auf ihn gezogenen W., und das einmal eingeleitete Verfahren geht dann bei jeder Verfallzeit hinüber und herüber, wiewol mit der Aenderung fort, daß stets höhere Beträge zur Ausgleichung des immer steigenden Discontos acceptirt werden müssen, bis entweder seltene Glücksfälle die Einlösung aus eigenen Mitteln ermöglichen oder bis das Spiel mit dem beschleunigten Ruine beider endet. Noch gefährlicher ist die Ausstellung von Kellerwechseln, wo der Creditsuchende sich gewöhnlich durch Mittelspersonen für eine andere Person ausgeben läßt und den W. unter dem Namen dieses «Strohmanns» acceptirt oder indossirt. Solche W. liefern einen directen Beweis der Fälschung, und die wucherlichen Darleiher oder Discontirenden gehen bei dem Geschäft von der Erwartung aus, daß der Wechselschuldner zur Verfallzeit die verschriebene übermäßige Summe auftreiben werde, um der strafrechtlichen Verfolgung zu entgehen, und daß äußerstenfalls ihre Kenntniß des wahren Sachverhalts sich nicht werde darthun lassen.

Die Befugniß, Wechselverbindlichkeiten zu übernehmen, namentlich W. auszustellen, heißt Wechselfähigkeit. In den bedeutendsten handeltreibenden Staaten, wie namentlich auch nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung, ist jeder Dispositionsfähige, d. h. wer sich durch Verträge verpflichten kann, zugleich wechselfähig. Zur Erwerbung von Rechten aus W. bedarf es keiner Wechselfähigkeit. Vor der eigentlichen Ausstellung eines W. pflegt zwischen den Parteien mittels Verabredung (pactum de cambiando) festgesetzt zu werden, daß die eine den W. ausstellen, die andere denselben nehmen soll. Dabei bestimmt man die Art des W. (Eigenwechsel, Tratte u. s. f.), Ort und Zeit der Zahlung, die Summe, den Wechselcurs, d. h. den Unterschied des Geldpreises am Ausstellungs- und Zahlungsorte, desgleichen die Valuta, d. h. das vom Wechselnehmer dafür zu Gewährende (z. B. Verzichte auf ihm zustehende Forderungen oder Baarzahlung), und bei Tratten wol auch die Person des Trassaten. Diese Verabredung wird erfüllt durch die Anfertigung und Dahingabe des W., womit der eigentliche Wechselvertrag zum Abschluß gelangt und wechselmäßige Rechte und Verbindlichkeiten begründet werden. Der W. muß angeben: den Ort und die Zeit der Ausstellung, die Zahlungs- oder Verfallzeit, die Wechselsumme, bei Tratten den Namen des Bezogenen und des Remittenten, bei Eigenwechseln den Namen des Gläubigers (auf jeden getreuen Briefsinhaber, au porteur, gestellte W. sind wol in England, nicht aber in Deutschland zulässig), den abweichend bestimmten Zahlungsort, die Unterschrift des Ausstellers, in einigen Staaten dessen Bekenntniß, daß er wegen der Valuta befriedigt sei oder den Vorbehalt, daß ihm dieselbe gutgeschrieben werde, und in Deutschland die ausdrückliche Bezeichnung als «Wechsel». Trassirte W. enthalten die kurze briefliche Aufforderung, daß der Bezogene die Zahlung an den Remittenten oder «dessen Ordre» (d. h. an sämmtliche Nachmänner, welche den Besitz des W. vom Remittenten mittels Indossaments herleiten können) bewirke; eigene W. sprechen lediglich die Zusage des Schuldners aus, die Wechselschuld an den Gläubiger zu zahlen. Nach franz. Rechte können W. nur dann in Umlauf kommen, wenn sie ausdrücklich «an Ordre» gestellt sind (billet à ordre), wogegen in Deutschland, auch wenn diese Formel fehlen sollte (Rectawechsel), die Uebertragbarkeit vermuthet wird. Doch läßt sich hier die Befugniß zur Weiterbegebung, wenn der Aussteller nur mit dem ersten Wechselnehmer zu thun haben will, durch den ausdrücklichen Beisatz «aber nicht an dessen Ordre» entziehen. W. heißt sonach dasjenige schriftliche Versprechen, durch welches der Aussteller sich nach einem dafür geltenden besondern Rechte (Wechselrecht) verpflichtet, an eine genannte Person eine gewisse Summe Geldes zu einer bestimmten Zeit entweder selbst zu zahlen oder durch einen Dritten zahlen zu lassen, und welches (in Deutschland) das Wort «Wechsel» als Bezeichnung enthält. In Frankreich, den Niederlanden und England ist dagegen W. jeder Schein, der das Valutabekenntniß enthält und an Ordre lautet. Nach der Zahlungszeit sind die W. Tagwechsel, welche die Verfallzeit auf einen bestimmten Tag festsetzen (z. B. «Medio August», «Ultimo September 1868 zahlen Sie» u. s. w.); Datowechsel, wo sich als Wechselfrist eine gewisse Zeit nach dem Tage der Ausstellung angegeben findet (z. B. «Zwei

Monate a dato zahlen Sie»); Sichtwechsel (cambia a vista), die gleich bei der Vorzeigung («bei Sicht», «nach Sicht») oder wenn eine bestimmte Frist nach der Vorzeigung abgelaufen ist (Zeitsichtwechsel), eingelöst werden sollen; Meßwechsel, welche an dem gesetzlich bestimmten Tage einer Messe verfallen. Usowechsel («a uso zahlen Sie»), die nach Ablauf der im Verhältniß zum Ausstellungsort verschieden bestimmten handelsbräuchlichen Frist zahlbar werden, gelten in Deutschland nur, wenn sie aus Ländern eingehen, wo diese Ausstellungsweise gesetzlich freisteht. Den Zahlungsort anlangend, so mußte dieser vordem ein von dem Ausstellungsorte verschiedener sein, denn der W. sollte die Auszahlung des anderwärts Eingezahlten vermitteln, und hinter W., wo die Interessenten den nämlichen Wohnort hatten (Platzwechsel), konnte ein nach kanonischem Rechte verpöntes zinsbares Darlehn verborgen sein. Das franz. Recht hat jene Bestimmung der Zahlung von Ort zu Ort (de lieu en lieu) festgehalten, während das deutsche Recht die Bedenken gegen Platzwechsel fallen läßt. Als Zahlungsort hat regelmäßig der im W. angegebene Wohnort des Bezogenen zu gelten, wenn der Aussteller nicht ausdrücklich einen andern Zahlungsort benannt, für den W. ein eigenes «Domicil» bestimmt hat. Der Anlaß zur Begebung von derartigen domicilirten W. liegt entweder in dem Wunsche des Remittenten, die Zahlung nicht im Hauptetablissement des Bezogenen, sondern bei einer Zweigniederlassung desselben oder während seiner Anwesenheit auf einer bestimmten Messe einzuheben, oder in dem Umstande, daß sich an dem unbedeutenden Wohnorte des Bezogenen keine andere namhafte Handlung befindet, welcher der W. zur Einkassirung anvertraut werden könnte. Es wird dann im letztern Falle im Einvernehmen mit dem Trassaten (Domiciliant) ein Haus an einem benachbarten Handelsplatze (Domiciliat) namhaft gemacht, das jener zur rechtzeitigen Annahme und Einlösung für seine Rechnung vermögen soll. Hiermit ist der Fall nicht zu verwechseln, wo der Aussteller im Auftrag und für Rechnung eines Dritten W. begibt (Commissionstratten). Bei der Creirung werden Tratten entweder nur in einem Exemplare ausgefertigt (Solawechsel, unter welchem Namen man aber auch misbräuchlich die Eigenwechsel begreift) oder in mehrern Duplicaten, die sich blos durch die Benennung Prima-, Secunda- und Tertiawechsel unterscheiden. Gewöhnlich behält man sich bei nur einmal ausgestellten W. die Nachforderung von Duplicaten vor und läßt deshalb jene gleich anfangs als Prima bezeichnen. Secunda- und Tertiawechsel werden vom Aussteller entweder erst nachträglich zum Ersatz für die abhanden gekommmene Prima geliefert, oder gleich von vornherein, besonders wenn der Zahlungsort sehr entfernt und eine Erklärung des Bezogenen, ob er den W. annehme, erst nach längerer Zeit zu erwarten ist. Der Remittent überschickt dann die Prima zur Einholung des Accepts und spätern Einkassirung einem Geschäftsfreunde am Zahlungsorte oder in dessen Nähe und mag dann in Erwartung eines günstigen Verlaufs dieser Angelegenheit die Secunda mittlerweile weiterbegeben. Es hat aber hier die Secunda den mit dem Incasso Beauftragten zu nennen («Prima bei A. B. in X.»), und von letzterm wird die erhobene Wechselzahlung nur an den Inhaber der Secunda verabfolgt.

Der Remittent kann den W. entweder bis zur Verfallzeit im Portefeuille behalten oder ihn, wenn dies nicht untersagt ist, durch Indossament oder Giro (s. d.) auf einen andern übertragen. Er wird damit Indossant oder Girant, während der Nehmer Indossatar oder Girat heißt. Zuweilen erfolgt die Uebertragung nur zu dem Zwecke, damit der Indossatar die Einhebung der Wechselschuld für den Indossanten besorge (Giro zum Incasso, Indossament per Procura), und jener darf dann über den W. nicht zu eigenem Besten verfügen. Weit häufiger ist dagegen die völlige Ueberlassung des W., z. B. an Zahlungsstatt oder so, daß der Indossatar die verschriebene Summe unter Abzug bald höherer, bald geringerer Zinsen (Disconto) für die Zwischenzeit bis zum Verfalltage vorausbezahlt, um nachher die volle Wechselsumme für eigene Rechnung einzuheben. Er darf aber auch muthmaßlich weiter indossiren, und die in dem W. liegende Anweisung auf einen zukünftigen Geldempfang wird dadurch schon vorher zum flüssigen Werthe, welcher die Stelle des baaren Geldes im Verkehre einnimmt und durch seinen Umlauf Geschäfte zum oft mehr als zehn- oder zwanzigfachen Betrage der in ihm angegebenen Summe von Land zu Land vermittelt. Durch sein Giriren hebt der Indossatar nicht alle Beziehungen zu dem W. auf. Er ist zwar nicht wie der Trassant verpflichtet, den Bezogenen von der Ausstellung des W. in Kenntniß zu setzen (Avis) und denselben nöthigenfalls durch Uebersendung von Werthpapieren und Baarmitteln (Deckung) zur Annahme und Ausführung des Zahlungsauftrags zu bestimmen. Wohl aber haftet er gleich dem Trassanten sämmtlichen folgenden Erwerbern des W. (Nachmänner) dafür, daß das Papier zur richtigen Zeit und am richtigen Orte bezahlt werde. Aus

diesen Bedingungen der Haftpflicht ergibt sich für den Wechselinhaber die Verbindlichkeit, den W., wenn er auch vorher keine genügende Annahmeerklärung erlangt hat, am Verfalltage (oder im Auslande innerhalb der nächsten vom dortigen Gesetz verstatteten Respecttage) vorzulegen. Er wird dadurch zum Präsentanten, der Bezogene zum Präsentaten. Wenn hier der Bezogene die Zahlung verweigert und weder die Nothadressaten, welche der Aussteller oder ein Indossant auf dem W. namhaft gemacht («im Nothfalle bei N. N.»), noch etwaige, mittels ihrer Namensunterschrift beigetretene Wechselbürgen, noch freiwillige Intervenienten durch Gewährung einer Ehrenannahme und Ehrenzahlung für Rechnung eines der Indossanten oder des Ausstellers dem nothleidenden W. aufhelfen, so kann der Inhaber gegen die unmittelbaren oder mittelbaren Vormänner eine Regreßklage erheben. (S. Regreß.) Er fordert mit derselben die Rückgabe der von ihm für den W. gewährten Valuta und Ersatz sämmtlicher durch die vergeblich versuchte Einkassirung erwachsenen Kosten (Retourrechnung). Zum Beweise, daß ihm selbst keine Unregelmäßigkeit und Vernachlässigung (Präjudiz) zur Last falle, wird Protest (s. d.) erhoben. Die Retourrechnung läßt sich auch durch einen auf den Vormann nach Sicht gezogenen Rückwechsel (Ritratte, Ricambio) einheben, welchem der uneingelöst gebliebene W. und der Protest beizugeben ist. Hätte der Bezogene den W. durch Daraufschreiben des Worts «Angenommen» und Beifügung seiner Namensunterschrift oder auch nur durch diese acceptirt, so kann ihn auch der Inhaber, wenn er es für zuträglicher hält, daraus mit der Wechselklage belangen (Progreßklage). Regreßansprüche verjähren nach der deutschen Wechselordnung je nach der Entfernung des Wohnorts der Vormänner binnen 6, 12 oder 18 Monaten, Progreßklagen wider den Acceptanten binnen drei Jahren (Wechselverjährung). Nach unbenutztem Ablauf dieser Zeit steht dem Inhaber nur eine Klage gegen denjenigen Wechselinteressenten zu, welcher infolge der Versäumniß in den Besitz materieller Vortheile gekommen ist, auf welche er nicht schon an sich einen Anspruch hatte (Bereicherungsklage).

Wechselbegriffe, s. Correlat.

Wechselfieber oder Kaltes Fieber (febris intermittens) ist eine in sumpfigen Gegenden heimische Krankheit, welche sich durch eine Anzahl von Fieberanfällen (Paroxysmen) zu erkennen gibt, die mit vollkommen fieberfreien Zwischenzeiten (Apyrexien) regelmäßig abwechseln. Jeder Fieberanfall fängt mit Frösteln oder starkem Froste an, diesem folgt dann (nach $\frac{1}{2}$ bis 4—6 Stunden) Hitze und dieser schließlich starker Schweiß. Neben diesen Anfällen ist beim W. stets noch die Milz geschwollen und in der Regel auch die Magenverdauung gestört. Nach der Wiederkehr der Anfälle unterscheidet man ein reguläres und ein irreguläres, ein vor- oder nachsetzendes, das ein-, drei- und viertägige W. Verlarvt wird es genannt, wenn anstatt der eigentlichen Fiebersymptome andere Krankheitserscheinungen (besonders sog. Nervenschmerzen) nach regelmäßigen Apyrexien periodisch wiederkehren. Wird das W. durch Luftveränderung oder Chinin und andere dergleichen Fiebermittel nicht bald vertrieben, dann bildet sich gewöhnlich bei bleibender Milz- und Leberanschwellung eine chronische Blutentartung aus, welche allgemeine Wassersucht nach sich zieht. Die Heilung geschieht am besten so, daß gleich nach dem ersten oder zweiten Anfalle eine größere Gabe schwefelsaures Chinin genommen wird. Früher ließ man die Kranken gewöhnlich siebenmal tüchtig vom Froste abschütteln, ehe das Fieber unterdrückt wurde, und veranlaßte dadurch wahrscheinlich eine bleibende Milzanschwellung mit großer Neigung zur öftern Wiederkehr des Fiebers. Uebrigens verliert sich das W., sobald der Patient die ungesunde Gegend verläßt, häufig ganz von selbst. In tropischen Gegenden entsprechen unserm kalten Fieber W. von weit bösartigerm Charakter (das Sumpf- oder Malariafieber, das Batavia-, Polka-, Jungle-, Marsch-, Klima-, Tropen- und Küstenfieber, das perniciöse W.).

Wechselrecht ist der Inbegriff der die Wechsel betreffenden Rechte. Das W. zerfällt gleich andern Theilen des Rechts in ein geschriebenes und ein nichtgeschriebenes. Jenes gründet sich auf ausdrückliche Verordnungen der gesetzgebenden Macht, welche Wechselordnungen genannt werden. Unter ihnen hat der franz. Code de commerce theils unmittelbar, theils durch seine Benutzung bei der Gesetzgebung anderer, selbst überseeischer Staaten die weiteste Verbreitung erlangt, obgleich er die Ordonnance de commerce von 1673 mit nur wenigen Abänderungen wiederholt und den neuern Ansprüchen nicht mehr genügt. Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung, die 1849 in den meisten Staaten durch besondere Einführungsgesetze verbindende Kraft erhielt, ingleichen durch die Novellen der in Nürnberg das Deutsche Handelsgesetzbuch berathenden Commission nach deren Empfehlung mittels Bundesbeschlusses vom 23. Jan. 1862 in einigen Punkten erläutert wurde, soll 1868 für den Norddeutschen Bund zum Bundesgesetz erhoben werden, das danach seine Gültigkeit nicht blos von der übereinstimmenden Landesgesetzgebung

entlehnen würde. Das nichtgeschriebene W. gründet sich auf gewisse, rechtsbeständigerweise eingeführte Gewohnheiten, die man aus den Pareres oder Gutachten der Kaufleute kennen lernt. Von diesen letztern sind jedoch die an einigen Orten unter den Kaufleuten eingeführten Usanzen, wenn sie nicht die Eigenschaft einer gesetzmäßigen Gewohnheit haben, unterschieden. Der Wechselproceß oder das Verfahren in Wechselsachen weicht in den verschiedenen Ländern vielfach ab, und die betreffenden Gegensätze haben sich infolge der 1867 und 1868 für Frankreich, Oesterreich und den Norddeutschen Bund vollzogenen Aufhebung der Schuldhaft, welche sonst für die bezeichnendste Wirkung der Wechselstrenge angesehen ward, nur noch vermehrt. Indessen herrscht doch darin Uebereinstimmung, daß das Wechselverfahren ein höchst summarisches, alle nicht sofort aus dem Gesetz oder klarem Brief und Siegel sich ergebenden Ausflüchte beiseitesetzendes ist, das bei Verurtheilung sofort zur Execution, früher gegen die Person des Schuldners, jetzt meistens nur in dessen bereitestes Vermögen führt. W. nennt man auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor andern Schuldverschreibungen voraus haben. Hierunter ist aber ein Vorzugsrecht im Concurse des Schuldners gewöhnlich nicht begriffen. Die Literatur des W. ist seit Einführung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung in Deutschland außerordentlich stark vertreten. Es sind namentlich zu nennen: Thöl, «Das W.» (Gött. 1847); Renaud, «Lehrbuch des W.» (3. Aufl., Gieß. 1868); (Liebe), «Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung» (Lpz. 1848); Borchardt, «Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung» (Berl. 1854); Hoffmann, «Ausführliche Erläuterung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung» (Gieß. 1859); Kheil, «W. des österr. Kaiserstaats» (3. Aufl., Wien 1867).

Wechselwirkung (mutuum commercium) heißt das Verhältniß zweier gleichzeitig vorhandener Gegenstände oder Theile von Gegenständen, vermöge dessen sie sich gegenseitig durch ihr Thun und Leiden bestimmen. So spricht man von der W. der Glieder eines Organismus untereinander, von der W. des Geistigen und Leiblichen, der Seele und des Körpers. Den Satz: daß kein Ding in der Welt völlig isolirt und abgeschlossen sei, drückte die Metaphysik ehedem dadurch aus, daß sie sagte: «In mundo non datur insula», d. h.: Es steht kein Ding in der Welt von allen übrigen vollkommen isolirt für sich allein da. Die Kant'sche Behauptung, daß alle Dinge in der Welt unserer Erfahrung mit allen in einem gegenseitigen Zusammenhange von W. stehen müssen (z. B. durch die gemeinsamen Medien des Lichts, der Luft, der Gravitation u. s. w.), ist darum ein sich von selbst verstehender Grundsatz unseres Denkens, weil Dinge ohne alle Beziehungen zu den Dingen unserer Erfahrungswelt auch gar nicht mehr zu ihr gehören, sondern, wenn dergleichen vorhanden wären, besondere von der unserigen gänzlich verschiedene Erfahrungswelten für sich allein ausmachen würden.

Wechselwirthschaft, s. Fruchtfolge.

Weckelsdorf oder Wekelsdorf, Ober- und Unter-W., heißen zwei einander benachbarte Marktflecken von je 800 und 900 E. im böhm. Kreise Königgrätz, 1½ M. westnordwestlich von Braunau und ¾ M. südöstlich von Adersbach (s. d.), berühmt durch die erst in neuerer Zeit zugänglich gemachten Felsengebilde, welche an Großartigkeit die längst bekannten Adersbacher Steine bei weitem übertreffen. Man gelangt hier aus der «Vorstadt» durch eine Pforte in die eigentliche «Felsenstadt» mit dem Felsentheater, dem Domplatz, der kuppelförmigen Domkirche, der Todtengasse u. s. w. Die größte Ueberraschung gewährt der Schluß der Wanderung, das «Münster», gewöhnlich die Münzkirche genannt, weil nach der Sage einst Falschmünzer diesen sichern Schlupfwinkel bewohnten. Die spärlichen Lichtstrahlen, welche durch einige Risse und Spalten von oben hereinfallen, lassen kaum den Spitzbogen eines goth. Gewölbes erkennen, und um die Täuschung vollständig zu machen, ertönt aus der Nähe ein Psalm von einer hinter einer Thür aufgestellten Orgel. Etwa ½ M. westlich von Braunau zeigt sich eine ähnliche, theilweise noch großartigere Felsenbildung, nämlich bei dem Dorfe Weckersdorf die Weckersdorfer Felsenstadt, welche von der Abtei Braunau zugänglich gemacht und 1854 mit einem Gasthause versehen ist. Ihre Durchwanderung nimmt zwei Stunden in Anspruch.

Weckherlin (Aug. von), ausgezeichneter deutscher Landwirth, geb. 1794 zu Stuttgart, erhielt seine erste landwirthschaftliche Bildung zu Hofwyl unter der speciellen Leitung des Professors Schübler und unternahm dann größere landwirthschaftliche Reisen. Nach seiner Rückkehr berief ihn 1817 der König von Würtemberg zur Einrichtung und Administration seiner Privatdomänen; auch erhielt er von dem Könige mehrfache Aufträge zu Reisen nach Sachsen, Preußen, Belgien, Holland, Italien, der Schweiz, zuletzt nach Frankreich und England. 1837 folgte er dem Rufe als Director der land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim

mit dem Prädicat Geh. Hofdomänenrath. Er wirkte mit anerkanntem Erfolge für diese Anstalt, bis er 1844 als fürstl. hohenzollernscher Wirklicher Geheimrath zum Chef der Domänendirection für die umfassenden Besitzungen des Fürsten zu Sigmaringen ernannt ward. Um die Landwirthschaft erwarb er sich hohe Verdienste durch Einführung und Verbreitung der Verbesserungen an dem hohenheimer Pfluge, durch seinen erfolgreichen Kampf für Hebung der Viehzucht, durch glückliche und klare Auffassung der neuern Wirthschaftssysteme, insbesondere des englischen, sowie durch Einführung der mehrjährigen Kleegrasschläge in die Fruchtwechselwirthschaften. Von W.'s Schriften sind besonders hervorzuheben: «Landwirthschaftliche Beschreibung der Besitzungen des Königs von Würtemberg» (Stuttg. 1825), «Abbildung der Hausthierrassen auf den Privatgütern des Königs von Würtemberg» (Stuttg. 1827—34), «Die Rindviehzucht Würtembergs» (Stuttg. 1839), «Ueber engl. Landwirthschaft» (3. Aufl., Stuttg. 1852), vor allem aber das gediegene Werk «Die landwirthschaftliche Thierproduction» (3 Bde., 4. Aufl., Stuttg. 1865).

Weckherlin (Georg Rud.), deutscher Dichter des 17. Jahrh., war 15. Sept. 1584 in Stuttgart geboren. Er studirte in Tübingen die Rechte, war aber zugleich mit poetischen und literarischen Arbeiten beschäftigt. Später machte er eine große Reise durch die Hauptländer Europas. Nach seiner Rückkehr wurde er Secretär in der herzogl. Kanzlei zu Stuttgart. Zugleich verherrlichte er als Hofdichter das Haus seines Fürsten. Doch an größere Verhältnisse von seinen Reisen her gewöhnt, ging er 1620 nach London und erhielt hier eine Anstellung in der deutschen Kanzlei, welche während des Dreißigjährigen Kriegs errichtet wurde, um die Verbindung mit dem prot. Deutschland leichter zu betreiben. W. scheint in London großes Ansehen genossen zu haben und zu wichtigen Geschäften gebraucht worden zu sein. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte seine heimischen Familienverhältnisse und beraubte ihn des väterlichen Erbes; auch ein großer Theil seiner Jugendgedichte ging zu Grunde. Er selbst blieb in London und starb daselbst wahrscheinlich 1651. Seine zahlreichen, fast durchaus lyrischen Gedichte zeichnen sich durch Frische des Ausdrucks, Kraft des Gedankens und Wahrheit des Gefühls aus, wie man es in jenem Jahrhundert kaum findet. Die schönsten derselben sind dem deutschen Vaterlande und dem großen Verfechter des Protestantismus, Gustav Adolf, gewidmet, und diesen Gesinnungen blieb W. auch in der Fremde treu. Außer den Zeitgedichten sind besonders seine Liebes-, Trink- und Kriegslieder von hohem Werthe; einige spätere Gedichte sind von einer großartigen Ironie, andere von der keckſten Laune und muthwilligem Scherz erfüllt. Die Ode, das Sonett, die Ekloge und das Epigramm führte er eigentlich zuerst in die deutsche Literatur ein. Auch trug er viel zu der immer allgemeinern Anwendung des Alexandriners nach franz. Vorbilde bei, während sonst der Einfluß der engl. Dichter bei ihm überwiegt. Dagegen wollte er von den strengern metrischen Gesetzen, wie sie Opitz einführte, nichts wissen. Er zählte die Silben und erlaubte sich manche sprachliche Härten; doch leitete ihn dabei stets ein feines Ohr für poetischen Wohlklang. W. kam durch die regelrechten Dichter der Schlesischen Schule bald in Vergessenheit, welcher ihn erst 1779 Herder entriß. Eine vollständige, jetzt seltene Ausgabe seiner Dichtungen besorgte er selbst von London aus (2 Bde., Amsterd. 1641; 1648). Sein großes Gedicht auf Gustav Adolf's Tod wurde daraus von Rühs (Halle 1806) wiederabgedruckt und auch in des «Knaben Wunderhorn» aufgenommen. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen nebst Lebensbeschreibung gibt Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 4). Vgl. Conz, «Nachrichten von dem Leben und den Schriften W.'s» (Ludwigsb. 1803).

Weckherlin (Wilh. Ludwig), deutscher Journalist, geb. 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, ging, nachdem er zu Tübingen kurze Zeit die Rechte studirt, als Hofmeister nach Strasburg, dann nach Paris, wo er besonders Voltaire's und Linguet's Schriften studirte und sich aus diesen den spöttelnden Ton aneignete, der seine meisten Schriften charakterisirt. Bald nachher wandte er sich nach Wien und lebte hier von Privatunterricht und Gelegenheitsschriftstellerei. Sein reicher Witz verschaffte ihm anfangs viele Freunde, die ihm aber durch seine ungeregelte Lebensweise und seinen Hang zur Satire wieder entfremdet wurden. Endlich zogen ihm die muthwilligen «Denkwürdigkeiten von Wien» (1777), deren Verfasser zu sein er sich, da sie anonym erschienen waren, thörichterweise rühmte, Haft und Landesverweisung zu. Er lebte nun nacheinander in Regensburg, Augsburg, Nördlingen und zuletzt in Baldringen, einem fürstl. Wallerstein'schen Dorfe bei Nördlingen. Ueberall war er anfangs willkommen; doch machte er durch seine Satiren, die mehr und mehr in Schmähschriften ausarteten, sich den längern Aufenthalt unmöglich. Für die Verweisung aus Augsburg rächte er sich durch «Anselmus Rabiosus' Reise durch Deutschland» (1778), die großes Aufsehen machte. In Nördlingen schrieb er die polit. Zeitschrift «Das Felleisen», welche er mit allgemeinern Tendenzen als

«Chronologen» (12 Bde., 1779—81), «Das graue Ungeheuer» (12 Bde., 1782—87), «Hyperboreische Briefe» (6 Bde., 1788—90) und «Paragraphen» (2 Bde., 1791) fortsetzte. Diese Zeitschriften sind reich an Witz, Satire, Freimüthigkeit und Anzüglichkeiten; doch hatte sich W. zuletzt merklich ausgeschrieben. Wegen einer Schmähschrift gegen die Reichsstadt Nördlingen wurde er von 1788 an auf dem Wallerstein'schen Schlosse Hochhaus vier Jahre in Haft gehalten, diese jedoch mit großer Milde und ohne Störung seiner schriftstellerischen Thätigkeit vollzogen. 1792 begann er in Ansbach unter Hardenberg's Schutz eine polit. Zeitung, die «Ansbachschen Blätter». Der Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen erregte, als sich franz. Truppen näherten, einen Volksauflauf gegen ihn, und bald darauf erhielt er Hausarrest. Dies ergriff ihn so, daß er erkrankte und 24. Nov. 1792 starb. W., dessen Charakter und Leben vielfach an Schubart (s. d.) erinnert, hat zur Reinigung und Besserung der höchst verrotteten Zustände in dem damaligen Süddeutschland viel beigetragen. Da aber persönliche Beweggründe bei seinen Angriffen oft vorwalteten und sein Charakter nie zur Stetigkeit und Festigkeit gelangte, so war auch seine Wirksamkeit nicht tiefgreifend und der Werth seiner Schriften kein bleibender. Vgl. (K. J. Weber), «W.'s Geist, herausgegeben von W. jun.» (Stuttg. 1823).

Wedekind (Anton Christian), deutscher Geschichtsforscher, geb. 14. Mai 1763 zu Visselhövede im Herzogthum Verden, wurde auf der Michaelisschule zu Lüneburg und dann auf der Domschule zu Verden gebildet und widmete sich seit 1782 zu Helmstedt und Göttingen der Rechtswissenschaft. Hierauf lebte er drei Jahre als Advocat in Hannover und wurde 1790 als Gerichtsschreiber zu Neustadt unterm Hohnstein angestellt, 1793 aber als Amtsschreiber nach Lüneburg versetzt. Die Fremdherrschaft in den J. 1803—13 brachte ihn in sehr peinliche Verhältnisse. Seine Anstellung als Präfecturrath des Depart. Elbemündungen und eine Verwaltung der Unterpräfectur des Bezirks Lüneburg verbesserten seine Lage nicht. Doch wurden die Verhältnisse des Michaelisklosters zu Lüneburg, bei dessen Verwaltung er betheiligt war, günstiger, nachdem Cuvier den Zustand der Stiftung und der mit ihr verbundenen Lehranstalt persönlich kennen gelernt und sich für sie verwendet hatte. Später, nachdem die beiden Vorsteher des Klosters bald nacheinander gestorben, führte W. von 1816—20 die alleinige Verwaltung der Anstalt. Auf seinen Wunsch wurde er 1831 von den Justizgeschäften befreit, dafür aber Oberamtmann des seit 1821 in eine Ritterakademie umgestalteten Michaelisklosters in Lüneburg. Hier starb er 14. März 1845. Seine literarische Thätigkeit wurde fast allein durch die ihm 1797 übertragene Anordnung des reichhaltigen Klosterarchivs geweckt und genährt. Außer seinem Antheil an Wagner's Ausgabe des «Chronicon» des Bischofs Dietmar von Merseburg (Nürnb. 1807) gehören zu seinen ersten Leistungen die «Welthistor. Erinnerungsblätter» (2. Aufl., Lüneb. 1845) und das «Handbuch der Welt- und Völkergeschichte» (Lüneb. 1814; 3. Aufl. 1824), das sich viel Anerkennung erwarb. Nicht minder verdienstlich ist sein reichhaltiges «Chronol. Handbuch der neuern Geschichte» (2 Bde., Lüneb. 1816), welches den Zeitraum von 1740—1816 umfaßt. In seinen «Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters» (10 Hefte oder 3 Bde., Hamb. 1821—37) erwarb er sich auch Verdienste um die Geschichte Hannovers und Norddeutschlands. Von seinen Monographien sind zu erwähnen «Die Eingänge der Messen» (Lüneb. 1815) und «Tabula Waldemari, primi regis Daniae» (Lüneb. 1817). Ein schönes Denkmal setzte er sich durch die Gründung einer Preisstiftung für deutsche Geschichte, welche unter der Verwaltung der histor.-philol. Klasse der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen von zehn zu zehn Jahren drei Preise, jeden von 1000 Thlrn. in Gold, für die besten Bearbeitungen von Gegenständen der deutschen Geschichte vertheilen soll.

Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freiherr von), deutscher Arzt und Schriftsteller, geb. 1761 zu Göttingen, studirte daselbst Medicin und erhielt 1780 die Doctorwürde, worauf er sogleich Vicephysikus in Uslar, 1781 Physikus in Diepholz wurde und 1785 als praktischer Arzt sich zu Mühlheim am Rhein niederließ. 1787 als Leibarzt des Kurfürsten und Professor der Medicin nach Mainz berufen, trat er nach der Eroberung der Stadt durch die Franzosen 1793 als Hospitalarzt in franz. Dienste und blieb als solcher von 1794 an in Strasburg. Durch mehrere polit. Schriften: «Bemerkungen über das Jakobinerwesen», «Frankreichs ökonomischer und polit. Zustand und dessen Constitution vom 3. Jahre der Republik» (franz. und deutsch, Strasb. 1796) und «Vertraute Briefe über die Revolution vom 18. Brumaire» (1800), von denen die zweite ihm die franz. Bürgerkrone einbrachte, die letzte aber anonym erschien, legte er wol Interesse an der Französischen Revolution, zugleich aber auch Sinn für gesetzliche Ordnung an den Tag. 1797 trat er seine Professur in Mainz wieder an, wurde aber 1803 pensionirt und nun Cantonsarzt in Kreuznach, 1805 abermals Militärarzt und Professor der neu-

errichteten Medicinalschule und Medicinalrath in Mainz, dann Oberstabsarzt des Reservecorps unter Lefebvre und endlich 1808 Leibarzt des Großherzogs von Hessen, Geh. Hofrath und in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 28. Oct. 1831. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich über Medicin, Philosophie, Politik, Maurerei und selbst Theologie verbreiten, sind besonders zu erwähnen: «Allgemeine Theorie der Entzündungen und ihrer Ausgänge» (Lpz. 1791); «Nachricht über das franz. Kriegshospitalwesen» (2 Bde., Lpz. 1797); «Abhandlung von den Kuhpocken» (Bas. 1802); «Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen und Fiebern überhaupt» (Darmst. 1814); «Ueber den Werth der Heilkunde» (Darmst. 1816); «Prüfung des homöopathischen Systems von Hahnemann» (Darmst. 1822); «Ueber den Werth des Adels und über die Ansprüche des Zeitgeistes auf Verbesserung des Adelsinstituts» (2 Bde., 2. Aufl., Darmst. 1818); «Bruchstücke über Religion» (Darmst. 1817); «Der Pythagoräische Orden» (Lpz. 1820); «Baustücke für Freimaurer» (2 Sammlungen, Gieß. 1820—21).

Wedekind (Georg Wilh., Freiherr von), verdienter Forstmann, der Sohn des vorigen, geb. 28. Juli 1796 zu Strasburg, besuchte 1805—8 das Gymnasium zu Mainz und bis 1811 das zu Darmstadt, ging hierauf 1812 auf die Universität zu Göttingen und 1813 nach Dreißigacker, um sich daselbst als Forstmann auszubilden. In demselben Jahre noch wurde er Assessor bei dem Forstcollegium zu Darmstadt. Bald nachher stellte er sich als freiwilliger Jäger zum Feldzuge gegen Napoleon und machte als Lieutenant des Ingenieurcorps den Feldzug nach Frankreich unter dem Prinzen Emil von Hessen mit. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte er nach Darmstadt zurück, wo er seinen Dienst bei dem Oberforstcollegium wieder antrat und Commandant des 2. Bataillons der hess. Landwehr wurde. 1815 setzte er seine Studien in Göttingen fort. Im folgenden Jahre unternahm er eine große forstliche Reise und erhielt den Titel als Forstmeister. Von 1816—20 war er Mitglied des Oberforstcollegiums, und 1821 wurde er Oberforstrath. 1848 zum Geh. Oberforstrath ernannt, ward ihm 1852 auf wiederholtes Ansuchen seine Versetzung in den Ruhestand bewilligt. Als einem Liberalen verweigerte ihm die Staatsregierung bei mehrmaliger Erwählung zur landständischen Wirksamkeit den Urlaub. Nach der Märzrevolution von 1848 ward er in das Vorparlament gewählt. Seine bedeutendsten Schriften sind der «Grundriß zu einem System der Forststatistik» (Lpz. 1818), «Beiträge zur Kenntniß des Forstwesens in Deutschland» (4 Hefte, Lpz. 1819—21), «Versuch einer Forstverfassung im Geiste der Zeit» (Lpz. 1821), «Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe» (Darmst. 1831), «Anleitung zur Betriebsregulirung und Holzertragsschätzung der Forsten» (Darmst. 1834), «Umriß der Forstwissenschaft für Staatsbürger und Staatsgelehrte» (Altona 1839), «Encyklopädie der Forstwissenschaft» (Stuttg. 1847), «Neue Jahrbücher der Forstkunde» (erste Folge, Lpz. und Darmst., 1828—50; zweite Folge, Frankf. 1851 fg.). Seit 1847 war er alleiniger Herausgeber der «Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung», die er schon seit 1840 hauptsächlich leitete. Nachdem er 1852 in den Ruhestand getreten, starb er 21. Jan. 1856 zu Darmstadt.

Wedgwood (spr. Wedschwud) heißt eine Gattung engl. Steinguts, welche sich durch Härte, Feinheit, Glanz und Dauerhaftigkeit auszeichnet. Dieses Steingut geht mit ähnlichen Erzeugnissen aus den Töpfereien der engl. Grafschaft Stafford hervor, die unter der Bezeichnung Potteries (s. d.) zusammengefaßt werden. Den Namen erhielt jenes Steingut von seinem Erfinder Josiah W. (geb. 12. Juli 1730 zu Burslam in Staffordshire), der als Fabrikant dieser und verwandter Töpferwaaren auch das Dorf Etruria anlegte und somit der Begründer des ganzen Potteriebezirks wurde. Josiah W. hatte nur eine beschränkte Erziehung erhalten, wußte sich aber mit dem Erblühen seiner Fabrikanlagen ansehnliche naturwissenschaftliche und technische Kenntnisse anzueignen und erfand unter anderm einen Pyrometer. Er starb als reicher, namentlich durch gemeinnützigen Sinn ausgezeichneter Mann 3. Jan. 1795 zu Etruria.

Weenix (Johann Baptist), ein niederländ. Maler, geb. 1621 zu Amsterdam, der Schüler Abrah. Bloemaert's und Hondekoeter's Schwiegersohn, hielt sich einige Jahre in Italien auf, arbeitete dort viel für große Herren und begab sich dann nach Utrecht, wo er 1660 starb. Seine kleinen Landschaften, Thierstücke und Geschichten sind sehr sauber ausgeführt, aber etwas eintönig, seine Zeichnungen und sechs geätzte Blätter außerordentlich selten. — Einen noch größern Ruf erlangte sein Sohn Johann W., geb. zu Amsterdam 1644, der nur kurze Zeit des Vaters Unterricht genoß. Indem W. die Natur auf eigenem Wege verfolgte, erlangte er zwar nicht wie sein Vater in allen möglichen Darstellungen, doch besonders in der Darstellung des Thierischen eine große Meisterschaft. Er starb zu Amsterdam 1719. Stillleben, Hirsch- und Schweinsjagden, deren er einige für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, malte,

lebendige und todte Thiere hat er mit unerreichbarer Naturwahrheit und mit großem Farbenzauber dargestellt. Schöne Werke W.' besitzen die Galerien in München, Dresden und Amsterdam.

Wegebreit (Wegerich), s. Plantago.

Wegedorn, s. Rhamnus.

Wegmesser oder Hodometer heißt eine Vorrichtung zum mechan. Abmessen von Wegstrecken, welche ein Fuhrwerk oder ein Fußgänger zurücklegt. Für Wagen besteht derselbe aus einer im Innern mit angemessenem Räderwerk, äußerlich mit Zifferblatt und Zeigern versehenen Büchse, welche an einer Speiche eines Wagenrades befestigt wird. Der Mechanismus zählt die Umdrehungen des Rades, und da der Umfang dieses letztern bekannt ist, so läßt sich hiernach leicht die Länge der durchlaufenen Linie berechnen, welche gleich ist dem Radumfange multiplicirt mit der Zahl der vollbrachten Umdrehungen. Für Fußgänger bringt man ein einzelnes eisernes Rad in Anwendung, welches die gehende Person am Stiele hält und vor sich her rollt (Gyrometer). Verwandt sind die Schrittzähler oder Pedometer, welche man am Leibe befestigt, während eine davon abwärts geleitete Schnur unterhalb des Knies an das Bein gehängt ist, sodaß sie bei jedem Schritte angezogen wird, um auf den Rädermechanismus einzuwirken.

Wegscheider (Jul. Aug. Ludw.), namhafter prot. Theolog, ein Hauptvertreter des ältern Rationalismus, geb. 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen, bildete sich auf den Schulen zu Helmstedt und Braunschweig und studirte in Helmstedt Theologie. Hierauf wurde er Lehrer am dortigen Pädagogium und dann Hauslehrer in Hamburg, wo er das Studium der Theologie und Philosophie, vorzüglich der Kant'schen, fortsetzte und zuerst 1797 als Schriftsteller auftrat. 1805 ging er als theol. Repetent nach Göttingen. Bei seiner Habilitation daselbst schrieb er die geistvolle Abhandlung «De Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis» (Gött. 1805), welcher die «Einleitung in das Evangelium des Johannes» (Gött. 1806) folgte. 1806 wurde er Doctor der Theologie in Göttingen und ging dann als ord. Professor der Theologie und Philosophie nach Rinteln. Auch hier war seine Wirksamkeit als theol. und philos. Lehrer sehr erfolgreich. Bei der Aufhebung dieser Universität 1810 wurde er als ord. Professor der Theologie nach Halle versetzt, wo sich der Kreis seines Wirkens beträchtlich erweiterte. Gleichzeitig erschien von ihm «Der erste Brief des Paulus an den Timotheus, neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben» (Gött. 1810), worin er sich gegen Schleiermacher's Zweifel an der Authentie dieses Briefs mit Gewandtheit aussprach. Seine Vorlesungen betrafen neutestamentliche Exegese, Dogmengeschichte und Dogmatik. Als Handbuch seiner Vorlesungen über die Glaubenslehre ließ er die «Institutiones theologiae christianae dogmaticae» (Halle 1815; 8. Aufl. 1844; deutsch von Weiß, Halle 1831) erscheinen, welche man als die eigentliche Normaldogmatik des Rationalismus betrachten kann. Liebe und Achtung von seiten seiner Amtsgenossen und der studirenden Jugend entschädigten ihn für die durch Hengstenberg (s. d.) gegen ihn und Gesenius (1830) gerichtete, auf Amtsentsetzung abzielende Denunciation und die zahlreichen Schmähungen, die er für seinen theol. Standpunkt erdulden mußte. Er starb zu Halle 27. Jan. 1849.

Wehr ist ein quer durch einen Fluß gelegtes Stauwerk, welches den Zweck hat, den Wasserspiegel zu erhöhen, bald um an dieser Stelle eine Wasserleitung von dem Flusse abzuführen, bald um das Gefälle in der obern Flußstrecke zu vermindern.

Wehrgeld, s. Wergeld.

Wehrwolf, s. Werwolf.

Weib, s. Frauen und Geschlecht.

Weichbild heißt der zu einer Stadt gehörige Gerichtsbezirk, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiet, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern. Außerdem bezeichnet man damit das Stadtrecht, welches innerhalb des Stadtgebiets entstanden und in Geltung gekommen, und nach welchem alle Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die innerhalb des W. vorfielen, entschieden werden sollten. Das Wort kam seit dem 12. Jahrh. in Gebrauch und wird gewöhnlich vom althochdeutschen wih (= vicus, Stadt) und Bild, d. i. Siegel der Stadt, abgeleitet. Nach Eichhorn ist das Wort daher entstanden, daß man die Grenzen des Stadtgebiets bei den bischöfl. Städten, in welchen sich die Städteverfassung zuerst entwickelte, durch Aufstellung von geweihten Bildern oder Crucifixen zu bezeichnen pflegte.

Weichsel (poln. Wisla, lat. Vistula), einer der wichtigsten Ströme des preuß. Staats und der wichtigste des Königreichs Polen sowie der größte des Ostseegebiets, entsteht östlich von Jablunka in Oesterreichisch-Schlesien, in dem großen, 3400 E. zählenden Dorfe W. aus der Vereinigung der Weißen, Kleinen und Schwarzen W. (Biala, Molinka und Czerna), die an und

nahe dem 4062 F. hohen Großen Barania in den Beskiden, und zwar die letztere in 3450 F. Seehöhe, entspringen. Vom Dorfe W., wo der Fluß einen 180 F. hohen Wasserfall bildet, geht er in einem von felsigen Rändern begrenzten Thale bis zur Stadt Schwarzwasser, wo er das Gebirgsland verläßt, fließt dann über Krakau, hierauf auf der Grenze zwischen Galizien und Polen bis zur Einmündung des San, unterhalb Sandomir. Nahe unterhalb der Sanmündung bei Zawichost tritt die W. ganz auf das poln. Gebiet, durchfließt dasselbe in einem weiten, gegen Westen geöffneten Bogen, und zwar zuerst nordwärts, verläßt bei Pulawy das südpoln. Plateau, behält aber noch bis zur Mündung der Pilica ein bis auf $^1/_2$ M. eingeengtes Thal zwischen steilen, bewaldeten Rändern. Von Pulawy an durchfließt sie die weite fruchtbare Ebene zwischen niedrigen Ufern, 800—1500 Schritt breit, über Warschau und Modlin, dann nach Einmündung des Bug west- und nordwestwärts, auf der rechten Seite wieder von hohen Steilufern begleitet, über Plock und Dobrzyn. Als ein 2850 F. breiter Fluß tritt sie sodann auf das preuß. Gebiet, 2 M. oberhalb Thorn, wo auf dem linken Ufer bewaldete, dünenartige Hügelreihen sich erheben. Von Fordon an, unterhalb der Mündung der Brahe und des Brombergerkanals, durchbricht sie, über Kulm, Schwetz und Graudenz gegen Nordnordost, zuletzt gegen Norden fließend, den preuß. Landrücken in einem tief eingeschnittenen, breiten und fruchtbaren Niederungsthal, in dem sie mehrarmig zwischen schönbewaldeten Inseln und Sandwerdern in großer Breite dahinfließt. Bei Mewe unterhalb Marienwerder ist der Durchbruch vollendet, und es eröffnet sich die preuß. **Weichselniederung**, ein sehr fruchtbares, aber oft verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetztes Deltaland. In demselben theilt sich die W. bei der Montauer Spitze zunächst in zwei Arme, von denen der östliche, die **Nogat** genannt, bei Marienburg vorüberfließt und nach einem Laufe von 7,5 M. mit 20 Mündungen in das Frische Haff sich ergießt, deren eine (die östliche) durch den 0,8 M. langen **Kraffohlkanal** (1795 angelegt) mit der Elbing verbunden wird. Der westl. Arm, die W., theilt sich, nachdem er Dirschau berührt hat, an dem sog. **Danziger Haupt**, unter dem Dorfe Käsemark, abermals: der östl. Arm, die **Elbinger W.**, 3 M. lang, ergießt sich mit 14 Mündungen ebenfalls in das Frische Haff, der westliche schwächere, der Versandung besonders unterworfene Arm, die **Danziger W.**, $4^1/_2$ M. lang, fließt an Danzig vorüber und ergießt sich bei der Festung **Weichselmünde** in die Ostsee. Doch ist diese Mündung, die **Norderfahrt**, nur noch für Kähne fahrbar, da sich Sandbänke davorgelegt haben. Der eigentliche Hafen und die Einfahrt in die W. für Danzig wird durch einen Kanal, die **Westerfahrt** oder **Neufahrwasser**, gebildet, der bereits im 17. Jahrh. durch eine tiefe Sandbank, die Platte, durchgebaggert wurde, durch Schleusenwerke gegen Versandung gesichert ist und jährlich einen bedeutenden Kostenaufwand erfordert, um die in die See gehenden Molen gegen Versandung zu schützen. Durch den seit 1844 neuangelegten Kanal von 120 F. Breite und 18 F. Tiefe wird das 300 Morgen große Danziger Hafenbecken unmittelbar mit der Ostsee verbunden, sodaß Seeschiffe mit voller Ladung bis Danzig fahren und hier noch einen Winterhafen finden können. Während des Eisgangs 1840 bahnte sich am 2. Febr. der Strom noch eine neue Mündung, die **Neufährer W.**, indem er zwischen Neufähr und Bohnsack, 2 M. östlich von Danzig, die schmale Nehrung durchriß und in nördl. Richtung in die Ostsee floß. Allein auch dieser Durchbruch ist gegenwärtig schon stark versandet und für die Schiffahrt untauglich. Die ganze Stromlänge der W. beträgt 144 M., wovon 32,7 auf die Provinz Preußen und 6 auf die österr.-preuß. Grenze in Oberschlesien entfallen. Durch zahlreiche Nebenflüsse, von denen aber nur der San, der Bug und die Brahe für die Schiffahrt von Wichtigkeit, wird das Flußgebiet auf 3580 Q.-M. erweitert, wovon 730 auf Oesterreich, 505 auf Preußen (25 in Oberschlesien, 480 in der Provinz Preußen) kommen. Schiffbar wird die W. schon bei Zabrzeg für kleinere, bei Krakau für mittlere, aber für größere Fahrzeuge erst bei Zawichost, nach Aufnahme des San. Im mittlern und untern Laufe wird indeß die Schiffahrt durch große Massen von Sand und Lehm, die bald da, bald dort zu Bänken und Inseln zusammentreiben, gehindert und gefährdet. Die W. liefert viele und gute Fische. Der größte Vortheil aber, den sie Polen (s. d.) gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse an Getreide, Holz u. s. w., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da ausgeführt werden. Die Bauten der preuß. Ostbahn, welche bei Dirschau den Strom auf einer großartigen, überaus kostspieligen Brücke überschreitet, haben auf die W. einen sehr wesentlichen Einfluß gehabt. Durch den Brombergerkanal steht sie mit der Netze und so mit der Warthe und Oder in Verbindung. Krakau in Galizien, die Alexandercitadelle bei Warschau und Modlin in Polen, Thorn, Graudenz, Danzig mit Weichselmünde in Preußen sind die festen Punkte, welche den Strom beherrschen. Vgl. Kalbus

und Brandstätter, «Die W. von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung» (Danz. 1852—53); Brandstätter, «Die W., historisch, topographisch und malerisch» (Marienwerder 1853).

Weichselkirschen, s. Kirschen.

Weichselrohr. Die unter diesem Namen bekannten und sehr beliebten Tabackspfeifenröhren werden aus den Stocklohden verschiedener Prunusarten aus der Abtheilung der Kirschen gewonnen. Die echten oder türk. Weichselröhren, welche blos beim Rauchen einen angenehmen Geruch von sich geben, stammen von P. Mahaleb, der Steinweichsel, ab. (S. Kirschen.) Andere, unechte Weichselröhren werden aus den Stocklohden des Sauerkirschbaums und der Ahlkirsche (P. Padus) verfertigt.

Weichselzopf, Wichtel- oder Judenzopf (plica Polonica, trichoma) besteht in einer Verfilzung der Haupthaare. Früher betrachtete man den W. als eine Krankheit, aber es ist unzweifelhaft nachgewiesen, daß er nichts weiter ist als eine Folge der Unsauberkeit. Wenn die Kopfhaare, namentlich die der Frauen, jahrelang nicht gekämmt werden, wie dies bei der Bevölkerung der Weichselgegend häufig der Fall, so bilden sich natürlich die Haare zuletzt zu einem unentwirrbaren, von Schmuz und Ungeziefer starrenden Filz, unter dem zuletzt auch die Kopfhaut erkrankt. In Polen hält man übrigens den W. für ein gutes Präservativ und Hülfsmittel gegen allerlei Krankheiten, gegen Behexung u. dgl., und es geschieht daher nicht selten, daß sich nicht blos Leute aus dem Volke, sondern auch den höhern Ständen Angehörige einen W. ziehen.

Weichthiere, s. Mollusken.

Weide (Salix) heißt eine zur 22. Klasse des Linné'schen Systems und zu der nach ihr benannten Familie der Salicineen gehörende Pflanzengattung, die zahlreiche, als Bäume und Sträucher vorkommende, schwer zu unterscheidende Arten enthält. Die Aeste sind meist biegsam, die Blätter kurzgestielt, ganzrandig oder gezähnt, bei den meisten Arten lanzettförmig oder länglich, selten eiförmig oder rundlich, am Grunde des Stiels mit zwei meist abfallenden Nebenblättern versehen. Beiderlei Blüten stehen in Kätzchen, welche sich bei den einen Arten vor, bei den andern mit dem Laubausbruch entwickeln. Beiderlei Kätzchen haben ganzrandige Schuppen, unter denen bei den männlichen meist zwei, selten drei, fünf oder viele langgestielte Staubgefäße, bei den weiblichen ein einziger, oft gestielter Stempel mit zwei, bisweilen in zwei Schenkel gespaltenen Narben neben einer honigabsondernden Drüse stehen. Die männlichen Kätzchen fallen gleich nach der Blütezeit ab, die weiblichen, nachdem die Früchte gebildet und die Samen gereift haben. Die Frucht ist eine einfächerige, mit zwei Klappen aufspringende Kapsel, welche viele kleine, mit einem Schopf seidenglänzender Haare besetzte Samen enthält. Die Weidenarten sind namentlich in der kalten gemäßigten und kalten Zone der nördl. Halbkugel verbreitet und dadurch ausgezeichnet, daß sie sehr leicht und sehr zahlreiche Bastarde bilden, indem häufig die Narben einer weiblichen W. durch den Blütenstaub einer andern Weidenart befruchtet werden, den der Wind oder behaarte Insekten (Bienen, Hummeln u. s. w.) herbeibringen. Von dieser Bastarderzeugung hat man sich neuerdings durch zahlreiche Versuche (durch künstliche Kreuzung) überzeugt, namentlich im Botanischen Garten zu Breslau. Infolge dieser besonders durch Wimmer und Wichura angestellten Versuche haben sich sehr viele bisher für eigene Arten oder auch für Varietäten gehaltene W. als Bastarde herausgestellt. Die Weidenarten zerfallen in mehrere naturgemäße Gruppen, z. B. Gletscherweiden, kleine niederliegende Sträucher mit endständigen Kätzchen; Purpurweiden, aufrechte Sträucher und Bäume mit purpurrothen Staubbeuteln und verwachsenen Staubfäden; Sahlweiden, Sträucher und Bäume mit gestieltem, filzigem Fruchtknoten; Baumweiden, Bäume, deren Kätzchenschuppen sich vor dem Abfallen der Kätzchen von der Spindel lösen, u. s. w. In ökonomischer Hinsicht sind die W. von großem und mannichfachem Nutzen. Zwar geben die Stämme nur wenig werthvolles Nutz- und Brennholz, doch gebraucht man die Kohle der Sahlweide (S. caprea) zum Zeichnen und zur Bereitung des Schießpulvers, die Rinde von dieser und der weißen W. (S. alba) zum Gerben des dän. Handschuhleders sowie zum Färben. Infolge eines eigenthümlichen, darin enthaltenen Alkaloids (Salicin) wird die Rinde der weißen W., der Purpurweide (S. purpurea), der Bruchweide (S. fragilis) und der Lorberweide (S. pentandra) gegen Wechselfieber angewendet. Die bei den meisten W., mit Ausnahme der Bruchweide, sehr zähen und biegsamen Zweige dienen den Böttchern zur Fertigung von Reifen, ferner zum Faschinenbau, zu mancherlei Flechtwerk, besonders die der Korbweide (S. viminalis), zum Binden von Hecken, zur Anfertigung von Körben u. s. w. Da die W. an Sümpfen und vielen solchen Orten vorzüglich gedeihen, wo kein anderer Baum fortkommt, da sie ferner das Abhauen ihrer Zweige (Köpfen) sehr gut vertragen und dann sogar nur um so üppiger und rascher treiben, werden sie überall sehr häufig ange-

pflanzt. Außerdem vervielfältigen sie sich leicht durch ihre Zweige und die geringsten Stecklinge ohne Spitzen und bilden in kurzer Zeit dichte Gehege, weshalb man sie zur Befestigung der Ufer und Dämme anwendet. Hierzu eignet sich namentlich die Korbweide und die Mandelweide (S. amygdalina). Die aus dem Oriente stammende Trauerweide (S. Babylonica) wird wegen ihrer schönen hängenden Zweige häufig auf Gräber gepflanzt. Eine Abänderung davon ist die Napoleonsweide (S. annularis) mit schneckenförmig zusammengerollten Blättern.

Weiden, auch Triften, Viehweiden, heißen dauernde Grasländereien, deren Nutzung durch den Auftrieb von Vieh, welches darauf seine Nahrung sucht, erreicht wird. Man unterscheidet, je nach der Lage und Benutzung, Höhenweiden (Alpen, Matten, Sömmerungen, Stoffeln), Niederungsweiden (Marschen, Salzwiesen an den Ufern der Ströme und des Meeres), Bruchweiden (im Niederwald auf Moorboden), Waldweiden, Brachweiden (auf den Brachfeldern), Stoppelweiden (nach dem abgebrachten Getreide), Heideweiden (auf den Heideflächen) und Steppenweiden. Danach kann man wieder abtheilen dauernde und zeitweilige W.; ebenso natürliche und künstliche. Diese künstlichen W. werden besonders angesäet, gewöhnlich mit einem Gemenge von Weißklee (Trifolium repens) und geeigneten Gräsern. Koppelweiden heißen solche, deren Benutzung zweien oder mehrern Berechtigten zusteht. Gemeindeweiden sind im Besitz der Gemeinden, und es hat dann jeder Bürger der Gemeinde das Auftriebsrecht. Weidewirthschaft (Koppelwirthschaft, Dreschwirthschaft) heißt das Feldsystem, bei welchem stets ein Schlag zur Weide niederliegt; es ist üblich in Mecklenburg, Holstein, Friesland, Westengland. Weidegrund wird der besondere Theil einer Weidefläche genannt, welchen gewisse Berechtigte zu betreiben das Recht haben.

Weidenröschen, s. Epilobium.

Weidig (Friedr. Ludwig), ein hess. Pfarrer, bekannt durch sein Schicksal als politisch Verfolgter, geb. 15. Febr. 1791 zu Obergleen im Nassauischen, machte seine Studien zu Gießen und bekleidete seit 1811 das Conrectorat, dann das Rectorat an der Lateinischen Schule zu Butzbach. Er bewies sich schon seit 1813 als deutscher Patriot, verwickelte sich aber in die polit. Bestrebungen der dreißiger Jahre und ward nach dem Frankfurter Attentat, an dem er nicht persönlich theilnahm, polizeilich verhaftet, jedoch schon nach einigen Wochen wieder freigelassen. Nach der gegen seinen Willen erfolgten Versetzung an die Pfarrei Obergleen wurde er im April 1835 von neuem verhaftet. Er war angeklagt der Abfassung und heimlichen Verbreitung revolutionärer Druckschriften sowie der Mitwissenschaft und einer jedenfalls sehr problematisch gebliebenen Mitwirkung am Frankfurter Attentat und einigen damit in Verbindung gestandenen vorbereitenden Unternehmungen.. Manche Gerüchte über die während der Untersuchungshaft zu Darmstadt an ihm verübten Mishandlungen hatten sich schon verbreitet, als man 23. Febr. 1837 erfuhr, daß sich W. mit den Scherben einer zerbrochenen Glasflasche den Hals sowie die Adern an Armen und Füßen durchschnitten habe und mehrere Stunden darauf gestorben sei. Nicht sehr lange darauf starb auch seine Gattin am Nervenfieber und gebrochenem Herzen. Selbst W.'s polit. Gegner gaben ihm das Zeugniß eines streng sittlichen Lebens, einer seltenen Kraft der Aufopferung und einer von jedem Flecken der Selbstsucht reinen Liebe für das Wohl, die Freiheit und Macht seines deutschen Vaterlandes: ein Urtheil, das seinem Wesen nach selbst in die officielle «Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complote der neuern Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen» übergegangen ist. Bei der in Deutschland herrschenden Censur war es möglich, daß jahrelang über W.'s Behandlung im Kerker nur Bruchstücke zur Oeffentlichkeit gelangten, bis endlich die von seinen Brüdern gegen den Untersuchungsrichter Georgi erhobene Beschuldigung des an W. verübten Kerkermords eine Besprechung der Sache in weiterm Kreise und eine zahlreiche Literatur über den merkwürdigen Criminalfall veranlaßte. Als kaum widersprochenes, auf amtlichen Zeugnissen und mancherlei Enthüllungen beruhendes Resultat drang hiernach wenigstens die Ueberzeugung durch, daß W.'s Untersuchungsrichter zugleich dessen persönlicher Feind und Anfällen von Säuferwahnsinn ausgesetzt gewesen, und daß die wahrscheinliche Veranlassung von W.'s Tode eine im Widerspruch mit einer ausdrücklichen gerichtlichen Weisung an ihm verübte körperliche Mishandlung gewesen sei. Diese Ueberzeugung erhielt dadurch weitere Bestätigung, daß über das Verfahren gegen W. keine weitere amtliche Nachforschung angestellt wurde. Besonders aber ward das Schicksal W.'s häufig als Beispiel angeführt, wie nothwendig es sei, an die Stelle des heimlichen Verfahrens die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Außer mehrern kleinern Schriften ist W. Verfasser einer Anzahl sehr inniger Gedichte, gesammelt in «Gedichte Dr. Friedr. Ludwig W.'s. Zum Besten seiner Kinder herausgegeben von einigen Freunden» (Manh. 1847). Ueber seinen Proceß sind zu vergleichen:

«Der Tod des Pfarrers W.» (Zür. 1843); Nöllner, «Actenmäßige Darlegung des Verfahrens gegen W.» (Darmst. 1844), und insbesondere Schulz und Welcker, «Geheime Inquisition u. s. w. Schlußverhandlung mit vielen neuen Actenstücken über den Proceß W.» (Karlsr. 1845).

Weidwerk, s. Jagd.

Weife, s. Haspel.

Weigel (Karl Christian Leberecht), gelehrter Arzt, geb. 1. Dec. 1769 zu Leipzig, zeigte schon frühzeitig eine besondere Vorliebe für die griech. Sprache und Literatur, die er bei dem häufigen Umgange mit den damals in seiner Vaterstadt lebenden Griechen auch auf die Kenntniß der neugriech. Sprache ausdehnte. Nachdem er seit 1785 in Leipzig und Göttingen die Arzneiwissenschaft studirt, bereiste er Frankreich, Italien und die Schweiz, lebte hierauf einige Jahre in Wien, wo er Bollmann in seinem Bemühen unterstützte, den in Olmütz gefangen gehaltenen Lafayette zu befreien, und kehrte 1796 nach Leipzig zurück. Hier hielt er als Privatdocent mehrere Jahre Vorlesungen, ließ sich aber dann 1799 als praktischer Arzt in Meißen nieder, um zugleich ungestörter die auf den Bibliotheken des Auslandes zur Herausgabe der griech. Aerzte gemachten Sammlungen zu ordnen. Schon 1801 nahm er seinen Aufenthalt zu Dresden, wo er namentlich für Einführung der Kuhpockenimpfung wirkte. Wegen des Vorschubs, den er kranken russ. Offizieren geleistet, wurde er im Sept. 1813 auf Napoleon's Befehl in die Festung Erfurt gebracht, wo er mehrere Monate festgehalten wurde. Er starb 17. Jan. 1845 zu Dresden. Außer mehrern Beiträgen zu medic. Zeitschriften und zum «Supplementband» von Schneider's «Griechisch-deutschem Wörterbuch» gab er den Aretäus, «De pulmonum inflammatione» (Lpz. 1790), «Aelianarum exercitationum specimen» (Lpz. 1791), mit Kühn die «Italienische medic.-chirurg. Bibliothek» (Lpz. 1793 fg.) heraus und übersetzte Strambi's Werk «Ueber den Pellagra» (Lpz. 1796). Auch war er der erste, der ein «Neugriech.-deutsch-ital. Wörterbuch» (Lpz. 1796) und «Deutsch-neugriech. Wörterbuch» (Lpz. 1804) lieferte.

Weigel (Johann August Gottlob), bekannt als Buchhändler und Kunstkenner, jüngerer Bruder des vorigen, geb. zu Leipzig 23. Febr. 1773, besuchte die Nikolaischule und lernte dann von 1789 an in der Gleditsch'schen Buchhandlung. 1793 übernahm er unter der Aufsicht Leich's die Leitung der ehemaligen Müller'schen Buchhandlung. Nach seines Vaters Tode wurde ihm im Jan. 1795 dessen Stelle als Auctionator bei der Universität übertragen. Hierauf errichtete er eine antiquarische Buchhandlung, deren Umfang der von ihm herausgegebene Katalog unter dem Titel «Apparatus literarius» (Lpz. 1807; 2. Aufl. 1821; neueste Aufl. 1834) bekundet. Sodann begründete er eine eigene Verlagshandlung, aus der eine Menge ausgezeichneter, vorzüglich philol. Werke hervorgingen, deren Herausgeber er zum Theil mit seinen eigenen Sammlungen unterstützte. Da bei neuen Ausgaben von Classikern die Herausgeber sich nicht ohne bedeutenden Aufwand die Materialien verschaffen konnten, so legte er selbst Sammlungen von Collationen der Handschriften und ungedruckten Arbeiten der Gelehrten über Schriftsteller an. Was er darin geleistet, zeigen die Ausgaben des Longinus von Weiske, des Euripides von Matthiä, des Plato von Stallbaum, des «Etymologicum Gudianum» von Sturz u. s. w. Zugleich besaß er als eifriger Kunstfreund eine treffliche Sammlung von Originalhandzeichnungen (später im Besitz seines Sohnes Rudolf, welcher eine Auswahl davon 1853 in treuen Facsimiles herauszugeben begann), Gemälden, Kupferstichen, Radirungen und xylographischen Arbeiten (letztere jetzt im Besitz von Theodor Oswald W.). Eine Beschreibung derselben erschien unter dem Titel «Aehrenlese auf dem Felde der Kunst» (3 Abth., Lpz. 1836—45). W. starb 25. Dec. 1846, nachdem er längere Zeit vorher seine Stelle als Universitätsauctionator niedergelegt und 1838 das Geschäft seinem jüngsten Sohne übergeben hatte. — Dieser, Theodor Oswald W., geb. 5. Aug. 1812, führte seitdem das Geschäft in größerer Ausdehnung fort. Von seinen umfangreichen literarisch-artistischen Unternehmungen sind vor allem Förster's «Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei» (12 Bde., Lpz. 1855—68, mit 600 Tafeln) hervorzuheben. W. besitzt eine außerordentlich reiche Sammlung von xylographischen Werken, einzelnen Holzschnitten aus ältester Zeit, von Metall- und frühesten Kupferstichen, Spielkarten u. s. w., besonders auch von sog. geschrotenen Blättern. Auf Grund dieser Sammlungen veröffentlichte er mit Zestermann das Werk: «Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift» (2 Bde., Lpz. 1866, mit 145 Tafeln Facsimiles), in welchen unter anderm auch die Ansprüche der Holländer auf Erfindung der Buchdruckerkunst sowie die Ansprüche der Italiener auf die erste Anwendung des Metallstichs zu Gunsten Deutschlands zurückgewiesen wurden. Aus seiner großen Sammlung von Autographen, besonders der Reformatoren und der Helden des Dreißigjährigen Kriegs, ging sein «Autographen-Prachtalbum» (Lpz. 1848—49)

hervor. — Sein älterer Bruder, **Rudolf W.**, geb. 19. April 1804, gest. 22. Aug. 1867, errichtete, nachdem er sich im Geschäfte seines Vaters und auf Reisen in Deutschland, Holland und England gebildet, 1831 in Leipzig ein eigenes Kunstgeschäft, über dessen Bestand er einen wissenschaftlich geordneten «Kunstlager-Katalog» (Abth. 1—35, Lpz. 1833—67) herausgab. Auch lieferte er die Literatur zu Rumohr's «Holbein» und Supplemente zu Bartsch's «Peintre-graveur» (Bd. 1, Lpz. 1843), desgleichen aus seinen Collectaneen Zusätze zu verschiedenen in seinem Verlag erschienenen kunsthistor. Büchern, wie z. B. zu Choulant's «Geschichte der anatom. Abbildungen», Becker's «Jobst Ammann» u. s. w. Er selbst gab heraus «Holzschnitte berühmter Meister» (Lpz. 1851—54, mit 74 Facsimiles, Folio).

Weigel (Valentin), Stifter der Weigelianer, einer mystischen Sekte des 17. Jahrh., geb. 1533 zu Großenhain in Sachsen, wurde 1567 Pfarrer zu Zschopau und starb 10. Juni 1588. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus und Tauler's gelesen und glaubte darin geheimnißvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in seine Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden zum Theil erst lange nach seinem Tode von dem Cantor Weichert herausgegeben (1611—21) und erregten großes Aufsehen. Es sind namentlich zu nennen seine «Kirchen- und Hauspostille über die Evangelien», «Principal und Haupttractat von der Gelassenheit», «Das Büchlein vom Gebet», «Der güldene Gryff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt und doch allen Menschen zu wissen nothwendig» (1578). W. spricht in diesen Schriften viel vom innern Lichte, von der Salbung im Menschen, ohne welche alles Lehren und Unterrichten umsonst sei. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre bestehe in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich woraus, durch wen und wozu der Mensch geschaffen und geordnet sei. Er nennt alle Geschöpfe Ausflüsse des göttlichen Wesens. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo hatte er von dem kirchlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; von dem Werth des äußerlichen Gottesdienstes und von den Geistlichen der prot. Kirche urtheilte er sehr gering. Verschiedene seiner Schriften wurden auf landesherrl. Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, aber sie hatten ihm bereits eine Menge Anhänger erworben. **Weigelianer** wurde seitdem im Munde der Orthodoxen ein allgemeiner Schimpfname für die verschiedensten Mystiker, auch für solche, welche mit W. in keinem Zusammenhange standen. Die bekanntesten unter ihnen sind Jes. Stiefel, gest. 1627, und dessen Neffe Ezech. Meth, gest. 1640, welche sich für Incarnationen Christi und des Erzengels Michael hielten. Auch Jak. Böhme (s. d.) und der fromme Johann Arnd (s. d.) wurden zu den Weigelianern gerechnet. Vgl. Opel, «Valentin W. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte Deutschlands» (Lpz. 1864).

Weigl (Jos.), geschätzter Operncomponist, geb. 28. März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterhazy'schen Kapelle war, machte seine musikalischen Studien hauptsächlich in Wien unter Albrechtsberger und Salieri, der sich ihn auch als Gehülfen in der Operndirection wählte, und dessen Nachfolger als Kapellmeister der ital. Oper er 1790 wurde. Nachdem er dieses Amt bis 1825 bekleidet hatte, trat er als zweiter Kapellmeister zur k. k. Hofkapelle über und arbeitete fortan nur noch für die Kirche. W. starb 3. Febr. 1846. Von seinen vielen ital. und deutschen Opern ist besonders die «Schweizerfamilie» (1809) zu nennen. In dieser Oper zeigen sich seine Haupteigenschaften, Klarheit des Ausdrucks, Wärme des Gefühls, Zartheit und Gemüthlichkeit der Empfindung, und dieselbe hat sich auch am längsten auf der Bühne erhalten. Seine vielen andern Arbeiten, Instrumental- und Kirchensachen, Lieder und Gesänge u. s. w., können meist nur das Verdienst der Routine beanspruchen.

Weihbischof heißt in der kath. Kirche der nächst dem Bischofe (oder Erzbischofe) höchste Geistliche des bischöfl. Sprengels, welcher ebenfalls die Weihe als Bischof (s. d.) erhalten hat, aber kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern den Titel eines ehemaligen, jetzt in der Gewalt der Ungläubigen (in partibus infidelium) befindlichen Bischofssitzes führt, und für den Bischof oder Erzbischof seines wirklichen Sprengels stellvertretend zu fungiren, also namentlich diejenigen Rechte auszuüben berechtigt ist, die, wie die Priesterweihe, die Firmung u. a., dem Bischofe vorbehalten sind. Früher hatten nur die Fürstbischöfe in Deutschland Weihbischöfe, weil sie selbst zu sehr mit der Regierung ihrer Länder beschäftigt waren. Aber auch nach Säcularisation der deutschen Bisthümer ist das Amt des W. mit den frühern Obliegenheiten bestehen geblieben und seitdem auch auf diejenigen Bisthümer ausgedehnt worden, die niemals mit einem weltlichen Fürstenthume verbunden waren.

Weihe (zum geistlichen Amte), s. Priester und Ordination.

Weihnachten (gekürzt aus der altdeutschen Formel ze wihen nahten, «zu» oder «an den

heiligen Nächten») oder das Christfest, das Gedächtnißfest der Geburt Jesu, ist nicht vor dem 4. Jahrh. als christl. Hauptfest gefeiert worden. Ueber Jahr, Monat und Tag der Geburt Christi gab es weder eine schriftliche Nachricht, noch hatte sich eine mündliche Ueberlieferung gestaltet. Die ersten Christen achteten nämlich den Tag des Todes, als den Beginn der wahren Verklärung zum Leben, viel höher als den Geburtstag und verlegten mithin auch ihre kirchlichen Gedächtnißfeste immer auf die betreffenden Todestage. Die Festsetzung des Weihnachtsfestes auf den 25. Dec. ging zugleich mit der Feier selbst im 4. Jahrh. von Gallien aus und fand erst allmählich allgemeine Annahme, zunächst in der abendländ., dann auch in der morgenländ. Kirche. Mit dem Weihnachtsfest wurden vom 5. bis zum 8. Jahrh. mehrere theils ältere, theils neu aufkommende Feste in unmittelbare Verbindung gesetzt, sodaß ein Weihnachtscyklus entstand, der sich vor allen andern christl. Festgruppen durch reiche Mannichfaltigkeit des Stoffs auszeichnet und den nach Zweck und Gegenstand sich ordnenden und über das ganze Jahr sich vertheilenden systematischen Ausbau der gesammten kirchlichen Festfeier zum Abschluß förderte. (S. Festtage und Feiertage.) Als Vorbereitung auf die Ankunft (adventus) des Herrn in deren dreifacher Beziehung, im Fleische, im Geiste und zum Gericht, und nach der kirchlichen Symbolik zugleich dem dankbaren Andenken an die den Vätern gewordene Verheißung und Erfüllung geweiht, stellte man im Abendlande eine drei- bis vierwöchentliche Adventszeit (s. Advent) voran und ließ mit ihr zugleich das neue Kirchenjahr beginnen, während die griech. Kirche den Advent schon mit dem 14. Nov. anheben läßt und diesen scharfen Jahresabschluß nicht kennt. Der Christnacht und dem ersten Hauptfeiertage der Geburt Christi, als dem eigentlichen Festkerne, folgte dann als feria secunda der schon lange vor dem 4. Jahrh. gefeierte Gedächtnißtag des heil. Stephanus, der zuerst sein christl. Bekenntniß als Märtyrer mit seinem Blute besiegelt hatte; dann als feria tertia der Gedächtnißtag des Apostels Johannes, als des Lieblingsjüngers Jesu, dessen Evangelium mit der Verkündigung beginnt: «Das Wort ward Fleisch»; ferner 28. Dec. das ebenfalls schon viel früher eingeführte Fest der von Herodes getödteten Unschuldigen Kindlein. Am achten Tage nach der Geburtsfeier trat hinzu das Fest der Beschneidung und Namengebung. Das bürgerliche Neujahr ward von der Kirche erst spät und ungern damit verbunden. Den Beschluß endlich machte am 6. Jan. und den nächstfolgenden Sonntagen das Epiphaniasfest (mit den darauffolgenden Sonntagen), frühzeitig eingeführt und reich an Inhalt, da es die sog. Anbetung der heil. drei Könige, die Reinigung Maria's, die Darstellung Jesu im Tempel, seine Jugendgeschichte, seine Taufe und sein erstes Wunder zu Kana, zugleich aber auch die Bestimmung des Messiasreichs für alle Völker der Erde oder die Berufung der Heiden in sich befaßte. (S. Epiphania.) Nicht zufällig und willkürlich war das Gedächtnißfest der Geburt Christi auf den 25. Dec., den Tag der Wintersonnenwende oder des wiederkehrenden Lichts, gelegt worden. Vielmehr legte sich die symbolische Beziehung gerade dieses Tages auf das der Menschheit in Christus angebrochene geistige Licht um so näher, da fast alle alten Völker die Wintersonnenwende als den Beginn des erneuten Lebens und Wirkens der Naturkräfte und der aus Symbolisirung und Personificirung derselben hervorgegangenen Götter zu feiern pflegten. Namentlich die Celten und die Germanen betrachteten diese Zeit von alters her als eine hochheilige Festzeit. Die Germanen feierten zur Wintersonnenwende ihr großes, der Umkehr des feurigen Sonnenrades (angelsächs. hveol, altnord. hiol, saterländ. jule) geltendes Julfest und glaubten in den vom 25. Dec. bis zum 6. Jan. reichenden Zwölf Nächten (s. d.) ein persönliches Umziehen und Eingreifen ihrer großen Götter, des Wuotan, der Berchta u. s. w., zu verspüren. Viel von dem betreffenden Glauben und Brauche des german. und wol auch des röm. Heidenthums ist in das Christenthum übergegangen und hat sich theilweise bis auf diesen Tag erhalten. Die Kirche aber suchte tiefgewurzelten heidnischen Sinn und Festbrauch dadurch erfolgreich zu bekämpfen und zu verdrängen, daß sie zu der übrigen Ausbildung ihrer tiefgedachten Liturgie auch einen äußerlichen Reiz hinzufügte, durch sinnliche Darstellung dessen, was die geheiligte Ueberlieferung von Christi Geburt und ersten Lebensschicksalen erzählte. So entstanden die sog. Krippel und eine Menge von Weihnachtsliedern und Weihnachtsdramen, die zeit- und strichweise sogar stark ausarteten zu Narrenfesten (s. d.), in gemäßigter Form sich aber in einzelnen kath. Gegenden noch bisjetzt auch im kirchlichen Gebrauche erhalten haben; ferner die mit Lichtern und Gaben geschmückten Christbäume (übrigens auch eine ursprünglich heidnische, im Christenthume nur umgedeutete Sitte) sowie der schon bei den röm. Saturnalien herkömmliche Brauch des gegenseitigen Beschenkens, das Herkommen gewisser eigenthümlicher Festspeisen, als Christstollen, Striezel, Huzel- oder Klözenbrot, Mohnklöße u. dgl. So ward W. ein allgemeines Freudenfest für Jung und Alt, für Hoch und Niedrig in einem Maße, wie es kein anderes

christl. Fest werden konnte. Vgl. Augusti, «Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie» (Bd. 1, Lpz. 1817); Strauß, «Das evang. Kirchenjahr» (Berl. 1850); Weinhold, «Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien» (Grätz 1853); Sandys, «Christmas carols» (Lond. 1833); derselbe, «Christmas-tide» (Lond. 1852); Cassel, «W., Ursprünge, Bräuche und Aberglaube» (Berl. 1862).

Weihrauch (Thus) heißt das Harz des indischen Weihrauchbaums (Boswellia serrata), eines in Ostindien wachsenden ansehnlichen Baums, mit gefiederten Blättern und traubigen, fünfblätterigen, blaßrothen Blüten. (S. Boswellia.) Das aus seiner Rinde schwitzende Harz kommt als echter W. theils in blaßgelben Tropfen (auserlesener), theils in unregelmäßigen bräunlichen Stücken in den Handel, hat einen scharf aromatischen Geruch und wurde sonst äußerlich als Arzneimittel, besonders aber als Räucherwerk gebraucht. Als solches kannten ihn schon Griechen und Hebräer, die ihn aus Arabien erhielten, daher arabischer W. Die röm. und griech. Kirche wenden ihn seit Konstantin's d. Gr. Zeit beim Cultus an. Gemeiner W. wird das aus Ameisenhaufen gesammelte Fichtenharz genannt, welches durch die Säure der Ameisen eine chem. Veränderung erlitten hat. Russischer W. heißt das aus den Stämmen der Schwarzkiefer (Pinus Laricio) ausschwitzende Harz, weil solches in russ. Kirchen häufig anstatt des echten W. in Anwendung kommt.

Weihwasser wird das geweihte Wasser genannt, das meist in den am Eingange in das Schiff kath. Kirchen befestigten Weihkesseln oder Weihbecken enthalten ist, und mit dem die Ein- und Austretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei den Juden und Heiden gebräuchlich; denn das Gebet erfordert reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am Tempel der Juden wurde seit dem 4. Jahrh. auch am Eingange jeder christl. Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen. Doch erst seit dem 6. Jahrh. pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen. Die griech. Kirche hat den Gebrauch des W. mit der katholischen gemein.

Weil (Gustav), Orientalist und Historiker, geb. 24. April 1808 zu Sulzburg im bad. Oberlande, genoß in seinem Geburtsorte den ersten Unterricht im Hebräischen und Lateinischen und kam in seinem 12. J. zu seinem Großvater, Consistorialrabbiner zu Metz, der eine Heranbildung zum jüd. Theologen beabsichtigte. Da ihm dies nicht zusagte, bezog er 1828 die Universität Heidelberg, wo er sich histor. und philol., besonders orient. Studien widmete. Zu seiner weitern Ausbildung im Orientalischen besuchte er 1830 Paris, von da aus aber den Orient selbst. Er lebte drei Jahre in Algier, Konstantinopel und zu Kairo, wo er im Arabischen den Unterricht des Scheikh Achmed Attunisi und des Mohammed Ajjad genoß. Gleichzeitig wirkte er selbst an mehrern öffentlichen Schulen theils als Lehrer, theils als Uebersetzer. Eine hartnäckige Dysenterie nöthigte ihn jedoch zur Rückkehr nach Europa. Schon nach einigen Monaten wandte er sich abermals nach Kairo und verbrachte hier noch zwei Jahre. Nach seiner Rückkehr 1836 erhielt er eine Anstellung als Collaborator an der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, und zugleich habilitirte er sich daselbst als Docent der orient. Sprachen. Obwol Israelit, ward er 1838 zum Bibliothekar mit Staatsdienereigenschaft befördert. Mit Unterstützung der Regierung unternahm er 1843 und 1845 wissenschaftliche Reisen nach Paris und Leyden. Unter dem Ministerium Nebenius erhielt er auch (1845) den Titel eines außerord. Professors. Doch erst 1861 erfolgte, auf wiederholten Antrag der philos. Facultät, W.'s Ernennung zum ord. Professor der orient. Sprachen. Seine literarische Laufbahn begann er mit der Uebersetzung von «Samachschari's goldene Halsbänder» (Stuttg. 1836), welcher zunächst «Die poetische Literatur der Araber» (Stuttg. 1837) und die Uebertragung von «Tausendundeine Nacht» (4 Bde., Stuttg. 1837—41; 3., vollständig umgearbeitete Aufl. 1866) folgten. Seine Hauptwerke sind «Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre» (Stuttg. 1843) und die «Geschichte der Khalifen» (5 Bde., Manh. und Stuttg. 1846—62), beide aus meist handschriftlichen orient. Quellen geschöpft, aber vom Standpunkte der abendländ. wissenschaftlichen Kritik bearbeitet. Außer zahlreichen Aufsätzen in den «Heidelberger Jahrbüchern», Sybel's «Histor. Zeitschrift», dem «Journal asiatique» u. s. w. sind von seinen gelehrten Arbeiten noch zu nennen: «Histor.-kritische Einleitung in den Koran» (Bielefeld 1844); «Biblische Legenden der Muselmänner» (Frankf. a. M. 1845); die Uebersetzung von «Das Leben Mohammed's nach Mohammed-Ibn-Ishak bearbeitet von Abd-el-Malik Ibn-Hischam» (2 Bde., Stuttg. 1864); «Geschichte der islamitischen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultans Selim» (Stuttg. 1866).

Weiller (Kajetan von), bekannt als trefflicher Pädagog, geb. 2. Aug. 1762 von armen

Aeltern zu München, begann und vollendete daselbst von 1773—83 seine wissenschaftliche Bildung und wurde 1785 in Freisingen zum Priester geweiht. Da er keine Anstellung finden konnte, gab er Privatunterricht in den höhern Wissenschaften, in Mathematik sowie in Philosophie und Theologie bei den Theatinern. 1792 kam er als Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an die Realschule zu München, anfangs ohne Gehalt, bis er 1799 Professor der praktischen Philosophie und Pädagogik und dann Rector des Lyceums wurde. Im Mai 1802 wurde er als ordentliches Mitglied der philol.-philos. Klasse der Akademie der Wissenschaften aufgenommen, jedoch mit Beibehaltung der Rectoratsgeschäfte. 1809 erhielt er auch noch das Rectorat des Gymnasiums, Progymnasiums und der Primärklassen, sodaß er nun Director aller Lehranstalten in München war. Die von ihm bekleidete Instructorstelle bei dem Prinzen Karl von Baiern brachte ihm 1812 die Erhebung in den Adelstand. Seine vielen Geschäfte hinderten ihn nicht, fortwährend als Schriftsteller sehr thätig zu sein. Er erklärte sich mit Ernst gegen mehrere Misgriffe in der Erziehung und im Unterricht. Insbesondere drang er auf Entwickelung der Vernunft und ein gereinigtes Christenthum. 1823 seiner Studiendirection enthoben, wurde er zum Geheimrath, sodann an Schlichtegroll's Stelle zum Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er starb zu München 23. Juni 1826. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde» (2 Bde., Münch. 1802—5); «Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie» (Münch. 1804); «Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens» (3 Bde., Münch. 1808—14); «Grundlegung der Psychologie» (Münch. 1817); «Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit» (Münch. 1819); «Kleine Schriften» (3 Bde., Passau 1821—26); «Der Geist des echten Katholicismus als Grundlage für jeden spätern» (Sulzb. 1824); «Charakterschilderungen seelengroßer Männer» (mit der Biographie W.'s von einem seiner Schüler, Münch. 1827).

Weimar, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, liegt in einem freundlichen Thale an der Ilm und zählt 14714 E. Die Stadt ist jetzt ein offener Ort mit zum Theil unregelmäßigen Straßen und Plätzen; doch zeichnen sich die neuen Anbaue durch Regelmäßigkeit und bessern Stil aus. Das großherzogl. Schloß, nach dem Brande von 1774 zum größten Theil neu erbaut, enthält unter andern Sehenswürdigkeiten das Zimmer des Herzogs Bernhard und im neuen, von der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna erbauten Flügel die den großen deutschen Dichtern Schiller, Goethe, Wieland, Herder gewidmeten, mit trefflichen Frescogemälden von Neher, Preller, Jäger geschmückten Zimmer. Vor dem Schlosse zieht sich ein reizender Park hin. Andere altfürstl. Gebäude sind das sog. Rothe und das Gelbe Schloß, jetzt miteinander verbunden und zu Amtslocalen verschiedener Behörden eingerichtet, und das ehemalige Französische Schlößchen, erweitert 1803, 1821 und 1849, worin die bedeutende öffentliche Bibliothek und das gemeinschaftliche Archiv der Ernestinischen Lande sich befinden. Der Hauptsaal der Bibliothek ist mit zahlreichen Büsten und Porträts geschmückt, darunter die kolossale Goethebüste von David, die Goethebüste von Trippel, die Schillerbüste von Dannecker. Für die bisher im sog. Witthumspalais aufbewahrte Gemälde-, Handzeichnung- und Kupferstichsammlung ist neuerdings ein eigenes Gebäude, das Museum, im Renaissancestil erbaut worden, in welchem sich in einer besondern Halle Fr. Preller's Wandbilder aus der Odyssee befinden. Das Hoftheater, dessen Personal unter Goethe's und Schiller's Leitung zu den ausgesuchtesten Deutschlands gehörte und auf edlere Bildung wirkte, und welches auch in der neuern und neuesten Zeit eine ehrenvolle Stelle unter den deutschen Bühnen behauptet hat, ward 1825 neu gebaut. Merkwürdig sind insbesondere noch L. Cranach's Wohnhaus (im Besitze des Buchhändlers Hoffmann) am Markte dem Rathhause gegenüber, Goethe's Haus am Frauenplan (jetzt Goetheplatz), Schiller's Wohn- und Sterbehaus an der Esplanade (jetzt Schillerstraße), das von seiten des Stadtraths im Aug. 1847 angekauft worden ist, Wieland's Haus am Theater in der Wielandstraße, Herder's Amtswohnung hinter der Hauptkirche, Herder's Standbild von Schaller auf dem Herderplatz, 1850 errichtet, das Doppelstandbild Goethe's und Schiller's von Rietschel auf dem Theaterplatz und Wieland's Standbild von Gasser auf dem Wielandplatz, 1857 errichtet. Die Stadt hat zwei prot. Kirchen, eine kath. und eine griech. Kapelle. In der prot. Hauptkirche, der sog. Stadtkirche, finden sich schöne fürstl. Grabmonumente, Herder's Grab und mehrere Gemälde Cranach's, besonders das berühmte Altargemälde dieses Meisters, den Erlöser am Kreuz nebst Johannes dem Täufer vorstellend (Luther und Cranach zur Seite, auf den Flügeln Kurfürst Johann Friedrich und seine Familie). Vgl. Meyer, «Ueber die Altargemälde von Cranach in der Stadtkirche zu W.» (Weim. 1813). In der Fürstengruft auf dem neuen Friedhofe ruhen, nebst den Ge-

beinen des Großherzogs Karl August, Schiller und Goethe. W. hat ein Gymnasium, ein Seminar, eine Realschule, eine höhere Töchterschule (Sophienstift), zwei Bürgerschulen, eine von Goethe und Meyer gegründete freie Zeichenschule und eine vom Großherzog Karl Alexander gegründete Kunstschule. Die Stadt ist der Wohnsitz vieler und zum Theil bedeutender Maler (darunter F. Preller, B. Genelli, K. Hummel, H. Wislicenus, F. Pauwels). ½ St. von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere, mit einem reizenden Park und herrlichen Gewächshäusern für seltene Pflanzen; etwas näher das Dorf Tiefurt mit freundlichen Anlagen und Denkmälern der Prinzen Leopold von Braunschweig und Konstantin von Weimar und Denksteinen Herder's und Mozart's; ferner die Ettersburg, ein 1706 erbautes Jagdschloß auf dem schönbewaldeten Ettersberge; 2 St. von der Stadt Osmannstedt mit Wieland's Grabe im Garten seines frühern Guts. Vgl. Schöll, «W.s Merkwürdigkeiten einst und jetzt» (Weim. 1857); Stahr, «W. und Jena» (Oldenb. 1852); Springer, «W.s classische Stätten» (Berl. 1867). Die Stadt kommt schon frühzeitig vor und gehörte seit dem 10. Jahrh. den Grafen von Orlamünde. Nach dem Aussterben derselben 1376 kam sie an die Landgrafen von Thüringen, bei deren Erlöschen 1440 an Meißen. In der Theilung zwischen Ernst und Albert fiel sie mit Thüringen der Ernestinischen Linie zu, bei der sie fortwährend verblieben ist.

Wein, Weinstock. Wein ist das Gärungsproduct des Safts der Weintrauben, der Früchte der Rebe oder des Weinstocks (Vitis vinifera L.), einer Pflanze aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Ampelideen oder Sarmentaceen, von welcher nur noch eine einzige andere Art, die amerik. Catawbarebe (V. labrusca) vorkommt; alle übrigen (V. laciniosa, vulpina, lacinata, apiana u. s. w.) sind blos Spielarten. Die Weinrebe ist ein Kletterstrauch mit abwechselnd-gestellten, gestielten, handförmig-gelappten, scharfgezackten Blättern und den Blättern gegenüberstehenden Wickelranken (in Ranken umgewandelten Traubenstielen) und Blütentrauben, welche aus kleinen Trugdolden zusammengesetzt sind. Die Blüten bestehen aus einem fünfzähnigen Kelch, fünf an der Spitze zusammenhängenden und in Form eines Deckels abstellenden grünlichen Blumenblättern, fünf Staubgefäßen und einem oberständigen Fruchtknoten mit sitzender Narbe. Die Frucht ist eine kugelige oder längliche Beere mit einem bis vier kreiselförmigen, hartschaligen Samenkernen. Die Größe, Form, Farbe und (bei den Blättern) die Behaarung der Blätter und Beeren ist durch die Cultur im Laufe der Jahrtausende außerordentlich verschieden gestaltet worden, ebenso der Geschmack der Beeren. Man kennt danach heutzutage mit Bestimmtheit über 1400 besondere Varietäten der Weintraube, deren Klassifikation und Beschreibung eine eigene Wissenschaft, die Ampelographie, bildet. Je nach dem Gebrauch unterscheidet man: Wein- und Tafeltrauben; nach der Farbe: weiße, rothe, blaue, schwarze. Die vorzüglichsten Weintrauben sind: Orleans, Riesling, Traminer, Elbling, Sylvaner, Heunisch, Clevner, Ruländer, Ortlieber, Tokayer, Räuschling, Veltliner, Trollinger, Gutedel, Muskateller, die blaue Eicheltraube, Augster, Zottelwelsch, Carmenet, Kadarka, Burgunder, Affenthaler, Liverdün, Färber (die einzige in Deutschland angepflanzte Rebe, welche einen gefärbten Saft hat) u. s. w. Geschätzte Tafeltrauben sind: Gaisdutte, Malvasier, Seidentraube, Damascener, Frühburgunder, Ochsenauge, Isabelle, Calebstraube, Königsgutedel, Muskatgutedel, Vanilletraube u. s. w.

Das Vaterland des Weinstocks ist unzweifelhaft Asien, und mit Wahrscheinlichkeit sind es die Anlande des Kaukasus, wo noch heute, gleichwie im kolchischen Buschwald, die Rebe in unglaublicher Ueppigkeit wild wächst. Die Mythe der Griechen verlegt die Geburt des Weingotts Bacchus oder die Heimat der Rebe auf den indischen Berg Nysa (Hindukusch). Die Bibel erzählt von dem Ackermann Noah, welcher Weinberge bepflanzte, sodaß entschieden die Weincultur bis in die entlegensten Zeiten zurückreicht. Die Bacchuszüge deuten allegorisch die Verbreitung des Weinbaues von Osten nach Westen. Sie nahmen, der Mythe nach, ihren Weg über Arabien, Aegypten und Lybien nach Hellas, von da später nach Italien, endlich mit den Phokäern nach Iberien und Gallien. Die Bacchusverehrung galt der Wichtigkeit des Weinbaues und fand ihren Gipfel in den griech. Dionysien, in den röm. Bacchanalien. Außerdem feierten die Griechen die Lenäen oder Kelterfeste und die Anthesterien, wenn der junge Wein trinkbar ward. Nebenbei gab es noch besondere Mysterien des Bacchuscultus. Geschichtliche Nachrichten nennen die Phönizier als das älteste Weinbau treibende Volk; sie brachten die Rebe nach den Inseln des Archipels, Chios, Mitylene, Tenedos. Die Karthager kannten schon 550 v. Chr. die Bereitung der Ausbruchweine. Herodot und Theophrast erzählen vom Weinbau in Aegypten, wo derselbe längst ausgestorben; Strabo berichtet über den von Maurusien (Berberei) und im

arsinoitischen Nomos. Das alte Persien erzeugte den kostbaren Königswein von Chalybon und die edeln Sorten von Baktriana, Ariana, Hyrkania und Margiana. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß Indien den Weinbau im Alterthum kannte; auf seinen Zügen gegen Osten ist Bacchus nur der Erfinder des Ackerbaues, der den Gebrauch der Zugthiere lehrt. Zuerst blühte die Weincultur in Europa auf den griech. Inseln. Kreta sah die ersten Dionysien, Naxos die Hochzeit des Bacchus mit der Ariadne. Von ersterm Eilande brachte der Thrazier Eumolpos die Rebe nach Attika, Pelops in den Peloponnes, Kadmos nach Theben, Dionysos nach Chios, Orestheus nach Aeolien. Homer erwähnt vielfach den balsamischen oder herzlabenden Wein; berühmt war der pramnische von Ikaros und der maroneische von Zakynthos. In Italien betrieb man zuerst in Campanien den Weinbau, der in Cato dem Aeltern einen Lehrer fand. Jahrhunderte hindurch ward das J. 131 v. Chr. als ein wundervolles Weinjahr gefeiert. Die berühmtesten Weine Altitaliens waren: Salerner, Cäkuber, Massiker, Setiner, Formianer, Puciner, Calener, Surrentiner, Tarentiner, Messalier, sämmtlich in Campanien; Sabiner in Etrurien, Vaticaner aus der Umgegend von Rom, u. s. w. Die frühern röm. Gesetze untersagten den Frauen sowie den Männern vor dem 25. J. den Weingenuß. Cato führte 8 Traubensorten an, Columella und Plinius kannten deren schon gegen 50. Die uralte Sitte, durch Zusatz von Terpentin den Wein haltbar zu machen, pflanzte sich auch in Italien fort; daher bildet den Knauf des Thyrsusstabs ein Tannzapfen. Der Umfang der Weinproduction zur Römerzeit war ungemein groß. Cäsar schenkte der Stadt Rom auf einmal 44000 Fässer Falerner und Chier; Hortensius hatte von der letztern, geschätztesten Weinsorte allein 10000 Fässer im Keller. Nach Gallien kam der Weinbau, weit früher als nach Deutschland, schon 600 v. Chr. durch die Phokäer in Massilia. Cäsar fand in Gallia Narbonensis schon vortreffliche Weingärten; Ausonius rühmt die Weine der Medulli (des heutigen Medoc); die der Allobroger preisen Martial und Columella; Plinius den avernischen (Auvergne), bäternanischen (Frontignan) und helvischen (Viviers) Wein. Kaiser Domitian ließ die Hälfte der gallischen Weinberge zerstören, damit das Getreide nicht vertheuert und Italien geschädigt würde. Probus hob das Verbot wieder auf. Aurelian und die Antonine bepflanzten die Côte-d'Or mit Reben, daher heißt deren bestes Product noch heute Romanée. Daß die Gallier die Erfinder der hölzernen Fässer gewesen, berichtet schon Strabo. Kaiser Karl d. Gr. besaß Weinberge in Burgund, gegenwärtig noch Charlemagne genannt, und verpflanzte von da Reben an den Rhein. Für 30 Fässer Chambertin erhielt 1235 der Abt von Citeaux von Papst Gregor IX. den Cardinalshut. Aus den Kreuzzügen brachten franz. Pilger östl. Weinreben nach Frankreich. Die lothring. «Heunisch»-Traube deutet auf hunnischen Ursprung. Der moussirende Champagner war am Ende des 17. Jahrh. noch nicht bekannt, und seine Erfindung ist in Dunkel gehüllt. Im nichtmoussirenden Champagner dagegen berauschten sich schon 1397 Kaiser Wenzel und sein Gefolge bei einem Besuch König Karl's VI. in Rheims einen vollen Monat lang täglich. Spaniens Weinbau geht gleichfalls zurück in die Zeiten der Phokäer; die Römer bezogen, nach Plinius, vielen hispanischen Wein. Im 16. Jahrh. brachte der deutsche Weinbauer Peter Simon die Rebe vom Rhein nach Malaga, welche jetzt den edelsten span. Wein liefert. Der Ruf der portug. Weine und derjenigen der atlantischen Inseln reicht weit hinauf ins Mittelalter. Madeira ward 1421 von Heinrich dem Seefahrer mit Reben aus Kreta und Cypern bepflanzt; die Canariensecte stammen von solchen, die Kaiser Karl V. vom Rhein sandte. Am Rhein begründeten 280 n. Chr. gallische und hispanische Legionen den deutschen Weinbau; den des Moselgebiets, damals schon beträchtlich, von Ausonius gefeiert, rechnete man zu Gallien. Unter den Karolingern und Hohenstaufen verbreitete sich die Weincultur in Deutschland sehr weit nach Norden. Der Dreißigjährige Krieg beschränkte jedoch wieder das Culturgebiet. Die Anlage der berühmtesten Weinberge des Rheingaus fällt in das 9. und 10. Jahrh. Die Weinbergsordnung des Kurfürsten Christian von Sachsen entstammt dem J. 1588. Den fränk. Weinbau begründeten Herzog Priamus und die heil. Adelheid 745. In den preuß. Marken ward noch im 16. Jahrh. viel Wein gebaut. Oesterreichs Weinbau ist ebenso alt als der rheinische. In Böhmen war die Weincultur schon im 12. Jahrh. eingeführt. Die Tirolerweine von Glanig und Leitach hat Virgil als Lieblingstrank des Kaisers Augustus besungen. Ungarn ward unter Kaiser Probus mit italischen Reben versehen, und im Theißgebiet pflanzte König Bela II. 1241 die ersten Weinstöcke aus Morea. König Ludwig's Feldzug nach Italien brachte der Cultur neuen Aufschwung. Der tokayer Weinbau bestand schon im 15. Jahrh., bekam aber erst im 17. Jahrh. Ruf, als man den Ausbruch bereiten konnte. Den Weinbau am Cap der guten Hoffnung begründeten 1685 emigrirte Hugenotten. Der holländ. Gouverneur

van Ribbek daselbst bezog dann später Reben vom Rhein, aus Griechenland, Spanien, Madeira, sogar aus Schiras in Persien. In Persien reicht die Weincultur bis ins graueste Alterthum zurück. China hatte Weinbau schon 2000 J. vor unserer Zeitrechnung, aber derselbe wurde hier im 5. Jahrh. v. Chr. gänzlich ausgerottet. Amerikas erste Entdecker, die Normannen, fanden im J. 1000 reife Weintrauben im Walde und nannten die unbekannte Küste danach Weinland. Cultivirt wird die Rebe in der Neuen Welt erst seit einem Vierteljahrhundert, vorzugsweise durch die deutschen Ansiedler.

Die geogr. Verbreitung des Weinstocks bildet eine besondere Region, deren südl. Grenze 30°, die nördliche 52° nördl. Br. ist. Der nördlichste Weinbau der Erde wird betrieben bei Bomst in Posen. Der Anbau der Rebe ist ein wichtiger Theil der Landwirthschaftskunst. Derselbe geschieht im Weinberg oder Weingarten (Wingert), dessen Boden und Lage gegen die Sonne vorzugsweise berücksichtigt werden muß. Das Bepflanzen geschieht nach tiefer Bearbeitung (Reuten, Rotten) mittels Stecklingen (Blindreben) oder Grubern (Wurzelreben). Die Erziehungsart wird mittels des Schnitts regulirt; man unterscheidet Kopf- und Schenkelerziehung. Als Kletterpflanze verlangt der Weinstock Stützen. Im Süden dienen dazu Laubbäume, nördlicher Pfähle, Lattenrahmen, Drahtrahmen und Spaliere. Jährlich muß der Weinstock beschnitten werden; erhält er keine Stützen, so wählt man den Bockschnitt. Dieser wichtigen Arbeit folgt das Biegen und Binden der Ruthen, das Geizen oder Ausbrechen der überflüssigen Triebe u. s.w. Dreimal im Jahre wird der Weinberg behackt, gelockert, von Unkraut befreit; zweimal werden die Reben mit Stroh geheftet. Viele Feinde und Krankheiten schädigen den Weinstock, unter letztern am gefährlichsten die Traubenfäule (s. d.), der Schimmelpilz Oidium, welcher in vielen Gegenden, z. B. auf der Insel Madeira, die gesammte Weincultur vernichtet hat. Die Ernte der Trauben, die Weinlese, geschieht von August bis November; vollkommene Reife ist Bedingung guten Products; zur Erzielung des edelsten wartet man die Ueberreife oder Edelfäule ab. Die abgeschnittenen Trauben werden zuerst in Kufen zertreten oder zermalen, dann auf der Kelter ausgepreßt. Der Saft heißt Most und tritt alsbald in Gärung, durch welche er sich allmählich unter geschickter Behandlung klärt bis zum fertigen Product, dem Weine. Diese und die dem Wein nöthige Behandlung bildet das Fach der Kellerwirthschaft. Die Chemie des Weins ist mehrfach erforscht. Der Wein enthält Wasser, Alkohol, Zucker, Extractivstoffe, Eiweiß, freie Säuren, als Weinstein-, Trauben-, Aepfel-, Essigsäure, weinsteinsaures Kali und Kalk, phosphorsauren Kalk und wohlriechende Aetherarten, Oenanthin. Rothe Weine enthalten außerdem noch Farbestoff und Gerbsäure. Der Alkoholgehalt der Weine wechselt von 6—24 Proc. (Portwein), ihr Zuckergehalt von 3,5—25 Proc. Junge Weine enthalten gewöhnlich schwebende Eiweißflocken, sind daher trüb; man klärt oder schönt sie mit Hausenblase und ähnlichen Stoffen. Das Schwefeln der Weinfässer geschieht zur Hemmung der Gärung, also zur größern Haltbarkeit der Weine. Die Weine sind verschiedener Verderbung unterworfen: Langwerden, Kahnen, Sauerwerden, Umschlagen, Farbebrechen u. s. w. Außerdem kennt die Weinkunde oder Oenologie (s. d.) noch eine sehr große Reihe von sog. Weinfehlern.

Die Kunst der Weinverbesserung, ebenso der Weinfälschung ist eine sehr alte, schon den Römern bekannte. Die Verbesserung geschieht durch Zusatz von Zucker, Wasser, Alkohol, durch Gefrierenlassen u. s. w. Auf den Zusätzen beruhen die Methoden des Chaptalisirens, Petiotisirens und Gallisirens (letzteres Zusatz von Wasser und Zucker zum Most, mit dem er vergärt). Auch das Feuern oder Kochen der Weine ist ein, neuerdings durch Pasteur wieder modificirt empfohlenes Aufbesserungsverfahren. Die Weinfälschung setzt indifferente oder schädliche Stoffe zu, oder bereitet Wein ohne Trauben aus Zucker, Früchten, Säuren, Farbestoffen, Wasser, Alkohol. Alle die vielen auftauchenden Recepte zur künstlichen Weinbereitung sind bloßer Schwindel und strafbar, sobald sie ihr Product als echten Wein ausgeben. Früher war die Weinfälschung mittels Bleizucker so allgemein üblich, daß zu ihrer Entdeckung ein besonderer kleiner Apparat zur Schwefelwasserstoffentwickelung, die Hahnemann'sche Weinprobe, im Gebrauch war. Die Untersuchung des Weins auf seine Bestandtheile ist eine schwierige. Zur Messung der Dichtigkeit seines Alkoholgehalts dient das Ebullioskop, ein thermo-aräometrisches Instrument, von Pohl, zu der seines Zuckergehalts die Mostwage. Je nach dem überwiegenden Gehalt unterscheidet man folgende Kategorien der Weine: 1) Süße Weine (Liqueurweine, Strohweine, Essenzen); 2) saure oder herbe Weine; 3) geistige (alkoholreiche) Weine; 4) gerbstoff-(tannin-)haltige (adstringirende) Weine; 5) Schaum-(moussirende) Weine. Die Wissenschaft der Oenologie hat außerdem noch eine große Reihe von Bezeichnungen für die Detaileigenschaften der einzelnen Weine. Der Einfluß des Weinbaues und steten Weingenusses auf Charakter und

Naturell der Bevölkerung, welcher sie Lebhaftigkeit, Beweglichkeit, frische Auffassungsgabe, Energie, aber auch leichten Sinn, aufbrausendes Wesen und eine gewisse Sittenleichtigkeit mittheilen, ist erwiesen und bekannt genug. Die physiol. Wirkung des Weins besteht in einer Steigerung der Gehirnthätigkeit, insbesondere der Einbildungskraft, verbunden mit einem Gefühl von Wohlbehagen und erhöhter Kraft. Der Jugend ist der Wein weniger zuträglich als dem reifern, vorzüglich aber dem höhern Alter, daher der Wein mit Recht als «Milch der Greise» bezeichnet wird. Im Uebermaß getrunken, bewirkt er Magenverhärtung, Sinnestäuschungen, Gedächtnißschwäche, Trunkenheit, jedoch in minder widerlichem Grade als die andern geistigen Getränke.

Europa ist nicht blos verhältnißmäßig, sondern überhaupt der am meisten Weinbau treibende Erdtheil. Die Productionsmengen der einzelnen Länder stellen sich folgendermaßen heraus: Frankreich 48—50 Mill. Hektoliter jährlich; Oesterreich 42 Mill., Spanien 25 Mill., Italien 16 Mill., Portugal 9 Mill., die Donauländer (Serbien, Bosnien, Moldau, Walachei, Bessarabien) 6 Mill., Griechenland und die Inseln des Archipels 4 Mill., Baiern 1 Mill., die Schweiz 1 Mill., Würtemberg 750000, Preußen mit Nassau u. s. w. 550000, Baden 500000, die Krim 500000 (Brussa in Kleinasien 16000), Hessen 250000, die atlantischen Inseln 85000 (bevor die Traubenkrankheit sie verwüstete), Sachsen 25000 Hektoliter jährlich. Die vorzüglichsten Weine der Welt sind: in Frankreich a) Rothweine ersten Rangs: 1) Bordeauxweine: die vier großen Weine (grands crus) Château-Lafitte, Château-Margaux, Château-Latour und Haut-Brion; 2) Burgunder: Romanée-Conti, Chambertin, Richebourg, Clos-Vougeot, Romanée St.-Vivant, La-Tache, Clos-St.-Georges und Corton; 3) Hermitage: Méal, Grefieux, Beaume, Raucoule, Muret, Guiognières, Les-Bessas, Les-Burges, Les-Lauds. b) Weißweine ersten Rangs: 1) Champagner: Sillery, Ay, Mareuil, Dizy, Hautvilliers, Pierry, Epernay; 2) Burgunder: Montrachet (berühmtester franz. Weißwein); 3) Bordeaux: Château-d'Yquem, Sauterne, Barsac, Preignac, Bommes und Villenave-d'Ornon; 4) die Château-Grillet im Forez und die weiße Hermitage der Dauphiné. c) Liqueur-(Süß-)Weine ersten Rangs: Rivesaltes im Roussillon, die Strohweine des Elsaß, Lunel und Frontignan im Languedoc. Spanien erzeugt als Weine ersten Rangs: rothe: Tinto (Name der gefärbten Weine) de Rota, de Alicante, Olivenza, Valdepeñas, Benicarlo, Manzanares und der Negro-rancio in Andalusien; weiße Weine: Xerez (Sherry, Manzanilla, Amontillado), Malaga, Montilla, Peralta, Banalbusa (Albaflor von Majorca); Liqueurweine: Lagrima (Malaga), Petro-Ximenez, Grenacho, Malvasia, Moscatel u. s. w. Portugal bringt die geistigen Weine des Dourothals unter dem Namen «Port» in den Welthandel, deren braune Farbe man durch Zusatz von Hollunderbeeren erlangt. Auch werden diese Weine stark mit Sprit versetzt. Außerdem sind von bessern Sorten Portugals zu nennen: 1) rothe: Colares, Moncao, Barra-a-Barra; 2) weiße: Celleiros, Lisbon, d'Oeiras, Bucellas, Carcavellos, Arinto, Lamalonga; 3) Liqueurweine: Muskate von Setubal, Faro und Carcavellos. Von den atlantischen Inseln erzeugt Madeira den edelsten Wein in verschiedenen Sorten (Sercial, Boal, Malmsey, Dry-Madeira); die Canarien, insbesondere Teneriffa, liefern den Sect; die Azoren den Vino-passado und Vino-seco auf Pico. Italien baut an Edelweinen: Passerata, Nebbiolo, Barbera, Bonarde in Piemont, darunter besonders geschätzt die Producte von Asti und Casale, ferner den Nasco in Ogliastro (Insel Sardinien), den Veltliner im Val-Tellina, den Vino-santo in Castiglione (Lombardei), den Aleatico von Ponte-a-Mariano und von Florenz, den Verdea von Arcetri, den Vino-santissimo von Montecatino, den Monte-Serrato von der Insel Elba, den Monte-Pulciano, den «König aller Weine», vom Trasimenischen See, und den nicht minder berühmten Montefiascone («Est, Est, Est!») im Kirchenstaate. Sodann sind zu nennen: die Lacrymä-Christi Neapels, die Furia d'Ischia, der Malvasia di Lipari, die sicil. Weine Marsala, Catania, Mascoli, Essenza dell' Etna, Siracusa-Albanulle u. s. w. Die Weine ersten Rangs in Griechenland und auf den Inseln des griech. Archipels sind: Malvasier von Napoli di Malvasia in Lakonien, die von Santorino (Vini di Bacco, Santo, Vino di Notte), Cypern, Candia (Vino di Legge), Scio, Tenedos, Cerigo, Zante, Korfu u. s. w. Unter den Weinen der Donauländer sind zu nennen: der serb. Negotin, der rumän. Cotnar und Piatra, der Akermanski in Bessarabien. Die Krim erzeugt vorzügliche Weine in Alupka, Oidanil, Massandra, Sudhak. Am Don werden bei Rasdorsk, Zymlansk, Novo-Tscherkask, ebenso an der südl. Wolga Weine gebaut.

Der deutsche Weinbau erzeugt die vorzüglichsten Edelproducte im Rheingau: Johannisberger, Steinberger, Rauenthaler, Gräfenberger, Rüdesheimer, Aßmannshäuser (roth), Geisenheimer, Hattenheimer u. s. w. Von den Weinen an der Mosel, Saar und Nahe sind hervor-

zuheben: Brauneberg, Pisport, Zeltingen, Oligsberg, Dusemont, Berncastel (Doctorwein), Scharzhofberg, Scharzberg, Bockstein, Kreuznach. An der Ahr zeichnen sich aus die rothen Ahrbleicharte zu Walporzheim, Ahrweiler, Bodendorf, Laach, Altenahr; am Unterrhein die Weine zu Königswinter, Linz, Erpel, Dattenberg, Boppart, Bacharach u. s. w. In Rheinhessen sind zu nennen die Weine von Worms (Liebfrauenmilch), Bingen (Scharlachberger), Oberingelheim (roth), Nierstein (Glöck), Oppenheim (Goldberg), Laubenheim, Guntersblum u. s. w. Die besten Weine der bair. Pfalz wachsen zu Forst, Deidesheim, Ruppertsberg, Wachenheim, Dürkheim, Ungstein, Kalstadt, Mußbach, Neustadt. Am untern Main treten die Lagen von Hochheim (Dombechanei, Präsenz, Hölle), dann von Kostheim und Wickert hervor. Gute Frankenweine liefern Würzburg (Leisten, Stein, Harfen, Graffen), Karlsburg, Saaleck, Hörstein, Klingenberg u. s. w. Baden erzeugt Main- und Tauberweine, Bergsträßer, Ortenauer (Zeller und Affenthaler, roth), Kaiserstuhler, Breisgauer, Markgräfler und Seeweine; Würtemberg die vorzüglichsten Gewächse im Neckarthal (Untertürkheim, Cannstadt, Besigheim, Weinsberg), Remsthal (Kleinheppach, Schnait), Enzthal (Mühlhausen, Roßwag, Eilfingen), im Zabergäu, an Kocher, Jaxt und Tauber. In Norddeutschland wird Weincultur getrieben bei Gelnhausen und Witzenhausen im ehemaligen Kurhessen, an Saale und Unstrut (Naumburg, Freiburg), Elbe und Elster (Meißen, Pillnitz, Jessen, Jüterbogk), in Schlesien (Grüneberg) und Posen (Bomst).

Nächst Frankreich ist Oesterreich das weinreichste Land. Doch hat sich hier die Production nur in den ungar. Hochgewächsen auf den ersten Rang der Production erhoben. Zu nennen sind zunächst in Böhmen der Melniker und der Czernoseker; in Krain der Stadtburger, Oberfelder (Kindermacher), Wippacher, Kunovca. Das Küstenland gewinnt treffliche rothe Süßweine unter den Namen Prefosco, Prosecco, Picolit, und die weißen Ribolla und Eibedin zu Kapodistria, Parenzo, Pirano, Rovigno, Pola, Albona u. s. w. Mähren baut Wein bei Znaym (Frauenberger), Bisenz, Leodagg, Haid, Bächlau u. s. w. Dalmatien liefert vorzügliche Sorten (Moscato di Rosa, Maraschino, Marzamino, Posippo, Almissa, Vino-nero, Peceno u. s. w.) in Sebenico, Crapano, Lissa, Brazza, Trace, Zara u. s. w. Das weinreiche Steiermark liefert die Producte von Marburg, Kerschbach, Luttenberg, Radkersburg, Radisell, Gonobitz u. s. w.; Tirol und Vorarlberg die von Trient, Brixen, Glaniz, Leitach, Entiklar, Botzen, Meran, Gries u. s. w. (unter den Namen: Isera, Terlaner, Vin-santo, Pasqualino, Marziminer, Goccia d'Oro, Seewein u. s. w.). Niederösterreich hat die Weine von Vöslau, Gumpoldskirchen, Nußdorf, Grinzing, Klosterneuburg, Bisamberg, Retz, Mailberg u. s. w. Ungarn führt den Wahlspruch: «Nullum vinum, nisi hungaricum!» mit Recht, wenn auf die Quantität des Erzeugnisses und die hervorragenden Eigenschaften einzelner Sorten gesehen wird. Darunter stehen obenan: Tokayer (vom Weingebirge Hegyallja), Menes-Magyarat (Arad), Ruster (Oedenburg). Diesen drei Hauptweinen folgen in Weißweinen die Lagen Somlau, Badacsony, Neßmely, Bakator, Ermellek, Szeredny, Neograd, Krasso; in Rothweinen Erlau-Visontai, Szegzard, Villany, Adlersberg-Ofen, Baranya, Pesth (Steinbruch) u. s. w. Von den Weinen des Banats und der Wojwodina sind zu nennen die Producte von Werschetz und die syrmischen Kochweine (Vini Cotti, Wermute). Die Schweiz producirt ihre besten Weine zu Cortaillod, Faverge, Auvernier in Neuenburg; Bossey, Frangy (Allicot), Bonneville (Gringet) in Genf; La-Vaux, Vevay, La-Cote, St.-Prex (Salvaguin), Aigle, Yvorne in Waadtland; Coquembay, Lamarque, Siders, Brieg (Vin glace), Baillis (Höllenwein) in Wallis; Meyenfeld (Completer) in Graubündten; Weinfelden im Thurgau; Thayngen, Unterhallau in Schaffhausen; Neftenbach, Regensberg, Teufen in Zürich; Thun in Bern; Basel (Schweizerblut); Aarau, Lenzburg, Hallwyl in Aargau; Mendrisio, Locarno, Bellinzona, Lugano in Tessin. Afrika liefert in dem Capwein (Constantia) einen der edelsten Liqueurweine. Außerdem erzeugt das Capland rothe Muskatweine (Rota von Stellenbosch) und trockene Weißweine (Cape-Hock). In Asien haben die Anlande des Kaukasus (die Wiege der Rebe) den meisten Weinbau, besonders Georgien und Kachetien. In Persien sind die Weine von Schiras, Teheran, Yezd, Tabriz, Ispahan berühmt. In Syrien baut man in der Umgegend von Smyrna, im Libanon, besonders aber bei Brussa Wein. Amerikas bevorzugte Weinorte sind: Cincinnati, Hermann (Missouri), Angelos (Californien), Paso del Norte, San-Luis de Paz, Zelaya (Mexico), Mendoza (Paraguay), Concepcion (Chile), Tarapaca, Pisco (Eliaswein, Peru). In Australien endlich baut man Wein in Victoria, Beechworth, Albury, Adelaide u. s. w. mit ziemlichem Erfolg.

Schaumweine werden fast allenthalben fabricirt, wo Weinbau stattfindet. Die Champagne erzeugt jährlich 11,616000 Flaschen, davon 3 Mill. zum Verbrauch in Frankreich, den Rest zur Ausfuhr; die Erzeugung Oesterreichs und des Zollvereins beträgt an 5 Mill. Flaschen.

Der in Fässer gelagerte Wein zehrt oder schwindet durch Verdunstung, muß daher nachgefüllt werden, wenn er nicht durch die Einwirkung der Luft verdunsten soll. Unter «Verschneiden» der Weine versteht man die Mischung mehrerer ähnlicher Gewächse zu einem homogenen Ganzen. Durch langes Lagern verlieren die Weine von ihrem eigenthümlichen Bouquet, während ihr besonderes Weinaroma sich stärker ausbildet. Je trockener, alkoholreicher und gerbstoffhaltiger bis zu gewissem Grade der Wein ist, desto länger hält er sich. Bekanntlich conserviren sich die Rheinweine Jahrhunderte, wobei freilich zu bedenken, daß sie durch das Auffüllen immer verjüngt werden. Je stärker und körperreicher die Weine, um so besser reifen sie auf Flaschen nach. Bilden sie, wie viele Rothweine, in den Flaschen einen Bodensatz, so müssen sie decantirt, d. h. sorgsam in frische Flaschen abgegossen werden. Beurtheilt wird ein Wein nach dem Anblick, dem Geruch, dem Geschmack auf Zunge und Gaumen, endlich nach seiner Gesammtwirkung auf die Sinne oder den Organismus; danach ist ein Wein auch stets nur relativ, nicht absolut gut, nur zu dem Zweck, den er erreichen soll. Der Weinhandel beschäftigt eine große Menge von Menschen und setzt sehr bedeutende Kapitalien in Umlauf. Die hauptsächlichsten Weinhandelsplätze Europas sind: Bordeaux, Marseille, Cette, Paris; London (dessen Docks besonders Portwein, Sherry und Madeira lagern); Oporto, Lissabon; Cadix, Alicante, Malaga, Barcelona; Livorno, Neapel, Marsala; Megara, Napoli di Malvasia, Condura, Santorino; Sta.-Maura, Korfu; Tenedos, Chio, Brussa; Odessa, Berdiansk, Riga; Vevay, Lausanne, Zürich, Schaffhausen; Müllheim, Lahr, Bühl, Manheim, Worms, Mainz, Neustadt, Dürkheim, Koblenz, Köln, Frankfurt a. M., Würzburg, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin; Wien, Pesth-Ofen, Oedenburg, Tokay, Werschetz, Weißenburg. Sogenannte Weltweine, welche überall getrunken werden, gibt es blos drei: Champagner, Portwein und Madeira. Diesen zunächst stehen Sherry und Bordeaux. Rheinweine und Ungarweine sagen den wenigsten fremden Nationen zu. Ueber die ältere Weinliteratur vgl. Gatterer, «Literatur des Weinbaues aller Nationen» (Heidelb. 1832). Aus der reichen neuern Literatur über den Wein sind hervorzuheben: Kölges, «Bibliothek der gesammten Weinkunde» (Frankf. 1848); Jullien, «Topographie de tous les vignobles connus» (neue Aufl., Par. 1860); Guyot, «Études des vignobles de France» (Par. 1868); Franck, «Traité sur les vins du Médoc» (5. Aufl., Bordeaux 1864); Denman, «The vine and its fruits» (Lond. 1863); Th. G. Shaw, «The wine and the cellar» (Lond. 1864); Sheen, «Wines and other fermented liquors» (Lond. 1865); Mulder, «Chemie des Weins» (Lpz. 1856); Heckler, «Weinbaulehre» (Frankf. 1868); Pohl, «Behelfe zum Gallisiren der Weine» (Wien 1863); Balling, «Gärungschemie» (Bd. 3, «Die Bereitung des «Weins», 2. Aufl., Prag 1860); Pasteur, «Le chauffage du vin» (Par. 1867); Hamm, «Das Weinbuch» (Lpz. 1865); derselbe, «Weinkarte von Europa» (Jena und Lpz. 1868); Dornfeld, «Der rationelle Weinbau und die Weinbereitungslehre» (Heilbr. 1864); Frings, «Deutsche Weinzeitung» (Mainz 1864 fg.); Keller, «Anleitung zur Weinveredlung» (3. Aufl., Schaffh. 1864); Neßler, «Der Wein, seine Bestandtheile, Behandlung u. s. w.» (Chemnitz 1865); Mohr, «Der Weinstock und der Wein» (Kobl. 1864).

Weinbrenner (Friedr.), Architekt und Schriftsteller, geb. 1766 zu Karlsruhe, war erst Zimmermann, studirte aber dabei aus eigenem Antriebe Baukunst, Physik und Mathematik. Im 21. J. ging er in die Schweiz, wo er die Aufsicht über verschiedene Baue führte und fast drei Jahre sich aufhielt; dann besuchte er die Bauakademie zu Wien. 1791 begab er sich nach Italien und studirte in Rom fast sechs Jahre lang die Ueberreste alter Baukunst. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunst und lieferte mehrere architektonische Compositionen und Zeichnungen. Nachdem er 1798 nach Karlsruhe zurückgekehrt, erhielt er sogleich die Anstellung als Bauinspector und bald darauf als Baudirector. Sehr verdient machte er sich hier zunächst durch die Begründung einer Unterrichtsanstalt für Architekten. Hauptsächlich beschäftigte ihn aber die Theorie des Theaterbaues. Er hatte sich überzeugt, daß die Form der alten Theater die zweckmäßigste sei, sowol in optischer als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen und im halbantiken Stil erbaute er das Theater in Karlsruhe und das (alte) Schauspielhaus in Leipzig. Auch baute er 1821 das Ständehaus sowie eine prot. und eine kath. Schule zu Karlsruhe. Er war zuletzt Oberbaudirector und starb zu Karlsruhe 1. März 1826. Seine Bauten zeichnen sich aus durch praktischen Sinn in der Anordnung und große Virtuosität in der Construction. Auch die Verhältnisse sind meist gut, die Details dagegen oft schwer und flach. Der malerische Sinn, welcher jetzt in der Baukunst verlangt wird, war zu W.'s Zeit überhaupt nur wenig entwickelt. So ist zwar der Eindruck mancher seiner Bauten kalt und prosaisch, während gleichwol die Strenge seines architektonischen Verfahrens sie in gewissen Beziehungen mustergültig macht.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Ueber Theater in architektonischer Hinsicht» (Tüb. 1809); «Architektonisches Lehrbuch» (3 Bde., Stuttg. 1810—25); «Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude» (Karlsr. 1823); «Ausgeführte und projectirte Gebäude» (3 Hefte, Karlsr. 1823—30). Aus seiner Schule ist eine große Anzahl tüchtiger Architekten hervorgegangen. Vgl. «Denkwürdigkeiten aus W.'s Leben» (herausg. von Schreiber, Heidelb. 1830).

Weinen, s. Thränen.

Weingarten, ein sehr ansehnliches Schloß im Oberamte Ravensburg des würtemb. Donaukreises, zu dem 3090 E. zählenden Marktflecken Altdorf oder Altdorf-Weingarten gehörig, verdankt seinen Ursprung einem 920 vom Grafen Welf Heinrich und seiner Gemahlin Benta gestifteten Frauenkloster des Benedictinerordens. Dies wurde 1047 in ein Mannskloster desselben Ordens verwandelt, und als es 1053 abgebrannt, räumte Welf III. sein Schloß den Mönchen ein. Seit dieser Zeit erhielt die Abtei den Namen W. Kaiser Heinrich III. nahm dieselbe in seines und des Reichs besondern Schutz und Heinrich IV. erhob sie zu einem unmittelbaren Reichsstande. Es besaß diese reich und berühmt gewordene Reichsabtei die drei Herrschaften Brochenzell, Hagenau und Blumeneck sowie zahlreiche in der Landvogtei Altdorf belegene Oerter und Güter nebst der Abtei Hofen. Mit ihrem 6 Q.-M. umfassenden Gebiet kam sie 1803 an den Fürsten von Nassau-Dietz und 1806 unter würtemb. Hoheit. Die 1715—25 im Jesuitenstil erbaute, prächtige Kirche Zum Blute Christi enthält als Reliquie einen Tropfen vom Blute Christi, der die Veranlassung zu dem berühmten «Bluttritt», einer alljährlichen Wallfahrt und einem damit verbundenen Umritt in militärischem Aufzuge, am Freitag nach Himmelfahrt gegeben hat. Jetzt dient das vielfensterige, mit drei Thürmen versehene Schloß als königl. Waisenhaus, mit welchem eine Rettungsanstalt (Erziehungshaus) für verwahrloste Kinder verbunden ist. Das in ein Kloster verwandelte Schloß war der Stammsitz des berühmten welfischen Hauses. Durch Welf VI. kamen die welfischen Besitzungen in dieser Gegend an das Haus Hohenstaufen. Nach dem Untergang desselben wurden sie zum Reiche eingezogen und unter die Verwaltung von Reichsvögten gestellt, 1415 aber von Kaiser Sigismund mit den Freien auf der Leutkircher Heide zu einer besondern Landvogtei Altdorf verbunden und an die Truchsessen von Waldburg verpfändet, die sie 1486 gegen Pfandschilling an Oesterreich abtreten mußten. 1805 kam die Landvogtei von Oesterreich an Würtemberg.

Weingeist, s. Alkohol.

Weinheim, eine Stadt im Kreise Manheim des Großherzogthums Baden, an der Bergstraße, der Main-Neckarbahn und der aus dem Odenwalde kommenden forellenreichen Weschnitz, Hauptort eines Amtsbezirks (1,75 Q.-M., 17905 E.), die ansehnlichste Stadt, der schönste und besuchteste Punkt an der Bergstraße, ist im ganzen gut gebaut, mit Thürmen und Gräben, und hat ein ehemals kurpfälzisches Schloß, ein jetzt als Amthaus dienendes Templer- und Deutschordenshaus, ein gräfl. Lehrbach'sches Palais nebst Park, fünf Kirchen, eine Synagoge, eine Gewerbeschule, eine großherzogl. höhere Bürgerschule und die Bender'sche Privaterziehungsanstalt. Die Stadt zählt 6289 E. (1864), welche Glanzlederfabriken und viele Gerbereien unterhalten, Leinwand, Nußöl, Chocolade, nußbaumene Gewehrschäfte verfertigen, schönes Obst, namentlich viel Walnüsse und auch Mandeln ziehen, guten Wein, darunter den Hubberger, den besten an der Bergstraße, bauen und lebhaften Handel treiben. In der Nähe befinden sich geschmackvolle Villen der Manheimer und Heidelberger und eine Stahlquelle mit Badeanstalt. Im Osten steigt auf einem Bergkegel die von schönen Anlagen umgebene alte Burg Windeck empor. Der Ort W. wird schon 755 genannt, gehörte später dem Kloster Lorsch, ward 1621 von den Spaniern unter Corduba, dann noch wiederholt im Dreißigjährigen Kriege erobert und 1689 von den Franzosen vollständig ausgeplündert. Vorzüglich anziehend sind in der schönen Umgegend das von der Weschnitz durchströmte birkenauer und das gorxheimer Thal. — W., ein Pfarrdorf in der Provinz Rheinhessen des Großherzogthums Hessen, im Kreise und ½ M. westl. von der Stadt Alzei, hat gegen 1000 E., Porphyrbrüche und die Burgruine Windberg. In der Nähe liegt der Heiligenblutberg, wo ein vortrefflicher Wein wächst.

Weinhold (Karl), verdienter Germanist, geb. 26. Oct. 1823 zu Reichenbach in Schlesien, erhielt seine Schulbildung in seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Schweidnitz und studirte 1842—46 zu Breslau und Berlin erst Theologie, dann Philologie. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich unter Jakobi's und Lachmann's Leitung germanistischen Studien. Nachdem er 1846 zu Halle promovirt, habilitirte er sich daselbst Ostern 1847 für deutsche Sprache und Literatur. Ostern 1849 erhielt er eine außerord. Professur für diese Fächer zu Berlin, aber schon 1850 folgte er einem Rufe des österr. Unterrichtsministers zu einer ord. Professur

nach Krakau. Auf seinen Wunsch wurde er 1851 an die Universität Gratz versetzt. 1854 wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu Wien zum correspondirenden und 1860 zum ordentlichen Mitgliede. Seit Michaelis 1861 wirkt W. als Professor an der Universität zu Kiel. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckt sich auf fast alle Gebiete der german. Sprach- und Alterthumsforschung. Besondere Aufmerksamkeit wandte er jedoch den Culturverhältnissen der alten Deutschen und Skandinavier sowie der deutschen Dialektforschung zu. Treffliche Beiträge zur Culturgeschichte sind die Werke: «Die deutschen Frauen im Mittelalter» (Wien 1851), «Altnordisches Leben» (Berl. 1856) und die «Heidnische Todtenbestattung in Deutschland» (Wien 1859). Von seinen scharfsinnigen mythol. Forschungen legen unter anderm «Die Sagen von Loki» (Lpz. 1848) und «Die Riesen des german. Mythus» (Wien 1858) Zeugniß ab. Epochemachend auf ihrem Gebiete wirkte die kleinere Schrift «Ueber deutsche Dialektforschung» (Wien 1853), welcher die «Beiträge zu einem schles. Wörterbuch» (Wien 1854) folgten. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Mundarten hat W. mit der «Alemannischen Grammatik» (Berl. 1863) und der «Bair. Grammatik» (Berl. 1867) begonnen. Mit der Abhandlung «Ueber deutsche Rechtschreibung» (Wien 1852) übte er wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Streitfrage über die deutsche Orthographie aus. Unter seinen zahlreichen Beiträgen zur Geschichte der ältern und neuern deutschen Literatur sind hervorzuheben: «Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien» (Gratz 1853) und «H. Chr. Boie. Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrh.» (Halle 1868).

Weinlig (Christian Theodor), Componist und theoretischer Musiker, geb. 25. Juli 1780 zu Dresden, wurde im väterlichen Hause durch Privatunterricht vorbereitet und studirte seit 1797 in Leipzig die Rechte. Er practicirte hierauf als Advocat bis 1804 in Dresden, als die Neigung zur Musik ihn mit solcher Heftigkeit ergriff, daß er die advocatorische Laufbahn aufgab und unter der Leitung seines Onkels Christian Ehregott W., der Cantor an der Kreuzschule zu Dresden war, sich ganz dem Studium der Tonkunst hingab. 1806 ging er nach Italien, wo er unter Mattei in Bologna hauptsächlich Contrapunkt studirte und Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft wurde. Nach seiner Rückkehr nach Dresden erhielt er 1814 das Amt des Cantors an der Kreuzkirche, legte jedoch 1817 diese Stelle freiwillig nieder. Er privatisirte nun in Dresden, bis er 1823 Schicht's (s. d.) Nachfolger als Cantor an der Thomaskirche in Leipzig wurde. Er starb daselbst 7. März 1842. Als Componist ist W. durch mehrere Hefte Singübungen, viele geistliche Musiken u. s. w. bekannt geworden. Vorzüglich geschätzt war er als theoretischer Musiker. Nach seinem Tode erschien seine «Theoretisch-praktische Anleitung zur Fuge» (Dresd. 1845), worin er die Resultate seiner Studien niedergelegt, die jedoch den gehegten Erwartungen nicht durchaus entsprachen. — Christian Albert W., bekannt als Technolog, des vorigen Sohn, geb. 9. April 1812 zu Dresden, studirte in Leipzig Naturwissenschaften und Medicin und habilitirte sich, nachdem er die medic. Doctorwürde erlangt, als Privatdocent für Mineralogie, Technologie und verwandte Gebiete. Später auch als Lehrer der Chemie, Physik und Technologie an der Handelslehranstalt angestellt, gab er seinen praktischen medic. Beruf ganz auf, um sich ausschließlich der Anwendung der Naturwissenschaften auf Technik und Ackerbau sowie dem Studium der Nationalökonomie zu widmen. 1845 folgte er einem Rufe als Professor der Nationalökonomie nach Erlangen, ging aber bereits 1846 als Wirkl. Ministerialrath im Ministerium des Innern für Gewerbe-, Handels- und Ackerbauangelegenheiten nach Dresden. Im Febr. 1849 übernahm er in dem unter Held's Vorsitz gebildeten Uebergangsministerium das Portefeuille des Innern, trat aber schon im Mai wieder zurück, um als Geheimrath die Direction der Abtheilung für Handel, Gewerbe und Ackerbau zu übernehmen. Nachdem er 1850 die Allgemeine deutsche Industrieausstellung zu Leipzig geleitet, wirkte er als Commissar der sächs. Regierung bei den Industrieausstellungen zu München (1854), Paris (1855 und 1867) und zu London (1862). Von seinen Schriften sind, außer mehrern Uebersetzungen und den Bearbeitungen von Thomson's «Pflanzenchemie» (Lpz. 1838) und Herschel's «Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften» (Lpz. 1836), zu nennen: «Lehrbuch der theoretischen Chemie» (Lpz. 1840—41) und «Grundriß der mechan. Naturlehre» (Lpz. 1843). Von 1835—45 redigirte er das «Pharmaceutische Centralblatt» und (mit Hülße) das «Polytechnische Centralblatt».

Weinpalme, s. Mauritiapalme.

Weinsberg, ummauertes Städtchen im würtemb. Neckarkreise, Hauptort eines Oberamts (4,10 Q.-M. mit 25772 E. im J. 1861) und früher freie Reichsstadt, an der Eisenbahn 0,9 M. nordöstlich von Heilbronn am Neckar in dem fruchtbaren, dichtbevölkerten Weins-

berger Thal gelegen, an dem Fuße des runden, rebenreichen Schloßberges amphitheatralisch hingebaut, hat eine Lateinschule, eine Weinbauschule (seit 1867) und zählt 2097 E. (1864), welche vorzüglichen Weinbau, bedeutenden Obstbau und Kleingewerbe treiben, auch Keuperwerksteine und Gipsbrüche ausbeuten. Interessant ist die Stadtkirche, eine im 13. Jahrh. im roman. Stil erbaute Säulenbasilika mit Spitzbogenarcaden. Am Fuße des Schloßbergs liegt die vielbesuchte Wohnung Justinus Kerner's (s. d.) mit freundlichen Gartenanlagen und einem Denkmal. Die Burg war der Stammsitz der reichbegüterten Herren von W., mit denen die Stadt, welche vermuthlich im 13. Jahrh. zur freien Reichsstadt erhoben wurde, als solche vielfach im Streite lag, bis sich das Verhältniß mit dem 1440 erfolgten Uebergang der Stadt an die Pfalz änderte und W. seine Reichsfreiheit verlor. Auf der Höhe liegen die malerischen Ruinen des Schlosses Weibertreu, so genannt zum Andenken an die durch Bürger's Ballade verherrlichte Sage. Kaiser Konrad III. soll nämlich nach dem in der Nähe der Stadt 1140 über den Grafen Welf gewonnenen Siege, bei welchem nach der Sage auch zum ersten mal das Feldgeschrei «Hie Waiblingen» und «Hie Welf» erschollen sein soll, diesen in W. belagert und, über den hartnäckigen Widerstand der Belagerten erbittert, bei der endlich erzwungenen Uebergabe die Männer zum Tode verurtheilt und nur den Weibern mit ihren Kostbarkeiten freien Abzug gestattet haben, welche Erlaubniß diese benutzten, um ihre Männer auf dem Rücken herauszutragen und so zu retten. Ein Bildchen vom J. 1659 in der Stadtkirche stellt die Begebenheit dar; auch wurde 1823 in W. auf Betrieb Justinus Kerner's ein Frauenverein (Weibertreuverein) zur Verschönerung des Bergs und zur Unterstützung unbemittelter Frauen gestiftet, die sich durch Treue und Aufopferung ausgezeichnet haben. Im Bauernkriege wurden hier 1525 der Graf von Helfenstein und andere gefangene Edle durch die Spieße der Bauern gejagt und die Stadt deshalb das Jahr darauf eingeäschert. Vgl. Jäger, «Beschreibung und Geschichte der Burg W. (Heilbr. 1828); J. Kerner, «Die Bestürmung der Stadt W. im J. 1525» (2. Aufl., Heilbr. 1848).

Weinstein heißt die aus jungen Weinen, je nachdem es rothe oder weiße sind, sich scheidende feste rothe oder weiße Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen, Klären und Verdampfen wird der rohe, als rother oder weißer W. in den Handel kommende W. von den färbenden und andern nicht wesentlichen Stoffen gereinigt und gibt krystallisirt den gereinigten W. oder die Weinkrystalle. Der gereinigte W. besteht aus Weinsteinsäure und aus Kali mit Ueberschuß von Säure und ist im pulverigen Zustande allgemein unter dem Namen Cremor tartari (s. d.) bekannt. — Weinsteinsäure, besser Weinsäure ist eine zuerst von Scheele entdeckte organische Säure. Sie findet sich in der Natur im freien Zustande in dem Traubensafte, den Tamarinden und mehrern andern Früchten. Mit Kali und Kalk verbunden findet sie sich im Wein. Sie wird aus dem gereinigten Weinstein durch Behandeln desselben mit Kalk und Schwefelsäure und nachherigem Krystallisiren dargestellt. Außer durch manche technische Anwendungen (desgleichen zur Bereitung der Brausepulver) ist die Weinsäure noch besonders wichtig in wissenschaftlicher Beziehung in chem., krystallographischer und optischer Hinsicht. Biot beobachtete 1844, daß eine Auflösung der Weinsäure das polarisirte Licht nach rechts drehe. — Neben der Weinsäure gibt es noch eine, ihr in fast allen Eigenschaften gleiche, hauptsächlich nur durch die Krystallgestalt verschiedene Säure, die von Kestner 1824 entdeckte Traubensäure. Von dieser wies Pasteur 1849 nach, daß sie keine Wirkung auf das polarisirte Licht ausübe, und zugleich, daß an den Krystallen der Salze der Weinsäure rechts einseitige Flächen (sog. hemiëdrische) ausgebildet seien, welche an den traubensauren Salzen in der Regel fehlten. Aus dieser Beobachtung kam Pasteur auf die Entdeckung, daß sich die Traubensäure zerlegen lasse in zwei Weinsäuren, die gewöhnliche oder «Rechtsweinsäure», welche das Licht nach rechts polarisirt, und in die «Linksweinsäure», die das Licht nach links polarisirt, und deren Krystalle die hemiëdrischen Flächen auf der linken Seite haben, sodaß sich die Krystalle dieser beiden Weinsäuren, um ein Bild zu brauchen, etwa wie ein rechter zu einem linken Handschuh verhalten. In chem. Beziehung sind diese beiden Weinsäuren völlig gleich.

Weinstock, s. Wein, Weinstock.

Weintraubencur, s. Traubencur.

Weisbach (Julius), ausgezeichneter Mathematiker und Hydrauliker, geb. 10. Aug. 1806 auf der Eisenhütte Mittelschmiedeberg bei Annaberg, wo sein Vater Schichtmeister war, kam 1820 auf die damalige Hauptbergschule, 1822 auf die Bergakademie zu Freiberg, ging dann 1827 nach Göttingen und 1829 nach Wien, wo er die Vorlesungen an der Universität und dem Polytechnischen Institut besuchte und sich vorzugsweise an Mohs anschloß. Nachdem er 1830

eine bergmännische Reise durch den größten Theil der österr. Staaten gemacht hatte, beschäftigte er sich zu Freiberg besonders mit dem Studium der höhern Mathematik, bis er Anfang 1833 als Lehrer der angewandten mathem. Wissenschaften an der Bergakademie eintrat. Seitdem wandte W. seine Aufmerksamkeit vorzugsweise der Hydraulik und der praktischen Geodäsie zu und begann 1841 seine hydraulischen Versuche, die er bis auf die neueste Zeit fortgesetzt hat. Die Ergebnisse derselben veröffentlichte er zunächst in den Schriften: «Versuche über den Ausfluß des Wassers durch Schieber, Hähne, Klappen und Ventile» (Lpz. 1842) und «Versuche über die unvollkommene Contraction des Wassers beim Ausfluß desselben aus Röhren und Gefäßen» (Lpz. 1843). Durch die von W. zuerst aufgestellte Idee des Widerstandscoëfficienten sind die hydraulischen Rechnungen ungemein vereinfacht worden; die Entdeckung und Behandlungsweise der unvollkommenen Contraction gehört zu den wichtigsten Fortschritten der Hydraulik seit Joh. und Dan. Bernoulli. W.'s Hauptwerk bildet das «Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik» (3 Bde., Braunschw. 1845—54; 4. Aufl., Bd. 1 und 2, 1862—68). Außerdem sind noch zu nennen: «Handbuch der Bergmaschinenmechanik» (2 Bde., Lpz. 1835—36); «Die neue Markscheidekunst» (2 Bde., Braunschw. 1850—59); «Der Ingenieur» (Braunschw. 1848; 3. Aufl. 1863); «Versuche über die Leistungen eines einfachen Reactionsrades» (Freib. 1851); Experimentalhydraulik» (Freib. 1855). Viele Beiträge lieferte W. auch in das «Polytechnische Centralblatt», in den «Ingenieur» und «Civilingenieur» und in die «Polytechnischen Mittheilungen» von Volz und Karmarsch. In letzterer Zeitschrift (1844) gab er auch Mittheilungen über die von ihm erfundene monodimetrische und anisometrische Projectionsmethode, welche er später in der «Anleitung zum axonometrischen Zeichnen» (Freib. 1857) behandelte. Die Hauptergebnisse seiner vielfachen Versuche in der praktischen Mechanik und Hydraulik hat er besonders im erwähnten «Civilingenieur» niedergelegt. In neuester Zeit fungirt W. auch als Mitglied der sächs. Commission bei der europ. Gradmessung und ist zunächst mit der Leitung der für die Zwecke der letztern auszuführenden Nivellirungsarbeiten im Königreich Sachsen beschäftigt.

Weise (Christian), Schulmann und Dichter, geb. 30. April 1642 in Zittau, studirte in Leipzig, wurde 1670 Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst und Politik an dem Gymnasium zu Weißenfels und 1678 Rector des Gymnasiums seiner Vaterstadt, wo er 21. Oct. 1708 starb. Er war für seine Zeit ein trefflicher Lehrer, führte zuerst die deutsche Sprache in die Gymnasien ein, auf denen man bis dahin nur Lateinisch und Griechisch duldete, und schrieb für mehrere Lehrfächer, namentlich für die Dichtkunst und die Beredsamkeit, Lehrbücher, z. B. «Curieuse Gedanken von deutschen Versen», welche zwar jetzt abgeschmackt erscheinen, zu ihrer Zeit aber doch ein Fortschritt waren und seine Methode auf längere Zeit zur herrschenden in Deutschland machten. Auch seine Dichtungen setzte er mit der Schule in Verbindung, indem er mehrere Schauspiele für die damals noch üblichen, von Schülern veranstalteten dramatischen Aufführungen schrieb, die unter dem Titel «Zittauisches Theatrum» (Lpz. 1683 u. öfter) gesammelt erschienen. Seine Hauptwerke sind jedoch satirische Romane, z. B. «Die drei Hauptverderber» (Lpz. 1671 u. öfter), und Lustspiele, z. B. «Bäurischer Macchiavell» (Zitt. 1679). In beiden Arten von Werken sucht er die deutsche Dichtung von dem Lohenstein'schen Schwulst zur einfachern Naturwahrheit zurückzuführen, wobei er sich freilich vielfach plump und ungelenk zeigt. Tiefer stehen seine geistlichen und weltlichen lyrischen Gedichte, z. B. «Buß- und Zeitandachten» (Bautz. 1720), die in dem langweiligen Tone jener Zeit gehalten, aber auch nicht von ihm selbst veröffentlicht worden sind. Durch den Ruf, den er mit Recht als Pädagog genoß, erwarb er sich auch auf den Entwickelungsgang der deutschen Dichtkunst des 17. Jahrh. einen nicht geringen Einfluß. Vgl. Palm, «Christian W. Eine literarhistor. Abhandlung» (Bresl. 1854).

Weisflog (Karl), Verfasser komischer Erzählungen, geb. 27. Dec. 1770 in Sagan, studirte in Königsberg, wurde 1802 Stadtrichter, 1827 Stadtgerichtsdirector in seiner Vaterstadt und starb, lange kränkelnd, 17. Juli 1828 im Bade Warmbrunn. Er lieferte zu vielen Taschenbüchern und belletristrischen Zeitschriften Beiträge, welche zum Theil wieder abgedruckt sind in seinen «Phantasiestücken und Historien» (12 Bde., Dresd. 1824—29; neue Aufl. 1839). Seine Darstellungen haben fast ausschließend die engen Kreise des kleinen bürgerlichen Lebens zum Gegenstande. Doch besitzt er dabei Gewandtheit in der Erfindung, gutmüthigen, mit einer gewissen Wehmuth durchzogenen Humor und eine treue und wahre Darstellung, sodaß seine Erzählungen zu den bessern Unterhaltungsschriften damaliger Zeit gehörten.

Weishaupt (Adam), der Stifter des Ordens der Illuminaten (s. d.), geb. 6. Febr. 1748 zu Ingolstadt, studirte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden, die

Stelle eines jurist. Repetenten, 1772 eine außerord. Professur der Rechte und 1775 die Professur des Natur- und kanonischen Rechts. Da die Lehrerstelle des kanonischen Rechts vorher immer von Ordensgeistlichen bekleidet gewesen, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal er, ein Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterster Feind zeigte. Er trat als ein aufgeklärter Mann mit andern Männern dieser Richtung in Verbindung und suchte sie für seinen sog. Kosmopolitismus empfänglich zu machen. Dabei ging er aber so offen und ehrlich zu Werke, daß man ihm deshalb öffentlich nichts anhaben konnte, während die Jesuiten desto mehr im geheimen gegen ihn wirkten. Als Rechtsgelehrter erlangte W. viel Ruf, und seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht. Er benutzte diese Gelegenheit, seine neue Lehre auszubreiten, und so wurde sein Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitismus, für dessen Pflege er auch den Illuminatenorden stiftete. Nachdem er als ein Opfer mönchischen Fanatismus und eigener Unvorsichtigkeit seine Lehrstelle in Ingolstadt 1785 verloren, ging er nach Gotha, wo er zum Legationsrath und später zum Hofrath ernannt wurde. Hier starb er 18. Nov. 1830. Als seine wichtigsten Schriften sind zu erwähnen: die «Apologie der Illuminaten» (Frankf. und Lpz. 1786); «Das verbesserte System der Illuminaten» (Frankf. und Lpz. 1787; 3. Aufl., Lpz. 1818); «Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Welt- und Regierungskunst» (Frankf. 1790); «Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde» (3 Hefte, Gotha 1810); «Ueber Staatsausgaben» (Landsh. 1820); «Ueber das Besteuerungssystem» (Landsh. 1820). Sein Sohn, **Karl von W.**, starb 18. Dec. 1853 als bair. General.

Weisheit (griech. sophia, lat. sapientia) ist das Wissen in seiner moralischen Bedeutung, insofern es auf Gesinnungen und Handlungen einen veredelnden Einfluß ausübt. Die W. gründet sich auf feste Ueberzeugung der geistigen oder philos. Wahrheit mit dem Bestreben, dieselbe ins Leben einzuführen, die Lebenszustände durch Anwendung ihrer Grundsätze zu verbessern und zu vervollkommnen. Diese Richtung auf das Praktische unterscheidet die W. von der bloßen Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, welche ohne dieselbe bestehen kann. Die Allgemeinheit ihrer philos. oder reinmenschlichen Grundsätze hingegen unterscheidet sie von der religiösen Frömmigkeit als dem Streben nach geistiger Vervollkommnung und Verbesserung des Lebens auf dem Wege eines geoffenbarten Systems. Wegen dieses Strebens nach den Zielen der W., nur mit durch Offenbarung verstärkten Mitteln, hat sich die Theologie ehemals selbst als die wahre **Gottesweisheit** bezeichnet, und sich die Philosophie als eine in weltlichen Dingen befangene W. oder **Weltweisheit** untergeordnet.

Weiß. Mit dem Namen des weißen Lichts bezeichnet man öfters das farblose Sonnenlicht, das bekanntlich (s. **Farbenlehre**) aus sehr verschiedenfarbigen Strahlen zusammengesetzt ist, oder überhaupt ein Licht, welches in gleichem Verhältnisse wie jenes zusammengesetzt ist. Ferner nennt man weiß die Farbe eines mehr oder weniger undurchsichtigen Körpers, wenn seine nicht polirte Oberfläche alle im Sonnenlichte vorhandenen farbigen Strahlen in gleicher Weise, d. h. in gleichem Verhältnisse nach allen Seiten hin zurückstrahlt. Das **Weißfärben** geschieht entweder, wie hauptsächlich bei Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen u. s. w., dadurch, daß man die in dem weiß zu färbenden Stoffe vorhandenen Farbestoffe zerstört, und zwar durch Bleichen, Schwefeln und Behandeln mit Chlor oder verdünntem Königswasser, oder man trägt auf die weiß zu färbende Oberfläche eine weiße Körperfarbe (Oel- oder Wasserfarbe) auf, z. B. Bleiweiß, Zinkweiß, Permanentweiß (schwefelsaurer Baryt) u. s. w.

Weiß (Christian Sam.), verdienter Mineralog, geb. 26. Febr. 1780 zu Leipzig, erhielt seine gelehrte Bildung auf den Schulen und der Universität seiner Vaterstadt, übte sich dann 1801—2 zu Berlin unter Klaproth praktisch in der Chemie und studirte hierauf noch 1802—3 zu Freiberg, wo er zu Werner's vorzüglichsten Schülern gehörte. 1803 habilitirte er sich an der Universität Leipzig und ward, nachdem er seit 1805 Deutschland, die Schweiz und Frankreich bereist, 1808 ord. Professor der Physik. 1810 wurde er als Professor der Mineralogie an die neubegründete Universität nach Berlin berufen, in welcher Stellung er viele tüchtige Mineralogen gebildet und den mathem. Theil der Mineralogie nach einer sehr naturgemäßen Methode zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat. Auch war er der erste, der in seiner Abhandlung «Ueber die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme» (1813) eine solche Abtheilung als die Basis alles krystallographischen Wissens aufstellte. Außer der genannten Arbeit und einer großen Anzahl Abhandlungen in den Schriften der Akademie und der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin hat W. kein größeres selbständiges Werk veröffentlicht. Er starb 1. Oct. 1856 auf einer Reise zu Eger in Böhmen. Die Grundlagen und Eigenthümlichkeiten seiner krystallographischen Methode bestehen in der Zurückführung aller krystallographi-

schen Verhältnisse auf bestimmte Axen der Krystalle, die auf die mathem. Bezeichnung der Krystallflächen sich gründet; ferner in der Auffindung des Gesetzes des Zusammenhangs aller verschiedenen Flächen eines Krystallsystems durch Beobachtung der Zonen desselben und der Combination derselben. Sein Mineralsystem ist ein natürliches, in welchem richtige Bestimmungen der Species oder Gattungen die Hauptsache sind. Wiewol er die Gestalt als Grundprincip bei Feststellung der Species annimmt, schließt er doch die Resultate der chem. Untersuchung nicht davon aus. Vgl. Martius, «Denkrede auf Christian Samuel W.» (Münch. 1857).

Weissagung, (althochdeutsch wizagunga, von dem althochdeutschen Zeitworte wizagon, wizon) heißt im allgemeinen die durch übernatürliche Eingebung bewirkte Verkündigung des Verborgenen, gewöhnlich des Zukünftigen, während Wahrsagung und noch mehr Wahrsagerei die Anwendung geheimer Künste zur Erlangung jener anscheinend übernatürlichen Kunde voraussetzt. Der natürliche Wunsch, das Verborgene und namentlich das Zukünftige zu erfahren, hat W. und Wahrsagung zu allen Zeiten hervorgerufen, gefördert und selbst gegen bessere Einsicht hartnäckig aufrecht erhalten. Unter den orient. Culturvölkern besaßen besonders die Perser, Chaldäer und Aegypter einen seit ältester Zeit gepflegten Hang zur W., und viele wahrsagerische Künste sind von ihnen zu den Europäern verpflanzt worden. Den Hebräern dagegen war durch die mosaische Religion nur die ernste und auf sittliche Ziele gerichtete Gattung der Prophetie (s. Propheten) verstattet, obgleich sich auch Wahrsager mancherlei Art im Lande verhielten. Bei den Griechen stand W., Mantik genannt, in engstem Verbande mit der Religion und dem Staatsleben und wurde deshalb von den Philosophen vergeblich angefochten. Am unmittelbarsten sprach sich nach griech. Glauben die Gottheit aus durch die an bestimmte Stätten geknüpften Orakel (s. d.), welche auch häufig von Staats wegen befragt wurden. Dann gab die Gottheit Auskunft durch den Mund gewisser Menschen, der Manteis, denen die göttliche Gunst verliehen war, und zu denen auch die Sibyllen (s. d.) gehörten. Ferner suchte man orakelhafte Antworten zu gewinnen durch Befragung der Verstorbenen, durch Nekromantie (s. d.), und vermeinte auch aus Träumen den Willen der Götter und die Gestaltung der Zukunft zu entnehmen. Die eigentliche Traumdeuterei scheint erst später aus dem Oriente Eingang bei den Griechen gefunden zu haben, von denen noch des Artemidorus «Traumbuch» vorhanden ist. Minder unmittelbar redeten die Götter durch allerlei bald zufällig sich darbietende, bald absichtlich gesuchte Zeichen, deren Sinn erst durch eine Deutung gefunden werden mußte. Es gehören dahin die Zeichen, welche beim Opfer wahrgenommen wurden, die Himmelserscheinungen, Flug und Stimme der Vögel, Begegnungen auf Gängen und Reisen, vernommene Laute und Wörter u. s. w. Noch viel ausgebreiteter und weit enger mit dem Staatsleben verknüpft war die W. bei den Römern, und zwar die mittelbare (s. Divination), auf der Auslegung gegebener oder gesuchter Zeichen beruhende, während die unmittelbare durch Orakel und schicksalskundige Seher (vates) ihnen fast gänzlich abging. Eine Unzahl zufälliger Erscheinungen, sowol sichtbarer (prodigium, ostentum, monstrum) als hörbarer (omen im engern Sinne), galt ihnen als vorbedeutend, und die Deutung der Himmelserscheinungen, besonders der Blitze sowie diejenige des Flugs und der Stimme der Vögel ward durch die Körperschaft der Augurn (s. d.) in eine Art von wissenschaftlichem System gebracht und übte den größten Einfluß auf Staats- und Privatleben aus. Daneben war zugleich die ursprünglich etrurische, von den Haruspices (s. d.) gepflegte Kunst der Opferschau vom Staate anerkannt, und nicht minder wurden die Sibyllinischen Bücher sowie die Entscheidung des Loses (sortes) von Staats wegen zu Rathe gezogen. Zuletzt drangen gegen Ende der Republik und in der Kaiserzeit noch allerlei fremde, meist orient. Wahrsager- und Zauberkünste ein, darunter namentlich die Astrologie, und wußten sich bei dem tiefen Verfalle des sittlichen und des religiösen Lebens auch gegen wiederholte Staatsverbote zu behaupten. Bei den Germanen stand die W. seit ältester Zeit in hohem Ansehen und ward in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten vielfach geübt, durch Priester, durch die Hausväter und besonders auch durch Frauen. Gern benutzte man dazu die Lose, Stäbchen aus dem harten Holze eines fruchttragenden Baums, vorzugsweise der Buche, geschnitten und mit Runen (s. d.) bezeichnet. Vgl. Homeyer, «Ueber das german. Losen» (Berl. 1854). Ferner weissagte man aus dem Gewieher von Rossen, die auf öffentliche Kosten in heiligen Hainen gehalten wurden, aus Geschrei und Flug der Vögel, aus dem Strudeln fließender Wasser u. dgl. Bei weitem nicht alle Arten der altgermanischen W. vermochte die christl. Kirche des Mittelalters auszurotten. So mußte sie z. B. die Ordalien (s. d.) lange Zeit dulden. Im 15. und 16. Jahrh. kamen allerlei Formen der Wahrsagung, die theils von den Römern, theils von den Arabern herstammten und von den fahrenden Schülern fleißig gefördert wurden, Astrologie, Chiromantie, Geomantie,

Rhabdomantie, Traumdeutung u. dgl., zur Geltung und erzeugten die Literatur der «Praktiken», eine Art von Wahrsagekalendern. Poetischen Ausdruck aber fand diese Richtung in der Sage von Dr. Faust (s. d.). Von dem Lichte der religiösen und wissenschaftlichen Aufklärung wurde auch diese Art von Aberglauben allmählich gedämpft, aber bis auf den heutigen Tag noch lange nicht ausgerottet, wie unter anderm die Kartenschlägerei, die Punktirkunst, das Bleigießen u. dgl. sowie die Gaukelei des Somnambulismus, des Tischrückens, der Geisterklopferei beweisen. Auch von dem uralten Volksglauben in Beziehung auf Vorbedeutung (Angang) hat sich noch mancherlei im Volke lebendig erhalten.

Weißdorn, s. Crataegus.

Weiße (Christian Felix), bekannt als Dichter und Jugendschriftsteller, wurde 8. Jan. 1726 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge geboren. Sein Vater war Rector der dortigen Stadtschule und wurde kurz nach des Sohnes Geburt Director des Gymnasiums zu Altenburg, wo er frühzeitig starb. W. erhielt hier seinen ersten Unterricht und widmete sich von 1745 an zu Leipzig vorzüglich der Philologie. Mit Lessing knüpfte er hier eine vertraute Freundschaft, und beide fingen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. W.'s erster Versuch war «Die Matrone zu Ephesus». 1750 kam er als Hofmeister zu einem Grafen von Geyersberg, mit welchem er mehrere Jahre in Leipzig verweilte. In dieser Zeit wurde er auch mit Gellert und Rabener bekannt. Er arbeitete inzwischen fleißig für das Theater, gab 1758 seine «Scherzhaften Lieder» heraus, die sehr gefielen, und ging 1759 mit seinem Zöglinge nach Paris. Nachdem er 1760 nach Leipzig zurückgekehrt, wandte er sich wieder dramatischen Arbeiten zu. Auch gab er 1760 die «Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste» und 1761 seine damals sehr zeitgemäßen «Amazonenlieder» heraus. 1762 erhielt er die Stelle als Kreissteuereinnehmer in Leipzig, welche er bis an seinen Tod bekleidete. Seine Muße war fortwährend der literarischen Thätigkeit gewidmet, welche sich nicht nur in zahlreichen eigenen Productionen, sondern fast noch mehr in dem lebhaften Verkehr mit den meisten deutschen Gelehrten zeigte. Von 1763 an arbeitete er für die Koch'sche Gesellschaft in Leipzig komische Opern, zuerst in Uebersetzungen aus dem Französischen, später Originalstücke, z. B. «Die Jagd», «Der Erntekranz» u. s. w., und eine Reihe Lustspiele, die großen Beifall fanden. Doch gab er seit 1774 die theatralischen Arbeiten fast ganz auf. Außer der Herausgabe der «Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften» und der Theilnahme an dem neuen Gesangbuche seines Freundes Zollikofer beschäftigte er sich vorzugsweise mit Schriften für die Jugend, welche Gattung von Schriftwerken er eigentlich begründet hat. Seine «Lieder für Kinder», sein «A-b-c-Buch» wurden mit verdientem Beifall aufgenommen. Von 1775 an gab er den «Kinderfreund» (24 Bde., 1776—82 u. öfter) heraus, dem sich der «Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes» (12 Bde., 1783—93) anschloß. Sein pädagogischer Ruf wurde durch diese Jugendschriften sehr verbreitet, und wie früher an Gellert, wendete man sich an ihn, um durch seine Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Diese Verbindungen veranlaßten seinen ausgebreiteten Briefwechsel, der erst durch den 16. Dec. 1804 erfolgten Tod unterbrochen wurde. W. war ein heiterer, edler, wohlwollender Mann, der in jeder Rücksicht die Achtung verdiente, die ihm von allen Seiten zutheil wurde. Noch sind zu erwähnen seine «Lustspiele» (3 Bde., Lpz. 1783), «Komischen Opern» (3 Bde., Lpz. 1777) und «Lyrischen Gedichte» (3 Bde., Lpz. 1772). Vgl. seine «Selbstbiographie», herausgegeben von Chr. Ernst Weiße und Frisch (Lpz. 1806). 1826 feierte man in Annaberg und Leipzig seinen 100jährigen Geburtstag, und durch Sammlungen wurde eine Schule für arme Kinder in Annaberg unter dem Namen Weißensstiftung errichtet.

Weiße (Christian Ernst), verdienter Rechtslehrer und Historiker, Sohn des vorigen, geb. zu Leipzig 19. Nov. 1766, begann hier 1781 das Studium der Rechte, ging dann 1786 nach Göttingen und trat 1788 in Leipzig als Privatdocent auf. Mit Unterstützung der Regierung hielt er sich seit 1790 zwei Jahre lang in Wetzlar, Regensburg und Wien auf, um sich mit dem praktischen Staatsrechte vertraut zu machen. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig begann er histor. und staatsrechtliche Vorlesungen. Er wurde 1796 außerord. Professor der Rechte, 1800 Oberhofgerichtsassessor und 1805 ord. Professor des Lehnrechts. Als nach der Auflösung des Deutschen Reichs das Staatsrecht seine praktische Wichtigkeit verlor, widmete er sich mit Eifer dem deutschen Privatrecht. Doch beschäftigte er sich vorzüglich mit der rein jurist. Seite der deutschen Alterthumskunde, ohne in den ganzen Umfang dieser Studien einzugehen. Von jenem Standpunkte aus ist auch seine «Einleitung in das gemeine deutsche Privatrecht» (Lpz. 1817; 2. Aufl. 1832) bearbeitet. 1809 wurde W. Beisitzer der Juristenfacultät und 1813 erhielt er die Professur des Criminalrechts. Seitdem fielen vorzüglich Strafrechtsurtheile in den Kreis seiner amtlichen

Arbeiten in der Juristenfacultät. Er starb 6. Sept. 1832. Besonders hat sich W. durch seine staatsrechtlichen und histor. Schriften verdient gemacht. Sein «Lehrbuch des sächs. Staatsrechts» (2 Bde., Lpz. 1824—27) behielt Werth als Hülfsmittel. Seine «Geschichte der kursächs. Staaten» (4 Bde., Lpz. 1802—6), welcher sich die «Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen nach dem Prager Frieden» (3 Bde., Lpz. 1808—12) anschloß, hat als histor. Entwickelung der Ausbildung der Verfassung und der Verwaltungsformen Bedeutung. Das «Museum für sächs. Geschichte, Literatur und Staatskunde» (3 Bde., Lpz. 1794—96), fortgesetzt als «Neues Museum u. s. w.» (4 Bde., Freib. 1800—4), hat er als Herausgeber desselben zu einer schätzbaren Fundgrube gemacht.

Weiße (Christian Herm.), deutscher Philosoph, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1801 zu Leipzig, widmete sich seit 1818 auf der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Rechte, mit dem sich jedoch frühzeitig die Neigung zu philos., ästhetischen und antiquarischen Studien verband. Nachdem er sich 1823 habilitirt, suchte er sich eine genauere Bekanntschaft mit der neuern Philosophie, namentlich der Schelling'schen und Hegel'schen, zu erwerben. Bald wurde er der erklärte Anhänger derselben, und diese Richtung bestimmte auch den Inhalt seiner akademischen Vorlesungen. Seiner ersten größern Schrift «Ueber das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter» (Lpz. 1826) folgte die «Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie» (Lpz. 1827), in der sich schon die ersten Spuren einer philos. Differenz von Hegel zeigten. Das Bewußtsein dieser Differenz führte ihn bald weiter, und die erste Frucht seines selbständigen Nachdenkens war die Schrift «Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philos. Wissenschaft» (Lpz. 1829), worin er sich zwar noch zu Hegel's Logik bekannte, dagegen aber einen andern Inhalt und eine neue Gestaltung für die realen Theile der Philosophie forderte. Gleichzeitig ließ er die Uebersetzungen von Aristoteles' «Physik» (Lpz. 1829) und «Von der Seele» (Lpz. 1829) erscheinen. Beim Antritt einer außerord. Professur schrieb er «De Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia» (Lpz. 1828). Zunächst nun erschien sein «System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit» (2 Bde., Lpz. 1830), in welchem er eine diese Disciplin entschieden bereichernde Entwickelung gab. Seit 1832, wo W. die kleine Schrift «Ueber die Legitimität der gegenwärtigen franz. Dynastie» (Lpz. 1832) verfaßte, begann er besonders journalistisch sehr thätig zu sein. Demnächst erschienen von ihm «Die Idee Gottes» (Dresd. 1833), «Die philos. Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums» (Dresd. 1834), ein Thema, welches er außerdem in zwei unter dem Namen Nikodemus herausgegebenen Schriftchen: «Theodicee, in deutschen Reimen» (Dresd. 1834) und «Büchlein von der Auferstehung» (Dresd. 1836), behandelte, und die «Grundzüge der Metaphysik» (Lpz. 1835), in denen er zuerst von Hegel sich vollständig lossagte, ohne jedoch die strenge Anwendung der dialektischen Methode aufzugeben, deren Entdeckung er für Hegel's Hauptverdienst, für die welthistor. That dieses Denkers erkannte. Hieran schloß sich eine Reihe meist das Allgemeine der Philosophie betreffender Abhandlungen in der seit 1837 von J. H. Fichte in Bonn herausgegebenen «Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie». In engem Zusammenhange mit W.'s allgemeiner philos. Tendenz stehen auch die «Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust» (Lpz. 1837) und «Die evang. Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet» (2 Bde., Lpz. 1838). Die nähere Veranlassung zu beiden Schriften gab das eigenthümliche Verhältniß der Hegel'schen Schule zu Goethe und zu der Urgeschichte des Christenthums; auf Veranlassung der zuletzt genannten Schrift erhielt er von der theol. Facultät zu Jena die Doctorwürde. Seit 1837 hatte W. der akademischen Thätigkeit entsagt und lebte eine Zeit lang in literarischer Muße auf seinem Landgute zu Stötteritz bei Leipzig. Nach einigen Jahren nahm er aber diese Thätigkeit wieder auf und wurde 1845 zum ord. Professor der Philosophie ernannt. Von hier an trat sein Bestreben, dem pantheistischen Idealismus der Nachfolger Kant's und Hegel's das System eines ethischen Theismus entgegenzusetzen, und zwar im engsten Anschluß an das von den Schlacken mittelalterlicher Mythologie gereinigte christl. Dogma, immer entschiedener hervor, zuerst in der anonymen Schrift «Ueber die Zukunft der evang. Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation» (Lpz. 1849), dann in der «Philos. Dogmatik oder Philosophie des Christenthums» (3 Bde., Lpz. 1855—62), seinem Hauptwerke und dem eigentlichen Sammelpunkte aller seiner frühern Bestrebungen, an welches sich seine «Christologie Luther's» (Lpz. 1852) und «Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium» (Leipzig 1856) anschlossen. In den Reden über die Zukunft der evang. Kirche faßte er Jesu Lehre in die drei Grundworte vom himmlischen Vater, vom Menschensohne und vom Himmelreiche zusammen, mit dem Vorschlage

einer daraus zu bildenden tolerantern Bekenntnißformel zur festern Neubegründung der evang. Kirche. In der philos. Dogmatik gab er eine in allen Theilen vollständig ausgearbeitete speculative Kirchenlehre, an deren Spitze als Princip die Gottheit im Begriffe der dreieinigen Urpersönlichkeit steht. In dem Bestreben, die philos. Speculation einerseits durch eine Anknüpfung an das Positive und Historische des Christenthums in ihrer Autorität zu heben, und andererseits das christl. Dogma durch das Mittel der Philosophie zu reinigen und aufzuklären, trat W. in die Kette der zwischen Theologie und Philosophie vermittelnden Männer der Neuzeit (wie der spätere Schelling, Franz von Baader, Schleiermacher, Daub u. a.) als eines ihrer bedeutendsten Glieder ein. Mit warmem Interesse und berathender Theilnahme folgte er auch dem Entstehen des deutschen Protestantenvereins, dessen Ausschuß ihn während der Versammlung zu Eisenach Pfingsten 1865, wiewol er nicht Mitglied war, zu seinen Sitzungen zuzog. Er starb 19. Sept. 1866. Aus seinem Nachlasse gaben Sulze «Beiträge zur Kritik der Paulinischen Briefe» (Lpz. 1867) und Seydel «Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik» (Lpz. 1867). Letzterer veröffentlichte auch eine Charakteristik W.'s (Lpz. 1866).

Weiße Frau heißt ein Wesen, das nach der deutschen Volkssage in mehrern Schlössern deutscher Fürsten und Herren, zu Neuhaus in Böhmen, in Berlin, Ansbach, Baireuth, Kleve, Darmstadt, Altenburg u. s. w. sowol bei Nacht als bei Tage erscheint, wenn wichtige Begebenheiten, freudige wie traurige, namentlich aber Todesfälle von Familiengliedern bevorstehen. Sie gilt als Ahnmutter des Geschlechts, zeigt sich stets in schneeweißem Gewande, trägt ein Schlüsselbund an der Seite, und wiegt und wartet auch zuweilen des Nachts die Kinder, wenn die Ammen schlafen. Am frühesten, schon im 16. Jahrh., ist unter dem Namen Bertha von Rosenberg die Ahnfrau und Weiße Frau der Herren von Neuhaus und Rosenberg in Böhmen berühmt geworden, sodaß man selbst in der Weißen Frau anderer Fürstenschlösser diese selbe Bertha zu sehen vermeinte, und solches aus Verschwägerung der andern betreffenden Fürstenhäuser mit dem Hause der Herren von Rosenberg erklärte. Im berliner Schlosse will man sie schon 1628 und noch 1840 und 1850 gesehen haben. Man führt historisch diese Weiße Frau in den Schlössern des preuß. Fürstenhauses bald auf die schuldbeladene Gräfin Agnes (s. d.) von Orlamünde, bald auf jene Bertha von Rosenberg, bald sogar auf die bulgar. Prinzessin Kunigunde, welche erst mit Ottokar II. von Böhmen, dann mit einem Rosenberg vermählt war, zurück, indem man die weitläufigen Verwandtschaften durch Heirathen des Hauses Brandenburg mit jenen Personen geltend machte. Vgl. Julius von Minutoli, «Die Weiße Frau» (Berl. 1850). Die Volksüberlieferung kennt auch noch andere Weiße Frauen, die in Burgen und Bergen gewöhnlich als verwünschte Jungfrauen wohnen und der Erlösung harren. Die in diesen einzelnen Sagen hervortretenden Züge weisen zurück in die german. Mythologie, auf eine Göttin, die auf Geburt und Tod einwirkt und der Ordnung des Hauswesens vorsteht. Noch bestimmter führt die Benennung Weiße Frau und der Name Bertha auf jene unter mehrern Namen erscheinende große Naturgöttin, die als «Berhta», d. h. die Glänzende, Leuchtende, Weiße, besonders in den Zwölf Nächten ihren Umzug hält und ihre Macht offenbart.

Weißer Fluß, s. Leukorrhöe.

Weißes Meer, russ. Bjeloje-More, ein großer Busen des nördl. Eismeers, der zwischen der Halbinsel Kanin und der Halbinsel Kola (s. d.) in das russ. Gouvernement Archangelsk südwärts bis über 64° der Breite eindringt, bei seinem Eingang zwischen Kanin-Noß und Swjatoi-Noß 23 M., im übrigen eine durchschnittliche Breite von 15 M., in südwestl. Richtung aber 85 M. Länge hat und einen Flächenraum von etwa 2000 Q.-M. einnimmt. Es theilt sich südlich in drei beträchtliche Busen, den Kandalaskaja- oder Kandalakscha-, Onega- und Dwinabusen, von welchen der erstere, weit gegen Nordwesten in Lappland einschneidend, nach dem Städtchen Kandalask oder Kandalakscha, die beiden letztern nach den in sie einmündenden Flüssen Onega und Dwina benannt sind. Dazu gesellt sich noch auf der Ostseite die Bai, in welche der Mesen unterhalb der Stadt gleiches Namens mündet. Die Küsten sind im Norden und Westen bergig und felsig, im Osten von Archangelsk an aus sandigen Höhen gebildet und mit Seen bedeckt, welche meist mit dem Meere in Verbindung stehen. Unter den zahlreichen Inseln des Meeres ist die Insel Solowezk oder Solowezki, mit einem befestigten Kloster, die größte. Sie liegt am Eingange zum Onegabusen, ist felsig und kahl und dient vielen Pelzthieren und Strandvögeln zum Aufenthalt. Das Meer, welches den größten Theil des Jahres gefroren und mit Schnee bedeckt ist und daher seinen Namen erhalten hat, kann nur 150—170 Tage im Jahre, in den Monaten Mai bis Ende Sept., in den meisten Jahren nur von Anfang Juni an befahren werden, wodurch der für diese nordische Gegend an sich bedeutende Handels-

verkehr sehr beschränkt wird. Mittels zweier Kanäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dnjepr verbinden, wird eine unmittelbare Schiffahrt aus dem Schwarzen und Kaspischen nach dem Weißen Meere unterhalten. Die Anwohner desselben sind Lappen, Finnen und Samojeden, die sich mit Fischfang, Robbenschlag, Jagd und Handel beschäftigen. Der Hauptstapelplatz ist die große Handelsstadt Archangelsk (s. d.). Die kleinern Häfen sind Onega, Sumsky-Possad und Kem; auch wird Kola zum archangelskschen Zollbezirk gerechnet. Die Ausfuhr dieser kleinen Häfen besteht in Getreide und ländlichen Handarbeiten, vornehmlich aus Holz. Wichtig ist ferner für diese Häfen deren Verkehr mit den norweg. Handelsplätzen Hammerfest und Tromsöe. Der Handel wird fast nur in russ. Schiffen betrieben und ist frei von gewissen Abgaben. 1865 liefen 537 Schiffe in Ballast, 369 Schiffe (11231 Last) in Ladung ins Weiße Meer ein, während 45 Schiffe in Ballast und 933 Schiffe (67490 Last) in Ladung ausliefen. Den Seeweg nach diesem Meere entdeckte der Engländer Richard Chancellor 1553 bei der zur Auffindung einer nordöstl. Durchfahrt ausgegangenen Polarexpedition unter dem Oberbefehl Hugo Willoughby's. Für wie wichtig die Engländer diese Entdeckung hielten, erhellt daraus, daß sie sofort die genauesten Untersuchungen des Weißen Meeres anstellten, eine englisch-moskowitische Handelsgesellschaft gründeten und dann an der Mündung der Dwina in den Dwinabusen das kleine Fort Archangelsk zur Hauptniederlage ihres Handels nach Rußland ausrüsteten, welche dasselbe auch bis zur Erbauung und Aufnahme Petersburgs blieb.

Weißenburg, zum Unterschied von den andern gleichnamigen Städten auch Kronweißenburg genannt, ehemals (seit 1247) Freie Reichsstadt und Mitglied des Rheinischen Städtebundes, jetzt unter dem Namen Wissembourg Hauptort eines Arrondissements des franz. Departements Niederrhein (Elsaß), 7,8 M. nördlich von Strasburg an der franz. Eisenbahnlinie Strasburg-W., an welche sich (8,4 M. südlich von Dürkheim) die pfalzbair. Bahn anschließt, liegt in schöner Gegend an dem Grenzfluß Lauter (s. d.) und am Fuße der Vogesen. Die Stadt, ein Kriegsplatz dritter Klasse, hat unbedeutende Festungswerke aus dem 18. Jahrh., ein Communalcollege, zwei ehemalige Comthureien des Johanniter- und des Deutschritterordens, zwei ehemalige Klöster, zwei kath. und eine luth. Kirche, eine Synagoge und ein Theater. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind die kath. Collegiatkirche, das Stadthaus mit einem Glockenthurm und die Unterpräfectur. W. zählt (1864) 5376 E., die Weinbau, Loh- und Weißgerberei, Ziegelbrennerei, Buchdruckerei, Brauerei, Fabrikation von Filzhüten, Zink- und Messingwaaren, Kleidungsstücken, Kämmen, chem. Zündhölzchen, Seife und Lichten sowie Handel mit Korn, Leder, Wein, Essig und Branntwein betreiben. Die Stadt ist sehr alt. Der Frankenkönig Dagobert II. stiftete hier eine bis 1524 fürstl. Abtei, an welcher Otfried (s. d.) Mönch war, und zu welcher die Collegiatkirche gehörte. W. kam im Ryswijker Frieden an Frankreich und war 1719—25 Residenz des Stanislas Leszczynski. 1744 und 1793 wurde es von den Kaiserlichen eingenommen, aber jedesmal von den Franzosen bald wieder zurückerobert. Vor den Stadtthoren beginnen am Fuße des Berges Scherrhohl oder Montagne du Pigeonnier die 1705 auf Anordnung des Marschall Villars bis nach Lauterburg errichteten Redouten der Lauterburger- oder Weißenburger Linien. (S. Lauter.) — W., auch W. am Sande oder W. im Nordgau genannt, eine Stadt im bair. Kreise Mittelfranken, Hauptort eines Verwaltungsdistricts (8,89 Q.-M. mit 23423 E. im J. 1861), Sitz des Bezirksamts und eines Landgerichts, liegt an der Schwäbischen Rezat und am westl. Fuße des Frankenjura in fruchtbarer Gegend, 3¼ M. nordwestlich von Eichstädt. Die Stadt ist von alten Mauern und Thürmen umgeben, hat die hübsche Pfarrkirche zu St.-Andreas, zwei andere Kirchen, eine Lateinschule, ein Hospital, ein Armenhaus, eine Mineralquelle (Wildbad) mit Badeanstalt, schöne Marmorbrüche und zählt 5305 E. (1864), welche Gold- und Silberdraht, Borten und Tressen, Nähnadeln und Tuch, Seife und Lichte fabriciren, auch zahlreiche Mühlen und berühmte Bierbrauereien unterhalten. Der Ort kommt urkundlich zuerst 1029 vor, wurde zur Zeit des Interregnums im 13. Jahrh. Freie Reichsstadt, kam 1802 an Baiern, 1. Jan. 1804 durch Tausch an das damals preuß. Fürstenthum Ansbach und 1806 mit diesem wieder an Baiern. — Oestlich von der Stadt erhebt sich auf der hohen Westkante des Jura die 1587 vom Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach erbaute Bergfestung Wülzburg (1928 F. über dem Meere und über 600 F. über der Stadt) mit fünf Bastionen, einer Pfarr- und Garnisonskirche und einem großen Schlosse, das jetzt als Kaserne dient.

Weißenfels, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Saale und an der Thüringischen Eisenbahn, von der hier eine Zweigbahn nach Zeitz und Gera abgeht. Die Stadt ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts und eines Super-

besitzt zwei lederartige, kahnförmige Kelchspelzen mit oder ohne Grannen, jede Blüte zwei Körnerspelzen, von denen die untere meist in eine lange, rauhe, gerade Granne ausläuft, selten grannenlos ist (z. B. beim Kolbenweizen). Die Frucht ist länglich, auf der einen Seite mit einer Längsfurche versehen, die mehlreichste von allen unsern Getreidegattungen. Die Weizenarten sind sämmtlich uralte Culturpflanzen, weshalb es unmöglich ihr ursprüngliches Vaterland genau anzugeben. Wahrscheinlich stammen sie aus Mittelasien. Man unterscheidet zwei Hauptgruppen von Weizenarten: echte W. mit zäher Aehrenspindel und aus den zur Reifezeit klaffenden Spelzen herausfallenden Körnern (ausdreschbare Weizenarten), und Dinkelweizen (s. Dinkel) mit zerbrechlicher Spindel und zur Reifezeit fest zusammenschließenden Spelzen (nicht ausdreschbare Weizenarten). Zur ersten Gruppe gehören folgende Arten: der gemeine W. (T. vulgare Vill.), der am häufigsten angebaut wird, 3—4 F. hoch wächst und mit vierseitigen, 3—4 Zoll langen Aehren, deren Aehrchen auf den breiten Seiten der Aehre zweireihig angeordnet erscheinen, theils mit, theils ohne Grannen in zahlreichen Abänderungen vorkommt; der englische W. (T. turgidum L.), mit etwas dickerer Aehre, bei welcher die Aehrchen auf den breiten Seiten dachziegelig übereinanderliegen, an den schmalen dagegen zweizeilig angeordnet und die Blüten stets mit einer langen, abstehenden Granne versehen sind; der Bartweizen (T. durum L.), mit markigem Halm, walzigen Aehren, breitgekielten, stachelspitzigen Kelchspelzen, sehr lang begrannten Blüten und harten, glasigen Körnern, vorzüglich in Spanien und Italien gebaut; der polnische W. (T. Polonicum L.), mit 6 F. hohem, markigem Halme, 4—7 Zoll langer, meist unbegrannter Aehre und sehr großen Körnern. Zum Anbau des W. eignen sich kältere Länder mit langem Winter nicht. Am besten gedeiht er auf feuchtem, gebundenem Boden, der nicht über 55 Proc. Sand und etwa 15 Proc. Kalk enthält und früher Hackfrüchte und Dung hatte. Brand und Rost richten in Weizenfeldern oft große Zerstörungen an. Der W. ist die vorzüglichste und nächst dem Mais ergiebigste Getreidegattung. Die am meisten verbreitete und angebaute Art, der gemeine W., welcher als Wintergetreide (T. hibernum L.) und als Sommergetreide (T. aestivum L.) cultivirt wird, war schon 2822 v. Chr. den Chinesen als Getreidepflanze bekannt. Von ihm sind im Laufe der Jahrtausende zahllose Varietäten oder Culturrassen entstanden. Sein Anbau ist gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet. Während man in Deutschland Weizenmehl nur zu feinerm Gebäck verwendet, dient es in England, Frankreich und ganz Südeuropa ausschließlich zum Brodbacken. Außerdem bereitet man daraus Stärke, Bier (Ale), Branntwein und Essig, während das Stroh auch als Viehfutter (als Häckfel) und zur Verfertigung von feinen Geflechten, namentlich Strohhüten (besonders dasjenige des sog. italienischen Sommerweizens) gebraucht wird.

Welcker (Friedr. Gottlieb), geistvoller Alterthumsforscher, geb. 4. Nov. 1784 zu Grünberg im Großherzogthum Hessen, erhielt eine sorgfältige Erziehung im Hause seines Vaters, eines classisch gebildeten Landpredigers, welcher ihn, ungewöhnlich vorbereitet für eine gelehrte Laufbahn, der Universität Gießen übergab, wo er seine philol. Studien neben theologischen fast nur als Autodidakt treiben konnte. Schon 1803 als Lehrer am Pädagogium in Gießen angestellt, faßte er bald den Entschluß einer ital. Reise, welche 1806 ausgeführt wurde. In Rom führte ein Zufall ihn als Hauslehrer zu Wilhelm von Humboldt, zu welchem er in ein nahes Freundschaftsverhältniß trat, wovon die von Haym 1859 herausgegebenen Briefe Humboldt's an W. Zeugniß geben. Ein zweijähriger Aufenthalt in Rom im Verkehr mit Zoega, Akerblad, Dodwell, Thorwaldsen u. a. legte den Grund zu den Ansichten, welche W. als Lehrer und Schriftsteller in großem Zusammenhange ausgeführt hat, die Religion des Alterthums, wie sie in Cultus und Sage Gestalt gewonnen hat, in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu erforschen und von diesem Standpunkte die daraus hervorgegangene Poesie und bildende Kunst auf ihrem Bildungsgange zu verfolgen. Nachdem die Plane und Hoffnungen auf eine zweite Reise nach Italien, die bis nach Griechenland ausgedehnt werden sollte, aufgegeben werden mußten, übernahm W. 1809 die ihm angetragene ord. Professur der Archäologie und Philologie neben seiner Lehrerstelle in Gießen. 1814 nahm er als Freiwilliger an dem Kriege in Frankreich theil und verlebte den folgenden Winter, um die Herausgabe des Zoega'schen Nachlasses, aus dem «Zoega's Leben» (2 Bde., Gött. 1819) und «Abhandlungen» (Gött. 1817) hervorgingen, vorzubereiten, in Kopenhagen. Nach der Heimkehr legte seine ehrenhafte polit. Gesinnung ihm 1816 die Nothwendigkeit auf, seinen Abschied zu nehmen, der eine Berufung nach Göttingen zur Folge hatte. Schon in Gießen hatte die Fragmentsammlung des Alkman (Gieß. 1813), als Probe einer neuen Bearbeitung der griech. Lyriker, wie die Uebersetzung und Erklärung der «Wolken» und «Frösche» des Aristophanes (2 Bde., Gieß. 1810—11), nebst der Bearbeitung von Zoega's «Basreliefs

Roms» (2 Bde., Gieß. 1811—12), die Richtung der Studien W.'s bezeichnet, welche in Göttingen die «Zeitschrift für alte Kunst» (Gött. 1817—18) und «Hipponax» (Gött. 1817) weiter verfolgten. 1819 folgte W. einem Rufe an die neugegründete Universität Bonn, wo er während einer langen Reihe von Jahren in Vorlesungen über Alterthümer, Literaturgeschichte, Mythologie, Archäologie und Erklärung alter Schriftsteller durch poetische Anschauung, Geist und Gelehrsamkeit anregend und fördernd unter den ersten gewirkt hat. Als Oberbibliothekar hat er die Bibliothek begründet, auch das vorzügliche akademische Kunstmuseum ist seine Schöpfung, das er durch wissenschaftliche Verzeichnisse (1828, 1841, 1845) belehrend machte. Zweimal hatte er polit. Anfechtungen zu bestehen: gleich nach seiner Ankunft in Bonn eine Beschlagnahme seiner Papiere im Zusammenhang der Untersuchung gegen Arndt, und 1830 eine kurze Amtssuspension, ehrenvolle Zeugnisse seiner stets bewahrten Unabhängigkeit und Freimüthigkeit. 1841 kam der mehrmals gefaßte Plan einer neuen Reise nach Italien wirklich zur Ausführung, welche W. nun auch nach Griechenland und Kleinasien führte, und deren Tagebuch später veröffentlicht ist (2 Bde., Berl. 1865). Darauf folgte 1852 noch ein Winteraufenthalt in Rom. Nachdem W. 16. Oct. 1859 das Jubiläum seiner Professur durch ein schönes, an Beweisen der öffentlichen Anerkennung und dankbarer Pietät reiches Fest gefeiert hatte, zog er sich allmählich von den Pflichten seiner Aemter in eine ruhig beschauliche Muße zurück. Seine ausgedehnte literarische Thätigkeit, welche vorwiegend den höchsten geistigen Interessen der Alterthumskunde zugewandt war, hat durch Gelehrsamkeit und eigenthümliche, tiefeindringende Forschung die wichtigsten Fragen unter neue Gesichtspunkte gestellt und auch, wo sie Widerspruch fand, nachhaltig gefördert. Außer den Ausgaben des Theognis (Frankf. 1826), Philostratus (mit Jacobs, Lpz. 1825), Hesiodus (Theogonie 1865), der «Sylloge epigrammatum» (1828) haben die Schriften «Die Aeschylische Trilogie» (Darmst. 1824) mit «Nachtrag» (Frankf. 1826), «Die griech. Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus» (3 Bde., Bonn 1839), «Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter» (2 Bde., Bonn 1835—49; neue Aufl. 1865) die griech. Literaturgeschichte zum Gegenstand. Nach einzelnen Untersuchungen «Ueber eine kretische Colonie in Theben» (Bonn 1824), in dem «Briefe an Schwenck» (etymolog.-mytholog. Andeutungen, 1827) gab die lange erwartete «Griech. Götterlehre» (3 Bde., Gött. 1857—62) zum ersten mal eine Geschichte der religiösen Vorstellungen der Griechen. Die methodische Erklärung der alten Kunstwerke aus der Sage und Poesie wie ihr kunsthistor. Verständniß begründen die «Alten Denkmäler» (5 Bde., Gött. 1849—64) in einer reichen Fülle der bedeutendsten Monumente. Die wichtigsten der in Zeitschriften, den «Heidelberger Jahrbüchern», «Göttinger Anzeigen», «Jahrbüchern für Philologie», «Zeitschrift für Alterthumswissenschaft», in den Schriften des von W. mitgegründeten und geleiteten Archäologischen Instituts und besonders in dem von W. seit 1834 mit Näke, seit 1842 mit Ritschl redigirten «Rhein. Museum» erschienenen, größtentheils sehr bedeutenden Aufsätze und Abhandlungen sind gesammelt in den «Kleinen Schriften» (5 Bde., Bonn 1844—67).

Welcker (Karl Theodor), deutscher Publicist, der Bruder des vorigen, geb. 29. März 1790 zu Oberofleiden, einem Dorfe des Ohmthals in Oberhessen, studirte von 1807—11 in Gießen und Heidelberg die Rechte. Von Jugend auf von der feurigsten Vaterlandsliebe beseelt, stiftete er schon in Gießen eine Studentenverbindung, die der spätern Burschenschaft ähnlich war und auch wie diese die deutschen Farben trug. Schon auf der Universität begann er das 1813 veröffentlichte Werk «Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe», das ihm einen ehrenvollen Ruf erwarb. 1813 wurde er Docent und 1814 außerord. Professor in Gießen. Von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, trat auch W. als Freiwilliger ein, doch wurde ihm der Urlaub verweigert. Er veröffentlichte jetzt die Schrift «Deutschlands Freiheit, eine Rede an die Fürsten und das Volk», in welcher er außer freier Landesrepräsentation auch ein Nationalparlament forderte. Im Herbst 1814 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Kiel und schrieb hier mit Falk, Dahlmann, Twesten u. a. die «Kieler Blätter», die großen Einfluß hatten und besonders die Verfassungsfragen scharf erörterten. Von der dän. Regierung wurde er zum Bevollmächtigten bei der Commission zur Uebernahme des Herzogthums Lauenburg ernannt; auch erhielt er den Auftrag, Vorschläge zur Begründung des Rechtszustandes im Herzogthume zu machen. W. genügte demselben, doch nahm man von seinen Vorschlägen wenig an, wenn ihm auch die Regierung großen Beifall dafür zollte. Später (1816) folgte er einem Rufe an die Universität zu Heidelberg, von wo er 1819 nach Bonn berufen ward. Sein Streben für die Herstellung der verheißenen Verfassungszustände verwickelte ihn in Bonn wenige

Wochen nach seiner Ankunft in die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe, wobei zuletzt das Ministerium erklärte, daß gar keine Criminaluntersuchung gegen ihn geführt worden sei. Im Frühjahr 1823 ging W. als Professor der Rechte nach Freiburg in Baden. Hier schrieb er zunächst die «Actenmäßige Vertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben» (Stuttg. 1823). Dann begann er das Werk «Das innere und äußere System der natürlichen und röm.-christl.-german. Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre» (Stuttg. 1829), von welchem aber nur der erste Band erschienen ist. Im Dec. 1830 übersendete er dem Bundestage seine viel Aufsehen erregende Petition «Die vollkommene und ganze Preßfreiheit u. s. w.» (Freib. 1830). 1831 für das bad. Oberamt Ettenheim zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, kämpfte er seitdem mit tüchtigen Genossen für die Aufrechthaltung des constitutionellen Systems. Darauf gründete er mit Rotteck und Dettinger das erste censurfreie Zeitblatt «Der Freisinnige», das ungemeine Verbreitung fand. Mehrere Aufsätze darin waren Veranlassung, daß das Blatt vom Bundestage unterdrückt und W. und Rotteck, jedoch mit Beibehaltung ihres Gehalts, in Ruhestand versetzt wurden. In dem darauffolgenden Processe wegen verdächtiger Verbindungen wurde W. freigesprochen. Hierauf unternahm er mit Rotteck die Herausgabe des «Staatslexikon» (12 Bde., Altona 1834; 2. Aufl. 1846—48; 3. Aufl., Lpz. 1856—66). Im Aug. 1840 wurde er als Professor wieder in sein Amt eingesetzt, jedoch nach einer Reise ins nördl. Deutschland, auf der er vielfach mit öffentlichen Zeichen der Liebe und Verehrung begrüßt worden, im Oct. 1841 abermals suspendirt. Er zog nun nach Heidelberg, wo er den Wissenschaften lebte und stets den regsten Antheil an den Kammerverhandlungen nahm. Aus neuen Processen, die ihm die Schriften «Wichtige Urkunden über den Rechtszustand deutscher Nationen» und «Die geheime Inquisition, die Censur und Cabinetsjustiz im unheilvollen Bunde» zuzogen, ging er siegreich hervor. Im März 1848 nahm W. an dem Siebenerausschusse zu Heidelberg theil, welcher den Zusammentritt des Vorparlaments in Frankfurt vorbereitete, und ward zugleich von seiner Regierung als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt. Die Stadt Durlach wählte ihn sodann zum Abgeordneten in die Nationalversammlung, wo er zum rechten Centrum gehörte und sich als Vorkämpfer der großdeutschen Partei bewies. Er ward Ausschußmitglied für den Verfassungsentwurf und betheiligte sich in allen wichtigen polit. Fragen. Außerdem ging er im Juli 1848 als Bevollmächtigter des deutschen Bundes nach Ratzeburg, im August im Auftrag der Centralgewalt in diplomatischer Mission nach Schweden und übernahm auch im October mit Oberst Mosle die Sendung nach Oesterreich. Nachdem die Kunde von der Auflösung des Reichstags zu Kremsier und der Verkündigung der neuen österr. Verfassung eingetroffen, brachte W., allen unerwartet, 12. März 1849 den Antrag in die Nationalversammlung, die deutsche Reichsverfassung, wie sie der Ausschuß für die zweite Lesung zusammengestellt, durch einen Gesammtbeschluß anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen. Dieser kräftige Vorschlag, in dem allerdings die Rettung für die Kaiserpartei lag, ward indessen 21. März nach den lebhaftesten Verhandlungen verworfen, und das Reichsministerium trat infolge dessen zurück. (S. Deutschland.) W. schied im Juni 1849 aus der Nationalversammlung, nahm auch als Bevollmächtigter der bad. Regierung bei der Centralgewalt seine Entlassung, wurde aber 1850 wieder in die bad. Kammer gewählt. Da jedoch nach dem völligen Siege der Reaction ihm hier kein angemessener Wirkungskreis blieb, zog er sich vom polit. Schauplatz völlig zurück. Er wirkte nun als Schriftsteller, als Mitglied des Nationalvereins und der Abgeordnetenversammlungen sowie in besondern Volksversammlungen zu Heidelberg, Manheim, Pforzheim, Frankfurt, Köln für seine polit. Ueberzeugung, für eine aufrichtige Vertheidigung der Volksrechte. Bei Ausbruch der Katastrophe von 1866 kämpfte W. auf dem Abgeordnetentage zu Frankfurt, in Köln u. s. w. erst lebhaft gegen den «Bruderkrieg» und für dessen Abwendung durch rechtzeitige energische Bewaffnung gegen jeden Friedensstörer. Nach dem Prager Frieden aber wirkte er für Bildung einer «Deutschen Partei» aus Mitgliedern aller vier Südstaaten, bei deren Zusammentritt in Stuttgart er zum Vorsitzenden erwählt ward.

Welden (Ludw., Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, geb. 16. Juni 1780 zu Laupheim in Würtemberg, begann seine militärische Laufbahn 1798 in würtemb. Diensten und nahm an den Feldzügen 1799—1800 gegen Frankreich theil. 1802 trat er in österr. Dienste und wurde hier vor und während des Feldzugs von 1805 als Hauptmann des Generalquartiermeisterstabes bei topogr. Aufnahmen beschäftigt. Als Major wurde er 1809 dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl zugetheilt und während der folgenden Friedensjahre mit mancherlei ehrenvollen Aufträgen, auch diplomatischen, betraut. Nachdem er zum Oberstlieutenant avancirt, wohnte er

1813 dem Feldzuge in Italien, 1815 in Südfrankreich bei und wurde dann Oberst, 1816 Brigadier des Pionniercorps. Hierauf stand er eine Zeit lang dem Topographischen Bureau vor und dirigirte später, nachdem er 1821 als Quartiermeister des Bubna'schen Corps den kurzen Feldzug gegen die piemont. Aufständischen mitgemacht, die militärische Landesbeschreibung. 1828 wurde W. zum Generalmajor, 1832 zum Bevollmächtigten bei der Militärcommission des Deutschen Bundes, wo er den Vorsitz führte, 1836 aber zum Feldmarschallieutenant ernannt. Sodann erhielt er 1838 das Divisionscommando in Gratz, 1843 das Generalcommando in Tirol. Beim Aufstande der Lombardei 1848 erwarb er sich das Verdienst, durch seine geschickten Operationen von Tirol aus die Verbindung des Feldmarschalls Radetzky mit den Erblanden zu sichern. Er schloß sodann Venedig ein, wurde aber durch seine Ernennung zum Militär- und Civilgouverneur von Dalmatien von hier abberufen. Nach den Octoberereignissen und der Einnahme von Wien vertraute ihm der Kaiser das Gouvernement der Hauptstadt, welches er unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm und mit einer kurzen Unterbrechung vom April bis Juni desselben Jahres, wo er das Commando der ungar. Armee führte, bis zu seinem Rücktritt aus dem activen Dienste im Juni 1851 behielt. Als Feldzeugmeister, welcher Grad ihm 1849 verliehen worden war, zog er sich nach Gratz zurück, lebte hier besonders seiner Vorliebe für Botanik und starb 7. Aug. 1853. Als Militärschriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch «Episoden aus meinem Leben» (Gratz 1853), in denen er Beiträge zur Geschichte der österr. Armee in den J. 1848 und 1849 lieferte und «Der Feldzug der Oesterreicher in Italien 1813 und 1814» (Gratz 1853). Ein besonderes Verdienst hat er sich noch durch Stiftung eines nach ihm benannten Invalidenfonds erworben.

Welfen, s. Guelfen.

Welhaven (Johan Sebastian Cammermeier), einer der bedeutendsten norweg. Dichter, geb. 22. Dec. 1807 zu Bergen, wo sein Vater Prediger war, bezog 1825, auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt vorbereitet, die Universität Christiania, wo damals Wergeland theils öffentlich, theils in einem Verein von Studenten mit poetischen Productionen auftrat. Dieselben erregten bei W. das höchste Interesse und bestimmten ihn zur Herausgabe der Schrift «Henrik Wergelands Digtekunst og Charakter» (Christ. 1832). Diese Kritik, in welcher er Wergeland's ultranationale Richtung bekämpfte, rief mehrere Gegenschriften hervor. Um seine eigenen Ansichten zu verbreiten, begründete W. mit Schweigaard, Birch Reichenwald u. a. das literarische Wochenblatt «Vidar» und gab das polemische Gedicht «Norges Dämring» (Christ. 1834; 2. Aufl. 1835) heraus, welches in den polit. und literarischen Kreisen große Bewegung hervorrief. Er stellte darin die Ansicht auf, daß das norweg. Volk nur durch Anschließung an das allgemeine Weltleben und durch Bewahrung des histor. Fadens seiner Entwickelung in den Stand gesetzt werden könne, seine Eigenthümlichkeit zu verstehen und in fruchtbringender Weise durchzuführen. Trotz der heftigen Bekämpfung durch Wergeland und dessen Partei gewann W. doch Vertreter für seine Tendenzen, von denen einige, nachdem 1835 das Blatt «Vidar» eingegangen, 1836 den «Constitutionelle» gründeten, der über ein Jahrzehnt als Organ die neue Richtung vertrat, der sich bald jüngere Kräfte wie Collett, Munch, Moe, Stang, Motzfeldt, Asbjörnsen u. a., anschlossen. Außer vielen Beiträgen zu diesem Blatt gab W. unter anderm «Andeutungen zu einer Revision unserer Kirchenpsalmen» (Christ. 1840), «Ueber die Opposition der norweg. Dichterschule gegen die Ewald'sche Poesie» (Christ. 1849), eine Anthologie aus Frimann's «Gedichten» (Christ. 1851) und eine biographische Schrift über Ludwig Holberg (Christ. 1854) heraus. Seine poetischen Arbeiten erschienen in vier Sammlungen (Christ. 1839, 1845, 1848 und 1860) sowie in «Reisebilleder og Digte» (Christ. 1851). Ein größeres Werk über die dän. Literaturgeschichte hat W. vorbereitet. Seit 1840 bei der Universität zu Christiania angestellt, erhielt er 1846 eine Professur der Philosophie daselbst. W. gilt als ein Hauptvertreter der Bestrebungen, die drei skandinav. Völker zunächst in culturhistor., weiterhin auch in polit. Beziehung in nähere Verbindung zu bringen.

Welle heißt in dem Maschinenwesen derjenige cylindrische Körper, mit welchem ein darauf befestigtes Rad sich dreht, und der an seinen beiden Enden Zapfen hat, die sich in dem Welllager, der sog. Anwelle, drehen. Man hat auch viereckige und sechseckige W., und dieselben können von Holz oder Metall (Eisen) sein. Ist die W. dünn, so nennt man sie gewöhnlich eine Achse. — Rad an der W. ist eine einfache Maschine, deren man sich zum Heben von Lasten bedient. Sie besteht aus einer W., an deren einem Ende sich ein Rad befindet und zwar bei kleinen Maschinen ein Hornhaspel, bei größern ein Tretrad. Auf die W. windet sich, sobald das Rad gedreht wird, ein Tau auf und hebt so die angehängte Last, z. B. bei Brunnen den Wasser-

eimer, in Bergschachten den Kübel u. s. w. Es verhält sich hier die Kraft zur Last wie der Halbmesser der W. zum Halbmesser des Rades; je größer also letzterer und je kleiner ersterer ist, desto geringer braucht die Kraft zur Ueberwindung einer gleichen Last zu sein, aber desto langsamer erfolgt auch die Hebung der Last bei gegebener Umdrehungsgeschwindigkeit.

Wellen. Die Welle entsteht in tropfbaren Flüssigkeiten, wie im Wasser, durch eine abwechselnde Hebung und Senkung, zum Theil auch durch eine abwechselnde horizontale Verschiebung der Wassertheilchen; in elastischen Flüssigkeiten, wie bei den Schallwellen in der Luft, durch eine abwechselnde Verdichtung und Verdünnung der Flüssigkeit, oder, wie bei den Lichtwellen im Aether, durch eine seitliche Verschiebung. In allen diesen Fällen ist der Vorgang derart, daß der Zustand (die Phase) der Wellenbewegung, in dem sich irgendein Theilchen der Flüssigkeitsmasse zu einer gewissen Zeit befindet, sich von da auf den ganzen übrigen Theil der Flüssigkeit allmählich fortpflanzt, worauf die sog. Fortbewegung der Welle beruht. Den Abstand je zweier Theilchen, welche sich in gleichen Punkten ihrer Bahn befinden und zugleich in gleicher Richtung sich bewegen, nennt man eine Wellenlänge oder «Welle». An jeder Welle unterscheidet man einen Wellenberg und ein Wellenthal. Auch bei den Luft- und Lichtwellen braucht man diese Ausdrücke, wenn auch nur bildlich. Bei der Fortpflanzung von Wellen, z. B. im Wasser, bewegt sich die Wassermasse nicht selbst fort, sodaß etwa ein Wellenberg in das ihm vorangehende Wellenthal hineinstürzte, um es auszufüllen u. s. w., sondern die Gesammtheit der Wassermasse (oder der Luft- und Aethermasse) bleibt (abgesehen von der abwechselnden Hebung und Senkung der einzelnen Theilchen darin) an ihrer Stelle und blos die Form der Welle ist fortschreitend. Ueber die Wellenbewegungen des Wassers verdankt man den Brüdern Ernst Heinrich und Eduard Wilh. Weber (s. d.) in dem Werke «Die Wellenlehre, auf Experimente gegründet» (Lpz. 1825) interessante und scharfsinnige Untersuchungen. Bemerkenswerth ist die Eigenschaft des Oels, welches, auf die Oberfläche von Wasser gegossen, die Wellenbewegungen besänftigt.

Wellesley ist der Name einer unter König Heinrich VIII. aus England in Irland eingewanderten prot. Familie, die eigentlich Cowley heißt. Walter Cowley oder Colley war 1537 Generalfiscal von Irland. Dessen Sohn, Sir Henry Colley, zeichnete sich in den Kriegen der Königin Elisabeth aus. Von ihm stammte Richard Colley, Parlamentsmitglied für Trim, welcher 1728 die Güter der Familie Wesley oder W. erbte und deren Namen annahm. Er wurde 1746 zum irischen Peer mit dem Titel Baron Mornington erhoben und starb 31. Jan. 1758. — Sein Sohn Garret Colley, geb. 19. Juli 1735, wurde 1760 Viscount W. und Graf Mornington. Er starb 22. Mai 1784 und hinterließ fünf Söhne, die sich sämmtlich im öffentlichen Leben auszeichneten, und von denen der dritte der verstorbene Herzog von Wellington (s. d.) war. Der älteste und begabteste der Brüder, Richard Colley, seit 1797 Peer von England, seit 1799 Marquis W. in Irland, berühmt als Generalgouverneur des brit. Ostindien, wurde 20. Juni 1760 zu Dublin geboren. Er erwarb sich tüchtige Kenntnisse zu Eton und Oxford und trat 1784 in die Güter und Titel des Vaters sowie in den irländ. Geheimrath ein. Bald darauf wurde er auch von der Stadt Windsor in das brit. Unterhaus gewählt. Seine Vertheidigung der Politik des Ministers Pitt, besonders sein Eifer gegen das revolutionäre Frankreich, verschafften ihm die Gunst Georg's III., der ihn zum Lord des Schatzes, dann zum Commissar für die ostind. Angelegenheiten, endlich 1797 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannte. W. trat sein Amt unter den ungünstigsten Aussichten an. Die Franzosen hatten sich mit Tippo-Saib (s. d.), dem Sultan von Mysore, zum Angriff auf die brit. Besitzungen verbunden, der von Aegypten ausgehen sollte. W. sperrte nach seiner Ankunft die Meerenge Bab-el-Mandeb und eröffnete den Krieg gegen Tippo-Saib. Durch den Fall von Seringapatam, das Harris mit Sturm eroberte, unterwarf sich W. ganz Mysore. Er setzte sodann den Kampf gegen die Maharatten fort und eroberte binnen drei Monaten das Land zwischen Ganges und Dschumna, sodaß Scindia und der Radscha von Berar Frieden machten. 1801 schickte er ein Hülfscorps gegen die Franzosen nach Aegypten. Schon 1805 legte er jedoch seine zwar kostspielige, aber glückliche Verwaltung nieder. Nach der Rückkehr nach England erlitt er von seiten der Opposition die heftigsten Angriffe, während ihn die parlamentarische Majorität mit Dank und der Hof mit Gunst überhäuften. Anfang 1809 schickte ihn der König als Botschafter an die Centraljunta nach Spanien, wo er große polit. Umsicht entfaltete. Nach dem Tode des Herzogs von Portland, gegen Ende 1809, übernahm er an Canning's Stelle das Departement des Auswärtigen und erhielt hiermit Gelegenheit, für die span. Sache, die sein Bruder mit dem Schwerte vertheidigte, mit Hingebung zu wirken. Mit seinen Collegen über die span. Angelegenheiten entzweit, verlangte er 1812 an Perceval's Stelle die Leitung des Cabinets und

legte, als ihm dies der Prinzregent abschlug, sein Amt nieder. Wiewol W. als Tory galt, schlug er doch mit staatsmännischem Blick 1812 die Aufhebung der Gesetze gegen die Katholiken vor. Sein Antrag scheiterte indessen an der Majorität einer Stimme. Desgleichen erklärte er sich wiederholt gegen die Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte. Im Dec. 1821 ernannte ihn die Regierung zum Vicekönig von Irland. W. verband mit Energie große Mäßigung gegen die kath. Irländer und erregte dadurch den Haß der Orangisten. Im März 1828 legte er seine Statthalterschaft nieder. Das Whigministerium Grey schickte ihn 1833 abermals als Lord-Lieutenant nach Irland, und hier blieb er bis in den Dec. 1834, bis zum Rücktritt der Whigs vom Staatsruder. Seitdem zog er sich auf seinen Sitz Kingstonhouse bei Brompton zurück, wo er 26. Sept. 1842 starb. Noch 1828 vermählte er sich in zweiter Ehe mit der reichen Amerikanerin Mrs. Patterson, hinterließ aber keine Kinder. Vgl. Pearce, «Memoirs and correspondence of Rich. Marquis W.» (3 Bde., Lond. 1845). — Sein nächster Bruder, William W.-Pole, Baron Maryborough in England, erbte die Würde eines Grafen von Mornington. Derselbe wurde 20. Mai 1763 geboren und nahm 1778 bei der Beerbung eines Cousins den Namen Pole an. Er diente anfangs in der Marine, trat dann ins irische und später ins engl. Unterhaus und folgte 1809 seinem Bruder Arthur als Staatssecretär für Irland. Weil er die Nationalpartei durch unzeitige Strenge erbitterte, mußte er dieses Amt 1812 niederlegen. 1815 wurde er Münzmeister, 1821 Peer von England und 1828 Oberjägermeister. Zuletzt war er im kurzen Ministerium Peel vom Dec. 1834 bis April 1835 Generalpostmeister. Er starb 22. Febr. 1845. — Sein Sohn William Pole-Tylney-Long-W., Graf von Mornington, geb. 22. Juni 1788, heirathete 1812 Miß Tylney-Long, die reichste Erbin in England, deren Vermögen er vergeudete, worauf er sich Schulden halber lange Zeit auf dem Continent aufhalten mußte. Im Mai 1847 zog er abermals die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, indem er vom Polizeigericht angehalten werden mußte, seiner zweiten geschiedenen Gemahlin die gesetzlichen Alimente zu zahlen. Er starb 1. Juli 1857, und es folgte ihm als fünfter Graf sein ältester Sohn William Richard Arthur, der aber schon 1863 unverheirathet in Paris starb, und mit dessen Tode die Baronie von Maryborough erlosch, während die Würden eines Grafen von Mornington und Viscounts von W. an seinen Vetter Arthur Richard, gegenwärtigen Herzog von Wellington, übergingen. — Der vierte Bruder, Gerald Valerian W., geb. 7. Dec. 1770, widmete sich dem geistlichen Stande, ward Kanoniker von Durham, Rector von Bishop-Wearmouth und Kaplan der Königin und starb zu Durham 21. Oct. 1848. Der jüngste der Brüder endlich, Henry W., wurde 1828 Baron Cowley (s. d.).

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von), brit. Feldherr und Staatsmann, der dritte Sohn des Grafen von Mornington (s. Wellesley), wurde 1. Mai 1769 zu Dungan-Castle geboren. Er erhielt seine Erziehung zu Eton, ging dann auf die Kriegsschule zu Angers in Frankreich und trat 1787 als Fähnrich in ein brit. Infanterieregiment. Später kaufte er die Oberstlieutenantsstelle vom 33. Regiment, mit dem er 1794 in Holland und seit 1797 im brit. Ostindien diente. Hier zeichnete sich W. in den Kämpfen gegen Tippo-Saib und gegen die Maharatten aus und erhielt dafür den Grad eines Generalmajors. Nachdem er 1805 nach England zurückgekehrt, trat er 1806 für Newport ins Unterhaus. Im Aug. 1807 schloß er sich der Expedition gegen Kopenhagen an, dessen Capitulation er verhandelte. Die Regierung belohnte seine Dienste mit dem Range eines Generallieutenants und schickte ihn 1808 an der Spitze eines Corps nach Portugal. Hier schlug er 18. Aug. die Franzosen bei Rolexa und 21. bei Vimieira, worauf der brit. Oberbefehlshaber Dalrymple den Vertrag von Cintra schloß, nach welchem die Franzosen Portugal räumten. Im April 1809 erhielt W. den Oberbefehl über die verstärkten brit. sowie über die einheimischen Truppen in Portugal. Er drang hierauf in Spanien ein und schlug die vereinigte franz. Macht 26. Juli bei Talavera. Das brit. Parlament belohnte ihn mit einer Jahresrente von 2000 Pfd. St.; der brit. Prinzregent erhob ihn zum Baron Douro von Wellesley und Viscount W. von Talavera; die portug. Regentschaft verlieh ihm den Titel eines Marquis von Vimieira. Inzwischen war W. über den Tajo nach Portugal zurückgekehrt und hatte zur Deckung von Lissabon die Stellung von Torres-Vedras stark befestigt. Der franz. Oberbefehlshaber Masséna wagte diese Linien ohne Verstärkung nicht anzugreifen und sah sich endlich nach sechsmonatlichem Harren genöthigt, den Rückzug nach Spanien anzutreten. Von den schwachen Regentschaften der Pyrenäischen Halbinsel wenig unterstützt, rückte W. vorsichtig dem Feinde nach und zwang denselben zum Aufgeben von Almeida, Mai 1811. Im Sept. überschritt er den Tajo, um die Verproviantirung von Ciudad-Rodrigo zu verhindern. Während Marmont, der neue franz. Oberbefehlshaber, in den Winterquartieren

lag, bereitete W. die Belagerung des Platzes vor und nahm denselben 12. Febr. 1812. Die span. Regentschaft ernannte ihn darauf zum Herzog von Ciudad-Rodrigo und Granden erster Klasse; das brit. Parlament bewilligte ihm aufs neue ein Jahrgeld von 2000 Pfd. St. Hierauf eroberte W. 7. April Badajoz und schlug Marmont 22. Juli bei Salamanca aufs Haupt, worauf er 13. Aug. Madrid in Besitz nahm. Der brit. Prinzregent erhob ihn jetzt zum Marquis von W. und das Parlament gab ihm zum Ankauf von Gütern ein Geschenk von 100000 Pfd. St. Nunmehr wandte sich W. gegen Burgos, fand aber hier einen so hartnäckigen Widerstand, daß er die Belagerung aufheben und 20. Oct. 1812 den Rückzug an die portug. Grenze antreten mußte. Die Verminderung der franz. Streitkräfte auf der Pyrenäischen Halbinsel bewog ihn um so mehr, für den Feldzug von 1813 außerordentliche Anstrengungen zu machen. Auch die span. Truppen wurden unter seinen unmittelbaren Befehl gestellt. Er drängte die franz. Armee, die unter König Joseph und Jourdan eine Stellung hinter dem Duero genommen hatte, auf Burgos zurück und erfocht bei Vittoria 21. Juni 1813 den vollständigsten Sieg. Während ihm der brit. Prinzregent die Würde eines Feldmarschalls verehrte, ernannten ihn die span. Cortes zum Herzog von Vittoria und schenkten ihm die Herrschaft Sotto di Roma. Unterdessen stellte Soult die franz. Armee zu Bayonne her und drang in die Pyrenäen vor, um die Plätze San-Sebastian und Pampelona zu retten. W. schlug die verzweifelten Angriffe dieses ebenbürtigen Gegners vom 24. Juli bis 1. Aug. ab und nahm 8. Sept. San-Sebastian durch Sturm. Am 7. Oct. erzwang er den Uebergang über die Bidassoa und übertrug den Krieg auf den Boden Frankreichs. Er besiegte Soult bei Orthez, 27. Febr. 1814, und folgte dem Feinde kämpfend bis unter die Mauern von Toulouse, das nach einem letzten blutigen Gefecht 10. April in seine Hände fiel. Auf die Nachricht von der Einnahme von Paris durch die Verbündeten bewilligte er endlich dem Gegner einen Waffenstillstand. Nachdem W. den verbündeten Monarchen zu Paris einen Besuch gemacht, reiste er nach Madrid, wo ihm Ferdinand VII. die erhaltenen Würden bestätigte und ihn zum Generalkapitän ernannte. Der brit. Prinzregent verlieh ihm 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs von W. und eines Marquis von Douro. Nach seiner Ankunft zu London, 23. Juni, bewilligte ihm das Parlament 400000 Pfd. St. zum Ankauf von Ländereien und empfing ihn in einer feierlichen Sitzung vom 1. Juli. Darauf nahm er in Paris und Wien an den großen Entscheidungen unmittelbaren Antheil. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba trat W. 6. April 1815 zu Brüssel den Oberbefehl über die brit.-hannov.-braunschweig.-holländ. Truppen an. Am 18. Juni lieferte er die blutige Schlacht bei Waterloo (s. d.), in welcher seine eiserne Beharrlichkeit und das Eintreffen der Preußen zum zweiten mal dem franz. Kaiserreiche das Ende bereiteten. Im Verein mit Blücher marschirte er nun auf Paris, wo er 5. Juli 1815 durch Capitulation einzog. Das brit. Parlament belohnte ihn nochmals mit 200000 Pfd. St.; der König der Niederlande gab ihm den Titel eines Fürsten von Waterloo, und die übrigen Souveräne überhäuften ihn ebenfalls mit Titeln, Orden und Geschenken. Auch erhielt W. das Obercommando über die verbündeten Truppen, die Frankreich besetzt hielten. Auf dem Congresse zu Aachen 1818 befürwortete er selbst die Zurückziehung des Occupationsheeres aus Frankreich und half die Contributionsfrage zu Gunsten der franz. Regierung entscheiden. 1822 ging W. als brit. Bevollmächtigter auf den Congreß nach Verona, und 1827 ward er zum Oberbefehlshaber der brit. Landmacht ernannt. Seine Wirksamkeit als Mitglied des Oberhauses näherte sich den Grundsätzen des starrsten Torysmus. Wenn er auch kein glänzendes Rednertalent geltend machte, übten doch sein persönliches Ansehen und die Klarheit und Bestimmtheit seines Ausdrucks den größten Einfluß. Nach Goderich's Rücktritte übernahm er im Jan. 1828 die Bildung des neuen Ministeriums, in welchem er die Stelle eines ersten Lords des Schatzes versah, und umgab sich mit entschiedenen Tories. Indessen besaß er Scharfblick genug, um 1829 selbst die Initiative in der Emancipation der Katholiken zu ergreifen. Der Eindruck der franz. Julirevolution und die Thronbesteigung Wilhelm's IV. veranlaßten im Nov. 1830 den Sturz seiner Verwaltung und der Tories überhaupt. Mit gewohnter Hartnäckigkeit widersetzte er sich nun der Parlamentsreform und regte dadurch das Volk so auf, daß er öffentlich insultirt wurde. Nach der Entlassung der Whigs im Nov. 1834 ergriff W. mit Peel wieder die Zügel der Verwaltung als Minister des Auswärtigen; doch mußte er schon bei Eröffnung der Sitzung von 1835 zurücktreten. Als Peel im Sept. 1841 abermals ein Ministerium bildete, betheiligte W. sich aufs neue, ohne ein bestimmtes Departement zu übernehmen. Zum Aerger der Hochtories ließ er sich von Peel für die Freihandelspolitik bestimmen. Auch unter dem Whigministerium seit Juni 1846 behielt W. die Oberbefehlshaberstelle nebst den Aemtern des Gouverneurs im Tower, des Lord-Wardeins der fünf Häfen und des Kanzlers der

Universität Oxford. Dem Parteitreiben fern, übte er nur noch eine vermittelnde Wirksamkeit und wurde namentlich von der Königin in schwierigen Conjuncturen zu Rathe gezogen. Seine einstige Unpopularität war vergessen, und er erfreute sich der ungetheilten Liebe und Achtung des Volks, als er 14. Sept. 1852 auf Walmer-Castle mit Tode abging. Mit königl. Pomp ward er 18. Nov. in der St.-Paulskirche beigesetzt. Vgl. die von Gurwood herausgegebenen «Despatches of field-marshal the duke of W.» (12 Bde., Lond. 1836—38) und seine «Speeches in parliament» (2 Bde., Lond. 1854) sowie Bauer's «Leben und Feldzüge des Herzogs von W.» (Quedlinb. 1840). Außerdem beschrieben sein Leben die Engländer Elliot, Clarke, Wright, Maxwell, Stoqueler, Macfarlane, Graf de Grey u. a. — Aus seiner Ehe mit Miß Catherine Pakenham, Schwester des Grafen von Longford, hinterließ er zwei Söhne. Der älteste, **Arthur Richard**, geb. 3. Febr. 1807, der ihm als zweiter **Herzog von W.** folgte, war Oberst in der brit. Armee und Adjutant seines Vaters und wurde im Juni 1854 zum Generalmajor, später zum Generallieutenant befördert. Er lebt in kinderloser Ehe mit Lady Elizabeth Hay, Tochter des Marquis von Tweeddale. Der zweite Sohn, Lord **Charles Wellesley**, geb. 16. Jan. 1808, war Oberst und Parlamentsmitglied und starb 1858.

Wels (Silurus), eine Gattung Fische aus der Familie gleiches Namens. Ihr einziger Repräsentant in Europa ist der gemeine W. (S. Glanis), zugleich der größte unter den europ. Flußfischen, indem er 6—9 F. lang und 1—2 Ctr. schwer wird. Die Gestalt des Körpers ist plump, die stumpfe Schnauze mit zwei langen und vier kurzen Bartfäden versehen. Am schlammigen Boden großer Flüsse verborgen, lauert er auf kleinere Fische und kommt nur des Nachts an die Oberfläche. Das Fleisch der jüngern W. wird gern gegessen, ist jedoch wegen seines vielen Fettes schwer verdaulich. Man findet den W. in den großen Strömen Deutschlands, Ungarns und besonders Südrußlands. In den heißen Gegenden finden sich zahlreiche andere Arten dieser und verwandter Gattungen.

Wels, die Hauptstadt des bisherigen Hausruck- oder Welser Kreises im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, jetzt Sitz eines Schwurgerichts, eines Collegialgerichts sowie einer Bezirkshauptmannschaft, liegt am linken Ufer der schiffbaren Traun, am Ende der 3 M. weit nach Linz reichenden sog. **Welserheide**, und zählt 7400 E. (1868, ohne Militär). Der Ort gilt für die schönste und freundlichste Landstadt des Kronlandes und hat viele hübsche Häuser, auch zwei ansehnliche Plätze: den Stadtplatz mit zwei steinernen Brunnen von 1572, und den Vorstadtplatz. Merkwürdige Bauwerke sind die Stadtpfarrkirche, zum Theil von hohem Alter, mit werthvollen und guterhaltenen Glasmalereien im Presbyterium; die evang. Christuskirche, 1849—50 aus den Mitteln der Gustav-Adolf-Stiftung im goth. Stile aufgeführt; die Burg, wahrscheinlich zuerst ein röm. Castell, später den mächtigen Grafen von W. und nach deren Aussterben dem Landesfürsten gehörig; ferner das schöne Rathhaus, das Schloß Polheim, die große Cavaleriekaserne u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu W. eine Normalhauptschule und eine Unterrealschule. Industrie und Handel haben seit Eröffnung der Elisabeth-Westbahn, von welcher sich hier eine Bahn nach Passau abzweigt und eine solche nach Rottmann zum Anschluß an die Rudolfsbahn tracirt ist, einen neuen Aufschwung genommen. Es bestehen zu W. zwei Oelfabriken, drei Papiermühlen, eine Kunstmühle, eine Eisengießerei, große Schmalzsiedereien, ein Kupferhammer u. s. w. Berühmt ist der welser Zwieback. Der nicht unbeträchtliche Handel erstreckt sich auf Getreide, Holz, Schmalz, Butter, Eier, Geflügel, Pferde, Horn- und Borstenvieh. Am rechten Ufer der Traun liegt die Vorstadt Aigen, mit dem ehemals wegen seiner Wasserkunst sehr besuchten Herzogbrunnen. Zur Römerzeit hieß W. Ovilia oder Ovilabis, welches etwa 170 n. Chr. von Marcus Aurelius als Colonie begründet wurde. Um 477 durch die Heruler zerstört, erhob sich der Ort unter der Herrschaft der Baiern bald wieder und erhielt eins der ältesten Stadtrechte in Deutschland. Nachdem W. längere Zeit den Bischöfen von Würzburg gehört, kam es unter Leopold dem Glorreichen an die Babenberger.

Welsch, auch **Wälsch** (althochdeutsch walahisc, mittelhochdeutsch walhesch, welhisch), ein adjectivisches Derivat von dem althochdeutschen Substantiv walah, walh (mittelhochdeutsch walch; noch jetzt in dem Nationalnamen Wlach, Walach erhalten), welches im allgemeinen einen Fremden, eine andere Sprache Redenden, einen Ausländer bedeutet, früher aber vorzugsweise von den celt., später auch von den roman. (Franzosen und Italiener) Nachbarn der Deutschen gebraucht wurde. In neuerer Zeit ist das Wort W., wenigstens im gewöhnlichen Sprachgebrauche, nicht mehr als ethnogr. Bezeichnung üblich, doch hat es sich noch in verschiedenen Namen solcher Gegenstände, die besonders aus Italien zu uns gelangt sind, in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten. Dahin gehören, außer einigen geogr. Benennungen, wie Welschland für Italien,

Welsche Confinien, Welschtirol u. s. w., namentlich mehrere Pflanzennamen, z. B. Welschkorn, Welschkohl, Welschkraut, Welsche Nüsse oder Walnüsse u. s. w. Bei den alten Angelsachsen bezeichnete Wealh (davon wealisc, engl. welsh) anfänglich alle celt. Urbewohner von Britannien, später, nach dem Verschwinden derselben im eigentlichen England, vorzugsweise die Bewohner von Wales, auf welche sich heutzutage die Bedeutung von Welsh, Welshmen u. s. w. beschränkt hat. — Die Welsche Sprache (engl. Welsh) oder das Kymrische bildet mit dem Bretonischen und dem erloschenen Cornwallisischen einen der beiden Hauptzweige der celt. Sprachgruppe und wurde am besten grammatisch von Rowland (2. Aufl., Lond. 1857), lexikalisch von Owen (welsch-englisch, 2 Bde., Lond. 1793; 3. Aufl. 1861), und Evans (englisch-welsch, 2 Bde., Denbigh 1852—58) bearbeitet. Die Welsche Literatur, eine der ältesten und interessantesten Europas, ist ziemlich reich an Denkmälern der Poesie und Prosa. Die ältesten Dichter sind Aneurin, Taliesin, Llewarch-Hen und Merddin (Merlin), welche zur Zeit der angelsächs. Herrschaft lebten. Eine zweite Blütezeit dieser Poesie (1080—1194) bilden die Dichter Meilyr (der Barde des um die Poesie verdienten Fürsten Gruffud-ap-Cynan), Gwalchmai und Dafydd Benfras. Der größte Dichter der folgenden Periode war Dafydd ab Gwilym (gest. 1356). Seitdem gerieth die welsche Poesie in Verfall. Außer Iolo Goch, Gwilym ap Ieuan Hen (um 1450), Dafydd ab Edmund, Lewis Glyn Cothi, Ieuan Deulwyn, Sion Tudor sind als die letzten Dichter von Bedeutung nur noch Huw Morris (gest. 1709) und vor allem Owen Goronwy (gest. 1780) zu nennen. Unter den Prosawerken sind die Chroniken von Tyssilio und Caradawg, das Gesetzbuch des Howel-Da, das moralisch-allegorische Werk «The Sleeping Bard» und die «Mabinogion» oder Märchen hervorzuheben. In neuerer Zeit sind zahlreiche, für das eigentliche Volk bestimmte periodische Schriften, sowol in Wales selbst wie auch in Nordamerika, erschienen. Auch wird die Erforschung der ältern Culturverhältnisse des Landes mit Eifer und Erfolg betrieben. Vgl. Stephenson, «History of the Welsh literature» (Lond. 1847; deutsch von San-Marte, Halle 1864); Watts, «Sketch of Welsh literature» (Lond. 1863); Borrow, «Wild Wales» (3 Bde., Lond. 1863; 2. Aufl. 1866); Walther, «Das alte Wales» (Bonn 1859).

Welschkohl, s. Brassica.

Welschkorn, s. Mais.

Welser ist der Name einer berühmten ausgestorbenen Patricierfamilie zu Augsburg, welche stets angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt bekleidete. — Bartholomäus W. war so wohlhabend, daß er nebst Fugger (s. d.) dem Kaiser Karl V. zwölf Tonnen Goldes vorschießen konnte, und wurde zum kaiserl. Rath ernannt. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er 1526 drei Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle des Ambros. Dalfinger, eines Ulmers, nach Amerika segelten und die Provinz Caracas in Besitz nahmen, die der Kaiser W. als Pfand überließ. Doch schon nach 20 J. gaben die W. die Besitzung freiwillig auf. In dieser Zeit schickten sie auch in Verbindung mit nürnberger Kaufleuten ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. — Am berühmtesten wurde des Bartholomäus Nichte, Philippine W., eine Tochter seines Bruders Franz, geb. um 1530. Sie hatte durch ihre kluge Mutter eine treffliche Erziehung erhalten und war von außerordentlicher Schönheit. Bei Gelegenheit eines Reichstags zu Augsburg 1547 sah sie der Erzherzog Ferdinand (geb. 1529, gest. 1595), der zweite Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sich die Jungfrau allen Anträgen des feurigen Jünglings, worauf dieser sich 1550 heimlich mit ihr vermählte. Ferdinand I. ward, als er die Nachricht davon erhielt, äußerst erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Misheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück, und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von acht Jahren ließ Ferdinand I. sich versöhnen. Philippine selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei sowie ihre Schönheit entwaffneten den erzürnten Schwiegervater. Er verzieh dem Sohne und erhob Philippine zur Markgräfin von Burgau. Nach ihr erhielten ihre beiden Söhne den Namen Markgrafen von Burgau; dagegen ward denselben die Nachfolge in dem väterlichen Erblande Tirol versagt. Philippine starb zu Innsbruck 24. April 1580. Ihr ältester Sohn, Andreas, Markgraf von Burgau, trat in den geistlichen Stand und starb 1600 als Cardinal; ihr zweiter Sohn Karl, der sich in den Kriegen in Ungarn und Spanien auszeichnete und von seinem Bruder Burgau erbte, starb 1618, ohne Erben zu hinterlassen. Redwitz hat die Geschichte der Philippine W. zum Gegenstande eines Dramas gewählt. — Markus W., Stadtpfleger zu Augsburg, geb.

1558, galt zu seiner Zeit für einen Polyhistor. Er war ein Schüler Ant. Muret's, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten und stand auch mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Wie um die Geschichte überhaupt, so hat er sich insbesondere um die seiner Vaterstadt verdient gemacht. Auch machte er zuerst 1591 die sog. «Tabula Peutingeriana» bekannt. — In der Folge verbreiteten sich Zweige der Familie W. nach Ulm, Regensburg und Nürnberg, wo sie überall ein würdiges Gedächtniß sich gestiftet haben.

Welt (althochdeutsch weralt, mittelhochdeutsch werld) bezeichnet den Inbegriff der sinnlichen Erfahrung, die äußern Dinge in ihrer Totalität. Die philos. Lehre über die W. in diesem Sinne nennt man Kosmologie, die als ein Theil der Metaphysik betrachtet wird. Die Astronomie begreift unter W. das Weltgebäude oder Weltall, die Gesammtheit der Weltkörper und nennt dieselben, in ihrer Ordnung und Verbindung gedacht, das Weltsystem. (S. Weltall.) Weiter bedeutet W. im allgemeinen Sprachgebrauche die Erde und das sie bewohnende Menschengeschlecht; daher Welttheile, Weltkunde, Weltgeschichte, Welteroberer, Weltumsegler u. s. w. Endlich versteht man unter W. das Endliche und Creatürliche und setzt diesem den Begriff des Unendlichen, Ewigen, des Geistes entgegen. Im Religiösen ist hiernach das Weltliche der Gegensatz zum Heiligen und Göttlichen; im individuellen Leben die Richtung auf das Irdische, auf die Außenwelt, im Gegensatz zum innerlichen, geistigen Leben.

Weltachse nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden scheinbar stillstehenden Himmelspolen, dem Nord- und Südpol, durch das ganze Weltgebäude gezogen denkt, und um welche dieses sich zu bewegen scheint. Sie heißt auch Himmelsachse und ist identisch mit der nach beiden Seiten verlängert gedachten Erdachse.

Weltall, Weltgebäude oder Universum ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten, Kometen und Meteore, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet. Als dieses geordnete Ganze bilden die Weltkörper das Weltsystem, unter welcher Bezeichnung man aber auch zugleich die verschiedenen Ansichten über eine solche Verbindung der Weltkörper, namentlich der Körper unsers Sonnensystems begreift. Solcher Weltsysteme werden hauptsächlich drei angenommen, die von Ptolemäus (s. d.), Kopernicus (s. d.) und Tycho de Brahe (s. d.) aufgestellt wurden. Nach Ptolemäus steht die Erde im Mittelpunkte des Weltgebäudes unbeweglich still und um sie bewegen sich die übrigen Weltkörper. Das Unhaltbare dieses Systems suchte Tycho de Brahe zu verbessern. Er nahm aber gleichfalls die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an und ließ Sonne und Mond um sie, die übrigen Planeten aber um die Sonne sich bewegen. Das System, welches von Kopernicus vor dem Tychonischen aufgestellt, von den Pythagoräern schon geahnt wurde, stellt die Sonne in die Mitte und läßt um sie die Planeten, Kometen und die Meteorschwärme sich bewegen, und ist, bestätigt im allgemeinen und einzelnen durch die neuern Entdeckungen in der Astronomie, als das allein richtige anzusehen.

Weltgeistliche oder Weltpriester, auch Leutpriester oder Laienpriester werden diejenigen Geistlichen in der kath. Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Kaplane oder in Domkapiteln als Domherren, Kapitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lat. Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, im Gegensatze zu den Ordensgeistlichen (Clerici regulares), welche eine Ordensregel beobachten.

Weltgericht, s. Jüngster Tag.

Weltweisheit, s. Weisheit.

Wendehals (Yunx torquilla), ein den Spechten nahestehender Vogel von Lerchengröße, mit lockerm, weichem Gefieder von grauer Grundfarbe, mit gewässerten dunklern Zeichnungen, der gegen Ende Mai kommt, in Baumlöchern brütet, mit Ende des Sommers nach Süden zieht, von Insekten lebt und seinen Namen von den sonderbaren Grimassen hat, mit welchen er den Hals dreht und wendet, sodaß der Schnabel nach hinten steht. Der W. läßt sich leicht zähmen, ist aber still und träge.

Wendekreise oder Tropici nennt man diejenigen beiden dem Aequator parallelen Kreise der Himmelskugel und der Erdkugel, welche von dem Aequator 23° 27′ (des Himmels oder der Erde) nördlich und südlich entfernt sind. Die himmlischen W. haben ihren Namen daher, weil die Sonne, sobald sie einen derselben erreicht hat, gleichsam umwendet oder umkehrt und sich dem Aequator wieder nähert, nachdem sie sich von demselben nördlich oder südlich entfernt hatte. Die irdischen W., von denen man den nördlichen den Wendekreis des Krebses, den südlichen aber den Wendekreis des Steinbocks nennt, weil die Sonne in den Sternbildern gleichen Namens steht, wenn sie wendet, bilden die Grenzen der heißen Zone und gehen

durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche, in denen die Sonne einmal des Jahres, und zwar zur Zeit ihrer größten südl. oder nördl. Entfernung vom Aequator, im Zenith steht.

Wendeltreppe, s. Treppe.

Wenden nannten die Deutschen sämmtliche slaw. Völker, besonders jene, welche vom 4. bis ins 10. Jahrh. nach dem Abzuge deutscher Völkerschaften im Osten Deutschlands vom Fichtelgebirge, längs der Saale bis an die Elbe, dieser entlang und im östl. Holstein bis in die Gegend von Kiel als äußerster Westgrenze sich festgesetzt hatten und im Osten von den lechisch-poln. Völkern begrenzt wurden. Diese von Schafarik unter dem Namen Polaben, d. h. Elbanwohner, zusammengefaßten Slawen zerfielen in viele kleinere, voneinander unabhängige Völker, die unter folgende Hauptstämme sich vertheilen lassen: die Weleten oder Lutizer zwischen Oder, Ostsee und Elbe; die Obotriten, westlich von den vorigen in Mecklenburg und Holstein, und die Sorben in der Lausitz und Sachsen östlich von der Saale. Von diesen einst mehrere Millionen Seelen zählenden Völkern haben sich heute nur kümmerliche Reste erhalten. Als die Deutschen sich von der folgenschweren Zeit der Völkerwanderung erholten, begann mit Karl d. Gr. eine Rückströmung derselben nach Osten, und die von den Slawen besetzten Lande wurden gleichzeitig mit der Ausbreitung des Christenthums mit Pflug und Schwert erobert und germanisirt. Was jener begonnen, setzten namentlich Heinrich I. und die Ottonen fort, die im Lande der W. feste Burgen und Marken anlegten und deutsche Colonisten herbeizogen. Vor allem aber wirkte Markgraf Gero (s. d.) für die Germanisirung des Ostens, im Norden König Waldemar von Dänemark, im meißner Land Konrad von Wettin, der 1124—37 die W. größtentheils ausrottete. Mit dem Schlusse des 13. Jahrh. war das Schicksal des Volks entschieden und dasselbe bis auf geringe Ueberbleibsel ausgerottet. Von diesen, die man heute speciell als W. bezeichnet, erhielten die hannoverschen W. in der Gegend von Lüchow und Dannenberg ihre Sprache bis in die Mitte des 18. Jahrh., während die 150000 Seelen zählenden W. in der preuß. und sächs. Lausitz, hauptsächlich dadurch, daß sie zeitweilig zu Böhmen gehörten, bis heute ihr Slawenthum in Sprache und Sitte treu bewahrten. Ihr Gebiet erstreckt sich längs der Spree von Bautzen im Süden bis über Peiz im Norden. Der größere Theil derselben, etwa 100000, gehört zu Preußen und findet seinen Centralpunkt in Kottbus, der kleinere, 50000, mit dem Mittelpunkte Bautzen, gehört zu Sachsen. Wie staatlich, so sind die W. auch sprachlich in Ober- und Niederlausitzer, dann religiös in Protestanten und Katholiken (gegen 12000 um Kloster Mariastern herum) geschieden. Das Völkchen besteht nur aus Ackerbauern, die sämmtlich der deutschen Sprache auch mächtig sind und sich namentlich in der preuß. Niederlausitz mehr und mehr germanisiren. Seit dem J. 1840 hat sich auch eine wendische Intelligenz herausgebildet, welche sich die Pflege und Erhaltung des Volksthums und der Sprache angelegen sein läßt und die Verbindung mit den übrigen Slawen unterhält, politisch aber ohne Bedeutung ist. 1847 wurde in Bautzen die Macica serbska, ein literarischer Verein, gestiftet, der 100 Mitglieder zählt und etwa 50 Volksschriften in 20000 Exemplaren verbreitet hat. Die ganze Literatur der W. umfaßt etwa 300 Bände. Das älteste Schriftdenkmal der Sprache ist der Brief des Jakobus vom J. 1548 (herausg. von Lotze, Lpz. 1867); auch erscheinen mehrere Zeitschriften in den wendischen Dialekten. Sprachlich wurde in neuerer Zeit das Niederlausitzische von Hauptmann und Zwahr, das Oberlausitzische von Seiler, Jordan, Schneider, Bose, Schmaler und Pfuhl bearbeitet. Vgl. Giesebrecht, «Wendische Geschichten» (3 Bde., Berl. 1843); «Das hannov. Wendland» (Lüchow 1862); Haupt und Schmaler, «Die Volkslieder der W.» (2 Bde., Grimma 1843—44).

Wendt (Joh. Amadeus), deutscher Philosoph und Schriftsteller, geb. zu Leipzig 29. Sept. 1783, erhielt seine Bildung auf der dortigen Thomasschule, studirte dann auf der Universität seiner Vaterstadt Theologie, fand sich jedoch mehr zur Philosophie, schönen Literatur und Kunst hingezogen. 1804 kam er als Hofmeister in eine adeliche Familie in der Nähe von Großenhain. Im folgenden Jahre kehrte er aber mit seinem Zöglinge nach Leipzig zurück, wo ihm sein Verhältniß zu diesem zur Pflicht machte, die Rechtswissenschaft mit zu hören. Sodann trat er 1808 als akademischer Docent auf und wurde 1810 Professor der Philosophie. 1829 folgte er dem Rufe als Professor der Philosophie nach Göttingen, an Bouterwek's Stelle, und starb daselbst 15. Oct. 1836. W.'s literarische Thätigkeit war eine sehr vielseitige. Er führte die Redaction des «Leipziger Kunstblatt» (1817—18) und des «Taschenbuch zum geselligen Vergnügen» (1821—25), wodurch er mit Tieck, Hoffmann, Schefer, Platen u. a. in nähere Berührung kam. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Leipzig unternahm er die Herausgabe des neuen «Deutschen Musenalmanach», den er in Göttingen noch eine Zeit lang fortsetzte. Auch hatten das «Conversations-Lexikon», das «Morgenblatt», die «Zeitung für die elegante

Welt» u. s. w. an ihm einen tüchtigen Mitarbeiter. Von seinen Schriften gehörten in diesen Kreis: «Rossini's Leben und Arbeiten» (Lpz. 1824) und «Ueber die Hauptperioden der schönen Künste oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte» (Lpz. 1831). Früher hatte W. die «Grundzüge der philos. Rechtslehre» (Lpz. 1811) herausgegeben und Tennemann's «Grundriß der Geschichte der Philosophie» bearbeitet, der 1829 die dritte Auflage erlebte.

Wenersee, der größte See Skandinaviens und nach dem Ladoga und Onega der größte in Europa, im südwestl. Theile Südschwedens gelegen, ist in seiner Hauptrichtung von Nordosten gegen Südwesten etwa 20 M. lang, bis über 10 M. breit und bedeckt einen Flächenraum von 94,7 Q.-M. Der See liegt 134 F. über dem Spiegel der Nordsee, doch variirt seine Wasserhöhe bis über 10 F., jedoch im Laufe eines Jahres selten über 4 F. Da hierdurch Ueberschwemmungen veranlaßt werden, so ist man darauf bedacht, diesem Uebelstande durch Regulirung des Abflusses, der Götaelf, abzuhelfen. Diese etwa 11 M. lange Götaelf, deren Wasserfälle an vier Stellen (darunter bei Trollhätta) durch Kanäle umgangen werden, bildet den einzigen Abfluß des Sees in das Skagerrack, während der See auf der andern Seite durch den Götakanal mit dem Wettersee (s. d.) und der Ostsee verbunden ist. Seine größte Tiefe beträgt gegen 360 F. Eine von Wermland südwärts vorspringende Landzunge, die sich in zahllosen Felseneilanden (Lurö) bis zu der großen Insel Kållandsö gleichsam fortsetzt, theilt das ganze Becken in den kleinern Dalbosee im Südwesten und den größern eigentlichen Wener im Nordosten. Außer Kållandsö umschließt er zwei andere größere Inseln, Thorsö im Südosten und Hammarö im Norden, sowie viele kleine. Er ist reich an Fischen. Unter den Flüssen, die er aufnimmt, ist die aus Norwegen kommende, 45 M. lange Klaraelf die bedeutendste. An dem W. liegen mehrere ansehnliche Städte, wie Karlstad und Christinehamn im Norden, Mariestad im Osten, Lidköping und Wenersborg im Süden und Åmål im Westen. Die Uferlandschaften sind beinahe überall fruchtbar und gut angebaut. Unter den ihn umgebenden Bergen sind die Zwillingsberge Halle- und Hunneberg im Süden (454 und 401 F.) und der wegen seiner herrlichen Vegetation und seiner großartigen Fernsicht berühmte Kinnekulle, der schönste Berg Schwedens (856 F. hoch, 722 F. über den See sich erhebend), die merkwürdigsten. Der See ist für die innern Landschaften Schwedens von der allergrößten Wichtigkeit. Die Schiffahrt auf ihm ist lebhaft, und regelmäßig wird er nach allen Richtungen hin von Dampfschiffen durchkreuzt. Noch bedeutender wurde in neuerer Zeit der Verkehr infolge der Eröffnung verschiedener Kanäle und Eisenbahnen.

Wentworth (Thomas), s. Strafford (Graf von).

Wenzel, Heiliger und Märtyrer, Herzog von Böhmen im 10. Jahrh., war der Sohn des Herzogs Wratislaw und dessen Gattin Drahomira, einer noch dem Heidenthum ergebenen Frau. W. wurde von seiner Großmutter väterlicherseits, Ludmila (s. d.), im Christenthum erzogen, zeichnete sich von Jugend auf in gottesfürchtigem Wandel aus, hatte aber stets von seiner Mutter, die Ludmila sogar ermorden ließ, des Glaubens wegen Verfolgung zu erdulden. Nach dem Tode des Vaters mußte W. mit seinem Bruder Boleslaw das Reich theilen. Ein Fürst Radislaw von Baurzim fiel in sein Land ein, und W. sah sich gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Um das Blut der Seinen zu schonen, trug er Radislaw einen Zweikampf an, in den letzterer im Angesichte beider Heere einwilligte. Eine Engelserscheinung an der Seite des Heiligen verhinderte jedoch, der Sage nach, den Zweikampf und bewog Radislaw zum Frieden. Auf dem Reichstage zu Worms wurde W. vom Kaiser Otto I. die böhm. Königskrone angeboten, die er aber demüthig ausschlug, während er sich dafür die Reliquien des heil. Vitus und des heil. Sigismund von Burgund erbat, die er zu Prag beisetzen ließ. Unzufriedene Große, die seinen christl. Eifer haßten, verbanden sich endlich mit Drahomira und Boleslaw, um W. aus dem Wege zu räumen. Derselbe ward von Boleslaw zum Geburtsfest von dessen Sohne auf ein Schloß eingeladen und hier, als er des Nachts in der Kirche betete, auf Anstiften seiner Mutter Drahomira ermordet. Sein durch die Wunder, welche an W.'s Grabe geschahen, bekehrter Bruder ließ die Gebeine des Heiligen in der St.-Veitskirche zu Prag beisetzen, wo sie noch aufbewahrt werden. Kaiser Otto I. überzog des Mords wegen Böhmen mit einem Kriegsheere und erzwang von Boleslaw die Einführung des Christenthums. Der kirchliche Gedächtnißtag W.'s ist der 28. Sept.

Wenzel (Wenceslaus), deutscher König, 1378—1400, ältester Sohn Kaiser Karl's IV., aus dem Hause Luxemburg, geb. 1361, wurde schon als dreijähriges Kind zum König von Böhmen gekrönt und 1376 zum röm. König erwählt. Dann folgte er seinem Vater 1378 auf dem böhm. und deutschen Königsthrone. Sein Regierungsantritt fiel in eine Zeit, wo die bürgerlichen und kirchlichen Elemente Deutschlands in einem Zustande der Gärung und Auflösung

sich befanden. Zwar versuchte W. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1383 den für die Ruhe Deutschlands verderblichen Städtebündnissen und Adelsvereinen entgegenzutreten; allein weder dieser Plan noch ein 1384 zu Heidelberg gemachter und 1387 zu Mergentheim wiederholter Versuch einer Gesammteinigung aller Fürsten und Städte war von Erfolg. W. zog es darum vor, von nun an, unbekümmert um die Händel der Fürsten, des Adels und der Städte, seine Zeit in Schwelgerei zu verbringen. Erst der Drang der Umstände konnte ihn bewegen, 1389 einen Fürstentag nach Eger zu berufen und einen Landfrieden (s. d.) auf sechs Jahre festzustellen, der aber nicht von nachhaltiger Wirkung war. Bald darauf vernichtete W. auf Antrag der Reichsstände die auf Fürsten und Adel lastenden Judenschulden und ließ sich für diese Befreiung 15—30 Proc. von den Schuldnern in seine Kammerkasse zahlen, und als in Prag der Pöbel über die Juden, die eine Hostie gehöhnt haben sollten, herfiel und 3000 derselben tödtete, riß er gleichfalls das Vermögen der Ermordeten an sich. Wenn W. sich die Unzufriedenheit der deutschen Nation durch sein sorgloses, unthätiges Regiment zuzog, war er dagegen den Böhmen verhaßt, weil er hier die Deutschen begünstigte und mit schrankenloser Willkür schaltete. Den Priester Johann von Nepomuk (s. d.) folterte er mit eigener Hand und ließ ihn 1393 gebunden von der prager Brücke in die Moldau werfen. Diejenigen vom Adel, welche die verpfändeten Krongüter nicht freiwillig unentgeltlich zurückgaben, wurden vorgeladen und ohne weiteres hingerichtet. Die böhm. Großen verbanden sich darauf mit W.'s Bruder, dem König Sigmund von Ungarn, und seinem Vetter, dem Markgrafen Jobst von Mähren, durch deren Veranstaltung W. auf einer Reise 1393 überfallen und auf dem prager Schloß mehrere Monate in geheimer Haft gehalten wurde, bis auf seines Bruders, des Herzogs Johann von Görlitz, Betrieb die deutschen Fürsten 1394 seine Freilassung bewirkten. Er suchte nun zwar durch Gewaltthaten sich im Besitze seiner Macht wieder festzusetzen; aber neue Empörungen zwangen ihn, unter Vermittelung seines Bruders Sigismund und des Markgrafen Jobst einen Frieden einzugehen, durch welchen seine königl. Autorität auf eine Schattenherrschaft herabgesetzt wurde. Auch in Deutschland sank sein Ansehen immer mehr. Während er in steter Geldnoth sich verleiten ließ, an Johann Galeazzo Visconti 1395 die Würde eines Herzogs von Mailand für 100000 Goldgülden zu verkaufen, erhoben die Ritter- und Städtebündnisse aufs neue ihr Haupt und benutzten die Unthätigkeit W.'s zu Gewaltthätigkeiten, denen ein neues Landfriedensgebot 1398 auf dem Reichstag zu Frankfurt nicht zu steuern vermochte. Als W. sich endlich zur Beseitigung der Kirchenspaltung mit Frankreich vereinigt und in die Absetzung der Gegenpäpste Bonifacius IX. und Benedict XIII. eingewilligt, verfeindete er sich dadurch mit dem Kurfürst-Erzbischof Johann von Mainz. Die vier Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Pfalz beschlossen darauf in sehr formloser Weise die Absetzung W.'s zu Oberlahnstein 20. Aug. 1400. An seine Stelle wurde der Kurfürst Ruprecht (s. d.) von der Pfalz gewählt, der jedoch nie zu allgemeiner Anerkennung kam. Unterdessen war W. mit den Böhmen in neue Zwistigkeiten gerathen, die Sigismund benutzte, um seinen Bruder gefangen zu nehmen und 19 Monate zu Wien in Haft zu halten. Auch hatte Bonifacius IX. W.'s Absetzung 1403 förmlich ausgesprochen. In Böhmen herrschte W. mit größter Willkür und Laune fort und begünstigte aus Haß gegen die kath. Geistlichkeit die Anhänger von Huß, den er auf alle Weise zu schützen suchte. Als nach Ruprecht's Tode 1410 Sigismund (s. d.) zum röm. König gewählt wurde, trat W. in einem Vergleiche zu dessen Gunsten seine Rechte auf die Kaiserwürde ab, führte jedoch den röm. Königstitel fort. Noch mußte er den durch Huß' Hinrichtung bewirkten Aufstand zu Prag, der den Hussitenkrieg zur Folge hatte, erleben, ehe er 16. Aug. 1419 am Schlagfluß starb. Vgl. Pelzel, «Lebensgeschichte des röm. und böhm. Königs W.» (2 Bde., Prag 1788—90).

Werbung bezeichnet den Ersatz des Heeres durch Beschaffung von Freiwilligen mittels eines Handgeldes. Das Werbesystem steht also dem Cantonsystem (s. Canton) und der Conscription (s. d.) gegenüber. Die W. fand schon in den ältesten Zeiten statt. Im Mittelalter wurde sie nothwendig, als das Volksaufgebot nicht mehr zu Stande kam und die Lehnsleute nicht ausreichten. Die Heere des 16. und 17. Jahrh. waren meist durch W. aufgebracht; im 18. regelte man das Verfahren durch Gesetze. Jeder Staat schickte Werbeoffiziere aus, welche auf gewisse Werbeplätze angewiesen und mit Werbegeldern versehen wurden. Noch unter Friedrich II. bestand ein Drittel des preuß. Heeres aus Ausländern. Jede Compagnie mußte eine Anzahl dieser geworbenen Fremdlinge haben und deren Abgang durch Desertion u. s. w. zum Theil aus eigenen Mitteln decken. Daher kam es, daß oft schlechtes Gesindel, Deserteurs und nicht selten körperlich untaugliche Rekruten eingestellt wurden. Auch fanden oft Misbräuche und selbst Gewaltthätigkeiten statt, um junge unerfahrene Leute zu überreden oder

zu zwingen, Dienst zu nehmen. Gewöhnlich wurde der Rekrut auf eine bestimmte Dienstzeit angenommen, worüber man eine Capitulation mit ihm abschloß. Die in neuerer Zeit fast in allen Staaten angenommene allgemeine Wehrpflicht hat das Werbesystem verdrängt, das nur noch in England, Holland, dem Kirchenstaate oder bei Errichtung von Fremdenlegionen befolgt wird.

Werchoturie, wichtige Kreisbergstadt im russ. Gouvernement Perm, in einer rauhen Gegend, am östl. Abhange des Uralgebirgs, an der Tura, die unfern von hier dem Berge Blagodat entspringt und sich in den Tobol ergießt, hat reiche Goldsandlager, die seit 1828 mit großem Gewinn ausgebeutet werden, wichtige Eisenhütten, zwei Klöster, fünf Kirchen und 3000 E. Die Stadt ist 400 M. von Petersburg entfernt. Der Kreis W. hat eine große Menge von Schmelzöfen und liefert bedeutende Quantitäten Gold und Kupfer. Besonders berühmt ist das Hüttenwerk von Nishnij-Tagilsk oder Tagil. Von der Stadt W. hat das Werchoturische Gebirge, ein Theil des Ural (s. d.), den Namen.

Werdau, Fabrikstadt im Kreisdirectionsbezirk Zwickau des Königreichs Sachsen, liegt an der Pleiße und der Westlichen Sächsischen Staatsbahn (Leipzig-Hof), von welcher sich hier der Flügel Zwickau-Chemnitz abzweigt. Die Stadt ist Sitz eines Gerichtsamts und eines Superintendenten und zählt 10567 E. (gegen 7327 im J. 1858) ohne das benachbarte Dorf Leubnitz (mit 1014 E.). Unter den Bauwerken sind die Stadtkirche, das königl. Gerichtsgebäude und die beiden Schulhäuser hervorzuheben. W. bildet mit dem 2 M. nördlich entfernten Crimmitschau (s. d.) einen Mittelpunkt für die sächs. Wollindustrie (Tuche, Buckskins, Cassinets u. s. w.). 1864 bestanden in W. 62 Kamm- und Streichgarnspinnereien (sämmtlich mit Dampf betrieben), acht Maschinenfabriken, drei Eisengießereien, fünf Mahlmühlen, eine Walkmühle und sieben Ziegeleien. Außerdem zählte man 180 Tuchmacher und 285 Zeug-, Leinen- und Wollweber. Nicht unbedeutend ist auch die Schuhmacherei (91 Meister). Als Stadt wird W. zuerst 1304 erwähnt. Anfänglich gehörte sie den Vögten von Weida, bis sie um die Mitte des 13. Jahrh. in Besitz der Vögte von Plauen (Reuß) gelangte. 1398 fiel die Stadt an die Markgrafen von Meißen. Infolge der Theilung kam sie 1485 an die Ernestinische, 1547 aber an die Albertinische Linie des Hauses Sachsen. Vgl. Stichart, «Chronik der Fabrikstadt W.» (2. Aufl., Werdau 1865).

Werder, Wärder oder Wörth heißt eigentlich eine Insel in einem Flusse, dann aber auch ein Landstrich zwischen Flüssen und stehenden Gewässern. Solche W. in der letztern Bedeutung sind in Westpreußen der Danziger W., eine herrliche Marschgegend mit 33 Dörfern zwischen Weichsel und Mottlau mit vortrefflicher Pferdezucht; der Marienburger W. an der Nogat und der Elbinger W. zwischen Nogat und Weichsel. Sie sind meist ganz eben und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Ebensolche W. sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiete der Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, wie Billwerder, Ochsenwerder u. s. w.

Werder (Karl), deutscher Philosoph, geb. 13. Dec. 1806 zu Berlin, erhielt seine Bildung daselbst, widmete sich philos. Studien und habilitirte sich 1834 an der berliner Universität als Privatdocent der Pilosophie. Seit 1838 außerord. Professor, verschafften ihm die Tiefe, das Feuer und die Lebendigkeit seiner Vorträge einen weitgreifenden Wirkungskreis, besonders unter den Mitgliedern der philos. und jurist. Facultät. W. veröffentlichte indeß wenig durch den Druck; außer der Abhandlung «De Platonis Parmenide» (Berl. 1834) ist besonders seine «Logik» (Bd. 1, Berl. 1841) zu nennen. In einer 1849 im Friedrich-Wilhelms-Institute gehaltenen und auch später im Druck erschienenen Rede beleuchtete er den angeblich negirenden Charakter der Philosophie und zeigte, worin das Positive aller philos. Erkenntniß bestehe. Wiewol er der Schule Hegel's angehört, nimmt er doch in seine Logik manche Elemente aus andern Philosophien auf. Von W.'s lyrischen Arbeiten ist, außer einigen Dichtungen in Gruppe's «Musenalmanach» (Berl. 1850), nur weniges in weitern Kreisen bekannt geworden. Den ersten Theil seiner Tragödie «Columbus», die in ihrer letzten Gestalt eine Trilogie bildet, hat Friedrich Wilhelm IV. 1847 zu Charlottenburg vor einem ausgewählten Kreise von Zuhörern aufführen lassen; auch ist das Stück späterhin auf mehrern deutschen Bühnen, wie zu Dresden, Karlsruhe, Hamburg, zur Aufführung gelangt und 1858 zu Berlin vollständig in Druck erschienen. Seit 1859 hält W. während des Winters an der Universität öffentliche Vorlesungen über dramatische Kunst.

Werff, auch Werft (Adrian van der), ein ausgezeichneter niederländ. Geschichts-, Genre- und Porträtmaler, wurde zu Kralingerambacht in der Nähe von Rotterdam 21. Jan. 1659 von armen Aeltern geboren. Sein Vater, der des Sohnes Lust zum Zeichnen bemerkte, schickte ihn nach Rotterdam zu dem Porträtmaler Cornelius Picolet in die Lehre; dann besuchte W. die Schule

des Eglon Hendrik van der Neer, der ihn als Gehülfen mit auf Reisen nahm. In seinem 17. J. fing er an, auf eigene Hand zu arbeiten. Besonders beschäftigte ihn der Kurfürst von der Pfalz, der auf seiner Reise durch Holland W.'s Arbeiten kennen gelernt hatte. W. nahm in Rotterdam seinen Wohnort und heirathete dort 1687 in eine angesehene Familie. Unter anderm bestellte der Kurfürst von der Pfalz bei ihm auch sein Porträt und das Urtheil Salomonis, welches ihm W. persönlich nach Düsseldorf überbringen mußte. Der Kurfürst belohnte ihn fürstlich, gab ihm einen Jahrgehalt von 4000, später 6000 Fl. und erhob ihn mit seiner Familie in den Adelstand. W. starb in großer Wohlhabenheit 12. Nov. 1722. Keinem Maler jener Zeit wurden die Bilder so theuer bezahlt wie ihm. Diese Werthschätzung hatte ihren Grund darin, daß seine Werke, abgesehen vom künstlerischen Gehalt, die zierlichsten Cabinetsstücke sind, bei denen man oft die unrichtige Zeichnung, den unnatürlichen, elfenbeinglatten Fleischton, den Mangel an Adel der Auffassung und die Manier übersah. Uebrigens hat W. im Verhältniß zu seiner minutiösen Ausführung ziemlich viel gemalt. Die Galerien in München und Dresden bewahren seine schönsten Bilder. Zugleich war W. in der Architektur sehr erfahren, und seinen Freunden fertigte er die Entwürfe zu den Façaden ihrer Gebäude; auch die Börse in Rotterdam ist nach seiner Zeichnung ausgeführt. Seine Zeichnungen, die er zum Theil in so ausführlicher Vollendung arbeitete wie seine Gemälde, sind sehr selten. — Sein Bruder, Peter van der W., geb. 1665, gest. zu Rotterdam 1718, war sein Schüler, erreichte ihn aber nicht in seinen Arbeiten.

Werft heißt ein Schiffbauplatz, der an einem Hafen oder Flusse möglichst nahe am Meere angelegt ist. Man unterscheidet Kriegs- und Privatwerfte. Die erstern sind staatliche Etablissements zum Bau und zur Reparatur von Kriegsschiffen und bilden Theile eines Kriegshafens, wo die Schiffe zugleich armirt, ausgerüstet und bemannt werden. Mit den Kriegswerften sind meistens Docks (s. d.) verbunden sowie technische Anstalten, um die gesammte Ausrüstung der Schiffe anzufertigen. In frühern Zeiten wurden die Kriegsschiffe ausschließlich auf Kriegswerften erbaut. In neuerer Zeit lassen die Staaten ihre Schiffe auch auf Privatwerften bauen, da manche derselben mit den großartigsten Mitteln versehen sind und namentlich die großen Schiffe billiger und ebenso gut liefern als die Marine selbst. Eine der berühmtesten Privatwerften Englands sind die Thames-Iron-Works bei London, wo die Panzerfregatte des Norddeutschen Bundes König Wilhelm 23. April 1868 vom Stapel lief. Die norddeutsche Bundesmarine besaß 1868 nur erst eine W. in Danzig. Doch waren noch zwei andere in den Kriegshäfen von Kiel und der Jade in Anlage begriffen und wurden für den Bau der größten Panzerfregatten eingerichtet. Das Handwerkerpersonal der W. gehört zum größten Theil dem Civilstande an, und es werden nur so viel Militärhandwerker auf ihnen beschäftigt und ausgebildet, als für die Besatzungen der Kriegsschiffe erforderlich sind. Diese Personen bilden das Werftcorps, welches in die Werft- und Maschinendivision zerfällt. Ersterer gehören Zimmerleute, Segelmacher, Maler und Büchsenmacher sowie sämmtliche Deckoffiziere (Bootsmann, Zimmermann u. s. w.) an, letztere umfaßt das Maschinenpersonal, das sich in seinen untern Chargen aus Schlossern, Schmieden und andern Feuerarbeitern rekrutirt.

Wergeland (Henrik Arnold), berühmter norweg. Dichter, geb. 17. Juni 1808 in Christiansand, erhielt seine Bildung in der Kathedralschule zu Christiania und wurde 1825 akademischer Bürger, 1829 Candidat der Theologie. Da man es wegen seiner liberalen Gesinnung bedenklich fand, ihm ein geistliches Amt zu übertragen, so ging er 1834 wieder nach Christiania, um Arzneikunde zu studiren, und ward hier 1836 Custos der Universitätsbibliothek. Durch ein Gedicht bei Anwesenheit des Königs Karl Johann in Christiania (1838) erwarb er dessen ganze Gunst. Im Nov. 1840 wurde er norweg. Reichsarchivar zu Christiania; doch starb er bereits 12. Aug. 1845. Seine schriftstellerische Laufbahn begann W. 1827 unter dem Namen Siful Sifadda mit der Farce «Ah!» der er im ganzen 13 «Sifulinische Farcen» oder dramatisirte Satiren folgen ließ. 1828 erschien von ihm «Sinclair's Tod», ein Trauerspiel, und 1830 das religiös-philos. Gedicht «Die Schöpfung, der Mensch und der Messias». Hierauf erschienen die Dramen «Opium» und «Die indische Cholera», das Trauerspiel «Die Kindesmörderin», das Singspiel «Die Campbells» und 1840 das Schauspiel «Die Venetianer», seine beiden vollendetsten Stücke, das Vaudeville «Die Seecadetten am Lande» und die längern Dichtungen «Jan van Huysum's Blumenstück» und «Der Spanier». Letztere bekunden nicht nur Kraft und Gefühlstiefe, sondern auch eine seltene Vollendung und Reinheit der Composition. Von seinen frühern Gedichten gibt es zwei Sammlungen oder Ringe, wie er sie nannte. Vor seiner Anstellung in Christiania (1835—37) redigirte er das radicale Blatt «Der Staatsbürger». Das Volk liebte ihn, die jüngere Welt schloß sich an ihn, und auch unter den Männern von reiferm

Urtheil gab es nicht wenige, die sich in der Hauptsache für ihn erklärten. Doch fand er an Welhaven (s. d.) und dessen Schule eine mächtige Gegenpartei, verlor auch seine Popularität, als er vom Könige ein Amt annahm. Wiewol W. eine classische Bildung genossen und mit der deutschen, franz. und engl. Literatur vertraut war, blieb er doch in seinen Geisteserzeugnissen vollkommen originell. Seine Muttersprache handhabte er mit Kühnheit und Gewandtheit. Man kann Ordnung, Symmetrie, gehörige Vertheilung und Benutzung des Stoffs bei ihm vermissen, aber nie Wärme, Naivetät und innere Wahrhaftigkeit. Dies gilt ganz besonders von seinen lyrischen Arbeiten, von denen eine Auswahl 1846 erschien. Durch den Studentenverein zu Christiania wurde von Lassen eine Ausgabe seiner gesammelten Werke veranstaltet (9 Bde., Christiania 1852—57). Auch erschien eine Auswahl derselben (1859) in Einem Bande. In der letzten Zeit seines Lebens wirkte W. besonders für die Emancipation der Juden in Norwegen. Vgl. Lassen, «Henrik W. og hans Samtid» (Christiania 1867).

Wergeld. Aus der Blutrache (s. d.), die sich, wie bei andern Völkern auf niederer Bildungsstufe, auch im german. Alterthum findet, bildete sich allmählich das Recht der Compositionen, d. h. der Abfindung mit dem Verletzten oder seiner Familie durch Erlegung eines Werths, besonders wegen Tödtung eines nach Verschiedenheit des Standes abgemessenen Sühn- oder Wergeldes (unrichtig Wehrgeld), welches der Todtschläger zu geben und die Freundschaft des ums Leben Gekommenen anzunehmen schuldig war. Wer sich dessen weigerte, trat aus dem Bande und Schutze der Gemeinde und hatte die Gefahren der ungesühnten Feindschaft zu fürchten. Neben dem W. war noch eine Strafe für den Landfriedensbruch an den König zu zahlen, bis endlich das Strafrecht des Staats als das alleinige anerkannt wurde. Doch hat sich das W. wegen unvorsätzlichen Todtschlags als eine an gewisse Verwandte des Erschlagenen zu zahlende Geldsumme unabhängig von der Strafe selbst im Sachsenrecht und aus diesem längere Zeit im sächs. Particularrecht forterhalten.

Wermut, s. Absynthium.

Werner (Abr. Gottlob), ausgezeichneter Mineralog und Begründer der Geognosie, geb. 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, besuchte die Waisenhausschule zu Bunzlau und wurde 1764 bei seinem Vater, der Inspector der gräfl. Solms'schen Eisenhütten war, als Hüttenschreiber angestellt. 1769 bezog er die Bergakademie zu Freiberg und 1771 die Universität zu Leipzig, wo er sich dem Studium der Rechte und später der Naturkunde widmete. 1775 kam er als Inspector und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an die Bergakademie zu Freiberg, in welcher Stellung er fortan bis an seinen Tod wirkte. Nach einigen Jahren trennte er die Vorträge über Bergbaukunde von denen der Mineralogie. Auch schied er die Oryktognosie oder Mineralogie von der Geognosie (s. d.), welche letztere von ihm begründete Wissenschaft er 1785 zum ersten mal vortrug. Das Bild der sinnlichen Anschauung der Gegenstände vollständig und genau aufzufassen und in Worten deutlich ausgeprägt wiederzugeben war die Seele seiner Lehrmethode, und Worte, Kennzeichen und Beschreibungen waren nur die Mittel. Auf alle bedingten und höhern wissenschaftlichen Hülfsmittel leistete diese Methode freilich Verzicht. Sein mineralog. System ist daher einer wissenschaftlichen Behandlung gewichen, aber seine Kennzeichenlehre und seine Mineralbeschreibungen bleiben für alle Zeiten classisch. Gleichgroßes Aufsehen machte sein System der Geognosie. Vor ihm kannte man nur die sog. Geologie oder Geogenie, die Theorie oder Bildungsgeschichte der Erde, bestehend in einer Reihe von Hypothesen. W. gründete seine Geognosie auf Beobachtungen und machte sie zur Erfahrungswissenschaft. Die Klarheit und Einfachheit in seiner Darstellung der Gebirgsverhältnisse und die Bündigkeit in seinen Folgerungen erweckten bei seinen Anhängern ein so unbedingtes Vertrauen, daß sie zum Theil keinen Zweifel an dem, was der große Meister darstellte, dulden wollten. Nach W.'s Ansicht ist der Ocean der eigentliche Quell aller Bildung der Erde und noch jetzt der Grund zu jeder neuen Gestaltung im Mineralreiche im Wasser enthalten. Die von unten heraus wirkenden plutonischen Kräfte und die noch fortwährend wirkenden Vulkane wurden daher von W. verkannt und erschienen ihm von geringer Bedeutung. Wenn aber auch eine Menge einzelner geognostischer Lehren W.'s jetzt für irrig erkannt werden, so bleibt der Ruhm des Begründers doch ungeschmälert. Aber nicht allein als Lehrer der Mineralogie und Geognosie, sondern auch als Lehrer der Bergbaukunst, der Eisenhüttenkunde und anderer Zweige der Bergwerkskunde, als Mitglied des Oberbergamts zu Freiberg und vor allem als Freund der Akademisten wirkte er sehr wohlthätig. Außerdem beschäftigten ihn Geschichte, Geographie, Linguistik, Archäologie und Numismatik sehr ernstlich. Als Schriftsteller hat er weniger ge-

leistet. Außer der Abhandlung «Ueber die äußern Kennzeichen der Fossilien» (Lpz. 1764) und einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, von denen mehrere von großer Wichtigkeit, besitzt man von ihm: «Kurze Klassifikation und Beschreibung der Gebirgsarten» (Dresd. 1787); «Neue Theorie über die Entstehung der Gänge» (Freib. 1791); die Uebersetzung von Cronstedt's «Versuch einer Mineralogie» (Bd. 1, Lpz. 1780); das «Verzeichniß des Mineraliencabinets des Berghauptmanns Pabst von Ohain» (2 Bde., Freib. 1791—92). W. starb zu Dresden 30. Juni 1817. Die Zahl seiner Schüler war sehr groß, und es finden sich darunter viele berühmt gewordene Namen. Seine reiche Mineraliensammlung sowie seine übrigen Sammlungen und sein literarischer Nachlaß sind an die Akademie gekommen. Seine Lebensbeschreibung lieferte Frisch (Lpz. 1825). Dieselbe enthält zugleich die beiden Abhandlungen des Professors Christian Sam. Weiß über W.'s Verdienste um Oryktognosie und Geognosie.

Werner (Friedr. Ludw. Zacharias), deutscher Dichter, wurde 18. Nov. 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater Professor der Geschichte und Beredsamkeit war. Nach dem frühen Tode desselben stand W., der einzige Sohn, ganz unter dem Einflusse seiner geist- und phantasiereichen Mutter. Er besuchte seit 1784 jurist. und kameralistische Vorlesungen in Königsberg, hörte Philosophie bei Kant und lebte dabei sehr frei. Von einer vorherrschenden religiösen Richtung blickte keine Spur durch, eher von der damaligen Modeaufklärerei. 1793 trat er als Kammersecretär in den preuß. Staatsdienst und lebte als solcher am längsten in Warschau. Hier schloß er sich vor allen dem tüchtigen Mnioch und dem jugendlich offenen Hitzig an. Seine maurerische Stellung weckte in ihm um das J. 1800 die Idee zu seinen «Söhnen des Thals». Die Krankheit seiner Mutter rief ihn 1801 nach Königsberg, wo er bis zu deren Tode blieb. Dieselbe starb 24. Febr. 1804, an einem Tage mit Mnioch. So wurde ihm der 24. Febr. ein verhängnißvoller Tag, und er benannte nach ihm sein berühmtestes dramatisches Gedicht. Im Besitz eines baaren Vermögens von 12000 Thlrn., das ihm durch den Tod seiner Mutter zugefallen war, kehrte er 1804 mit seiner Gattin nach Warschau auf seinen Posten zurück, wo er mit Ernst Theod. Amadeus Hoffmann in nähere Berührung kam, der zu dem daselbst vollendeten «Kreuz an der Ostsee» eine originelle Musik schrieb. Durch die Gunst des Ministers von Schrötter, welcher sich für die Sache der Religion und Maurerei interessirte, wurde W. 1805 in Berlin als geheimer expedirender Secretär angestellt. Hier verfiel er aufs neue einer wilden Genußsucht; auch entsagte er bald dem Staatsdienst gänzlich. Damals dichtete er für das berliner Theater «Martin Luther, oder die Weihe der Kraft», in welchem Stück die Geschichte mit mystischer Phantastik versetzt ist. Hierauf durchreiste er Deutschland und kehrte nach einem dreimonatlichen angenehmen Aufenthalt zu Weimar 1808 nach Berlin zurück. Sodann unternahm er eine Reise nach der Schweiz, wo er zu Interlaken die Bekanntschaft der Frau von Staël machte. Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, doch schon im Dec. wieder in Weimar, wo er durch den Großherzog von Frankfurt die Zusicherung einer Pension erhielt. Fast um dieselbe Zeit ernannte ihn der Großherzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath. Noch einmal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, vier Monate in Coppet bei Frau von Staël auf, durch deren Vermittelung er 1809 nach Rom reiste. Hier trat er insgeheim 19. April 1811 zum kath. Glauben über und studirte nun privatim Theologie. Er hielt sich 1814 einige Zeit im Seminar zu Aschaffenburg auf und wurde daselbst zum Priester geweiht. Zur Zeit des Congresses, im Aug. 1814, ging er nach Wien, wo seine Predigten viele Zuhörer fanden. Von 1816—17 lebte er in Podolien bei dem Grafen Choloniewski, durch dessen Einfluß er Ehrendomherr von Kaminiec wurde. Auch ersetzte ihm der Großherzog von Sachsen-Weimar seine Pension, die er von dem Fürsten-Primas bezogen hatte. Zum Erstaunen des Publikums verließ W. in Wien den Redemptoristenorden wieder, in welchen er getreten war. Mit bewunderungswürdiger Geisteskraft aber predigte er bis kurz vor seinem Tode, der 18. Jan. 1823 erfolgte. Alle Sonderbarkeiten einer demüthig anmaßenden und im Grunde zerrissenen Natur offenbart sein Testament, das auch gedruckt wurde. Unter seinen dramatischen Werken zeichnen sich besonders aus «Die Söhne des Thals» durch kühne Anlage, glückliche Charakterzeichnung, Größe des Sinnes und ausgezeichnete Sprache, namentlich im ersten Theile. «Das Kreuz an der Ostsee», «Die Weihe der Kraft», «Attila, König der Hunnen» und «Wanda, Königin der Sarmaten» verriethen bei vielen einzelnen Schönheiten eine wachsende mystische Tendenz, die ihren Grund gehabt haben mag theils in dem hervortretenden Misverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils in W.'s ausschweifender Eitelkeit, die mit seiner chaotischen Geistesrichtung zusammenfloß und ihn häufig zum Abenteuerlichen, Excentrischen und Abgeschmackten hinriß. Ein Nachtstück im eigentlichen Sinne ist sein «Vier-

undzwanzigster Februar», weit hervorragend über die Flut der spätern Nachahmungen durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke in das menschliche Herz, kunstreiche Zusammendrängung und seltene Gewalt der Sprache. Die sich immer mehr absondernde Eigenthümlichkeit seiner ungeregelten Phantasie brach vorzüglich in der Tragödie «Kunegunde» hindurch. Sein letztes Trauerspiel, «Die Mutter der Makkabäer» (Wien 1820), weist im einzelnen große Schönheiten auf, verdunkelt diese aber durch renommistische Roheit der Sprache und einen plumpen Humor. Geringen Werth haben seine geistlichen Lieder. Ungeachtet aller Mängel verdient jedoch W. den Namen eines Dichters. Seine Eigenthümlichkeit liegt in der höhern Geistigkeit eines unaufhaltsamen Strebens, in der oft überraschenden Kraft der Charakterzeichnung, in dem unwiderstehlichen Reize einzelner Situationen und in dem reichen Quell einer frischen, starken, mitunter sehr originellen Darstellung. Als Kanzelredner zeigte er sich sehr ungleich. Neben einer hinreißenden und erfinderischen Auslegungskunst fehlte es ihm nicht an spitzfindigen Spielereien, unheiligem Witz und falscher Demuth. In der Sammlung «W.'s Theater» (6 Bde., Wien 1817—18) fehlen blos die «Makkabäer». W.'s «Nachgelassene Predigten» erschienen zu Wien 1836 und seine «Sämmtlichen Werke» in 14 Bänden, mit Lebensbeschreibung von Schütz (Grimma 1839—41). Vgl. Hitzig, «Lebensabriß W.'s» (Berl. 1823).

Werner (Karl), einer der ersten deutschen Aquarellmaler der Gegenwart, geb. 4. Oct. 1808 in Weimar, studirte anfangs auf der Akademie zu Leipzig, die damals unter der Leitung von Hans Veit Schnorr stand, dann aber, nachdem er 1826—27 auch die leipziger Universität besucht, in München, wo seine Leistungen bald Aufmerksamkeit erregten. Landschaften mit Architekturen, zu welchen letztern Prag und München die Motive gaben, bildeten den Gegenstand seiner Darstellungen. Als er dann 1831 die sächs. Lande auf dergleichen Motive bereiste, fesselten ihn die mittelalterlichen Bauten in hohem Grade, und er wußte dieselben wieder durch eine den Geist ihrer Zeit ausdrückende Staffage zu beleben. 1833 ging W. nach Italien, wo er sich bis 1853 meist in Rom aufhielt. Er malte hier in derselben Richtung in größerm Maßstabe, Venedig und Sicilien mit in den Kreis seiner Darstellungen ziehend. Hervorzuheben von seinen damaligen Werken sind der Marktplatz zu Pizerno (1838), Venedig in seinem Glanze und in seinem Verfall (1840), der Dogenpalast mit einer Scene aus dem «Kaufmann von Venedig», der Triumphzug des Dogen Contarini. Das letztere Bild hat eine Höhe von 5 F. Wie W. also in seinen Bildern die Dimensionen der Oelbilder annimmt, so wetteifern seine Aquarellen auch mit den Oelbildern an Glanz und Kraft der Farbe. Aus den sicilian. Bildern sticht namentlich das Innere des Saales der Zisa in Palermo mit Staffage aus dem sarazen. Staatsleben hervor. Der Löwenhof der Alhambra ist ein Hauptstück von seiner span. Reise (1857). Auch Aegypten, Syrien und Palästina besuchte W. (1862) und brachte reiche und charakteristische Ausbeute heim. Es konnte nicht fehlen, daß er in England, wo die Aquarellmalerei besonders geschätzt und geübt wird, die größte Anerkennung erfuhr und bei seinen Besuchen daselbst stets den ganzen Schatz ausgeführter Arbeiten absetzte. Seine Darstellungen der heiligen Stätten von Jerusalem, Bethlehem u. s. w. erschienen («Jerusalem and the Holy Land», Lond. 1866—67, 30 Blatt mit Text) auch in Farbendruck. In demselben Jahre trat er eine zweite Reise nach dem Orient, insbesondere nach den Nilländern an. W.'s Darstellungsweise ist nicht blendend, zeichnet sich dagegen durch große objective Wahrheit und feine Charakteristik aus.

Werner (Reinhold), deutscher Seemann, geb. 10. Mai 1825 zu Weferlingen, einem Flecken in der Nähe von Magdeburg, besuchte die Gymnasien zu Magdeburg und Helmstedt, ging aber 1842, seiner Neigung für das Seeleben folgend, nach Hamburg, wo er seine seemännische Laufbahn auf einem Handelsschiff begann. Nachdem er Anfang 1849 von seiner siebenten Reise nach Ostindien als Obersteuermann zurückgekehrt, trat er als Auxiliaroffizier in die inzwischen neubegründete deutsche Marine, in welcher er bis zu deren Auflösung im Mai 1852 diente. W. ging hierauf als Lieutenant zur See in preuß. Dienste über, wurde 1856 zum Kapitänlieutenant befördert und machte als solcher in der Eigenschaft als Commandant des Transportschiffs Elbe die ostasiat. Expedition (1859—62) mit. 1863 erhielt er das Commando der Fregatte Gefion, welche als Artillerieschulschiff eingerichtet ward. Bei Ausbruch des dänisch-deutschen Kriegs wurde die Gefion außer Dienst gestellt und W. das Commando der Dampfcorvette Nymphe übertragen, mit welcher er an dem Gefechte bei Jasmund rühmlichen Antheil nahm. Bald darauf avancirte er zum Corvettenkapitän. Während des folgenden Jahres befehligte er wieder das Artillerieschulschiff. Bei Ausbruch des deutschen Kriegs 1866 wurde W. zum Commandanten des Panzerschiffs Arminius ernannt, mit welchem er nach der Nordsee abging

und in Gemeinschaft mit fünf Kanonenbooten die hannov. Befestigungen an der Elbe, Weser und Ems einnahm. Nach Beendigung des Kriegs erhielt W. eine Sendung nach England und Frankreich, um die dortigen Kriegshäfen zu besuchen. Seit Mai 1867 wirkte er als Oberwerftdirector in Danzig. Literarisch machte sich W. vortheilhaft bekannt besonders durch: «Die preuß. Expedition nach China, Japan und Siam» (2 Bde., Lpz. 1863), die anonyme Schrift «Die preuß. Marine, ihre Betheiligung am deutsch-dän. Kriege, ihre Bedeutung und Zukunft» (Berl. 1864) und das instructive Werk «Die Schule des Seewesens» (Lpz. 1866). Außerdem betheiligte er sich als Mitarbeiter an mehrern Zeitschriften («Unsere Zeit», «Gartenlaube» u. s. w.) und begründete 1864 die zu Hamburg erscheinende «Hansa, Zeitschrift für See- und Rettungswesen». Einen wesentlichen Antheil nahm er ferner an der Begründung der deutschen Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen (1864). 1865 versuchte er auf Veranlassung Petermann's eine deutsche Nordfahrt ins Leben zu rufen; doch scheiterte dieses Unternehmen an dem Brechen der Maschine des bereits dazu gemietheten Dampfschiffs. 1866 half W. die erste deutsche Nordseefischereigesellschaft und 1868 die erste Ostseefischereigesellschaft begründen.

Wernigerode, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, zugleich Hauptort der gleichnamigen, den Grafen zu Stolberg-W. gehörenden standesherrlichen Grafschaft, liegt sehr schön und malerisch an der Holzemme unmittelbar am nördl. Fuße des Harzes und zählt mit den benachbarten Dörfern Nöschenrode und Hasserode 10568 E. (1867). Die Stadt besitzt ein architektonisch beachtenswerthes Rathhaus, mehrere Fabriken und ein altes, in bestem Rufe stehendes Gymnasium. Von den ältern Häusern, welche wiederholte Feuersbrünste übrig gelassen haben, zeichnen sich einige durch Holzschnitzereien aus. Ueber der Stadt erhebt sich das gräfl. Residenzschloß, ein mittelalterlicher, neuerdings mit großer Opulenz umgestalteter Bau, mit sehr schöner Aussicht auf den Harz und über die Ebene. Das Schloß umgibt ein gegen 800 Morgen großer Thiergarten mit zahlreichem Hochwild. Ein in letzterm am Fuße des Schloßbergs liegendes Gebäude (ursprünglich Orangerie) enthält die gräfl. Bibliothek von gegen 69000 Bänden, mit ihren berühmten Bibel- und hymnologischen Sammlungen, von denen (1868) erstere 2339 eigene Werke, letztere 2627 Bände zählt. Vgl. Förstemann, «Die gräfl. Stolberg'sche Bibliothek in W.» (Nordh. 1866). — Die Grafschaft W., welche seit 1826 den preuß. Kreis W. bildet, ist 4,88 Q.-M. groß und zählt 21573 E. Sie war ursprünglich ein freies Reichsland des Grafenhauses von W., welches nach dem Aussterben des letztern (1429) von dem Hause Stolberg (s. d.) ererbt wurde. Dieses theilte sich 1645 in die zwei Hauptlinien Stolberg-W. und Stolberg-Stolberg. Schon 1268 hatten die Grafen, um einen Schutz gegen ihre mächtigen Nachbarn zu gewinnen, ihr Land den Markgrafen von Brandenburg als Lehn aufgetragen. 1381 ging die Lehnsherrlichkeit an das Erzbisthum Magdeburg, durch den Zinnaischen Vergleich von 1449 wieder an Brandenburg über. Die Grafen bewahrten aber die vollständige Landeshoheit, bis sie infolge von allerlei Streitigkeiten durch Receß vom 19. Mai 1714 auf einen Theil der landesherrl. Rechte zu Gunsten der Krone Preußen verzichteten. Seitdem nahm die Grafschaft eine eigenthümliche Zwischenstellung ein, indem sie in manchen Beziehungen als Zubehör des preuß. Staats, in andern als reichsunmittelbare Grafschaft angesehen wurde. 1806 fiel sie an das Königreich Westfalen. Durch die Wiener-Congreß-Acte «comme auparavant» an Preußen überwiesen, wurden die Verhältnisse in der Folge durch Verhandlungen zwischen der Krone und dem Grafenhause geordnet, welche mit dem Recesse vom 13. Aug. 1822 ihren Abschluß fanden. Eine neue Regulirung erfolgte durch den Receß vom 8. Jan. 1862. Demnach bildet die Grafschaft noch immer einen selbständigen, den preuß. Kreisen gleichstehenden Landestheil unter der Verwaltung der von dem regierenden Grafen bestellten «Gräfl. Regierung», welche von dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen als «Königl. Commissarius» beaufsichtigt wird. In Steuer- und Militärsachen sowie in einzelnen andern Angelegenheiten ist die Grafschaft der Regierung in Magdeburg untergeordnet, unter der ein gräfl. Oberbeamter regelmäßig als «Königl. Commissarius für das Landrathsamt» die entsprechenden Geschäfte besorgt. Kirchen- und Schulsachen werden unter Aufsicht des evang. Oberkirchenraths in Berlin und des Cultusministeriums durch ein gräfl. Consistorium verwaltet. Die Gerichtsbarkeit ist seit 1849 an die königl. Gerichte übergegangen, doch führt die in W. bestehende Kreisgerichtsdeputation den Namen eines «Königl. preuß. Gräfl. Stolberg-Wernigerodischen Gerichts», und der Graf hat ein Recht auf Mitwirkung bei der Besetzung desselben. Bei etwaigen Competenzstreitigkeiten in Gesetzgebung und Verwaltung kann der Graf auf Grund der Verträge richterliche Entscheidung fordern. Dadurch ist derselbe viel günstiger gestellt als die 1806 mediatisirten Fürsten und Grafen. Er genießt außerdem

die persönlichen Rechte und Freiheiten jener, zumal er auch die früher reichsunmittelbare Herrschaft Gedern im Großherzogthum Hessen besitzt. Mit einzelnen landesherrl. Rechten gehört ihm auch ein Theil der Grafschaft Hohnstein (der sog. Hohnsteinsche Forst in der Provinz Hannover) sowie seit einiger Zeit ein Theil des Amtes Elbingerode. Im Gebiete der Grafschaft erhebt sich der Brocken (s. d.). Die ausgedehnten Forsten auf dem Harze sowie der Eisenbergbau gibt den Bewohnern des Gebirgsdorfs Schierke und anderer Ortschaften mancherlei Erwerb. In dem sehr schön an der Ilse gelegenen Flecken Ilsenburg, mit 3000 E., befindet sich ein gräfl. Eisenwerk, welches an 500 Arbeiter beschäftigt und mit seinen Kunstgußarbeiten europ. Ruf sich erworben hat. Zu Ilsenburg und Drübeck sind die theilweise restaurirten Reste alter Klöster im roman. Stile, in letzterm Orte auch die Dorfkirche architektonisch merkwürdig. Vgl. Freytag, «Beschreibung der Grafschaft W.» (Nordh. 1865).

Wernike (Christian), auch Wernigk, Warneck oder Wernack genannt, deutscher Epigrammatist, war in Preußen geboren und früher Secretär bei mehrern Gesandtschaften. Nach wiederholten Reisen ging er als dän. Staatsrath und Resident an den franz. Hof, wo er um 1720 starb. Seine Epigramme oder «Ueberschriften» (Amsterd. 1697; vermehrte Ausg. 1701) erhoben sich durch Kraft und Freiheit der Gedanken und des Stils weit über ihr Zeitalter und wurden vielleicht deswegen bald vergessen, bis Bodmer und dann Ramler wieder auf sie aufmerksam machten und eine neue Ausgabe (Lpz. 1780), aber nicht ohne Aenderungen, veranstalteten. W. zog darin gegen franz. Sitten und die Verkehrtheiten der Lohenstein'schen Schule zu Felde. Dies führte zwischen ihm und einigen Anhängern der letztern, namentlich Postel und Hunold, einen Kampf herbei, der in der deutschen Literaturgeschichte des 17. Jahrh. eine Rolle spielte. Eine Sammlung seiner «Gedichte» mit dem gegen Postel gerichteten Heldengedichte «Hans Sachs» erschien zu Hamburg 1704.

Werra, der Hauptquellstrom der Weser (s. d.), in alten Zeiten als deren oberer Lauf betrachtet, entspringt am Südwestabhange des Thüringerwaldes, nordwestlich von dem 2688 F. hohen Bleßberge unweit Steinheide in Sachsen-Meiningen, aus der Nassen W. auf der Südost- und der Trockenen W. auf der Nordwestseite des Großen Saukopfs. Bei Schwarzenbrunn vereinigen sich diese und einige weiter östlich entspringende Bäche in 1847 F. Seehöhe zur eigentlichen W. Diese fließt in derselben westsüdwestl. Richtung weiter nach Eisfeld, tritt dann oberhalb Hildburghausen (1108 F. über dem Meere) in den Längenspalt, welcher als die Südwestgrenze des Thüringerwaldes angesehen werden kann, wendet sich, diesen von dem Rhöngebirge trennend, nordwestwärts über Themar (1024 F.), Meiningen (976 F.), Wasungen, Breitungen, Barchfeld und Salzungen (811 F.), wo sie sich dem Fuße des Thüringerwaldes am meisten nähert. Dann tritt sie aus dem meiningischen in das weimar-eisenach. Gebiet, berührt Vacha, wendet sich nach der Einmündung der Ulster von Heimboldshausen (713 F.) an mit sehr vielen Krümmungen über Berka, Gerstungen, Kreuzburg gegen Nordosten, in welcher Richtung sie das nordwestl. Ende des Thüringerwaldes abschneidet, bis Mihla (552 F.). Hier kehrt sie wieder, die Höhen des Hainich und Eichsfeldes von dem hess. Hügellande oder dem sog. Werragebirge (s. d.) scheidend, in ihre frühere Nordwestrichtung zurück, berührt auf dem nunmehr preuß. Gebiete Treffurt, Wanfried (505 F.), Eschwege (476 F.), Allendorf (450 F.), Witzenhausen (414 F.) und vereinigt sich bei Münden in 383 F. Seehöhe mit der Fulda, worauf sie den Namen Weser (s. d.) annimmt. Ihr ganzer Lauf beträgt $34\frac{1}{2}$ M. Schiffbar wird sie $7\frac{1}{4}$ M. oberhalb Münden, bei Wanfried, für Fahrzeuge von 400, dann bei Witzenhausen für solche von 700 Ctr. Last. Man gedenkt sie bis Gerstungen oder bis Meiningen schiffbar zu machen, was freilich schon seit 1603 und 1658 beabsichtigt wird. Das weite Thal der W. zwischen dem Thüringerwalde und der Rhön ist fruchtbar. Besonders eng ist es von der letzten Hauptwendung zwischen Kreuzburg und Treffurt sowie unterhalb Eschwege zwischen Allendorf und Witzenhausen. In diesen Gegenden bietet es die reizendsten Landschaften. In dem niedern Theile finden sich vortreffliche Wiesen, und man zieht viel Gartenfrüchte, während die Höhen mit Buchenwäldern bedeckt sind. Der Verkehr wird belebt durch die von Eisfeld an bis unterhalb Salzungen den Fluß begleitende Werrabahn, die bei Lichtenfels beginnt und bei Eisenach endet. Links nimmt die W. den Füchsenbach, die Herpf, Gaba, Felde, Ulster (aus der Rhön) und Sonter auf, rechts unweit Veßra die Schleuse mit der Biber und Erlau, unweit Meiningen die Hasel mit der Lauter, Lübenbach und Schwarza, die Schmalkalde von Schmalkalden her, endlich bei Hörschel die Hörsel, welche nicht nur die sämmtlichen Zuflüsse der Nordostseite des Thüringerwaldes bis über den Inselsberg hinaus der W. zuführt, wie die Laucha, Emse und Ruhla, sondern auch aus der thüringer Hochfläche die Nesse aus der Gegend von Erfurt. —

Das Departement W. des Königreichs Westfalen umfaßte 90¼ Q.-M. und hatte zur Hauptstadt Marburg. — Die Westfälische oder Lippische W., auch Werre genannt, entsteht östlich vom Teutoburgerwalde im Fürstenthum Lippe bei dem Dorfe Werren unweit Horn, fließt erst südlich nach dem Badeort Meinberg, dann gegen Nordwesten nach Detmold, von da in der Werraebene über Lage, Schöttmar und Salzuflen, in dessen Nähe sie rechts die durch die Salza verstärkte Bega von Lemgo her aufnimmt. Sie tritt dann auf preuß. Gebiet, fließt bei Herford vorüber, wo sie links die Aa aufnimmt, nach Norden bis zur Einmündung der Else und geht ostwärts nach einem Laufe von 13 M. in die Weser bei Rehme. Es bietet ihr Gebiet infolge der Verwirrung der Wasserscheide die interessante Erscheinung einer Bifurcation dar, indem die genannte Else zugleich in Verbindung steht mit der Haase, einem Nebenfluß der Ems, der ihr bei Gesmold einen Arm mit der Hälfte seines Wassers gegen Osten zusendet.

Werragebirge nennen einige Geographen den nördlichsten Theil des hess. Berg- und Hügellandes, welcher den Winkel zwischen dem untern Werra- und Fuldathale erfüllt und in seinen einzelnen Theilen verschiedene Namen führt. Die Werra scheidet dasselbe im Osten von dem Hohen Eichsfeld. Unter vielen andern kleinen, aber geologisch interessanten Basaltbergen erhebt sich aus einer 1500—1900 F. hohen Grundfläche, zwischen Großalmerode, Allendorf, Waldkappel und Lichtenau, ganz plötzlich und isolirt als der größte und höchste Berg des ganzen nördlichen hess. Berglandes der Meißner oder Hohe Meißner, auch Weißner und bei den Anwohnern gewöhnlich Wissener genannt, 2303 F. hoch. Merkwürdig ist der Berg, außer seinen Basaltmassen, seinen Braunkohlen mit bituminösem Holze, auch durch seine vielen Klippen und schroffen Felsen, seine trichterförmigen Vertiefungen (Erdfälle) und verschiedene Höhlen, besonders die Kitz- oder Käutzkammer, eine ungeheuere Grotte, welche bis auf eine kleine Höhle ganz von regelmäßig übereinanderliegenden Basaltsäulen ausgefüllt ist, sowie durch seine reichlichen Quellen am Abhange und seine seltenen Pflanzen, weshalb er von Botanikern und Geologen nicht minder häufig wie von andern wegen der prächtigen Aussicht besucht wird. Sein Gipfel ist eine 1800 Morgen große, ½ M. lange, ⅛ M. breite Wiesenfläche mit dem Frau-Hollenteiche zur östl. Seite. Gegen Norden und Osten umgibt den Meißner eine breite Hochfläche, die mit waldigen und felsigen Bergen rasch zur Werra abfällt und von kleinen, engen und wilden Thalgründen durchschnitten ist. Am Nordwestfuße des Bergs liegt die Stadt Groß-Almerode 1040 F. hoch in einem Thalgrunde, westlich davon der Helserwald mit dem 2010 F. hohen Hirschberg, wichtig durch Braunkohlen, Alaunerde und weitberühmten Schmelztiegel- und Pfeifenthon. Den Raum nördlich von Groß-Almerode zwischen der Werra, Fulda, Losse und Gelster nimmt der Kaufungerwald ein, eine breite Bergmasse, die mit der bis zur Vereinigung der Werra und Fulda reichenden Hochfläche ein ununterbrochenes Ganzes bildet und im höchsten Punkte, dem Bielstein, bis 1868 F. aufsteigt.

Werst, eigentlich Wersta, die russ. Meile von 500 Saschen (Faden) oder 3500 russ. oder engl. Fuß = 1066,78 franz. Meter. Es gehen 104⅙ W. auf einen Grad des Aequators. Auf 1 deutsche oder geogr. Meile sind daher gegen 7 W. zu rechnen.

Werth. Jedes Gut hat einen W., der darauf beruht, daß es ein menschliches Bedürfniß unmittelbar oder mittelbar zu befriedigen geeignet ist und deshalb von demjenigen, welcher dafür das Bedürfniß hat, zu besitzen gewünscht wird. Auch die höhern geistigen und sittlichen Güter, die geistigen Eigenschaften, die Talente, die erworbenen Kenntnisse haben, abgesehen von ihrer absoluten Geltung, einen solchen W., und zwar sowol für den einzelnen, der sie besitzt, als für das Volk, dem er angehört, ja selbst für die ganze menschliche Gesellschaft, insofern diese Güter wesentlichen Einfluß auf die Güterproduction üben. Nur ist der W. dieser geistigen und sittlichen Güter schon insofern ein anderer als der W. der Sachgüter, indem er sich nicht abschätzen läßt. Aehnlich verhält es sich mit den moralischen und geistigen Eigenschaften eines Volks, seiner Bildung und Aufklärung, seiner Arbeitsamkeit und Erfindungsgabe, seinem Geschmack, seiner Mäßigkeit, Zuverlässigkeit u. s. w., welche die Nationalökonomie sehr in Betracht zu ziehen hat. Abschätzbar ist dagegen der W. der sinnlichen Güter (Sachgüter), die einen relativen W. haben, indem sich angeben läßt, in welchem Verhältnisse der W. eines Guts zu dem eines andern steht. In Hinsicht auf den W. der Sachgüter unterscheidet man den Gebrauchswerth und den Tauschwerth. Der Gebrauchswerth ergibt sich für jeden Gegenstand aus dem Verhältnisse, ob und wie er ein menschliches Bedürfniß unmittelbar zu befriedigen geeignet ist. Der Tauschwerth hängt für jedes Gut davon ab, ob und wie es geeignet ist, gegen andere Güter ausgetauscht zu werden. Nicht alle Güter haben aber Gebrauchswerth für alle Menschen; es gibt vielmehr nur sehr wenige Güter, von welchen dies gesagt werden kann. Manche besitzen Ge-

brauchswerth nur für sehr wenige, sogar nur für einzelne. In diesem Falle ist der Gebrauchswerth ein rein subjectiver und beruht mitunter ausschließlich auf besondern Beziehungen des Gegenstandes zur Person des Besitzers, in welchem Falle man es mit einem pretium affectionis zu thun hat. Ist der Gebrauchswerth für fast alle Menschen vorhanden, so bezeichnet man ihn wol als objectiven Gebrauchswerth ohne Rücksicht darauf, ob die Güter einem dringenden menschlichen Bedürfnisse abhelfen oder nur einem künstlichen und eingebildeten Bedürfnisse dienen. Die Güter ersterer Art haben aber einen höhern Gebrauchswerth als die letztern, und in beiden Klassen gibt es wieder viele Abstufungen. So besitzen z. B. Brot, Salz, Leibwäsche einen höhern Gebrauchswerth als Kaffee, Zucker, feinere Kleider, und letztere wieder einen höhern Gebrauchswerth als Weine, Leckereien, Schmucksachen. Uebrigens ist bei den einzelnen Gütern der Gebrauchswerth in verschiedenen Ländern und in verschiedenen Perioden oft sehr verschieden. Der höhere Gebrauchswerth veranlaßt zwar eine größere Nachfrage. Da aber zugleich das Angebot größer ist, so weicht der Tauschwerth oft, ja sogar in der Regel sehr wesentlich von dem Gebrauchswerthe ab. So ist z. B. der Tauschwerth von Kaffee größer als von Brot, und von Leckerbissen größer als von Kaffee. Wenn man vom innern W. einer Sache spricht, so geht man dabei nicht selten von verschiedenen Gesichtspunkten aus, indem man entweder allein in Betracht zieht, was ihre Herstellung durch Aufwendung von Stoff und Arbeit kostet, den Herstellungs- oder Fabrikationspreis, oder zugleich berücksichtigt, ob die Sache vor andern gleichartigen sich durch Güte, Schönheit, Dauerhaftigkeit u. s. w. auszeichnet. Immer wirkt der innere W. auf den Tauschwerth ein. Uebrigens üben auf den Tauschwerth vorzüglich Einfluß das Angebot und die Nachfrage und gestalten ihn, indem sie dies thun, zum Marktpreis um. Den W. eines Guts ermitteln, heißt ihn abschätzen. Diese Ermittelung kann zwar stets geschehen, ist aber oft mit Schwierigkeiten verbunden und erfordert Sachkenntniß und Erfahrung.

Werth oder Werdt (Joh. von), auch Jan de Weert genannt, General im Dreißigjährigen Kriege, geb. um 1602, war der Sohn eines Bauern und führte den Namen nach seinem im Burgundischen Kreise (dem heutigen Königreich Belgien) belegenen Geburtsorte. Er diente schon 1622 als gemeiner Reiter unter dem span. Feldherrn Spinola, trat aber später in das bair.-ligistische Heer über und avancirte hier zum General. Auch wurde er, wahrscheinlich für seine rühmlichen Waffenthaten in der Schlacht bei Nördlingen (1634), von Kaiser Ferdinand II. mit dem Freiherrntitel belohnt. Nachmals focht er am Rhein, wo er die franz. Besatzung auf dem Ehrenbreitstein 28. Juni 1637 zur Uebergabe zwang, aber bei Rheinfelden 3. März 1638 durch Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar besiegt und gefangen wurde. Auf den Wunsch des verbündeten franz. Königs Ludwig XIII. sandte dieser seinen Gefangenen nach Paris, wo man denselben mit großen Ehren empfing. Dann saß W. zu Vincennes in Haft, bis er März 1642 gegen den schwed. Feldherrn Gustav Horn ausgewechselt wurde. Nun trat er wieder als kaiserl., kurbair. und kurköln. Generallieutenant der Cavalerie in Thätigkeit und zeichnete sich namentlich bei Tuttlingen 24. Nov. 1643, bei Jankow 6. März, Herbsthausen 5. Mai und Allerheim (unweit Nördlingen) 3. Aug. 1645 rühmlich aus. Als Kurfürst Maximilian I. von Baiern einseitig den Ulmer Waffenstillstand (März 1647) abschloß, versuchte W. das ganze bair. Heer nach Böhmen zum Kaiser Ferdinand III. hinüberzuführen. Das Vorhaben mislang jedoch, und W. entkam nur mit Sporck und wenigen Begleitern in das kaiserl. Lager, Juli 1647. Der Kurfürst erklärte ihn als Verräther für vogelfrei und setzte einen Preis von 10000 Thlrn. auf seinen Kopf. Aber der Kaiser ernannte ihn zum General der Cavalerie und zum Reichsgrafen und beschenkte ihn mit der Herrschaft Benatek in Böhmen. Dahin zog W. nach dem Friedensschluß sich zurück und starb daselbst kinderlos 16. Sept. 1652. Vgl. Barthold, «Joh. von W. im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte» (Berl. 1826).

Wertheim, eine Stadt im Kreise Mosbach des Großherzogthums Baden, Hauptort eines Amtsbezirks (3,88 Q.-M. mit 18459 E.) an der Mündung der Tauber in den Main und am Fuße eines bewaldeten Bergs angenehm gelegen, hat ein Lyceum (1604—1845 Gymnasium), eine Gewerbschule, eine im 14. Jahrh. erbaute, jetzt evang. Kirche mit den Grabmälern der Grafen von W., eine kath. Kirche, ein ehemaliges Kapuzinerkloster und zwei fürstl. Schlösser, Hofburgen genannt, in deren einem der Fürst von Löwenstein-Werthheim-Freudenberg residirt. Die Stadt selbst ist im gemeinschaftlichen Besitz des fürstl. Hauses sowie der fürstl. Behörden, und über ihr ragen die ansehnlichen, zum Theil guterhaltenen Ruinen des Bergschlosses W. hervor, des Stammhauses der jetzigen Fürsten von Löwenstein (s. d.), das im 14. und 16. Jahrh. von rothem Sandstein erbaut und in den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs verwüstet wurde. W. hat seit 1834 einen Freihafen und zählt 3383 E. (1864), welche Schiffahrt und Flößerei,

Gerberei, Weinbau, Speditionshandel betreiben sowie Mühlenbetrieb und Handel mit Wein und Holz unterhalten. Der Werthheimer Wein ist ein bekannter Frankenwein, dessen bessere Sorten am Main, auf dem Remberg und Wettenberg wachsen. Der Stadt gegenüber liegt am rechten Ufer des Main der bair. Marktflecken Kreuzwertheim, mit einem Schlosse und 800 E., die Feld-, Obst- und Weinbau treiben und ergiebige Steinbrüche ausbeuten. Zum Amtsbezirk W. gehören das Städtchen Freudenberg am Main, 2 M. westlich von W., mit einem Schlosse, 1640 E., Obstcultur, Schiffahrt und Steinbrüchen, und der Marktflecken Reichholzheim an der Tauber, $\frac{1}{2}$ M. südlich von W., mit 1186 E., und unweit davon das Schloß Brombach oder Bronnbach, ein ehemaliges Cistercienserkloster, das 1802 aufgehoben und zu den Entschädigungen des Fürsten von Löwenstein-W. gezogen wurde, jetzt Musterwirthschaft mit Brennerei, Brauerei und Zucht von Merinoschafen. Seit 1856 lebte daselbst Dom Miguel, Exkönig von Portugal, welcher hier 1866 starb.

Werwolf, minder richtig Wehrwolf und Wärwolf, ist zusammengesetzt aus Wolf und dem veralteten Worte wër (goth. vair, lat. vir), der Mann, was sich außerdem nur noch in Wergeld und Wirth (wër-gelt, wir-t) erhalten hat, und bedeutet einen Menschen, der Wolfsgestalt annehmen kann. Auch in das Französische ist das deutsche Wort frühzeitig übergegangen und hat sich in regelrechtem und historisch nachweisbarem Fortschritte des Lautwechsels allmählich verwandelt aus altdeutschem wervulf in franz. gerulf, garoul, garou, woraus zuletzt mit pleonastischer Zusammensetzung das jetzt übliche loup-garou geworden ist. Schon die Scythen kannten nach Herodot's Zeugnisse den W., und auch die Griechen, namentlich die Arkadier wußten viel vom Lykanthropos zu erzählen, wie nicht minder die Römer vom Versipellis. Im Mittelalter herrschte der Glaube an Werwölfe bei allen slaw., celt., german. und roman. Völkern, und selbst noch gegenwärtig lebt er in verschiedenen Gegenden, besonders in Volhynien und Weißrußland. In Serbien und der Walachei berührt sich dieser Glaube mit der Vorstellung vom Vampyr (s. d.). Nach der ältesten german. Vorstellungsweise, welche den Körper gern als ein Kleid der Seele auffaßte, hing Verwandlung in Wolfsgestalt ab von dem Ueberwerfen eines Wolfshemds oder Wolfsgürtels, was ohne Absicht des Zauberns geschehen konnte, mit der Gestalt zugleich auch Stimme und Wildheit des Wolfs gab und die Rückkehr in menschliche Gestalt gewöhnlich erst nach einer bestimmten Anzahl von Tagen oder Jahren erlaubte. Der spätere, häufig in Hexenprocessen vorkommende Aberglaube ließ die Verwandlung bewirken durch einen aus Menschenhaut geschnittenen und um den Leib gebundenen Riemen; auch konnte die Werwolfsnatur angeboren werden. Der W., welcher besonders in den Zwölften umgeht und von echten Wölfen sich durch abgestumpften Schwanz unterscheidet, gräbt Leichen aus, ist aber auch nach jungem Blute gierig und raubt Kinder und Mädchen. Ursprung und Grundbedeutung dieser uralten mythol. Vorstellung, die von den Germanen in engste Beziehung mit Wodan gesetzt wurde, ist noch nicht hinreichend ermittelt. Nahe verwandt ist ihr auch eine mit gestörter Phantasie zusammenhängende Krankheitsform, die Lykanthropie, welche zuerst von spätern griech. Aerzten erwähnt wird und zuweilen auch mit erblichem oder epidemischem Charakter vorgekommen sein soll. Vgl. Leubuscher, «Ueber die Werwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter» (Berl. 1850); Hertz, «Der W.» (Stuttg. 1862).

Wesel, Stadt und Festung zweiten Ranges mit einer starken Citadelle, im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, zum Kreise Rees gehörig, liegt am Rheine, in den hier südlich von der Citadelle die schiffbare Lippe mündet, und an der Eisenbahn (Oberhausen-Arnheim) und zählt 18386 E. (1864, mit Einschluß von 5689 Mann Garnison), die zur Hälfte evangelisch, zur Hälfte katholisch sind. Ueber den Rhein, der hier durch eine befestigte Insel getheilt ist, führt eine stehende Pontonbrücke, welche auf dem linken Ufer durch das von Napoleon angelegte, von Preußen vollendete Fort Blücher vertheidigt wird. Nicht weit davon lag das 1811 auf Napoleon's Befehl durch Sprengung geschleifte Städtchen Büderich; das neue Büderich liegt $\frac{1}{2}$ St. westlicher an der Straße nach Geldern. Unter den fünf Kirchen W.s ist die älteste und größte die 1181 eingeweihte, aber in ihrer heutigen Form erst 1521 vollendete Markt- oder Willibrordkirche. Die Metenakirche ist aus einer ältern Antoniuskapelle zwischen 1472—77 hervorgegangen und jetzt evang. Garnisonkirche. Die ehemalige luth. oder kleine Kirche ist in neuerm Stil 1731 erbaut. Den Katholiken gehören die Klosterkirche (das Dominicanerkloster ist jetzt Artilleriekaserne) und Fraterhauskirche. Das Rathhaus, nach dem großen Brande 1396 vollendet, zeichnet sich durch seine architektonisch verzierte Fronte aus und besitzt ein werthvolles Bild des niederrhein. Malers Jan von Calcar. Das Gouvernementshaus, jetzt Wohnung des Commandanten, hat der erste klevische Herzog Adolf 1417 erbaut,

dessen Gebeine in der Klosterkirche ruhen. Eine architektonische Zierde der Stadt ist das 1722 vollendete Berliner Thor mit den Statuen des Hercules und der Minerva. Vor demselben erinnert ein 1835 errichtetes Denkmal an die hier 16. Sept. 1809 erschossenen 11 Offiziere vom Schill'schen Corps. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt W. ein altes berühmtes Gymnasium. Lebhafter Verkehr auf dem Rheine und der Lippe, durch Sicherheits- und Freihäfen sowie durch frequente Dampfschiffahrt gefördert, Speditions-, Holz- und Fischhandel (Lachs und Neunaugen), Schiffahrt, außerdem mehrere Fabriken, Tischlerei und Gartenbau sind die wichtigsten Nahrungszweige. 1865 wurden von W. aus auf dem Rheine im freien Verkehre auf 1106 Dampf- und 374 Segelschiffen zu Berg 171236 Ctr. Güter verschifft, während aus dem Inlande und den Vereinsstaaten rhein- und lippewärts zu W. in 974 Fahrzeugen zu Berg 88893 Ctr. (Holz, Steine), zu Thal, außer Holz, 374259 Ctr. (Metalle, Salz, Steine, Traß, Breter) ankamen. Auf der Lippe gingen zu Berg 230879 (Kaufmannswaaren, Nutzholz, Backsteine, Bruchsteine), zu Thal 321164 Ctr. Güter. Das Glacis rings um die Festung ist zu Spaziergängen eingerichtet. W.s Geschichte beginnt 1125 mit der Stiftung des Klosters Avendorp in der Rheinvorstadt, das aber 1587 von den Bürgern geschleift wurde, damit sich die Spanier darin nicht festsetzen konnten. Die Stadt war eine reichsunmittelbare, wurde aber als ein Theil der Herrschaft Dinslaken betrachtet und kam durch Erbschaft mit dieser 1220 an Kleve. Ihre alten Freiheiten bestätigte und erweiterte Graf Dietrich V. 1241. Sie gehörte auch zur Hansa. Wichtig ist die 1568 hier abgehaltene Synode der reformirten niederländ. Kirchen. Seit 1540 lutherisch, wurde die Bürgerschaft mit dem Magistrat seit Anfang des 17. Jahrh. streng reformirt. Die Drangsale im niederländ. Kriege, besonders zwischen 1586 und 1598, dann im klevischen Erbfolgekriege, als W. von 1614—29 in der Gewalt der Spanier war, zerstörten den alten Wohlstand. Nach der Befreiung vom span. Joche durch die von drei muthigen Bürgern eingeführten Holländer blieb die Stadt brandenburgisch, verlor aber 1714 ihre alten Privilegien. Auf kurze Zeit kam 1672 und 1760 die unvertheidigte Festung in die Hände der Franzosen. Nachdem sie 1805 an Napoleon abgetreten worden, wurde sie großherzogl. bergisch, 1806 aber französisch. Im Nov. 1813 schloß ein preuß. Corps, vom Landsturme der Umgegend unterstützt, die Festung ein, bis der franz. Gouverneur Bourke sie infolge des Pariser Friedens im Mai 1814 Preußen übergab. Vgl. Wolters, «Reformationsgeschichte der Stadt W.» (Bonn 1868).

Wesen heißt das, was ist oder existirt, z. B. in den Ausdrücken Naturwesen, lebendige, vernünftige Wesen u. s. w. Der Gegensatz für den Begriff des W. ist die Erscheinung. Die Erscheinung ist eben darum Erscheinung, weil sie nicht das ist, als was sie erscheint. Es entsteht daher das Bedürfniß, zu den Erscheinungen das W. zu finden und jene auf dieses zurückzuführen, womöglich aus ihm abzuleiten. Innerhalb der Erscheinung gibt sich das W. zu erkennen als das Beharrliche und sich selbst immer Gleichbleibende im Gegensatz zu dem Veränderlichen und Zufälligen. Daher sind die wesentlichen Merkmale eines Begriffs die unveränderlichen, welche man nicht von ihm hinwegnehmen darf, ohne ihn selbst zu zerstören; die unwesentlichen hingegen die veränderlichen oder vertauschbaren. Derselbe Gegensatz findet statt bei dem, was an Naturdingen sowie auch an moralischen Institutionen, wie Familien, Staaten u. s. w., als das nothwendige W. derselben, ohne welches sie nicht bestehen können, von ihren zufälligen, veränderlichen, wechselnden oder auch beliebigen und vertauschbaren Erscheinungsformen unterschieden wird. Weil das Wechselnde dem Beharrenden gleichsam wie ein anziehbares und ablegbares Gewand anhängt, so pflegt man die Erscheinung auch das Aeußere, das W. aber das Innere einer Sache zu nennen.

Weser (lat. Visurgis, altdeutsch Visuracha), einer der Hauptflüsse Deutschlands, entsteht aus der 34½ M. langen Werra (s. d.), die vom Thüringerwalde herkommt, und aus der 24 M. langen Fulda (s. d.), die auf dem nördl. Gehänge der Rhön im bair. Kreise Unterfranken entspringt. Beide vereinigen sich in 383 F. Seehöhe bei Münden und erhalten nun den Namen W. Dieselbe fließt zunächst mit mancherlei Windungen, indem sie ehemals kurhess. und hannov., jetzt preuß., braunschweig., lipp. und dann wieder preuß. Gebiet mehrfach berührt oder durchschneidet, gegen Nordwesten, bei Karlshafen links die Diemel aufnehmend, wendet sich dann über Hörter, Holzminden, Hameln gegen Norden und über Rinteln gegen Nordwesten, durchbricht nach der Aufnahme der Werre (s. Werra) in der Porta Westphalica (s. d.) bei Preußisch-Minden (118 F. hoch) die Weserkette, den nördl. Rand des Wesergebirgs (s. d.), welches sie bis dahin in einem schönen Thale durchflossen, und geht nun, nach Aufnahme der Aller, gegen Nordwesten über Bremen (15 F. hoch) und Vegesack. Zuletzt scheidet sie nach ihrem nördl. Laufe Olden-

burg und Preußen (Hannover), dort die Hafenplätze Elsfleth an der Mündung der Hunte und Braake, hier Geestemünde und Bremerhaven berührend, und mündet unter Bremerhaven in die Nordsee, im Osten des Jadebusens. Geographisch zerfällt ihr Lauf in den obern und untern, deren Grenzscheide bei Münden ist; hinsichtlich der Schiffahrt aber wird als Grenzpunkt der Ober- und Unterweser Bremen angenommen. Ihr ganzer Lauf beträgt von Münden bis zur Mündung 57 M., auf welcher Strecke sie vor 1866 an beiden Ufern 35 mal die Landeshoheit wechselte. Nimmt man die Werra, wie gewöhnlich geschieht, als den eigentlichen Quellarm an, so hat der Weserstrom eine Länge von 91½ M. und ein Flußgebiet von 820, nach anderer Angabe von 875 Q.-M. Schiffbare Flüsse nimmt sie nur im Tieflande auf, nämlich rechts die Aller mit der Leine, die Lesum oder die mit der Hamme vereinigte Wümme bei Vegesack, die Ochte und Geest bei Bremerhaven und Geestemünde, sämmtlich in der preuß. Provinz Hannover, links die Hunte in Oldenburg. Bis zur Mündung der letztern fließt der Strom ungetheilt, dann aber bildet er mehrere Werder. Die Breite desselben beträgt von Münden bis Hameln 300, bei Minden 600, bei Bremen 700 F., bei Elsfleth bereits ¼ und an der Mündung 1½ M. Die W. ist eine der vorzüglichsten Wasserstraßen für Deutschlands Handel, indem sie aus der Vereinigung bereits schiffbarer Flüsse entsteht und bis Elsfleth aufwärts für Seeschiffe fahrbar ist, für kleinere sogar bis Vegesack. Die Mündung ist mit Sandbänken angefüllt und hat bei Flutwasser nur 19 F. Tiefe im Minimum. Das Hauptfahrwasser liegt hier auf der ehemals hannov. Seite und ist bis Bremerhaven 12, zur Flutzeit 22 F. tief, also für tiefgehende Schiffe ausreichend. Die Beschaffenheit des Fahrwassers der Oberweser entspricht indessen der großen Verkehrswichtigkeit des Stroms in keiner Weise. Auf dem altpreuß. Gebiet ist sie durchschnittlich 3—6 F. tief und trägt bis Hameln Schiffe von 50 Last. Aber die bisherigen Bauten haben ihr noch nicht einmal 24 Zoll durchgängige Wassertiefe bei mittlerm Stande verschafft, und im Sommer ist sie wegen der Seichtigkeit oft monatelang unfahrbar. Die geringe Breite des Fahrwassers, mehrere Stromschnellen und die Gefahren der Schiffahrt bei hohem Wasserstande sind andere Uebelstände. Dazu kommt die Menge von engen Brücken (stehenden zu Münden, Nienburg und Bremen, Schiffbrücken zu Hameln und Rinteln), Schleusen und Wehren. Auch die Häfen, namentlich die Ueberwinterungshäfen der Oberweser, lassen zu wünschen übrig. Der Plan, die W. durch die jetzt schiffbare Lippe mit dem Rhein zu verbinden, sieht noch seiner Ausführung entgegen. Dagegen ist der bereits im 18. Jahrh. angelegte Kanal zur Verbindung der Hamme mit der Oste bei Bremervörde seit 1830 wieder schiffbar gemacht, und vom Mai 1852 bis Nov. 1853 hat Hannover im Lande Hadeln einen Entwässerungs- und Schiffahrtskanal zur Verbindung der W. mit der Elbe hergestellt. Die größten Schiffe der W. werden Böcke genannt, sind 118—124 F. lang, 14½—16 F. breit, 5 F. tief, und ihre Senkung beträgt 44—48 Zoll bei voller Ladung von 48—50 Last. Die mittlern Schiffe heißen After, Achter oder Hinterhänge, weil sie an den Bock gehangen werden, und die noch kleinern nennt man Büllen. Alle drei Arten von Schiffen machen, wenn sie beladen und miteinander verbunden sind, eine «volle Mast» aus. Die Schiffe werden von Bremen bis Hameln durch Leinenzieher, zuweilen 40—70 an der Zahl, von Hameln bis Minden durch Pferde gezogen. Auch mit Dampfschiffen wird die W. seit 1843 befahren; doch ist der Fluß zu zeiten so flach, daß diese mit 18—20 Zoll Tiefgang häufig auf Hindernisse stoßen und ihre Fahrten einstellen müssen. Für Reisende, welche die reizenden Ufer der W. kennen lernen wollen, ist besonders das im Sommer regelmäßig von Münden abgehende Dampfboot zu beachten, das bei hinreichendem Wasser nachmittags in Hameln und abends in Minden eintrifft. Von hier gehen regelmäßig Dampfschiffe nach Bremen und Bremerhaven sowie auf der Hunte nach Oldenburg.

Die Weserschiffahrt war früher durch die vielen Uferstaaten, durch das Stapelrecht einzelner Städte, durch die Vorrechte der Weserschiffahrtsgilden sowie durch die vielen Zölle, welche die einzelnen Staaten erhoben, schweren Hindernissen unterworfen, bis endlich infolge des Wiener Congresses die Abgeordneten sämmtlicher betheiligten Uferstaaten sich 1821—23 vereinigten und 1823 eine Schiffahrtsacte unterzeichneten, die Gleichmäßigkeit der Abgaben und Schiffahrtsfreiheit von Münden bis zur Mündung des Stroms aussprach, auch alle besondern Berechtigungen aufhob und dafür einen festen «Weserzoll» aufstellte, der jedoch später noch herabgesetzt und durch Vertrag vom 26. Jan. 1856 zwischen Preußen, Hannover, Kurhessen und Bremen ganz suspendirt wurde. Gleichzeitig erfolgte zwischen Preußen und Bremen der Abschluß eines zunächst bis zum 31. Dec. 1865 gültigen Vertrags wegen der Beförderung der gegenseitigen Verkehrsverhältnisse, infolge dessen in Bremen ein vereinsländisches Hauptzollamt für den Schiffahrts- und Eisenbahnverkehr errichtet ward. Eine Additionalacte vom 3. Sept. 1857, welche

1. Sept. 1858 in Wirksamkeit trat, brachte sodann noch mannichfache Verbesserungen für die Schiffahrt wie für die Strombauten, infolge dessen sich der Weserverkehr sehr hob. Hauptgegenstände desselben sind die Hölzer aus den Eichen- und Buchenwaldungen an den Ufern, die berühmten Höxter Steine und Platten, die Oberkirchener, Vlothoer und Portasteine, aus denen die großen Brücken bei Dirschau und Marienberg erbaut worden, und die auch das Material zur Befestigung des Jadebusens liefern, die Ausbeuten der reichen Steinkohlenflötze in Schaumburg-Lippe, ausgezeichneter Portacement, die Hüttenproducte Westfalens und des Harzes, hannov. und westfäl. Leinen, Wolle, Rüböl, fabricirter Taback, Glas, Colonialwaaren u. s. w. Durchschnittlich fahren jährlich von Münden, Karlshafen und Holzminden 200, von Porta und Minden aber 800 beladene Fahrzeuge nach Bremen; die Dampfschiffe jedoch schleppen nur von Bremen bis Minden. Die Wichtigkeit der W. für den großen Verkehr beginnt sofort mit ihrer Bildung bei Münden. Doch gehen Frachtschiffe auf der Werra 7¼ M. bis Wanfried und auf der Fulda 10 M. weit über Kassel bis Hersfeld, mittels der Aller bis Celle, mittels der Aller und Leine bis nach Hannover. Die wichtigste Handelsstadt an der W. ist Bremen (s. d.). — Das Departement W. im ehemaligen Königreiche Westfalen, 103 Q.-M. groß mit 331000 E., umfaßte Minden, Osnabrück, Ravensberg, den hess. Antheil an Schaumburg und das Amt Thedinghausen und hatte zur Hauptstadt Osnabrück. 1810 wurde es dem franz. Depart. Oberems einverleibt, 1814 aber kehrte alles in die frühere Verfassung zurück. Vgl. Geißler, «Die W. Eine Beschreibung in Wort und Bild» (Brem. 1864); Kohl, «Nordwestdeutsche Skizzen» (2 Thle., Brem. 1864); Freese, «Uebersicht des bremischen Handels im J. 1866» (Brem. 1867).

Wesergebirge, Weserbergland, Weserterrasse ist der gemeinschaftliche Name des Gewirres von bald größern, bald kleinern bewaldeten Bergzügen, Plateau- und Hügellandschaften, welches den ganzen obern Lauf der Weser (s. d.) von Münden bis Minden auf beiden Seiten begleitet, von dem Flusse selbst in das ostfäl. und westfäl. Bergland getheilt wird und theils zu den preuß. Provinzen Westfalen und Hannover, theils zu Braunschweig, theils zu den Fürstenthümern Lippe gehört. Im Osten durch das Thal der Leine von dem Göttingerwalde und den westlichsten Vorhöhen des Harzes getrennt, im Süden mit dem hess. Plateau- und Hügelland, im Südwesten mit dem niederrhein. Gebirge verwachsen, erstreckt es sich als der äußerste Gebirgsvorsprung des deutschen Mittellandes in Nordwestrichtung weit in die norddeutsche Tiefebene hinein, in welcher es die große westfälische oder Bucht von Münster aus dem allgemeinen Gebiet der Niederung abscheidet. Die einzelnen waldreichen Bergzüge haben, untereinander ziemlich parallel laufend, dieselbe Richtung nach Nordwest und erreichen selbst in ihren höchsten Kuppen kaum die absolute Höhe von 1600 F. Was ihnen aber den Gebirgscharakter verleiht, das ist der plateauartige Zusammenhang ihrer Massen, dann die wallförmige, oft scharf markirte Gestalt der einzelnen Ketten, endlich ihre bedeutende relative Erhebung über die tiefe Thalfurche der Weser und das benachbarte Niederungsland, über welches sie theilweise 1000—1200 F. emporsteigen, wodurch sie dem Auge bedeutender als manches absolut höhere Gebirge erscheinen. Ueberdies bieten diese Bergzüge eine Menge schöner, malerischer Punkte dar, und namentlich das Weserthal gehört zu den schönsten Thälern Norddeutschlands. In der östl. Weserterrasse sind die bekanntesten Theile von Süden gegen Norden der Bramwald, das plateauartige Sandsteingebirge des Sollingwalds oder Solling, das wechselvolle Bergland der Hils-, der Iht- und der Lauensteinerberge und des Osterwalds, der Süntel, der Deister, die Bückeberge und als westl. Fortsetzung, zugleich als nördl. Rand der Weserterrasse die östliche oder eigentliche Weserkette, die ihr Westende im Jakobsberge oberhalb Minden erreicht. Diesem gegenüber, auf dem linken Ufer der Weser, erhebt sich der Wittekindsberg. Zwischen beiden bildet, um in das Tiefland zu gelangen, ihren letzten Durchbruch die berühmte Westfälische Pforte oder Porta Westphalica (s. d.). Die ungleich ausgedehntere westl. Weserterrasse hat zum Nordrand die mit dem Wittekindsberge beginnende westl. Weserkette, die unter dem Namen der Mindenschen Bergkette, des Wiehengebirgs, der Lübbenschen Berge, Kappeler Berge u. s. w. in gleicher wallartiger Form westwärts zur Quellgegend der Hunte, dann westnordwestwärts bis zu den unabsehbaren Moor- und Heidegegenden an der mittlern Hase, gegen Norden aber, wie der ganze Zug der Weserkette, ohne Vorhöhen in das Tiefland abfällt. Sie ist durch die Thalebene der obern Hase von dem Teutoburgerwalde (s. d.) geschieden, der die Weserterrasse gegen die westfäl. Tiefebene oder die große münstersche Bucht abgrenzt. In dem Hochlande östlich von ihm sind zu erwähnen: das Paderbornsche Plateau und das nördlich angrenzende Hügelland von Lippe und Pyrmont. In dem Bereiche der Weserterrasse treten, außer im Bramwalde und andern Theilen ihres östl. Abschnitts, wo sich Basaltkegel finden, nirgends krystallinische

Massengesteine oder krystallinische Schiefer an die Oberfläche hervor. Dagegen sind die Flötzformationen von der Kohlengruppe bis zur Molasse außerordentlich vollständig vertreten, und es findet sich hier eine Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Schichtengesteine, wie sie nirgends sonst wo in Deutschland vorkommt. Echte Steinkohlen finden sich bei Ibbenbühren; die Kohlen der Wieldenformation werden bereits an vielen Orten gewonnen. Zu Steinbrüchen geben die Kalk- und Sandsteine aller Formationen Veranlassung. Im Wielden bei Minden, im Hilssandstein bei Salzgitter sowie an andern Orten wird Eisenstein ausgebeutet. Zahlreich sind die Salzwerke und unter diesen Neusalzwerk bei Rehme oberhalb Minden, dessen erbohrte Solquelle das Bad Oeynhausen (s. d.) versorgt. Von andern kräftigen Mineralquellen sind Pyrmont (s. d.), Eilsen (s. Bückeburg), Rehburg (s. d.) und Nenndorf (s. d.) zu nennen. Der Boden ist vorherrschend sehr fruchtbar, wenn auch seiner Natur nach abwechselnd. Landwirthschaftliche Gewerbe sind daher im allgemeinen, besonders aber im westlichsten Theile vorwiegend. Doch hat sich zwischen den vielen Hügelketten eine mannichfaltige Industrie eingefunden, unter welcher die Leinwandweberei in der Umgegend von Bielefeld den ältesten Ruf hat. Die Weserketten, in Verbindung mit dem Harz stellen sich der Verkehrsverbindung zwischen dem Rheinland und der nordostdeutschen Niederung hindernd entgegen. Deshalb sind ihre Querdurchbrüche an der Weserpforte und bei Bielefeld schon seit ältester Zeit zu einer Hauptstraße, neuerdings aber auch für eine wichtige Eisenbahnverbindung benutzt worden.

Wesley (John), der Stifter der Methodisten (s. d.), der Sohn eines engl., auch als Schriftsteller bekannten Theologen, wurde 17. Juni 1703 zu Epworth in der engl. Grafschaft Lincoln geboren. Schon in früher Jugend begeisterte er sich an den Schriften des Thomas a Kempis und Taylor's und hatte das Vorgefühl eines besondern geistlichen Berufs. Er studirte dann zu Oxford Theologie und warf sich, nachdem er 1725 als Diakon ordinirt worden, mit großem Eifer auf das Studium der Bibel und ascetischer Schriften. 1729 verband er sich mit seinem Bruder und 15 oxforder Studenten zur Erforschung der biblischen Wahrheiten, zum Fasten, Beten und zu guten Werken. Schon damals gab man diesen zum Separatismus neigenden jungen Leuten wegen ihres frommgeordneten Lebens den Spottnamen der Methodisten, den sie später beibehielten. W. ging 1735 mit seinem Bruder nach Amerika, wo sie besonders den Indianern das Evangelium predigen wollten. Hier entsagte er allen Annehmlichkeiten des Lebens, genoß weder Wein noch Fleisch und schlief auf der bloßen Erde. Zelotismus und Intoleranz sowie seine satirische Zunge erregten ihm jedoch heftige Feinde, sodaß er 1738 nach England zurückging. Er trat jetzt mit den Herrnhutern, die er schon in Amerika kennen gelernt hatte, in Verbindung und stiftete nach dem Muster der Brüdergemeine, welche er 1738 besuchte, in England eine selbständige religiöse Vereinigung, jedoch innerhalb der Staatskirche. 1741 trennte er sich von seinem bisherigen Genossen Whitefield (s. d.), weil derselbe die Methodistenkirche ganz von der Staatskirche und der Regierung unabhängig machen wollte. Zwei Jahre später brach er auch mit den Herrnhutern, indem er sich im Dogma zur strengsten Prädestinationslehre bekannte. Er besuchte jährlich alle Methodistengemeinden, die seiner Partei treu blieben und Wesleyaner genannt wurden, predigte sehr oft und soll überhaupt gegen 50000 Predigten gehalten haben. Wiewol er früher die Ehelosigkeit empfahl, verheirathete er sich doch 1749, lebte aber so unglücklich, daß er sich scheiden ließ. W. starb 2. März 1791. Seine Schriften, die formlos und meist Bearbeitungen älterer Werke, zählen mehr als 100 Bände. Seine Predigten und kleinern ascetischen und geschichtlichen Aufsätze erschienen mehrmals gesammelt (32 Bde., Lond. 1774; zuletzt, 15 Bde., 1857). Vgl. Southey, «Life of W. and the rise and progress of methodism» (Lond. 1820; deutsch von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1828); die Biographien von Moore (1824), Watson (1831 und 1859) und Schmidt (Halle 1849). Sein Bruder Charles W., geb. 1708, kehrte schon 1736 nach England zurück, wirkte ebenfalls mit größtem Eifer für die Ausbreitung des Methodismus und starb 29. März 1788.

Wespen (Vespae), eine den Bienen verwandte Familie der Insekten aus der Ordnung der Hautflügler, kenntlich durch den platten, in der Mitte stark eingeschnürten, schwarz- und gelbgefärbten Leib, und wie die Bienen mit einem Stachel versehen. Ihre Nahrung besteht in Früchten, kleinern Insekten und Fleisch. In der Regel leben sie gesellig in Nestern, die sie in Bäumen, Felsspalten, Erdlöchern u. s. w. aus faulem Holz und Blättern erbauen. Dieselben erscheinen wie aus grauem Papier gefertigt, sind mit einer wasserdichten Schicht bedeckt, haben den Eingang stets unten und enthalten in mehrern übereinander angebrachten Stockwerken bis an 16000 Zellen. Die Bewohner zerfallen in Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Letztere, die Arbeiter, belaufen sich bis auf 30000, auf die nur 400 Männchen und wenige Weibchen kommen. Die aus

den Eiern der letztern auskriechenden Larven werden von den Arbeitern in einzelnen Zellen gefüttert. Im Winter erfrieren die sämmtlichen Insassen bis auf drei oder vier der stärksten Weibchen, welche im Frühjahr nach mehrmonatlicher Erstarrung jede für sich ein neues Nest anfangen. Dergleichen Ansiedelungen findet man dann häufig auf Dachböden und unter Simsen an einem dünnen Stiele aufgehängt. Die bekanntesten Arten sind: die gemeine Wespe (Vespa vulgaris) und die Hornisse (s. d.). Die Mauerwespe (Odynerus) höhlt sich ihr Nest in den Mörtelschichten alter Mauern aus. Nicht zu den eigentlichen W. gehören die Blattwespen, meist frei auf Blättern lebend; die Gallwespen, durch deren Stich die Galläpfel (s. d.) entstehen; die Holzwespen, die, im Innern der Bäume lebend, den Waldungen großen Schaden zufügen; die Schlupfwespen (Ichneumoniden), die ihre Eier in den Körper lebender Insektenlarven legen, welche von den auskriechenden Wespenlarven ausgehöhlt und getödtet werden.

Wessel (Joh.), auch Gansfort genannt, einer der sog. Vorläufer der Reformation, wurde 1419 zu Gröningen geboren, lehrte nachmals die Philosophie zu Köln, Löwen, Heidelberg und Paris und starb 4. Oct. 1489 in seiner Vaterstadt. Wegen seiner Gelehrsamkeit erhielt er den Beinamen Lux mundi, während ihn seine Feinde wegen seines Widerspruchs gegen den Scholasticismus Magister contradictionum nannten. Luther stimmte mit W. namentlich in der Rechtfertigungslehre ganz überein, weshalb er ihn sehr hoch achtete. Nach dem Tode W.'s wurde ein großer Theil seiner Schriften als ketzerisch verbrannt; ein anderer erschien unter dem Titel «Farrago rerum theologicarum» und wurde sehr oft, unter andern auch mit einer Vorrede von Luther (Wittenb. 1522), herausgegeben. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke besorgte Joh. Lydius (Amsterd. 1617). Vgl. Ullmann, «Johann W., ein Vorgänger Luther's» (Hamb. 1834); «Reformatoren vor der Reformation» (Bd. 2, 2. Aufl., Gotha 1866); Bähring, «Das Leben Johann W.'s» (Bielef. 1846).

Wesselényi (Nikolaus, Baron), Führer der ungar. und der siebenbürg. Opposition, geb. 1794 zu Zsibó, dem siebenbürg. Stammgute seiner Familie, erhielt im Aelternhause eine treffliche Erziehung, aber auch schon die nationale und oppositionelle Richtung. Nach kurzem Dienste in der österr. Armee, in welcher er die letzten Feldzüge gegen Napoleon mitmachte, kehrte er 1818 in seine Heimat zurück und stellte sich dort an die Spitze der Agitation gegen das ohne Mitwirkung des Reichstags erlassene Urbarialgesetz. Er reiste von Comitat zu Comitat, kaufte überall Grundbesitz, um Sitz und Stimme in den Congregationen zu erlangen, und verbreitete durch Wort und Schrift die Aufregung gegen die österr. Regierung, die sich endlich 1834 genöthigt sah, den seit Jahrzehnten beseitigten siebenbürg. Reichstag wieder einzuberufen. Inzwischen hatte W. mit dem Grafen Stephan Széchényi mehrjährige Reisen im Auslande gemacht. Als sie nach Ungarn zurückkamen, traten sie hier 1825 auf dem Reichstage an die Spitze der neugeweckten liberalen Bewegung. Széchényi, mehr gemäßigt und mehr für die ökonomischen Reformen wirkend, wurde bald von der liberalen Partei überflügelt, deren Führung ganz an W. überging. Dieser suchte unter anderm auch auf dem Wege der Presse das Volk mit für den Kampf zwischen Regierung und Reichstag zu interessiren. Da die Regierung in beiden Ländern die Veröffentlichung der Reichstagsverhandlungen hinderte, gab W. in Siebenbürgen eine lithographirte Reichstagszeitung heraus, war auch der eifrigste Beschützer der von L. Kossuth zuerst in Presburg, dann in Pesth herausgegebenen lithographirten Zeitung. Er wurde darüber mit Kossuth im Sommer 1837 verhaftet, in einen Hochverrathsproceß verwickelt und zu vierjähriger Haft verurtheilt. Die Amnestie von 1840 verschaffte auch ihm die Freiheit; aber er hatte im Kerker das Augenlicht eingebüßt und mußte nun auf hervorragende polit. Thätigkeit verzichten. W. lebte seitdem zu Zsibó, er blieb jedoch in lebhaftem Verkehr mit der Opposition. Infolge der Ereignisse von 1848 wandte er sich wieder nach Pesth, nahm auch seinen Sitz an der Magnatentafel ein, ohne jedoch in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Er starb im Herbst 1850 zu Pesth. Vgl. Csengery, «Ungarns Redner und Staatsmänner» (2 Bde., Wien 1851).

Wesseling (Pet.), verdienter Philolog, geb. 7. Jan. 1692 zu Steinfurt, wurde, nachdem er seine Studien zu Leyden und Franeker vollendet, 1717 Conrector zu Middelburg, 1723 Professor der Beredsamkeit zu Franeker und erhielt 1735 die Professur der alten Literatur zu Utrecht, wo er 9. Nov. 1764 starb. Nächst seinen vorzüglichen Bearbeitungen der «Vetera Romanorum itineraria» (Amsterd. 1735), des Diodorus von Sicilien (2 Bde., Amsterd. 1745; neue Ausg. von L. Dindorf, 5 Bde., Lpz. 1828—31) und Herodot (Amsterd. 1763) sind zu erwähnen: die «Observationes variae» (Amsterd. 1727; wiederholt von Frotscher, Lpz. 1832); die «Probabilia» (Franeker 1731); die «Diatribe de Judaeorum archaeologia» (Amsterd. 1738); die «Epistola de Aquilae fragmentis» (Amsterd. 1748); die «Dissertatio Herodotea»

(Utr. 1758). Auch besorgte er verbesserte Ausgaben von Simson's «Chronicon» (Leyd. 1752) und von Petitus' «Leges Atticae» (Leyd. 1741).

Wessenberg (Ignaz Heinr. Karl, Freiherr von), ein ausgezeichneter deutscher Kirchenprälat und Patriot, Generalvicar des Bisthums Konstanz bis 1827, bekannt durch sein Wirken und die Verfolgungen der röm. Curie, wurde 4. Nov. 1774 zu Dresden geboren, wo sein Vater österr. Gesandter war. Als jüngerer Sohn für die Kirche bestimmt, erhielt er schon als Knabe die Exspectanz auf Kanonikate von mehrern deutschen Hochstiftern. Seine Studien machte er auf der Hochschule zu Dillingen, wo Sailer großen Einfluß auf ihn gewann, dann zu Würzburg, wo er den Grund zu seiner jurist. Bildung legte, endlich seit 1796 zu Wien. Er war Domdechant zu Konstanz, als ihn Karl Theodor von Dalberg zum Generalvicar dieses auch einen großen Theil der westl. und mittlern Schweiz umfassenden Bisthums erhob. In seinem bedeutenden Wirkungskreise, in den er im Aug. 1801 eintrat, zeigte er sich bemüht, die Geistlichkeit fortzubilden, der deutschen Sprache in der Liturgie Einfluß zu verschaffen, den deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen und im Einverständnisse mit der Regierung des Cantons Luzern schon seit 1806 die Ueberzahl der Klöster zu vermindern. Auch gründete er ein Seminar und Priesterhaus für junge Geistliche und eine große Armenanstalt. Vom päpstl. Nuntius zu Luzern, dem Haupte der ultramontanen Partei in der Schweiz, schon lange verdächtigt, verweigerte ihm aber die röm. Curie die Bestätigung zu seiner 1814 durch Dalberg bewirkten Berufung zur Coadjutorstelle im Bisthum Konstanz. Als ihn nach Dalberg's Tode die Capitularen zum Bisthumsverweser ernannten, verwarf der Papst durch Breve vom 15. März 1817 auch diese Wahl. Zur Rechtfertigung reiste W. nach Rom, wo er jedoch seinen Hauptzweck nicht erreichte. Die Erwiderungen Consalvi's enthielten nur Vorwürfe und das schließliche Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf sein Amt. W. behauptete gegen die röm. Curie eine männliche und doch gesetzmäßige Haltung, und der Großherzog von Baden schützte ihn in der Ausübung seines Amts. Dieser erklärte zugleich die Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation und brachte die mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift «Ueber das neueste Verfahren der röm. Curie gegen den Bisthumsverweser von W.» an den Bundestag. Endlich wurde infolge Concordats mit dem Papste 1827 das Bisthum Konstanz aufgelöst, wodurch W. seine Stelle verlor. Seitdem lebte er in Baden als Privatmann den Wissenschaften, der Kunst und den Werken einer segensreichen Wohlthätigkeit. Von 1819—33 wirkte er auch in der bad. Ersten Kammer als Vertreter des liberalen Systems mit ausgezeichnetem Erfolge. W. starb 9. Aug. 1860 zu Konstanz. Aus seinen zahlreichen Schriften, deren manche anonym erschienen, sind insbesondere hervorzuheben: «Die Elementarbildung des Volks» (Zür. 1814; 2. Aufl. 1835); «Die christl. Bilder» (2 Bde., Konst. 1826—28; 2. Aufl., St.-Gallen 1845); «Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit» (Aarau 1836); «Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrh. in Beziehung auf Kirchenverbesserung» (4 Bde., Konst. 1840). Seine «Sämmtlichen Gedichte» erschienen in sechs Bänden (Stuttg. 1834—44). Noch im hohen Alter veröffentlichte er das philos. Werk «Gott und die Welt, oder das Verhältniß aller Dinge zueinander und zu Gott» (2 Bde., Heidelb. 1857). Vgl. J. Beck, «Freiherr J. Heinrich von W.» (Freib. 1862); Kreuz, «Zur Charakteristik W.'s» (St.-Gallen 1863). — Sein Bruder, **Johann Philipp Freiherr von W.-Ampringen**, geb. 1773, trat, nachdem er in Freiburg und Strasburg seine Studien gemacht, 1797 in den österr. Staatsdienst, wo er eine vielfache Verwendung fand und inmitten der anhaltenden Kriegszeiten wichtige diplomatische Missionen erhielt. 1813 sollte er den Bund zwischen Oesterreich und England vermitteln, wurde aber, als er nach London gehen wollte, zu Hamburg von der franz. Polizei verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten. Er nahm darauf den wichtigsten Antheil am ersten und zweiten Frieden zu Paris und an den Verhandlungen des Wiener Congresses. Dann wirkte er als der erste Gesandte Oesterreichs am Bundestage und half die Gebietsverhältnisse ordnen. Dem Metternich'schen System nicht befreundet, trat er jedoch alsbald ins Privatleben zurück, bis er nach der Julirevolution von 1830 zum außerordentlichen Gesandten im Haag ernannt wurde, als welcher er an den Londoner Conferenzen zur Schlichtung der holländ.-belg. Wirren theilnahm. Schon 1831 erfolgte aber seine Abberufung, weil er angeblich zu viel Hinneigung zu Belgien bewiesen hatte. Er zog sich nun nach Freiburg zurück und lebte dort bei seiner Familie. Bereits hochbetagt, übernahm er 1848 nach Ficquelmont's Rücktritt im Juni in dem österr. «constitutionellen» Ministerium den Vorsitz mit dem Portefeuille des Aeußern. W. war ungeachtet seiner guten Absichten den polit. Stürmen nicht gewachsen. Nach der Octoberrevolution von 1848 folgte er

dem Kaiser und machte im Nov. dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion Platz. Er kehrte nach Freiburg zurück, wo er 1. Aug. 1858 starb, nachdem er vorher seine Gattin und seine drei Kinder verloren und selbst im Zimmer einen Beinbruch erlitten hatte.

Wessobrunn oder Wessensbrunn hieß ein im 8. Jahrh. von Herzog Thassilo gestiftetes Benedictinerkloster in Oberbaiern, unfern des Lech, zwischen Schöngau und Weilheim. Vgl. Leutner, «Historia monasterii Wessofontani» (Augsb. und Freib. 1753). In den jetzt in München befindlichen Handschriften dieses Klosters hat sich ein für die althochdeutsche Literatur wichtiges Sprachdenkmal des 8. Jahrh. erhalten, das sog. Wessobrunner Gebet, beginnend mit einer kurzen Schöpfungsgeschichte in alterthümlich gehaltenen alliterirenden Versen, an die sich dann das eigentliche Gebet in prosaischer Rede schließt. Es ist sehr oft gedruckt und commentirt und fast in alle altdeutschen Lesebücher aufgenommen worden. In neuerer Zeit versuchte man dem Ganzen metrische Form zuzuweisen; so namentlich Müllenhoff («De carmine Wessofontano», Berl. 1861). Doch gelangten die Versuche nicht zur allgemeinen Geltung. Vgl. Wackernagel, «Das Wessobrunner Gebet» (Berl. 1827).

West, s. Abend.

West (Benjamin), ein berühmter Maler, geb. 10. Oct. 1738 zu Springfield in Pennsylvanien, ging 1760 nach Rom und nach einem dreijährigen Aufenthalte in Italien nach England, wo seine Bilder alsbald große Anerkennung fanden. W. begründete die königl. Kunstakademie, die 1768 bestätigt wurde. Georg III. nahm sein Talent in Anspruch zur Verschönerung des Schlosses Windsor, und ließ ihm eine jährliche Besoldung von 1000 Pfd. St. zahlen, die man ihm aber entzog, als des Königs Gemüthskrankheit zum Ausbruch kam. Schon früher hatte sich W. von der Kunstakademie, deren Präsident er gewesen, zurückgezogen, und dagegen thätigen Antheil an der Stiftung der 1805 gegründeten British-Institution genommen. Er machte sich um die Kunstentwickelung in England mehr durch diese Anstalt und die Kunstakademie als durch seine eigenen Werke verdient, da es ihm selbst an der Schöpfergabe fehlte, die den großen Künstler bildet. Er kannte die Regeln, seine Composition und Gruppirung sind stets wissenschaftlich, seine Zeichnung hat das Verdienst der Richtigkeit, aber sein Colorit ist nicht harmonisch. Sein berühmtestes Gemälde ist der General Wolfe, sein größtes Christus vor Pilatus. Andere Gemälde von ihm sind der Tod Nelson's; Christus, die Kranken und Lahmen im Tempel heilend; der Tod auf dem fahlen Pferde u. s. w. Weniger Beifall fanden sein König Lear, den er für die Shakspearegalerie malte, und sein Paulus auf der Insel Melite, wie er die Natter von der Hand schüttelt, in der Kapelle zu Greenwich. Im ganzen sind seine Compositionen unklar, verwickelt und oft ohne Haltung. Er starb zu London 11. März 1820. Vgl. Galt, «Life and studies of Benj. W.» (Lond. 1820).

West (Thomas oder Karl August), s. Schreyvogel (Joseph).

Westaustralien, eine engl. Colonie, begreift den westlichsten Theil Australiens bis zu 129° östl. L. und hat ein Areal von 46000 Q.-M., mit (1865) einer Bevölkerung von 20000 Seelen. Die Nordküste beginnt am Cambridgegolf und besitzt bis zum Cap Leveque eine Reihe der schönsten Häfen mit vorgelagerten zahllosen Felsinseln und nackten Klippen. Dann folgt ein flacher, hafenloser, unwirthlicher Strand, bis am Dampier-Archipel das Ufer sich mehr erhebt. Die Westseite beginnt mit dem Nord-West-Cap und erstreckt sich bis Cap Leeuwin. Ungeachtet einiger größern Buchten, wie der Haifischbai, ist diese Küste doch arm an Häfen und damit die Entwickelung der Colonie gehemmt. Die Südküste hat dagegen einige gute Ankerplätze im westl. Theil, während der Osten durch die höchst einförmige Steilküste des großen Australgolfes gebildet wird. Von dem ungeheuern Flächenraume dieser Colonie ist eigentlich nur der südwestlichste Theil bekannt und colonisirt. Hinter den Dünen der Küste liegt eine wellige, vorherrschend sandige und dürre, theils mit Wald und Weide bedeckte, theils von ziemlich fruchtbaren Thälern durchschnittene Ebene, die landeinwärts mehr und mehr ergiebig wird. Etwa 5—7 M. vom Meere steigt plötzlich die Darlingkette (Darling-Range) auf, der 2000 F. hohe bergige Westrand eines nach ihr benannten Hochlandes von geringer Erhebung, das, aus mehrern parallelen, im ganzen plateauartigen Bergzügen zusammengesetzt und überwiegend aus Granit bestehend, ostwärts in ein niedriges, bewaldetes Tafelland, zuletzt wahrscheinlich allmählich in die innere Tiefebene übergeht, südlich aber mit theils steilen und felsigen Ufern, theils sanft sich verflachenden Ebenen an die Südküste tritt. Die höchsten Erhebungen finden sich in der Nähe der Haifischbai. Die von den Flüssen Gascoyne und Ashburton bewässerten Hochebenen mit fruchtbarem Boden tragen Berggipfel von 4000 F. Zahlreiche kleine Flüsse strömen von den Bergen den Gestaden zu. Der bedeutendste unter ihnen ist der Schwanenfluß (Swan-River),

der unterhalb Perth mündet. W. erfreut sich eines milden Klimas und eines fast allenthalben anbaufähigen Bodens, hat Waldungen, liefert auch Sandelholz, Gummi und eine Palmenart, deren Nuß zur Seifefabrikation verwendet wird, und eignet sich in manchen Theilen sehr wohl zur Colonisation. Diese begann 1829 direct von England aus, und wurde zuerst auf das Küstenland zwischen dem Swan-River und König-Georgssund beschränkt, hatte aber mit den größten Hindernissen zu kämpfen. W. war zwar niemals Deportationscolonie, doch gab die brit. Regierung 1855 den Einwohnern nach, die um Einführung von Deportirten baten, um dadurch den Mangel an Arbeitskräften zu ersetzen, und schickte eine beschränkte Zahl von Deportirten dahin ab. Die Colonisten bauen mit Erfolg europ. Getreide, auch Flachs, Taback, gewinnen Oliven und gerühmten Wein, ziehen Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen und Schweine und treiben mit den Landesproducten sowie mit denen der Fischerei einen verhältnißmäßig lebhaften Seehandel. Auch hat man Kohlenlager und ergiebige Blei- und Zinkgruben, 1854 auch Gold entdeckt. Indessen ist W. gegen die übrigen austral. Colonien zurückgeblieben. Die Colonie zerfällt gegenwärtig in 26 Counties. Die wichtigsten Städte und andern Ortschaften sind: **Perth**, an der Mündung des Swan-River in das Melvillewater und 2 M. von seinem Hafenplatze **Freemantle** an der Mündung ins Meer gelegen, Sitz des Gouverneurs und der Colonialregierung sowie eines kath. Bischofs, nebst dem etwas oberhalb, an der Einmündung des Helenaflusses gelegenen Städtchen **Gailford** die erste Niederlassung der Engländer; **Australind**, an der Geographenbai, 1840 gegründet; **Augusta**, an der Flindersbai und Mündung des Blackwood; **Albany**, am König-Georgssund, mit dem besten Hafen der ganzen Colonie und lebhaft betriebenem Walfischfange.

Westenrieder (Lor. von), ein um Baierns Geschichte und Landeskunde vielfach verdienter Mann, geb. 1. Aug. 1748 zu München, wo er das Gymnasium und Lyceum besuchte, wurde erst Weltpriester, dann nach Aufhebung der Jesuiten 1773 Professor der Poesie in Landshut und 1774 Professor der Rhetorik zu München, 1776 Büchercensurrath, 1778 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1786 Geistlicher Rath und 1800 Domcapitular. Er starb zu München 15. März 1829. Im Auftrage der Regierung verfaßte er eine Reihe nützlicher histor. und geograph. Schulbücher. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: das heroische Drama «Marc Aurel»; «Bair. Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur» (Münch. 1779—81), aus welchen erweitert das «Leben des guten Jünglings Engelhof» (2 Bde., Münch. 1782) hervorging; ferner «Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern» (2 Bde., Münch. 1783), eine Fortsetzung der «Bair. Beiträge»; «Bairisch-histor. Kalender» (21 Bdchn., 1787 fg., mit Kupfern); «Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft» (12 Bde., 1788 fg.); «Akademische Reden und Abhandlungen» (Münch. 1779); «Geschichte der bair. Akademie der Wissenschaften» (2 Bde., Münch. 1779—1800); «Hundert Sonderbarkeiten, oder das neue München im J. 1850» (Münch. 1824) und als Fortsetzung «Das neue München und Baiern im J. 1850» (Münch. 1828). Eine Sammlung seiner «Sämmtlichen Werke» wurde nach seinem Tode veranstaltet (10 Bde., Kempt. 1831—38, 4.; 29 Bde., 1831—37, 16.). W. hatte in der ersten Hälfte seines Lebens viel gewirkt in Baiern für Geschichte und Landeskunde wie für Veredlung der tiefgesunkenen Muttersprache und des Geschmacks. In den letzten 25 J. war jedoch sein Wirken mehr ein hemmendes als ein förderndes. Der Kern seines Wesens war Widerstand, anfangs gegen Unterdrückung und Verfinsterung von innen, später gegen das Vorwärtsstreben. 1854 wurde ihm zu München ein Standbild (von Widnmann) gesetzt. Vgl. Gandershofer, «Erinnerungen an Lor. von W.» (Münch. 1830).

Westerås, eine uralte, regelmäßig gebaute Stadt im mittlern Schweden, an der Mündung der Svartå in den Mälarsee, wo sich ein Hafen befindet, ist Sitz des Landshauptmanns über das Län und des Bischofs über das Stift gleiches Namens. Die Stadt hat ein ehemals befestigtes Schloß, welches 1434 von den Dalekarliern unter Engelbrecht, 1520 von Christian II. und 1522 von Gustaf Wasa (der hier mit seinen Dalekarliern 29. April 1521 den ersten Sieg über die Dänen erfocht) erobert wurde, und in welchem der unglückliche Erik XIV. 1573—74 gefangen saß. Die große Domkirche, eingeweiht 1271, später erweitert, mit dem Grabmale Erik's XIV., hat den höchsten Thurm (328 F.) in Schweden, der 1693 erbaut wurde. Es besteht zu W. ein Gymnasium mit einer sehr werthvollen Bibliothek von mehr als 12000 Bänden, darunter die von Axel Oxenstjerna geschenkte kurmainzische Büchersammlung. W. hat ein Rathhaus, ein Lazareth, Schiffswerfte und zählt (1866) 5007 E., die außer den gewöhnlichen Gewerben lebhafte Schiffahrt und Handel mit Eisen, Messing, Vitriol u. s. w. treiben. Doch hat der Handel mit Dalarna, dessen Hauptstapelort die Stadt früher war, in neuester Zeit

durch die Erweiterung des Strömholmskanals, durch die Anlage der Eisenbahn Nora-Ervalla und besonders der von Gefle nach Falun bedeutend abgenommen. Unter den hier gehaltenen Reichstagen ist besonders der von 1527 merkwürdig, in welchem Gustaf I. die Macht des Klerus brach und die Einführung der Reformation durchsetzte.

Westermann (Ant.), verdienter Philolog, geb. 18. Juni 1806 zu Leipzig, widmete sich, auf dem Gymnasium zu Freiberg vorbereitet, auf der Universität seiner Vaterstadt 1825—30 den altclassischen Studien. Nachdem er sich 1830 daselbst als Privatdocent habilitirt, erhielt er 1833 eine außerord., 1834 die ord. Professur der Alterthumskunde. Auch wurde ihm 1849 die Mitdirection des Philologischen Seminars übertragen. 1865 legte er jedoch seine Lehrämter nieder. Für das Entstehen und die erste Einrichtung der 1846 gestifteten Gesellschaft der Wissenschaften hat W. thätig mitgewirkt. Seine mündlichen Vorträge zeichneten sich durch große Klarheit und Gediegenheit aus, und dieselben Vorzüge finden sich auch in seinen zahlreichen schriftstellerischen Leistungen. Von seinen kleinern Schriften sind, außer einer längern Reihe akademischer Gelegenheitsschriften, welche er 1849—65 als Programmatarius der Universität veröffentlichte, zu bemerken: «De publicis Atheniensium honoribus ac praemiis» (Lpz. 1830); «Quaestiones Demosthenicae» (Lpz. 1830—37); «De Callisthene Olynthio» (Lpz. 1838—42); «De litis instrumentis, quae exstant in Demosthenis oratione in Midiam» (Lpz. 1844) u. s. w. Nicht minder verdienen auch seine mit reichem kritischen Apparat ausgestatteten Bearbeitungen mehrerer griech. Schriftsteller Beachtung. Zu erwähnen sind die Ausgaben der «Vitae decem oratorum» (Quedlinb. 1833), der «Paradoxographi» (Braunschw. 1839), des Stephanus von Byzanz «De urbibus» (Lpz. 1839), von Plutarch's «Vita Solonis» (Braunschw. 1840), der «Mythographi» (Braunschw. 1843), der «Biographi» (Braunschw. 1845), der sämmtlichen Werke des Philostratus (Par. 1848), der Reden des Lysias (Lpz. 1853), der «Ausgewählten Reden» des Demosthenes (3 Bde., Lpz. und Berl. 1850—68 u. öfter). Eine Lücke in der Literatur füllte W. durch seine «Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom» (2 Bde., Lpz. 1833—35) aus, die ebenso wol von einem sorgfältigen Quellenstudium als von feinem Urtheile zeugt. Außerdem lieferte er eine vielfach vermehrte Ausgabe der Schrift von G. J. Voß: «De historicis Graecis» (Lpz. 1838) und eine deutsche Uebersetzung von ausgewählten Reden des Demosthenes (4 Bde., Stuttg. 1856—68) sowie von Leake's «Demen von Attika» (Braunschw. 1840). Viele Beiträge arbeitete er für die von ihm mit Funkhänel begründeten «Acta societatis Graecae» (2 Bde., Lpz. 1835 fg.), für Jahn's «Jahrbücher der Philologie und Pädagogik», für die «Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft» und die «Berichte» und «Abhandlungen» der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.

Westerwald heißt im weitern Sinne derjenige Theil des ostniederrhein. Gebirgslandes, welcher zwischen dem Rhein im Westen, der Sieg im Norden, der Lahn im Osten und Süden, der Eifel gegenüberliegt, größtentheils zu dem ehemaligen Nassau und den preuß. Regierungsbezirken Koblenz und Arnsberg gehört; im engern Sinne aber nur der nordöstl. und mittlere höchste Theil des Gebirgsabschnitts, der auch der Hohe W. oder die Kalte Eich genannt wird. Im ganzen ist der W. eine Hochfläche, über welche sich nicht hohe Bergrücken und einzelne Kuppen erheben, ein Grauwackenplateau mit Auflagerungen der Braunkohlenformation und sehr zahlreichen basaltischen, trachytischen und phonolithischen Durchsetzungen, die in Gestalt kleiner Kuppen darüber emporragen. Die Kegelform ist deshalb bei den Bergen des W. die herrschende. Die Scheitel der Berge sind meist abgerundet und mit Felsblöcken übersäet, die oft wahre Felsenmeere bilden. Gewöhnlich schließt eine Gruppe solcher Kegelberge ringförmig eine Einsenkung des Plateau ein, die dann meist sumpfig und mit Torfmoor erfüllt oder ein See ist, nach Art des Laachersees auf der Eifel. Der Hohe W. oder die Kalte Eich, der höchste und rauhste Theil des Gebirgs, zieht vom Ederkopf an den Quellen der Eder, Sieg und Lahn südwestwärts über Burbach bis zu der in die Sieg fließenden Nister bei Hachenburg als eine kahle, öde Basaltfläche von 1500 F. Höhe, über welche viele einzelne Kuppen höher emporragen. Der höchste Gipfel des ganzen Gebirgs ist hart an der Südspitze von Westfalen, der Saalberg oder Salzburgerkopf, 2137 F., nach andern 2604 F. hoch. Von ihm zieht ein relativ wenig erhabener Rücken in fast gleicher absoluter Höhe auf der Wasserscheide zwischen Sieg und Lahn gegen Nordosten als Verbindungsglied mit dem Sauerländischen Gebirge (s. Sauerland), während das Plateau sonst nach allen Seiten abfällt. Die Rauheit und große Feuchtigkeit des Klimas, gesteigert durch die vielen Versumpfungen, ist im W. der Vegetation, besonders der Holzzucht nicht günstig. Das Gebirge erscheint daher verhältnißmäßig sehr kahl, nur die Ab-

hänge der Berge, auch des Hohen W. sind wie die niedrigen Bergflächen gegen den Rhein hin fast überall mit Waldung bedeckt. Der basaltische Boden an sich ist dagegen dem Wachsthum der nicht perennirenden Gewächse günstig. Trotz des langen schneereichen Winters werden ziemlich viel Kartoffeln, Hafer, Gerste, Kohl, Flachs und Heu erbaut, und ausgezeichnet sind die Gebirgsweiden und Wiesen. Der innere Bau liefert zur Benutzung vorzüglich Braunkohlen und Töpferthon, auch Kupfer und Eisen, welches letztere besonders im Siegener Kreise und in mehr als 100 Gruben im Nassauischen ausgebeutet wird. Der Südabhang des Gebirgs ist fast industrielos, der nördliche dagegen auf altpreuß. Gebiete gehört zu den industriellsten Gegenden Deutschlands. In der Nordwestecke, zwischen der Sieg und dem Rhein, erhebt sich das Siebengebirge (s. d.). Die Südwestecke des W., zwischen Lahn und Rhein, bildet die Montabaurer Höhe oder der Wald von Montabaur, der sich bis 1613 F. hoch erhebt und steil zum Rhein abfällt. Der W. gehört jetzt, nachdem 1866 Nassau, Kurhessen und der hess.-darmst. Kreis Hinterland (Biedenkopf) dem preuß. Staate einverleibt worden, ganz Preußen an. Auch sind in dem Regierungsbezirk Wiesbaden (Nassau) zwei neugebildete Kreise nach dem Gebirge benannt. Der Kreis Oberwesterwald umfaßt den höchsten Theil des Gebirgs, die drei Aemter Marienberg, Rennerod und Hachenburg und zählt (1867) auf 8,5 Q.-M. 35726 E. Der Hauptort ist das Pfarrdorf Marienberg, 9 M. nördlich von Wiesbaden, Sitz des Kreis- und eines Amtsgerichts, mit 700 E. Der Kreis Unterwesterwald enthält die drei Aemter Montabaur, Selters und Wallenrod und zählt auf 8,7 Q.-M. 51259 E. Die einzige Stadt desselben, Montabaur, ist Sitz des Kreisgerichts, eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, seit 1840 ein Lehrerseminar, eine Realschule, ein Schloß und zählt 3084 E., die Wollspinnerei, Papierfabrikation und Oelmühlen unterhalten. Auch besteht ein Sauerbrunnen. In der Nähe hat man unlängst ein großes Malachitlager entdeckt. Montabaur gehörte bis 1803 zu Kur-Trier und erhielt seinen jetzigen Namen (Mons Thabor) 1217 vom Erzbischof Dietrich, war aber schon 930 als Humbach bekannt. Im Amte Selters, benannt nach dem Pfarrdorf Selters, das nicht mit dem durch sein Mineralwasser berühmten zu verwechseln ist, liegt 1¼ M. südlich vom Montabaurer Walde das Pfarrdorf Ramsbach mit 1700 E., der Mittelpunkt des sog. Kannenbäckerlandes, in welchem aus dem vortrefflichsten Thon Krüge und andere irdene Geschirre in Menge verfertigt werden, die als Koblenzer Waare in den Handel kommen.

Westfalen wurde seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. der westl. Theil des alten, von Karl d. Gr. dem Frankenreiche einverleibten Herzogthums Sachsen (s. d.) genannt. Durch die Wohnsitze der Engern (s. d.) an der Weser von dem Lande der bis zur Elbe wohnenden Ostfalen getrennt, reichte dies W. westwärts bis gegen den Rhein und hatte hier die Franken zu Nachbarn sowie im Norden die Friesen, im Süden, von der Sieg und Eder an, die Hessen. Bei der Auflösung des Herzogthums Sachsen nach der Achtserklärung Heinrich's des Löwen 1180 verlor sich der Name Ostfalen gänzlich, der Name W. erhielt sich, ging jedoch theils auf das neugebildete Herzogthum W., theils auf den spätern Westfälischen Kreis über. Bei der Vollziehung der Reichsacht an Heinrich dem Löwen nahm der Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, das Bergland an der obern Ruhr und Lenne, das Süder- oder Sauerland (s. d.), in welchem seine Vorfahren schon in der fränk. Zeit einzelne Güter erworben hatten (Soest, Werl, Medebach, Attendorn u. s. w.), völlig in Besitz, vereinigte dasselbe als Westfälisches Niederstift mit dem Erzbisthum Köln und erhielt gegen Zahlung von 80000 Mark von Friedrich Barbarossa den Titel eines Herzogs von Engern und W. mit allen herzogl. Rechten. Schon in der Mitte des 13. Jahrh., unter Erzbischof Konrad von Hochsteden, wurde die neue Erwerbung nach Nordosten hin durch Brilon, Erwitte und andere früher paderborn'sche Güter vergrößert, mehr noch 1368 in nordwestl. Richtung durch den Kauf der bedeutenden Grafschaft Arnsberg. Zwar verlor Erzbischof Dietrich die wichtige Stadt Soest, die sich 1449 dem Hause Kleve unterwarf, doch durfte sein Nachfolger Ruprecht nach dem die soester Fehde beendenden Hauptvergleich von 1464 dafür die seit längerer Zeit unter märk. Hoheit stehenden und um diese Zeit verfallenen Lehnsherrschaften und Schlösser Fredeburg und Bilstein dem Herzogthum W. einverleiben, welche Verbindung sofort durch eine «Erblandvereinigung» festgestellt wurde. Uebrigens gehörte dies neue Herzogthum W. als Zubehör des Erzstifts Köln nicht zum Westfälischen, sondern zum Kur- oder Niederrheinischen Kreise des Deutschen Reichs. Der Westfälische Kreis begriff das Land zwischen Niedersachsen, den Niederlanden, Thüringen und Hessen sowie ansehnliche Landesbezirke jenseit des Rhein und wurde zum Theil vom Niederrheinischen Kreise durchschnitten. Seiner am Rhein gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des «Niederrheinisch-Westfälischen Kreises». Derselbe umfaßte 1792 die vier Bis-

thümer Münster, Paderborn, Osnabrück und Lüttich, die sieben Abteien Korvei, Stablo-Malmedy, St.-Cornelismünster, Thorn, Werden, Essen und Herford sowie die kurtriersche Herrschaft Vallendar (das ganze geistliche Gebiet zusammen 402 Q.-M.). Dazu kamen an weltlichem Gebiete zunächst von Kurbrandenburg die Herzogthümer Kleve und Geldern, die Fürstenthümer Minden, Mörs und Ostfriesland, die Grafschaften Mark, Ravensberg, Lingen, Tecklenburg und Sayn-Altenkirchen (zusammen 230 Q.-M.); von Kurpfalzbaiern die Herzogthümer Jülich und Berg (121 Q.-M.); von Kurhannover das Fürstenthum Verden, die Grafschaften Hoya, Diepholz, Spiegelberg und Hallermund sowie das Amt Wildeshausen (82 Q.-M.); vom Hause Holstein-Gottorp das Herzogthum Oldenburg mit Delmenhorst (50 Q.-M.); von Nassau-Oranien das Fürstenthum Siegen, die Grafschaft Diez und die gefürsteten Grafschaften Hadamar und Dillenburg (30 Q.-M.); von Hessen-Kassel die halbe Grafschaft Schaumburg an der Weser (Rinteln) und die Aemter Auburg, Uchte und Freudenberg (12 Q.-M.); von Anhalt-Bernburg die Herrschaft Jever und die Grafschaft Holzapfel-Schaumburg an der Lahn (8 Q.-M.); vom Fürstenthum Aremberg die Grafschaft Schleiden (7 Q.-M.); von Braunschweig-Wolfenbüttel das Amt Thedinghausen (1 Q.-M.); vom Fürstenthum Salm-Salm die Herrschaft Anholt (1 Q.-M.); ferner die Grafschaften Wied, Sayn, Schaumburg, Lippe, Bentheim, Steinfurt, Virnenburg, Rietberg, Pyrmont, Reckheim, Blankenheim und Gerolstein, Kerpen und Lommersum sowie die Herrschaften Winnenburg und Beilstein, Wittem und Eyß, Gehmen, Gimborn und Neustadt, Wickerod, Mijlendonk und Reichenstein (zusammen 93 Q.-M). Im ganzen bestand der Kreis aus 42 Reichsfürstenthümern, 7 Reichsstiften und 30 Reichsgrafschaften, dazu die 3 Reichsstädte Köln, Aachen und Dortmund (4 Q.-M.) und 5 Reichsritterschaften, zusammen 87 Territorien mit einem Areal von 1043 Q.-M., wovon 258 auf dem linken und 785 auf dem rechten Rheinufer lagen, und einer Bevölkerung von 2,900000 E. Die Kreistage pflegten in der Reichsstadt Köln abgehalten zu werden. Infolge des Luneviller Friedens vom 9. Febr. 1801 verlor der Kreis seine sämmtlichen westrhein. Gebietstheile an Frankreich, umfassend 258 Q.-M., und 1806 wurde mit der Auflösung des Reichs auch die Kreisverfassung aufgehoben. Nach der 1801 erfolgten Säcularisation des Erzstifts Köln wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 das kurkölnische Herzogthum Westfalen, welches damals 68 Q.-M. mit 130000 E. umfaßte, zur Hauptstadt Arnsberg hatte und in die vier Quartiere Brilon, Rüthen, Bilstein und Werl zerfiel, dem Hause Hessen-Darmstadt als Entschädigung für seine westrhein. Besitzungen zugewiesen, von diesem aber auf dem Wiener Congreß durch Vertrag vom 10. Juni 1815 an Preußen abgetreten nebst der Oberhoheit über die Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg (8,74 Q.-M.). Schon 15. Juli sollte das Herzogthum übergeben werden. Mancherlei Umstände veranlaßten indeß einen neuen Vertrag vom 30. Juni 1816, und erst 12. März 1817 wurde die Convention wegen Uebernahme des Herzogthums durch die preuß. Regierung abgeschlossen. Vgl. Seibertz, «Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums W.» (4 Bde., Arnsb. 1839—54); derselbe, «Quellen der westfäl. Geschichte» (2 Bde., Arnsb. 1857—60).

Westfalen, das Königreich, wurde vom Kaiser Napoleon zufolge der Bestimmungen des Tilsiter Friedens zwischen Elbe und Rhein durch Decret vom 18. Aug. 1807 gegründet. Der Friede zu Tilsit hatte Napoleon zum Herrn aller preuß. Staaten bis zur Elbe gemacht; auch war er im Besitz der Länder der Kurfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig, die er sich durch die Waffen zugeeignet hatte. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Grenzen des Kaiserreichs über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reichs zu bilden, und so entstand das Königreich W. Dasselbe umfaßte die braunschw.-wolfenbütt. und die kurhess. Länder (mit Ausnahme von Hanau und Katzenellnbogen), die preuß. Provinzen Altmark und Magdeburg diesseit der Elbe und mit einem Rayon von 1 M. im Durchmesser auf dem rechten Elbufer, ferner Halberstadt, Hohnstein, Hildesheim, Goslar, Quedlinburg, Eichsfeld, Mühlhausen, Nordhausen, Paderborn, Minden, Ravensberg und Stolberg-Wernigerode, die hannov. Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, Osnabrück, den sächs. Antheil an der Grafschaft Mansfeld und die sächs. Aemter Gommern, Querfurt, Barby und Treffurt, das Gebiet von Korvei und die Grafschaft Rietberg. Das Königreich hatte ein Areal von 692 Q.-M. mit damals 1,946343 E. Napoleon gab das Land seinem jüngsten Bruder Hieronymus (s. Bonaparte), der 7. Dec. in seiner neuen Residenz Kassel eintraf und unter dem 15. Nov. 1807 dem Lande eine der französischen nachgebildete Verfassung verlieh. Die Lage des neuen, durch den Krieg be-

reits erschöpften Staats war nicht günstig. Der Kaiser hatte sich zur Belohnung seiner Krieger die Hälfte aller Domänen vorbehalten und die Haltung einer Besatzung von 12500 Mann in Magdeburg ausbedungen, welche W. erhalten mußte. Außerdem sollten noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen aufgelegten Kriegssteuer an Frankreich bezahlt werden. Wiewol alle Hülfsmittel fehlten, gelang es doch, die nöthigen Einrichtungen zu treffen und in kurzer Zeit ein Heer von 16000 Mann aufzustellen. Die neuen franz. Formen in Verwaltung und Rechtspflege, die man ohne weiteres einführte, wurden zwar widerwillig aufgenommen, aber bald als praktisch erkannt. Da außerdem die Abgaben im Vergleich zu den Nachbarstaaten erträglich waren, die neue Verfassung dem Volke doch eine gewisse Garantie und manche Rechte bot, auch der glänzende Hof des Königs, der, neben seiner festen Civilliste vom Lande, als franz. Prinz eine Apanage von 1 Mill. Frs. bezog, namentlich der Hauptstadt viele Vortheile gewährte, so schwand allmählich das Mistrauen und die Regierung gewann eine gewisse Festigkeit. Dennoch flammte, wie in ganz Deutschland, auch in W. hier und da der Zorn über die Fremdherrschaft auf, und es kam schon 1809, während des österr. Kriegs mit Frankreich, zu Unruhen im Innern. Auf der östl. Seite des Staats fielen unter Schill's (s. d.) Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe ein; im Süden brach bei Marburg ein Bauernaufstand (s. Dörnberg) aus; im Magdeburgischen organisirte der hess. Oberst Emmerich den Aufstand; der Herzog von Braunschweig-Oels zog nach der Weser, und kaum konnte die Residenz gerettet werden. Dies veranlaßte harte Maßregeln und ein drückendes Polizeiwesen. Der König sah sich außerdem nach den Verfügungen des Kaisers genöthigt, sein Heer bis auf 30000 Mann zu erhöhen, sodaß die Conscription äußerst lästig und die Ausgaben vermehrt wurden. Die Staatsschuld, welche sich schon 1808 auf 28 Mill. Thlr. belief, betrug 1809, nach dem ersten Reichstage, 112,667750 Thlr., und der Staat bedurfte ein jährliches Einkommen von 37,375000 Frs. Neue Finanzverlegenheiten veranlaßten die Versammlung des zweiten und letzten Reichstags 28. Jan. 1811, der aber so wenig wie der Finanzminister zu helfen im Stande war und zu einer Anleihe von 10 Mill. Frs. sowie zu einer Einkommensteuer sich entschloß. Auch griff man zur Verschleuderung der Domänen und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht. Der Kaiser schien das Königreich für diese Anstrengungen entschädigen zu wollen, indem er im März 1810 fast ganz Hannover, mit Ausnahme von Lauenburg, damit vereinigte. Kaum aber hatte der König sich in den Besitz gesetzt, als eine andere Verfügung des Kaisers den größten Theil davon wieder nahm und von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil der Grafschaft Ravensberg trennte und mit dem Kaiserreich vereinigte, sodaß das Königreich nur wenig gegen früher vergrößert wurde, indem es jetzt auf 825 Q.-M. 2,056973 E. zählte. Die Regierung sah sich genöthigt, auch die Continentalsperre in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch in W. weniger litt als im übrigen Deutschland. 1812 führte der König selbst sein Heer nach Polen, doch wurde er von dem Kaiser, der mit ihm unzufrieden war, zurückgeschickt. Die schöne, mehr als 24000 Mann starke Armee fand mit der französischen ihren Untergang jenseit des Niemen. Schnell wurde ein neues Heer organisirt, und 12000 Westfalen begleiteten den Kaiser von neuem nach Sachsen; aber gleich nach den ersten Unfällen, die den Kaiser in Schlesien trafen, gingen zwei Cavalerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb 1. Oct. 1813 Tschernyschew den König Hieronymus aus seiner Residenz und erklärte das Königreich für aufgelöst. Nach seinem Abzuge kehrte der König in Begleitung eines franz. Truppencorps nach Kassel zurück, aber nur, um auf die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig 26. Oct. Residenz und Land auf immer zu verlassen. Er hatte vorher alles, was sich in den Schlössern befand, und selbst einen Theil der Schätze des Museums wegführen lassen. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen zu Kassel wieder ein, und in der kürzesten Zeit waren fast in dem ganzen Königreiche W., das ohne irgendeine diplomatische Verhandlung sofort verschwand, die frühern Regierungen wieder eingetreten. Vgl. Hassel, «Statist. Darstellung des Königreichs W.» (Braunschw. 1807); derselbe, «Geogr.-statist. Abriß des Königreichs W.» (Weim. 1809).

Westfalen oder Westphalen, Provinz des preuß. Staats, wird begrenzt im Norden von der Provinz Hannover, im Osten von ebenderselben, den Fürstenthümern Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold, vom Herzogthum Braunschweig, von der Provinz Hessen (Kassel) und dem Fürstenthum Waldeck, im Süden vom Regierungsbezirk Wiesbaden (Nassau), im Südwesten von der Rheinprovinz und im Nordwesten von dem Königreich der Niederlande. Die Provinz besteht in ihrer jetzigen Gestalt seit dem Wiener Congreß und Pariser Frieden. Die Gebietstheile, aus welcher sie zusammengesetzt ist, gehörten theils schon vor 1807 zu Preußen, theils

wurden sie 1815 damit verbunden. Zu den erstern gehören die 1609 mit der jülich-klevischen Erbschaft an Brandenburg gekommenen Grafschaften Mark und Ravensberg. 1648 wurde durch den Westfälischen Frieden damit das Hochstift Minden als Fürstenthum verbunden. Durch Kauf kamen hinzu die Grafschaften Tecklenburg und Limburg, durch Erbschaft die Grafschaft Lingen, als Reichsentschädigung 1802 die Bisthümer Münster und Paderborn als Fürstenthümer und das Fürstenthum Korvei. Diesen seit 1807 theils mit dem Königreich Westfalen (s. d.), theils mit dem Großherzogthum Berg vereinigt gewesenen Landestheilen wurden 1815 noch hinzugefügt: das Herzogthum Westfalen (s. d.) mit Arnsberg, Theile von Lippstadt und Olpe, das Fürstenthum Siegen, die Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg und die ehemals freien, dann mediatisirten Reichsstände des vormaligen Westfälischen Kreises: Salm-Ahaus, Bocholt und Horstmar, Rheina-Wolbeck, Rittberg, Rheda, Anholt, Dülmen, Gehren, Bentheim, Steinfurt u. s. w. 1851 ward der bis dahin dem Fürsten von Lippe gehörige Antheil der Stadt Lippstadt von diesem gegen eine Jahresrente abgetreten. Die Provinz hat nach den neuesten Ermittelungen ein Areal von 366,63 Q.-M. und zählte 3. Dec. 1867 eine Bevölkerung von 1,708573 (also 4460 auf 1 Q.-M.) E., gegen 1,666581 im J. 1864 (wobei 14580 Militärangehörige), gegen 1,618065 im J. 1861, gegen 1,504251 im J. 1852, gegen 1,421443 im J. 1843, und gegen 1,066270 im J. 1816, sodaß in einem halben Jahrhundert eine Zunahme von 642303 E. stattgefunden hat. W. zerfällt in die drei Regierungsbezirke Münster (Nordwesten) mit 11 Kreisen (131,57 Q.-M. mit 439181 E., d. i. 3291 weniger als im J. 1864), Minden (Nordosten) mit 10 Kreisen (95,36 Q.-M. mit 476584 E., d. i. 6564 weniger als im J. 1864) und Arnsberg (Süden) mit 14 Kreisen (139,70 Q.-M. mit 792808 E., d. i. 51847 mehr als im J. 1864). Die Bevölkerung ist ganz deutsch, ohne alle fremdartige Vermischung, mit eigener, zum Platt- oder Niederdeutschen gehöriger Mundart. Die Provinz hat 100 Städte, die im J. 1864 mit Einschluß von 13579 Militärangehörigen 431289 E. zählten. Von der Gesammtzahl der Bevölkerung des J. 1864 waren 740932 Evangelische (44½ Proc.), 907450 Römisch-Katholische (54½ Proc.), 7 Griechisch-Katholische, 134 Mennoniten, 1145 Dissidenten, 16911 Juden und 2 Individuen anderer Religion. Der Regierungsbezirk Münster ist fast ausschließlich katholisch, jedoch mit Ausnahme der Städte Steinfurt und Gronau sowie des Kreises Tecklenburg. Der nördl. Theil des Regierungsbezirks Minden ist ebenso vorherrschend evangelisch wie der südliche katholisch. Im Regierungsbezirk Arnsberg wird das Gebiet des ehemaligen Herzogthums W. fast ausschließlich durch Katholiken bewohnt. Der Oberfläche nach ist die Provinz meist Gebirgs-, Berg- und Hügelland; nur der Regierungsbezirk Münster ist vorwaltend Tiefebene. Den östl. und nordöstl. Theil nimmt das Wesergebirge (s. d.) ein. Den südl. Theil der Provinz erfüllt der nördlichste, zwischen der Sieg und Ruhr gelegene Abschnitt des ostniederrhein. Schiefer- und Grauwackengebirgs. Die Thalfurche der Ruhr selbst scheidet davon auf ihrem rechten Ufer den kahlen Rücken der Haar oder des Haarstrangs ab, der im Osten noch 800—1000 F. hoch ist, westwärts in niedrige Hügelzüge übergeht, südwärts steil, nordwärts sanft zur Ebene der Lippe, dem sog. Hellweg abfällt. Das vielfach verzweigte und von tiefen Felsenthälern zerrissene Bergland im Süden der Ruhr heißt das Sauerland (s. d.). Die östl. Masse, die höchste des ganzen Gebirgsabschnitts und von ganz W. ist das Plateau von Winterberg an den Quellen der Ruhr und Lenne, mit dem Culminationspunkte der ganzen Provinz, dem 2594 F. hohen Astenberg. Von ihm zieht südwestwärts das Rothhaar- oder Rothlagergebirge zu dem 2200 F. hohen Ederkopf, an der Quelle der Eder, Sieg und Lahn, und von diesem findet die Verbindung mit dem Westerwalde (s. d.), dem südlichsten Hauptgebirge W.s, statt. Die Gebirgsgegenden haben steinigen Boden, sind jedoch von fruchtbaren Strecken unterbrochen, wie das Weserthal und die reiche Warburger Börde an der Diemel. Zwischen dem Teutoburgerwalde und dem Haarstrang dringt als eine Fortsetzung des niederrhein. und holländ. Flachlandes die Westfälische Tiefebene oder die Münstersche Bucht zwischen das Weser- und das niederrhein. Bergland ein, welche, nur von wenigen vereinzelten Hügelgruppen unterbrochen, selbst an ihrem Ostende bei Paderborn nur 400 F. hoch liegt, und aus welcher die Ems, die Vechte und Lippe hervortreten, deren Wasserscheiden kaum merklich erhöht sind. Nach den Flußgebieten gehören von dem Areal der Provinz 208 Q.-M. zum Rhein, 77¾ zur Ems, 68¾ zur Weser, 12½ zur Vechte (die in die Zuydersee geht). Schiffbar sind von der Weser 15,4 M., von der Ems 6,8, von der Ruhr 3,8, von der Lippe 23,7, von der Berkel (Zufluß der Yssel) 1,6 M., sodaß die Gesammtlänge der natürlichen Wasserwege 51,8 M. beträgt. Der einzige Schiffahrtskanal war früher der Münstersche oder Max-Clemenskanal, welcher die Stadt Münster mit der Vechte unweit der hannov.

Grenze verbinden sollte, 1724—28 vom Bischof Clemens August bis Clemenshafen angelegt, dann 1767—68 bis Maxhafen verlängert, aber nicht vollendet wurde. Die preuß. Regierung ließ ihn 1816 räumen und durch Wiederherstellung der Schleusen für Schiffe von 250 Ctr. Tragkraft fahrbar machen. Da er sich aber als unzureichend und nicht zweckentsprechend erwies, so ist er seit 1842 eingegangen und schon theilweise zugeschüttet.

Das Klima W.s ist im allgemeinen gemäßigt, rauh nur in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes und des Westerwaldes; die Witterung veränderlich, feucht durch die vorherrschenden Nordwestwinde, besonders im Regierungsbezirk Münster. Häufig ist auch der Höhenrauch, namentlich im Norden. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr verschieden. Oft gewähren die Landschaften durch Höhe, Steilheit, felsige Beschaffenheit oder Kümmerlichkeit des Bodens wie im nördl. und nordwestl. Theile durch weitausgedehnte Heiden das Bild der Oede und Armuth. Fetter Weizenboden findet sich nur in der Warburger und Soester Börde, auf dem Hellwege zwischen Lippstadt, Soest, Werl, Unna, Lünen und Hamm und im Ravensbergischen, im ganzen nur kleine Strecken, welche bei der großen Ausdehnung des sauerländischen Fels- und Sand- wie des bescheidenen Mittelbodens, welchen größtentheils die Regierungsbezirke Münster und Minden besitzen, für die agronomischen Verhältnisse der Provinz nicht von entschiedenem Einflusse sind. Im Regierungsbezirk Münster wechseln Sand, Moor und Heide mit fruchtbaren Landstrichen ab, und nur auf den lehmigen und mergeligen Höhenzügen sowie an den in ihren natürlichen Rinnen vielfach gehemmten und darum das Land versäuernden kleinen Flüssen findet sich gute Cultur und dichte Bevölkerung. Der Regierungsbezirk Minden besitzt in der engbegrenzten und Ueberflutungen ausgesetzten Weserniederung, im Paderbornschen, im Hügellande zwischen dem Teutoburgerwalde, dem Weser- und Wiehengebirge, wie auch im Kreise Lübbeke trefflichen Boden. Doch bildet die Senne (s. d.) am Fuße des Teutoburgerwaldes einen ausgedehnten Strich unfruchtbaren Sandes mit undurchlassendem Untergrunde von rothem Sandstein. Der Regierungsbezirk Arnsberg ist infolge seiner vorherrschend gebirgigen Beschaffenheit oft von tief eingeschnittenen, schmalen Thälern durchzogen. Der nördl. Theil des Bezirks hat sandigen, mit Mergel gemengten Boden; doch mischen sich an der Lippe Sandstrecken ein, die jede Cultur unmöglich machen. Im ganzen ist aber das Gebiet zwischen Ruhr und Lippe fruchtbar zu nennen. Anders ist es im eigentlichen Herzogthum W. und in der Grafschaft Wittgenstein, woselbst der vorherrschend kalkgründige Thonboden nur Sommerroggen, Hafer und Heidekorn hervorbringt. Mitten durch den Bezirk zieht sich von Brilon über Meschede, Arnsberg, Balve, Iserlohn, Limburg und Altena nach Schwelm ein Kalksteinlager, das sich durch üppigen Pflanzenwuchs kennzeichnet. Sumpfige Niederungen finden sich in verhältnißmäßig geringer Ausdehnung bei Rahden, der Bastau entlang am Wiehengebirge, im Kreise Wiedenbrück, an der mittlern und untern Emscher; doch sind sie theils schon entwässert, theils steht die Melioration bevor. Im ganzen enthält die Oberfläche der Provinz Ackerland 41,6 Proc., Gärten 0,9, Wiesen 7,7, Weiden 17,3, Holzungen 27,9, Wasserstücke 0,1, Oedland 0,1, wegen ihrer Benutzung zu öffentlichen Zwecken (Straßen, Eisenbahnen, Wasserwege u. s. w.) ertraglose Grundstücke 3 Proc., Gebäude, Hofräume und kleine Hausgärten 1,4 Proc. Der Grund und Boden ist ganz überwiegend in Händen der Bauern und kleinen Anbauer, und im ganzen herrscht unter den Landleuten eine größere Wohlhabenheit und bessere Lebensweise als in den östl. und nördl. Provinzen des Staats. Nur aus den nördl. Gegenden wandern viele Bewohner, um etwas zu verdienen, nach den Niederlanden, wo sie Torf stechen und bei der Ernte helfen. Die Westfalen sind im ganzen gutmüthig, derb, gerade, ausdauernd, arbeitsam; ein eigenthümliches Nahrungsmittel ist der Pumpernickel. Die Erzeugnisse der Landwirthschaft sind Getreide aller Art, Buchweizen, viel Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Oel- und Gartengewächse, besonders aber viel Hanf und ausgezeichnet schöner Flachs, sodaß W. unter den deutschen Flachsländern den ersten Rang einnimmt. Doch deckt der Getreidebau nicht ganz den starken Bedarf; auch Obst und Hopfen wird nicht hinreichend gewonnen, Tabacк weniger als in den andern Provinzen. Der Wiesenbau wird besonders im Süden gepflegt; im Siegenschen hat der Kunstwiesenbau seine Heimat. Holz wird nur in den Gebirgsgegenden, besonders im Sauerland und im Süden überhaupt im bedeutendern Umfange erzeugt; in den nördl. Ebenen rechts der Lippe decken Steinkohlen und Torf den Bedarf. Sehr ansehnlich ist die Rindvieh-, noch bedeutender die Schweine- und in manchen Gegenden die Ziegenzucht; strichweise wird auch starke Bienenzucht getrieben. Der Pferdebestand ist in den Kreisen Dortmund, Hamm und Soest sehr bedeutend; das westfäl. Landgestüte ist zu Warendorf. Der Schafbestand ist im ganzen gering, namentlich die Zahl der veredelten Schafe unbedeutend. Seinen Hauptreichthum hat das Land neben dem Ertrage in der Flachscultur in den

Schätzen des Mineralreichs, namentlich Steinkohlen und Eisen. Im nördl. Theile liegen einige kleinere Steinkohlenablagerungen in jüngern Gebilden. So in der Wealden-(Wälder-)Formation des Teutoburgerwaldes, wo bei Kirch-Dornberg im Kreise Bielefeld ein Abbau stattfindet; ferner im Norden des Wiehengebirgs, wo die Kohle von Levern über Fabbenstädt, Isenstädt und Böhlhorst in zwei bis drei Flötzen bis zur Weser geht und selbst im Osten des Stroms wieder bei Quetzen auftritt. Um vieles wichtiger ist das Steinkohlenlager am Ibbenbührener Steinkohlengebirge. (S. Tecklenburg.) Eins der fünf größten Steinkohlenlager des preuß. Staats liegt an der Ruhr (s. d.) im Ardeigebirge. Die Bodenschätze haben in dieser Region einen dicken Gürtel von Ortschaften aufblühen lassen, wie Dorsten, Bochum, Haltern, Dortmund, Witten, Hamm, Unna, Werl, Soest u. s. w., welche die frühere Wichtigkeit des nördlich anstoßenden Münsterlandes bedeutend in den Hintergrund stellen. Auch ist dies Kohlenrevier von sehr zahlreichen Eisenbahnen durchschnitten, von denen Zweige zu den einzelnen Gruben führen. Braunkohlen werden nur in der Grube Nachtigal bei Hörter gefördert. Für den übrigen Bergbau sind das Siegensche, die Umgegend von Brilon und Olpe sowie die Grafschaft Mark die Hauptdistricte. Nächst der Rheinprovinz liefert W. am meisten Eisenerze, 1864 nicht weniger als 9,963273 Ctr., ebenso nächst Schlesien am meisten Zinkerz, 650640 Ctr., und nächst der Provinz Sachsen am meisten Kupfererz, 984815 Ctr., von allen Provinzen am meisten Vitriolerz, 583923 Ctr., und Kobalterz 2858 Ctr.; ferner 218791 Ctr. Blei-, 1980 Ctr. Antimon-, 3176 Ctr. Quecksilber- und 3 Ctr. Silbererz. Der Gesammtwerth dieser Erze belief sich (1864) auf 2,000979 Thlr. Sehr bedeutend ist auch der Steinbruchsbetrieb in Kalk- und Bausteinen, Gips, Marmor (bei Olpe) und Dachschiefer (bei Olpe und Siegen) sowie der Salinenbetrieb in sieben Salinen (Königsborn, Werl, Sassendorf, Neuwerk und Höppe, Rehme, Salzkotten, Westernkotten). Mineralquellen, die benutzt werden, besitzt die Provinz 25, darunter Driburg, Lippspringe, Brakel, Bünde, Fiestel, Holzhausen, Mollenkotten.

Die Provinz W. hat eine bedeutende industrielle Thätigkeit entwickelt. Obenan stehen die Bearbeitung des Flachses zu Garn und Leinenzeugen und der Eisenhüttenbetrieb; letzterer besonders im Regierungsbezirk Arnsberg, erstere in den beiden andern. Der eigentliche Sitz der westfäl. Leinenindustrie ist schon seit dem 14. Jahrh. zwischen der Lippe und Weser. Im Ravensbergischen, in und um Bielefeld (s. d.), welches schon damals der Handelssitz für Garn und Leinwand war, wird die berühmte feine Leinwand gefertigt. Auch die Woll-, Strumpf- und Bandweberei stehen in hohem Rufe. Ferner gibt es viel Tuch- und Baumwollfabriken. Im Regierungsbezirk Arnsberg ist die Metallwaarenfabrikation, namentlich im Westen, in der Grafschaft Mark und im Siegenschen ausgezeichnet. Bekannt hierfür sind besonders die Orte Iserlohn, Lüdenscheid und Altena. Im Kreise und in der Stadt Hagen (s. d.), von welcher sich 1½ M. gegen Südwesten nach Gevelsberg die sog. Emperstraße oder Enneperstraße hinzieht, ein Thal am Flüßchen Empe oder Ennepe, das ganz mit Wasserwerken, besonders Eisenwerken, besetzt ist, werden unter dem Namen Enneper Waaren bekannte kurze Eisen- und Stahlwaaren, auch Amboße, Maschinen (zu Wetter), Sensen, Sicheln u. s. w. fabricirt. 1864 lieferten die Eisenhütten an Roheisen 3,490878 Ctr. (1866 dagegen 3,526153 Ctr.), Rohstahleisen 419599, Gußwaaren aus Erz 142968 und aus Roheisen 477097, Stab- und gewalztes Eisen 2,667584, Eisenblech 402505, Eisendraht 581233, Stahl 689262 Ctr., zusammen im Werth von 24,548193 Thlr. Dazu kam noch Silber 65 Ctr., Kaufblei 114302, Glätte 12921, grobe Kupferwaaren 6370, Messing 16441 Ctr., im Gesammtwerth von 1,641688 Thlr.; ferner Zinkplatten und Zinkbarren 135343 Ctr., Nickel und Nickelwaaren 275 Ctr., Eisenvitriol 3012 Ctr., im Gesammtwerthe von 854341 Thlr.; endlich Quecksilber 54 und Antimonium 1250 Ctr., im Werthe von 29625 Thlr. Die ganze Metallhüttenproduction hatte 1864 ein Gewicht von 9,103312 Ctr. und an Ort und Stelle der Gewinnung einen Werth von 27,073744 Thlr., d. i. nahezu ein Viertel von dem Productionsertrage im ganzen Staate (102,256306 Thlr.). Auch fabricirt man Leder, Lederwaaren, Glas, Papier, Pulver, Pottasche, Oel, Seife, Holzwaaren, Zucker, Taback, Fayence. Der Handel bringt außer den zahlreichen Fabrikaten auch Holz, westfäl. Schinken, Würste u. s. w. zur Ausfuhr. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Bielefeld, Iserlohn und Dortmund; Stapelplätze für Getreide Beverungen und Minden als Weserhafen und Speditionsort; der Hauptwollmarkt ist Paderborn. Ungemein fördert den Verkehr außer den schiffbaren Flüssen und guten Landstraßen (543,7 M. Ende 1862, wobei 286,8 Staatschausseen) jetzt das für ganz Norddeutschland wichtige Eisenbahnnetz W.s, dessen Knotenpunkt Hamm ist, und das, abgesehen von den nur zum Kohlentransport dienenden, von den Gruben zu den Bahnen führenden Schienenwegen, Ende

1866 eine Gesammtlänge von 106,2 M. hatte. Die Köln-Mindener Bahn durchlängt die ganze Provinz. Die Westfälische Staatsbahn, die 32,2 M. lang ist und 16,982237 Thlr. gekostet hat, besteht aus drei einzelnen Linien: Hamm-Rheine über Münster, 9,8 M. lang (1848 und 1856 eröffnet), Hamm-Warburg über Paderborn und Altenbeken, 17,3 M. lang (seit 1850 und 1853 im Betrieb), dann über die Grenze der Provinz, über Liebenau nach Kassel. Bei Altenbeken schließt sich die 1865 vollständig eröffnete braunschweig. Linie Kreiensen-Altenbeken an. Die Bergisch-Märkische Bahn, deren erste, 3,6 M. lange Strecke Düsseldorf-Elberfeld schon 1. Sept. 1841 eröffnet wurde, und die bei 50,8 M. Länge 37,220352 Thlr. gekostet hat, führt durch die gewerbreichsten Gegenden Deutschlands und steht mit der Köln-Mindener Bahn in Verbindung. In Ausführung begriffen war 1868 die Ruhrthalbahn. Seit 1861 steht vollständig im Betrieb die Ruhr-Siegbahn von Hagen über Altena nach Siegen (14,1 M.). Handelskammern bestehen zu Münster, Minden, Bielefeld, Herford, Arnsberg, Bochum, Hagen, Iserlohn und Lüdenscheid. An höhern Bildungsanstalten besitzt die Provinz die (kath.) theol. und philos. Akademie (bis 1818 Universität) zu Münster, die philos.-theol. Lehranstalt zu Paderborn, die kath. Priesterseminare in beiden Städten, 16 (8 evang. und 8 kath.) Gymnasien (Münster, Burgsteinfurt, Koesfeld, Recklinghausen, Rheine, Warendorf, Minden, Bielefeld, Herford, Gütersloh und Paderborn; zu Arnsberg, Brilon, Dortmund, Hamm und Soest), 6 (1 evang. und 5 kath.) Progymnasien (Dorsten, Breden, Rietberg, Warburg, Hörter und Attendorn), 8 Realschulen erster Ordnung (Münster und Burgsteinfurt, Bielefeld und Minden, Dortmund, Hagen, Lippstadt, Siegen), 5 Provinzialgewerbeschulen (Bielefeld, Bochum, Hagen, Iserlohn, Münster), 1 Provinzialhandelsschule zu Münster, 6 höhere Bürgerschulen, 10 höhere Töchterschulen, 7 (3 evang. und 4 kath.) Seminare (Münster und Paderborn, beide für Lehrerinnen, Hilchenbach, seit 1. Sept. 1867, Langenhorst, Büren, Petershagen und Soest, die vier letztern mit Taubstummenlehranstalten verbunden). Eine Provinzialhebammenanstalt befindet sich zu Paderborn. Eine Schöpfung des verstorbenen Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke (s. d.), welchem die Provinz außerordentlich viel zu verdanken hat, ist die 1847 gegründete von Vincke'sche Provinzial-Blindenanstalt in zwei Abtheilungen, eine evangelische zu Soest und eine katholische zu Paderborn. Ein Landarmen- und Besserungshaus besteht in Benninghausen, eine großartige Provinzial-Irrenheil- und Pflegeanstalt in Marsberg (Stadtberge) mit einer Abtheilung zu Gesecke. Das Oberbergamt von Dortmund umfaßt die Provinz W. (mit Ausnahme des Herzogthums W., der Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg, des Fürstenthums Siegen und der Aemter Burbach und Neukirchen, deren Bergreviere vom rheinländ. Oberbergamt zu Bonn ressortiren), die Kreise Essen, Duisburg und Rees, sowie die nördlich von der düsseldorf-schwelmer Landstraße belegenen Theile der Kreise Düsseldorf und Elberfeld, überdies die hannov. Landdrosteibezirke Osnabrück und Aurich. Der Sitz der Regierung ist zu Münster, ebenda der Sitz des 7. Armeecommandos, wozu außer W. noch der Regierungsbezirk Düsseldorf (14. Division) gehört. Die einzige Festung der Provinz ist Minden. Appellationsgerichte sind zu Münster, Paderborn (für den Regierungsbezirk Minden), Hamm (wozu auch drei Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf gehören) und Arnsberg (wozu Hechingen gehört), mit je 9, 8, 10 und 6 Kreisgerichten. Die kath. Kirche und Geistlichkeit steht unter den Bisthümern zu Münster (mit 17 Dekanaten, wovon 7 im Regierungsbezirk Düsseldorf) und Paderborn (mit 37 Dekanaten, wovon 10 in der Provinz Sachsen). Die evang. Kirche und Geistlichkeit steht unter dem Consistorium zu Münster, wozu 19 Kreissynoden oder Superintendenturen gehören. Die Provinzialstände bestehen aus 12 Fürsten und Herren und je 20 Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und der Landgemeinden. Dieselben versammeln sich zu Münster. Zum Abgeordnetenhause des Landtags wählt (1868) die Provinz 34, zum Reichstag des Norddeutschen Bundes 17 Mitglieder. Vgl. Freiligrath und Schücking, «Das malerische und romantische Westfalen» (Lpz. 1841; Supplement von Seibertz, Arnsb. 1844).

Westfälischer Friede wird der 1648 zu Münster und zu Osnabrück, welche beide Städte zum Westfälischen Kreise gehörten, geschlossene Friede genannt, durch den der Dreißigjährige Krieg (s. d.) geendigt und ein neues polit. System in Europa begründet wurde. Er war die Grundlage aller nachfolgenden Friedensschlüsse bis zur Französischen Revolution und wurde insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. Schon gegen Ende des J. 1641 waren zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, die besonders den Ort und die Art der Conferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen erst 1644 an und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserlichen, reichsständischen und schwed. Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten,

jedoch immer in gewisser Verbindung, betrieben. Von Frankreich waren bevollmächtigt der Herzog Henri II. von Dunois und Longueville, d'Avaux und Servien. Schwedischerseits unterhandelten Graf Johann von Oxenstierna, der Sohn des Kanzlers, und Salvius. Die kaiserl. Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. von Nassau, der Graf Joh. Max. von Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane. Doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werks der Graf Max von Trauttmansdorff. Spanien hatte Diego Saavedra und mehrere andere geschickt. Die Generalstaaten waren durch acht Bevollmächtigte vertreten. Die Eidgenossenschaft vertrat der wackere Bürgermeister von Basel, Joh. Jak. Wetstein. Unter den deutschen prot. Gesandten zeichneten sich aus der Bevollmächtigte von Braunschweig-Lüneburg, Jak. Lampadius, und der von Würtemberg, Joh. Konr. Varnbühler. Der Gesandte der Republik Venedig, Aloys Contarino, und der päpstl. Gesandte, Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII.), traten in Münster als Vermittler auf. Rang- und Titelstreitigkeiten verzögerten noch lange die Eröffnung des Congresses. Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt, bis zuletzt Königsmark 15. Juli 1648 die sog. Kleinseite von Prag eroberte. Dies gab den langen, schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und es wurde nun der Friede 24. Oct. 1648 zu Münster unterzeichnet, wohin kurz vorher auch die Bevollmächtigten von Osnabrück, welche früher zum Schluß gekommen waren, sich begeben hatten. Durch den Westfälischen Frieden wurde die Staats- und Religionsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt und die Landeshoheit der Reichsstände anerkannt. Letztere erhielten das Recht der Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen nicht mehr stattfinden. Das Kurhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und es wurde für dasselbe eine achte Kurwürde errichtet. Der Religionsfriede von 1555 wurde bestätigt. Zugleich nahm man in Betreff der Religionsübung und des Besitzes der kirchlichen Stiftungen das J. 1624 als das sog. Normaljahr an. Den Reformirten wurden gleiche Rechte mit den augsburger Confessionsverwandten bewilligt. Den Landesherren wurde zum Gesetz gemacht, die Confessionen, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. An Frankreich wurde der Elsaß abgetreten und demselben die Hoheit über Metz, Toul und Verdun bestätigt. Schweden erhielt Vorpommern, die säcularisirten Bisthümer Bremen und Verden, Wismar, das Recht der Reichsstandschaft und 5 Mill. Thlr.; Brandenburg die säcularisirten Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin und die Anwartschaft auf Magdeburg; Mecklenburg die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; das Haus Braunschweig-Lüneburg, abwechselnd mit einem kath. Bischof, die Besetzung des Bisthums Osnabrück und einige Klöster; Hessen-Kassel die Abtei Hirschfeld und 600000 Thlr. Die Republik der vereinigten Niederlande und die Schweiz wurden als unabhängig vom Deutschen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden garantirten den Frieden. Die feierliche Verwahrung des Papstes Innocenz X. gegen diesen Frieden, besonders in Rücksicht auf die Säcularisation der Stifter, blieb ohne praktische Folgen; doch fand die vollständige Ausführung aller Bedingungen des Friedens mancherlei Schwierigkeiten.

Das spätere Schicksal Deutschlands hat gezeigt, daß, soviel auch diplomatische Talente und zum Theil selbst guter Wille bei diesem Friedenswerke thätig waren, dennoch der Nationaleinheit des Deutschen Reichs und damit der Kraft und Würde desselben ungemein geschadet wurde. Indeß war dies größtentheils die Folge der Territorialpolitik, welche Deutschlands Fürsten schon längst unter sich verfeindet und dem Einflusse des Auslandes dahingegeben hatte. Das Reich verlor nicht blos eine Ländermasse von 1900 Q.-M. mit $4\frac{1}{2}$ Mill. Menschen, sondern auch seine westl. Militärgrenze; übrigens blieben Lothringen nach Elsaß hin und der Burgunder Kreis im Westen und Norden schutzlos. Während diese Verluste schon an sich den deutschen Handel mit Italien und den mit der Nordsee, zumal bei der Sperrung der Schelde, sehr erschwerten, so mußte im innern Verkehr Deutschlands die Befestigung der dreihundertfach landesherrl. Vielherrschaft und die Verwickelung so vielseitiger Grenz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erschweren und die Volksstämme feindselig auseinanderreißen. Ueberdies wurde Deutschland nun Gegenstand und Schauplatz der europ. Staatshändel, seit die Fürsten das Recht der Bündnisse geltend machten; seit Baiern, Brandenburg und andere deutsche Regentenhäuser eine Stellung in dem europ. politischen System annahmen und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten. Mit dem Westfälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Cabinetsregierung der deutschen Höfe und die damit verbundene auswärtige Diplomatik. Mit dem allen erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, vielmehr wurden die meisten europ. Kriege auf ihrem Grund und Boden,

mit ihrem Blute und auf ihre Kosten ausgefochten. Auch als Schutz des Protestantismus kann der Westfälische Friede nicht angesehen werden. Die Reformation konnte sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den österr. Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Protestanten erhielten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige Entschädigung. Uebrigens ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die Königin Christine von Schweden durch eine Summe von 600000 Thlrn. sich bewegen ließ, von ihren Forderungen für jene Unglücklichen abzustehen. Vom Gesichtspunkt der allgemeinen europ. Politik betrachtet, machte der Westfälische Friede dem bisherigen Uebergewicht des Hauses Habsburg ein Ende. Die deutsche Linie (Oesterreich) wurde aus dem Herzen des Deutschen Reichs auf ihre Erbstaaten zurückgedrängt und die Autorität des Kaiserthums verwandelte sich in eine leere Form. Die span. Linie mußte in dem gleichzeitigen Frieden zu Münster (20. Jan. 1648) definitiv die Unabhängigkeit der Niederländischen Republik anerkennen. Zwar setzte Spanien den Krieg gegen Frankreich bis zum Pyrenäischen Frieden (s. d.) und gegen Portugal sogar bis 1668 fort; aber es erschöpfte dadurch vollends seine Kräfte, ohne neue Vortheile zu gewinnen. Dagegen traten jetzt Frankreich und Schweden in die Reihe der europ. Großmächte ein. Vgl. Woltmann, «Geschichte des Westfälischen Friedens» (2 Bde., Lpz. 1808); von Meiern, «Acta pacis Westphalicae publica oder Westfälische Friedenshandlungen und Geschichte» (6 Bde., Hann. 1734—36).

Westfälische Pforte, s. Porta Westphalica.

Westgothen, s. Gothen.

Westindien wird der zwischen den beiden Continentshälften Amerikas gelegene Archipelagus genannt, der in einem großen, von Südost nach Nordwest gerichteten Bogen das große centroamerik. Binnenmeer nach Osten zu abschließt. Dieser ganze westind. Archipel, der sich, zwischen 10° und 26° nördl. Br. und zwischen 42° und 67° westl. L., von der Mündung des Orinoco bis zu den Halbinseln Florida und Yucatan zieht, zerfällt in mehrere Gruppen oder Reihen größerer und kleinerer Inseln, welche fast durchgehends eine längliche, der Richtung der Reihen, welchen sie angehören, entsprechende Gestalt haben. Diese Gruppen sind: die Kleinen Antillen, die sich von der Mündung des Orinoco in der Richtung von Süden nach Norden bis zu 19° nördl. Br. erstrecken; die Großen Antillen, oder Portorico, Haïti, Jamaica und Cuba, welche in einer Reihe vom Nordende der Kleinen Antillen in westnordwestl. Richtung nach der Nordostspitze der Halbinsel Yucatan ziehen (s. Antillen); die Bahamainseln oder Lucayen, die sich mit Einschluß der Turk- und Caikosinseln im Norden von Haïti in nordwestl. Richtung bis zur Ostküste von Florida erstrecken, von der sie durch den Neuen Bahamakanal getrennt werden. Auch theilt man die Gruppe der Kleinen Antillen in Inseln über dem Winde und unter dem Winde sowie in die äußere Reihe oder die Karaibischen Inseln und in die innere Reihe, die sich längs der Nordküste Südamerikas hinzieht. Der Flächenraum sämmtlicher westind. Inseln beträgt etwa 4500 Q.-M., wovon nahezu 4000 auf die Großen Antillen, 264 auf die Kleinen Antillen und 241 auf die Bahamainseln fallen. Sämmtliche Antillen erheben sich hoch über die Meeresfläche, sodaß man sie als Bruchstücke eines untergegangenen oder vielleicht eines noch nicht vollständig über die Meeresfluten gehobenen Gebirgszugs betrachten kann. Die Bahamainseln dagegen bestehen aus niedrigen Korallenfelsen. Die höchsten Berge findet man im westl. Theil von Haïti, im östl. Theil von Cuba und im nördlichen von Jamaica, doch ist schwerlich einer über 7500 F. hoch. Auf den Kleinen Antillen findet man die ausgedehntesten Ebenen an der östl. Küste, was auf den Großen Antillen und den Virginischen oder Jungferninseln nicht der Fall ist. Auf den meisten Inseln wird das Hochland von den Niederungen durch schroffe Abhänge geschieden, die besonders auf Haïti auffallend sind. Die zahlreichen Buchten der Inseln bieten sichere Häfen dar. Die Korallen und Madreporenfelsen, die in diesem Meere häufig, haben ebenso viel zur Bildung dieser Inselwelt beigetragen als bei den Inselgruppen im Südmeere. Cuba, die Virginischen Inseln und die Bahamainseln sind von ungeheuern Korallenlabyrinthen umgeben, die bis an die Oberfläche des Meeres hinaufreichen und mit Palmen bedeckt sind. Mehrere Inseln zeigen Spuren eines vulkanischen Ursprungs. Alle westind. Inseln haben ziemlich gleiches Klima. Die heiße und feuchte Jahreszeit, der westind. Frühling, beginnt im Mai; Laub und Gras erhalten ein frischeres Grün, und um die Mitte des Monats fällt der erste periodische Regen, täglich gegen Mittag. Nach 14tägigem Regen tritt trockenes und beständiges Wetter ein und der tropische Sommer erscheint in aller Herrlichkeit. Die Hitze wird durch die fast während des ganzen Jahres wehenden Ostpassatwinde und die bei dem geringen Umfange der meisten Inseln kräftig wirkenden Seewinde gemildert. Die Feuchtigkeit dauert oft bei der stärksten Sonnenhitze fort, sodaß die Inselbewohner gleichsam in einem Dampfbade leben und

das Klima in den Niederungen am Meere, besonders den Europäern, durch das Gelbe Fieber und andere den Tropengegenden eigenthümliche Krankheiten im höchsten Grade verderblich wird. Eine mildere, reinere und gesündere Luft weht auf den höhern Theilen der Inseln. In der warmen Jahreszeit sind die Nächte außerordentlich schön. Der Mond und die Sterne glänzen mit einer in Europa unbekannten Klarheit. Um die Mitte des Aug. wird die Hitze unerträglich, und die Seewinde hören fast ganz auf. Der herbstliche Regen wird allgemein im Oct. Die Wolken ergießen sich in Strömen, die Flüsse schwellen an und überschwemmen die Niederungen. Vom Aug. bis Oct. werden die Inseln von Stürmen heimgesucht, die oft furchtbare Verheerungen anrichten. Gegen Ende Nov. beginnt heiteres und angenehmes Wetter, nördl. und nordöstl. Winde wehen, und der schönste Winter auf der Erde dauert vom Dec. bis Mai. Ausnahmen von diesen klimatischen Verhältnissen findet man auf den größern Inseln, welche oft durch die von den Bergen wehenden Landwinde erfrischt werden. Eine große Plage W.s sind die furchtbaren Orkane und Erdbeben, durch die ein Theil der Inseln von Zeit zu Zeit heimgesucht wird. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, der auf dem amerik. Festlande vorhanden, zeigt sich auch auf den Inseln. Mehrere Bäume liefern treffliches Bauholz, wie die Ceder, Eiche u. s. w. Der Mahagonibaum wächst vorzüglich auf Jamaica, wird aber nach und nach seltener. Der Europäer hat hier die Erzeugnisse des Orients und des Abendlandes zu vereinigen gewußt. Pomeranzen, Citronen, Granaten, Feigen wachsen rings um die Pflanzungen, die meisten europ. Obstarten gedeihen in den Gebirgsgegenden, während die Ebenen die herrlichsten tropischen Gewächse liefern. Die ungeheuern Wiesenflächen (Savannen) im Innern der größern Inseln bedeckt ein sammtartiges Grün. Der Hauptreichthum besteht in den aus der Cultur der tropischen Handelspflanzen gewonnenen Producten. Die Vanille wächst nur in den Wäldern von Jamaica wild, die Aloë auf Cuba und den Bahamainseln. Indigo, Piment, Cacao, Kokosnuß, Mais, Tabaск und Baumwolle findet man auf vielen Inseln. Yams und Bataten, beide einheimisch, sind die Hauptnahrung der Neger. Die Brotfrucht wurde von Otaheiti nach Jamaica verpflanzt. Von Getreidearten wird nur der Mais stark gebaut, Weizen dagegen nur wenig; man bedarf daher dessen Zufuhr aus Canada und den Vereinigten Staaten. Die Hauptstapelwaaren W.s sind Zucker und Kaffee. Das auf den westind. Inseln angebaute Zuckerrohr wurde im 16. Jahrh. durch die Spanier von den Canarischen Inseln gebracht und der Kaffeebaum aus Arabien besonders von Niederländern und Franzosen in W. eingeführt. Die Baumwolle ist häufig auf Inseln, die einen trockenen und steinigen Boden haben, doch die Ernte der herrschenden Feuchtigkeit wegen oft unsicher. Vor der Ankunft der Europäer waren nur wenige Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, besonders kleinere Arten, wie das Aguti, eine Mittelgattung zwischen Kaninchen und Ratten, das Pekari oder mexican. Schwein, das Armadill, das Opossum und kleinere Affenarten. Häufig sind Eidechsen, Skorpione und Schlangen, aber nur Martinique und Ste.-Lucie haben wahre Vipern und giftige Skorpione. Der gefräßige Kaiman lebt in stillen Gewässern. Die köstlichsten Schildkröten werden bei Jamaica gefangen, wie auch die Riesenschildkröte. Die Vögel zeichnen sich durch das glänzendste Gefieder aus. Der Papagai und der goldglänzende Kolibri beleben die Wälder und zahllose Wasservögel die Gestade. Sämmtliche Hausthiere sind aus Europa eingeführt, von denen namentlich Rindvieh und Pferde auf den größern, grasreichern Inseln gedeihen, wo sie, wie in den Savannen Südamerikas, in großen Heerden in halbwildem Zustande existiren.

Die ersten westind. Inseln, Bahama, Cuba, Haïti und Portorico, wurden seit 1492 durch Columbus (s. d.) entdeckt. Da man in ihnen das von Columbus gesuchte Indien gefunden zu haben meinte, so erhielten sie, als man erkannt, daß man einen ganz neuen Erdtheil gefunden, den Namen W., im Gegensatze zu Ostindien. Antillen wurden die beiden Hauptgruppen der westind. Inseln nach einer eingebildeten Insel Antilia genannt. Man fand zwei verschiedene Menschenstämme, die Karaiben (s. d.) und die Arrowaks, auf Cuba, Haïti, Portorico, den Bahamainseln und Jamaica, jene kriegerisch, diese friedlich, beide mit verschiedenen Sprachen. Die Karaiben mögen die schwächern Stämme vertilgt haben, wie sie selbst den Europäern weichen mußten. Es leben jetzt nur noch geringe Ueberreste von ihnen auf Trinidad und der Küste des amerik. Festlandes, wohin die Spanier sie verpflanzt haben. Die Spanier gründeten die ersten Niederlassungen auf Cuba; die Eingeborenen aber wurden durch Tribut an Gold und Baumwolle hart gedrückt. Seit 1503 begann die völlige Vertheilung der Bodenfläche (repartimientos) unter den Europäern. Durch diese Einrichtung wurden eigentlich wider den Willen der span. Regierung die Eingeborenen zu Sklaven gemacht, und die allmähliche Ausrottung des Urstammes war zu Anfang des 17. Jahrh. vollständig. Es begann nun auf den

westind. Inseln der Anbau von Colonialwaaren, Gewürzen, Farbehölzern und Baumwolle. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geriethen die Inseln in Verfall; Anbau und Bevölkerung nahmen ab, weil die despotischen Einrichtungen der span. Regierung die Entwickelung der innern Kraft hinderten. Die Statthalter der Inseln waren ganz abhängig von der Regierung. Der Handel wurde immer mehr gefesselt; kein Schiff eines andern europ. Volks durfte landen; die Colonisten konnten nur mit einer einzigen span. Stadt (Sevilla und seit 1720 Cadiz) handeln. Die Ausfuhr der einheimischen Erzeugnisse war in spätern Zeiten auf gewisse Flotten beschränkt. Viele Colonisten wanderten aus, und die Inseln verödeten. Alle kleinern Küstenstädte wurden zerstört, um den Schleichhandel zu hemmen. Bei dem zunehmenden Sinken der span. Macht wurden auch von andern Seemächten feindliche Unternehmungen gemacht. Die größte Gefahr aber brachten den Colonien seit 1630 die Flibustier (s. d.), die endlich einen förmlichen Raubstaat bildeten. Auf manchen Inseln wurde durch sie der Grund zur ersten Ansiedelung gelegt. Als im 17. Jahrh. auch andere europ. Mächte Inseln in W. erwarben, wurde man auf die Wichtigkeit dieses Theils von Amerika für den Welthandel immer aufmerksamer. Seitdem, besonders aber seit der Mitte des 18. Jahrh., erhoben sich die westind. Colonien zu neuer Blüte. Die europ. Seemächte suchten sie sich einander zu entreißen, und mehrmals gaben sie zu Kriegen Veranlassung.

Die Einwohnerzahl W.s beläuft sich nach den Zählungen und Schätzungen aus den J. 1860—66 auf 4,128300 Seelen. Darunter sind höchstens 1⅕ Mill. Weiße, dagegen über 2⅘ Mill. Neger und Mulatten, von denen 1866 noch etwa 440000 Sklaven, sämmtlich in den span. Colonien, waren. Die Negerbevölkerung, die mit der Einführung afrik. Sklaven um 1511 sich zu bilden anfing, erhält sich außer durch die eigene Fortpflanzung noch immer durch die widerrechtliche Einführung schwarzer Sklaven in die span. Colonien. In sämmtlichen brit. Colonien ist die Sklaverei seit 1834 völlig aufgehoben, und sämmtliche ehemalige Sklaven sind seit 1838 gänzlich freigelassen. (S. Sklaverei.) Ebenso ist in Haïti seit der Negerrevolution daselbst, in den dän. Colonien seit 1847, in den französischen seit 1848, neuerdings auch in den schwedischen und niederländischen die Sklaverei aufgehoben. Die Freigelassenen arbeiten für Lohn, ebenso die aus Ostindien und China herbeigeschafften Kulis (s. d.), deren Zahl aber nicht sehr bedeutend ist. Sämmtliche Neger sprechen einen verdorbenen Dialekt (das sog. Kreolisch) der Sprache des Volks, unter dessen Herrschaft sie stehen. Von den europ. Nationen sind am zahlreichsten die Spanier (über 1 Mill.). Dann folgen die Engländer (wenig über 50000), die Franzosen (kaum 50000) und außerdem Holländer, Dänen und Schweden in geringer Zahl. Die Bewohner der Inseln sind Christen, mit Ausnahme der noch nicht bekehrten Neger auf den span. Inseln. Auf den brit., holl. und dän. Inseln haben sich besonders die Glaubensboten der Brüdergemeine und die Methodisten durch Missionen und Negerschulen um die Bildung der Afrikaner verdient gemacht. Die Einwohner europ. Stamms haben größtentheils die Bildung ihres Mutterlandes, wenn auch meist nur in äußerlicher Weise. Die Hauptbeschäftigung besteht in dem Anbau der Colonialproducte und im Handel mit denselben. Handwerke gibt es nur für die nothwendigsten Bedürfnisse; alle Fabrikwaaren und feinern technischen Erzeugnisse werden aus Europa eingeführt. Mit Ausnahme des freien Haïti (s. d.), welches seit 1844 zwei Staaten umfaßt und auf 1318, mit den anliegenden Eilanden 1368 Q.-M. etwa 760000 E. zählt, der Insel Margarita, welche zu Venezuela gehört und nebst einigen Nachbareilanden auf 21 Q.-M. 20000 E. hat, und dem 1868 von den Vereinigten Staaten Nordamerikas den Dänen abgekauften Eilande St.-Thomas (s. d.), das auf 1,1 Q.-M. (1860) 13463 E. zählt, sind alle übrigen Inseln Colonien von sechs europ. Staaten. Das Spanische W., zwar nicht mehr so umfänglich wie in früherer Zeit, hat noch unter allen das größte Areal und die stärkste Bevölkerung. Es umfaßt die beiden Inseln (Generalcapitanien) Cuba (s. d.) und Portorico (s. d.) nebst Pertinenzien, zusammen 2327 Q.-M. mit (1866) 2,042892 E. Hiervon entfallen auf Cuba 1,396530 (darunter 793484 Weiße), auf Portorico 646362 (davon 300406 Weiße). Die Zahl der Farbigen beträgt also im ganzen 948902 Seelen, wovon etwa 440000 Sklaven. Die Staatsausgaben belaufen sich für Cuba auf 38,5, für Portorico auf 4,7 Mill. Thlr., die Einfuhr und Ausfuhr auf ersterm je auf 55 und 49, auf letzterm je 14 und 11,5 Mill. Thlr. Das Britische W. hat auf 709,35 Q.-M. (nach Zählungen von 1861—63) eine Bevölkerung von 953847 E., worunter über 900000 Neger, Mulatten und neueingeführte Kulis. Es besteht, abgesehen von den Bermudasinseln, welche nur von den Engländern zu W. gerechnet werden, aus fünf Gouvernements, zunächst: Jamaica (s. d.), 301 Q.-M. mit 441264 E., und Bahamainseln (s. d.) mit Einschluß der Turk- und Caikosinseln, 241 Q.-M. mit 39659 E. Dann folgen die aus den brit. Kleinen Antillen gebildeten Gouvernements (zusammen 167,22

Q.-M. mit 452924 E.), nämlich: Trinidad (s. d.); Windward-Islands oder Gouvernement Barbadoes, bestehend aus Barbadoes (s. d.) und den unter vier Lieutenant-Governors stehenden Inseln Tabago, Grenada mit den Grenadinos, St.-Vincent, Ste.-Lucie oder Sta.-Lucia, 11,76 Q.-M. mit 28135 E. (Ende 1863); Leeward-Islands oder Gouvernement Antigua mit der Insel Antigua (s. d.) nebst Barbuda (3,53 Q.-M. mit 713 E.) und den unter vier Lieutenant-Governors stehenden Inseln und Eilandgruppen Dominica, Montserrat (2,21 Q.-M. mit 7645 E.), St.-Christoph oder St.-Kitts, Nevis (2,35 Q.-M. mit 9822 E.), Anguilla und Tortola mit den übrigen brit. Virginischen Inseln (s. d.). Unter allen europ. Mächten, welche Ansiedelungen in W. besitzen, hat die engl. Regierung die größte Sorgfalt auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungssystem gewendet. Der Gouverneur der Inseln oder der einzelnen Inselgruppen übt im Namen der Königin die vollziehende Gewalt aus; überall ist ihm ein Regierungsrath aus den Eingeborenen beigesetzt. In den meisten brit. Colonien gibt es eine gesetzgebende Versammlung, die in ein Oberhaus und ein Unterhaus zerfällt, jenes aus mehrern von der Krone ernannten Mitgliedern, dieses aus den gewählten Repräsentanten der Provinzen bestehend. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. 1865 betrugen die Einnahmen in den brit.-westind. Colonien 663834, die Ausgaben 673834, die Einfuhr 5,151131, die Ausfuhr 5,946926 Pfd. St. Bei der Ausfuhr kommt der Zucker etwa mit 3,600000 Ctr. in Anschlag. Die französischen Colonien begreifen ein Areal von 51,5 Q.-M. mit 277178 E. (1865). Sie bestehen aus den Hauptinseln Martinique (s. d.) und Guadeloupe (s. d.). Die erstere zählte auf nahezu 18 Q.-M. 137673, die letztere mit ihren Dependenzen (Marie-Galante, Les-Saintes, Déstrade und dem nördl. größern Theil der im übrigen niederländ. Insel St.-Martin) 33,5 Q.-M. mit 139505 E. Die Einfuhr im französischen W. belief sich 1865 auf 47,606771, die Ausfuhr auf 39,241908 Frs. Die niederländischen Colonien haben einen Flächenraum von 17,3 Q.-M. und 33443 E. (Dec. 1864). Sie bestehen aus Curaçao (s. d.) nebst den Nachbareilanden, aus St.-Eustache (s. d.), Saba (0,3 Q.-M. mit 1809 E.) und dem südl. Theil der kaum 2 Q.-M. großen Insel St.-Martin (0,65 Q.-M. mit 2771 E.), welche 1638 von den Franzosen und Holländern gemeinschaftlich angebaut und 1648 getheilt wurde. Die dänischen Colonien zählen auf 4,5 Q.-M. 24577 E. (1860), größtentheils freie Schwarze. Sie bestehen, nachdem 1868 St.-Thomas an Nordamerika verkauft worden ist, nur aus zwei zu den Virginischen oder Jungferninseln gerechneten Eilanden: 1) St.-Croix, 3,5 Q.-M. mit 22862 E., welches 1640 von den Flibustiern besetzt, 1650 den Engländern von den Spaniern, dann diesen von den Franzosen und 1733 von letztern an Dänemark verkauft wurde. Die Insel ist fruchtbar und gut angebaut, reich an Zucker und hat zur Hauptstadt und zum Gouvernementssitz Christiansstadt mit einem festen Hafen und 5000 E. Außerdem sind vorhanden die kleine Hafenstadt Frederiksstadt, mit 1600 E., und drei Herrnhutermissionen. 2) St.-Jean oder St.-Jan, ein bergiges, verwildertes Eiland von 1 Q.-M. Größe mit 1715 E., zwölf Zuckerplantagen, zwei Herrnhutermissionen und einem Hafen, der wie die Häfen von St.-Thomas 1815 den Europäern als Freihafen geöffnet wurde. Schweden besitzt nur das Inselchen St.-Barthélemy (s. d.), das im Juli 1866 auf 0,75 Q.-M. 2898 E. zählte. Vgl. Montgomery Martin, «The history, geography and statistics of the West-Indies» (5 Bde., Lond. 1834—35); Southey, «History of the West-Indies» (3 Bde., Lond. 1827); Meinicke, «Versuch einer Geschichte der europ. Colonien in W.» (Weim. 1831).

Westlothian, s. Linlithgow.

Westmacott (Sir Richard), einer der berühmtesten engl. Bildhauer, geb. im Juli 1775 zu London, wo sein Vater ebenfalls Bildhauer war, erhielt seine Bildung in Rom und Paris. Nach seiner Rückkehr machte er sich zunächst bekannt durch die in der Westminster-Abtei 1806 aufgestellte Statue Addison's. 1809 wurde er Mitglied der königl. Akademie. In demselben Jahre vollendete er die Monumente für Sir Ralph Abercrombie und für Lord Collingwood in der Paulskirche. Andere Statuen von ihm ebendaselbst sind die für Lord Duncan, Lord Collingwood, Sir Isaak Brook. Nachdem er bei der Bronzestatue des Herzogs von Bedford für Russellsquare persönlich die Formung und den Guß geleitet und dann die Statue Nelson's für Birmingham und die von Fox für Bloomsburysquare ausgeführt hatte, vollendete er 1822 den Koloß des Achilles in Hydepark, eine der größten Statuen, die je gegossen wurden. 1814 arbeitete er das Monument Will. Pitt's für die Westminster-Abtei; ferner für denselben Ort die Statuen von dem Herzog von Montpensier, Addison, Erskine und Warren Hastings. Von seinen andern Werken sind zu erwähnen die schöne Statue eines Bauernmädchens (1819), die zum Monument für Lord Penrhyn und die eines Hindumädchens, welche zu einem Denkmale Alex. Colvin's in Kalkutta ge-

hörte; die Bronzestatuen Georg's III. in Liverpool; die Reiterstatue desselben Königs auf Sion-Hill, gegenüber Windsor; die Statue Canning's, die 1832 unweit des Parlamentshauses errichtet wurde und vielleicht das schönste Werk der Bildhauerkunst ist, das London besitzt; die des Herzogs von York, die 1834 im St.-Jamespark aufgestellt wurde. Auch lieferte W. 1844 das große allegorische Relief für den Fronton der neuen Börse in London. Als Professor der Sculptur an der königl. Akademie wirkte er eine Reihe von Jahren durch lehrreiche Vorträge über seine Kunst. Auch besitzt man von ihm eine Abhandlung über mittelalterliche Plastik in England (Lond. 1846). W. starb 1. Sept. 1856. — Richard W., Sohn des vorigen, geb. um 1802 zu London, ward von seinem Vater unterrichtet und bildete sich in Italien streng nach der Antike. Außer Statuen, wie die Pandora und eine afrik. Sklavin (in Florenz), ein Amor mit dem Pfeile und Venus, die den Ascanius schützt, verfertigte er zahlreiche Büsten, z. B. von Lord John Russell (1843), welche die seines Vaters theilweise noch übertreffen. Als Meister des goth. Stils zeigte er sich durch sein Denkmal des Erzbischofs Howley im Dome zu Canterbury (1850); fernere Arbeiten von ihm sind: Ariel, aus Shakespeare's «Sturm», aus einem hohlen Baumstamm auffliegend (eine nicht glückliche Arbeit); David mit dem Kopfe Goliath's, in Marmor. Auch W. der Sohn beschäftigt sich wissenschaftlich mit der Kunst und hält an der Akademie, deren Mitglied er ist, Vorlesungen über die Kunst der orient. und classischen Völker. — Ein anderer Bildhauer dieses Namens, James Sherwood W., machte sich zuerst durch die trefflichen Statuetten Alfred's d. Gr. und des Richard Löwenherz bekannt. Dann fertigte er eine Marmorstatue von Johannes dem Täufer (1857) und das Modell für die Statue des Grafen von Winchester, welche für das Haus der Lords in Bronze gegossen ward. Unter seinen Büsten zeichnet sich die der Königin Victoria aus. In neuerer Zeit wandte er sich nichthistor. Vorwürfen zu und bildete unter andern eine Peri nach Moore's «Lalla Rookh», ein Mädchen an der Quelle, den Sieg, den Lorberkranz vom Haupte nehmend, um einen Sieger zu krönen, u. s. w.

Westmeath, eine Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, hat ein Areal von 33,2 Q.-M. Die Oberfläche bietet einen angenehmen Wechsel von Waldung, schönen Ackerfeldern und Wiesen, von Hügeln und Ebenen, Seespiegeln und Flüssen dar, unter welchen der Shannon, Inny und Brosna die bemerkenswerthesten. Auch durchzieht der Königskanal und die Westbahn das Land. Von der Bodenfläche sind Ackerland 17 Proc., Kleefelder und Wiesen 11, Weide 53, Wald 2, Gewässer 5 Proc. Viehzucht, Leinweberei, Torfgräberei und Handel bilden die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung, deren Zahl 1841—51 von 141300 auf 111407 und bis 1861 auf 90856 Seelen herabgesunken ist. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Mullingar, der Hauptort, an dem Königskanal und der Westbahn, im Mittelpunkt des Landes, 11 M. nordwestlich von Dublin gelegen, ist eine Marktstadt und der Sitz eines kath. Bischofs. Der Ort hat 5359 E., die bedeutende Woll- und Pferdemärkte unterhalten. Wichtiger ist Athlone (s. d.). Die Marktstadt Kilbeggan am Brosna zählt 9300 E., die Bierbrauerei, Branntweinbrennereien, Schnupftabacks- und Kornmühlen unterhalten und lebhaften Handel treiben.

Westminster-Abtei, die St.-Peters-Collegiatkirche in London, hat ihren Namen von dem Stadttheile, in dem sie liegt. Die Kirche gehörte zu einem noch in seinen Resten vorhandenen Kloster, das von Sebert, König der Westsachsen, zu Anfang des 7. Jahrh. gegründet, von den Dänen zerstört und von König Edgar 958 erneuert wurde. Eduard der Bekenner baute die Kirche kurz vor seinem Tode um. Heinrich III. ließ dieselbe wieder abtragen und gab mit seinen nächsten Nachfolgern der Kirche ihre jetzige Gestalt. Nur die beiden schönen, zum Ganzen nicht recht harmonirenden Thürme und der westl. Eingang wurden noch im 18. Jahrh. von Christopher Wren errichtet. Heinrich VIII. verwandelte bei der kirchlichen Trennung das Kloster in ein Collegiatstift, später in die Kathedrale der Grafschaft Middlesex. Schon dessen Nachfolger, Eduard VI., löste dieses Bisthum auf und stellte das Stift wieder her. Unter der Königin Maria wurde die Anstalt in ein Kloster umgeformt; ihre Nachfolgerin Elisabeth vereinigte das Collegiatstift mit einer Erziehungsanstalt für Knaben. Die Kirche ist in Kreuzform erbaut; an ihre Südseite stoßen die Reste der alten Klostergebäude. Wiewol das schwerfällige Aeußere der Kirche keinen Totaleindruck gestattet, gewährt doch das Innere, namentlich vom westl. Eingange aus, den erhabenen Eindruck eines Meisterwerks der goth. Baukunst. Freilich wird auch der freie Blick im Innern durch Holzverschläge, Gitterwerk und Nebenbauten zum Theil gehindert. Das 100 F. hohe Gewölbe ist von kühnen Pfeilern getragen. Die Kirche ist 375 F. lang, im Kreuze 195, im Schiffe 72 F. breit. In dem schönen Chore werden seit uralten Zeiten die Könige von England gekrönt. Die Kirche umfaßt viele Kapellen, darunter die Eduard's des Bekenners, Heinrich's III. und Heinrich's VII. Die letztere enthält das Grabmal dieses Königs und seiner

Familie, ist in einem reichen, fast überladenen Stile von dem Florentiner Pietro Torregiano erbaut und wurde 1809—23 mit großem Kostenaufwand restaurirt. Die Königin Elisabeth und ihre Nebenbuhlerin, Maria Stuart, sowie andere histor. Personen haben in den verschiedenen Kapellen Monumente. Im südl. Kreuzflügel befinden sich die Grab- und Denkmäler vieler Dichter und Gelehrten, weshalb man diesen Ort den Poetenwinkel (Poet's corner) nennt. Der nördl. Flügel ist die Ruhestätte ausgezeichneter Männer, die sich um den Staat und das öffentliche Wohl verdient gemacht haben. Die meisten der Kunstwerke, womit ein Theil der Grabmäler geziert ist, haben keinen oder nur geringen ästhetischen Werth; doch findet man auch einige schöne Arbeiten von Roubillac, Rysbrach, Rollekens, Chantrey und Flaxman. Die Ehre, in der W. begraben zu werden, hängt übrigens von der Erlegung einer bedeutenden Summe ab. Vgl. Neale, «History and antiquities of the Abbey of Westminster, etc.» (Lond. 1818 u. öfter); Brayley, «History and antiquities of Westminster Abbey» (Lond. 1856); Stanley, «Historical memorials of the Westminster Abbey» (Lond. 1868).

Westmoreland, eine Grafschaft im nordwestlichsten Theile Englands, von Cumberland, Lancashire, York und Durham umgrenzt, hat ein Areal von 35,6 Q.-M., wovon kaum 13 zur Feldwirthschaft tauglich sind. Das tiefe Thal des Eden, welches aus Buntsandstein besteht, trennt die von silurischen Schiefern gebildeten Cumbrischen Berge (Cumbrian Mountains) im Westen, welche im Halvellyn 2868 F. erreichen, von der aus Bergkalk bestehenden Penninischen Kette im Osten, die geringere Erhebung hat. Es ist ein rauhes, kaltes Land voll langer Reihen kahler, hoher Felsenberge (Fells oder Moors), die oft bis gegen Sommersanfang tief beschneit sind und langgestreckte Engthäler und Seen (tarns) einschließen. Der Pflug findet hier wenig Raum. Aber was der Cultur des Bodens abgeht, das ersetzen die berühmten Naturschönheiten des Landes, seine steilen, oft senkrecht abstürzenden Bergmassen, die anmuthigen Seen, wie der berühmte Winandermere oder Windermere, der größte Englands (2 M. lang, kaum $^1/_4$ M. breit und bis 226 F. tief), und der Ulleswater, die reichen Weideflächen der schmalen Thäler und die prachtvollen Wälder. Der einzige schiffbare Fluß ist der Kent. Der Ackerbau ist untergeordnet, und Weizen gedeiht nirgends. Desto ausgedehnter wird die Viehzucht betrieben. Die Berggegenden nähren große Schafheerden, die Sumpfgegenden viele Schweine, die den trefflichen Westmorelandschinken liefern. Auch die Gänsezucht ist von Bedeutung. Den mittlern Raum zwischen den hoch- und niedriggelegenen Gegenden nimmt die Rindviehzucht ein. Das Vieh ist von der nicht großen, aber sehr milchreichen schott. Rasse und liefert Butter von vorzüglicher Güte, die hauptsächlich zur Verproviantirung der Schiffe benutzt wird, weil sie sich lange hält. Von Wichtigkeit sind die Schiefer- und andere Steinbrüche. Auch Achate und Halbedelsteine finden sich, und außerdem gewinnt man etwas Blei und Silber. Bei dem Mangel an Steinkohlen kann die Industrie nicht aufkommen. Dieselbe beschränkt sich auf Handarbeit, auf das Spinnen der Wolle, Stricken von Strümpfen und Weben eines eigenthümlichen groben Wollzeugs. Die Grafschaft wird in vier Wards eingetheilt, schickt drei Abgeordnete in das Parlament und zählt 60817 E. (1861). Die Hauptstadt ist Appleby, am Eden und der Eisenbahn, mit 1569 E., einer Lateinschule und einem noch gut erhaltenen Bergschlosse (aus der Zeit Heinrich's VI.). Wichtiger ist Kendal, eigentlich Kirkby-Kendal, Municipalstadt und Parlamentsborough an der von Lancaster nach Carlisle in Schottland führenden Eisenbahn, mit 12026 E., elf Kirchen, einer Lateinschule, einem Handwerkerinstitut, einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft (nebst gutem Museum), einem Theater und Gesellschaftssaal. Auf dem Castle-Law-Hügel steht ein altes Schloß und ein Obelisk als Denkmal an die Revolution von 1688. Vlamländer führten in Kendal die Tuchfabrikation ein, welche noch jetzt blüht. Außer dem Tuch liefert die Industrie die «Kendal-Cottons», grobe Wollzeuge zu Neger- und Matrosenkleidern, Linseys oder halbwollene Stoffe, Teppiche, Decken, grobe Leinwand, Seilerwaaren, Holzschuhe, Kämme, Eisen- und Messingwaaren, Leder- und Marmorarbeiten. Die Marktstadt Milnthorpe, an der Eisenbahn und am Kent, auf dem mit der Flut Küstenfahrer aus der Morecambebai bis hierher gelangen, hat 1433 E., Korn- und Papiermühlen und fabricirt grobe Leinwand.

Westmorland (John Fane, Graf von), brit. Diplomat, stammt aus einer alten wallisischen Familie, deren jüngere Linie sich Vane schreibt, und zu der der berühmte republikanische Parteiführer Sir Harry Vane und dessen Nachkommen, die jetzigen Herzoge von Cleveland, gehören. Thomas Fane heirathete 1574 Mary Neville, die Tochter des Lords Abergavenny, mit der er einen Sohn Francis zeugte, der, in Betracht der Abkunft seiner Mutter von den Grafen von W. aus dem Hause Neville (s. d.), 1624 zum Baron Burghersh und Grafen von W. erhoben wurde. — John Fane, zehnter Graf von W., geb. 1. Jan. 1759, war unter Pitt's Ministe-

rium Lord-Lieutenant von Irland, dann viele Jahre hindurch (bis 1827) Geheimsiegelbewahrer. Er starb 12. Dec. 1841. — Sein Sohn, John Fane, folgte ihm als elfter Graf von W. Derselbe hieß bis zum Ableben des Vaters Lord Burghersh und wurde 3. Febr. 1784 geboren. Er trat zeitig in Militärdienste und kämpfte in den Feldzügen in Portugal und Spanien unter Wellington, dessen Nichte er 1811 heirathete. In Gesellschaft Lord Aberdeen's befand er sich 1814 im Hauptquartier Schwarzenberg's. Zum Obersten befördert, wurde er noch während des Wiener Congresses zum brit. Gesandten in Florenz ernannt, welche Stelle er 15 J. einnahm. Die Muße, die ihm hier in reichlichem Maße zutheil wurde, benutzte er, um sich künstlerischen, namentlich musikalischen Beschäftigungen hinzugeben. Außer zahlreichen Symphonien, Cantaten und Messen componirte er sogar zwei Opern, «Il Torneo» und «L'Eroe di Lancastro», die freilich den Dilettanten verrathen. In seinem Gesandtschaftshotel ließ er ein Liebhabertheater einrichten, auf welchem er selbst mit seiner Gattin auftrat. Auch versuchte er sich als Militärschriftsteller und gab zwei Werke heraus über die «Operations of the allies in Portugal» (Lond. 1818) und die «Operations of the allied armies in 1814» (Lond. 1822), denen er «Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien» (deutsch von Graf von der Goltz, Berl. 1845) folgen ließ. Nachdem er nach England zurückgekehrt, wurde er Mitglied des Geh. Raths und avancirte 1838 zum Generallieutenant. Im Aug. 1841 trat sein Freund Aberdeen an die Spitze des auswärtigen Ministeriums, während zugleich der Herzog von Wellington einen einflußreichen Platz im Cabinet innehatte, und dies hatte zur Folge, daß Lord Burghersh, dessen diplomatische Thätigkeit bis dahin untergeordneter Art gewesen, den wichtigen Gesandtschaftsposten am preuß. Hofe erhielt. Kurz darauf erbte er den Titel eines Grafen von W. und die bedeutenden Güter der Familie. In Berlin erwarben ihm sein menschenfreundlicher Charakter und seine künstlerischen Neigungen viele Freunde, und durch die Beliebtheit, deren er sich in den höchsten Regionen erfreute, half er das innige Verhältniß zwischen England und Preußen befestigen. Die Ereignisse von 1848 gaben ihm endlich Gelegenheit, in die wichtigsten polit. Verhandlungen einzugreifen, indem er in der schlesw.-holstein. Angelegenheit eine Vermittlerrolle übernahm. Die brit. Regierung war mit ihm so zufrieden, daß sie ihn 1851 als Botschafter nach Wien schickte, wo er die Spannung, welche infolge der Palmerston'schen Politik zwischen England und Oesterreich eingetreten war, beseitigen sollte. Bei dem großen Avancement im brit. Heere im Juni 1854 erhielt W. den Rang eines wirklichen Generals. Seine letzte Thätigkeit als Diplomat entwickelte er als brit. Bevollmächtigter bei den Conferenzen, welche zuerst 1853, dann wieder 1855 zur friedlichen Schlichtung der orient. Wirren in Wien zusammentraten. Im Nov. 1855 legte er aber seinen Gesandtschaftsposten nieder und lebte dann bis zu seinem Tode, der 16. Oct. 1859 erfolgte, auf seinen Gütern in England. Ihm folgte als zwölfter Graf sein dritter Sohn, Francis William Henry Fane, Lord Burghersh, geb. 19. Nov. 1825, Oberst in der Armee. Derselbe war Adjutant Lord Raglan's im Krimfeldzuge, und als solcher überbrachte er die Depesche nach England, welche den Sieg der Westmächte an der Alma meldete. 1857 vermählte er sich mit Lady Adelaide Curzon, einer Tochter des Grafen Howe.

Westphalen, s. Westfalen.

Westpoint, die einzige Militärakademie der Vereinigten Staaten von Amerika, in Orange-County des Staats Neuyork am rechten Ufer des Hudson in herrlicher romantischer Gegend, 52 engl. M. nördlich von Neuyork gelegen, war während des Befreiungskriegs der Colonien eine Festung von großer Bedeutung, da sie den Engländern die Verbindung zwischen Neuyork und Albany sperrte. Die Militärakademie wurde 1802 gegründet. Der Plan dazu war zuerst vom General Steuben entworfen und ausgearbeitet worden und stützte sich ursprünglich auf die preuß. Cadettenhäuser jener Zeit. Die Akademie zählt nicht mehr als 250 Cadetten, die einen vierjährigen Cursus durchzumachen haben und bei ihrem Eintritt nicht jünger als 16 und nicht älter als 21 J. sein dürfen. Jeder Congreßabgeordnete hat das Recht der Besetzung einer Stelle; der Präsident dagegen kann zehn Cadetten wählen und ernennen. Die Erziehung ist unentgeltlich; jeder Cadet erhält sogar noch 28 Doll. für den Monat. Die Zahl der Lehrer und Professoren beträgt im ganzen 41. Da bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs alle Offiziere der regulären Armee aus W. hervorgegangen sein mußten, so bedeutete in den Augen der Freiwilligen ein solcher etwa so viel wie in Deutschland ein Gardeoffizier und wurde in diesem Sinne während der Secession oft als Vorwurf gebraucht.

Westpreußen, die westl. kleinere Hälfte der preuß. Provinz Preußen (s. d.), von der Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg (Neumark) und Pommern umgrenzt, umfaßt nach der

für die Grundsteuerregulirung geschehenen Ermittelung 467,55 Q.-M. und zählte Ende 1867 eine Bevölkerung von 1,278581 ortsanwesenden Einwohnern (2708 auf 1 Q.-M.) gegen 1,253118 im J. 1864 (wobei 19746 Militärangehörige), gegen 1,188401 im J. 1861, gegen 1,073471 im J. 1852 und gegen 571091 im J. 1816. Für das J. 1866 berechnete man die Zahl der Einwohner, die als Muttersprache das Deutsche sprechen, auf etwa 852300, die der polnisch Sprechenden auf 400800. Die meisten Polen wohnen im Westen der Weichsel. Ferner zählte man damals, in runder Summe, Evangelische 623000, Katholiken 587000, Mennoniten 11200, Juden 29600. Die Landschaft bildet eine nur hier und da von geringen Anhöhen unterbrochene weite Ebene, welche von der Weichsel, dem Hauptflusse, der Brahe, Drewenz, Sorge, Elbing, Mottlau und einigen kleinern Flüssen sowie vom Drausen-, Geserich-, Radaun- und andern Seen, abgesehen vom Frischen Haff, bewässert wird. Von Areal gehören zum Stromgebiet der Weichsel und Elbing gegen 349 Q.-M., von dem der Oder 85, von dem der Küstenflüsse 34 Q.-M. Die Länge der schiffbaren Flüsse beträgt 45,8 M. Der Boden ist in den höher gelegenen Landstrichen entweder sandig oder von Heiden und Morästen bedeckt und daher großentheils minder ergiebig, in den fetten Niederungen aber, die vor zeiten der Weichsel abgewonnen worden, desto fruchtbarer. Getreide, Hülsenfrüchte, Oelgewächse und Flachs werden reichlich gewonnen und zum großen Theil ausgeführt. Auch baut man vieles Obst, und die Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Bienenzucht wird stark getrieben, besonders zieht man in der Weichselniederung große schöne Pferde und treffliches Rindvieh. An Mineralproducten ist W. arm und beschränkt auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und hauptsächlich Torf. Ansehnliche Fabriken und Manufacturen gibt es, Danzig (s. d.), Elbing (s. d.) und Thorn (s. d.) ausgenommen, fast gar nicht; dagegen sind die Garnspinnerei und die Leinwandfabrikation im Lande allgemein verbreitet. Der Handel, obgleich durch die Ostsee und Weichsel, den Brombergerkanal und durch die Ostbahn begünstigt, ist nur in den Städten Danzig und Elbing lebhaft. In Bezug auf die Civilverwaltung zerfällt die Landschaft in die beiden Regierungsbezirke Danzig (149,47 Q.-M. mit 513227 E. in sieben landräthlichen Kreisen und der kreiseximirten Stadt Danzig) und Marienwerder (318,08 Q.-M. mit 765554 E. in 13 landräthlichen Kreisen). Städte zählt das Land nur 54 (davon 11 im erstern, 43 im letztern Regierungsbezirk), die 1864 zusammen 311430 E. (wobei 19510 Militärangehörige) hatten. Für die kath. Kirche besteht das Bisthum zu Culm, dessen Bischof seinen Sitz zu Pelplin hat; doch erstreckt sich auch der Sprengel des Bisthums Ermeland über einen kleinern Theil W.s., und der westlichste Theil des ganzen Landes (Dekanat Deutsch-Krone) steht unter dem Erzstift Posen. Für die prot. Kirche bestehen 17 Kirchenkreise oder Superintendenturen. Die Provinzialstände, die im Verein mit den Ständen Ostpreußens abwechselnd zu Königsberg und Danzig sich versammeln, sind zusammengesetzt aus 15 Deputirten der Ritterschaft, 13 Deputirten der Städte und 7 Abgeordneten der Landgemeinden. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt W. zehn Gymnasien, sechs evangelische (Danzig, Elbing, Marienburg, Marienwerder, Thorn und Graudenz) und vier katholische (Neustadt, Culm, Konitz und Deutsch-Krone); ein kath. Progymnasium befindet sich zu Kauernik. Außerdem bestehen vier Realschulen erster Ordnung zu Danzig (zwei), Elbing und zu Thorn; vier höhere Bürgerschulen zu Culm, Marienwerder, Stargardt und Jenkau bei Danzig; eine Handelsakademie und eine Navigationsschule zu Danzig; ein bischöfl. Priesterseminar zu Pelplin; ein Cadettenhaus zu Culm; ein Hebammeninstitut zu Danzig; zwei Provinzialgewerbschulen zu Danzig und Graudenz; vier Schullehrerseminare zu Berent, Friedland, Marienburg und Graudenz, wo auch ein Seminar für Lehrerinnen. Endlich sind vorhanden sieben höhere Töchterschulen (Danzig, Elbing, Marienburg, Stargardt, Marienwerder, Graudenz und Thorn). Die Landschaft führte bis 1772 den Namen Polnisch-Preußen, weil sie mit Inbegriff von Ermeland zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, welche die Krone Polen in dem Thorner Frieden 1466 vom Deutschen Orden abgetreten erhalten und 1525 im Krakauer Frieden, als sie dem Ordensmeister Albrecht von Brandenburg das Herzogthum Preußen, d. i. Ostpreußen, zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. Als 1772 der König Friedrich II. Polnisch-Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn in Besitz nahm, schlug er Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte mit jenem den ganzen Netzedistrict und gab dem Lande, im Gegensatz von Ostpreußen (s. d.), den Namen W. Hierauf kamen 1793 auch Danzig und Thorn in preuß. Besitz. Aber im Frieden zu Tilsit 1807 mußten mehrere Theile dieser Provinz (etwa 253 Q.-M.) an Frankreich abgetreten werden, die Napoleon theils zum Herzogthum Warschau (s. d.) schlug,

theils zur Bildung des Freistaats Danzig verwendete. Erst 1815 gab der Wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südl. Bezirke an der Netze zu der Provinz Posen schlug, aus dem eigentlichen W. aber eine besondere Provinz bildete, die jedoch 1824 mit Ostpreußen in eine einzige Provinz, unter dem Namen Preußen, vereinigt wurde.

Weströmisches Reich oder Occidentalisches Reich, im Gegensatz zum Oströmischen oder Byzantinischen Reiche, s. Rom und Römisches Reich.

Westvirginien, seit dem 31. Dec. 1862 einer der Vereinigten Staaten von Amerika, bildete bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs den westl. Theil des Staats Virginien (s. d.), trennte sich aber beim Ausbruche des Kriegs und constituirte sich selbständig. Der neue Staat grenzt im Norden an Ohio, Pennsylvanien und Maryland, im Osten an Maryland und Virginien, im Süden an Virginien und im Westen an Kentucky und den Staat Ohio. Der Fluß Ohio läuft seiner ganzen westl. Grenze entlang. W. besteht aus 50 Grafschaften, enthält 980 Q.-M. und umfaßt die Region westlich der Alleghanies, welche ein Plateau von unebener Oberfläche bildet und zum Ohio abfällt. Es ist ein theils rauhes, theils von den fruchtbarsten Thälern durchschnittenes Gebirgsland mit 376688 E. Parallel den Alleghanies, welche zugleich die Grenze gegen Virginien bilden, laufen von Nordosten nach Südwesten mehrere Gebirgszüge, wie die Greenbriar und Cheetmountains, deren Durchschnittshöhe 2500 F. beträgt. Ihnen entströmen der große und kleine Kanawha, der Greenbriar, der Monongahela, der Cheetriver, der Guyandotte, Elk und Gauley, welche sämmtlich in den Ohio fallen. Im Osten des Staats entspringt der Potomac. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Holz, Kohlen, Eisen, Petroleum und Salz. W. wird in der Quere von der wichtigen Baltimore- und Ohioeisenbahn durchschnitten, die bei Wheeling ihren Endpunkt hat und von Grofton nach Parkersbury eine Zweigbahn, die nordwestl. Virginische Eisenbahn, sendet. Hauptstadt ist Wheeling am Ohio, ein gewerbreicher Ort mit 16713 E. Die übrigen Städte sind unbedeutend. An der Spitze des Staats steht ein vom Volke auf zwei Jahre mit 2000 Doll. Gehalt gewählter Gouverneur. Der Senat besteht aus 22 Mitgliedern, das Haus aus 57 Abgeordneten, von denen jene auf zwei, diese auf ein Jahr gewählt werden. Die Legislatur tritt am dritten Dienstag im Januar jedes Jahres zusammen. Am 1. Sept. 1865 gab es in W. acht Nationalbanken mit 1,916400 Doll. Kapital. Nach der Constitution muß die Gesetzgebung ein ausgedehntes Freischulsystem einführen und einen bedeutenden Theil der Staatseinkünfte zu diesem Zwecke reserviren.

Wetstein oder Wettstein ist der Name einer Gelehrtenfamilie, die ursprünglich aus Kyburg im schweiz. Canton Zürich stammt. — Johann Rudolf W., geb. zu Basel 27. Oct. 1594, trat zuerst in venet. Dienste, wurde 1620 Mitglied des Raths der Stadt Basel und 1645 Consul. Er war Gesandter des Cantons beim Abschluß des Westfälischen Friedens, wurde 1653 in den Reichsadelstand erhoben und starb 12. April 1666. — Johann Rudolf W., des vorigen Sohn, geb. zu Basel 5. Jan. 1614, gest. als Professor der Theologie daselbst 11. Dec. 1684, war ein Hauptgegner der Einführung der Formula consensus. Uebrigens unterstützte er Suicer bei der Ausarbeitung des «Thesaurus ecclesiasticus.» — Sein Sohn, Johann Rudolf W., geb. zu Basel 1. Sept. 1647, gest. ebenfalls als Professor der Theologie daselbst 24. April 1711, machte sich besonders als Herausgeber mehrerer Schriften des Oregines verdient. — Johann Heinrich W., geb. zu Basel 15. März 1649, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte, und das nach seinem Tode 4. April 1726 von seinen beiden Söhnen fortgesetzt wurde. Aus seiner Officin gingen zahlreiche, durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit ausgezeichnete Ausgaben alter Classiker hervor. — Am berühmtesten ist Johann Jakob W., geb. zu Basel 5. März 1693, der Sohn von Joh. Rudolf W. dem Jüngern. Er studirte ebenfalls Theologie, war einige Zeit Feldprediger bei einem schweiz. Regiment in holländ. Diensten und wurde 1717 Diakonus in seiner Vaterstadt, 1730 aber wegen verschiedener von dem Glauben der reform. Kirche abweichender Lehrsätze seines Amts entsetzt. 1733 folgte er dem Rufe als Professor der Kirchengeschichte nach Amsterdam, wo er 23. März 1754 starb. Sein Hauptwerk ist die kritische Ausgabe des Neuen Testaments (2 Bde., Leyd. 1751—52). Seine «Prolegomena» (Amsterd. 1730) wurden später von Semler mit Anmerkungen (Halle 1764) herausgegeben.

Wette (sponsio) heißt ein Vertrag, wodurch zwei oder mehrere sich etwas Bestimmtes gegenseitig versprechen, wenn eine ungewisse, zwischen ihnen streitige Thatsache sich in einer bestimmten Weise als wahr oder unwahr ergeben sollte. Nach gemeinem Rechte ist die W. erlaubt, wenn ihr Gegenstand nichts Unsittliches (causa inhonesta) enthält. Die Ungewißheit muß für beide

Theile gleich sein; falls der eine schon von dem Verhältniß der Sache Nachricht hat, ist die W. ungültig, er müßte denn diese Wissenschaft offenbart und der andere dennoch seine gegentheilige Behauptung und die W. aufrecht erhalten haben. Das für eine verlorene W. zu Leistende kann nicht eingeklagt, das schon Geleistete aber auch nicht gerichtlich zurückgefordert werden. Die W. darf nicht zum Glücksspiel werden, weil dieses zu den unerlaubten Geschäften gehört. Zu dieser Gattung von W. gehören die W. bei Pferderennen, auf das Steigen und Sinken der Staatspapiere, auf den Erfolg eines unerlaubten Spiels u. dgl.

Wetter, s. Witterung.

Wetterau heißt der ebene, zwischen dem Vogelberge und dem Taunus sich ausbreitende, sehr fruchtbare Landstrich, der zum größten Theil zu Hessen-Darmstadt, zum Theil aber auch zu dem ehemaligen Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Nassau und Frankfurt, also seit 1866 zu Preußen gehört und ungefähr 15 Q.-M. umfaßt. Der Landstrich wird vom Main, der Use, Nidda und Wetter, die ihm den Namen gegeben hat, bewässert und erzeugt in großer Menge Obst und besonders Getreide. Im deutschen Reichstage hieß eins der vier Collegien, in welche die Reichsgrafen und Herren getheilt waren, das Wetterauische Grafencollegium, zu welchem z. B. die Fürsten und Grafen von Solms, Isenburg, Stolberg u. a. gehörten.

Wetterglas, s. Barometer.

Wetterleuchten wird die feurige Lufterscheinung genannt, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht nicht blos am bewölkten, sondern auch öfters bei fast ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Lichtschein meistens am Horizonte erblickt. Das W. ist entweder nur das reflectirte Licht der Blitze von fernen Gewittern, die sich unter dem Horizonte befinden, oder es sind elektrische Entladungen, die über dem Horizonte in so großer Ferne oder in so großer Höhe vor sich gehen, daß sie von keinem von uns wahrnehmbaren Geräusche begleitet sind.

Wetterscheide wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Dunstkreisstelle genannt, wohin sowol Gewitter als Strichregenwolken zu ziehen oder wo sie sich zu zertheilen pflegen. Wenn man genau darauf Acht gibt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmassen, wenn sie nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden, immer entweder nach Hügeln und Gebirgen oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hingerichtet ist. Die Theorie der W. liegt noch um so mehr im Dunkeln, als die Erklärung, die man etwa von einigen derselben geben könnte, wenig auf andere Localitäten paßt.

Wettersee oder Wettern, nach dem im Westen von ihm gelegenen Wenersee (s. d.) das größte Binnengewässer Schwedens, von Norden nach Süden gestreckt und an beiden Enden spitz zulaufend, 17—18 M. lang, bis 4 M. breit, 271 F. oder doppelt so hoch als der Wenern über dem Meere gelegen, bedeckt eine Fläche von 33,64 Q.-M. Im Osten und Westen von Bergketten eingeschlossen, hat der See sehr romantische Ufer, aber weit weniger Buchten als der Wener und nur eine bedeutendere Insel, Wisingsö, die 1⅚ M. lang, ⅓ M. breit, sehr schön und fruchtbar ist, im Mittelalter öfters Königssitz war und später der Familie Brahe als Grafschaft gehörte. Der See hat ein dunkelblaues, außerordentlich klares, fast chemisch reines, sehr kaltes Wasser und eine sehr bedeutende Tiefe, an zwei Stellen 347 und 384 F. Besonders merkwürdig ist er durch das plötzliche Fallen und Steigen seines Wassers, indem ersteres zuweilen bei Regenwetter, letzteres bei der größten Dürre eintritt. Ebenso merkwürdig sind seine Strömungen (Strömfall), die sowol auf der Oberfläche als in einer Tiefe von mehr als 200 F. stattfinden, mit und gegen den Wind gehen und oft an einem Tage 20—30mal ihre Richtung verändern, sowie sein oft ganz plötzlich eintretendes Aufwallen und heftiges Wogen und Wirbeln, was die Schiffahrt und wegen der ungleichen Dicke des Eises, die sogar nicht selten ganz zersprengt wird, auch die Winterreisen gefährlich macht. Diese wissenschaftlich noch nicht erklärten Erscheinungen, verbunden mit den seltsamsten Dunstgebilden und Luftspiegelungen, haben natürlich dem Volksgeiste zu mancherlei Sagen und Spukgeschichten Anlaß gegeben. Der See liegt recht eigenlich auf dem südschwed. Bergplateau und nimmt daher nur unbedeutende Zuflüsse auf, unter denen der des Sees Wiken der bedeutendste ist. Er fließt ab durch die Motalaelf, welche die Seen Boren, Norrby, Roxen und Glan bildet und bei Norrköping in die Ostsee fällt. Durch den Göthakanal (s. d.) ist der W. sowol mit der Ostsee als auch mit dem Skagerrack verbunden. An seinen Ufern liegen folgende Städte und Ortschaften: Jönköping im Süden, Grenna, Wadstena, Motala und der Gesundbrunnen Medevi im Osten, Askersund im Norden, Hjo und die noch im Bau begriffene Centralfestung Karlsborg im Westen. Wie am Wener der

Kinnekulle, so ist am Ostufer des W. der 794 F. hohe, an der Seeseite steil abstürzende Omberg wegen seiner herrlichen Aussichten berühmt.

Wettin ist der Name eines seit dem Mittelalter sehr berühmten thüring. und meißnischen Dynastengeschlechts, von welchem sämmtliche jetzt regierende sächs. Häuser abstammen. Grafen von W. nannten sie sich nach Wettin, einem slaw. Orte in dem Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, in dessen Nähe das Stammhaus der Grafen noch gegenwärtig in der alten Burg Winkel, jetzt einem Rittergute, vorhanden ist. Die ehemalige Sitte, den Ursprung der meisten angesehenen fürstl. Häuser in Deutschland von Wittekind, dem Heerführer der Sachsen gegen Karl d. Gr. herzuleiten, gab die Veranlassung, daß man jenen auch für den Ahnherrn der Grafen von W., mithin des ganzen sächs. Hauses ausgab. Nach einer andern, ebenfalls auf schwachen Gründen ruhenden Meinung soll der Herzog Burkard von Thüringen, der 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche Stammvater der Grafen von W. gewesen sein. Der erste Graf von W., der mit Bestimmtheit von den Quellenschriftstellern erwähnt wird, ist Dietrich, aus dem Hause Buzizi, ein tapferer Krieger, der keines andern Lehnsmann war und 982 zu Basentello in Calabrien starb. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo I., als Graf von W. (gest. 1009); der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem kinderlosen Tode 1017 an des bereits früher verstorbenen Dedo I. Sohn, Dietrich II., Grafen von W., fiel. Von den sechs Söhnen Dietrich's II. erhielt der zweite, Dedo II., um 1031 nach dem kinderlosen Ableben des Markgrafen Odo die Markgrafschaft Lausitz und, als der Markgraf Ekbert I. von Meißen 1068 starb, auch dessen Markgrafschaft. Er starb 1075. Unter seinem Sohne, Heinrich dem Aeltern, Grafen von Eilenburg, und dessen Sohne, Heinrich dem Jüngern, ist die Geschichte der Markgrafschaft Meißen sehr dunkel. Nach des letztern Tode 1127 beerbte ihn Konrad d. Gr. (s. d.), der als einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit 1157 starb. Damals löste sich die Grafschaft vom Gebiete der Dynastie unter einer jüngern Linie als besonderes Territorium wieder ab. Die Reihenfolge dieser Linie begann mit Heinrich I. 1156 bis 30. Aug. 1181; dann folgten Heinrich II. bis 28. Dec. 1187, darauf dessen Bruder Ulrich bis 1206, endlich Heinrich III., welcher 1217 starb. Die Grafschaft W. fiel nun an die Linie Borna und ging 1288 der Wettinischen Dynastie durch Abtretung an das Erzbisthum Magdeburg völlig verloren. Vgl. Hofmeister, «Genealogie des Hauses W.» (Ronneb. 1858).

Wettrennen, mit Pferden angestellt, war ein schon den Griechen bekanntes Spiel und ging von diesen auf die Römer über. Hier arteten jedoch diese Spiele bald in Schaustücke aus, die bei gewöhnlichen Festen zum Dienste der Götter und zur Belustigung des Volks im Circus gegeben wurden. Die christl. Kirche unterdrückte zwar die derartigen Schauspiele, aber sie kamen dafür in einer andern Gestalt bei den Kirchenfesten wieder auf. Süddeutschland, besonders Baiern und Oesterreich, wurde mit diesen Pferderennen bei Kirchenfesten zuerst von Italien aus bekannt. Von Oesterreich aus verbreiteten sie sich nach Ungarn, wo sie schon in sehr früher Zeit, und zwar bei Kirchenfesten und dergleichen Feierlichkeiten vorkommen. In England wurden die Rennen schon von den Römern eingeführt, und es finden sich daselbst noch heute Spuren von Rennbahnen aus den Römerzeiten. Ausgebildet wurden aber die Pferderennen in England erst unter Heinrich II. zwischen 1154—70, indem sie als Volksbelustigung dienten. Von 1558 an zeigten sie sich immer zahlreicher, weil damit das Wetten in Verbindung kam. Damals gab es aber nur Privatrennen und Wetten unter Edelleuten. Erst mit Anfang des 17. Jahrh. wurden öffentliche Rennen und Preise veranlaßt. Gegenwärtig ist das W. fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal jährlich, im Herbste oder Frühlinge; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Die berühmtesten Rennplätze sind: Ascot, Derby, Doncaster, Epsom, Goodwood, Newmarket. Außer England sind die öffentlichen W. in neuerer Zeit in fast allen Ländern des Festlandes, in Frankreich bereits seit 1806, in Norddeutschland, Baden, Baiern, Würtemberg, Oesterreich, Ungarn, auch als Förderungsmittel der Vollblutzucht in Rußland, meist nach engl. Zuschnitt eingeführt worden. Ueber den Nutzen der W. sind die Meinungen getheilt. So viel ist wenigstens gewiß, daß sie der gewöhnlichen Landespferdezucht nichts, wol aber der reinen edeln Pferde- oder Vollblutzucht nützen. Denn die Rennen, welche das kräftige, unter besserer Hebelkraft, mit reinern Respirationstheilen geschaffene Vollblutspferd immer muskulöser, freier athmend, schneller, ausdauernder machen, verderben ebenso sicher alle Pferde, welche nicht, Generationen hindurch nach Leistungen gezüchtet, aus dem reinen Blute der so entstandenen bewährten Rennfamilien entsprossen sind, weil die Rennen für sie zum Ueberreiz und zu einer Anstrengung werden, die das Maß ihrer Kräfte übersteigt. Aus diesem Grunde sind auch die

Bauernrennen zu verwerfen. Die vorzüglichsten Rennplätze Deutschlands sind Baden-Baden, Berlin, Hamburg, Stettin, Frankfurt a. M., Leipzig, Cannstadt, München; in Oesterreich Wien, Pesth, Pardubitz, Prag und Brünn. Rennvereine, in Verbindung mit Jockey-Clubs, bestehen in allen civilisirten Ländern. Wettrennclubs für Jachten und andere Wasserfahrzeuge sind in England und Nordamerika heimisch. Vgl. Hazzi, «Ueber die Pferderennen als wesentliches Beförderungsmittel der bessern Pferdezucht» (Münch. 1826); Kloch, «Ueber Wettrenner und W.» (Bresl. 1835), sowie die Zeitschriften «Der Sporn» (herausg. von André, Berl. 1862 fg.) und «Der Sport. Oesterr. Blätter für Pferde und Jagd» (Wien 1864 fg.); André, «Rennkalender für Deutschland» (Berl. 1866 fg.).

Wetzel (Friedr. Gottlob), deutscher Schriftsteller und Dichter, geb. 1780 in Bautzen, wo sein Vater Tuchmacher war, vollzog seine Studien auf der Schule seiner Vaterstadt und den Universitäten Leipzig und Jena unter kümmerlichen Verhältnissen. Nachdem er Jena, wo Schelling mächtigen Eindruck auf ihn machte, verlassen, lebte er seit 1802 in Sachsen und Thüringen ohne bestimmten Beruf nur seiner Ausbildung. Er schrieb mancherlei und sicherte durch dessen Ertrag seine äußere Lage. 1805 zog er zu seinem Freunde, dem nachmaligen Professor Schubert in München, der sich damals in Dresden aufhielt, und vollendete hier seine gründliche Bildung. Mit reger Theilnahme sah er die Ereignisse von 1806 und 1807 an sich vorübergehen, die er prophetisch ein Jahr vorher in seinem «Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands u. s. w.» verkündigt hatte. Als Schubert nach Nürnberg gerufen wurde, ging W. nach Bamberg, wo er die Redaction des «Fränkischen Mercur» übernahm, der sich unter seiner Leitung zu einem bedeutenden Blatte erhob. Nur spärlich unterhielt ihn und seine Familie diese Zeitungsredaction. Er starb eines zeitigen Todes 1819. Die Bekehrungsversuche des nachmals als Wunderthäter bekannt gewordenen Prinzen von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst hatte der Sterbende mit prot. Festigkeit abgeschlagen. Seine schriftstellerische Thätigkeit beweist, wie viel er in einer sorgenfreien Lage hätte leisten können. Eine Bibel und ein altes Gesangbuch machten seine ganze Bibliothek aus. Seine mit fast Shakspeare'schem Geiste ausgeführte «Jeanne d'Arc» (Lpz. und Altenb. 1817) ist, was die Anlage und scenische Behandlung betrifft, besonders wegen der viel größern Treue, mit welcher sie der Geschichte folgt, der Schiller'schen «Jungfrau von Orléans» nicht unwürdig. Sein Trauerspiel «Hermannfried, letzter König von Thüringen» gehört zu den originellsten dramatischen Schöpfungen jener Zeit. Auch seine «Schriftproben» (2 Bdchn., Bamb. 1814—18) enthalten originelle und kräftige Gedichte. Hätte man seine humoristischen Schriften, namentlich das «Rhinoceros» (Nürnb. 1810) und seinen «Prolog zum großen Magen» (Altenb. und Lpz. 1815), aus dem gemüthlichen Standpunkte aufgefaßt, so würde man sie milder beurtheilt haben. Seine «Kriegslieder» (Altenb. und Lpz. 1815) und seine poetischen Gaben in mehrern Almanachen beurkunden W.'s reine poetische Natur, die sich auch in seinen anonym erschienenen Schriften, z. B. «Der Sieg über die Hypochondrie», «Briefe über das Brown'sche System» u. s. w., nicht ganz verleugnen konnte. Ein Pseudonym, Z. Funck, setzte dem gemüthlichen, geistvollen, nie auf den rechten Schauplatz seiner Thätigkeit gestellten, immer aber seine Umgebungen freundlich gestaltenden Sänger ein Denkmal in der Schrift «Aus dem Leben zweier Dichter, E. T. W. Hoffmann's und F. G. Wetzel's» (Lpz. 1836). Die in dieser Schrift befindliche biographische Skizze gibt über manche interessante Verhältnisse in W.'s Leben Aufschlüsse. Z. Funck gab auch «W.'s gesammelte Gedichte und Nachlaß» (Lpz. 1838) heraus.

Wetzlar, Kreisstadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, malerisch an der Lahn gelegen, welche hier die Dill aufnimmt, ist Sitz der Kreisbehörden und zählt 5678 E. (1864). Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der alte, aber unvollendete Dom, der sehr deutlich die Uebergänge der deutschen Baukunst aufweist. Das königl. Gymnasium wurde aus der ehemaligen Jesuitenschule gebildet. Aus den Ruinen der alten Burg Kalsmunt, auf einem die Stadt beherrschenden Berggipfel, erhebt sich ein Thurm, der, wenn er wirklich röm. Ursprungs, dazu bestimmt war, die vom Rhein aus an W. vorüberführende Straße nach Hessen zu decken. Die Hauptgegenstände der städtischen Industrie sind Sämischleder, Handschuhe und Haararbeiten (künstliche Scheitel u. dgl.). Letztere haben sich einen großen Ruf erworben und sind selbst in Paris gesucht. Einen bedeutenden Aufschwung gewann neuerdings auch die Eisenindustrie, die bereits Tausende von Arbeitern beschäftigt. Die Stadt liegt an der Köln-Gießener Eisenbahn, in welche hier die Lahnbahn mündet. W. entstand aus einer königl. Villa und bewahrte, trotz steter Fehden mit den benachbarten Territorialherren, seine Reichsunmittelbarkeit. Die Stadt erhob sich aus sehr gesunkenem Zustande, als 169[illegible] das Reichskammergericht (s. d.) hier seine

Sitzungen eröffnete. 1803 verlor die Stadt ihre Selbständigkeit und kam an den Fürsten Dalberg, der sie zu einer Grafschaft umwandelte. 1806 wurde das Reichskammergericht aufgehoben. Der Wiener Congreß überließ 1815 W. an die Krone Preußen. Das 80000 Acten umfassende Reichskammergerichtsarchiv (s. d.) blieb aber unter Aufsicht und Verwaltung des Deutschen Bundes, bis es in neuerer Zeit an die einzelnen Bundesregierungen vertheilt ward. Gegenwärtig befinden sich in W. nur noch diejenigen Acten, welche sich auf Preußen und die ihm 1815 einverleibten Länder beziehen. Bei W. schlug Erzherzog Karl 15. Juni 1796 ein franz. Corps unter Jourdan. Zum Andenken an diesen Sieg ward auf dem Schlachtfelde 1848 dem Erzherzog ein Monument errichtet. Durch die Erlebnisse Goethe's im Buff'schen Hause (noch jetzt zeigt man im Deutschen Ordenshause das «Lottezimmer») und im nahen Dörfchen Garbenheim (Wahlheim) ward dessen «Werther» hervorgerufen, weshalb hier 28. Aug. 1849 dem großen Dichter ein Denkmal gesetzt wurde. — Der Kreis W., welcher bis 1866 isolirt zwischen Nassau, Hessen-Darmstadt und Kurhessen lag, umfaßt 9,6 Q.-M. und zählt 44872 E. (1867).

Wexford, eine Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, die südöstlichste der Insel, hat ein Areal von 35 Q.-M. (nach andern Angaben 42,38), wovon nur 33 Proc. dem Pflug unterworfen. Im ganzen ist die Ebene vorwaltend, doch im Innern mehrfach unterbrochen von Bergzügen, die mit den Gebirgen von Wicklow und Kilkenny in Verbindung stehen. An der Westgrenze erhebt sich der Mountain-Black-Stairs 2260, und der Mountain-Leinster 2441, an der Nordgrenze der Croghan-Kinshela 1862 F. Auf dem 766 F. hohen Tara-Hill soll das in Ossian's Liedern gefeierte Temora gestanden haben. An der Südwestecke des Landes mündet der Barrow in die Bai des Waterfordhaven, und die Mitte des Landes durchschneidet die Slaney, welche sich ebenfalls in die Bai des Wexfordhaven ergießt. Das Thal der Slaney ist geräumig und fruchtbar; in demselben wird beträchtlicher Ackerbau und starke Viehzucht betrieben. Auch in den Thälern der benachbarten Berge finden die Viehheerden reichliches Futter. Die Küste ist durch tief eingeschnittene Buchten und Baien scharf ausgezackt, besonders im Süden. Hier trotzen nicht Felsmassen, sondern Sandbänke und Dünen dem Andrang der Meereswogen. Die Baronie Forth, welche die halbinselartige Südwestecke des Landes einnimmt, unterscheidet sich von jedem andern Districte Irlands. Sie wurde in alter Zeit von einer Colonie aus dem südl. Wales besiedelt, daher hier die welsche Sprache noch bis in die neuere Zeit gesprochen ward, und zeichnet sich durch Thätigkeit und sorgfältige Bodencultur vortheilhaft aus. Im ganzen wird in W. weit mehr auf Wiesenwachs als auf Ackerbau gesehen, denn die Viehzucht bildet den Haupterwerbszweig. Auch gibt es viel Wild, und die Fischerei beschäftigt viele Hände. Dagegen fehlt jedes Mineral von Belang, und die Industrie beschränkt sich fast nur auf Wollweberei in den Städten. Das Klima ist mild und die Luft sehr gesund, daher die Leute hier ein hohes Lebensalter erreichen. 1841 zählte W. 202033, 1851 aber 180158 und 1861 nur noch 143594 E. Die Bevölkerung thut sich durch größere Bildung und Gesittung hervor, und die Baronie Forth z. B. hat keine Bettler. Die Grafschaft schickt zwei, die Hauptstadt einen Abgeordneten ins Parlament. Die Municipal- und Hauptstadt W., ein alter Borough, südlich an der nach ihr benannten Hafenbai und nicht weit von der Mündung der Slaney, hat mit Ausnahme der breiten Hauptstraße enge Gassen, kleine Gebäude, eine alte, jetzt in eine Kaserne verwandelte normann. Burg, Ueberreste ehemaliger Befestigungen, das Gefängniß und die Gerichtshalle der County, neun Kirchen, ein Zucht-, ein Kranken- und ein Waisenhaus, ein Handwerkerinstitut, eine Industrie- und eine kath. Lateinschule. Die Hafenbai ist geräumig und gegen Stürme gesichert, aber seicht und zum Theil durch eine Sandbank am Eingang schwer zugänglich. Eine Holzbrücke trennt den Außen- von dem Binnenhafen. Die Stadt hat 12015 E., beträchtliche Wollzeugweberei, Rhederei mit mehr als 100 eigenen Schiffen und lebhaften Handel mit Gerste und anderm Getreide, Vieh, Rindfleisch und Butter, besonders nach Dublin und Liverpool, mit welchen Städten sie in regelmäßigem Dampfbootverkehr steht. Auch der Besuch ihrer kräftigen Mineralquelle trägt viel zu ihrem Verkehre bei. 1860 betrug der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe im Küstenhandel 143733, im auswärtigen Verkehr 6450 Tons. Der zweite Ort der Grafschaft ist Roß oder Newroß, Parlamentsborough, Markt- und Hafenstadt, am Barrow, auf dem mit der Flut Schiffe von 800 Tons heran gelangen. Die Stadt ist mit der Vorstadt Rosbercon in Kilkenny durch eine 510 F. lange Holzbrücke verbunden und zählt 6488 E., welche Gerbereien, Brauereien und Brennereien unterhalten sowie Fischerei und Getreidehandel treiben. Der dritte Ort ist die Municipalstadt Enniscorty, an der schiffbaren Slaney, mit 5369 E., Brauereien, Brennereien und bedeutendem Kornhandel, wogegen die frühere Fabrikation von wollenen Waaren eingegangen ist.

Wexiö, eine alte Stadt in der Landschaft Småland des südl. Schweden, Hauptstadt des Län-W. oder Kronobergslän (170,8 Q.-M. mit 164130 E.), durchflossen von einem Bache, unweit des Helgasees, ist Sitz eines Landeshauptmanns und eines Bischofs, hat eine vollständige Gelehrtenschule (Gymnasium) und zählt (1866) 3595 E. Die Stadt litt oft durch Feuersbrünste, zuletzt 1843, wo sie fast ganz in Asche sank, ist aber wieder regelmäßig aufgebaut worden. Eine $2^1/_2$ M. lange Eisenbahn führt nach der Station Alfvestad an der südl. Stammbahn.

Weyde (van der) oder Wyde (niederländ. Maler), s. Roger.

Weymouthskiefer, s. Kiefer.

Wezel (Joh. Karl), Romanschriftsteller und Lustspieldichter, geb. 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, lebte nach beendigten akademischen Studien eine Zeit lang als Hauslehrer in der Lausitz und machte dann Reisen nach Berlin, Hamburg, London, Paris und Wien. Hier war er eine Zeit lang Theaterdichter und in besonderer Gunst bei Joseph II.; bald aber ging er wieder nach Leipzig, wo er sich mit Schriftstellerei beschäftigte. Mehrere seiner Arbeiten tragen offenbar das Gepräge der Eile an sich. Doch fehlt auch diesen weder Gewandtheit des Geistes noch lebhafte Phantasie, Witz, Laune und treue Schilderung. Sein «Versuch über die Kenntniß des Menschen» (2 Bde., Lpz. 1784—85) zeigt von Welt- und Menschenkenntniß. Von seinen zahlreichen Romanen sind «Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen» (4 Bde., Lpz. 1774—75) und «Hermann und Ulrike» (4 Bde., Lpz. 1780) die werthvollsten. Seine «Lustspiele» (4 Bde., Lpz. 1778—86), in welchen er sich den Franzosen Marivaux zum Vorbilde genommen zu haben schien, gefielen beim Lesen besser als bei der Vorstellung, weil die Dialoge in denselben oft sehr rasch und zu gedrängt waren. Auch bearbeitete er den «Robinson», worüber er in lebhafte Streitigkeiten mit Campe gerieth, und Cook's «Dritte und letzte Reise» nach dem Englischen. Seine Schrift «Ueber Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen» (Lpz. 1781) verwickelte ihn in eine literarische Fehde mit dem damaligen Professor Ernst Platner in Leipzig. Seit 1786 verfiel er in einen Zustand gänzlicher Geisteszerrüttung, in welchem er sich für einen Gott hielt. Ueber seine Bücher hatte er die Inschrift «Opera Dei Wezelii» gesetzt, und allen Besuch ablehnend, ließ er sich Nägel und Bart wachsen. In diesem traurigen Zustande lebte er in seiner Vaterstadt bis zu seinem Tode, der 28. Jan. 1819 erfolgte.

Wheaton (Henry), amerik. Staatsmann und Diplomat, geb. 27. Nov. 1785 zu Providence in Rhode-Island, erhielt eine classische Schulbildung auf dem College seiner Vaterstadt und widmete sich dann dem Studium der Rechte. Die J. 1804 und 1805 brachte er in Frankreich, Holland und England zu, um röm., franz. und engl. Recht, letzteres namentlich in seinen Abweichungen vom amerikanischen, kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wirkte er 1806—13 erst in Rhode-Island, später in Neuyork als Advocat. In der Stadt Neuyork begründete er gegen Ende 1812 das einflußreiche Blatt «The National Advocate». Im Oct. 1814 wurde er Judge-Advocate der Armee. Auch wirkte er als Mitglied eines Seegerichts (bis 1819) zu Neuyork bei der Behandlung und Entscheidung völkerrechtlicher Fragen mit. Inzwischen hatte W. seine «Digest of the law of maritime captures or prizes» (Neuyork 1815) veröffentlicht und als Reporter bei dem Obergerichtshofe zu Washington eine maßgebende Stellung erhalten. Die Entscheidungen dieses höchsten richterlichen Tribunals der Vereinigten Staaten gab er in zwölf Bänden (Washington 1816—17) heraus, wodurch er auf die amerik. Rechtspflege und Rechtswissenschaft einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Ebenso veröffentlichte er 1821 eine Uebersicht aller Entscheidungen dieses Gerichts seit 1789. 1823 wurde W. zum Abgeordneten der Generalversammlung des Staats Neuyork gewählt und später (1825) zum Mitglied des Ausschusses der drei, welchen die Abfassung der veränderten Verfassungsurkunde oblag. Die von diesem Ausschusse ausgegangene Urkunde bildet noch gegenwärtig im wesentlichen die Verfassung des Staats Neuyork. 1824 stiftete er zu Neuyork das Athenäum, ein öffentliches literarisches Institut, und 1826 schrieb er sein «Life of William Pinckney». Um dieselbe Zeit nahm er wieder theil an der Abfassung eines privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Staat Neuyork. 1827 wurde er mit einer diplomatischen Sendung nach Kopenhagen beauftragt, um Dänemark zur Zahlung einer Entschädigungssumme wegen der Wegnahme amerik. Schiffe durch die Dänen während des letzten Kriegs zwischen Amerika und England zu bewegen, welchen Zweck er nach mehrjährigem Aufenthalte in Kopenhagen erreichte. Seine Mußestunden in dieser Zeit füllte er mit dem Studium der nordischen Sprache, Geschichte und Alterthümer aus, als dessen Frucht seine «History of the Northmen, or Danes and Normans» (Lond. 1831) erschien, ein Werk, das in einer spätern franz. Ausgabe (1844) vielfache Verbesserungen und Erweiterungen erfuhr. Demselben folgten dann «The history of Skandinavia»

(Lond. 1838) und andere Arbeiten zur Kunde der skandinav. Geschichte und des nordischen Rechts. Nach mehrfachen Reisen in Frankreich, England und Deutschland kehrte W. 1833 nach Amerika zurück, wo er einen Ueberblick der «Geschichte und Fortschritte der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Europa seit der amerik. Revolution» herausgab. Im folgenden Jahre ging er nach Europa zurück und übernahm hier 1835 den Posten eines außerordentlichen Gesandten am Hofe zu Berlin, um namentlich mit dem Zollvereine Unterhandlungen zu führen. 1837 wurde er zum bevollmächtigten Minister daselbst ernannt. Nachdem W. 1845 von seinem diplomatischen Posten abberufen worden, hielt er sich eine Zeit lang in Paris auf und begab sich dann im Frühjahr 1847 nach Amerika zurück, wo ihm die Professur des Staatsrechts an der Harvard-Universität angeboten wurde. Doch starb er schon 11. März 1848 zu Roxbury in Massachusetts. W.'s Ruf gründet sich auf die «Elements of international law» (in franz. Bearbeitung: «Éléments du droit international», 2 Bde., Lpz. 1848; 4. Aufl. 1864) und «The history of the law of nations» (ebenfalls in franz. Bearbeitung: «Histoire des progrès du droit de gens», Lpz. 1841; 4. Aufl. 1864). Diese beiden Hauptwerke erlangten in den diplomatischen und polit. Kreisen ungemeines Ansehen und wurden fast in alle europ. Sprachen übersetzt. Die «Elements» wurden neuerdings sogar ins Japanesische (1860) und von Martin ins Chinesische (4 Bde., Peking 1865) übertragen. Einen ausführlichen «Commentaire» zu jenen beiden Werken W.'s nebst einer Biographie desselben verfaßte Lawrence (Lpz. 1868 fg.).

Whewell (William), berühmter engl. Gelehrter, geb. 24. Mai 1794 zu Lancaster, studirte 1812—16 in Cambridge und wurde 1817 Fellow des Trinity-College, wodurch er in eine sorgenfreie Lage kam. Er widmete sich dem Privatunterricht der Studirenden, besonders in der Mathematik, über welche Disciplin er auch seine ersten Schriften veröffentlichte, die, auf den Resultaten der großen Mathematiker des Continents, namentlich Euler's fußend, eine durchgreifende Reform in dem auf der Universität Cambridge befolgten mathem. Lehrsystem bewirken halfen. Seine Handbücher der Statik und Dynamik wie der «Mechanical Euclid» (deutsch, «Elementarbuch der Mechanik», Braunschw. 1841) brachten vielfachen Nutzen und erlebten mehrere Auflagen. Durch diese Beschäftigungen ward seine Aufmerksamkeit auch auf andere Zweige der Wissenschaft gelenkt, und zwar zunächst auf die Mineralogie, deren Professur er 1828 erhielt. In seinen hierauf bezüglichen Studien schloß er sich vornehmlich an Mohs an, den er in Freiberg und Wien besuchte. Indessen trat er 1833 von seinem Amte zurück, da er sich überzeugt hatte, daß die erfolgreiche Fortsetzung seiner mineralog. Forschungen durch umfassende chem. Arbeiten bedingt sei, denen er sich nicht ausschließlich hingeben wollte. Um diese Zeit wurde er dem größern Publikum durch die an ihn ergangene Aufforderung bekannt, sich bei der Abfassung der sog. Bridgewaterbücher zu betheiligen. W.'s Abhandlung «Astronomy and general physics, considered in reference to natural theology» (Lond. 1834) war die erste von diesen Schriften, welche im Druck erschien. Dieselbe wurde in England mit größtem Beifall aufgenommen und auch unter dem Titel «Die Sternenwelt als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers» (Stuttg. 1837) ins Deutsche übersetzt. W. schritt jetzt zur Veröffentlichung seines großen Werks «History of the inductive sciences» (3 Bde., Lond. 1837; deutsch von Littrow, 3 Bde., Stuttg. 1839—42), denen er die «Philosophy of the inductive sciences» (2 Bde., Lond. 1840) folgen ließ. Beide Schriften bilden ihrem Wesen nach ein Ganzes, indem letztere die Geschichte der wissenschaftlichen Ideen, erstere die der wissenschaftlichen Thatsachen gibt. W. tritt darin zu der engl. Philosophie in eine Opposition, die um so wichtiger, da sie gerade die Hauptpunkte der von Bacon und Locke her ununterbrochen verfolgten Richtung betrifft: die Inductionen und die angeborenen Ideen. Nachdem W. 1838 zum Professor der Moralphilosophie an der Universität erwählt worden, widmete er sich vorzugsweise der Betrachtung ethischer Fragen. So veröffentlichte er 1845 «Elements of morality, including polity» (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1854), ferner «Lectures on systematic morality» (Lond. 1846) und «Lectures on the history of moral philosophy in England» (Lond. 1852) sowie eine Ausgabe von Grotius «De jure belli et pacis» mit engl. Uebersetzung und Anmerkungen (3 Bde., Cambridge 1854). Die Discussionen über Reform des engl. Universitätssystems veranlaßten seine Schrift «On the principles of English university education» (2. Aufl., Lond. 1838; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1845), in der er, wie in einer spätern «On a liberal education in general, and with particular reference to the leading studies of the university of Cambridge» (Cambr. 1850), ziemlich conservative Ansichten kundgibt. Ein warmer Verehrer und Kenner der deutschen Literatur, hat W. durch Uebertragung von Goethe's «Hermann und Dorothea» in Hexametern und von Auerbach's «Frau Professorin» seine Landsleute, nach seinem

eigenen Ausdrucke, mit dem schönsten Gedicht und der vollendetsten Prosaerzählung der neuern Zeit bekannt zu machen gesucht. Als Früchte seiner Reisen in Deutschland (1829) hat man von ihm noch «Architectural notes on German churches» (2. Aufl., Lond. 1835), die von brit. Touristen vielfach als Handbuch benutzt wurden. 1841 wurde W. zum Master des Trinity-College ernannt, eine angesehene Stellung, in der er einen großen Einfluß auf die Zustände der Universität behauptete. In demselben Jahre wählte ihn auch die British Association for the advancement of science zu ihrem Präsidenten. Die Angriffe, welche besonders von seiten John Stuart Mill's und der diesem anhängenden Schule gegen seine wissenschaftliche Haltung ausgingen, erwiderte er mit einer nicht selten in Derbheit übergehenden Energie des Selbstbewußtseins. 1855 erfolgte seine Wahl zum Vicekanzler der Universität Cambridge. Infolge dessen legte er seine Professur der Moralphilosophie nieder. Er starb 5. Mai 1866.

Whig, s. Tory und Whig.

Whiskey, Whisky (aus dem celt. Worte usquebah oder usquebaugh, d. i. Lebenswasser) nennt man in Irland und im schott. Hochlande einen aus Gerste bereiteten Branntwein, der jetzt auch in den andern Theilen Großbritanniens stark consumirt wird. In Nordamerika destillirt man den W. hauptsächlich aus Mais, seltener aus Weizen oder Roggen. Eine Art desselben in Schottland heißt Bergthau (mountain dew).

Whist ist der Name eines beliebten, aus England nach Deutschland verpflanzten Kartenspiels, welches seinen Namen daher haben soll, weil es große Aufmerksamkeit und deshalb Stille erfordert. Es nehmen daran gewöhnlich vier Personen theil, von denen jede 13 Blätter der franz. Karte von 52 Blättern erhält. Jeder Spieler hat sein Gegenüber als Partner (aide, moitié) wider die zur Seite Sitzenden zu unterstützen, und der Gewinn und Verlust ist für beide gemeinschaftlich. Wenn nur drei Personen sich betheiligen, so wird die für den vierten Mann (Strohmann) bestimmte Karte offen aufgelegt und von jedem Mitspieler der Reihe nach für die Dauer eines Rubber (Gang) als aide benutzt. Auch W. unter zweien (en deux) ist möglich. In diesem Falle können aber geschickte Spieler, weil die Karten der zwei fehlenden Partner eingesehen werden, sofort die Blätter der verborgen gehaltenen Karte des Gegners bestimmen und nur dessen Berechnungsfehler als günstigen Zufall verwerthen. Bei W. unter fünf oder sechs treten bei jedem Rubber eine oder zwei Personen abwechselnd aus. Während die Nachhand die Karten Blatt für Blatt nach links vertheilt, mischt ihr Partner ein zweites Spiel Karten, aus welchem die Vorhand gewöhnlich durch Aufschlagen des untern Blattes nach dem Abheben oder durch Ziehen die Trumpffarbe (à tout) bestimmt. Das höchste Blatt in jeder Farbe ist das As, hierauf folgen König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei, Zwei; doch wird auch das höchste Blatt jeder andern Farbe noch durch den niedrigsten à tout übernommen. Das Ausspielen gebührt zunächst der Vorhand, weiterhin aber demjenigen Theilnehmer, welcher soeben den Stich gemacht. Farbe muß bekannt werden, und nur in deren Ermangelung ist es erlaubt, eine Karte von anderer Farbe zuzugeben oder mit à tout zu stechen. Jede Partei sucht von den 13 möglichen Stichen die Mehrzahl zu bekommen und rechnet sich die Stiche oder Trics an, welche sie nach der Erlangung von bereits 6 Stichen macht. Zur Bezeichnung des Gewinns dienen 4 Geldstücke oder Marken. Bei einem Tric legt man dieselben über, bei zwei Trics zu 2 und 2 nebeneinander; bei drei Trics kommen 3 Marken in eine horizontale Linie, bei vier aber sämmtliche Marken ins Quadrat zu liegen. Von fünf Trics an gilt jede Marke in der obern Reihe 3, jede darunter befindliche 1 oder, wenn sie einzeln liegt, 5. Neuerdings berechnet man jedoch der Beschleunigung wegen den Tric mit 2 (Doppeltric). Außer den Trics zählen noch die Honneurs, d. h. die Figuren (zuweilen einschließlich der Zehn), welche die Partei vom As an ohne Unterbrechung besaß. Doch können Honneurs nicht angelegt werden, wenn die Partei noch keinen Tric hat; auch beenden sie das Spiel nicht. Wer auf diese Art zuerst 10 Points gewonnen, hat den Rubber beendet und schreibt sich 1, 2, 3 oder 4 (simple, double, triple, quadruple) gut, je nachdem die Gegner 5, 3 oder 4, 1 oder 2 oder gar nichts markirt haben. Die Partei, welche in einem Spiele gar keinen oder nur einen Stich erhält, wird groß oder klein Shlam (Schlemm), und die Gewinner bekommen dafür 6—8 oder 3—4 Points. Um die Rechnung zu steigern, sind noch nach Verabredung 3 oder 4 As in einer Hand, 5 Bilder, über 5 à touts ebenfalls in einer Hand u. s. f. mit 1 oder mehrern Marken außer der Reihe zu honoriren (fishes, Schäfchen). Bei W. mit Cayenne bestimmt der Kartengeber oder auf deshalb ergangene Aufforderung sein Partner die Trumpffarbe, nachdem er seine Karte eingesehen, und Gewinn oder Verlust werden verdoppelt, wenn er die von der Vorhand aufgeschlagene à tout-Farbe als Trumpf wählt. Nach jedem Rubber wechseln die

Spielenden ihre Partner, und das Spiel ist überhaupt beendet, wenn auf diese Weise drei Rubber gemacht wurden. Zu den Feinheiten des W. gehören: die Benutzung der eigenen Stärke in à tout- und stichfrei gewordenen Nebenfarben, die Erkundung und Benutzung der Kräfte des Partners und die Schwächung der Gegner. Die Verwerthung aller zu diesem Zweck erdachten kleinen Mittel bildet den Reiz des Spiels. Vgl. «Manuel complet de whist» (Par. 1841); Cockelberge-Dutzele, «Das rationelle W.» (Wien 1843); Alvensleben, «Encyklopädie der Spiele» (Lpz. 1855).

Whiston (William), berühmter engl. Gelehrter und Theolog, geb. 9. Dec. 1667 zu Northon, erwarb sich als Lehrer der Mathematik zu Cambridge solchen Ruhm, daß Newton ihn zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik empfahl. W. trat indessen in den geistlichen Stand und bekleidete mehrere Pfarrämter, zog sich aber durch seine Zweifel an der Lehre der Dreieinigkeit Verfolgungen zu, welche 1710 seine Entfernung vom Lehramt zur Folge hatten. Vom geistlichen Gerichtshofe wurden seine Schriften verdammt, aber sonst keine Schritte gegen ihn gethan. Hierauf ging er nach London, wo er mit Beifall Vorlesungen über Astronomie hielt. Gegen Ende seines Lebens trat er zu den Baptisten über und lehrte die Nähe des Tausendjährigen Reichs. Er starb 22. Aug. 1752 zu London, nachdem er sich noch durch Erfindung einer Maschine bekannt gemacht hatte, welche die vor Anker liegenden Schiffe gegen Stürme und Wellen schützt. Seine Schriften sind überaus zahlreich. Die wichtigsten waren zu ihrer Zeit «Theory of the earth» (1696), «Primitive christianity revived» (5 Bde., Lond. 1712) und seine «Memoirs» (3 Bde., Lond. 1749—50), eine nicht uninteressante Autobiographie.

Whitby, Parlamentsborough, Markt- und Hafenstadt im North-Riding der engl. Grafschaft York, an der Eisenbahn, zwischen zwei Hügeln an der Mündung der Esk in die Nordsee gelegen, zeigt überall in ihren schmalen, steilen Gassen Merkmale hohen Alterthums, namentlich in der einst prächtigen, um 650 von König Oswald von Northumberland gegründeten, bald nach Wilhelm dem Eroberer ausgebauten Abtei (St.-Hilda), zu deren auf den Höhen des East-Cliff liegenden Ruinen eine Treppe von 200 Stufen hinaufführt. Auf dem West-Cliff, 100 F. über dem Meere, liegt die Neustadt mit vielen Prachtbauten; die Hauptkirche steht auf einem Fels 350 F. über der See. Der Ort gewann durch die vor etwa zwei Jahrhunderten daselbst entdeckten Alaunlager große Bedeutung. 1787 versank eine ganze Straße, die auf Alaunschiefer und Sand ruhte. Der starke Handel mit den Erträgen der Alaunschieferbrüche wurde durch Grönlandsfischerei und Steinkohlenausfuhr vermehrt und durch den vom Esk gebildeten Hafen mit guten Docks und Quais gefördert. Gegenwärtig finden die von den Einwohnern angefertigten Zierathen von Jet sowie die in den Schichten der umliegenden Felsen vorkommenden Versteinerungen starken Absatz. Eine Merkwürdigkeit sind die sog. Robin-Hoodssäulen unweit der Abtei. Die Stadt zählt (1861) 8142 E., hat ein Rathhaus, ein Hospital für Seeleute im «Bath-House», in welchem Bäder, Bibliothek und Museum der literarischen Gesellschaft sich befinden, und ein Handwerkerinstitut. 1860 gehörten zum Hafen 457 Schiffe von 73496 Tons.

White (Charles), engl. Schriftsteller, geb. 16. Jan. 1793 auf seinem Familiensitze in Shropshire, wurde in Eton erzogen, trat sehr jung in das Garderegiment Coldstream und machte von 1809 an die Feldzüge in Spanien und Portugal mit. Nach der Erstürmung von Ciudad-Rodrigo rückte er zum Hauptmann auf und wurde beim Sturme von Badajoz dem Generalstabe des Herzogs von Wellington aggregirt. Nachdem er Ende 1812 nach England zurückgekehrt, diente er als Adjutant des Generals Williams, später des Herzogs von Cambridge, den er nach Hannover begleitete, und während der Belagerung Hamburgs befand er sich im russ. Hauptquartier. Nachdem er zum Obersten befördert, seit 1827 aber zur Disposition gestellt worden, widmete er sich literarischen Beschäftigungen. Sein Roman «Almacks revisited» (deutsch: «Herbert Milton», 3 Bde., Aachen 1828) war der Vorläufer der Pelham-Romane. Bald folgten «The King's page» (deutsch: «Arthur Beverley», 3 Bde., Aachen 1830) und «The married unmarried» (deutsch: «Die heimliche Ehe», 3 Bde., Aachen 1837). Seine Theilnahme an der belg. Revolution, wo er im Auftrage der brit. Regierung zur Thronerhebung des Prinzen Leopold mitwirkte, hat er in dem Werke «The Belgic revolution in 1830» (2 Bde., Lond. 1835) dargelegt. Der Roman «The Cashmere shawl» (1840) enthält interessante Schilderungen aus Indien, wo sein Vater eine Zeit lang Gouverneur in Madras war. Das Resultat einer Reise nach der Türkei waren die «Three years in Constantinople» (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1846; deutsch, 2 Bde., Berl. 1844—45). Außerdem hat W. zahlreiche Beiträge zu engl. literarischen und politischen Journalen geliefert, z. B. sehr vollständige tabellarische Nachrichten über die Organisation der preuß. und russ. Armee im «Naval and military journal» für 1853. Er lebt theils in England, theils auf dem Continent, namentlich in Berlin.

White (Henry Kirke), engl. Dichter, geb. zu Nottingham 21. Aug. 1785, half zuerst seinem Vater, einem Fleischer, bei seinem Geschäft und wurde dann Lehrling bei einem Strumpfwirker, vermochte aber endlich seinen Vater, ihn bei einem Advocaten in die Lehre zu geben. In dieser Lage lernte er auf eigene Hand Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch. Er war Mitarbeiter am «Monthly Mirror» und gab 1803 die erste Sammlung seiner Gedichte heraus, die zwar in der «Monthly Review» ungünstig beurtheilt wurde, aber die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen Southey's und anderer auf ihn zog, die ihm die Mittel verschafften, in Cambridge zu studiren. Hier zeichnete er sich durch solchen Fleiß und solche Talente aus, daß er allgemeine Aufmerksamkeit erregte; doch starb er schon 19. Oct. 1806. Seinen dichterischen Nachlaß nebst seinem Leben gab Southey heraus. Derselbe wurde mit Beifall aufgenommen und hat viele Auflagen erlebt. Reichthum der Phantasie und Klarheit der Gedanken zeichnen W.'s Gedichte aus, welche indessen der Tiefe ermangeln.

Whiteboys, s. Irland.

Whitefield (George), ein Mitstifter und Haupt der Sekte der Methodisten (s. d.), wurde 1714 zu Gloucester geboren und lebte in früherer Jugend wenig erbaulich. Er hatte schon gelehrten Unterricht empfangen, als ihn seine Mutter, die Witwe war und eine Schenke hielt, wieder ins Haus nahm und als Kellner gebrauchte. Im Alter von 18 J. erhielt er jedoch eine Freistelle auf der Universität zu Oxford, studirte nun Theologie und wandte sich dem religiösen Vereine der Gebrüder Wesley (s. d.) zu, aus dem der Methodismus hervorging. Nachdem er 1736 die Ordination nach dem Ritus der engl. Hochkirche empfangen, bestieg er die Kanzel in seiner Vaterstadt. Der Eindruck, den er hervorbrachte, war so groß, daß fünf Personen wahnsinnig wurden. Seitdem predigte er zwei Jahre mit größtem Erfolg an verschiedenen Orten Englands. Wesley rief ihn 1738 nach Amerika; doch kehrte er schon 1739 zurück und erhielt eine Predigerstelle zu Oxford. Indessen wählte er besonders die Kirchen Londons zum Schauplatz seiner geistlichen Thätigkeit, und in der Gegend von Bristol befaßte er sich mit der Bekehrung der verwilderten Bevölkerung der Kohlenminen. Schon 1740 wurden ihm jedoch die Staatskirchen verboten, weil er bedeutend von dem hochkirchlichen Dogma abwich. Er versammelte nun seine Anhänger im Freien. Noch 1740 ging er auf kurze Zeit nach Nordamerika, wo er bei Savannah in Georgien ein großes Waisenhaus nach dem Muster des halleschen stiftete. Nach seiner Rückkehr zerfiel er über die Stellung der Methodistenkirche zum Staat und über die Prädestinationslehre, die er verwarf, mit Wesley. Er baute sich nun in Moorsfields zu London, neben der Kirche Wesley's, ein eigenes Gotteshaus, das er Tabernaculum nannte, und wußte einen Theil der zahlreichen Methodistengemeinden für sich zu gewinnen. Auch eröffnete ihm die schott. Staatskirche ihre Kanzeln, von denen herab er unter dem größten Zulauf predigte. Auf der Rückreise aus Schottland, wo er sich großes Verdienst um die Einrichtung von Schulen und Waisenhäusern erwarb, heirathete er 1742 zu Abergavenny eine vornehme Witwe. Seit 1744 reiste er häufig auf kurze Zeit nach Nordamerika, in dessen Colonien sich die Methodisten seiner Partei, die Whitefieldianer, immer mehr ausbreiteten. Er starb 30. Sept. 1770 zu Newbury bei Boston in Massachusetts. Ungeachtet seines ergreifenden Rednertalents und seines frommen Eifers scheint W. wenig wissenschaftliche Bildung besessen zu haben. Er führte die Anwendung der Stichomantie (das Befragen der Bibel durch zufälliges Aufschlagen bei wichtigen Unternehmungen) ein und bediente sich sogar dieses Mittels zur Entscheidung dogmatischer Fragen. Seine Predigten, Briefe und Controversschriften erschienen 1771 in sechs Bänden. Vgl. «Life of W.» (Edinb. 1826; deutsch von Tholuck, Lpz. 1834).

Whitehaven, Parlamentsborough und Hafenstadt in der engl. Grafschaft Cumberland, $8^1/_4$ M. im Südwesten von Carlisle an der Eisenbahn und an einer Bucht der Irischen See, ist regelmäßig gebaut und zählt (1861) 14064 E. Die Stadt hat eine Markthalle, ein Zucht- und ein Krankenhaus, ein Theater, eine Bibliothek, eine Seeschule, ein Handwerkerinstitut, Schiffswerfte, und die Bevölkerung unterhält Bierbrauereien, Segeltuch-, Thon- und Baumwollwaarenfabriken. Auch bereitet man Seesalz und verführt Steinkohlen aus den in der Nähe befindlichen, dem Grafen Lonsdale gehörigen Gruben meist nach Irland und Schottland. Außerdem sind beträchtlich der Heringsfang und der Handel nach der engl. Westküste und nach Westindien. Es hat dies Veranlassung gegeben zur Bildung eines künstlichen, durch Forts gedeckten Hafens mittels zweier langer Molen sowie zum Bau von sechs Docks. 1860 gehörten zum Hafen 189 Seeschiffe von 28217 Tons. 3 St. im Nordosten, am Derwent und an der Eisenbahn, liegt die Markt- und Hafenstadt Workington mit 6467 E., einem durch Wellenbrecher geschützten Hafen, Kornhalle, Lateinschule, Handwerkerinstitut, Theater, Schiffswerften, Segel-

tuch- und Strohhutfabriken, Eisengießerei, Brauerei, Chemikalienfabrikation, Nagelschmieden und Kornmühlen. Auch wird Fischerei, besonders auf Lachse, und ansehnlicher Handel in Kohlen und Eisen betrieben. Das Kohlenfeld von W. und Workington oder das Cumberland-Coalfield, eins der bedeutendsten in England, beginnt auf der Westseite der Cumberlandsberge bei Egremont, geht über W., Cockermouth und Workington bis Maryport, von da gegen Hesket-Newmarket, dann südostwärts, mit einzelnen Unterbrechungen bis in die Nähe von Shap und Orton.

Whitelocke (Sir Bulstrode), ein engl. Staatsmann zur Zeit Cromwell's, war der Sohn eines angesehenen Rechtsgelehrten und wurde 6. Aug. 1605 zu London geboren. Er erwarb sich eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und widmete sich zu London mit großem Erfolg dem Berufe als Sachwalter. Als die Zerwürfnisse Karl's I. mit der Nation ausbrachen, gewann er die öffentliche Meinung, indem er Hampden in dessen Processe wegen Verweigerung des willkürlich aufgelegten Schiffsgeldes vertheidigte. Man wählte ihn 1640 in das Lange Parlament. W. war zwar Mitglied der Commission, durch welche der Graf von Strafford das Schaffot bestieg, benahm sich aber sonst mit großer Mäßigung und bezeugte lebhaftes Verlangen, die Wirren durch Uebereinkunft mit Karl I. zu lösen. Nachdem der Krieg mit dem Könige ausgebrochen, nahm er Dienste in den Parlamentstruppen und wurde Gouverneur vom Schloß Windsor. 1644 bestimmte ihn das Parlament zu einem der Commissare, die mit dem Könige zu Oxford in Friedensunterhandlungen treten sollten. Er benahm sich hierbei mit weniger Klugheit als Ergebenheit für Karl I. und hatte später Mühe, sich deshalb einer Anklage vor dem Parlament zu entziehen. Wiewol W. von Cromwell mit vieler Rücksicht behandelt wurde, trat er dessen Ehrgeiz mehr als einmal entgegen. Das Parlament wählte ihn in den Gerichtshof, welcher den König verurtheilen sollte; allein W. fand Gelegenheit, sich aufs Land zurückzuziehen. Nach Karl's I. Hinrichtung kehrte er zurück und billigte alle Maßregeln, welche die republikanische Partei genommen. Cromwell suchte ihn aber zu entfernen, indem er ihm eine Botschaft an den Hof der Königin Christine von Schweden übertrug. Hier wurde er sehr gut aufgenommen und zum Ritter des Amaranthenordens erhoben, was ihn berechtigte, in England die Ritterwürde in Anspruch zu nehmen. Nach seiner Rückkehr wollte ihn Cromwell zum Viscount machen und in die neue Pairie aufnehmen; aber W. schlug dies weislich aus. Als Cromwell gestorben, schien er dessen Sohnes Regierung zu unterstützen; doch trat er auch mit Monk und mit Karl II. in geheime Verbindung. Nach der Restauration erhielt er von Karl II. den Rath, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er starb in dieser Art von Verbannung 28. Jan. 1676. W.'s vorzüglichste Schriften sind: «Memorials of the English affairs from the beginning of the reign of Charles I. to the Restoration» (Lond. 1682 u. öfter) und «Journal of the Swedish embassy in 1653 and 1654 from the Common wealth of England» (2 Bde., Lond. 1772).

Whitstable, ein Dorf und kleiner Hafen in der engl. Grafschaft Kent, am Themsebusen und der Mündung des Swale, 1,2 M. nordnordwestlich von Canterbury, von wo eine zur Förderung von Steinkohlen und Güterwaggons bestimmte Eisenbahn herführt, zählt 4183 E. und hat ein Vitriolwerk, Seilerbahnen, Schiffswerfte und ein Seebad. Außerdem treibt der Ort bedeutenden Kohlenhandel, und die daselbst gefangenen «Native-Austern» werden weithin, auch nach Deutschland, versendet.

Whittier (John Greenleaf), amerik. Dichter und Schriftsteller, geb. im Dec. 1807 in Haverhill in Massachusetts, der Sohn eines armen Farmers, wuchs auf dem Lande auf, bis er im 20. J. nach Boston gehen und daselbst studiren konnte. Als Quäker war er ein entschiedener Gegner der Sklaverei und verlieh dieser seiner Gesinnung Ausdruck sowol als Redacteur und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen als auch in einigen seiner schönsten Gedichte, welche er 1850 unter dem Titel «Voices of Freedom» sammelte. Diese Gedichte zeichnen sich durch Frische, Kraft und Gefühl aus und haben den Dichter im ganzen Norden populär gemacht. Seit 1840 lebt W. in Amesbury in Massachusetts ganz seinen Studien. 1851 veröffentlichte er «Songs of labor and other poems», 1859 «Home ballads and poems» und während des Bürgerkriegs einige zündende Kriegs- und Vaterlandslieder.

Whitworth (Joseph), ausgezeichneter engl. Mechaniker und Kanonenconstructeur, geb. zu Anfang dieses Jahrhunderts in Lancashire, etablirte sich als Fabrikant in Manchester und wurde dem großen Publikum zuerst bekannt als Erfinder verbesserter Hobelmaschinen und anderer Handwerksgeräthe, die er in der internationalen Ausstellung von 1851 ausstellte. Als nach dem Krimkriege die Aufmerksamkeit der engl. Regierung sich auf die Verbesserung der militärischen Bewaffnung richtete und das Kriegsministerium Preise für die Erfindung neuer Kanonen ausschrieb, trat W. als Mitbewerber in erster Reihe neben Armstrong (s. d.) auf und baute die

nach ihm benannte Kanone, welche außerordentliche Wurfkraft mit großer Sicherheit des Treffens vereinigte. Armstrong's Kanone trug freilich anfangs den Preis davon. Allein die ausgezeichneten Eigenschaften der Whitworth'schen Waffe fanden allgemeine Anerkennung und sicherten ihm schließlich einen noch größern Triumph, da nach längern Versuchen mit der Armstrongkanone die Mängel derselben erkannt, 1863 die vorher gegebene Entscheidung rückgängig gemacht und der Kanone W.'s der Vorzug gegeben wurde. Neuerdings (Mai 1868) wurde W.'s Name mit Ruhm genannt infolge seiner großartigen Stiftung zur Beförderung technolog. Bildung in England. Die materielle Grundlage dieser Stiftung bildet eine Donation von 100000 Pfd. St., deren Verwaltung W. dem Departement des Staatsraths für Kunst und Wissenschaft anvertraut hat. Die Zinsen dieser Summe sollen in 30 Stipendien von je 100 Pfd. St. jährlich an ebenso viele Studenten vertheilt werden, welche als Sieger aus den unter dem Vorsitz des genannten Departements alle drei Jahre abzuhaltenden Prüfungen hervorgehen und bereit sind, die Hauptbedingung, die Anwendung ihrer Stipendien zur Fortsetzung ihrer technolog. Studien, zu erfüllen.

Wiarda (Tilemann Dothias), ein um Friesland und die fries. Geschichte sehr verdienter Mann, geb. 18. Oct. 1746 zu Emden, aus einem alten fries. Geschlecht, besuchte die lat. Schule zu Aurich, studirte zu Duisburg und Halle die Rechte und wurde dann Auscultator bei der ostfries. Regierung, damals dem obersten Justizcollegium der Provinz, und 1770 Justizcommissar beim Stadt- und Landgericht zu Aurich. Als 1781 die Rechtspflege wesentliche Veränderungen erfuhr, ward er Assistenzrath bei der Regierung, und noch in demselben Jahre trat er in seines verstorbenen Vaters Stelle als Secretär der ostfries. Landschaft ein. Sodann wurde er 1808 Landsyndikus und, als unter der holländ. Regierung die ständische Verfassung dieser Provinz ganz aufgehoben wurde, Assessor beim holländ. Landdrostenamt und bei Einführung der Präfectur unter franz. Herrschaft 1811 Präfecturrath. Als nach Besetzung Ostfrieslands durch Preußen 1814 die Präfectur wieder abgeschafft wurde, erhielt W. Wartegeld, bis er 1818, bei Wiedereinführung der Landstände, seine Stelle als Landsyndikus zurückerhielt, die er bis zu seinem Tode, 7. März 1826, mit Eifer verwaltete. Vermögend und unabhängig, dabei von einer auserlesenen Bibliothek und einer sehr reichen Sammlung ostfries. Münzen unterstützt, verwendete W. seine Mußestunden mit Vorliebe auf das Studium vaterländischer Sprache, Sitten, Gesetze und Gebräuche, und man verdankt demselben eine Anzahl für die Geschichte Frieslands wichtiger Schriften. Unter diesen sind, außer den vielen interessanten Aufsätzen in Zeitschriften, erwähnenswerth: «Ostfries. Geschichte» (9 Bde., Aurich 1791—98; Bd. 10, Leer 1817); «Von den Landtagen der Friesen bei Upstalsboom» (Brem. 1777; 2. Aufl., Leer 1818); «Altfries. Wörterbuch» (Aurich 1786); «Asegabuch, ein altfries. Gesetzbuch der Rüstringer» (Berl. 1805); «Geschichte und Auslegung des Salischen Gesetzes und der Malbergischen Glossen» (Brem. 1808); «Willküren der Brockmänner, eines freien fries. Volks» (Berl. 1820).

Wiasma oder Wjäsma, eine Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, am Wiasma und Bebra, weitläufig gebaut, mit 12580 E. (1868), 22 Kirchen, 1 Kloster, 2 Kreis- und 2 Pfarrschulen, vielen Fabriken und bedeutendem Handel. Berühmt sind die Pfefferkuchenbäckereien des Orts. W. ist geschichtlich durch den hier 1634 zwischen Rußland und Polen geschlossenen Frieden sowie durch den Sieg, den die Russen unter Miloradowitsch über die Franzosen unter Ney, Davoust, Eugen und Poniatowski 3. Nov. (22. Oct.) 1812 erfochten.

Wiatka oder Wjätka, ein zum Zarenthum Kasan gehöriges, 2605 Q.-M. großes Gouvernement des europ. Rußland mit 2,220000 E. (1864). Der Boden ist meist bergig, indem mehrere Nebenzweige des mittlern oder erzreichen Uralgebirgs sich bis in das Gouvernement erstrecken, morastig und thonartig, außer an den Ufern der Kama, wo er sich schwarzerdig und sehr fruchtbar zeigt. Die großen Moräste sind mit Wald bedeckt, und die Forsten, welche drei Viertel des Gouvernements bedecken und größtentheils im Besitz der Krone sind, liefern einen ansehnlichen Ertrag. Der Ackerbau bietet vornehmlich an der Kama reichen Gewinn. Auch wird die schon durch Peter d. Gr. begünstigte Vieh- und namentlich Schafzucht in diesem Gouvernement sehr thätig betrieben. Fischfang und Bienenzucht sind ergiebig. Das sehr reichlich vorhandene Kupfer und Eisen, welches in vielen Hüttenwerken verarbeitet wird, bringt großen Gewinn. Unter den Fabriken zeichnen sich besonders die Juften-, Seifen- und Leinwandfabriken aus. Hauptausfuhrartikel sind Getreide, Talg, Honig und Wachs, die meist nach Archangel gehen. Außer den Russen, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, gibt es auch viele finn. und tatar. Einwohner, namentlich Wotjäken, Tschuwaschen und Tscheremissen. Die Hauptstadt W., früher Chlünow genannt, liegt an der Wiatka und Clünowiza, ist Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat 14700 E., 23 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale mit einem Altar

von massivem Silber, ein Gymnasium und ein Seminar sowie mehrere ansehnliche Fabriken. Die hiesigen Silber- und Kupferschmieden sind berühmt. Die Hauptfabrikstädte des Gouvernements sind indessen: Ssarapul an der Kama, mit 7800 E.; Slobodskoi, mit 6700 sehr gewerbthätigen Einwohnern, die einen beträchtlichen Handel mit Getreide, Leinsamen, Talg, Leinwand und Pelzwerk nach Archangel, Tobolsk, Irbit, Nishnij-Nowgorod und Moskau und fünf zum Theil sehr besuchte Jahrmärkte unterhalten. Auch hat Slobodskoi viele Kupfer- und Eisenschmiede. Die Fabrikstadt Isch, Ischewsk oder Ischewski-Zawod, am Flusse Isch gelegen, hat 9000 E. und eine große und schön gebaute Gewehrfabrik, die 1807 von der Krone gegründet wurde, 2—3000 Arbeiter beschäftigt und jährlich 50—75000 Flinten liefern kann, außerdem auch eine Eisen- und Messingfabrik.

Wichern (Joh. Hinrich), bekannt durch sein Wirken für die Angelegenheiten der Innern Mission, geb. 21. April 1808 zu Hamburg, wo sein Vater als Notar und beeidigter Uebersetzer lebte, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann bis Ostern 1830 zu Göttingen und Berlin theol. Studien. Nachdem er zu Hamburg seine Prüfung bestanden, wendete er sich der praktischen Wirksamkeit zu, besuchte die Armuth und das Elend in den Höfen und Gängen der Stadt und übernahm die Leitung einer Sonntagsfreischule für arme Kinder, in welcher er bald 4—500 Zöglinge, von 40 freiwilligen Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet, um sich vereinigte. Die in dieser Zeit an ihn ergangenen Einladungen zur Uebernahme eines geistlichen Amts außerhalb Hamburg lehnte W. ab, weil ihn schon bald nach Beginn jener Thätigkeit der Gedanke zu einer solchen Anstalt, wie er sie Michaelis 1833 im Rauhen Hause (s. d.) eröffnete, beschäftigt hatte. Etwa seit 1840 war W. auch vielfach für Arbeiten verwandter Art außerhalb des Rauhen Hauses in Anspruch genommen, indem die Begründung ähnlicher Rettungshäuser auf Veranlassung und nach der Einrichtung seiner Mutteranstalt in Deutschland, in größtem Maßstabe aber in Frankreich (Mettray bei Tours) begann, dem später England, Holland und andere Länder folgten. Bereits hatte W. das Ganze der Wirksamkeit für Arme, Elende, Gefallene und dem religiösen und sittlichen Leben Entfremdete unter dem Namen der Innern Mission zusammengefaßt, als namentlich durch seine Mitwirkung auf dem ersten Kirchentage zu Wittenberg im Sept. 1848 der Centralausschuß für Innere Mission (s. d.) zu Stande kam, wodurch er, als Mitglied dieses Ausschusses, für seine Thätigkeit ein viel weiteres Feld gewann. Von 1848—50 hatte W. im Auftrage der preuß. Regierung Vorschläge zur Regulirung der Angelegenheiten der 10000 oberschles. Typhuswaisen zu machen, die von Regierung und Kammern angenommen wurden. Auf Reisen durch alle Theile Deutschlands wirkte er durch Wort und That bei Begründung von Anstalten und Gesellschaften aller Art zur Erziehung, Kranken-, Armen- und Gefangenenpflege. Von einer Reise nach England 1851 zurückgekehrt, beauftragte ihn die preuß. Regierung, in allen Provinzen der Monarchie die Zuchtanstalten und Gefängnisse zu besuchen und daran Vorschläge für Verbesserungen zu knüpfen. Um dieselbe Zeit erhielt W. von der Universität Halle die theol. Doctorwürde. 1858 wurde er von der preuß. Regierung unter Ernennung zum Oberconsistorialrathe und vortragendem Rathe im Cultusministerium mit der Aufsicht über sämmtliche Straf- und Besserungsanstalten des preuß. Staats betraut. Durch diese anhaltende praktische Wirksamkeit an größerer literarischer Thätigkeit behindert, veröffentlichte er nur weniges, darunter die Schrift «Die Innere Mission der deutsch-evang. Kirche» (Hamb. 1849), in der er seine Grundansichten über die freie christl. Liebesthätigkeit und deren Verhältniß zu den kirchlichen und socialen Fragen der Gegenwart auseinandersetzte. Seit 1844 gibt W. die «Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses» heraus, in denen auch ein Theil der Vorträge enthalten ist, die er auf den verschiedenen Kirchentagen gehalten hat.

Wichmann (Karl Friedr.), deutscher Bildhauer, geb. 1775 zu Potsdam, beschäftigte sich schon früh in der Werkstatt seines Vaters, welcher decorativ-architektonische Arbeiten fertigte, und bildete sich dann unter den Bildhauern Boye und Unger weiter, bis er in Schadow's Atelier kam, an dessen Arbeiten er sich mit großem Eifer betheiligte. So ist unter anderm die Statue des Herzogs Leopold von Dessau auf dem Wilhelmsplatze in Berlin größtentheils seine Arbeit. 1819 reiste er nach Italien und studirte dort in Gemeinschaft seines Bruders bis 1821, wo beide nach Berlin zurückkehrten und eine Werkstatt gründeten. Seine Hauptthätigkeit war fortan auf Porträtbüsten und Statuen gerichtet, die er mit sorgfältiger Vollendung in Marmor ausführte. Die Marmorstatue der Kaiserin Alexandra von Rußland für Petersburg ist eins seiner Hauptwerke. Außerdem porträtirte er die übrigen Mitglieder der kaiserl. Familie. An diese Arbeiten schloß sich eine große Reihe Büsten gelehrter und staatsmännischer Größen, mit Aehnlichkeit und

Sorgfalt durchgeführt. W. starb 9. April 1836 zu Berlin. Er war Mitglied der Akademien zu Berlin und Petersburg und unterrichtete an der erstern als Professor. — Sein jüngerer Bruder, **Ludwig Wilhelm W.**, begann seine Laufbahn unter denselben Verhältnissen und begab sich dann nach Paris und Rom, wo er die Brüder Schadow fand und die Bekanntschaft Thorwaldsen's machte. Damals fertigte er ein sich die Haare schmückendes Mädchen, welches Werk nach Petersburg kam. Nach Berlin zurückgekehrt, war auch er vorzugsweise im Gebiete der Porträtdarstellung thätig. Seine Bildnisse athmen Leben und sind von meisterhafter Feinheit der Durchbildung. Zu seinen berühmtesten Werken gehören die Büsten Schleiermacher's, Theodor Körner's, des Großen Kurfürsten, welche letztere für die Walhalla bestellt wurde, Hegel's, der Sängerin Henriette Sontag, des Königs von Preußen und der Fürstin von Liegnitz, der Radziwill's, Fichte's, Gans', von Buch's, Felix Mendelsohn's, Spohr's, Kaulbach's u. s. w. Außerdem fertigte er auch andere Darstellungen. So sind von ihm mehrere Figuren im Innern des Opernhauses zu Berlin, einige weibliche Gestalten, welche als Akroterien auf dem Museum stehen, Amor und Psyche im Marmorpalais in Potsdam, ein Christus in der Nikolaikirche ebendaselbst, der heil. Michael an der Werderschen Kirche in Berlin, die Basreliefs für die Giebelfelder des Nikolaus-Bürgerhospitals und der Thierarzneischule, eine der Marmorgruppen auf der Schloßbrücke, endlich zwei Statuen Winckelmann's, eine in Erz für Stendal, eine in Marmor für die Vorhalle des berliner Museums. W. war Professor an der Akademie der Künste zu Berlin und Mitglied des Senats sowie Lehrer an der Gewerbeakademie. Er starb 29. Juni 1859.

Wick, Hauptstadt der schott. Grafschaft Caithneß, am linken Ufer der Mündung des Wick in die Nordsee gelegen, zählt mit dem 1808 angelegten Hafenort Pulteneytown 7475 E., meist skandinav. Ursprungs. W. ist der bedeutendste Heringshafen der Erde, der nicht weniger als 1000 Fischerboote besitzt und den sechsten Theil der schott. Heringsproduction liefert. In der Nähe befinden sich celt. Alterthümer, sog. Pictenhäuser, und ein sonderbarer, fensterloser, den Schiffern als Landmarke dienender Thurm, «der alte Mann von W.»

Wicke (Vicia L.) heißt eine zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung mit zweibrüderigen Staubgefäßen, kenntlich an dem plattgedrückten, unterhalb der Narbe unterseits gebarteten oder am Gipfel ringsherum behaarten Griffel. Die Frucht ist eine längliche, zusammengedrückte, an der Spitze schief abgestutzte und in einen Schnabel ausgezogene, sitzende oder gestielte, mehrsamige Hülse. Die Blätter sind paarig-gefiedert, meist mit Ranken versehen, die Stengel kantig, niemals geflügelt. Die Kotyledonen des Samens bleiben beim Keimen unter dem Boden. Die sehr zahlreichen, besonders über die wärmere gemäßigte Zone der nördl. Halbkugel verbreiteten Arten zerfallen nach der Stellung der Blüten in solche, bei denen die Blüten einzeln, paarweise oder zu wenigen gebüschelt in den Winkeln der obern Blätter sitzen, und in solche mit mehr- bis vielblütigen, gestielten, achselständigen Trauben. Zu erstern gehören unter andern die auf Wiesen häufig vorkommende **Zaunwicke** (V. sepium L.) mit Büscheln schmuzig-lillafarbener oder bläulicher Blüten, ein perennirendes vorzügliches Futterkraut; die bekannte, einjährige **Futterwicke** (V. sativa), mit kletterndem, flaumhaarigem Stengel, paarig gefiederten, in eine Wickelranke endenden Blättern und violettrothen Blüten, die zu zwei in den Blattwinkeln stehen, eine Culturpflanze von unbekannter Herkunft, welche auch verwildert unter der Saat vorkommt, und die **Bohnenwicke**, auch **Saubohne** (s. **Bohne**), für die man jetzt häufig auch die **Purpurwicke** (V. porphyrea) baut, die sich durch 8—10blütige purpurrothe Trauben auszeichnet. Zu den traubenblütigen Arten gehört auch die **Vogelwicke** (V. Cracca), welche sich durch lange blaue Blütentrauben auszeichnet. Die kleine sog. Vogelwicke, die sich häufig im Getreide findet, gehört jedoch zur Gattung Erwe.

Wicklow, eine Grafschaft der irischen Provinz Leinster, von der Irischen See im Osten, Dublin im Norden, Kildare und Carlow im Westen, Wexford im Süden begrenzt, hat ein Areal von 36,7 Q.-M. und zählte 1841 noch 126143 E., 1851 aber 21,58 Proc. weniger, nämlich 98979, und 1861 abermals 13 Proc. weniger, d. i. 86093, wovon 81 Proc. Katholiken. Das Land ist sehr gebirgig und durch seine Naturschönheiten berühmt. Das Bergland von W., 6½ M. lang und über 2½ M. breit, besteht theils aus Berggruppen, theils aus vereinzelten, durch Thäler oder Ebenen getrennten Bergen und Bergzügen, die im centralen Theile aus Granit bestehen. Die höchsten Gipfel sind im Norden der Kippure, 2345 F., im Süden der Lugnaquilla, 2851 F., an der Nordostecke der Große und Kleine Zuckerhut (Sugar Loaf), ersterer 1880 F. hoch. An der Grenze von Wexford liegen die kupferreichen Hügel von Cronebane mit dem 1862 F. hohen Croghan, der im vorigen Jahrhundert große Stücke gediegenen Goldes lieferte und auch Eisen, Zinn, Zink, Molybdän, Wismut und Braunstein ent-

hält, aber in zu geringer Menge. W. wird wegen seiner zahlreichen romantischen Partien viel bereist. Besonders berühmt sind das Felsenthal Dargle-Glen mit dem Wasserfall des Dargle, Devils-Glen, mit einem prachtvollen Wasserfall, Downs-Glen mit dem herrlichen Landsitze Bellevue, das Thal der Sieben Kirchen mit den Ruinen der verödeten Stadt Glendilough, eines berühmten Bischofssitzes, von welchem der in Dublin residirende Bischof noch jetzt den Namen hat. Die wichtigsten Flüsse sind die Slaney und der Avoca. Zahlreiche Bäche durchströmen das Land in allen Richtungen. Das Klima ist feucht, im ganzen gesund. Von der Bodenfläche sind 12 Proc. Ackerland, 12 Kleefelder und Wiesen, $4^1/_2$ Wald. Der Ackerbau liefert die gewöhnlichen Producte, im Osten auch Weizen. Bedeutender ist die Rinder- und Schafzucht, die Dublin mit Schlachtvieh, wie die ergiebige Fischerei mit Austern, Hummern u. s. w. versorgt. Von Mineralien und Erden werden Bausteine, Schiefer, Kalk und Mergel benutzt. Von hohem Werthe sind auch die Torflager. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Hauptstadt W., an der Mündung des Vartrey, mit 3395 E., hat einen kleinen Hafen, Alebrauerei und Ausfuhr von Kupfer- und Bleierzen. Auf dem senkrecht aus dem Meere emporsteigenden Felsen Black-Castle finden sich die Spuren eines alten Schlosses. Bedeutender ist die Marktstadt Arklow, an der Mündung des Avoca, einst Residenz der Könige von Irland, mit 4670 E., Fischerei und etwas Seehandel. Der Ort ist bekannt durch die Niederlage, welche hier 1798 ein brit. Detachement den 30000 Mann starken irischen Insurgenten beibrachte.

Wicliffe (John), richtiger Wycliffe, gewöhnlich Wiclef genannt, ein engl. Kirchenreformator des 14. Jahrh., geb. 1324 im Dorfe Wicliffe in der Grafschaft York, widmete sich in Oxford mit Eifer der Theologie, studirte besonders die Bibel und die Kirchenväter und trat später als Lehrer auf. Seine freien Aeußerungen über den Klerus und die Mönche verschafften ihm zahlreiche Zuhörer. 1365 sollte er Vorsteher eines neuen, vom Erzbischof von Canterbury gestifteten Collegiums werden, dem sich jedoch die Mönche widersetzten. W. appellirte an den Papst, erhielt aber eine ungünstige Antwort. Urban V. haßte den kühnen Theologen, weil derselbe das Verfahren König Eduard's III., der dem päpstl. Stuhle den Lehnstribut verweigerte, durch Wort und Schrift vertheidigte. Um so höher stieg W. in der Gunst des Hofs, zumal bei dem einflußreichen Herzog von Lancaster. Der König schickte ihn 1374 mit einer Gesandtschaft zum päpstl. Nuntius nach Brügge, wo man sich vergebens über die Streitigkeiten zu verständigen suchte. Nach der Rückkehr gab ihm der Hof die Pfarre zu Lutterworth in Leicester und eine Präbende an der Collegiatkirche zu Westbury. W. erklärte sich nun offen gegen die päpstl. Oberherrschaft, gegen die Reichthümer und Schwelgereien der Geistlichen, gegen die Klostergelübde und faulen Bettelmönche, gegen die Gerichtsbarkeit und den polit. Einfluß des Klerus, gegen den Cölibat und eine Menge anderer Einrichtungen. Auch lehrte er, daß die Christenlehre im Laufe der Zeit verfälscht worden, und daß man sie aus der Bibel wieder rein herstellen müsse. Er verwarf demnach die kath. Lehre von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle und eine Reihe kirchlicher Misbräuche. Besonders bedeutsam aber war seine Lehre von der unsichtbaren Kirche, welche er streng von der äußern Priesterkirche schied. Zu derselben gehören nach seiner Ansicht nur die von Ewigkeit her Prädestinirten, daher er die priesterliche Schlüsselgewalt und die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte verwarf, den gottlosen Priestern jede Gewalt über die Gläubigen absprach und die Wirksamkeit ihrer Sakramente für nichtig erklärte. Die Verbreitung dieser Lehren auf der Universität zu Oxford und allmählich auch im Volke setzte die ganze engl. Geistlichkeit in Bewegung. Der Papst Gregor XI. erließ im Mai 1377 an die Bischöfe von Canterbury und London eine Bulle, nach welcher W. verhaftet und über 18 Punkte seiner ketzerischen Lehren befragt werden sollte. Man wagte zwar nicht, sich an ihm zu vergreifen, lud ihn aber vor eine Commission, vor welcher er in Begleitung des Herzogs von Lancaster und des Lords Percy erschien und mit Muth und Gelehrsamkeit seine Lehre vertheidigte. Das Verhör endete mit Skandal, indem der Herzog von Lancaster für seinen Clienten die Erlaubniß des Niedersitzens in Anspruch nahm, wobei der anwesende und aufgehetzte Pöbel die Partei des Bischofs ergriff. Ein zweites Verhör, das man 1378, nach König Eduard's Tode, mit ihm anstellte, blieb ebenfalls ohne Folgen. W. fuhr unter dem Schutze des Herzogs von Lancaster fort, zu lehren und zu predigen. Als 1381 der von Wat-Tyler (s. d.) geleitete Bauernaufruhr ausbrach, wußte die ebenfalls hartbedrohte Geistlichkeit den jungen König Richard II. einzunehmen und W.'s Lehren als die Ursache des Aufstandes darzustellen. Zwar hatte ein Priester, John Ball, der sich zu W.'s Anhängern zählte, durch fanatische Freiheitspredigten das Volk aufgeregt, aber W. selbst war an der Empörung der unmenschlich gedrückten Bauern ebenso wenig schuld wie später Luther in Deutschland. Dennoch wurde 1382 auf einer zu London abgehaltenen Ver-

sammlung die Lehre W.'s verdammt, und die Bischöfe zogen fortan dessen Anhänger zur Rechenschaft, zwangen sie zum Widerruf oder warfen sie ins Gefängniß. Indessen hatte man nicht den Muth, die Hand an W. zu legen; nur wurde er mit Erlaubniß des Königs von Oxford auf seine Pfarre zu Lutterworth verwiesen. Er starb daselbst, während er die Messe abhielt, wahrscheinlich am Schlage, 29. Dec. 1387. Die zahlreichen Schriften W.'s befinden sich meist ungedruckt zu Oxford, Cambridge und im Britischen Museum. Unter den gedruckten machte der «Trialogus» (1525; Frankf. 1723), ein Gespräch zwischen der Wahrheit und einem arglistigen Theologen, großes Aufsehen. Von der Bibelübersetzung, die W. nach dem Texte der Vulgata in engl. Sprache 1383 vollendete, ist das Alte Testament noch ungedruckt. Crowley gab 1555 den Prolog zur Uebersetzung heraus. Eine Ausgabe des Neuen Testaments (Lond. 1731) veranstaltete Lewis, eine andere Baber (Lond. 1810). Ein Verzeichniß sämmtlicher Schriften W.'s hat Stirley (Oxford 1865) geliefert, der auch die Herausgabe einer Auswahl derselben beabsichtigt. Mit W.'s Tode war seine Wirksamkeit keineswegs erloschen. Die Zahl seiner Anhänger wuchs, namentlich unter den höhern Ständen. Indessen zeigte sich die Masse für eine Kirchenreformation nicht reif, und es gelang dem Klerus mit Hülfe des weltlichen Arms, die Wicliffiten, die man als Lollharden (s. d.) brandmarkte, allmählich durch Feuer und Schwert auszurotten. Nur in einzelnen Familien erhielten sich die Ansichten W.'s bis zur Zeit der Reformation. Einige Ausländer brachten die Lehre nach Deutschland und nach Böhmen, wo Huß (s. d.) daran für seine Reformbestrebungen erweckt wurde. Vgl. Lewis, «The history of the life and sufferings of John W.» (Lond. 1720); Vaughan, «Life and opinions of John W.» (Lond. 1828; 2. Aufl., 2 Bde., 1831); Lebas, «Life of W.» (Lond. 1832; 2. Aufl. 1846); Huber, «England in the days of W.» (Thetford 1849); Lechler, «W. und die Lollharden», in der Zeitschrift für «Histor. Theologie» (1853 und 1854); Jäger, «John W. und seine Bedeutung für die Reformation» (Halle 1854); Böhringer, «John W.» in dem Werke «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (Bd. 2, Abth. 4, Zür. 1856).

Widdin, das alte mösische Bononia, die feste Hauptstadt eines gleichnamigen türk. Ejalets in Bulgarien, am rechten Ufer der Donau, Sitz eines Generalgouverneurs und griech. Bischofs, mit 25000 E., darunter ein großer Theil Bulgaren und Walachen, und einer wichtigen Citadelle, die durch Moräste von der Landseite und eine befestigte Insel in der Donau verstärkt wird. Die Griechen unterhalten in W. eine berühmte Schule. Bei gutem Wasserstande können Schiffe aus dem Schwarzen Meere bis zur Stadt gelangen. W. ist als Handelsort wichtig und blühend, weil es den ersten Ablagerungsplatz des österr.-deutschen Donauhandels im Verkehr mit dem Schwarzen Meere bildet. Der Haupthandel besteht in der Ausfuhr von Rohproducten, woran auch der unterhalb W. gelegene Ort Lompalanka bedeutenden Antheil nimmt. Der lebhafte Handel und die damit verbundene Gewerbthätigkeit haben die Bevölkerung wohlhabend gemacht. Die Stadt W. wurde in neuerer Zeit durch die Unternehmungen Paßwan-Oglu's gegen die Pforte (1797—1807) und seit 1853 durch die Kämpfe zwischen den Türken und Russen sehr bekannt. Am 28. Oct. 1853 begann Omer-Pascha die Feindseligkeiten damit, daß er hier die Donau überschritt, die gegenüberliegende Hafen- und Handelsstadt Kalafat in der Walachei besetzte und dieselbe nach und nach in ein uneinnehmbares Bollwerk umschuf, wodurch die Russen auf ihrem rechten Flügel bedroht und ihr befürchtetes Vordringen nach Serbien vereitelt wurde.

Widerspruch ist zwischen Begriffen oder Gedankenbestimmungen vorhanden, wenn sich dieselben ihrem Sinne nach aufheben. Der logische W. (contradictio und repugnantia logica) bezeichnet das Verhältniß zweier Denkbestimmungen, die sich wie reine Bejahung und Verneinung desselben Gedankens verhalten, worauf sich das logische Gesetz des W.s (principium contradictionis) gründet: «Denke nicht Widersprechendes», oder weil das Widersprechende sich selbst aufhebt: «Widersprechendes ist undenkbar». Der W. ist ein offenbarer, wenn zwei unverträgliche Merkmale unmittelbar zu einem Begriffe verbunden werden, wie in dem Begriffe eines hölzernen Eisens oder eines gleichseitigen rechtwinkligen Dreiecks. Diese Art des W. heißt contradictio in adjecto. Der W. ist ein verdeckter oder latenter, wenn es erst einer nähern Zergliederung der ausgesprochenen Begriffe bedarf, um ihn zu bemerken, wie dieses bei den Begriffen des unendlich Großen, unendlich Kleinen, der continuirlichen Bewegung und andern dergleichen der Fall ist, welche deshalb die Aufmerksamkeit der Logiker vorzüglich beschäftigt haben. Die Folge davon ist gewesen, daß man es als eine allgemeine Eigenschaft aller Erfahrungsbegriffe erkannt hat, Widersprüche zu enthalten. Die Hegel'sche Dialektik der Begriffe und die Herbart'sche Methode der Beziehungen sind als verschiedene Wege zur Auflösung

dieser Widersprüche betreten worden. Denn jeder W. fordert seine Aufhebung und treibt das Nachdenken über sich hinaus zu tiefern und umfassendern Begriffen, in denen sich die bisherigen Widersprüche lösen und erklären. Ein noch nicht entdeckter W. im Denken wird als Unklarheit empfunden. Die Begriffe klären sich dadurch auf, daß man die in ihnen verborgenen Widersprüche entdeckt. Denn hierdurch wird der Weg zur Findung der Wahrheit betreten.

Widerstand heißt in der Mechanik alles, was einer Bewegung hindernd entgegenwirkt, z. B. der Widerstand der Luft und des Wassers gegen die darin sich bewegenden Körper, der W. der Reibung starrer Körper, welche aufeinander gleiten, der W., welchen die Steifigkeit der Seile bei der Fortleitung über Rollen der Bewegung entgegensetzt, der W. eines festen Punktes gegen einen darauf angebrachten Zug oder Druck u. s. w.

Widnmann (Maximilian), namhafter deutscher Bildhauer, geb. 16. Oct. 1812 zu Eichstädt, bildete sich seit Oct. 1828 auf der Akademie zu München besonders unter Eberhard's und Schwanthaler's Leitung und arbeitete dann im Atelier des letztern. Nachdem er seit März 1836 zu seiner weitern Ausbildung einige Jahre in Rom verbracht, kehrte er im Juli 1839 nach München zurück, wo er seitdem seinen bleibenden Wohnsitz nahm und auch seit März 1859 als Professor an der Akademie wirkt. Seinen Ruf begründete W. durch seinen Schild des Herakles (1842), die in Gips ausgeführte lebensgroße Gruppe Apollo und Coronis und einige Reliefs aus der griech. Mythe und Geschichte. Die Reihe seiner statuarischen Bildwerke begann mit dem 10 F. hohen Standbilde des Fürstbischofs Echter von Mespelbrunn (1845) für Würzburg und der Statue des Orlando di Lasso für München (1848), beide im Auftrage des Königs Ludwig I. ausgeführt und in Erz gegossen. Diesen Werken folgten seitdem das eherne Standbild des Geschichtschreibers Lorenz von Westenrieder (1853 zu München errichtet), die Marmorbildsäulen Rauch's (1855) und Canova's (1856), beide in Nischen der Glyptothek aufgestellt; ferner das Denkmal, welches die Stadt München dem Könige Ludwig errichtete, bestehend in einer 15 F. hohen Reiterstatue in Erzguß (1857—60); das eherne Standbild Christoph von Schmid's für Dünkelsbühl (1858), die Marmorstatuen Michel Angelo's und Giovanni's da Bologna (1861), ebenfalls in der münchener Glyptothek; die ehernen Statuen Schiller's zu München (1861), Iffland's (1862) zu Manheim, des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal in Bamberg (1863), des Freiherrn von Dalberg in Manheim (1864), des Architekten von Gärtner zu München (1866) und des Bischofs Sailer in Regensburg (1867), endlich die für München bestimmte 10 F. hohe Statue des Malers Peter von Cornelius. Von andern Werken der plastischen Kunst sind noch aus W.'s Atelier hervorgegangen: eine lebensgroße Gipsgruppe, darstellend einen Jäger, der seine Familie gegen einen Panther beschützt (1850), der in Holz ausgeführte Auferstehungsaltar für die Frauenkirche zu München (1863), eine liegende Statue der verstorbenen Großherzogin Mathilde von Hessen (1863—64) in Marmor, die 15 F. hohe Victoria für das Maximilianeum in München (1863—65), die in Kalkstein ausgeführte Thalia für das Actientheater zu München (1865), mehrere Büsten, Statuetten u. s. w.

Widukind oder Wittekind, einer der ausgezeichnetsten deutschen Quellenschriftsteller, war in Sachsen geboren und Mönch zu Korvei in Westfalen. Er lebte um die Mitte des 10. Jahrh., und seinen Tod kann man nicht lange vor 1004 ansetzen. Man besitzt von ihm Annalen unter dem Titel «Res gestae Saxonicae»; auch schrieb er «Gesta Ottonis», die aber nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Beide Schriften würden für ein und dasselbe Werk zu halten sein, da die zweite nur einen Theil der erstern bilden konnte, wenn dem nicht des Verfassers eigene Worte in der Vorrede zu dem ersten Werke und das Zeugniß des gleichzeitigen Historikers Sigebert von Gemblours entgegenständen. Die Annalen enthalten in drei Büchern, nach vorausgeschickten Bemerkungen über die Herkunft der Sachsen, die Geschichte König Heinrich's I. und Kaiser Otto's I. Daß das Werk noch bei Lebzeiten Otto's I. (um 967) geschrieben sei, geht aus der Vorrede hervor; wie es scheint, ist es wiederholt überarbeitet. Benutzt haben dasselbe besonders Dietmar und der Chronographus Saxo. Am besten herausgegeben wurde es von Pertz in den «Scriptores rerum Germanicarum» (Bd. 3), übersetzt von Schottin (Berl. 1852). Vgl. Köpke, «W. von Korvei, ein Beitrag zur Kritik der Geschichtschreiber des 10. Jahrh.» (Berl. 1867).

Wiebeking (Karl Friedrich von), ausgezeichneter Civilingenieur und Baumeister, geb. 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern, arbeitete frühzeitig topogr. Karten aus und beschäftigte sich zugleich mit Wasserbaukunde. 1788 wurde er als Wasserbaumeister im Herzogthum Berg in kurpfalzbair. Diensten angestellt; 1790 aber trat er als Steuerrath und Oberrhein-Bauinspector in hessen-darmstädt. Dienste. Er war jetzt vorzüglich beschäftigt, die Materialien zu einem großen Werke über die Wasserbaukunst zu sammeln, und unternahm deshalb größere Reisen,

namentlich auch nach Holland. Bei Gelegenheit des Rastadter Congresses verfaßte er eine Denkschrift über die Rheingrenze, worin er nachwies, daß bei Stromgrenzen der Thalweg eines Stroms die eigentliche Grenze bilde. 1800 machte er eine Reise nach Frankreich. Hierauf trat er 1802 als Hofrath und Referent im Bauwesen bei den höchsten Stellen in österr. Dienste und machte sich hauptsächlich durch Chausseeanlagen verdient. Hindernisse, die seine Thätigkeit fand, bewogen ihn aber, 1805 als Geheimrath, Finanzreferendar und Generaldirector des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens wieder in bair. Dienste zu treten. Hier leitete er eine große Anzahl Bauten, die ihre Trefflichkeit bewährt haben, bis er 1818 dem Staatsdienste entsagte, um sich ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er starb in München 28. Mai 1842. Aus der großen Zahl seiner classischen, zum Theil sehr kostbaren Werke sind zu erwähnen: die «Theoretisch-praktische Wasserbaukunst» (5 Bde., Manh. 1798—1805; neue Aufl., 4 Bde. mit 153 Kupfern, 1811—17); «Beiträge zur Wasserbrücken- und Straßenbaukunde» (Manh. 1809); «Beiträge zur Brückenbaukunde» (Tüb. 1809; 2. Aufl. 1812); «Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde» (4 Bde. mit 109 Kupfern, Münch. 1821—26); «Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze der Civilarchitektur» (Münch. 1824); «Architecture civile théorétique et pratique» (7 Bde., Münch. 1822—30, mit 260 Kupfertafeln); «Von der Natur oder den Eigenschaften der Flüsse» (Stuttg. 1834).

Wied, eine ehemals reichsunmittelbare Grafschaft im Westfälischen Kreise, gehörte schon im 11. Jahrh. dem alten Dynastengeschlecht Wied (s. d.), das nach ihr den Namen führt und dieselbe noch gegenwärtig besitzt. Die Grafschaft theilte sich seit der Mitte des 15. Jahrh., wo durch Verheirathung die Herrschaft Runkel mit W. vereinigt wurde, in die obere Grafschaft W.-Runkel und die untere Grafschaft W.-Neuwied. Jene umfaßt ein Areal von 4 Q.-M. an der Lahn im ehemaligen Herzogthume Nassau, diese von 11 Q.-M. mit der Stadt Neuwied (s. d.). Für den Verlust an Besitzungen auf dem linken Rheinufer im Luneviller Frieden wurde der Besitzer der Grafschaft W.-Runkel im Reichsdeputationshauptschluß 1803 mit bis dahin kurkölnischem Landbesitz entschädigt. Beide Grafschaften hatten Sitz und Stimme in dem westfäl. Grafencollegium und W.-Runkel noch außerdem Antheil an der wetterauischen Curiatstimme im Reichsfürstenrathe. Sämmtliche Lande verloren durch die Begründung des Rheinbundes, dem sie nicht beitraten, 1806 ihre Reichsunmittelbarkeit und wurden theils unter herzogl. nassauische, theils unter großherzogl. bergische Landeshoheit gestellt. Durch die Wiener-Congreß-Acte kamen sie als Standesherrschaften unter preuß. und nassauische Landeshoheit. 1824 erlosch die Linie W.-Runkel. Gegenwärtig ist W. eine Standesherrschaft im preuß. Staate.

Wied, ein altes Dynastengeschlecht, das seinen Namen nach der Grafschaft Wied (s. d.) führt, kommt urkundlich zuerst 1093 vor. Es erlosch im Mannsstamm mit dem Grafen Lothar 1243, und die Grafschaft fiel an Bruno, Grafen zu Isenburg, der mit der Erbtochter vermählt war und den Namen W. annahm. Als auch dieses Geschlecht mit dem Grafen Johann 1462 wieder im Mannsstamm erlosch, kam die Grafschaft an Dietrich von Runkel aus dem Hause Leiningen-Westerburg, den Gemahl der Erbtochter des letzten Grafen, der nun der Stifter des gegenwärtigen Hauses W. wurde. Nach dem Tode des Grafen Friedrich 1698 theilte sich das Haus durch dessen Söhne in zwei Linien, W.-Runkel und W.-Neuwied. Jene besaß die obere Grafschaft W. an der Lahn und wurde 1791 mit dem Grafen Christian Ludwig in den Fürstenstand erhoben; diese erhielt die untere Grafschaft W. und schon 1784 unter dem Grafen Joh. Christian Alexander die Reichsfürstenwürde. Die Linie W.-Runkel erlosch, als schnell nacheinander der Fürst Karl Ludwig Friedrich Alexander 9. März 1824 und sein Bruder, der Fürst Friedrich Ludwig (geb. 19. Jan. 1770), der erst in holländ., dann in österr. Diensten in höhern militärischen Würden den ganzen franz. Krieg mitgemacht hatte, 24. April 1824 kinderlos verstarben, worauf die jüngere Linie unter dem Namen W. sämmtliche Lande vereinigte. In der Linie W.-Neuwied war auf den Stifter derselben 1791 dessen Sohn Friedr. Karl gefolgt, der das Fürstenthum Neuwied 1802 an seinen Sohn Joh. August Karl abtrat. Diesem folgte bei seinem Tode (24. April 1836) sein Sohn, Fürst Hermann zu W., geb. 22. Mai 1814. Derselbe diente mit Auszeichnung in der preuß. Armee und avancirte bis zum Generallieutenant und Chef eines Landwehrregiments. 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria von Nassau. Er starb 5. März 1864. Der Fürst, ein Mann von hoher Bildung, hatte sich besonders philos. Studien gewidmet, wie seine anonym erschienenen Schriften: «Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung» (2 Bde., Lpz. 1859), «Ein Ergebniß aus der Kritik der Kant'schen Freiheitslehre» (Lpz. 1861) und «Replik und Duplik

aus dem alten Streite über die Willensfreiheit» (Lpz. 1863) bekunden. Ihm folgte sein einziger Sohn, Fürst Wilhelm zu W., geb. 22. Aug. 1845. — Ein Oheim des Fürsten Hermann war der als Reisender und Naturforscher bekannte Prinz Maximilian von W., geb. 23. Sept. 1782 zu Neuwied. Er stand früher in preuß. Diensten, aus denen er als Generalmajor seine Entlassung nahm. Schon frühzeitig beschäftigte er sich viel mit naturwissenschaftlichen, geogr. und histor. Forschungen. 1815 faßte er den Plan zu einer Forschungsreise nach den innern Provinzen Brasiliens, die er in Begleitung der Naturforscher Freireiß und Sellow 1815—17 ausführte. Als Früchte derselben erschienen nach seiner Rückkehr die reich ausgestatteten Werke: «Reise nach Brasilien in den J. 1815—17» (2 Bde., Frankf. 1819—20, mit Atlas in Fol.), die besonders schätzbare Materialien zur Ethnographie bietet; «Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens» (15 Hefte, Weim. 1823—31) und «Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens» (4 Bde., Weim. 1824—33). In den J. 1832—34 führte er eine zweite Forschungsreise nach den nordamerik. Freistaaten bis zum obern Missouri aus, über die er in der ebenfalls an ethnogr. Ergebnissen reichen «Reise durch Nordamerika» (2 Bde., Koblenz 1838—43, mit Atlas von 81 Kupfern) berichtete. Außerdem schrieb er verschiedene Abhandlungen über naturhistor. Gegenstände für die Leopoldinisch-Karolinische Akademie, deren thätiges Mitglied er bis zu seinem Ende blieb. Er starb 3. Febr. 1867 zu Neuwied, wo sich auch seine reichen naturhistor. Sammlungen befinden.

Wiedehopf (Upupa Epops), ein zu den Dünnschnäblern gehörender Zugvogel, der im Sommer alle Theile Europas, vorzüglich Frankreich und Südrußland, besucht. Deutschland verläßt er schon im Aug. wieder, um in Nordafrika und Vorderasien zu überwintern. Er mißt einen Fuß in der Länge, hat gelbes Gefieder und schwarze, weißgebänderte Flügel und Schwanz. Eine aufrichtbare, an der Spitze schwarze Federkrone, die er beim Fressen und Schreien in rasche Bewegung setzt, zeichnet ihn vor andern deutschen Vögeln aus. Sumpfige Ebenen, am liebsten Viehweiden, mit einzelnen Bäumen besetzt, sucht er vorzugsweise zum Aufenthalt. Seine Nahrung sind Insektenlarven, die er mit dem langen, dünnen, etwas gebogenen Schnabel aus dem Schlamme oder den Excrementen großer Säugethiere hervorzieht. Infolge dieser Nährweise und weil die Beschaffenheit seines in Baumlöchern angelegten Nestes die Entfernung des Unraths nicht gestattet, haben besonders die Jungen einen sehr widrigen Geruch, der sich jedoch während der Wanderung verliert und keineswegs dem Fleische anhaftet. Daß er sein Nest aus Koth erbaue, sich selbst davon nähre, hat ihm der Volksglaube, wie vieles andere, angedichtet. Obgleich von Natur scheu, läßt der W. sich leicht zähmen, empfiehlt sich jedoch wegen seiner großen Unreinlichkeit nicht zum Zimmervogel.

Wiederbringung aller Dinge, s. Apokatastase.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitution.

Wiedergeburt, s. Palingenesie.

Wiederkäuer, eine Ordnung der Säugethiere, deren hauptsächlichste Eigenthümlichkeit es ist, daß das Futter, aus Pflanzentheilen bestehend, nach einiger Zeit wieder in den Mund heraufgewürgt und von neuem gekaut wird. Es wird dies ermöglicht durch eine besondere Einrichtung des Magens, der einen aus vier Abtheilungen bestehenden Sack bildet. Die erste Abtheilung, der Pansen, dient nur zur vorläufigen Aufnahme der grobgekauten Nahrungsmittel. Findet das Thier später Muße zum sorgfältigen Durchkauen derselben, so werden sie in größern Bissen in den Mund zurückbefördert und gleiten zuletzt, in einen dünnen Brei verwandelt, indem sich die nach dem Pansen führende Oeffnung der Speiseröhre schließt, in die untern Abtheilungen, den zelligen Netzmagen (Haube), den faltigen Blättermagen (Buch, Löser) und den Labmagen hinab, wo die eigentliche Verdauung erfolgt. Der Darmkanal mißt das 12—24fache der Körperlänge bei den W. Den Kiefern fehlen die obern Vorderzähne, die durch einen knorpeligen Wulst ersetzt werden; der untern Vorderzähne sind meist acht an Zahl; die Eckzähne fehlen häufig. Die Backzähne haben auf der Oberfläche mehrere vorstehende Schmelzfalten und können, um besser zum Zerreiben zu dienen, in Kreisen aufeinander herumgeschoben werden. Die Füße der W. sind zum schnellen Laufe sehr passend eingerichtet. Die beiden mittlern Zehen sind in aneinander schließende Hufe eingehüllt (gespaltene Klauen), deshalb auch Zweihufer, während die verkümmerten äußern (Afterklauen) den Boden nicht berühren. Viele W. sind mit Hörnern oder Geweihen bewehrt. Obgleich von friedfertigem, gutmüthigem, häufig etwas phlegmatischem Charakter, wissen die größern von ihnen trefflich Gebrauch von ihren Waffen zu machen und scheuen den Kampf mit den gefährlichsten Raubthieren nicht. Die schwächern entgehen durch ihre Schnellfüßigkeit der Gefahr. Dem Menschen gewähren die W. durch ihr Fleisch, Milch, Haare, Fell,

Hörner, Klauen, selbst durch ihren Mist unberechenbaren Nutzen. Ihre Zucht pflegt die Uebergangsstufe von der Wildheit zum Culturleben zu bezeichnen. Die W. zerfallen hauptsächlich in folgende Gruppen: Kamele und Lamas, Giraffen, Moschusthiere, Hirsche und Hohlhörner.

Wiedertäufer oder Anabaptisten wurden in der Reformationszeit diejenigen genannt, welche die Kindertaufe als ungültig verwarfen, und daher jeden, der zu ihnen übertrat, nach ihrer Meinung zum ersten mal nach kirchlicher Ansicht noch einmal tauften. Doch ist die sog. Wiedertaufe nicht das einzige Kennzeichen der Partei. Weit charakteristischer für sie ist ihre schwärmerische Zukunftshoffnung und ihr oft gewaltthätiges Streben, die Aufrichtung des Gottesreiches auf Erden durch eine Umgestaltung aller polit. und socialen Verhältnisse vorzubereiten. Sie rühmten sich nach der Weise der Mystiker unmittelbarer göttlicher Offenbarungen oder des sog. «innern Lichts», welches an die Stelle der äußern Autorität nicht blos der Kirche, sondern auch der Bibel treten sollte, obwol sie auf der andern Seite wieder eine engherzige Gebundenheit an den Bibelbuchstaben und ein bis zur Caricatur gesteigertes Bemühen zeigen, alle Lebensordnungen streng nach biblischen Vorbildern zu gestalten. Von den deutschen und schweiz. Reformatoren wurden die W. als unechte Brüder zurückgewiesen, von der weltlichen Obrigkeit, der protestantischen wie der katholischen, grausam verfolgt. Dennoch stellen sie in ihrem Dringen auf Verinnerlichung des Glaubens und auf consequente Beseitigung des kirchlichen Autoritätsprincips gleichsam nur den linken Flügel in der reformatorischen Bewegung dar und haben durch tiefsinnige Speculationen und freimüthige Kritik mehr als eines von den Reformatoren unangetastet gelassenen Dogmas vielfach der spätern Entwickelung des Protestantismus vorgearbeitet. Auch sind bei weitem nicht alle diese W. staatsgefährliche Fanatiker gewesen, sondern es gab unter ihnen auch stille, friedliche, andächtige Leute, welche, ohne auf Umsturzplane zu sinnen, in tiefster Zurückgezogenheit ihres Glaubens lebten. Geschichtliche Bedeutung aber hat die Wiedertäuferei erst durch ihre Verbindung mit polit. Tendenzen, insbesondere mit den Bauernunruhen in Deutschland erhalten. Als die ersten Vertreter dieses revolutionären Anabaptismus traten bald nach dem Beginne der Reformation die «Zwickauer Propheten» in Sachsen hervor, an deren Spitze Thomas Münzer (s. d.), Mart. Cellarius, Mark. Stübner und die Tuchfärber Nikol. Storch und Mark. Thomä, Pfeiffer u. a. standen. Münzer ging über Nürnberg nach Waldshut an der Grenze der Schweiz, wo er schon Anhänger in Konrad Grebel, Simon Stumpf, Balthasar Hubmeier, Ludwig Hetzer u. a. gefunden hatte. Bald wurde hier das Dorf Zollikon ein Hauptsitz der Wiedertäuferei. Mit ungleich gefährlichern Planen als in der Schweiz trugen sich aber die W. im mittlern Deutschland. Diese Leute rühmten sich neuer göttlicher Offenbarungen, träumten von der Stiftung des himmlischen Reichs auf Erden, forderten die Fürsten auf, zu ihnen überzutreten, wenn sie das Schwert nicht verlieren wollten, unterstützten das Umsichgreifen des Bauernkriegs (s. d.) und verkündigten die Gütergemeinschaft und die Gleichheit aller Christen. Rasch verbreitete sich ihr Anhang am Rheine, nach Westfalen, Holstein und in den Niederlanden, ungeachtet der härtesten Verfolgungen. In Sachsen, Franken und Thüringen wurde ihr Treiben durch die Schlacht bei Frankenhausen unterdrückt. Dennoch erhielten sich zerstreut Anhänger dieser Schwärmerei, und durch Reisen ihrer Wortführer bildeten sich selbst wieder neue Sammelplätze für sie. Besonders bemerklich machte sich Melchior Hoffmann, ein Kürschner aus Schwaben, der die Schwärmerei 1527 in Kiel, 1528 in Emden predigte, hier den Bäcker Joh. Matthiesen aus Harlem als Bischof einsetzte und sich dann nach Strasburg begab. Matthiesen sandte darauf Apostel für die neue Lehre aus. Zwei von ihnen kamen nach Münster, wo sie an dem bisherigen prot. Geistlichen Rothmann und an den Bürgern Knipperdolling (s. d.) und Krechting fanatische Mitarbeiter fanden, denen sich noch der Schneider Bockold aus Leyden und Gerrit Kippenbroek von Amsterdam, genannt Gerrit der Buchbinder, endlich Matthiesen selbst gesellten. Bald machten sie sich mit ihrem Anhange, die Münstersche Rotte genannt, zu Herren der Stadt. Matthiesen trat als Prophet auf, und als er bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der die Stadt belagerte, das Leben verlor, nahmen Bockold und Knipperdolling seine Stelle ein. Jetzt wurden die Kirchen zerstört, zwölf Richter, wie in Israel, über die Stämme bestellt, und Bockold ließ sich 1534 unter dem Namen Johann von Leyden (s. d.) zum Könige des neuen Zion krönen. Von nun an erreichte der wiedertäuferische Unsinn in Münster ein alle Grenzen übersteigendes Maß. Die Stadt selbst wurde der Schauplatz der wildesten Ausschweifungen, bis endlich durch mehre prot. Fürsten im Vereine mit dem Bischofe die Stadt eingenommen und durch die Hinrichtung der fanatischen Anführer dem neuen Reiche 24. Juni 1535 ein Ende gemacht wurde. Indeß war damit die Vernichtung aller von den Schwärmern bisher gelehrten Grundsätze noch nicht erreicht. Viele verfolgte W. waren schon

früher nach Emden geflohen; an ihrer Spitze stand Melchior Hoffmann, der 1540 im Gefängnisse zu Straßburg starb. Sie waren von dort in die Niederlande gedrungen, hatten seit 1533 besonders in Amsterdam Anhang gefunden und sich weiter zu verbreiten gewußt. Bockold hatte auch Apostel ausgesandt, von denen aber mehrere den wilden Fanatismus ihres Meisters aufgegeben, namentlich die Lehre von der Gemeinschaft der Güter und Frauen verlassen hatten und nur neben andern mystisch-theosophischen Träumereien vor allem die Stiftung eines neuen Reichs reiner Christen verkündigten. Die Hauptquelle ihrer Lehren war die Apokalypse. Die gedankenreichsten dieser Theosophen waren Hoffmann und David Joris. Letzterer, ein Glasmaler und sog. Kammerspieler aus Delft (geb. 1501, gest. 1556), suchte die verschiedenen Parteien zu vereinigen und gewann manche, die sein 1542 zu Deventer erschienenes «Wunderbuch» studirten und in ihm gewissermaßen einen neuen Messias erkannten. Verfolgt, entzog er sich 1544 seiner Partei, lebte unanstößig unter dem Namen Johann von Brügge in Basel und starb hier in der Gemeinschaft der reformirten Kirche. Erst 1559 kam seine Irrlehre an den Tag, weshalb der Rath von Basel die Gebeine des Joris ausgraben und unter dem Galgen verbrennen ließ. Aus den W. der Reformationszeit gingen später die Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.) hervor; dagegen stehen die Baptisten (s. d.) mit ihnen in keinem äußern Zusammenhange. Vgl. Erbkam, «Geschichte der prot. Sekten im Zeitalter der Reformation» (Hamb. und Gotha 1848). Ueber das Reich der Wiedertäufer in Münster vgl. besonders Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860).

Wieland, der Schmied (angelsächs. Veland, altnord. Völundr), war nach der altgerman. Sage, die ihren Hauptzügen nach bereits in der ältern Edda vorliegt, am ausführlichsten aber in der Vilkinasaga erzählt wird, ein Sohn des Meerriesen Wate, ein Enkel des Königs Wilkinus und der Meerfrau Wâc-hilt. Sein Vater hatte ihn zuerst bei dem berühmten Schmiede Mimi in die Lehre gethan, dann aber über das Meer hingetragen zu den kunstreichsten Zwergen, denen er bald nicht nur alle ihre Kunst ablernte, sondern sie auch noch bei weitem übertraf. Darauf wohnte er eine Zeit lang in Ulfdalir (dem Wolfsthale, welches, wie die Hinzuziehung und Vergleichung anderer Sagen ergibt, dem griech. Labyrinth entspricht) mit seinen beiden Brüdern, mit Eigil, dem besten Schützen, an den die älteste Gestalt der Tellsage sich knüpft, und mit Slagfidr, den die Sage nicht weiter charakterisirt hat. Die Brüder trafen hier drei Schwanjungfrauen (s. d.) und lebten mit diesen zusammen, bis solche nach sieben Jahren davonflogen, um als Walkyrien den Schlachten nachzuziehen. Darauf kam W. zu König Nidung, der ihn durch Zerschneidung der Fußsehnen lähmen und gefangen setzen ließ, wofür sich W. dadurch rächte, daß er des Königs beide Söhne tödtete und seiner Tochter Beadohild Gewalt anthat, die danach den Wittich, einen gewaltigen Kämpfer der deutschen Heldensage, gebar. Dann entflog W. in einem Federkleide, welches er selbst verfertigt, und welches sein Bruder Eigil zuerst versucht hatte, dabei aber auf die Erde herabgestürzt war. Unter Benutzung der verschiedenen alten Ueberlieferungen und mit geschickter Ergänzung der Lücken hat Simrock die Sage von W. im Zusammenhange poetisch dargestellt in seinem Gedichte «W. der Schmied» (Bonn 1835, und im 4. Thl. seines «Heldenbuch», Stuttg. 1843). Bei allen german. Völkern war die Sage verbreitet und sehr beliebt; doch sind die noch im 13. Jahrh. vorhandenen deutschen Gedichte, auf welche die Vilkinasaga sich beruft, spurlos verloren gegangen. Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus erzählen altfranz. Gedichte und Ueberlieferungen von dem Schmiede Galans. Vgl. Depping und Michel, «Veland le forgeron» (Par. 1833). Allein nicht blos germanisch war die Sage, sondern es ist ein weit über das german. Alterthum hinausreichender, den indogerman. Völkern gemeinsamer Mythus, der mit den ältesten Mythen von den Zwergen in engem Zusammenhange steht. Außer der german. Ueberlieferung findet sich der Mythus am deutlichsten wieder bei den Griechen, in den verschiedenen Sagen von Dädalus, Hephästus, Erichthonius u. a. Vgl. Jak. Grimm, «Deutsche Mythologie» (3. Aufl., Gött. 1854); Kuhn in seiner Abhandlung «Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der german. Völker» in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Bd. 4, Berl. 1854).

Wieland (Christoph Martin), einer der bedeutendsten deutschen Dichter, geb. zu Oberholzheim, im Gebiete der schwäb. Reichsstadt Biberach, 5. Sept. 1733, erhielt von seinem Vater, der damals Pfarrer daselbst, später in Biberach war, eine sorgfältige Erziehung und den ersten Grund seiner wissenschaftlichen Bildung. Die Schule der Vaterstadt förderte ihn daneben in der lat., griech. und hebr. Sprache, und die ungewöhnliche Entwickelung des höchst empfänglichen Knaben erregte schon früh die Aufmerksamkeit. Im 12. J. versuchte er bereits sein poetisches Talent, bald in lat., bald in deutschen Versen. Im 14. J. kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg. Schon hier traten seine spätern schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten, Empfäng-

lichkeit für die verschiedensten geistigen Eindrücke, eine eigenthümliche Vereinigung dichterischer und philos. Thätigkeit und Anmuth der Darstellung hervor. Außer den alten Classikern, von denen er besonders Xenophon liebte, beschäftigte er sich mit engl. und franz. Literatur. Als 16jähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, brachte nun anderthalb Jahre bei einem Verwandten in Erfurt zu, der ihn zur Universität vorbereitete, und kehrte 1750 in seine Vaterstadt zurück. In diesen Aufenthalt fällt seine Liebe zu Fräulein Sophie von Gutermann, der nachherigen, auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Frau von La-Roche. Auf einem Spaziergange mit ihr kam ihm die Idee zu seinem Lehrgedicht «Die Natur der Dinge». Im Herbste 1750 begab sich W. auf die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren; doch beschäftigte er sich mehr mit den humanistischen Wissenschaften und der neuern schönen Literatur des In- und Auslandes, und dichtete außer dem erwähnten Lehrgedicht, welches 1752 zu Halle anonym erschien, «Zwölf moralische Briefe», «Anti-Ovid», «Lobgesang auf den Frühling», «Erzählungen». In dieser Zeit wirkte besonders Klopstock's Vorbild auf ihn ein. Auf eine Einladung Bodmer's, dem er schon früher fünf Gesänge eines nie vollendeten und gedruckten Heldengedichts «Hermann» zugeschickt hatte, gab er den Plan auf, sich in Göttingen zu habilitiren, und ging nach Zürich. W. schrieb hier zunächst eine Abhandlung von den Schönheiten des Bodmer'schen Gedichts «Noah». Wie Bodmer selbst vielerlei auf einmal und mit Flüchtigkeit zu treiben pflegte, so folgte auch W. diesem Beispiele, wie die Menge und Beschaffenheit seiner damals verfaßten Schriften darthut, z. B. «Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde» (1753), «Der geprüfte Abraham», episches Gedicht in drei Gesängen, wozu Bodmer als Triebfeder und Muster mitgewirkt hatte, «Hymnen», «Empfindungen eines Christen», u. s. w. Allmählich machte er sich aber von Bodmer's Einfluß los, und seine Denk- und Dichtungsart ward eine ganz andere. Der lebhafte Antheil, welchen er an den Thaten Friedrich's d. Gr. nahm, veranlaßte ihn, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts erschienen 1759; allein der Beifall war mit Recht nur mäßig, und so blieb es unvollendet. Ziemlich zu derselben Zeit bearbeitete er die schöne Episode aus der «Cyropädie» des Xenophon, «Araspes und Panthea», in dialogisirter Prosa. Bodmer's Haus hatte er schon 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier züricher Familien vier Jahre lang, worauf er auf kurze Zeit nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging. In Bern schrieb er sein zweites Trauerspiel, «Clementina von Porretta» nach Richardson's «Grandison». Er lernte hier auch Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in freundlichen Verhältnissen lebte, bis endlich das J. 1760 ihn in seine Vaterstadt als Kanzleidirector zurückversetzte.

Von größerm Einfluß für W. war es, daß 1762 der ehemalige kurmainzische Staatsminister Graf von Stadion sich auf sein Schloß in dem Biberach nahe gelegenen Marktflecken Warthausen zurückzog. Bei ihm lebte sein Schützling, der kurmainzische Hofrath La-Roche und dessen Gattin, Wieland's erste Geliebte. Warthausen wurde für W. eine Stätte geistiger Erhebung, gemüthlicher Aufbähung und feinen weltmännischen Verkehrs. Hier lernte er zuerst den Ton der vornehmen Welt und eine Geistesbildung näher kennen, die hauptsächlich aus der franz. und engl. Literatur gewonnen war; hier fand er auch eine in beiden Literaturen reiche Bibliothek. Unter diesen Einflüssen schrieb W. in Biberach den Roman «Die Abenteuer des Don Sylvio de Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei» (1764), wobei ihm der «Don Quixote» zum Muster diente; ferner die besonders in ihrer ursprünglichen Form sehr anstößigen «Komischen Erzählungen» (1766); «Die Geschichte des Agathon» (1766 und 1767), einen Roman, worin er zu zeigen suchte, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe; das heroisch-komische unvollendete Gedicht «Idris» (1768), in welchem er die Liebe des Herzens sowol der platonischen als der sinnlichen Liebe gegenüberstellte; endlich das durch Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung ausgezeichnete Lehrgedicht «Musarion oder die Philosophie der Grazien» (1768). In Biberach verfaßte er auch seine Uebersetzung von 22 Stücken Shakspeare's («Shakspeare's theatralische Werke», 8 Bde., Zür. 1762—66), eine bei allen Mängeln für ihre Zeit höchst verdienstliche und einflußreiche Arbeit. 1769 folgte W., der sich inzwischen 1765 mit einer Augsburgerin vermählt hatte, einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität zu Erfurt, wo er bis 1772 blieb. In dieser Zeit erschienen von ihm die «Dialogen des Diogenes von Sinope» (1770), die durch Rousseau's Schriften hervorgerufenen «Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur» (1770), «Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian» (1772), worin er das Gemälde

eines idealen Staats zu entwerfen suchte, das Lehrgedicht «Die Grazien» (1770), die niedliche poetische Erzählung «Combabus» (1770) und das komische Gedicht in 18 Gesängen «Der neue Amadis» (1771). 1772 berief ihn die Herzogin Anna Amalia als Erzieher ihrer beiden Söhne mit dem Charakter eines herzogl. Hofrathes nach Weimar. Bald nach seiner Uebersiedelung schrieb er das Singspiel «Alceste» und gründete den «Deutschen Mercur», eine Monatsschrift, die er bis 1795 redigirte, und worin nun alle seine neuen Dichtungen und eine große Anzahl prosaischer Aufsätze, die nur mit Auswahl in seine Werke aufgenommen sind, erschienen, namentlich der komische Roman «Die Geschichte der Abderiten» (1774) und die Gedichte «Der verklagte Amor» (1774), «Sixt und Clärchen» (1775), «Das Wintermärchen» und «Gandalin oder Liebe um Liebe» (1776), «Geron der Adeliche» und «Das Sommermärchen» (1777) u. a., vor allen aber sein bestes und berühmtestes Werk «Oberon» (1780; Ausg. letzter Hand 1796; mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von R. Köhler, Lpz. 1868). 1782 und 1786 erschienen W.'s vortreffliche Uebersetzungen und Erläuterungen der Episteln und Satiren des Horaz, 1788—89 die der sämmtlichen Werke des Lucian. Letzterer Arbeit verdankten die «Neuen Göttergespräche» und die «Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus» (1791), wozu der «Agathodämon» (1799) ein Seitenstück bildet, ihre Entstehung. Seit 1793 arbeitete W. mit großem Fleiße an der Revision seiner sämmtlichen Werke, von denen 1794—1802 eine Gesammtausgabe in 36 Bänden mit 6 Supplementbänden in Großquart und Groß- und Kleinoctav bei Göschen in Leipzig erschien. In den neunziger Jahren übersetzte W. mehrere Komödien des Aristophanes, welche theils im «Deutschen Mercur», theils in dem 1796 von ihm begründeten «Attischen Museum» erschienen. Letztere Zeitschrift (1796—1804, «Neues attisches Museum» von W., Hottinger und Jacobs, 1805—9) sollte besonders Uebersetzungen der Meisterwerke der attischen Poesie, Philosophie und Beredsamkeit liefern und wurde von W. mit einer Uebersetzung des «Panegyrikus» des Isokrates eröffnet. 1797 erwarb sich W. das Gut Osmannstedt bei Weimar, wo er bis 1803 im Kreise einer zahlreichen Familie (seine Gattin hatte ihm in 20 Jahren 14 Kinder geboren) lebte. Hier schrieb W. seinen letzten größern Roman, «Aristipp und einige seiner Zeitgenossen» (1800—1). 1803 verkaufte er seinen Landsitz und zog wieder nach Weimar. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn vorzugsweise die Uebersetzung und Erläuterung der Briefe Cicero's, die er jedoch nicht vollenden konnte (5 Bde., 1808—12). Er starb 20. Jan. 1813. Seine Ueberreste ruhen in dem Garten seines ehemaligen Gutes Osmannstedt neben seiner 12 J. vor ihm gestorbenen, von ihm zärtlich geliebten Gattin und einer Enkelin seiner Freundin La-Roche, Sophie Brentano. Die Loge Amalia zu Weimar, deren Mitglied W. noch in hohem Alter geworden war, veranstaltete am 18. Febr. eine Gedächtnißfeier, wobei Goethe die vortreffliche, W.'s Verdienste freudig anerkennende Rede hielt. W.'s erzenes Standbild von Gasser ist zu Weimar 4. Sept. 1857 enthüllt worden, unmittelbar vor der Enthüllung der Rietschel'schen Doppelstatue Goethe's und Schiller's. W. war weder ein reformatorischer Geist wie Klopstock und Lessing, noch reicht er an Goethe's und Schiller's Dichtergröße. Dennoch hat er sich um die deutsche Literatur große Verdienste erworben, welche nicht immer hinreichend anerkannt worden sind. Er war es, der die deutsche Literatur zuerst den Höfen und dem Adel näher brachte. Er gab der deutschen Dichtkunst, als sie sich zu tieferm, nationalem Gehalte erhob, die ihr noch fehlende Anmuth und den Wohllaut des Worts und des Verses, in welcher Beziehung namentlich Goethe viel von ihm gelernt hat. Außerdem hat er durch seine Uebersetzungen und Nachahmungen viele nachhaltige Richtungen zuerst angeregt. Ganz neu ging von ihm aus dichterische Behandlung des mittelalterlichen Ritterthums, und so verdankt ihm eigentlich die romantische Dichterschule ihr Entstehen, obgleich sie ihn nicht nach Verdienst anerkannte. Aber auch aus England, Frankreich, Spanien und Italien hat er dichterische Stoffe eingeführt, die nicht ohne Nachwirkung blieben. Ueberall wußte W. mit feinem Takt das allgemein Menschliche herauszufinden, sodaß er nirgends als blinder Nachahmer des Auslandes dasteht. Endlich hat auch seine Kritik, bei aller Seichtigkeit, viel zur Verbreitung allgemeiner Bildung beigetragen. Eine neue Ausgabe von W.'s sämmtlichen Werken besorgte Gruber (50 Bde., 1818—28; 36 Bde., 1839—40; 36 Bde., Stuttg. 1851—56). Vgl. außer Gruber's Biographie W.'s (4 Bde., Lpz. 1827) «W.'s ausgewählte Briefe» (4 Bde., Zür. 1815), «Auswahl denkwürdiger Briefe» (2 Bde., Wien 1815) und «Briefe an Sophie La-Roche» (Berl. 1820); Löbell, «Christoph Martin W.» (Braunschw. 1858).

Wieliczka, eine Bergstadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im österr. Königreich Galizien, 2 M. südöstlich von Krakau und $3^1/_2$ westlich von Bochnia, mit diesen beiden Städten durch die Eisenbahn verbunden, Sitz eines Bezirksamts und eines Bezirksgerichts sowie einer

Salinenverwaltung, liegt in einer flachhügeligen, anmuthigen, fruchtbaren Gegend, theils in der Ebene, theils in mehrern Terrassen an einem Bergabhange, der die Stadt im Süden fast in einem Halbkreise umgibt. Der Ort hat zum Theil nur hölzerne Häuser und (1857) 4536 E., einen geräumigen Marktplatz, in dessen Mitte das Schloß liegt, ein Franziskanerkloster, eine Haupt- und eine Mädchenschule, ein großes Salzsolbad mit Schwefel- und Malzbädern. W. ist seines Salzbergwerks wegen berühmt, des reichsten der österr. Monarchie, welches um 1233 von dem Hirten Wielicz entdeckt sein soll, sich gerade unter der Stadt befindet und gleichsam eine zweite, unterirdische Stadt bildet, die mit ihren Straßen, freien Plätzen u. s. w. einen weit größern Raum einnimmt als das W. der Oberwelt. Die größte Ausdehnung des Salzstocks von Westen nach Osten, wo er mit jenem von Bochnia zusammenhängt, beträgt 9500, von Norden nach Süden 3600 und die größte Tiefe 1220 F. Elf Tagschachte führen in die Grube, davon zwei in der Stadt selbst, nämlich der Franziszek mit einer Wendeltreppe von 470 Stufen, unter August III. 1744 erbaut, und der Danielowicz, der, nur 198 F. tief, gewöhnlich von Reisenden an sichern Tauwerken befahren wird. Die Grube wird in vier Stockwerken bebaut. Sandiger Thonmergel, Anhydrit und Sandstein wechseln mit Salzschichten. Ein wahres Labyrinth von Gängen, oft in bedeutender Höhe durch Brücken verbunden, breitet sich in den Stockwerken aus. In den neuen Kammern läßt man Salzpfeiler stehen, in den alten wird die Decke durch Zimmerwerk gestützt, welches sich trefflich erhält, da die Grube außerordentlich trocken ist, obwol sie 16 Teiche enthält, deren mehrere mit Nachen befahren werden können. Die ausgebrochenen Kammern werden theils mit Rothsalz und taubem Gestein zugeschüttet, theils zu Magazinen benutzt, unter denen gegen 70 von bedeutender Größe sind. Mehrere davon sind architektonisch verziert, mit Kronleuchtern, Statuen u. s. w. versehen, alles ist aus Salz gehauen, und das Ganze gibt, zumal bei festlicher Beleuchtung, einen feenhaften Anblick. Man hat berechnet, daß eine Wanderung durch alle die sich windenden und kreuzenden unzähligen Gänge des Bergwerks ein weiterer Marsch sein würde als von Krakau nach Wien und wieder zurück. Das Salzwerk beschäftigt ungefähr 1500 Arbeiter, die aber nicht in der Grube wohnen, und etwa 100 Pferde, die zum Theil jahrelang fortwährend unter der Erde wohlerhalten bleiben und deren Ställe gleichfalls in das Salz gebrochen sind. Man bricht, haut und sprengt, letzteres jedoch selten, das Salz, dessen Kubikklafter gegen 280 Ctr. liefert. In den Handel kommt dasselbe als viereckige Formalstücke von 1½ Ctr. (Krystallsalz); als faßähnliche Walzen oder Balwanensi von 5—10 Ctrn., hauptsächlich für Rußland bestimmt; als Minutiensalz, welches in Fässer von 2½—5 Ctrn. gepackt wird, und als Roth- oder Blottnikfalz, welches stark mit Lehm vermischt ist und nur für das Vieh taugt. Der Ertrag beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf mehr als 1 Mill. Ctr. Die Salzwerke gehörten ehemals zu Polen; Kasimir d. Gr. ordnete den ersten regelmäßigen Betrieb derselben an. Später zog August II. sächs. Bergleute hierher, welche eine bessere Bebauung einführten; doch brachten die Salzwerke dem poln. Schatze stets nur geringen Gewinn. 1772 kamen sie an Oesterreich. Durch den 1809 zu Wien geschlossenen Frieden wurden sie in ihrem ganzen Umfange dem Kaiser von Oesterreich und dem Herzogthum Warschau gemeinschaftlich überlassen. Nach dem Pariser Frieden von 1814 gelangten im Wiener Congreß die Salzwerke wieder ganz an Oesterreich.

Wien (lat. Vindobona, Vienna), die Reichshaupt- und Residenzstadt des österr. Kaiserthums, ist der Sitz des Kaisers, des Reichsraths, der sämmtlichen Ländern der Monarchie gemeinsamen Ministerien, ferner der Ministerien, des Obersten Gerichtshofs und des evang. Oberkirchenraths der im Reichsrathe vertretenen Länder, des ungar. Ministeriums am allerhöchsten Hoflager, der Statthalterei und der übrigen Landesstellen von Niederösterreich und vieler andern Behörden und Aemter, eines Fürst-Erzbischofs und seines Consistoriums. Die Stadt liegt in einer Ebene, umgeben von sanft sich abdachenden Hügeln, am südlichsten Arme der Donau (dem sog. Donaukanal), in den innerhalb der Linien die Wien, der Ottakringer- und der Alserbach (beide mit festen Gewölben überdeckt) münden, hat mit Inbegriff der Vorstädte einen Umfang von 3½ M. und zählt etwa 10000 Häuser, 59 Kirchen (54 katholische, 4 evangelische und 1 griechisch-orientalische), viele Kapellen und 26 Klöster. Ihre Bevölkerung beträgt nach der Zählung vom 30. Nov. 1864 578525 Seelen (worunter 28284 vom Militär). Rechnet man jedoch die Volksmenge der um W. liegenden und zum wiener Polizeibezirke gehörigen Ortschaften hinzu, die alle städtisches Aussehen haben, so steigt die Gesammtzahl der Bevölkerung auf 750000 Menschen. W. besteht aus der innern oder alten Stadt und vielen Vorstädten, welche die alte Stadt in weitem Kreise so umgeben, daß sie fast den Mittelpunkt bildet. Nach außen ist das Gebiet der Stadtgemeinde W. durch die sog. Linien markirt, einen 12 F. hohen Wall mit Gra-

ben und Thoren. Bis zum J. 1858 war auch die innere Stadt von Wällen, die eine Höhe von 40—60 F. erreichten, und von Gräben umgeben und durch diese sowie durch Glacis und Alleen von den Vorstädten getrennt. Seitdem sind, infolge der großartigen Stadterweiterung, Wälle, Gräben und Glacis geschleift und abgetragen worden und an deren Stelle neue Stadttheile mit herrlichen Bauten und schönen Gartenanlagen getreten. So besteht auch die frühere strenge Unterscheidung zwischen der innern Stadt und den einzelnen Vorstädten nicht mehr, sondern W. zerfällt, nach der gegenwärtigen Gemeindeverfassung, in neun Bezirke, nämlich: 1) Innere Stadt, 2) Leopoldstadt, 3) Landstraße, 4) Wieden, 5) Margarethen, 6) Mariahilf, 7) Neubau, 8) Josephstadt, 9) Alsergrund. Mit Ausnahme der Leopoldstadt, die auf einer durch die Donau gebildeten Insel liegt, befinden sich alle andern Bezirke am rechten Ufer des Donaukanals, über welchen sieben Brücken, darunter fünf Kettenbrücken, führen. Das jenseitige Ufer der großen Donau ist mit der Insel der Leopoldstadt durch hölzerne Jochbrücken sowie mittels der Eisenbahnbrücken verbunden. Ueber den Wienfluß führen 13 Brücken und Stege, unter denen sich die schöne, mit Statuen gezierte Elisabethbrücke, die Schwarzenberg- und die Radetzkybrücke besonders auszeichnen. Außer einer Anzahl von artesischen und vielen Hausbrunnen versorgen mehrere, mitunter großartige Wasserleitungen die Stadt mit Trinkwasser. Zur Beförderung der Reinlichkeit bestehen überall unterirdische gemauerte Kanäle, welche unmittelbar in die Donau münden und allen Unrath dahin abführen. Das Klima ist in W. sehr unbeständig. Eine Hauptplage ist der öftere rasche Temperaturwechsel und der fortwährende Staub, wodurch häufige Lungenkrankheiten entstehen.

W. hat mehrere sehr schöne Stadttheile, besitzt herrliche öffentliche Plätze und ist reich an geschichtlich merkwürdigen und durch Pracht sich auszeichnenden Gebäuden sowie an geschmackvoll und solid gebauten Privathäusern. Es nimmt in allen diesen Beziehungen sowie in Hinsicht auf Leben und Verkehr einen der ersten Plätze unter den europ. Großstädten ein. Die Straßen, in den alten Stadttheilen häufig eng und ungerade, in den neuen breit und regelmäßig, sind durchaus vorzüglich gepflastert, werden sorgfältig rein gehalten und zur Nachtzeit mit Gas beleuchtet. Die lebhaftesten, elegantesten und durch prunkvolle Auslagen in stehende Kunst- und Industrieausstellungen umgewandelten Stadttheile sind die neue breite Ringstraße, mit Alleen besetzt, ähnlich den berliner Linden, obschon großartiger als diese; der Kohlmarkt und der Graben; auch der Stephansplatz, die Kärntner-, Rothenthurm-, Prater-, Mariahilfer Straße, Wiedener Hauptstraße u. s. w. sind sehr belebt. Unter den Plätzen zeichnen sich aus: der Hof (71 Klafter lang, 30—52 Klafter breit), mit einer Mariensäule aus Metall gegossen von Balthasar Herold (1667) und zwei schönen Brunnen mit Statuen von Fischer; der äußere Burgplatz, der größte unter allen Plätzen W.s, mit den ehernen Reiterbildern des Erzherzogs Karl (errichtet 1860) und des Prinzen Eugen von Savoyen (errichtet 1865) von Fernkorn; der innere Burg-, jetzt Franzensplatz mit dem nach Marchesi's Modell zu Mailand in Erz gegossenen Denkmal Franz' I. (errichtet 1846); der von Prachtbauten umgebene Josephsplatz mit der ehernen Reiterstatue Joseph's II. von Zauner (seit 1807); der Hohe Markt mit einem von Karl VI. 1732 errichteten Marmordenkmal, die Vermählung Maria's mit Joseph darstellend; der Neue Markt (Mehlmarkt) mit einem durch Metallstatuen von Rafael Donner verzierten großen Springbrunnen; der Stephansplatz rings um die Domkirche (in seiner Nähe der Stockimeisen, ein an einem Hause befindlicher Baumstamm, der Sage nach das letzte Ueberbleibsel des Wiener Waldes am Platze der jetzigen Stadt, nach alter Sitte von wandernden Schlossergesellen mit eingeschlagenen Nägeln bedeckt); die Freiung mit einem schönen Brunnen, geschmückt durch Schwanthaler's Darstellung der vier Hauptflüsse der Monarchie; der Schwarzenbergplatz, der seinen Namen nach der ehernen (1868 enthüllten) Reiterstatue des berühmten Feldmarschalls führt. Ungemein zahlreich sind die öffentlichen Gebäude und Paläste des hohen Adels und reicher Familien. An der Spitze der Paläste steht dem Umfange nach die den erwähnten Franzensplatz umschließende kaiserl. «Burg», die Residenz des Kaisers, am Südende der Stadt, ein an der äußern Fronte 204 Klafter langes Gebäude von unregelmäßiger Bauart und zu verschiedenen Zeiten, daher auch in sehr abweichendem Stile aufgeführt. Die Burg besteht aus vier Haupttheilen: dem Schweizerhofe, vom Herzog Leopold VII. erbaut; dem Leopoldinischen Tracte, vom Kaiser Leopold I. 1670 vollendet, südlich vom vorigen; dem Amalienhofe gegen Westen, unter Rudolf II. erbaut; der sog. Reichskanzlei, unter Kaiser Karl VI. von Fischer von Erlach erbaut, wo sich gegenwärtig die Appartements des Kaisers und der Kaiserin befinden. An die Burg stoßen die Gebäude der Hofbibliothek, des zoologischen, mineralogischen, dann des Münz- und Antikencabinets, das Burgtheater und die Winterreitschule, die schönste in Europa, deren

Fronte gegen den Michaelerplatz hinausgeht, und in der 46 steinerne Säulen eine ringsherum laufende Doppelgalerie tragen. Besondere Beachtung verdienen ferner in der innern Stadt: der Palast des Erzherzogs Albrecht, in der Nähe der kaiserl. Burg, mit seinen Kunstschätzen; die Paläste der Erzherzoge Ludwig Victor und Wilhelm und des Herzogs Philipp Alexander von Würtemberg auf der Ringstraße, des Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha auf der Seilerstätte; das Majoratshaus des Fürsten Liechtenstein in der Bankgasse, mit ungeheuerm Aufwande prunkhaft eingerichtet; das prachtvolle neue Opernhaus auf der Ringstraße, von van der Nüll und Siccardsburg erbaut; das Landhaus; die Paläste der Ministerien des Aeußern, des Kriegs, des Innern und der Finanzen (letzterer von Fischer von Erlach für den Prinzen Eugen von Savoyen erbaut); die Gebäude der Statthalterei und der Nationalbank; die neue Börse; das bürgerliche Zeughaus mit seiner interessanten Waffensammlung; das Magistratsgebäude mit dem schönen Sitzungssaale des Gemeinderaths; das Postgebäude; die Gebäude der Akademie der Wissenschaften, der Handelsakademie, des akademischen Gymnasiums und der Gartenbaugesellschaft; das Künstlerhaus; der Cursalon im Stadtparke; die Franz-Josephs-Kaserne mit dem Franz-Josephs-Thore; die Paläste des Erzbischofs, der Fürsten Montenuovo (mit einer schönen Statue des heil. Georg, von Fernkorn), Lobkowitz und Esterházy, der Grafen Pallavicini, Harrach, Wickenburg u. s. w. Unter den zahlreichen palastähnlichen Gebäuden, die als Zinshäuser benutzt werden, sind besonders jene auf der Ringstraße, wie der Heinrichshof, Werthheim's Haus u. s. w., und andere in den neuesten Stadttheilen hervorzuheben. Ferner sind zu erwähnen: der Bazar, das «Bürgerspital» mit 11 Höfen, mehr als 200 Wohnungen und Verkaufsläden und einem jährlichen Zinsertrag von mehr als 100000 Fl., der Schotten- und Mölkerhof, der Trattner-, Bellegarde-, Mozart- und Domherrenhof, der Galvanihof u. a. Auch in den Vorstädten finden sich große schöne Gebäude und prachtvolle Paläste. So das kaiserl. Lustschloß Belvedere im Bezirke Landstraße, einst Sommerpalast des Prinzen Eugen von Savoyen, jetzt Aufstellungsort der kaiserl. Gemäldegalerie und der Ambraser Sammlung; der Palast des Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Metternich, die Sommerpaläste des Fürsten Liechtenstein auf der Landstraße (gegenwärtig der Sitz der Geologischen Reichsanstalt) und in der Roßau mit ausgezeichneter Gemäldegalerie; das Starhembergische Freihaus, ein Zinshaus mit sechs Höfen und etwa 300 Wohnungen; die kaiserl. Hofstallungen, in neuester Zeit aufs großartigste erweitert und umgebaut; das Gebäude des Generalcommandos (früher Palast der ungar. adelichen Leibgarde); die Paläste der Fürsten Dietrichstein und Auersperg; die Zoll- und Mauthgebäude im Bezirk Landstraße; das Invalidenhaus; das k. k. Polytechnische Institut; das Theresianum; die evang. Realschule; das militärisch-geogr. Institut; das Landesgerichtsgebäude am Alsergrund; das allgemeine Krankenhaus; die medic.-chirurgische Josephsakademie; das neue Irrenhaus; das Carltheater in der Leopoldstadt; die großen Kasernen; die Bahnhöfe; das kolossale Arsenal vor der Belvederelinie u. s. w.

Unter den Kirchen der innern Stadt, die in acht kath. Pfarreien eingetheilt ist, neben welchen noch eine Pfarre der unirten Griechen besteht, sind die merkwürdigsten: die Metropolitankirche zu St.-Stephan, eins der schönsten Denkmäler altdeutscher Baukunst, 1144 eingeweiht, 1359 zum jetzigen Umfange begonnen und mit Ausnahme des noch unausgebauten zweiten großen Thurms im 15. Jahrh. vollendet. Von den fünf Eingängen ist das Riesenthor an der mit zwei Thürmen geschmückten Stirnseite der Kirche mit seinen Rundbogen und schönen Sculpturen besonders bemerkenswerth. Das Innere des Doms, 342 F. lang, 222 F. breit und 86 F. hoch, enthält 38 marmorne, durchgehends im Geschmacke des 17. und 18. Jahrh. ausgeführte Altäre; 18 freistehende Pfeiler, auf denen die schönen Gewölbe ruhen; 31 hohe reichverzierte Fenster, zum Theil mit alter und neuer Glasmalerei; eine Kanzel von der zierlichsten Steinmetzarbeit, durch Anton Pilgram um 1512 gefertigt; den marmornen Taufstein vom J. 1481; die herrlichen Chorstühle im Mittelschiffe, eine Arbeit Wilhelm Rollinger's, 1484; zahlreiche Grabmäler, unter denen das Marmordenkmal Kaiser Friedrich's III. im Passionschore (von Niklas Lerch begonnen und vom Meister Michel Dichter 1513 vollendet), das Grabmal Herzog Rudolf's IV., das schöne Denkmal des Prinzen Eugen von Savoyen in der Kreuz- oder Tirnakapelle sich auszeichnen. Das riesige Dach der Kirche ist mit farbigen glasirten Ziegeln gedeckt. Der unterirdische Theil dieser Kirche besteht aus 30 mächtigen Gewölben, welche ungeheuere Katakomben bilden, und aus der alten Fürstengruft, wohin jedoch jetzt nur die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des kaiserl. Hauses in kupfernen Gefäßen übertragen werden. Der berühmte Thurm, der stärkste in Europa, von Meister Hans Brachadicz 1433 vollendet, 1860—64 in seinem obern Theile neu erbaut, hat 436 F. Höhe, eine 402 Ctr.

schwere Glocke (1711 aus eroberten türk. Kanonen gegossen) mit einem 13 Ctr. schweren Schwengel und bildet eine mit Kühnheit aufsteigende Pyramide, die allenthalben reich mit Zierathen im Spitzbogenstil geschmückt erscheint (vgl. Tschischka, «Der St.-Stephansdom», Wien 1832; Perger, «Der Dom zu St.-Stephan», Triest 1854). Die Augustiner- oder Hofpfarrkirche, 1339 im schönsten Spitzbogenstil vollendet, enthält Canova's berühmtes Monument der Erzherzogin Christina, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, und in der anstoßenden Todtenkapelle die Denkmäler Kaiser Leopold's II., des Feldmarschalls Daun u. a. und bewahrt in der Loretokapelle die Herzen der verstorbenen Personen des Kaiserhauses in silbernen Urnen. Die in der jetzigen Gestalt um 1412 vollendete und 1820 passend restaurirte Kirche zu Maria-Stiegen mit schönen Schnitzaltären in altdeutschem Stil und neuern Glasmalereien von Mohn hat einen besonders schönen, 180 F. hohen Thurm, der sich oberhalb der Uhr in eine durchbrochene, aus Blättern und Zweigen geschlungene Kuppel von ungemeiner Leichtigkeit zusammenschließt und in einen großen Blumenkelch mit dem Kreuze endigt. Ferner sind zu erwähnen die nach der Ordensregel schmucklose Kapuzinerkirche mit der unterirdischen kaiserl. Gruft, seit Kaiser Matthias (gest. 1619) die letzte Ruhestätte der Glieder des kaiserl. Hauses, durch wiederholte Zubauten unter Maria Theresia, Franz und Ferdinand vergrößert, mit den prachtvollen Särgen Leopold's I., Karl's VI., der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls, Franz' I. u. s. w.; die Kirche zu Maria-Schnee am Minoritenplatze, im 14. Jahrh. vollendet, in welcher sich seit 1846 das Mosaikbild Raffaeli's, eine Copie des Abendmahls von Leonardo da Vinci in der Größe des Originals, befindet; die Michaelerkirche mit einem schlanken Thurme, Bauresten im roman. Stil und zahlreichen Grabdenkmälern, und die einfache kleine Ruprechtskirche, die älteste W.s, deren früherer Bau der Sage nach bis zum J. 740 hinanfreicht. Im Bau befand sich 1868 die Heilandskirche («Votivkirche»), eine der hervorragendsten Kirchenbauten im goth. Stile, nach dem Plane Ferstl's. Die Kirchen in den Vorstädten sind in neuerm Stil gebaut; unter ihnen ist die Pfarrkirche zu St.-Karl von Borromeo in der Vorstadt Wieden die schönste. Dieselbe wurde infolge eines Gelübdes Kaiser Karl's VI. wegen Abwendung der Pest 1716 nach dem Plane Fischer's von Erlach durch Martinelli nach dem Muster der Peterskirche in Rom ausgeführt. Außerdem verdienen Aufmerksamkeit die Kirche der Salesianerinnen mit ihrer mächtigen Kuppel; die berühmte Wallfahrtskirche Mariahilf; die St.-Johanneskirche in der Leopoldstadt mit schönen Fresken; die Altlerchenfelder Kirche, 1853 im ital.-mittelalterlichen Stile aufgeführt; die 1863 vollendete goth. Lazaristenkirche vor der Mariahilfer Linie; die 1866 vollendete Elisabethkirche vor der Belvedere-Linie u. s. w. Für die orient. Griechen besteht eine Kirche in der innern Stadt (reich vergoldet und mit Marmorwänden versehen); für die Protestanten bestehen zwei luth. Kirchen, eine reformirte und eine evang. Garnisonkirche. Die Juden haben 17 Tempel und Bethäuser, darunter eine schöne, im maurischen Stil gehaltene Synagoge in der Leopoldstadt.

W. hat zahlreiche Unterrichtsanstalten. Unter denselben steht obenan die 1365 von Herzog Rudolf IV. gegründete Universität mit vier Facultäten. Die Universität zählt (im Wintersemester 1867) 211 Professoren, Privatdocenten, Lehrer, Adjuncten und Assistenten und 3575 Studirende. Außer einer bedeutenden Bibliothek besitzt sie treffliche wissenschaftliche und Lehrmittelsammlungen sowie mannichfache Hülfsinstitute, namentlich eine mit kostbaren Instrumenten versehene Sternwarte, ein philol.-histor. Seminar, ein Institut für österr. Geschichtsforschung, einen Botanischen Garten, ein naturhistor. Museum, ein physik. Cabinet, eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, ein physik. Institut, ein pathol.-anatom. Museum, ein Museum für menschliche und vergleichende Anatomie, ein physiol. Institut, viele Kliniken u. s. w. Eine andere Hochschule ist das Polytechnische Institut, 1815 gegründet und 1865 neu organisirt, mit fünf Abtheilungen: einer allgemeinen Abtheilung und den Fachschulen für Straßen- und Wasserbau, für Hochbau, für Maschinenbau und für technische Chemie, ebenfalls mit höchst werthvollen und reichhaltigen Sammlungen, 1865/66 mit 53 Professoren, Docenten, Lehrern u. s. w. und 994 Studirenden und Zuhörern. Ferner bestehen in W.: eine höhere Bildungsanstalt für kath. Weltpriester, eine evang.-theol. Facultät, ein Thierarznei-Institut, eine Handelsakademie, eine Akademie der bildenden Künste (gegründet 1707, reorganisirt als Kunstschule und Kunstinstitut 1865), eine Kriegsschule, eine medic.-chirurgische Akademie für angehende Militärärzte (Josephs-Akademie), mit einer weltberühmten anatom.-pathol. Wachspräparaten-Sammlung, eine Central-Cavalerieschule, eine orient. Akademie zur Heranbildung für den diplomatischen Dienst im Oriente, ein Musikconservatorium, 4 Ober- und 2 Realgymnasien, 6 Oberrealschulen, 13 Unterrealschulen, 6 Gewerbeschulen, 107 Haupt- und Elementarschulen

u. s. w. Sehr groß ist auch die Anzahl der Erziehungsanstalten. Die vorzüglichsten davon sind: das erzbischöfl. Seminar und das Klerikalseminar für die griech. Katholiken, das Pázmány'sche Collegium für Kleriker aus den ungar. Diöcesen, das Civil-Mädchenpensionat, das Offizierstöchter-Institut, die Erziehungsanstalt der Salesianerinnen, die theresianische Akademie (1749 und 1751 für junge Edelleute gestiftet, seit 1849 auch unadelichen Zöglingen eröffnet), das gräflich Löwenburg'sche Convict für Knaben und Jünglinge, das erzbischöfl. Diöcesan-Knabenseminarium, das große k. k. Waisenhaus u. s. w. Außerdem bestehen reiche Sammlungen aller Art, welche dem Publikum unentgeltlich geöffnet sind. Die vorzüglichsten Bibliotheken sind: die kaiserl. Hofbibliothek in einem mit Fresken von Daniel Gran geschmückten, 240 F. langen und 45 F. breiten Saale mit ovaler Kuppel und mehrern Nebensälen, am Josephsplatze, bestehend aus 400000 Bänden, gegen 20000 Handschriften und 10000 Incunabeln, 300000 Kupferstichen und Holzschnitten und vielen literarischen Seltenheiten (vgl. Mosel, «Geschichte der Hofbibliothek», Wien 1835; Bartsch, «Die Kupferstichsammlung der Hofbibliothek», Wien 1854); die Universitätsbibliothek mit 200000 Bänden; die kaiserliche Kriegsbibliothek mit einer Sammlung topogr. Karten und Pläne; die Bibliotheken des Polytechnischen Instituts und der orient. Akademie, letztere mit einem Schatze orient. Manuscripte; die Privatbibliothek Franz' I., jetzt k. k. Fideicommißbibliothek, 60000 Bände nebst vielen Kupferstichen und Landkarten; die des Erzherzogs Albrecht, 50000 Bände nebst der berühmten Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen; die des Fürsten von Liechtenstein von 50000 Bänden, der Fürsten Esterházy, Schwarzenberg und Metternich u. a. Von Klosterbibliotheken sind zu bemerken: die der Serviten, der Benedictiner zu den Schotten, der Dominicaner, Piaristen und Franciscaner. Auch viele Private besitzen größere Büchersammlungen. Unter den Kunstsammlungen steht obenan die kaiserl. Gemäldegalerie im obern Belvedere (an 2000 Gemälde), die Werke aus allen Schulen und besonders ausgezeichnete Stücke von Tizian, Rubens, van Dyck, Dürer u. a. besitzt (vgl. Krafft, «Verzeichniß der k. k. Gemäldegalerie im Belvedere zu W., Wien 1845). Ferner sind zu erwähnen die Gemäldesammlung der Akademie der bildenden Künste, die fürstl. Liechtenstein'sche, mit herrlichen Bildern von Rubens, die Galerien Schönborn, Czernin, Harrach u. s. w.; vgl. Perger, «Die Kunstschätze W.s» (in Stahlstich, Triest 1854 fg.). Vor allem sehenswerth ist die kaiserl. Schatzkammer in der Burg, mit der Krone und dem Kaiserornate Karl's d. Gr., den kaiserl. Reichsinsignien, dem überaus kostbaren Familienschmuck, unschätzbaren Kleinoden, wie dem 133½ Karat schweren florent. Diamanten, dem größten bekannten Smaragd und unzähligen Kostbarkeiten aller Art. Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ist das k. k. Münz- und Antikencabinet mit mehr als 140000 Münzen und Medaillen, dem bisher unübertroffenen Schatz antiker Cameen und Intaglios (darunter der berühmte Onyx: die Apotheose des Augustus), herrlichen antiken Gold-, Silber- und Bronzedenkmalen, einer großen Vasensammlung u. s. w. Einen großen Schatz von Sehenswürdigkeiten enthält auch die vom Erzherzog Ferdinand von Tirol (gest. 1595) gegründete und nach ihrem frühern Aufstellungsorte benannte Ambraser Sammlung mit vielen historisch beglaubigten Rüstungen berühmter Männer des 16. Jahrh., werthvollen Porträts und Kunstwerken des Mittelalters und neuerer Zeit; mit ihr steht das Cabinet ägypt. Alterthümer in Verbindung. Die kaiserl. Naturaliensammlungen zerfallen in drei große Cabinete: das zoologische, botanische und mineralogische, und wetteifern mit den berühmtesten Sammlungen dieser Art in Europa. Unter den botan. Gärten zeichnen sich aus die der Universität, des Josephinums und der Gartenbaugesellschaft. Sehr zahlreich sind endlich auch die gelehrten und gemeinnützigen Vereine und Institute. Vor allem ist hier zu erwähnen die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1846 gegründet. Dieselbe zerfällt in die mathem.-naturwissenschaftliche und die histor.-philos. Klasse, mit einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, zwei Secretären, und besteht aus 60 inländischen wirklichen und 120 correspondirenden Mitgliedern, 24 Ehrenmitgliedern (8 für das Inland, 16 für das Ausland), zu gleichen Theilen für beide Klassen. Eine Uebersicht ihrer Leistungen gibt der seit 1851 jährlich erscheinende akademische «Almanach». Außerdem besteht zu W. eine reichdotirte Geologische Reichsanstalt zur Durchforschung des ganzen Kaiserstaats, eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, das militärisch-geogr. Institut, durch seine ausgezeichneten Leistungen im Fache der Kartographie aufs rühmlichste bekannt; eine statist. Centralcommission und eine Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale; ferner die niederösterr. Landwirthschaftsgesellschaft, die Gartenbaugesellschaft, der Reichsforstverein, der niederösterr. Gewerbverein, die Gesellschaft der Aerzte, die zoolog.-botan., die geogr. und die jurist. Gesellschaft, der Verein für niederösterr. Landeskunde, ein Alpenverein, ein Alterthums-,

ein Ingenieur- und Architektenverein, ein Verein zur Beförderung der bildenden Künste seit 1830 (älterer Kunstverein), der 1850 gegründete österr. Kunstverein, die Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaats, mehrere Vereine zur Hebung der Kirchenmusik, der Männergesangverein, ein Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung, ein kaufmännischer, juridisch-polit. und medic. Leseverein, ein Casinoverein der Adelichen u. a. Zahlreich und ausgezeichnet sind die Anstalten für Arme, Kranke, für Waisen und Invaliden. Zu erwähnen sind hier nur das k. k. allgemeine Krankenhaus im Alsergrund, von ungeheuerm Umfange, mit 11 Höfen, über 100 Krankensälen und etwa 3000 Betten; das k. k. Krankenhaus auf der Wieden und die k. k. Krankenanstalt Rudolfsstiftung auf der Landstraße; die niederösterr. Landes-Irrenheil- und Pflegeanstalt; das Krankenhaus im Kloster der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt mit 200 Krankenbetten, das der Elisabethinernonnen auf der Landstraße, der Barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf und in der Leopoldstadt, das Israelitenspital; die Findelanstalt, die niederösterr. Landes-Gebäranstalt; das k. k. Waisenhaus, die beiden Communal-Waisenhäuser, das k. k. Taubstummen- und das k. k. Blindeninstitut, das Invalidenhaus; das Bürgerversorgungshaus und die beiden städtischen Versorgungshäuser; viele Säuglings- und Kleinkinderbewahranstalten u. s. w. Die Zahl der Wohlthätigkeits- und Humanitätsvereine verschiedener Art ist eine überaus große.

Wie überhaupt in der Monarchie, so hat auch in W. der Gewerbfleiß seit den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht und bei den Gewerbeausstellungen im In- wie Auslande die Beweise dafür geliefert. W. ist der Mittelpunkt des österr. Handels. Zur Beförderung des Verkehrs dienen die kaiserl. Börse, die Nationalbank, die Anglo-österreichische Bank, die Oesterreichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe, die Niederösterreichische Escomptebank und die Sparkasse. Auch wird der Verkehr durch die in steter Zunahme begriffene Dampfschiffahrt auf der Donau, die Eisenbahnen, welche W. mit allen wichtigen Orten Mitteleuropas verbinden, durch zahlreiche, in W. zusammenlaufende Straßenzüge wesentlich unterstützt. Unter den typogr. Anstalten ist die k. k. Hof- und Staatsdruckerei den ersten Anstalten dieser Art in Europa beizuzählen. W. ist der Hauptsitz der Manufacturen und Fabriken der Monarchie, die alles liefern, was nothwendiger Bedarf, Luxus und Bequemlichkeit fordern. Im Verein mit den zum Polizeirayon W. gehörigen umliegenden Ortschaften Rudolfsheim, Fünf- und Sechshaus fabricirt W. alle Arten von Baumwollwaaren, Seidenzeugen, Shawls, Gold- und Silberarbeiten, Schlosser-, Galanterie- und Tischlerwaaren u. s. w. und in besonderer Trefflichkeit feuerfeste Kassen und Schränke, Handschuhe, Wagen und Fortepianos. Ausgezeichnet ist auch die Bierbrauerei.

Die Verwaltung der Stadtgemeinde befindet sich in den Händen des autonomen Gemeinderaths, dem als vollziehendes Organ der Magistrat zur Seite steht, und welcher sich unter unmittelbarer Aufsicht der Statthalterei und der niederösterr. Landesvertretung befindet. Das städtische Budget für 1868 stellte die Einnahmen zu 6,864523, die Ausgaben zu 5,896768 Fl. auf. Für die öffentliche Ordnung und Sicherheit sorgen in dem auf die benachbarten Ortschaften ausgedehnten Polizeirayon von W. eine k. k. Polizeidirection und 14 ihr unterstehende Polizeicommissariate, und, neben einer Civilpolizeiwache, eine Abtheilung des k. k. Militärpolizeiwachcorps von 1512 Mann. Für den Verkehr innerhalb und außerhalb der Stadt ist durch eine sehr große Zahl eleganter Fiacres und einspänniger Fuhrwerke, Gesellschafts- und Stellwagen u. s. w. sowie durch die neuangelegten Pferdeeisenbahnen genügend vorgesorgt. Badeanstalten besitzt die Stadt sehr viele, darunter die berühmtesten das Dianabad in der Leopoldstadt, das Sophienbad auf der Landstraße, das Esterházybad in Mariahilf, jedes mit einer Schwimmschule. Begräbnißplätze hat W. sieben. W. ist bekannt durch den Frohsinn und die Lebenslust seiner Bewohner, wozu die Stadt und besonders die herrlichen Umgebungen in hohem Grade einladen. Zahlreiche Restaurationen, Gast- und Wirthshäuser und ebenso zahlreiche Kaffeehäuser dienen zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse, und das Hotelwesen in Bezug auf Fremdenverkehr hat einen hohen Aufschwung genommen. Im Fasching werden Bälle in Unzahl veranstaltet. Besonders renommirt sind die Maskenbälle. Es bestehen in W. sechs Theater, zwei davon in der innern Stadt: das k. k. Hofburgtheater, die vorzüglichste Bühne Deutschlands, ausschließend für Tragödie, Drama und höheres Lustspiel bestimmt, und das k. k. Hofoperntheater (Kärntnerthortheater) für die Oper und das Ballet. In den Vorstädten sind vorhanden das Theater an der Wien, das Carltheater in der Leopoldstadt (von seinem Erbauer Carl so genannt), das Theater in der Josephstadt mit dem dazugehörigen Sommertheater in Hernals und das Orpheum (früher Harmonietheater) auf dem Alsergrund. Außerdem ist den Theatern Fürst's Singspielhalle im

Prater beizuzählen, in welcher volksthümliche Scenen im wiener Dialekte aufgeführt werden. Am belebtesten ist W. im Frühjahr, ehe der Adel auf seine Güter geht, und dann bildet der Prater den Glanzpunkt des geselligen Lebens. Derselbe befindet sich auf der Insel, welche der bei W. vorüberfließende Donauarm bildet, und ist ein 1½ St. langer Lustwald, der am Ende der sog. Jägerzeil (Praterstraße) beginnt und am Zusammenfluß des Donauarms mit dem Hauptstrom unter dem Lusthaus endigt. Eine herrliche Allee von vier Reihen Roßkastanien durchschneidet denselben, zu beiden Seiten von großen Wiesen umgeben, und bildet den Corso der Wiener, der besonders am Ostermontag und 1. Mai durch den Wetteifer des reichen Adels im Glanze der Equipagen und Livreen ein seltenes Schauspiel bietet. Links von der Hauptallee ist der sog. Wurstlprater mit etwa 100 Gasthäusern, Ringelspielen, Schaukel- und Schaubuden aller Art, an Sonn- und Feiertagen von den untern Volksklassen zahlreich besucht. Während der Sommermonate werden öfters auf einem geräumigen, dafür bestimmten Platze Feuerwerke mit vieler Vollendung gegeben. Links vom Prater führen schattige Alleen nach dem Augarten, einer einfachen, aber großartigen Parkanlage, 1775 von Joseph II. dem Publikum eröffnet. Außerdem gehören zu den öffentlichen Promenaden der neuangelegte Stadtpark mit dem schönen Cursalon und die andern in der jüngsten Zeit entstandenen Parkanlagen, namentlich vor dem Polytechnischen Institute mit dem ehernen Standbilde Ressel's, des Erfinders der Dampfschraube, und am Franz-Josephs-Quai, der ehemalige Schönborn'sche und der ehemalige Esterházy'sche Park, beide jetzt Eigenthum der Commune, der Volksgarten bei der kaiserl. Burg mit einem Kaffeehause und dem Theseustempel, in dem Canova's kolossale Marmorgruppe Theseus und der Centaur aufgestellt ist. Nächst dem Volksgarten liegt das freundliche Paradiesgärtchen, und dem Volksgarten gegenüber erstreckt sich der Kaisergarten, der aber dem Publikum verschlossen ist. Dagegen sind die Gärten der Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg, der Botanische Garten der Universität und der Garten des Belvedere dem allgemeinen Besuche geöffnet. Zahlreich sind die Vergnügungsorte rings um W., die seit Einführung der Gesellschaftswagen und Eisenbahnen immer allgemeiner besucht werden. Hierher gehört vor allen das kaiserl. Lustschloß Schönbrunn (s. d.), der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Hofs, in der heutigen Gestalt eine Schöpfung Maria Theresia's, mit dem berühmten Park, dem Botanischen Garten, einer großen Menagerie u. s. w. Nächst Schönbrunn liegen Hietzing mit eleganten Gastwirthschaften, und Hetzendorf mit einem kleinen kaiserl. Lustschlosse. Sehr besucht ist auch Laxenburg (s. d.), gleichfalls ein kaiserl. Lustschloß mit einem schönen Park und der Franzensburg, einer Nachbildung einer Burg des 15. Jahrh., mit einer Fülle mittelalterlicher Gegenstände ausgestattet. Reizende Waldpartien enthält der W. naheliegende Kahlenberg (s. d.), an dessen nördl. Abhang das uralte Stift Klosterneuburg liegt, mit einer reichen Bibliothek und sehenswerthen Alterthümern in der Schatzkammer, worunter das unter dem Namen des Verduner Altars bekannte Niello-Antipendium aus dem 12. Jahrh. besondere Beachtung verdient. 3 St. südwestlich von W. liegt das romantische Thal der Brühl und 4 St. entfernt die Stadt Baden (s. d.) in reizender Gegend mit schönen Anlagen. Ueberdies bietet der Wienerwald mit seinen Höhen und Thälern unerschöpfliche Naturgenüsse. Die reizenden Ortschaften am Fuße der Gebirge sind dem Sommeraufenthalt der wohlhabenden Wiener gewidmet und befinden sich im raschen Emporblühen.

W. ist eine der ältesten Städte Deutschlands und ging aus dem Standlager hervor, das die Römer zur Beherrschung der Donau und Abwehr feindlicher Einfälle hier an der nördl. Grenze ihres Reichs aufschlugen. Zahlreiche Römerdenkmale sprechen dafür. Die Geschichte W.s hat ihre Hauptbedeutung nach den Beziehungen der Stadt als strategisch wichtiger Punkt, als Vormauer gegen die Osmanen, als Handels- und Residenzstadt. Mit dem 5. Jahrh. endete die Römerherrschaft, und die Stadt wurde die Beute wilder Scharen während der großen Völkerwanderung, bis das ganze Land in die Gewalt Karl's d. Gr. fiel, der die Ostmark begründete. Die Markgrafen wohnten zu Melk und später auf dem Kahlenberge. Markgraf Leopold der Heilige, aus dem Hause Babenberg (gest. 1136), erscheint als der Wiederhersteller W.s, welches sein Sohn Heinrich II. Jasomirgott noch mehr emporhob, indem er 1160 seine Residenz in W. aufschlug und 1158 das Schottenkloster stiftete. Unter Herzog Leopold VII. erhielt W. ein neues Stadtrecht, wodurch Handel, Erwerb und Ordnung der innern Angelegenheiten der Stadt sich merklich hoben. Alte, zum Theil sagenhafte Nachrichten verkünden das Glück jener Tage. Besonders blühte W. empor unter der kurzen Regierung Herzog Rudolf's IV. (gest. 1365), welcher die Universität gründete, den Umbau der St.-Stephanskirche in ihrem gegenwärtigen Umfange begann und die wichtigsten städtischen Einrichtungen ins Leben rief. Noch mehr gewann die Stadt, als sie bald nach Maximilian's Tode unter Ferdinand und seinen Nachfolgern

früher nach Emden geflohen; an ihrer Spitze stand Melchior Hoffmann, der 1540 im Gefängnisse zu Strasburg starb. Sie waren von dort in die Niederlande gedrungen, hatten seit 1533 besonders in Amsterdam Anhang gefunden und sich weiter zu verbreiten gewußt. Bockold hatte auch Apostel ausgesandt, von denen aber mehrere den wilden Fanatismus ihres Meisters aufgegeben, namentlich die Lehre von der Gemeinschaft der Güter und Frauen verlassen hatten und nur neben andern mystisch-theosophischen Träumereien vor allem die Stiftung eines neuen Reichs reiner Christen verkündigten. Die Hauptquelle ihrer Lehren war die Apokalypse. Die gedankenreichsten dieser Theosophen waren Hoffmann und David Joris. Letzterer, ein Glasmaler und sog. Kammerspieler aus Delft (geb. 1501, gest. 1556), suchte die verschiedenen Parteien zu vereinigen und gewann manche, die sein 1542 zu Deventer erschienenes «Wunderbuch» studirten und in ihm gewissermaßen einen neuen Messias erkannten. Verfolgt, entzog er sich 1544 seiner Partei, lebte unanstößig unter dem Namen Johann von Brügge in Basel und starb hier in der Gemeinschaft der reformirten Kirche. Erst 1559 kam seine Irrlehre an den Tag, weshalb der Rath von Basel die Gebeine des Joris ausgraben und unter dem Galgen verbrennen ließ. Aus den W. der Reformationszeit gingen später die Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.) hervor; dagegen stehen die Baptisten (s. d.) mit ihnen in keinem äußern Zusammenhange. Vgl. Erbkam, «Geschichte der prot. Sekten im Zeitalter der Reformation» (Hamb. und Gotha 1848). Ueber das Reich der Wiedertäufer in Münster vgl. besonders Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860).

Wieland, der Schmied (angelsächs. Veland, altnord. Völundr), war nach der altgerman. Sage, die ihren Hauptzügen nach bereits in der ältern Edda vorliegt, am ausführlichsten aber in der Vilkinasaga erzählt wird, ein Sohn des Meerriesen Wate, ein Enkel des Königs Wilkinus und der Meerfrau Wâc-hilt. Sein Vater hatte ihn zuerst bei dem berühmten Schmiede Mimi in die Lehre gethan, dann aber über das Meer hingetragen zu den kunstreichsten Zwergen, denen er bald nicht nur alle ihre Kunst ablernte, sondern sie auch noch bei weitem übertraf. Darauf wohnte er eine Zeit lang in Ulfdalir (dem Wolfsthale, welches, wie die Hinzuziehung und Vergleichung anderer Sagen ergibt, dem griech. Labyrinth entspricht) mit seinen beiden Brüdern, mit Eigil, dem besten Schützen, an den die älteste Gestalt der Tellsage sich knüpft, und mit Slagfidr, den die Sage nicht weiter charakterisirt hat. Die Brüder trafen hier drei Schwanjungfrauen (s. d.) und lebten mit diesen zusammen, bis solche nach sieben Jahren davonflogen, um als Walkyrien den Schlachten nachzuziehen. Darauf kam W. zu König Nidung, der ihn durch Zerschneidung der Fußsehnen lähmen und gefangen setzen ließ, wofür sich W. dadurch rächte, daß er des Königs beide Söhne tödtete und seiner Tochter Beadohild Gewalt anthat, die danach den Wittich, einen gewaltigen Kämpfer der deutschen Heldensage, gebar. Dann entflog W. in einem Federkleide, welches er selbst verfertigt, und welches sein Bruder Eigil zuerst versucht hatte, dabei aber auf die Erde herabgestürzt war. Unter Benutzung der verschiedenen alten Ueberlieferungen und mit geschickter Ergänzung der Lücken hat Simrock die Sage von W. im Zusammenhange poetisch dargestellt in seinem Gedichte «W. der Schmied» (Bonn 1835, und im 4. Thl. seines «Heldenbuch», Stuttg. 1843). Bei allen german. Völkern war die Sage verbreitet und sehr beliebt; doch sind die noch im 13. Jahrh. vorhandenen deutschen Gedichte, auf welche die Vilkinasaga sich beruft, spurlos verloren gegangen. Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus erzählen altfranz. Gedichte und Ueberlieferungen von dem Schmiede Galans. Vgl. Depping und Michel, «Veland le forgeron» (Par. 1833). Allein nicht blos germanisch war die Sage, sondern es ist ein weit über das german. Alterthum hinaufreichender, den indogerman. Völkern gemeinsamer Mythus, der mit den ältesten Mythen von den Zwergen in engem Zusammenhange steht. Außer der german. Ueberlieferung findet sich der Mythus am deutlichsten wieder bei den Griechen, in den verschiedenen Sagen von Dädalus, Hephästus, Erichthonius u. a. Vgl. Jak. Grimm, «Deutsche Mythologie» (3. Aufl., Gött. 1854); Kuhn in seiner Abhandlung «Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der german. Völker» in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Bd. 4, Berl. 1854).

Wieland (Christoph Martin), einer der bedeutendsten deutschen Dichter, geb. zu Oberholzheim, im Gebiete der schwäb. Reichsstadt Biberach, 5. Sept. 1733, erhielt von seinem Vater, der damals Pfarrer daselbst, später in Biberach war, eine sorgfältige Erziehung und den ersten Grund seiner wissenschaftlichen Bildung. Die Schule der Vaterstadt förderte ihn daneben in der lat., griech. und hebr. Sprache, und die ungewöhnliche Entwickelung des höchst empfänglichen Knaben erregte schon früh die Aufmerksamkeit. Im 12. J. versuchte er bereits sein poetisches Talent, bald in lat., bald in deutschen Versen. Im 14. J. kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg. Schon hier traten seine spätern schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten, Empfäng-

lichkeit für die verschiedensten geistigen Eindrücke, eine eigenthümliche Vereinigung dichterischer und philos. Thätigkeit und Anmuth der Darstellung hervor. Außer den alten Classikern, von denen er besonders Xenophon liebte, beschäftigte er sich mit engl. und franz. Literatur. Als 16jähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, brachte nun anderthalb Jahre bei einem Verwandten in Erfurt zu, der ihn zur Universität vorbereitete, und kehrte 1750 in seine Vaterstadt zurück. In diesen Aufenthalt fällt seine Liebe zu Fräulein Sophie von Gutermann, der nachherigen, auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Frau von La-Roche. Auf einem Spaziergange mit ihr kam ihm die Idee zu seinem Lehrgedicht «Die Natur der Dinge». Im Herbste 1750 begab sich W. auf die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren; doch beschäftigte er sich mehr mit den humanistischen Wissenschaften und der neuern schönen Literatur des In- und Auslandes, und dichtete außer dem erwähnten Lehrgedicht, welches 1752 zu Halle anonym erschien, «Zwölf moralische Briefe», «Anti-Ovid», «Lobgesang auf den Frühling», «Erzählungen». In dieser Zeit wirkte besonders Klopstock's Vorbild auf ihn ein. Auf eine Einladung Bodmer's, dem er schon früher fünf Gesänge eines nie vollendeten und gedruckten Heldengedichts «Hermann» zugeschickt hatte, gab er den Plan auf, sich in Göttingen zu habilitiren, und ging nach Zürich. W. schrieb hier zunächst eine Abhandlung von den Schönheiten des Bodmer'schen Gedichts «Noah». Wie Bodmer selbst vielerlei auf einmal und mit Flüchtigkeit zu treiben pflegte, so folgte auch W. diesem Beispiele, wie die Menge und Beschaffenheit seiner damals verfaßten Schriften darthut, z. B. «Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde» (1753), «Der geprüfte Abraham», episches Gedicht in drei Gesängen, wozu Bodmer als Triebfeder und Muster mitgewirkt hatte, «Hymnen», «Empfindungen eines Christen», u. s. w. Allmählich machte er sich aber von Bodmer's Einfluß los, und seine Denk- und Dichtungsart ward eine ganz andere. Der lebhafte Antheil, welchen er an den Thaten Friedrich's d. Gr. nahm, veranlaßte ihn, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts erschienen 1759; allein der Beifall war mit Recht nur mäßig, und so blieb es unvollendet. Ziemlich zu derselben Zeit bearbeitete er die schöne Episode aus der «Cyropädie» des Xenophon, «Araspes und Panthea», in dialogisirter Prosa. Bodmer's Haus hatte er schon 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier züricher Familien vier Jahre lang, worauf er auf kurze Zeit nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging. In Bern schrieb er sein zweites Trauerspiel, «Clementina von Porretta» nach Richardson's «Grandison». Er lernte hier auch Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in freundlichen Verhältnissen lebte, bis endlich das J. 1760 ihn in seine Vaterstadt als Kanzleidirector zurückversetzte.

Von größerm Einfluß für W. war es, daß 1762 der ehemalige kurmainzische Staatsminister Graf von Stadion sich auf sein Schloß in dem Biberach nahe gelegenen Marktflecken Warthausen zurückzog. Bei ihm lebte sein Schützling, der kurmainzische Hofrath La-Roche und dessen Gattin, Wieland's erste Geliebte. Warthausen wurde für W. eine Stätte geistiger Erhebung, gemüthlicher Aufbähung und feinen weltmännischen Verkehrs. Hier lernte er zuerst den Ton der vornehmen Welt und eine Geistesbildung näher kennen, die hauptsächlich aus der franz. und engl. Literatur gewonnen war; hier fand er auch eine in beiden Literaturen reiche Bibliothek. Unter diesen Einflüssen schrieb W. in Biberach den Roman «Die Abenteuer des Don Sylvio de Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei» (1764), wobei ihm der «Don Quixote» zum Muster diente; ferner die besonders in ihrer ursprünglichen Form sehr anstößigen «Komischen Erzählungen» (1766); «Die Geschichte des Agathon» (1766 und 1767), einen Roman, worin er zu zeigen suchte, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe; das heroisch-komische unvollendete Gedicht «Idris» (1768), in welchem er die Liebe des Herzens sowol der platonischen als der sinnlichen Liebe gegenüberstellte; endlich das durch Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung ausgezeichnete Lehrgedicht «Musarion oder die Philosophie der Grazien» (1768). In Biberach verfaßte er auch seine Uebersetzung von 22 Stücken Shakspeare's («Shakspeare's theatralische Werke», 8 Bde., Zür. 1762—66), eine bei allen Mängeln für ihre Zeit höchst verdienstliche und einflußreiche Arbeit. 1769 folgte W., der sich inzwischen 1765 mit einer Augsburgerin vermählt hatte, einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität zu Erfurt, wo er bis 1772 blieb. In dieser Zeit erschienen von ihm die «Dialogen des Diogenes von Sinope» (1770), die durch Rousseau's Schriften hervorgerufenen «Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur» (1770), «Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian» (1772), worin er das Gemälde

eines idealen Staats zu entwerfen suchte, das Lehrgedicht «Die Grazien» (1770), die widerliche poetische Erzählung «Combabus» (1770) und das komische Gedicht in 18 Gesängen «Der neue Amadis» (1771). 1772 berief ihn die Herzogin Anna Amalia als Erzieher ihrer beiden Söhne mit dem Charakter eines herzogl. Hofrathes nach Weimar. Bald nach seiner Uebersiedelung schrieb er das Singspiel «Alceste» und gründete den «Deutschen Mercur», eine Monatsschrift, die er bis 1795 redigirte, und worin nun alle seine neuen Dichtungen und eine große Anzahl prosaischer Aufsätze, die nur mit Auswahl in seine Werke aufgenommen sind, erschienen, namentlich der komische Roman «Die Geschichte der Abderiten» (1774) und die Gedichte «Der verklagte Amor» (1774), «Sixt und Clärchen» (1775), «Das Wintermärchen» und «Gandalia oder Liebe um Liebe» (1776), «Geron der Adeliche» und «Das Sommermärchen» (1777) u. a., vor allen aber sein bestes und berühmtestes Werk «Oberon» (1780; Ausg. letzter Hand 1796; mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von R. Köhler, Lpz. 1868). 1782 und 1786 erschienen W.'s vortreffliche Uebersetzungen und Erläuterungen der Episteln und Satiren des Horaz, 1788—89 die der sämmtlichen Werke des Lucian. Letzterer Arbeit verdankten die «Neuen Göttergespräche» und die «Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus» (1791), wozu der «Agathodämon» (1799) ein Seitenstück bildet, ihre Entstehung. Seit 1793 arbeitete W. mit großem Fleiße an der Revision seiner sämmtlichen Werke, von denen 1794—1802 eine Gesammtausgabe in 36 Bänden mit 6 Supplementbänden in Großquart und Groß- und Kleinoctav bei Göschen in Leipzig erschien. In den neunziger Jahren übersetzte W. mehrere Komödien des Aristophanes, welche theils im «Deutschen Mercur», theils in dem 1796 von ihm begründeten «Attischen Museum» erschienen. Letztere Zeitschrift (1796—1804, «Neues attisches Museum» von W., Hottinger und Jacobs, 1805—9) sollte besonders Uebersetzungen der Meisterwerke der attischen Poesie, Philosophie und Beredsamkeit liefern und wurde von W. mit einer Uebersetzung des «Panegyrikus» des Isokrates eröffnet. 1797 erwarb sich W. das Gut Osmannstedt bei Weimar, wo er bis 1803 im Kreise einer zahlreichen Familie (seine Gattin hatte ihm in 20 Jahren 14 Kinder geboren) lebte. Hier schrieb W. seinen letzten größern Roman, «Aristipp und einige seiner Zeitgenossen» (1800—1). 1803 verkaufte er seinen Landsitz und zog wieder nach Weimar. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn vorzugsweise die Uebersetzung und Erläuterung der Briefe Cicero's, die er jedoch nicht vollenden konnte (5 Bde., 1808—12). Er starb 20. Jan. 1813. Seine Ueberreste ruhen in dem Garten seines ehemaligen Gutes Osmannstedt neben seiner 12 J. vor ihm gestorbenen, von ihm zärtlich geliebten Gattin und einer Enkelin seiner Freundin La-Roche, Sophie Brentano. Die Loge Amalia zu Weimar, deren Mitglied W. noch in hohem Alter geworden war, veranstaltete am 18. Febr. eine Gedächtnißfeier, wobei Goethe die vortreffliche, W.'s Verdienste freudig anerkennende Rede hielt. W.'s erzenes Standbild von Gasser ist zu Weimar 4. Sept. 1857 enthüllt worden, unmittelbar vor der Enthüllung der Rietschel'schen Doppelstatue Goethe's und Schiller's. W. war weder ein reformatorischer Geist wie Klopstock und Lessing, noch reicht er an Goethe's und Schiller's Dichtergröße. Dennoch hat er sich um die deutsche Literatur große Verdienste erworben, welche nicht immer hinreichend anerkannt worden sind. Er war es, der die deutsche Literatur zuerst den Höfen und dem Adel näher brachte. Er gab der deutschen Dichtkunst, als sie sich zu tieferm, nationalem Gehalte erhob, die ihr noch fehlende Anmuth und den Wohllaut des Worts und des Verses, in welcher Beziehung namentlich Goethe viel von ihm gelernt hat. Außerdem hat er durch seine Uebersetzungen und Nachahmungen viele nachhaltige Richtungen zuerst angeregt. Ganz neu ging von ihm aus dichterische Behandlung des mittelalterlichen Ritterthums, und so verdankt ihm eigentlich die romantische Dichterschule ihr Entstehen, obgleich sie ihn nicht nach Verdienst anerkannte. Aber auch aus England, Frankreich, Spanien und Italien hat er dichterische Stoffe eingeführt, die nicht ohne Nachwirkung blieben. Ueberall wußte W. mit feinem Takt das allgemein Menschliche herauszufinden, sodaß er nirgends als blinder Nachahmer des Auslandes dasteht. Endlich hat auch seine Kritik, bei aller Seichtigkeit, viel zur Verbreitung allgemeiner Bildung beigetragen. Eine neue Ausgabe von W.'s sämmtlichen Werken besorgte Gruber (50 Bde., 1818—28; 36 Bde., 1839—40; 36 Bde., Stuttg. 1851—56). Vgl. außer Gruber's Biographie W.'s (4 Bde., Lpz. 1827) «W.'s ausgewählte Briefe» (4 Bde., Zür. 1815), «Auswahl denkwürdiger Briefe» (2 Bde., Wien 1815) und «Briefe an Sophie La-Roche» (Berl. 1820); Löbell, «Christoph Martin W.» (Braunschw. 1858).

Wieliczka, eine Bergstadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im österr. Königreich Galizien, 2 M. südöstlich von Krakau und 3$^1/_2$ westlich von Bochnia, mit diesen beiden Städten durch die Eisenbahn verbunden, Sitz eines Bezirksamts und eines Bezirksgerichts sowie einer

Salinenverwaltung, liegt in einer flachhügeligen, anmuthigen, fruchtbaren Gegend, theils in der Ebene, theils in mehrern Terrassen an einem Bergabhange, der die Stadt im Süden fast in einem Halbkreise umgibt. Der Ort hat zum Theil nur hölzerne Häuser und (1857) 4536 E., einen geräumigen Marktplatz, in dessen Mitte das Schloß liegt, ein Franziskanerkloster, eine Haupt- und eine Mädchenschule, ein großes Salzsolbad mit Schwefel- und Malzbädern. W. ist seines Salzbergwerks wegen berühmt, des reichsten der österr. Monarchie, welches um 1233 von dem Hirten Wielicz entdeckt sein soll, sich gerade unter der Stadt befindet und gleichsam eine zweite, unterirdische Stadt bildet, die mit ihren Straßen, freien Plätzen u. s. w. einen weit größern Raum einnimmt als das W. der Oberwelt. Die größte Ausdehnung des Salzstocks von Westen nach Osten, wo er mit jenem von Bochnia zusammenhängt, beträgt 9500, von Norden nach Süden 3600 und die größte Tiefe 1220 F. Elf Tagschachte führen in die Grube, davon zwei in der Stadt selbst, nämlich der Franziszek mit einer Wendeltreppe von 470 Stufen, unter August III. 1744 erbaut, und der Danielowicz, der, nur 198 F. tief, gewöhnlich von Reisenden an sichern Tauwerken befahren wird. Die Grube wird in vier Stockwerken bebaut. Sandiger Thonmergel, Anhydrit und Sandstein wechseln mit Salzschichten. Ein wahres Labyrinth von Gängen, oft in bedeutender Höhe durch Brücken verbunden, breitet sich in den Stockwerken aus. In den neuen Kammern läßt man Salzpfeiler stehen, in den alten wird die Decke durch Zimmerwerk gestützt, welches sich trefflich erhält, da die Grube außerordentlich trocken ist, obwol sie 16 Teiche enthält, deren mehrere mit Nachen befahren werden können. Die ausgebrochenen Kammern werden theils mit Rothsalz und taubem Gestein zugeschüttet, theils zu Magazinen benutzt, unter denen gegen 70 von bedeutender Größe sind. Mehrere davon sind architektonisch verziert, mit Kronleuchtern, Statuen u. s. w. versehen, alles ist aus Salz gehauen, und das Ganze gibt, zumal bei festlicher Beleuchtung, einen feenhaften Anblick. Man hat berechnet, daß eine Wanderung durch alle die sich windenden und kreuzenden unzähligen Gänge des Bergwerks ein weiterer Marsch sein würde als von Krakau nach Wien und wieder zurück. Das Salzwerk beschäftigt ungefähr 1500 Arbeiter, die aber nicht in der Grube wohnen, und etwa 100 Pferde, die zum Theil jahrelang fortwährend unter der Erde wohlerhalten bleiben und deren Ställe gleichfalls in das Salz gebrochen sind. Man bricht, haut und sprengt, letzteres jedoch selten, das Salz, dessen Kubikklafter gegen 280 Ctr. liefert. In den Handel kommt dasselbe als viereckige Formalstücke von 1½ Ctr. (Krystallsalz); als faßähnliche Walzen oder Balwanensi von 5—10 Ctrn., hauptsächlich für Rußland bestimmt; als Minutiensalz, welches in Fässer von 2½—5 Ctrn. gepackt wird, und als Koth- oder Blottniksalz, welches stark mit Lehm vermischt ist und nur für das Vieh taugt. Der Ertrag beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf mehr als 1 Mill. Ctr. Die Salzwerke gehörten ehemals zu Polen; Kasimir d. Gr. ordnete den ersten regelmäßigen Betrieb derselben an. Später zog August II. sächs. Bergleute hierher, welche eine bessere Bebauung einführten; doch brachten die Salzwerke dem poln. Schatze stets nur geringen Gewinn. 1772 kamen sie an Oesterreich. Durch den 1809 zu Wien geschlossenen Frieden wurden sie in ihrem ganzen Umfange dem Kaiser von Oesterreich und dem Herzogthum Warschau gemeinschaftlich überlassen. Nach dem Pariser Frieden von 1814 gelangten im Wiener Congreß die Salzwerke wieder ganz an Oesterreich.

Wien (lat. Vindobona, Vienna), die Reichshaupt- und Residenzstadt des österr. Kaiserthums, ist der Sitz des Kaisers, des Reichsraths, der sämmtlichen Ländern der Monarchie gemeinsamen Ministerien, ferner der Ministerien, des Obersten Gerichtshofs und des evang. Oberkirchenraths der im Reichsrathe vertretenen Länder, des ungar. Ministeriums am allerhöchsten Hoflager, der Statthalterei und der übrigen Landesstellen von Niederösterreich und vieler andern Behörden und Aemter, eines Fürst-Erzbischofs und seines Consistoriums. Die Stadt liegt in einer Ebene, umgeben von sanft sich abdachenden Hügeln, am südlichsten Arme der Donau (dem sog. Donaukanal), in den innerhalb der Linien die Wien, der Ottakringer- und der Alserbach (beide mit festen Gewölben überdeckt) münden, hat mit Inbegriff der Vorstädte einen Umfang von 3½ M. und zählt etwa 10000 Häuser, 59 Kirchen (54 katholische, 4 evangelische und 1 griechisch-orientalische), viele Kapellen und 26 Klöster. Ihre Bevölkerung beträgt nach der Zählung vom 30. Nov. 1864 578525 Seelen (worunter 28284 vom Militär). Rechnet man jedoch die Volksmenge der um W. liegenden und zum wiener Polizeibezirke gehörigen Ortschaften hinzu, die alle städtisches Aussehen haben, so steigt die Gesammtzahl der Bevölkerung auf 750000 Menschen. W. besteht aus der innern oder alten Stadt und vielen Vorstädten, welche die alte Stadt in weitem Kreise so umgeben, daß sie fast den Mittelpunkt bildet. Nach außen ist das Gebiet der Stadtgemeinde W. durch die sog. Linien markirt, einen 12 F. hohen Wall mit Gra-

ben und Thoren. Bis zum J. 1858 war auch die innere Stadt von Wällen, die eine Höhe von 40—60 F. erreichten, und von Gräben umgeben und durch diese sowie durch Glacis und Alleen von den Vorstädten getrennt. Seitdem sind, infolge der großartigen Stadterweiterung, Wälle, Gräben und Glacis geschleift und abgetragen worden und an deren Stelle neue Stadttheile mit herrlichen Bauten und schönen Gartenanlagen getreten. So besteht auch die frühere strenge Unterscheidung zwischen der innern Stadt und den einzelnen Vorstädten nicht mehr, sondern W. zerfällt, nach der gegenwärtigen Gemeindeverfassung, in neun Bezirke, nämlich: 1) Innere Stadt, 2) Leopoldstadt, 3) Landstraße, 4) Wieden, 5) Margarethen, 6) Mariahilf, 7) Neubau, 8) Josephstadt, 9) Alsergrund. Mit Ausnahme der Leopoldstadt, die auf einer durch die Donau gebildeten Insel liegt, befinden sich alle andern Bezirke am rechten Ufer des Donaukanals, über welchen sieben Brücken, darunter fünf Kettenbrücken, führen. Das jenseitige Ufer der großen Donau ist mit der Insel der Leopoldstadt durch hölzerne Jochbrücken sowie mittels der Eisenbahnbrücken verbunden. Ueber den Wienfluß führen 13 Brücken und Stege, unter denen sich die schöne, mit Statuen gezierte Elisabethbrücke, die Schwarzenberg- und die Radetzkybrücke besonders auszeichnen. Außer einer Anzahl von artesischen und vielen Hausbrunnen versorgen mehrere, mitunter großartige Wasserleitungen die Stadt mit Trinkwasser. Zur Beförderung der Reinlichkeit bestehen überall unterirdische gemauerte Kanäle, welche unmittelbar in die Donau münden und allen Unrath dahin abführen. Das Klima ist in W. sehr unbeständig. Eine Hauptplage ist der öftere rasche Temperaturwechsel und der fortwährende Staub, wodurch häufige Lungenkrankheiten entstehen.

W. hat mehrere sehr schöne Stadttheile, besitzt herrliche öffentliche Plätze und ist reich an geschichtlich merkwürdigen und durch Pracht sich auszeichnenden Gebäuden sowie an geschmackvoll und solid gebauten Privathäusern. Es nimmt in allen diesen Beziehungen sowie in Hinsicht auf Leben und Verkehr einen der ersten Plätze unter den europ. Großstädten ein. Die Straßen, in den alten Stadttheilen häufig eng und ungerade, in den neuen breit und regelmäßig, sind durchaus vorzüglich gepflastert, werden sorgfältig rein gehalten und zur Nachtzeit mit Gas beleuchtet. Die lebhaftesten, elegantesten und durch prunkvolle Auslagen in stehende Kunst- und Industrieausstellungen umgewandelten Stadttheile sind die neue breite Ringstraße, mit Alleen besetzt, ähnlich den berliner Linden, obschon großartiger als diese; der Kohlmarkt und der Graben; auch der Stephansplatz, die Kärntner-, Rothenthurm-, Prater-, Mariahilfer Straße, Wiedener Hauptstraße u. s. w. sind sehr belebt. Unter den Plätzen zeichnen sich aus: der Hof (71 Klafter lang, 30—52 Klafter breit), mit einer Mariensäule aus Metall gegossen von Balthasar Herold (1667) und zwei schönen Brunnen mit Statuen von Fischer; der äußere Burgplatz, der größte unter allen Plätzen W.s, mit den ehernen Reiterbildern des Erzherzogs Karl (errichtet 1860) und des Prinzen Eugen von Savoyen (errichtet 1865) von Fernkorn; der innere Burg-, jetzt Franzensplatz mit dem nach Marchesi's Modell zu Mailand in Erz gegossenen Denkmal Franz' I. (errichtet 1846); der von Prachtbauten umgebene Josephsplatz mit der ehernen Reiterstatue Joseph's II. von Zauner (seit 1807); der Hohe Markt mit einem von Karl VI. 1732 errichteten Marmordenkmal, die Vermählung Maria's mit Joseph darstellend; der Neue Markt (Mehlmarkt) mit einem durch Metallstatuen von Rafael Donner verzierten großen Springbrunnen; der Stephansplatz rings um die Domkirche (in seiner Nähe der Stockimeisen, ein an einem Hause befindlicher Baumstamm, der Sage nach das letzte Ueberbleibsel des Wiener Waldes am Platze der jetzigen Stadt, nach alter Sitte von wandernden Schlossergesellen mit eingeschlagenen Nägeln bedeckt); die Freiung mit einem schönen Brunnen, geschmückt durch Schwanthaler's Darstellung der vier Hauptflüsse der Monarchie; der Schwarzenbergplatz, der seinen Namen nach der ehernen (1868 enthüllten) Reiterstatue des berühmten Feldmarschalls führt. Ungemein zahlreich sind die öffentlichen Gebäude und Paläste des hohen Adels und reicher Familien. An der Spitze der Paläste steht dem Umfange nach die den erwähnten Franzensplatz umschließende kaiserl. «Burg», die Residenz des Kaisers, am Südende der Stadt, ein an der äußern Fronte 204 Klafter langes Gebäude von unregelmäßiger Bauart und zu verschiedenen Zeiten, daher auch in sehr abweichendem Stile aufgeführt. Die Burg besteht aus vier Haupttheilen: dem Schweizerhofe, vom Herzog Leopold VII. erbaut; dem Leopoldinischen Tracte, vom Kaiser Leopold I. 1670 vollendet, südlich vom vorigen; dem Amalienhofe gegen Westen, unter Rudolf II. erbaut; der sog. Reichskanzlei, unter Kaiser Karl VI. von Fischer von Erlach erbaut, wo sich gegenwärtig die Appartements des Kaisers und der Kaiserin befinden. An die Burg stoßen die Gebäude der Hofbibliothek, des zoologischen, mineralogischen, dann des Münz- und Antikencabinets, das Burgtheater und die Winterreitschule, die schönste in Europa, deren

Fronte gegen den Michaelerplatz hinausgeht, und in der 46 steinerne Säulen eine ringsherum laufende Doppelgalerie tragen. Besondere Beachtung verdienen ferner in der innern Stadt: der Palast des Erzherzogs Albrecht, in der Nähe der kaiserl. Burg, mit seinen Kunstschätzen; die Paläste der Erzherzoge Ludwig Victor und Wilhelm und des Herzogs Philipp Alexander von Würtemberg auf der Ringstraße, des Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha auf der Seilerstätte; das Majoratshaus des Fürsten Liechtenstein in der Bankgasse, mit ungeheuerm Aufwande prunkhaft eingerichtet; das prachtvolle neue Opernhaus auf der Ringstraße, von van der Nüll und Siccardsburg erbaut; das Landhaus; die Paläste der Ministerien des Aeußern, des Kriegs, des Innern und der Finanzen (letzterer von Fischer von Erlach für den Prinzen Eugen von Savoyen erbaut); die Gebäude der Statthalterei und der Nationalbank; die neue Börse; das bürgerliche Zeughaus mit seiner interessanten Waffensammlung; das Magistratsgebäude mit dem schönen Sitzungssaale des Gemeinderaths; das Postgebäude; die Gebäude der Akademie der Wissenschaften, der Handelsakademie, des akademischen Gymnasiums und der Gartenbaugesellschaft; das Künstlerhaus; der Cursalon im Stadtparke; die Franz-Josephs-Kaserne mit dem Franz-Josephs-Thore; die Paläste des Erzbischofs, der Fürsten Montenuovo (mit einer schönen Statue des heil. Georg, von Fernkorn), Lobkowitz und Esterházy, der Grafen Pallavicini, Harrach, Wickenburg u. s. w. Unter den zahlreichen palastähnlichen Gebäuden, die als Zinshäuser benutzt werden, sind besonders jene auf der Ringstraße, wie der Heinrichshof, Werthheim's Haus u. s. w., und andere in den neuesten Stadttheilen hervorzuheben. Ferner sind zu erwähnen: der Bazar, das «Bürgerspital» mit 11 Höfen, mehr als 200 Wohnungen und Verkaufsläden und einem jährlichen Zinsertrag von mehr als 100000 Fl., der Schotten- und Mellerhof, der Trattner-, Bellegarde-, Mozart- und Domherrenhof, der Galvanihof u. a. Auch in den Vorstädten finden sich große schöne Gebäude und prachtvolle Paläste. So das kaiserl. Lustschloß Belvedere im Bezirke Landstraße, einst Sommerpalast des Prinzen Eugen von Savoyen, jetzt Aufstellungsort der kaiserl. Gemäldegalerie und der Ambraser Sammlung; der Palast des Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Metternich, die Sommerpaläste des Fürsten Liechtenstein auf der Landstraße (gegenwärtig der Sitz der Geologischen Reichsanstalt) und in der Roßau mit ausgezeichneter Gemäldegalerie; das Starhembergische Freihaus, ein Zinshaus mit sechs Höfen und etwa 300 Wohnungen; die kaiserl. Hofstallungen, in neuester Zeit aufs großartigste erweitert und umgebaut; das Gebäude des Generalcommandos (früher Palast der ungar. adelichen Leibgarde); die Paläste der Fürsten Dietrichstein und Auersperg; die Zoll- und Mauthgebäude im Bezirk Landstraße; das Invalidenhaus; das k. k. Polytechnische Institut; das Theresianum; die evang. Realschule; das militärisch-geogr. Institut; das Landesgerichtsgebäude am Alsergrund; das allgemeine Krankenhaus; die medic.-chirurgische Josephsakademie; das neue Irrenhaus; das Carltheater in der Leopoldstadt; die großen Kasernen; die Bahnhöfe; das kolossale Arsenal vor der Belvederelinie u. s. w.

Unter den Kirchen der innern Stadt, die in acht kath. Pfarreien eingetheilt ist, neben welchen noch eine Pfarre der unirten Griechen besteht, sind die merkwürdigsten: die Metropolitankirche zu St.-Stephan, eins der schönsten Denkmäler altdeutscher Baukunst, 1144 eingeweiht, 1359 zum jetzigen Umfange begonnen und mit Ausnahme des noch unausgebauten zweiten großen Thurms im 15. Jahrh. vollendet. Von den fünf Eingängen ist das Riesenthor an der mit zwei Thürmen geschmückten Stirnseite der Kirche mit seinen Rundbogen und schönen Sculpturen besonders bemerkenswerth. Das Innere des Doms, 342 F. lang, 222 F. breit und 86 F. hoch, enthält 38 marmorne, durchgehends im Geschmacke des 17. und 18. Jahrh. ausgeführte Altäre; 18 freistehende Pfeiler, auf denen die schönen Gewölbe ruhen; 31 hohe reichverzierte Fenster, zum Theil mit alter und neuer Glasmalerei; eine Kanzel von der zierlichsten Steinmetzarbeit, durch Anton Pilgram um 1512 gefertigt; den marmornen Taufstein vom J. 1481; die herrlichen Chorstühle im Mittelschiffe, eine Arbeit Wilhelm Rollinger's, 1484; zahlreiche Grabmäler, unter denen das Marmordenkmal Kaiser Friedrich's III. im Passionschore (von Niklas Lerch begonnen und vom Meister Michel Dichter 1513 vollendet), das Grabmal Herzog Rudolf's IV., das schöne Denkmal des Prinzen Eugen von Savoyen in der Kreuz- oder Tirnakapelle sich auszeichnen. Das riesige Dach der Kirche ist mit farbigen glasirten Ziegeln gedeckt. Der unterirdische Theil dieser Kirche besteht aus 30 mächtigen Gewölben, welche ungeheuere Katakomben bilden, und aus der alten Fürstengruft, wohin jedoch jetzt nur die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des kaiserl. Hauses in kupfernen Gefäßen übertragen werden. Der berühmte Thurm, der stärkste in Europa, von Meister Hans Brachadicz 1433 vollendet, 1860—64 in seinem obern Theile neu erbaut, hat 436 F. Höhe, eine 402 Ctr.

schwere Glocke (1711 aus eroberten türk. Kanonen gegossen) mit einem 13 Ctr. schweren Schwengel und bildet eine mit Kühnheit aufsteigende Pyramide, die allenthalben reich mit Zierathen im Spitzbogenstil geschmückt erscheint (vgl. Tschischka, «Der St.-Stephansdom», Wien 1832; Perger, «Der Dom zu St.-Stephan», Triest 1854). Die Augustiner- oder Hofpfarrkirche, 1339 im schönsten Spitzbogenstil vollendet, enthält Canova's berühmtes Monument der Erzherzogin Christina, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, und in der anstoßenden Todtenkapelle die Denkmäler Kaiser Leopold's II., des Feldmarschalls Daun u. a. und bewahrt in der Loretokapelle die Herzen der verstorbenen Personen des Kaiserhauses in silbernen Urnen. Die in der jetzigen Gestalt um 1412 vollendete und 1820 passend restaurirte Kirche zu Maria-Stiegen mit schönen Schnitzaltären in altdeutschem Stil und neuern Glasmalereien von Mohn hat einen besonders schönen, 180 F. hohen Thurm, der sich oberhalb der Uhr in eine durchbrochene, aus Blättern und Zweigen geschlungene Kuppel von ungemeiner Leichtigkeit zusammenschließt und in einen großen Blumenkelch mit dem Kreuze endigt. Ferner sind zu erwähnen die nach der Ordensregel schmucklose Kapuzinerkirche mit der unterirdischen kaiserl. Gruft, seit Kaiser Matthias (gest. 1619) die letzte Ruhestätte der Glieder des kaiserl. Hauses, durch wiederholte Zubauten unter Maria Theresia, Franz und Ferdinand vergrößert, mit den prachtvollen Särgen Leopold's I., Karl's VI., der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls, Franz' I. u. s. w.; die Kirche zu Maria-Schnee am Minoritenplatze, im 14. Jahrh. vollendet, in welcher sich seit 1846 das Mosaikbild Raffaeli's, eine Copie des Abendmahls von Leonardo da Vinci in der Größe des Originals, befindet; die Michaelerkirche mit einem schlanken Thurme, Bauresten im roman. Stil und zahlreichen Grabdenkmälern, und die einfache kleine Ruprechtskirche, die älteste W.s, deren früherer Bau der Sage nach bis zum J. 740 hinaufreicht. Im Bau befand sich 1868 die Heilandskirche («Votivkirche»), eine der hervorragendsten Kirchenbauten im goth. Stile, nach dem Plane Ferstl's. Die Kirchen in den Vorstädten sind in neuerm Stil gebaut; unter ihnen ist die Pfarrkirche zu St.-Karl von Borromeo in der Vorstadt Wieden die schönste. Dieselbe wurde infolge eines Gelübdes Kaiser Karl's VI. wegen Abwendung der Pest 1716 nach dem Plane Fischer's von Erlach durch Martinelli nach dem Muster der Peterskirche in Rom ausgeführt. Außerdem verdienen Aufmerksamkeit die Kirche der Salesianerinnen mit ihrer mächtigen Kuppel; die berühmte Wallfahrtskirche Mariahilf; die St.-Johanneskirche in der Leopoldstadt mit schönen Fresken; die Altlerchenfelder Kirche, 1853 im ital.-mittelalterlichen Stile aufgeführt; die 1863 vollendete goth. Lazaristenkirche vor der Mariahilfer Linie; die 1866 vollendete Elisabethkirche vor der Belvedere-Linie u. s. w. Für die orient. Griechen besteht eine Kirche in der innern Stadt (reich vergoldet und mit Marmorwänden versehen); für die Protestanten bestehen zwei luth. Kirchen, eine reformirte und eine evang. Garnisonkirche. Die Juden haben 17 Tempel und Bethäuser, darunter eine schöne, im maurischen Stil gehaltene Synagoge in der Leopoldstadt.

W. hat zahlreiche Unterrichtsanstalten. Unter denselben steht obenan die 1365 von Herzog Rudolf IV. gegründete Universität mit vier Facultäten. Die Universität zählt (im Wintersemester 1867) 211 Professoren, Privatdocenten, Lehrer, Adjuncten und Assistenten und 3575 Studirende. Außer einer bedeutenden Bibliothek besitzt sie treffliche wissenschaftliche und Lehrmittelsammlungen sowie mannichfache Hülfsinstitute, namentlich eine mit kostbaren Instrumenten versehene Sternwarte, ein philol.-histor. Seminar, ein Institut für österr. Geschichtsforschung, einen Botanischen Garten, ein naturhistor. Museum, ein physik. Cabinet, eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, ein physik. Institut, ein pathol.-anatom. Museum, ein Museum für menschliche und vergleichende Anatomie, ein physiol. Institut, viele Kliniken u. s. w. Eine andere Hochschule ist das Polytechnische Institut, 1815 gegründet und 1865 neu organisirt, mit fünf Abtheilungen: einer allgemeinen Abtheilung und den Fachschulen für Straßen- und Wasserbau, für Hochbau, für Maschinenbau und für technische Chemie, ebenfalls mit höchst werthvollen und reichhaltigen Sammlungen, 1865/66 mit 53 Professoren, Docenten, Lehrern u. s. w. und 994 Studirenden und Zuhörern. Ferner bestehen in W.: eine höhere Bildungsanstalt für kath. Weltpriester, eine evang.-theol. Facultät, ein Thierarznei-Institut, eine Handelsakademie, eine Akademie der bildenden Künste (gegründet 1707, reorganisirt als Kunstschule und Kunstinstitut 1865), eine Kriegsschule, eine medic.-chirurgische Akademie für angehende Militärärzte (Josephs-Akademie), mit einer weltberühmten anatom.-pathol. Wachspräparaten-Sammlung, eine Central-Cavalerieschule, eine orient. Akademie zur Heranbildung für den diplomatischen Dienst im Oriente, ein Musikconservatorium, 4 Ober- und 2 Realgymnasien, 6 Oberrealschulen, 13 Unterrealschulen, 6 Gewerbeschulen, 107 Haupt- und Elementarschulen

u. s. w. Sehr groß ist auch die Anzahl der Erziehungsanstalten. Die vorzüglichsten davon sind: das erzbischöfl. Seminar und das Klerikalseminar für die griech. Katholiken, das Pázmány'sche Collegium für Kleriker aus den ungar. Diöcesen, das Civil-Mädchenpensionat, das Offizierstöchter-Institut, die Erziehungsanstalt der Salesianerinnen, die theresianische Akademie (1749 und 1751 für junge Edelleute gestiftet, seit 1849 auch unadelichen Zöglingen eröffnet), das gräflich Löwenburg'sche Convict für Knaben und Jünglinge, das erzbischöfl. Diöcesan-Knabenseminarium, das große k. k. Waisenhaus u. s. w. Außerdem bestehen reiche Sammlungen aller Art, welche dem Publikum unentgeltlich geöffnet sind. Die vorzüglichsten Bibliotheken sind: die kaiserl. Hofbibliothek in einem mit Fresken von Daniel Gran geschmückten, 240 F. langen und 45 F. breiten Saale mit ovaler Kuppel und mehrern Nebensälen, am Josephsplatze, bestehend aus 400000 Bänden, gegen 20000 Handschriften und 10000 Incunabeln, 300000 Kupferstichen und Holzschnitten und vielen literarischen Seltenheiten (vgl. Mosel, «Geschichte der Hofbibliothek», Wien 1835; Bartsch, «Die Kupferstichsammlung der Hofbibliothek», Wien 1854); die Universitätsbibliothek mit 200000 Bänden; die kaiserliche Kriegsbibliothek mit einer Sammlung topogr. Karten und Pläne; die Bibliotheken des Polytechnischen Instituts und der orient. Akademie, letztere mit einem Schatze orient. Manuscripte; die Privatbibliothek Franz' I., jetzt k. k. Fideicommißbibliothek, 60000 Bände nebst vielen Kupferstichen und Landkarten; die des Erzherzogs Albrecht, 50000 Bände nebst der berühmten Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen; die des Fürsten von Liechtenstein von 50000 Bänden, der Fürsten Esterházy, Schwarzenberg und Metternich u. a. Von Klosterbibliotheken sind zu bemerken: die der Serviten, der Benedictiner zu den Schotten, der Dominicaner, Piaristen und Franciscaner. Auch viele Private besitzen größere Büchersammlungen. Unter den Kunstsammlungen steht obenan die kaiserl. Gemäldegalerie im obern Belvedere (an 2000 Gemälde), die Werke aus allen Schulen und besonders ausgezeichnete Stücke von Tizian, Rubens, van Dyck, Dürer u. a. besitzt (vgl. Krafft, «Verzeichniß der k. k. Gemäldegalerie im Belvedere zu W., Wien 1845). Ferner sind zu erwähnen die Gemäldesammlung der Akademie der bildenden Künste, die fürstl. Liechtenstein'sche, mit herrlichen Bildern von Rubens, die Galerien Schönborn, Czernin, Harrach u. s. w.; vgl. Perger, «Die Kunstschätze W.s» (in Stahlstich, Triest 1854 fg.). Vor allem sehenswerth ist die kaiserl. Schatzkammer in der Burg, mit der Krone und dem Kaiserornate Karl's d. Gr., den kaiserl. Reichsinsignien, dem überaus kostbaren Familienschmuck, unschätzbaren Kleinoden, wie dem $133\frac{1}{2}$ Karat schweren florent. Diamanten, dem größten bekannten Smaragd und unzähligen Kostbarkeiten aller Art. Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ist das k. k. Münz- und Antikencabinet mit mehr als 140000 Münzen und Medaillen, dem bisher unübertroffenen Schatz antiker Cameen und Intaglios (darunter der berühmte Onyx: die Apotheose des Augustus), herrlichen antiken Gold-, Silber- und Bronzedenkmalen, einer großen Vasensammlung u. s. w. Einen großen Schatz von Sehenswürdigkeiten enthält auch die vom Erzherzog Ferdinand von Tirol (gest. 1595) gegründete und nach ihrem frühern Aufstellungsorte benannte Ambraser Sammlung mit vielen historisch beglaubigten Rüstungen berühmter Männer des 16. Jahrh., werthvollen Porträts und Kunstwerken des Mittelalters und neuerer Zeit; mit ihr steht das Cabinet ägypt. Alterthümer in Verbindung. Die kaiserl. Naturaliensammlungen zerfallen in drei große Cabinete: das zoologische, botanische und mineralogische, und wetteifern mit den berühmtesten Sammlungen dieser Art in Europa. Unter den botan. Gärten zeichnen sich aus die der Universität, des Josephinums und der Gartenbaugesellschaft. Sehr zahlreich sind endlich auch die gelehrten und gemeinnützigen Vereine und Institute. Vor allem ist hier zu erwähnen die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1846 gegründet. Dieselbe zerfällt in die mathem.-naturwissenschaftliche und die histor.-philos. Klasse, mit einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, zwei Secretären, und besteht aus 60 inländischen wirklichen und 120 correspondirenden Mitgliedern, 24 Ehrenmitgliedern (8 für das Inland, 16 für das Ausland), zu gleichen Theilen für beide Klassen. Eine Uebersicht ihrer Leistungen gibt der seit 1851 jährlich erscheinende akademische «Almanach». Außerdem besteht zu W. eine reichdotirte Geologische Reichsanstalt zur Durchforschung des ganzen Kaiserstaats, eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, das militärisch-geogr. Institut, durch seine ausgezeichneten Leistungen im Fache der Kartographie aufs rühmlichste bekannt; eine statist. Centralcommission und eine Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale; ferner die niederösterr. Landwirthschaftsgesellschaft, die Gartenbaugesellschaft, der Reichsforstverein, der niederösterr. Gewerbverein, die Gesellschaft der Aerzte, die zoolog.-botan., die geogr. und die jurist. Gesellschaft, der Verein für niederösterr. Landeskunde, ein Alpenverein, ein Alterthums-,

ein Ingenieur- und Architektenverein, ein Verein zur Beförderung der bildenden Künste seit 1830 (älterer Kunstverein), der 1850 gegründete österr. Kunstverein, die Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaats, mehrere Vereine zur Hebung der Kirchenmusik, der Männergesangverein, ein Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung, ein kaufmännischer, juridisch-polit. und medic. Leseverein, ein Casinoverein der Adelichen u. a. Zahlreich und ausgezeichnet sind die Anstalten für Arme, Kranke, für Waisen und Invaliden. Zu erwähnen sind hier nur das k. k. allgemeine Krankenhaus im Alsergrund, von ungeheuerm Umfange, mit 11 Höfen, über 100 Krankensälen und etwa 3000 Betten; das k. k. Krankenhaus auf der Wieden und die k. k. Krankenanstalt Rudolfsstiftung auf der Landstraße; die niederösterr. Landes-Irrenheil- und Pflegeanstalt; das Krankenhaus im Kloster der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt mit 200 Krankenbetten, das der Elisabethinernonnen auf der Landstraße, der Barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf und in der Leopoldstadt, das Israelitenspital; die Findelanstalt, die niederösterr. Landes-Gebäranstalt; das k. k. Waisenhaus, die beiden Communal-Waisenhäuser, das k. k. Taubstummen- und das k. k. Blindeninstitut, das Invalidenhaus; das Bürgerversorgungshaus und die beiden städtischen Versorgungshäuser; viele Säuglings- und Kleinkinderbewahranstalten u. s. w. Die Zahl der Wohlthätigkeits- und Humanitätsvereine verschiedener Art ist eine überaus große.

Wie überhaupt in der Monarchie, so hat auch in W. der Gewerbfleiß seit den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht und bei den Gewerbeausstellungen im In- wie Auslande die Beweise dafür geliefert. W. ist der Mittelpunkt des österr. Handels. Zur Beförderung des Verkehrs dienen die kaiserl. Börse, die Nationalbank, die Anglo-österreichische Bank, die Oesterreichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe, die Niederösterreichische Escomptebank und die Sparkasse. Auch wird der Verkehr durch die in steter Zunahme begriffene Dampfschiffahrt auf der Donau, die Eisenbahnen, welche W. mit allen wichtigen Orten Mitteleuropas verbinden, durch zahlreiche, in W. zusammenlaufende Straßenzüge wesentlich unterstützt. Unter den typogr. Anstalten ist die k. k. Hof- und Staatsdruckerei den ersten Anstalten dieser Art in Europa beizuzählen. W. ist der Hauptsitz der Manufacturen und Fabriken der Monarchie, die alles liefern, was nothwendiger Bedarf, Luxus und Bequemlichkeit fordern. Im Verein mit den zum Polizeirayon W. gehörigen umliegenden Ortschaften Rudolfsheim, Fünf- und Sechshaus fabricirt W. alle Arten von Baumwollwaaren, Seidenzeugen, Shawls, Gold- und Silberarbeiten, Schlosser-, Galanterie- und Tischlerwaaren u. s. w. und in besonderer Trefflichkeit feuerfeste Kassen und Schränke, Handschuhe, Wagen und Fortepianos. Ausgezeichnet ist auch die Bierbrauerei.

Die Verwaltung der Stadtgemeinde befindet sich in den Händen des autonomen Gemeinderaths, dem als vollziehendes Organ der Magistrat zur Seite steht, und welcher sich unter unmittelbarer Aufsicht der Statthalterei und der niederösterr. Landesvertretung befindet. Das städtische Budget für 1868 stellte die Einnahmen zu 6,864523, die Ausgaben zu 5,896768 Fl. auf. Für die öffentliche Ordnung und Sicherheit sorgen in dem auf die benachbarten Ortschaften ausgedehnten Polizeirayon von W. eine k. k. Polizeidirection und 14 ihr unterstehende Polizeicommissariate, und, neben einer Civilpolizeiwache, eine Abtheilung des k. k. Militärpolizeiwachcorps von 1512 Mann. Für den Verkehr innerhalb und außerhalb der Stadt ist durch eine sehr große Zahl eleganter Fiacres und einspänniger Fuhrwerke, Gesellschafts- und Stellwagen u. s. w. sowie durch die neuangelegten Pferdeeisenbahnen genügend vorgesorgt. Badeanstalten besitzt die Stadt sehr viele, darunter die berühmtesten das Dianabad in der Leopoldstadt, das Sophienbad auf der Landstraße, das Esterházybad in Mariahilf, jedes mit einer Schwimmschule. Begräbnißplätze hat W. sieben. W. ist bekannt durch den Frohsinn und die Lebenslust seiner Bewohner, wozu die Stadt und besonders die herrlichen Umgebungen in hohem Grade einladen. Zahlreiche Restaurationen, Gast- und Wirthshäuser und ebenso zahlreiche Kaffeehäuser dienen zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse, und das Hotelwesen in Bezug auf Fremdenverkehr hat einen hohen Aufschwung genommen. Im Fasching werden Bälle in Unzahl veranstaltet. Besonders renommirt sind die Maskenbälle. Es bestehen in W. sechs Theater, zwei davon in der innern Stadt: das k. k. Hofburgtheater, die vorzüglichste Bühne Deutschlands, ausschließend für Tragödie, Drama und höheres Lustspiel bestimmt, und das k. k. Hofoperntheater (Kärntnerthortheater) für die Oper und das Ballet. In den Vorstädten sind vorhanden das Theater an der Wien, das Carltheater in der Leopoldstadt (von seinem Erbauer Carl so genannt), das Theater in der Josephstadt mit dem dazugehörigen Sommertheater in Hernals und das Orpheum (früher Harmonietheater) auf dem Alsergrund. Außerdem ist den Theatern Fürst's Singspielhalle im

Prater beizuzählen, in welcher volksthümliche Scenen im wiener Dialekte aufgeführt werden. Am belebtesten ist W. im Frühjahr, ehe der Adel auf seine Güter geht, und dann bildet der Prater den Glanzpunkt des geselligen Lebens. Derselbe befindet sich auf der Insel, welche der bei W. vorüberfließende Donauarm bildet, und ist ein $1\frac{1}{2}$ St. langer Lustwald, der am Ende der sog. Jägerzeil (Praterstraße) beginnt und am Zusammenfluß des Donauarms mit dem Hauptstrom unter dem Lusthaus endigt. Eine herrliche Allee von vier Reihen Roßkastanien durchschneidet denselben, zu beiden Seiten von großen Wiesen umgeben, und bildet den Corso der Wiener, der besonders am Ostermontag und 1. Mai durch den Wetteifer des reichen Adels im Glanze der Equipagen und Livreen ein seltenes Schauspiel bietet. Links von der Hauptallee ist der sog. Wurstlprater mit etwa 100 Gasthäusern, Ringelspielen, Schaukel- und Schaubuden aller Art, an Sonn- und Feiertagen von den untern Volksklassen zahlreich besucht. Während der Sommermonate werden öfters auf einem geräumigen, dafür bestimmten Platze Feuerwerke mit vieler Vollendung gegeben. Links vom Prater führen schattige Alleen nach dem Augarten, einer einfachen, aber großartigen Parkanlage, 1775 von Joseph II. dem Publikum eröffnet. Außerdem gehören zu den öffentlichen Promenaden der neuangelegte Stadtpark mit dem schönen Cursalon und die andern in der jüngsten Zeit entstandenen Parkanlagen, namentlich vor dem Polytechnischen Institute mit dem ehernen Standbilde Ressel's, des Erfinders der Dampfschraube, und am Franz-Josephs-Quai, der ehemalige Schönborn'sche und der ehemalige Esterházy'sche Park, beide jetzt Eigenthum der Commune, der Volksgarten bei der kaiserl. Burg mit einem Kaffeehause und dem Theseustempel, in dem Canova's kolossale Marmorgruppe Theseus und der Centaur aufgestellt ist. Nächst dem Volksgarten liegt das freundliche Paradiesgärtchen, und dem Volksgarten gegenüber erstreckt sich der Kaisergarten, der aber dem Publikum verschlossen ist. Dagegen sind die Gärten der Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg, der Botanische Garten der Universität und der Garten des Belvedere dem allgemeinen Besuche geöffnet. Zahlreich sind die Vergnügungsorte rings um W., die seit Einführung der Gesellschaftswagen und Eisenbahnen immer allgemeiner besucht werden. Hierher gehört vor allen das kaiserl. Lustschloß Schönbrunn (s. d.), der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Hofs, in der heutigen Gestalt eine Schöpfung Maria Theresia's, mit dem berühmten Park, dem Botanischen Garten, einer großen Menagerie u. s. w. Nächst Schönbrunn liegen Hietzing mit eleganten Gastwirthschaften, und Hetzendorf mit einem kleinen kaiserl. Lustschlosse. Sehr besucht ist auch Laxenburg (s. d.), gleichfalls ein kaiserl. Lustschloß mit einem schönen Park und der Franzensburg, einer Nachbildung einer Burg des 15. Jahrh., mit einer Fülle mittelalterlicher Gegenstände ausgestattet. Reizende Waldpartien enthält der W. naheliegende Kahlenberg (s. d.), an dessen nördl. Abhang das uralte Stift Klosterneuburg liegt, mit einer reichen Bibliothek und sehenswerthen Alterthümern in der Schatzkammer, worunter das unter dem Namen des Verduner Altars bekannte Niello-Antipendium aus dem 12. Jahrh. besondere Beachtung verdient. 3 St. südwestlich von W. liegt das romantische Thal der Brühl und 4 St. entfernt die Stadt Baden (s. d.) in reizender Gegend mit schönen Anlagen. Ueberdies bietet der Wienerwald mit seinen Höhen und Thälern unerschöpfliche Naturgenüsse. Die reizenden Ortschaften am Fuße der Gebirge sind dem Sommeraufenthalt der wohlhabenden Wiener gewidmet und befinden sich im raschen Emporblühen.

W. ist eine der ältesten Städte Deutschlands und ging aus dem Standlager hervor, das die Römer zur Beherrschung der Donau und Abwehr feindlicher Einfälle hier an der nördl. Grenze ihres Reichs aufschlugen. Zahlreiche Römerdenkmale sprechen dafür. Die Geschichte W.s hat ihre Hauptbedeutung nach den Beziehungen der Stadt als strategisch wichtiger Punkt, als Vormauer gegen die Osmanen, als Handels- und Residenzstadt. Mit dem 5. Jahrh. endete die Römerherrschaft, und die Stadt wurde die Beute wilder Scharen während der großen Völkerwanderung, bis das ganze Land in die Gewalt Karl's d. Gr. fiel, der die Ostmark begründete. Die Markgrafen wohnten zu Melk und später auf dem Kahlenberge. Markgraf Leopold der Heilige, aus dem Hause Babenberg (gest. 1136), erscheint als der Wiederhersteller W.s, welches sein Sohn Heinrich II. Jasomirgott noch mehr emporhob, indem er 1160 seine Residenz in W. aufschlug und 1158 das Schottenkloster stiftete. Unter Herzog Leopold VII. erhielt W. ein neues Stadtrecht, wodurch Handel, Erwerb und Ordnung der innern Angelegenheiten der Stadt sich merklich hoben. Alte, zum Theil sagenhafte Nachrichten verkünden das Glück jener Tage. Besonders blühte W. empor unter der kurzen Regierung Herzog Rudolf's IV. (gest. 1365), welcher die Universität gründete, den Umbau der St.-Stephanskirche in ihrem gegenwärtigen Umfange begann und die wichtigsten städtischen Einrichtungen ins Leben rief. Noch mehr gewann die Stadt, als sie bald nach Maximilian's Tode unter Ferdinand und seinen Nachfolgern

die beständige Residenz der deutschen Kaiser wurde. In den Türkenkriegen wurde W. zum ersten mal 1529 von Sultan Soliman mit 120000 Mann belagert, aber von 16000 Mann Soldaten und 5000 Bürgern unter den Befehlen des Grafen Nikolaus von Salm vom 27. Sept. bis 15. Oct. tapfer vertheidigt. Das zweite mal, 1683, vertheidigten sich 13000 Mann Soldaten und 7000 Bürger unter Rüdiger von Starhemberg gegen 200000 Türken unter dem Großvezier Kara-Mustapha zwei Monate lang, bis der König von Polen, Johann Sobieski, der Herzog von Lothringen und die Reichsarmee W. entsetzten. Nicht minder vergeblich belagerten es 1619 die gegen Ferdinand II. aufgestandenen Protestanten unter dem Grafen Thurn. In den J. 1381, 1541 und 1564 wüthete hier die Pest, und 1679 starben daran mehr als 122000 Menschen. 1480 wurde W. zum Bisthum, 1723 zum Erzbisthum erhoben. Im Kriege mit den Franzosen wurde es von diesen zweimal, 13. Nov. 1805 und 12. Mai 1809 besetzt. 1815 ward hier der Wiener Congreß (s. d.) und 1819 ein Ministercongreß gehalten. Nach den blutigen Scenen im Oct. 1848 wurde W. 31. Oct. unter lebhafter Gegenwehr der Empörer von der kaiserl. Armee mit bewaffneter Hand eingenommen. (S. Oesterreich.) Vgl. Hormayr, «W., seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten» (9 Bde., Wien 1823—25); Pezzl, «Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt W.» (8. Aufl. von Tschischka, Wien 1841); Schlager, «Wienerskizzen aus dem Mittelalter» (5 Bde., Wien 1835—46); Tschischka, «Geschichte der Stadt W.» (Stuttg. 1846—47); Schneidawind, «Geschichte der Belagerungen W.s durch die Türken» (Hamb. 1846); Bermann, «Geschichte der Wiener-Stadt und Vorstädte» (Wien 1866); Aschbach, «Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhunderte ihres Bestehens» (Wien 1865); Waagen, «Die vornehmsten Kunstdenkmäler in W.» (2 Bde., Wien 1866—67); Schmidl, «W. und seine nächsten Umgebungen» (7. Aufl., Wien 1858); «Grieben, «W. und Umgebungen» (6. Aufl., Berl. 1865); Weidmann, «Illustrirter Fremdenführer in W.» (11. Aufl., Wien 1866); derselbe, «Umgebungen W.s» (3. Aufl., Wien 1863); Bucher und Weiß, «Wien» (2 Thle., Wien 1868); «Neuester Fremdenführer in W. und seinen Umgebungen» (5. Aufl., Wien 1868).

Wiener Congreß. Der Schlußartikel des Ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 enthielt die Bestimmung, daß alle bei dem Kriege gegen Napoleon I. betheiligt gewesenen Mächte Abgesandte nach Wien schicken sollten, um dort auf einem Congresse den Friedensvertrag vollends auszuführen. Auch die Sieger untereinander waren bereits durch Verträge gebunden. Dem Kronprinzen (Karl XIV. Johann) von Schweden war Norwegen als Entschädigung für das verlorene Finland zugesichert. Die Verträge von Kalisch und Reichenbach sprachen die Herstellung Preußens in dem Umfange von 1806 aus. Der Vertrag von Teplitz that ein Gleiches rücksichtlich Oesterreichs und bestimmte die Auflösung des Rheinbundes (s. d.) sowie die Wiedereinsetzung des Welfenhauses in Hannover und Braunschweig. Oesterreich und Großbritannien hatten dem König Joachim Murat den Besitz von Neapel garantirt. Desgleichen waren Verträge mit den span. Cortes und mit Portugal, mit Baiern (zu Ried), Würtemberg und den meisten Rheinbundstaaten geschlossen. Der Anfang des Wiener Congresses wurde bis zum 1. Oct. 1814 verschoben. Außer den Monarchen von Rußland, Preußen, Dänemark, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Kassel und einer Menge anderer fürstl. Personen erschienen daselbst alle namhaften Diplomaten der Zeit (Metternich, Nesselrode, Castlereagh, Münster, Hardenberg, Talleyrand u. s. w.). Die kleinsten deutschen Fürsten und freien Städte, und wer überhaupt in Europa etwas zu gewinnen oder zu verlieren hatte, fand sich selbst ein oder war durch Abgeordnete vertreten. Auch Stein war anwesend, zum Nachtheil Deutschlands allerdings ohne die rechte einflußreiche Stellung. Kaiser Franz I. von Oesterreich gewährte eine verschwenderische Gastfreundschaft, und der wiener Hof soll im ganzen über 30 Mill. Fl. auf die Congreßfeste verwendet haben. In dem fortwährenden Taumel von Vergnügungen, der das diplomatische Ränkespiel kaum verdeckte, gingen die Geschäfte nur langsam vorwärts, und erst die Rückkehr Napoleon's von Elba beschleunigte den Abschluß der Congreßarbeiten.

Die Bevollmächtigten der vier alliirten Großmächte, Oesterreich, Großbritannien, Preußen, Rußland, begannen mit dem Beschlusse, daß zwei Ausschüsse, der eine für die deutschen, der andere für die europ. Angelegenheiten, für Ländervertheilung und Grenzbestimmung niedergesetzt werden sollten. Der letztere sollte nur aus den Bevollmächtigten der vier Mächte bestehen. Allein Talleyrand wußte dies geschickt zu vereiteln und es dahin zu bringen, daß auch Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden als Mitunterzeichner und Theilnehmer des Ersten Pariser Friedens zugelassen wurden. Am 8. Oct. erließ der so constituirte Ausschuß die Erklärung, daß er alle Fragen insoweit ordnen würde, bis dieselben zur Verhandlung mit den einzelnen

Betheiligten reif wären. Die kleinern Mächte, welche auf Plenarsitzungen und eine Art europ. Parlament gerechnet hatten, sahen sich dadurch ganz in den Hintergrund gedrängt. Die Hauptfragen, die den Knotenpunkt aller Verhandlungen ausmachten, waren um die Schicksale Sachsens und Polens. Der Kaiser Alexander I. von Rußland forderte das Herzogthum Warschau, um daraus ein Königreich Polen unter russ. Protectorat zu gründen, und durfte dabei bestimmt auf die Unterstützung Preußens zählen, indem König Friedrich Wilhelm III. ebenfalls seine Hauptforderung, die Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen in die preuß. Monarchie, nur mit Rußlands Hülfe durchsetzen konnte. Bereits hatte Preußen 8. Nov., auch mit Zustimmung Großbritanniens und Oesterreichs, förmlich die Verwaltung von Sachsen übernommen. Die Sache schien sonach abgemacht, als sich auf dem Congresse der Widerstand dagegen regte. Talleyrand, dessen Einfluß inmitten der Entzweiung wuchs, verstand es sehr gut, den gegen Sachsen gerichteten Schlag als dem allgemein wieder anerkannten Princip der Legitimität widerstreitend darzustellen. Castlereagh, der anfangs hauptsächlich nur den russ. Vergrößerungsplanen entgegentrat, wurde allmählich gleichfalls gegen Preußen verstimmt. Auch Oesterreich, das aus Familienrücksichten die Vernichtung Sachsens nicht wünschte, außerdem die Abrundung Preußens und dessen Grenznachbarschaft an den böhm. Pässen hintertreiben wollte, gab endlich offen zu verstehen, daß es höchstens in eine Theilung des sächs. Gebiets willigen würde. Die Hartnäckigkeit, womit eine Partei der andern entgegentrat, schien Europa mit einem neuen Kriege zu bedrohen. Sämmtliche Großmächte, auch Frankreich, rüsteten und nahmen lärmende Truppenbewegungen vor. Indessen erklärte Kaiser Alexander, daß er, um einen Krieg zu verhindern, in eine Theilung des Herzogthums Warschau willigen würde. Die vier alliirten Mächte schritten nach dieser Eröffnung am Ende Dec. 1814 zur Errichtung des sog. Ausschusses für Polen und Sachsen, in den auch Talleyrand eintreten durfte. Die Forderung Alexander's war früher auch auf die Städte Thorn und Krakau gegangen. Jetzt bewilligte er, daß Thorn und Krakau, zur Deckung der preuß. und österr. Grenze, freie und neutrale Städte werden sollten. Ueberdies sollte Preußen das gegenwärtige Großherzogthum Posen erhalten, und an Oesterreich wollte er das im Wiener Frieden von 1809 an Rußland abgetretene Stück von Ostgalizien zurückgeben. Dagegen behielt Alexander sich vor, aus dem Ueberrest des Herzogthums Warschau ein poln. Königreich mit nationalen und liberalen Institutionen zu bilden, womit man allerseits einverstanden war. Ungeachtet die poln. Angelegenheit auf diese Weise glücklich fortschritt, drohte doch die sächs. Frage den Congreß gänzlich zu sprengen. Hardenberg erklärte, daß es im Interesse Europas liege, ein starkes, durch Sachsen abgerundetes Preußen zu schaffen; daß der König Friedrich August I. sein Land völkerrechtlich verwirkt habe; daß die sächs. Bevölkerung selbst wünschen müsse, nicht getheilt zu werden, sondern im ganzen an Preußen zu fallen. Der sächs. König sollte dafür eine Gebietsentschädigung in Westfalen oder auf dem linken Rheinufer erhalten. Auf die Drohung Hardenberg's, Preußen werde seine Rechte zu vertheidigen wissen, einigten sich sogar Oesterreich, Großbritannien und Frankreich 3. Jan. 1815 zu einem geheimen Defensivtractat; Baiern, Hannover, die Niederlande, sogar noch kleinere Staaten, wie Hessen-Darmstadt, wurden zum Beitritt eingeladen. Indeß keine Großmacht hatte den ernstlichen Willen zum Kriege. So gelang Metternich, allmählich den preuß. Widerstand zu ermüden und für den Plan einer Theilung Sachsens zu gewinnen. Hardenberg forderte zuletzt nur etwa den dritten Theil der sächs. Bevölkerung, wollte aber wenigstens eine große Stadt, und zwar Leipzig, eingeschlossen wissen. Erst als Rußland sich erbot, Thorn an Preußen zu überlassen, stand Hardenberg von der Forderung auf Leipzig (Febr. 1815) ab. Der vollständige Abschluß der poln.-sächs. Frage durch förmliche Verträge erfolgte erst später im Drange der Umstände, nach Napoleon's Rückkehr von Elba. Nach einem Beschlusse des Ausschusses reisten Metternich, Talleyrand und der Herzog von Wellington nach Presburg zum sächs. König Friedrich August I., vermochten jedoch die Unterzeichnung des Theilungsvertrags, in dem Preußen das jetzige Herzogthum Sachsen und den größten Theil der Lausitz erhielt, erst 18. Mai 1815 zu Wien zu Stande zu bringen. Am 8. April 1815 schlossen Oesterreich, Preußen und Rußland einen Vertrag, wodurch Krakau zu einem unabhängigen und neutralen, unter dem Schutze der drei Mächte stehenden Freistaate erklärt wurde. Dann folgte 3. Mai 1815 die Unterzeichnung von drei Verträgen zwischen den drei Mächten, welche die getroffene Theilung des Herzogthums Warschau sowie die Grenzen und Verfassungsform der Republik Krakau genauer bestimmten.

Nach der Einigung über Polen und Sachsen nahmen die Congreßverhandlungen einen raschern Verlauf. Als weitere Entschädigung und für die Abtretung Ostfrieslands, Hildesheims

u. s. w. an Hannover, Ansbachs und Baireuths an Baiern, Lauenburgs an Dänemark, erhielt Preußen die gegenwärtige Rheinprovinz, Westfalen und Schwedisch-Pommern. Die Schöpfung des Königreichs der Niederlande, die Großbritannien eifrig betrieb und wofür es sich mit niederländ. Colonien bezahlt machte, wurde den deutschen Mächten als eine Vormauer gegen Frankreich eingeredet. Gleichzeitig erhielt die niederländ. Dynastie als Entschädigung für ihre abgetretenen nassauischen Erblande das Großherzogthum Luxemburg. Dänemark, das inzwischen Norwegen an Schweden abgetreten hatte, mußte den dafür gebotenen Ersatz, Schwedisch-Pommern, an Preußen überlassen und sich mit dem Herzogthum Lauenburg und einer Geldentschädigung begnügen. Die Schweiz ward mit geringen Veränderungen in ihrer alten Gebietsausdehnung wiederhergestellt, und das an die Krone Preußen zurückgefallene Fürstenthum Neuenburg trat als Canton der Eidgenossenschaft bei. Doch blieb die Stadt Mühlhausen (im Elsaß) bei Frankreich und das Veltlin u. s. w. bei der Lombardei, wogegen Oesterreich definitiv auf die im Wiener Frieden von 1809 abgetretene enclavirte Herrschaft Rhäzuns (in Graubündten) verzichtete. Außerdem vermittelte der Congreß mit Erfolg zwischen den streitenden Parteien und sanctionirte den neuen schweiz. Bundesvertrag. Die Bitten der polit. Flüchtlinge aus Spanien und Portugal um Schutz gegen die Verfolgungen ihrer Regierungen wurden als Privathändel abgewiesen. Dagegen setzte man zur Entscheidung des Streits über das Eigenthumsrecht an dem mediatisirten Herzogthum Bouillon (s. d.) eine besondere Commission ein. Einen Gegensatz zu der Seelenmäkelei, in die der Congreß bei jeder Gelegenheit verfiel, bildete der freilich nicht ohne Eigennutz von Großbritannien gestellte Antrag auf Abschaffung des Negerhandels. Die Landmächte nahmen diesen humanen Vorschlag sehr beifällig auf. Allein Frankreich suchte bestimmten Zusagen auszuweichen, und Spanien und Portugal protestirten und betrachteten die Sache als einen Anschlag gegen die Wohlfahrt ihrer Colonien. Endlich einigte man sich 8. Febr. 1815 zu der Erklärung, daß die allgemeine Abschaffung des Negerhandels höchst wünschenswerth sei, jedoch der Zeitpunkt dem Ermessen der einzelnen Staaten überlassen bleiben müsse. (S. Sklaverei.) Auch die Anträge auf nachdrückliche Maßregeln gegen die nordafrik. Barbaresken blieben ohne praktischen Erfolg.

Die Gastfreiheit des wiener Hofs und die Geschicklichkeit Metternich's trugen nicht wenig dazu bei, daß die Entschädigung des Hauses Habsburg-Lothringen höchst glänzend und ohne großen Widerstand vor sich ging. Seit Mai 1814 hatte Oesterreich nach Uebereinkunft mit den Verbündeten das nachmalige Lombardisch-Venetianische Königreich in Besitz genommen. Bald nachher gestand man ihm auch das ganze Litorale des Adriatischen Meeres bis mit Einschluß von Ragusa zu, und Baiern mußte Tirol mit Vorarlberg, Salzburg sowie das Inn- und Hausruckviertel wieder herausgeben. Nicht minder reichlich wurden die habsburgischen Nebenlinien in Italien bedacht und dadurch die österr. Vorherrschaft auf der Halbinsel fest begründet. Das Großherzogthum Toscana nahm der Erzherzog Ferdinand III. wieder in Besitz. Derselbe erhielt vom Congreß außerdem Piombino, die vormals neapolitan. Küstenorte (Stato degli presidii) und später Elba zugesprochen. Der Erzherzog Franz IV., als Enkel und Erbe des 1796 von den Franzosen vertriebenen Herzogs Hercules Rinaldo III. von Este, bekam das Herzogthum Modena mit den Dependenzen und außerdem die vormals kaiserl. Lehen in der Lunigiana. Endlich wurde Parma an die Gemahlin Napoleon's, Erzherzogin Marie Luise, mit dem Recht, es an ihren Sohn zu vererben, gewiesen. Vergebens hatte der span. Gesandte Labrador versucht, gegen Oesterreich die Ansprüche des Infanten Karl II. auf das Königreich Etrurien und auf sein Erbland Parma geltend zu machen. Er konnte nicht mehr erlangen, als daß die Großmächte dem Infanten das Herzogthum Lucca nebst einer jährlichen Rente von 500000 Frs. zutheilten. Darüber erbittert, verweigerte Spanien seinen Beitritt zur Schlußacte des Congresses. Erst später ward die Erbfolge des Sohnes der Marie Luise cassirt und durch einen Vertrag zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien 1817 festgesetzt, daß der Infant Karl II. nach dem Tode der Erzherzogin in Parma succediren sollte. Um eine stärkere Mittelmacht zwischen Frankreich und Italien zu schaffen, hatten die Verbündeten schon im Pariser Frieden die Vergrößerung des Königreichs Sardinien stipulirt. Der Congreß sicherte zuvörderst die männliche Erbfolge für alle Provinzen des Königreichs zu Gunsten der Nebenlinie Savoyen-Carignan und sprach dann die Vereinigung der ehemaligen Republik Genua mit Sardinien aus. Die Versuche Talleyrand's, kraft des Legitimitätsprincips Murat aus Neapel zu verdrängen und die Bourbons in beiden Sicilien wiederherzustellen, wollten anfangs nicht gelingen. Erst Murat's unüberlegtes Losbrechen nach Napoleon's Rückkehr erleichterte die Durchführung des Plans, und nachdem dieser von den Oesterreichern aus dem Lande gejagt war,

nahm der legitime König Ferdinand I. sofort Neapel wieder in Besitz, das ihm nun auch vom Congreß bestätigt wurde. Der Gesandte des Papstes Pius VII., Cardinal Consalvi, verlangte die gänzliche Wiedereinsetzung in alle Güter, Rechte und Provinzen, welche der päpstl. Stuhl vor der Französischen Revolution besessen hatte. Indessen eignete Oesterreich sich den am linken Pouser belegenen Theil der Legation Ferrara sowie das Besatzungsrecht in Ferrara und Commachio, aus militärischen Rücksichten, zu. Die Herausgabe der franz. Grafschaften Venaissin und Avignon mußte Ludwig XVIII. schon aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung Frankreichs verweigern. Ebenso wenig war die geforderte Wiederherstellung alles dessen, was die kath. Kirche seit 1803 in Deutschland verloren hatte, zu erlangen. Auch der Johanniterorden begehrte die Rückgabe Maltas und derjenigen Güter, die im Laufe der Zeit in den verschiedenen Ländern von seinem Besitz eingezogen waren; jedoch es wurde demselben keinerlei Entschädigung zutheil.

Am Abend des 5. März 1815, als der Congreß einem Hoffeste beiwohnte, traf die Kunde ein, Napoleon habe Elba verlassen; am 8. brachte ein Kurier aus Sardinien die Nachricht, er sei an den Küsten der Provence gelandet. Trotz der allgemeinen Bestürzung und Rathlosigkeit faßte man den Beschluß, die Congreßverhandlungen fortzusetzen, und Talleyrand bot alles auf, um die alliirten Mächte zu einer abermaligen Schilderhebung im Interesse der Bourbons zu vermögen. Am 13. März 1815 erklärte auf Metternich's Antrag der Ausschuß der acht Mächte, daß der Vertrag vom 11. April 1814 gebrochen sei; daß Napoleon durch abermalige Störung der Ruhe Europas den Schutz der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung verwirkt und sich der öffentlichen Rache überliefert habe. Vergebens richtete Napoleon Schreiben an sämmtliche Monarchen, worin er diese Beschuldigungen zu entkräften suchte und den Pariser Frieden anerkannte. Auch sein Versuch, die Allianz der Großmächte zu sprengen, indem er den geheimen Tractat vom 3. Jan. 1815 dem russ. Kaiser Alexander mittheilen ließ, blieb erfolglos. Am 25. März schlossen Oesterreich, England, Preußen und Rußland einen Allianztractat, der dem Vertrage von Chaumont (s. d.) neue Geltung verschaffte, und dem auf Einladung auch die Bourbons und alle übrigen Mächte beitraten. Nur Schweden hielt sich zurück, und Spanien erklärte, den Krieg gegen Napoleon auf eigene Hand führen zu wollen, weil ihm der Congreß den Rang einer Großmacht verweigert hatte. Während nun eine besondere Commission die Vorbereitungen zum Kampfe traf, beeilte sich die Diplomatie, die Verhandlungen zu beendigen.

Im Drange der Umstände kamen jetzt sogar die deutschen Angelegenheiten zu einem kaum erhofften Abschlusse. Außer den bereits beseitigten Schöpfungen Napoleon's (Königreich Westfalen, Großherzogthümer Berg, Würzburg und Frankfurt) wurden die Fürstenhäuser Isenburg und Leyen mediatisirt. Dagegen ward die Landgrafschaft Hessen-Homburg wiederhergestellt und den Städten Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg ihre Selbständigkeit zurückgegeben. Hannover erhielt die Königswürde, beide Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Oldenburg den großherzogl. Titel zugestanden. Zur Abfertigung der Entschädigungsansprüche und Ausgleichungen zwischen den deutschen Staaten errichtete man eine Territorialcommission zu Frankfurt a. M., bestehend aus den Bevollmächtigten Oesterreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands, welche durch den Receß vom 10. Juli 1819 die Gebietsverhältnisse Deutschlands vollends entschied. Ueber die deutsche Verfassungsfrage verhandelte bereits seit Oct. 1814 der sog. deutsche Ausschuß, der aus den fünf größern deutschen Staaten bestand. Mitglieder desselben waren für Oesterreich Metternich und Wessenberg, für Preußen Hardenberg und Humboldt, für Baiern Wrede, für Würtemberg Winzingerode, für Hannover Münster und Baron Hardenberg. Am 16. Oct. legten Oesterreich, Preußen und Hannover den Entwurf einer Bundesacte vor, wonach Deutschland in Kreise mit Kreisobersten getheilt werden sollte. Die Bundesglieder, welche keine außerdeutschen Besitzungen hatten, sollten auf das Recht des Kriegs und der Allianzen mit auswärtigen Mächten verzichten. Alle Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern sollten durch richterliche Entscheidung beigelegt werden. Auch sollte in jedem Bundesstaate eine landständische Verfassung bestehen, und den Unterthanen sollten gewisse bürgerliche Rechte gesichert werden. Aber Baiern und Würtemberg nahmen diese Vorschläge sehr ungünstig auf und wollten in keine Beschränkung ihrer Souveränetätsrechte willigen. Der Streit wurde so ernst, daß auf Stein's Veranlassung der russ. Kaiser Alexander seine Dazwischenkunft zu Gunsten Oesterreichs, Preußens und Hannovers anbot. Die kleinern deutschen Staaten drängten eifrig darauf hin, zur Berathung mitzugelassen zu werden, und übergaben 16. Nov. 1814 eine Note, worin sie ein gemeinsames Oberhaupt für Deutschland verlangten und sich bereit erklärten, die nöthigen Einschränkungen ihrer Souveränetät sich gefallen zu lassen. Auch Stein wirkte

eifrig in diesem Sinne und wußte den russ. Kaiser dafür zu interessiren; aber bei dem unausgleichbaren Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen und bei dem Widerstreben der Mittelstaaten war eine Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums unmöglich. Nunmehr geriethen die Verhandlungen ganz in Stockung und wurden erst im Febr. 1815 wieder aufgenommen. Preußen überreichte einen neuen Entwurf, der eine Bundesversammlung in zwei Räthen, Bundesgericht, Kreisverfassung, Landstände und Volksrechte aufstellte; aber derselbe gelangte nicht zur Berathung. Günstigere Aufnahme fand ein österr. Gegenentwurf, Mai 1815, welcher einen Bundestag in der nachherigen Weise vorschlug, das Bundesgericht in der Schwebe ließ, die Volksrechte enger faßte. Auf dieser Grundlage ward unter dem Drange der Umstände in einer allgemeinen Versammlung der deutschen Staaten rasch abgeschlossen und die Bundesverfassung 8. Juni 1815 unterzeichnet, deren Unvollkommenheit die Urheber ausdrücklich betonten, jedoch damit entschuldigten, daß es wünschenswerther sei, einen unvollkommenen Bund als gar keinen herzustellen. An diese letzten Verhandlungen schlossen sich die Arbeiten über die Stromschiffahrt, besonders auf dem Rheine (s. d.), und über die deutsche Militärverfassung.

Da eine allgemeine Plenarsitzung nicht in der Absicht der Großmächte lag, bereitete der Ausschuß der acht Mächte die sog. Schlußacte oder Generalacte vom 9. Juni 1815 vor, welche die Resultate des Congresses zusammenfaßte. Diese Acte, die eine vollständige und gegenseitige Gewährleistung aller aufgestellten Rechte und Verpflichtungen sein sollte, wurde von den Bevollmächtigten der acht Mächte, mit Ausnahme Spaniens, unterschrieben. Außerdem protestirte auch der Papst gegen die Schlußacte, weil seine Forderungen nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt waren. An den Wiener Congreß reihte sich der Sieg der Verbündeten bei Waterloo und der zweite Pariser Friede vom 20. Nov. 1815, der die Schlußacte schon insofern veränderte, als Frankreich zur Sicherheit Europas neuen Einschränkungen unterlag. Durch gleichzeitige Verträge wurde die immerwährende Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz sanctionirt und die Ionischen Inseln unter das Protectorat Großbritanniens gestellt. Damit kam endlich die polit. und territoriale Neugestaltung Europas, welche durch die sog. Heilige Allianz (s. d.) besiegelt wurde, zum Abschluß. Die Schwierigkeiten eines solchen Werkes müssen bei der Beurtheilung wohl erwogen werden; doch ist der Vorwurf begründet, daß der Congreß fast nur auf die dynastischen Interessen und fast gar nicht auf die Interessen und Wünsche der Völker Rücksicht nahm. Die Stellung Deutschlands auf dem Congresse, sowol gegenüber den fremden Mächten als in seinen eigenen innern Angelegenheiten, machte nach den vorausgegangenen Kämpfen und Opfern in der That einen niederschlagenden Eindruck. Vgl. Klüber, «Acten des Wiener Congresses» (9 Bde., Frankf. 1815—35) und «Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses» (Frankf. 1816); Flassan, «Histoire du congrès de Vienne» (3 Bde., Par. 1829; deutsch von Hermann, 2 Bde., Lpz. 1830); de Lagarde, «Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne» (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Eichler, 3 Bde., Lpz. 1845); Pertz, «Leben Stein's» (Bd. 4) und Varnhagen von Ense's «Denkwürdigkeiten».

Wiener Friedensschlüsse. In dem Wiener Frieden vom 18. November 1738, dem die gleichfalls in Wien 3. Oct. 1735 abgeschlossenen Präliminarien vorausgegangen waren, trat Kaiser Karl VI. das Königreich beider Sicilien an den span. Infanten Don Carlos (Karl III.) ab und erhielt zur Entschädigung die Herzogthümer Parma und Piacenza. Das durch Aussterben des Hauses Medici erledigte Großherzogthum Toscana ward dem Herzog Franz Stephan von Lothringen (nachmals Kaiser Franz I.) zugetheilt. Dagegen fiel dessen Erbland Lothringen an den entthronten König Stanislaus I. Leszczynski von Polen und nach dessen Tode (1766) an Frankreich. Endlich ward das Königreich Sardinien durch die mailändischen Districte Novara und Tortona vergrößert. — Der Wiener Friede vom 14. October 1809 wurde in dem benachbarten Lustschloß Schönbrunn abgeschlossen, wo der siegreiche Napoleon I. sein Hauptquartier genommen hatte. Kaiser Franz I. von Oesterreich mußte darin abtreten: 1) Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel und den westl. Theil des Hausruckviertels, was Napoleon dem Königreich Baiern zutheilte; 2) einige zu Böhmen gehörige kleine Enclaven in der sächs. Oberlausitz an das Königreich Sachsen; 3) den Villacher Kreis von Kärnten, Krain, das Küstenland (Triest, Görz und Istrien) sowie das zu Ungarn und Kroatien gehörige Gebiet am rechten (südl.) Ufer der Save, was Napoleon später zu dem neugebildeten franz. Gouvernement der Illyrischen Provinzen schlug; 4) die enclavirte Herrschaft Rhäzüns in Graubündten; 5) Westgalizien nebst Krakau und den Zamosker Kreis von Ostgalizien sowie die Hälfte des Salzbergwerks Wieliczka an das Herzogthum Warschau; 6) ein Gebiet mit 400000 Seelen von Ostgalizien, das 1810 auf den Tarnopoler und Czortkower Kreis fixirt wurde, an

das Kaiserthum Rußland. Oesterreich verlor somit über 2000 Q.-M. mit 3 Mill. E., und ward ganz vom Adriatischen Meere abgeschnitten. Die von Napoleon 24. April 1809 verfügte Aufhebung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten wurde bestätigt, und der Deutschmeister Erzherzog Anton mußte seinen Ansprüchen auf Mergentheim entsagen, das an Würtemberg kam. Außerdem anerkannte Oesterreich die in Spanien, Portugal und Italien vorgefallenen Besitzveränderungen, trat dem Continentalsystem (s. d.) bei und zahlte 85 Mill. Frs. Kriegscontribution. — Der Wiener Friede von 1864 beendigte den zwischen Oesterreich und Preußen einerseits, Dänemark andererseits geführten Krieg in Schleswig-Holstein, und zwar wurden die Präliminarien 1. Aug., der Definitivtractat 30. Oct. abgeschlossen. Darin trat der dän. König Christian IX. alle seine Rechte auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg an den österr. Kaiser Franz Joseph I. und den preuß. König Wilhelm I. ab und versprach, deren weitere Dispositionen über diese Lande anzuerkennen. Außer einer zweckmäßigen Grenzregulirung wurde stipulirt, daß die Herzogthümer von der dän. Gesammtschuld 29 Mill. dän. Thaler = $21\frac{3}{4}$ Mill. Vereinsthaler) und überdies die Rückerstattung der Kriegskosten an die verbündeten Großmächte übernehmen sollten. — In dem Wiener Frieden vom 3. October 1866 bestätigte Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich die schon 4. Juli ausgesprochene Abtretung Venetiens, wogegen das Königreich Italien sich verpflichtete, die auf dieser Provinz haftenden Schulden zu übernehmen und außerdem 35 Mill. Fl. an die österr. Staatskasse zu bezahlen. Zugleich ward die lombard. Eiserne Krone (s. d.) an Victor Emanuel II. ausgeliefert.

Wiener-Neustadt, eine Stadt und der Hauptort des gleichnamigen Bezirks im vormaligen Kreise Unter-Wienerwald des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, $6\frac{1}{2}$ M. südlich von Wien, liegt am Rohr- und Fischabach und an der von Wien nach Triest führenden Eisenbahn, welche hier einen Flügel nach Oedenburg entsendet, sowie an einem besonders für den Transport von Holz und Kohlen bestimmten Kanal, der die Stadt ebenfalls mit Wien verbindet. Die Stadt ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Bezirksamts, eines Bezirksgerichts und anderer Behörden und zählt (nach dem Census vom 31. Oct. 1857, ohne Militär) 14544 E. Dieselbe wird von Mauern und Thoren umgeben und hat viele merkwürdige Gebäude, darunter die alte herzogl., später kaiserl. Burg, in welcher sich gegenwärtig die von der Kaiserin Maria Theresia gestiftete berühmte Militärakademie befindet. Außerdem sind zu erwähnen die alte Pfarrkirche vom J. 1230, das Neukloster (eine Cistercienserabtei aus dem 15. Jahrh., mit einer Bibliothek von mehr als 20000 Bänden) und das Rathhaus. Es bestehen hier ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Gewerbe-, eine Handels- und eine Hauptschule, mehrere Humanitätsanstalten und verschiedene Vereine. Die Einwohner betreiben eine lebhafte Industrie, namentlich in Maschinen, Baumwolle, Seide, Zucker, Papier und Thonwaaren, und einen regen Handel. In der österr. Geschichte nimmt die Stadt einen hervorragenden Platz ein. Von Herzog Leopold VI. 1192 gegründet, war sie der Lieblingsaufenthaltsort mehrerer Herrscher und der Geburtsort der Kaiser Friedrich IV. und Maximilian I. Letzterer liegt in der dasigen Burgkirche begraben. Wegen ihrer Anhänglichkeit an die Dynastie führt sie den Beinamen «die allezeit Getreue».

Wienbarg (Ludolf), deutscher Schriftsteller, geb. 25. Dec. 1802 zu Altona, studirte in Kiel und in Bonn und las dann an ersterm Orte ein Semester lang über Aesthetik und deutsche Literatur. Hierauf ging er nach Frankfurt a. M. und verband sich mit Gutzkow zur Herausgabe der «Deutschen Revue», die aber unterdrückt wurde. Da die Proscribirung des Jungen Deutschland (s. d.) auch ihn traf, so lebte er eine Zeit lang am Rhein und ging dann nach Hamburg, wo er längere Zeit den kritischen Theil der «Börsenhalle», dann nacheinander die Mitredaction der «Hamburger neuen Zeitung», des «Altonaer Mercur» und der «Literarisch-kritischen Blätter» (bis 1847) besorgte. Von einer bereits beschlossenen Auswanderung nach Amerika hielt ihn der Ausbruch des schlesw.-holstein. Kriegs zurück, an dem er sich 1848 als Stabsadjutant im Freicorps, 1849 als freiwilliger Jäger betheiligte. Seitdem lebte er wieder zu Hamburg und Altona. W. vereinigt als Schriftsteller ein gründliches Wissen mit den eleganten Formen des Journalisten, und die Mischung dieser Eigenschaften verleiht seinen Schriften ein erhöhtes Interesse. Außerdem bewies er als Schriftsteller stets moralische Würde und Streben nach ethischer Schönheit. Hauptsächlich lieferte er Reisebeschreibungen und Kritiken. Als Reiseschriftsteller ist ihm eine Verbindung von Genrebildlichkeit, polit. Skizzirung und histor.-statist. Auffassung eigen. Namentlich tritt diese Eigenthümlichkeit hervor in dem schätzbaren Buche «Holland in den J. 1831 und 1832» (2 Bde., Hamb. 1833) und im «Tagebuch von Helgoland» (Hamb. 1838). Als Kritiker machte er sich zuerst durch seine dem Jungen Deutschland gewidmeten «Aesthetischen Feldzüge» (Hamb. 1834) bekannt. An diese schloß sich eine Samm-

lung Recensionen unter dem Titel «Zur neuesten Literatur» (Manh. 1835; 2. Aufl., Hamb. 1838), in welcher er unter anderm eine treffliche Auseinandersetzung der Bedeutung gibt, welche Goethe nicht nur für die Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch für die Zukunft der deutschen Literatur hat. Seine «Geschichtlichen Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur» (Hamb. 1838) stehen für die ältere Zeit hinter dem gegenwärtigen Standpunkte der altdeutschen Philologie zurück. Von seinen «Vermischten Schriften» ist nur ein Band erschienen (Altona 1840). In dem «Geheimniß des Worts» (Kiel 1852) machte er den Versuch, in die ursprüngliche schöpferische Gemeinsamkeit von Wort und Mythe einzudringen. Durch die Ereignisse der Zeit wurden hervorgerufen: «Der dän. Fehdehandschuh. Aufgenommen von W.» (Hamb. 1846), «Darstellungen aus den schlesw.-holstein. Feldzügen» (Bd. 1 und 2, Kiel 1850—51) und «Geschichte Schleswigs» (2 Thle., Hamb. 1861—62). Seit der Befreiung der Elbherzogthümer von der dän. Herrschaft gehört W. zu den thätigsten Mitarbeitern der in deutsch-nationaler Richtung wirkenden «Altonaer Nachrichten».

Wier (Johann), auch Weier genannt, bekannt als muthiger Bekämpfer der Hexenverfolgungen, geb. 1515 zu Grave in Nordbrabant, bereiste frühzeitig Deutschland und Frankreich und studirte in Orléans Medicin, wo er auch zum Doctor promovirt wurde. Dann machte er wieder größere Reisen und ließ sich endlich als praktischer Arzt in Arnheim nieder. 1550 trat er als Leibarzt in die Dienste Wilhelm's IV., Herzogs von Jülich, Kleve und Berg, eines der freisinnigsten Fürsten seiner Zeit. Das Hexenunwesen hatte damals seinen höchsten Gipfel erreicht; beinahe in allen Ländern Europas loderten täglich die Holzstöße, um unglückliche Frauen zu verbrennen. W. war der erste, der seine Stimme gegen diesen Greuel erhob. Den Bettelmönchen und Priestern gegenüber that er mit ergreifender Beredsamkeit und gründlicher Wissenschaftlichkeit dar, daß alle Anklagen wegen Hexerei falsch, die Bekenntnisse nur durch die Folter erzwungen oder durch Wahnsinn hervorgerufen und die meisten Schlachtopfer ganz unschuldig gerichtet seien. Seine Schrift «De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis» (Bas. 1563), wovon bei seinem Leben sechs Auflagen erschienen, begleitete er mit einer Zuschrift an den Kaiser wie an alle Fürsten, in welcher er dieselben von der Verderblichkeit des Wahns, von der Gottlosigkeit des «Hexenhammer», von der Thorheit des Gerichts und der Unschuld der Opfer zu überzeugen suchte. Da alle seine Schriften lateinisch abgefaßt waren und die Geistlichen aller Confessionen gegen sich hatten, machten sie während seines Lebens keinen großen Eindruck in Deutschland und hatten zunächst keine andere Folge, als daß man in den drei Herzogthümern in dem Verfahren gegen die Hexen sich vorsichtiger zeigte. Der Hauptgegner W.'s war der Franzose Jean Bodin (s. d.), der, in Bezug auf Staat und Kirche ein Freidenker, in mehrern Schriften das Unwesen vertheidigte und W. sehr heftig anfocht. W. starb 28. Febr. 1588 zu Tecklenburg, wo er bei dem Grafen von Bentheim in Diensten stand. Erst nach seinem Tode fanden die Wahrheiten, welche er in seinen Werken niedergelegt, weitere Verbreitung. Spee (s. d.) und Thomasius (s. d.) setzten den von W. begonnenen Kampf mit Erfolg fort. Sicherlich wäre W. keines natürlichen Todes gestorben, wenn er seinen Gönner, den Herzog, überlebt hätte; allein dieser freisinnige, der Reformation günstige Fürst schützte ihn gegen alle Angriffe der ergrimmten Mönche. Ein Wiederabdruck seiner «Opera omnia» erschien zu Amsterdam 1660.

Wiertz (Anton Joseph), belg. Historienmaler, geb. 22. Febr. 1806 zu Dinant (an der Maas) von unbemittelten Aeltern, besuchte die Volksschule und wurde wegen seiner ungewöhnlichen Anlagen 1820 als Stipendiat in die damals von van Bree geleitete Akademie zu Antwerpen aufgenommen. Nach zwölfjährigem Studium gewann er 1832 den sog Prix de Rome nebst fünfjährigem Reisestipendium. Der Kampf um den Leichnam des Patroklos, sein erstes in Rom verfertigtes Werk, bewog die dortigen Meister, namentlich Thorwaldsen, zu der Erklärung, daß seit Rubens kein gewaltigeres Bild geschaffen worden. Dieser Erfolg wurde auch auf den Ausstellungen von Antwerpen (1837) und Brüssel (1839) bestätigt. Die pariser Kunstwelt blieb dagegen gleichgültig, und W. erkannte, daß es zwischen ihm, als Nacheiferer Rubens', und der franz. romantischen Richtung nie zur Vermittelung kommen würde. Die nächsten seiner Werke, meist kolossale Bilder, waren: die Empörung der Engel, der Tod des heil. Dionys, ein Triptychon (Christus im Grabe, Eva und Satan), ein neuer umgearbeiteter Patroklos, die Flucht nach Aegypten und sein Meisterstück, der Triumph Christi (1848). Der wachsende Ruhm des kühnen Künstlers verschaffte ihm endlich, mittels Staatssubsidien, ein den Dimensionen seiner Bilder angemessenes Atelier (das «Musée Wiertz»). Nachdem er die Jahre 1848—53 auf Erfindung und Vervollkommnung seines «matte Malerei auf Leinwand» benannten technischen Verfahrens verwendet, begann eine neue Periode seines Schaffens. Er verließ die Mythologie,

die Religion, die Heroengeschichte und schöpfte nunmehr seine Stoffe theils in den dunkelsten Erscheinungen der Zeit, theils in den edelsten, erhabensten Regungen und Träumen des modernen Gedankens. So entstanden die zahlreichen Bilder bald heitern, zarten, launigen und witzigen, bald dramatischen, ernsten, ironischen Charakters, welche die Besucher des Musée Wiertz, wenn nicht immer nach allen Seiten befriedigen, doch mit Bewunderung und Achtung erfüllen vor dem ganz und gar originellen und stets auf menschliche oder nationale Vervollkommnung gerichteten Streben des Künstlers. Namentlich sind aus dieser Periode hervorzuheben: die letzte Kanone, der lebendig Begrabene, die Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft, Napoleon in der Hölle, die Errungenschaften der Wissenschaften, die belg. Dame, Wiedersehen im Himmel, Christus und der Kampf der Parteien. Größere Bilder derselben Zeit sind Polyphem und der Leuchtthurm von Golgatha, die beide von merklichem Fortschritt im Colorit und in der Vertheilung von Licht und Schatten zeugen. Mitten unter Planen und Träumen, sein Talent für die große pathetisch wirkende Malerei noch kräftiger auszubilden, starb der geniale, durch Geist, Phantasie und Charakter gleich ausgezeichnete Künstler 18. Juni 1865. Die Ausführung seines Willens, wonach aus dem Nachlasse an Gemälden ein besonderes Staatsmuseum gebildet werden sollte, wurde 1867 von der belg. Regierung mit den Erben vereinbart und von den belg. Kammern bestätigt. W. leistete zugleich als Bildhauer Tüchtiges. Wie seine Malercompositionen trugen auch seine schriftstellerischen Leistungen das Gepräge von Geistesschärfe und Gemüthstiefe. Außer vielen zerstreuten kunstkritischen Aufsätzen und zwei Abhandlungen über die «Peinture mate» verfaßte er zwei gekrönte Preisschriften, ein Lob des Rubens (1840) und «Caractères constitutifs de la peinture flamande» (Brüss. 1863). W. ragt hoch hervor unter den Künstlern der neuvläm. Schule sowol durch den Schwung seiner Phantasie und die humanistische, sociale Richtung seines Strebens, als durch meisterhafte, wenn auch in hohem Grade naturalistische Behandlung sowie durchdachte Einkleidung seiner Stoffe und den echt vläm. Stempel seiner Technik. In seiner Begeisterung für die Kunst, die er nicht zur Sklavin der Forderungen des Publikums oder seiner eigenen Lebensbedürfnisse herabdrücken wollte, hatte er es sich zum Grundsatz gemacht, niemals ein Bild zum Kauf auszubieten und seinen Lebensunterhalt einzig und allein in der Porträtmalerei zu suchen. Vgl. Labarre, «Antoine W.» (Brüss. 1866).

Wiesbaden, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Hessen und Franken (Hessen-Nassau), bis 1866 Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Nassau, liegt 1 St. vom Rhein (2 St. von Mainz und 7 St. von Frankfurt a. M.) im reizenden Thalkessel der Salza (Salzbach) inmitten von Rebenhügeln und Obstgärten. Die Stadt ist Sitz der Regierung, eines Appellationsgerichts und anderer Behörden und zählt 30048 E. (1867 einschließlich der Garnison), darunter 8869 Katholiken und 693 Israeliten. Der offene und freundliche Ort ist zum größten Theil regelmäßig angelegt und hat viele schöne Gebäude. Der Kranzplatz (mit einer schönen Hygieagruppe), der Theaterplatz, die Wilhelmsstraße, die Friedrichsstraße machen den stattlichsten Eindruck. Um die Stadt zieht sich ein Kranz zierlicher Landhäuser und schöner Gärten. Alle beachtenswerthe Bauwerke stammen erst aus neuester Zeit. Dahin gehören: das 1840 erbaute, jetzt königl. Schloß, bis 1866 Residenz des Herzogs von Nassau; das im Geschmack der Alhambra 1842 aufgeführte Palais der verstorbenen Herzogin Pauline; das 1842 vollendete Regierungsgebäude (früher Sitz der Ministerien) im florent. Palaststile; die prächtige evang. Kirche, 1853 von Boos im goth. Stile aufgeführt, jedenfalls das hervorragendste Gebäude der Stadt; die kath. Kirche, 1844—49 von Hoffmann in roman. Stile erbaut, mit drei mächtigen Schiffen und schönen Altarblättern (von Steinle und Rethel); die 1855 vollendete russ.-griech. Kapelle (ebenfalls von Hoffmann), auf halber Höhe des Nerobergs, mit fünf vergoldeten Kuppeln (bis 183 F. hoch) und überreichem Schmuck und dem Grabdenkmale der Herzogin Elisabeth Michaelowna (von Hopfgarten) u. s. w. Von Sammlungen für Wissenschaft und Kunst befinden sich zu W. ein Museum der Alterthümer mit werthvollen röm. und german. Funden (unter andern einer Sammlung röm. Glasgefäße), ein ansehnliches naturhistor. Museum, die Gemäldegalerie des Kunstvereins und die ehemalige nassauische Landesbibliothek (70000 Bände). Eines starken Besuchs erfreuen sich das chem. Laboratorium von Fresenius (s. d.) und das Landwirthschaftliche Institut auf Hof Geisberg. Außerdem bestehen zu W. an höhern Unterrichtsanstalten ein Gymnasium, eine Realschule erster Klasse und eine höhere Bürgerschule. Ihren Wohlstand verdanken die Bewohner den berühmten Heilquellen des Orts, die einen ungemein starken Fremdenverkehr herbeiführen. 1867 nahmen 52000 Fremde in W. längern oder kürzern Aufenthalt. Die Mineralquellen (an Zahl 23) haben sämmtlich eine Temperatur von 30—35° R., gehören (mit Ausnahme des Faulbrunnens) zu den alkali-

schen Kochsalzwassern und werden sowol zum Baden als zum Trinken, vorzüglich bei Gicht, Rheumatismen, Skropheln, chronischen Hautausschlägen, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Erkrankungen der Brustorgane benutzt. Die Hauptquelle ist der Kochbrunnen (55° R.), der jede Minute 17 Kubikfuß Wasser liefert. Es gibt in der Stadt 29 Badehäuser mit über 800 Badecabineten; viele sind gleichzeitig zu Dampf- und Douchebädern eingerichtet. Außerdem befinden sich zu W. zwei Kaltwasserheilanstalten (Dietenmühle und Nerothal), die vielbesuchte Augenheilanstalt des Professors Pagenstecher und eine gymnastische Heilanstalt. Der Cursaal ist ein stattlicher Bau mit Tanz-, Speise- und Spielsälen; an dem Platze vor demselben ziehen sich lange Säulenhallen (Bazar) hin. An den Cursaal schließen sich ausgedehnte Parkanlagen an. Die Umgegend bietet vielfältige Gelegenheit zu anmuthigen Partien. Etwa $1^1/_2$ St. nördlich der Stadt, an der alten Landstraße nach Limburg, liegt auf der Höhe, weithin sichtbar, das dem Herzoge von Nassau 1866 verbliebene Jagdschloß Platte, das wegen der weiten Aussicht über die Rhein- und Mainebene, bis zum Westerwalde, Spessart, Odenwalde und Donnersberg, viel besucht wird. W. ist übrigens eine der ältesten Städteanlagen Deutschlands; es wird schon von Tacitus und Plinius (Aquae Mattiacae) erwähnt, und die zahlreich aufgefundenen Alterthümer bekunden, daß die Römer nicht nur schon die Bäder benutzten, sondern auch die strategisch wichtige Lage des Orts erkannt hatten. 1838 wurde ein altröm. Castell blosgelegt, 1866 und 1867 Reste von Bädern sowie eines Sironatempels aufgefunden. Unter den Karolingern bestand hier eine Pfalz (Wisibad), und unter Otto I. wurde der Ort zur Stadt erhoben. Vgl. Heyl, «W. und seine Umgebung» (Wiesb. 1868); Müller, «Medic. Topographie der Stadt W.» (Wiesb. 1846); Rossel, «W. und seine Umgebungen» (2. Aufl., Wiesb. 1864). — Der seit 1866 neugebildete preuß. Regierungsbezirk W. umfaßt, mit Ausschluß einiger dem Regierungsbezirk Kassel zugewiesener Ortschaften, das ehemalige Herzogthum Nassau, außerdem die Grafschaft Homburg (ohne Meisenheim), den großherzogl. hess. Kreis Biedenkopf und den größten Theil des Gebiets der ehemaligen Freien Stadt Frankfurt. Das Areal wird auf 99,6 Q.-M., die Bevölkerung (1867) auf 606769 E. angegeben. Die größte Stadt des Regierungsbezirks ist Frankfurt, mit 78009 E. Derselbe zerfällt in 28 Amtsbezirke und 12 Kreise. Letztere sind: Dillkreis oder Dillenburg, Oberwesterwald oder Marienberg, Unterwesterwald oder Montabaur, Oberlahn oder Weilburg, Unterlahn oder Dietz, Rheingau oder Rüdesheim, Stadtkreis W., Landkreis W. (Mainkreis), Untertaunus oder Langenschwalbach, Obertaunus oder Homburg, Stadtkreis Frankfurt (auch das ehemalige Landgebiet nebst der Gemeinde Niederursel begreifend) und Hinterlandkreis oder Biedenkopf. Als 13. Kreis soll demnächst der Kreis Wetzlar, bisher zum Regierungsbezirk Koblenz gehörig, zu W. gezogen werden.

Wiesel (Mustela vulgaris), ein kleines, ohne den 2 Zoll langen Schwanz nur 6 Zoll messendes Raubthier aus der gleichnamigen Familie, macht mit dem Hermelin, Frettchen, Iltis, Marder und Zobel eine Gattung aus. Das W. ist in ganz Europa bekannt als eifriger Vertilger von Mäusen, Ratten und Maulwürfen, denen es vermöge seines schmächtigen, kurzbeinigen Körpers in ihre Höhlen zu folgen vermag; aber auch als unermüdlicher Verfolger von Hasen, Kaninchen, Tauben und Hühnern, weshalb ihm eifrig, bei seiner List und Schnelligkeit jedoch oft vergeblich, nachgestellt wird. Dem Menschen sucht es ins Gesicht zu springen. Am Tage in dunkeln Winkeln versteckt, geht es des Nachts auf Raub aus und kann selbst an senkrechten, etwas rauhen Wänden hinanklettern. Sein zimmtbraunes, am Bauche weißes Fell ist von geringem Werth.

Wieselburg, ein Comitat im jenseitigen Donaukreise des Königreichs Ungarn, umfaßt $35^3/_{10}$ Q.-M. mit 75121 (1857) deutschen und magyarischen, aber auch mit Kroaten gemischten Einwohnern vorherrschend kath. Religion. Das Land ist, außer in der Nordwestgrenze, völlig eben, längs der Rabnitz sumpfig. Die Hauptproducte sind Weizen, Wein, Vieh, Fische und Salpeter. Das Comitat zerfällt in drei Bezirke und hat zum Hauptorte den Marktflecken Ungarisch-Altenburg (s. Altenburg) mit 3048 E. und einer höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt. Der Marktflecken W., an der Kleinen oder Wieselburger Donau, welche mit dem Hauptarme des Stroms die Insel der Kleinen Schütt (s. Schütt) umfließt, zählt 4893 E., hat eine Zucker- und eine Stärkefabrik, große Viehzucht, besonders an Pferden und Schafen, und sehr starken Getreidehandel. Der Ort, früher Hauptort des Comitats, kommt im Mittelalter unter dem Namen Meßburg oder Mösburg vor. Der Marktflecken Neusiedel am See, am nördl. Ufer des nach ihm benannten Sees, welcher vor kurzem ganz ausgetrocknet ist, aber im Sommer 1868 wieder zum Vorscheine kam, hat 2228 E., guten Acker- und Weinbau und starke Getreidemärkte. Hier enden die sog. Alten Schanzen, welche nordwärts über Parndorf bis an die Leitha unterhalb Rohrau reichen, ein riesenmäßiges Werk neuerer Zeit.

Wieselgren (Pehr), schwed. Geschichtschreiber und Kanzelredner, geb. 1. Oct. 1800 im Kirchspiel Wieslanda bei Wexiö, machte seine Studien zu Lund, wo er 1823 promovirte, 1824 Docent der Literaturgeschichte und Adjunct für die Aesthetik, 1830 auch Bibliothekar an der Universitätsbibliothek wurde. Obgleich seine Vorlesungen sehr besucht waren, entsagte er doch der akademischen Wirksamkeit und ging 1834 als Pastor und Propst nach Westerstad in Schonen, von wo er 1847 in gleicher Eigenschaft nach Helsingborg versetzt wurde. 1857 wurde er Dompropst in Gothenburg. W.'s Hauptwerk ist «Sveriges sköna Litteratur» (3 Bde., Lund 1833—35; 2. Aufl., 5 Bde., Upf. 1845—49). Von ausgebreitetem und sorgsamem Quellenstudium zeugen seine höchst werthvollen histor. Arbeiten, unter denen «Ny Smålands Beskrifning inskränkt till Wexiö Stift» (3 Bde., Wexiö 1845—47) und «Syd-Skandinavernas Förstfödslorätt» (Upf. 1846) sowie seine Ausgabe von «De la Gardiska Archivet» (20 Bde., Lund 1831—43; «Bihang», Lund 1844). Außerdem hat er sich um das «Biographiskt Lexikon öfver namnkunnige Svenska män» (23 Bde., Upf. 1835—59; Supplement, Bd. 1—5, Örebro 1857—67) als thätiger Mitarbeiter, seit Palmblad's Tode als alleiniger Bearbeiter sehr verdient gemacht. Ungemein populär ist W.'s Name in Schweden durch seine Bestrebungen für die Mäßigkeitsvereine geworden. Er hat nicht nur durch mehrfache Schriften (z. B. «Historik öfver Svenska Bränvins-lagstiftningen», Lund 1840) in dieser Richtung mit Erfolg gewirkt, sondern auch durch seine Predigten in allen Provinzen Schwedens, die er zu diesem Zwecke mehrere Sommer hintereinander durchwanderte. In Zusammenhang hiermit steht sein Wirken für die Angelegenheit der Innern Mission.

Wiesen. Unter einer Wiese versteht man eine bleibende Futterfläche, deren Hauptbestand Gräser und Futterkräuter bilden. Man unterscheidet künstliche und natürliche W. Die künstlichen W., die Hauptstütze der Weidewirthschaft oder Koppelwirthschaft (s. d.), sind mit Futter angesäete Aecker, welche eine Zeit lang zur Weide oder zur Mahd liegen bleiben, dann umgebrochen werden und wieder in den Turnus eintreten. Die eigentlichen oder natürlichen W. dagegen sind zur fortdauernden Erzeugung von gras- und kleeartigen Futterpflanzen, mit entschiedenem Vorwalten der erstern, bestimmt, und ihr Ertrag wird gewöhnlich zur Gewinnung von Heu, dem getrockneten ersten Schnitt des Grases im Frühjahr, und Grummet (Oehmd), dem Herbstheu, benutzt. Man theilt die W. sehr verschieden ein. Der Landmann nennt sie nach der Qualität des Ertrags süße und sauere; nach der Mähbarkeit einschürige, zwei- und mehrschürige W. Nach der Lage unterscheidet man Höhe-, Berg- und Waldwiesen, oder Niederungs-, Thal-, Marsch-, Salz-, Fluß- und Bachwiesen; nach dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens trockene, nasse, quellige, Moor-, Sumpfwiesen. Nach der Dauer ihrer Benutzung gibt es beständige oder Wechsel- und Koppelwiesen, und endlich hat man noch die ökonomische Klassifikation, die Eintheilung derselben nach der Menge des Futters. Zwei Hauptklassen der natürlichen W. lassen sich aber im ganzen und überall annehmen: 1) Naturwiesen, welche an Stellen gelegen, die keine andere vortheilhafte Benutzung zulassen, sich von selbst besamt haben und ohne menschliche Zuthat ihren Ertrag bringen, und 2) Kunstwiesen, welche durch bestimmte Anlage und regelmäßige Bewässerung zu gesteigerter Production gebracht werden. Die Naturwiesen können als zufällige Futterquelle von Werth sein; sie bedürfen keiner besondern Pflege und verursachen geringe Kosten. Mit ihrer Unterhaltung, mit der Anlage, Verbesserung, Bewässerung der W. überhaupt beschäftigt sich der Wiesenbau, welcher sich nach jenen beiden Klassen wiederum in natürlichen und in Kunstwiesenbau scheidet. Ein ganz neues System des Wiesenbaues hat seit 1860 Petersen zu Wittkiel in Holstein aufgestellt, das wesentlich auf der Führung der Wässerungsgräben unterhalb der Oberfläche mit Benutzung des Drainwassers beruht. Die hauptsächlichsten Wiesenpflanzen sind a) Gräser: Lolche, Fuchsschwanz, Rispengräser, Schwingel, Knaulgras, Lieschgras, Haferarten, Honiggräser, Fioringras, Trespenarten, Kammgras und Ruchgras; b) Kräuter: die Kleearten, Luzerne, Schotenklee, Spitzwegerich, Wicken, Platterbsen, Löwenzahn, Pimpinelle, Becherblume, Wiesenknopf, Kümmel, Bocksbart und Schafgarbe. Als Unkräuter der W. sind zu betrachten: Salbei, Kälberkropf, Kukuksblume, Fingerkraut, Ranunkeln, Ampfer, Huflattich, Wucherblume, Klapperkraut, Flachsheide, Hauhechel, Kuhblume, Läusekraut, Schaftheu, Schilfe, Binsen, Simsen, Wollgräser, Riedgräser, Seggen u. s. w. Giftpflanzen der W. sind: Herbstzeitlose, Schierling, Bilsenkraut, Stechapfel, Wolfsmilch, Taumellolch, Hahnenfuß u. s. w. Neugebildet wird eine Wiese entweder durch bloße Ruhe und Ueberlassen der Natur, oder durch Ansaat, oder durch Auflegen einer anderswo abgehobenen Grasnarbe. Die Unterhaltungsarbeiten auf einer Wiese sind: Reinigen und Instandhalten der Wässerungsgräben, Vertheilen oder Abführen der Erde und des Schlamms, Ebnen der Ameisen-

haufen, der Maulwurfshügel u. s. w., am besten mit dem Wiesenhobel, einem schneidigen Schlitten mit einer Dornegge; Ausstechen des Unkrauts und der Giftpflanzen; Ablesen der Steine; Eggen und Walzen; endlich Düngen mit Jauche, Compost u. dgl., während das noch oft beliebte Ueberfahren mit strohigem Stalldünger zu verwerfen ist. Verjüngen der W. nennt man das tiefe Aufreißen einer alten Wiese mittels des Wiesenmessers (Scarificator) und darauffolgendes Ueberfahren von Erde, wodurch die alten Grasstöcke zu erneutem Ausschlagen und frischem Triebe gebracht werden. Eine gute Wiese ist die bequemste und sicherste Futterquelle des Ackerbaues. Doch ist nicht zu leugnen, daß, wo die Lage es erlaubt, der Boden stets als Acker weit besser ausgenutzt zu werden vermag wie als Wiese, und daß die künstlichen, mit Klee, Raygras, Luzerne, Esparsette u. s. w. bestandenen Futterflächen fast immer einen höhern Ertrag abwerfen als die W. Das Ideal eines vollkommenen Landwirthschaftsbetriebs verweist daher die W. in solche Lagen, wo z. B. wegen Ueberschwemmungen u. s. w. der Ackerbau unmöglich oder unsicher wird. Vgl. Fries, «Lehrbuch des Wiesenbaues» (2. Aufl. von Dünkelberg, Braunschw. 1862); Vincent, «Der Wiesenbau» (Berl. 1858).

Wiesenknopf, s. Sanguisorba.

Wiesenkresse, s. Cardamine.

Wigalois, oder, nach seinem Helmschmucke, der Ritter mit dem Rade, heißt der Held eines mittelhochdeutschen epischen Gedichts, welches um 1209 ein fränk. Ritter, Wirnt von Gravenberg (heute Gräfenberg, ein Städtchen zwischen Nürnberg und Baireuth), verfaßt hat, über dessen Lebensumstände man nichts weiter weiß, als daß er 1204 bei dem Tode des ersten Herzogs von Meran, Berthold's IV., zugegen war und vielleicht den Kreuzzug von 1228 mitgemacht hat, ohne von demselben wieder heimzukehren. Wirnt verfaßte seine Dichtung, eine Erstlings-, aber keine Jugendarbeit, nach der mündlichen Erzählung eines Knappen, etwas freier mit dem Stoffe schaltend, als seine Zeitgenossen zu thun pflegten, und zu Reflexionen geneigt, unter stärkerm Einflusse der Hartmann'schen, schwächerm der Wolfram'schen Dichtung. Sein Werk fand großen Beifall und im 15. und 16. Jahrh. wiederholte Ueberarbeitung. Die 1472 entstandene prosaische Umarbeitung eines Ungenannten ward 1493 zuerst gedruckt und erhielt sich als Volksbuch, ging auch als solches in die skandinav., ja sogar in die jüd.-deutsche Literatur über. Dagegen weist ein engl. Gedicht «Ly beaus disconus» («Der schöne Unbekannte», gedruckt in Ritson's «Metrical romances», Bd. 2) auf eine franz. Erzählung als seine Quelle zurück, und höchst wahrscheinlich mag auch sowol dem franz. Volksbuche («Histoire de Giglan», Lyon 1530 u. öfter) als der Erzählung von Wirnt's Knappen ein altfranz. Gedicht zu Grunde gelegen haben, obschon von einem solchen bis jetzt noch keine Spur aufgefunden worden ist. Ueberhaupt hat die Geschichte von W. (Guy Galois, d. i. Vitus Gallensis) wol kaum einen wesentlichen Bestandtheil des Artussagenkreises gebildet, zu dem sie ihrem Inhalte nach freilich gehört, da sich in den bekannten franz. und deutschen Artusromanen des 13. Jahrh. sowie in den verschiedenen Verzeichnissen der Ritter von der Tafelrunde keine erhebliche Hinweisung auf dieselbe findet. Herausgegeben ward Wirnt's W. von Benecke (Berl. 1819) und Pfeiffer (Lpz. 1847).

Wigan, Parlamentsborough, Municipal- und Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, nordwestlich von Manchester, am Flusse Douglas, an dem Leeds-Liverpoolkanal und an der von Liverpool über Lancaster nach Carlisle und Glasgow führenden Eisenbahn gelegen, zählt mit der neuen Vorstadt Scholes (1861) 37658 E. Der Ort hat eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek und ein Museum. Die Industrie der Stadt umfaßt gegen 20 Baumwollfabriken mit 10000 Arbeitern, Eisen- und Messinggießereien, Fabriken für Chemikalien, für Schneidewerkzeuge, Papier- und Kornmühlen sowie Töpfereien und eine Fabrik von Schnupftabacksdosen und Nippes aus der in der Nähe brechenden feinsten Kännelkohle Englands, welche spiegelblanke Politur annimmt. Unweit der Stadt befindet sich eine Schwefelquelle.

Wigand (Paul), deutscher Geschichtsforscher, geb. 10. Aug. 1786 zu Kassel, wo sein Vater 1805 als Professor an der Cadettenschule und Geh. Hofarchivar starb. W. studirte zu Marburg die Rechte und mit besonderer Vorliebe Geschichte. Nach vollendeten Studien übernahm er die Herausgabe der polit. Zeitung zu Kassel, deren Privilegium von seinem Vater auf ihn übertragen war, die er aber unter der Herrschaft der Franzosen 1807 an einen andern überließ. Er arbeitete hierauf als Procurator bei den Gerichten zu Kassel und nahm in dem neuen Königreiche Westfalen die Stelle als Friedensrichter zu Hörter ein. Damals veröffentlichte er den «Versuch einer systematischen Darstellung der Amtsgeschäfte und des Wirkungskreises der Friedensrichter» (Marb. 1810) und «Handbuch für Friedensrichter» (Gött. 1813). Als Hörter an Preußen kam, wurde er in diesem Orte Assessor bei dem Land- und Stadtgericht. Alle seine

Mußestunden dem Studium der Geschichte widmend, war er einer der ersten, welche die preuß. Regierung auf die seit Jahren verwahrlosten Urkundenschätze aufmerksam machten. Als Beleg für die Wichtigkeit dieser Quellen überreichte er der Regierung den ersten Band seiner «Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Korvei» (Höxter 1819). 1820 ließ ihn der Staatskanzler Hardenberg nach Pyrmont und 1821 nach Berlin kommen, um seine Kräfte und Kenntnisse bei der demnächst vorzunehmenden Sichtung, Ordnung und Aufstellung der Urkundenschätze Preußens in Anspruch zu nehmen. Hierauf wurde ihm das Archiv zu Korvei nebst einem Theile der Archive von Paderborn überwiesen, die er ordnete und mit vollständigen Repertorien versah. Sein Streben war dahin gerichtet, die Quellenschätze Westfalens für die vaterländische Geschichte nützlich zu machen und das Interesse für histor. Forschungen zu beleben. Zu diesem Zwecke nahm er 1824 vorzüglich thätig theil an der Stiftung des Alterthumsvereins für Westfalen und gründete als Organ desselben das «Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens» (7 Bde., Hamm 1826—27; Lemgo 1828—38). Zugleich benutzte W. sein Quellenstudium auch zu andern rechtshistor. Werken, wie «Das Femgericht Westfalens» (Hamm 1825), «Die Dienste» (Hamm 1828), «Der korveische Güterbesitz» (Lemgo 1831). In seinem Werke «Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens» (Lemgo 1828) wurde eine Tagesfrage historisch-kritisch beleuchtet. 1828 übernahm er im Verein mit Strombeck die Bearbeitung und Herausgabe der vaterländischen Provinzialrechte und erhielt bald darauf vom Justizministerium den Auftrag, die Provinzialgesetzbücher für den Obergerichtsbezirk von Paderborn zu entwerfen. Als Frucht dieser Arbeiten erschienen «Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Korvei» (3 Bde., Lpz. 1832) und «Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amts Reckenberg» (2 Bde., Lpz. 1834). Unterdessen 1833 als Stadtgerichtsdirector nach Wetzlar versetzt, erhielt er den Auftrag zur Bearbeitung eines Theils der Particularrechte der Rheinprovinz. An der Controverse über die Echtheit des «Chronicon Corbeiense» betheiligte er sich mit der Schrift «Die korveischen Geschichtsquellen» (Lpz. 1841) und wies auch in einer kritischen Ausgabe der «Traditiones Corbeienses» (Lpz. 1843) deren Verfälschung nach. 1839 wurde W. Mitglied der von der Deutschen Bundesversammlung bestellten Commission für Ordnung und Verwaltung des ehemaligen Reichskammergerichtsarchivs, in welcher Stellung er eine große Thätigkeit entwickelte. Als zuletzt die Bundesversammlung die ganze große Schriftsammlung nach einzeln angefertigten Registern unter die verschiedenen deutschen Regierungen vertheilen ließ, machte er durch eine «Denkschrift» auf die Geschichte, den Inhalt und die Bedeutung dieses Archivs aufmerksam. Später gab er auch «Denkwürdigkeiten» (Lpz. 1854) heraus, die sehr wichtige Beiträge für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte enthalten. 1848 trat W. in den Ruhestand und wendete seitdem seine Muße ausschließlich histor. Studien zu. Unter anderm veröffentlichte er noch «Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer aus westfäl. Quellen» (Lpz. 1858). W. starb im Jan. 1866 zu Wetzlar.

Wight (spr. Ueit), bei den Römern Vectis, eine zur engl. Grafschaft Hampshire gehörige Insel im Kanal, südwestlich von Portsmouth gelegen, durch die durchschnittlich nur 0,8 M. breiten Meeresarme Solent im Nordwesten und Spithead im Nordosten von der engl. Küste getrennt, ist rautenförmig gestaltet, bis 4,8 M. lang, bis 2,8 M. breit, hat ein Areal von 7,28 Q.-M. und zählte 1861 eine Bevölkerung von 47277 Seelen (gegen 42277 im J. 1851). Kreidehügel (Downs) durchziehen die Insel in der Mitte, vom Bulver-Cliff im Osten bis zu den zerklüfteten Felsmassen der «Nadeln» (the Needles) an der Westspitze, die aber in ihrem höchsten Punkte, dem Motteston-Down, nur 647 F. erreichen. Außerhalb der centralen Kette erhebt sich im Süden der 770 F. hohe Catharine's-Hill. Die ganze Südwest- und Südostküste ist steil, felsig und gibt mit ihren oft wunderbar gestalteten Klippen in Verbindung mit den an mehrern Punkten angelegten Batterien und Festungswerken Sicherheit gegen jeden Angriff. Der bedeutendste Fluß, der Medham- oder Medina-River, fließt von Süden nach Norden, mündet mit einem fast 1 M. langen Aestuar und theilt die Insel in zwei gleiche Hälften (East- und West-Riding). Außerdem dringt die See auch noch mit einigen andern Armen in die Nordwest- und Nordostküste ein. W. ist reich an Naturschönheiten, berühmt wegen der gesunden und milden Luft und wird wegen der Frische der Vegetation, der großen Fruchtbarkeit an Gartenfrüchten, Hopfen und Getreide der Garten Englands und die Kornkammer für die westl. Grafschaften genannt. Beträchtliche Schäfereien liefern eine gute Wolle, welche roh nach England gebracht wird. Auch gibt es viele Hasen und Kaninchen sowie Ueberfluß an Seevögeln, Fischen, Hummern und andern Schalthieren. Außerdem gewinnt man Pfeifenthon, Marmor, Quadern u. s. w.

W. zählt vier Städte und eine Menge kleinerer wohlgebauter, reinlicher Ortschaften, Villen und Landsitze. Newport, Parlamentsborough, Municipal- und Hauptstadt der Insel, liegt fast in deren Mitte, am Medinaflusse, auf welchem mit der Flut Seeschiffe bis zu den Kais gelangen. Der Ort zählt 7934 E., hat ein Stadthaus mit Markthalle, ein literarisches Institut mit Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, eine Lateinschule, eine Industriehalle mit Garten, Cracknells- oder Zwiebackbäckereien sowie besuchte Getreide- und Wollmärkte. Nur ⅗ M. südwestlich liegt Carisbrooke, die frühere Hauptstadt, jetzt ein Dorf mit 7530 E., Kasernen, einem Arbeitshause und den Ruinen des Schlosses (Carisbrooke-Castle), in welchem Karl I. 1647 gefangen saß. Die Marktstadt Cowes oder West-Cowes, westlich an der Mündung des Medina am Abhange eines Hügels gelegen, mit engen, schmuzigen Straßen, einem sichern Hafen, hat ein altes Schloß, ein Clubhaus der königl. Jachtgesellschaft, mehrere Anstalten für Badegäste und 5482 E. 1860 besaß die Stadt 203 Seeschiffe von 9105 Tons, der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 8886 Tons im auswärtigen und 55126 im Küstenhandel. Ihr gegenüber, am rechten Ufer des Medina, liegt als Vorstadt East-Cowes und nahe südlich davon das Schloß Osborne-House, der Sommeraufenthalt der Königin Victoria. Die Luft ist hier äußerst gesund und die Lage gewährt eine entzückende Rundsicht. Häufig werden bei Cowes Schiffswettfahrten veranstaltet. Südöstlich von Osborne liegt Ryde, eine neue Marktstadt und ein beliebtes Seebad, von Gärten umgeben, mit 9260 E., einer Markthalle, einem Theater, einem Krankenhaus, einem literarischen Institut, einer philos. Gesellschaft und dem Gesellschaftshause des Victoria-Jachtclubs. Die Stadt Brading, 1½ M. östlich von Newport, an einer seichten Bai, hat 3709 E. Das Dorf Yarmouth, fast 2 M. westlich von Newport, besitzt eine sichere Rhede und zählt 726 E. Dabei befindet sich das Fort Victoria, welches mit dem gegenüber auf der engl. Küste gelegenen Fort Hurst-Castle den Eingang zum Solent vertheidigt. Der Hauptort an der Südostküste in der Gegend des Undercliff ist Bentnor, ein erst in neuerer Zeit entstandenes Seebad mit 3208 E., mit weißen, an den zugänglichen Punkten der steilen Felswände angebauten Häusern und allen Annehmlichkeiten für Badegäste. Andere Seebäder sind Shanklin und Bonchurch an der Südostküste sowie Freshwater-Gate südlich von Yarmouth.

Wigton, Wightown oder West-Galloway, die westlichste Grafschaft Südschottlands, im Norden vom Ayr, im Osten von Kirkcudbright (s. d.), im Süden und Westen vom Meere begrenzt, durch welches dieselbe von dem nur 5 M. entfernten Irland getrennt und mittels der Ryan-, Luce- und Wigtonbai halbinselartig zerspalten wird, hat ein Areal von 24 Q.-M., von denen 37 Proc. zur Feldwirthschaft benutzt sind. Die Oberfläche ist hügelig, aber ohne beträchtliche Höhen. Die westl. Halbinsel, Rhynns oder Rhynns of Galloway genannt, endet im Süden mit dem Mull of Galloway, im Norden mit dem Cap Corsewall. Kleine Seen und Flüsse, wie der Cree, Bladenoch und Luce, geben Bewässerung. Der Boden besteht wenigstens zum driten Theil aus Mooren, er ist an den Küsten und da fruchtbar, wo man die erst 1730 entdeckten ungeheuern Mergellager zu seiner Verbesserung benutzt hat. Das Klima ist mild. Man baut Hafer und Gerste, auch etwas Weizen, in größerer Ausdehnung aber Kartoffeln und Turnips. Die Viehzucht ist indeß wichtiger als der Ackerbau. Das Gallowayrind ist hornlos (Polled breed) und gehört zu den besten Rassen Schottlands; Schafe werden in mehrern Varietäten gezogen und geben zum Theil eine feine Wolle. Man bricht Schiefer und Marmor; auch gibt es Kupfer, Blei und Kohlen. Indeß ist der Bergbau, wie auch die übrige Industrie, ohne Bedeutung. 1861 zählte die Grafschaft, welche einen Abgeordneten ins Parlament schickt, 42095 E. (gegen 43389 im J. 1851). Die Hauptstadt W. oder Wightown, ein hübscher Parlamentsborough und Hafenort an der Mündung des Bladenoch in die Wigtonbai und an der Eisenbahn, zählt 2101 E. und hat ein Stadthaus, ein Gefängniß, eine Lateinschule und eine Bibliothek. Es bestehen Farinamühlen und eine berühmte Brennerei in dem kaum ¼ M. entfernten Dorfe Bladenoch. 1860 gehörten zum Hafen 51 Schiffe von 2717 Tons. Gegen Westen 5,4 M. entfernt liegt an der Eisenbahn und am obern Ende der Bucht Loch-Ryan die Stadt Stranraer mit 3980 E., Gerbereien, Handstuhlwebereien, Herings- und Austernfang und einem guten Hafen, zu welchem (1860) 34 Schiffe von 1419 Tons gehören. Der Flecken Newton-Stewart, 2⅕ M. im Nordnordwesten von W., am Cree und an der Eisenbahn, hat eine Lateinschule, einen Bildungsverein und 2535 E., welche viel Speck räuchern. Das Fischerdorf Port-Patrick, 1,3 M. südwestlich von Stranraer, an der Eisenbahn, mit 1206 E., hat einen guten Hafen und ein Seebad und ist als Ueberfahrtsort nach Irland wichtig. — W. heißt auch eine Marktstadt in der engl. Grafschaft Cumberland, am Wiga und an der Eisenbahn, 2,4 M. im Westsüdwesten von Carlisle, mit einer Lateinschule, einer Akademie für Quäker und

einer Bibliothek. Der Ort zählt 4011 E., welche Baumwoll- und Leinwandfabriken, Gerbereien, Nagelschmieden, Brauereien und Malzdarren unterhalten.

Wilberforce (Will.), ein besonders durch seine Bemühungen für Abschaffung der Negersklaverei berühmter Engländer, geb. 24. Aug. 1759 zu Hull, erlangte durch den Tod seines Oheims und Großvaters ein sehr bedeutendes Vermögen und studirte zu Cambridge, wo er eine enge Freundschaft mit Pitt schloß. 1780 trat er für seine Vaterstadt ins Unterhaus und machte nun die Abschaffung der Sklaverei zum Ziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit. In der Session von 1789 trug er, von Fox, Pitt, Smith u. a. unterstützt, auf Unterdrückung des brit. Negerhandels an, erlangte aber nur eine Verordnung für die menschlichere Behandlung der Negersklaven auf der Ueberfahrt. Als die Französische Revolution ausbrach, erklärte er sich gegen den Krieg und sah in den Principien der großen Umwälzung einen Fortschritt der Menschheit. 1790 brachte W. die Sklavenfrage abermals vor das Haus, setzte aber erst 1792 den Beschluß durch, nach welchem der Sklavenhandel 1795 aufhören sollte. Der Krieg und die gefährdete Lage der Colonien ließen indessen die Maßregel diesmal nicht zur Ausführung kommen. Nachdem Napoleon in Frankreich die Regierungsgewalt erlangt, unterstützte W. die engl. Minister in der Kriegspolitik. Als 1806 der Minister Fox die Sklavenangelegenheit zur Sache der Regierung machte, hatte W. endlich die Freude, daß in der Sitzung vom 23. Febr. 1807 die Unterdrückung des brit. Sklavenhandels, vom 8. Jan. 1808 an, ausgesprochen wurde. Nach diesem Siege suchte er die brit. Regierung zum Einschreiten gegen den Menschenhandel anderer Nationen zu bewegen. Auf seine Veranlassung brachte Castlereagh die Abschaffung der Sklaverei auf dem Congresse zu Wien zur Sprache. Desgleichen richtete W. eigenhändige Schreiben an Talleyrand, den König von Preußen und den Kaiser Alexander. Nach Abschluß der Verträge, in welchen sich Frankreich, Spanien und Portugal zur Abstellung des Negerhandels verpflichteten, erhob er im Parlament oft seine Stimme gegen die Uebertretungen, die sich die Regierungen wie die Privaten zu schulden kommen ließen. 1816 that er den ersten Schritt zur Abschaffung der Sklaverei selbst, indem er die Verminderung der Neger im brit. Westindien vorschlug. In derselben Sitzung half er Folkstone und Tierney gegen die Einkommensteuer (Income-tax) kämpfen und hielt 18. März eine berühmte Rede, die einen beispiellosen Beifallssturm erregte und unmittelbar die Abschaffung der Steuer herbeiführte. Als die Regierung seit 1823 die völlige Emancipation der Neger Schritt für Schritt vorbereitete, entfaltete W. den größten Eifer, um das Werk durchführen zu helfen. Mit seinem Freunde Buxton (s. d.) unterwarf er die Frage im Unterhause der allseitigsten Betrachtung und sammelte das unermeßliche Material, aus welchem die Gegner widerlegt werden konnten. Doch sollte es W. nicht vergönnt sein, das Resultat seiner Bestrebungen zu erleben. Am Tage, nachdem der Regierungsantrag für die allgemeine Befreiung der schwarzen Bevölkerung in den brit. Colonien die zweite Lesung erhalten, starb W. 29. Juli 1833. Er war ein religiöser Charakter und veröffentlichte das Buch «Practical view of the prevailing religious system of professed Christians in the higher and middle classes of this country, contrasted with real Christianity» (Lond. 1797 u. öfter), welches namentlich in den höhern Kreisen großen Eindruck machte. Die Bibelgesellschaft, die Missionen und alle Anstalten, die dem Christenthum dienen konnten, hatten an ihm einen eifrigen Beförderer. Sein Leben, nebst Auszügen aus seinem Tagebuche und seiner Correspondenz, wurde von seinen Söhnen Robert, Isaak und Samuel in fünf Bänden herausgegeben. — Von den Söhnen W.'s widmeten sich vier dem geistlichen Stande und nahmen einflußreiche Stellungen in der engl. Staatskirche ein. Der älteste, William, trat bald nach Ausbruch des puseyitischen Schisma zum Katholicismus über. Ihm folgte Henry, Vicar von Farleigh, der sich nachher durch seine Proselytenmacherei bemerkbar machte und 1851 zum Secretär des kath. Schutzvereins in Irland erwählt wurde. Robert W., Archidiakonus von York, geb. 1801, galt lange Zeit für eine der Hauptstützen des Puseyismus und gab in seinen Werken «The five empires» und «History of Erastianism» Ansichten zu erkennen, die mit den Grundsätzen des Protestantismus im Widerspruch standen. Nachdem er noch in einer Schrift «On the holy eucharist» die Lehre von der Transsubstantiation offen vertheidigt und deshalb von dem Erzbischof von Canterbury zur Rechenschaft gezogen worden, legte er sein geistliches Amt nieder und ließ sich Oct. 1854 in die kath. Kirche aufnehmen. Samuel W., geb. 1805, studirte zu Oxford, wo er 1829 promovirte, wurde dann Pfarrer zu Brighstone, Archidiakonus von Surrey und 1845 Bischof von Oxford. Als theol. Schriftsteller zeichnete er sich durch Fruchtbarkeit aus. Unter seinen Werken sind «Agathos», «Eucharistica», «Notebook of a country clergyman», «Sermons of miscellaneous subjects», «Times of seces-

sion», «Times of revival» (1863) und «Life of William W.» (Lond. 1868) zu nennen. Obgleich katholisirender Bestrebungen verdächtig, hat er es doch vermieden, sich durch zu offenes Hervortreten zu compromittiren, und konnte daher seine Stellung in der Anglikanischen Kirche beibehalten. Im Hause der Lords, in dem geistlichen Parlamente der Diöcese von Canterbury, sowie in öffentlichen, für religiöse Zwecke veranstalteten Meetings erwarb er sich den Ruf eines gewandten, schlagfertigen Redners, und die hochkirchliche Partei erkennt in ihm eine der Hauptsäulen ihrer Politik. Seit Nov. 1847 ist er auch Großalmosenier der Königin.

Wild, s. Jagd.

Wild (Franz), Opernsänger, geb. zu Hollabrunn in Niederösterreich 31. Dec. 1791, wurde früh Chorknabe in Klosterneuburg und später Sängerknabe an der Hofkapelle zu Wien. Nachdem er 1809 den Uebergang zum weltlichen Gesange durch seine Anstellung bei der Esterhazy'schen Privatkapelle zu Eisenstadt gefunden, ging er 1811 zum Theater an der Wien und wurde schon 1813 als erster Tenorist beim Hofoperntheater in Wien angestellt. Er gastirte 1816 in Berlin und kam 1817 als Kammersänger nach Darmstadt. Sein Ruf stieg in jener Zeit so, daß Oesterreich, als W. dem Rufe zur Rückkehr ins Vaterland nicht folgte, seine Auslieferung verlangte, die jedoch Hessen-Darmstadt verweigerte. Als die Blütezeit der darmstädter Oper vorüber, ging W. 1826 nach Paris und sang an der ital. Oper mit glänzendem Erfolge; dann nahm er ein Engagement in Kassel an. Infolge der kasseler Theaterzustände kehrte er indessen 1830 nach Wien zurück, wo seine Aufnahme in wahren Fanatismus ausartete. Obschon diese Zeit den Höhepunkt seines künstlerischen Wirkens bildete, blieb er doch bis 1847 beim Kärntnerthortheater in Wien angestellt und gab auch Gastspiele in München, Dresden, Berlin und Petersburg. Nachdem er 1847 das Kärntnerthortheater verlassen, zog er sich 1848 ins Privatleben zurück. Er lebte seitdem von den Einkünften seiner Besitzungen zu Oberdöbling bei Wien, wo er auch 9. Aug. 1856 starb. Wenn ein mächtiger Stimmfonds und die Fertigkeit, denselben aufs kunstgerechteste zu verwenden, alle Erfordernisse eines dramatischen Sängers sind, so war W. der größte Tenorist, welchen Deutschland gehabt hat. An Umfang, Wohlklang und Kraft der Stimme übertraf er alle. Sein Ton hatte eine außerordentliche Fülle und Gewalt; er erschütterte durch seine Stärke und beruhigte durch seine Sicherheit und Klarheit. Auch verstand W. zu singen wie wenige, nicht nur streng nach den Regeln der Schule und mit äußerst geschickter Handhabung seiner großen Mittel, sondern auch mit Gefühl und Empfindung, ja oft mit hinreißender Leidenschaft; besonders war sein Vortrag des Recitativs von seltener Vollkommenheit. Aber wie hinreißend er auch Partien, wie Othello, Licinius und Severus sang, blieb er doch ein minder vorzüglicher Darsteller.

Wilda (Wilh. Eduard), verdienter Lehrer des deutschen Rechts, geb. 17. Aug. 1800 zu Altona, sollte anfangs Kaufmann werden, faßte aber 1816 den Entschluß, sich den gelehrten Studien zuzuwenden. Er besuchte das Johanneum zu Hamburg, bezog 1821 die Universität zu Göttingen und hörte hier Hugo's und Meister's, insbesondere aber Eichhorn's Vorträge über deutsche Rechtsgeschichte, in denen seine Studien ihre Richtung empfingen. Hierauf studirte er noch zwei Jahre lang in Heidelberg unter Thibaut, Mittermaier und Schlosser, erhielt daselbst die jurist. Doctorwürde und ging dann nach Kiel und Kopenhagen, um sich mit dem nord. Rechte bekannt zu machen. Nachdem er seit 1826 Deutschland, die Schweiz und Frankreich bereist, begann er in Hamburg als Advocat zu prakticiren. Seine Neigung zur akademischen Laufbahn bestimmte ihn jedoch, sich 1831 in Halle zu habilitiren. Schon nach wenigen Monaten wurde er zum außerord. Professor ernannt. 1842 folgte er dem Rufe zu einer ord. Professur nach Breslau, die er 1854 mit einer solchen zu Kiel vertauschte. Er starb daselbst 9. Aug. 1856. W. nimmt unter den Germanisten einen hohen Rang ein. Wie kaum ein anderer wußte er, unterstützt durch tüchtige Kenntniß der nordischen Sprachen, die german. Rechtsinstitute in ihrer Tiefe zu erfassen und den Zusammenhang und die Einheit ihrer Quellen zu vermitteln. Dieses glänzende Talent bewährte er schon in seiner ersten Schrift «Das Gildenwesen im Mittelalter» (Halle 1831; 2. Aufl., Berl. 1838), welche die Phasen der Entwickelung dieses ganz aus german. Anschauungen hervorgegangenen Instituts von seiner Begründung zum Zwecke genossenschaftlicher Bewahrung der Rechte der Freien bis zu seinem Uebergange in den Begriff der Handwerkszünfte zuerst entwickelte. Dieser schloß sich an das nicht minder verdienstliche «Strafrecht der Germanen» (Halle 1842), welches den zweiten Theil einer lange vorbereiteten, aber nicht erschienenen «Geschichte des deutschen Rechts» bilden sollte. Nächstdem erwarb sich W. ein Verdienst durch die seit 1839 von ihm mit Reyscher herausgegebene «Zeitschrift für deutsches Recht». Unter den von ihm gelieferten Beiträgen zu derselben sind besonders die Untersuchungen über das

Pfändungsrecht, über Spiel und Wette, über Gewissensfreiheit hervorzuheben. Auch Weiske's «Rechtslexikon» enthält mehrere schätzbare Arbeiten von ihm.

Wildbad, ein Städtchen im Oberamte Neuenbürg des würtemb. Schwarzwaldkreises, von der bad. Eisenbahnstation Pforzheim $3\frac{1}{2}$ Postmeilen entfernt und in $2\frac{3}{4}$ St. erreichbar, in einem engen, wildromantischen, von der Enz durchströmten Thale, hat 2832 E. (1864), eine Papierfabrik, Bleichen, Holzhandel sowie Holzflößerei und wird wegen seiner alkalischen Mineralquellen, die einen Wärmegrad von + 27—29° R. haben, im Sommer von nahezu 4000 Badegästen besucht, welche hier bei Hüftweh, Podagra, verschiedenen Hautkrankheiten, Rheumatismen und Leberverhärtungen Heilung suchen. Die Quellen sind seit früher Zeit in Gebrauch, und die Anstalten haben neuerdings viel zweckmäßige Umgestaltungen sowie Vermehrung durch Prachtbauten erfahren. Von den vielen romantischen Partien, welche die Umgegend bietet, ist besonders der Wilde See zu nennen, dessen Wasser ohne sichtbaren Ab- und Zufluß immer dasselbe Niveau zeigt. Der Ort wird zum ersten mal 1367 genannt, als Graf Eberhard der Greiner daselbst von den Schleglern überfallen wurde. Mit diesem Grafen beginnt eine lange Reihe hoher Personen nicht nur aus dem würtemb., sondern auch von auswärtigen Fürstenhäusern, die das Bad besuchten. Eine europ. Berühmtheit hat es aber erst in neuerer Zeit erlangt. Vgl. außer den ältern Schriften von Kerner, Fricker u. a.: «Neueste Beschreibung der Schwarzwaldbäder W., Teinach u. s. w.» (4. Aufl., Stuttg. 1866).

Wilddiebstahl heißt die Beeinträchtigung fremder Jagdgerechtigkeit durch Einfangen und Erlegen von frei herumlaufenden wilden Thieren. Da nach gemeinem Rechte nur solches Wild, das in engern Räumen gehalten wird, den Gegenstand eines wirklichen, dem Eigenthümer jederzeit zugänglichen Besitzes und damit das Object eines Diebstahls abgeben kann, so läßt sich ein W. nur insofern annehmen, als die ausschließende Jagdgerechtigkeit auf eigenem und fremdem Boden von particulären Gesetzen zu den nutzbaren Rechten gezählt, hiernach aber jeder Eingriff in dieselbe als Vermögensminderung angesehen ward. Die fürstl. Jagdwuth ließ vordem den W. in Deutschland und anderwärts sogar mit Strafen an Leib und Leben bedrohen (s. Jagdrecht), was die Praxis (abgesehen von dem Falle der Concurrenz mit andern schweren Verbrechen, wie Drohung und offene Gewalt gegen Forstaufseher oder Todtschlag) allmählich durch Freiheitsstrafen ersetzte, die jedoch, besonders gegen gewerbmäßige Wilderer, immer noch unverhältnißmäßig streng waren. Nach den neuern Gesetzgebungen infolge der Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden wird die unbefugte Erlegung und Einfangung von jagdbaren Thieren meistens nur als Vergehen mit Geldbuße oder kurzem Gefängniß geahndet.

Wilde Jagd, Wüthende Jagd, Wildes Heer, Nachtgejaid, Nachtjäger, Helljäger u. s. w. nennt das Volk in Deutschland ein angeblich nächtliches Tosen in der Luft, wie von einem mit Jagdrufen und Hundegebell über Wälder, Felder und Ortschaften dahinbrausenden Geisterheere. Die Sagen vom Wilden Jäger sind ebenso zahlreich als weitverbreitet, ebenso mannichfaltig im einzelnen als übereinstimmend in den Grundzügen und berühren sich vielfach bald mit uralter Götter-, bald mit Heldensage. Deutlich liegt die eine Hauptwurzel derselben zutage in dem noch heute in Niederdeutschland üblichen Ausdrucke de Wode tüt oder Wode jaget, d. i. Wodan, der einherzieht an der Spitze seiner Schlachtjungfrauen, der Walkyrien (s. d.), und der Einherjar oder aller auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden, vielleicht auch begleitet von seinen Wölfen, die nach dem Mythus nebst seinen Raben als streitlustige, tapfere Thiere dem Kampfe folgten und sich auf die Leichen der Gefallenen stürzten. Etwas verdunkelter schon ist die in der Priegnitz vorkommende Benennung frau Gode, welche sich aus dem nicht mehr verstandenen frô Gode, d. h. Herr Wodan, entwickelt hat. Durch das Christenthum wurden zwar die heidnischen Götter zu Gespenstern und Teufeln herabgedrückt, lassen aber doch noch überall die göttlichen Züge deutlich erkennen. Wie der Himmelsgott Wodan, der Herr aller Luft- und Wettererscheinungen und folglich auch der Stürme, zu Rosse gedacht wurde und bekleidet mit einem breiten Hute und einem dunkeln Mantel, so erscheint auch der Wilde Jäger in Hut und Mantel zu Pferde, jetzt aber am Kreuzwege stürzend und jenseits sich wieder aufraffend, begleitet von Geistern von Trunkenbolden, Selbstmördern und Gewaltthätern, die oft ohne Kopf oder in grauser Verstümmelung einherziehen. Nur selten noch zeigt er sich dem begegnenden Wanderer mildthätig. Gewöhnlich bringt er Schaden oder Verderben, zumal dem Vorwitzigen, der ihn anruft oder in die Jagdschreie einstimmt; nur wer in der Mitte der Landstraße verharrt, oder ausweichend auf ein Saatfeld tritt, oder sich schweigend zu Boden wirft, entgeht der Gefahr. Besonders feindselig erweist der Wilde Jäger sich auch gegen die in Wäldern wohnenden Wilden oder Moosweibchen, die er jagt und, wenn er sie erreicht, grausam

zerbeißt. Das Erscheinen des Wilden Jägers ist zwar nicht an eine bestimmte Zeit geknüpft, doch zeigt er sich am häufigsten in den Zwölften. Außer auf Wodan leiten einige Spuren in den Sagen auch auf Fro (Freir). Eine andere Auffassung des Wüthenden Heeres zeigt sich besonders in der thüring. und mansfeldischen Sage. Hier fuhr es, auch die ungetauft verstorbenen Kinder in sich begreifend, im Geleite der Frau Holla alljährlich auf Fastnachtsdonnerstag vorüber, und das versammelte Volk wartete seiner Kunft, als solle ein mächtiger König einziehen. Vor dem Geisterhaufen aber trat ein alter Mann einher mit weißem Stabe, der Getreue Eckhardt (s. Tanhäuser), der die Leute aus dem Wege weichen hieß, damit sie nicht Schaden nähmen. Auch dieses Heer der Holla oder Berchtha liebt die Zwölften. Eine dritte Art der Wilden Jagd, welche mehr einem Kriegszuge oder Kampfe gleicht, ist in den Sagen weniger entwickelt und verbreitet. Im allgemeinen geht der Mythus vom Wüthenden Heere über alle german. Länder und findet sich auch in Frankreich und selbst in Spanien. In Niederdeutschland hat er ältere und reinere Züge bewahrt als in Oberdeutschland. Vgl. Jak. Grimm, «Deutsche Mythologie» (3. Aufl., 2 Bde., Gött. 1854).

Wildermuth (Ottilie), namhafte deutsche Schriftstellerin, geb. 22. Febr. 1817 zu Rottenburg am Neckar als älteste Tochter des damaligen Criminalraths Ronschütz, brachte ihre Jugend in Marbach am Neckar, dem Geburtsorte Schiller's, zu, wo sie wenig mehr als den Volksschulunterricht genoß und zunächst nur für den häuslichen Frauenberuf erzogen wurde. Mit einem erregbaren, namentlich für Poesie empfänglichen Gemüth begabt, machte sie schon frühzeitig dichterische Versuche, welche jedoch nicht über die nächsten Kreise hinaus bekannt wurden. 1843 vermählte sie sich mit Dr. Wildermuth, Professor der Mathematik und franz. Sprache zu Tübingen. Ihre ersten novellistischen Arbeiten veröffentlichte sie seit 1847 anonym im «Morgenblatt», und die beifällige Aufnahme derselben führte sie in die schriftstellerische Laufbahn. Ihren Ruf begründete sie mit den «Bildern und Schriften aus dem schwäb. Leben» (2 Bde., Stuttg. 1852; 5. Aufl. 1865), denen «Bilder aus dem Frauenleben» (2 Bde., Stuttg. 1855; 5. Aufl. 1865) folgten. Später schlossen sich daran an Novellen und Erzählungen: «Auguste, ein Lebensbild» (3. Aufl., Stuttg. 1860); «Im Tageslicht, Bilder aus der Wirklichkeit» (Stuttg. 1861); «Lebensräthsel, gelöste und ungelöste» (Stuttg. 1863); «Perlen aus dem Sande. Erzählungen» (Stuttg. 1867) u. s. w. In den meisten ihrer kleinen Erzählungen entwirft sie höchst gemüthvolle und ansprechende Gemälde eines bescheidenen häuslichen Glücks, welche besonders in den Kreisen jüngerer Frauen und Mädchen eine günstige Aufnahme gefunden haben. Auch als Schriftstellerin für Kinder hat sie Vorzügliches geleistet. Dahin gehören «Kindergruß» (2. Aufl., Stuttg. 1865), «Von Berg zu Thal» (3. Aufl., Stuttg. 1867), «Aus Schloß und Hütte», «Jugendgabe», «Aus der Kinderwelt» u. s. w.

Wild-, Rhein- und Raugrafen waren die Feudaltitel mehrerer der ältesten westdeutschen Dynastengeschlechter, die eine große Zahl zerstreuter Burgen und Güter von der Rheinpfalz ab über den Hundsrück, an der Nahe, dem Simmern, Kyr bis nach Winstingen, Püttlingen, Salm am Wasgau und tief in Lothringen hinein besaßen. Erst im Laufe des Mittelalters vererbten diese verschiedenen Titel zugleich mit den Burgen und Gütern auf Einen Stamm. Die Rheingrafen im Rheingau kommen sicher schon zu Anfange des 12. Jahrh. vor, und bald darauf wird ein Wildgraf Emich II. von Schmidburg am Hundsrück erwähnt, dessen ältester Sohn Konrad den Titel Wildgraf führte, während der jüngere, Emich, mit dem Titel Raugraf (s. d.) die Güter bei Altsimmern und Stromberg erhielt. Frühzeitig entstanden durch Verheirathungen neue Linien. Die Rheingrafen hielten sich zu dem Erzstift Mainz, wo sie bald, wie auch zu Worms und Strasburg, zu hohen Ehrenstellen befördert wurden; die Wildgrafen dagegen lagen in Streitigkeiten mit Lothringen, Trier und Köln und büßten dabei manche Besitzung ein. Zu Anfange des 15. Jahrh. gab es drei Aeste der Wild-, Rhein- und Raugrafen zu Tronecken, zu Dhaun und zu Kyrburg. Auch war die halbe obere Grafschaft Salm im Wasgaugebirge, mit den Schlössern Salm und Langenstein, durch die Vermählung der Erbtochter des gräfl. Hauses Salm mit dem Wild-, Rhein- und Raugrafen Johann V. 1475 dem alten Erbe nebst andern Lehen in Metz und in Lothringen zugefallen. Johann's VI. Söhne, Philipp und Johann VII., theilten 1514 das väterliche und mütterliche Erbe, und es erhielt Philipp die Grafschaft Dhaun, Rheingrafenstein im jetzigen Rheinhessen und Salm mit den Lehen von Metz und Lothringen, Johann VII. aber Kyrburg nebst den Herrschaften in Deutsch-Lothringen. Die seit 1485 erworbene Herrschaft Winstingen (Fénestrange) und der Heimfall des Astes von Tronecken, der 1533 erfolgte, blieben gemeinschaftlich. Der Wild- und Rheingraf Philipp starb 1521 und hinterließ zwei unmündige Söhne, Philipp Franz, geb. 1518, und Johann

Philipp, geb. 1520. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz wurde nach des Vaters Bestimmung ihr Vormund. Philipp Franz studirte, wie es scheint, zu Heidelberg, und früh fand zum Theil durch ihn die neue Lehre Eingang in seiner Herrschaft; Johann Philipp ging 1538, ungeachtet seiner Hinneigung zu Luther's Lehre, an den franz. Hof, wo er sich, unbekümmert um seine Aechtung durch den deutschen Kaiser und um den Verlust seiner Güter, 1543 unter den Fahnen Frankreichs an die Spitze deutscher Söldner stellte. Philipp Franz starb 1561 und sein Bruder Johann Philipp 1566. Des letztern Neffe, Johann Philipp, starb bald darauf in der Schlacht von Moncontour, und sein Ansehen und seinen Einfluß erbte sein Bruder, der Rheingraf Friedrich, geb. 1547, welcher der Stifter der Linie Salm (s. d.) war, wieder zur kath. Kirche übertrat und durch den deutschen Kaiser die fürstl. Würde erhielt. Wild- und Rheingrafen zu Kyrburg fochten im Dreißigjährigen Kriege im Dienste Gustav Adolf's und der Krone Schweden. Rheingraf Otto Ludwig gab nach der Schlacht bei Nördlingen die Festen und Städte des Elsaß an Frankreich und starb bald nachher 1634. Sein Bruder Johann Philipp fiel 1638 in dem ersten Treffen bei Rheinfelden. Rheingraf Otto, schwed. Statthalter, starb zu Strasburg 1637. Gegenwärtig führt den Titel Wild- und Rheingrafen nur noch die Grumbach'sche Linie des Hauses Salm, die, nachdem sie für die verlorenen Güter jenseit des Rhein 1803 mit dem münsterschen Amte Horstmar entschädigt worden war, 1817 unter dem Titel Salm-Horstmar vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben wurde, aber neben dem fürstlichen den alten Titel fortführt.

Wildschwein, s. Schweine.

Wildungen ist der Name zweier nahe beieinander gelegenen Städtchen im Ederkreise des Fürstenthums Waldeck, an der Wilde. Niederwildungen ist besonders bekannt durch seine trefflichen Mineralquellen. Die Helenenquelle enthält Natron, Kalkerde, Magnesia, Kochsalz und viel Kieselsäure. Der Stadtbrunnen ist eine schwache Kalkquelle, und der Georg-Victorbrunnen eine mittelstarke Eisenquelle mit Kohlensäure und Kalkerde. Besonders wirksam zeigen sich die Quellen in Krankheiten der Absonderungsorgane, bei Gries- und Steinanlage, Verschleimung des Unterleibes u. s. w. Von dem Mineralwasser werden jährlich bedeutende Quantitäten ausgeführt. Das Bad war bereits im 16. und 17. Jahrh. sehr besucht, gerieth aber seitdem mehr und mehr in Vergessenheit. Erst in neuerer Zeit, besonders seit Hufeland das Wasser empfohlen, hob sich der Besuch wieder, und man traf Anstalten, um das Bad wieder zu Ansehen zu bringen. Die Natur der Umgebung bietet viele Schönheiten. Die Stadt selbst zählt 2000 E. Es besteht hier eine Zuckerfabrik. In der Kirche befindet sich ein dem Grafen Josias von Waldeck von der Republik Venedig errichtetes Denkmal. Vgl. die Schriften von Dreves und Wiggers, Fischer, Kunsler, Stöcker (Erlang. 1866) und Rörig (2. Aufl., Lpz. 1868). Das 10 Minuten gegen Norden entfernte Städtchen Altwildungen hat 500 E. und ein fürstl. Bergschloß Friedrichsstein, das bereits 1247 genannt wird.

Wilhelm von Holland, deutscher König 1247—56, geb. 1227, folgte 1234 seinem Vater, dem Grafen Florentius IV., in der Grafschaft Holland. Nach dem Ableben des Gegenkönigs Heinrich Raspe (s. d.) fiel Papst Innocenz IV. auf den kaum 20jährigen Grafen W., um ihn dem Kaiser Friedrich II. und dessen Sohne Konrad IV. gegenüberzustellen. Wirklich wurde W. 3. Oct. 1247 von der päpstl. Partei gewählt und, nachdem er die Krönungsstadt Aachen nach langer Belagerung eingenommen, daselbst 1. Nov. 1248 gekrönt. Da indeß die Mehrzahl der Stände sich zu Friedrich II. hielten, so mußte W., ohne etwas gegen diesen ausrichten zu können, wieder nach Holland zurückkehren. Erst nachdem Friedrich II. 1250 gestorben und Konrad IV. genöthigt war, 1251 über die Alpen zu ziehen, um seine ital. Erblande zu retten, gewann W. durch Gnadenbezeigungen und Belehnungen in Deutschland einigen Anhang. Als Konrad IV. 1254 in Italien starb, erkannten fast alle deutschen Fürsten W. als König an, der aber schon 28. Jan. 1256 im Kampfe gegen die Friesen umkam. Nun folgte das sog. große Interregnum (s. d.). Vgl. Meermann Freiherr von Dalem, «Geschichte des Grafen W. von Holland, röm. Königs» (2 Bde., Lpz. 1787—88).

Wilhelm I. (Friedr. Ludwig), König von Preußen und Herzog von Lauenburg, geb. 22. März 1797, der zweite Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, genoß mit seinem ältesten Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., eine sorgfältige Erziehung, trat früh in den Militärdienst und wohnte den Feldzügen von 1813 und 1814 bei. Am 11. Juni 1829 vermählte er sich mit der Prinzessin Augusta (Marie Luise Katharina), geb. 30. Sept. 1811, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar. Seit der Thronbesteigung seines

Bruders (1840) führte W. als präsumtiver Thronfolger den Titel «Prinz von Preußen». Er wurde zu hohen militärischen und polit. Würden, zum Statthalter von Pommern, General der Infanterie u. s. w. erhoben, auch in den ersten Vereinigten Landtag berufen und nahm an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil. Seine ausgesprochene Vorliebe für das Militärwesen war die Hauptursache, weshalb er vielfach mit Unrecht als die Hauptstütze der absolutistischen Tendenzen betrachtet wurde, und dieses Vorurtheil gab sich auch während der Märztage 1848 in einer heftigen, mannichfach künstlich geschürten Aufregung gegen den Prinzen kund. Der Prinz reiste infolge dessen nach England. Doch war das Ministerium Camphausen für seine Rückberufung bemüht, und bereits im Juni kehrte er nach Berlin zurück. Zum Abgeordneten erwählt, trat er in die preuß. Nationalversammlung ein, ohne an den Verhandlungen weitern Antheil zu nehmen. Im Sommer 1849 erhielt W. den Oberbefehl über die zur Bewältigung der südwestdeutschen Revolution bestimmte Truppenmacht. Auf der Reise dahin ward sein Leben zu Nieder-Ingelheim 12. Juni durch einen Mordversuch bedroht. In wenigen Wochen unterwarf er die aufständische Pfalz und Baden und hinterließ durch sein gerades und biederes Benehmen überall einen günstigen Eindruck. Im Oct. 1849 zum Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen ernannt, nahm er seinen regelmäßigen Wohnsitz in Koblenz, ward jedoch bei allen wichtigen Angelegenheiten, die in den nächsten Jahren die preuß. Politik beschäftigten, zu Rathe gezogen. Außerdem erhielt er 1854 die neucreirte Würde eines Generalobersten der Infanterie (mit Feldmarschallsrang) und das Amt eines Gouverneurs der Bundesfestung Mainz. Auch fungirte er als Großmeister sämmtlicher preuß. Freimaurerlogen. Die frühere Misstimmung gegen den Prinzen schlug allmählich in eine unbestrittene Popularität um, zumal seit sich bei mehrern Angelegenheiten kundgab, wie sehr sein militärisch einfaches Wesen allen Parteiextremen abhold und nur auf die Förderung der Macht und Wohlfahrt Preußens gerichtet war. In der That auch gerieth die bisherige feudale und klerikale Reaction in Preußen sofort in Stockung, als W. 23. Oct. 1857 von seinem erkrankten Bruder die Stellvertretung in den Regierungsgeschäften, zunächst mit engbegrenzter Vollmacht und auf je drei Monate, erhielt. Die zunehmende Krankheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. machte es nothwendig, daß W. 9. Oct. 1858 verfassungsmäßig die förmliche Regentschaft übernahm. Nach dessen Tode bestieg er 2. Jan. 1861 den erledigten Thron und ließ sich mit seiner Gemahlin Augusta zu Königsberg 18. Oct. 1861 feierlich krönen. (S. Preußen.) Während der ersten Jahre seiner Regierung (der sog. neuen Aera) 1858—62 umgab sich W. mit einem altliberalen Ministerium unter dem Vorsitze des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und Rudolf's von Auerswald. Dasselbe suchte in die Bahnen des Parlamentarismus einzulenken, verlor aber seit der Organisation der sog. Fortschrittspartei und vollends seit den Neuwahlen von 1861 die polit. Führung im preuß. Abgeordnetenhause. Auch die auswärtige Politik des Ministeriums, das namentlich die deutsche Aufgabe Preußens betonte, ließ die Energie vermissen. Während des ital. Kriegs von 1859 zeigte sich W. nicht abgeneigt, mit seiner ganzen Macht für die Aufrechterhaltung des österr. Besitzstandes einzutreten. Da er zugleich die Oberleitung der deutschen Bundesarmee für die Krone Preußen forderte, so schloß Oesterreich lieber rasch den unvortheilhaften Frieden von Villafranca ab. Die Hoffnungen des Nationalvereins, daß Preußen nunmehr die deutsche Verfassungsfrage ernstlich in die Hand nehmen werde, blieben unerfüllt; ebenso wenig hatte die preuß. Einmischung in die schlesw.-holstein. und kurhess. Frage positiven Erfolg. Ein Meuchelmörder, Oskar Becker (s. d.), welcher zu Baden-Baden 14. Juli 1861 auf W. schoß, ohne denselben jedoch ernstlich zu verletzen, gab sogar als Motiv an: er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der König der Aufgabe nicht gewachsen sei, die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Unterdeß war W., unter Mitwirkung des Kriegsministers von Roon (s. d.), hauptsächlich mit der Durchführung einer Reorganisation des preuß. Heerwesens beschäftigt, welche er selbst als «sein eigenstes Werk» bezeichnet hat. Der Widerspruch, den diese Maßregel im Abgeordnetenhause erfuhr, und der Streit um das Budgetrecht veranlaßte den sog. preußischen Verfassungsconflict und zunächst den Rücktritt des altliberalen Ministeriums im März 1862. Nun berief W., der schon bei Gelegenheit seiner Krönung das «Königthum von Gottes Gnaden» gegenüber den Theorien der Fortschrittspartei scharf betont hatte, ein neues Cabinet aus der conservativen Partei, worin zunächst Prinz Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen, dann Sept. 1862 Karl Otto von Bismarck-Schönhausen (s. d.) den Vorsitz übernahm. Seitdem verschärfte sich der Verfassungsconflict von Jahr zu Jahr, und die Popularität des Königs schwand dahin, wenn auch die conservative Partei durch Loyalitätsadressen und Deputationen ihre Zustimmung zu dem neuen System kundgab. Nach außen hin begann jetzt die preuß. Politik eine größere

Energie zu entfalten. Zunächst wurde der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen-Kassel durch die drohende Haltung Preußens zur endlichen Nachgiebigkeit in der kurhess. Verfassungsfrage bewogen. Als auf Einladung des Kaisers Franz Joseph I. von Oesterreich im Aug. 1863 der deutsche Fürstentag in Frankfurt a. M. stattfand, weigerte sich W., trotz wiederholter Einladungen, daran theilzunehmen, weil in den österr. Vorschlägen die Machtstellung Preußens nicht gebührend berücksichtigt war. Der schlesw.-holstein. Krieg von 1864 brachte den preuß. Waffen neuen Ruhm, und nach Erstürmung der Düppeler Schanzen erschien W. 21. April auf dem Kampfplatze, um seinen Truppen persönlich Dank zu sagen. Im Wiener Frieden vom 30. Oct. 1864 trat der dän. König Christian IX. die drei Elbherzogthümer an König W. und Kaiser Franz Joseph zu gemeinsamem Besitz ab. Durch den Gasteiner Vertrag vom 14. Aug. 1865 überließ jedoch Oesterreich gegen eine Abfindungssumme das Herzogthum Lauenburg ganz an die Krone Preußen, worauf W. 15. Sept. daselbst Besitz ergreifen ließ und 26. Sept. in Ratzeburg persönlich die Erbhuldigung der lauenburg. Ritter- und Landschaft entgegennahm. Die Schwierigkeiten der innern Politik waren durch diese erfolgreiche Action nach außen zwar in den Hintergrund gedrängt, aber in keiner Weise ausgeglichen worden. Die Opposition ging sogar in ihrer Leidenschaftlichkeit mehrfach so weit, daß sie das preuß. Staatsinteresse aus den Augen setzte, um dem Ministerium eine Niederlage zu bereiten. Andererseits versuchte die Regierung vergebens, durch außergewöhnliche Maßnahmen einen Umschwung der öffentlichen Meinung anzubahnen. Erst der Preußisch-Deutsche Krieg (s. d.) von 1866 übte im Innern eine versöhnende Wirkung. Als W. 18. Juni sein Volk zu den Waffen rief, erwachte der preuß. Geist überall mächtig, und die ersten Siegesnachrichten wurden mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Am 2. Juli traf der König zu Gitschin auf dem böhm. Kriegsschauplatze ein und übernahm den Oberbefehl; tags darauf wurde die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz (s. d.) geschlagen. Am 18. Juli verlegte W. sein Hauptquartier nach Nikolsburg, und daselbst erfolgte 26. Juli der Abschluß der Präliminarien mit Oesterreich, welche im Frieden zu Prag 23. Aug. ihre definitive Bestätigung erhielten. Auch Oesterreichs Bundesgenossen bewilligte W. den nachgesuchten Frieden, und zwar mußten die süddeutschen Staaten gleichzeitig ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen eingehen, während alle deutschen Staaten nördlich vom Main, außer Luxemburg und Limburg, dem unter Preußens Führung neuzubegründenden Norddeutschen Bunde (s. d.) beitraten. Außerdem wurden Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau, Frankfurt a. M., Hessen-Homburg nebst verschiedenen hess.-darmstädt. und bair. Gebietstheilen (20. Sept. und 24. Dec.) der preuß. Monarchie einverleibt. Bereits 4. Aug. war W. nach Berlin zurückgekehrt, wo er mit größtem Enthusiasmus empfangen wurde; beim Siegeseinzuge der Truppen daselbst 20. und 21. Sept. erreichte Begeisterung und Jubel den höchsten Grad. Durch das mit dem Landtage vereinigte Indemnitätsgesetz für die fünfjährige budgetlose Verwaltung des Ministeriums Bismarck und durch den Erlaß einer Amnestie für alle polit. und Preßvergehen wurde die Aussöhnung zwischen König und Volk vollends besiegelt. Am 24. Febr. 1867 eröffnete W. den ersten (constituirenden) Reichstag des Norddeutschen Bundes, und durch die mit diesem vereinbarte Bundesverfassung, welche 1. Juli in Kraft trat, wurde der Krone Preußen das Bundespräsidium und das Bundesfeldherrnamt übertragen. Am 8. Juli 1867 folgte der Abschluß eines Vertrags zwischen dem Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten, wodurch der Deutsche Zollverein (s. d.) eine constitutionelle Ordnung und eine gemeinsame Volksvertretung erhielt. So hatte Preußen und Deutschland unter König W. eine neue Organisation gewonnen, welche zwar die langgehegten nationalen Wünsche noch nicht ganz befriedigte, aber doch der deutschen Nation eine würdige und geachtete Stellung im Rathe der Völker sicherte. Aus der Ehe W.'s mit der Königin Augusta entsprangen eine Tochter, Luise (Marie Elisabeth), geb. 3. Dec. 1838, vermählt 20. Sept. 1856 mit dem Großherzog Friedrich I. von Baden, und ein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (Nikolaus Karl), geb. 18. Oct. 1831. Derselbe bildete sich nach beendigter Erziehung auf der Universität Bonn und auf größern Reisen weiter aus. 1864 wohnte er dem schlesw.-holstein. Kriege bei, und 1866 befehligte er mit großem Erfolge die Zweite Armee. Er ist General der Infanterie, Statthalter von Pommern u. s. w. Am 25. Jan. 1858 vermählte er sich mit der ältesten Tochter der brit. Königin Victoria, der Princeß-Royal von Großbritannien und Irland, Victoria (Adelheid Marie Luise), geb. 21. Nov. 1840, aus welcher Ehe eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorging.

Wilhelm der Eroberer, König von England 1066—87 und Herzog der Normandie seit 1035, geb. 1027, war der natürliche Sohn des Herzogs Robert II. (s. d.) des Teufels von der

Normandie und einer schönen Kürschnerstochter, Herlotte oder Herleva, aus Falaise. W. wurde 1033, als Robert seine Pilgerfahrt antrat, von den zu Fécamp versammelten Ständen als Nachfolger anerkannt. Auf die Nachricht von des Vaters Tode 1035 wollten ihm Verwandte und Vasallen das Herzogthum entreißen; er fand jedoch an seinem Lehnsherrn und Vormund, Heinrich I. von Frankreich, eine kräftige Stütze. 1051 besuchte W. seinen Verwandten, Eduard den Bekenner, König von England, welcher ihm in Ermangelung eigener Nachkommenschaft die engl. Krone versprochen haben soll. 1053 vermählte W. sich mit der Tochter des Grafen Balduin V. von Flandern, Mathilde (gest. 1083), die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebar. Durch große Geistesgaben und außerordentliche Körperkraft ausgezeichnet, tapfer bis zur Tollkühnheit, machte W. sich im weiten Umkreise bald angesehen und gefürchtet. Er bändigte seine Vasallen, erwarb die Grafschaft Maine und führte wiederholt glückliche Fehden gegen die benachbarten Fürsten, selbst gegen den franz. König. Als nach dem Tode Eduard's 5. Jan. 1066 Graf Harald sich der engl. Krone bemächtigte, beschloß W. seine Ansprüche mit den Waffen geltend zu machen. Papst Alexander II. billigte den Plan und übersandte W. eine geweihte Kreuzfahne und Reliquien. Nachdem im Hafen St.-Valéry an der Sommemündung etwa 700 Schiffe mit 60000 Kriegern gesammelt waren, ging W. unter Segel und landete 29. Sept. bei Hastings (s. d.). Hier kam es bereits 14. Oct. zur Entscheidungsschlacht, wo Harald fiel und die Angelsachsen eine vollständige Niederlage erlitten. Nur einzelne Burgen und Städte leisteten noch Widerstand; doch binnen kurzer Zeit unterwarfen sich alle. Bereits 25. Dec. 1066 wurde W. als König in London (Westminster) gesalbt und gekrönt. Seine Gemahlin Mathilde ließ zum Andenken der Eroberung die berühmte Tapisserie de Bayeux (s. d.) verfertigen. W.'s erstes Verhalten war streng, aber keineswegs barbarisch. Zwar wählte er seine Beamten aus den Normannen und wies seinen Kriegern die Ländereien der erschlagenen engl. Großen sowie einen Theil der Krongüter an; allein kein Engländer scheint damals aus seinem Besitz getrieben worden zu sein. Das Osterfest 1067 beging W. mit großer Pracht zu Fécamp in der Normandie, wohin ihn viele engl. Große als Geiseln begleiten mußten. Kaum hatte er sich entfernt, als sich die Bevölkerung des nördl. und westl. England erhob. Der König kehrte im Dec. 1067 zurück und dämpfte den Aufstand. Aber 1068 brach ein weit gefährlicherer Aufruhr in Northumberland aus. Gleichzeitig erhob der König Svend Estridson von Dänemark, als Neffe Knut's d. Gr. (s. d.), ebenfalls Ansprüche auf den engl. Thron und schickte seinen Bruder Osborne (Asbjörn) ab, der mit einer großen Flotte an der Humbermündung landete und eine furchtbare Verwüstung begann. W. schloß im Herbste 1069 einen Vertrag mit Osborne, in welchem er den Dänen die ganze Küste unter der Bedingung preisgab, daß sie nach Verlauf des Winters abzögen. Hierdurch gelang es ihm, seine ganzen Kräfte auf die Unterdrückung der Engländer zu verwenden. Zwar unternahm auch König Malcolm III. von Schottland nach dem Abzuge der Dänen einen Einfall; derselbe mußte aber bald wieder zurückkehren. Um die Northumbrier zu strafen, verwandelte W. das ganze Land zwischen dem Humber und Tees in eine Einöde. Außerdem begann er die Ausrottung der angelsächs. Adelsfamilien über das ganze Land und die Einführung der normann. Feudalverfassung. Mit so gewaltigen Veränderungen verband W. auch die Einführung der normann.-franz. Sprache im öffentlichen Leben. Wiewol es nicht möglich war, das Angelsächsische aus dem Geschäftsverkehr des Volks sowie aus den Kirchen und den niedern Gerichten auszurotten, fühlten doch die Eingeborenen die arge Verletzung ihrer Nationalität und versuchten wiederholt, aber vergebens, das fremde Joch abzuschütteln. In der Normandie versuchte W.'s ältester Sohn Robert, auf Anstiften des Königs Philipp I. von Frankreich, die Herrschaft an sich zu reißen. Der Krieg zwischen Vater und Sohn dauerte mehrere Jahre, bis endlich die Königin 1080 eine Aussöhnung zu Stande brachte. Auch mit dem schott. König Malcolm III. und den unabhängigen Fürsten von Wales hatte W. noch wiederholt zu kämpfen. In den J. 1085—86 ließ W. ein ausführliches Kataster über sein ganzes Königreich abfassen, das sog. Domesday-book, das noch vorhanden ist und die wichtigste Geschichtsquelle für jene Epoche bildet. Wie sehr auch diese und andere Einrichtungen von W.'s Genie und Herrschergröße zeugen, so erscheint doch sein Verfahren in andern Dingen höchst barbarisch. Um der Jagdlust zu fröhnen, ließ er in der Gegend von Winchester einen der blühendsten Striche des Landes im Umfange von mehr als 30 M. in Wald verwandeln, und 1083 gab er einen furchtbar strengen Forstcodex, in welchem die Jagdfrevel mit Todesstrafe, Augenausstechen und Entmannung belegt waren. Endlich fand W. seinen Tod auf einem Feldzuge gegen Philipp I. von Frankreich. Er brach im Aug. 1087 gegen Paris auf und verwüstete unterwegs alles mit Feuer und Schwert. Als er aber in den brennenden Trümmern von Mantes-sur-

Seine, das er erobert, herumritt, that sein Pferd einen Sprung, der ihm eine starke Verletzung am Unterleibe zuzog. Man brachte ihn nach Rouen zurück, wo er 7. Sept. 1087 starb. Seiner Anordnung gemäß folgte ihm in der Normandie der älteste Sohn, Robert, welcher aber sein Land an seine Brüder verpfändete, um den ersten Kreuzzug mitzumachen; als er später das Herzogthum wieder zu gewinnen suchte, wurde er 1106 gefangen und starb 1134 nach 28jähriger Haft. In England succedirte W.'s zweiter Sohn, Wilhelm II., der Rothhaarige (Rufus), 1087—1100, und nach dessen Tode W.'s dritter Sohn, Heinrich I., 1100—35. Eine Tochter W.'s, Adele, ward mit dem Grafen Stephan von Blois vermählt. Der dritte Sohn aus dieser Ehe, Stephan, wurde König von England, 1135—54. Nach Stephan's Tode kam die engl. Krone an das Haus Plantagenet (s. d.). Vgl. Thierry's geistreiche, aber die Sache der Angelsachsen nicht immer unparteiisch vertheidigende «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (7. Aufl., 4 Bde., Par. 1842); Freeman, «History of the Norman conquest of England» (Bd. 1, Lond. 1867).

Wilhelm III., aus dem Hause Nassau, Prinz von Oranien 1650—1702, durch die Revolution von 1688 König von England, Schottland und Irland, seit 1672 Generalkapitän und Großadmiral der niederländ. Republik sowie Statthalter der Provinzen Holland und Seeland, war der Sohn Wilhelm's II. von Oranien, der in den Niederlanden 1647—50 dieselben Würden bekleidete, und der Henriette Maria Stuart, Tochter König Karl's I. von England, sowie ein Urenkel des Begründers der niederländ. Unabhängigkeit, Wilhelm's I. (s. d.) von Oranien. Er wurde am 4. (14.) Nov. 1650 acht Tage nach dem Tode seines Vaters geboren. Alles vereinigte sich zum Verderben des körperlich schwachen Knaben; Cromwell verfolgte ihn als Stuart, Ludwig XIV. nahm ihm mehrmals sein kleines Fürstenthum Oranien, und schon 1661 starb ihm die Mutter. Sein Vater hatte das Generalkapitanat und die Statthalterschaft in der Familie erblich zu machen gesucht. Allein die republikanisch-ständische Partei, an deren Spitze der Großpensionar Witt (s. d.), setzte 1667 den Beschluß durch, daß kein künftiger Generalkapitän zugleich Statthalter sein könne, wodurch der Prinz die Aussicht auf die eine oder andere Würde verlor. Indessen überwachten die Generalstaaten doch seine Erziehung und übertrugen dieselbe seiner Großmutter, Emilie von Solms, einer strengen und politisch gebildeten Frau. Bereits im jugendlichen Alter offenbarte W. einen festen, ernsten, unterrichteten Charakter. Während der Unruhen, die 1672 die Invasion Ludwig's XIV. (s. d.) begleiteten, wählten ihn Holland und Seeland zum Statthalter und die Generalstaaten zum Generalkapitän und Großadmiral der niederländ. Republik. W. schwor, die Niederlande zu retten oder in der letzten Schanze zu sterben, und weckte durch sein erstes Auftreten schon das allgemeine Zutrauen. Er ermüdete die franz. Generale, die größten Krieger ihrer Zeit, durch geschickte Bewegungen; die Geringfügigkeit seiner Streitmittel und die wankelmüthige Politik der Verbündeten hinderten ihn jedoch von einem Feldzuge zum andern, große Schläge zu versuchen. 1676 wurde er 11. April bei Mont-Cassel geschlagen und mußte mit Verlusten die Belagerungen von Mastricht, St.-Omer und Charleroi aufheben. Da Ludwig XIV. auf dem Congresse zu Nimwegen ungeheuere Forderungen erhob, suchte W. England an seine Person und das niederländ. Interesse zu ketten. Im Herbst 1677 reiste er nach London und vermählte sich hier mit seiner Cousine Maria, der ältesten Tochter des nachmaligen Königs Jakob II. Im Frieden zu Nimwegen (s. d.) 1678 behielt die niederländ. Republik ihr Gebiet unverkürzt und verpflichtete sich dagegen zur Neutralität. Doch W. überwachte seitdem rastlos die ehrgeizige und raublustige Politik Ludwig's XIV. Erbittert über die sog. Réunions (s. d.), vermittelte er den Defensivtractat im Haag 1683 und das Bündniß zu Augsburg 1686, welche weitern franz. Uebergriffen eine Schranke setzen sollten. Gleichzeitig behielt er die Verhältnisse Großbritanniens sorgsam im Auge. Seit der Thronbesteigung seines Schwiegervaters, Jakob's II. (s. d.), war W., als Gemahl der präsumtiven Thronerbin, dem kirchlichen und polit. Despotismus desselben wiederholt entgegengetreten. Als Jakob offen die Einführung des Katholicismus betrieb, schützte er die verfolgten Protestanten und warnte den engl. Hof vor Gewaltstreichen. Nach der Geburt des Prinzen von Wales (Jakob III.), den die Protestanten für ein untergeschobenes Kind hielten, vereinigten sich Whigs und Tories, Bischöfliche und Presbyterianer und baten W. um seine bewaffnete Einmischung. Im Sommer 1688, als die Spaltung zwischen König und Volk in England aufs Höchste gestiegen, nahm W., von engl. Großen und den Generalstaaten unterstützt, bedeutende Rüstungen vor, bei welchen ihm die europ. Weltlage zum Vorwand diente. Sodann ließ er in England ein Manifest verbreiten, worin er die Rechtsverletzungen Jakob's aufzählte, den Prinzen von Wales für untergeschoben erklärte und als Gemahl der Thronerbin seine Ankunft in England zur Herstellung der kirchlichen und polit. Freiheit ver-

kündigte. Bald darauf landete er 5. Nov. 1688 mit 50 Kriegsschiffen und 14000 Mann zu Torbay, marschirte sogleich auf Exeter und fand, nachdem die erste Furcht überwunden, von Hohen und Niedern den größten Zulauf. Auch die ihm entgegengeschickten Truppencorps, der Prinz Georg von Dänemark und dessen Gemahlin Anna, die zweite Tochter Jakob's II., erklärten sich für ihn. Während W. langsam auf die Hauptstadt vorrückte, erleichterte ihm Jakob den Sieg, indem derselbe auf Andringen seiner kath. Räthe nach Frankreich entfloh. Unter dem Jubel des Volks und ohne Schwertstreich nahm W. endlich 18. Dec. 1688 von London Besitz, wo ihm die in Eile versammelten Peers die provisorische Regentschaft übertrugen. In dieser Stellung berief W., da er vom Rechte der Eroberung keinen Gebrauch machen wollte, das Parlament unter dem Namen einer Convention, das 22. Jan. 1689 zusammentrat und den engl. Thron als durch die Flucht Jakob's II. erledigt erklärte. Auf die Erklärung W.'s, daß er sich mit der Rolle eines Regenten und Gemahls der Königin nicht begnügen, sondern lieber nach den Niederlanden zurückkehren werde, übertrug 13. Febr. 1689 das Parlament ihm und seiner Gemahlin die brit. Krone mit der Bestimmung, daß er allein die Geschäfte besorgen, und daß nach beider kinderlosem Tode die Prinzessin Anna den Thron erben sollte. Zugleich legte ihm das Parlament die berühmte Declaration of Right (s. d.) vor, in welcher die alten Nationalfreiheiten in zeitgemäßer Form zusammengefaßt waren. W. unterzeichnete ohne Zögern diesen neuen Grundvertrag, der als die Basis des brit. Staatsrechts betrachtet wird. Auch die schott. Nationalconvention sprach ihm 11. April 1689, am Tage, wo er zu Westminster gekrönt wurde, den Thron zu. Leicht erlangte W. die Beistimmung der beiden Häuser zur Theilnahme an dem seit 1688 wieder ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich, worauf er der großen Wiener Allianz 1689 beitrat. Nun aber landete Jakob II. mit franz. Hülfe auf Irland (s. d.) und unterwarf sich die ganze Insel. W. brachte mit der Bezwingung Irlands mehrere Jahre zu und vermochte erst seit 1691 seine Kräfte ungetheilt dem europ. Continentalkriege zu widmen. Im Febr. 1691 ging er mit einem Heere nach den Niederlanden, war aber als Feldherr weder in diesem noch in den folgenden Feldzügen glücklich. Während die brit. Flotte zur See siegte, wurde er 3. Aug. 1692 bei Steenkerken geschlagen. Nachdem eine Expedition Jakob's II. auf die engl. Küste gescheitert, vereinigte sich derselbe mit dem franz. Hofe zu einem Anschlage auf W.'s Leben, der jedoch ebenfalls mislang. Im Juli 1693 eroberte W. die franz. Linien zwischen Schelde und Leye, erlitt aber 29. Juli die Niederlage bei Neerwinden. Die brit. Flotte verwüstete 1694 die franz. Küsten; auch eroberte W. 1695 Namur. Ludwig XIV. rüstete für 1696 zu einer neuen Landung auf England, und zugleich sollte ein abermaliger Mordversuch auf W. die Allianz der Mächte sprengen. Wiewol beide Anschläge gänzlich scheiterten, steigerten sie doch den Haß W.'s gegen seinen Feind, sodaß eine Versöhnung unmöglich schien. Doch mußte sich W. bei seiner schwierigen Stellung zur brit. Nation und den großen Verlusten des brit. Handels zum Frieden entschließen. Derselbe wurde 20. Sept. 1697 zu Ryswijk (s. d.) unterzeichnet und war insofern für W. ein großer Erfolg, als Ludwig XIV. die neue Regierung Englands anerkannte und die Macht Frankreichs schwere Wunden empfangen hatte.

Das frostige und verschlossene Wesen W.'s, sein zurückgezogenes Leben in Hamptoncourt und Kensington, sein geringer Eifer für die Hochkirche, seine Parteilichkeit für die Whigs, seine Härte gegen die Jakobiten (s. d.) und die Clane im schott. Hochlande machten ihn in Großbritannien bald unpopulär, während er in den Niederlanden fortwährend sich der größten und allgemeinsten Anhänglichkeit erfreute und namentlich bei seiner ersten Rückkehr nach dem Haag 1691 gleichsam im Triumphe eingeholt ward. Seine Gemahlin, die Königin Maria II., mit der W. in einer sehr glücklichen Ehe lebte, war beim brit. und niederländ. Volke gleich beliebt, doch sie starb kinderlos schon 28. Dec. 1694 im Alter von 33 J. an den Kinderblattern. Damit fiel W. nun die Krone allein zu, die er auch entschlossen war zu behaupten, wenngleich er wiederholt drohte, sie niederzulegen und nach Holland zurückzukehren. Nach dem Frieden zu Ryswijk setzte das Parlament 1697 gegen seinen Willen das Heer in Friedenszeiten auf 10000 Mann herab und zwang ihn auch, seine holländ. Garde zu entlassen. Es traf dies mit dem Augenblicke zusammen, wo Ludwig XIV. die Erbschaft der span. Monarchie für die Bourbons erstrebte. (S. Spanischer Erbfolgekrieg.) Im Interesse des europ. Friedens befürwortete W. eine Theilung und schloß mit Ludwig XIV. die beiden Partagetractate von 1698 und 1700. Als dann aber nach Karl's II. von Spanien Tode das Testament zum Vorschein kam, das den Enkel Ludwig's XIV. zum Erben einsetzte, war er der rührigste Dränger zum Kriege. Er vermochte das Parlament zur Absendung eines Corps nach den Niederlanden, und nachdem er in derselben Sitzung 1701 die berühmte prot. Successionsacte (s. Stuart) durchgesetzt, schloß er 7. Sept.

im Haag die Tripleallianz zwischen Oesterreich und den Seemächten. Dennoch würde er kaum das Parlament zum Kriege haben fortreißen können, hätte nicht Ludwig XIV. die engl. Nation verletzt, indem derselbe nach Jakob's II. Tode dessen Sohn als König Jakob III. (s. d.) anerkannte. Das neue Parlament, das im Jan. 1702 zusammentrat, erklärte dieses Verfahren als Friedensbruch und bewilligte W. sogleich ein Heer von 45000 Mann. W. sollte indessen den Kampf seiner Nachfolgerin auf dem brit. Throne, der Königin Anna (s. d.), überlassen. Schon lange sehr kränklich, brach er auf einem Ritt nach Hamptoncourt das rechte Schlüsselbein, was ein heftiges Wundfieber und den 8. (19.) März 1702 seinen Tod zur Folge hatte. Großbritannien hatte ihm die Feststellung seiner kirchlichen und polit. Freiheit, überhaupt die Begründung seines modernen Staatslebens zu verdanken, und ganz Europa verehrte ihn als den unermüdlichen Vorkämpfer gegen die Tyrannei Ludwig's XIV. Seine zahlreichen Besitzungen in Deutschland und den Niederlanden verursachten den langen Oranischen Erbfolgestreit. (S. Oranien.) Vgl. Trevor, «Life and times of William III.» (2 Bde., Lond. 1835—36); Vernon, «Court and times of William III.» (3 Bde., Lond. 1841).

Wilhelm IV. (Heinrich), König von Großbritannien, Irland und Hannover, 1830—37, dritter Sohn Georg's III. (s. d.), wurde 21. Aug. 1765 geboren und verrieth zeitig eine kräftige Constitution und eine einfache Biederkeit und Derbheit des Charakters, weshalb man ihn 1778 als Cadet in die brit. Marine einstellte. Der Prinz wohnte 1780 dem Gefecht gegen den span. Admiral Langara, dann der Eroberung des franz. Schiffs Proteus, 1781 der gefahrvollen Verproviantirung von Gibraltar bei und besuchte dann die westind. Gewässer. Nach der gesetzmäßigen Prüfung kam er 1785 als Lieutenant auf die Fregatte Hebe, und 1786 übernahm er auf der Station der Inseln unter dem Winde das Commando der Fregatte Pegasus. Bei der Rückkehr nach England erhielt W. 1788 den Titel eines Herzogs von Clarence und St.-Andrews sowie eines Grafen von Munster in Irland. Als 1789 ein Krieg mit Spanien drohte, wurde er Befehlshaber eines Schiffs von 74 Kanonen und 3. Dec. Contreadmiral. Wiewol er von Stufe zu Stufe stieg, durfte er sich doch seitdem nicht mehr an kriegerischen Unternehmungen betheiligen. Gegen das J. 1790 trat W. in ein Verhältniß mit der liebenswürdigen Schauspielerin Dora Jordans, die ihm im Laufe von 20 J. zehn Kinder gebar. Von der königl. Familie gedrängt und in der Hoffnung, seine geringe Apanage durch eine legitime Ehe vermehrt zu sehen, verließ er 1811 die brave Mutter seiner Kinder. Dora Jordans kehrte gebrochenen Herzens auf die Bühne zurück, mußte aber 1815, infolge einer geleisteten Bürgschaft bedrängt, nach Frankreich fliehen, wo sie einige Monate später in Dürftigkeit zu St.-Cloud starb. Am 11. Juli 1818 heirathete W. die Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, Adelheid (geb. 13. Aug. 1792, gest. 2. Dec. 1849), und diese gebar ihm 1821 eine Tochter, die aber schon nach drei Monaten starb. Wiewol das Parlament seine Einkünfte um 5000 Pfd. St. vermehrte, reichten dieselben doch nicht für einen Hofhalt in England hin. Erst nach dem Tode seines Bruders, des Herzogs von York (s. d.), erhielt er 1827 als nunmehr nächstberechtigter Thronerbe eine Erhöhung seiner Apanage auf 40000 Pfd. St.; auch wurde er durch Canning's Einfluß zum Großadmiral des Reichs ernannt. In dieser Eigenschaft gab er dem Admiral Codrington (s. d.) eine geheime Instruction, die 20. Oct. 1827 die Schlacht von Navarin herbeiführte. Das Toryministerium Wellington verhehlte seine Misstimmung über dies Ereigniß nicht, und es kam deshalb zu einer Spannung mit dem Großadmiral, sodaß dieser im Aug. 1828 seine Entlassung nahm. Nach dem Tode seines Bruders Georg IV. (s. d.) 26. Juni 1830 bestieg W. den Thron. Man erwartete nun die sofortige Verabschiedung Wellington's; aber die gewaltige Aufregung im Lande wegen der Parlamentsreform, welche durch die Nachrichten von der franz. Julirevolution noch gesteigert wurde, bewog den König zur vorläufigen Beibehaltung der Tories. Als W. indessen bei Eröffnung des Parlaments im Nov. 1830 die Abneigung der Nation gegen die Tories erfuhr, berief er ohne Zögern die Whigs unter Grey ans Staatsruder. Die neue Verwaltung setzte nach langen Kämpfen im Juni 1832 die Parlamentsreform durch, welche den Weg der Staatsverbesserungen in Großbritannien eröffnete. Die Besorgniß, eine liberale Behandlung der irländ. Fragen möchte den Protestantismus gefährden, bewog den König im Nov. 1834 zur plötzlichen Entlassung der Whigs. Er übertrug den Tories unter Peel und Wellington abermals die Regierung, mußte jedoch schon im April 1835 die Whigs unter Melbourne zurückrufen. Die Durchführung des engl. Städtegesetzes, die heftigen Kämpfe um die irische Kirchen-, Zehnten- und Städtebill, die Verwickelungen in Canada machten auch diese letzten Jahre W.'s zu einer bewegten Epoche. Die auswärtige Politik concentrirte sich während seiner Regierung in den Angelegenheiten der Pyrenäischen Halbinsel. Zu diesem Zwecke fand eine innigere Verbindung

mit Frankreich und der Abschluß der Quadtupleallianz vom 22. April 1834 statt. (S. Großbritannien.) Das Königreich Hannover (s. d.) erhielt unter W. ein neues zeitgemäßes Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833. W. starb an der Brustwassersucht in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837. Ihm voraus stieg seine älteste und liebste Tochter, die Lady Delisle Dudley, ins Grab. Für die übrigen mit Dora Jordans erzeugten Kinder hatte er nach seiner Thronbesteigung bestens gesorgt. Der älteste Sohn, Georg Fitzclarence, geb. 1794, gest. 1842, erhielt 1831 den Titel eines Grafen von Munster. Der zweite Sohn, Lord Frederick Fitzclarence, geb. 1799, starb als Oberbefehlshaber in Bombay 30. Oct. 1854. Den Thron von Großbritannien bestieg nach W.'s Tode seine Nichte Victoria (s. d.). Auf dem Throne von Hannover folgte ihm sein Bruder Ernst August (s. d.).

Wilhelm I., der Jüngere oder der Schweigsame, Prinz von Oranien, Graf von Nassau (s. d.) aus der Ottonischen Linie, der Begründer der niederländ. Unabhängigkeit, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Aeltern (gest. 1559) von Nassau und dessen zweiter Gemahlin Juliane von Stolberg und wurde 16. April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in Nassau geboren. Er kam zeitig als Page an den Hof Kaiser Karl's V., wo er im kath. Glauben erzogen ward, und erbte 1544 von seinem kinderlosen Vetter, Renatus von Nassau, das Fürstenthum Oranien (s. d.). Durch seine Fähigkeit und Bescheidenheit gewann er die Gunst des Kaisers, der ihm oft bedeutende Aufträge anvertraute. Schon im Alter von 22 J. erhielt er den Oberbefehl in den Niederlanden und der Statthalterschaft der Provinzen Holland, Seeland und Utrecht. Karl V. empfahl ihn auch seinem Sohn und Nachfolger, König Philipp II. Die eifersüchtigen Spanier wußten jedoch W.'s Treue bei Philipp zu verdächtigen, sodaß derselbe ihm die niederländ. Ober- oder Generalstatthalterwürde nicht verlieh. Als darauf die Generalstatthalterin Margaretha von Parma (s. d.) unter Mitwirkung des Cardinals Granvella (s. d.) zur Einführung der span. Inquisition in den Niederlanden und andern harten und gesetzwidrigen Handlungen schritt, wandten sich 1563 W. und die Grafen Egmond (s. d.) und Hoorn (s. d.) an den König, um die Abberufung Granvella's zu erbitten. Philipp rief zwar den verhaßten Minister 1564 zurück; doch das System der religiösen und polit. Unterdrückung ward unverändert fortgesetzt. Jetzt wollte W. seine Gouvernements niederlegen; aber die Generalstatthalterin ließ dies nicht zu. Als 1566 die Geusen (s. d.) mit ihren Vorstellungen von Margaretha zurückgewiesen wurden, veranstaltete W. mit Egmond, Hoorn und andern angesehenen Männern zu Dendermonde eine Zusammenkunft, wo die Mittel zur Abwehr der Unterdrückung berathen wurden. Egmond rieth zur Nachgiebigkeit und blieb in den Niederlanden, während W. 1567 seine Aemter niederlegte und sich mit seiner Familie nach Dillenburg zurückzog. Gleich darauf rückte der Herzog von Alba (s. d.) mit span. und ital. Truppen in die Niederlande ein und begann seine Schreckensherrschaft damit, daß er Egmond, Hoorn u. s. w. einziehen und 1568 in Brüssel hinrichten ließ. Die Ausgewanderten, darunter W. und dessen Bruder Ludwig von Nassau, wurden vor den sog. Blutrath geladen und, als sie nicht erschienen, geächtet. Auch nahm Alba den 13jährigen Sohn W.'s, den Grafen Philipp Wilhelm von Büren, der in Löwen studirte, gefangen und schickte denselben nach Spanien, wo er katholisch erzogen und 28 J. lang als Geisel festgehalten wurde. Nunmehr bekannte W. sich öffentlich zum Protestantismus und bereitete sich, von mehrern prot. Fürsten Deutschlands unterstützt, zum Kampfe vor. Seine Brüder Ludwig und Adolf schlugen die span. Truppen in Gröningen, wo Adolf fiel; doch kurz nachher wurde Ludwig von Alba nach Ostfriesland zurückgedrängt und vollständig geschlagen. Dann drang W. in Brabant ein und gewann mehrere Erfolge. Aber er vermochte weder Alba zu einer Entscheidungsschlacht noch das niederländ. Volk zum allgemeinen Aufstande zu bewegen und mußte nach kurzer Zeit wegen Geldmangel seine Truppen entlassen. Mit 1200 Reitern, die ihm blieben, schloß er sich sodann 1569 dem Herzog Wolfgang von Zweibrücken an, der nach Frankreich den Hugenotten zur Hülfe zog. W. zeichnete sich hier mehrfach aus und kehrte nach dem unglücklichen Ende dieses Feldzugs nach Nassau zurück. Auf des franz. Admirals Coligny Anrathen gab W. seit 1570 Kaperbriefe gegen die Spanier aus, und schon 1572 bemächtigten sich diese sog. Wassergeusen der Hafenstadt Briel. Inzwischen hatte W. ein neues Heer gesammelt, um zunächst seinen in Mons von Alba belagerten Bruder Ludwig zu entsetzen. Allein die franz. Hülfstruppen, die Coligny schickte, wurden geschlagen, und W. selbst konnte Alba nicht zur Feldschlacht bringen. So mußte er sich bald abermals nach dem Rhein zurückwenden und seine Truppen entlassen. Um dieselbe Zeit übertrugen ihm die zu Dordrecht (Juli 1572) versammelten Stände von Holland die Statthalterschaft mit außerordentlichen Vollmachten, die er jedoch im Namen des Königs Philipp II. ausüben sollte; ein unter ständischer Mitwirkung zu Delft niedergesetzter

Staatsrath stand ihm zur Seite. Allmählich folgten mehrere andere Provinzen diesem Beispiel, und W. wurde allgemein als Oberbefehlshaber zu Lande und zu Wasser (Generalkapitän und Generaladmiral) der Aufständischen anerkannt. Während Alba Mons, Harlem (s. d.) und andere Plätze überwältigte, eroberte W. Gertruidenberg und Middelburg. Alba's Nachfolger, Requesens, schlug 14. April 1574 die Brüder W.'s, Ludwig und Heinrich von Nassau, auf der Mookerheide bei Nimwegen, wo beide fielen. Dagegen entsetzte W. 3. Oct. 1574 die hartbedrängte Stadt Leyden. Als nach Requesens' Tode die Zuchtlosigkeit der span. Soldateska, die Antwerpen furchtbar verheerten und plünderten, den höchsten Grad erreichte, gelang es W., die sog. Pacification von Gent (s. d.) 8. Nov. 1576 zu Stande zu bringen, worin fast alle niederländ. Provinzen, Katholiken und Protestanten, sich zur Vertreibung des fremden Kriegsvolks und zu gegenseitiger Toleranz vereinigten. Der neue königl. Generalstatthalter, Johann von Oesterreich (s. d.), wurde, nachdem er diesen Vertrag bestätigt, von den niederländ. Ständen anerkannt; nur W. und die Provinzen Holland und Seeland verweigerten ihre Unterwerfung, bis allen Beschwerden abgeholfen sei. Schon im Herbst 1577 kündigten die Stände dem Generalstatthalter wegen seiner zweideutigen Haltung wieder den Gehorsam auf; dagegen ward W. zur Hülfe nach Brüssel gerufen und zum Ruwaert (Statthalter) von Brabant erwählt. Die von einer eifersüchtigen aristokratisch-kath. Partei veranlaßte Berufung des Erzherzogs (nachmaligen Kaisers) Matthias (s. d.) zum Generalstatthalter und des Herzogs Franz von Alençon und Anjou zum Beschützer der niederländ. Freiheit mußte W. sich gefallen lassen. Doch behielt er fortwährend die Oberleitung des Aufstandes und gewann auch die Unterstützung der Königin Elisabeth von England. Aber in den südlichen kath. Provinzen konnte W. nicht auf die Dauer festen Fuß fassen, und es gelang bald dem neuen königl. Generalstatthalter Alessandro Farnese (s. d.), dieselben mit der span. Herrschaft auszusöhnen. Dagegen kam, auf Betreiben W.'s und seines Bruders Johann von Nassau, zwischen den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Gröningen die Utrechter Union vom 23. Jan. 1579 zum Abschluß, der bald auch Friesland, Oberyssel u. s. w. beitraten, und durch welche der Grund zu der Niederländischen Republik der sieben verbündeten Provinzen gelegt wurde. Nachdem die mit Spanien gepflogenen Friedensverhandlungen zu Köln gescheitert waren, erklärte Philipp II. 15. März 1580 W. für geächtet und vogelfrei und setzte einen Preis von 25000 Goldstücken auf seinen Kopf. Darauf antwortete W. mit einer sehr heftigen Rechtfertigungsschrift und bewog die Stände der verbündeten Provinzen nach einigem Zögern dahin, daß sie 26. Juli 1581 dem König Philipp förmlich den Gehorsam aufkündigten und ihn der Herrschaft entsetzten. Schon vorher (1580) hatte Erzherzog Matthias die Niederlande verlassen, und der Herzog Franz von Alençon und Anjou, dem die verbündeten Provinzen in der Hoffnung auf franz. Hülfe jetzt die Landesherrschaft antrugen, konnte bis an seinen Tod (1584) niemals zu wirklichem Ansehen und Einfluß gelangen. Auch die Verhandlungen zwischen W. und den Ständen von Holland und Seeland, welche ihn zum Grafen und Landesherrn dieser Provinzen annehmen wollten, kamen nicht zum Abschluß. Nachdem ein erster Mordversuch 18. März 1582 mislungen, wurde W. 10. Juli 1584 im Schlosse zu Delft durch Balthasar Gerard meuchlerisch erschossen. Sein Tod erleichterte die Fortschritte des Alessandro Farnese, der mit der Eroberung Antwerpens 1585 die Wiederunterwerfung der südl. Provinzen (Spanische Niederlande oder Belgien) vollendete. W. besaß eine wohlgebildete Gestalt; er wußte die Menschen zu gewinnen und das Feuer seiner Rede überwältigte die Gemüther. Ein durchdringender Verstand, ein unerschütterlicher Charakter und eine unvergleichliche Schweigsamkeit machten ihn zu einem großen Staatsmann. Im Privatleben zeigte er sich liebenswürdig, prächtig und äußerst freigebig. W. war viermal verheirathet: 1) mit Anna von Egmond (gest. 1558), Tochter des Grafen Maximilian von Büren, von der er eine Tochter und einen Sohn, den Grafen Philipp Wilhelm von Büren (geb. 1554, gest. 1618), hatte; 2) mit der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, Anna (geschieden 1575, gest. 1577), aus welcher Ehe mehrere Töchter hervorgingen, und der Prinz Moritz (s. d.) von Oranien, der 1584—1625 als Feldherr und Statthalter des Vaters Rolle in den Niederlanden fortführte; 3) mit der Tochter des Herzogs Ludwig II. von Montpensier, Charlotte von Bourbon (gest. 1582), die ihm sechs Töchter gebar; 4) mit der Tochter des franz. Admirals Coligny, Luise (gest. 1620), aus welcher Ehe 1584 Prinz Friedrich Heinrich von Oranien entsprang, der nach dem kinderlosen Tode seiner beiden ältern Brüder das Geschlecht fortpflanzte und auf Moritz als Statthalter 1625—47 folgte. Friedrich Heinrich's älteste Tochter, Luise Henriette, heirathete den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (s. d.) von Brandenburg, und sein Sohn Prinz Wilhelm II. von Oranien (geb. 1626, gest. 1650) succedirte 1647 dem Vater

als Statthalter in den Niederlanden. Mit dessen Sohn Prinz Wilhelm III. (s. d.) von Oranien, der seit 1688 auch die brit. Krone trug, erlosch der Mannsstamm W.'s I. des Jüngern. Vgl. Klose, «W. I. von Oranien, der Begründer der niederländ. Freiheit» (herausg. von Wuttke, Lpz. 1864); Gachard, «Correspondance de Guillaume le Taciturne» (Bd. 1—5, Brüss. 1847—65) und «Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-Bas» (Bd. 1—3, Brüss. 1848—59); Groen van Prinsterer, «Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau» (Bd. 1—15, Leyd. 1835—64).

Wilhelm I. (Friedrich), der erste König der Niederlande, 1815—40, Großherzog von Luxemburg und Prinz von Oranien-Nassau, geb. im Haag 24. Aug. 1772, war der älteste Sohn des letzten Erbstatthalters der niederländ. Republik, Wilhelm V. (S. Nassau, Ottonische Linie.) Seine Bildung verdankte der Prinz seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter. Zum Lehrer hatte er den Holländer Tollius, zum Führer den General von Stamford, einen guten Taktiker und Staatsmann. 1788 ging er nach Deutschland, wo er eine Zeit lang am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, verweilte, mit dessen Tochter, Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine (geb. 18. Nov. 1774, gest. 12. Oct. 1837) er sich 1. Oct. 1791 verheirathete. Er machte sich nebst seinem Bruder, dem Prinzen Friedrich, um die Verbesserung der niederländ. Landmacht verdient, und als der franz. Nationalconvent 1. Febr. 1793 dem Erbstatthalter den Krieg erklärte, erhielt W. den Oberbefehl über die niederländ. Truppen. Am 13. Sept. wurde er in seiner Stellung zwischen Menin und Werwick von den Franzosen mit solcher Uebermacht angegriffen, daß er nebst seinem Bruder Friedrich, der hier den rechten Flügel befehligte und verwundet wurde, sich hinter die Schelde zurückziehen mußte. Nach der Schlacht bei Fleurus 26. Juni 1794 wichen die verbündeten Oesterreicher vor Pichegru und Jourdan bis hinter die Maas, und dem Prinzen W. blieb mit seinem geschwächten Heere nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York die niederländ. Grenzen zu decken. Allein die Festungen fielen sehr schnell, und die Kälte ermöglichte dem Feinde den Uebergang über die Waal, sodaß Pichegru schon 17. Jan. 1795 in Utrecht einrückte. Der Erbstatthalter, Wilhelm V., sah sich jetzt außer Stand, die von ihren Bundesgenossen verlassene Republik zu retten, und schiffte sich 18. Jan. mit seiner Familie und einigen Getreuen zu Scheveningen nach England ein, wo ihm Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt wurde. Die Prinzen W. und Friedrich kehrten indeß bald auf das feste Land zurück, um eine Schar ausgewanderter Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen, die sich aber nach dem Baseler Frieden wieder zerstreute. Prinz Friedrich trat dann in österr. Dienste und starb zu Padua 6. Jan. 1799. Prinz W. aber begab sich mit seiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse des befreundeten preuß. Hofs eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Nachdem sein Vater die durch den Reichsdeputationshauptschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland: das Fürstenthum Fulda nebst Korvei, Dortmund, Weingarten und andern Orten, 29. Aug. 1802 an ihn abgetreten, wohnte er meist in Fulda. Nach seines Vaters Tode, 9. April 1806, übernahm er auch die Regierung der Nassauischen Stammländer (Nassau-Dietz). Im Kriege von 1806 führte W. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preuß. Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt. Nach der Schlacht bei Jena mußte er Möllendorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, die dieser hier abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er sich bei seiner Gemahlin in Preußen aufhalten. Napoleon erklärte ihn (sowie den Kurfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig) seiner Länder verlustig, und Fulda mußte dem franz. Kaiser huldigen. Korvei, Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg aber wurden dem Königreich Westfalen und Großherzogthum Berg, Weingarten dem Königreich Würtemberg einverleibt, während die Stammlande größtentheils den Stammvettern von Nassau zufielen. Im Kriege von 1809 trat W. mit seinem steten Gefährten Heinr. Fagel als Freiwilliger in das Heer des Erzherzogs Karl, in welchem er an der Schlacht bei Wagram theilnahm. Darauf lebte er abermals zurückgezogen in Berlin. Als nach der Schlacht bei Leipzig einflußreiche Männer in den Niederlanden an der Wiederherstellung des Hauses Oranien arbeiteten, ging W. nach England, um wegen Unterstützung der Niederländer zu unterhandeln. Auf die Kunde, daß bei Annäherung der Verbündeten der Volksaufstand auf verschiedenen Punkten der Niederlande ausgebrochen, landete er 29. Nov. 1813 bei Scheveningen und sah sich sofort vom Volke wie von dem provisorischen Gouvernement als Landesherr begrüßt, während er erklärte, daß eine Staatsverfassung die Freiheiten des Volks verbürgen solle. Noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen; allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Seine deutschen Erbländer hatte W.

schon vor Ende 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der Wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den Niederlanden zu einem Königreiche aus, und 16. März 1815 wurde W. im Haag unter dem Namen Wilhelm I. zum König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg ausgerufen. Seine deutschen Stammländer mußte er dagegen an Preußen und Nassau abtreten. Abwechselnd residirte nun W. in Brüssel und im Haag, bis sich Südniederland durch die Revolution von 1830 losriß und 20. Dec. 1830 als unabhängiges Königreich Belgien (s. d.) von der Londoner Conferenz der Großmächte anerkannt wurde. König W. widersetzte sich hartnäckig, sah sich aber doch endlich 1839 genöthigt, die Bestimmungen der Conferenz anzuerkennen. (S. Niederlande.) Die ungeheuere Schuldenlast, in die W. sein Land durch Halsstarrigkeit gestürzt, und seine geringe Geneigtheit für zweckmäßige Reformen steigerten 1839 und 1840 die Misstimmung in den Generalstaaten wie im Volke bedenklich. Das Mistrauen ward noch vermehrt durch die Hinneigung des Königs zu der kath. Gräfin Henriette d'Oultremont, die er zu heirathen beabsichtigte. Unter solchen Umständen fand er es gerathen, die Krone 7. Oct. 1840 in die Hände seines ältesten Sohnes, Wilhelm's II. (s. d.), niederzulegen. Er nahm den Titel eines Grafen von Nassau an, und begab sich mit seinem ungeheuern Privatvermögen nach Berlin, wo er sich 17. Febr. 1841 mit der Gräfin d'Oultremont vermählte und 12. Dec. 1843 starb. Von seinen Kindern leben noch: 1) Friedrich, Prinz der Niederlande, geb. 28. Febr. 1797, vermählt 1825 mit Prinzessin Luise, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, deren älteste Tochter Luise (geb. 1828) den König Karl XV. von Schweden und Norwegen heirathete; 2) Prinzessin Mariane, geb. 9. Mai 1810, die sich 1830 mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählte, aber 1849 wieder geschieden ward.

Wilhelm II. (Friedr. Georg Ludwig), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, 1840—49, der älteste Sohn und Nachfolger König Wilhelm's I. (s. d.), geb. 6. Dec. 1792, wurde unter der Aufsicht seines Vaters in der Militärakademie zu Berlin erzogen und vollendete seine Studien auf der Universität zu Oxford. Schon früh für den Militärdienst bestimmt, machte er seine ersten Feldzüge in der engl. Armee und trat dann 1811 als Oberstlieutenant in span. Dienste. Durch Muth und Thätigkeit erwarb er sich hier die Achtung des Herzogs von Wellington. Später ward er Adjutant des Königs von Großbritannien. Als Kronprinz der Niederlande befehligte er 1815 das niederländ. Heer. Er zeigte Muth und militärische Einsicht, namentlich in dem Treffen bei Quatre-Bras und in der Schlacht bei Waterloo, wo er durch einen Schuß in die Schulter verwundet wurde. Nachdem der Plan einer Vermählung mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des brit. Prinz-Regenten (Georg IV.), sich zerschlagen, vermählte er sich in Petersburg 21. Febr. 1816 mit der Schwester des Kaisers Alexander, Großfürstin Anna Pawlowna (geb. 18. Jan. 1795, gest. 1. März 1865). Als 1830 die Revolution in Belgien (s. d.) ausbrach, begab sich Prinz W. sofort nach Antwerpen und 1. Sept. nach Brüssel, wo seine Erscheinung in der That einen günstigen Eindruck machte. Allein der Prinz kam endlich so ins Gedränge, daß er, seine Vollmacht überschreitend, 16. Oct. die Freiheit Belgiens anerkannte. Der König cassirte des Prinzen Vollmacht, der hierauf nach England ging. Im folgenden Jahre übernahm er wieder den Oberbefehl über die niederländ. Truppen, die er in dem 13tägigen Kriege gegen Belgien, Aug. 1832, siegreich anführte, bis er vor der bewaffneten Intervention Frankreichs sich zurückziehen mußte. Später führte er das Commando über die niederländ. Observationsarmee an der belg. Grenze. Nach seines Vaters Abdankung 7. Oct. 1840 übernahm W. die Regierung, die durch die wachsenden Finanzverlegenheiten des Landes und die Nothwendigkeit innerer Reformen keine leichte Aufgabe war. (S. Niederlande.) Der König suchte der Finanznoth durch durchgreifende Mittel zu begegnen, aber er zögerte, die immer lauter geforderten polit. Reformen zu gewähren. Die europ. Bewegung von 1848 brach jedoch auch seinen Widerstand. Statt spärlicher Concessionen bewilligte er die vollständige Umgestaltung der Verfassung, des Finanz- und Steuerwesens, erlebte aber die Vollendung dieser großen Reorganisationen nicht mehr. Er starb 17. März 1849. Von seinen Kindern überlebten ihn: König Wilhelm III. (s. d.); Prinz Heinrich, geb. 13. Juni 1820, seit 1850 Statthalter von Luxemburg, vermählt 1853 mit Prinzessin Amalia, Tochter des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar; Prinzessin Sophie, geb. 8. April 1824, vermählt 1842 mit dem regierenden Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar.

Wilhelm III. (Alexander Paul Friedrich Ludwig), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geb. 19. Febr. 1817, der älteste Sohn und Nachfolger König Wilhelm's II. (s. d.), trat 17. März 1849 die Regierung in dem schwierigen Augenblick an, wo infolge der Verfassungsänderung auch eine Umgestaltung der ganzen ökonomischen und polit. Administration

des Landes nothwendig geworden war. Er suchte der aufgeregten Stimmung mit persönlichen Zugeständnissen, namentlich Verminderung der Civilliste, entgegenzukommen. Es gelang ihm dies aber erst, als er im Herbst 1849 ein Ministerium aus der liberalen Opposition berief, in welchem Thorbecke (s. d.) das Portefeuille des Innern übernahm. Seitdem wurde die völlige Reform des innern Staatslebens, die Förderung der materiellen Wohlfahrt und die Entwickelung des parlamentarischen Wesens in einem Umfang durchgeführt, die W.'s Regierung zu einem der denkwürdigsten Abschnitte der niederländ. Geschichte macht. Auch als infolge der antipäpstl. Agitation dieses Cabinet 1853 zum Rücktritt genöthigt war, wurde in den wesentlichen Fragen die betretene Bahn der constitutionellen Reformen nicht verlassen. Nach verschiedenen Coalitionsministerien kam Thorbecke 1862—66 abermals an das Staatsruder; aber die beabsichtigte Neugestaltung der niederländ. Colonialverwaltung vermochte er nicht zu Stande zu bringen. (S. Niederlande.) Die Auflösung des Deutschen Bundes 1866 benutzte König W., um das Großherzogthum Luxemburg (s. d.) und das Herzogthum Limburg (s. d.) ganz aus der bisherigen Verbindung mit Deutschland loszulösen. Limburg ward dem Königreiche der Niederlande wieder vollends einverleibt. Die Unterhandlungen, die W. mit Napoleon III. über einen Verkauf Luxemburgs anknüpfte, drohten einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen herbeizuführen. Doch wurde dieser Gefahr vorgebeugt durch den Tractat vom 11. Mai 1867, welcher das Großherzogthum für neutral unter bleibender Souveränetät des Hauses Oranien-Nassau erklärte. (S. Preußen.) König W. ist seit 18. Juni 1839 mit Sophie (geb. 17. Juni 1818), Tochter des Königs Wilhelm von Würtemberg, vermählt, welche ihm zwei Söhne geboren hat: Kronprinz Wilhelm (Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich), Prinz von Oranien, geb. 4. Sept. 1840, und Prinz Alexander, geb. 25. Aug. 1851.

Wilhelm I., König von Würtemberg, 1816—64, wurde 27. Sept. 1781 zu Lüben in Schlesien geboren, wo sein Vater, der nachmalige König Friedrich I. (s. d.) von Würtemberg, damals als preuß. Generalmajor in Garnison lag; seine Mutter war die Prinzessin Auguste Karoline Friederike Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Verhältnisse seiner Familie führten den jungen Prinzen aus Schlesien nach Rußland, in die Schweiz, nach Deutschland an den Rhein, endlich 1790 nach Würtemberg zum bleibenden Aufenthalte, soweit die Störungen der Revolutionskriege dies gestatteten. Der gebieterische Sinn des Vaters, der im Hause so despotisch wie später im Lande waltete, trübte mannichfach diese Jahre der Erziehung und legte den Grund zu spätern Misverhältnissen zwischen Vater und Sohn. 1800 trat W. auf einige Zeit als Freiwilliger in das österr. Armeecorps unter dem Erzherzog Johann und zeichnete sich in der Schlacht von Hohenlinden aus. Im Dec. 1797 war sein Vater zur Regierung des Herzogthums Würtemberg gekommen, während der Prinz W., bereits zum Jüngling herangewachsen, noch in unbedingter Abhängigkeit erhalten wurde. Unter diesen Umständen hielt es W. für das beste, vom Hofe sich zu entfernen, und unternahm 1803 eine Reise nach Frankreich und Italien. Erst 1806, nachdem sein Vater die Königswürde angenommen, kehrte W. in das Vaterland zurück, wo er nun als Kronprinz bis 1812 zurückgezogen lebte. Auch seine Vermählung 1808 mit der Prinzessin Karoline Auguste von Baiern, von der er sich 1814 scheiden ließ, und die nachher mit dem Kaiser Franz von Oesterreich sich vermählte, änderte in seiner Lebensweise wenig. In jener Zeit lastete die Regierung des Königs Friedrich in mancher Hinsicht schwer auf Würtemberg. In dieser Noth setzte das Land seine Hoffnung auf den Kronprinzen, obgleich sich dieser von Einmischungen in die Staatsgeschäfte fern hielt. Als 1812 Napoleon den Krieg gegen Rußland begann, mußte der Kronprinz, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich an die Spitze des würtemb. Contingents stellen. Nach dem Einrücken ins russ. Gebiet blieb er aber, gefährlich erkrankt, in Wilna zurück, von wo er nach seiner Genesung ins Vaterland zurückkehrte. Als nach der Schlacht bei Leipzig endlich auch sein Vater den Alliirten beigetreten, übernahm der Kronprinz das Commando des 7. Armeecorps, bestehend aus dem würtemb. Contingent und mehrern österr. und russ. Regimentern. In dem Feldzuge von 1814 zeichnete er sich bei mehrern Gelegenheiten durch persönlichen Muth aus. Auch im Feldzuge von 1815 führte er ein Commando. In Paris lernte er die Großfürstin von Rußland, Katharina Pawlowna, Witwe des Prinzen Peter von Holstein-Oldenburg, kennen, mit der er sich 1816 vermählte, die aber 1819 starb, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren, Marie, geb. 1816, 1840 mit dem würtemb. Generalmajor Alfred Grafen von Neipperg vermählt, Witwe seit 1865, und Sophie, geb. 1818, seit 1839 die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien, jetzt regierenden Königs Wilhelm III. der Niederlande. Nach dem unerwartet schnellen Tode seines Vaters 30. Oct. 1816, dem er auf dem Throne folgte, trat W. die Regierung mit

der Erklärung an, daß er des Volkes Wohl gewissenhaft fördern werde. Die verworrenen Zustände des Landes wurden geregelt, Sparsamkeit und Ordnung zurückgeführt und die definitive Feststellung der Verfassung nach langen und mühevollen Verhandlungen geregelt. (S. Würtemberg.) Bis in sein hohes Alter genoß W. einer festen Gesundheit und des vollen Gebrauchs seiner Körper- und Geisteskräfte und widmete sich den Regierungsgeschäften mit Ernst und Ausdauer. Heller Verstand, nüchterne Besonnenheit und Ordnungsliebe befähigten ihn in hohem Grade zur Führung eines geordneten Staatshaushalts in friedlichen Zeiten. Das Volk wußte auch die Verdienste seiner Regierung und seine landesväterliche Sorge für das allgemeine Wohl zu schätzen, aber populär war er eigentlich nie, da seiner Natur die Gemüthlichkeit und die Gabe des harmlosen Verkehrs abging. In der Politik bewies er sich mit Interesse selbstthätig, wollte jedoch auch in dieser Eigenschaft anerkannt sein und hielt polit. Gegner leicht für persönliche Feinde. Es fehlte ihm nicht an tiefern Einsichten, aber an Begeisterung für die nationalen Bestrebungen, wie ihm überhaupt das Ideale fern lag. Der König vermählte sich 15. April 1820 zum dritten mal mit Pauline, der Tochter seines verstorbenen Oheims, des Herzogs Ludwig von Würtemberg, geb. 4. Sept. 1800, aus welcher Ehe die Prinzessin Katharina, geb. 24. Aug. 1821, vermählt seit 1845 mit dem Neffen des Königs, dem Prinzen Friedrich von Würtemberg, ferner sein Nachfolger, der König Karl (s. d.) und die Prinzessin Auguste, geb. 4. Oct. 1826, vermählt seit 17. Juni 1851 mit dem Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, hervorgingen. In seinem letzten Jahre zeigten sich zunehmende Beschwerden des Alters, die sich mit Anfang des Sommers 1864 steigerten. W. starb 24. Juni 1864 auf dem Schlosse Rosenstein und wurde seiner Anordnung gemäß still auf dem Rothenberge an der Seite seiner Gemahlin Katharina bestattet. Vgl. «König W. von Würtemberg», in D. F. Strauß' «Kleinen Schriften» (Neue Folge, Berl. 1866).

Wilhelm IV., Landgraf von Hessen-Kassel, 1567—92, der Sohn Philipp's des Großmüthigen (s. d.), besonders bekannt als großer Astronom seiner Zeit, war 1532 geboren und wurde in seinem 14. J. nach Strasburg gebracht, da die Kriegsunruhen in der Heimat seiner Ausbildung nicht förderlich schienen. Allein schon im folgenden Jahre (1547) gerieth sein Vater in kaiserl. Gefangenschaft, und Hessen wäre ganz verlassen gewesen, wenn der 15jährige Jüngling nicht eilig zurückgekehrt und sein Retter geworden wäre. Erst nach fünf Jahren wurde Philipp (1552) der Haft entlassen, worauf W. zu seinen Studien zurückkehrte. Anfangs beschäftigte er sich vorzüglich mit der Verfertigung künstlicher Planetarien. Als er die geringe Uebereinstimmung der damaligen Sternkataloge bemerkte, beschloß er selbstthätig mitzuwirken, um diesem Mangel abzuhelfen, und errichtete 1561 einen Thurm auf einem der Thore in Kassel, den er mit einem beweglichen Dache und mit Instrumenten versah, mit denen er den Himmel beobachtete. Als jedoch sein Vater 1567 starb und er die Regierung übernehmen mußte, war er stark genug, seinen Lieblingsarbeiten größtentheils zu entsagen. Dafür wählte er sich in Rothmann und Justus Byrgius zwei wackere Gehülfen, welche die von ihm begonnene Arbeit unter seiner Aufsicht fortsetzten. Auch um die Anwendung der Mathematik auf das praktische Leben machte er sich verdient. Auf dem Reichstage zu Worms arbeitete er gegen die allen Verkehr in Deutschland störenden Münzverfälschungen und legte sorgfältig verfertigte Tabellen vor, durch welche der wahre Werth aller in jener Zeit gangbaren Münzen bestimmt wurde. Wegen der Annehmbarkeit des Gregorianischen Kalenders 1582 befragt, erklärte er sich gegen denselben, jedoch nicht etwa weil er die Vorzüge desselben verkannte, sondern weil er, wie er in seinem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen sagt, Eingriffe in das Ansehen des Deutschen Reichs und die Ausbreitung einer fremden Gerichtsbarkeit in demselben besorgte. Diese Antwort war die Ursache, daß der neue Kalender von den sämmtlichen prot. Fürsten Deutschlands nicht angenommen wurde. Landgraf W. starb 25. Aug. 1592. Einen Theil seiner Beobachtungen hat Snellius unter dem Titel «Coeli et siderum observationes» (Leyd. 1618) herausgegeben; doch bei weitem die meisten finden sich ungedruckt in der Bibliothek zu Kassel.

Wilhelm I., der erste Kurfürst von Hessen, 1803—21, vorher als Landgraf Wilhelm IX. genannt, wurde zu Kassel 3. Jan. 1743 geboren. Als sein Vater, Friedrich II., der zur kath. Kirche übergegangen war, 1760 zur Regierung gelangte, traten die Maßregeln in Wirksamkeit, welche man getroffen, um dem Lande und der Regentenfamilie die ungestörte Beibehaltung des reform. Religionsbekenntnisses zu sichern. Friedrich's Gemahlin, Marie, Tochter Georg's II. von England, überkam als Vormünderin ihrer Söhne die Regierung der Grafschaft Hanau (s. d.) und leitete ohne jede Theilnahme des Vaters der Kinder Erziehung. Durch treffliche Lehrer vorgebildet, besuchte W. die Universität Göttingen. Während des Siebenjährigen Kriegs lebte

er am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich V. von Dänemark, und heirathete 1. Sept. 1764 dessen zweite Tochter, Wilhelmine Karoline (geb. 10. Juli 1747, gest. 14. Jan. 1820). Gleichzeitig hatte er die Regierung der Grafschaft Hanau übernommen und trug nun viel zur Minderung der Noth bei, die der Krieg über das Land gebracht. Weniger landesväterliche Gesinnung bewies er durch den Subsidientractat mit England 1776, infolge dessen er seine Soldaten zur Bekämpfung der im Aufstande begriffenen nordamerik. Colonien für Geld verkaufte. 1778 nahm er als preuß. Generalmajor an dem Bairischen Erbfolgekriege theil. Als er 1785 seinem Vater als Landgraf in der Regierung von Hessen-Kassel gefolgt war, verlegte er seine Residenz nach Kassel. Er verwaltete seine Regierungsgeschäfte mit Eifer, Selbständigkeit und Gerechtigkeitsliebe, drückte aber das Land auch vielfach durch Härte, Geiz und seine leidenschaftliche Vorliebe für das Soldatenwesen. Der erste ernsthafte Gebrauch, welchen er von seinem Heere machte, war, daß er einen Theil der Grafschaft Schaumburg als hess. Lehn nach dem Tode des regierenden Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe 1787 besetzte, weil er dessen unmündigen Sohn, Georg Wilhelm, wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter nicht für lehnsfähig anerkennen wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich des jungen Grafen an; der Landgraf mußte das Ländchen räumen und Schaden und Kosten ersetzen. Neue Anregungen zu Kriegsrüstungen fand er beim Ausbruch der Französischen Revolution. Durch ein Lager bei Bergen von 8000 Mann deckte er 1790 die Kaiserkrönung Leopold's II. gegen einen möglichen Ueberfall französischerseits. Hierauf schloß er sich mit einer gleichen Heereszahl dem Feldzuge der Preußen gegen Frankreich an, eroberte 22. Dec. 1792 Frankfurt a. M. wieder und ließ 1793 seine Truppen, 12000 Mann stark und im engl. Solde, in Flandern gegen die Franzosen kämpfen. 1795 trat er dem franz.-preuß. Frieden zu Basel bei und mußte dabei seine jenseit des Rhein gelegenen Landestheile im franz. Besitze lassen (3/4 Q.-M. mit 2500 E.). Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 erhielt er die Kurwürde, die er 1. Mai 1803 förmlich annahm, und ward für den Verlust am linken Rheinufer durch mehrere ehemals kurmainzische Aemter und die Reichsstadt Gelnhausen (5 Q.-M. mit 14000 E.) entschädigt. W. führte als Kurfürst seine Regierungsweise in der frühern Art fort. Beim Ausbruch des preuß.-franz. Kriegs von 1806 erlangte er von Kaiser Napoleon I. die Anerkennung seiner Neutralität; aber durch seine fortwährenden Kriegsrüstungen zog er das Ungewitter auf sich, welches nach der Schlacht von Jena über ihn ausbrach. Als die Franzosen unter Mortier heranrückten, entfloh W. mit seiner Familie und seinen Schätzen in die neutralen Staaten des Königs von Dänemark, nach Schleswig. Nachdem der Friede zu Tilsit ihn seines Throns verlustig erklärt und seine Länder mit dem neuerrichteten Königreiche Westfalen (s. d.) vereinigt hatte, wendete er sich im Juli 1808 nach Prag. Von hier aus erließ er beim Ausbruch des österr.-franz. Kriegs von 1809 einen Aufruf an die Hessen und sammelte bei Eger ein kleines Heer, das er jedoch sehr bald wieder entlassen mußte. Erst nach der Schlacht bei Leipzig gewann sein Schicksal eine günstigere Wendung. Die Siege der Verbündeten befreiten schnell die kurhess. Länder. Schon 21. Nov. 1813 zog W. an der Seite seiner Gemahlin wieder in Kassel ein und übernahm die Regierung von neuem. Er stellte den Verbündeten sofort 20000 und 1815 wieder 12000 Mann gegen Napoleon ins Feld, die sich viel Kriegsruhm erwarben. Auf dem Wiener Congresse soll er vergeblich den Plan geltend gemacht haben, als König der Katten anerkannt zu werden, weshalb er den veralteten kurfürstl. Titel, mit dem Prädicate Königliche Hoheit, beibehielt. Für manche Abtretungen und Aufopferungen bekam er reichliche Entschädigung, nach deren Besitznahme er auch den Titel eines Großherzogs von Fulda, 8. Febr. 1816, annahm. Die Zeit der Verbannung und das höhere Lebensalter hatten jedoch die Strenge seines Charakters gemehrt und seine übertriebenen Ansichten von fürstl. Machtvollkommenheit gesteigert, die ihn nun fortdauernd in Widerspruch zu den Forderungen der neuern Zeit brachten. Er meinte alle Ereignisse der J. 1806—13 verlöschen zu können, wenn er im Civil und Militär alles wieder auf den alten Fuß stellte, setzte demgemäß die Beamten, die während der Zeit der westfäl. Zwischenregierung avancirt waren, wieder auf die frühern niedrigern Posten zurück, stellte die abgeschafften Fronen wieder her, führte bei der Armee Puder, Zöpfe und Stockschläge wieder ein, vertrieb die in Aemtern vorgefundenen deutschen Ausländer, reducirte die Staatsobligationen auf ein Drittel Werth und nahm den Domänenkäufern die erkauften Güter ohne Entschädigung. Als noch vor dem ersten Pariser Frieden den kurhess. Truppen die Rückkehr in die Heimat verstattet wurde, unter der Bedingung, daß sie auf dem Kriegsfuße blieben, und der Kurfürst dies aus übergroßer Sparsamkeit vernachlässigte, rückten alliirte Executionstruppen in sein Land, die nur erst durch Preußens Vermittelung wieder ent-

fernt wurden. In einen gleich übeln Conflict gerieth er in Bezug auf seine bei der Rückkehr ausdrücklich übernommene Verpflichtung, dem Lande eine ständische Verfassung zu ertheilen. Zwar rief W. die altheff. Stände zweimal, 1815 und 1816, zusammen und ordnete ihnen Deputirte der Bauern zu. Da aber die Versammlungen sich seiner Willkür nicht fügen, namentlich nicht von der Forderung einer Sonderung des Staatsvermögens von dem überreichen Privatschatze des Kurfürsten abgehen wollten, unterblieb die Herstellung der Verfassung. (S. Hessen-Kassel.) Eine sehr abgemessene Lebensweise hatte seinem Körper eine Festigkeit verliehen, die der gewöhnlichen Hinfälligkeit eines hohen Alters Trotz zu bieten schien. Ein Schlagfluß endete jedoch plötzlich sein Leben 27. Febr. 1821.

Wilhelm II., Kurfürst von Hessen, 1821—47, geb. 28. Juli 1777, war der Sohn und Nachfolger des Kurfürsten Wilhelm I. (s. d.). Er wurde, nach dem Plane seines Vaters, streng und für den Krieg erzogen, studirte in Marburg und Leipzig und vermählte sich 13. Febr. 1797 mit der Prinzessin Auguste (geb. 1. Mai 1780, gest. 19. Febr. 1841), Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Als die Franzosen 1806 das Land besetzten, folgte er seinem Vater nach Schleswig und nach Prag; dann ging er 1809 nach Berlin. 1813 focht er im preuß. Heere in der Schlacht bei Leipzig und übernahm im März 1814 den Oberbefehl über das ganze Truppencorps, das die Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis einzuschließen bestimmt war. Als er nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, erregte er durch zeitgemäße Reformen in der Verwaltung manche Hoffnungen. Die Erwartung jedoch, die Wirksamkeit der Landstände, welche seit 1816 nicht mehr zusammenberufen worden waren, hergestellt zu sehen, blieb unerfüllt, und noch weniger lag es in der Absicht W.'s, eine neue, den Zeitbedürfnissen angemessene Verfassung zu gewähren. Dazu kamen Spaltungen in der fürstl. Familie selbst. Als der Kurfürst seine Geliebte, Emilie Ortlöpp aus Berlin, 1821 zur Gräfin von Reichenbach (später zur Gräfin von Lessonitz) erhob, zog sich die Kurfürstin, die die Liebe und Achtung des Volks in hohem Grade genoß, vom Hofe zurück, und viele vom Adel folgten ihrem Beispiele. Auch der Kurprinz Friedrich Wilhelm söhnte sich erst 1830 mit seinem erkrankten Vater in Karlsbad aus. Die franz. Julirevolution gab den Anstoß, daß auch in Kassel die langgehegte Misstimmung sich in einer Volksbewegung im Sept. 1830 Luft machte. Darauf bewilligte W. 15. Sept. das Gesuch um Versammlung der Landstände, und schon 5. Jan. 1831 kam eine neue Constitution zu Stande. (S. Hessen-Kassel.) Infolge der Rückkehr der Gräfin Lessonitz 11. Jan. brachen neue Unruhen aus, und die Gräfin ward zur Abreise genöthigt. Darauf, im April, verlegte der Kurfürst seine Residenz nach Hanau und übertrug, nachdem die Stände vergebens ihn gebeten hatten, nach Kassel zurückzukehren, auf die Zeit seiner Abwesenheit vom Sitze der Regierung 30. Sept. 1831 die Regentschaft dem Kurprinzen. Seitdem lebte W. abwechselnd in und bei Hanau (zu Philippsthal), in Baden und besonders zu Frankfurt a. M., getrennt von seiner Gemahlin, nach deren Tode er sich 8. Juli 1841 mit der Gräfin Lessonitz und, als diese 12. Febr. 1843 starb, bald darauf (28. Aug.) mit Karoline Baronin von Bergen, geborener von Berlepsch, morganatisch vermählte. Er starb 20. Nov. 1847 zu Frankfurt, und sein Sohn, der bisherige Kurprinz-Mitregent, folgte ihm als Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (s. d.).

Wilhelm (Aug. Ludw. Max Friedr.), Herzog von Braunschweig seit 1830, geb. 25. April 1806, ist der zweite Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm (s. d.) und der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Nach der Schlacht bei Auerstädt, in welcher sein Großvater Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.) tödlich verwundet wurde, floh die Mutter mit ihren beiden Söhnen Karl und Wilhelm 18. Oct. 1806 von Braunschweig über Stralsund nach Schweden, dann über Dänemark und Hamburg nach Karlsruhe, endlich nach Bruchsal, wohin auch ihr Gemahl im Aug. 1807 kam, und wo sie den 20. April 1808 im Kindbette starb. Die Prinzen kamen nun unter die Obhut ihrer Großmutter, der verwitweten Markgräfin Amalia Friederike von Baden. Als aber der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich vorauszusehen war, ließ der Vater im März 1809 durch den Obersten von Nordenfels beide Prinzen zu sich nach Oels holen, später aber nach Kolberg in Pommern und von hier gegen Ende Aug. 1809 über Schweden nach England führen, wo sie der Aufsicht ihrer Großmutter, der verwitweten Herzogin Auguste von Braunschweig, Schwester Georg's III., übergeben wurden. Nachdem der Vater im Dec. 1813 von London nach Braunschweig zurückgekehrt, folgten ihm 1814 auch die Prinzen. Jetzt erst konnte an eine regelmäßige Erziehung gedacht werden. Nachdem Herzog Friedrich Wilhelm bei Quatrebras 16. Juni 1815 gefallen, wurde der Prinz-Regent von Großbritannien (seit 1820 König Georg IV.) ihr Vormund. 1820 begaben sich die Prinzen von Braunschweig

nach Lausanne. Der Herzog Karl (s. d.) ging dann 1822 nach Wien, der Prinz W. aber, unter Leitung des Obersten von Dörnberg, nach Göttingen und 1823 nach Berlin, wo er Militärdienste nahm und zum Major aufstieg. Durch Vergleich vom 13. Jan. 1824 trat ihm sein Bruder Karl das Fürstenthum Oels in Schlesien ab. Auf die Nachricht von dem Aufstande in Braunschweig 7. Sept. 1830 und von der Vertreibung des Herzogs Karl traf Prinz W. aus Berlin 10. Sept. in Braunschweig ein und übernahm 28. Sept., auf Ansuchen der Stände, provisorisch die Regierung, worin er durch Beschluß der Bundesversammlung vom 2. Dec. 1830 bis auf weiteres bestätigt wurde. Eine Familienacte des Gesammthauses Braunschweig vom Febr. 1831 erklärte den Herzog Karl für absolut regierungsunfähig und die Regierung für erledigt, welche hierauf Herzog W. 20. April 1831 definitiv kraft eigenen Rechts, im Einverständniß mit den Agnaten, antrat. Er nahm 25. April die Landeshuldigung an, worauf er aus dem preuß. Dienst (im Mai) ausschied, und eröffnete 30. Sept. 1831 die Ständeversammlung, in welcher die neue Verfassung berathen und angenommen wurde. Am 14. März 1833 vollzog er die von sämmtlichen Agnaten beschlossene Obercuratel über den vertriebenen Herzog wegen dessen Verschwendung. Auf die gespannten und gewaltsamen Verhältnisse unter Herzog Karl folgte nun eine Periode ruhiger und ungestörter constitutioneller Entwickelung, die dem materiellen und polit. Fortschritt des Landes gleich förderlich war. Auch die polit. Stürme des J. 1848 nahmen in wenig deutschen Ländern einen ruhigern Verlauf als in Braunschweig, zumal W. nicht nur den billigen Reformwünschen bereitwillig nachgab, sondern auch nach dem Ablauf der bewegten Zeiten die Personen und Grundsätze des besonnenen Fortschritts walten ließ. In den Fragen der deutschen Einigung und der Sache Schleswig-Holsteins stand der Herzog immer in der Reihe der patriotischen und opferbereiten Fürsten. (S. Braunschweig.) Infolge des Preußisch-Deutschen Kriegs von 1866 erklärte W. 4. Aug. seinen Austritt aus dem Deutschen Bunde und trat 18. Aug. dem Norddeutschen Bunde bei, während er sein Bedauern über die Entthronung des verwandten Königshauses von Hannover nicht verhehlte. Ungeachtet der vielfach im Lande laut gewordenen Bitten ist W. unvermählt geblieben, sodaß das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel mit ihm erlöschen wird.

Wilhelm (Friedr. Wilh. Karl), Prinz von Preußen, der dritte Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. und Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., wurde zu Berlin 3. Juli 1783 geboren. Seine Erziehung war von dem Generalmajor von Schack und von Gouffroy geleitet; in den Kriegswissenschaften unterrichteten ihn die Generale Tempelhoff und Scharnhorst. Seit 1799 diente er in der Garde. Er vermählte sich 12. Jan. 1804 mit Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg (geb. 13. Oct. 1785, gest. 14. April 1846), aus welcher Ehe zehn Kinder hervorgingen. Im Kriege von 1806 commandirte Prinz W. als Oberstlieutenant eine Cavaleriebrigade. In der Schlacht bei Auerstädt zeichnete er sich durch einen kühnen Angriff auf die franz. Infanterie aus. Später befand er sich in dem Hauptquartiere des Generals von L'Estocq. Seit dem März 1807 commandirte er das 2. Dragonerregiment. Um eine Ermäßigung der dem Lande auferlegten Kriegslasten von Napoleon zu erlangen, reiste er im Dec. 1807 nach Paris, doch vermochte er nur eine geringe Verminderung der geforderten Kriegssteuer von 154½ Mill. Frs. bis 140 Mill. zu bewirken, wofür den Franzosen die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin einstweilen überlassen werden mußten. Am Ende des J. 1808 begleitete er den König und die Königin nach Petersburg, von wo sie 10. Febr. 1809 in Königsberg wieder eintrafen. In Berlin beschäftigten ihn sodann die Wiederherstellung und die neue Belebung des Staatswesens. In dem Befreiungskriege von 1813 befand sich W. in Blücher's Hauptquartier. In der Schlacht bei Lützen befehligte er die Reservecavalerie auf dem linken Flügel der Armee und warf mit seinen Kürassieren ein feindliches Quarré. Auch an den folgenden Thaten des schles. Heeres nahm er ruhmvollen Antheil. Bei der Schlacht von Leipzig vermittelte er die Mitwirkung des Nordheeres in der Zusammenkunft Blücher's mit dem Kronprinzen von Schweden zu Breitenfeld. Später führte er die 8. Brigade im 1. Armeecorps, welches General York befehligte, über den Rhein und kämpfte tapfer auf dem Boden Frankreichs. Nach dem Pariser Frieden begleitete der Prinz den König nach London und wohnte dann den Verhandlungen des Wiener Congresses bei. Im Kriege von 1815 befehligte er in der Schlacht bei Waterloo die Reservecavalerie des 4. Armeecorps. Er nahm an der nächtlichen Verfolgung des Feindes theil und rückte hierauf an der Spitze der Avantgarde nach Paris vor. Seit dem zweiten Pariser Frieden lebte er theils in Paris, theils auf seinem Schlosse Fischbach bei Schmiedeberg in Schlesien. Hier befand er sich, als die Julirevolution von 1830 ausbrach. Wegen der bedrohten Lage der Rheinprovinzen ernannte ihn

der König zum Generalgouverneur der Rheinprovinzen und Westfalens, worauf er Ende 1830 in Köln seinen Wohnsitz nahm. Nach seiner Rückkehr von Köln, im Dec. 1831, lebte er abwechselnd in Berlin und Fischbach. Im März 1834 wurde er zum General der Cavalerie und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz, welche Stelle er schon 1824—29 bekleidet hatte, ernannt. Doch hielt er sich nach dem Tode seiner Gemahlin meist zu Fischbach auf. Er starb 28. Sept. 1851. Von seinen Kindern überlebten ihn die Söhne Adelbert (s. d.) und Waldemar (s. d.) und die Töchter Elisabeth, geb. 1815, seit 1836 vermählt mit dem Prinzen Karl Wilhelm Ludwig von Hessen und bei Rhein, und Maria, geb. 1825, die Witwe des Königs Maximilian II. von Baiern.

Wilhelm (Ludwig Aug.), Markgraf von Baden, früher Graf von Hochberg, war der zweite Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Hochberg (s. d.), und Bruder des Großherzogs Leopold (s. d.) von Baden. Geboren zu Karlsruhe 8. April 1792, trat er sehr jung in bad. Militärdienste und war im Kriege gegen Oesterreich, 1809, Adjutant in dem Generalstabe Masséna's. In dem Feldzuge gegen Rußland 1812 befehligte Graf W. als Generalmajor die bad. Brigade, welche dem 9. Armeecorps unter Marschall Victor zugetheilt war. Doch der größte Theil der Brigade mußte vorläufig in Danzig bleiben, und erst später wurde sie zur Besetzung von Witebsk und andern Orten verwendet. Beim Rückzuge des 9. Armeecorps hatte die bad. Brigade die Arrièregarde zu unterstützen. Sehr glücklich manövrirte W. trotz seiner Jugend an der Beresina. Von allen Seiten gedrängt und täglich im Gefecht, zeichneten sich die bad. Truppen noch immer durch gute Haltung und Tapferkeit aus; doch kamen davon nächst einer Anzahl Offiziere kaum 50—60 Unteroffiziere und Soldaten nach Wilna. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde W. 1813 zum Generallieutenant erhoben und führte dann die zweite Hälfte des bad. Contingents nach Sachsen, wo er das Commando des bad. Armeecorps übernahm. In der Schlacht bei Leipzig capitulirte er 19. Oct. mit den Verbündeten, lehnte jedoch den Antrag ab, sich mit ihnen zu vereinigen. 1814 leitete er die Blokaden von Strasburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Lichtenberg und Lützelstein; zugleich führte er den Oberbefehl im Unterelsaß. Hierauf begab er sich 1815 auf den Congreß nach Wien, um die Angelegenheiten des Hauses Baden zu vertreten. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba führte er das Obercommando bei den Blokaden von Schlettstadt und Neu-Breisach und wirkte darauf mit bei der Belagerung von Hüningen, wo er unter Erzherzog Johann eine österr., mit Würtembergern und Hessen-Darmstädtern combinirte Division befehligte. 1817 ward W., zugleich mit seinen Brüdern Leopold und Maximilian, zum Markgrafen von Baden und successionsberechtigten Prinzen erklärt. In Angelegenheiten des bad. Hauses ging er 1818 zweimal nach Petersburg, wo er sich die Gunst des Kaisers Alexander in hohem Grade erwarb. Im wissenschaftlichen Interesse unternahm er 1820 eine Reise nach Frankreich. Nach der Thronbesteigung seines Bruders Leopold vermählte sich W. 16. Oct. 1830 mit der Tochter des Herzogs Ludwig von Würtemberg, Prinzessin Elisabeth (geb. 27. Febr. 1802, gest. 5. Dec. 1864). Unter der Regierung des Großherzogs Leopold nahm Markgraf W. fortwährend eine bedeutende und einflußreiche Stellung ein. Er ward Commandeur des bad. Armeecorps und nahm als Präsident der Ersten Kammer einen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Erst die Stürme von 1848 bewogen ihn, die Führung der Truppen niederzulegen und sich auf seine Stellung als Präsident der Kammer zu beschränken. Anhaltende Kränklichkeit nöthigte ihn indessen, auch dieser Wirksamkeit zu entsagen. Außer seiner polit. Thätigkeit übte er als Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins in Baden einen günstigen Einfluß auf die Förderung der materiellen Interessen des Großherzogthums. Markgraf W. starb 11. Oct. 1859 und hinterließ drei Töchter, von denen die älteste, Sophie, mit dem Prinzen und (muthmaßlichen Regierungsnachfolger) Woldemar zur Lippe, die jüngste, Leopoldine, mit dem (regierenden) Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg vermählt ist. Vgl. «Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie Markgrafen W. von Baden aus den Feldzügen von 1809—15» (herausg. von Röder von Diersburg, Karlsr. 1864).

Wilhelmsbad, ein bis 1866 kurhess., seitdem preuß. Gesundbrunnen und Vergnügungsort an der Eisenbahn zwischen Hanau ($^1/_4$ M.) und Frankfurt ($1^3/_4$ M.), erhielt den Namen vom nachmaligen Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, der bei den 1769 zufällig entdeckten Quellen (drei schwachen Eisenquellen) noch als Erbprinz 1779 schöne Gebäude aufführen und einen Park anlegen ließ, sowie alles that, um den Badegästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Besucht wird W. besonders von Frankfurt und Hanau aus, doch mehr wegen seiner Anlagen und zum

Vergnügen als wegen der Mineralquellen. Das Schloß ist neuerdings restaurirt worden. In den Wirren von 1850 (s. Hessen-Kassel) war W. vom 17. Sept. bis 28. Dec. Regierungssitz.

Wilhelmshöhe, ein in der Nähe von Kassel gelegenes, durch seine reizenden Parkanlagen und großartigen Wasserkünste berühmtes Lustschloß, welches bis 1866 den Kurfürsten von Hessen als gewöhnliche Sommerresidenz diente. Die Anlagen verdanken seit 1701 ihre Entstehung hauptsächlich dem Landgrafen Karl. Eine Lindenallee führt zwischen Häusern und Gärten von Kassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen. Diese erheben sich allmählich bis zum Gipfel des Habichtswaldes und gewähren entzückende Aussichten in das Thal, welches sich über die Ufer der Fulda hin bis zum Söhregebirg erstreckt, und in dessen Mitte die Residenz liegt. Das Schloß Wilhelmshöhe wurde unter dem Landgrafen, nachherigem Kurfürsten Wilhelm I. seit 1787 im ältern Stil erbaut und bestand ursprünglich aus einem Hauptgebäude und zwei durch bedeckte Galerien mit demselben zusammenhängenden Flügelpavillons, bis Kurfürst Wilhelm II. statt jener Galerien die drei Haupttheile durch im gleichen Stile erbaute massive Gebäude verbinden ließ, sodaß seitdem das Ganze einen zusammenhängenden Bogen von 750 F. Länge, meist 60—70 F. Höhe und mit der Kuppel auf dem Hauptgebäude über 100 F. Höhe bildet. Unter dem südwestl. Flügel des Schlosses öffnet sich ein tiefes Thal, durch welches über Felsen schäumend ein Bach stürzt, der sich aus einem mit Blumen und gebüschreichen Inseln geschmückten See ergießt. Ueber dem See erblickt man das chines. Dorf Mulang mit einer Pagode. Weiter westlich liegt am Berge die Löwenburg, eine künstliche Ruine, die, vom Kurfürst Wilhelm I. 1793 erbaut, dessen Begräbnißort ist. Oben auf der Höhe liegt das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Oktogon genannt, unter welchem die Wasserbehälter für die Cascaden sich befinden. Dasselbe bildet, von Kassel aus gesehen, den Schluß der durch die schnurgerade Allee und die Fronte des Schlosses gebildeten Perspective. Es besteht aus drei übereinandergethürmten Bogengewölben und hat 284 F. im Durchmesser. Auf der Platform, nach der Seite der Cascaden hin, ragt, aus großen Quaderstücken errichtet, die beinahe 100 F. hohe Pyramide hervor, auf welcher eine 31 F. hohe Nachbildung des Farnese'schen Hercules (in Hessen der große Christoph genannt), aus Kupfer getrieben, steht. Die kupferne Keule des Hercules kann 8—10 Personen in sich aufnehmen; eine Fensteröffnung in derselben gewährt die unbeschränkteste Aussicht bis zum Inselsberge bei Gotha und bis zum Brocken hin. Von dem Riesenschlosse ziehen sich die Cascaden in einer Länge von 600 und in einer Breite von 40 F. den Berg hinab. Unter den übrigen Wasserwerken sind noch zu erwähnen: der Steinhöfersche Wasserfall, ein romantischer Waldwassersturz; der Wasserfall an der Teufelsbrücke; der Aquäduct, die Ruine einer altröm. Wasserleitung darstellend, von deren zerstörtem Ende das Wasser 100 F. tief in den Abgrund stürzt, um von da in ein großes, durch einen herrlichen Rasenplatz von der westl. Fronte des Schlosses getrenntes Bassin sich zu ergießen, aus welchem 190 F. hoch und am Ursprunge fast 1 F. dick die große Fontaine emporsteigt; endlich der neue Wasserfall, der, in anderm Charakter angelegt, den Steinhöferschen an Größe noch übertrifft. Während des Sommers sind sämmtliche Wasserkünste Sonntags und Mittwochs nachmittags im Gange.

Wilibald Alexis, s. Häring (Wilhelm).

Wilken (Friedr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 23. Mai 1777 zu Ratzeburg im Lauenburgischen, besuchte die dortige Domschule und studirte seit 1795 zu Göttingen anfangs Theologie, bald aber classische und orient. Philologie und Geschichte. 1798 erhielt seine kritische Arbeit «De bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia» den von der philos. Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis, und 1800 wurde er Repetent der theol. Facultät zu Göttingen. Dann nahm er 1803 die Stelle eines Instructors des jungen Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe an und begleitete diesen auf die Universität nach Leipzig, später auf einer Reise durch Deutschland. Hierauf wurde er 1805 Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg und 1807 Director der Universitätsbibliothek. Die 1815 stattfindende Zurückforderung der von den Franzosen nach Paris entführten Schätze der Wissenschaft und Kunst erweckte in ihm den Gedanken, die im Dreißigjährigen Kriege von den Baiern geplünderte und dem damaligen Papste geschenkte Palatinische Bibliothek ebenfalls für die Universität Heidelberg zurückzufordern. So viele Schwierigkeiten auch diese Reclamation eines Schatzes fand, dessen Eigenthumsrecht der röm. Stuhl durch fast 200jährigen Besitz für geheiligt erachtete, gelang es W. dennoch, einen Theil der Bibliothek (zusammen 891 Handschriften) wieder zu erlangen. 1817 folgte er dem Rufe als Oberbibliothekar und Professor an die Universität zu Berlin, wo er 1819 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, dann königl. Historiograph, Professor der Geschichte an der Kriegsschule, Rath im Obercensurcollegium und endlich 1830 Geh. Regierungs-

rath wurde. Zur Herstellung seiner Gesundheit hielt er sich seit 1824 in Dresden, Prag und Wien auf. Dann unternahm er 1826 eine wissenschaftliche Reise nach Italien, 1829 im Auftrag des Ministeriums nach Frankreich und England, 1838 nach Wiesbaden und München. Bald nach der Rückkehr stellte sich eine Geisteskrankheit infolge der Gicht aufs neue ein, die in völlige Geistesstörung überging. Er starb 24. Dec. 1840. W. hatte sich vorzüglich durch das Studium der Schriften Silvestre de Sacy's gebildet und diesem großen Muster nachgestrebt. Unter seinen Schriften, welche meist die pers. Sprache, für die er 1805 die erste Grammatik und Chrestomathie herausgab, und die Geschichte des Orients zum Gegenstande haben, ist die «Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländ. und abendländ. Berichten» (7 Bde., Lpz. 1807—32) sein Hauptwerk. Dasselbe hat das große Verdienst, sich zum ersten mal auf die orient. Quellen mit zu stützen, leidet aber rücksichtlich der histor. Kritik an einer zu geringen Sonderung der Sage von der geschichtlichen Thatsache. Außerdem schrieb er: «Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlung» (Heidelb. 1817) und «Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin» (Berl. 1828).

Wilkes (Charles), amerik. Seemann und Entdecker, geb. 1801 in der Stadt Neuyork, trat 1801 in die Marine der Vereinigten Staaten, diente zuerst im Geschwader des Mittelmeeres, dann in dem des Stillen Oceans und wurde 1826 zum Lieutenant befördert. Als wissenschaftlich durchgebildeter Offizier ward er 1838 an die Spitze einer großen Expedition gestellt, welche, aus fünf Schiffen bestehend, vor allem die Südsee und die antarktischen Gegenden erforschen sollte. W. lief 18. Aug. 1838 von Norfolk aus, ging ums Cap Hoorn nach Australien und entdeckte, in südl. Richtung von Sidney steuernd, zu Anfang 1840 den antarktischen Continent, welche Entdeckung später von Engländern und Franzosen bestätigt wurde. Von hier besuchte er die Inseln des Stillen Oceans, namentlich die Fidschi- und Haiwai-Gruppen, fuhr dann nach dem Nordwesten des amerik. Continents, erforschte Theile von Californien und Oregon und kehrte über Manilla, Borneo und das Cap der guten Hoffnung nach Neuyork zurück, wo er 10. Juni 1842 ankam. Im darauffolgenden Monat wurde W. zum Schiffscommandanten befördert. Seine Reise wurde auf Kosten der Vereinigten Staaten unter dem Titel «Narrative of the United-States exploring expedition, during the years 1838—42» (16 Bde.) herausgegeben. W. veröffentlichte speciell seine Beobachtungen über Oregon und Californien unter dem Titel «Western America» (Philad. 1849). 1856 gab er eine Theorie der Winde heraus. 1861 zog er die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf sich, als er im Commando des Dampfers San-Jacinto 8. Nov. 1861 die auf ihrer Reise nach Europa begriffenen beiden Rebellenagenten Slidell und Mason gewaltsam vom engl. Postdampfer Trent nahm und nach Boston brachte. Das Volk jubelte ihm zu, der Congreß dankte ihm für die That, aber der Präsident misbilligte sie und gab, um einem Kriege mit England vorzubeugen, die beiden Rebellen frei. Im Sommer 1862 zum Range eines Commodore befördert, ging er nach einer vorübergehenden Thätigkeit am James-River, wo er City-Point zerstörte, zum Schutze des amerik. Handels wieder nach Westindien. Seit Beendigung des Kriegs (1865) ist W. Viceadmiral zur Disposition.

Wilkes (John), engl. Publicist, geb. 17. Oct. 1727 zu London als Sohn eines reichen Branntweinbrenners, studirte auf der Universität zu Leyden und trat 1754 für Aylesbury ins Unterhaus, wo er, ohne große Rednergaben zu entwickeln, die Regierung unterstützte. Seine Lebensart und die Kosten seiner Wahl hatten sein Vermögen so zerrüttet, daß ihm ein Gönner, Lord Temple, die Oberstlieutenantsstelle in der Miliz der Grafschaft Buckingham verschaffen mußte. Nach der Thronbesteigung Georg's III. bat W. die Regierung um ein auswärtiges Amt, fand aber am Minister Bute einen Gegner. Nachdem Lord Temple aus der Verwaltung getreten, rächte sich W., wol nicht ohne Temple's Einfluß, indem er seit dem März 1762 mehrere Flugschriften veröffentlichte, welche die Person und die Verwaltung Bute's dem bittersten Spotte preisgaben und 1763 dessen Rücktritt mit herbeiführten. Zugleich gab W. seit dem Juni 1762 die Zeitschrift «North Briton» heraus, in der er überhaupt die Politik des Hofs geiselte. In der berühmten Nr. 45, vom 23. April 1763, trat er bei Beurtheilung der Thronrede sogar dem Könige zu nahe. Der Staatssecretär Halifax fertigte einen in früherer Zeit nicht ungewöhnlichen, aber gegen die Habeas-Corpus-Acte verstoßenden Haftbefehl aus, der auf keine bestimmte Person, sondern auf die Urheber des Blattes im allgemeinen gerichtet war. W. wurde auf Grund dessen verhaftet und vor zwei Staatssecretäre gestellt, denen er wegen Ungesetzlichkeit des Verfahrens keine Auskunft gab. Man warf ihn in den Tower, stellte ihn aber, da sich die Volksstimme erhob, vor das gewöhnliche Gericht, das ihn in Betracht ungesetzmäßiger

Verhaftung der Anklage entlastete. W. stellte, von Temple mit Mitteln versehen, eine Entschädigungsklage gegen die Staatssecretäre und deren Beamten an, die er auch gewann. Dieser Ausgang war für ganz England sehr wichtig, denn fortan gelangte die Habeas-Corpus-Acte, das Palladium der persönlichen Freiheit, zur vollen Geltung, und die Haftsbefehle ohne Namen blieben für immer beseitigt. W. schaffte sich nun in seinem Hause eine Presse an, druckte unter anderm den «North Briton» wieder ab und sah sich deshalb abermals verfolgt. Er hielt es gerathen, sich nach Frankreich zu wenden, wo er jedoch wegen einer Duellangelegenheit ins Gefängniß gerieth. Nachdem er seine Freiheit erhalten, ging er nach England zurück, um hier seinen Parlamentssitz zu behaupten. Ein Duell, das er mit dem Parlamentsmitglied Martin, der seine Zeitschrift hart getadelt, bestand, und die Nachricht, daß der «North Briton» zur Verbrennung durch Henkershand verurtheilt worden, bewogen ihn indeß, sich wiederum nach Frankreich zu begeben. Das Unterhaus stieß ihn nicht nur aus, sondern die Regierung ließ ihn auch ein zweites mal wegen einer cynischen Schmähschrift verurtheilen, die er zwar nicht verfaßt, aber gedruckt hatte. Erst 1768, nach der Veränderung des Ministeriums, kam W. nach England zurück. Das Volk, das ihn als Opfer des ministeriellen Despotismus betrachtete, empfing ihn mit Jubel, und die Wähler von Middlesex schickten ihn als ihren Repräsentanten ins Parlament. W. stellte sich freiwillig vor Gericht und erwirkte zwar die Aufhebung der Contumazsentenzen, wurde aber nach einer erneuerten Procedur als Libellist zur Strafe von 1000 Pfd. St. und 22 Monaten Gefängniß verurtheilt. Während er im Gefängniß saß, wiederholte der Bezirk von Middlesex seine Wahl ins Parlament dreimal; das Unterhaus jedoch erkannte dieselbe nicht an. Um dem Skandal ein Ende zu machen, stellte endlich die Regierung 1769 den Oberst Luttrell als Gegencandidaten auf. Wiewol letzterer nur 296, W. hingegen 1249 Stimmen davontrug, erklärte das Unterhaus die Wahl Luttrell's für die gültige und räumte demselben den Parlamentssitz ein. W. aber wurde nachträglich vor die Schranken des Hauses geführt und mußte hier kraft des letzten Processes die Erneuerung seiner Ausstoßung vernehmen. Das Verfahren des Unterhauses, das in mehrern Punkten die Verfassung verletzte, setzte die Hauptstadt und das ganze Land in Bewegung. Hätte sich W. im Gefängnisse nicht ruhig verhalten, sondern dem Volke die Hand geboten, so würde er sich an der Spitze eines furchtbaren Aufstandes gesehen haben. Als er 1770 die Freiheit erhielt, wählte ihn sogleich die City von London zum Alderman. In dieser Stellung fand er auch bald Gelegenheit, seine Gewalt fühlen zu lassen, indem er die Verhaftung der Schriftsteller als ungesetzlich verweigerte, die das Unterhaus wegen Veröffentlichung der Debatten verfolgte. Da W. in der That dem Gesetze nach Parlamentsmitglied war, wagte auch das Unterhaus jetzt nicht, ihn als ungehorsamen Beamten vor das gewöhnliche Gericht zu stellen, sondern lud ihn vor seine Schranken. W. nahm die Gelegenheit wahr und erschien, erzwang aber, ehe er sich verantwortete, seine ausdrückliche Anerkennung als Parlamentsmitglied. Diese Nachgiebigkeit erniedrigte das Unterhaus in den Augen der Nation und brachte in die Angelegenheit die höchste Verwirrung; die freisinnigsten Männer, z. B. Fox, hatten, dies voraussehend, gegen W.' Anerkennung gestimmt. 1772 wurde W. zu einem der Sheriffs, 1774 sogar zum Lord-Mayor von London erwählt. Er erwarb sich in diesen Aemtern so allgemeine Achtung, daß die Regierung bei den Parlamentswahlen von 1774 seiner Candidatur nicht mehr entgegenzutreten wagte. Als 1778 Rockingham Minister wurde, trug W. auf die Austilgung der Anerkennung Luttrell's aus dem Journale des Hauses an, was er auch mit großer Majorität erlangte. Dieser letzte Sieg des Mannes machte ungeheueres Aufsehen und wurde als eine Herstellung des Gesetzes und als warnendes Beispiel für verfolgungssüchtige Minister betrachtet. Um W.' Alter zu sichern, verlieh ihm 1779 die Stadt London das Amt eines Kämmerers. Er verwaltete dasselbe bis an seinen Tod, der 6. Dec. 1797 erfolgte. W. wurde von einigen für den Verfasser der Briefe des Junius (s. d.) gehalten. Almon gab die «Correspondence of W.» (5 Bde., Lond. 1805) heraus.

Wilkie (David), brit. Maler, wurde 18. Nov. 1785 zu Cults in der schott. Grafschaft Fife geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Früh verrieth sich seine Neigung zur Kunst, weshalb seine Aeltern ihn nach Edinburgh brachten, wo er seine Studien in der Akademie mit Eifer betrieb. Er zeigte solches Talent in der Darstellung von Scenen aus dem wirklichen Leben, daß er, durch seine Freunde ermuntert, sich endlich diesem Kunstzweige ausschließend widmete. Nach seiner Ankunft in London 1805 wendete er sich zwar der Porträtmalerei zu, allein bald entschied sein erstes zur Ausstellung der Akademie geliefertes Bild, die Dorfpolitiker, über die Richtung, die er seitdem verfolgte. Er wurde 1809 Ehrenmitglied, 1811 wirkliches Mitglied der Akademie und nach Sir Henry Raeburn's Tode von dem König zum schott. Hofmaler ernannt. Zur Wiederherstel-

lung seiner Gesundheit reiste er 1825 auf das Festland. Er lebte einige Jahr in Italien und ging dann nach Spanien, wo er eine Reihe Bilder malte, welche Scenen aus dem Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel in den J. 1808—14 darstellen und sich jetzt in der königl. Sammlung in London befinden. Nach Sir Thomas Lawrence's Tode wurde W. noch unter Georg IV. 1830 erster Hofmaler und von Wilhelm IV. in dieser Stelle bestätigt. 1840 ging er nach dem Orient, um dort Ansichten zu zeichnen; bei der Rückreise starb er 1. Juni 1841 im Angesicht von Gibraltar auf dem Schiffe. Seine ausgezeichnetsten Gemälde außer dem erwähnten sind das Dorffest, das Blindekuhspiel, der Zinstag, der blinde Geiger, die Eröffnung des Testaments und die Pensionärs in Chelsea, welche in der Zeitung die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo lesen. Seine Genrebilder gehören fast durchgängig der Sphäre des gemüthlichen Humors an. In der Färbung ist W. kräftig und sorgfältig, in der Zeichnung dagegen nicht immer correct.

Willamov (Johann Gottlieb), deutscher Dichter, geb. 15. Jan. 1736 zu Morungen in Preußen, studirte in Königsberg und wurde 1758 Professor in Thorn. 1763 ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel «Dithyramben» erscheinen, in denen man wol ein eifriges Studium des Pindar anerkennen mußte, die aber keinen Anklang fanden und bald vergessen wurden. Dagegen gefielen die ersten zwei Bücher seiner «Dialogischen Fabeln» (1765) durch Natürlichkeit, Anmuth, Wahrheit und eine eigenthümliche Form. Bald aber gestalteten sich seine Verhältnisse so unerfreulich, daß er als Dichter ganz verstummte. 1767 ging er als Director der deutschen Schule nach Petersburg, wo er 1771 seine Uebersetzung der «Batrachomyomachie» herausgab. Doch Mangel an ökonomischen Einsichten brachte ihn hier in die unangenehmste Lage. Er stürzte das Institut in Schulden, sodaß er 1776 seine Entlassung nehmen mußte. Zwar ward er als Lehrer an einem Mädcheninstitute angestellt, allein mit so geringem Gehalt, daß er sich durch das Anfertigen von Gelegenheitsgedichten und dergleichen erhalten mußte. Er starb 21. Mai 1777. Seine «Poetischen Schriften» (doch nicht vollständig) erschienen 1779 zu Leipzig.

Wille ist das Vermögen, sich Zwecke zu setzen und für die Erreichung derselben thätig zu sein. Er steht im genauen Zusammenhange mit dem Ueberlegen, dem Abwägen von Gründen und Gegengründen, welche, insofern das wirkliche Wollen durch sie bestimmt wird, Motive des W. heißen. In dieser Möglichkeit, durch Gründe bestimmt zu werden, welche voraussetzt, daß der W. nicht von einerlei Motiv oder von bloßer Naturnothwendigkeit, z. B. der rohen Gewalt der Leidenschaften, den von dem Körper ausgehenden organischen Reizen u. s. w., abhängt, liegt die Freiheit des W. Auf dieser Freiheit beruht die Möglichkeit, den W. zu bilden, und auf dieser das Geschäft der Erziehung sowie auch die Möglichkeit, daß das Menschengeschlecht im ganzen zum Bessern fortschreite. Gesetze für den W. sind die sittlichen Ideen als Urtheile, welche den Werth des W. bestimmen. Sie gehören der reinen, von der Erfahrung unabhängigen Vernunft an und begründen, wenn sie zu Triebfedern des Handelns gemacht werden, durch Uebung und Gewohnheit die höhern oder edlern Triebe im Menschen. Von dieser Art sind die Triebe der Bildung, der Ehre, des Wohlwollens, mit einem Worte die moralischen Triebe, welche den aus der thierischen Selbsterhaltung des Individuums und der Gattung entspringenden animalischen Trieben als ein Triebwesen der Vernunft hinzutreten mit der Bestimmung, das animalische Triebwesen als ein dienendes und untergeordnetes Mittel für die Zwecke der Vernunft mitarbeiten zu lassen. Ob dieses geschehe, oder ob die Vernunft sich zu einem dienenden Mittel niederer Zwecke herabsetze, hängt vom Entschlusse des Willens ab, welcher, sobald er sein eigenes Gesetz vollzieht, ein autonomischer oder sittlicher, sobald er sich fremden Antrieben unterwirft, ein heteronomischer oder unsittlicher W. genannt wird. Im uneigentlichen Sinne versteht man im gemeinen Sprachgebrauch unter W. auch häufig die verschiedenen Aeußerungen des bloßen animalischen Triebes, vom Wunsch nach der Gegenwart eines Gegenstandes an durch die von seiner Gegenwart genährte Begierde hinauf bis zur Action des Triebes als der Vollziehung der Begierde. Nur allein in diesem uneigentlichen Sinne darf man den Thieren einen W. zuschreiben, ähnlich den von bloßen äußerlichen Eindrücken blind regierten Menschen, von denen man sagt, daß sie nicht wissen, was sie wollen. Im eigentlichen Sinne des Worts aber hat nur allein der einen W., welcher weiß, was er will, oder welcher sich das, was er erstrebt, als bewußten Zweck vorsetzt.

Wille (Joh. Georg), vorzüglicher Kupferstecher, wurde 5. Nov. 1715 auf der Obermühle unweit Königsberg bei Gießen geboren. Er lernte erst als Müller, dann als Büchsenmacher, hierauf als Schuhmacher, jedesmal aber ohne Erfolg. Endlich lernte er 1736 in Strasburg Georg F. Schmidt kennen, mit dem er nach Paris ging, wo sich beide der Kupferstechkunst befleißigten,

und wo W. bis zu seinem Tode sich aufhielt. Die Gleichheit ihrer Glücksumstände und ihres Kunstgenies verband sie als wahre Freunde. Namentlich war es der berühmte Porträtmaler Rigaud, der W. aufmunterte, größere Blätter zu stechen, und ihm Arbeiten verschaffte, die ihn bald in Ruf brachten. Zu seinen Meisterstücken gehören die Stiche der Porträts Maffe's, des Marquis de Marigny und des Grafen Florentin. Auch histor. Bilder und vorzüglich die Genrebilder der holländ. Maler, z. B. Terburg's, Dow's, Mieris', Netscher's, Schalken's, Metzu's sowie Dietrich's gab W. auf eine ausgezeichnete Weise wieder. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch Schönheit des Grabstichels, Reinheit der Zeichnung, durch die Wirkungen des Helldunkels und durch das Colorit aus. Er hatte sich ein bedeutendes Vermögen durch seine Kunst erworben, verlor aber alles während der Revolution und würde vielleicht ein Opfer derselben geworden sein, wenn nicht sein Sohn, Peter Alexander W., geb. 1746, der Maler war, General bei der pariser Nationalgarde gewesen. Napoleon ernannte W. zum Ritter der Ehrenlegion, und das Institut nahm ihn zum Mitgliede auf. Er starb 5. April 1808. Unter seinen Schülern sind die vorzüglichsten Berwic, J. G. von Müller, Schmutzer, Dunker, Guttenberg und Ingauf. Seine Blätter sind in schönen Abdrücken selten und Abdrücke vor der Schrift zum Theil von größter Seltenheit. Vgl. Le Blanc, «Le graveur en taille douce» (Abth. 1, Lpz. 1847); Duplessis, «Mémoires et journal de W.» (2 Bde., Par. 1857).

Willems (Jean François), vläm. Philolog, Geschichtsforscher und Dichter, geb. 11. März 1793 zu Bouchout, einem Dorfe der Provinz Antwerpen, wird mit Recht als derjenige betrachtet, welcher der sog. vlämischen Bewegung den kräftigsten Impuls gab. Frühzeitig durch seine Mitwirkung an den religiösen scenischen Darstellungen der Rederykkammer zu Lierre für literarische Interessen geweckt, kam er 1809 zu einem Notar in Antwerpen in die Lehre. In dieser Stellung dichtete er 1811 ein Preisgedicht zur Verherrlichung der Schlacht bei Friedland und des Tilsiter Friedens, welches gekrönt wurde. Dieser Arbeit folgten viele andere Erzeugnisse lyrischer und dramatischer Art, die sich vorzüglich durch leichten Versbau auszeichneten. Mit seinem patriotischen Gedicht «An die Belgier» (1818) begrüßte er das Wiedererwachen einer belg. Nationalität unter dem Schutze des holländ. Scepters. Das Gedicht fand einen stürmischen Beifall in den nördl. Provinzen und die Regierung belohnte ihn mit einer Steuereinnehmerstelle in Antwerpen, die Belgier selbst aber empfingen es kalt und sahen in W. nur ein williges Instrument der misliebigen Regierung. Im Kampfe mit solchen Vorurtheilen gab er von 1819—24 die mit vieler Kritik ausgearbeitete «Dissertation sur la langue flamande» heraus, die ihm das königl. Institut zu Amsterdam eröffnete. Inzwischen war er Archivar zu Antwerpen geworden, und in dieser Stellung setzte er seine histor. Studien fort und schuf manche verdienstliche Arbeit auf diesem Gebiete. Der Eifer, womit er die immer lauter werdende Opposition gegen die holländ. Regierung bekämpft hatte, bewirkte, daß er nach der belg. Revolution von 1830 von der neuen Regierung nur mit einem bescheidenen Finanzposten in der kleinen flandr. Stadt Eecloo bedacht wurde. Hier in seinem Stillleben verfolgte er unausgesetzt seine vläm. Studien, copirte unedirte Fragmente aus der altnationalen Literatur und übersetzte in neuere Sprache den «Reineke Vos», dessen Urtext er ebenfalls (Gent 1836; 2. Aufl. 1850) veröffentlichte, und dem er seinen vläm. Ursprung wieder vindicirte. 1834 wurde W. Mitglied der belg. Geschichtscommission und 1835 in ein höheres Amt nach Gent befördert. Für die Geschichtscommission veröffentlichte er mit philol. und histor. Gelehrsamkeit die Chroniken von van Heelu und von de Klerk's «Gesten der Hertogen van Brabant». Insbesondere legte er in seiner Vierteljahrsschrift «Belgisch Museum» einen Schatz national-histor. und linguistischer Kenntnisse nieder. Außerdem war er die Seele aller jener nationalen Bestrebungen, die man unter dem Namen der Vlämischen Bewegung begreift. Er starb 24. Juni 1846. W. war eine frische, belebende Individualität und ein Charakter voll hoher Sittlichkeit und edler Vaterlandsliebe.

Williams (Helena Maria), engl. Schriftstellerin, geb. 1762, trat bereits im 18. J. als Dichterin auf und zeichnete sich namentlich im Fache der Erzählung aus durch «Elwin and Eltrude» (1782) und «Peru» (1784). Der Ertrag einer Sammlung ihrer Gedichte (2 Bdchn., 1786) setzte sie in den Stand, 1788 Frankreich zu besuchen, wo sie sich seitdem fast immer aufhielt. In der Revolution wurde sie wegen ihrer Vertheidigung der Girondisten in den «Letters written in France» (1790 und 1792) eingekerkert, nach Robespierre's Sturze aber wieder in Freiheit gesetzt. Ebenso feindeten sie die Royalisten an wegen der Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwig's XVI. begleitete (3 Bde., 1793). Aus einer eifrigen Republikanerin wurde sie eine eifrige Lobrednerin Napoleon's, dessen Unwillen sie jedoch durch eine Ode, in der sie die Macht ihres Vaterlandes erhoben hatte, auf sich zog. Sie lebte fort-

während in Paris und starb daselbst 14. Dec. 1827. Unter ihren Schriften sind noch zu bemerken: «Poem on the bill for regulating the slave-trade» (1788); «Julia» (2 Bde. 1790), ein Roman; «Letters on the political state of France» (4 Bde. 1796); «Letters on the moral state and public opinion in the French republic» (2 Bde. 1800).

Willisen (Wilh. von), preuß. General, geb. 1790 zu Staßfurth im Magdeburgischen, trat schon im 15. J. in preuß. Militärdienst, machte als Junker den Feldzug von 1806 mit, wurde aber bei der Reduction der Armee nach dem Tilsiter Frieden inactiv. Er studirte nun einige Zeit in Halle. Als er sich 1809 der westfäl. Conscription zu entziehen suchte, wurde er verhaftet. Doch gelang es ihm, nach Oesterreich zu entkommen, wo er in einem Freicorps Dienste nahm und in Tirol und Italien mitkämpfte. 1811 erhielt er wieder eine Anstellung im preuß. Heere und wohnte den Feldzügen von 1813 und 1814 als Generalstabsoffizier in der schles. Armee, dem Feldzuge von 1815 als Hauptmann, ebenfalls im Blücher'schen Hauptquartier, bei. Später dem großen Generalstabe zugetheilt, gab er auf der Allgemeinen Kriegsschule Unterricht in der Kriegsgeschichte, welchem er eine streng systematisch gehaltene Theorie des Kriegs zu Grunde legte. Arbeiten über den russ.-poln. Krieg von 1831, die er im «Militärwochenblatt» veröffentlichte, zogen ihm auf kurze Zeit die königl. Ungnade zu. 1840 wurde er, inzwischen zum Oberst befördert, Chef des Generalstabs beim 5. Armeecorps in Posen und 1843 Generalmajor und Brigadecommandeur in Breslau. Im März 1848 ernannte ihn der König zum Bevollmächtigten in Posen, um die beabsichtigte Reorganisation des Großherzogthums durchzuführen. Es gelang ihm zwar, durch Convention die poln. Bewaffnung aufzulösen, seine polit. Ansichten brachten ihn aber bald in widrige Conflicte, sodaß er zurückberufen wurde. Die Stimmung des Offiziercorps war gegen ihn, und dieser weichend ging er mit Urlaub nach Paris und Italien, wo er als Augenzeuge dem Ende des Feldzugs gegen Sardinien und der Einnahme von Malghera beiwohnte. Als er sich 1849 im Avancement übergangen sah, nahm er seinen Abschied. Die Statthalterschaft in Schleswig-Holstein trat hierauf nach der Abberufung des preuß. Generals von Bonin mit ihm in Unterhandlung wegen Uebernahme des Obercommandos der schlesw.-holstein. Armee. W. nahm diese Stellung an, aber seine Operationen gegen die Dänen endigten mit der Niederlage von Idstedt und dem fehlgeschlagenen Angriffe auf Friedrichstadt. (S. Schleswig-Holstein.) Er gerieth hierüber mit der Statthalterschaft in Zerwürfniß, legte das Commando nieder und zog sich ganz in den Privatstand zurück. W. schrieb: «Theorie des großen Kriegs» (3 Bde., Berl. 1840—50; 2. Aufl. 1868; Bd. 4: «Die Feldzüge von 1859 und 1866», Lpz. 1868); «Acten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogthum Posen im Frühjahr 1848» (Kiel 1850).

Willkomm (Ernst Adolf), deutscher Romanschriftsteller, geb. 10. Febr. 1810 zu Herwigsdorf bei Zittau, Sohn des durch mehrere pastoraltheol. und ascetische Schriften literarisch bekannten Pfarrers Karl Gottlob W. (gest. 1849), besuchte das Gymnasium zu Zittau und studirte seit Ostern 1831 zu Leipzig anfänglich Jurisprudenz, dann aber Philosophie und Aesthetik. Schon als Gymnasiast hatte er sich vielfach in poetischen Arbeiten versucht. Als Student verfaßte er das Trauerspiel «Bernhard, Herzog von Weimar» (1832), welchem bald darauf die Trilogie «Erich XIV.» und «Das Buch der Küsse» folgten. Er behielt seinen Aufenthalt in Leipzig, wo er sich an verschiedenen belletristischen und polit. Blättern betheiligte und 1837—39 in Verbindung mit Alexander Fischer die «Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater» herausgab. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er die «Civilisationsnovellen» und «Die Europamüden». Diesen folgten, außer verschiedenen Novellensammlungen, die Romane «Lord Byron», «Der Traumdeuter», «Eisen, Gold und Geist», «Wallenstein», «Weiße Sklaven», «Die Nachtmahlsbrüder in Rom», «Der Brautkuß» u. s. w. Eine Reise nach Italien (1845—46) bot ihm den Stoff zu seinen «Ital. Nächten» (2 Bde., Lpz. 1847). Nachdem ihn der schlesw.-holstein. Krieg 1849 auf einige Zeit nach dem Kriegsschauplatze geführt, redigirte er bis 1852 eine polit. Zeitung zu Lübeck, siedelte aber im Herbst dieses Jahres nach Hamburg über. Hier war er als Mitredacteur des «Hamburger Correspondenten», dann (1853—56) als Redacteur der «Jahreszeiten» thätig, bis er aus ökonomischen Gründen mit seiner ebenfalls literarisch bekannten Gattin Marie W., geb. Rosendahl aus Flensburg (vermählt 1850), ein Pensionat für junge Mädchen begründete. Unter den zahlreichen belletristischen Arbeiten, welche er während seines Aufenthalts in Hamburg veröffentlichte, sind hervorzuheben: die beiden Romane «Die Familie Ammer» (3 Bde., Frankf. 1855) und «Rheder und Matrose» (3 Bde., Frankf. 1857), in denen er das Fabrik- und Handelswesen in seinem weiten Weltverkehr und seinen überseeischen Perspectiven nicht ohne spannende Verwickelungen darstellt;

ferner «Dichter und Apostel» (2 Bde., Frankf. 1859), «Männer der That» (4 Bde., Lpz. 1861), «Verirrte Seelen» (3 Bde., Lpz. 1860), «Die Töchter des Vatican» (3 Bde., Lpz. 1860), «Frau von Gampenstein» (3 Bde., Lpz. 1865), «Gesellen des Satan» (Bd. 1—6, Jena 1866—67) u. s. w. Auch hat man von W. einige Reiseschriften, wie «Von Berlin nach Hamburg» (Lpz. 1855), «Handbuch für Reisende nach dem Riesengebirge» (Lpz. 1853) u. s. w.

Willkomm (Heinr. Moritz), deutscher Botaniker, der Bruder des vorigen, geb. 29. Juni 1821 zu Herwigsdorf, erhielt seine Gymnasialbildung ebenfalls zu Zittau und widmete sich seit Ostern 1841 medic. und naturwissenschaftlichen Studien zu Leipzig. Auf Vorschlag des Professor Kunze daselbst unternahm er schon 1844 eine Reise zur botan. Erforschung Spaniens, von welcher er im Mai 1846 zurückkehrte. W. studirte hierauf noch bis Ende 1849 zu Leipzig Naturwissenschaften, namentlich physische Geographie, Geognosie und Meteorologie. Nach seiner Promotion (März 1850) ging er abermals nach Spanien, mußte aber wegen Mangel an ausreichenden Mitteln nach neun Monaten wieder zurückkehren. Er habilitirte sich hierauf im März 1852 zu Leipzig als Privatdocent in der philos. Facultät. Im Frühjahr 1855 erhielt er eine außerord. Professur und die Aufsicht über die Herbarien der Universität, doch erfolgte noch in demselben Jahre seine Berufung zum Professor der organischen Naturgeschichte an die Akademie für Forst- und Landwirthe nach Tharand. In dieser Stellung wirkte er ununterbrochen, bis er im Frühjahr 1868 als ord. Professor der Botanik und Director des Botanischen Gartens nach Dorpat ging. Literarisch hat sich W. durch eine Reihe trefflicher botan. und auch geogr. Arbeiten bekannt gemacht. Als Früchte seiner Reisen auf der Pyrenäischen Halbinsel erschienen «Zwei Jahre in Spanien und Portugal» (3 Bde., Lpz. 1847) und «Wanderungen durch die nordöstl. und centralen Provinzen Spaniens» (2 Bde., Lpz. 1852) sowie die wissenschaftlichen geogr. Arbeiten «Die Halbinsel der Pyrenäen» (Lpz. 1855), die Beschreibung von Spanien und Portugal (Lpz. 1862) für die von Wappäus geleitete Neubearbeitung von Stein's und Hörschelmann's «Handbuch der Geographie und Statistik» und die Monographie: «Die Strand- und Steppengebiete der Iberischen Halbinsel» (Lpz. 1852). Diesen geogr. Arbeiten reihen sich an: «Sertum florae hispanicae» (Lpz. 1852), «Icones plantarum novarum et rariorum Europae austro-occidentalis, praecipue Hispanicae» (2 Bde., Lpz. 1852—64, mit 166 Tafeln) und vor allem «Prodromus Florae Hispanicae» (mit Lange, Bd. 1 und 2, Stuttg. 1861—67). Schon vorher hatte sich W. durch «Recherches sur l'organographie et la classification des Globulariées» (Lpz. 1850) als einen wissenschaftlich geschulten Botaniker bekundet. Später veröffentlichte er eine «Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1854). Während seines Aufenthalts in Tharand beschäftigten ihn auch die Flora Deutschlands und die Forstnaturgeschichte. Als Ergebnisse dieser Studien erschienen unter anderm «Führer ins Reich der deutschen Pflanzen» (Lpz. 1863), «Deutschlands Laubhölzer im Winter» (Dresd. 1859), «Die Nonnen der Kiefernspinner und der Kiefernblattwespe» (Dresd. 1859), «Die mikroskopischen Feinde des Waldes» (Heft 1 und 2, Dresd. 1866—67). Eine sehr lehrreiche populäre Schrift veröffentlichte er unter dem Titel: «Die Wunder des Mikroskops oder die Welt im kleinsten Raume» (Lpz. 1856; 2. Aufl. 1860).

Willkür nennt man im allgemeinen dasjenige, was auf einer menschlichen Wahl beruht, eine Bestimmung oder Entscheidung, welche nicht durch das allgemeine Gesetz angegeben ist. Gewillkürtes Recht bezeichnet daher dasjenige Recht, welches durch vertragsmäßige Abreden zwischen Privatpersonen oder durch die autonome Festsetzung von seiten einzelner Corporationen und Gemeinden entsteht. Wo nicht verbietende Gesetze oder ein allgemeines Interesse des Staats ein anderes gebieten, ist es den Bürgern erlaubt, durch Verträge etwas vom Gesetz Abweichendes zu verabreden, daher das Rechtssprichwort: «W. bricht Stadtrecht; Stadtrecht bricht Landrecht; Landrecht bricht gemeines Recht». Sowol in bürgerlichen Rechtssachen als im Strafrechte muß der Richter häufig seine Entscheidung den besondern Umständen, örtlichen Verhältnissen und persönlichen Eigenschaften anpassen. Namentlich können Strafen nicht bis in die Verschiedenheit des einzelnen Falls durch das Gesetz im voraus bemessen werden, sondern es ist dem pflichtmäßigen Ermessen (arbitrium) des Richters ein Spielraum zu lassen. Die Gesetze sprechen oft keine bestimmte Strafe aus, sondern verweisen den Richter auf Analogie und allgemeine Grundsätze. Man nennt dies richterliche W. oder arbiträre Strafe, Ausdrücke, die nicht ganz passend erscheinen wollen. Außerdem wird W. als das Wollen nach Belieben dem Gesetz entgegengesetzt und bedeutet dann dasjenige, was vom Gesetze abweicht oder doch dasselbe nicht gerechtfertigt ist. (S. auch Wille.)

Wilmanstrand oder Willmanstrand, eine kleine Stadt im Kreise Viborg des russ. Groß-

fürstenthums Finland, 29,3 M. im Nordwesten von Petersburg, am Lapwesi gelegen, einem Busen des großen Saimasees, aus dem hier der 7½ M. lange, 1857 dem Verkehr eröffnete Saimakanal nach Viborg führt. Die meist aus Holzhäusern bestehende Stadt ist auf der Landseite mit einem Wall und Graben und auf der Seeseite mit Palissaden umgeben und zählt 1360 E. (1860), die sich mit Fischfang, Holzschnitzerei und Einsammeln von Beeren ernähren. Bei W. war es, wo 3. Sept. 1741 die Schweden unter Wrangel eine nicht unbedeutende Niederlage von den Russen erlitten, deren Centrum unter dem Oberbefehl Lascy's stand. Diese Niederlage, verbunden mit mehrern ungünstigen Kriegsereignissen im nächstfolgenden Jahre, führte Anfang 1743 die Lostrennung des sog. Gouvernements Viborg von Finland und dessen Einverleibung in das russ. Reich herbei.

Wilmsen (Friedr. Phil.), deutscher Pädagog und Jugendschriftsteller, wurde 23. Febr. 1770 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater, Friedr. Ernst W., Prediger war. Nach der Versetzung desselben an die Parochialkirche zu Berlin 1777 besuchte W. das Gymnasium zum Grauen Kloster, später das Joachimsthaler Gymnasium und seit 1787 die Universität zu Frankfurt a. d. O. und zu Halle. Er kehrte hierauf nach Berlin zurück und wurde Hauslehrer, einige Zeit nachher aber Lehrer der Privatanstalt des Professors Hartung. W. besaß große Gewandtheit im Unterrichten und beschäftigte sich eifrig mit der Erziehungswissenschaft. Er suchte das alte geistlose Wesen im Elementar- und Volksschulwesen auszurotten und hielt sich zu der sog. philanthropischen Schule. Im April 1798 erhielt er in Berlin die Stelle seines verstorbenen Vaters und unterzog sich nun als Prediger und Schulvorsteher seinem Berufe mit seltener Gewissenhaftigkeit. Mit besonderer Liebe wirkte er als Religionslehrer an der 1811 zum Andenken der Königin Luise gegründeten Anstalt für Töchter höherer Stände. Später erhielt er die Oberaufsicht über das Kornmesser'sche Waisenhaus. Ferner nahm er Antheil an den Arbeiten der städtischen Schulcommission und Armendirection, an der berliner Predigersynode, in welcher die Angelegenheiten der Kirche unter Schleiermacher's Vorsitz berathen wurden, sowie an der Commission zur Ausarbeitung eines neuen Gesangbuchs für Berlin. Schmerzlich war für ihn der Streit über Annahme der neuen Agende, an welchem er insofern theilnahm, als er zu den 13 berliner Predigern gehörte, die dagegen sich erklärten. Noch größern Kummer machte es ihm, daß gegen die Einführung des neuen berliner Gesangbuchs die pietistische Partei sich erhob. Er starb 4. Mai 1831. Die größte Verbreitung fand sein «Deutscher Kinderfreund» (zuerst Berl. 1802), der über 200 Auflagen erlebte. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Der Bibelfreund» (Berl. 1814); «Das Leben Jesu» (Berl. 1816); «Die Erde und ihre Bewohner» (3 Bde., Berl. 1812—15); «Der Mensch im Kriege» (Berl. 1815); «Hersilia's Lebensmorgen» (Berl. 1816; 2. Aufl. 1821); «Eugenia» (Berl. 1819; 2. Aufl. 1824). Vgl. «W.'s Selbstbekenntnisse» (Berl. 1829); Hesekiel, «Erinnerung an W.» (Berl. 1833).

Wilna (russ. Wilno), ein Gouvernement in Westrußland, hatte, ehe 1842 aus seinen nördl. Kreisen und einigen andern Gebietstheilen das neue Gouvernement Kowno (s. d.) gebildet und überhaupt andere Abgrenzungen vorgenommen wurden, ein Areal von 1162 Q.-M. und zählte 1,315800 E., darunter 100260 Städter. In seiner damaligen Gestalt umfaßte es den größten Theil des frühern und ursprünglichen Großfürstenthums Litauen und im Norden die ganze ehemalige Landschaft Samogitien oder Schmudien. In diesem Umfange bildet das wilnaer Gebiet ein großes, zum Theil mit Morästen und dichtem Wald bedecktes, nur selten von Hügeln unterbrochenes Flachland, welches blos in einzelnen Punkten eine Höhe von 5—800 F. über der Meeresfläche erreicht und nach der Ostsee zu sich völlig abflacht. Das Klima ist ziemlich gemäßigt und dem Ackerbau sehr zuträglich, der hier auch in bedeutender Blüte steht. Man gewinnt reichlich das doppelte Quantum der eigenen Consumtion und führt daneben auch viel Hanf, Flachs, Gemüse und Obstfrüchte aus, desgleichen viel Bau- und Brennholz, Pech, Theer, Pottasche, Honig, Wachs, Wild. Das Fabrikwesen ist noch unentwickelt (1864 nur 46 Fabriken mit 944 Arbeitern) und der Handel beschränkt sich fast nur auf die Naturproducte. Die Einwohner sind Litauer, Polen, Juden, Deutsche, Russen, Tataren und Zigeuner in buntestem Gemisch. Die Gutsbesitzer sind meist polnischer, die Bauern meist litauischer Abkunft. Das jetzige Gouvernement W. besteht aus dem südl. Theile des beschriebenen Landes, dem Haupttheile des eigentlichen Litauen, und hat ein Areal von 767,70 Q.-M. mit 952618 E. (1867), wovon 8 Proc. Juden. Das Gouvernement zerfällt in sieben Kreise und bildet mit Kowno, Grodno und Minsk ein militärisches Generalgouvernement, dessen Chef zugleich oberster Chef von Witebsk und Mohilew ist. Die Hauptstadt W., die 1833 nur 35637, 1867 aber 78902 E. (darunter fast ein Drittel Juden) zählte, ist der Sitz des Generalgouverneurs des nordwestl. Rußland,

eines griech.-kath. Metropoliten und eines röm.-kath. Bischofs. Die im 13. Jahrh. gegründete Stadt liegt an der schiffbaren Wilia, zum Theil auf Hügeln, zum Theil am Stromufer, in einer malerischen Lage, deren Reiz durch die große Zahl der Klöster und Kirchen erhöht wird. In der Nähe liegt der Kreuzberg (468 F.), und auf dem Schloßberge erheben sich die prächtigen Ruinen des alten herzogl. Schlosses der Jagellonen. Hervorragende Gebäude sind in der Stadt das Rathhaus, der Gouvernementspalast und das Gebäude der ehemaligen Universität mit Sternwarte. Es bestehen sechs jüd. Synagogen, eine Moschee, elf griech. Kirchen, ein reform. und ein luth. Gotteshaus und 22 kath. Kirchen, unter denen sich die griech. Kathedrale, die kath. Kathedrale des heil. Stanislaw mit der Marmorkapelle und dem 30 Ctr. schweren silbernen Sarge des 1480 gestorbenen heil. Kasimir, die St.-Johanniskirche durch ungeheuere Größe, die St.-Peterskirche durch Pracht auszeichnet. Die 1570 gegründete und 1803 erneuerte Universität wurde 1832 aufgehoben und ihre große Bibliothek nach Petersburg gebracht. Die an ihre Stelle getretene chirurgisch-medic. Akademie, welcher der Botanische Garten zur Benutzung überlassen blieb, wurde später (1842) ebenfalls aufgehoben und dafür Kiew mit einer medic. Facultät versehen. Uebrigens besitzt W. immer noch sehr zahlreiche Unterrichtsanstalten, darunter ein röm.-kath. geistliches Seminar, ein griech.-kath. Priesterseminar, zwei Gymnasien, eine 1847 von der Regierung eröffnete Rabbinerschule, ein adeliches Institut nebst Pension, über 20 Kreis- und städtische Schulen, die sog. Pensionen mit eingerechnet. Auch hat die Stadt ein Museum mit öffentlicher Bibliothek, ein Theater, ein Taubstummeninstitut, ein Findelhaus, eine Kinderbewahranstalt und sieben Wohlthätigkeitsanstalten. Die Industrie ist weniger bedeutend als der Handel, der besonders auf Barken (Wittinen) betrieben sowie durch eine Messe und Märkte gehoben wird. Eine noch größere Bedeutung hat der Verkehr erlangt, indem die Stadt zum Knotenpunkt der Petersburg-Warschauer Eisenbahn ersehen ist, an die sich bei der Station Landwarowo die über Kowno und Wirballen an die preuß. Grenze bei Eydtkuhnen führende Zweigbahn anschließt.

Wilson (Alex.), ein ausgezeichneter Ornitholog und Dichter, geb. 6. Juli 1766 zu Paisley in Schottland, lernte und wanderte zuerst als Weber, doch suchte er nebenbei sich geistig auszubilden; auch gab er schon damals Beweise seiner dichterischen Anlagen. 1789 verließ er den Webstuhl und ergriff das Gewerbe eines wandernden Krämers. Während er seine Leinwand verkaufte, sammelte er aber zugleich Unterzeichnungen auf seine Gedichte. Doch mislang dieses Unternehmen, sodaß er wieder zu dem Webstuhle zurückkehrte. Darauf ließ er 1791 das Gedicht «The laurel disputed» und 1792 «Watty and Meg» erscheinen, welches letztere zu den besten Producten der schott. Muse gehört. Eine Schmähschrift, die er gegen einen Einwohner von Paisley schrieb, zog ihm Gefängnißstrafe zu, und da er auch als Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde verdächtig wurde, so entschloß er sich 1794 nach Amerika zu gehen, wo er anfangs wieder sein Gewerbe trieb, später aber als Schulmeister in verschiedenen Orten Pennsylvaniens angestellt war. Der Naturforscher Bartram und der Kupferstecher Lawson, die er in Philadelphia kennen lernte, weckten durch Unterricht sein Talent für Naturforschung. Nachdem er mehrere Wanderungen gemacht, ließ er seine treffliche «American ornithology» (Bd. 1—7, Philadelphia 1808—13) erscheinen, die nach seinem Tode, der 23. Aug. 1813 zu Philadelphia erfolgte, aus seinen Sammlungen von Ord, der auf mehrern Wanderungen sein Begleiter gewesen war, fortgesetzt (Bd. 8 u. 9, 1814) und von Lucian Bonaparte durch vier Supplementbände (1825—33) ergänzt wurde. Vgl. Paton, «W. the ornithologist» (Lond. 1863).

Wilson (Horace Hayman), einer der ausgezeichnetsten Kenner des Sanskrit und der indischen Literatur, geb. 1786 zu London, studirte ursprünglich Medicin und Chemie und trat 1808 in die Dienste der Ostindischen Compagnie. In Kalkutta, wo er eine Anstellung bei der Münze erhalten, fand er Muße, sich dem Studium der indischen Sprachen zu widmen. Als erstes Erzeugniß veröffentlichte er Kalidasa's Gedicht «Megha-dûta» (Kalk. 1813) mit freier engl. Uebersetzung in gereimten Jamben. Dieser kleinern Arbeit folgte das «Sanskrit Dictionary» (Kalk. 1819; 2. Aufl., Kalk. und Lond. 1832; neue Bearbeitung von Goldstücker, Lond. und Berl. 1856 fg.), ein Werk, durch welches W. seinen Ruf begründete und ein erfolgreiches Studium der altindischen Literatur erst möglich machte. 1820 ging er im Auftrag der Ostindischen Compagnie nach Benares, um die von alters her dort bestehende Universität neu zu beleben. Eine Frucht seines dortigen Aufenthalts war das «Hindu Theatre» (3 Bde., Kalk. 1826—27; 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1835), in welchem er die Uebersetzung von 6 vollständigen Dramen sowie die Analyse von 23 andern und eine treffliche Einleitung über das dramaturgische System der Indier, ihre Bühne u. s. w. mittheilte. Als Secretär der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta bereicherte er deren Gesellschaftsschriften mit einer Menge tüchtiger Arbeiten, unter denen

die Abhandlungen über die Geschichte von Kaschmir und über die verschiedenen Religionssekten der Indier besonders hervorzuheben. Im März 1832 wurde er als Professor des Sanskrit an die Universität zu Oxford berufen und nach Wilkins' Tode auch Bibliothekar am East-India-House. Seit seiner Rückkehr nach Europa veröffentlichte W. mehrere sehr bedeutende Werke, wie die Uebersetzung des «Vishnu-Purâna» (Lond. 1840), die «Sanskrit Grammar» (2. Aufl., Lond. 1847), die Ausgabe und Uebersetzung des «Sankhya-Kârika» (Lond. 1838) und der Novellensammlung «Daça-kumâra-carita» (Lond. 1845). Seine für die Geschichte des Orients wichtigen Forschungen über das indobaktrische Reich legte er in «Ariana antiqua» (Lond. 1842) nieder. In der «History of British India from 1805 to 1835» (2 Bde., Lond. 1846) lieferte er eine treffliche Fortsetzung zu Mill's «History of British India». Eine Uebersetzung des Rigveda (Bd. 1—4, Lond. 1850—66) hat W. im Druck nicht vollenden können. Er starb 8. Mai 1860. W. nimmt auch einen bedeutenden Rang in der Geschichte der Civilisation des Orients ein. Hauptsächlich durch ihn wurde die Theilnahme der Indier für ihre eigene Literatur und Sprache von neuem erregt. Als Secretär des Education-Committee gelang es ihm, wenigstens theilweise, den Bestrebungen einer Partei entgegenzutreten, welche die Unterdrückung der einheimischen Literatur, Sprache und Civilisation Indiens und die Anglisirung des Landes bezweckte. Außerdem muß noch erwähnt werden, daß auch engl. Poesie, Gelehrsamkeit und Sprache besonders durch ihn bei den Hindu in günstige Aufnahme kamen. Als Beweise dieser eigenthümlichen Thätigkeit sind zu nennen die Uebersetzung von Todd's Wörterbuch ins Bengalische (2 Bde., Kalk. 1843) und die Herausgabe des «Shair» («Der Sänger») von Kasiprasad Ghosch (Kalk. 1830), eines epischen Gedichts, von einem Brahmanen in engl. Versen verfaßt. Als Ergebniß langjährigen Fleißes veröffentlichte er «A glossary of judicial and revenue termes» (Lond. 1855). Seine Handschriftensammlung hat er auf der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford niedergelegt. Nach W.'s Tode erschien ein Theil seiner Werke nebst vielen seiner kleinern Arbeiten gesammelt («Works», Bd. 1—5, Lond. 1864—67).

Wilson (John), gewöhnlich Professor W. oder nach seinem Pseudonym Christopher North genannt, ein als Mensch, Lehrer, Schriftsteller und Dichter merkwürdiger Schotte, wurde 1788 zu Paisley geboren. Von begüterten Aeltern stammend, konnte er sich seinen Neigungen überlassen, wie sie eine ungewöhnliche Körperkraft, eine schöne Gestalt, unerschöpfliche Lebenslust und ein reger Geist mit sich brachten. Während er auf den Universitäten zu Glasgow und Oxford studirte, zeichnete er sich durch Fleiß und Talente vor seinen Genossen ebenso vortheilhaft aus, als er sie im Zechen, Fechten und Faustkampf übertraf. Dabei war er beliebt bei jedermann, auch bei den sittenstrengen Professoren. Nach Beendigung seiner Studien kaufte er ein schönes Gut in Cumberland, verheirathete sich, baute ein Haus nach seinem Geschmack und errichtete einen Segelclub auf dem See. Er dichtete, verkehrte mit Wordsworth und schweifte in der Umgegend umher. Der Verlust eines Theils seines Vermögens und eigene Verschwendung zwangen ihn aber, sich nach einer Erwerbsquelle umzusehen. Er bewarb sich 1818 um die Professur der Moralphilosophie in Edinburgh, erhielt sie und wurde einer der ausgezeichnetsten akademischen Lehrer. Zugleich trat er in Verbindung mit «Blackwood's Magazine», für welches er eine Reihe trefflicher ästhetischer, literarischer, philos. und polit. Artikel und Erzählungen lieferte. Die werthvollsten von diesen Aufsätzen sind unter dem Titel «The recreations of Christopher North» (3 Bde., Edinb. 1842) erschienen. Seine Gedichte «The isle of palms» (1812) und «The city of the plague» (1816) haben es einzig mit den zartern Gemüthsregungen zu thun und sind daher etwas eintönig, enthalten aber herrliche Schilderungen. Als Romanschriftsteller trat er 1822 auf, zuerst mit einer Sammlung Erzählungen aus dem schott. Volksleben: «Lights and shadows of Scottish life», einem trefflichen und überaus beliebten Buche. Es folgten 1823 «The trials of Margaret Lindsay» und 1824 «The foresters», welches letztere Werk weniger Beifall fand als die frühern. Als Herausgeber von «Blackwood's Magazine» spielte er auch eine nicht unwichtige polit. Rolle, indem er die Sache der Tories mit Geist und Scharfsinn, aber auch mit großer Einseitigkeit verfocht. Doch wußte er andererseits durch Witz und Jovialität, die er namentlich in seinen «Noctes Ambrosianae» aussprach, auch die Gegner zu versöhnen. Wegen Kränklichkeit trat er 1852 von seinem Lehrstuhl zurück und starb 3. April 1854 in Edinburgh.

Wilson (Sir Rob. Thom.), ein durch seinen Lebensgang und seine Schriften berühmter brit. General, der Sohn des Landschaftsmalers Benj. W., wurde 17. Aug. 1777 zu London geboren. Wiewol sein Vater schon 1782 starb, erhielt er doch eine treffliche Erziehung und bestimmte sich für den Militärdienst. 1793 begab er sich zur brit. Armee in den Niederlanden und erhielt hier

eine Lieutenantsstelle in einem Dragonerregimente. Schon 1794 zeichnete er sich mehrfach aus, namentlich rettete er 24. April 1794 den Kaiser Franz vor Gefangennehmung. Seit 1795 diente er in Irland, und 1799 schloß er sich der zweiten Expedition nach Holland an. Hierauf trat er als Major in das vom Baron Hompesch errichtete Regiment und ging mit demselben nach Aegypten. Er focht tapfer gegen die Franzosen, besorgte auch die Correspondenz zwischen Abercromby und dem türk. Befehlshaber und verschaffte sich hierdurch tiefe Einsicht in die Ereignisse. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er den «Historical account of the British expedition to Egypt» (2 Bde., Lond. 1802 u. öfter), welche Schrift viel Aufsehen machte, weil er darin erzählte, daß Bonaparte die pestkranken Franzosen zu Jaffa habe vergiften lassen. Schon 1804 erhob er in einer andern Schrift über den Zustand des brit. Heeres seine Stimme gegen die Prügelstrafe, was ihm viele Gegner zuzog. Nachdem er sich im Jan. 1806 bei der Wiedereroberung des Caps der guten Hoffnung betheiligt, begleitete er den General Hutchinson auf einer diplomatisch-militärischen Sendung an den Kaiser von Rußland. Er blieb während des Kriegs mit Frankreich beim russ. Heere und wurde nach dem Frieden von Tilsit in Petersburg vom Kaiser sehr ausgezeichnet. Als jedoch Rußland an England den Krieg erklärte, eilte W. nach London, um vor Ankunft der Erklärung die Beschlagnahme der russ. Schiffe zu bewirken. 1809 organisirte er die sog. Lusitanische Legion in Portugal, die er mit Erfolg führte. Als Napoleon Rußland mit Krieg bedrohte, begann er wieder für letzteres zu wirken. Er schrieb «Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807, with remarks on the character and composition of the Russian army» (Lond. 1811). Im Feldzuge von 1812 befand er sich im russ. Hauptquartier und leistete als Rathgeber gute Dienste. Im Dec. 1815 trug er, mit Hutchinson und Bruce, zur heimlichen Fortschaffung des zum Tode verurtheilten Lavalette (s. d.) aus Paris bei. Mit Erlaubniß des Herzogs von Wellington stellte ihn die franz. Regierung vor die Assisen, nach deren Ausspruch er zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt wurde. Als er hierauf in London erschien, erließ der Prinzregent eine Proclamation an das brit. Heer, welche W.'s That besonders darum als eine unwürdige erklärte, weil er sich dabei verkleidet hatte. Diese kleinliche Behandlung und andere Erbärmlichkeiten steigerten W.'s Unmuth. Er benutzte seine Wissenschaft als Theilnehmer an den Ereignissen und veröffentlichte, meist anonym, eine Menge Schriften, die auf die Politik der Mächte im Kampfe mit Napoleon nicht das günstigste Licht warfen. Großes Aufsehen machte besonders «A sketch of the military and political power of Russia» (Lond. 1817). 1818 ging W. nach Südamerika, um unter Bolivar's Fahne zu kämpfen. Er überwarf sich jedoch mit diesem, kehrte zurück und trat für Southwark ins Unterhaus, wo er die Regierung wenig schonte. Seine Parteinahme für die Königin hatte 1820 seine Ausstoßung aus dem Heere zur Folge. Als 1823 die franz. Armee zur Unterdrückung der Constitution in Spanien einrückte, trat er in die Dienste der Cortes, wurde aber bei Coruña schwer verwundet und flüchtete nach Gibraltar. 1826 trat er für Southwark abermals ins Parlament, wurde aber als Gegner der Reformbill 1831 nicht wieder gewählt. Nach Wilhelm's IV. Thronbesteigung wurde er im Heere wieder angestellt und ihm zugleich das Generallieutenants-Patent ertheilt. 1835 ward er Inhaber des 15. Husarenregiments, im Nov. 1841 wirklicher General und 1842 Gouverneur von Gibraltar, auf welchem Posten er sieben Jahre verblieb. Bald nach seiner Rückkehr starb er zu London 9. Mai 1849. Vgl. die Biographie W.'s von Randolph (Lond. 1862).

Wiltshire, verkürzt **Wilts**, eine der südl. Grafschaften Englands, die 1861 auf 63,6 Q.-M. 249311 E. (gegen 254221 im J. 1821) zählte. Die langen Reihen niedriger Kreideberge oder Downs, welche für Südengland charakteristisch sind, gehen hier in ein weites, welliges Tafelland über, das, obgleich sein höchster Punkt, der Inkpen-Beacon, nur 912 F. über das Meer aufsteigt, dennoch ein ziemlich rauhes Klima hat, und dessen nackte Flächen nichts weiter als Schafweiden darbieten. Der Kennet-Avonkanal durchzieht die Mitte des Landes, die Thalebene von Pewsey, in westl. Richtung und theilt es in Nord- und Südwilts. Auf dem nördl. Abhange haben die Quellgegenden des Avon treffliche Wiesen, die Gelände des Themsethals meist Unterholz und gute Weide, wo der gerühmte Nordwiltshirekäse bereitet wird. Ueberdies gibt es in diesem nördl. Theile die ausgedehntesten Striche reichen Culturlandes; nur die Marlborough-Downs sind unwirthbar. Südwilts enthält den beträchtlichsten Theil des Downlandes und die einförmige, kahle Ebene von Salisbury mit dem räthselhaften Steinmonument der Stonehenge (s. d.), doch auch ergiebige Culturstriche und Kunstwiesen in größter Ausdehnung und Vollkommenheit. Die bedeutendsten Flüsse sind der Avon von Salisbury, der gegen Süden in den Kanal (La Manche) fließt, der Lower-Avon und die Themse mit dem Kennet, der durch den Kennetkanal mit dem

Lower-Avon verbunden ist. Von der Bodenfläche sind 41 Proc. Ackerland, 49 Weide und 7 Gehölze. Der Feldbau ist in W. weit fortgeschritten. Von größerer Ausdehnung ist die Schafzucht und Wollproduction, die Rindviehzucht, verbunden mit Milchwirthschaft, und die Schweinezucht. Ueberdies ist W. ein ansehnlicher Fabrikdistrict, obschon ohne Concentrationspunkt. Eine Menge lebhafter kleiner Städte fabriciren auf eigene Hand feine Tuche, Teppiche und andere Wollzeuge, auch Messerschmiede- und Quincailleriewaaren, Seide-, Leinwand- und Baumwollstoffe. Der Bergbau beschränkt sich auf Eisen (21875 Tons Roheisen im J. 1860). Die Ausfuhr der Erzeugnisse dieser Industrie sowie der Landwirthschaft, namentlich auch des Schlachtviehs, nach London, Bath u. s. w. begünstigen schiffbare Flüsse, mehrere Kanäle und Eisenbahnen. Die Grafschaftsbezirke schicken 4 Abgeordnete ins Parlament, 18 andere die Städte und Boroughs. Die Hauptstadt und einzige City ist Salisbury (s. d.). **Wilton**, ein in der Nachbarschaft, am Zusammenfluß des Wily und Nadder gelegener Parlamentsborough mit 1930 E. (im District 8657), nach welchem die Grafschaft benannt ist, war ehedem Hauptort der engl. Teppichwirkerei und bemühte sich in neuester Zeit, seinen in dieser Beziehung verlorenen Ruf wieder zu gewinnen. Zugleich fertigt man hier Kasimir und Modezeuge. Nahe dabei liegt **Wiltonhouse**, der wegen seiner reichen Gemäldegalerie, Antiken- und Statuensammlung berühmte Landsitz des Grafen von Pembroke. Die Hauptsitze der Fabrikation feiner Tuche, Kasimirs und Modezeuge sind: **Bradford** (s. d.); **Trowbridge** mit 9626 E.; **Devizes**, ein alter Ort am Kennet-Avonkanal mit 6638 E., einem verfallenen Schlosse, einer gelehrten Freischule, einem literarischen Institut, einem schönen Stadthause, sechs Kirchen und einem Irrenhause; **Malmesbury** am Untern Avon, mit der Kirche der um 675 gestifteten Abtei, dem sog. Abtshause, und 2400 E. (im District 6886); ferner **Warminster** am Wily mit 3675 E., die auch lebhaften Handel mit Urerzeugnissen treiben; **Chippenham** am Untern Avon mit 1603 E. (im District 7075), einer 1850 eröffneten Kaufhalle für den bedeutenden Käsehandel, zwei Eisengießereien, Gerbereien, Kornmärkten, Malzdarren und Ziegelbrennereien; **Cricklade**, an der hier schiffbar werdenden Themse und der Einmündung des Northwilts- in den Themse-Severnkanal, mit 1820 E. (im Parlamentsbezirk 36893) und nicht unbedeutendem Handel. **Marlborough**, Municipalstadt und Borough am Kennet, mit 3684 E., einer Lateinschule, einem 1845 gestifteten College mit 400 Schülern, von welchen zwei Drittel Söhne von Geistlichen sein müssen, und mit bedeutendem Käse-, Korn-, Malz- und Steinkohlenhandel, ist geschichtlich denkwürdig, weil daselbst 1267 das Parlament Beschlüsse erließ, welche unter dem Namen Statutum de Marlborough zum Theil noch jetzt gelten. An dem Orte haftet auch der Titel des berühmten Herzogs von Marlborough.

Wimpern oder **Cilien** werden, abgesehen von den Augenwimpern (s. **Auge**), die im thierischen und menschlichen Körper vorkommenden sehr feinen, mikroskopischen, durchsichtigen, haarförmigen und beweglichen Fäden genannt. Dieselben wurden bisjetzt blos an der Oberfläche von Organen beobachtet, welche mit Flüssigkeiten in Berührung stehen, und es können W. oder Cilien auch, wie es scheint, ihre Thätigkeit nur in Flüssigkeiten entfalten, in denen sie Ströme von bestimmter Richtung erzeugen. Die Bewegung der W. ist eine sehr rasche und kräftige und geht stets nach derselben Richtung, bisweilen selbst in einer der Schwere entgegengesetzten Richtung. Die Cilien stehen gewöhnlich reihenweise und meistens, bei Wirbelthieren aber stets, auf cylindrischen Zellen, die aneinandergereiht das sog. Flimmerepithel darstellen. Bei einer großen Anzahl schwingender Cilien sieht man nur ein Flimmern, oder die Bewegung derselben erscheint wie das Wogen eines Getreidefeldes im Sturme. Das Phänomen der Wimpernbewegung ist ein in der Thierwelt sehr verbreitetes, hat aber eine sehr verschiedene Ausbreitung in den verschiedenen Klassen; doch ist fast keine einzige Thierklasse des Antheils der Wimperbewegung ganz beraubt. Man hat diese Bewegung bisjetzt noch nicht bei Insekten, bei Fischen nur in sehr beschränktem Umfange auffinden können. Am meisten scheint sie in der Klasse der Radiaten und Mollusken (besonders bei Infusorien, Polypen, Spongien, Actinien, Medusen, Seesternen und Seeigeln) vorzukommen. Weniger allgemein ist sie bei den Reptilien, Vögeln und Säugethieren, wo sie vorzugsweise auf der Nasen- und Respirationsschleimhaut sowie in den weiblichen Genitalien beobachtet wird. Doch zeigt sie sich hier auch in den Digestions- und Harnwerkzeugen. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß die Cilien die Gebilde sind, mittels welcher die niedern Thiere, namentlich die Infusorien, der Ortsbewegung fähig werden, ihre Nahrung ergreifen und vielleicht Ströme in dem Wasser erregen, wodurch dasselbe einen gleichen Einfluß auf den Körper äußern mag, welchen es bei höhern Lebensformen durch die Respirationsorgane vermittelt. Eine andere Bedeutung hat aber die Wimperbewegung bei den Wirbelthieren; hier bewegt sie feste

Körper und abgesonderte Flüssigkeiten auf der freien Oberfläche der secernirenden Gebilde. Wahrscheinlich hat sie einen wesentlichen Antheil an dem Uebergange des Eies durch die Tuba in den Uterus. Die Wimperbewegung ist ferner auch die Ursache der Bewegung der Embryonen im Ei bei mehrern Thieren (Gasteropoden), ja sogar der freien Eier bei mehrern niedern Thieren (Radiarien und Korallenthieren). Ueber die Natur der Wimperbewegung läßt sich bisjetzt noch nichts Genaues bestimmen, und man muß sich begnügen, dieselbe einstweilen als ein Fundamentalphänomen des Lebens anzusehen. Beim Menschen finden sich W. an folgenden Stellen: in der Nasenhöhle, in den Nebenhöhlen der Nase, den Thränenwegen, in der Ohrtrompete, den Luftwegen, den weiblichen Geschlechtstheilen und an einzelnen Stellen des Nervensystems.

Wimpfen oder W. am Berg, ein Städtchen am Neckar von 2086 E. (1864), Hauptort eines von Würtemberg enclavirten großherzogl. hess. Kreises (0,51 Q.-M. mit 2889 E.), war bis 1802 eine Freie Reichsstadt und kam 1803 durch Tausch an Hessen-Darmstadt. Die sehr alte Saline bei W. ist eingegangen. Das durch Bohrversuche seit 1818 entstandene Salzwerk Ludwigshall ist Privateigenthum; mit diesem sind Solbäder verbunden. Die Stadt hat eine große Hauptkirche von 1499, mit schönen Schnitzwerken. Die Bevölkerung betreibt Weinbau, Leinweberei und Bleicherei. Geschichtlich ist W. merkwürdig durch Tilly's Sieg 6. Mai 1822 über den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, wobei, um den Rückzug zu decken, 400 pforzheimer Bürger unter Führung ihres Bürgermeisters Deimling sich dem Heldentode weihten. Vgl. Heid, «Geschichte der Stadt W.» (Heilbr. 1846). Gleichfalls am Neckar, der in dieser Gegend den Kocher und die Jaxt aufnimmt, liegt das Dorf W. im Thal mit 450 E. und zwei Kirchen, darunter eine berühmte, 1262—78 erbaute Stiftskirche, welche in reichen, eleganten Formen das Gepräge frühgoth. Zeit trägt und, wie mehrere andere schwäb. Kirchen, neben dem Chor zwei Thürme hat. Auch hält das Dorf jährlich einen berühmten Tuchmarkt.

Wimpffen, ein altes schwäb. Geschlecht, welches zur reichsunmittelbaren Ritterschaft im Canton Ortenau gehörte, dem Graichgau entsproß und einst auch die beiden gleichbenannten Ortschaften daselbst besaß. Die Stammreihe beginnt mit Sigismund Hermann von W., der reich begütert in Schwaben und kaiserl. Feldoberst war und 1373 vom Kaiser auf dem Reichstage zu Speier eigenhändig den Ritterschlag empfing. Dessen Sohn Karl August, geb. 1353, kaiserl. Feldhauptmann, verpflanzte die Familie nach Nürnberg, wo sie Jahrhunderte unter den Patriciergeschlechtern blühte. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. gelangten die W. nach dem Elsaß, von wo aus zwei Brüder, Johann Friedrich (geb. 1581) und Johann Dietrich (geb. 1583), die Stifter der noch jetzt blühenden beiden Hauptlinien wurden. Haupt der ersten Linie, des Johann-Friedrichs-Stammes, ist jetzt der Freiherr Friedrich Ferdinand Franz von W., geb. 31. März 1805, welcher ein höheres Forstamt in Dänemark bekleidet. Die zweite Linie, der Johann-Dietrichs-Stamm, zerfiel später durch vier Söhne Johann Georg's (geb. 1689, gest. 1767): Stanislaus, Franz Ludwig, Georg und Felix, in vier Aeste, welche die Namen der Stifter tragen. Der Freiherrenstand, zuerst 1658 verliehen, wurde diesen vier Brüdern durch Kaiser Joseph II. 1781 bestätigt. Außerdem aber ward ein Sohn von Franz Ludwig, Franz Karl Eduard von W., würtemb. Generalmajor, geb. 2. Jan. 1776, gest. 1842, vom Kaiser Franz II. 1797 in den Grafenstand erhoben. — Des letztern Sohn und gegenwärtiges Haupt des gräfl. Zweigs ist Graf Franz von W., kaiserl. österr. Feldzeugmeister, geb. 2. April 1797 zu Prag. Er trat im Oct. 1813 als Unterlieutenant in das kaiserl. Heer und wohnte den Feldzügen von 1813—14 in der Hauptarmee der Verbündeten bei, dem von 1815 aber bei der Frimont'schen Armee in Italien. 1821 wurde er zum k. k. Wirklichen Kämmerer ernannt, avancirte 1822 zum Hauptmann, 1828 zum Major, 1830 zum Oberstlieutenant, 1833 zum Obersten und Regimentscommandanten des Infanterieregiments Großherzog von Baden. 1838 wurde er Generalmajor und Brigadier in Triest und 1846 erhielt er als Feldmarschallieutenant eine Division des 2. Armeecorps in Italien. Im Feldzuge von 1848 zeichnete er sich besonders bei Vicenza und Custozza aus, wofür er den Maria-Theresienorden erhielt. In dem folgenden kurzen Feldzuge befehligte er eine detachirte Division, welche den Poübergang bei Casale festhielt. Nach dem mit Sardinien abgeschlossenen Waffenstillstande wurde er mit dem Oberbefehl über die zur Intervention im Kirchenstaate bestimmten Truppen betraut. Er rückte vor Bologna und zwang die Stadt durch ein Bombardement zur Capitulation, ebenso Ancona. Darauf übernahm er die Leitung des Gouvernements der Legationen. Im Oct. 1849 wurde er bei der neuen Eintheilung der Armee zum Civil- und Militärgouverneur von Triest und Statthalter des Küstenlandes, auch zum Feldzeugmeister ernannt. Als provisorischer Obercommandant der Marine war seine Thätigkeit sehr erfolgreich. Seit

Sept. 1854 befehligte er eine Zeit lang die Erste Armee. — Die freiherrlichen Linien und Aeste des Geschlechts sind gegenwärtig in Oesterreich, Preußen, Würtemberg, Frankreich und Dänemark verbreitet, bekennen sich zur kath., reform. und luth. Kirche und zählen viele Glieder, die sich im öffentlichen Leben und hoher Stellung ausgezeichnet haben. Ein Zweig, der sich nach Spanien verpflanzte, erlosch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Besonders bekannt machten sich der General Franz Ludwig Freiherr von W.-Berneburg, geb. 1732 zu Zweibrücken. Derselbe trat zeitig in das franz. Heer und wohnte den Feldzügen im Oesterreichischen Erbfolge- und Siebenjährigen Kriege bei. Dann ging er 1760 als General in die Dienste des Herzogs Karl von Würtemberg, an dessen Hofe er, mit besonderer Gunst beehrt, eine bedeutende Rolle spielte. Nach dem Vergleiche von 1770, als der Herzog seine für die Staatskräfte überstarke Armee reducirte, vertauschte W. den würtemb. Dienst, nach einigen misglückten Versuchen bei andern Regierungen, wieder mit dem französischen, wo er als Divisionsgeneral und Präses des militärischen Revisionsgerichtshofs 24. Dec. 1800 zu Mainz starb. Er schrieb «Réforme de l'économie de l'armée française» (Par. 1787, ein Project) und «Mémoires sur ma vie» (Par. 1788). — Felix Freiherr von W.-Berneburg, ebenfalls franz. General, geb. 1745 in Zweibrücken, machte sich zuerst im franz. Dienst als Führer eines Freicorps in Corsica gegen Paoli (1769) bemerklich und commandirte 1782 das Regiment Bouillon bei der Belagerung von Gibraltar. Nach dem Frieden von Versailles nahm er seinen Abschied, lebte in der Normandie und wurde hier 1789 zum Deputirten in die Versammlung der Reichsstände gewählt. Bei dem ersten Conflict über die Abstimmung gehörte er zu dem kleinen Theile des Adels, der sich gleich dem Dritten Stande anschloß. Er verfaßte die Protestation gegen die getrennte Abstimmung, votirte auch in der Nacht des 4. Aug. für die Abschaffung der Vorrechte, hielt sich jedoch stets zu der gemäßigten Partei. Beim Ausbruche des Kriegs von 1792 wurde er als General wieder in der Armee angestellt und vertheidigte Thionville gegen die Preußen. Das ihm angebotene Kriegsministerium schlug er aus und übernahm das Commando der Küstenarmee in Cherbourg. Hier trat er nach dem Sturze der Girondepartei gegen den Convent auf, verhaftete dessen Deputirte in Caen und rief die nördl. Departements zu den Waffen. Er hatte jedoch wenig Erfolg; von England schwach unterstützt, wurde er bei Vernon geschlagen und mußte fliehen. Eine Zeit lang hielt er sich verborgen, bis es ihm gelang, nach England zu entkommen. Erst 1799, nach der Katastrophe des 18. Brumaire, kehrte er wieder zurück und erhielt vom Ersten Consul eine Anstellung als Divisionsgeneral. Später war er Director der kaiserl. Gestüte und starb 1814.

Winchester, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz City, der Hauptort der engl. Grafschaft Hampshire, reizend an der Ostseite einer zum schiffbaren Itchen oder Itching abgestuften Anhöhe, 2,6 M. nördlich von dessen Mündung bei Southampton und 13,4 M. südwestlich von London, an der ebendahin führenden Eisenbahn gelegen, in alter Zeit Hauptstadt von Wessex, dann seit Egbert's Krönung daselbst (827) von ganz England, ist eine der ältesten und ehrwürdigsten Städte des Königreichs, sank aber von der frühern Höhe tief herab. Aus dem celtbrit. Caer Gwent (Weiße Stadt) und dem röm. Venta Belgarum entstanden, in der angelsächs. Periode Witanceaster genannt, seit 846 zum Bischofssitz erhoben, nahm die Stadt den Rang einer Metropole ein und zählte noch später viele Klöster, 90 Kirchen und Kapellen, während jetzt nur 9 Kirchen und 1 Benedictinernonnenabtei mit 1 kath. Schule (Hidehouse) bestehen. Wegen seiner Märkte und als Stapelplatz des Wollhandels war es ungemein besucht und breitete seine Gewerbe in allen Richtungen aus. Als nach der normann. Eroberung London sich zur königl. Residenz erhob, begann der Verfall von W. Das Wegziehen des Wollhandels, die Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. und die Drangsale des Bürgerkriegs vollendeten den Verfall. Was W. noch ist und gilt, dankt es seiner Kathedrale, dem College und den Assisen, die hier gehalten werden. 1861 zählte die Stadt 14774 E. Sie ist regelmäßig angelegt, meist hübsch und massiv gebaut, gut gepflastert. An der Kathedrale haben Jahrhunderte gebaut. Begonnen 980 und zu kleinem Theile noch im Urbau Ethelwold's vorhanden, wurde sie im 11. Jahrh. vergrößert, 1393 im Langhaus umgebaut und zu Anfang des 16. Jahrh. mit gleichzeitigen Zusätzen und Verschönerungen vom Bischof Fox (gest. 1528) vollendet. Sie ist 545 F. lang, 87 F. breit und 76 F. hoch, unscheinbar im Aeußern, mit nur einem niedrigen Mittelthurme versehen, doch im Innern eine der größten und am besten erhaltenen goth. Kirchen Englands. Alte Glasmalerei und die schönsten in Holz geschnittenen Grotesken schmücken das Chor. Hier ruht die Asche vieler angelsächs. Könige und Königinnen, Kanut's, Wilhelm's des Rothen, der heil. Swithin, mehrerer Bischöfe und berühmter Persönlichkeiten. Das von Bi-

schof Wykeham 1387 gestiftete College hat den drei andern hohen Colleges (Eton, Westminster und Harrow) zum Muster gedient, ist ihnen ebenbürtig und nimmt ein stattliches Gebäude ein. Von den alten Mauern und Befestigungen ist nur noch ein Thor, von dem 1138 als Bischofspalast erbauten, 1646 von Cromwell zerstörten Wolvesey-Castle nur noch eine Ruine übrig. Von der alten Burg W.'s steht nur noch die Kapelle, in welcher die Assisen gehalten werden, und in der sich die sog. Tafelrunde Arthur's befindet. Der von Karl II. begonnene, aber unvollendet gebliebene Palast dient als Kaserne, und Johns-House, einst Besitz der Tempelherren, ist jetzt ein Gesellschaftshaus. Das schöne, 1711 erbaute Rathhaus (Guildhall) enthält mehrere Antiquitäten. Der Obelisk nahe dem westl. Thor erinnert an die verheerende Seuche von 1666. Das vor der Stadt in einem schönen Thale gelegene Hospital St.-Croß, mit schöner Kirche, ist 1132 gegründet. Außer demselben besitzt die Stadt noch ein Grafschaftshospital, welches für das beste in England gilt, mehrere Versorgungsanstalten, ein Grafschaftsgefängniß und Correctionshaus, eine große Markthalle, eine Kornbörse, ein kleines Theater, ein Museum u. s. w. — W. im nordamerik. Staate Ostvirginien, Hauptstadt der Grafschaft Frederick und des fruchtbaren Thales der Shenandoah (s. d.), liegt 31,7 M. im Nordnordwesten von Richmond, 15,4 M. westlich von Washington und ist durch einen 7 M. langen Schienenweg mit der Baltimore-Ohiobahn bei Harpers-Ferry (s. d.) verbunden. Die regelmäßig angelegte und gutgebaute Stadt hat eine treffliche Wasserleitung, zwölf Kirchen und Kapellen, eine Akademie, zwei Banken und zählt 4393 E. (1860), welche viele Fabriken unterhalten und bedeutenden Handel treiben. Am 12. März 1862 wurde die Stadt von den Unionisten unter General Banks occupirt, am Tage nach dem blutigen Gefecht gegen die Conföderirten, welche unter Jackson, Smith und Longstreet hier 23. März durch General Shields eine Niederlage erlitten. Am 25. Mai 1862 fand hier während des Rückzugs des Generals Banks ebenfalls ein heftiger Kampf gegen die Conföderirten unter Jackson statt.

Winckell (George Franz Dietr. aus dem), Schriftsteller im Fache des Forst- und Jagdwesens, geb. 2. Febr. 1762 auf dem Rittergute Priorau im Kurkreise Sachsens, besuchte das Pädagogium zu Halle, die Landesschule zu Grimma und studirte dann in Leipzig die Rechtswissenschaft. Die Folgen eines Sturzes vom Pferde gaben die Veranlassung, daß er für die Forstwissenschaften sich entschied, die er nun mit dem größten Eifer studirte. Ungeachtet seiner guten Kenntnisse blieb er mit seinen Gesuchen um Anstellung im sächs. Jagdwesen unberücksichtigt, weil sein Stammbaum, den er vorlegen mußte, nicht rein war. Als er 1794 sein Familiengut an die Erbprinzessin von Anhalt-Dessau verkaufte, that er dies mit der Bedingung, daß er als Kammerjunker des Fürsten von Anhalt-Dessau und später im Forstfache angestellt würde. Doch auch hier mußte er Zurücksetzung erfahren, und 1802 legte er seine Hofstelle nieder und nahm seinen Wohnsitz in Obernitzschka bei Wurzen, bis er sich 1807 nach dem nahen Machern wendete. Durch Moritz von Thümmel dessen Schwiegersohn, dem Freiherrn von Thüngen in Franken, empfohlen, erhielt er 1812 die Verwaltung von dessen Familienforst. In dieser Stellung blieb er bis 1832, worauf er sich in Schierau bei Dessau niederließ. Hier starb er 31. Mai 1839. Sein Hauptwerk, das große Verbreitung gefunden, ist das «Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber» (4. Aufl., bearbeitet von J. J. von Tschudi, 2 Bde., Lpz. 1865).

Winckelmann (Johann Joachim), Begründer der wissenschaftlichen Archäologie und der Geschichte der alten Kunst, einer der ersten classischen Prosaiker Deutschlands der Zeit und dem Range nach, geb. 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines armen, aus Schlesien stammenden Schusters. Mit früherwachter Lernbegier machte er unter den denkbar entmuthigendsten Verhältnissen, als Currende- und Chorschüler, mit Hülfe milder Gaben und schmaler Stipendien, durch Stundengeben, später als Amanuensis seines erblindeten Rectors, die dürftigen Schulen seines Vaterlands durch. Er besuchte 1737 das Kölnische Gymnasium zu Berlin, dann die Schule zu Salzwedel, überall vergeblich griech. Sprache und Griechen suchend, chaotische Kenntnisse aufhäufend, kämpfend mit äußerer Noth, mangelnden Hülfsmitteln, beschränkten Lehrern. 1738 bezog er die Universität Halle und studirte aus Pietätsrücksichten Theologie. Der Berührung mit dem noch blühenden Wolfianismus und mit dem zerfallenden Pietismus folgte bleibende Abkehr von Theologie und Speculation, während ihn die Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig in das damals blühende Studium der deutschen Reichsgeschichte hineinbrachte, das er 15 J. lang eifrig betrieb. Dagegen war er in seinem geliebtesten und glücklichsten, weil congenialen Studium, den «ionischen und attischen Charitinnen», damals und später durchaus Autodidakt. Noch einmal versuchte er es, nach einem kurzen Intermezzo als Lehrer in einer adelichen Familie, in Jena mit Medicin und Mathematik; aber Armuth nöthigte ihn, eine Stelle als Erzieher des

in der Folge schwärmerisch geliebten Freundes Lambrecht (in Nadmersleben bei Magdeburg) anzunehmen. Nachdem er dann (seit 1743) als Conrector zu Seehausen in der Altmark fünf Jahre lang Dürftigkeit, Anfeindung geistlicher Obern, Elementarunterricht und die Oede provinzieller Barbarei heroisch ertragen, Erfahrungen, deren lebhaftes Gedächtniß ihm später das Aufgeben des Vaterlandes und die Acclimatisirung in Welschland sehr erleichterten, riß er sich aus diesen Zuständen heraus, indem er, nach einer neuen Sphäre verlangend, dem Grafen Heinrich von Bünau auf Nöthnitz bei Dresden seine Dienste als Bibliotheksbeamter und Hülfsarbeiter bei dessen umfangreicher Deutscher Kaiser- und Reichsgeschichte antrug, an der er (sowie an dem Katalog) fünf Jahre lang besonders für die Zeit der Ottonen geholfen hat. Wenn auch zunächst in neuer Abhängigkeit, lebte er doch nun in der Nähe einer künstlerisch und geistig regsamen Hauptstadt. Die dresdener Galerie erweckte seinen Sinn für bildende Kunst, und er begann die Kunde der Denkmäler der Kunst als seinen Lebensberuf zu ahnen. Der Umgang mit Lippert, Hagedorn und besonders mit dem Maler Oeser machte rasch den etwas späten Schüler zum Meister. Sein alter Wunsch einer Reise nach Rom (bereits das Ziel seiner Jugendabenteuer) lebte unwiderstehlich wieder auf; die «fremde Colonie» der Künste (so nennt er Dresden) erweckte das Verlangen nach der Heimat und Metropole der Kunst und des Alterthums. Er bedachte sich nicht, Unterhandlungen anzuknüpfen mit dem päpstl. Nuntius Archinto behufs einer Anstellung an der Bibliothek des Cardinals Passionei, deren unumgängliche Bedingung der Uebertritt zur röm. Kirche war. Diesen letzten Schritt that er jedoch erst nach fünfjährigem Schwanken und Kampf und nach dem Scheitern aller andern Hoffnungen, «mit schwerem Herzen», wie einen verzweifelten Act geistigen Selbsterhaltungstriebs, gestellt, wie er sich sah, zwischen die Ahnung der herrlichsten Bestimmung in Rom und zwischen die Gewißheit des leiblichen und geistigen Verkommens in seinen bisherigen Verhältnissen. W. galt übrigens bei seinen Bekannten für einen Freigeist; er selbst behandelte seine Religionsveränderung als einen bloßen Handel; Gewohnheiten prot. Frömmigkeit bewahrte er auch in Rom. Die Frucht eines nun folgenden unabhängigen Jahres in Dresden (1754—55) war seine erste Schrift: «Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke in Malerei und Bildhauerkunst» (Dresd. und Lpz. 1755), der er im «Sendschreiben» einen Angriff und in der «Erläuterung» eine Apologie unter der Maske einer dritten Person nachsandte. Beide Schriften sind ungleich schwächer als der erste Essay, der fast alle seine spätern Ideen im Keime und seinen herrlichen Stil schon fast ganz entwickelt enthielt. Diese Schrift war der Beginn seiner Celebrität, und sie verschaffte ihm durch die Fürsprache des königl. Beichtvaters Pater Rauch eine Pension von 200 Thlrn. zur Reise nach Rom.

Zuerst lebte W. in Rom (seit Nov. 1755) in freier Stellung, in freundschaftlicher Nachbarschaft mit Rafael Mengs, der ihm das künstlerische Verständniß der Denkmäler erschloß, in ruhiger Vertiefung in die Alterthümer. Dann wohnte er als Bibliothekar des Cardinals Archinto in der Cancellerie und gewann das Vertrauen des gelehrten und liberalen Cardinals Passionei, des Besitzers der reichsten Privatbibliothek Roms. Am entscheidendsten und gewinnreichsten aber für seine Unternehmungen war nach jener Tode sein Verhältniß zu dem großen Cardinal Alexander Albani, dem ersten Kenner und Sammler seiner Zeit, der damals mit der Aufstellung seiner stets wachsenden Sammlung in der unvergleichlichen Villa vor Porta Salara im vollen Zuge war. W. lebte in dessen Palast und Villa als Bibliothekar und Freund, als Herr seiner Zeit, im vollen Gefühl des Glücks dieser Stellung. Doch kam er nie in glänzende Verhältnisse und verschmähte nicht die Führung vornehmer Fremden als Cicerone, welche Aufgabe mit der Präfectur der Alterthümer, die er 1763, ebenso wie ein griech. Scrittorat an der vaticanischen Bibliothek erhielt, verbunden zu sein pflegte. In die erste Zeit seines röm. Lebens fiel seine briefliche Bekanntschaft mit dem Gemmensammler Philipp von Stosch in Florenz, dessen Cabinet er dann auf Einladung des Neffen und Erben Muzel während eines neunmonatlichen Aufenthalts in Florenz katalogisirte («Description des pierres gravées du feu baron de Stosch», Flor. 1760). Trotz der unvermeidlichen Unvollkommenheit dieser schnell beschlossenen und ausgeführten Arbeit, bemächtigte er sich doch so rasch des Stoffs, daß man ihn den ersten Daktyliologen zur Seite stellte. Für ihn hatte die Vertiefung in dieser reichen kleinen Welt den Gewinn, ihn in die archäol. Hermeneutik einzuführen. Außer Florenz besuchte W. nur noch Neapel, wohin ihn wiederholt (zuerst 1758 mit dem jungen Grafen Brühl, dann 1762 mit dem Maler Füßli und Volkmann, 1765 und zuletzt 1767) die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji zogen. Die Frucht dieser Reisen waren mehrere Berichte: «Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen» (Dresd. 1762; Par. 1783), «Nachricht von den neuesten herculanischen Ent-

deckungen» (Dresd. 1764) und «Briefe an Bianconi», für den Kurprinzen von Sachsen und dessen Gemahlin bestimmt und erst nach W.'s Tode in der «Antologia Romana» 1779 herausgegeben. Die Flüchtigkeit dieser Berichte lag in der Flüchtigkeit, mit der das Museum von Portici besehen werden konnte, da die Veröffentlichung und Erklärung der ausgegrabenen Schätze ausschließlich dem königl. Prachtwerke, der «Antichità d'Ercolano» vorbehalten bleiben sollte. Gleichwol waren diese von den Neapolitanern mit Aerger und Verachtung aufgenommenen Sendschreiben das erste, was die seit Jahren aufs äußerste gespannte Neugier der gesammten gebildeten Welt nach Auskunft über diese eifersüchtig gehüteten Alterthümer einigermaßen befriedigte. Diese Berichte übten auf die Reinigung des Geschmacks in den decorativen Künsten von den Manieren des Barockstils großen Einfluß und gaben mehr als die langsam vorschreitende «Pitture d'Ercolano» eine Gesammtvorstellung jener damals noch von vielen skeptisch behandelten neuerstandenen Welt. Hieran schlossen sich die mehr miscellenhaften «Anmerkungen über die Baukunst der Alten» (Dresd. 1762), mit einem Bericht über die eben bekannt werdenden Tempel von Pästum. Mehrere Entwürfe zu Schriften, deren Titel in den Briefen aus den ersten röm. Jahren sich häufig genannt finden, wurden die Elemente, aus denen sein Hauptwerk, die «Geschichte der Kunst des Alterthums», erwuchs, deren Name zuerst 29. Jan. 1757 auftaucht, und die 1764 in Dresden gedruckt wurde (ins Französische übersetzt von Jansen und Huber; ins Italienische von Amoretti und von Fea, mit werthvollen Anmerkungen, 3 Bde. 1783—84). W.'s Vorarbeiten zu einer zweiten Ausgabe, der er bereits 1767 «Anmerkungen über die Geschichte der Kunst» vorangeschickt hatte, kamen nach Wien und wurden bei der dort erschienenen Ausgabe benutzt. Dieses Werk ist nicht blos Geschichte, sondern auch System der griech. Kunst oder Theorie des Kunstschönen, ästhetisch wie technisch, vor allem Charakteristik des Stils der griech. Plastik nach seinen wesentlichen Bestandtheilen, und nach den Typen und ihren Klassen, wie sie innerhalb der Sphäre des Idealschönen zulässig sind. Höchste Aufgabe der Kunst ist nach W. die Schönheit, der das Individuellwahre, das Charakteristische, Action und Affect schlechthin untergeordnet werden muß. Die Schönheit ist ihm Idealität, d. i. Darstellung eines allgemeinen, durch Wahl aus der Natur und Begeisterung gewonnenen Typus; sie beruht auf den normalen Proportionen, wie solche Polyklet's Kanon aufstellte; auf einer «edeln Einfalt und stillen Größe» in der Action, auf jenen Linien des Contours endlich, in welchen kein einzelner Theil (Muskeln, Sehnen, Adern) den sanft verschmolzenen Zug der großen Umrißcurve (das «Unbezeichnete») unterbricht. In dem histor. Theil hat W. durch Combination der Notizen der Alten, einer kritischen Auswahl röm. Denkmäler und ahnender Intuitionen da, wo ihn (wie bei der Zeit des Phidias) die Monumente im Stiche ließen, mit genialer Kunst ein Gebäude aufgeführt, dem trotz des reichen Denkmälerzuwachses der folgenden hundert Jahre und trotz der geschärften archäol. und philol. Methoden noch kein vergleichbares Werk an die Seite gesetzt worden ist. W. schuf die Kunstgeschichte, indem er die Perioden der Kunst nach den Grundzügen der einem innern Gesetze gemäß aufeinanderfolgenden Reihe von Stilformen charakterisirte, und die mannichfaltigen Ursachen der Kunstblüte unter den Griechen mit histor. Sinn erschöpfend analysirte. Dabei wirkte er zur Erweckung des Geschmacks und der Liebe zur Antike in weiten Kreisen hauptsächlich durch jene mit platonischem Schwunge geschriebenen Schilderungen der Meisterwerke (des Torso, des belvederischen Apoll, des Laokoon u. a.), in welchen auch der Blick für den individuellen Charakter einer Kunstschöpfung und für den Zusammenhang der Darstellungsformen mit dem geistigen Gehalt zur Geltung kommt, den seine Theorie vermissen läßt. Sehr willkommen waren stets seine kleinen Aufsätze für die «Bibliothek der schönen Wissenschaften»: «Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst», «Von der Grazie» und die R. von Berg gewidmete «Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen» (Dresd. 1763). Die Frucht langjährigen Sammelfleißes, obwol am kühlsten aufgenommen, war der «Versuch einer Allegorie» (Dresd. 1766; aus W.'s Handexemplar mit dessen zahlreichen eigenhändigen Zusätzen neu herausg. von A. Dressel, 1866), mehr ein gelehrtes Repertorium bildlicher Darstellungen von Gedanken, ohne begriffliche Scheidung der Arten solcher Darstellung und deren verschiedenen Werths für die Kunst. Auf das Gebiet der reinen Archäologie trat W. über mit dem großen, auf eigene Kosten unternommenen Kupferwerk «Monumenti antichi inediti» (2 Bde., Rom 1767—68; 2. Ausg. 1821), denen er im «Trattato preliminare» ein Resumé der Kunstgeschichte vorausschickte. Es sind theils falsch oder noch gar nicht erklärte Denkmäler, zumal Basreliefe, theils Werke, die in der Kunstgeschichte einen bedeutenden Platz einnehmen. W. gab der Auslegung eine neue Richtung, oder vielmehr er schuf die archäol. Hermeneutik, indem er die bei den ital. Antiquaren herrschende Erklärung aus der röm. Geschichte beseitigte und im Homer

die Hauptquelle der Stoffe nachwies. Die Anerkennung, die W. in Rom fand, seine enge Verbindung mit einigen der ersten röm. Antiquare und Philologen, wie Contucci, Baldani, Giacomelli, die Gewißheit, das Feld congenialer Studien allein in Rom zu finden, seine Eingenommenheit für ital. Wesen hatte ihm die Italienisirung sehr erleichtert, und er konnte sich einen «römisch gewordenen Preußen» nennen. Ein Ruf nach Berlin zerschlug sich; aber Einladungen der Freunde, Verehrer und deutscher Fürsten, die er in Rom geführt, steigerten den Gedanken eines Besuchs in Deutschland allmählich zum lebhaftesten Wunsche. Die Aussicht, das Land seiner Dunkelheit und seiner Kämpfe unter so ganz verwandelten Verhältnissen wiederzusehen, war auch mit im Spiel. Er reiste im April 1768 von Rom ab, in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi. Aber beim Eintritt in die tiroler Berge überfiel ihn jene Traurigkeit und Unruhe, die bei im Süden heimisch gewordenen Nordländern nicht selten ist, bei W. aber mit Symptomen einer Gemüthskrankheit auftrat, welche den Gedanken an einen geheimnißvollen Grund nahegelegt hat. Er war nur mit Mühe dahin zu bringen, seinen ital. Reisegefährten bis München zu begleiten. Dann reisten sie zusammen nach Wien, wo W. auch der Kaiserin vorgestellt wurde, die ihn beschenkte. Da alle Ueberredungskünste scheiterten, so reiste Cavaceppi allein weiter, während W. nach Triest fuhr, wo er in Erwartung des Schiffs nach Venedig verweilte und im Gasthof die Bekanntschaft eines kürzlich aus dem Gefängniß entlassenen Bösewichts Arcangeli machte, der sein Vertrauen gewann und in der Absicht, die von Maria Theresia ihm verehrten Goldmünzen zu rauben, ihn in seinem Zimmer überfiel. Nachdem der Verbrecher ihn vergebens von hinten zu erdrosseln versucht, brachte er ihm im Ringen fünf zum Theil tödliche Stiche bei, an denen er bald darauf 8. Juni 1768 verschied, nachdem er den Cardinal Albani zum Universalerben eingesetzt. Vgl. Rosetti, «W.'s letzte Lebenswoche» (Dresd. 1818); «Il sepolcro di W. in Trieste» (Vened. 1823).

W.'s Einwirkung ging weit über die Grenzen seiner Nation und seines besondern Fachs hinaus. Er wurde der Lehrer der Kunst für Europa, und er hat auf die Betrachtung des Alterthums als Ganzen ebenso belebend eingewirkt, wie er in unser Culturleben, besonders in die Poesie, neue Elemente brachte. W. hat zuerst die Decke weggenommen, die bisher bei Betrachtung der alten Sculpturwerke vor unsern Augen hing. Für die Verbreitung des Geschmacks an der Einfalt, Wahrheit und Größe hellenischer Kunst und für die Verbannung des Geschmacks an den falschen Manieren des Barockstils waren seine Schriften einer der stärksten Hebel. Er eröffnete jene Behandlungsweise des Alterthums, die an die Stelle antiquarischer und exegetischer Compilationen und Miscellen eine durch Congenialität und umfassende Erudition zu gewinnende Gesammtansicht des antiken Lebens und der antiken Sinnesart als Ausgangs- und Zielpunkt der Philologie setzt. W.'s sehr origineller Stil hat die Kraft und Kernhaftigkeit der Alten; anschaulich, von sinnlicher Fülle, zuweilen poetisch angehaucht, ist er ein Gegenstück zu Lessing's dialektisch-dialogischer Lebendigkeit. In seinem Charakter als Mensch fand Goethe ein antikes Naturell. Es ist in ihm wie in seinen Schriften eine Verbindung von Einfalt und Weltklugheit, von Redlichkeit bis zur Derbheit und geschmeidiger Feinheit; ein schwärmerisch-platonischer Zug (in seinen Freundschaftsverhältnissen) bei besonnener Klarheit, die Zähigkeit und Beharrlichkeit eines durch nichts zu knickenden nordischen Naturells bei der Beweglichkeit und Schnelligkeit des Empfindens und der sinnlichen Glut, die ihn dem Südländer naherückt; ein lebhaftes Gefühl seiner Person bis zur Empfindlichkeit neben Aufopferungsfähigkeit, Dankbarkeit und Hingebung an die großen idealen Interessen. Als Mensch hat er sich enthüllt in seinen Briefen. Die frühern theilweisen Veröffentlichungen seiner Correspondenz wurden vereinigt in dem Nachtrag zu der dresdener Ausgabe der Werke (Bd. 9—11); doch ist viel mehr damals vorhanden gewesen und seitdem zum Vorschein gekommen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde von Fernow 1808 begonnen und von Heinrich Meyer und Schulz vollendet (8 Bde., Dresd. 1808—20; neue Ausg., Dresd. 1828 fg.), die viele philol. und archäol. Bemerkungen hinzufügten. Eine Charakteristik W.'s und seines Verdienstes gab zuerst Heyne in der «Lobschrift auf W.» (Kass. 1778). Den ganzen Kreis seiner Schicksale, seiner Persönlichkeit, seiner Beziehungen zu Kunst und Alterthum, Wissenschaft und Zeitgenossen beleuchten Goethe's meisterhafte Skizzen in dem mit H. Meyer und andern zusammen gearbeiteten Werk: «W. und sein Jahrhundert» (Tüb. 1805). Eine Biographie W.'s wurde begonnen von K. Justi: «W., sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen» (Bd. 1, Lpz. 1866). Der Geburtstag W.'s wird seit längerer Zeit von dem Archäologischen Institut in Rom durch eine feierliche Adunanz jährlich begangen, und auf Veranlassung Forchhammer's und Otto Jahn's sind auf den Universitäten Bonn, Berlin, Greifswald, Göttingen, Kiel Winckelmannsfeste gestiftet worden.

Wind. W. heißen alle mehr oder weniger gewaltsamen Bewegungen der atmosphärischen Luft, die nach ihrer verschiedenen Stärke, nach der Gegend, aus welcher sie wehen, und nach den besondern Umständen, unter denen sie auftreten, verschiedene Namen erhalten. Diese Bewegungen entstehen infolge einer Störung des Gleichgewichts der den Erdball allenthalben umgebenden Luftatmosphäre durch die Wärme und gründen sich demnach auf das Streben der Atmosphäre, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Wird nämlich an einem Orte über der Erde die Atmosphäre stärker erwärmt als an einem andern danebenliegenden, so wird sie specifisch leichter, steigt in die Höhe und fließt oben seitwärts ab; die benachbarte kältere und daher schwerere Luft dringt dagegen unten ein und erzeugt eine aus der kältern nach der wärmern Gegend gerichtete Strömung. Dieselbe Erscheinung muß auch, nur mit umgekehrter Richtung der Bewegung, eintreten, wenn ein Theil der Atmosphäre stärker als der andere abgekühlt wird. Je nachdem nun die Ursachen zur Aufhebung des Gleichgewichts in der Atmosphäre beständig vorhanden sind oder periodisch oder regelmäßig eintreten, sind es auch die davon abhängenden W. Zu den beständigen W. gehört der zwischen den Wendekreisen herrschende Ostwind (Passatwind, s. d.), der den Seefahrern so bekannt ist, daß man, um von Europa nach Amerika zu segeln, erst bis zur Region desselben hinaufschifft, und dann, sich ihm überlassend, den Ocean in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieses W. ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche in der Richtung von Westen nach Osten vor sich geht, zu suchen. Die stärkere Erwärmung der Luft zwischen den Wendekreisen bewirkt ein beständiges Zuströmen kälterer Luft aus den Polargegenden, also von Punkten, welche bei der Umdrehung der Erdkugel eine geringere Umdrehungsgeschwindigkeit besitzen, als die Aequinoctialgegenden. Bei der Ankunft in den Aequinoctialgegenden bringt die von den Polen kommende Luft diese geringere Geschwindigkeit mit, sodaß ein mit der rotirenden Erdkugel gegen Osten fortgeführtes Schiff sich an diese weniger geschwinde Luft stößt oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, auf der nördl. Halbkugel einen Nordost- oder auch wol Ost-, auf der südl. Halbkugel einen Südost- oder Ostwind erfährt. Diese Passatwinde erstrecken sich auf beiden Seiten des Aequators bis ungefähr 30°. Die unter dem Aequator aufgestiegene wärmere Luft fließt nun oben nach den Polen zurück, und da sie eine größere Umdrehungsgeschwindigkeit besitzt als die Orte in den höhern Breiten, zu denen sie gelangt, so eilt sie der Bewegung der Erde voraus und erzeugt also auf der nördl. Halbkugel einen Südwest- und auf der südlichen einen Nordwestwind. Den beständigen W. zunächst stehen die periodischen Winde, z. B. die Moussons (s. d.), welche in den ostind. Gewässern, namentlich auf der Nordseite des Aequators, von der afrik. Küste bis zur Ostseite des Meerbusens von Bengalen und im Chinesischen Meere die eine Hälfte des Jahres in einer und die andere in der entgegengesetzten Richtung wehen. Ihre Entstehung ist bedingt durch die ungleiche Erwärmung der diese Meere einschließenden Länder, welche, da der Aequator sie fast mitten durchschneidet, zu derselben Zeit entgegengesetzte Jahreszeiten haben. Zu den periodischen W., die aber nicht in Zeiträumen von einem Halbjahre, sondern mit Eintritt der verschiedenen Tageszeiten wechseln, gehören gewissermaßen auch die Land- und Seewinde, die Brisen, die an Küsten, besonders innerhalb der Wendekreise und selbst auch in der Nähe großer Binnenseen, wie die des Genfersees, auftreten, und die von den Seefahrern schwache W. genannt werden. Sie wehen am Tage vom Wasser nach dem Lande, des Nachts vom Lande zur See hin, und erklären sich daraus, daß das Land sich bei Tage stärker erhitzt, des Nachts dagegen auch wieder stärker abkühlt als das Meer. Unbeständige oder veränderliche W. endlich nennt man diejenigen, welche keinen bestimmten Perioden und keiner solchen Gleichförmigkeit wie die beschriebenen unterworfen sind. Es ist dies diejenige Gattung von W., die man vorzüglich in unsern Gegenden kennt, die aber übrigens auch in ihren mittlern Verhältnissen, selbst auf dem Continent, wie neuere Untersuchungen bewiesen haben, eine gewisse Regelmäßigkeit haben, deren Charakter indeß durch die vielen als Hindernisse auftretenden Umstände und Localverhältnisse, z. B. Gebirge, oft verwischt wird. So wehen in Deutschland die südlichen W. am häufigsten in den Herbst- und Wintermonaten, die nördlichen in den Frühlings- und Sommermonaten, die westlichen im Sommer, die östlichen im April und in den Wintermonaten. Die Drehung des W. ist in den meisten Fällen (wofür Dove die Erklärung gegeben) die von Osten durch Süden nach Westen und Norden, wovon jedoch auch Ausnahmen stattfinden.

Was die Beschaffenheit der W., ob sie feucht, trocken, kalt oder warm sind, anbetrifft, so hängt diese davon ab, von wo die Luftmassen, welche sich im W. ergießen, ihren Ursprung herleiten. Am merkwürdigsten sind in dieser Hinsicht die heißen W., welche in den großen vegetationsarmen Ebenen und Wüsten der größern Continente in heißen Gegenden wehen, und die

zum Theil feinen heißen Sand mit sich führen. Es gehört hierher der Samum (s. d.) in Arabien und Persien, der Chamsin in Aegypten, der Harmattan (s. d.) in der Wüste Sahara, der Solano in Spanien, der Sirocco (s. d.) in Italien und der Föhn (s. d.) in der Schweiz. Diesen entgegengesetzt gibt es aber auch W., die sich durch besonders schneidende Kälte auszeichnen und, da sie vorzugsweise im Frühjahre wehen, die Ursache der um diese Zeit so häufigen rheumatisch-katarrhalischen Krankheiten werden. Bekannt in Hinsicht ihrer Heftigkeit und Kälte sind besonders der Bora (s. d.) in Dalmatien, der Mistral (s. d.) am untern Rhône und der Gallego in Spanien. Ganz aus demselben Grunde, weil die aus entfernten Gegenden zu uns kommenden W. einen Theil der Eigenschaften, welche das Klima jener Gegenden hat, annehmen, erklärt es sich auch, daß die über das Meer kommenden Südwestwinde feucht sind und uns in der Regel nasses Wetter bringen, die Nordostwinde dagegen trocken erscheinen und schönes Wetter im Gefolge haben. Nach der Geschwindigkeit der W. unterscheidet man zwischen W., Sturm und Orkan, ohne daß jedoch streng abgrenzende Bestimmungen über diese Begriffe feststehen. Im allgemeinen wird ein W., der eine Geschwindigkeit von 40—50 F. in der Secunde hat, Sturm (s. d.), ein W. von wenigstens 80 F. Schnelligkeit in der Secunde Orkan (s. d.) genannt. Dabei gilt hier die Erfahrung, daß, je höher man in der Atmosphäre aufsteigt, desto heftiger der W. wird. Die Seefahrer beziehen die Benennung Sturm ausschließlich auf diejenigen in der angegebenen Schnelligkeit wehenden W., welche in den gemäßigten Zonen, außerhalb der Grenzen der Passatwinde, vorfallen. Sie wehen zuweilen mehrere Tage lang nach einer und derselben Richtung, meist aus Westen. Die heftigsten W., die Orkane, pflegen die furchtbarsten Verwüstungen anzurichten. Sie folgen durchaus nicht einer Richtung, sondern umkreisen den ganzen Horizont und springen plötzlich von einem Striche gerade auf den entgegengesetzten über. Ihr Schauplatz ist besonders in den heißen Erdstrichen, wo die hohe Temperatur ihre Erzeugung begünstigt, namentlich in Westindien, auf der Ostküste von Madagaskar, den Inseln Mauritius und Bourbon und ostwärts von hier bis an die Grenzen des Südostpassats, ferner an den indischen Küsten, im Meerbusen von Bengalen und im Chinesischen Meere, wo sie den Namen Teifun führen. Zu den mit ungewöhnlicher Schnelligkeit sich bewegenden W. gehören ferner die Wirbelwinde, welche durch das Zusammentreffen zweier Luftströme unter einem Winkel entstehen, neben ihrer Achsendrehung noch eine fortschreitende Bewegung zeigen und häufig furchtbare mechan. Wirkungen äußern. Die heftigsten W. dieser Art sind die, welche Wind-, auch Sandhosen, oder auf dem Meere Wasserhosen (s. d.) genannt werden. Da es oft von Wichtigkeit ist, die Stärke oder Geschwindigkeit des W. genau zu erfahren, so hat man, um den Grad dieser Eigenschaften zu messen, Windmesser oder Anemometer eingerichtet. (S. Anemologie.) Das gewöhnliche Instrument zur Bestimmung der Richtung des W. ist die Wind- oder Wetterfahne, während die sog. Windrose (s. d.) vielmehr zur Veranschaulichung der Himmelsrichtung dient. Wenngleich die W. in ihrer Steigerung zur größten Heftigkeit als Stürme und Orkane oft die größten Verheerungen anrichten, bringen sie doch auch sehr wohlthätige Wirkungen hervor. Abgesehen davon, daß ohne sie nothwendig das Luftmeer infolge trägen Stillstandes bald in einen stinkenden Pfuhl verwandelt werden müßte, wird durch sie ebenso die Kälte der nordischen wie die Hitze tropischer Gegenden so gemildert, daß dieselben für Menschen und Thiere bewohnbar werden. Indem sie ferner die von wässerigen Dünsten geschwängerten Wolken von den Gegenden der Meere in das Innere der Continente treiben, wo diese dann in Gestalt von Regen oder Nebel niederschlagen, dienen sie zugleich zur Erzeugung von Quellen und Flüssen, wie zu der für das Wachsthum der Vegetabilien so nothwendigen Befruchtung der Erde. Auch für die Befruchtung der Pflanzen sind sie von Wichtigkeit, indem sie den Blütenstaub von den männlichen Pflanzen zu den weiblichen tragen. Endlich haben sie auch durch die schon in früher Zeit versuchte Anwendung derselben bei Maschinen als Arbeitserleichterungsmittel den Menschen vielfach wichtigen Nutzen gewährt, in welcher Hinsicht nur an die Windmühlen und die Fortbewegung der Schiffe durch windfangende Segel erinnert werden darf. Vgl. Dove, «Meteorolog. Untersuchungen» (Berl. 1837); derselbe, «Das Gesetz der Stürme» (3. Aufl., Berl. 1866).

Windau, eine nicht unbedeutende See- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Kurland, an der Mündung der schiffbaren Windau in die Ostsee, 14 M. nördlich von Libau, hat einen Hafen und eine Rhede, die einen lebhaften Handel vermitteln. In den J. 1865 und 1867 liefen je 474 und 355 Schiffe von je 48580 und 31404 Commerzlasten ein, und der Import betrug je 105536 und 129298, der Export je 1,076107 und 666879 Thlr. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Heringen, Salz, Steinkohlen, Soda, Cement, Dachpfannen, Fayence-, Glas-, Gußeisen- und andern Manufacturwaaren; die Ausfuhr in Balken, Bretern, Planken,

Eisenbahnschwellen und andern Holzartikeln (1865 für 780551 Thlr.), in Roggen, Gerste, Erbsen, Schlag-, Rüb- und Säeleinsaat sowie in Matten (1865 für 209551 Thlr.). Die Stadt zählt 3071 E. (1863), zeichnet sich durch hübsche Bauart und gesundes Klima aus und besitzt eine schöne luth. Kirche, ein kath. Bethaus, eine griech.-russ. Kapelle in dem noch wohlerhaltenen Schlosse, eine Synagoge, drei Schulen und ein Armenhaus.

Windbruch, Windfall, entsteht in den Wäldern durch Wirbelwinde, Windhosen, Gewitterstürme und Orkane, welche die Bäume entwurzeln oder zerbrechen, und dann meist über ihrer Basis, seltener innerhalb der Krone (Wipfelbruch). Ein Abbrechen der Wipfel kommt meist nur in exponirten Gebirgslagen vor; sehr häufig dagegen wird ein solches durch naßgefallenen und auf den Zweigen lastenden Schnee (Schneebruch) oder Eisanhang (Eisbruch) herbeigeführt. Die Windbrüche werden nachtheilig, indem durch das Zerbrechen viel werthvolles Nutzholz verloren geht, bei bedeutendem Windfall der Preis des Holzes gedrückt und im ganzen eine hindernde Einwirkung auf die planmäßige Bewirthschaftung der Forsten ausgeübt wird. Dazu kommt, daß infolge namentlich größerer Windbrüche stets eine starke Vermehrung der Borkenkäfer und anderer schädlicher Insekten, welche in lagernden Stämmen ihre Brutplätze anzulegen pflegen, in Aussicht steht, woraus dem Walde noch größerer Schaden erwachsen kann als durch den Sturm. Holzarten mit flach laufenden Wurzeln, z. B. die Fichte, sind dem Windfall, tiefwurzelnde, z. B. die Kiefer, dem W. am meisten ausgesetzt. In den Gebirgsforsten ist der Sturmschaden am häufigsten, und hier wird es auch eine der wichtigsten Aufgaben der Forstwirthschaft, demselben möglichst zu begegnen. Durch richtige Anlegung der Hauungen, durch gehörige Gruppirung der Bestände nach ihrem Alter und durch Bildung eines Waldmantels, indem man tiefbeästete und festbewurzelte Randbäume an den Bestandesgrenzen überhält, erlangt man einige Sicherheit. Die Sturmrichtung in Deutschland ist in der Hauptsache aus West und Nordwest, und dieser entgegen müssen also die Hauungen geführt werden, damit der Sturm nicht auf die Hauungsfronten wirken kann.

Windbüchse heißt ein Gewehr, bei dem zusammengepreßte atmosphärische Luft als Treibkraft benutzt wird. Der Lauf ist entweder glatt oder gezogen, etwa 3 F. lang und hat in der Regel nur ein kleines Kaliber. Zu dem Laufe gehört ein abzuschraubendes Mittelstück, an welchem sich das Schloß befindet. Dasselbe wird mit dem Kolben in Verbindung gesetzt, der die zusammengepreßte Luft enthält. Der Kolben, stark von Schmiedeeisen gemacht, ist vorn mit einem kegelförmigen Ventil geschlossen, welches, beim Abdrücken des Hahnes zurückgestoßen, ein momentanes Ausströmen der Luft gestattet, sodaß man bei gefülltem Kolben mehrere Schüsse thun kann, deren Kraft aber mit der Verminderung der eingepreßten Luft abnimmt. Zuweilen wird auch eine kupferne Kugel als Luftbehälter benutzt und unten an das Mittelstück geschraubt. Um den Kolben zu laden, wird er mit einer eisernen, mit einem Ventil versehenen Röhre verbunden, in der sich ein genau schließender Stempel befindet. Das untere Ende desselben hat zwei Querarme, die man auf die Erde setzt, mit den Füßen festhält und nun durch Auf- und Abbewegen des Kolbens die Luft einpumpt. Obgleich manche Vorrichtungen erfunden sind, um zu erkennen, ob die Verdichtung der Luft noch durch die Festigkeit des Kolbens gehalten werden kann, so zeigen die vielen vorgekommenen Unglücksfälle doch die stets vorhandene Gefahr beim Laden des Kolbens. Das Springen desselben kommt selbst zuweilen beim Schießen vor. Deshalb und weil die Wirkung der W. schon bei den ersten kräftigsten Schüssen der des Feuergewehrs nachsteht, ist sie als Kriegswaffe im Felde nicht brauchbar. Nur ein österr. Jägerbataillon ist vorübergehend damit bewaffnet worden. Dagegen waren sonst W. in den Armirungsetat österr. Festungen aufgenommen. Die W. ist angeblich 1430 von Guter in Nürnberg erfunden; doch wird auch Hans Löbsinger, der 1566 in Nürnberg lebte, als Erfinder genannt.

Winde, s. Wagenwinde.

Winde, s. Convolvulus.

Winden, s. Slowenen.

Windham (William), brit. Staatsmann und Redner, stammte aus einer Familie in Norfolk und wurde 1750 zu London geboren. Er studirte zu Oxford, bildete sich dann durch Reisen und trat 1782 ins Parlament. Den Grundsätzen der Whigs ergeben und dem Kriege gegen die Colonien abgeneigt, verstärkte er anfangs die Reihen der berühmten Opposition. In der Sitzung von 1784 unterstützte er Burke's Antrag auf Untersuchung des Zustandes der Nation. 1789 verwarf er in der Regentschaftsfrage die ministerielle Politik, und 1791 sprach er für den Frieden mit Rußland und verlangte die Unterdrückung des Sklavenhandels. Die Ereignisse der Französischen Revolution bewogen ihn jedoch, plötzlich seine polit. Stellung mit vielen an-

dern bisherigen Parteigenossen zu ändern. Schon gegen Ende 1792 wollte er nichts mehr von einer Parlamentsreform wissen, und in den Sitzungen von 1793 und 1794 erschöpfte er die ganze Fülle seines Rednertalents, um Pitt's Kriegspolitik, die Unterdrückung der demokratischen Aeußerungen in England sowie die Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte zu unterstützen. Seinen alten Freunden Fox und Sheridan begegnete er in diesen gewaltigen Kämpfen auf das härteste. Im Juli 1794 rief ihn dafür Pitt in den Geh. Rath und übertrug ihm die Verwaltung des Kriegsdepartements. Noch eifriger als Pitt selbst betrieb W. jetzt die Erweckung des Kriegs auf franz. Boden und brachte 1795 die unglückliche Expedition der franz. Emigranten auf Quiberon (s. d.) zu Stande. Nach Abschluß der zweiten Coalition vom J. 1799 arbeitete er an einer neuen Insurrection der Vendée, sah aber seine Plane durch die Niederlage der Verbündeten bei Zürich, den übeln Ausgang der Expedition nach Holland und die Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten zertrümmert. Als W. den Wunsch nach Frieden im Parlament nicht mehr bemeistern konnte, legte er mit Pitt und den übrigen Collegen im Febr. 1801 die Verwaltung nieder. Man bedrohte besonders ihn mit Untersuchung wegen der vielen Härten und Rechtswidrigkeiten, die er sich im Drange der Umstände hatte zu Schulden kommen lassen. Allein er wußte durch siegreiche Beredsamkeit eine Indemnitätsbill zu erringen. Beim Abschlusse der Friedenspräliminarien im Oct. 1802 überschüttete er das Ministerium Addington mit Vorwürfen und bezeichnete den Frieden als eine Unterwerfung Englands unter die Uebermacht Frankreichs. Als nach dem Sturze Addington's, der namentlich sein Werk war, Pitt 1804 abermals das Staatsruder ergriff, wurde W. von der Verwaltung ausgeschlossen. Er behielt deshalb seine oppositionelle Stellung und verweigerte Pitt nach dessen Tode das Zeugniß eines großen Staatsmanns. Dagegen übernahm er nun im Ministerium Fox und Grenville wieder das Departement des Kriegs und setzte eine große Reform im brit. Kriegswesen durch. Nach Fox' Tode zog er sich aus dem Ministerium zurück und bekämpfte seitdem im Unterhause die Maßregeln der Regierung. Schon 1809 mußte indessen W. die öffentliche Thätigkeit wegen Krankheit aufgeben. Er starb 4. Juni 1810. W. besaß viel Muth, Gewandtheit und Uneigennützigkeit; doch hielt er den Druck und die Entwürdigung der niedern Volksklassen für eine polit. Nothwendigkeit. Seine Parlamentsreden gab Amyot (3 Bde., Lond. 1812) heraus.

Windharfe, s. Aolsharfe.

Windischgrätz, ein uraltes deutsches Dynastengeschlecht, das den zweiten Sohn des Herzogs Ulrich von Kärnten, Weriand, zum Stammvater hat, der gegen Ende des 11. Jahrh. Stadt und Landschaft W. als freie Herrschaft besaß, wonach er sich nannte. Frühzeitig theilte sich das Haus in die Ruprecht'sche und die wieder erloschene Sigismund'sche Linie. Die ältere Linie kaufte 1468 das Schloß Waldstein und wurde 1551 unter dem Namen von Waldstein und im Thal in den Freiherrenstand und 1557 unter ihrem frühern Namen W. zur gräfl. Würde erhoben. Gemeinschaftlich besaßen beide Linien seit 1565 die Erblandstallmeister-Würde in Steiermark und die Magnatenwürde in Ungarn. Nach Ankauf der reichsunmittelbaren Herrschaften Egloffs und Siggen in Schwaben wurde das Haus unter dem Namen W. 24. Mai 1804 in den Reichsfürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben, 1806 aber mediatisirt und sein Fürstenthum durch die Rheinbundsacte unter würtemb. Landeshoheit gestellt. Der Kaiser Franz I. dehnte 1822 den Fürstenstand auf alle Glieder des Hauses aus, welches noch mehrere Herrschaften in Böhmen, Niederösterreich und Steiermark besitzt. — Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu W., österr. Feldmarschall, geb. 11. Mai 1787 zu Brüssel, trat 1804 als Oberlieutenant in das Ulanenregiment Schwarzenberg, in welchem er als Secondrittmeister den Feldzug von 1805 mitmachte. Bis 1813 zum Oberstlieutenant avancirt, zeichnete er sich besonders bei Leipzig aus und wurde noch in demselben Jahre zum Obersten und Commandanten des Regiments Großfürst Konstantin-Kürassiere ernannt. Im Feldzuge von 1814 führte er das Regiment mit großer Auszeichnung, namentlich im Treffen bei Troyes, wo er durch sieben Attaken den Rückzug der Infanterie deckte, und bei La Fère-Champenoise. 1826 wurde er zum Generalmajor und Brigadier, 1833 zum Feldmarschallieutenant und Divisionär ernannt, nachdem ihm 1832 schon das Dragonerregiment Vincent verliehen war. 1848 übernahm er nach den Märzereignissen das Commando in Wien, kehrte aber bald auf seinen Wunsch nach Prag auf seinen Posten zurück. Hier unterdrückte er mit großer Energie den 11. Juni ausgebrochenen Aufstand, wobei seine Gemahlin, geborene Fürstin Schwarzenberg, zufällig in ihrem Zimmer erschossen wurde. Während des Octoberaufstandes in Wien ward W. zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber aller außer Italien stehenden Truppen ernannt. Er begann seine Operation von Prag aus gegen Wien, nahm 24. Oct. 1848 sein Haupt-

quartier in Hetzendorf und schlug 30. Oct. die der Stadt Wien zu Hülfe kommenden Ungarn bei Schwechat. Am folgenden Tage, gegen Abend, nachdem die Stadt den ganzen Tag über beschossen worden, rückte er mit starker Macht durch das Burgthor in Wien ein. An der Spitze von 150000 Mann begann er Mitte Dec. die Operationen gegen Ungarn, besetzte Presburg, Raab und Anfang Jan. 1849 Buda-Pesth. Eine ungar. Deputation, die 4. Jan. in seinem Hauptquartier erschien, um den Frieden zu verhandeln, wies er zurück, indem er bedingungslose Unterwerfung forderte. Nachdem er 27. Febr. mit Schlik die Ungarn bei Kapolna geschlagen, faßte er den Plan, die ungar. Scharen an der Theiß einzuschließen. Er ward jedoch 6. April bei Gödöllö geschlagen und sah sich unter einer Reihe von Unfällen zum Rückzug gezwungen. Am 12. April 1849 ward W. seines Commandos enthoben und an den Hof nach Olmütz berufen, während Welden den Oberbefehl übernahm. W. lebte nun auf Urlaub viele Jahre auf seinen Gütern in Böhmen. 1859, während des Kriegs in Italien, betrat er von neuem den polit. Schauplatz, indem er eine Sendung nach Berlin übernahm. In demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Nach Verleihung des Februarpatents wurde er als erbliches Mitglied in das Herrenhaus des Reichsraths berufen. Fürst W. besaß einen festen Charakter, dabei natürliche Gutmüthigkeit, war aber ein starrer Aristokrat und ohne Begabung als Politiker wie als Militär. Mit schrankenloser Gewalt bekleidet, verhing er 1848 über Wien einen Terrorismus, der sich weder militärisch noch politisch und moralisch rechtfertigen ließ. Seine gänzliche Unfähigkeit verschuldete sodann in Ungarn einen solchen Lauf der Dinge, der für das Land wie für das Reich die übelsten Folgen hatte. W. starb 21. März 1862. Das in seinem Auftrage bearbeitete Werk «Der Winterfeldzug 1848—49 in Ungarn» (Wien 1851) ist eine Quelle über diesen Theil des ungar. Kriegs.

Windischmann (Karl Jos. Hieron.), deutscher Philosoph, geb. 24. Aug. 1775 zu Mainz, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium und seit 1792 auf der Universität seiner Vaterstadt. Der Einfall der Franzosen vertrieb ihn nach Würzburg, wo er das Studium der Philosophie mit dem der Medicin vertauschte. Nachdem er 1796 in Mainz promovirt, ging er nach Wien. Nach seiner Rückkehr nach Mainz 1797 beschäftigte er sich, da die Wirksamkeit der Universität durch den Krieg gestört war, in der Zurückgezogenheit mit Philosophie und Geschichte. 1801 folgte er dem Rufe als Hofmedicus des Kurfürsten von Mainz nach Aschaffenburg, wo er auch an der zum Theil hierher verlegten mainzer Universität Vorlesungen über Naturgeschichte, Philosophie und Geschichte hielt. Zwei Jahre später wurde er ord. Professor der Philosophie und Universalgeschichte und 1811 Bibliothekar. 1818 erhielt er an der neugegründeten Universität zu Bonn die kath. Professur der Philosophie, doch gehörte er auch der medic. Facultät an. Seine wissenschaftliche Richtung war fast ausschließend durch die ursprüngliche Form der Schelling'schen Naturphilosophie bedingt, die mit seiner Neigung zu einer mystischen Naturanschauung, zur Theosophie und seinem aufrichtigen Katholicismus zu trübem Gemisch zusammenfloß. Unter seinen frühern Schriften sind zu erwähnen: die «Darstellung des Begriffs der Physik» (in Schelling's «Neuer Zeitschrift für speculative Physik», 1802); die «Ideen zur Physik» (Bd. 1, Würzb. 1805); die Schrift «Ueber die Selbstvernichtung der Zeit» (Heidelb. 1807). Ueber sein Verhältniß zur Hegel'schen Philosophie suchte er sich in der Schrift «Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit u. s. w.» (Frankf. 1825) auszusprechen. Das Gebiet, auf welchem er für seine Träume die reichste Nahrung fand, war der Orient, und hieraus ging auch sein ausführlichstes Werk hervor: «Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte» (Bd. 1 in 4 Abth., unter dem Titel: «Die Grundlage der Philosophie im Morgenlande», Bonn 1827—34). Als Arzt hatte W. Vorliebe für alle sympathetischen und miraculösen Heilungen und den thierischen Magnetismus. Seine Schrift «Ueber etwas, was der Heilkunst noththut» (Lpz. 1824) war bestimmt, für die wunderbaren Heilungen, durch welche der Fürst von Hohenlohe damals Aufsehen machte, eine speculative Begründung zu erwirken. Er starb zu Bonn 23. April 1839 während des vollen Parteikampfs gegen die Ansichten der Hermesianer. Einer seiner Söhne, **Friedrich W.**, geb. 13. Dec. 1811, widmete sich theol. und orient. Studien und erhielt 1836 die priesterlichen Weihen. Im April 1838 übernahm er eine außerord. Professur des Kirchenrechts und der neutestamentlichen Exegese zu München und im Jan. 1839 ein Kanonikat am Collegiatstift St.-Cajetan. Im Juli 1839 wurde er zum Domkapitular am Metropolitankapitel München-Freising, im Aug. 1843 zum Pönitentiar und 1846 zum Generalvicar des Erzbischofs ernannt. In letzterer Stellung wirkte er bis zu seinem Tode, der 24. Aug. 1861 zu München erfolgte. W.'s wissenschaftlicher Ruf gründet sich weniger auf seine theol. Leistungen, als vielmehr auf seine Arbeiten über die Welt

des Orients, insbesondere des indischen und pers. Alterthums. Seine erste bedeutendere Leistung auf diesem Gebiete war die Schrift «Sancara, seu de theologumenis Vedanticorum» (Bonn 1833). Später folgten unter andern «Die Grundlage des Armenischen im arischen Sprachstamme» (Münch. 1843), «Ueber den Somacultus der Arier» (Münch. 1846), «Ursagen der arischen Völker» (Münch. 1853), «Die pers. Anahita oder Anaitis» (Münch. 1856), «Mithra. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients» (Lpz. 1857) u. s. w. Seine Arbeiten zur Kunde des pers. Alterthums erschienen nach seinem Tode gesammelt in den «Zoroastrischen Studien» (Berl. 1863). Seit Aug. 1842 war W. ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Windkessel ist eine Vorrichtung, um in den zum Wasserpumpen dienenden Druckwerken (s. Druckwerk) die Ungleichheiten des Wasserstrahls auszugleichen, eine Art Regulator. Jede Pumpe kann, wenn sie keine rotirende ist, nur stoßweise wirken, und selbst wenn zwei Pumpen auf ein und dasselbe Steigrohr drückten, würde der Wasserstrahl kein continuirlicher sein. Um einen solchen zu erlangen, hat man den W. angelegt, in welchen zunächst die Druckröhren der Pumpwerke ihr gefördertes Wasser ergießen. Dieser W. ist ein großes Gefäß, meist cylindrisch mit einer Kuppel, von starkem Eisen- oder Kupferblech und mit einem Sicherheitsventil versehen; aus diesem W. tritt dann das Wasser in das eigentliche Steigrohr. Beim Anfang des Pumpens ist natürlich der Kessel voll Luft, diese wird aber durch das eintretende Wasser comprimirt und strebt sich wieder auszudehnen. Dadurch wird auf das eingetretene Wasser ein continuirlicher Druck geübt, welcher dasselbe gleichmäßig in das Steigrohr treibt, wennschon die Stöße der Pumpen es mit kleinen Unterbrechungen zuliefern.

Windkolik, s. Kolik und Blähungen.

Windmesser, s. Anemologie.

Windmühlen, s. Mühlen.

Windpocken, s. Varicellen.

Windrose oder Schiffsrose nennt man die bei allen Schiffskompassen angebrachte, den Horizont vorstellende Scheibe, welche durch 32 vom Mittelpunkte nach dem Umkreise gezogene, gleichweit voneinander abstehende Radien die Lage der Himmels- oder Weltgegenden anschaulich macht. Die W. bildet einen Stern mit 32 Strahlen und hat eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Rose, von der sie den Namen führt. Sie ist auf der Magnetnadel befestigt, und gewöhnlich wird diejenige Spitze des Sterns, welche Nord angeben soll, durch einen Pfeil oder eine Lilie unterschieden und jede der übrigen Linien durch den hinzugeschriebenen Namen der betreffenden Himmelsgegend bezeichnet. Die vier Gegenden Nord, Süd, Ost und West, welche die Scheibe in Quadranten theilen, heißen Hauptgegenden, alle andern Nebengegenden. Jede der vier Hauptgegenden wird in zwei gleiche Theile getheilt und die Benennung derselben aus den Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Nord und Süd allezeit vorangehen. So erhält man vier erste Nebengegenden: Nord-West, Nord-Ost, Süd-West und Süd-Ost. Diese acht Gegenden werden nun wieder halbirt, und es entstehen dann acht neue sog. zweite Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost und Süd-Süd-Ost. Die Zwischenräume dieser 16 Weltgegenden werden endlich nochmals getheilt, wodurch 16 andere sog. dritte Nebengegenden entstehen, die so bezeichnet werden, daß jedesmal der Name der nächsten Hauptgegend oder ersten Nebengegend ausgesprochen und, je nachdem die auszusprechende Gegend rechts oder links von dieser liegt, der Name der nächsten Hauptgegend mit dem Wörtchen «gen» oder «in» beigefügt wird. So erhält man Nord in Ost oder Nord gen Ost, Nordost in Nord, Ost in Nord, Ost in Süd, Südost in Ost, Südost in Süd u. s. w. Von Süden nach Westen hin folgen daher aufeinander: Süd, Süd gen West, Süd-Süd-West, Südwest gen Süd, Südwest, Südwest gen West, West-Süd-West, West gen Süd, Westen. Am äußersten Rande der Scheibe ist gewöhnlich noch die Eintheilung in 360 Grade verzeichnet, deren also $11\frac{1}{4}$ auf jede der 32 Abtheilungen kommen.

Windsor, ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Berks mit 9596 E., $4\frac{1}{2}$ M. von London, am südl. Ufer der Themse, über welche eine eiserne Brücke zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eton führt, ist wegen seines, auf einer Anhöhe liegenden königl. Schlosses berühmt und hat auch ein schönes Rathhaus. Wilhelm der Eroberer erbaute das Schloß kurze Zeit nachdem er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später wählte es Heinrich I. zu seinem Aufenthalte; Eduard III., der hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane. Auch Karl II. that viel für die Verschönerung des Schlosses, sodaß es seitdem der Lieblingsaufenthalt

der Könige von England und deren gewöhnliche Sommerresidenz wurde, insbesondere Georg's III., dem hier eine kolossale Bildsäule errichtet ist. Große Summen verwendete auch Georg IV. auf die Restauration und prächtige innere Ausschmückung des Schlosses. Dasselbe hat ein ehrwürdiges, alterthümliches Ansehen, zwei Höfe, welche durch den sog. runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, voneinander getrennt sind. Im obern Hofe befindet sich die metallene Bildsäule Wilhelm's des Eroberers. An der Nordseite des obern Hofs liegen die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Königin und gegen Süden die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof ist wegen der St.-Georgenkapelle merkwürdig, in der die Hosenbandritter aufgenommen und die Kapitel gehalten werden. Die Säle und Zimmer des Schlosses sind aufs prächtigste decorirt und meist mit werthvollen Gemälden geschmückt. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 200 F. lange St.-Georgssaal, der Banketsaal bei feierlichen Gelegenheiten, verziert mit den Bildnissen der brit. Monarchen von Jakob I. bis Georg IV. Solange Mitglieder der königl. Familie im Schlosse anwesend sind, weht von dem Thurme die große engl. Flagge. Das Ganze wird von einem schönen Park umgeben. Der schönste Punkt von Windsor-Castle ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse, die sich längs der östl. und eines Theils der nördl. Seite des Schlosses erstreckt, 1870 F. lang und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von W. und die in der Nähe liegenden Gärten ist reizend. Außerdem befinden sich in dem Park sowie in der Nähe des Schlosses noch mehrere moderne Gebäude, die theils für den Hof selbst, theils für den Hofstaat und Haushalt bestimmt sind; so Frogmore-Lodge, früher die Residenz der Herzogin von Kent, Mutter der Königin Victoria, gegenwärtig die Wohnung der Prinzessin Helena und ihres Gemahls, Christian von Schleswig-Holstein. Nach dem Tode des Prinzen Albert wurde in der Nähe von Frogmore ein prächtiges Mausoleum errichtet, in welchem die vorher in einer Gruft der St.-Georgenkapelle bestatteten Ueberreste des Prinzen beigesetzt wurden, und das auch von der königl. Witwe zu ihrer eigenen Ruhestätte auserwählt ist. Vgl. Menzies, «History of W.» (Lond. 1864).

Winer (Georg Benedict), namhafter prot. Theolog, geb. zu Leipzig 13. April 1789, studirte, auf der Nikolaischule vorgebildet, auf der dortigen Universität, an der er sich 1817 habilitirte. Schon 1818 wurde er außerord. Professor und 1819 von den theol. Facultäten zu Halle und Rostock zum Doctor der Theologie ernannt. 1823 erfolgte seine Berufung als ord. Professor der Theologie nach Erlangen. Die ihm später nach Gabler's Tode angetragene Professur zu Jena schlug er aus, dagegen kehrte er 1832 als ord. Professor der Theologie nach Leipzig zurück, wo er bis an seinen Tod wirkte. Er starb 12. Mai 1858. Seinen Ruf als Gelehrter begründete er besonders durch seine exegetischen und grammatischen Arbeiten, welche zuerst die Grundsätze der neuern Philologie auf die biblische Sprachwissenschaft anwendeten. Anfangs richtete er seine wissenschaftlichen Studien auf die alttestamentlichen Grundsprachen, wovon seine «Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus» (Lpz. 1824; 2. Aufl. 1842) nebst dem «Chaldäischen Lesebuch» (Lpz. 1825) und seine Bearbeitung von Simon's «Lexicon manuale Hebraicum» (Lpz. 1828) zeugen; später auf die kritisch und exegetisch noch wenig bearbeiteten orient. Bibelübersetzungen. Doch wendete er sich sehr bald der neutestamentlichen Sprache zu, deren Gesetze er zuerst genauer ergründete. Seine Hauptschrift ist seine berühmte «Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms» (Lpz. 1822; 7. Aufl., besorgt von Lünemann, 1867), an welche seine lateinisch geschriebene Auslegung des Galaterbriefs (Lpz. 1821; 4. Aufl. 1859) und zahlreiche akademische Programme sich anreihten. Neben seinen exegetischen und grammatischen Schriften ist besonders das «Biblische Realwörterbuch» (2 Bde., Lpz. 1820; 3. Aufl. 1845—47) zu nennen, welches als gelehrte Fundgrube für den ganzen Bereich der zum Verständnisse der biblischen Schriften erforderlichen geschichtlichen, geogr., naturwissenschaftlichen und archäol. Kenntnisse noch heute ein unentbehrliches Hülfsmittel ist. Die theol. Richtung W.'s war ein gemäßigter Rationalismus, der sich aber namentlich in seinen spätern Lebensjahren möglichst an die ältere prot. Kirchenlehre anschloß. Als Dogmatiker ragte er wenig hervor. Auch seine «Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christl. Kirchenparteien» (Lpz. 1824; 3. Aufl., besorgt von Preuß, Berl. 1866) zeichnet sich mehr durch Faßlichkeit und Uebersichtlichkeit der Darstellung als durch tieferes Eindringen in den Gedankengehalt aus. Ein zu seiner Zeit sehr brauchbares Buch war dagegen sein «Handbuch der theol. Literatur» (Lpz. 1825; 3. Aufl. 1837—40). Als Docent hat W. bis an das Ende seiner akademischen Wirksamkeit große Erfolge errungen durch die Klarheit, Präcision und gedrungene

Kürze der Darstellung. Seine Vorlesungen erstreckten sich über das gesammte Gebiet der exegetischen und einen großen Theil der systematischen Theologie und zeichneten sich namentlich aus durch die geschickte Art, mit welcher er auch ein sehr umfangreiches Material zu beherrschen und für die große Masse der Zuhörer zugänglich zu machen verstand.

Winfried, s. Bonifacius.

Wingolf ist nach dem Bericht der Edda der Name des auf dem Idafelde erbauten Saales der Göttinnen. Doch findet sich der Name auch für den Aufenthalt der bei Odin versammelten Helden und sogar für den Saal der Seligen nach dem großen Weltbrande. Diese verschiedene Anwendung erklärt sich aus der Bedeutung des Wortes, denn vingolf heißt Gemach der Freunde, Gesellschaftssaal. In neuerer Zeit (1850 zu Halle) nahm eine Studentenverbindung mit specifisch christl. Tendenz den Namen Wingolfiten (zunächst nach Klopstock's Ode «Wingolf») an.

Winkel ist die Neigung zweier Linien gegeneinander und bezeichnet daher das Gegentheil von Parallel (s. d.). Um den W. zweier Linien oder Richtungen zu bestimmen, muß man die gegebenen Richtungen bis zu dem Punkte verfolgen, wo sie sich schneiden. Dieser Punkt heißt dann der Scheitel; die beiden Linien heißen die Schenkel des W. Sind die beiden Linien, welche die Schenkel bilden, gerade, so entsteht ein geradliniger oder ebener W.; liegen beide Schenkel in einer und derselben geraden Linie, aber auf verschiedenen Seiten des Scheitels, so heißt der W. ein gerader oder gestreckter. Die Hälfte eines gestreckten W. heißt ein rechter W.; ein W., der kleiner als ein rechter ist, heißt ein spitzer, ein W., der größer ist, ein stumpfer W.; jeder W., der kleiner als ein gestreckter ist, heißt ein concaver oder hohler, jeder W., der größer ist, ein convexer oder erhabener. Jeder W. wird von einem Bogen gemessen, der von seinem Scheitel aus mit einem beliebigen Halbmesser zwischen seinen Schenkeln beschrieben wird. Daher wird die Größe der W. wie die der Bogen durch Grade ausgedrückt. Der gestreckte W. hat 180, der rechte 90 Grad. Der W. zweier in einem Punkte zusammenstoßenden krummen Linien ist einerlei mit dem W. ihrer durch den gemeinschaftlichen Punkt gezogenen Tangenten. Auch der W. einer Ebene mit einer geraden Linie sowie der W. zweier zusammenstoßenden Ebenen läßt sich auf einen geradlinigen W. zurückführen. Nicht so der körperliche W., welcher entsteht, wenn mehrere Ebenen in einem Punkte zusammenstoßen. Als Maß desselben kann man das zwischen jenen Ebenen enthaltene Stück einer Kugelfläche betrachten, welche aus der Spitze des W. mit irgendeinem Halbmesser beschrieben worden ist. In der Kriegsbaukunst hat man eingehende W., deren Schenkel gegen das Feld, und ausgehende, deren Schenkel sich gegen die Festung öffnen.

Winkelried (Arnold Struth von), ein Schweizer aus dem Canton Unterwalden, der 9. Juli 1386 durch seine todesmuthige Aufopferung den Sieg der Schweizer über Herzog Leopold von Oesterreich bei Sempach (s. d.) entschied. Am 3. Sept. 1865 wurde ihm zu Stanz ein Denkmal (von Schlöth) errichtet. Vgl. über W.'s That die Schriften von Liebenau (Aarau 1862) und Rauchenstein (Aarau 1861).

Winkelschriftstellerei fällt demjenigen zur Last, welcher, ohne die Anwaltsbefugnisse zu besitzen, für andere Schriften anfertigt, die zur Einreichung bei einer Behörde bestimmt sind und zu ihrer Abfassung Rechtskenntnisse erfordern. Es ist wegen dieser Anmaßung öffentlicher Eigenschaften, wenn nicht Betrug und andere Vergehen concurriren, nach Particularrechten auf Geldbuße oder kurze Freiheitsstrafe zu erkennen.

Winkler (Karl Gottfr. Theodor), als Pseudonym Theodor Hell, geb. 9. Febr. 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen, kam früh mit seinem Vater, einem vielseitig gebildeten Geistlichen, nach Dresden, wo häuslicher Unterricht ihn zur Universität vorbereitete. In Wittenberg studirte er die Rechte und Geschichte, nebenbei mit dichterischen Versuchen beschäftigt. Er wurde 1796 beim Stadtgerichte zu Dresden angestellt, ging 1801 an Langbein's Stelle zum Geheimen Archiv über und rückte 1805 zum wirklichen Geh. Archivregistrator auf. Bald darauf zum Geh. Secretär befördert, reiste er 1812 nach Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr vom Könige der hinterlassenen Regierungscommission als Secretär beigeordnet, wurde er beim Eintritt des Generalgouvernements zu demselben zugezogen, mit der Redaction des Generalgouvernementsblatts beauftragt, russ. Hofrath, dann zur Organisation des Theaters berufen und zu dessen Intendanten ernannt. So fand seine frühe Hinneigung zur Bühne Gelegenheit, sich praktisch zu bewähren, und sein monatlich erscheinendes «Bühnentagebuch» zeugte von seiner umsichtigen Thätigkeit in diesem Berufe. Von Michaelis 1814 an stand W. der Verwaltung der Hofbühne zu Dresden und dann auch in Leipzig vor. Bei der Rückkehr des Königs wurde er zum Theatersecretär und später zum Kassirer bei der Besoldungskasse der Staatsdiener, auch 1816 zum Secretär bei der königl. Akademie der Künste ernannt und ihm 1824 der Titel eines

Hofraths verliehen. 1825 wurde er überdies noch mit der Regie der ital. Oper beauftragt und 1841 Vicedirector des königl. Hoftheaters und der musikalischen Kapelle. W. starb 24. Sept. 1856. Die Zahl seiner belletristischen Schriften, die sich durch Anmuth, weniger durch Originalität auszeichnen, ist sehr groß. Seine «Lyratöne» (2 Bde., Dresd. 1821) und die «Neuen Lyratöne» (2 Bde., Braunschw. 1830) beweisen eine große Gewandtheit in Sprache und Versbau. Auch seine sehr zahlreichen Uebertragungen zeichnen sich durch diese Eigenschaften aus. Von metrischen Uebersetzungen sind zu nennen die der «Lusiade» des Camoens, gemeinschaftlich mit F. A. Kuhn (Dresd. 1807) und Byron's «Mazeppa» (1820). Als Dichter empfahl sich W. beim Publikum durch seine Taschenbücher «Penelope» (seit 1811), «Komus» (3 Jahrgänge) und die «Agrionien» sowie auch durch die Beiträge zu vielen andern Taschenbüchern und besonders durch die «Abendzeitung», die er von 1817—43 herausgab. Mit dem «Strudelköpfchen» (1805) und mit «Bianca von Toredo» (1806) trat er in die Reihe der dramatischen Schriftsteller. Seitdem lieferte er zahlreiche Uebersetzungen und Bearbeitungen vorzüglich franz. Dramen für die Bühne. Seine ungemeine Bühnenkenntniß bekundete er unter anderm durch das «Dramatische Vergißmeinnicht» (seit 1823). Auch gab er die hinterlassenen Schriften seines Freundes K. M. von Weber (3 Bde., Dresd. 1827) mit einem biographischen Vorwort heraus.

Winland (Weinland), s. Vinland.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, fängt auf der nördl. Halbkugel der Erde im astron. Sinne mit dem kürzesten Tage (21. oder 22. Dec.) an und endet mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März). Auf der südl. Halbkugel fällt der W. in die Zeit des Sommers auf der nördl. Halbkugel. Auf der letztern währt er nur etwas über 89, auf der südl. Halbkugel hingegen über 93 Tage, weil der nördliche W. in die Sonnennähe, der südliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde sich langsamer bewegt und also länger verweilt. In der Meteorologie bezeichnet man die drei Monate December, Januar und Februar als W. In der heißen Zone und eine ziemliche Strecke über die Wendekreise hinaus findet kein W. nach unserm Begriffe statt. Hier gibt es nur eine oder zwei Regenzeiten, die aber nicht kalt sind. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien, dem südl. Spanien und Portugal kennt man wenigstens für gewöhnlich auch weder Eis noch Winterkälte. Im Januar pflegen daselbst bereits die Mandelbäume zu blühen, und die Gartengewächse gedeihen in dieser Zeit noch besser als im Sommer. Weiter hinauf und schon im Kirchenstaate friert es öfters, noch mehr in Oberitalien. Diesseit der Alpen, wo der W. immer mehr steigt, wird er schon ziemlich anhaltend und streng. In Rußland, Sibirien und jenseit des Polarkreises erreicht er einen Grad von Kälte, der unsere Vorstellungen davon übersteigt. Dasselbe Fortschreiten findet nach dem Südpol zu statt. Während der W. in einigen Gegenden oft streng, zeigt er sich in andern mild, und mehrfach ist es vorgekommen, daß gleichzeitig Europa einen strengen, Amerika einen milden W. hatte. Die W. der J. 1709, 1732, 1740, 1776, 1785, 1789, 1821, 1830, 1838, 1841, 1847, 1865 waren für den größten Theil Europas strenge, wenn man unter strengen W. solche versteht, in welchen die mittlere Temperatur täglich im Durchschnitt mehrere Grade tiefer ist, als sie sein soll. — Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlaufe den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erreicht hat. Dies geschieht zwischen dem 21. und 23. Dec., und die Sonne steht alsdann am Anfange des Zeichens des Steinbocks.

Winter (Georg Ludwig), bad. Staatsmann, Sohn eines Pfarrers, geb. 18. Jan. 1778 zu Prechthal in der Altmarkgrafschaft Baden, besuchte das Lyceum zu Karlsruhe und studirte dann in Göttingen die Rechte. Er wurde schon 1803 Geh. Secretär im bad. Ministerium des Innern, 1805 Assessor im evang. Kirchenrathscollegium und 1807 Mitglied des Oberkirchenraths und Regierungsrath. Nachdem er kurze Zeit Stadtdirector in Heidelberg gewesen, wurde er 1815 Ministerialrath im Ministerium des Innern und 1818 Geh. Referendar. Obgleich die Aristokratie sowie Großherzog Ludwig ihm nicht wohlgesinnt waren, ließ man ihn doch seiner gediegenen Kenntnisse wegen 1822 zum Staatsrath und Mitglied des Staatsministeriums und 1824 zum Director des Ministeriums des Innern aufrücken. Mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold, dessen Vertrauen er sich erworben, eröffnete sich für W. eine neue Periode. Er sollte das Ministerium des Innern und zu diesem Zwecke den Adelstitel erhalten. Da er aber diese Erhebung ablehnte, übertrug man ihm 1830 vorläufig unter dem Namen eines Chefs des Ministeriums die ganze Function des Ministers des Innern, bis man 1833 endlich sich entschloß, ihm auch den Namen eines solchen beizulegen. An dem parlamentarischen Leben Badens nahm W. seit 1819, wo er in seinem Bericht über das Adelsedict den aristokratischen

Prätensionen entgegentrat, den bedeutsamsten Antheil. Namentlich wurde seit 1830 seine Wirksamkeit dankbar anerkannt. Obwol durch die Zeitumstände vielfach bedrängt, gelang es ihm doch, die Verwaltung in dem freisinnigen Gange zu erhalten, dem sie in den innern Organisationen auch nach dem Rückschlag von 1832 treu blieb. Eine Reihe wichtiger Reformen, namentlich die Umgestaltung des Gemeindewesens, waren hauptsächlich sein Werk. Obwol mit der liberalen Opposition bisweilen in Conflict, ward er doch von dieser respectirt, und im Lande genoß er eine seltene Popularität. Nur die aristokratischen und ultramontanen Parteien verbargen kaum ihre Abneigung gegen ihn. Stets die Forderungen der Zeit würdigend, ergriff W. mit Begeisterung die Idee, eine Eisenbahn durch das Großherzogthum auf Staatskosten auszuführen, für welchen Zweck man im Febr. 1838 die Kammern berief, von denen ein Gesetz hierüber beschlossen wurde. Unmittelbar nach diesem Landtage starb W. 27. März 1838. Er war ein eifriger Freund des Volks, ein besonnener Beförderer polit. Entwickelung und vernünftiger Reformen zur Beförderung bürgerlicher Freiheit. Als Schriftsteller machte sich W. bekannt durch die im bad. Interesse verfaßte Schrift «Ueber die Ansprüche der Krone Baierns im Landestheile des Großherzogthums Baden» (Manh. 1827). Im Frühjahr 1855 wurde W. vor dem Ettinger Thore in Karlsruhe ein Standbild (von Reich) errichtet. Vgl. Weick, «Reliquien von Ludwig W.» (Freib. 1843).

Winter (Peter von), deutscher Tonsetzer, geb. zu Manheim 1755, erhielt frühzeitig Violinunterricht und wurde schon im Alter von 11 J. in der kurfürstl. Hofkapelle zu Manheim angestellt. Wer sein Lehrer in der Composition gewesen, ist unbekannt. Abt Vogler, der gewöhnlich als solcher angegeben wird, war es nicht. 1776 nahm er die Stelle eines Orchesterdirectors bei der Marchand'schen Schauspielergesellschaft an, welche der Kurfürst von der Pfalz in seine Dienste genommen hatte, und 1778 folgte er dem Hofe nach München, der nunmehrigen pfalzbair. Residenz. Hier componirte er die Musik zu mehrern Melodramen und die Opern «Helena und Paris» und «Bellerophon», von denen namentlich die erstere gefiel. 1783 reiste W. nach Wien, wo er einige seiner Ballete auf die Bühne brachte und die ihn musikalisch förderude Bekanntschaft Salieri's machte. 1788 wurde er in München an Vogler's Stelle Kapellmeister. 1791 machte er eine Reise nach Italien, und hier brachte er in Neapel und Venedig verschiedene Opern zur Aufführung, darunter «Catone in Utica», «Antigona», «Il sacrifizio di Creta». Während eines zweiten Aufenthalts in Wien in den J. 1794—96 lieferte W. die Opern «Das Labyrinth», «Die Pyramiden von Babylon» (mit Gallus gemeinschaftlich componirt) und vor allen «Das unterbrochene Opferfest». Letzteres Werk trug am meisten zur Verbreitung seines Ruhms bei und gewann eine langdauernde Popularität. In München componirte er sodann die Oper «Maria von Montalban». Nach deren Aufführung wandte er sich nach London, wo er 1803—5 die Opern «Calypso», «Zaïra», «Proserpina» nebst einigen Balleten auf die Bühne brachte. Hierauf wandte er sich nach Paris, und ließ hier mit Erfolg die Oper «Tamerlan» aufführen. 1807 war er wieder in der franz. Hauptstadt, wo diesmal seine Oper «Castor et Pollux» zur Aufführung gelangte. 1816 unternahm er mit der von ihm gebildeten Sängerin Sigl (nachher Sigl-Vespermann) eine längere Reise nach Italien, wo die Opern «Maometto», «I due Valdomiri» und «Etelinda» entstanden und auch aufgeführt wurden. Vorher schon, 1814, hatte er sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert, bei welcher Gelegenheit seine Ernennung zum Ritter des Civilverdienstordens der bair. Krone (mit persönlichem Adel) erfolgte. W. starb 17. Oct. 1825. Fließende Erfindung und Darstellung sind die Hauptvorzüge seiner Werke. In seinen Opern, Cantaten, vielen Kirchensachen, Liedern, Gesängen verbindet sich damit noch eine meisterliche Behandlung der Singstimmen, wie er denn einer der vorzüglichsten deutschen Gesanglehrer war. Er gab auch eine große Gesangschule heraus (4 Abth., Mainz 1824), die mit Recht eines bedeutenden Rufs genießt.

Winterfeldt (Hans Karl von), preuß. General, Friedrich's d. Gr. Freund und Liebling, geb. 4. April 1709 zu Vanselow in Vorpommern, trat im 16. J. bei dem Kürassierregiment von Winterfeldt ein, von welchem er bald zur Garde-du-Corps versetzt wurde. Friedrich d. Gr., der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt, erhob ihn nach seiner Thronbesteigung vom Lieutenant sogleich zum Major und Flügeladjutanten und sendete ihn beim Beginn des Schlesischen Kriegs 1740 nach Petersburg, wo er die Absicht des wiener Hofs, von der russ. Kaiserin Hülfstruppen zu erlangen, hintertreiben sollte. Der Zweck wurde erreicht, und W. trat nach seiner Rückkehr an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Ueberrumpelung von Glogau, 8. März 1741, besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz, 10. April, wo er auch verwundet wurde, auszeichnete. Kurze Zeit hernach wurde er zum Obersten beför-

dert. Im zweiten Schlesischen Kriege kämpfte er ebenfalls ruhmvoll, wofür ihn der König zum Generalmajor ernannte. Vorzüglichen Antheil hatte er am Siege von Hohenfriedberg 4. Juni sowie an dem glücklichen Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf 23. Nov. genommen. Während des folgenden elfjährigen Friedens war er als Generaladjutant immer in der Nähe des Königs und wurde von diesem zu wichtigen Geschäften gebraucht. Einen neuen Krieg voraussehend, strebte er durch Einziehung sicherer Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarstaaten und durch Studium des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes sich darauf besonders vorzubereiten. Als die aus dem dresdener Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht der Gegner übrigließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen raschen Angriff zuvorzukommen, eine Ansicht, die auch, obgleich sie ihm den Vorwurf großer Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht zuzog, wirklich die Oberhand gewann. Kurz vor dem Ausbruche des Kriegs wurde er Generallieutenant. Als Friedrich die sächs. Armee in ihrem Lager bei Pirna einschloß, wurde W. abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Oesterreich abzuziehen. Doch erreichte er seinen Zweck nicht und brachte hierauf mit Rutowski die Capitulation von Pirna zu Stande. In der Schlacht bei Prag erhielt er eine Verwundung am Halse. Nach der Schlacht bei Kolin wurde er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt. Als dieser für die Ausführung seines Rückzugs aus Böhmen mit allen unter ihm stehenden Generalen die volle Ungnade des Königs fühlen mußte, war es W. allein, den Friedrich freundlich behandelte, weshalb der Prinz ihn für einen Aufpasser und Anschwärzer ansah. Als Friedrich im Herbste 1757 gegen die Reichsarmee und die Franzosen marschirte, ließ er sein Hauptheer zur Deckung Schlesiens unter dem Herzoge von Bevern zurück, bei welchem W. das Corps, das bei Moys unweit Görlitz stand, commandirte. Seine Stellung wurde 7. Sept. von überlegener Macht angegriffen, und zwei Grenadierbataillone, welche den Holzberg besetzt hatten, mußten diesen nach tapferer Gegenwehr verlassen. W., der den Herzog vergebens um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen, 8. Sept. 1757, starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste. Seine Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin. Vgl. Varnhagen von Ense, «Leben des Generals W.» (Berl. 1836).

Wintergarten nennt man einen größern, nach Art eines Kalthauses (Orangeriehauses) mit Glas überdeckten und mit Glaswänden versehenen, heizbaren Raum, worin schönblumige Pflanzen des Orangerie- und temperirten Hauses, welche im Winter oder im ersten Frühjahre blühen, in Boskets und Gruppen aufgestellt sind, während man dazwischen Sandwege anlegt, auch wol Wasserbassins mit Fontaine sowie Ruhebänke und Lauben anbringt. Zu den passendsten und beliebtesten Gewächsen für Wintergärten gehören die Coniferen (namentlich aus den Gattungen Araucaria, Abies, Cryptomeria, Cupressus, Juniperus), echten Akazien (Acacia), Mimosen, Azaleen, Rhododendronarten, Camellien, Myrtaceen, Ericaceen und andere immergrüne Sträucher und Bäume der warmen gemäßigten und subtropischen Zone, von krautartigen Pflanzen namentlich die Hyazinthen, Crocusarten, Tulpen und andere Zwiebelgewächse, die zeitig blühen oder sich treiben lassen. Auch Ampelgewächse bringt man gern in Wintergärten an. Der erste W. wurde in Paris angelegt. Gegenwärtig gibt es keine größere Stadt, welche nicht einen solchen Garten besäße. Meist sind es Handelsgärtner oder Vereine von solchen, die auf Speculation diese und ähnliche kostspielige Etablissements gründen und unterhalten. Zur Verbreitung allgemeiner botan. und gärtnerischer Kenntnisse, namentlich zur Bildung des Geschmacks in Bezug auf Gruppirung von Zierpflanzen u. s. w. tragen die Wintergärten viel bei, jedenfalls viel mehr, als selbst die größten Gewächshäuser.

Winterhalter (Franz Xaver), einer der ersten Porträtmaler der Gegenwart, wurde 1803 in St.-Blasien in Baden geboren und erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in München, besonders unter Stieler's Leitung. Daneben war er gezwungen, sich durch lithographische Arbeiten den Unterhalt zu verschaffen. 1832 ließ er sich in Karlsruhe nieder und malte dort die höchst gelungenen Porträts des Großherzogs Leopold und anderer Mitglieder des bad. Regentenhauses. Er wurde dafür zum Hofmaler ernannt und konnte nun seine Studien in Paris fortsetzen. Bald fand er auch in der franz. Hauptstadt Anerkennung, und 1835 besuchte er Italien. Seine dortige Ausbeute bestand in Aquarellen, nach denen er nach der Rückkehr in Paris Oelbilder ausführte. Es waren Figurenbilder, Gattungsporträts, wie man sagen kann, Genrebilder, bei denen die Handlung der Darstellung schöner Menschen aus dem Volke oder den höhern Kreisen der Gesellschaft den Vorwand leiht. Berühmt geworden sind von seinen Bildern

dieser Art: das Dolce far niente (1836), darstellend eine neapolit. Fischerfamilie unter der Weinlaube, graziöse Gestalten, rein in der Zeichnung, kraftvoll in der Farbe; das Decamerone (1837), eine Gesellschaft junger Männer und Frauen, welche einer Erzählung von Boccaccio zuhören; Neapolitanerin am Brunnen, unter einer Weinlaube dem Gesange eines Mannes horchend; Mädchen von Ariccia mit dem Tamburin, bei voller Mittagssonne dasitzend. Von 1838 an wurden diese Bilder des Meisters seltner, und die Porträtmalerei begann vorzuherrschen. W. wurde bald der eigentliche Fürstenmaler der Zeit. Ludwig Philipp und dessen ganze Verwandtschaft begann die große Reihe fürstl. Personen, welche W. im Bilde wiedergegeben hat. Es folgten der König und die Königin von Belgien und der dortige Hof. Nach London berufen, malte er die Königin Victoria und den Prinzen Albert, den Prinzen von Wales in Matrosenkleidung, ein Bild, das im Stiche sehr bekannt geworden, und jenes große Familienbild, das die Mitglieder der königl. Familie auf der Terrasse von Windsorschloß sitzend darstellt und gleichfalls sehr verbreitet ist. 1853 malte er das berühmte Gegenstück zum Decameron, Florida, die Tochter des Statthalters von Tarifa, die nach dem Romancero vom letzten Gothenkönig Rodrigo belauscht wird, als sie mit neun Gespielinnen im Tajo gebadet hatte und nun mit diesen, halbangekleidet, in einen Wettstreit über Schönheit der Haare eintritt. Natürlich beschäftigte ihn auch der inzwischen kaiserlich gewordene Hof von Frankreich. Hervorzuheben ist hier ein großes Gruppenbild (1855), welches die Kaiserin Eugenie mit acht ihrer Ehrendamen darstellt, lebensgroß, ruhend auf dem Rasengrund des Parks von St.-Cloud. Die Zusammenstellung ist, trotz der begreiflichen Schwierigkeiten, zwanglos, die Köpfe, die Stoffe der sommerlichen Kleider, die Landschaft, alles von gleich feiner und eleganter Behandlung. Auch am preuß., am würtemb. (mit Einschluß der holländ. Verwandtschaft, so oft sie in Stuttgart anwesend war), am österr. (mit Einschluß des spätern mexic. Kaiserpaares), am russ., am span. Hofe porträtirte W. die Fürstlichkeiten, sodaß er mit Recht der Hofmaler Europas vom Manzanares bis zur Newa genannt werden kann. Ueberall gelten seine Porträts gleichsam für die officiellen und werden den nothwendigen Copien und den Nachbildungen der vervielfältigenden Künste zu Grunde gelegt. W. weiß den Gesichtsbildungen die vortheilhafteste Seite, den besten Ausdruck abzugewinnen. Er vergegenwärtigt sich leicht die charakteristische Haltung, den kleidsamsten Anzug, wählt die schönste Beleuchtung und den passendsten Hintergrund. Seine Farbe hat großen lebendigen Reiz, seine Pinselführung ist breit und sicher. Frauen und Kinder, das Elegante, Liebliche, Freundliche, Heitere, Ruhige gelingen ihm besser als das Ernste, Männliche, Entschiedene. Ein großes Geschick hat er darin, bei oft sorgfältig gearbeiteten Köpfen Kleider und Nebenwerk mit allmählich abnehmender Durcharbeitung zu geben.

Winterschlaf. Während Vögel der Kälte und dem Nahrungsmangel des Winters vermöge leichter Ortsveränderung durch periodische Auswanderung in wärmere Gegenden entgehen, verfallen viele andere Thiere höherer oder niederer Klassen in einen mehrmonatlichen W. (Lethargie), der durch eine eigenthümliche Disposition ihres Körpers herbeigeführt und meist in irgendeinem Versteck abgehalten wird. In diesen Schlaf verfallen Weichthiere (Schnecken), Insekten (Bienen, Wespen, die Schmetterlinge meist als Puppen), ferner die meisten Reptilien (Schlangen, Eidechsen, Kröten, Frösche) und verschiedene Säugethiere (z. B. Fledermäuse, Igel, Hamster, Murmelthiere, Siebenschläfer). Letztere bringen diesen Zustand meist in Erdhöhlen oder hohlen Bäumen zu und kugeln sich dabei zum Schutze gegen die Kälte zusammen, wodurch Eingeweide, Luftröhre und Lungen zusammengedrückt werden. Die Athmung wird infolge dessen beinahe unterbrochen, die Wärme bedeutend herabgestimmt, der Kreislauf des Blutes geschieht sehr langsam, die Verdauung ist fast ganz gehemmt. Man kann verschiedene Grade des W. unterscheiden; die einen Schläfer erwachen nie und sind wie scheintodt (Murmelthier, Siebenschläfer), bis der Frühling sie weckt; die andern schlafen nur mehr und fester als sonst (Bär, Dachs). Hiernach ist auch das Bedürfniß nach Nahrung, die Empfindlichkeit u. s. w. bemessen. Sehr genaue Untersuchungen über den W. der Murmelthiere hat Valentin angestellt. Einen Gegensatz dazu bildet der Sommerschlaf, den während der dürren Jahreszeit Krokodile und Schlangen der heißen Himmelsstriche, unter einer Schlammdecke verborgen, halten.

Winterthur, eine der schönsten und reichsten Städte der Schweiz, im Canton Zürich, 4 M. im Nordosten der Cantonhauptstadt in freundlicher Ebene an der Eulach und der Eisenbahn gelegen, ist von Weinbergen und Promenaden umgeben und zählte 1868 gegen 8000 E. (6523 im J. 1860). Bemerkenswerthe Gebäude sind die geräumige Hauptkirche mit neuem Geläute und schöner Orgel, das neue Stadthaus, nach Semper's Plane erbaut, das große neue Primärschulgebäude, das Postgebäude und die neue kath. Kirche. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt

W. ein Gymnasium, eine Realschule und höhere Töchterschule. In dem erwähnten Primärschulgebäude befinden sich auch die Bürgerbibliothek, eine Gemälde-, Münzen- und Alterthümersammlung und reiche naturhistor. Sammlungen. Handel und Industrie des Orts sind von Bedeutung. In unmittelbarer Nähe von W. bestehen große Baumwollspinnereien, Eisengießereien und mechan. Werkstätten. 1 St. entfernt liegt Kyburg (s. d.). Bei W. fiel 919 eine wichtige Schlacht zwischen Herzog Burkhard von Schwaben und König Rudolf II. von Kleinburgund vor, in welcher der erstere siegte.

Winther (Rasmus Willads Christian Ferdinand), dän. Dichter, wurde 29. Juli 1796 zu Fensmark in Seeland geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Nach dem frühzeitigen Tode desselben vermählte sich seine Mutter mit dem als Theologen und Philologen verdienten Bischof Rasmus Möller, von welchem W. seine Erziehung erhielt. Seit 1815 widmete er sich dem Studium der Theologie zu Kopenhagen. In den J. 1830—31 unternahm er eine Reise nach Italien, während welcher er sich mit der Sprache und Literatur des Landes beschäftigte. 1841 ging er nach Neustrelitz, wohin ihn König Christian VIII. gesendet hatte, um die Verlobte seines Sohnes, des nachherigen Königs Friedrich VII., die Prinzessin Karoline Charlotte Marianne, im Dänischen zu unterrichten. Nach der Rückkehr privatisirte W. zu Kopenhagen, seit 1851 im Genuß eines Jahrgehalts von 1000 dän. Rthlrn., den ihm der Reichstag bewilligte. W. ist unstreitig einer der bedeutendsten lyrischen Dichter der Gegenwart unter den Dänen. Die erste Sammlung seiner Dichtungen erschien 1828 und nahm in den folgenden Auflagen den Titel «Digte, gamle og nye» (5. Aufl. 1854) an. Daran schließen sich «Nogle Digte» (Kopenh. 1835; 2. Aufl. 1852), «Sange og Sagn» (1840), «Digtninger» (1843), «Lyriske Digte» (1849), «Nye Digte» (1851), «Nye Digtninger» (1853). Bruchstück geblieben ist das größere Gedicht «Judith» (1837). Als Novellist hat W. in den «Haandtegninger» (1840; 2. Aufl. 1845), «Fire Noveller» (1844) und «Tre Fortällinger» (2. Aufl. 1851) ebenfalls Beachtenswerthes geleistet. Für die Jugend bestimmt sind «Fem og tyve Fabler» (1845) und «En Morskabsbog» (1850). In neuerer Zeit veröffentlichte er noch die umfassendere Dichtung «Hjortens Flugt» (Kopenh. 1855). Außer Uebersetzungen, z. B. vom «Reineke Vos» (1849) und von Hey's «Fabeln» (2. Aufl. 1848), veröffentlichte er auch ein «Udvalg af Kjämpeviserne» (1839) und «100 Romanzer af danske Digtere» (3. Aufl. 1851). Außerdem redigirte er einige Zeit das «Danske Kunstblad». Eine Sammlung seiner Poesien hat W. unter dem Titel «Samlede Digtninger» (9 Bde., Kopenh. 1860) selbst besorgt.

Wintzingerode (Georg Ernst Levin, Reichsgraf von), ehemaliger würtemb. Staatsminister, geb. 27. Nov. 1752, stammte aus einer der ältesten deutschen Adelsfamilien, die schon frühzeitig im Eichsfelde seßhaft war. W. hatte sich dem Militärdienste gewidmet und war als Offizier in hess. Dienste getreten. Die Verhältnisse enthoben ihn aber bald diesem Lebenskreise und er förderte nun seine geistige Bildung durch Reisen und Studium der Geschichte und Politik. 1794 wurde er in der Stellung eines kurkölnischen Kämmerers in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben. Herzog Friedrich, der nachherige König Friedrich I. von Würtemberg, veranlaßte ihn sodann in seine Dienste zu treten. W. wurde 1801 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Art, mit der er den innern und äußern Stürmen begegnete, sowie der Adel und die Kraft seines Geistes und Charakters fanden allgemeine Anerkennung. Nach dem Tode des Königs Friedrich 1816 ließ sich W. von seinen Staatsämtern entheben; doch übernahm er 1820 wieder den Gesandschaftsposten an den Höfen zu Berlin, Dresden, Hannover und Kassel. Seit 1825 lebte er zurückgezogen und starb zu Stuttgart 24. Oct. 1834. — Sein Sohn, Heinrich Levin, Graf von W., geb. 16. Oct. 1778, war zuerst Gesandter in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien sowie im Hauptquartiere der Verbündeten während der Feldzüge von 1814 und 1815. Er erhielt dann den Posten eines Staatsministers und wohnte als solcher 1820 nebst dem Freiherrn Hardenberg den Conferenzen zu Wien bei, wo er sich als Vertheidiger liberaler Grundsätze auszeichnete. Später entsagte er allen öffentlichen Geschäften und zog sich auf sein Gut Bodenstein im Regierungsbezirk Erfurt zurück. Er starb 15. Sept. 1856. Der Graf war in erster Ehe mit Lady Jane Diana King vermählt, aus welcher Ehe der Sohn Graf Julius, geb. 19. Sept. 1806, entsprang. Aus einer zweiten Ehe mit einer Freiin von Hagen wurde der Sohn Graf Wilko von W. 12. Juli 1833 geboren. Letzterer veröffentlichte eine Biographie seines Vaters (Gotha 1866).

Wintzingerode (Ferd., Freiherr von), der Familie der vorigen angehörend, bekannt als russ. General, wurde zu Bodenstein 15. Febr. 1770 geboren und trat aus Drang nach Waffenthaten 1790 aus hess. Diensten in die österr. Armee in den Niederlanden, zwei Jahre später wieder in hess.

Dienste und kämpfte am Rhein mit. Dann folgte er nochmals der Fahne Oesterreichs und diente unter dieser bis zum Frieden von Campo-Formio. 1797 wurde er Major in russ. Diensten. Den Feldzug von 1799 machte er mit Bewilligung Rußlands wieder in Oesterreich mit und zeichnete sich in der Schlacht von Stockach aus. Seit 1802 Generaladjutant des russ. Kaisers, ging er als Gesandter 1805 nach Berlin, um den König zur Allianz gegen Napoleon zu bewegen, und dann nach Wien, wo er die Coalition zwischen Oesterreich und Preußen abschloß. Er zeichnete sich in dem Gefechte bei Dürrenstein aus und war in der Schlacht bei Austerlitz, wo er nur mit Mühe der Gefangenschaft entkam, in Alexander's Umgebung. 1809 focht er wieder mit den Oesterreichern bei Aspern, wo ihm eine Kartätschenkugel den Fuß zerschmetterte. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er zum Feldmarschallieutenant befördert. Im russ.-franz. Kriege von 1812 ward er beim Verfolgen des Feindes in der Nähe von Moskau gefangen. Napoleon befahl, ihn sofort zu erschießen, doch wurde dieser Befehl aus Rücksicht für die franz. Generale in russ. Gefangenschaft zurückgenommen und W. nach Wilna gebracht. Durch den General Tschernyschew aus der Gefangenschaft befreit, ging er nun einer Reihe Siege entgegen, welche ihn den berühmtesten Feldherren seiner Zeit an die Seite setzen. Besonders waren es die Schlachten bei Lützen, Dennewitz und Leipzig, der Sturm auf Soissons und die Expedition gegen Napoleon bei St.-Dizier, welche dem hochherzigen und biedern Manne großen Kriegsruhm eintrugen. Er starb 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Wiprecht der Aeltere, Graf von Groitzsch, aus dem Hause der Grafen Arneburg, geb. um 1050, vertauschte seine Stammgüter in der Altmark mit des Grafen Udo von Stade Gütern in der Gegend von Pegau und Groitzsch im jetzigen Königreich Sachsen. Er war ein ehrgeiziger Geist, kämpfte für Kaiser Heinrich IV. und stand bei den Streitigkeiten mit dem Markgrafen von Meißen Ekbert dem Herzoge von Böhmen Wratislaw bei, der ihm 1086 seine Tochter Judith und die nachherige Lausitz gab. Durch den Kaiser, den er auf dem Zuge nach Italien begleitete, erhielt er Leisnig, Lauterstein und Dornburg. Auch wußte er auf eigene Faust seine Besitzungen zu mehren. Er ging nach Rom, um sich vom päpstl. Banne zu lösen, dann zum St.-Jakob nach Compostella in Spanien und erhielt hier die Weisung, statt der von ihm zerstörten Jakobskirche in Zeitz ein anderes Stift herzurichten. So entstand 1096 das Kloster zu Pegau. Durch seine zweite Gemahlin Kunigunde, die Witwe Kuno's von Beichlingen, erhielt er die Vogtei über das Kloster Oldisleben; auch baute er das Kloster Reinersdorf an der Unstrut. Damals betheiligte er sich am Aufstande Heinrich's V. gegen dessen Vater und wirkte auf des letztern Thronentsagung hin. Als er indeß wegen Betheiligung bei den böhm. Erbfolgestreitigkeiten mit Kaiser Heinrich V. in Streit gerathen, mußte er 1110, um die Freiheit seines Sohnes, W.'s des Jüngern, zu erkaufen, Leisnig, Morungen und die Lausitz an den Kaiser zurückgeben, der sie für den Grafen Hoyer von Mansfeld bestimmt hatte. Der Sohn schloß sich aber Heinrich V. an und belagerte den Vater in Pegau, der dann 1113 in der weimar. Erbfolgefehde von Hoyer gefangen und von einem Fürstengerichte in Würzburg zum Tode verurtheilt wurde. Damals kamen Groitzsch und die andern Besitzungen an den Kaiser; doch wurde der ältere W. fortwährend in Verwahrung gehalten. Jetzt erhoben sich des alten W. Söhne, W. der Jüngere und Heinrich, gemeinsam gegen den Kaiser, erschlugen 1115 in der Schlacht beim Welfesholze im Mansfeldischen den alten Hoyer, eroberten Groitzsch und fochten so glücklich, daß der Kaiser sich genöthigt sah, den alten W. gegen mehrere von dessen Söhnen gefangen genommene Edle auszulösen. Der Kaiser wendete ihm sogar seine Gunst wieder zu, gab ihm seine Güter zurück und überdies noch die Burggrafschaft Magdeburg und die von der Ostmark getrennte Niederlausitz, vielleicht auch den von ihm früher besessenen Theil der Oberlausitz. W. behauptete sich in diesen Besitzungen; doch in der Mark Meißen (1123) mußte er Konrad von Wettin weichen. Schwer verletzt durch Feuer in seinem Schlafgemach, ließ er sich bewegen, die Mönchskutte anzulegen, in der er 22. Mai 1124 starb. Sein ältester Sohn war ihm im Tode vorausgegangen, und es folgte ihm daher der jüngere Sohn, Heinrich, mit dem 1136 sein Haus erlosch. Vgl. Schöttgen, «Historie des Grafen W. zu Groitzsch» (Regensb. 1749); Flathe, «W. von Groitzsch», in Weber's «Archiv für sächs. Geschichte» (Bd. 3).

Wirballen (poln. Wierzbolow), ein Städtchen im Gouvernement Suwalki (Augustowo) des Königreichs Polen, unweit östlich von Eydtkuhnen (s. d.), ist bemerkenswerth als die der preuß. Grenze nächste Station der 120,20 M. langen russ. Eisenbahn Petersburg-Eydtkuhnen, zunächst der 20,85 M. langen Bahnstrecke Landwarowo-(Wilna-)Wirballen. Der Ort zählt etwa 1800 E.

Wirbelsäule oder Rückgrat (spina dorsi) nennt man die beim Menschen senkrecht ge-

lagerte, nach vorn und ebenso ein wenig zur Seite S-förmig gebogene Knochensäule, welche die Grundlage des Rumpfs bildet, den Kopf trägt, dem Becken zum Ansatze dient und aus den 24 Wirbeln (vertebrae), dem Kreuzbeine und Steißbeine besteht. Die Wirbel sind durch Zwischenlagen von Bandmasse und Bändern sehr innig untereinander verbunden, sodaß jeder einzelne von ihnen sehr wenig, die ganze Säule aber ziemlich bedeutende, wenn auch nicht an allen Stellen gleiche Beweglichkeit besitzt. Man nennt die sieben obersten Wirbel, deren erster unmittelbar mit dem Hinterhauptbeine des Schädels verbunden ist, Halswirbel, die zwölf folgenden, an deren Seite sich die Rippen (s. d.) anschließen, Brustwirbel, und die fünf untersten, deren letzter auf dem Kreuzbeine ruht, Lendenwirbel. Erstere sind die kleinsten, letztere die größten. An Gestalt sind sie außer dem ersten und zweiten Halswirbel (atlas und epistropheus), welche eine die Beweglichkeit des Kopfs vermittelnde Form haben, untereinander dem Wesen nach gleich; namentlich sind sie alle durchbohrt und bilden so den Kanal, welcher das Rückenmark (s. d.) enthält. Die W. ist in ihrer knorpeligen Grundlage im Embryo früher als andere Knochen vorhanden, verknöchert jedoch später als viele andere. Angeborene Bildungsfehler, zu viel oder zu wenig Wirbel, Spaltung des Rückenmarkskanals, Verkrümmungen u. s. w., sind nicht selten, letztere werden oft auch später erworben. Dieselben Krankheiten, welche andere Knochen befallen, können auch bei der W. vorkommen und sind hier wegen der Nähe des Rückenmarks mit mehr Gefahr verbunden. Welche Wichtigkeit die W. in der Oekonomie des thierischen Körpers besitzt, zeigt die wohlbegründete Eintheilung des gesammten Thierreichs in zwei große Klassen, die Wirbel- und die wirbellosen Thiere. Während letztere der Wirbel gänzlich entbehren und von erstern in der ganzen Körperorganisation bedeutend abweichen, hält in diesen die W., obgleich an Anzahl und Gestaltung der Wirbel selbst mannichfaltig verschieden, ihre allgemeine Bestimmung, einen wesentlichen Theil des Knochensystems, somit ein Hauptorgan der Gestaltung und Bewegung des ganzen Körpers und einen festen Schutz für das Rückenmark abzugeben, durchgängig fest. — Wirbelsäulenverkrümmungen sind äußerst selten angeboren, in der Regel nach der Geburt erst erworben und am häufigsten dadurch, daß man Kinder, ehe ihre W. die genügende Festigkeit besitzt, lange Zeit aufrecht sitzen läßt oder ihnen eine gekrümmte Haltung (beim Schreiben u. s. w.) zuläßt. Man unterscheidet eine Verkrümmung nach der Seite (Scoliose), eine nach vorn (Lordose, Senkrücken) und eine nach hinten (Kyphose, Höcker, Buckel). Eine jede dieser Verkrümmungen ruft nach und nach im benachbarten höher oder tiefer gelegenen Theile des Rückgrats, um das Gleichgewicht in der W. wieder herzustellen, eine Verkrümmung nach der entgegengesetzten Seite hervor, und diese heißt die compensirende. So erzeugt z. B. eine Seitenverkrümmung der Brustwirbel nach rechts eine Scoliose der Lendenwirbel nach links u. s. w. Die Scoliose, die häufigste und meistens nach rechts im Brusttheile der W. (mit linkseitiger compensirender Scoliose des Lendentheils und Beckens) entstehende Verkrümmung wird veranlaßt durch active Muskelretraction, einseitige Lähmung der Einathmungs- und Rückenmuskeln (besonders nach Brustfellentzündung) sowie durch einseitige (rhachitische oder coxalgische) Misgestaltung des Beckens. Bei jeder beträchtlichen Seitenkrümmung findet auch eine Drehung der Wirbel um ihre Achse statt, und zwar nach der Seite hin, nach der die Krümmung stattfindet: die Wirbelkörper sehen nach der Convexität, die Dornfortsätze nach der Concavität der Krümmung. Kyphose ist als bogenförmige Krümmung der Rückenwirbel Folge hohen Alters und von Knochenerweichung und wird auch als wirkliche Krümmung durch Krankheit der Wirbel und Wirbelkörper (Entzündung durch Knochenfraß) erzeugt. Lordose kommt gewöhnlich an den Lendenwirbeln und hier fast stets als eine consecutive vor. Sie compensirt als solche entweder eine Kyphose oder die durch Rhachitis, angeborenes Hinken, Coxalgie herbeigeführten Abweichungen des Beckens. Die Lordose stammt bisweilen von Caries der Wirbel. Die Heilung aller dieser Verkrümmungen ist äußerst schwierig und läßt sich eher noch durch die gymnastische Curmethode als durch Apparate erzielen. (S. Orthopädie.)

Wirbelthiere (Vertebrata) heißt der höchste Kreis der Thiere, welcher die Klassen der Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugethiere umfaßt. Für den Bau aller dieser Thiere besteht ein gemeinsamer Grundplan, der sich durch die symmetrische Anlage der Organe zu beiden Seiten einer senkrechten Ebene, durch die gemeinsamen Phasen der Entwickelung aus dem Keime und durch den Bau des Körpers und besonders das Verhältniß der Bewegungsorgane ausspricht, indem die festen Hebel, die der Bewegung dienen, ein inneres Skelet bilden, während die bewegenden Kräfte, die Muskeln, auf der Außenfläche des Skelets angebracht und durch eine meist weiche und nachgiebige Haut umhüllt sind. Als Grundlage des bald nur knorpeligen, meist aber knöchernen innern Skelets stellt sich die aus einzelnen Abtheilungen, Wirbeln, zusammen-

gesetzte Wirbelsäule (s. d.) dar, welche sich nach vorn zu dem Kopfe (Schädel und Gesicht) erweitert, nach hinten meist zum Schwanze verlängert. Die Wirbel besitzen ein Mittelstück, den Körper, und von diesem ausgehende Bogenstücke, die meist zu Ringen zusammenwachsen und durch ihre Nebeneinanderlagerung zwei röhrenartige Räume bilden, den hintern oder obern zum Schutze des centralen Nervensystems, Rückenmark und Gehirn, den vordern oder untern zum Schutze der Eingeweide. Im höchsten Falle finden sich zwei gegliederte Extremitätenpaare, ein vorderes und ein hinteres; eines derselben oder beide können aber auch fehlen. Charakteristisch ist ferner die Existenz eines centralen Nervensystems: Gehirn und Rückenmark, von welchem die Körpernerven ausstrahlen, und dreier am Kopfe angebrachter Sinnesorgane: Ohr, Auge, Nase, die indessen mehr oder minder verkümmert sein oder auch ganz fehlen können. Die Verdauungsorgane haben stets vordere und hintere Oeffnung. Ein Herz als centraler Bewegungsapparat des in Gefäßen circulirenden Blutes fehlt nur einem einzigen W. Die Athemorgane sind stets vorhanden, aber bald Kiemen, bald Lungen. Die Geschlechter sind getrennt. Der Embryo bildet sich, von der Rückenfläche aus gegen den Dotter des Eies fortschreitend, und liegt stets auf der Bauchfläche. Die einen legen Eier, die andern gebären lebendige Junge. Bei den einen finden auffällige Metamorphosen und Larvenzustände erst während des selbständigen Lebens statt, bei den meisten nicht. Ueber die Klassifikation der W. sind viele verschiedene Ansichten laut geworden. Nach der embryonalen Entwickelung kann man sie zuerst in zwei große Gruppen spalten, die niedern und die höhern. Bei den erstern bilden sich niemals besondere Hüllen (Schafhaut und Harnhaut), und das Thier athmet wirklich durch Kiemen, entweder während seines ganzen Lebens oder während eines Theils desselben. Hierher gehören die Fische und die Lurche oder Amphibien. Bei den andern athmet das selbständige Thier nie durch Kiemen, und es bilden sich besondere Hüllen um den Embryo. Hierher gehören die Reptilien (Schildkröten, Eidechsen, Schlangen), die, wie alle Thiere der ersten Reihe, kaltes Blut haben, und die warmblütigen Thiere, Vögel und Säugethiere.

Wirklich und **Wirklichkeit** gehören zu den Begriffen, welche jedem unmittelbar klar zu sein scheinen und es dennoch nicht sind. Denn einerseits ist das Wirkliche für die gewöhnliche Auffassung zunächst das Daseiende und in Raum oder Zeit sachlich Vorhandene, im Gegensatze zu dem blos Gedachten oder Eingebildeten, andererseits schreibt man doch im gewöhnlichen Sprachgebrauche auch den Gedanken, innern Bildern, Ideen, ja selbst den Träumen Wirklichkeit zu als wirklichen Hervorbringungen der Acte des Denkens, Vorstellens, Träumens u. s. w. Um solchen Widersprüchen des unwissenschaftlichen Denkens zu entgehen, unterscheidet die Philosophie Wirklichkeiten oder Realitäten höhern und niedern Ranges. Die Wirklichkeit der Substanzen oder Dinge ist z. B. eine höhere oder vollständigere, als die ihrer Eigenschaften, aus dem Grunde, weil die Eigenschaften unselbständige, die Substanzen hingegen relativ selbständige Realitäten sind. Aus demselben Grunde hat der Wille eine vollständigere Realität als die einzelnen Acte oder Entschlüsse, welche aus ihm hervorgehen und von ihm abhängen. Den geringsten Grad von Wirklichkeit hat der Irrthum, die Täuschung oder der leere Schein, doch ist auch dieser noch immer als subjective Thatsache wirklich vorhanden, obschon auf die unselbständigste Art. Denn er verschwindet, sobald er bemerkt wird. Weil nun alle Wirklichkeit unvollständig ist nach den Graden ihrer Abhängigkeit, aber vollständig nach den Graden ihrer Unabhängigkeit oder Selbständigkeit, so fällt der Begriff eines vollkommen wirklichen Wesens mit dem eines vollkommen unabhängigen oder unbedingten Wesens zusammen. Ein solches aber wird in der Erfahrung nirgends angetroffen, und daher bezeichnet als ein Ideal der Vernunft, welches gegen die Welt der Erfahrung die Doppelstellung hat, einerseits ihr gegenüber ein nicht aus ihr entlehnter Gedanke des Menschengeistes zu sein, andererseits eben als ein solcher eine vollständigere und darum höhere Wirklichkeit, nämlich das aller Erfahrung vorauszusetzende absolute Vernunftwesen selbst, zu seinem Inhalte zu haben.

Wirth (Joh. Georg Aug.), polit. Schriftsteller, geb. 20. Nov. 1799 zu Hof an der Saale in Baiern, zeigte schon früh im bair. Staatsdienste jene Unbeugsamkeit des Charakters, die ihn später in die Reihen der polit. Opposition trieb. Er ging 1831 von Baireuth nach München, um daselbst während des Landtags seine Zeitschrift «Der Kosmopolit» fortzusetzen, die er aufgab, als ihm Cotta die Herausgabe der Zeitschrift «Das Inland» übertrug. Damals bekannte er sich zu den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie mit Preßfreiheit und empfahl die Einführung von Schwurgerichten, Gewerbefreiheit, einer Nationalbank und andere die Volksentwickelung begünstigende Institutionen. Indessen sah er sich unausgesetzt mit der Censur im Conflict, und

dies wie manche Angriffe steigerten seinen oppositionellen Eifer und führten ihn dem Republikanismus zu. Seit 1832 gab er zu Homburg in Rheinbaiern die wegen ihrer kühnen Sprache viel Aufsehen erregende «Deutsche Tribüne» an der Stelle des «Inland» heraus, die jedoch schon im März 1832 vom Bundestage verboten wurde. In einem «Aufruf an die Vaterlandsfreunde in Deutschland» erklärte sich nun W. für das Princip der Volkssouveränetät, als der Grundlage der polit. Umgestaltung Deutschlands. Bei dem Feste in Hambach (s. d.) hielt er eine Rede über Deutschlands Nationaleinheit und forderte zu einer Verbindung auf, die unter dem Schirm der Gesetze den Kampf für Reform beginnen sollte. Am Schlusse der Rede überreichten ihm einige Frankfurter ein Schwert als Ehrengeschenk. W. wurde indessen mit Siebenpfeiffer und andern Theilnehmern an dem Feste im Juni 1832 verhaftet und nach Zweibrücken gebracht. Während seiner Haft schrieb er eine Flugschrift «Die polit. Reform Deutschlands» (Strasb. 1832). Endlich wurde er im Aug. 1833 von dem Schwurgerichte zu Landau von der Anklage wegen Aufreizung zum Umsturz der deutschen Verfassung zwar freigesprochen, aber vom Zuchtpolizeigericht wegen Beleidigung inländischer und ausländischer Behörden im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. Bei seiner Abführung durch Gensdarmen in das Gefängniß zu Kaiserslautern machten Bewaffnete den vergeblichen Versuch seiner Befreiung. Nach überstandener Strafe ward W. im Dec. 1835 nach Passau gebracht, um dort noch eine Contumazstrafe zu erleiden. Er durfte sodann unter polizeilicher Aufsicht in Hof leben, von wo er 30. Dec. 1836 nach Frankreich flüchtete. Später wandte er sich nach Thurgau in der Schweiz, und hier redigirte er einige Zeit «Die deutsche Volkshalle». In seiner Kerkermuße machte er den misglückten Versuch, das Kepler-Newton'sche Weltsystem durch eine eigene Theorie zu verdrängen. Außer den angeführten Schriften veröffentlichte er noch: Fragmente zur Culturgeschichte» (2 Bde., Kaiserl. 1835), «Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahr.» (Bellevue 1841) und die «Deutsche Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1843—45; 2. Aufl., fortgesetzt von Zimmermann, 1846—53). 1847 erhielt W. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Baiern, ließ sich aber in Karlsruhe nieder, wo er das «Deutsche Nationalblatt» in constitutionell-monarchischer Richtung begann. Er ward 1848 in den reuß. Fürstenthümern in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, starb aber schon 26. Juli 1848. Sein Sohn, Max W., hat sich als volkswirthschaftlicher und histor. Schriftsteller einen geachteten Namen erworben.

Wirth (Joh. Ulrich), deutscher Philosoph, geb. 17. April 1810 zu Dizingen im Oberamt Leonberg in Würtemberg, genoß seine erste Erziehung auf der lat. Schule in Weinsberg und auf dem Seminarium zu Schönthal und studirte von 1828—33 als Zögling des evang. Stifts zu Tübingen Philosophie und Theologie in einem für Wissenschaft jugendlich begeisterten Freundeskreise, welchem unter andern Reiff und ähnliche strebende Geister angehörten. Nach seiner Rückkehr nach Weinsberg erhielt er eine Anstellung als Gehülfe des dortigen Dekans. Die magnetischen Curen des Justinus Kerner (s. d.) gaben ihm Veranlassung, gegen einige unlautere und phantastische Elemente im Somnambulismus aufzutreten, woraus seine Schrift «Theorie des Somnambulismus» (Lpz. und Stuttg. 1836) hervorging. Inzwischen war W. in Kleingartach, zufolge des dort geltenden Wahlrechts der Gemeinde, zum Stadtpfarrer gewählt worden. Hier nun trat er mit seinem «System der speculativen Ethik» (2 Bde., Heilbr. 1841—42) hervor, welches als die erste Leistung in einer Kette von neuern Bearbeitungen dieser Wissenschaft anzusehen ist. Seit 1842, wo W. auf die erste geistliche Stelle zu Winnenden befördert wurde, erschienen von ihm: eine Schrift über «Die speculative Idee Gottes» (Stuttg. und Tüb. 1845); ferner eine Reihe von Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, insbesondere eine «Ueber die Affinität als Princip der Bildung und Bewegung der Himmelskörper» in den Noack'schen Jahrbüchern; «Philos. Studien» (2. Aufl., Stuttg. 1854). Seit 1852 gab W. zusammen mit J. H. Fichte und H. Ulrici die erneuerte Fichte'sche «Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik» heraus. W.'s philos. Methode ist aus der Hegel'schen hervorgegangen, unterscheidet sich aber von ihr in wesentlichen Punkten. In der Ethik verwirft er zwar mit Hegel den Dualismus von Moral und Recht, wie er bei Kant und Fichte aufgetreten war, widersetzt sich aber auch ebenso sehr der Aufhebung der Moral im Begriffe des Staats. Vielmehr vollendet sich ihm die sittliche Idee in drei Sphären: nämlich der subjectiven Sittlichkeit im Einzelleben, in der Freundschaft und Ehe; der objectiven Sittlichkeit im Staate; der absoluten Form der Sittlichkeit als wissenschaftlich, religiös und schönsittliches Leben. Uebrigens hält er an der dialektischen Methode fest, läßt ihr aber eine inductive Methode der Beobachtung selbständig gegenübertreten, als realphilos. Erkenntniß oder Philosophie der Natur. Im Gebiete der Religion, Kunst und Sittlichkeit unterscheidet er sich dadurch von Hegel, daß ihm nicht der theore-

tische Standpunkt des Wissens, sondern der praktische der Ethik als das Princip gilt, woran alle Lebensformen als an ihrem letzten Zweck gemessen werden müssen. Wegen dieser durchaus praktischen und einem idealistischen Quietismus entgegenarbeitenden Tendenz nennt er seine Philosophie, deren spätere Darstellungen die Fichte'sche Zeitschrift enthält, einen Ideal-Realismus.

Wirthschaftssystem heißt in der Landwirthschaft die durch den bestimmten Zweck oder die gebotenen Verhältnisse bedingte Anordnung der systematischen Bestellung des Bodens zum Zweck der Pflanzenproduction. Man unterscheidet System der Körnerwirthschaft, des Fruchtwechsels, der Weidewirthschaft u. s. w. Wo der Reinertrag auf die in der Wirthschaft selbst erfolgende secundäre Verarbeitung der Producte gegründet ist, herrscht ein industrielles W. Das W. ist nicht zu verwechseln mit der Fruchtfolge (s. d.) oder der Feldereintheilung.

Wisby, die einzige Stadt auf der schwed. Insel Gottland (s. d.), an der Westküste, war im Mittelalter ein sehr wichtiger, zur Hansa gehöriger Handelsplatz und sein Seerecht aus dem 12. Jahrh. in dem ganzen Norden eingeführt. 1361 sank jedoch die Stadt, die damals 12000 waffenfähige Bürger, 18 Kirchen u. s. w. hatte, plötzlich von ihrer Höhe herab, indem der dän. König Waldemar III. Atterdag dieselbe eroberte und grausam ausplünderte, nachdem er in einer Feldschlacht die Bürger größtentheils niedergehauen hatte. Die reiche Beute kam jedoch dem Könige nicht zu Nutzen, da das Schiff, welches damit beladen war, zu Grunde ging. Die Stadt erlangte zwar seitdem ihre frühere Blüte niemals mehr, ist aber gegenwärtig wieder ein nicht unbedeutender Handelsplatz, der 6043 E. (1866) zählt. W. ist Sitz des Landshauptmanns und des Bischofs von Gottland und hat eine vollständige Gelehrtenschule (Gymnasium). Es ist größtentheils im deutsch-mittelalterlichen Stile erbaut und weist zahlreiche und merkwürdige Ruinen auf. Darunter gehören besonders die alten Stadtmauern mit ihren Thürmen und sieben Kirchen, prächtige Bauwerke, die dem 11. und 12. Jahrh. angehören. Nur die 1190—1225 erbaute Marienkirche wird jetzt noch als Stadtkirche benutzt. Von den Ruinen werden die der Heiligengeistkirche (vollendet 1046) und der Katharinenkirche bewundert. Die Bausteine der andern Kirchen und Klöster sowie des ehemaligen festen Schlosses sind meist in die Kalköfen gewandert und in Kalk verwandelt worden, womit Gottland einen bedeutenden Handel treibt.

Wischni-Wolotschok oder Wyschnij-Wolotschok, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, an der Zna und an dem die Zna mit der nahen Twerza verbindenden, ½ M. langen, 1704—12 angelegten Kanale sowie an der Eisenbahn, welche Petersburg (48¼ M. in Nordwesten) und Moskau (39 M. in Südosten) verbindet, in einer durchaus flachen Gegend gelegen, ist regelmäßig gebaut, hat ein schönes Kaufhaus, einen alten Zarenpalast, eine große Kathedrale, mehrere andere Kirchen und zählt 14000 (1864) sehr gewerbthätige und wohlhabende Einwohner. Den Haupterwerb zieht die Stadt aus der durchgehenden Wasserfahrt, indem hier der Knotenpunkt des nach der Stadt benannten Wischni-Wolotschokischen Kanalsystems sich befindet, welches eine durch 106 kleinere und größere Flüsse, 78 Seen und verschiedene Kanäle und Wasserleitungen vermittelte Communication zwischen der Wolga und Newa oder dem Kaspischen Meere und der Ostsee herstellt. Der ganze Wasserweg von Petersburg bis Astrachan beträgt über 500 M., von Petersburg bis Rybinsk 188 M. Doch hat sich seit Vollendung der Eisenbahn der Hauptstapel für Getreide von Rybinsk nach Nischnij-Nowgorod verlegt. Bei der Stadt befindet sich in einem Gehölze ein wunderthätiger, mit einem Heiligenbilde geschmückter Brunnen nebst einer Kapelle, deren Priester die vielen Gaben, welche in den Brunnen nach alter Sitte geworfen werden, von Zeit zu Zeit herausnimmt.

Wischnu (Vischnu), s. Indische Religion.

Wisconsin, einer der jüngsten und rasch aufblühenden Staaten der nordamerik. Union, im Westen und Südwesten durch den Ste.-Croix und Mississippi von Minesota und Iowa geschieden, im Süden an Illinois, im Osten an den Michigansee, im Nordosten und Norden an den Staat Michigan und den Obersee grenzend, hat ein Areal von 2545 Q.-M. Dies weite Gebiet, früher blos von Indianerstämmen bewohnt und zu Michigan gerechnet, wurde 1836 von diesem getrennt und als eigenes Territorium organisirt, 9. Febr. 1847 aber als Staat in die Union aufgenommen. Der Spiegel des Michigansees, der hier die tief einschneidende Greenbai bildet, liegt etwa 563 F. über dem Meere. Die Oberfläche des Staats ist überall wellenförmig, nicht hügelig, viel weniger gebirgig. Eine merkwürdige Vertiefung durchzieht das Land in südwestl. Richtung von der Greenbai nach dem Mississippi und bildet das Bett des Fox-River, des Winnebagosees und des untern Wisconsinflusses. W. ist mit Quellen, Bächen, Flüssen und Seen übersäet. In den hier bereits schiffbaren Mississippi ergießen sich der Ste.-Croix, Chippeway, Sappah oder Black-River und der 87 M. lange Wisconsin, die sämmtlich schiffbar sind.

Der Rock-River gehört nur theilweise dem Staat an. Mit dem Wisconsin ist der Neenah- oder Fox-River jetzt durch einen Kanal verbunden, welcher eine fahrbare Wasserverbindung von 78 M. Länge zwischen dem Michigansee und dem Mississippi herstellt. Das Klima des zwischen 42½° und 47$^1/_{12}$° nördl. Br. gelegenen Staats ist anerkannt eins der gesündesten der westl. Staaten. Die Sommer sind nach Temperatur und Dauer geeignet, alle Naturproducte dieser Breitengrade zur Reife zu bringen; aber sie sind nicht drückend heiß. Die Winter sind kalt, rauh und streng; die Herbste sprichwörtlich herrlich. Für den Ackerbau bietet W. ein überaus günstiges Terrain. Jede Art der Landwirthschaft, welche dieser Zone angemessen, kann mit dem günstigsten Erfolg betrieben werden. Schon 1850, wo erst 1,045500 Acres (77 Q.-M.) oder $^1/_{33}$ der Bodenfläche bebaut waren, wurden 4,286134 Bushel Weizen, 1860 aber deren 15,812625 gewonnen. Der Werth der Mehlproduction belief sich 1850 auf 3,536293, 1860 auf 8,161183 Dollars. W. ist jetzt nach Illinois der größte Getreidestaat und Milwaukie, die Hauptstadt, der größte Markt für diesen Artikel in den Vereinigten Staaten. An Säge- und Bauholz wurden 1860 für 4,836142 Dollars gewonnen. Ungeheuere Weideplätze und Prairien gewähren zudem der Viehzucht großen Vorschub. Von bedeutender Ausdehnung sind auch die Waldungen, die viel Bauholz und Ahornzucker liefern. An Wildpret aller Art wie an Fischen ist Ueberfluß. Groß zeigt sich auch der Reichthum an Metallen. Von dem 136 Q.-M. großen Obern Mississippi-Bleidistrict, der sich auch über Illinois und Iowa erstreckt, gehören über 105 Q.-M. zu W., das 1841—52 jährlich im Durchschnitt 41¾ Mill. Pfd. Blei lieferte. 1863 kamen jedoch nur noch 848625 Pfd. Blei nach Milwaukie zur Verschiffung. Die Kupferminen, die zu der Region des Obersees gehören, genießen ebenfalls eines bewährten Rufs. Die Eisenlager sind bisher noch nicht in bedeutender Ausdehnung eröffnet. Ueberdies besitzt das Land für Fabrikanlagen einen Ueberfluß an Wasserkräften. Außer den stark producirenden Mehl- und Sägemühlen zählte man 1860 schon 3120 Fabriken und größere Manufacturen mit einem Gesammtkapital von 16,580000 Dollars, welche jährlich für 28,500000 Dollars Werths producirten. Für den Handel, der viel Getreide, Fleisch und Kupfer ausführt, hat W. die vortheilhafteste Lage eines Binnenlandes. Es steht durch die Seen Superior, Michigan, Huron, Erie, Ontario und so durch den St.-Lorenzstrom, durch die sich an dieselben anschließenden Kanäle und Eisenbahnen in directester und lebhaftester Verbindung mit dem Osten. Regelmäßige Dampfbootlinien durchkreuzen, vermischt mit zahllosen Segelschiffen, den Michigan. Im Innern wird die Communication durch Stein- und Plankenchausseen (plank roads) vermittelt, und Ansiedelungen, Städte, Kanäle, Hafenbauten sowie Eisenbahnen schreiten rasch vorwärts. Von Eisenbahnen waren 1850 nur 20 engl. M., 1860 dagegen 922 M. mit einem Aufwande von 33,555006 Dollars gebaut. Ueberhaupt ist das Land, vor wenig Jahren noch eine Wildniß, durch das Zuströmen strebsamer Einwanderer in kurzer Zeit zu einer wunderbaren Entwickelung gelangt. Die Zahl der Einwohner belief sich 1830 auf 3245, 1840 auf 30947, 1850 auf 305191 und 1860 auf 775881 Seelen, darunter an 200000 Deutsche. Dieselben wohnen am dichtesten im südl. Theile an und jenseit der bezeichneten Bodensenkung und großen Wasserstraße. Für den öffentlichen Unterricht und die Erziehung hat die Regierung des Staats viel Sorge getragen. Der Schulfond bestand 1860 in 2,339644 und der Universitätsfond aus 288645 Dollars. Diese Fonds werden beschafft durch die Ueberweisung von $^1/_{18}$ Theil des Erlöses aus dem Verkauf der öffentlichen Ländereien. Es besteht in Madison die Universität des Staats, die reiche Mittel, aber geringe Lehrkräfte hat. Die Unterrichtsanstalten des Staats entsprechen im ganzen dem gewöhnlichen Bedürfniß. Die Staatsverfassung gewährt das Stimmrecht allen 21 J. alten Bürgern der Union, allen Fremden, welche ihre Absicht, Bürger werden zu wollen, erklärt haben, und allen civilisirten Indianern und indian. Mischlingen. Das Haus der 100 Repräsentanten wird auf ein, der Senat von 33 Mitgliedern auf zwei Jahre mit jährlichem Austritt einer Hälfte, der Gouverneur, der 1250 Dollars Gehalt hat, ebenfalls auf zwei Jahre erwählt. Repräsentanten zum Congreß schickt der Staat sechs. Die Finanzen befinden sich in gutem Zustande. Die Einnahmen für das J. 1860 beliefen sich auf 1,409619, die Ausgaben auf 352700, der Gesammtwerth des steuerpflichtigen Grund- und persönlichen Eigenthums auf 273,671668 Dollars. 1860 gab es 110 Banken mit einem Kapital von 6,782000 Dollars. Der Staat wird in 58 Counties oder Bezirke getheilt. Die bedeutendste Stadt ist Milwaukee (s. d.); Sitz der Regierung aber ist Madison, auf einer Halbinsel zwischen zwei Seen in herrlicher Gegend, halbwegs zwischen dem Michigansee und dem Mississippi gelegen, mit 6611 E. und der Wisconsin-Universität. Eines frischen Gedeihens erfreuen sich am Michigansee die Handelsstädte Racine mit 7822, Sheboygan mit 5000 E. und Ma-

nitoowoc, der größte Stapelplatz für Bauholz, mit 3055 E. Auch Greenbai an der Mündung des Fox in die Greenbai hat lebhaften Handel, ein Fort und 4000 E. Südwestlich von Madison liegt die Stadt Mineralpoint, in der Nähe vieler Blei- und Kupferminen, mit 7000 E. und Bleischmelzhütten; nördlich davon, am Wisconsin, Helena mit dem berühmten Wisconsin-Schrotthurm, in dem täglich 5000 Pfd. Schrot gegossen werden. Am Rock-River liegt Janesville mit 7708 E., die volkreichste der innern Städte und Sitz der Staatsanstalt für Blindenerziehung. Am Mississippi ist die bedeutendste Stadt Prairie du Chien, 1 M. oberhalb der Mündung des Wisconsin, mit 4000 E.

Wiselius (Sam. Iperuszoon), holländ. Dichter, geb. 1769 zu Amsterdam, besuchte das Athenäum seiner Vaterstadt, studirte die Rechte zu Leyden und Göttingen und ließ sich 1792 als Sachwalter in Amsterdam nieder; doch sehr bald entsagte er diesem Berufe und fing an, Handelsgeschäfte zu treiben. Als infolge der Französischen Revolution der entscheidende Augenblick für die Föderativregierung der Vereinigten Provinzen nahte, wurde auch W. für die Grundsätze der Freiheit gewonnen. Seine polit. Gesinnungen wie seine Geschäftsgewandtheit brachten ihn in bedeutendes Ansehen. Er wurde Mitglied der Provinzialregierung von Holland, zog sich aber bald in den Ausschuß für die Angelegenheiten der Colonien zurück, der später der Asiatische Rath hieß, eine Behörde, die an die Stelle der Ostindischen Compagnie trat. Als sich 1802 die alten Orangisten und die gemäßigten oder aristokratischen Patrioten näherten, verlor W. seine Stelle unter dem Vorwande, daß er jene Behörde umgeschaffen habe. Er nahm nun wieder sein Handelsgeschäft auf, beschäftigte sich aber zugleich mit den Wissenschaften und der Dichtkunst. Nach der Thronbesteigung des Königs Ludwig (Bonaparte) zog er sich auf das Land zurück, wo er auch nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich blieb. W. nahm sodann eifrigen Antheil an der Wiederherstellung seines Vaterlandes und wurde 1814 Vorstand der Polizei zu Amsterdam. Er starb in Amsterdam 15. Mai 1845. Während seiner langen Zurückgezogenheit hatte er sich mit Eifer der Literatur gewidmet, besonders der Poesie. Seine Oden, Episteln, didaktischen Gedichte und Trauerspiele zeichnen sich durch geläuterten Geschmack und große Sprachgewandtheit aus. Die Griechen und Römer schwebten ihm stets als Muster vor. In seiner Tragödie «Polydorus» (1814) brachte er, ohne blos Uebersetzer zu sein, den Geist des Euripides auf die holländ. Bühne. Dieselbe classische Strenge herrscht in seinen übrigen Schauspielen, z. B. im «Ion». Seine Trauerspiele und eine Auswahl seiner übrigen Gedichte erschienen unter dem Titel «Mengelen tonneelpoezij» (5 Bde., Amsterd. 1818—22); daran schlossen sich als sechster Band die «Nieuwe gedichten» (1833). Außerdem gab er heraus «Verdeediging van het gedrag van Prins Willem II. tegen Amsterdam in 1651» und «Tafereel van de staatkundige verlichting der Nederlanderen».

Wiseman (Nicolas), Cardinal, Erzbischof von Westminster und erster Primas der röm.-kath. Kirche in England seit der Reformation, wurde von irländ. Aeltern zu Sevilla 2. Aug. 1802 geboren. Noch sehr jung brachte man ihn nach England, wo er seine Erziehung im kath. St.-Cuthbertscollege zu Ushaw bei Durham erhielt. Er vollendete seine Studien auf dem Englischen Collegium in Rom, ließ sich daselbst zum Priester weihen und war eine Zeit lang Professor an einem dortigen Seminar. Als Rector von Ushaw kehrte er 1835 nach England zurück und erwarb sich durch öffentliche Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände den Ruf eines aufgeklärten Geistlichen. Indeß reiste er bald wieder nach Rom, wo er den Papst Gregor XVI. bewog, die Zahl der apostolischen Vicare in England zu vermehren. W. selbst ward Coadjutor des Bischofs Walsh, Vicars der londoner Diöcese und Präsident des St.-Mary's-College in Oscott, in welcher Eigenschaft er große Thätigkeit entwickelte und den Entwurf zur Restauration einer kath. Hierarchie in England ausarbeitete, den er 1847 Pius IX. persönlich vorlegte. Die Unruhen, die bald darauf in Italien ausbrachen, verzögerten die Verwirklichung dieses Plans; doch ward W. zum Provicar und nach dem Tode Walsh's zum apostolischen Vicar in London erhoben. Nachdem sich die polit. Verhältnisse günstiger gestaltet, reiste W. im Aug. 1850 abermals nach Rom, wo er in einem 30. Sept. abgehaltenen Consistorium zum Cardinal von St.-Pudentia sowie zum Erzbischof von Westminster und Primas der kath. Kirche in England ernannt wurde. Die Kunde von diesem Schritte, den man als einen directen Angriff Roms auf die prot. Kirche betrachtete, rief in England eine außerordentliche Agitation hervor, und es wurde durch eine Parlamentsacte unter schweren Strafen verboten, die von einem fremden Potentaten verliehenen bischöfl. Titel zu führen. Dieses Gesetz blieb zwar ohne nachhaltige Wirkung, aber das Verfahren der röm. Curie hatte die öffentliche Meinung auf das Umsichgreifen des Katholicismus aufmerksam gemacht, und man kann daher behaupten, daß die

von W. im Interesse seiner Kirche angerathene Maßregel eher das Gegentheil des von ihm beabsichtigten Erfolgs zu Wege gebracht hat. Uebrigens benahm sich W. selbst mit vieler Klugheit und hielt sich im Hintergrunde, bis der erste Sturm vorüber war. Indessen verwickelte ihn die Sorgfalt für die finanziellen Interessen seiner Kirche in ärgerliche Händel, denen er im Herbste 1853 durch eine neue Reise nach Rom auswich. Er predigte hier unter großem Zulauf in engl. und ital. Sprache und ließ es sich namentlich angelegen sein, die in Italien reisenden Briten in die kath. Kirche zurückzuführen. Im Frühjahr 1854 kehrte er nach England zurück, wo er, wie früher, an mehrern Orten Vorlesungen hielt, die vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurden. Zwei solche in Liverpool und Manchester gehaltene Reden erschienen unter dem Titel «On the connection between the arts of design and the arts of production» (Lond. 1854). Bald darauf hielt er auf Einladung des Comité für die pädagogische Ausstellung in London Vorträge über die Erziehung und die Lektüre der untern Klassen, die jedoch weniger Anklang fanden, weil man in seiner Hinweisung auf die Maßregeln der franz. Regierung zur Unterdrückung irreligiöser und unsittlicher Schriften den Versuch zu einer Büchercensur erblickte. Außerdem hat man von ihm «Twelve lectures on the connection between science and revealed religion» (2 Bde., 3. Aufl., Lond. 1849), «Essays on various subjects» (3 Bde., Lond. 1853), «Sermons, lectures and speeches delivered during a tour in Ireland» (1858), «Recollections of the four last Popes» (Lond. 1858) und den Roman «Fabiola» (Lond. 1855 u. öfter), letztere beiden wol die am weitesten verbreiteten und populärsten seiner Werke. Die Achtung vor seinen persönlichen Eigenschaften verwischte mit der Zeit das feindselige Mistrauen, welches ihm anfangs, bei seiner Erhebung zum Kirchenhaupte, entgegengetreten war, und die öffentliche Theilnahme war allgemein, als er nach längerm Leiden 15. Febr. 1865 starb.

Wislicenus (Gustav Adolf), bekannt als freisinniger prot. Geistlicher und Theolog, geb. 20. Nov. 1803 zu Battaune bei Eilenburg, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt nach dessen frühzeitigem Tode seine Erziehung durch mütterliche Oheime zu Torgau und Merseburg, später seine Gymnasialbildung zu Halle, wo er seit 1821 auch Theologie studirte. Als eifriges Mitglied der Burschenschaft sah er sich in die demagogischen Untersuchungen verwickelt und wurde, nachdem er das J. 1824 zu Berlin und Köpenik in Untersuchungshaft zugebracht, zu 12 J. Festungsarrest verurtheilt. Anfang 1829 begnadigt, setzte W. seine Studien zu Berlin fort. 1834 erhielt er das Pfarramt zu Kleineichstedt und Grockstedt bei Querfurt, 1841 das an der Neumarktskirche in Halle. Er schloß sich jetzt den Protestantischen Freunden an und hielt in einer Versammlung derselben in Köthen 29. Mai 1844 einen Vortrag, worin er erklärte, daß thatsächlich nicht mehr die Bibel, sondern allein der denkende Geist die uns beherrschende Autorität sei und sein könne. Dieser Vortrag veranlaßte den Professor Guericke in Halle, den Standpunkt des Redners als einen unchristlichen zu bezeichnen und die Kirchenbehörde wiederholt zum Einschreiten gegen ihn aufzufordern. Zugleich kündigte ihm eine Anzahl orthodoxer Geistlicher die christl. und amtsbrüderliche Gemeinschaft auf. Das Consistorium der Provinz Sachsen forderte ihm nun sowol das Concept seiner Rede in Köthen als auch das seiner drei an den letzten Festtagen gehaltenen Predigten ab. W. hatte aber in Köthen und an den angegebenen Festtagen nur freie Vorträge gehalten und konnte daher über diese Vorträge nur berichten; zugleich aber gab er in der kleinen Schrift «Ob Schrift, ob Geist?» (Aufl. 1—4, Lpz. 1845) eine vollständige Darlegung seiner Grundsätze. Die kirchliche Behörde berief ihn darauf zu einem Colloquium, welches 5. Mai 1845 stattfinden sollte. W. wies diese Aufforderung ab, mußte sich aber dennoch 8. Mai dem Colloquium zu Magdeburg unterwerfen, das 14. Mai in Wittenberg wiederholt wurde. Die dazu abgeordneten kirchlichen Beamten waren die Consistorialräthe Twesten, Snethlage, Heubner und Müller. Am Schlusse der Colloquien wurde W. veranlaßt, einen Urlaub zu nehmen, den man dann verlängerte, und unterm 12. Juli eröffnete man ihm, daß er wegen Abweichung von der Basis und Ordnung der evang. Kirche in eine Disciplinaruntersuchung gezogen werden solle. Diese Untersuchung brachte ihm Suspendirung und 1846 Amtsentsetzung. Seinen Proceß stellte er in der Schrift «Die Amtsentsetzung des Pfarrers W. in Halle» (Lpz. 1846) dar. Von jetzt an war er als Prediger der Freien Gemeinde (s. Freie Gemeinden) in Halle thätig, verwickelte sich aber durch eine neue Schrift «Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit» (Lpz. 1853) in einen neuen Proceß. Einen ungünstigen Ausgang desselben voraussehend, hatte er Preußen bereits verlassen, als er im Sept. 1853 zu einer Gefängnißstrafe von zwei Jahren verurtheilt wurde. W. ging nun im Nov. desselben Jahres mit seiner Familie nach Amerika und hielt hier zuerst Vorträge zu Boston.

Im Mai 1854 siedelte er nach Neuyork über und begründete im benachbarten Hoboken eine Schul- und Erziehungsanstalt. Doch von den amerik. Verhältnissen abgestoßen, kehrte er im Mai 1856 nach Europa zurück, ging über Frankreich nach der Schweiz und ließ sich in Zürich nieder, wo er abermals eine Erziehungsanstalt begründete und unter andern das Werk «Die Bibel für denkende Leser» (2 Bde., Lpz. 1863—64) ausarbeitete. Nachdem er die Erziehungsanstalt wieder aufgegeben, nahm er seinen Wohnsitz zu Flunbern bei Zürich, wo er sich seitdem schriftstellerischen Arbeiten hingab. — Sein ältester Sohn, Johannes W., geb. 24. Juni 1835 zu Kleineichstedt, folgte bald nach Beginn seiner Universitätsstudien 1853 dem Vater nach Nordamerika. 1856 kehrte er mit diesem nach Europa zurück und setzte nun seine naturwissenschaftlichen Studien erst zu Zürich, dann zu Halle fort, worauf er sich für das chem. Fach an der Universität Zürich habilitirte. 1861 wurde er zum Professor an der Cantonschule, 1864 zum außerord. Professor an der Universität und Director des Universitätslaboratoriums, 1867 zum ord. Professor mit Enthebung seiner Stellung an der Cantonschule ernannt. Außer verschiedenen Abhandlungen für chem. Fachzeitschriften veröffentlichte er «Theorie der gemischten Typen» (Berl. 1859). — Hugo W., der zweite Sohn von Gustav Adolf W., geb. 29. Dec. 1836 zu Kleineichstedt, unterrichtete in Amerika an der väterlichen Lehranstalt in Hoboken, widmete sich aber seit 1856 zu Zürich erst mathem. und naturwissenschaftlichen, dann aus besonderer Neigung altdeutschen Studien und habilitirte sich 1862 an der Universität und dem Polytechnikum für letzteres Fach. Daneben versah er Lehrämter für deutsche Sprache und für Geschichte an der Cantonschule zu Zürich und am Seminar zu Küßnacht. Auf einer Erholungsreise nach dem Linththal verunglückte er 8. Aug. 1866 am Tödi. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Symbolik von Sonne und Tag in der german. Mythologie» (Zür. 1862) und die von seinem Vater veröffentlichten Abhandlungen: «Loki, das Nibelungenlied, das Dionysostheater in Athen» (Zür. 1867). — Friedrich Adolf W., ein Verwandter der vorigen, geb. um 1810 zu Königssee in Thüringen, nahm als Student der Medicin zu Würzburg 1833 theil an dem sog. Frankfurter Attentat und flüchtete nach der Schweiz, wo er sich noch in demselben Jahre die medic. Doctorwürde erwarb. 1834 wegen Theilnahme am Savoyerzug ausgewiesen, wandte er sich nach Nordamerika, wo er sich später als praktischer Arzt in St.-Louis in Missouri niederließ. Durch seine «Denkschrift über eine Reise nach Nordmexico» (Braunschw. 1850) hat er sich auch in Europa vortheilhaft bekannt gemacht.

Wismar, die zweite See- und Handelsstadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, liegt an einem kleinen Meerbusen, der einen der besten Häfen der Ostsee bildet, und zählt 13789 E. (12. Nov. 1866). Die geräumige und freundliche Stadt hat einen großen, von hübschen Gebäuden umgebenen Marktplatz und sechs zum großen Theil sehr alterthümliche Kirchen, darunter die goth. Marienkirche (von 1339), die 296 F. lang, 192 F. breit ist und einen Thurm von 288 F. Höhe besitzt; ferner die Nikolaikirche, die Heiligegeistkirche u. s. w. Andere Bauwerke von Bedeutung sind der im ital. Palaststile aufgeführte Fürstenhof (ehemals Residenz der mecklenb. Herzoge, jetzt Sitz der Behörden), das neue Rathhaus, die Stadtschule u. s. w. Das Schulwesen ist gut geordnet. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Realschule (in der erwähnten Stadtschule), eine Navigations- und eine Gewerbeschule. Auch besitzt die Stadt ein Schauspielhaus. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Einwohner bilden, außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben, Fischerei und Ackerbau, besonders aber Handel und Schiffahrt. Die städtische Rhederei beschäftigt (Anfang 1868) 57 eigene Seeschiffe (darunter 2 Dampfer) mit 6529 Last. 1866 liefen 307 Schiffe ein und 316 aus. Die dän., engl., schwed. und preuß. Flagge waren am meisten vertreten. Die Ausfuhr befaßt sich vorzugsweise mit den Landesproducten, namentlich mit Getreide (jährlich 8—10000 Last, à 100 Scheffel), Butter und Vieh. Der Einfuhrhandel (am lebhaftesten mit England und Schweden) hat vorzugsweise Steinkohlen, Bauholz, Kalk, Eisen, Steingut, Soda zum Gegenstande. Auch ist W. Hauptstapelort für den mecklenb. Wollexport. Mit dem deutschen Eisenbahnnetz ist es durch eine Zweigbahn der mecklenb. Eisenbahn in Verbindung gesetzt. Die Zahl der Fabriken hat neuerdings sehr zugenommen. Hauptgegenstände der Production sind Eisenguß, Maschinen, Cichorien, Cigarren, Asphalt u. s. w. Etwa $1/2$ St. von W. liegt reizend auf einem hohen Ufer der Ostsee das 1867 neueingerichtete Seebad Wenndorff. W. war die vormalige Hauptstadt des Stammlandes Mecklenburg und gleich Rostock eine reiche Hansestadt mit vielen Privilegien und Freiheiten. Im Westfälischen Frieden wurde es zugleich mit der Herrschaft W., welche außer der Stadt auch die 2,49 Q.-M. großen Domanialämter Neukloster und Poel (letzteres auf der vor dem Wismarischen Meerbusen liegenden gleichnamigen Insel) umfaßt, an die Krone Schweden abgetreten,

wofür Mecklenburg als Entschädigung die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer und unmittelbare Reichslehen erhielt. 1803 ward Stadt und Herrschaft W. für 1,250000 Thlr. (Hamb.) Banco von Schweden wieder an Mecklenburg-Schwerin überlassen. Die Stadt war von den Schweden stark befestigt und galt für eine der vorzüglichsten Festungen Deutschlands, hatte daher vielfache Belagerungen auszuhalten. Zur Zeit der Schwedenherrschaft hatte hier das Oberappellationstribunal für sämmtliche schwed. Besitzungen in Deutschland seinen Sitz. In den Verband der meckenb. Landstände ist W. ungeachtet vielfältiger Verhandlungen nicht wieder eingetreten. Vgl. Burmeister, «Beschreibung von W.» (Wism. 1857).

Wismuth, auch Bismuth, ein Metall von röthlichweißer Farbe und blätteriger Textur, ist fast so hart wie Kupfer, aber weder zäh noch geschmeidig, sondern spröde, sodaß es leicht gepulvert werden kann. Es schmilzt fast ebenso leicht als Zinn, nämlich bei 265° C., und verflüchtigt sich in der Glühhitze. An der Luft oxydirt es leicht; das Oxyd ist gelb. Das W. ist in der Natur nicht sehr häufig verbreitet. Es kommt am häufigsten in gediegenem Zustande, besonders im sächs. Erzgebirge und in Böhmen vor, seltener als Wismuthglanz mit Schwefel, als Wismuthblei und Wismuthkupfer mit Blei oder Kupfer und Schwefel und als Wismuthocher mit Sauerstoff verbunden. Man gewinnt es einfach durch Ausschmelzen oder Seigern des gediegenen W. In der neuern Zeit gewinnt man auch das W. in großer Menge als Nebenproduct in den sog. Blaufarbenwerken, in denen man Nickel und Kobaltblau darstellt. Das W. wird zu einigen leichtflüssigen Metallegirungen, zu Spanisch-Weiß (Wismuthweiß, basisch salpetersaurem Wismuthoxyd), welches man besonders als Schminke gebraucht, und auch als Heilmittel verwendet. Bei ungleicher Erwärmung wird es, in Berührung mit manchen andern Metallen, besonders mit Antimon, stark thermoelektrisch und daher zu thermoelektrischen Apparaten angewendet. Als Oxyd benutzt man es mit Borsäure und Kieselsäure geschmolzen zuweilen bei der Herstellung optischer Gläser. Die Legirungen des W. zeichnen sich durch leichte Schmelzbarkeit aus; so schmilzt eine Legirung von zwei Theilen W., einem Theil Blei und einem Theil Zinn schon bei 75°. Eine solche Legirung benutzt man zum Abklatschen (Clichiren) von Holzschnitten, Stereotypen u. s. w.

Wispel oder Winspel, ein im nördl. Deutschland übliches größeres Getreidemaß: in Preußen = 24 Scheffel, im größern Handel aber gewöhnlich = 25 und bei Hafer = 26 Scheffel; in Hamburg meist = 10 Scheffel oder 20 Faß (= 20 preuß. Scheffel), bei Gerste und Hafer aber = 50 Faß; in Sachsen = 24 Scheffel; in Braunschweig = 40 Himten; in Boitzenburg (Mecklenburg) = 8 Sack oder 48 Himten. An räumlichem Inhalt ist der W. in den genannten Staaten und Orten sehr abweichend, z. B. in Sachsen mehr als doppelt so groß als in Preußen.

Wissen heißt das Verstehen einer Wahrheit, welche sich entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung gründet (histor. oder empirisches W.), oder auf mathem. Zusammenhänge von Größe, Gestalt und Zahl (mathematisches W.), oder auf die Begriffe des Verstandes und ihre Abhängigkeit voneinander (philosophisches W.); meist aber besteht es in dem Ergebniß aller dieser Erkenntnisse zusammen. Im strengsten Sinne nennt man W. die durch den Zwang einer logischen Demonstration gesicherte Ueberzeugung, wie z. B. die Ueberzeugung von der Richtigkeit eines geometr. Satzes, und alles W. in diesem Sinne beruht auf Nothwendigkeit, d. h. auf Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegentheils, folglich immer auf Gründen, zu deren Anerkennung ein jeder mit Verstand und gesunden Sinnen Begabte sich innerlich genöthigt findet. Im weitern Sinn gehört zum W. aber auch alles blos mit dem Gedächtniß Aufgefaßte, wie der angeeignete Wörterschatz bei Erlernung einer fremden Sprache, oder die auswendig gelernten, obwol unverstandenen Formeln einer wissenschaftlichen oder religiösen Terminologie. Vom W. unterscheidet man den Glauben (s. d.) als eine Ueberzeugung, welche auf subjectiven Gründen beruht, nämlich entweder auf innern Erfahrungen, z. B. religiöser Art, welche sich nicht durch Experiment oder fremdes Zeugniß beglaubigen lassen, oder auf gewissen ebenso wenig mittheilbaren Denkzusammenhängen, wonach wir z. B. in eine Person, mit welcher wir umgehen, ein unbedingtes Vertrauen setzen und hiernach handeln, obgleich wir nicht im Stande sind, unsere leitenden Urtheile hierbei in strenge Beweisform zu bringen.

Wissenschaft heißt zunächst das Wissen selbst als Zustand des Wissenden, sodann der Inbegriff dessen, was man weiß. Im engern Sinne heißt W. der vollständige Inbegriff gleichartiger, nach durchgreifenden Hauptgedanken geordneter Erkenntnisse. Diese an sich bilden den Stoff, die Materie einer bestimmten W. Das bloße gedächtnißmäßige Wissen dieses Stoffs ist Gelehrsamkeit (s. d.) im untergeordneten Sinne des Worts. Ein bloßes Aggregat rein empirischer Erkenntnisse ist daher noch nicht W., bekommt aber durch die doppelte Rücksicht auf Voll-

ständigkeit und Ordnung schon einen wissenschaftlichen Charakter, wie z. B. in der Heraldik und Genealogie, der Botanik, Mineralogie u. s. w. So suchen sich namentlich die letztern zu Klassensystemen auszubilden. Der durchgreifende Hauptgedanke, das Princip des Systems genannt, ist dabei der Eintheilungsgrund für die Arten der Thiere, der Pflanzen u. s. w. Aus solcher Grundlage einer bloßen Systematik wächst dann erst die W. im strengen Sinne als eine Erklärung und Zurückführung der Erfahrungsstoffe auf ihre tiefern Gründe und Zusammenhänge hervor. So gelangt man in allen W. bis zu gewissen letzten Principien und Grundsätzen, aus denen erklärt wird, die sich aber nicht weiter erklären lassen. Die Untersuchungen und Discussionen, welche sich auf diese beziehen, bilden die Aufgabe der Speculation (s. d.). Jede W. muß daher nicht nur Principien haben, sondern sich auch aus ihnen entwickeln, und zwar nicht nach subjectiver Willkür, sondern mit innerer Nothwendigkeit. Die strengsten Forderungen machen in dieser Hinsicht die Philosophie und die Mathematik. Der Versuch, das gesammte menschliche Wissen überhaupt nach allen seinen verschiedenen Richtungen und Gegenständen als ein geordnetes System darzustellen, führt zu dem Begriff einer systematischen Encyklopädie (s. d.). Vgl. Helfferich, «Der Organismus der W. und die Philosophie der Geschichte» (Lpz. 1856).

Wiszniewski (Michael), poln. Schriftsteller, geb. 1794 in Firlejow in Galizien, erhielt den niedern Schulunterricht in Lemberg, den höhern in dem Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien und studirte dann auf der Universität in Edinburgh. In den J. 1818—22 lebte er bald in Italien, bald in Paris, bald in Edinburgh. Von 1823—24 war er Professor der Philologie in Krzemieniec. Um seine Gesundheit zu stärken, ging er 1825 wiederum nach Italien und dem südl. Frankreich. Seit 1830 lehrte er allgemeine Geschichte und Geschichte der allgemeinen Literatur, dann auch Geschichte der poln. Literatur auf der Universität Krakau. Später wandte er sich ganz nach Italien und errichtete in Genua ein Bankierhaus. Seine Werke haben einen bleibenden Werth in der poln. Literatur, nicht nur wegen der schönen Sprache, in der sie geschrieben, sondern auch wegen ihres reichen Inhalts. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der poln. Literatur» oder vielmehr der gesammten Aufklärung Polens («Historya literatury polskiéj», 10 Bde., Krak. 1840—57), das freilich unvollendet blieb, denn es reicht nur bis in die erste Hälfte des 17. Jahrh. Seinen Studien in Edinburgh hat man zu verdanken «Bakona metoda tłumazzenia natury» (Krak. 1834), welche Arbeit das Verdienst besitzt, das Studium der Philosophie in Polen besonders angeregt zu haben. Ein anderes in das Gebiet der Philosophie einschlagendes Werk ist «Charaktery rozumów ludzkich» (Krak. 1837). Auch gab er heraus die sehr werthvollen, meistens von Czacki bearbeiteten «Pomniki do historyi i literatury polskiéj» (4 Bde., Krak. 1835).

Wit (Ferd. Johannes), genannt von Dörring, bekannt durch seine Erlebnisse als polit. Compromittirter, geb. 1800 zu Altona, besuchte das Johanneum zu Hamburg und studirte bereits seit 1817 zu Kiel und Jena, wo er mit Karl Follen zusammenwohnte. Er schloß sich der Burschenschaft an, sah sich aber infolge dessen 1819 gezwungen, nach England zu flüchten, wo er dem «Morning Chronicle» zahlreiche und heftige Artikel über deutsche Zustände lieferte. Durch seinen mütterlichen Oheim, den Baron Eckstein, nach Paris gerufen, fand er im Hause des damaligen Großsiegelbewahrers, Grafen de Serre, Gelegenheit, im Verkehr mit den bedeutendsten Staatsmännern Frankreichs seine Ansichten zu mäßigen und zu berichtigen. Polit. Intriguen, in die er verflochten wurde, hatten 1821 seine Verhaftung in Piemont zur Folge, und da von mehrern Seiten seiner Thätigkeit eine größere Bedeutung beigelegt wurde, als ihr wol gebührte, so ward W. fünf Jahre lang abwechselnd in Italien, Preußen, Oesterreich, Baiern und Dänemark gefangen gehalten. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt, vermählte er sich 1828 mit einer vermögenden Dame von Stande und kaufte sich in Oberschlesien an, wo er seitdem lebte. Hier zeigte er sich als eifriger Freund und Förderer der Mäßigkeitsbestrebungen. Vielseitig beschuldigt, ein Mitglied der ultramontanen Partei zu sein, hatte er 1848 von der Demokratie mannichfache Anfeindungen und Angriffe zu erdulden. Er starb 22. Oct. 1863 zu Meran. W. hat selbst seine Erlebnisse erzählt in den Schriften: «Lucubrationen eines Staatsgefangenen» (Braunschw. 1827), «Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit» (4 Bde., Braunschw. 1827—30) und «Mein Jugendleben und meine Reise» (Lpz. 1832).

Witebsk, das nördlichste Gouvernement in West- oder Weißrußland, mit der gleichnamigen Hauptstadt, welches ein Areal von 820,67 Q.-M. mit 776739 E. (1864) umfaßt, kam mit dem Gouvernement Mohilew 1772 von Polen an Rußland und führte von 1796—1802 mit Mohilew vereint den Namen des Gouvernements Weißrußland. Der Boden des Landes ist völlige Ebene, theils aus Thonerde, theils aus Sandschollen bestehend, und an vielen Stellen

mit herrlichen Waldungen bedeckt. Zahlreiche Landseen, Flüsse, darunter die Düna, und Moräste bewässern das Land, und die guten Weideplätze haben eine bedeutende Viehzucht hervorgerufen. Ackerbau und Forstcultur bilden indeß die Hauptnahrungsquellen der Einwohner. Dieselben sind der Religion nach theils katholisch, theils griechisch (früher unirt) und gehören, mit Ausnahme von 18000 Juden, dem poln., lett., großruss., weißruss. oder rußniak. Volksstamme an. Daneben trifft man vereinzelt auch Deutsche und wenige Tataren und Zigeuner. Der städtische und der Landadel besteht fast nur aus Polen. Der durch die Düna und den Beresinakanal begünstigte Handel mit Getreide, Hanf, Lein, Hanfsamen, Masten, Bauholz, Häuten, Talg, Wachs, Honig, Wolle u. s. w. ist fast ganz im Betrieb der Hauptstadt W. Diese liegt, von Morästen umgeben, auf beiden Seiten der Düna, ist mit alten Festungswerken versehen und zählt gegen 27868 E., darunter sehr viele Juden. Die Stadt hat 15 Kirchen, 10 Klöster, 1 Gymnasium, Gerbereien, Tuch- und andere Fabriken und 1 Kaufhof. Berühmt ist der Meth von W., der häufig ins Innere Rußlands ausgeführt wird; auch das hier von Juden gearbeitete Tuch hat einen weiten Vertrieb. Eine Eisenbahn führt nach Dünaburg. Die älteste Stadt des Gouvernements und überhaupt von ganz Weißrußland ist Polock (s. d.). Andere durch Handel und Verkehr ausgezeichnete Städte sind Welisch oder Wjelisch mit 8300 E., Dünaburg (s. d.) und Newel mit 6100 E. Ueberall werden vielbesuchte Jahrmärkte abgehalten.

Witt (Jan de), niederländ. Staatsmann, geb. 1625 in Dordrecht, war der Sohn des dortigen Bürgermeisters Jak. de W., der als Gegner des Prinzen Wilhelm II. von Oranien geraume Zeit gefangen saß. Der Sohn erbte vom Vater den Haß gegen das Haus Oranien. Nach sorgfältiger Ausbildung seiner Talente trat er in die Dienste seiner Vaterstadt. Er war einer der Deputirten, welche die Stände der Provinz Holland 1652 nach Seeland schickten, um diese Landschaft, welche die Würde eines Generalkapitäns auf den zweijährigen Prinzen Wilhelm III. (s. d.) von Oranien übertragen wollte, von solchen Planen abzubringen, und seine Beredsamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen. Seitdem galt W. als Führer der republikanisch-ständischen Partei, die dem Hause Oranien alle Macht zu entziehen und die Statthalterschaft gänzlich aufzuheben strebte. Durch den Friedensschluß mit Großbritannien 1654, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein sollte, gewann diese Partei vollends die Oberhand. Nunmehr übte W. als Großpensionar (Landsyndikus) der Provinz Holland viele Jahre lang den wichtigsten Einfluß im Staatsrath und wirkte dahin, daß die Niederländische Republik sich möglichst von den Händeln des Continents fern hielt. Dagegen ward der Kampf mit Portugal um den Besitz der Colonien in Brasilien und Ostindien fortgesetzt und ein Seekrieg gegen Großbritannien 1664—67 rühmlich bestanden. Eine niederländ. Flotte wirkte zusammen mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1658, um den eroberungslustigen Schwedenkönig Karl X. Gustav aus Dänemark zu vertreiben. Die Tripleallianz von 1668 zwischen der Republik, Großbritannien und Schweden nöthigte den franz. König Ludwig XIV., den sog. Devolutionskrieg zu beendigen und auf die vollständige Eroberung der span. Niederlande zu verzichten. Inzwischen war Prinz Wilhelm III. aufgewachsen und suchte nun mit Hülfe der oranischen Partei das Ansehen seines Hauses wiederherzustellen. Dagegen setzte W. es durch, daß die Provinz Holland im Dec. 1667 die Statthalterschaft auf immer abschaffte und die Würde eines Generalkapitäns mit dem Amt eines Provinzialstatthalters überhaupt für unvereinbar erklärte. Auch die Provinzen Utrecht, Geldern und Overyssel nahmen dies sog. «beständige Edict» an. Als aber Ludwig XIV. 1672 die niederländ. Republik mit einem Angriff bedrohte, kam es zu einem vollständigen polit. Umschwung. Die oranische Partei machte W. die schärfsten Vorwürfe über seine Politik und über die langjährige Vernachlässigung der Landmacht; fanatische oder erkaufte Meuchelmörder bedrohten sein Leben. Man berief jetzt den Prinzen Wilhelm III. zum Generalkapitän der Republik wie auch zum Statthalter von Holland, während W. von seinem Amte als Großpensionar zurücktreten mußte. Gleichzeitig wurde gegen seinen Bruder, den Bürgermeister von Dordrecht, Cornelius de W., geb. 25. Juni 1623, die Anklage erhoben, daß er dem Prinzen Wilhelm III. nach dem Leben getrachtet habe, und obwol derselbe sogar unter der Folter seine Unschuld betheuerte, verurtheilte der Gerichtshof ihn zur Verbannung. Als W. 20. Aug. 1672 seinen Bruder aus dem Gefängniß im Haag abholen wollte, kam es daselbst zu einem Auflauf. Der aufgereizte Pöbel erbrach das Gefängniß, ermordete beide Brüder und mishandelte sogar die Leichen, ohne daß die Obrigkeit energisch einschritt. Auch ward niemals eine weitere Untersuchung wegen dieser Vorgänge angestellt. Unter den Schriften W.'s sind seine «Mémoires» (Regensb. 1709) und seine Briefe (6 Bde., Amsterd. 1725) hervorzuheben. Vgl. «Histoire de la vie et de la mort

des deux illustres frères Corneille et Jan de W.» (2 Bde., Utrecht 1709); Simons, «Jan de W.» (2 Bde., Amsterd. 1832—36).

Witte (Karl), deutscher Rechtslehrer und ausgezeichneter Kenner der ital. Literatur, wurde 1. Juli 1800 zu Lochau bei Halle geboren, wo sein Vater (gest. 1. Aug. 1845) damals Pfarrer war. Die Fortschritte, die der junge W. in seiner Kindheit namentlich in Sprachen machte, erregten in jener Zeit Aufsehen, was den Vater späterhin veranlaßte, die «Erziehungs- und Bildungsgeschichte» des Sohnes (2 Bde., Lpz. 1819) herauszugeben. Im Jan. 1810 bestand der Knabe auf der Thomasschule zu Leipzig das Abiturientenexamen, worauf er als Student der dortigen Universität immatriculirt ward. Wohlwollende Bewohner Leipzigs brachten die Mittel auf, ihn dort studiren zu lassen. Auf Anordnung des Königs Hieronymus von Westfalen, zu dessen Königreich auch Halle gehörte, bezog indeß der Knabe unter Führung seines Vaters die Universität Göttingen, wo er vier Jahre lang mit Eifer den zur philos. Facultät gerechneten Studien oblag. Im Jan. 1813 erschien seine lat. Abhandlung über die Konchoide des Nikomedes, eine Curve des vierten Grades, auf Grund deren er sich 10. April 1814 zu Gießen die philos. Doctorwürde erwarb. Von 1814—16 studirte er in Heidelberg, besonders unter Thibaut's Leitung, Jurisprudenz. Im Winter 1816—17 bewarb er sich auf Verlangen seines Vaters an der Universität Berlin um das Recht, Vorlesungen zu halten, fand aber dabei wegen seiner Jugend lebhaften Widerspruch von Professoren und Studenten. Dieser unerfreulichen Stellung entriß ihn der Befehl des Königs, sich noch einige Jahre auf Reisen, zu denen die Mittel verwilligt wurden, mehrseitig fortzubilden. W. widmete sich während seines mehr als zweijährigen Aufenthalts in Italien zum Theil den jurist. Forschungen in den Bibliotheken, vorzugsweise aber dem Studium der Kunstgeschichte und ital. Literatur. Nach seiner Heimkehr las er seit 1821 in Breslau Rechtswissenschaft, wurde 1829 ord. Professor und 1834 als solcher nach Halle versetzt. Seine jurist. Schriften betrafen früher vorzugsweise die Quellen des röm. Rechts, später wandte er sich mit Vorliebe dem byzant. Rechte zu, von dem er mehrere Stücke zuerst herausgab. Noch später schrieb er mehreres über preuß. Recht, z. B. «Das preuß. Intestaterbrecht, aus dem gemeinen deutschen Erbrechte entwickelt» (Lpz. 1838). Seine Mußestunden wandte er fortwährend dem Studium der ital. Literatur, vor allem Dante's zu. Außer einer Bearbeitung des «Decamerone» von Boccaccio gab er mit Kannegießer eine Uebersetzung und Erklärung von Dante's «Lyrischen Gedichten» (2 Bde, 2. Aufl., Lpz. 1842—43) heraus. 1862 folgte eine kritische Ausgabe des Originaltextes der «Divina Commedia», eine Frucht langjähriger Forschungen, und 1865 eine metrische Uebersetzung mit Commentar. Auch die Anregung zu der im Sept. desselben Jahres unter dem Protectorat des Königs Johann von Sachsen gegründeten deutschen Dantegesellschaft ging von ihm aus. Mit Herausgabe der kleinern ital. Schriften des Dichters ist W. im Auftrage dieser Gesellschaft beschäftigt. Diese Arbeiten sowol wie auch mehrere andere italienisch geschriebene Abhandlungen haben jenseit der Alpen vielen Beifall gefunden und W.'s Ernennung zum Mitgliede der Crusca veranlaßt.

Wittekind oder **Widukind**, der berühmteste Heerführer der Sachsen in deren Kriegen gegen Karl d. Gr., war ein westfäl. Häuptling und tritt neben dem ostfäl. Häuptling Albio oder Albion zuerst in dem Zuge auf, den die Sachsen 774 gegen die Feste Eresburg an der Diemel und in den fränk. Hessengau unternahmen. Als die meisten sächs. Edelinge sich auf dem Reichstage zu Paderborn 777 dem Kaiser Karl unterwarfen, floh W. zu dem jütischen Könige Siegfried, dessen Schwester Geva ihm vermählt gewesen sein soll. 778 kehrte er zurück und fiel, während Karl in Spanien war, verheerend in das fränk. Rheinland. Karl's Rückkehr nöthigte ihn zu neuer Flucht; aber 782 überfiel er am Süntelberg auf dem rechten Weserufer ein fränk. Heer, dessen Vernichtung Karl durch die Hinrichtung von 4500 Sachsen zu Verden an der Aller furchtbar rächte. Den Krieg, zu welchem hierauf alle sächs. Stämme sich erhoben, leitete W. wieder mit Albio. Doch wurden die Sachsen in zwei großen Feldschlachten bei Detmold und an der Hase überwunden, und ganz Sachsen südlich von der Elbe mußte sich unterwerfen. Auch W. und Albio, die nach Nordalbingien zurückgewichen waren, schlossen einen Vergleich, worauf sie 785 in Karl's Hoflager zu Attigny in der Champagne erschienen und die Taufe annahmen. Sie werden seitdem nicht mehr in der Geschichte erwähnt. Nach der Sage aber, die noch in Westfalen unter dem Volke lebt, erhob Karl den W. zum Herzog der Sachsen und gab ihm Engern (s. d.) zu eigen. W. habe dann, heißt es, mild und gerecht auf seinem Schlosse in der Nähe von Lübbecke geherrscht, bis er 807 auf einem Feldzug gegen Herzog Gerold von Schwaben den Tod gefunden. Seine Gebeine ruhen in der Pfarrkirche zu Enger in der Grafschaft Ravensberg, wo Karl IV. 1377 sein Denkmal erneuern ließ, und wohin sie aus der Johanniskirche zu

Herford, in die sie verlegt worden waren, 1822 wieder zurückgebracht wurden. Den Namen Wittekindsberg trägt der eine höhere von den beiden Bergen, die an der Weser bei Minden die Westfälische Pforte bilden.

Wittekind (deutscher Quellenschriftsteller), s. Widukind.

Wittelsbach, das Stammhaus der ehemaligen Herzoge von Baiern und von der Pfalz und des gegenwärtigen bair. Königsgeschlechts, lag im jetzigen Oberbaiern bei Aichach. Es wurde 1209 von Grund aus zerstört, und seine Stätte bezeichnet gegenwärtig eine Kirche und ein 50 F. hoher Obelisk. (S. Scheyern.)

Witten, Stadt im Regierungsbezirke Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, ³/₄ M. von der Kreisstadt Bochum, unweit der hier schiffbar werdenden Ruhr und an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn gelegen, hat sich in neuerer Zeit infolge des schwunghaften Bergbau- und Industriebetriebs immer mehr erweitert und zählte 1864 bereits 10542 E. (gegen 3444 im J. 1843). Die Stadt hat eine evang. und eine kath. Kirche sowie seit 13. April 1860 eine höhere Bürgerschule mit einer zu Ostern 1868 eröffneten Secundaklasse. Die wichtigsten Industrieetablissements sind die Steinhauser Hütte für Stabeisen und Blech, drei bedeutende Puddel- und Walzwerke, mehrere Eisengießereien und Maschinenfabriken, eine Feingießerei, eine Sägen-, eine Feilen- und eine Dampfkesselfabrik, eine Messing- und Glockengießerei, eine große Glashütte für Tafelglas, eine Gasanstalt, eine Dampfmühle, die vortreffliches Dauermehl liefert, und mehrere Ziegeleien für Chamottesteine. Auch werden hier bedeutende Getreidemärkte gehalten. Von den Kohlenzechen sind bemerkenswerth Franzisca-Tiefbau (297000 Tonnen), Leipzig, Frischauf, Timmerbeil und Bergmann. Der Bahnhof liegt ¹/₁₆ M. westlich; von diesem aus wurden 1864 gegen 4,233000 Ctr. Kohlen versandt. Nördlich von demselben liegt Krengeldang mit einer Glashütte und Ziegelei. Die Gemeinde Langendreer, ³/₄ M. von W., mit 3217 E., ein wichtiger Knotenpunkt des Eisenbahnverkehrs, versendete 1864 5,101000 Ctr. Kohlen. Die dabeiliegenden Zechen sind Urbanus, Vollmond und Colonia.

Wittenberg, Stadt und Festung, durch Luther's und Melanchthon's Wirken von welthistor. Bedeutung, liegt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Elbe, über welche eine 500 Ellen lange steinerne Brücke führt, und der Leipzig-Berliner Eisenbahn und zählt 13083 E. (1864, einschließlich 3057 M. Garnison). Die Stadt hat zwei Kirchen, zwei Vorstädte, Friedrichsstadt und Kleinwittenberg, die erst seit 1817 entstanden sind, ein Predigerseminar, ein Gymnasium, ein Hebammen-Lehrinstitut, ein Kreisgericht und ein festes Schloß, das früher eine Zeit lang als kurfürstl. Residenz diente, bei dem Bombardement von 1760 aber fast gänzlich zerstört wurde und in einem der noch erhaltenen zwei Thürme das 1803 getheilte sächs. Gesammtarchiv enthielt. W. ist eine Festung dritten Ranges, die aber theils wegen ihrer Lage an der Elbe, theils als Deckung Berlins Wichtigkeit hat. Die Bevölkerung treibt Woll-, Lein- und Strumpfweberei, Lederbereitung, Branntweinbrennerei, vor allem Tuchfabrikation und Bierbrauerei. Besonders merkwürdig ist das berühmte große Gemälde von Lukas Cranach in der Stadtkirche. Dasselbe stellt das Abendmahl dar, wie Christus dem Judas den Bissen reicht, und enthält rechts die Taufe, von Melanchthon, links die Beichte, von Pomeranus verrichtet, unter diesem dreifachen Hauptbilde aber den Gekreuzigten und Luther predigend. Ferner sind zu erwähnen: das Rathhaus mit Cranach's bildlicher Darstellung der Zehn Gebote und andern histor. Merkwürdigkeiten, besonders aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; das frühere Augustinerkloster, worin jetzt das 31. Oct. 1817 von Friedrich Wilhelm III. gegründete Predigerseminar ist, einst von Luther bewohnt, dessen Stube man noch in ihrem alten Zustande zeigt; das frühere Wohnhaus Melanchthon's, durch eine Tafel bezeichnet; das auf dem Markte vor dem Rathhause bei der dritten Jubelfeier der Reformation gegründete und 1822 auf einem 1200 Ctr. schweren Granitblocke aufgestellte bronzene Denkmal Luther's von Schadow; das westlich von letzterm 31. Oct. 1865 enthüllte eherne Standbild Melanchthon's (von Drake); vor allem aber die von Friedrich dem Weisen 1490—99 erbaute Schloß- und Universitätskirche, an deren Thüren Luther 31. Oct. 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug. In dieser Kirche liegen Luther, Melanchthon, Friedrich der Weise und Johann der Beständige begraben. Dieselbe wurde 1760 bei der Beschießung der Stadt ein Raub der Flammen, wobei auch drei Gemälde von Albr. Dürer verbrannten, welche die sächs. Fürsten hatten malen lassen. Nachmals wieder aufgebaut, erlitt sie neue Beschädigungen während der Belagerungen von 1813, wurde aber auf königl. Kosten 1817 wiederhergestellt. Die ehemaligen hölzernen Thüren ließ König Friedrich Wilhelm IV. 1858 durch eherne ersetzen, auf welchen sich der lat. Wortlaut von Luther's Sätzen befindet. Vgl. Schadow, «W.s Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit histor. und

artistischen Erläuterungen», Wittenb. 1825; Stier, «Die Schloßkirche zu W.», Wittenb. 1860). Die 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität, welche ansehnliche Grundstücke, darunter 8 Dörfer, und außerdem 354694 Thlr. an Kapitalien, darunter 79 Stipendien, besaß, wurde 1815 von der preuß. Regierung mit der Universität Halle unter dem Namen Friedrichs-Universität von Halle-Wittenberg vereinigt. Vor dem Elsterthore bezeichnet die sog. Luthereiche die Stelle, auf welcher Luther 20. Dec. 1520 die päpstl. Bulle verbrannte. W. war seit Albrecht I., dessen Linie auch den Namen Sachsen-W. erhielt, bis zum Tode Albrecht's III. (1422) Residenz der Herzoge und Kurfürsten von Sachsen und blieb dann wenigstens die Hauptstadt des ehemaligen Kurkreises. 1547 wurde die Stadt nach der Schlacht bei Mühlberg vom Kaiser Karl V. eingenommen, doch schonte der Sieger das Eigenthum, den Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren. Im Siebenjährigen Kriege wurde W. vom 10. bis 14. Oct. 1760 durch die Reichsarmee bombardirt und der preuß. Commandant zur Uebergabe genöthigt. Dabei gingen das Schloß, die Vorstädte und 120 Häuser in Flammen auf. Die Stadt hörte damals auf, eine Festung zu sein. Da sie aber noch mit einem Wall und nassem Graben umgeben war, wurde sie auf Napoleon's Befehl 1813 unter dem Marschall Victor beim Vorrücken der Russen wieder als förmliche Festung hergestellt. Die Garnison bestand zu jener Zeit aus poln., holländ. und franz. Truppen. Vom 26. März bis 20. April durch das Corps des Generallieutenants von Kleist blokirt, während des Waffenstillstandes verstärkt, verpalissadirt und mit einem bedeckten Wege versehen, wurde sie nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülow'schen Corps eingeschlossen und Ende Sept. hart angegriffen. Gegen Ende Oct. rückte die Brigade des Generalmajors von Dobschütz vor W.; die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung von Torgau 28. Dec., worauf die Erstürmung in der Nacht vom 12. bis 13. Jan. 1814 erfolgte. Dabei wurden 285 Häuser in der Stadt und den Vorstädten völlig zerstört. Der General Tauenzien, der diese Belagerung sowie die von Torgau geleitet hatte, erhielt den Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. Vgl. Meyner, «Geschichte der Stadt W.» (Deff. 1845); Bernhardt, «W. vor 50 Jahren» (Wittenb. 1864). — Im jetzigen Kreise W., der auf 15,46 Q.-M. 51817 (1867) E. zählt, liegen noch die kleinen Städte Zahna mit 2393 E., Pretzsch, an der Elbe, mit 1695 E. und der Mädchenabtheilung des Potsdamer großen Militärwaisenhauses; Schmiedeberg mit 2667 E. und Kemberg mit 3157 E. Das Dorf Wartenberg (s. d.), am linken Ufer der Elbe, ist bekannt durch den Uebergang des Generals York über die Elbe.

Wittenberge, eine Stadt im Kreise Westpriegnitz des Regierungsbezirks Potsdam in der preuß. Provinz Brandenburg, unweit des Einflusses der Stepenitz in die Elbe, 16,8 M. von Berlin, 14,3 M. von Magdeburg und 21,2 M. von Hamburg gelegen, zählt 6403 E. (1864), welche lebhafte Schiffahrt, Transitohandel, Schoddy-, Maschinen- und Oelfabrikation sowie Fischerei treiben. Der Ort ist Sitz des Elbhauptzollamts. 1867 passirten W. stromabwärts 4086 Elbfahrzeuge (darunter 267 Dampfer und 587 Schleppschiffe) nebst 143 Flößen. Dieselben brachten an Gütern aus Preußen 5,494462, aus Sachsen 663933, aus Anhalt 307781 und aus Böhmen 310585 Ctr. Die meisten Güter (6,247333 Ctr.) waren nach Hamburg bestimmt. Die hier 26. Oct. 1851 eröffnete Eisenbahn-Elbbrücke, welche die Magdeburg-Wittenberger Bahn auf dem linken mit der Berlin-Hamburger auf dem rechten Stromufer in Verbindung setzt und vom preuß. Regierungsbaurath von Unruh (s. d.) erbaut ist, gehört zu den großartigsten Bauwerken ihrer Art. Sie hat einen Brückenkopf, 35 Pfeiler und 3985 rhein F. Totallänge, mit den Dämmen aber 5065 F. Die Anlagekosten betrugen gegen 1,600000 Thlr.

Witterung ist der Zustand der Atmosphäre (s. d.), wie er an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit ohne weitere künstliche Hülfsmittel von unsern Sinnen wahrgenommen wird. Diese temporäre und locale Beschaffenheit des Luftkreises bezeichnet man im gewöhnlichen Leben nach ihren Hauptmerkmalen, als Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit, Klarheit, Trübheit, Bewegtheit, Ruhe u. s. w., und spricht demnach von einer warmen, kalten, feuchten, trockenen, heitern, trüben, stürmischen u. s. w. Witterung. Wird die vorherrschende Beschaffenheit der Atmosphäre weniger durch einzelne, rasch wechselnde Vorgänge unterbrochen, so nennt man die W. beständig, im Gegentheil veränderlich. Schätzt man die Zustände der Atmosphäre nach ihrem Einfluß auf Entwickelung, Wachsthum, Gesundheit und Wohlbefinden der Pflanzen, Thiere und Menschen sowie nach ihrer Hinderung und Förderung menschlicher Thätigkeit und Bestrebungen, so charakterisirt man dieselbe als fruchtbare oder als gute und schlechte W. Mehr drastisch sich vollziehende Processe der Atmosphäre, wie Gewitter, Regen, Hagel, Schneefall, Sturm, u. s. w., pflegt man als Wetter zu bezeichnen, wiewol der Sprachgebrauch hierbei nicht immer consequent verfährt. Die Bedingungen, auf welchen die W. beruht, sind verschieden,

complicirt und theils mehr allgemeiner, theils mehr localer Natur. Zunächst ist es das Klima (s. d.) im engern Sinne, d. h. die Vertheilung der Wärme über die Erdfläche, welches die W. in ihren periodischen Hauptphasen (Jahreszeiten) bedingt. Die Wärmevertheilung wird aber bewirkt zuvörderst durch den Stand der Erde zur Sonne, welcher veranlaßt, daß nahe dem Aequator die heiße Jahreszeit mit der Regenzeit, in den mittlern Breitegraden die vier Jahreszeiten, an den Polen ein langer, strenger Winter mit einem kurzen Sommer wechselt. Bedeutende Modificationen erleidet indessen diese Wärmevertheilung durch die verticale Ausdehnung und Formation der Erdfläche, ihre Hebung (Gebirge, Hochebenen) und Senkung (Niederungen, Thäler), sodaß auch von dieser Formation das Klima und die atmosphärischen Processe, also die Gestaltung der W. wesentlich abhängig ist. Den beiden Hauptfactoren schließen sich als Witterungsbedingungen an: die geol. Beschaffenheit des Erdbodens, die hydrographischen Verhältnisse (Meere, Binnenseen, Flußsysteme), die Vegetation, namentlich die Wälder, die Bodencultur und die Ansiedelungen der Menschen. Endlich aber müssen noch eine Reihe von jenen Hauptmomenten freilich abhängende Processe und Erscheinungen der Atmosphäre, wie die nach gewissen Regeln wehenden Winde, die Elektricität u. s. w., als Factoren der Witterungsverhältnisse in Betracht kommen. Alle diese und wol noch andere unbekannte Momente, die ineinander eingreifen, sich gegenseitig bedingen oder aufheben, bilden zusammen den Complex dessen, aus dem W. und Wetter auf den einzelnen Strichen und Punkten des Erdkörpers hervorgehen. Ob der Mond einen Einfluß auf die W. ausübt, ist nicht erwiesen. Einen Einfluß, der von Planeten- und Kometenconstellationen abhängig ist, anzunehmen, gehört in das Gebiet des Aberglaubens.

Die Beobachtung und Erforschung der W., um daraus praktische Vortheile zu ziehen, ist so alt wie der Mensch selbst, aber in keiner seiner Bestrebungen auf Naturerkenntniß ist zugleich der Mensch so wenig sicher fortgeschritten als gerade in dieser. Erst der strengen Naturforschung der Neuzeit ist es gelungen, durch weitgreifende Beobachtung, Erfindung von Instrumenten (z. B. des Barometers) und gewaltige Entdeckungen im Gebiete der Physik überhaupt (Wärme, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus u. s. w.) in die Natur und die Gesetze der atmosphärischen Veränderungen tiefer einzudringen, obgleich man, wie dies nicht anders sein kann, nie dahin gelangen wird, die Complicität dieser Erscheinungen in jedem einzelnen Falle bis ins einzelne nachzuweisen und somit den nothwendigen Verlauf der Witterungsverhältnisse auch nur für die allernächste Zukunft festzustellen. Die Männer, welche die Grundlagen zur Wissenschaft der atmosphärischen Erscheinungen und Veränderungen, der Meteorologie (s. d.), festzustellen begannen, waren vornehmlich Alex. von Humboldt (s. d.) und L. von Buch (s. d.), denen in neuester Zeit besonders die ebenfalls deutschen Physiker Kämtz und Dove (s. d.) folgten. Namentlich waren es auch diese Männer, welche die systematische Witterungsbeobachtung auf verschiedenen Punkten der Erde zugleich vorschlugen, veranlaßten und zum Theil einrichteten. Trotz der Unsicherheit und Beschränktheit unserer Einsicht in die Processe der W. hat man von jeher eine Unzahl von Zeichen und Regeln aufgestellt, aus welchen man das Wetter für nähere oder fernere Zukunft erkennen will. Diese Wetterzeichen sind theils solche, die sich allerdings auf erkannte Naturgesetze stützen, theils aber auch solche, welche nichts als die Behauptung einer unsichern Erfahrung für sich haben. Zu den auf physik. Erkenntniß beruhenden Anzeichen und Regeln gehören die Anzeichen aus den Winden, aus dem Luftdrucke (wahrzunehmen durch das Barometer), aus der Farbe und Durchsichtigkeit der Luft, aus der verschiedenen Lichtbeschaffenheit der Himmelskörper, aus der Beschaffenheit der Wolken, der Trockenheit und Feuchtigkeit der Atmosphäre (am sichersten wahrzunehmen durch das Psychrometer), aus der Luftelektricität u. s. w. In neuester Zeit sind in England, Holland, Frankreich, Italien, Preußen, Oesterreich u. s. w. Einrichtungen getroffen, die W. der in der Nähe des Meeres gelegenen Orte täglich zu einer bestimmten Zeit durch den Telegraphen an eine Centralstation zu befördern. Durch die Vergleichung dieser meteorolog. Verhältnisse ist es oft möglich, mit großer Wahrscheinlichkeit für kurze Zeit, höchstens aber für einen Tag voraus, die W. einzelner Orte anzugeben, und sobald man z. B. für einen Küstenstrich einen Sturm vermuthet, werden den in die Nähe dieser Küste kommenden Schiffen Warnungssignale gegeben. Sehr unsicher sind als Witterungs- und Wetterzeichen die Bewegungen mancher Pflanzen vor atmosphärischen Veränderungen sowie die Aeußerungen und das Benehmen mancher Thiere vor heranziehendem Wetter. Wiewol uralt, doch meist gänzlich unbegründet sind die Witterungsregeln, welche aus der Wetterbeschaffenheit einer bestimmten Zeit, Tag, Stunde genommen werden (die sog. Bauernregeln). Sorgfältige Beobachtungen haben nachgewiesen, wie diese Regeln zum größten Theil auf Täuschung und willkürlicher Annahme beruhen. Man hat sogar früher förmliche Witterungscyklen festsetzen wollen, die sich, wie z. B.

der hundertjährige Kalender, durch thatsächliche Wahrnehmungen ebenfalls als nichtig herausgestellt haben. Wechselnde Perioden von Miswachs und Erntesegen, die man in der Geschichte der Völker und Jahrhunderte verfolgen kann, lassen nur auf mehr oder weniger anhaltende Witterungsverhältnisse (sog. nasse, trockene, heiße u. s. w. Zeiten schließen, während das Auftreten von Witterungsepochen nach bestimmten Regeln und Cyklen keineswegs nachgewiesen werden kann. Für die Theorie der atmosphärischen Erscheinungen und Processe vgl. Müller, «Lehrbuch der Physik und Meteorologie» (3 Bde., 6. Aufl., Braunschw. 1863—65); Kämtz, «Lehrbuch der Meteorologie» (3 Bde., Halle 1831—36); derselbe, «Vorlesungen über Meteorologie» (Halle 1840); Günther, «Die Atmosphäre und ihre Erscheinungen» (Frankf. 1835); Dove, «Meteorolog. Untersuchungen» (Berl. 1837); desselben interessantes Schriftchen «Die Witterungsverhältnisse von Berlin» (Berl. 1842); Schmid, «Lehrbuch der Meteorologie» (Lpz. 1860); derselbe, «Grundriß der Meteorologie» (Lpz. 1862).

Wittgenstein (Ludwig Adolf Peter, Fürst von Sayn-W.-Ludwigsburg), russ. Feldmarschall, geb. 6. Jan. 1769, trat sehr jung in russ. Kriegsdienste und stieg bis 1806 zum Generalmajor und Chef eines Husarenregiments. Er wohnte dem Feldzuge von 1807 bei und zeichnete sich als Führer der Avantgarde des Tolstoi'schen Corps bei Ostrolenka 30. April aus. Im Kriege von 1812 befehligte er als Generallieutenant das zur Deckung von Petersburg an der Düna aufgestellte Corps und kämpfte hier gegen die detachirten Corps der großen franz. Armee unter Oudinot und Saint-Cyr, besonders bei Polozk, später auch gegen das von Victor. (S. Russisch-Deutscher-Krieg.) Beim Rückzug der Franzosen wurde er nach der Beresina (s. d.) beordert, um hier, mit Tschitschagow vereinigt, dem Feinde den Weg zu verlegen, was er aber versäumte. Nachdem 1813 Preußen sich mit Rußland gegen Napoleon verbündet, vereinigte sich W. mit dem preuß. Corps von York und hielt seinen Einzug in Berlin. Von hier wurde er nach Kutusow's Tode zur Hauptarmee der Verbündeten berufen, um den Oberbefehl zu übernehmen, welcher Stellung er sich aber nicht gewachsen zeigte. Der Nichterfolg bei Groß-Görschen war besonders der obern Leitung zuzuschreiben. Nach der Schlacht bei Bautzen wurde W. des Commandos enthoben und befehligte nach dem Waffenstillstande die der böhm. Armee zugetheilten russ. Truppen. Auch im Feldzuge von 1814 commandirte er bei dieser Armee unter dem Fürsten Schwarzenberg ein Corps. Bei Bar-sur-Aube 27. Febr. verwundet, mußte er aber infolge davon Mitte März das Heer verlassen. Während der folgenden Friedenszeit avancirte W. zum Feldmarschall. Beim Ausbruch des Kriegs mit der Pforte 1828 erhielt er den Oberbefehl über die russ. Armee am Pruth. Er überschritt denselben und besetzte die Donaufürstenthümer, nahm später auch Varna, zersplitterte indeß seine Streitkräfte durch Belagerungen und wurde beim Angriff auf das feste Lager des Großveziers bei Schumla abgeschlagen. Endlich mußte er über die Donau zurückgehen. Für den Feldzug von 1829 erhielt dann an W.'s Stelle Graf Diebitsch (s. d.) den Oberbefehl. W. trat in den Reichsrath, wurde 1834 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben und starb 11. Juni 1843 auf einer Reise in Lemberg.

Witthum (dotalitium, franz. douaire) heißt der Theil der Güter des Mannes, welchen nach seinem Tode seine Witwe (s. d.) zu fordern hat. Bei den german. Nationen war es gewöhnlich, der Frau sogleich bei der Verheirathung einen Theil der Güter des Mannes zum lebenslänglichen Genuß, auch wol zum Eigenthum auszusetzen. Es wurde dies in mehrern Ländern gesetzlich ein Drittheil oder ein Viertheil der Güter. Das Lehnwesen änderte aber die Sache. Der Mann durfte über Lehngüter nicht mehr so verfügen; auf der andern Seite brachten nun auch die Frauen dem Manne häufig baares Vermögen zu. Daraus entstand zunächst das eigentliche dotalitium, eine Art der Zurückgabe des von der Frau dem Manne zugebrachten Vermögens, indem ihr statt des Kapitals doppelte und ebenso von dem gewöhnlichen Gegenvermächtnisse gleichfalls doppelte, also eigentlich vierfache Zinsen auf Lebenszeit als Leibgedinge bezahlt werden, wobei sie das Kapital selbst nicht zurückbekommt. Sie hat aber meist die Wahl, entweder das Kapital oder die vierfachen Zinsen zu nehmen. Das Leibgedinge verliert sie auch nicht, wenn sie sich wieder verheirathet (ihren Witwenstuhl verrückt); in manchen Ländern ist es aber bei Lehngütern auf ein gewisses Verhältniß zum Werthe des Lehns eingeschränkt. Ferner entstand daraus das eigentliche W. (vidualitium), der standesmäßige Unterhalt, welcher der Witwe aus den Gütern des Mannes und bei fürstl. Witwen von dem Lande gewährt wird. Dieses geht verloren, sobald die Witwe sich wieder verheirathet. Es gehören dazu Wohnung (Witwensitz), baares Geld und Naturalien; auch wird zuweilen der Genuß eines Guts oder Grundstücks dazu angewiesen. Nach neuern Rechten kann meistens ein W.

neben oder anstatt des gesetzlichen Erbtheils aus dem ehemännlichen Nachlasse nur auf Grund besondern Vertrags oder eines Letzten Willens gefordert werden.

Wittig (August), vorzüglicher deutscher Bildhauer, geb. 22. März 1826 zu Meißen, begann das Studium seiner Kunst 1843 zu Dresden unter Rietschel's Leitung und machte sich in den J. 1846—48 durch ein Relief, Raub des Hylas, eine Bronzegruppe, Siegfried und Chriemhilde, welche der Kunstverein ankaufte und verloste, sowie auch zwei größere Kinderfriese, Landwirthschaft und Gartencultur, vortheilhaft bekannt. In den Stand gesetzt, nach Italien zu gehen, trat er im Frühjahre 1849 die Reise an und weilte sechs Monate in München, dann einige Monate in Florenz. 1850 kam er nach Rom, wo er bis 1863 lebte. Das Talent W.'s ist auf das Großartige und Erhabene gerichtet. Von seinen Werken sind hauptsächlich hervorzuheben: die weibliche Figur einer Charitas, der sich drei Kinder anschmiegen (1851), ausgezeichnet durch gesunde, volle Formen in natürlichem Affect, voll kräftigen, sinnlichen Behagens; die überlebensgroße Statue eines Jägers (1852), welche nach London kam; Hagar und Ismael, Kolossalgruppe (1853), jene mächtig, michelangelesk, dieser ein wundervoller Knabenkörper, in jedem Muskel verschmachtend; Ganymed und Hebe, zwei Medaillons; eine Pieta (1858), Kolossalgruppe, gewaltig in Form, edel im Ausdruck; eine Grablegung Christi und eine Loreley (1860), zwei vorzügliche Reliefbildwerke. Verschiedene dieser Arbeiten sind mehrmals von ihm in Marmor wiederholt worden. 1864 folgte W. einem Rufe nach Düsseldorf und übernahm daselbst als Professor die Gründung einer Bildhauerschule. Zur Gedächtnißfeier für Cornelius arbeitete er dessen dreimal lebensgroße Büste. — Hermann W., ebenfalls ein trefflicher Bildner, geb. 26. Mai 1819 in Berlin, studirte an der dortigen Akademie besonders unter Friedrich Tieck und von 1846—48 in Rom. Seine Schöpfungen gehören dem Kreise des Anmuthigen und Idyllischen an und entfalten in den Darstellungen von Fischerinnen, Bacchantinnen, Winzerinnen, Schnitterinnen und Jägerinnen, theils als Einzelfiguren, theils als Gruppen, Grazie, Originalität und Erfindungsgabe. So gehören auch eine Marmorstatuette der Rebekka, eine Flora, eine Gruppe von Jakob und Rahel zu seinen ansprechendsten Werken, die meist halbe Lebensgröße nicht übersteigen oder sich noch darunter halten. Auch Idealköpfe (Jahreszeiten, Victoria) von anmuthender Schönheit hat er gebildet. Von Porträtbüsten ist besonders die in kolossalem Maße ausgeführte von Ludwig Tieck zu nennen. Mit einem Christuskopfe für die Kapelle von Schloß Rheineck siegte er über viele Bewerber. Im Fronton zum rigaer Stadttheater legte er sein Talent für figürliche Ornamentik (1862) dar, desgleichen in einigen Arbeiten für das leipziger neue Stadttheater.

Wittstock, Stadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, Sitz des Kreisgerichts für die Ostpriegnitz, liegt an der Dosse und zählt 7230 E. (1867). Die Stadt besitzt zwei Kirchen, darunter die schöne Marienkirche, ein merkwürdiges Rathhaus, ein Landarmenhaus (für 500 Personen) mit Strohflechterei und ein Gymnasium (bis 1867 städtische Realschule). Die Gewerbthätigkeit ihrer Bewohner erstreckt sich vorzugsweise auf Tuch-, Leder- und Tabackfabrikation. Hier erfochten 24. Sept. 1636 die Schweden unter Banér einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher unter Hatzfeld und die Sachsen unter Kurfürst Johann Georg I. Die Verbündeten, welche Banér ein ganzes Jahr in Schach gehalten, verloren in der Schlacht und auf dem Rückzuge 5000 an Todten, 6000 an Verwundeten und 8000 an Gefangenen, 151 Fahnen, 42 Kanonen, 180 Munitions- und 1000 Packwagen, während die Schweden 2000 Todte und 5000 Verwundete hatten.

Witwe (lat. vidua) nennt man eine Frau, die ihren Mann durch den Tod verloren hat. Sie behält in der Regel den Aufenthalt an dem Orte, wo ihr Mann lebte, doch kann sie ihren Wohnsitz willkürlich verändern. Ihr verbleibt der Name, Rang und Gerichtsstand ihres verstorbenen Mannes, bis sie sich wieder verheirathet; eine außereheliche Schwangerschaft ändert hierin nichts. Die binnen der nächsten zehn Monate nach des Mannes Tode von der W. geborenen Kinder gelten für eheliche, es müßte denn die Unmöglichkeit nachgewiesen werden, daß ihr verstorbener Mann sie erzeugt haben könnte. Die W. hat ein Jahr lang um den verlorenen Mann zu trauern; bei Uebertretungen wird über sie eine willkürliche Strafe verhangen, die neugeschlossene Ehe aber wird nicht ungültig. Nach röm. Recht hat die W. im allgemeinen kein Erbrecht, außer auf das Ganze, wenn der verstorbene Gatte keine Verwandten innerhalb des zehnten Grades hat, und auf den vierten oder den Kindestheil unter der entgegengesetzten Voraussetzung. Die W. erhält zwar ihr Erbtheil, doch hat sie davon nur den Nießbrauch, das Eigenthum daran gehört ihren Kindern. Von dem Todtschläger ihres Mannes kann die arme W. Entschädigung fordern. Die Particulargesetzgebungen haben an der röm. Erbfolge viel

geändert. Nach gemeinem sächs. Recht hat die W. den vierten Theil der männlichen Verlassenheit, nach dem sächs. bürgerlichen Gesetzbuch aber, bei dem Zusammentreffen mit nur entferntern Seitenverwandten vom Oheim abwärts muthmaßlich schon das gesammte Erbe in Anspruch zu nehmen. Nach franz. Recht beerben sich Ehegatten gegenwärtig nur in Ermangelung von anerkannten Kindern, Aeltern, Geschwistern und deren Nachkommen. Nach engl. Recht gebührt der W. auf Lebenszeit ein Drittheil aller erblichen Besitzungen ihres verstorbenen Mannes als Witthum. Nach deutschem Rechte haben die adelichen W. noch besondere Begünstigungen, namentlich Witthum (s. d.) und Leibgedinge.

Witwenkassen sind Anstalten zur Versorgung und Unterstützung von Witwen. Es gibt ihrer eine große Anzahl, welche sich zum Theil wesentlich voneinander unterscheiden. Namentlich zerfallen sie in solche, die ganz und vollständig auf der Grundlage der Versicherung stehen, und in solche, bei denen dies gar nicht oder doch nur zum Theil der Fall ist. Zu letzterer Art gehören diejenigen Kassen, welche durch Schenkungen, Vermächtnisse oder in anderer Weise ein größeres oder geringeres Kapitalvermögen besitzen, deren Zinsen alljährlich gleichmäßig unter die vorhandenen berechtigten Witwen vertheilt werden. Doch pflegt niemals eine Witwe mehr als eine gewisse Summe jährlich zu erhalten, und die Ueberreste der Zinsen werden dem Kapital zugeschlagen. Häufig besteht bei diesen Kassen die Einrichtung, daß die Ehemänner der Frauen, welche als Witwen berechtigt werden, ein Einkaufsgeld und einen jährlichen Beitrag an die Kasse zahlen müssen. In diesem Falle wird bei der Vertheilung der Zinsen mitunter nicht jede Witwe gleichmäßig, sondern mit Rücksicht auf die Höhe des vom verstorbenen Ehemann gezahlten Betrags bedacht. Ferner gehören zu dieser letztern Art der W. die Witwenpensionskassen des Staats und der Corporationen für Beamte, Geistliche, Lehrer, Militärs u. s. w. Auch hier müssen zwar in der Regel jährliche Beiträge von dem Ehemanne, dessen Frau Anspruch auf Witwenpension erhält, nach Maßgabe der Höhe des Gehalts und der künftigen Witwenpension gezahlt werden, aber der Staat und die Corporationen pflegen bedeutende Summen zuzuschießen. Auf die W., die reine Versicherungsanstalten sind, findet im allgemeinen das Anwendung, was vom Versicherungswesen (s. d.) gilt. Der Ehemann, welcher seiner Witwe eine Pension sichern will, thut dies, indem er mit einer W. oder Witwen-Pensionsversicherungsanstalt auf Grund des Statuts und der Tarife derselben einen Vertrag abschließt, in dem die Anstalt der Witwe seinerzeit eine bestimmte jährliche Pension bis an ihren Tod, seltener nur bis zur Mündigkeit der hinterlassenen Kinder zu zahlen verspricht. Der Ehemann verpflichtet sich dagegen, entweder sofort eine einmalige Zahlung zu leisten, ein bestimmtes Kapital der Anstalt zu überweisen (d. h. er schließt eine Versicherung auf Kapitalfuß ab), oder aber alljährlich bis zu seinem Tode, bezüglich, wenn seine Ehefrau vor ihm sterben sollte, bis zum Tode derselben einen gewissen jährlichen Beitrag zu gewähren (d. h. er schließt die Versicherung auf Contributionsfuß ab). Sowol die Höhe des Kapitals als des jährlichen Beitrags bestimmt sich nach der Höhe der zu zahlenden Pension und nach dem Alter des Versicherten und seiner Ehefrau, und wird auf Grund von Mortalitätstabellen durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung ermittelt. Beide Zahlungen müssen, wenn die W. sicher bestehen soll, derart festgestellt werden, daß bei dem Tode des Mannes, nach Abzug der Verwaltungskosten und eines billigen Unternehmergewinns, wahrscheinlich eine so hohe Summe vorhanden, daß die Zahlung der Pension der Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode gesichert ist. Daraus folgt: je höher die Pension, je jünger die Ehefrau, je älter der Ehemann, desto höher müssen das Kapital und die Beiträge bemessen werden; je kleiner die Pension, je älter die Ehefrau, je jünger der Ehemann, desto niedriger berechnen sich Kapital und Beiträge. Stirbt die Frau vor dem Manne oder wird sie von ihm geschieden und als schuldiger Theil erklärt, so sind die gezahlten Beiträge der Kasse verfallen. W. sind in der Regel Speculationsunternehmungen, welche sich an Lebensversicherungsanstalten anschließen. Dieselben können aber auch auf Gegenseitigkeit beruhen, gewähren indeß in diesem Falle selten volle Sicherheit dafür, daß sie ihre Verpflichtungen immer werden erfüllen können.

Witz ist das Talent, zwischen zwei scheinbar völlig fremden und weit voneinander entlegenen Vorstellungen unvermuthete Aehnlichkeiten zu entdecken. Das Unvermuthete des Zusammentreffens bildet das Frappante oder Pikante des W. Doch muß dabei der Punkt der Aehnlichkeit (die Spitze oder Pointe) leicht und ungesucht ins Auge springen, sonst ist der W. stumpf und verfehlt seine Wirkung der angenehmen Ueberraschung. Die gemeinste Art des W. ist der Wortwitz, welcher sich an der Aehnlichkeit der Wortklänge von verschiedener Bedeutung ergötzt (z. B. «die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft» u. dgl.). Höher steht

der bildliche W., welcher nicht Worte, sondern Dinge, Handlungen und Zustände höchst verschiedener Art aneinanderknüpft. Diesen nennt Jean Paul selbst witzig den gewissenlosen Priester, welcher jedes ihm begegnende Paar copulire. Ruge nennt ihn einen Wechsel auf Sicht, weil er nur dadurch wirkt, daß er auf der Stelle acceptirt wird. Denn wird der W. nicht auf der Stelle verstanden, so ist ihm damit schon die Spitze abgebrochen. Die dichterischen Kunstformen, bei denen der W. als eine unentbehrliche Darstellungsform seine stärksten Wirkungen hervorbringt, sind das Komische (s. d.), die Satire (s. d.) und der Humor (s. d.). Wenn der W. gesucht erscheint, wie dies häufig bei solchen Schriftstellern vorkommt, welche auf witzige Bemerkungen Jagd machen, so heißt er Schulwitz; springt er dagegen ungesucht und naiv hervor, so nennt man ihn Mutterwitz. Im frühern, jetzt veralteten Sprachgebrauche hatte das Wort W. oder Witze eine weitere Bedeutung. Man gebrauchte es überhaupt für Geist (esprit) im Sinne einer raschen und beweglichen Auffassungs- und Beurtheilungsgabe.

Witzleben (Job Wilh. Karl Ernst von), preuß. General und Kriegsminister, wurde 20. Juli 1783 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater als Hauptmann im Infanterieregiment des Herzogs von Braunschweig stand. In seinem 11. J. kam W. in das Pageninstitut nach Potsdam und wurde bald darauf königl. Leibpage. 1799 trat er als Fähnrich bei der Leibgarde ein, und 1802 wurde er Offizier. Als solcher rückte er 1806 mit den Garden ins Feld, begleitete am Tage der Schlacht bei Jena die Bagage des Königs nach Erfurt und sah sich daselbst in die Capitulation des Feldmarschalls von Möllendorf eingeschlossen. Während seiner Kriegsgefangenschaft hielt er sich theils in Halberstadt, theils in Berlin auf, wo er fleißig studirte, bis im Aug. 1807 seine Auswechselung erfolgte, worauf er sich in das Hauptquartier Blücher's nach Pommern begab. Hier erhielt er eine Sendung an Marschall Soult, und bald darauf wurde er mit Depeschen an den König nach Memel geschickt, der ihn zum Premierlieutenant ernannte und ihm eine Compagnie in der Garde verlieh. Eine gediegene Abhandlung über den leichten Dienst gewann W. die Gunst des Generals Scharnhorst, sodaß er im Dec. 1808 als Stabskapitän zu dem neuerrichteten Gardejägerbataillon kam. Anfang 1812 in dieser Truppe zum Major befördert, betheiligte er sich 1813 an der Schlacht von Großgörschen, befehligte dann die Arrièregarde im Défilé von Groitzsch und wurde vor der Schlacht bei Bautzen mit einem kleinen Corps nach Kamenz auf Kundschaft entsendet. Während des Waffenstillstandes stieg er zum Commandeur eines Gardebataillons, während des Feldzugs in Frankreich, wo er sich namentlich bei Paris auszeichnete, zum Oberstlieutenant. Im Frühjahr 1815 ward er dem Generalstabe der niederländ. Armee unter Blücher beigegeben, dann als Oberst und Chef des Generalstabs zum norddeutschen Bundescorps versetzt. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde W. zum wirklichen Inspecteur der Jäger und Schützen und kurze Zeit darauf zum Chef des Generalstabs beim Generalcommando in Ostpreußen unter Bülow ernannt, blieb aber doch in Berlin, um die Organisation der Jäger und Schützen zu vollenden. 1817 erhielt er die Stelle als Director des dritten Departements des Kriegsministeriums, rückte 1818 zum Generalmajor und Generaladjutanten des Königs auf und wurde endlich 1821 zum Generallieutenant sowie, als 1833 der Kriegsminister von Hake abtrat, zum wirklichen Staats- und Kriegsminister erhoben. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn jedoch 1835 die Entbindung von seinen Geschäften nachzusuchen. Er starb 9. Juli 1837. W. war ein Mann von strenger Rechtlichkeit, Geschäftseifer und gründlichen Kenntnissen. Seiner Thätigkeit verdankt die preuß. Regierung besonders die Errichtung der Unteroffizierschule, der Cadettenhäuser in Schlesien und am Rhein, vor allem aber die innigere Verschmelzung des Linienmilitärs mit der Landwehr. Auch über den Kreis der Militärangelegenheiten hinaus gewährte ihm das Vertrauen des Königs Einfluß auf polit. und kirchliche Angelegenheiten, wie man ihm denn namentlich großen Antheil an der Abfassung der preuß. Kirchenagende zuschreibt. Vgl. Minutoli, «Der Graf von Haugwitz und Job von W.» (Berl. 1844).

Witzleben (Karl Aug. Friedr. von), als Novellist A. von Tromlitz genannt, nach Tromlitz in Thüringen, dem Gute seines Vaters, wurde daselbst 27. März 1773 geboren. Neun Jahre alt, kam er in das Pageninstitut zu Weimar. In seinem 13. J. trat er in preuß. Kriegsdienste und nahm als Offizier an den Feldzügen am Rhein 1792—95 theil. Schon damals versuchte er sich als Schriftsteller. 1806 befand er sich als Oberstlieutenant im Hauptquartiere des Herzogs von Braunschweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürsten von Hohenlohe. Bei Prenzlau gefangen, ging er infolge der Reduction des preuß. Heeres in großherzogl. bergische Dienste über, wo er als Hauptmann der Infanterie, bald darauf aber als Escadronchef bei einem Lancierregiment Anstellung erhielt. 1811 ging er an der Spitze eines von ihm zu Münster gebildeten Lancierregiments nach Spanien; doch war er 1812 wieder in Deutschland.

Nachdem Preußen an Frankreich den Krieg erklärt, nahm er aus bergischen Diensten seinen Abschied und übernahm 1813 als russ. Oberst das Commando der hanseatischen Legion. Nach dem Frieden lebte er auf dem Lande bei Halle, bis er 1821 zur vorlängst abgebrochenen schriftstellerischen Thätigkeit zurückkehrte, der er, erst zu Berlin, dann seit 1826 in Dresden, bis zu seinem Tode 9. Juli 1839, treu blieb. Seine im «Gesellschafter», «Freimüthigen», in der «Abendzeitung» und in Taschenbüchern, namentlich in dem von ihm herausgegebenen «Vielliebchen» mitgetheilten Novellen und Erzählungen erschienen als «Sämmtliche Schriften» in drei Sammlungen (zusammen 99 Bde., Dresd. 1829—40). Man hat ihm, besonders in den spätern Arbeiten, verbrauchte Motive und den Umstand zum Vorwurf gemacht, daß er sich in der Wahl seiner histor. Stoffe allzu sehr auf den Kreis des Dreißigjährigen Kriegs beschränkte und dennoch sich nirgends zu einer höhern histor. Auffassung erheben konnte. Gleichwol hatte er sich durch unermüdetes Schaffen und eine im ganzen frische Darstellung ein zahlreiches Publikum erworben.

Wladimir, ein 861 Q.-M. großes und $1^1/_5$ Mill. E. (1864) zählendes Gouvernement des europ. Rußland, welches zu Großrußland gehört, liegt ganz im Flußgebiet der Wolga und wird von einem Hauptnebenflusse derselben, der Oka, die hier die Kljäsma aufnimmt, durchströmt. Das Gouvernement, welches den größten Theil des alten Großfürstenthums gleiches Namens umfaßt, ist ein ebenes, nur von wellenförmigen Hügeln durchzogenes, meist fruchtbares und für Landbau und Viehzucht trefflich geeignetes Terrain, indem der Boden größtentheils aus Thon, zum Theil auch aus Morastgrund und Sandflächen besteht. Von der ganzen Oberfläche ist die Hälfte Culturland, die kleine Hälfte Wald. Getreide-, Flachs-, Hanfbau, Gemüse- und Obstzucht bilden neben der Viehzucht die Haupterwerbsquellen der Bewohner. Auch die Jagd liefert reiche Ausbeute. Das Mineralreich gewährt Marmor, Thon, Mühl- und Bausteine und Eisen. Ueberdies ist W. nach Moskau das industriereichste Gouvernement Rußlands. Das Fabrikwesen ist auf einer bedeutenden Stufe der Vollkommenheit, und es gibt hier die blühendsten Baumwollmanufacturen des ganzen Reichs, die fünf Neuntel der ganzen russ. Baumwollproduction liefern. Daneben sind die Leinwandindustrie, die Perlmutter-, Krystallglas-, Fayence-, Vitriolöl- und Stahl- und Eisenwaarenfabrikation im Schwunge. Man zählt an 400 Fabriken. Die Hauptstadt W., im Lande Susdal, um 1120 von Wladimir II. Monomachus, Großfürsten von Kiew, erbaut, eine Zeit hindurch (1157—1328) die Residenz der russ. Großfürsten, mit einem uralten Kreml, dessen Mauern aber fast ganz zerfallen sind, hat eine treffliche Lage auf Hügeln des Kljäsma und ist von Kirsch- und Gemüsegärten umgeben. Unter den Gebäuden verrathen nur die Marienkirche und die Dmitriew'sche Kathedrale den ehemaligen Glanz dieser alten Hauptstadt Rußlands, welche in der Tatarenzeit zweimal (1238 und 1410) fast gänzlich verwüstet wurde. Die Stadt zählt 13000 E. und hat 28 Kirchen, 1 stark besuchtes Priesterseminar, 1 Gymnasium und mehrere andere Schulanstalten, 20 größere Fabrikanlagen und ist jetzt durch eine Eisenbahn mit Moskau und mit Nishnij-Nowgorod verbunden. Die zweite Stadt ist Murom, mit 5200 E., an der Oka, in hügeliger Lage, mit mehr als 20 Kirchen und Klöstern und vielen Fabriken, besonders in Seife und Leder. In der Nähe dieser Stadt sind die bekannten, dichtverwachsenen Muromischen Wälder, welche lange Zeit durch Räuberbanden berüchtigt waren. Bemerkenswerthe Städte sind außerdem: Susdal (s. d.), welches bis 1157 Residenz der Großfürsten war; Schuja, ein sehr blühender Fabrikort an der Tesa, mit 8000 E. und starken Baumwollmanufacturen, Lederfabriken u. s. w., welche jährlich für 3 Mill. S.-Rubel Waaren liefern; Pereslawl-Saljesky, an der Mündung des Trubesch in den See Kleschnino oder Pleschtschejewo, 1152 erbaut, mit 35 Kirchen, 7000 E., Leinwand-, Tuch- und Seidenfabriken und nicht unbedeutendem Handel; Alexandrow an der Seraja, mit 5200 E., Baumwollmanufacturen, Flinten- und Eisenwaarenfabriken, einst Asyl Iwan's IV.; Jurjew-Polsky, an der Kolokscha, mit 4500 E., ebenfalls mit Baumwoll- und andern Fabriken; Wjasniki an der Eisenbahn, mit 4500 E., Leinweberei und bedeutendem Kornhandel; Melenki, an der Unsha, mit 4800 E., vielen Fabriken, benachbarten großen Eisenhütten, Eisengießereien, Glashütten, Krystallfabriken; Gorochowez, an der Kljäsma, ein Stapelplatz mit 2600 E., Leder- und besonders wichtiger Zwirnfabrikation. Wie bedeutend die Industrie des flachen Landes ist, beweisen die zahlreichen Fabrikdörfer: Pistiaki, das mit seiner Umgebung über 15000 E. zählt und durch die Lieferung einer ungeheuern Menge von gestrickten wollenen Strümpfen und Handschuhen berühmt ist; Iwanowo, mit 5432 E., ein dem Grafen Scheremetjew gehöriges Dorf, das russ. Manchester genannt. Hier und in den dazugehörigen Sloboden befinden sich 130 Kattun- und Zitzfabriken, die weit über 40000 Individuen beschäftigen und jährlich 1 Mill. Stück Zitz und Halstücher im Werthe von 8 Mill. S.-Rubel liefern. Außerdem sind in diesem

Dorfe und Umgegend Eisen- und Kupfergießereien, Fabriken für Maschinen, Chemikalien u. s. w. im Gange, sodaß im ganzen mehr als 50000 Menschen Beschäftigung finden. Der Ort Cholui oder Choluiskaja-Sloboda, mit 1900 E., ist nur von Malern bewohnt, die jährlich 4—500000 Heiligenbilder für Dorfkirchen und Bauernstuben versenden.

Wladimir der Große, Großfürst von Rußland, wurde 981, nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen russ. Staats und vergrößerte denselben durch Besiegung verschiedener benachbarter Völker, sodaß unter ihm bereits das russ. Reich vom Dnjepr bis zum Ladogasee und bis an die Ufer der Düna reichte. Da W. auch im Innern des Reichs manche gute Einrichtungen traf, so gebührt ihm mit Recht der Beiname des Großen, den ihm sein Volk bei seinem Tode gab. Den Beinamen des Heiligen erwarb er sich dadurch, daß er bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griech. Prinzessin Anna Romanowna 988 sich taufen ließ und mit seinem ganzen Hofstaate und einem großen Theile seines Volks zur christl. Religion überging, während er bis dahin Heide gewesen war. Er ließ sich die Ausbreitung des Christenthums von ganzem Herzen angelegen sein, gründete Kirchen, z. B. in Susdal, und Klöster, legte Schulen an und berief aus Konstantinopel eine Menge Priester, die den christl. Cultus unter seinem Volke verbreiteten. Er wurde damit der Begründer der griech.-kath. Kirche in Rußland. Einen Misgriff beging er dadurch, daß er bei seinem Tode, 1015, sein Reich unter seine zwölf Söhne theilte, die gemeinsam unter der Oberherrschaft des ältesten, den er zum Großfürsten ernannte, regieren sollten. Es lag darin der Grund, daß kurz nach seinem Tode eine Reihe Familienkriege begann, die eine Auflösung des Reichs in viele vereinzelte Fürstenthümer und endlich beim Hereinbrechen der tatar. Horden den gänzlichen Verfall des Staats zur Folge hatten. Die Stadt Wladimir und das frühere Großfürstenthum gleiches Namens haben zu Ehren W.'s ihre Benennung erhalten. Desgleichen stiftete die Kaiserin Katharina II. 1782 zu W.'s Andenken den Wladimirorden in vier Klassen.

Wladislaw oder Ladislaw ist der Name von drei poln. Herzogen und vier poln. Königen. — **W. I.** Hermann regierte 1081—1102. Er unternahm mehrere glückliche Züge gegen die Pommern, unterdrückte einen Aufstand seines natürlichen Sohnes Zbignjew und theilte darauf zwischen diesem und seinem ehelichen Sohne Boleslaw das Reich, indem er sich nur die Hauptstädte vorbehielt. Später lehnten sich beide Söhne gegen den Vater auf und nöthigten ihn, seinen Vertrauten, den Palatin Sieciech, unter dessen selbstsüchtigen Bestrebungen das Land zu leiden hatte, zu entlassen. W. starb 1102 zu Plock und ruht unter einem prächtigen Denkmale im dortigen Dome. — **W. II.**, des vorigen Enkel, erhielt bei der Theilung Polens durch Boleslaw III. 1139 Krakau und Schlesien und das Seniorat über seine Brüder. Als er aber seine Brüder ihrer Länder berauben wollte, wurde er von diesen bei Posen überwunden und mußte mit seiner Gemahlin Agnes, einer Halbschwester Kaiser Konrad's III., nach Deutschland fliehen. Vergeblich suchte ihn Friedrich I. nach einem siegreichen Zuge in das Innere Polens wieder einzusetzen, und W. starb in Deutschland 1162. Erst seine Söhne erhielten Schlesien wieder und gründeten dort die piastischen Herzogthümer Breslau, Ratibor und Glogau. — **W. III.**, Sohn Mieczyslaw's III., Herzog von Großpolen, war durch eine Fehde mit der Kirche genöthigt, die eine Zeit lang behauptete Oberhoheit unter den poln. Fürsten 1207 wieder aufzugeben, und starb, von einem Neffen, W. Odonicz, auch aus Großpolen vertrieben, 1231. — **W. I.** Lokjetek (eigentlich W. IV.) sah sich als Herzog von Krakau zu vielfachen Kämpfen mit den andern poln. und schles. Fürsten sowie mit den Böhmen genöthigt und wurde infolge dessen mehrmals aus seinen Besitzungen vertrieben. Eine Zeit lang unstet umherirrend, gelang es ihm jedoch durch seine Kraft und Beharrlichkeit, die gewaltigsten Hindernisse zu besiegen und Polen, das 200 J. lang durch Theilungen zerrissen gewesen, wieder zu vereinigen. 1319 ließ er sich zu Krakau als König von Polen krönen. Mit Weisheit wußte er die Verschmelzung der bisher getrennten Theile des Reichs und das Aufblühen des Handels und der Rechtspflege herbeizuführen. Durch Verheirathung seines Sohnes an eine Tochter des litauischen Großfürsten Gedimin bereitete er die Vereinigung Polens mit Litauen vor. Er starb nach glorreicher Regierung 1333 zu Krakau. — **W. II.** Jagello, s. Jagello. — **W. III.**, der Sohn und Nachfolger Jagello's, wurde, 10 J. alt, 1434 gekrönt und 1439 nach dem Tode Albrecht's auch von den Ungarn als W. I. zum Könige gewählt. Im Kriege mit den Türken erlangte er durch Hunyad (s. d.) einen vortheilhaften zehnjährigen Waffenstillstand, aber auf den Antrieb des Papstes Eugenius IV., welcher ihn von dem durch einen Eid bekräftigten Tractate entband, erneuerte er den Kampf und fiel ins türk. Gebiet. Die durch den Treubruch aufs äußerste gereizten Türken siegten in der Schlacht bei Varna 10. Nov. 1444, in der W. mit dem größten Theile der Ritterschaft das

Leben verlor. — W. IV., Sohn Sigismund's III. (s. d.), regierte 1632—48. Noch als Kronprinz erwählten ihn die Russen zum Zaren; doch durch die Unentschlossenheit seines Vaters wurde er dieser Krone verlustig. Ein geistreicher, staatskluger Fürst, bemühte er sich, die Mängel der poln. Verfassung zu heben, ohne durchdringen zu können. Vergeblich suchte er den Bedrückungen der Dissidenten Einhalt zu thun; vergeblich veranstaltete er das Religionsgespräch zu Thorn; vergeblich nahm er sich der aller Rechte beraubten Kosacken an. Der Adel widerstrebte in allem. Zwar gelang es ihm, mit den Russen und Schweden ziemlich vortheilhafte Verträge abzuschließen, und die Türken wurden durch Koniecpolski von Kamieniec zurückgetrieben. Allein der Staat schwebte dennoch infolge des Kosackenaufstandes unter Chmielnicki, der an den Goldenen Gewässern und bei Korsun die poln. Heere aufgerieben hatte, in äußerster Gefahr, als W. 20. Mai 1648 in Merecz starb und sein Bruder Johann II. Kasimir den Thron bestieg.

Wlasta, der Sage nach Freundin der böhm. Herzogin Libussa (s. d.), welche nach dem Tode dieser Fürstin das Joch der männlichen Herrschaft sich nicht gefallen lassen wollte, mit ihren Freundinnen nach Art der Amazonen zu den Waffen griff und einen Vernichtungskrieg gegen das ganze männliche Geschlecht anfing, und dem Wyschehrad gegenüber eine feste Burg mit hohen Thürmen unter dem Namen Djewin oder Mädchenburg errichtete, sodaß sie endlich von dem Herzoge Przemysl mit Gewalt besiegt und ihre Burg zerstört werden mußte. Diese Sage ist wahrscheinlich ohne alle histor. Begründung, ein reines Werk der Volksphantasie, da die ältesten einheimischen und auswärtigen Chronisten auch nicht die geringste Erwähnung des Mädchenkriegs thun. Der Romandichter Hajek ist die Quelle für alle spätern Bearbeitungen dieser Sage, unter welchen die «Wlasta» von K. E. Ebert die erste Stelle einnimmt.

Woche, ein Zeitabschnitt von sieben Tagen, ist ihrem Ursprunge nach höchst wahrscheinlich nur ein natürlicher Theil einer ebenso natürlichen größern Einheit, des sog. synodischen oder durch den Mondumlauf gebildeten Monats, dessen Viertel die siebentägige W. nur um drei Achtel Tage übertrifft. Deshalb findet sie sich auch als einheimische Zeiteintheilung bei den entlegensten Völkern, wie z. B. bei den Chinesen und den alten Peruanern. Den semit. Völkern und den Aegyptern war sie schon sehr früh bekannt, aber nur bei den Israeliten ward die von scheba (d. i. sieben) schebua genannte W. auch mit der Kosmogonie, der Gesetzgebung und der Religion in Verbindung gebracht, sofern jeder siebente Tag als Sabbat, d. h. als allgemeiner Ruhetag gefeiert und der Eintritt des Pfingstfestes oder des jüd. Erntedankfestes nach einem Wochencyklus bestimmt wurde, wovon dies Fest auch den Namen Wochenfest erhielt. Im gemeinen Leben scheint man jedoch die Zeitbestimmungen häufiger nach Tagen als nach W. gezählt und erst nach dem Exile die Wochenrechnung gewöhnlicher angewendet zu haben. Auch finden sich keine Namen für die einzelnen Wochentage. Noch im Neuen Testamente sowie bei den ältern Kirchenvätern wird gewöhnlich gezählt «am ersten, zweiten u. s. w. des Sabbats» für Sonntag, Montag u. s. w., und auch die griech. Benennung ἑβδομάς selbst findet sich im Neuen Testamente nicht. Gleichwol gab es wahrscheinlich schon vor Christi Geburt Namen der Wochentage, deren Erfindung Dio Cassius den Aegyptern zuschreibt. Aber diese Namen hatten zunächst nur astrol. Bedeutung und waren so entstanden, daß man die erste Stunde des Sonnabends unter der Herrschaft des äußersten Planeten, des Saturns, stehend dachte und, so durch die 24 Tagesstunden und die damals angenommenen sieben Planeten fortzählend, für die erste Stunde des folgenden Tags die Sonne, für die erste des dritten den Mond u. s. w. erhielt. Diese astrologische siebentägige W. kam zugleich mit ihren Tagesnamen ungefähr gegen Anfang der christl. Zeitrechnung zu den Griechen (welche ihren Monat in drei Dekaden theilten), desgleichen zu den Römern und ward bei diesen, wie aus vielfachen Zeugnissen alter Schriftsteller hervorgeht, bald sehr beliebt, obschon die alte achttägige Woche der Römer (nundinae, weil der auch für die Staatsgeschäfte wichtige Markttag nono quoque die, an jedem neunten Tage, wiederkehrte) erst durch Konstantin officiell aufgehoben wurde. Begründet war die so allgemeine Verbreitung der siebentägigen W. wol zunächst in der damals herrschenden Vorliebe für Sterndeuterei. Wesentlich gefördert aber wurde sie durch die mit andern orient. Culten im Abendlande aufgenommenen jüd. Religionsvorstellungen, die besonders dem Sabbate eine ausgedehnte, durch mancherlei Aberglauben verstärkte Geltung verschafften. Es geschah daher auch, daß der Name Sabbat in alle roman. Sprachen, ja selbst in die deutsche verpflanzt wurde (ital. sabbato, span. sabado, franz. samedi [sabbati dies], althochdeutsch sambaztac, oberdeutsch Samstag). So gingen nun auch die bisher für jede Siebenzahl geltenden griech. und röm. Wörter, das griech. ἑβδομάς und das lat. septimana, als besondere Benennungen auf die siebentägige W. über. Letzteres findet sich in dieser Bedeutung zuerst im Codex Theodosianus und drang

in alle roman. Sprachen (ital. settimana, semmana, span. und portug. semana, franz. semaine), ja sogar bis ins Irische (sechtmaine). Die Christen aber, welche die siebentägige W. von den Juden überkommen hatten und sie gleich diesen mit dem Sonntage begannen, konnten sich der bereits befestigten heidnischen Namen nicht mehr entschlagen. Eine eigenthümlich christl. Weise, die Wochentage vom Sonntage ab als feria secunda (Montag) bis zur septima (Sonnabend) zu zählen, ist wenig über den kirchlichen Gebrauch hinaus gediehen. Nur neben den Namen des Sonntags (dies solis) stellten die Christen mit Erfolg eine neue an den Auferstehungstag Christi erinnernde Benennung: κυριακή oder (dies) dominicus oder dominica, Tag des Herrn, welche in den roman. Sprachen zur alleinherrschenden wurde (ital. domenica, span. und portug. domingo, franz. dimanche), während das althochdeutsche frôntac (von frôn, dominicus) nur einmal vereinzelt in einer St.-Gallischen Uebersetzung erscheint. Für die übrigen Tage vom Montage bis zum Freitage blieben die astrol. Namen in allen roman. Sprachen üblich. Die Germanen, welche schon nach des Tacitus Berichte gottesdienstliche, gerichtliche und polit. Versammlungen und wichtigere Unternehmungen nach dem Wechsel (althochdeutsch wih-sal, woh-sal) des Mondes bestimmten, konnten sehr wohl von selbst auf eine siebentägige W. (althochdeutsch wehha, wecha, angelsächs. vuce, altnordisch vika, schwed. vecka, dän. uge, goth. vielleicht vikô) gerathen sein; aber bei ihren Benennungen der Wochentage scheint, und schon vor Einführung des Christenthums, röm. Einfluß, vielleicht über Gallien her, gewaltet zu haben. Für Sonntag und Montag wurden die astrol. Namen beibehalten, für die übrigen Tage aber die Namen derjenigen german. Gottheiten gewählt, deren Wesen den entsprechenden röm. Göttern am nächsten verwandt erschien. Solches geschah in allen german. Sprachen, soweit man diese verfolgen kann. Dem röm. Mars entsprach der deutsche Ziu oder Eru, nordisch Tyr. Daher ward dem dritten Wochentage der Name Ziestag, Tiestag, Diestag, Dienstag, bair. Eritag oder Erchtag. Dem Mercur verglich sich Wodan: daher der westfäl. und niederrhein. Godenstag, Gunstag, Genesdag, zu dem die niederländ., engl. und skandinav. Benennungen sich fügen, während in Oberdeutschland sich schon frühzeitig ein abstractes diu mittawecha, Mittwoch, einstellte. Dies Jovis ward überall zum Tage des Donar, nordisch Thor, ebenso dies Veneris zum Tage der Fria, nordisch Frigg, der Gemahlin Wodan's, doch auch in den Namen der Freyja hinüberschwankend. Wiederum beim letzten Wochentage gehen die german. Sprachen auseinander. Den dies Saturni bewahrte das Niederländische, das Angelsächsische und das Englische und der ältere westfäl. Dialekt, während sich im Norden ein laugardagr (dän. löverdag, schwed. lördag), d. i. Badetag, und in Oberdeutschland ein Samstag oder Sonnabend (wahrscheinlich feria ante dominicam) einstellte. Slawen, Litauer, Finnen kennen die Planetentagnamen nicht, sondern zählen die Tage gleich den Griechen. Die Vertauschung der siebentägigen W. mit einer gleichfalls blos zählenden Dekade im franz. republikanischen Kalender hatte nur Bestand vom 5. Oct. 1793 bis zum 31. Dec. 1805. Die in der Bibel vorkommenden Jahreswochen sind Jahrsiebente, die nur der hebr. prophetischen Poesie angehören, und eben solche Jahrsiebente ohne praktisch-chronol. Geltung sind die annorum hebdomadae einiger röm. Schriftsteller. Vgl. Ideler, «Handbuch der Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825—26); Grimm, «Deutsche Mythologie» (2 Bde., 3. Aufl., Gött. 1854).

Wochenbett bezeichnet die unmittelbar auf die Entbindung folgende Zeit, in welcher die Rückbildung der Gebärmutter und die Ausgleichung der Folgen der Geburt vor sich geht. Gleich nach der Geburt schrumpft der Uterus etwa zur Größe eines Kinderkopfs zusammen, und in den folgenden sechs bis sieben Wochen erlangt er, bei ungestörtem Fortgang der Rückbildung, wieder die ursprüngliche Größe. Ebenso erlangen die übrigen bei der Schwangerschaft und der Geburt betheiligten Organe die Beschaffenheit wieder, welche sie außerhalb der Schwangerschaft haben. Diese Rückbildung erfolgt unter Abfluß schleimiger, wol auch etwas blutiger Flüssigkeit (Wochenfluß). Nur bei ruhiger Lage und bei Abhaltung aller andern Schädlichkeiten ist Gewähr dafür, daß die Geburtstheile wieder zu ihrer normalen Beschaffenheit zurückkehren, und es ist daher nothwendig, daß diese Vorsichtsmaßregeln eingehalten werden. Zwar ist auch unter erschwerenden Verhältnissen eine Rückkehr zur Norm möglich, wie dies die tägliche Erfahrung an Frauen der niedern Stände zeigt, die oft unmittelbar nach der Entbindung wieder an die Arbeit gehen, aber oft treten dabei auch Störungen ein, die einen dauernden Nachtheil hinterlassen. Wochenbettfieber heißt so viel als Kindbettfieber (s. d.).

Wodan ist der niederdeutsche, Wuotan der hochdeutsche Name desjenigen Gottes, den die Skandinavier Odin (s. d.) nannten. Dieser Gott wurde nachweislich bei vielen deutschen Stämmen als oberste und wahrscheinlich bei allen als eine besonders hohe und mächtige Gottheit ver-

ehrt. Derselbe hat auch unter allen german. Göttergestalten die vollendetste Ausbildung erfahren, sodaß er, zufolge des allen polytheistischen Religionen innewohnenden monotheistischen Triebes, gleichsam zum Mittelpunkte des ganzen Kreises wurde und alle die Eigenschaften vereinigt in sich trug, welche in den übrigen Göttern mehr vereinzelt zur Erscheinung kamen. Darüber ist freilich seine ursprüngliche sinnliche, physische Bedeutung einigermaßen in den Hintergrund getreten. Von vorchristl. deutschen Sprachdenkmälern, die ihn ausdrücklich erwähnen, hat sich zwar nur ein einziges erhalten, das eine der beiden kleinen, vielleicht schon im 8. Jahrh. entstandenen, aber erst im 10. Jahrh. niedergeschriebenen sog. Merseburger Gedichte. Allein zahlreiche andere Andeutungen sowie die noch lebende Volksüberlieferung lassen mit Sicherheit entnehmen, daß in Deutschland im wesentlichen dieselben Vorstellungen und Mythen von ihm geherrscht haben als im skandinav. Norden. Auch in Deutschland dachte man sich den W. einäugig, mit breitkrämpigem Hute und weitem, dunkelfarbigem Mantel, wodurch Sonne, Wolken und Himmelsgewölbe symbolisirt wurden. Er war der Herr aller Luft- und Wettererscheinungen. Als solcher zeigt er sich noch in der Eigenschaft als Führer der Wilden Jagd (s. d.) oder des Wuotan's (wüthenden) Heeres. Sein Walten erkannte man auch, wenn die Sonne wieder höher stieg, wenn der Frühling über den Winter siegte und der Erntesegen eintrat. Darauf gründet es sich, wenn noch heute in manchen Dörfern zur Zeit der Zwölften oder im Anfange des Mai verkleidete Bursche einen Schimmelreiter darstellen, oder wenn von den Mähern Getreidebüschel für W.'s Pferd aufgespart werden. Doch nicht nur Verleiher des Erntesegens war er, sondern überhaupt der Geber alles Guten, alles Wünschenswerthen, der «Wunsch» selbst, wie die ältere Sprache das nannte, und nicht blos leibliche Gaben verlieh er, sondern auch geistige, die Begeisterung des Dichters wie des Kriegers, die Erfindung der Runen (s. d.) und damit die Grundlage aller Kenntniß ging von ihm aus. Wie er aber alles durchdrang, so wußte er auch alles, was die mytholog. Vorstellungsweise dadurch ausdrückt, daß zwei Raben Huginn (Gedanke) und Muninn (Gedächtniß) ihm alles ins Ohr sagten, was sie sahen und hörten, und daß er selbst von seinem Stuhle Hlidskialf aus die ganze Welt überschaute. Solche Eigenschaften erhoben ihn zum Staatsgotte, sodaß alle polit. Einrichtungen und öffentlichen Handlungen, Gerichte, Friedensschlüsse, Eide u. dgl. unter seinem Schutze standen, und daß Könige ihr Geschlecht und folglich auch ihre Macht von ihm herleiteten. Nach röm.-gallischer Vorstellung verglich sich W. am nächsten dem Mercurius; darum ist auch der dies Mercurii (Mittwoch) als Wodanstag übersetzt worden. Die Sagen von den in Bergen schlafenden Königen oder Kaisern (Karl d. Gr., Otto der Rothe, Friedrich der Rothbart) gehen auf W. zurück.

Wogulen, ein ugrisches Volk, meistentheils an der östl. Seite des nördl. Ural, in den russ. Gouvernements Perm und Tobolsk seßhaft. Das Volk selbst nennt sich und seine Nachbarn, die Ostjaken, Mán-si, d. h. Mán-Volk, von einem Flusse Mán, der mytholog. Wichtigkeit hat als Schauplatz der wogul. Sündflut. Die W. waren einst weiter im Westen und Süden verbreitet und kamen 1499 unter die russ. Herrschaft. Obgleich man seit Herberstein gemuthmaßt hatte, daß die Ungarn (Ugern) von den ugrischen Völkern herstammen, wurden die W. doch erst durch den ungar. Reisenden Anton Reguly (1843—45) durchforscht, dem der finn. Gelehrte Aug. Ahlquist nachfolgte (1855). Die Sprache der W. ist sammt der ostjakischen mit der ungarischen verwandt; die gesammten Ugern bilden aber das östl. Glied der finn. Völker. Die Mythologie und Gesänge der W. sind bemerkenswerth. Gegenwärtig treiben die W. Jagd und Fischfang. Wo sie sich zum Christenthum bekehren, da schwindet ihre Nationalität, und schon ist das Volk kaum noch 10000 Köpfe stark. Ueber ihre Geschichte und Sprache geben namentlich Fischer's «Sibir. Geschichte» (Petersb. 1768) und Lehrberg's «Untersuchungen zur Erläuterung der ältesten Geschichte Rußlands» (Petersb. 1806) Nachrichten. Das Hauptwerk ist jedoch «A' vogul föld és nép» («Land und Volk der W.», Pesth 1864), das P. Hunfalvy aus Reguly's Nachlaß bearbeitete und herausgab. Dieses Werk enthält die wogulischen Sagen und Lieder in der Originalsprache und in ungar. Uebersetzung. Eine Grammatik und ein reiches Wörterbuch der Wogulensprache stehen in Aussicht.

Wohlau oder Wolau, ehemals ein unmittelbares Fürstenthum Niederschlesiens, das jetzt auf die beiden zum breslauer Regierungsbezirk gehörigen Kreise W. und Steinau vertheilt ist, die zusammen etwa $22^1/_4$ Q.-M. mit 75000 E. (1864) zählen. Das Fürstenthum wurde von Polen und den Fürstenthümern Oels, Breslau, Liegnitz und Glogau begrenzt und bildete unter Konrad VIII., gest. 1492, zum ersten mal ein selbständiges Herzogthum, welches dieser mit Oels wieder vereinigte. 1586 erhielt es Johann Georg, zweiter Sohn des Herzogs Georg II. von Brieg, der es, da er ohne Nachkommen starb, an seinen Bruder, Joachim Friedrich von

Brieg, vererbte. Dessen Enkel Christian, der es 1639 zugetheilt erhielt, vereinigte es mit den von seinen Brüdern ererbten Herzogthümern Brieg und Liegnitz. Die Hauptstadt W., an der Jüsche, von Teichen umgeben, ist jetzt Kreis- und Garnisonsstadt sowie Sitz eines Hauptsteueramts. Der Ort hat eine evang. Pfarrkirche und eine schöne kath. Kirche und zählt 2323 E., welche Leinweberei, Färberei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und Landbau treiben. Es besteht hier ein Landbau- und Gartenbauverein. In der Nähe des Orts findet sich guter Mergel.

Wöhler (Friedrich), ausgezeichneter deutscher Chemiker, geb. 31. Juli 1800 zu Eschersheim bei Frankfurt a. M., erhielt seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause zu Rödelheim, wo sein Vater sich als Landwirth niedergelassen hatte, und besuchte seit 1812 das Gymnasium zu Frankfurt. 1819 bezog er die Universität Marburg, um sich medic. Studien zu widmen, die er 1820—23 zu Heidelberg fortsetzte und beendete. Schon vorher hatte sich W. lebhaft für die Naturwissenschaften interessirt, und auch auf der Universität machte die Beschäftigung mit denselben, besonders aber mit Chemie und Mineralogie, einen wesentlichen Theil seiner Studien aus; bereits als Student zu Heidelberg, wo er sich besonders an L. Gmelin anschloß, veröffentlichte er einige chem. Abhandlungen. Nachdem er im Sept. 1823 als Doctor der Medicin promovirt hatte, gab er, auf den Rath von Gmelin, die medic. Laufbahn vorläufig auf und ging nach Stockholm zu Berzelius, in dessen Privatlaboratorium zu arbeiten ihm gestattet war. Hier blieb er fast ein Jahr, währenddessen er auch Berzelius auf einer größern geognostisch-mineralog. Reise begleitete. Hauptsächlich durch diesen, der ihm ein väterlicher Freund geworden war, bestimmt, widmete er sich nun ausschließlich der Chemie. Nach seiner Rückkehr erhielt er, empfohlen durch L. von Buch, im März 1825 eine Anstellung als Lehrer der Chemie und Mineralogie an der neugegründeten Gewerbschule in Berlin. Obgleich bereits 1827 zum Professor an derselben ernannt, nahm er, Familienverhältnisse wegen, schon 1831 seinen Abschied und zog nach Kassel. Hier wurde er bald darauf beauftragt, sich an der Einrichtung der hier neu zu errichtenden höhern Gewerbschule zu betheiligen, an der er später die Lehrerstelle für Chemie und technische Chemie erhielt. Nach Stromeyer's Tode folgte er im März 1836 einem Rufe als ord. Professor der Medicin, Director des chem. Instituts und Generalinspector der hannov. Apotheken nach Göttingen, wo er seitdem mit günstigstem Erfolge wirkte. Seine zahlreichen Untersuchungen und Entdeckungen hat er meist in Zeitschriften, wie in den Liebig'schen «Annalen der Chemie und Pharmacie», deren Mitherausgeber er 1838 wurde, in Gilbert's, dann Poggendorff's «Annalen der Physik und Chemie» und den «Abhandlungen» der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht. Die weiteste Verbreitung im In- und Auslande fand sein «Grundriß der Chemie». Der erste Theil desselben umfaßt den «Grundriß der unorganischen Chemie» (Berl. 1831; 14. Aufl., Lpz. 1868), der zweite den «Grundriß der organischen Chemie» (Berl. 1840; 7. Aufl. 1868). Außerdem sind noch zu nennen: «Die Schwefelwasserquellen zu Nenndorf» (Kass. 1836) und «Die Mineralanalyse in Beispielen» (Gött. 1861). Auch machte er sich durch die deutsche Bearbeitung von Berzelius' «Lehrbuch der Chemie» (4 Bde., Dresd. 1825; 10 Bde., Dresd. und Lpz. 1835—41; 5 Bde., ebend. 1843—48) sowie von dessen «Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften» verdient.

Wohlfahrtsausschuß (Comité de salut public) hieß in der Französischen Revolution die Regierungsbehörde des Nationalconvents (s. d.). Nachdem zunächst 25. März 1793 ein «Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Vertheidigung», aus 25 Mitgliedern, constituirt war, trat schon 6. April eine veränderte Organisation ein, indem der W., aus 9 Mitgliedern bestehend, getrennt wurde von dem sog. «Sicherheitsausschuß» (comité de sûreté générale), welcher letztere die hohe Staatspolizei ausübte. Der W. dagegen sollte alle Schritte der executiven Gewalt leiten und überwachen, und in dringenden Fällen konnte er auch die Verfügungen der Minister suspendiren und selbständig die nöthigen Maßregeln ergreifen. Dieser Ausschuß war dem Convent verantwortlich und mußte anfangs wöchentlich Rechenschaft ablegen. Seine Vollmacht war auf einen Monat beschränkt und wurde dann erneuert, wie auch allmonatlich die Neuwahl der Mitglieder stattfand. Nachdem der Convent 10. Oct. die neue Verfassung suspendirt und eine revolutionäre Regierung bis zum Frieden decretirt hatte, erhielt der W. 3. Dec. 1793 eine erweiterte Competenz. Derselbe fungirte seitdem vollständig als oberste Aufsichts- und Regierungsbehörde, ernannte die Generale und Beamten, schickte Conventsdeputirte als Commissare mit unbeschränkter Vollmacht in die Departements u. s. w. Die Zahl der Mitglieder, welche zeitweilig auf 12 erhöht war, ward dann wieder auf 9 und endlich auf 10 festgesetzt. Gleich unter den ersten Mitgliedern hatte sich Danton befunden, der aber aus Unlust an den überhäuften Geschäften sich schon nach einigen Monaten wieder zurückzog. Dafür trat

27. Juli 1793 Robespierre (s. d.) ein und behauptete bis zum Juli 1794 im W. fortwährend seinen Platz sowie den maßgebenden Einfluß. Neben ihm waren ständige Mitglieder Couthon und Saint-Just, welche drei Männer man als das Triumvirat zu bezeichnen pflegte. Auch saß fortwährend im W. Carnot, der sich jedoch ausschließlich auf die Leitung des Militärwesens beschränkte. Andere hervorragende Mitglieder waren Barère, Billaud-Varennes, Cambon, Collot d'Herbois u. s. w. Man bezeichnet diese Periode als die Zeit des Terrorismus oder der Schreckensherrschaft, während der auch das Revolutionstribunal (s. d.) ununterbrochen seine blutige Arbeit fortsetzte. Am Ende kam es innerhalb des W. zum Zwiespalt, indem die übrigen Mitglieder sich gegen das sog. Triumvirat erhoben und, mit Hülfe der Majorität des Nationalconvents, dasselbe 27. Juli 1794 (9. Thermidor) stürzten. An die Stelle der gestürzten Triumvirn traten Tallien und andere in den W. ein. Auch ward bestimmt, daß bei der monatlichen Erneuerung desselben die vier austretenden Mitglieder nicht wieder wählbar sein sollten. Bei dem reißenden Fortgange der Reaction gegen das frühere Regiment nahm jedoch der Convent schon Ende Aug. 1794 statt der höchsten Centralisation eine ebenso große Zersplitterung der Regierungsgewalt vor. Die Verwaltungszweige wurden an 15 verschiedene Sonderausschüsse vertheilt, und der W. behielt nur die Leitung der militärischen und diplomatischen Geschäfte. Der W. versank seitdem in Bedeutungslosigkeit und hinterließ dem Directorium (s. d.), das im Oct. 1795 eintrat, die Geschäfte im tiefsten Verfall. (S. Frankreich.) Nächst Carnot's und besonders Barère's Memoiren vgl. Senart, «Mémoires inédits, ou révélations puisées dans les cartons des comités de salut public et de sûreté générale» (2. Aufl., Par. 1824).

Wohlfahrtspolizei, s. Polizei.

Wohlgemuth (Michel), der Hauptvertreter der mittlern nürnberger Malerschule und Lehrer Albr. Dürer's, wurde zu Nürnberg 1434 geboren und starb daselbst 1519. Zu seiner Zeit galt er für den besten Maler Nürnbergs und hatte aus der Nähe und Ferne so viele Bestellungen, meist von Altären und Votivbildern, daß er seine Kunst mit vielen Gesellen fabrikmäßig betreiben konnte, wie er sich überhaupt über einen routinirten Handwerker nie erhoben hat. Nürnberg und Umgegend, wie Schwabach, Hersbruck und andere Orte, weisen noch zahlreiche, meist sehr umfängliche Arbeiten von W. auf. So besitzt z. B. die Moritzkapelle vier Altarflügel mit der Darstellung der heil. Katharina, Rosalie, Georg und Johannes dem Täufer, mit Rückbildern, die ehemals den Hauptaltar der Augustinerkirche zierten, und die zu dem Besten gehören, was der Meister hinterlassen hat. Auch die Marienkirche in Zwickau hat sieben Gemälde von ihm aufzuweisen, die 1831 restaurirt wurden. Sehr ausgezeichnet ist sein großes Votivbild mit dem heil. Hieronymus in der Galerie des Belvedere zu Wien, voll milder Naivetät in den Köpfen und mit vortrefflichen Porträtfiguren der Schenkgeber. Sonst zeigt sich W. als Repräsentanten der harten, strengen, scharfgeschnittenen Manier der ältern nürnberger Künstler, welche die Umrisse nachdrücklich gegenüber der Farbe hervorhoben. In manchen untergeordneten Bildern W.'s kommt noch, zumal bei bewegten Scenen, eine starre Ungeschicklichkeit und in den Physiognomien der Widersacher eine unangenehme Scurrilität zum Vorschein; doch fehlt nirgends ein kräftiger, treuer Charakterkopf. Uebrigens war W. lange Zeit einer der wenigen Namen, mit welchen man alle möglichen Bilder der verschiedensten Schulen zu bezeichnen gewohnt war. Er lieferte nebst Pleidenwurf auch die Zeichnungen für die Schedel'sche «Weltchronik», voll barocker Charakteristik, in derbem Holzschnitt ausgeführt. Sein Schüler Albr. Dürer malte ihn in seinem 83. J.

Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten. Wenn auch alle Religionen in irgendeiner Hinsicht dazu anregen, andern Menschen und namentlich den Stammes- und Religionsgenossen, welche sich in Noth befinden, wohlzuthun, ihnen hülfreich beizustehen, so ist dies doch in der christl. Religion am entschiedensten vorgeschrieben. Bei den christl. Völkern ist deshalb auch vorzugsweise von Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten die Rede, und es gibt bei ihnen sogar gesetzliche Bestimmungen, welche in gewissen Fällen zur Wohlthätigkeit, die doch in der Regel eine freie Handlung, verpflichten. Man unterscheidet die Privatwohlthätigkeit und die öffentliche Wohlthätigkeit. Die erstere kann sich in vielfacher Weise äußern. Zunächst geschieht dies durch Verabreichung von Almosen, mag dasselbe nun in Darreichung von Geld oder Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. an Arme, Arbeitsunfähige und Kranke bestehen. Das Almosen wurde in früherer Zeit so hochgehalten, daß man es sogar in einzelnen Gegenden das «heilige» nannte. Später erkannte man indeß, wie schädlich nicht selten das Almosen wirkt, und man strebte deshalb nicht nur auf die Verminderung des Almosengebens hin, sondern erließ auch gegen das Ansuchen um Almosen durch Betteln strenge Verbote. Allenfalls gestattete man noch Sammlungen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. Wichtiger und

besser sind die andern Maßregeln, welche den Zweck haben, der vorhandenen Noth planmäßig durch bestimmte Einrichtungen und Anstalten zu steuern oder ihr vorzubeugen. Hierher gehören zunächst die sog. Versorgungsanstalten, welche für Arbeitsunfähige und alte Leute bestimmt sind (die eigentlichen Hospitäler, Siechenanstalten u. s. w.), dann solche, welche einem vorübergehenden Nothstande abhelfen sollen (Einrichtungen und Anstalten für Kranke, Verunglückte, Wöchnerinnen u. s. w.), ferner solche Anstalten, die sich der Kinder annehmen, sei es, um ihre körperliche, sittliche und geistige Ausbildung zu fördern, sei es, um sie, während die Aeltern erwerben, zu bewachen (Frei-, Sonntags- und Nachhülfeschulen, Einrichtungen zur Gewährung von Lehrmitteln, Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Kindergärten, Anstalten für verwahrloste Kinder, Rettungshäuser u. s. w.). Besonders wichtig sind diejenigen Einrichtungen, welche den Zweck haben, entweder dem Arbeiter die Beschaffung der Lebensbedürfnisse zu erleichtern oder seinen Erwerb zu heben. Hier sind zu nennen die Sparkassen und Sparvereine, die Vermittelung des billigen Einkaufs der Lebensbedürfnisse, Häuserbaugesellschaften, Arbeitsnachweisungsanstalten, Vorschuß- und Darlehnskassen, Einrichtungen für gewerbliche Fortbildung u. s. w. Die Zahl der verschiedenen Arten von Wohlthätigkeitsanstalten ist so groß, daß sich dieselbe kaum angeben läßt. Viele dieser Anstalten sind durch Geschenke und Vermächtnisse einzelner Personen gegründet und gefördert, die meisten indeß durch Vereinigungen und Associationen von Privaten ins Leben gerufen worden; hier und da verdanken sie auch ihren Ursprung kirchlichen Instituten und Vereinen. Bei vielen Associationen der Arbeiter, welche wesentlich auf dem Princip der Selbsthülfe beruhen, wirkt die Privatwohlthätigkeit wenigstens insofern mit, als diese geistige Kräfte für Verwaltung zur Verfügung stellt. Die öffentliche Wohlthätigkeit liegt in der Regel den Gemeinden ob. Wo diese nicht ausreichen, müssen der Staat oder die größern Glieder desselben, die Kreise, Bezirke, Provinzen oder auch gewisse Corporationen, mithelfen. Die öffentliche Wohlthätigkeit beruht auf dem Gesetz, welches die Verpflichtung der Gemeinden u. s. w. zur Hülfe ausspricht. Dieselbe ist deshalb, strenggenommen, keine Wohlthätigkeit mehr; wie man ja auch die Aeltern nicht wohlthätig nennt, weil sie ihr Kind nähren, kleiden, erziehen. Auch hilft sie nur da aus, wo die Privatewohlthätigkeit, welche sie zu fördern sucht, nicht genügt, und gewährt ferner nur das Nothwendigste. Ein umfassenderes Werk über die Wohlthätigkeit vom Standpunkte unserer Zeit ist nicht vorhanden. Die Schrift Degérando's, «De la bienfaisance publique», die einst mit Recht Aufsehen machte und noch jetzt manches Brauchbare enthält, ist im ganzen veraltet.

Wohlverleih, s. Arnica.

Wojwōda (poln. wojewoda), ein altes slaw. Wort (gebildet aus woi, d. h. Krieger, Kämpfer, wovon wojna, Krieg, wojsko, Heer, und von wodit, d. h. führen) heißt wörtlich Heerführer, namentlich Anführer im Kriege und war in dieser Bedeutung bei den meisten slaw. Völkern von jeher im Gebrauch. Später wurde dieser Name der Titel des herrschenden wählbaren Fürsten, bevor sich erbliche Monarchien bildeten. So hießen ehemals die Fürsten der Walachei und Moldau Wojwoden, die dann von den griech. Kaisern, mit denen sie seit 1439 in einiger Verbindung standen, den Titel Despoten erhielten, den sie nachher mit dem Titel Hospodar vertauschten. Ebenso hießen Wojwoden die wechselnden und wählbaren Obersten der Regierung in Polen vor dem Antritt der Piastendynastie, deren es zwölf gab. Später bezeichnete der Name Amt und Würde. So nannte man im ehemaligen Königreiche Polen Wojwoden die Statthalter in den Landschaften oder Wojwodschaften, in welche das Reich eingetheilt war. Sie hatten anfangs keine civile, sondern nur eine militärische Amtsstellung; doch wurden beide später in Einer Person vereinigt, sodaß man W. mit Palatinus übersetzte und gleichstellte. Dieselben verwalteten also die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei und bildeten die erste Klasse der weltlichen Reichsstände, hatten Sitz im Senate und wurden daher auch Senatoren genannt. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels stattfand, so führte jeder Wojwode den Adel seiner Wojwodschaft ins Feld. Der Name Wojwodschaft wurde bis in die neuere Zeit auch im russ. Polen beibehalten; jetzt sind dafür Gouvernements eingeführt. In der Türkei führen den Titel Wojwoden die Pächter der Abgaben.

Wolchonskiwald, s. Waldaigebirge.

Wolchow heißt ein bedeutender Strom im europ. Rußland, der sich in den Ladogasee ergießt und als der Hauptabfluß des Ilmensees (s. d.) zu betrachten ist. Als seine eigentlichen Quellflüsse sind die Lowat, Polista und Scholena, welche von der südl. Seite her in den Ilmen fallen, zu betrachten, wodurch der W. ein nicht unbeträchtliches Flußgebiet von 1200—1500 Q.-M. gewinnt. Der Lauf desselben ist an einigen Stellen sehr reißend. Er fließt in einem tiefen Thale und tritt daher selbst beim Hochwasser im Frühlinge nicht leicht über seine Ufer. An der Stelle,

wo der W. den Ilmensee verläßt, liegt das prächtige Kloster des heil. Jurij oder das Jurjew'sche Mönchskloster, in einer angenehmen Gegend, 2 M. von Groß-Nowgorod entfernt. Der Strom durchfließt hierauf diese Stadt, durchschneidet bei Nikolskol die Eisenbahn, welche die beiden Hauptstädte Rußlands verbindet, und fällt bei Neu-Ladoga in den Ladogasee. Der W. bildet seinem ganzen Laufe nach einen Theil des großen Wischni-Wolotschokischen Wasserwegs (s. Wischni-Wolotschok), mittels dessen die Ostsee und das Kaspische Meer in Verbindung gesetzt sind.

Wolcot (John), ein engl. Dichter, als satirischer Dichter Peter Pindar genannt, geb. 1738 zu Dodbroke in Devonshire, widmete sich der Chirurgie und Apothekerkunst und folgte, nachdem er sich in den Krankenhäusern von London weiter ausgebildet, 1768 dem Gouverneur Sir Will. Trelawney als dessen Leibarzt nach Jamaica. Da ihm hier sein Amt viel Muße übrigließ, trat er in den geistlichen Stand und erhielt auch von seinem Gönner ein Pfarramt auf der Insel. Nach dem Tode desselben kehrte er nach England zurück, wo er sich zu Truro in Cornwall als Arzt niederließ. Hier versuchte er sich zuerst in der Satire. 1778 begab er sich nach London und wurde hier bald ein ebenso fruchtbarer als gefürchteter Satirist, wodurch er sich ein reichliches Einkommen erwarb. Zuerst richtete er seine Angriffe gegen die königl. Akademiker, dann gegen den König und Königin, namentlich in der «Lousiad» (1786), welche dadurch veranlaßt war, daß der König, als er einst bei Tafel eine Laus auf der Schüssel entdeckte, Befehl gegeben hatte, allen Küchenbedienten die Haare abzuschneiden. Von 1778—1808 schrieb er über 60 dichterische Flugschriften, und so groß war die Furcht vor seiner Satire, daß das Ministerium versucht haben soll, ihn durch Bestechung zum Schweigen zu bringen. 1795 erhielt er von seinen Buchhändlern eine Leibrente von 250 Pfd. St. jährlich für das Verlagsrecht seiner Schriften, die 1796 in Quart und 1812 in fünf Octavbänden erschienen. W. erblindete im Alter und starb 14. Jan. 1819 zu Somers-Town. Seine meisten Schriften sind jetzt vergessen.

Wolf (Canis Lupus), ein Raubthier aus der Familie der Hunde, gehört mit dem Haushunde zu einer und derselben Gattung und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch größere Magerkeit, Stärke des Halses und der Beine, spitzere Schnauze und herabhängenden Schwanz. An Größe übertrifft er einen großen Fleischerhund, ist von graugelber Farbe, hat an den Vorderbeinen schwarze Streifen, auch sind die Spitzen der Ohren schwarz. Ehedem über ganz Europa verbreitet, ist der W. in den cultivirtern Ländern seit Jahrhunderten ausgerottet, findet sich jedoch noch in den Pyrenäen und Ardennen, zahlreicher in den Karpaten in Ungarn und der ganzen europ. Türkei, besonders aber in den unermeßlichen Waldungen Rußlands und Polens, wo er im Winter zu großen Scharen vereint einsame Gehöfte überfällt und überhaupt Menschen, Schafe und andere Hausthiere tödtet. Aus Rußland und Polen kommen auch die einzelnen versprengten Wölfe, welche zuweilen in den deutschen Grenzländern auftreten. Trotz großer Stärke und Blutgier ist der einzelne W. selten muthig; er geht meist bei Nacht auf Raub aus und meidet vorsichtig alles, was ihm gefahrdrohend erscheint. Daher sind Fallen, zumal bei seiner großen Fruchtbarkeit, wenig geeignet, ihn zu beschränken. Die besten Mittel zu seiner Ausrottung sind Lichtung der Wälder und häufige Treibjagden. Der Pelz ist grob, aber lang und wärmend, daher mehr zu Oberkleidern, Mänteln, Decken u. s. w. geeignet. Eine schwarze Spielart kennt man in den Pyrenäen und im Orient. Eine andere, weiß, grau, schwarz und gefleckt vorkommend und dem nordischen Schäferhunde ähnlich, gibt es in Nordamerika.

Wolf (Christian, Freiherr von), berühmter Philosoph und Mathematiker, wurde 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete alles an, um seinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. W. erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Breslau und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließend beschäftigte. Vorzüglich studirte er Cartesius' und Tschirnhausen's Schriften, zu dessen «Medicina mentis» er Erläuterungen schrieb, wodurch er mit Leibniz in Verbindung kam. 1703 habilitirte er sich in Leipzig durch die Disputation «De philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta», die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt nun sehr besuchte mathem. und philos. Vorlesungen. Durch verschiedene Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall Karl's XII. in Sachsen 1706 ihn von Leipzig vertrieb, erhielt er auf Leibniz' Empfehlung 1707 den Ruf als Professor der Mathematik und Naturlehre an die Universität zu Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode sowie durch mehrere mathem. Schriften großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathem. Vorträgen war bis dahin ganz unge-

wöhnlich gewesen. Daher kam es auch, daß seine Philosophie, die er nach dieser Methode bearbeitet herausgab, allgemeinen Beifall fand und sich schnell durch Deutschland verbreitete. Auch begann man diese Methode auf andere Wissenschaften, nicht selten mit Uebertreibung und Pedanterie, zu übertragen. W. wurde jedoch von seinen Collegen in Halle, besonders von denjenigen Theologen, welche den damals sich entwickelnden Pietismus begünstigten, namentlich von dem bigoten Joach. Lange, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt und bei der Regierung förmlich angeklagt. Die Veranlassung dazu gab namentlich seine Rede «De philosophia Sinensium morali». Außerdem bediente man sich gegen ihn der gehässigsten Insinuationen, die man aus seiner Lehre von der Freiheit hernahm. Durch eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's I. vom 15. Nov. 1723 wurde W. seiner Stelle entsetzt und ihm unter Androhung des Strangs befohlen, Halle in 24 Stunden und in 2 Tagen die preuß. Staaten zu verlassen. Er that dies 23. Nov. und fand in Kassel günstige Aufnahme und bei der Universität zu Marburg eine Anstellung. Der Streit über sein philos. System wurde nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei für oder wider ihn. Aus dem Auslande erhielt er viele Ehrenbezeigungen und vortheilhafte Anträge, welche er aber ablehnte. Der Proceß wider seine Philosophie war unterdessen durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Commission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden, und 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging W. als Geheimrath, Vicekanzler der Universität und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 wurde er, an Ludwig's Stelle, Kanzler und 1745 vom Kurfürsten von Baiern, während des Reichsvicariats, in den Reichsfreiherrenstand erhoben. W. starb 9. April 1754. Bei seinem Tode sah er seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil Europas verbreitet; doch hatte er seinen Ruhm als akademischer Lehrer überlebt. Daß er um die Philosophie großes Verdienst gehabt, läßt sich gewiß nicht leugnen. Wenn er dieselbe auch nicht mit großen und glänzenden Erfindungen bereicherte, so lenkte er doch die Aufmerksamkeit vornehmlich auf die systematische Methode. Seine streng mathem. Methode brachte Ordnung, Licht und Gründlichkeit in das Ganze der Wissenschaft, deckte aber auch, je mehr sie angewendet wurde, ihre eigenen Schwächen um so sichtbarer auf. Daß diese Methode in der Folge von schwachen Köpfen gemisbraucht wurde, kann aber W. nicht als Schuld angerechnet werden. W. machte sich vorzüglich Leibniz' Hypothesen und Grundsätze zu eigen, bildete sie weiter aus und popularisirte sie, brach aber dadurch zugleich den eigentlich metaphysischen Grundbegriffen derselben, namentlich der Leibniz'schen Monadologie, die Spitze ab. Der Kriticismus Kant's stürzte endlich den Wolf'schen Dogmatismus gänzlich. Durch die Menge seiner zum Theil in deutscher Sprache geschriebenen Schriften und durch die große Zahl seiner Zuhörer hatte W. einen sehr ausgebreiteten und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mysticismus zugleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache erwarb er sich wesentliche Verdienste. Er entwickelte eigentlich zuerst ihren Reichthum für philos. Begriffe und schrieb rein und verständlich in derselben. Die Menge und der Umfang seiner Schriften ist in der That erstaunlich, selbst selbst wenn man blos auf die mechanische Mühe des Aufzeichnens sieht. Er behandelte sämmtliche mathem. und philos. Wissenschaften in einer doppelten Reihe von Werken, einmal ausführlich in lat. Sprache, sodann kürzer in deutschen Lehrbüchern, von welchen die meisten mehrere Auflagen erlebt haben. Dazu kommt noch eine große Anzahl Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Physik, Mathematik und Philosophie. Seine systematischen Werke über sämmtliche Haupttheile der Philosophie betragen allein 22 Bände in Quart. Vgl. «Christian W.'s eigene Lebensbeschreibung», herausgegeben von Wuttke (Lpz. 1841); Ludovici, «Sammlung und Auszüge der sämmtlichen Streitschriften wegen der W.'schen Philosophie u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1737); derselbe, «Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der W.'schen Philosophie» (3 Bde., Lpz. 1737); (Hartmann), «Anleitung zur Historie der Leibniz-Wolf'schen Philosophie» (Lpz. 1737).

Wolf (Ferdinand), einer der gründlichsten Kenner der roman., besonders der span. Sprache und Literatur, geb. zu Wien 8. Dec. 1796, begann seine Studien an dem Gymnasium der wiener Universität und vollendete die philos. und juridisch-polit. Studien an dem Gymnasium und der Universität zu Gratz, wohin er 1809 mit seinen Aeltern übergesiedelt war und bis 1819 blieb. In diesem Jahre kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, um nach dem Wunsche seiner Aeltern sich zur Advocatur vorzubereiten. Seine Neigung zog ihn aber zu literarischen Beschäftigungen und vorzüglich zum Studium der Literaturgeschichte. Er suchte daher eine Anstellung an der kaiserl. Hofbibliothek und ward noch 1819 zum Scriptor, später zum Custos derselben ernannt. Bei Begründung der Akademie der Wissenschaften zu Wien trat er als Mit-

glied und Secretär in dieselbe ein. W. starb 18. Febr. 1866. Seine selbständigen Werke sind: «Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte» (Wien 1833); «Die Sage vom Bruder Rausch», zusammen mit seinem Freunde Endlicher herausgegeben (Wien 1835); «Floresta de rimas modernas castellanas» (2 Bde., Par. 1837); «Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche» (Heidelb. 1841); «Rosa de romances» (Lpz. 1816); mit Konr. Hofmann «Primavera y flor de romances etc.» (2 Bde., Berl. 1856); «Studien zur Geschichte der span. und portug. Nationalliteratur» (Berl. 1859); «Le Brésil littéraire. Histoire de la littérature brésilienne» (Berl. 1863). Außerdem lieferte er mehrere größere Aufsätze in die wiener «Jahrbücher der Literatur», wovon einige auch in Separatabdrücken erschienen, wie «Beiträge zur Geschichte der castil. Nationalliteratur» (Wien 1832), «Ueber altfranz. Romanzen und Hofpoesie» (Wien 1834), «Ueber die Romanzenpoesie der Spanier» (Wien 1847). Mehreres von ihm enthalten die «Schriften» der kaiserl. Akademie, z. B. eine Ausgabe eines Auto sacramental vom Todtentanze, «Proben portug. und catalon. Volksromanzen», «Ueber die niederländ. Volksbücher von der Sibille und von Hüon von Bordeaux». Im Verein mit Ebert gründete er 1858 das «Jahrbuch für roman. und engl. Literatur» und veröffentlichte auch in diesem viele Aufsätze. Auch zur deutschen Uebersetzung von Ticknor's «Geschichte der span. Literatur» (2 Bde., Lpz. 1852; «Supplement», herausg. von seinem Sohne Adolf Wolf, Lpz. 1867) lieferte er Berichtigungen und größere Zusätze.

Wolf (Friedr. August), genialer Alterthumsforscher und Kritiker, geb. 15. Febr. 1759 zu Haynrode unweit Nordhausen, wurde von seinem Vater, der daselbst Cantor und Organist war, mit großer Strenge erzogen und später dem Gymnasium zu Nordhausen übergeben. Hier entwickelte sich in ihm, besonders unter der Leitung des Rectors Hake, ein rastloser Eifer für das Studium der alten Sprachen und die vorherrschende Neigung zur Autodidaktie sowie die Gewohnheit, immer nur einen Gegenstand mit größter Anstrengung und Ausdauer zu betreiben. Bis zu seinem Abgange zur Universität hatte er die bedeutendsten Schriftsteller der Alten wie der Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer gelesen und außerdem auch in der Musik theoretisch und praktisch sich ausgebildet. Auf der Universität zu Göttingen, die er 1777 mit dem Vorsatze bezog, ausschließend Philologie zu studiren, hörte er die Vorlesungen nur unregelmäßig, da er das Selbststudium schon zu sehr gewohnt war. Uebrigens lebte er zurückgezogen, von wenigen gesucht und gekannt und nur mit einigen vertraut. Doch ertheilte er mehrern Studirenden Unterricht im Griechischen und namentlich im Englischen, wofür er auch Shakspeare's «Macbeth» mit erklärenden Noten (Gött. 1778) bearbeitete. Von Heyne (s. d.), der ihn früher von der Theilnahme an einem Collegium über Pindar ausgeschlossen, hielt er sich ganz fern. Um sich jedoch dem einflußreichen Manne zu empfehlen, legte er ihm kurz vor seinem Abgange 1779 in einem Aufsatze seine abweichenden Ansichten über die Homerischen Gesänge vor, welche Heyne indeß kalt zurückwies. Hierauf ging er noch in demselben Jahre als außerord. Lehrer an das Pädagogium nach Ilfeld und begründete von hier aus zuerst seinen Ruf durch Herausgabe des Platonischen «Symposium» mit Anmerkungen und Einleitung in deutscher Sprache. Nachdem er 1782 zum Rector der Stadtschule zu Osterode am Harz ernannt worden, erhielt er 1783 einen Ruf als Director des Gymnasiums nach Gera und zugleich den Antrag als Professor der Philosophie und Pädagogik in Halle. Auf Semler's Rath entschied er sich für die Professur, die ihm einen größern Wirkungskreis darbot. In Halle hatte W. anfangs mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen, da er durch seinen höhern Lehrton die Studirenden eher von sich abwendete als anzog. Doch bald erkannte er das rechte Verhältniß, und groß war nun der Zudrang wißbegieriger Zuhörer. Als akademischer Lehrer verfolgte er den Grundsatz, daß das classische Alterthum vorzüglich als Vorbild eines auf den edelsten und größten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens betrachtet und von dieser Seite als Bildungsmittel auf Hochschulen benutzt werden müsse. Zur Hauptaufgabe seines Amts machte er es sich, den vaterländischen Schulen tüchtige Lehrer und Vorsteher zuzuführen und das Schulwesen wo möglich für immer von der wissenschaftelnden Praktik der Pädagogen zu befreien. Schriftstellerische Thätigkeit und Berühmtheit betrachtete er mehr als Nebensache, und beispiellos war seine Wirksamkeit als Lehrer während der 23 J., die er zu Halle verlebte. Doch verewigte er in dieser Zeit seinen Namen durch eine Bearbeitung der Demosthenischen «Oratio adversus Leptinem», die großes Aufsehen erregte, und mehr noch durch die «Prolegomena in Homerum», in denen er seine Gedanken von der ursprünglichen Gestalt der Homerischen Gedichte, ihren mannichfachen Schicksalen und der Art und Weise ihrer Wiederherstellung niederlegte. Dieses letztere Werk, worin er mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn den Satz begründet, daß die «Odyssee» und «Ilias» in ihrer

gegenwärtigen Gestalt nicht das Werk Homer's, sondern mehrerer Homerischer Rhapsoden sind, machte durch ganz Europa Aufsehen und hatte die wichtigsten antiquarischen und kritischen Untersuchungen zur Folge. Widerlich war ihm hierbei die Aeußerung mehrerer Gelehrten, auch Heyne's, daß ihnen längst gleiche Gedanken vor der Seele geschwebt. Dies veranlaßte die geistreichen «Briefe an Heyne, eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über Homer» (Berl. 1797), von denen die drei ersten als Muster gelehrter Polemik und feiner Ironie betrachtet werden können. Einige Jahre darauf suchte er die schon früher von Markland angefochtene Echtheit von vier Reden des Cicero «Post reditum in senatu», «Ad Quirites post reditum», «Pro domo sua ad pontifices», «De haruspicum responsis» sowie die der Rede «Pro Marcello» durch schlagende Gründe darzuthun. Nachdem er 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen und 1805 nach München abgelehnt, wurde seine Stelle bedeutend verbessert und er selbst erhielt den Titel als Geheimrath. Nach Aufhebung der Universität zu Halle ward er für den Augenblick in drückende Noth versetzt. Doch fand er bald eine entsprechende Stellung als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, wo er an der neuen Einrichtung der Universität mit Rath und That Antheil nahm. Da aber sein Hauptwunsch, von allen Geschäften, die seine Zeit und Kraft zum Lehren schmälern würden, möglichst befreit zu bleiben, nicht völlige Berücksichtigung fand, blieb er nur kurze Zeit im eigentlichen Staatsdienst als Director der wissenschaftlichen Deputation und Mitglied der Section für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Er sagte sich von den Arbeiten eines ord. Professors los und behielt sich endlich auch als Ehrenmitglied der Akademie nur noch das Recht vor, freie Vorlesungen an der Universität halten zu dürfen. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm W. im April 1824 eine Reise nach dem südl. Frankreich, wo er 8. Aug. 1824 zu Marseille starb. Seine zahlreichen Schüler haben die von ihm gestiftete Schule des freien Forschens und Selbststudiums zum größten Theil auf eine würdige Weise fortgesetzt. Unter seinen überaus zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen die Ausgabe des «Symposium» von Plato (Lpz. 1782; neue Aufl. von Stallbaum, Lpz. 1828); der «Theogonia» des Hesiod (Halle 1783); der «Oratio adversus Leptinem» (Halle 1790; neue Ausg. von Bremi, Zür. 1831); von einzelnen Schriften Lucian's, unter dem Titel «Luciani libelli quidam» (Halle 1791); der «Historiae» des Herodian (Halle 1792), mit einer kritischen Vorrede und trefflichen Einleitung; der «Quaestiones Tusculanae» des Cicero (Lpz. 1792; 3. Aufl. 1825); von Cicero's «Orationes quatuor, quae vulgo feruntur, post reditum in senatu, ad Quirites post reditum, pro domo sua, de haruspicum responsis» (Berl. 1801) sowie der Rede «Pro Marcello» (Berl. 1802); ferner des Sueton (4 Bde., Lpz. 1802), mit den Anmerkungen von Ernesti und Casaubonus; Plato's «Dialogorum delectus» (Berl. 1812 u. 1820), welcher den «Euthyphron», die «Apologie des Sokrates» und den «Kriton» in einer neuen Textrecension und mit einer classischen ldt. Uebersetzung enthält sowie die Erklärungen «Zu Plato's Phädon» (Berl. 1811). Auch besorgte er eine vielfach bereicherte Ausgabe der Schrift von Reiz: De prosodiae Graecae accentus inclinatione» (Lpz. 1791). Als trefflichen Uebersetzer und feinen Kenner des antiken Lebens bewährte er sich in der Bearbeitung von Aristophanes' «Acharner», griechisch und deutsch, mit einigen Scholien (Berl. 1811), und «Wolken», griechisch und deutsch (Berl. 1812), ebenso von «Horaz' erster Satire» (Berl. 1813). Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich aber auch auf weitere Kreise des classischen Alterthums. Dahin gehören besonders seine «Geschichte der röm. Literatur», als Leitfaden zu Vorlesungen (Halle 1787); das mit Buttmann herausgegebene «Museum der Alterthumswissenschaften» (2 Bde. in 6 Heften, Berl. 1807—10); das «Museum antiquitatis studiorum» (Bd. 1, Berl. 1808—11); die «Literarischen Analekten» (4 Bde., Berl. 1817—20); die «Vermischten Aufsätze in lat. und deutscher Sprache» (Halle 1802). Nach seinem Tode erschienen, meist aus Collegienheften zum Theil mangelhaft entnommen, seine «Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homer's Ilias» von Usteri (3 Bdchn., Lpz. 1831); seine Anmerkungen zu Cicero's «Quaestiones Tusculanae» in der besondern Ausgabe derselben von Orelli (Zür. 1829) und zu Hesiod's «Scutum Herculis» in der Ausgabe von Ranke (Quedlinb. 1840); ferner die «Encyklopädie der Philologie» von Stockmann, d. i. Bergk (Lpz. 1830; neue Aufl. 1845); «Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft» von Gürtler (5 Bde., Lpz. 1831—35); «Darstellung der Alterthumswissenschaft» von Hoffmann (Lpz. 1833) und «Consilia scholastica» von Föhlisch (2 Hefte, Wertheim 1829—30). Aus seinem Nachlaß gab sein Schwiegersohn Körte (s. d.) die «Ideen über Erziehung, Schule und Universität» (Quedlinb. 1835) heraus. Vgl. Hanhart, «Erinnerungen an Friedr. August W.» (Bas. 1825); Körte, «Leben und Studien Friedr. August W.'s, des Philologen» (2 Bde., Essen 1833);

Gottholdt, «Friedr. August W., die Philologen und die Gymnasien» (Königsb. 1843); O. Schulz, «Erinnerungen an Friedr. August W.» (Berl. 1836), und vor allem: Arnoldt, «W. in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik» (2 Bde., Braunschw. 1861—62).

Wolfe (James), engl. General, berühmt durch seinen Sieg bei Quebec, war der Sohn eines ebenfalls ausgezeichneten Militärs und wurde 2. Jan. 1726 zu Westerham in Kent geboren. Von Jugend auf für die militärische Laufbahn bestimmt, genoß er eine entsprechende Erziehung. In dem Oesterreichischen Erbfolgekriege erwarb er sich in den Niederlanden den Grad eines Brigadegenerals und zeichnete sich besonders 1747 in dem Treffen bei Lafeld aus. 1758 wurde er zum Generalmajor befördert und mit der Flotte des Admirals Boscawen zur Uebernahme eines Commandos nach den nordamerik. Colonien gesendet. Er trug hier im Juli 1758 wesentlich zur Eroberung der franz. Festung Louisburg und der Besitznahme von Cap-Breton bei. Während im Feldzuge von 1759 die engl. Hauptmacht unter Amherst die franz. Forts an den nördl. Seen eroberte, bereitete sich W. zu dem Angriffe auf die canad. Hauptstadt vor. Er ging im Juni mit einer starken Flotte und 8000 Mann den Lorenzstrom hinauf und griff Quebec wiederholt und mit großem Verlust von der Ostseite an. Die Vertheidigungsanstalten des Marquis Montcalm, der hier die ganze franz. Streitmacht zusammengezogen, und die Naturhindernisse ließen den Erfolg mehr als zweifelhaft erscheinen. W. veränderte deshalb seinen Plan, schiffte sich wieder ein und landete unter den größten Schwierigkeiten 13. Sept. 1759 unvermuthet auf der Westseite von Quebec, auf der Ebene von Abraham. Montcalm sah sich durch diesen kühnen Streich genöthigt, aus seiner vortheilhaften Stellung herbeizueilen und das Schicksal der Stadt auf der Stelle durch eine Schlacht zu entscheiden. Der Sieg wendete sich den Engländern zu; allein W. wurde von drei Kugeln durchbohrt aus dem Treffen getragen. Schon schien er todt, als der Ruf: «Sie fliehen!», an sein Ohr drang. «Wer flieht?» fragte W., wie vom Tode erwachend. Als er vernahm, daß es die Franzosen wären, verschied er mit den Worten: «Dann sterbe ich ruhig». Nicht minder groß endigte einige Stunden später auch Montcalm, sein tapferer Gegner. Die Schlacht war höchst folgenreich; einige Tage später fiel Quebec und bald ganz Canada in die Hände der Engländer. W.'s Ueberreste wurden nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt. Sehr verbreitet ist der W.'s Tod darstellende Kupferstich von Woollet, nach einem Bilde des amerik. Malers West. Vgl. die Biographie W.'s von Wright (Lond. 1864).

Wolfenbüttel, Kreisstadt im Herzogthum Braunschweig, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, bis 1754 Residenz der Herzoge von Braunschweig, in einer niedrigen Gegend zu beiden Seiten der Oker, etwa 3 St. südlich von Braunschweig gelegen und schon seit 1. Dec. 1838 mit letzterer Stadt durch Eisenbahn verbunden, ist Sitz des in drei Senate zerfallenden Obergerichts (dessen erster Senat zugleich das Oberappellationsgericht für Schaumburg-Lippe bildet), des Consistoriums, des Landeshauptarchivs sowie der Kreisdirection und zählt 9867 E. (1867 mit Einschluß der beiden Vorstädte Auguststadt und Gotteslager). Unter den drei Kirchen zeichnet sich die Hauptkirche mit einem alten und einem neuern fürstl. Erbbegräbniß aus. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt W. ein Gymnasium, ein Prediger- und ein Landschullehrerseminar und eine Realschule. Die Bewohner beschäftigen sich mit Gewerben aller Art, besonders aber mit Gemüsebau. Von größern technischen Etablissements bestehen eine Garnspinnerei (Filial der Ravensberger), eine Eisengießerei und eine Kupferschmiede. Die frühern Festungswerke sind abgetragen und in freundliche Spaziergänge verwandelt. In dem alten fürstl. Residenzschlosse befindet sich jetzt theils das Amtsgericht, theils dient es (seit 1835) als Theater. Dem Schlosse gegenüber liegt das schöne vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reitbahn, in dem obern Theile aber die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek befindet, deren Bibliothekar Lessing (s. d.), der Herausgeber der «Wolfenbüttler Fragmente» (s. Reimarus), war, dem hier ein in dem massiven Treppenhause aufgestelltes Marmordenkmal errichtet ist. Die Bibliothek besitzt über 10000 Handschriften, eine große Anzahl Incunabeln und gegen 270000 Bände, darunter gegen 14000 Bibeln. Vgl. Ebert, «Zur Handschriftenkunde» (2 Bde., Lpz. 1827). Die Stadt steht mit dem nahen Braunschweig in engem Verkehr. Nicht weit davon liegt das 1000 gestiftete Fräuleinstift Steterburg. Im Dreißigjährigen Kriege siegten bei W. 19. Juni 1641 die Schweden unter Wrangel und Königsmark über die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold. — Unter der Bezeichnung Fürstenthum W. faßte man früher im weitern Sinne die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-W. im Niedersächsischen Kreise, im engern Sinne aber nur den wolfenbüttel-schöningen-

schen Weserbezirk (62 Q.-M.) zusammen. Der jetzige Kreis W. umfaßt auf einem Areal von 13,86 Q.-M. die Aemter W., Salder, Schöppenstädt und Harzburg und zählt 58173 E. (1864). Vgl. Bege, «Geschichte der Stadt W.» (Küneb. 1832).

Wolff (Albert), ausgezeichneter Bildhauer der Gegenwart, geb. 14. Nov. 1814 in Neustrelitz in Mecklenburg, wo sein Vater, früher selbst Bildhauer, als Architekt des Großherzogs Georg fungirte. Letzterer vermittelte den Eintritt W.'s in die Werkstatt Rauch's 1831, wo damals die Victorien für die Walhalla, das Max-Josephs-Denkmal, die Dürerstatue gearbeitet wurden. Auch die Sculpturen für die oberste Terrasse von Sanssouci waren damals in Arbeit, und W. wurde zu ihrer Ausführung in Marmor 1844 nach Carrara gesandt. Er blieb beinahe zwei Jahre in Italien. Nach seiner Rückkehr half er Rauch am Friedrichsmonument und theilte namentlich die mehrjährigen gründlichen Studien über die Anatomie des Pferdes. Als selbständiger Künstler führte er sich durch eine Portraitstatue der Gräfin Raczynska, als Hygiea, für einen Brunnen der Stadt Posen, ein, sowie durch ein Crucifix mit Johannes und Maria in Marmor für die von der Prinzessin Albrecht erbaute Kirche in Kamenz. Nachdem er hierauf das Nationalkriegerdenkmal im Invalidenpark zu Berlin mit Reliefs geschmückt, lieferte er eine der bekannten Gruppen für die Schloßbrücke in Berlin, welche den Auszug in den Kampf versinnlicht (1853). Dieselbe gehört zu den vortrefflichsten der acht Gruppen. Nach einer Idee und Skizze der russ. Großfürstin Katharina fertigte W. eine Candelabergruppe der Nacht, welche die Sterne (Kerzen) heraufführt (in Zink gegossen), für die neue Schloßkirche in Neustrelitz aber die Kolossalstatuen der vier Evangelisten, welche in gebranntem Thon hergestellt wurden. Für diese Ausführungsart, und zwar für die berühmte March'sche Fabrik in Charlottenburg, lieferte W. überhaupt eine Menge von Modellen, welche zum Theil als allegorische Statuetten und kleine Idealgestalten eine weite Verbreitung erhielten, zum Theil auch eine monumentale Verwendung fanden. Dahin gehören die Kanzelfiguren für die Lukaskirche in Berlin, die allegorischen Gestalten der Facultäten u. s. w. für den Neubau der Universität Königsberg, die Statue Galilei's u. s. w. für das von Stüler erbaute Universitätsgebäude in Pesth, die kolossale Statue Friedrich Wilhelm's IV. für das Königsthor in Königsberg. Zweimal siegte W. in Concurrenzen zu einem kolossalen Reiterstandbilde in Erz. Das erste galt dem Könige Ernst August, das 1861 zu Hannover aufgerichtet wurde. Das zweite gehört dem Könige Friedrich Wilhelm III., welches ihn 1868 noch beschäftigte und in Berlin im Lustgarten aufgerichtet werden soll. Außerdem lieferte er die ideale Gruppe eines Löwenbezwingers, kolossal und in Erz, auf der Treppenwange des Museums in Berlin, als Gegenstück zur bekannten Amazonengruppe von Kiß. An Pedesterstatuen von W.'s Hand sind zu nennen die des verstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz für Neustrelitz und die des Großherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin für Ludwigslust. Nach dem Tode Rauch's vollendete W. auch dessen bekannte Mosesgruppe in Marmor. Unter den Büsten, welche er fertigte, sind die der mecklenb. Fürsten, des Generals Boyen, Diesterweg's und des Kunstfreundes Farenheid hervorzuheben. Für letztern restaurirte er auch den schönen Kopf der Siegesgöttin vom Pantheon und bewies darin das klare Gefühl für die Reinheit und Idealität der antiken Formen, welches überhaupt in seinen Arbeiten zu Tage tritt. W. ist seit 1866 Professor an der Akademie der Künste zu Berlin.

Wolff (Emil), deutscher Bildhauer, geb. 2. März 1802 zu Berlin, trat im Alter von 15 J. zu seiner künstlerischen Ausbildung in die Werkstatt seines Oheims, des alten Gottfried Schadow. Als dessen Sohn Rudolf in Rom 1822 gestorben war, wurde W., der sich durch das Relief David und Saul schon vortheilhaft bekannt gemacht, damit betraut, ein unvollendetes Werk seines Vetters fertig zu machen. Zugleich trat er in dessen Stelle als königl. Pensionär. W. ging nun nach Rom und blieb fortan daselbst, nur daß er 1828 und 1829 Griechenland und von Zeit zu Zeit seine Vaterstadt besuchte. Seine Werkstatt wurde eine der größten und meistbeschäftigten in Rom. Nach der Vollendung von Rudolf Schadow's Achill und Penthesilea begann W. die große Reihe eigener Schöpfungen. Seine Darstellungsgebiete sind die griech. Mythe und das ideale Genre, und zwar mehr nach der Seite des Anmuthigen und Schönen als des Erhabenen und Starken. Religiöse Stoffe behandelte er selten. Mit Reliefs beginnend, unter denen das Urtheil des Midas und eine Charitas hervorzuheben, ging er in der Darstellung des Kriegers, der sich die Beinschienen anlegt, zur runden Plastik über. Dies Werk gelangte, wie manche andere von ihm, nach England. In Deutschland dagegen blieb die nächste, sehr beliebt gewordene und wiederholte Arbeit, die jugendlich-schöne Gestalt eines Fischers (1833). Aus der Fülle der Werke, die nun in ununterbrochener Folge entstanden, sind besonders zu nennen: Telephus von der Hirschkuh gesäugt, nach einem pompejanischen Wandgemälde; Hebe und Gany-

med (1834) und Thetis, die dem Achill die Waffen bringt (1835), zwei der berühmtesten Werke des Künstlers; Amor mit Keule und Löwenhaut des Hercules (1836). Natürlich gehören die Gestalten der Diana und ihrer Begleiterinnen sowie die Figur der Psyche zu den Gegenständen seines Meißels. Die Psyche stellte er dar, unschlüssig ob sie die verhängnißvolle Büchse öffnen solle. Dieses Werk kam, wie viele andere, nach Rußland. Große Anerkennung fand seine Amazonengruppe, in der die eine der Kriegerinnen die andere, tödlich verwundete stützt (1837). Prometheus, mit dem Feuer im Rohre, wurde (1844) für den König von Preußen in Marmor gearbeitet. Es folgte dann eine der acht Schloßbrückengruppen für Berlin, und zwar die erste, welche Nike, den Knaben auf die Helden der Geschichte hinweisend, darstellt. Die Tochter des Nereus schuf er für den Herzog von Leuchtenberg. Aus der Genresphäre schlossen sich hierauf an die Spinnerin, die Tamburinschlägerin u. a. Bei der wiederauftauchenden Frage der Polychromie in der Plastik machte W. einen Versuch mit einer Figur, die fast ganz mit einem Bronzegewand bekleidet ist (1853). Eine ernstliche Folge ist dieser Weise auch von ihm nicht gegeben worden. Vielmehr hielt seine Meisterschaft im Nackten ihn bei den unbekleideten Gestalten fest, durch welche er auch dauernden Beifall gewonnen hat. Seine Werkstatt ist mit Gehülfen gefüllt, die für die Besteller aus allen Ländern bald diese, bald jene Arbeit, oft zum zehnten mal und öfter wiederholen müssen. Für Kaiser Nikolaus ging ein Achill am Grabe des Patroklus (1854) aus seiner Hand hervor. Eine röm. Jungfrau, die ihren Ohrenschmuck für den Punischen Krieg hergibt (1857), arbeitete er für die Galerie Wagener in Berlin. Diesen Leistungen folgten Jephtha und seine Tochter, eine Marmorgruppe (1858), Psyche nach Amor's Flucht, Penelope, den Freiern das Gewand zeigend, Circe (1864), Judith u. s. w. Zu seinen gelungensten Büsten gehören die von Thorwaldsen, Niebuhr, Bunsen und diejenigen des engl. Königinhauses. W. ist Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und Professor.

Wolff (Oskar Ludwig Bernh.), deutscher Improvisator und Schriftsteller, geb. 26. Juli 1799 zu Altona, erhielt den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt, dann in einer Erziehungsanstalt zu Wandsbeck und besuchte zuletzt das Gymnasium zu Altona. Er widmete sich hierauf zu Berlin und Kiel dem Studium der Medicin, entsagte aber nach zwei Jahren diesem Berufe, um sich vorzugsweise den schönen Wissenschaften zuzuwenden. Nach Beendigung seiner Studienzeit ertheilte er an mehrern Erziehungsinstituten zu Hamburg Unterricht. Der ungemeine Beifall, den er hier bei seinem ersten Auftreten als Improvisator fand, führte ihn zu Reisen, auf denen er sein Talent producirte. So kam er auch nach Weimar, wo Goethe lebhaftes Interesse an ihm nahm. W. erhielt hier 1826 eine Professur der neuern Sprachen am Gymnasium, die er 1830 mit einer außerord. Professur zu Jena vertauschte. Seit 1838 ord. Honorarprofessor in der philos. Facultät, starb er daselbst 16. Sept. 1851. W. hat sich durch eine ungemein große Anzahl belletristischer Schriften, Uebersetzungen, Anthologien und anderer Bücher compilatorischer Natur bekannt gemacht. Seine Romane, Novellen und Erzählungen vereinigte er in den «Schriften» (14 Bde., Jena 1841—43). Die meiste Verbreitung von seinen anthologischen Arbeiten fanden der «Poetische Hausschatz des deutschen Volks» (24. Aufl., Lpz. 1867), der «Hausschatz der Volkspoesie» (4. Aufl., Lpz. 1853) und «Hausschatz deutscher Prosa» (7. Aufl., Lpz. 1853). Daran schlossen sich ein «Handbuch deutscher Beredsamkeit» (2 Bde., Lpz. 1846), der «Classische Hausschatz der griech. und röm. Poesie» (2 Bde., Grimma 1850—51), der «Hausschatz der engl. Poesie» (3. Aufl. von Manitius, Lpz. 1852), «La France poétique» (Lpz. 1843) u. s. w. Außerdem sind noch die «Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur» (6 Bde., Lpz. 1834—40) und die «Allgemeine Geschichte des Romans» (Lpz. 1851) zu nennen. Von mehrern satirischen Schriften, die er unter dem Pseudonym Plinius der Jüngste veröffentlichte, sind die «Naturgeschichte des deutschen Studenten» (2. Aufl., Lpz. 1843), «Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens» (illustrirt von Grandville, 2. Aufl., Lpz. 1846), «Die Reise ins Blaue» (illustrirt von Johannot, Lpz. 1846) und «Eine andere Welt» (illustrirt von Grandville, Lpz. 1847) hervorzuheben.

Wolff (Pius Alex.), berühmter deutscher Schauspieler, geb. 3. Mai 1784 zu Augsburg, war ursprünglich für den Gelehrtenstand bestimmt. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe, einem umfangreichen Sprachorgan und überdies mit edler Gestalt ausgerüstet, ging er 1804 nach Weimar zum Theater, wo er in jener Zeit als ein Mann von Geist und Talent vielfache Gelegenheit fand, sich zum wahren Künstler auszubilden. W. strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwendete und jugendliche Helden oder ernste, tiefe und erhabene Charaktere darstellte, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Men-

schen. Als Hamlet, Posa, Max Piccolomini, Weißlingen, Orest und später als Tasso erwarb er sich bald einen bedeutenden Ruf. Später zeichnete er sich auch im Komischen aus, wozu ihn seine reiche, leicht bewegliche Phantasie und sein feiner Beobachtungsgeist befähigten. Auch trat er als dramatischer Dichter auf. Er schrieb das Lustspiel «Cäsario», welches mit Beifall aufgenommen wurde; die Dramen «Pflicht um Pflicht» und «Treue siegt in Liebesnetzen» (Berl. 1828); die später von Weber in Musik gesetzte «Preciosa»; das Singspiel «Adele von Budoy»; die Lustspiele «Der Mann von funfzig Jahren» (1830) und «Der Kammerdiener» (1832). Seit 1816 war W. Mitglied des königl. Theaters in Berlin. Er starb auf der Rückreise aus dem Bade Ems zu Weimar 28. Aug. 1828. Im Verein mit Levezow gab er das «Dramaturgische Wochenblatt» heraus, in welchem sich manche gediegene Aufsätze von ihm finden. — Seine Gattin, Amalie, geb. Malcolmi, verwitwete Becker, eine nicht minder ausgezeichnete dramatische Künstlerin, geb. 17. Dec. 1780 zu Leipzig, betrat 1791 zu Weimar die Bühne. Erst mit dem Schauspieler Becker und nach dessen Tode mit W. verheirathet, wurde sie zugleich mit letzterm am königl. Theater zu Berlin angestellt. Mit einer hohen, wohlgebildeten Gestalt vereinigte sie eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung und eine edle, würdevolle Haltung. Ihr biegsames, obwol dem Umfange der Töne nach beschränktes Organ erleichterte ihr die Kunst zu sprechen, die sie in hohem Grade besaß. So eignete sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, in welchem sie die ersten Heldinnen mit Erfolg darstellte. Höchst anmuthsvoll waren ihre Darstellungen rein naiver und idealer weiblicher Gestalten, z. B. als Iphigenia in Goethe's Drama, Stella, Maria Stuart, Fürstin in der «Braut von Messina», Klärchen in «Egmont», Adelheid in «Götz von Berlichingen», Leonore Sanvitale in «Tasso» und Eboli in «Don Carlos». In späterer Zeit übernahm sie Rollen wie Sappho, Elisabeth in «Maria Stuart», sowie auch in Schau- und Lustspielen Rollen wie Frau Feldern in «Hermann und Dorothea», Frau Stürmer im «Oheim», und führte diese mit größter Meisterschaft aus. Nachdem sie 1841 ihr 50jähriges Künstlerjubiläum an der berliner Hofbühne gefeiert, wurde sie 1844 auf ihren Wunsch in den Ruhestand versetzt. Sie trat noch einigemal 1845 auf und starb 18. Aug. 1851.

Wolff (Wilhelm), vorzüglicher Thierbildner, daher zum Unterschiede gleichnamiger Künstler der «Thierwolff» genannt, geb. 6. April 1816 in Fehrbellin, wurde zum Maschinenbauer bestimmt und im 14. J. als Lehrling in die königl. Eisengießerei in Berlin eingestellt. Der früh erwachte bildnerische Trieb führte ihn schon nach 2 J., in denen er auch die Akademie besucht hatte, ins Gewerbeinstitut, in das er aber nur mit großer Mühe Eintritt erlangte. Er that sich bald so hervor, daß er auf Beuth's Veranlassung als Pensionär des Instituts nach Paris in die berühmte Soyer'sche Gießerei gesandt wurde. Bald aber löste sein vorwiegend künstlerisches Treiben, welches die technischen Studien zurückdrängte, dieses Verhältniß, und er schlug sich auf eigene Hand noch ein Jahr durch, um dann nach München in die Stiglmayr'sche Gießerei zu gehen. Nach anderthalb Jahren wandte er sich wieder nach Berlin und gründete hier eine eigene Gießerei, in der er besonders die Silbergießerei betrieb. Nachdem er die Anstalt zur Blüte gebracht, überließ er diese seinem Bruder und gab sich selbst ganz dem künstlerischen Schaffen hin, das ihn bald zu einem der ersten Thierbildner erhob. Doch löste er auch mit Erfolg Aufgaben auf dem Gebiete der Menschenbildnerei. So fertigte er (1852) die Kolossalbüste von Herder für Mohrungen, die Statue von Kurfürst Joachim II. Hector für Köpenik (1853), die Bronzestatue der Kurfürstin Luise Henriette für Oranienburg (1858), Kolossalbüsten von Sebastian Bach, Franz Kugler, nebst vielen Porträtmedaillons und Porträtstatuetten. In der Darstellung des Thierlebens zeigt sich W. als gründlicher Kenner der Organisation der Thierwelt und ihres Charakters. Seine Gestalten oder Gruppen, von kolossaler Größe bis herab zur kleinen Ausführung für den Silberguß, sind voll Naturwahrheit und Leben, alles schlicht, treu und wohlmotivirt. Die Darstellungen umfassen die wilden Thiere, wie Löwen, Panther, Büffel, Bären u. s. w., sowie die Jagd- und Hausthiere und die Vögel. Aus der großen Anzahl seiner derartigen Werke sind namentlich hervorzuheben: ein Büffel im Kampfe mit Wolfshunden (1846); ein Löwe, durch eine Schlange aufgeschreckt, dann im Kampfe mit ihr (1848); ein Courshund, lebensgroß, vorzüglich in der Positivität seiner Existenz (1850); die Staaroperation, komische Gruppe von Thieren, in Bronze für König Friedrich Wilhelm IV., mit epigrammatischer Inschrift von Heyse (1852); der Löwenritt nach Freiligrath; Reiherbeize (Relief); eine Reihergruppe für einen Brunnen im schweriner Schloß (1855); zwei kolossale schreitende Löwen für das Schloß in Muskau (1858); eine mit Panthern spielende Bacchantin, ein Drittel Lebensgröße, voll Reiz und Frische; eine Sauhetze, lebensgroß für den Zinkguß (1862); eine Springbrunnengruppe, Nymphe mit einem Schwan (1864); lebensgroße Gazellen (1866) u. s. w.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, der Gründer und Vollender der Reformation in Anhalt, geb. 1492, war der Sohn des Fürsten Woldemar mit Margaretha, Gräfin zu Schwarzburg. Der Prinz zeigte sich von Natur fröhlich und muthig und hatte in Körperstärke, ritterlicher Haltung und Gewandtheit kaum seinesgleichen. Nach dem Tode seines Vaters kam er, 16 J. alt, zur Regierung und hielt sein Hoflager zu Köthen. Luther's Jünger und inniger Freund wurde er 1521, als dieser zu Worms sein Bekenntniß ablegte. Als es die Evangelischen hart anging, sagte W.: er wolle lieber andern die Stiefel abwischen, Land und Leute verlassen und mit einem Stecken davongehen, als dem Evangelio untreu werden! 1530 unterzeichnete er auf dem Reichstage zu Augsburg das evang. Glaubensbekenntniß. Als Kaiser Karl V. und Ferdinand auf Antrieb der päpstl. Gesandten die Evangelischen durch Drohungen zu bewegen suchten, die Predigt des Evangeliums einzustellen und an den Gebräuchen des Papstthums theilzunehmen, da waren es W. und Markgraf Georg von Brandenburg, welche zu dem Kaiser hineintraten und mit festem Muthe erklärten: sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Unterthänigkeit verhalten, wenn er sie bei ihrem Glauben und Bekenntnisse ließe; aber ehe sie Gott und sein Evangelium verleugneten, möge er ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen! W. war Mitstifter des Schmalkaldischen Bundes, und Luther nannte ihn, da er viele Reisen machte, den Legaten Gottes. Bei dem Ausbruche des Kriegs nach Luther's Tode zog W. selbst mit in den Kampf. Karl V. erklärte ihn 12. Jan. 1547 in die Acht und schenkte das Land einem span. Günstlinge, Namens Ladrone. W. erhielt die Nachricht davon auf seinem Schlosse zu Bernburg, setzte sich zu Pferde und Luther's Lied «Eine feste Burg ist unser Gott» singend, ritt er zur Stadt hinaus. Er suchte einen Aufenthalt im Harzgebirge, und erst 1552 gelangte er wieder zu dem ungestörten Besitz seines Landes. Im hohen Alter übertrug er die Regierung seinen Vettern. Er starb 23. März 1566 und wurde in der Bartholomäuskirche zu Zerbst begraben.

Wolfram, auch Scheelium oder Tungstène, ist ein einfacher metallischer Körper, der als Wolframsäure an Eisen- und Manganoxydul gebunden in dem Mineral W., an Kalk gebunden im Scheelspat oder Tungstein und an Bleioxyd gebunden im Scheelbleispat vorkommt. Das W. bildet eine eisenähnliche graue Metallmasse, die sehr spröde, hart, äußerst strengflüssig und von krystallinischem Bruche ist. Das specifische Gewicht des W. ist 17,5. Mit Sauerstoff bildet es das Wolframoxyd und die Wolframsäure. Letztere ist versuchsweise in der Zeugdruckerei anstatt des Indigo angewendet worden. Auch benutzt man das wolframsaure Natron, um Gewebe durch Tränkung mit demselben schwer verbrennlich zu machen. Die Säure selbst und das blaue wolframsaure Wolframoxyd kommen als Farbestoffe, die Natronverbindungen des W. als Bronzen in den Handel.

Wolfram von Eschenbach, der berühmteste unter den mittelhochdeutschen höfischen Dichtern, lebte gegen Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrh. Ueber sein Leben geben nur seine eigenen Werke dürftige Aufschlüsse. Er nennt sich selbst einen Baiern, und man hat als seine Heimat zu betrachten das mittelfränkische, bei Ansbach gelegene Schloß und Städtchen Eschenbach, wo er auch begraben lag und im Anfang des 17. Jahrh. noch sein Grabmal zu sehen war. Seinem eigenen Zeugnisse zufolge war er aus einem zwar armen aber ritterlichen Geschlecht, und er legte viel Gewicht darauf, daß er davon, nicht von seiner Kunst Frauengunst zu gewinnen hoffte. Einen Grafen von Wertheim nennt er im «Parzival» seinen Herrn, und weiter findet man ihn am Hofe des kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, wie es scheint, in ziemlich unabhängiger Stellung. Dort wird er auch mit Walther von der Vogelweide (s. d.) zusammengetroffen sein, dessen er zweimal gedenkt, im «Parzival» und im «Willehalm», dessen Stoff ihm der Landgraf selbst vermittelte. Sein Aufenthalt an dem Hofe zu Eisenach und sein Verhältniß zum Landgrafen gab ihm auch seine Stelle in dem sagenhaften Wartburgkrieg (s. d.). Seiner polit. Haltung nach war er, einer Aeußerung in seinem letztgenannten Gedichte zufolge, ein Anhänger Kaiser Otto's IV. Aus mehrern Stellen seiner Werke hat man mit Recht geschlossen, daß W. in glücklicher, nicht kinderloser Ehe gelebt habe. Wenn er gestorben, ist unbekannt. Doch überlebte er seinen Gönner, den Landgrafen Hermann, nach dessen Tode (1216) er erst den «Willehalm» dichtete. Außer sieben Liedern, meist Tag- und Wächterlieder, eine Gattung, deren Erfindung ihm ohne hinreichende Beweise zugeschrieben wurde, hat man von ihm drei epische Dichtungen. Die erste ist der «Aeltere Titurel», so genannt zum Unterschiede von einem spätern Gedichte, dem «Jüngern Titurel» (s. Titurel), ein unvollendetes Jugendwerk, das die Liebe Schionatulander's und Sigunens behandelt, in Bezug auf Darstellung wol das Frischeste und Feinste, was man von dem Dichter besitzt. Weit überragt wird aber dasselbe an Ideengehalt durch den «Parzival», sein zweites großes und berühmtes, zwischen 1205

und 1215 vollendetes Gedicht. Der Stoff dieses Gedichts verbindet die Sage vom Heiligen Gral (s. d.) mit dem südfranz. Sagenstoffe von den alten Fürsten in Anjou und dem Sagenkreise von König Artus und seiner Tafelrunde. Dasselbe umfaßt so das gesammte ritterliche Leben nach seiner geistlichen und weltlichen Richtung, sodaß das Gedicht ein treues Spiegelbild seiner im Ritterthum gipfelnden Zeit nach ihrer äußerlichen Seite in Sitten, Gebräuchen, wie nach ihrem innersten Ideengehalt, den sie beherrschenden Anschauungen und Glauben bietet. Dies alles ist kunstvoll auf den Helden Parzival als den Mittelpunkt des Ganzen bezogen. Wenn auch bei so umfassender Anlage nicht alles gleich künstlerisch bewältigt erscheint und rund zu einem geschlossenen Ganzen sich fügen will, so ist dies um so eher zu verzeihen, als der Dichter, der nicht lesen und schreiben konnte, den umfänglichen Plan im Gedächtnisse bewahren und ausbauen mußte. Der Idee nach ist dies Gedicht das tiefste und großartigste, das aus der gesammten Kunstdichtung des 13. Jahrh. vorhanden. Dasselbe hat nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern durch das weitere Mittelalter hindurch Bewunderung und Nachahmung erweckt und gehört zu den ersten Büchern, dessen sich die Buchdruckerkunst (erster Druck 1477; dann erst wieder Berlin 1784 in Müller's Sammlung) bemächtigte. Aber auch der Widerspruch blieb nicht aus. Gottfried von Strasburg, W.'s Zeitgenosse, erhebt gegen ihn die Anklage der Trockenheit, der Seltsamkeit und vor allem der Dunkelheit der Darstellung. W. selbst hat wohl gefühlt, daß sein Gegner, wenigstens von seinem Standpunkte aus, nicht so ganz unrecht hat. Seine Darstellung hat in der That etwas Schweres. Die Verse gehören nicht zu den glattesten, und der Dichter neigt zum Gesuchten namentlich in Anspielungen und im Humor. Seine Dunkelheit empfindet man heute noch mehr als sein großer Zeitgenosse. Nicht vergessen darf man bei Gottfried's von Strasburg Urtheil freilich die Grundverschiedenheit der geistigen Richtungen dieser beiden Männer. Wie alle höfischen Dichter des deutschen Mittelalters hat auch W. nach franz. Vorlage gearbeitet. Schon vor Ablauf des 12. Jahrh. war bereits in Nordfrankreich die Gralsage und die Geschichte von Parzival poetisch bearbeitet worden. W. nennt zwei Dichter als seine Gewährsmänner, einen Kiot den «Provenzalen» (wahrscheinlich den Trouvère Guiot von Provins), dessen Gedicht bisjetzt aber nicht wieder gefunden worden, und den bekannten Chrestien von Troies, dessen Behandlung der Geschichte, wie sie noch in seinen erhaltenen, aber nicht vollständig edirten «Contes del Gral» vorliegt, W. selbst tadelt. Gleichwol hat man in letzterer Zeit versucht, Chrestien als W.'s Quelle und den Kiot mit seinem verlorenen Gedicht als eine Erfindung des deutschen Dichters hinzustellen. Ueber den Grad der Selbständigkeit W.'s seiner Quelle gegenüber kann man bei diesem Stand der Dinge nicht gut urtheilen. Für W. spricht schon, daß er aus der Masse des dargebotenen Stoffes nur so viel herausnahm, als er für zwei Gedichte, für den «Titurel» (Schionatulander) und den «Parzival» brauchte, und auch in der Darstellung zeigt sich allenthalben bestimmt genug W.'s eigenthümliches Gepräge. Das dritte Gedicht W.'s, «Willehalm», hat zum Vorwurf die Thaten des heil. Wilhelm von Orange, eines Zeitgenossen Karl's d. Gr., zu dessen Sagenkreis er gehört. Dieses Gedicht ist, wie der «Titurel», nur Bruchstück geblieben, und zwei spätere Dichter haben daher das Fehlende zu ergänzen versucht, indem der eine, Ulrich von Türheim, gegen 1250 die Fortsetzung des sog. dritten Theils, der andere, Ulrich von dem Türlin, zwischen 1252 und 1278 den übergangenen ersten Theil (herausg. von Casparson 1781) hinzufügte. Eine vollständige, meisterhafte Ausgabe der Werke W.'s lieferte Lachmann (2. Ausg., Berl. 1854), der auch den schwierigen Eingang des «Parzival» in den «Abhandlungen der berliner Akademie» (1835) erklärte. Eine neuhochdeutsche Uebersetzung mit schätzenswerthen Beilagen lieferte San-Marte (Magdeb. 1836; 2. Aufl., Lpz. 1858) und mit genauerm Verständniß, aber zu engem Anschluß an das Original Simrock (Stuttg. und Tüb. 1842). Ein Reimregister zu den Werken W.'s gab San-Marte (Quedlinb. und Lpz. 1867). Vgl. Schmeller, «Ueber W.'s von Eschenbach Heimat, Grab und Wappen» (in den «Abhandlungen» der münchener Akademie, 1837); San-Marte, «Parzival-Studien» (3 Bde., Halle 1861—62); verschiedene Aufsätze von Bartsch, Pfeiffer, Rochat, Zingerle in Pfeiffer's «Germania» (Wien 1856 fg.).

Wolfsbohne, s. Lupine.

Wolfsgruben, eigentlich Erdgruben, in denen man Wölfe zu fangen pflegt, dienen im Kriegswesen als Hindernißmittel gegen das Andringen des Feindes, besonders seiner Cavalerie. Man bildet gewöhnlich schachbretförmig drei Reihen derselben, macht sie rund oder viereckig, oben etwa 5 F. weit, unten enger und versieht den Grund mit einem spitzen Pfahle, um das Hineinspringen gefahrvoll zu machen. Die ausgehobene Erde wird auf den Zwischenräumen aufgeschüttet oder besser vertheilt, damit sie dem Feinde, wenn er sich naht, keine Deckung gewährt,

und die Gruben selbst durch Gewehr- und Geschützfeuer bestrichen werden können. Man legt die W. vor Feldschanzen oder Stellungen an, wo keine Verhaue angebracht werden können.

Wolfsmilch (Euphorbia) heißt die zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörende Hauptgattung der großen, nach ihr benannten Pflanzenfamilie der Euphorbiaceen (s. d.), die mit wenigen Ausnahmen einen Saft enthalten, der äußerlich als Reizmittel, innerlich als heftiges Gift wirkt. Sie zerfallen in solche, welche dünne Stengel und zerstreut angeordnete, flache oder schmale, unzertheilte, meist ganzrandige Blätter besitzen, und in fleischige, cactusähnliche, blattlose, oft stachelige Holzgewächse. Letztere sind dem westl. Afrika und den Canarischen Inseln eigenthümlich. Unter den in Deutschland wildwachsenden Arten sind die folgenden bemerkenswerth: die gemeine W. (E. Esula), mit vielspaltigem Blütenschirm, fast herzförmigen Hüllchen und gleichförmigen Blättern, wächst in Deutschland und dem übrigen Europa an unbebauten Orten wild und enthält einen Milchsaft, den man sonst zum Wegbeizen der Warzen und Blasenziehen benutzte. Die Cypressenwolfsmilch (E. Cyparissias) ist sehr gewöhnlich auf dürren Rändern und trockenen Feldern, hat lanzettförmige Stengelblätter, blüht, wie die vorige, roth und gelb gemischt vom Mai bis in den Juli und besitzt eine gelblichweiße Wurzel, die ein sehr heftiges Purgirmittel abgibt. Die Raupe des Wolfsmilchschwärmers nährt sich von dieser Pflanze. Die kreuzblätterige W. (E. Lathyris), auch Springkraut genannt, im südl. Deutschland heimisch, hat elastisch aufspringende Kapseln, deren Samen, ebenfalls als heftiges Purgirmittel bekannt, Springkörner heißen. Die harzbringende W. (E. antiquorum) oder die Apothekereuphorbie ist eine 3—4 F. hohe Pflanze Afrikas, stachelig und blätterlos, deren Milchsaft das gegen Knochenfäule u. s. w. gebräuchliche Euphorbiengummi liefert. Dieses in rundlich-dreieckigen, unregelmäßigen, Blütenstände oder Früchte einschließenden, mit Löchern versehenen Stücken in den Handel kommende Gummi (Euphorbium) ist gelblich bis röthlich, bestäubt, geruchlos und von brennendscharfem Geschmack. Der Staub erregt heftiges, andauerndes Nießen; beim Erwärmen gibt die Masse einen häßlichen Geruch von sich. Ein Theil des Euphorbiengummis kommt auch von E. canariensis L. Unter den vielen andern einheimischen Arten gibt es auch einige, die, wie die E. Characias, wegen ihrer zierlichen Blüten in Gärten gezogen werden.

Wolfsrachen (palatum fissum) besteht in einer einfachen (einseitigen) oder doppelten (beiderseitigen) Spaltung des harten Gaumens, die mit Hasenscharte zugleich vorkommt. Der W. ist, wie die Hasenscharte (s. d.), eine sog. Hemmungsbildung, d. h. die in einer Periode der Entwickelung ursprünglich getrennten Gaumenknochen sind nicht zur Verwachsung gelangt. Solchen Kindern ist das Schlucken, wegen der directen Verbindung der Nasenhöhle mit der Mundhöhle, das Schlingen unmöglich oder doch sehr erschwert, und ihre Stimme besitzt einen eigenthümlichen Klang. Der W. ist blos durch Operation zu heilen, wobei man entweder Schleimhaut oder noch besser Knochenhaut in die offene Spalte einzuheilen versucht.

Wolga, bei den Alten Rha oder Oaros und Rhos, hunnisch Var, finnisch noch jetzt Rau, bei den Turktataren Atel, Etel, Idel, bei den Slawen Volga oder W. nach den alten Volgaren benannt, der Hauptstrom Rußlands und hinsichtlich seines langen Laufs, der nach Stuckenberg 507 M. mißt, der bedeutendste Strom Europas, entspringt etwa 45 M. vom Finnischen Meerbusen und in der Nähe der Düna im Gouvernement Twer, auf einer Sumpfebene des Wolokonskiwaldes bei dem Dorfe Wolgino- oder Wolcho-Werchowija aus einem eingefaßten, einst bewallfahrteten Brunnen, den die Anwohner Jordan nennen. Die W. vereinigt sich nach einem Laufe von $14^1/_8$ M. mit der Selisharowka, dem Abflusse des Seligersees (s. d.), und setzt weiterhin ihren obern Lauf in südöstl. Richtung über Rshew bis Subzow fort, wo sie das wellenförmige Tiefland erreicht, welches sie bis Sarepta nicht wieder verläßt. Auf dieser weiten Strecke fließt sie erst ostwärts über Twer, Rybinsk, Jaroslaw, Kostroma und Nishnij-Nowgorod an der Mündung der Oka, und zwar bis dahin in ruhigem Laufe, dann mit stärkerm Gefälle hinab in die tiefe Thalsenkung von Kasan. Hierauf wendet sie sich plötzlich südwärts und geht, durch die mächtige Kama verstärkt, über Simbirsk, Samara nach Saratow, und zwar auch hier noch, wie schon von der Okamündung an, mit hoher, oft bergähnlicher Thalwand auf dem rechten Ufer oder der Bergseite, dagegen mit weiten, bis an die Vorhöhen des Uralgebirgs reichenden Niederungen auf dem linken Ufer oder der Wiesenseite. Zwischen Saratow und Kamyschin, auf einer Strecke von $28^1/_2$ M., durchbricht sie die hügelige Gegend der südwestl. oder uralisch-karpatischen Landhöhe, die sich im Obtschei-Syrt an den Ural anschließt, auf dem rechten Ufer Wolgahöhe genannt wird und dem Strom steile, zerrissene und relativ höher als die bisherigen Gelände aufsteigende Ufer gibt. Von Kamyschin an fehlen dem Strome alle Nebenflüsse. Derselbe berührt hier östlich den Steppenboden, der ihn bis zur Mündung begleitet, nur

daß sein rechtes Ufer bis Zarizyn und Sarepta, während auf dem linken sich flache Wiesengründe ausbreiten, immer noch steil, sein Thalrand bei Sarepta noch 400 F. hoch bleibt. Bei Sarepta wendet sich die W. plötzlich gegen Südosten, wälzt zwischen durchweg flachen und niedrigen Ufern langsam ihre ungeheuere Wassermasse in vielen Armen, deren erste bedeutende Spaltung nördlich von Zaryzin beginnt, und deren nördlichster Achtuba heißt, ein Labyrinth von Sand- und Sumpfinseln, Schilf- und Wiesengründen bildend, durch den horizontalen Boden der salzigen Steppe und ergießt sich jetzt 10 M. unterhalb Astrachan in einem 15 M. breiten Delta mittels mehr als 60 Neben- und 8 Hauptmündungen, die meist versandet sind, und deren bedeutendste 1 M. breit ist, in das Kaspische Meer. Sehr merkwürdig ist das überaus geringe Gefälle dieses europ. Riesenstroms, das im ganzen nur 876 F., oder nach einer neuern Angabe, die für die Quelle nur 516 F. absolute Höhe ansetzt, nicht mehr als 594 F. beträgt. Durch mehr als 100 Nebenflüsse fallen mehr als 24 Gouvernements in das Bereich des 30154 (nach andern 24840) Q.-M. umfassenden Stromgebiets des kolossalen Flusses. Unter den Nebenflüssen, die fast sämmtlich, wie die W. selbst, schon bald nach ihrem Ursprung schiffbar werden, sind die bedeutendsten rechts die Oka, die Hauptrinne des blühenden moskowitischen Tieflandes, 182 M. lang, durch die Ugra, Upa, Moskwa, Mokscha und Kljäsma verstärkt, und links die Kama oder Kleine W., die Hauptader der westuralischen Gewässer, 244 M. lang, mit den großen Zuflüssen Wiatka, Tschussowaja und Bjelaja und mit einer Wassermasse, die bei der Mündung diejenige des Hauptstroms selbst übertrifft.

Im Winter belegt sich der ganze Strom mit Eis, aber bei der Verschiedenheit der Klimate, welche er zwischen 57° und 46° nördl. Br. durchfließt, ist der Eintritt und die Dauer der Eiszeit verschieden. Der Eisgang ist jedes Jahr ohne Ausnahme stark, zu zeiten und stellenweise sehr verheerend. Während des hohen Wasserstandes infolge der Schneeschmelze tritt der Strom aus und erweitert sich dann außerordentlich, auf der Wiesenseite selbst bis zu 20 Werst. Unter solchen Umständen ist auch das Strombett beständigen Veränderungen unterworfen. Eigentliche Stromschnellen (russ. Porogi) hat die W. nicht, aber eine große Menge von Sandbänken und seichten Stellen. Auch sind Flußarme, die einst die Hauptwasser bildeten, jetzt entweder verschlämmt oder ausgetrocknet und werden nur im Frühling mit Wasser erfüllt. Solche Arme heißen Woloschki (Kleine Wolgen), während man Saloni und Sawodi theils kurze Nebenarme des Hauptstroms, theils kleine Buchten oder Uferseen nennt, die mit ihm durch kurze, meist enge Mündungen zusammenhängen und als Sicherheits- und Ladungsplätze von großer Wichtigkeit sind. Dem Russen gilt die W. als ein heiliger, segenbringender Fluß, und er nennt sie daher fast nur Mütterchen W. Der Reichthum des Stroms an Fischen, der Korn- und Holzreichthum seiner Uferlandschaften wie derjenigen vieler seiner zahlreichen Neben- und Zuflüsse, der Umstand, daß er selbst, und auch theilweise seine Zuflüsse, die industriellen Gegenden des Reichs durchströmt, daß seine östl. Seitengewässer zugleich die Communication mit den uralischen Bergwerksdistricten herstellen, daß in der Nachbarschaft der untersten Stromstrecke die ergiebigsten Salzseen, an der Kama reiche Salinen liegen, endlich seine ausgedehnte Schiffbarkeit verleihen ihm die höchste Bedeutung für den Verkehr des innern Rußland, die durch großartige Kanalsysteme noch gesteigert wird. Schiffbar ist die W. von der Mündung der Selisharowka bis zum Kaspischen Meer, also auf einer Strecke von etwa 440 M. Indeß erst 44 M. weiter unterhalb, von Twer an, trägt sie größere Lastschiffe und wird Verkehrsweg des ganzen Kaiserreichs. Großartig gestaltet sich die Schiffahrt sodann $48\frac{1}{2}$ M. unterhalb Twer, bei Rybinsk (s. d.), dem Theilungspunkte der drei großen, nach Petersburg führenden Kanalsysteme und einem der besten Winterhäfen, deren die W. überhaupt wenige und noch weniger gute hat, obgleich an ihr 126 Stapelplätze gezählt werden. Bei Rybinsk beginnt auch die Dampfschiffahrt. Man zählt auf dem ganzen Strome etwa 20500 Segelschiffe und 4000 Dampfer. Obgleich aber die W. mit Recht die Lebensader der ganzen innern Handelsbewegung Rußlands genannt wird, trägt sie doch in den kolossalen Dimensionen ihres Wassersystems die Zeichen der asiat. Nachbarschaft. Sie wird im untern Laufe ein Steppenfluß, der wegen Versandung der Mündungsarme nur mit Mühe seinen Einfluß in einen asiat. Binnensee erreicht, welcher, meist von bedürfnißlosen und productionsarmen Barbaren umwohnt, für den Verkehr nach außen ohne Bedeutung bleibt. Um so wichtiger erscheinen die großartigen Kanäle, wodurch die W. und ihr Stromgebiet mit dem Ocean in Verbindung gesetzt und der auswärtige Handel Rußlands außerordentlich belebt wird. Unter ihnen zeichnen sich die drei Kanalsysteme von Wischni-Wolotschok (s. d.), Tichwin und des Marienkanals besonders aus, welche die Verbindung mit Petersburg bewirken, während der nördl. Katharinenkanal und der Kanal des Herzogs von Würtemberg die W. auch

mit der Dwina in Verbindung setzen, sodaß von allen Anlanden des Hauptstroms eine ununterbrochene Schiffahrt bis zur Ostsee, dem Weißen Meere und dem Kaspischen See unterhalten werden kann. Der schon unter Peter d. Gr. projectirte sog. Japifankanal aber, der die W. mit dem Don und so mit dem Schwarzen Meere in Verbindung setzen sollte, ist nicht zur Ausführung gekommen, dagegen neuerdings durch eine Pferdeeisenbahn von Zarizyn nach Kalatsch ersetzt. Auch ist, um den Schiffsweg zwischen Moskau und Petersburg um etwa 144 M. zu verkürzen und den Landtransport entbehrlich zu machen, der Bau des W.-Moskaukanals, der die obere W. mit der Moskwa mittels der Sestra und Istra vereinigen und einen Wasserweg von 31 M. herstellen soll, bereits 1825 begonnen, aber noch nicht ganz vollendet. Von großer Wichtigkeit ist die Wolgafischerei. Ohne Zweifel kommt der W. hinsichts der Fülle der Fische und deren vorzüglicher Güte kein Strom Europas gleich, und übertroffen wird sie hierin von keinem der Erde. Die Fischereien im Strome selbst und vor seinen Mündungen sind die Quelle außerordentlicher Reichthümer und setzen bedeutende Kapitalien in Bewegung. Doch nur von Simbirsk an beginnen sie eine staatswirthschaftliche Wichtigkeit zu erlangen. Es fangen hier die beständigen Fischereien oder Watagen an, die sich am zahlreichsten unterhalb Astrachan, an den Mündungen und nächstdem an der Achtuba finden. Die meisten sind ein Regal und werden verpachtet, was dem Staatsschatz jährlich bis zu 700000 Rubel Banco einträgt. Von den mannichfaltigen Fischen, die sich im Kaspischen Meere finden, drängt sich im Frühjahr eine so außerordentliche Menge in die Flußmündungen und weiter hinauf, daß der Fischfang in dieser Zeit über 10000 kleine Fahrzeuge beschäftigt. Die häufigsten Fische sind: Störe, Hausen, Welse, Sterlete, Sasanen oder Seekarpfen, Sewrjugen, Weißlachs. Außerdem sind fast alle Arten gewöhnliche Flußfische vorhanden, unter denen Quappen bis zu 40 Pfd. schwer.

Wolgast, eine Hafen- und Handelsstadt im Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, zum Kreise Greifswald gehörig, liegt an der Peene, welche 1 M. davon in die Ostsee mündet und den Hafen der Stadt bildet, aber wegen einiger Untiefen nur kleinere Schiffe trägt. Neuerdings wurde W. durch eine Zweigbahn (Züssow-Wolgast) mit der Vorpommerschen Eisenbahn verbunden. Die Stadt besitzt zwei Kirchen, die Reste eines alten Schlosses, eine Navigationsschule und zählt 6874 E. (3. Dec. 1867). Die städtische Industrie erstreckt sich auf Lichter-, Seifen-, Tabacksfabrikation. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner bilden jedoch der Schiffbau (auf zwei Werften), Rhederei und Handel. Anfang 1868 besaß W. 53 Seeschiffe mit 6968 Last (darunter 1 Dampfer), 29 Fluß- und Küstenschiffe, mit 500, und 4 Kähne mit 80 Last. 1867 liefen im Hafen der Stadt 123 Schiffe mit 12190 Last ein und 118 Schiffe mit 11680 Last aus. Größere Fahrzeuge werden auf dem Ruden gelichtet und geladen, einem kleinen Eilande und einer Lootsenstation vor der Mündung der Peene, bekannt durch die Landung Gustav Adolf's 1630. W. ist eine sehr alte Stadt, war schon im 12. Jahrh. stark befestigt, sonst Sitz der Herzoge von Pommern-W., wurde 1628 von Wallenstein, 1630 von den Schweden, 1637 von den Kaiserlichen, 1638 von den Schweden und 1675 von dem Großen Kurfürsten von Brandenburg erobert, 1713 von den Russen geplündert und eingeäschert, 1715 jedoch von den Schweden wieder erobert.

Wolke (Christian Heinr.), Pädagog und Sprachreiniger, geb. 21. Aug. 1741 zu Jever, bereitete sich erst seit seinem 20. J. auf der Schule seiner Vaterstadt für die höhern Studien vor, denen er sich dann zu Göttingen und Leipzig sechs Jahre hingab. Er entwarf 1770 den Plan zu einer Erziehungsanstalt nach einem naturgemäßen Stufengange, wodurch er mit Basedow (s. d.) in Altona in engere Verbindung trat. Als dieser einige Jahre später zu Dessau das Philanthropin gründete, wurde W. einer der thätigsten Mitarbeiter an demselben. Nach Auflösung desselben ging er nach Petersburg und widmete sich auch hier mit Eifer dem Unterrichtswesen, zog sich aber 1801 in den Privatstand zurück und lebte in Leipzig, Dresden, zuletzt in Berlin, wo er 8. Jan. 1825 starb. Seine zahlreichen, meist sehr verdienstlichen Schriften sind theils rein pädagog. Inhalts, theils beschäftigen sie sich mit deutscher Orthographie und Sprachreinigung, die er aber offenbar übertrieb. Hervorzuheben sind jetzt nur noch: «Erste Kenntnisse für Kinder von der Stabenkenntniß an bis zur Weltkunde» (Lpz. 1783); «Beschreibung der hundert von Chodowiecki zum Elementarwerke gezeichneten Kupfertafeln» (2 Bde., Lpz. 1781—87; auch franz., 1782, und lat., 1784); «Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind» (Lpz. 1804); «Erziehlehre, oder Anleitung zur körperlichen, verständlichen und sittlichen Erziehung» (Lpz. 1805); «Mittheilungen der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe» (Lpz. 1805); «Anleit zur deutschen Gesammtsprache oder zur baldigen Erkennung und Berichtigung einiger Zuwenigst

20 tausend) Sprachfäler in der hochdeutschen Mundart u. s. w.» (Dresd. 1812; 2. Aufl., mit verändertem Titel, 1816), sein Hauptwerk. Durch seine Sammlung «Dübdge or sassische Sinngedichte, Grabschriften, Leder, singbare Vertelsels un wunderbare Eventure u. s. w.» (Lpz. 1804; 2. Aufl. 1816) wollte er auf das Wohlklingende der niedersächs. Sprache aufmerksam machen. Vgl. Hasselbach, «Lebensgeschichte W.'s» (Aach. 1826).

Wolken. Bei einer gegebenen Temperatur kann in einem Raume (mag er luftleer oder lufthaltig sein) nur eine bestimmte Menge Wasserdampf in gasförmiger Form vorhanden sein; man nennt den Raum, wenn diese größtmögliche Menge von Dämpfen in demselben vorhanden ist, mit Dampf gesättigt. Wird die Temperatur erniedrigt, so kann nicht mehr die ganze Menge der Dämpfe gelöst bleiben, sondern ein Theil schlägt sich nieder, während der übrigbleibende den Raum wieder bis zur Sättigung erfüllt. Der sich verdichtende Theil nimmt je nach der vorhandenen Temperatur den flüssigen oder (wenn die Temperatur unter 0° ist) den festen Zustand (Eis und Schnee) an. Wenn ein Raum nicht völlig mit Dämpfen gesättigt ist, so kann man die Temperatur um eine bestimmte Anzahl Grade erniedrigen, ohne daß sich Dämpfe niederschlagen; erst wenn die Temperatur tiefer sinkt als diejenige, bei welcher die vorhandenen Dämpfe sich auf dem Sättigungszustande befinden, beginnt der Niederschlag. Erfolgt nun ein solcher Niederschlag in den in der Atmosphäre vorhandenen Dämpfen, so verliert die Luft ihre Durchsichtigkeit, und wir bezeichnen diesen Niederschlag, wenn er gleich an der Oberfläche der Erde geschieht, als Nebel, tritt er dagegen in größerer Höhe ein, als W. Während ein Reisender auf einem hohen Berge sich für von Nebel umgeben hält, bezeichnen die Bewohner der Erde diesen Niederschlag, welcher den Gipfel des Bergs umgibt, als Wolke. Der Engländer Howard hat versucht, die W. nach ihren Formen zu unterscheiden. Der Cirrus oder Federwolke besteht gewöhnlich nur aus zarten Fasern, die sich bisweilen zu einem Gebilde, Wind- oder Wetterbäume genannt, von dem Ansehen eines Pferdeschweifs vereinigen. Diese W. schweben in sehr bedeutender Höhe und sind, wie sich durch die in ihnen entstehenden Höfe und Nebensonnen nachweisen läßt, aus Schnee und Eistheilchen gebildet. Ihre Entstehung verdanken sie wol meist dem Zusammentreffen kalter und feuchter warmer Luftströme in den höhern Regionen; daher sie auch häufig eine Aenderung der Witterung zur Folge haben. Der Cumulus oder Haufenwolke zeigt im allgemeinen eine halbkugelige Gestalt auf horizontaler Grundfläche. Die Haufenwolken bilden sich besonders an heitern Sommertagen und gleichen, wenn sie in großer Menge vorhanden sind, einem Gebirge. Sie schweben niedriger als die vorigen und verdanken ihre Entstehung dem aufsteigenden Luftstrome, indem die von diesem nach oben geführten Dämpfe in größerer Höhe durch Abkühlung niedergeschlagen werden. Ihre Zahl und Größe wächst an schönen Sommertagen nahe bis zur Zeit der größten Tageswärme. Dann nehmen sie ab und verschwinden zur Zeit des Sonnenuntergangs, weil durch das Schwächerwerden des aufsteigenden Luftstroms die W. sinken, in wärmere Regionen kommen und hier zu durchsichtigen Dämpfen wieder aufgelöst werden. Der Stratus oder Schichtwolke ist eine oben und unten horizontal begrenzte Nebelschicht, wie sie z. B. an heitern Tagen nach dem Untergange der Sonne über Gewässern sich zeigt. Außerdem unterschied Howard noch den Cirrocumulus, die sog. Schäfchen, welche rundliche zarte, in Reihen geordnete Flocken bilden. Der Cirrostratus oder federige Schichtwolke wird durch flache W. gebildet, die dichter sind als die Federwolken; nach dem Horizonte zu erscheinen sie als zusammenhängende Schicht, während man im Zenith ihre Zusammensetzung aus vielen W. erkennt. Der Cumulostratus oder gethürmte Haufenwolke entsteht, wenn die Haufenwolken, z. B. vor dem Gewitter, sich vermehren und ein dunkleres Ansehen erhalten. Stratocumulus oder haufenartige Schichtwolke nennt Kämtz eine dem Cumulus verwandte Wolkenart, die sich aber dadurch von diesem unterscheidet, daß sie im Sommer gegen Untergang der Sonne entsteht, am Abend zunimmt, die Nacht hindurch den Himmel bedeckt hält und am Morgen nach Aufgang der Sonne verschwindet; im Winter hält sie den Himmel oft wochenlang bedeckt. Nimbus oder Regenwolke ist an einem gleichförmig grauen Ansehen und einem faserigen Rande kenntlich. Das Schweben der W. hat in der großen Kleinheit der verdichteten Wassertheilchen und dem Widerstande, welchen die Luft dem Fallen derselben entgegensetzt, sowie in dem aufsteigenden Luftstrome seinen Grund, der die wegen des Widerstandes nur langsam sinkenden Wassertheilchen mit sich nach oben führt. In vielen Fällen ist das Stillstehen einer Wolke nur scheinbar, indem auf der einen Seite der Wolke die durch den Wind herbeigeführten Dämpfe sich niederschlagen, während die auf der andern Seite derselben befindlichen niedergeschlagenen sich durch Eintreten in trockene oder warme Luft wieder auflösen. Eine solche Wolke wird also immer aus neuen Theilen gebildet.

Wollaston (Will.), engl. Moralphilosoph, geb. 1659, war früher Lehrer in Birmingham und lebte später in London als Privatmann, wo ihn namentlich die Königin Charlotte sehr begünstigte. Sein Hauptwerk «Religion of nature delineated» (Lond. 1724 u. öfter; franz., Haag 1726) fand großen Beifall. Einen Gegner fand er an John Clarke in dessen Buche «Examination of the notion of moral good and evil advanced in a late book intitled: The religion of nature delineated». W. starb 1724. Vgl. Drechler, «Ueber W.'s Philosophie» (2. Aufl., Erlang. 1802).

Wollaston (Will. Hyde), engl. Chemiker und Physiker, geb. 6. Aug. 1766 zu East-Dereham in Norfolk, studirte in Cambridge und ließ sich dann als Arzt zu Bury St.-Edmund's nieder, wo es ihm jedoch mit der Praxis wenig glückte. Hierauf ging er nach London, gab hier schon 1800 die Medicin auf und widmete sich mit großem Erfolge der Chemie und Physik. Durch seine für Künste und Gewerbe wichtigen Erfindungen, vor allem durch die in den «Philosophical transactions» beschriebene Entdeckung, Platin hämmerbar zu machen, erwarb er sich bald ein sehr ansehnliches Vermögen. Er starb 22. Dec. 1828. Seine Arbeiten mit Platin führten ihn auf die Entdeckung zweier neuen Metalle im Platinerz, des Palladium und Rhodium. Er gab auch eine Vervollkommnung des Mikroskops an und machte sich mehrfach um die Lehre des Galvanismus durch Construction der sog. Wollaston'schen Doppelplatte, des galvanischen Fingerhutapparats u. s. w. verdient. Seine Untersuchungen hat er in einzelnen Abhandlungen theils in den «Philosophical transactions» (seit 1797), theils in Thomson's «Annals of philosophy» mitgetheilt, und die chemisch-physikalischen sind ziemlich vollständig in Gilbert's «Annalen» und Poggendorff's Fortsetzung derselben enthalten. Das von ihm erfundene und in den Philosophical transactions» (1809) beschriebene Reflexions-Goniometer macht es dem Krystallographen und Geognosten möglich, Krystallgestalten mittels der Zurückstrahlung mit früher unerreichter Genauigkeit zu messen.

Wolle. Obgleich man die flockenartige, gekräuselte Haarbekleidung mehrerer Säugethiere sowie den Flaum verschiedener Pflanzen ebenfalls W. nennt, so wird doch darunter vorzugsweise die Schafwolle verstanden. Die zusammenhängende Wollbedeckung eines Schafs, welche bei der Schur dem Thiere abgenommen wird, heißt Vlies. Als Eigenschaften des Wollhaars kommen in Betracht: a) der Durchmesser oder die Feinheit; b) Gleichmäßigkeit des Durchmessers in der ganzen Haarlänge; c) Geschmeidigkeit oder Fähigkeit, alle Richtungen leicht anzunehmen; d) Dehnbarkeit; e) Festigkeit; f) Form der Kräuselung, wobei am wünschenswerthesten niedrige und schmale, daher verhältnißmäßig kleine Bogen; g) Höhe und Länge. Zur Fabrikation feiner Tuche soll das Wollhaar nicht zu lang sein, wobei das Verhältniß der Höhe zur Länge der Kräuselung von Bedeutung ist. Dieses hängt von der Form der Bogen ab, ist demnach anders bei flachen als bei hohen, schmalen. Am besten verhält sich die Höhe zur Länge wie $1 : 1\frac{1}{2} - 1\frac{3}{4}$. Gute Eigenschaften der W. in den zusammenstehenden Flocken oder Stapeln sind: a) Gleichartigkeit, wenn die Wollhaare in allen Eigenschaften vollkommen übereinstimmen; b) stumpfer, geschlossener, klarer (blumenkohlartiger) Stapel; c) Sanftheit; d) Elasticität. Bedingungen eines guten Vlieses sind: a) Ausgeglichenheit; b) Dichtigkeit, wenn eine sehr große Anzahl Wollhaare auf demselben Raume steht; c) Wollreichthum. Schlechte Eigenschaften der W. sind dagegen Hungerfeinheit, Mäßigkeit, Zweiwüchsigkeit, trockene Spitzen, Stichelhaare, Zwirnen, schlechter Stapel, Hundehaare, Verworrenheit, Trockenheit, pechartiger Fettschweiß, Futterwolle und gelbe W.

In technischer Hinsicht wird die W. unterschieden in Kammwolle und in Streichwolle oder Krämpelwolle. (S. Wollenmanufactur.) Die Feinheit des Haars gilt als das Wichtigste bei der W., sei es zum Kämmen oder zum Krämpeln, und es wird demnach diejenige am theuersten bezahlt, welche unter gleichen Umständen die feinste ist. Uebrigens findet eine außerordentliche Verschiedenheit in der W. statt. Es sind nicht nur ganze Heerden darin sehr voneinander abweichend, sondern in diesen selbst kommen höchst selten alle einzelnen Thiere vollkommen miteinander überein, und selbst auf dem besten einzelnen Thiere ist die W. nicht an allen Theilen des Körpers von gleicher Güte und Feinheit. Das Streben des Schafzüchters muß daher darauf hinausgehen, daß die Abweichungen in der W. auf dem einzelnen Thiere nicht grell hervortreten, sondern daß selbst auf den unedeln Theilen seines Körpers eine schöne, nicht sehr verschiedene W. wächst. Die Kunst des Züchters hat hierin ungemein viel geleistet. Ein Thier, das auf seinem ganzen Körper eine feine, tadelfreie, ziemlich gleiche W. trägt, heißt ausgeglichen, und unter einer ausgeglichenen Heerde versteht man eine solche, in welcher die W. der einzelnen Thiere, sei sie nun grob oder fein, möglichst übereinkommt. Wegen der so merklichen

Verschiedenheiten in der W. wird es nöthig, sie vor der Fabrikation zu sortiren, d. h. die gleichartige zusammenzubringen, weil aus ungleichartiger W. kein gutes Fabrikat erzeugt werden kann. Dieses Sortiren wird auf sehr verschiedene Weise vorgenommen.

Die W. heißt Raufwolle oder Gerberwolle, wenn sie in Weißgerbereien und Saffianfabriken mittels Kalks von den Schaffellen abgenommen wird; Schlachtwolle von geschlachteten Schafen; Sterblingswolle von gestorbenen Schafen. Die beiden letztern Wollsorten sind die schlechtesten. Die beste und gewöhnliche W. ist die Schurwolle, von der man wieder einschurige (die häufigste) und zweischurige unterscheidet. Jene kommt von Schafen, die des Jahres nur einmal, diese von denen, welche zweimal geschoren werden. Die beste Feinwolle liefert Deutschland, und zwar Schlesien, Sachsen (in England heißt alle feine W. Saxon wool), Mähren, Böhmen, dann Ungarn, Frankreich, Südrußland. In der Kammwollzucht stehen Mecklenburg, England, dann Frankreich obenan. Die feine Tuchwolle heißt auch Electoral, von den ehemals kurfürstl. sächs. Heerden; ihr gegenüber steht die längere, nervigere, reichere der Negretti, des andern Schlags der Merino. Man theilt die W. in eine Menge von Klassen: Superelecta, Electa, Prima, Secunda, Tertia, Quarta, Quinta und Sexta, Stücke und Locken. Außerhalb Europa sind einige Theile von Amerika und ganz besonders Australien von Bedeutung für die Wollproduction.

Im Wollhandel ist England der Mittelpunkt des Weltverkehrs; was auf dem engl. Wollmarkte vorgeht, wirkt weit hinaus bis in die entlegensten Länder Europas und der übrigen Erdtheile. Bei der außerordentlichen Ausdehnung der brit. Wollindustrie und bei dem eigenthümlichen Verhältnisse, daß der engl. Landwirth das Schaf vorzugsweise für den Schlächter erzieht, ist Großbritannien zu einer höchst bedeutenden Wolleinfuhr genöthigt und nimmt hiermit alle Theile der Welt in Anspruch. Die engl. Hauptwollmärkte sind für feine W. Leeds und Huddersfield, für Mittelwolle Bradford, für leichte Rochdale. Zur Förderung des deutschen Wollhandels dienen in verschiedenen Städten die Wollmärkte, unter welchen Breslau und Berlin als tonangebend voranstehen. Außerdem sind zu nennen: Stettin, Posen, Magdeburg, Dresden, Leipzig, Kirchheim unter Teck, Nürnberg, Weimar, Gotha, Göppingen, Stuttgart u. s. w. Von der Bedeutung und dem Einflusse der wichtigern unter diesen Märkten gibt die durchschnittliche Menge der dahin zum Verkauf gebrachten W. einen Begriff, welche z. B. für Breslau 60—100000, Berlin 100—120000, Stettin 20000, Posen 20000, Kirchheim unter Teck 12000 Ctr. beträgt. Vgl. Schmidt, «Die Schafzucht und Wollkunde» (Stuttg. 1852); Jeppe, «Terminologie der Schafzucht und Wollkunde» (Rost. 1847); Janke, «Die Wollproduction unserer Erde» (Bresl. 1864); Nathusius, «Gestalt und Dimensionen des Wollhaars der Schafe» (2. Aufl., Halle 1864).

Wollenmanufactur begreift im weitesten Sinne des Worts die gesammte Verarbeitung der Wolle zu Gespinsten und Geweben. Wie aber die Wolle bezüglich ihrer physischen Beschaffenheit in zwei große Abtheilungen zerfällt, welche nach der charakteristisch verschiedenen technischen Anwendung und Behandlung durch die Namen Krämpel- oder Streichwolle und Kammwolle bezeichnet werden, so theilt sich die Wollverarbeitung in die beiden Hauptzweige, von denen der eine mit Darstellung der streichwollenen, der andere der kammwollenen Waaren sich beschäftigt. Den letztern Zweig der Wollverarbeitung pflegt man wol unter dem Ausdrucke «Wollmanufactur» zu verstehen, wenn man dieses Wort in seiner engern Bedeutung nimmt. Repräsentant der Streichwollmanufactur ist die Tuchfabrikation (s. Tuch), bei der sämmtliche Mittel und Arbeitsmethoden der Streichwollverarbeitung zur Anwendung kommen, namentlich das Walken, Rauhen und Scheren, welche bei den meisten andern streichwollenen oder (wie sie auch genannt werden) tuchartigen Wollstoffen nicht so weit getrieben oder nicht so oft wiederholt werden. Die W. im engern Sinn, die Fabrikation der Kammwollwaaren, benutzt als Material nur längere, meist auch gröbere und weniger gekräuselte Wollgattungen und erzeugt daraus Gespinste von glattem Faden, aus diesen aber schließlich Gewebe, die keiner Walke unterworfen werden, daher keine filzartige Decke auf ihrer Oberfläche zeigen, im Gegentheil den Faden ebenso offenliegend darbieten wie leinene und baumwollene Stoffe. Die Kammwolle wird, nachdem sie durch Waschen von Schweiß gereinigt ist, zuweilen eingeölt, hierauf mittels Handkämmen oder auf Kämmaschinen gekämmt, ferner mittels Maschinen eigenthümlicher und künstlicher Art versponnen. Die Handwollspinnerei geschieht nur noch in den Strafanstalten. Das Verweben der Garne erfolgt auf Stühlen, welche nicht wesentlich von jenen zu andern Stoffen verschieden sind. (S. Weben und Weberei.) Manche Schafwollgewebe sind, so wie sie vom Stuhle kommen, fertig und werden nur zusammengelegt und gepreßt; andere

erfordern eine Appretur, welche nach Umständen das Absengen der oberflächlich hervorragenden Härchen, das Auswaschen unter Waschhämmern, das Scheren auf Schermaschinen, das Steifen mittels Leimwassers, das Mangen, Kalandern, Glätten oder Glänzen und das warme Pressen begreift. Die gebräuchlichsten kammwollenen Fabrikate (von denen manche oftmals mit Baumwollgarn gemischt auftreten) sind folgende, und zwar glatte: Kamelot, Orleans, Perkan (Moor), Bombasin, Kripon, Stramin, Beuteltuch, Krepp, Wollmusselin, Chaly; geköperte: Köpermusselin, Merino und Tibet, Serge, Kalmang, Oelpreßtuch, Lasting; gemusterte: Damast, Buckskin und andere Kleiderstoffe, Shawls, Plaids, Tartans, Kabyles; sammtartige: Wollenplüsch, wozu der als Möbelstoff bekannte Utrechter Sammt, der Velpel und die sammtartigen Tuchstoffe Biber, Astrakan, Krimmer, Castorin gehören. Als besondere Klassen schließen sich die Teppiche an. Ein beträchtlicher Theil der aus Kammwolle erzeugten Gespinste ist nicht zur Weberei, sondern zum Stricken und für die Strumpfwirkerei bestimmt, sog. **Strumpfgarne**, wozu man meist die Wolle durch Behandlung auf Kratzmaschinen vorbereitet, ohne sie zu kämmen, während jedoch das Spinnen auf den eigenthümlichen Kammwollspinnmaschinen geschieht (**Halbkammgarne**). Unter **Kammgarn** versteht man übrigens neuerdings nicht blos Gespinste aus Schafwolle, sondern auch aus Mohair und Alpaka, oder aus Gemischen von Wolle und Baumwolle, Wolle und Seide. Letztere Garne führen den Namen Phantasiegarne. Ein noch junger Zweig der W. ist die Fabrikation der sog. **Kunstwolle** (Shoddy und Mungo), nämlich die Verarbeitung alter wollener Stoffe und Lumpen zu Gespinstfäden und Geweben, was durch ein sehr sinnreiches System complicirter Maschinen geschieht. Der Sitz dieser Industrie ist Nordamerika, von wo sie sich in England, jetzt auch in Deutschland eingebürgert hat. Die Kammwollindustrie blüht besonders in England, Frankreich und Deutschland. Charakteristisch für England ist die Verarbeitung der langen, festen und glänzenden, aber gröbern Wollen, von welchen es einen so großen Reichthum besitzt. Den eigentlichen Sitz der engl. Kammwollspinnerei und Kammwollweberei bildet die Grafschaft York und darin besonders wieder die Städte Bradford und Halifax.

Wollgras (Eriŏphorum L.) heißt eine zur 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Cyperngräser gehörende Gräsergattung, die sich dadurch auszeichnet, daß die um den Fruchtknoten der einzelnen Blüten stehenden Borstenhaare nach der Blütezeit sich bedeutend verlängern und infolge dessen die Aehrchen mit langen, seidenglänzenden Haaren bedeckt erscheinen, sodaß sie wie Wollflocken aussehen. Die Wollgräser haben nämlich die Blüten in meist hängende Aehrchen gestellt, welche bald trugdoldig angeordnet erscheinen (bei den in ebenen Gegenden gemeinsten Arten: E. angustifolium und E. latifolium Ehrh.), bald einzeln an der Spitze des stets einfachen, runden, mit scheidigen Blättern oder blos Blattheilen besetzten Halmes stehen (so z. B. bei dem in Gebirgsgegenden häufigen E. vaginitum L. und dem auf hohen Gebirgen seltener vorkommenden E. alpinum). Alle Wollgräser wachsen auf feuchtem, torfhaltigem Boden, daher am häufigsten auf moorigen Wiesen und Torfmooren. Ihre Wollhaare hat man vergeblich zu Fäden zu verspinnen versucht.

Wollin, eine Ostseeinsel im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, bildet mit der Insel Usedom (s. d.), von der sie im Westen durch die Swine wie im Osten vom Festlande durch die Divenow getrennt ist, den Kreis **Usedom-Wollin** und zählt auf $4^1/_2$ Q.-M. etwa 13000 E. Die Insel bildet eine mehr zusammenhängende Masse als Usedom und ist überhaupt unter den preuß. Inseln die am wenigsten vom Meere zerrissene. Die Lebbinischen Höhen abgerechnet, in denen auch hier die Kreide aus der Diluvialbildung hervortritt, ist die Insel flach, größtentheils sandig und unergiebig. Dieselbe birgt ein ansehnliches Schwefelkieslager und hat zahlreiche Seen, ansehnliche Waldungen sowie gute Viehweiden. Die Küste ist mit Dünen und Flugsandhügeln besetzt, die ihre Gestalt oft verändern, wenn es der Kunst nicht gelingt, sie durch Anpflanzungen zu befestigen. Viehzucht und Heringsfischerei sind die Hauptnahrungszweige der Landbewohner; Vogelfang und Bernsteinsammeln sowie bei Lebbin Kalkbrennerei, Kreideschlemmerei und bei Warnow Schwefelkiesgewinnung beschäftigen ebenfalls viele Hände. Auch werden sehr viele und große Aale gefangen (**Pritteraale**), die man geräuchert weit versendet. An der Südostecke der Insel liegt, durch Brücken, welche über die dreiarmige Divenow führen, mit dem Festlande verbunden, die einzige **Stadt W.**, mit 5201 E. (1864), die Schiffahrt (1866 mit 9 Küstenfahrern von 188 Last und 1 Flußdampfer von 48 Last), Schiffbau, Fischfang und Holzhandel treiben, auch Vieh- und Pferdemärkte unterhalten. Die Stadt war seit 1125 Sitz eines Bisthums, das 1170 nach dem gegenüberliegenden Kammin verlegt wurde, und nimmt die Stelle des alten **Julin**, Handelsplatzes der Slawen, ein, dessen

Verkehr sich bis an das Kaspische Meer erstreckt haben soll, und der 1183 von den Dänen zerstört wurde. Nach Schafarik sind Julin, Jumne, Jomsburg und Vineta (s. d.), d. h. Wendenstadt, nur verschiedene Namen desselben Orts. Die Stadt W. wurde 1630 von den Schweden, 27. Aug. 1659 von den Brandenburgern eingenommen, 5. Oct. 1675 von letztern und 16. Sept. 1759 von erstern erstürmt. An der Nordküste ist in neuester Zeit das Fischerdorf Misdroy als Seebad in Aufnahme gekommen. Gegen Westen, in der Nähe der Swine, liegt das Dorf Pritter mit 1100 E. und berühmtem Aalfang.

Wollkräuter, s. Verbascum.

Wollmesser oder Eriometer heißt ein Instrument, welches bestimmt ist, die Feinheit, d. h. den Durchmesser der einzelnen Haare der Schafwolle zu messen. Es sind, seitdem man die Wollkunde wissenschaftlich behandelt, mehrere Instrumente dieser Art erfunden worden, darunter das von dem berühmten engl. Mechaniker Dollond. Es wird bei diesem W. das einzelne Wollhaar unter einem Vergrößerungsglase mit dem Mikrometer (s. d.) gemessen. Ein anderer W., von Köhler und Hoffmann in Leipzig erfunden, ist unter dem Namen Köhler's W. bekannt. Derselbe mißt 100 Haare auf einmal im zusammengedrückten Zustande mittels eines Fühlhebels. Der neueste W., von dem Uhrmacher Grawert in Wriezen, hat einen beliebig zu verengernden Spalt, dessen Weite mittels eines Mikrometerapparats gemessen wird, nachdem man ihn so adjustirt, daß die Dicke des Wollhaars gerade darin Platz findet. Die W. sind unvollkommene Instrumente, die nur beschränkten Nutzen gewähren und das Augenmaß bei Prüfung der Wolle nicht entbehrlich machen, sondern nur controliren können.

Wöllner (Joh. Christoph von), ein namentlich durch sein berufenes Religionsedict bekannter preuß. Minister unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II., der Sohn eines Predigers, geb. 19. Mai 1732 zu Döberitz bei Spandau, studirte zu Halle Theologie und wurde dann Hofmeister bei dem Generalmajor von Itzenplitz auf Groß-Behnitz bei Nauen, der ihn auch im Nov. 1754 zum Pfarrer von Groß- und Klein-Behnitz berief. Nach sechsjähriger Thätigkeit legte jedoch W. aus Gesundheitsrücksichten sein geistliches Amt nieder. 1762 pachtete er mit seinem frühern Zögling, Friedr. von Itzenplitz, die Rittergüter Behnitz und erwarb sich bald als thätiger Landwirth und vorurtheilsfreier ökonomischer Schriftsteller einen geachteten Namen. Seine Schrift «Die Aufhebung der Gemeinheiten in Brandenburg» (Berl. 1766) fand bei dem Könige die vollste Anerkennung. Nachdem sich W. 1768 mit der Schwester Friedrich's von Itzenplitz vermählt hatte, lebte er in den J. 1770—86 als Kammerrath bei der Domänenkammer des Prinzen Heinrich theils in Berlin, theils in Rheinsberg. 1782 wurde W. durch geheime Ordensverbindungen mit dem Prinzen von Preußen bekannt, dem er 1784—86 Vorträge über die Regierungskunst hielt. Als letzterer 1786 den Thron bestieg, wurde W. in den Adelstand erhoben, zum Geh. Oberfinanzrath und Chef des Hofbauamts und 3. Juli 1788 zum Geh. Staatsminister ernannt. Bei dem großen Einflusse, den er auf die Person des Königs ausübte, wußte er sich namentlich der Leitung der geistlichen Angelegenheiten zu bemächtigen. Als Minister suchte er, den bisher im preuß. Staate befolgten Grundsätzen entgegen, der Aufklärung durch Zwangsmaßregeln Einhalt zu thun und für dieses Verfahren selbst den Monarchen zu gewinnen. Die Folge davon war, daß endlich das Religionsedict vom 9. Juli 1788 erschien, welches jede Abweichung vom Kirchendogma mit bürgerlichen Strafen belegte. Am 19. Dec. desselben Jahres folgte das Censuredict, und 14. Mai 1791 stiftete er die «Geistliche (Immediat-)Examinationscommission». Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. erhielt W. seine Entlassung und lebte nun auf seinem Gute Großkietz bei Beeskow in Brandenburg, wo er 10. Sept. 1800 starb. Außer mehrern Schriften über Landwirthschaft hat er auch Predigten drucken lassen und im geheimen verschiedene rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden angehörte. Vgl. Preuß in der «Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde» (Bd. 2 u. 3, Berl. 1865 fg.).

Wollust ist das Gefühl der sinnlichen Lust und im engsten Sinne der Geschlechtslust. Der Hang zur W. ist insofern vernunftwidrig, als er die niedrige Seite im Menschen zur herrschenden erhebt, den Geist von höhern Bestrebungen und Interessen abzieht, durch Ausschweifungen die Frische der Gesundheit aufs Spiel setzt, die Schärfe der geistigen Kräfte abstumpft, auch dabei ein stetiger Anreiz ist, die Familienverhältnisse zu verwirren und einen Theil der weiblichen Menschheit durch Verführung und Verderbung in Unglück und Elend zu stürzen. Sie ist deswegen als der größte Feind der häuslichen, bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft überhaupt zu betrachten, durch dessen zerstörenden Einfluß ein großer Theil des socialen Glücks, welches sich außerdem entwickeln könnte, fortwährend im Keime erstickt wird.

Wologda, nach Archangelsk das größte Gouvernement des europ. Rußland, 7201 Q.-M.

umfassend, wird von der Petschora, dem Mesen und namentlich von der Dwina durchströmt, deren beide Quellströme, die Suchona und der Jug, nebst mehrern andern Nebenflüssen derselben (wie der mächtigen Wytschegda) diesem Gouvernement ebenfalls angehören. In seinem Südwesttheile besitzt das Land auch einen beträchtlichen See, den Kubinskoje-Osero, welcher $8\frac{1}{2}$ M. lang, bis 2 M. breit und $7\frac{1}{2}$ Q.-M. groß ist. Das Gouvernement ist im ganzen eben; nur der sog. steinerne Gürtel, Pojäs Kamennoi, der die Flußscheide zwischen der Petschora und Dwina und weiterhin zwischen der Petschora und dem Mesen bildet, macht die einzige Unterbrechung. Im Norden und Osten dehnen sich gewaltige Moräste und Sandheiden aus. Culturland ist fast nur im Süden und Westen vorhanden, wo aber auch die Kälte den Ernten großen Schaden zufügt, sodaß der Ackerbau nicht für die Consumtion hinreichendes Getreide erzeugt. Fast das ganze Land ist mit Wald bedeckt. Viehzucht, Jagd, Fischerei, Schiffahrt auf den Flüssen und Kanälen und Waldwirthschaft bilden die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Fabriken gibt es wenige; doch sind die Wologdaischen Lichter bekannt. Außer den Russen leben hier einige Samojeden in den Urwäldern an der Petschora und die Syrjänen finn. Stammes. Das Gouvernement zählt (1864) 975000 E. Die Hauptstadt W., an der in die Suchona fließenden W., ist weitläufig gebaut, mit in umfangreichen Gehöften und Gärten liegenden Blockhäusern und nur am Hauptplatz von einer Anzahl steinerner Gebäude in modernem Stile besetzt. Die Stadt ist öde und zählt (1864) nur 19000 E., aber 56 Kirchen mit vielen Thürmen und Kuppeln. Es befinden sich hier ein Militär- und Civilgouvernement, eine Garnison, ein Stadthospital, ein Seminar für 600 Geistliche, ein Gymnasium und mehrere andere Lehranstalten, eine Bank, gegen 40 Fabriken, besonders Lichtziehereien und Seifensiedereien, dann in Krystall, Glas, Leder, Bleiweiß, Leinwand, Drell und Segeltuch. Der Handel ist lebhaft. Ehedem nur ein umwaldeter Handelsplatz, gehörte W. seit dem 13. Jahrh. der Republik Nowgorod und war im Mittelalter ein Hauptdepot des Handels mit Innerasien. Im 16. Jahrh. bildeten sich hier Handelsverbindungen mit England, und es wohnten viele Engländer in W. Solange Rußland noch keinen Hafen an der Ostsee hatte, ging sein europ. Handel über Archangelsk und das Weiße Meer, und in W. war der Hauptstapelplatz desselben. Der Zar Iwan II. hatte eine Vorliebe für W. und wollte hier seine Haupt- und Residenzstadt gründen. Vor der Eroberung Sibiriens war W. der gewöhnliche Verbannungsort. Jetzt verweist man solche dahin, die man unter sichere Obhut stellen, aber nicht von allen Genüssen des modernen Lebens abschneiden will. Bemerkenswerthe Orte des Gouvernements sind noch: Ustjug-Weliki oder Weliki-Ustjug, eine ebenfalls sehr alte, gewerbsame Stadt an der Straße von Archangel nach Sibirien und am Zusammenfluß des Jug und der Suchona, mit ausgebreitetem Handel in Holz, Getreide, Matten, Schmalz u. s. w., einer Stadtbank, mehrern Fabriken, 39 Kirchen und 7900 E., darunter viele Schlosser und Silberarbeiter, welche vorzüglich silberne Kettchen, sog. Gaitane, von ungewöhnlicher Feinheit verfertigen; Totma, eine Stadt an der Suchona, mit zwei Salinen, 3500 E. und bedeutendem Handel.

Wolsey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Kanzler des Königs Heinrich VIII. von England, geb. 1471 zu Ipswich, war der Sohn eines Schlächters. Er studirte zu Oxford mit großem Erfolge Theologie und kam später als Hofmeister in das Haus des Marquis Dorset, der ihm eine Pfarre verschaffte. Durch den Bischof und Staatssecretär Fox als ein tauglicher Kopf empfohlen, erhielt er bei Hofe die Stelle eines Kaplans. König Heinrich VII. schickte ihn 1506 in einer diplomatischen Mission zum Kaiser Maximilian I. nach Brügge und belohnte seine Gewandtheit mit dem Amte eines Almoseniers und einer Pfründe. Auch Heinrich VIII. (s. d.) schenkte W., der sich durch Gelehrsamkeit, Geschmack, gefällige Manieren und Willfährigkeit zu empfehlen wußte, seine ganze Gunst. 1510 ward er in den Staatsrath berufen, wo er durch Thätigkeit und Einsicht alle andern Mitglieder verdunkelte. 1514 erhielt er das Bisthum Lincoln, das er nach kurzer Zeit abgab, um das Erzbisthum York zu übernehmen. Später wurden ihm noch mehrere Bisthümer und große Pfründen dazu gegeben. Bereits war sein Einfluß beim Könige so groß, daß Papst Leo X. 1515 ihn durch Verleihung des Cardinalshutes zu gewinnen suchte. Von dem Talent und dem Stolz des Emporkömmlings gedrückt, legte der Erzbischof von Canterbury die Kanzlerstelle nieder, welche W. sogleich übernahm. Diese Erhebung veranlaßte den Rücktritt der übrigen Kronräthe, und die ganze Regierungsgewalt befand sich somit in W.'s Händen, der nun mit absoluter Machtvollkommenheit schaltete. Acht Jahre lang ward das Parlament gar nicht berufen, und da das Unterhaus dann, April 1523, nicht nach seinem Wunsche Geld bewilligen wollte, so ließ W., so lange er am Staatsruder blieb, keine neue Parlamentssitzung zu. Dafür griff er zu Erpressungen, Zwangsanleihen und andern

Finanzkünsten, die viel Unwillen erzeugten. Zugleich besaß W. das Geschick, den auf seine Macht eifersüchtigen König zu überreden, als ob er nur dessen Ansichten und Befehle blindlings vollzöge. Mit W.'s Gewalt stieg aber auch sein Stolz, seine Anmaßung und Prachtliebe. Seine Einkünfte machte er fast denen der Krone gleich; sein Aufwand überstieg den der meisten Könige seiner Zeit. Die fremden Mächte bewarben sich wetteifernd um seine Freundschaft. Vom Papst erhielt W. 1518 die Würde eines Legaten mit ausgedehnten Vollmachten nebst einem Jahrgehalt von 7500 Dukaten. Kaiser Karl V. und der König Franz I. von Frankreich gaben ihm nicht minder große Summen und noch größere Versprechungen. Sogar Aussichten auf die päpstl. Krone wurden ihm eröffnet. Infolge davon ward die auswärtige Politik ganz nach persönlichen Rücksichten W.'s und seines Königs geleitet, und in den langwierigen Kriegen zwischen dem Kaiser und Frankreich trat England abwechselnd auf die eine und die andere Seite, ohne daß wirkliche Staatsinteressen dabei in Frage kamen und noch weniger bleibende Vortheile gewonnen wurden. Nach dem Frieden zu Cambray (1529) befand sich W. auf dem Gipfel der Macht, aber auch am Rande des Verderbens. Er war der Absicht Heinrich's VIII., sich von Katharina von Aragonien zu scheiden, nicht entgegen gewesen. Als er jedoch erfuhr, daß der König sich mit Anna Boleyn (s. d.) vermählen wollte, widerrieth er die Ehescheidung, aus Furcht, die Verwandten Anna's möchten seine Stellung bei Hofe beeinträchtigen. Dennoch betrieb er auf des Königs Befehl die Sache einige Zeit mit Eifer, erkaltete aber, da er bemerkte, daß der Papst selbst aus Rücksicht auf Kaiser Karl V. die Scheidung zu hintertreiben suchte. Heinrich VIII. hielt die Verzögerung des Scheidungsprocesses einzig für eine Intrigue W.'s und beschloß, nicht ohne Zuthun der Anna Boleyn und ihres Anhangs, sich des übermächtigen Ministers zu entledigen. Am 18. Oct. 1529 mußte W. plötzlich das Reichssiegel abgeben, seinen prächtigen Palast zu London, das spätere Whitehall, verlassen und sich auf das Landhaus Asher bei Hamptoncourt zurückziehen. Zwar versicherte ihn der König seines Schutzes und beließ ihm den Besitz der Bisthümer York und Winchester. Aber das Parlament, das sich im Nov. 1529 wieder versammeln durfte, setzte 44 zum Theil ganz lächerliche Klagepunkte gegen W. auf, und die Sternkammer verurtheilte ihn zum Verlust seiner Güter und zu ewigem Gefängniß. Heinrich VIII. begnadigte ihn 12. Febr. 1530 und verwies ihn in sein Erzbisthum York, wo er zu Canwood seine Residenz nahm. Jedoch bald wurde der König wieder andern Sinnes, und im Nov. 1530 erschien der Graf von Northumberland mit dem Befehl, W. als des Hochverraths schuldig zu verhaften und nach London zu bringen. Auf dieser Reise erkrankte W. an der Ruhr und kehrte unterwegs in die Abtei Leicester ein, wo er 28. Nov. 1530 starb. W. liebte die Wissenschaften und gründete aus eigenen Mitteln mehrere Unterrichtsanstalten, namentlich 1525 das Christ-Church-College in Oxford. Der Reformation gegenüber verhielt er sich ziemlich gemäßigt; doch zieh man ihn der Mitwirkung bei der 1521 veröffentlichten Streitschrift Heinrich's VIII. gegen Luther. Vgl. außer der fast gleichzeitigen Biographie W.'s von Cavendish (s. d.) besonders Galt, «Account of the life and administration of cardinal W.» (Lond. 1812 u. öfter); Howard, «The cardinal W. and his time» (Lond. 1824); Martin, «Life of Cardinal W.» (Oxf. 1862).

Wolsk, Wolshsk oder Wolgsk, eine der bedeutendern Städte an der Wolga, im russ. Gouvernement Saratow, am rechten Stromufer und zwischen den beiden Flüßchen Malykowka gelegen, von steilen Bergen eingeschlossen, entstand 1780 aus dem Pfarrdorfe Malykowka. D[illegible] Ort hat einen bedeutenden Flußhafen, einen steinernen Kaufhof, fünf Kirchen, eine Kreis-, P[illegible] Pfarr- und eine Gartenbauschule, Gerbereien und mehrere Fabriken und zählt 24346 E. (185[illegible] die ansehnlichen Handel treiben. W. ist Hauptort eines Kreises, dessen auf dem linken Wolgaufer gelegener Theil seit 1850 dem Gouvernement Samara gehört und die deutsch-schweiz. Colonien Schaffhausen, Basel, Glarus und Solothurn enthält.

Woltmann (Karl Ludwig von), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Oldenburg 9. Febr. 1770, studirte in Göttingen seit 1788 neben der Rechtskunde erst alte und neue Sprachen, dann ausschließend Geschichte. Nachdem er sich 1792 einige Zeit in Oldenburg aufgehalten hatte, ging er wieder nach Göttingen, um sich zu habilitiren. Aber der akademische Ritus und seine Mittellosigkeit setzten ihm große Hindernisse entgegen, und erst Bürger, der seinen an Schiller für die «Thalia» eingesendeten, aber von diesem zurückgewiesenen «Otto III.» trefflich fand, öffnete ihm ein Feld für seine Thätigkeit als histor. Schriftsteller. W. schrieb 1794 eine «Geschichte der Deutschen in der sächs. Periode», die unvollendet blieb. Von Spittler begünstigt, begann er endlich in Göttingen histor. Vorlesungen zu halten, die zahlreich besucht wurden, und seine Recensionen in den «Göttinger Anzeigen» verschafften ihm einen Ruf als außerord. Professor der Philosophie nach Jena. Bald aber gab er diese Stelle wieder auf und ging 1799 nach

Berlin. Hier begann er die Zeitschrift «Geschichte und Politik» (Berl. 1800—5). Im folgenden Jahre wurde er Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1804 Geschäftsträger des Kurerzkanzlers und 1806, nachdem er in den Adelstand erhoben worden, Geschäftsträger für die Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg. Als kurz darauf, infolge der Schlacht bei Jena, seine diplomatische Wirksamkeit fast aufhörte, widmete er sich, von seiner Gattin häufig unterstützt, wieder literarischen Arbeiten. Nach der Schlacht bei Lützen 1813 floh er, um der Rache Napoleon's auszuweichen, schon sehr krank, nach Prag, wo er 19. Juni 1817 starb. W. war ein Mann von Genialität, aber ohne Charakterfestigkeit. Nachdem er lange der Lobredner Napoleon's gewesen, bot er dem Minister Stein seine Dienste an, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Posten zu gelangen. Als Schriftsteller nahm er an dem Parteiwesen in der Literatur, wie unter anderm seine Schmähschrift «Johannes von Müller» (Berl. 1810) beweist, mehrfach theil. Von seinen Schriften, die an mangelhafter Ausführung leiden, sind zu erwähnen: die unvollendete «Geschichte Großbritanniens» (Bd. 1, Berl. 1799), sein bestes Werk; «Geschichte des Westfälischen Friedens» (2 Bde., Berl. 1808), eine treffliche Fortsetzung von Schiller's «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs»; «Geschichte der Reformation» (3 Bde., Altona 1800 fg.), die einen größern Ruf verdient hätte, als sie erlangte; «Geschichte Frankreichs» (2 Bde., Berl. 1797 fg.); «Geschichte Böhmens» (2 Bde., Prag 1815); «Kleine histor. Schriften» (2 Bde., Jena 1797). Seine Uebersetzung des Tacitus (6 Bde., Berl. 1811—17) trägt viele Spuren der Flüchtigkeit. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» veranstaltete seine Witwe (12 Bde., Berl. 1818—21). «Die Memoiren des Freiherrn von S—a» (3 Bde., Prag 1815), die er anonym herausgab, verrathen in vieler Hinsicht seine schlechtverhüllte Eigenliebe. — Seine Gattin, Karoline von W., geb. 6. März 1782, Tochter des preuß. Geheimraths und Arztes Stosch, 1799—1804 mit dem Kriegsrath Karl Müchler, dann seit 1805 mit W. verheirathet, eine sehr geistreiche Frau, nahm vielfachen Antheil an seinen Arbeiten und begleitete ihn 1813 nach Prag, wo sie auch nach seinem Tode blieb. Später wendete sie sich nach Berlin, wo sie 18. Nov. 1847 starb. Unter ihren Schriften sind hervorzuheben: «Volkssagen der Böhmen» (2 Bde., Prag 1815) und «Neue Volkssagen» (Halberst. 1820); die Jugendschrift «Spiegel der großen Welt» (Prag 1814); «Marie und Walpurgis» (2 Bde., Lpz. 1817); «Die Bildhauer» (2 Bde., Berl. 1829); «Das Erbe» (Gera 1831); «Der Ultra und der Liberale, und die weiße Frau» (Hamb. 1832); «Menschen und Gegenden» (2 Bde., Berl. 1835). Hieran schlossen sich mehrere werthvolle, auf geistige und sittliche Bildung ihres Geschlechts abzielende Schriften, wie «Histor. Darstellungen» (Halberst. 1820) und «Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen» (Prag 1820). Form und Haltung aller ihrer Arbeiten zeigen sich etwas manierirt und gesucht geistreich. Ihres Gatten und ihre eigenen Erzählungen und Gedichte erschienen unter dem Titel «Schriften» (5 Bde., Berl. 1806—7).

Wolverhampton, Municipalstadt und Parlamentsborough, der volk- und gewerbreichste Ort der engl. Grafschaft Stafford und, wie Birmingham und Sheffield, mit ihrer Umgebung ein Hauptsitz der engl. Eisenfabrikation, liegt 3,5 M. südlich von Stafford, an der Eisenbahn, auf einem Hügel, unter welchem ein Arm des Grand-Trunkkanals sich nach der Severn und nach Bristol zieht, inmitten von Kanälen, Steinkohlengruben und Eisenhütten. Der sehr alte Ort hat enge Straßen, ist aber gut gebaut. Von den Kirchen zeichnet sich die Collegiatkirche zu St.-Peter wegen ihrer Kanzel, ihrer Orgel, ihrer Grabdenkmäler, ihres Taufbeckens und Glockenspiels aus. 1861 zählte W. 60860 E. (in dem städtischen Parlamentswahlbezirke 147670). Es besteht ein Stadthaus, eine Börse, eine Markthalle und eine Lateinschule. Die Hauptartikel der Industrie sind Eisenwaaren der verschiedensten Art (Feuerstocher, Schrauben, Gewehre, Schlosser- und Messerschmiedewaaren), verzinnte Waaren und Messingwaaren, Papiermaché, Chemikalien, Seilerwaaren, Leder und Ziegel. Auch wird bedeutender Handel mit den aus der überaus industriellen Umgegend eingeführten kurzen Waaren getrieben.

Wolzogen, ein adeliches Geschlecht, welches ursprünglich aus Oberösterreich stammt, sich dann aber nach Niederösterreich und Ungarn verbreitete. Schon um 1500 blühte es in zwei Linien, von denen die jüngere 1607 in den Freiherrenstand erhoben, beide aber 1628 wegen ihres prot. Bekenntnisses aus Oesterreich verbannt wurden. Die ältere oder Missingdorfer Linie verbreitete sich nach Schlesien, Polen, Oldenburg, Frankreich, Schweden, Holland und der Rheinpfalz, erlosch aber um 1700. Ihr gehörten an der als Socinianer berühmte Johann Ludwig von W., geb. 1600, gest. 1661, und Ludwig von W., geb. 1635, gest. 1690, der als Professor der Kirchengeschichte zu Utrecht zu den Arminianern zählte und von Leibniz in dessen

«Theodicee» der erste Rationalist genannt wurde. Die jüngere, freiherrliche oder Neuhauser Linie wandte sich nach Franken, wo sie an den Höfen von Kulmbach, Baireuth, Meiningen, Weißenfels und Altenburg hohe Aemter bekleidete. Unter andern wirkte Hans Christoph von W., geb. 1666, gest. 1734, als Premierminister des Herzogs zu Sachsen-Weißenfels sowie der Herzoge Bernhard I. und Ernst Ludwig I. zu Sachsen-Meiningen. Auch war er kaiserl. Reichshofrath und wurde 1702 mit allen seinen Nachkommen in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Durch Erwerbung der Rittergüter Mühlfeld und Bauerbach wurden um jene Zeit die Freiherren von W. Mitglieder der fränk. Reichsritterschaft Cantons Rhön und Werra. Die Söhne Hans Christoph's gründeten 1734 zwei Linien, von denen die ältere oder Mühlfelder zu Anfang des 19. Jahrh. erlosch, während die jüngere oder Bauerbacher noch fortblüht. Der letztern gehörten die Brüder Wilh. von W. und Justus Ludwig von W. (s. d.) an. Vgl. A. von Wolzogen, «Geschichte des reichsfreiherrl. Wolzogen'schen Geschlechts» (2 Bde., Lpz. 1859).

Wolzogen (Karoline von), geborene von Lengefeld, deutsche Dichterin, wurde 3. Febr. 1763 in Rudolstadt geboren und genoß eine treffliche Erziehung, welche ihr bedeutendes Talent allseitig ausbildete. Eine bestimmte Richtung erhielt ihr geistiges Leben, als Schiller seit dem Herbste 1787 ein regelmäßiger Gast in dem Hause ihrer Mutter wurde und sich bald darauf mit ihrer jüngern Schwester Charlotte verlobte. Karoline wurde, kaum 16 J. alt, an den rudolstädt. Geheimrath von Beulwitz verheirathet, jedoch diese nicht glückliche Ehe bald wieder durch Scheidung gelöst. Im Sept. 1794 schritt sie zu einer zweiten Ehe mit dem nachmaligen weimar. Oberhofmeister Wilhelm Freiherrn von Wolzogen (geb. 1762, gest. 1809), welche ihr bis zu dem Tode des Gatten reiches Glück gewährte. Gesteigert wurde dasselbe besonders durch das Zusammenleben mit Schiller und dessen Familie. Als Dichterin trat sie, nach einigen kleinen Versuchen («Briefe aus der Schweiz» in der «Pomona» 1784, «Der leukadische Fels», ein Drama, abgedruckt in Schiller's «Neuer Thalia» von 1792), zuerst ohne Nennung ihres Namens mit dem Roman «Agnes von Lilien» (2 Bde., Berl. 1798) auf. Die allgemeine Bewunderung, die dieser Roman mit Recht erregte, veranlaßte anfangs selbst bei gediegenen Kennern die Vermuthung, daß Goethe der Verfasser sei. Anmuthige Darstellung, tiefe poetische Wahrheit, Zartheit des Gefühls und sittliche Tüchtigkeit lassen diesen Roman noch gegenwärtig zu den besten derartigen Werken zählen. Außer kleinern «Erzählungen» (2 Bde., Stuttg. 1826—27) verfaßte sie erst nach langem Zwischenraume wieder ein größeres Werk «Cordelia» (2 Bde., Lpz. 1840), an welchem man allerdings einzelne Schwächen, mehr aber noch die Reife des vorgerückten Alters leicht wahrnimmt; namentlich ist der vaterländische Hintergrund des ganzen Gemäldes anzuerkennen. Von weit größerer Bedeutsamkeit ist ihre dritte größere Arbeit, «Schiller's Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner» (2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1830; 2. Aufl. 1845). Durchweg auf eigene Anschauung gestützt, hat sie hier ein Bild Schiller's gezeichnet, welches sich durch Treue, Reichhaltigkeit und liebevolle Wärme der Darstellung auszeichnet, sodaß es für die nähere Kenntniß desselben immer eine Hauptquelle bleiben wird. Ihre spätern Lebensjahre brachte sie in seltener geistiger Frische, welche ihr einen ununterbrochenen geistigen Verkehr mit geistig bedeutenden Männern gestattete, in Jena zu. Bei regem Sinn für das Leben der Welt und der Literatur hörte sie selbst nie auf, thätig zu sein, wovon ihr «Literarischer Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1848—49) interessante Beweise enthält. Sie starb in Jena 14. Jan. 1847. Mit ihr ging die Generation, welche an der Glanzperiode Weimars bewußten und thätigen Antheil genommen, namentlich der Kreis, in welchem Schiller die Jahre seiner dichterischen Vollendung durchlebte, gänzlich zu Grabe.

Wolzogen (Justus Ludwig, Freiherr von), preuß. General der Infanterie, der Schwager von Karoline von W., geb. 4. Febr. 1773 zu Meiningen, wurde auf der Karlsschule in Stuttgart erzogen und trat 1792 als Lieutenant in die würtemb. Gardelegion. 1794 ging er in preuß. Dienste und kam nach dem Frieden von Basel nach Breslau in Garnison, wo er an dem glänzenden geselligen Leben theilnahm, dabei aber auch ernste Studien trieb und bereits einige militärische Abhandlungen veröffentlichte, welche ihm die Aufnahme in die durch Scharnhorst in Berlin gestiftete militärische Gesellschaft verschafften. 1802 wurde er Erzieher des Prinzen Eugen von Würtemberg, der bisher in Petersburg erzogen und schon als Kind zum Generalmajor ernannt worden war. Bei seinen geringen Aussichten im preuß. Dienst verließ er diesen 1805 auf die Anerbietungen des Kurfürsten von Würtemberg, der ihn als Hauptmann und Flügeladjutant anstellte und noch in demselben Jahre zum Major beförderte. Als das würtemb. Contingent sich Napoleon's Heere anschließen mußte, versah W. dabei die Stelle eines Quartier-

meister-Lieutenants. Um im Feldzuge von 1806 nicht gegen Preußen zu fechten, suchte und erhielt er die Zusage einer Wiederanstellung in der preuß. Armee. Der Kurfürst wußte darum und ernannte ihn trotzdem zum Oberstlieutenant und Commandeur der Garde zu Fuß; doch bereiteten ihm seine Feinde bald so widrige Verhältnisse, daß er 1807 ohne alle Pension seinen Abschied nahm. Da die Friedensunterhandlungen zu Tilsit schon im Gange, verzichtete er für jetzt auf die ihm verheißene Anstellung in Preußen und begab sich nach Petersburg, wo er durch Bekanntschaft mit dem General von Phull eine Stelle als Major im Generalquartiermeisterstabe erhielt. Durch militärische Denkschriften machte er sich dem Kaiser bemerklich, der ihn 1810 zu seinem Flügeladjutanten ernannte, jedoch mit Belassung in seinem Verhältnisse zum General von Phull, unter welchem er fortarbeitete. 1811 übertrug ihm der Kaiser bei dem drohenden Zerwürfniß mit Napoleon die Recognoscirung des westl. Kriegstheaters, die er mit Bezug auf den Phull'schen Feldzugsplan zur Zufriedenheit ausführte. Im Feldzuge von 1812 war er dem Generalstabe des Generals Barclay de Tolly beigegeben, kehrte aber Ende Sept., als dieser die Armee verließ, zur Person des Kaisers zurück, bei welchem er während des Feldzugs von 1813 blieb. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig wurde er wegen seines Raths, die Reserven näher heran zu ziehen, außer der Tour zum Generalmajor befördert. Als der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar das Commando des neugebildeten dritten deutschen Armeecorps übernahm, wurde ihm W. als Chef des Generalstabes beigegeben. Er machte nicht allein unter diesem den Feldzug von 1814 mit, sondern begleitete ihn auch mit Erlaubniß des Kaisers zum Congresse nach Wien, um seine Geschäfte zu leiten. Hier fand er Gelegenheit, seinen Wiedereintritt in die preuß. Armee zu vermitteln, welcher nach erhaltenem Abschiede aus der russischen 1815 als Generalmajor erfolgte. Während des J. 1816 ertheilte er dann in Berlin dem Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm und Friedrich Unterricht in der Kriegskunst und wurde später mit mancherlei Missionen betraut, z. B. Abschließung der Etappenconventionen mit den die beiden Theile der Monarchie trennenden Staaten. 1818 ernannte ihn der König zum Bevollmächtigten bei der Militärcommission des deutschen Bundes, in welcher Stellung er, seit 1820 Generallieutenant, blieb, bis er 1836 als General der Infanterie in den Ruhestand versetzt wurde. Er starb 4. Juli 1845 zu Berlin. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten «Memoiren» (Lpz. 1851) bieten interessante Aufschlüsse über die Zeitgeschichte.

Wolzogen (Karl August Alfred, Freiherr von), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Mai 1823 zu Frankfurt a. M., der älteste Sohn von Justus Ludwig von W., erhielt seine Gymnasialbildung zu Halle und Roßleben und widmete sich seit 1841 zu Berlin und Heidelberg jurist. Studien. 1844 begann er die Beamtenlaufbahn in Preußen als Auscultator bei dem Stadtgericht zu Erfurt. Später ging er zur Verwaltung über und arbeitete als Regierungsreferendar zu Potsdam. Nachdem er als Landwehroffizier die verschiedenen Mobilisirungen des Heeres während der Jahre der polit. Unruhen mit durchgemacht, bestand er 1851 das große Staatsexamen und unternahm dann 1852—53 eine Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Belgien, England, Schottland und Holland. Nach der Rückkehr arbeitete er als Regierungsassessor im Ministerium des Innern, bis er Ende 1854 an die Regierung nach Breslau versetzt wurde, wo er 1863 zum Regierungsrath aufrückte. Seit 1868 wirkt er als Hoftheaterintendant zu Schwerin. W. war in erster Ehe seit 1847 mit einer Tochter des berühmten Baumeisters Schinkel, und in zweiter mit Miß Harriet Anne (gest. 2. Dec. 1862) aus dem Hause Houssemayne de Boulay vermählt. Schon frühzeitig hatte er sich literarisch-artistischen Arbeiten zugewandt. Bereits 1849 und 1850 gab er die «Gedichte» von Aug. Thieme und 1851 die «Memoiren» seines Vaters heraus. Später folgten «Fr. von Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie von W.» (Stuttg. 1859) und «Aus Schinkel's Nachlaß» (4 Bde., Berl. 1862—64). Von W.'s eigenen Schriften sind hervorzuheben: «Preußens Staatsverwaltung mit Rücksicht auf seine Verfassung» (Berl. 1854); «Reise nach Spanien» (Lpz. 1857); «Geschichte des reichsfreiherrl. von W.'schen Geschlechts» (2 Bde., Lpz. 1859); «Ueber Theater und Musik» (Bresl. 1860); «Ueber die scenische Darstellung von Mozart's Don Giovanni» (Bresl. 1860); «Wilhelmine Schröder-Devrient» (Lpz. 1863); «Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph» (Berl. 1864); «Rafael Santi» (Lpz. 1865); «Peter von Cornelius» (Berl. 1867) u. s. w. Auch veröffentlichte er das Lustspiel «Nur kein Ridicul» (Berl. 1864) und verfaßte gemeinschaftlich mit L. A. von Winterfeld die Dramen «Blanche», «Sophia Dorothea» und «Fürstin Orsini» (Lpz. 1866).

Wombat (Phascolomys) heißt eine in Neusüdwales und Vandiemensland einheimische Beutel-

thiergattung von plumpem Körperbau und schweinsähnlichem Ansehen, die sich durch ihre Bezahnung auszeichnet, welche der der Nager ähnelt. Die verschiedenen Arten leben in Erdhöhlen, nähren sich von Pflanzen und lassen sich leicht halten, sodaß man sie häufig in zoolog. Gärten sieht.

Wood (Sir Charles), Viscount Halifax, engl. Staatsmann, geb. 20. Dec. 1800 in Barnsley in Yorkshire als Sohn des Baronet Sir Francis W., trat 1826, nachdem er seinen Schul- und Universitätscursus in Eton und Cambridge vollendet, als Abgeordneter für Great-Grimsby ins Parlament. Später vertrat er Wareham, dann Ripon und Halifax. Seine officielle Laufbahn begann er 1832 als Secretär der Schatzkammer in dem Ministerium des Grafen Grey. Nach dessen Sturze bekleidete er 1835—39 das Amt des Secretärs des Marineministeriums in dem Cabinet Lord Melbourne's, und 1846—52 das des Schatzkanzlers in dem Ministerium Lord John Russell's. In dem ersten Ministerium Lord Palmerston's 1855—58 wurde ihm der Posten des Marineministers übertragen. Am bekanntesten jedoch machte ihn seine Verwaltung des Indischen Amts unter Graf Aberdeen, 1852—55, und in dem zweiten Ministerium Lord Palmerston's, 1859—66. Er bewies in diesen Aemtern eine unermüdliche Arbeitskraft und das Talent für die Bewältigung der zu einer wirksamen Verwaltung unerlaßlichen Detailkenntnisse. Dagegen fehlte es ihm an staatsmännischer Weite des Blicks. Auch gehörte das ganze Gewicht seiner officiellen Stellung dazu, um die Aufmerksamkeit des Unterhauses zu fesseln, das er durch die Trockenheit seines Vortrags und den beinahe vollständigen Mangel an rednerischer Begabung langweilte. Als nach Lord Palmerston's Tode Graf Russell die Bildung eines neuen Ministeriums übernahm, fühlte man, daß die Verwaltung Indiens einer frischern Kraft bedürfe und veranlaßte W. zur Niederlegung seines Amts. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit dem Titel eines Viscount Halifax zum Peer erhoben. Seine Thätigkeit als Minister für Indien schilderte West in der Schrift «Sir Charles W.'s administration of Indian affairs» (Lond. 1867).

Woodstock, ein Städtchen und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft und 1¾ M. im Norden der Stadt Oxford, an der Eisenbahn und am Evenlode reizend gelegen und gut gebaut, zählt 1200 E. (im Parlamentsbezirke 7827) und besitzt eine Stadthalle und eine Lateinschule. Früher hatte der Ort Ruf durch seine polirten Stahlarbeiten; jetzt liefert er wohlfeile Lederhandschuhe, die in England allgemein beliebten Woodstock-Gloves, und andere Lederarbeiten. In der Nähe von W. liegt Blenheim-House oder das Schloß Blenheim nebst Park, welches die Königin Anna und das Parlament dem Herzog von Marlborough und dessen Erben zum Geschenk machten zur Anerkennung seines Siegs bei Blenheim. Das Schloß ist ein durch seine Größe imposantes Gebäude, aber sein schwerfälliges Aeußere macht keinen angenehmen Eindruck. Im Innern enthält es unter anderm eine Gemäldesammlung mit Meisterwerken von Rubens, van Dyck und Tizian, der Statue der Königin Anna und der Büste Alexander's d. Gr. aus Herculanum, ein Zimmer mit Gobelinstapeten, die Schlachten des Herzogs darstellend, die Kapelle mit dessen Grabmal von Rysbrock. Vorzüglich sehenswerth ist der Park mit einem schönen korinth. Eingang, einer Brücke über einen See von 101 F. Spannung, einem Wasserfall, dem Standbilde Marlborough's auf einer 130 F. hohen Säule u. s. w. Auf einer Wiese, die jetzt zu dem Parke gehört, stand einst das Landhaus, in welchem die spätere Königin Elisabeth erzogen oder vielmehr gefangen gehalten wurde. Außerdem lebte hier in strengster Einsamkeit die schöne Rosamunde Clifford, die Geliebte Heinrich's II. Auch ist W. der Ort, wo Karl II. auf seiner Flucht nach der Schlacht bei Worcester (1651) sein von Walter Scott in dem Roman «Woodstock» beschriebenes Abenteuer bestand.

Woollett (Will.), engl. Kupferstecher, war zu Maidstone 27. Aug. 1735 geboren. Er führte in seinen Arbeiten mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Freiheit die Nadel, und wußte dadurch Bäumen, Felsen und Pflanzen eine Mannichfaltigkeit und charakteristische Wahrheit zu geben, wie man sie vor ihm selten gesehen hatte. Die Vorgründe radirte er mit ungewöhnlich breiten Strichen, die er dann mit dem Grabstichel überschnitt und durch Ausfüllung der Zwischenräume aneinanderbrachte. Punkte an den rechten Stellen angebracht, gaben diesen Vorgründen noch mehr Kräftigkeit. Sein Wasser und seine Luft sind von der reinsten und saubersten Grabstichelarbeit. Die größte unter seinen vielen Arbeiten ist Jakob und Laban, nach Claude Lorrain; die gesuchtesten sind sein Tod des Generals Wolfe (jetzt in hohem Preise) und die Schlacht am Boyne nach West. Unter den übrigen sind Niobe, Phaëthon, Celadon und Amelia nach Rich. Wilson und die röm. Ruinen nach Claude Lorrain zu erwähnen. Bei spätern Arbeiten ließ er sich von seinen Schülern Browne, Pouncy, Ellis, Emes, Smith und J. Vivares unterstützen. Er starb zu London 13. Mai 1785 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Seine Werke zählen vollständig 174 Blätter.

Woolston (Thom.), engl. Theolog, geb. 1669 zu Northampton, studirte zu Cambridge Philosophie und Theologie. Das Studium des Origenes gab ihm frühzeitig eine entschiedene Hinneigung zu einer allegorischen Erklärung der biblischen Schriften. Schon 1705 behauptete er in einer Schrift, daß die Handlungen des Gesetzgebers Moses keine Wirklichkeit, sondern nur vorbildliche Darstellungen Christi seien. 1720 verließ er das Sidney-College zu Cambridge und ging nach London, wo er mit Angriffen gegen die Geistlichkeit hervortrat, welche ihm den Verlust seiner Pfründe zuzogen. In seinen folgenden Schriften, namentlich in den «Six discourses on the miracles of our Saviour» (Lond. 1727—29) und in der «Defence of the discourses» (2 Bde., Lond. 1729—30), erklärte er, daß die Wunder Christi nie wirklich vollbracht worden wären, sondern mystisch gedeutet werden müßten. Dies brachte Geistlichkeit und Regierung gegen ihn auf, und die letztere ließ ihm den Proceß machen. W. wurde zu Gefängniß- und Geldstrafe verurtheilt. Nachdem die erstere abgelaufen, fehlten ihm die Mittel, um die andere zu bezahlen. Er blieb daher im Gefängniß bis an seinen Tod 1733.

Woolwich, früher eine selbständige Stadt von 25000 E. in der engl. Grafschaft Kent, jetzt zu den südöstl. Vorstädten Londons gerechnet, und zwar zum Bezirk des Parlamentsboroughs Greenwich, wozu auch Deptford gehört, liegt am südl. Ufer der Themse und an der Eisenbahn und ist wichtig als Flottenstation und Mittelpunkt der gesammten engl. Artillerie. Dieselbe hat hier ihren Hauptstandort mit allen möglichen Anstalten zum Artilleriedienst und einem ungeheuern Artilleriezeughaus, das die umfangreichsten Anstalten und Werkstätten zu Kanonengießerei, Stückbohrerei und anderer Waffenfabrikation und ein großes Laboratorium für Feuerwerker, Magazine, Waffen- und Munitionsvorräthe für Land- und Seemacht besitzt, wie sie sonst nirgends aufgehäuft sind. 1849 lagen z. B. 24000 Kanonen und über 4 Mill. Kugeln im Arsenal und 1859—62 lieferte die Geschützgießerei 2466 Armstrongkanonen. Außerdem befinden sich in W. auch bedeutende königl. Werfte, die ältesten Englands, auf denen große Kriegsschiffe, auch Dampfboote gebaut werden, eine 1200 F. lange Taudreherei, Ankerschmieden und andere Marineanstalten. Die Zahl der Beamten und Arbeiter, die in diesen Kriegsanstalten beschäftigt sind, beläuft sich in Friedenszeiten auf 3—4000. Auch hat W. große und prächtige Artillerie-, Sappeur- und Marinekasernen, ein Artilleriehospital, eine königl. Militärakademie für Artillerie und Geniewesen in einem schönen Gebäude (Royal military academy) mit 50 Professoren, 13 Offizieren, 333 Unteroffizieren und Cadetten. In einem eigenen Gebäude, dem Royal military repository, befindet sich eine Sammlung von allerlei sehenswerthen Merkwürdigkeiten, Festungsmodellen u. s. w. Auf der Themse liegen Convict-Ships oder Hulks, d. i. abgetakelte Kriegsschiffe mit Strafgefangenen.

Worcester, eine der westl. Grafschaften Englands, hat ein Areal von 34,7 Q.-M. und bildet mit dem südlich angrenzenden Gloucester den schönsten Theil des durch seine natürliche Fruchtbarkeit und landschaftlichen Reize ausgezeichneten Thals der Severn, welche hier den Avon, Teme, Stour und andere Nebenflüsse aufnimmt und durch verschiedene Kanäle mit dem großen Kanalnetze des übrigen England in Verbindung gesetzt ist. Die bedeutendsten Erhebungen des Landes sind die Malvernhügel, an der Südwestgrenze, im Hereford-Beacon 1356 F. hoch, die Bredonhügel, südwärts von Pershore am Avon, 844 F., und die Hügel an der Nordgrenze zwischen Hales-Owen und Bromsgrove. Das Klima ist heiter und angenehm; der Boden in den Flußthälern ungemein ergiebig. Es gedeihen nicht nur alle Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gemüse sowie Hopfen und Safran, sondern auch vortreffliche Obstsorten, namentlich Aepfel und Birnen, aus denen eine große Menge Cider und Perry bereitet wird. Die Abhänge der Berge bieten reichliche Weide für die großen Rinder- und Schafheerden; nur die Höhen selbst, besonders im Osten, haben steinigen, nutzlosen Boden. Steinkohlen finden sich im Norden. Die reichsten Salinen Englands liegen bei Droitwich; auch baut man auf Eisen. Die Landwirthschaft ist der Haupterwerbszweig der Bevölkerung; doch ist auch die Industrie in Metall- und Lederwaaren, Wolle, Glas, Porzellan u. s. w. sowie der Handel nicht unbeträchtlich. Von der Oberfläche sind 40 Proc. Ackerland, 48 Grasland und Weide, 6 Gehölz, 1 unbenutztes Gemeindeland und 5 Proc. Gärten und Häuser. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete ins Parlament, acht andere die Städte. W. zählte 1861 eine Bevölkerung von 307397 Seelen (gegen 276926 im J. 1851). Der Hauptort W., Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz City, 24 M. nordwestlich von London, an der Eisenbahn und am östl. Ufer des Severn freundlich gelegen, ist im Ganzen geräumig, gut und nett gebaut, zum Theil noch mit alten Ringmauern umgeben. Die Stadt hat eine schöne fünfbogige Brücke und eine schon 680 von König Ethelred von Mercia gegründete, aber erst im 13. und 14. Jahrh. vollendete goth. Kathedrale mit merk-

würdigen unterirdischen Gewölben, den Gräbern des Königs Johann und des Prinzen Arthur (Bruders von Heinrich VIII.), einem Thurme für acht Glocken, deren schwerste 6600 Pfd. wiegt, und andern Sehenswürdigkeiten. Ferner sind vorhanden 21 andere Kirchen und Kapellen, ein zum Dom gehöriges mächtiges Klostergebäude, dessen großer Kapitelsaal eine an werthvollen Handschriften reiche Bibliothek enthält, ein Rathhaus mit seltenen Gemälden, ein neues grafschaftliches Zellengefängniß, eine Getreide- und eine Hopfenbörse, eine Markt- und eine Lederhalle, ein Kranken- und ein Versorgungshaus. An Bildungsanstalten bestehen eine Latein- und eine Industrieschule, eine naturforschende Gesellschaft mit Museum, ein Advocatenverein mit Bibliothek, ein Theater und eine Musikhalle. W. gilt als eine der angenehmsten Städte Englands, wird oft Klein-London genannt und ist im Winter von einer großen Zahl reicher Gutsbesitzer, Lords und Baronets aus Wales, den südl. und westl. Grafschaften besucht. Die Stadt zählte 1861 31227 E. Ihre früher großartige Tuch- und Teppichmanufactur ist eingegangen, an deren Stelle aber blühende Fabrikation von Lederhandschuhen und Porzellan, Seidenspinnerei, Gerberei, Eisengießerei, Seilerei, starke Porterbrauerei und Branntweinbrennerei getreten. Der durch die schiffbare Severn und Kanalverbindungen geförderte Handel erstreckt sich auch auf Getreide und Hopfen. Historisch denkwürdig ist die Stadt besonders durch den hier 3. Sept. 1651 von Cromwell gegen Karl II. erfochtenen Sieg geworden. Außer der Hauptstadt sind bemerkenswerth Dudley (s. d.), Kidderminster (s. d.); ferner Stourbridge, am Stour und einem Kanale, eine schöne Marktstadt mit 8166 E., sieben Kirchen, einer Lateinschule, wichtigen Glashütten, Fabriken von feuerfesten Schmelztiegeln und von Eisenwaaren sowie Handel mit diesen Fabrikaten; Droitwich, an dem Salwarpe, dem Worcesterkanal und der Eisenbahn, Municipalstadt und Parlamentsborough, mit 3124 E. und einer großen Saline, die jährlich 197000 Tons Salz liefert; Evesham, Municipalstadt und Borough, im Mittelpunkte des reizenden Eveshamthals, rings von Gärten umgeben, mit 4680 E., die neben Hopfen- und Gartenbau Handschuhe fabriciren und Oel- und Kornmühlen unterhalten. Der Ort hat ein literarisches Institut, eine Lateinschule und drei Kirchen. In der Nähe der Stadt liegt das Schlachtfeld, auf dem 4. Aug. 1265 Simon von Montfort, Graf von Leicester, im Kampfe gegen Prinz Eduard erlag, wodurch Heinrich III. seine Freiheit wieder erlangte. Außerdem ist zu erwähnen die Stadt Malvern oder Great-Malvern mit 4484 E., einer starkbesuchten Heilquelle, der Ruine einer um 1083 gestifteten Abtei und bemerkenswerthen Denkmälern und Holzschnitzwerken in der goth. Kirche.

Wordsworth (William), ausgezeichneter engl. Dichter, geb. 7. April 1770 zu Cockermouth in Cumberland, erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Hawkeshead in Lancashire und studirte seit 1787 zu Cambridge. Seine Aeltern hatten ihn für die Kirche bestimmt, aber die Poesie zog ihn von dieser Laufbahn ab. Er trat 1793 mit einer Epistel in Versen «The evening walk» auf und veröffentlichte bald nachher seine «Descriptive sketches», in welchen er einen Ausflug durch Frankreich, die Schweiz und Italien schilderte, und durch die er mit Coleridge bekannt wurde. Beide Dichter trafen im Sommer 1796 zum ersten mal zusammen, und gleiche Neigungen und Ansichten führten eine vertrauliche Freundschaft zwischen ihnen herbei. 1798 machten sie, von W.'s Schwester begleitet, eine Reise nach Deutschland, die auf ihre ästhetische Bildung nicht ohne Einfluß blieb. Nach ihrer Rückkehr heirathete W. und ließ sich 1803 zu Graßmere in Westmoreland, später aber auf seinem Landgute zu Rydal-Mount nieder, wo ihn das durch die Verwendung Lord Lonsdale's erlangte geschäftslose und einträgliche Amt eines Stempelausgebers in den Stand setzte, völlig seinen literarischen Beschäftigungen zu leben. 1798 gab W. eine Sammlung «Lyrical ballads» heraus, denen er 1807 noch zwei Bände folgen ließ. Diese Poesien fanden anfangs eine ungünstige Aufnahme, indem der Dichter eine neue Art der Dichtung begründen wollte. W. meinte nämlich, die einfachsten und niedersten Gegenstände seien Vorwürfe für die Poesie, und die Sprache müsse die Sprache des gewöhnlichen und ländlichen Lebens sein. Diese Theorie sowol als ihre Anwendung in dem ersten Bande der Gedichte machten ihn zum Gegenstande allgemeinen Spottes, der die Schönheiten, durch welche sich viele seiner Poesien auszeichneten, völlig vergessen ließ. Erst allmählich begann man anzuerkennen, daß er eine Macht der Beschreibung und eine Fülle von Gedanken besitze, wie fast kein gleichzeitiger Dichter, sodaß er endlich Bewunderer und Vertheidiger fand. Indessen hielt W. auch an seiner Theorie nicht streng fest und war vielmehr Dichter trotz dieser. 1814 erschien «The excursion», ein philos. und sein bestes Gedicht. 1815 folgten «The white doe of Rylstone», «Peter Bell» und «The waggoner»; 1820 «The river Duddon», ein Sonettenkranz, «Vaudracour and Julia» und «Ecclesiastical sketches»; 1822 «Memorials of a tour on the Continent» und «Description of the lakes in the North of England»; 1835

«Yarrow revisited». Seine gesammelten Werke, die er in sonderbarer Weise ordnete, gab er in sechs Bänden heraus, denen 1842 noch ein siebenter folgte, die Gedichte aus seiner frühesten und letzten Zeit enthaltend. Eine neue Ausgabe erschien 1845; die vollständigste nach seinem Tode («Poetical works of W.», 6 Bde., Lond. 1852). 1842 legte W. sein Amt zu Gunsten seines Sohnes nieder und erhielt von der Regierung eine Pension von 300 Pfd. St. und die Ernennung zum gekrönten Dichter an Southey's Stelle. Er starb zu Rydal 23. April 1850. W. übte günstigen Einfluß auf die engl. Dichtung, die sich seit ihm wieder dem Studium des Menschen und der Natur zuwandte und in Hinsicht auf die Sprache einfacher und natürlicher wurde. Er hat eine große Anzahl Freunde und Schüler gefunden, welche man unter dem Namen der Lake school begreift, weil die Häupter derselben, W. und Coleridge, an den Seen von Cumberland und Westmoreland wohnten und diese zu Gegenständen ihrer Schilderungen machten. Vgl. Christian Wordsworth, «Memoirs of William W.» (2 Bde., Lond. 1852).

Wörlitz, Stadt im Herzogthum Anhalt, 2½ St. östlich von Dessau gelegen, zählt 2052 E., darunter 65 Juden, welche hier eine Synagoge besitzen. Berühmt ist der Ort durch den großen und schönen Garten, welcher aus fünf Abtheilungen besteht, von Herzog Leopold Friedrich Franz von Dessau (1758—1817) angelegt wurde und viele Sehenswürdigkeiten einschließt. Die hauptsächlichsten derselben sind: das Schloß, mit vielen Antiken und Büsten; das Gothische Haus, früher von Herzog Franz bewohnt, mit Waffensammlung, schönen Glasmalereien, mannichfaltigen Seltenheiten von Möbeln, Geräthen, sowie zahlreichen Gemälden aus der altdeutschen und altniederländischen Schule; ferner der Flora-Tempel, mit einer antiken Statue; das Pantheon mit verschiedenen Antiken und Büsten; das Monument, welches die Bildnisse der Fürsten von Anhalt bewahrt und auf seiner Spitze eine antike Granitsäule trägt; endlich der sog. Stein, die Nachbildung eines Kraters. Der Park breitet sich um einen See aus, von welchem aus Kanäle, die für Gondeln fahrbar sind, nach allen Theilen führen. Vgl. Gerlach, «Choix d'antiques conservées aux châteaux et au Panthéon de W.» (in photogr. Nachbildungen, Dessau 1863).

Worms, eine 1¾ Q.-M. große, im Osten von Dagö liegende, zum russ. Gouvernement Estland gehörige, im Innern flache und ziemlich waldlose Insel, hat viele steile Ufervorsprünge, welche von heftigen Meeresströmen umgeben sind. Die Insel ist deshalb oft Monate hindurch von allem Verkehr mit den Nachbarinseln Oesel, Dagö, Runö u. s. w. und dem estnischen Festlande abgeschnitten, und ihre Bewohner, die schwed. Ursprungs, haben sich aus diesem Grunde vor aller Vermischung mit fremden Elementen bewahrt. Der Fremde, auf diesem Eiland eine seltene Erscheinung, wird durch den eigenthümlichen altschwed. Dialekt, den Baustil und die Sitten und Bräuche dieses kleinen, dürftigen, aber glücklichen Inselvölkchens überrascht.

Worms, ehemals eine Freie Reichsstadt und Sitz eines gleichnamigen Bisthums, in der Provinz Rheinhessen des Großherzogthums Hessen, liegt am linken Ufer des Rhein, durch Eisenbahn mit Mainz und Ludwigshafen (Manheim) in Verbindung stehend, in einer höchst fruchtbaren Gegend (dem von den Minnesängern vielfach gepriesenen Wonnegau) und hat 13300 E. (1867), darunter etwa 8000 Protestanten, 4000 Katholiken und 1000 Juden. Die Stadt ist Sitz eines Kreisamts und Garnisonplatz eines Infanterieregiments. Von den früher sehr zahlreich vorhandenen kirchlichen Gebäuden sind noch acht Kirchen erhalten, deren drei von den Protestanten und drei von den Katholiken zum Gottesdienst benutzt werden. Unter den letztern ist besonders ausgezeichnet der schöne, in byzant. Stil erbaute Dom (470 F. lang und 110 F. breit), ein ehrwürdiges Gebäude, mit vier Thürmen, bereits im 8. Jahrh. begonnen, aber erst im 12. Jahrh. vollendet. In der Umgebung der goth. Liebfrauenkirche vor der Stadt wächst die berühmte Liebfrauenmilch, ein durch Lieblichkeit und Feuer ausgezeichneter Wein. Die Stadt besitzt ein reichdotirtes Bürgerhospital. Die Einwohner treiben Weinbau, Schiffahrt, Handel und Gewerbe. Unter letztern sind ausgezeichnet die Glanzlederfabriken (mit 1200 Arbeitern); auch hat W. Cigarren-, Kunstwoll- und Cichorienfabriken. Von den Weinen, die W. erzeugt, sind noch der Katterlöcher und Luginsland geschätzt. ½ St. von W. beim Dorfe Pfiffligheim steht der merkwürdige sog. Lutherbaum, eine uralte Rüster, 116 F. hoch und 12 F. dick. W. ist der Schauplatz der Nibelungensage (ein District jenseit des Rhein heißt der Rosengarten) und außerdem eine der ältesten und in der frühern Geschichte berühmtesten Städte Deutschlands. Zahlreiche Spuren zeigen, daß die Römer hier eine Niederlassung und ein Castell hatten. Durch Attila wurde sie zerstört und erst durch Chlodwig wieder aufgebaut. Später war sie häufig der Aufenthaltsort Karl's d. Gr. und seiner Nachfolger. Ersterer hielt hier die Volksversammlung, welche den Krieg gegen die Sachsen beschloß. Später hatten in W. eigene Grafen und nachher die Herzoge von Franken ihren Sitz. Die Stadt kam bei der Theilung des Fränkischen Reichs

an Ludwig den Deutschen und gehörte seitdem ununterbrochen zu Deutschland. Die Kaiser Heinrich IV. und Heinrich V. hielten hier mehrere Reichstage, und der hier 1122 zwischen dem letztern und dem Papste abgeschlossene Vertrag endete den Investiturstreit. Heinrich V. erhob W. zur Freien Reichsstadt; sie hatte den Kurfürsten von der Pfalz zum Schutzherrn und auf der rhein. Städtebank die vierte Stelle. Kaiser Maximilian I. brachte auf dem Reichstage in W. 1495 den Ewigen Landfrieden (s. d.) zu Stande. Hier mußte Luther 17. und 18. April 1521 vor Kaiser Karl V. und dem Reichstage erscheinen, und da er nicht widerrief, so wurde er geächtet. Es fanden daselbst 1540 und 1547 Religionsgespräche statt; auch hielt hier Karl V. 1547 noch einen Reichstag und ebenso 1578 Rudolf II. Gegen Ende des Mittelalters hatte die Stadt eine große Bedeutung als Glied des rhein. Städtebundes in den Fehden zwischen den benachbarten Fürsten erlangt. Ihr Gewerbfleiß, ihr Handelsverkehr und ihre große Bevölkerung, die sich zur Zeit der Hohenstaufen auf 60000 und noch am Ende des Dreißigjährigen Kriegs auf 30000 Seelen belief, verschafften ihr Reichthum und Ansehen. Allein in den letzten zwei Jahrhunderten sank ihre Blüte durch mancherlei Ursachen, besonders aber durch die Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. 1689 wurde W., wie Speier, auf Louvois' Befehl von den Franzosen fast ganz verwüstet; doch entgingen die meisten Kirchen, darunter der herrliche Dom, der Zerstörung. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch gibt es noch viele jetzt in Gärten verwandelte ehemalige Brandstellen. 1743 wurde hier 17. Sept. zwischen Großbritannien, Ungarn und Sardinien der sog. Wormser Tractat, ein Offensivbündniß, abgeschlossen. In den ersten Jahren des franz. Revolutionskriegs hatte W. ungemein zu leiden, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Das bischöfl. Schloß wurde in diesen Zeiten ein Raub der Flammen. Das ehemalige Bisthum W., gegründet von Brunehildis, hatte in der letzten Zeit ein Areal von 8 Q.-M. mit etwa 20000 E. und 85000 Fl. Einkünften. Es wurde jederzeit von dem Erzbischofe zu Mainz verwaltet, der deshalb Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte und auf dem oberrhein. Kreistage das Directorium führte. Im Luneviller Frieden von 1801 kam der am linken Rheinufer gelegene Theil des Bisthums an Frankreich, den Rest (2 Q.-M.) auf dem rechten Rheinufer aber erhielt 1803 Hessen-Darmstadt. Im Pariser Frieden von 1814 wurde W. nebst dem bischöfl. Gebiete an Deutschland zurückgegeben und durch den Congreß zu Wien 1815 an Hessen-Darmstadt überlassen. 1856 bildete sich zu W. unter dem Vorsitz von Pfarrer Keim und Gymnasiallehrer Eich ein Verein zur Errichtung eines Lutherdenkmals. Durch die Thätigkeit des Ausschusses dieses Vereins, insbesondere seiner beiden Präsidenten, hatte dieses Unternehmen einen so günstigen Erfolg, daß das anfänglich beabsichtigte Standbild Luther's nach Rietschel's genialem Entwurfe sich zu einem Reformationsdenkmal erweiterte. Nach dem 2. Febr. 1861 erfolgten Tode des Meisters dieser großartigen Kunstschöpfung wurden die Arbeiten von seinen Schülern Donndorf und Kietz zu Ende gebracht und das ganze Denkmal 25. Juni 1868 feierlich enthüllt. Dasselbe hat eine Grundfläche von 1600 Quadratfuß und umfaßt außer der Kolossalstatue Luther's, welche sich auf dem 18 F. hohen, mit Basreliefs, Porträtmedaillons, Wappen und Inschriften reichverzierten Hauptpostamente erhebt, noch elf weitere, theils stehende, theils sitzende Figuren, nämlich: Friedrich, Kurfürst von Sachsen, Philipp, Landgraf von Hessen, Joh. Reuchlin, Phil. Melanchthon; Petrus Waldus, Wicliffe, Huß, Savonarola; die protestirende Speier, die trauernde Magdeburg und Augsburg mit der Friedenspalme. Vgl. Zorn, «Wormser Chronik» (herausg. von Arnold, Stuttg. 1857); Pauli, «Geschichte der Stadt W.» (Worms 1825); Lange, «Geschichte und Beschreibung der Stadt W.» (Worms 1837); Brückner, «Geschichte des Reichstags zu W.» (Heidelb. 1860); Wolf, «Zur Geschichte der Juden in W.» (Worms 1862); Wiegand, «Zur Geschichte der wormser Erzbischöfe und Bischöfe» (Worms 1855).

Worms (in der Lombardei), s. Bormio.

Wormser Joch, s. Stilfser Joch.

Worónesch, das südlichste Gouvernement Großrußlands, umfaßt 1211 Q.-M. und begreift einen Theil des alten russ. Fürstenthums Rjäsan in sich. Das Gouvernement, das seine Verfassung unter der Kaiserin Katharina II. 1779 erhielt, hat einen ebenen, schwarzerdigen, sehr fruchtbaren Boden und ein sehr gemäßigtes Klima. Die Flüsse Don, Woronesch, Donez u. s. w. frieren erst im Dec. zu und gehen Anfang März wieder auf. An Waldung ist das Land reich, sodaß Bau- und Brennholz bedeutende Ausfuhrartikel bilden. Die Fruchtbarkeit des Landes begünstigt Ackerbau, Gartencultur, Tabacksbau. Auch sind herrliche Weideplätze, bereits innerhalb der Steppenzone, vorhanden, und die Viehzucht steht hier auf einer hohen Stufe. An dem Flusse Bitjug, der in den Don fällt, hat sich die bedeutendste und beste Pferdezucht

Rußlands ausgebildet. Hier liegen nicht nur die bedeutenden Gestüte der Grafen Rostoptschin, Orlow u. s. w., sondern fast jeder Gutsbesitzer hat ein solches in kleinerm Maßstabe, und auch die Bauern treiben ausgezeichnete Pferdezucht. Die Bitjugpferde (Bitzuki genannt) unterscheiden sich von allen nordruss. durch Kraft, Ausdauer und Lust zum Ziehen. Auch mehrere Militärstutereien befinden sich in diesem Gouvernement. Die wichtigsten Ausfuhrartikel außer Holz sind Getreide, Obst, Wolle, Pferde und Ochsen. Die Industrie dagegen steht nicht sehr hoch. Die Einwohner, deren Zahl sich 1864 auf 1,938000 Seelen belief, sind Groß- und Kleinrussen und einige deutsche Colonisten; auch Zigeuner und Tataren finden sich. Die Hauptstadt W., Sitz eines Erzbischofs und Civilgouverneurs, liegt unweit des Einflusses des W. in den Don, auf und an einer mit Gärten bepflanzten Anhöhe und zählt 41000 E. Die Stadt hat einen ziemlichen Umfang, 22 Kirchen, mehrere sehr geschmackvolle Gebäude, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, ein Cadetteninstitut für 400 Zöglinge, ein Invalidenhaus für Seeleute, eine große Vitriolfabrik und sehr bedeutende Tuchfabrikation. Es wird hier ein bedeutender Handel mit Korn und Talg, besonders durch die Schiffahrt auf dem Don unterhalten, und jährlich finden zwei große Vieh-, Woll- und Krammärkte statt. Peter d. Gr. legte 1697 zu W. ein großes Schiffswerft an. Die Stadt liegt an der großen Heerstraße nach dem Kaukasus. Außer ihr sind bemerkenswerth: die Kreisstädte Sadonsk, mit 6900 E., am Don, nach dem dabeiliegenden großen und reichen Sadonskischen Kloster benannt; Korotojak, am Don, mit 7900 E., und Ostrogoshsk, an der Sossna, mit 5900 E. und bedeutendem Handel.

Woronzow ist der Name einer berühmten russ. gräflichen und fürstlichen Familie, deren Stammbaum aber nur bis in die Mitte des 17. Jahrh. hinaufreicht, indem das alte Bojarengeschlecht dieses Namens, welches sich im 15. und 16. Jahrh. in Rußland auszeichnete, nicht mit dieser Familie in Verbindung gebracht werden kann, da es bereits um 1576 erlosch. — Der erste Ahn der gräflich W.'schen Familie war Gawrilo W., der bei der Belagerung von Tschigirin in Kleinrußland 1678 seinen Tod fand. — Unter seinen Enkeln that sich besonders Michael W., geb. 1710, der Günstling der Kaiserin Elisabeth, hervor, welche ihn mit ihrer Cousine, der Gräfin Anna Skawronski, einer Bruderstochter der Kaiserin Katharina I., vermählte, ihn 1744 zum Vicekanzler erhob, ihm die Leitung des Ministeriums des Auswärtigen übertrug und ihn durch Kaiser Karl VII. 1744 in den Reichsgrafenstand erheben ließ. Er ist besonders als Diplomat bekannt geworden durch den Allianzvertrag, den er zwischen Rußland und Schweden zu Petersburg 25. Juni 1745 bewerkstelligte, sowie durch den Vertrag, den er mit Oesterreich zur Vertheidigung der Erbfolge Maria Theresia's abschloß. 1747 kam ebenfalls durch seine Vermittelung ein Subsidienvertrag mit Großbritannien zu Stande, nach welchem ein russ. Corps von 37000 Mann im Solde der Seemächte bis an den Rhein marschirte. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand W. an der Spitze der schwed. Partei, deren Seele der Großfürst Peter war. Er stürzte den Kanzler Bestuschew und wurde an dessen Stelle zum Reichskanzler ernannt, verlor aber unter Katharina II. seinen Einfluß und starb 1767 in Moskau. — Die Nichte des vorigen, Elisabeth Romanowna W., war die Geliebte Peter's III., noch ehe er den Thron bestieg. Nach seinem Tode wurde sie in die Nähe von Moskau verwiesen und dann an den Senator Poljanski verheirathet. — Ihre Schwester, Katharina Romanowna W., war die Fürstin Daschkow (s. d.), die Vertraute Katharina's II., die mit dem Grafen Panin den Plan zu deren Erhebung auf den Thron entwarf und ausführen half. Zum Erben ihres bedeutenden Vermögens setzte sie den Sohn ihres Vetters Ilarion W. ein, der den Namen W.-Daschkow annahm. Eine dritte Schwester war die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Gräfin Buturlin. — Der Bruder der vorigen, Graf Alexander W., früher Gesandter an mehrern europ. Höfen und zugleich Präsident des Handelscollegiums unter der Kaiserin Katharina II., wurde vom Kaiser Alexander 1802 zum Reichskanzler ernannt und erhielt darauf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. 1804 nahm er seine Entlassung und zog sich nach Moskau zurück, wo er 1805 starb. — Sein jüngerer Bruder, Ssemen W., geb. 1744, war als russ. Gesandter in London, als die Französische Revolution ausbrach, und schloß 25. März 1793 mit Lord Grenville den Doppelvertrag, der die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England, auf dem Fuße des für England sehr vortheilhaften Handelsvertrags von 1766, auf sechs Jahre erneuerte und sich auf die Mitwirkung beider Mächte bezog, um der Ausbreitung der Französischen Revolution entgegenzuwirken. Unter Alexander I. hatte er theil an den Verhandlungen, welche die dritte Coalition durch den petersburger Tractat (genannt Traité de concert) vom 11. April 1805 herbeiführten. Nachdem er den Posten eines russ. Botschafters in London 20 J. lang bekleidet, lebte er daselbst als Privat-

mann und starb 21. Juni 1832. — Sein Sohn, Michael W., russ. General der Infanterie und Generaladjutant des Kaisers, geb. 17. Mai 1782 zu Petersburg, wurde bei seinem Vater in England erzogen, trat hierauf in die russ. Armee, focht im Kaukasus unter Zizianow und in der Türkei unter Kutusow und zeichnete sich vorzüglich in den Feldzügen von 1812—14 gegen Frankreich aus. Von 1815—18 befehligte er das russ. Contingent bei dem Besatzungsheere in Frankreich und begab sich dann nach Aachen, wo der Congreß versammelt war. In der Folge wurde er Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien, deren Culturentwickelung er mächtig förderte. Seine Hauptehrenstellen verdankt er der Regierung des Kaisers Nikolaus, der er auch seine wichtigsten Dienste erwies. Im Juni 1826 leitete er neben Ribeaupierre die Verhandlungen zu Akjerman, und 1828 commandirte er nach Menschikow's Verwundung das Belagerungsheer von Varna. Die Erinnerung an das Kriegsglück, welches W.'s Schritte in frühern Kämpfen begleitet hatte, veranlaßte den Kaiser, ihn im Dec. 1844 zum Statthalter von Kaukasien zu ernennen. Er nahm 18. Juli 1845 die Hauptfeste Schamyl's, das Städtchen Dargo, mit Sturm, wofür ihm die russ. Fürstenwürde verliehen wurde, eroberte 1847 Salti und 1848 Gorgebil, während er zugleich durch eine versöhnliche Politik die Bergvölker für Rußland zu gewinnen suchte. Trotzdem gelang es ihm nicht, den Widerstand Schamyl's zu brechen, und durch den Ausbruch des Kriegs mit der Türkei 1853 sah er die Schwierigkeiten seiner Lage noch vermehrt. Obschon selbst durch Krankheit an Tiflis gefesselt, schlug er durch seine Unterfeldherren die Türken von Achaltsiche zurück und brachte denselben bei Basch-Kadyklor eine Niederlage bei. Indessen wurde er im März 1854 genöthigt, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen sechsmonatlichen Urlaub zu nehmen, den er zu einer Reise nach Karlsbad und Schlangenbad benutzte. Im Oct. kehrte er zurück und erhielt 31. desselben Monats die erbetene Entlassung als Statthalter im Kaukasus und Generalgouverneur von Neurußland. Bei der Krönung des Kaisers Alexander II. 1856 wurde er zum Feldmarschall ernannt. Er begab sich darauf nach Odessa, wo er den Ehrenposten eines Gouverneurs übernahm, starb aber wenige Wochen nach seiner Ankunft daselbst 18. Nov. 1856. — Sein einziger Sohn aus der Ehe mit einer Gräfin Branicka, Fürst Ssemen Michailowitsch W., trat 1847 als Gardestabshauptmann in die Armee, nahm hervorragenden Antheil an den kaukas. Kämpfen, wurde 1849 Hauptmann, gleich darauf Oberst und Commandeur des den Namen seines Vaters tragenden Jägerregiments und 1852 Generalmajor. 1853 war er, angeblich in diplomatischen Aufträgen, längere Zeit hindurch in England und erhielt im Aug. 1854 den Befehl einer Reservebrigade des Gardecorps. — Der Oberceremonienmeister Graf Iwan W.-Daschkow, geb. 1791, war 1824—28 russ. Gesandter in München und dann bis 1832 in Turin. Hierauf nach Petersburg berufen und zum Mitglied des Reichsraths ernannt, vertrat er wiederholt den Grafen Nesselrode als Minister des Auswärtigen. Geachtet als ein Mann von hoher Bildung und freigebiger Beförderer der Künste, starb er 9. Juli 1854 in Peterhof an der Cholera.

Worsaae (Jens Jacob Asmussen), verdienter dän. Alterthumsforscher, geb. 14. März 1821 zu Veile in Jütland, wo sein Vater Justizrath und königl. Amtsverwalter war, besuchte 1834—36 das Gymnasium zu Horsens, 1836—38 die damals berühmte Schule für Bürgertugend in Kopenhagen und widmete sich hierauf erst theol., dann jurist. Studien, die jedoch bald von dem Interesse für vaterländische Geschichte und Alterthümer überwogen wurden; wie er denn auch von 1838—43 als Assistent beim königl. Museum für nordische Alterthümer fungirte. Nach verschiedenen Reisen und Untersuchungen in Dänemark, Schweden und Norwegen ging er 1845 nach Deutschland, über dessen Sammlungen für vaterländische Alterthümer er in «Die nationale Alterthumskunde in Deutschland» (Kopenh. 1846) Bemerkungen veröffentlichte. Die J. 1846—47 verbrachte er in England, Schottland und Irland, besonders um die Spuren der alten dän. und norweg. Herrschaft zu verfolgen. Zu ähnlichem Zwecke bereiste er später 1851—52 die Normandie und die Bretagne, das mittlere Frankreich und England. 1854 ging er durch Deutschland und die Lombardei nach Neapel und Rom, von wo er über Piemont, Savoyen und Frankreich zurückkehrte. Inzwischen war W. 1847 zum Inspector (1861 zum Director) sämmtlicher Denkmale des Alterthums im dän. Staate ernannt worden. Im Oct. 1854 erhielt er die Professur der vaterländischen Alterthumskunde an der Universität zu Kopenhagen, die er bis 1865 bekleidete. Seitdem wirkt er als Director des Museums für nordische Alterthümer, des ethnogr. Museum sowie der chronol. Sammlung auf dem Schlosse Rosenburg. W. hat eine Reihe gelehrter Arbeiten über die Alterthümer und ältere Geschichte des europ. Nordens veröffentlicht, die ihm zwar einen europ. Ruf erworben haben, in denen er aber vielfach, besonders auf Kosten der Deutschen, einseitig die skandinav. Interessen vertritt. Dahin

gehören vor allem: «Danmarks Oldtid» (Kopenh. 1843; deutsch, Kopenh. 1844; engl. von Thoms, Lond. 1849); «Blekingske Mindesmärker fra Hedenold» (Kopenh. 1846; deutsch unter dem Titel «Zur Alterthumskunde des Nordens», Lpz. 1846); «Minder om de Danske og Nordmändene i England, Skotland og Irland» (Kopenh. 1852; engl., Lond. 1852; deutsch, Lpz. 1852); «Afbildninger fra det kongelige Museum for Nordiske Oldsager» (Kopenh. 1854; neue Bearbeitung unter dem Titel: «Nordiske Oldsager i det kgl. Museum i Kjöbenhavn», Kopenh. 1859); «Den Danske Erobring af England og Normandiet» (Kopenh. 1863); «Om Slesvigs eller Sönderjullands Oldtidsminder» (Kopenh. 1865). Von seinen kleinern Schriften haben besonderes Interesse: «Danevirke» (Kopenh. 1848; deutsch, Kopenh. 1848); «Jyllands Danskhed» (Kopenh. 1850), das von Schorn als «Protest eines Jütländers gegen Jak. Grimm's neues deutsches Volksrecht» (Kopenh. 1840) ins Deutsche übersetzt ward; «Om en forhistorisk saakaldet tysk Befolkning in Danmark» (Kopenh. 1849); «Om Danmarks tidligste Bebyggelse» (Kopenh. 1861); «Den jydske Halvö og dens Fortidsminder» (Kopenh. 1864) u. s. w. Zahlreiche Beiträge von ihm enthalten die histor. und antiquarischen Zeitschriften Skandinaviens.

Wort heißt derjenige einzelne Sprachlaut oder derjenige Verein von Sprachlauten, welcher Ausdruck einer Vorstellung oder eines Begriffs ist. Jedes W. bildet eine lautliche Einheit, die aus so viel Theilen oder Silben besteht, als Absätze in den Bewegungen der Sprachorgane zum Aussprechen des ganzen W. erforderlich sind, und jede Silbe wiederum kann so viel einzelne Laute unter sich befassen, als eine absatzlose Bewegung der Sprachorgane zu bewältigen vermag. Jedes W. aber ist zugleich auch Ausdruck einer begrifflichen Einheit, die ihrerseits wieder eine einfache oder eine zusammengesetzte sein kann. Ebenso zahlreich und mannichfaltig als die Vorstellungen werden mithin auch die W. sein müssen. Nun sind aber die ursprünglich durchaus sinnlichen Vorstellungen ihrem Inhalte nach doppelter Art, entweder materielle (stoffliche), d. h. Vorstellungen von den Dingen und deren Eigenschaften, oder formelle, d. h. Vorstellungen von den Verhältnissen und Beziehungen, in welchen jene Dinge und Eigenschaften gedacht werden können. Demnach sondern sich die Wörter ursprünglich in Stoff- und Formwörter. Zu jenen gehören z. B. Baum, grün, blühen, zu diesen z. B. weil, nach, und. Einige Sprachen, die sog. isolirenden, sind bei dieser einfachsten Gliederung stehen geblieben, andere sind mehr oder minder darüber hinausgegangen, am weitesten die indogermanischen. Die indogerman. Völker haben es am lebendigsten gefühlt und erkannt, daß das Formelement nur an einem Stoffelemente Bedeutung haben kann, und daß wiederum das Stoffelement zur festen Begrenzung seines Wesens des Formelements bedarf, und diese Wahrnehmung haben sie auch in ihren Sprachen zum Ausdrucke gebracht durch die Flexion (s. d.), d. h. durch Vor- und Nachsilben, durch Ab- und Umlaute (s. d.), welche nach bestimmten Gesetzen an und in den Stoffwörtern selbst und auch in gewissen Formwörtern so zur Erscheinung kommen, daß sie mit diesen organische Ganze bilden und zur Bezeichnung bestimmter Klassen von Verhältnissen und Beziehungen dienen, während alle übrigen Verhältnisse und Beziehungen durch besondere Formwörter ausgedrückt werden. In gleicher Weise haben diese Völker die Verwandtschaften, welche sowol unter stofflichen als unter formellen Vorstellungen zahlreich stattfinden, auch durch Lautmittel ähnlicher Art in den Ableitungen (s. d.) zur Anschauung gebracht. Vorstellungen werden zur höhern Einheit zusammengefaßt im Gedanken, und dem entsprechend werden W. zur höhern Einheit zusammengefaßt im Satze. Wie im Gedanken die gegenseitigen Verhältnisse der Vorstellungen, so entwickeln sich im Satze die gegenseitigen Verhältnisse der W.; folglich entstehen erst in und mit dem Satze die Wortarten oder die Redetheile (s. d.) und die Flexionen, oder alle jene verschiedenen Lautgebilde, welche den verschiedenen Arten von Vorstellungen und den mancherlei Beziehungen derselben zum Ausdrucke dienen: Substantiva, Adjectiva, Verba, Adverbia, Präpositionen, Genus, Numerus, Casus, Tempus, Modus u. s. w. Die gemeinschaftliche Grundform, aus welcher verwandte Wörter erwachsen sind, heißt Wurzel, derjenige Theil des W. aber, an und vor welchen die Flexionssilben treten, während er selbst in den meisten Fällen unverändert bleibt, heißt Stamm. Die Bildung der Wurzeln ist im Jugendalter der verschiedenen Völker in einem weit über unsere älteste Kunde hinausliegenden Zeitraume erfolgt und schon seit langen Jahrhunderten gänzlich geschlossen, sodaß neue Wurzeln zu bilden jetzt nicht mehr möglich ist; wol aber können noch immer neue Wörter gebildet werden aus bereits vorhandenen, und zwar entweder durch Ableitung oder durch Zusammensetzung; doch besitzen die verschiedenen Sprachen das Vermögen der Wortbildung in sehr verschiedenem Grade. Der Plural von W. lautete im Gothischen **vaúrda**, im Alt- und Mittelhochdeutschen wie der Singular W.; im 16. Jahrh. zeigt sich die neuhochdeutsche Doppelform Wörter und Worte, aber erst seit der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

hat sich auch ein jedoch nicht streng festgehaltener Unterschied in der Bedeutung beider Formen eingestellt, sofern man unter Wörtern die Worte in ihrer Vereinzelung als Theile der Sprache, unter Worten dagegen dieselben in ihrem Zusammenhange als Theile der Rede versteht. Dem entsprechend hat man auch seit 1719, nach dem Vorgange Kramer's, den Ausdruck Wörterbuch (s. d.) allgemein angenommen, während die Schriftsteller des 17. Jahrh. noch Wortbuch sagten. Sprichwort bildet seine Mehrzahl nie anders als Sprichwörter. Vgl. Weinholtz, «Zur Erklärung des Ursprungs und der Bedeutung des W.» (Lpz. 1854).

Wörterbuch im weitern Sinne heißt jedes Buch, welches ein nach einer bestimmten Folge geordnetes Verzeichniß von Wörtern einer oder mehrerer Sprachen enthält; im engern und eigentlichen Sinne aber versteht man darunter ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Wörter einer oder mehrerer Sprachen, welches den gesammten betreffenden Wortschatz zu erschöpfen strebt. Um letztere Absicht augenfälliger zu bezeichnen, hat man für den Titel solcher Werke auch wol den Ausdruck Thesaurus, Sprachschatz, gewählt, oder ein Adjectiv beigefügt, wie z. B. «Lexicon totius Latinitatis». Vom W. unterscheiden sich als Unter- und Abarten, welche besondere Zwecke verfolgen, das Lexikon oder Dictionarium, das Glossarium, das Vocabular, das Idiotikon, das Onomasticon. Weiter sondern sich nach ihren eigenthümlichen Zwecken ab: das etymologische W., welches vorzugsweise die Abstammung und Verwandtschaft der Wörter verfolgt; das Synonymenwörterbuch, welches die Unterschiede der Bedeutungen aufweist und erklärt; das Specialwörterbuch, welches den Sprachschatz eines einzelnen Schriftstellers darlegt, und endlich die verschiedenen Realwörterbücher, welche nur durch ihre alphabetische Anordnung unter diesen Begriff fallen, sofern sie nicht auf Sammlung und Erklärung des Sprachlichen, sondern des Sachlichen hinstreben. Griechen und Römer hatten keine Vorstellung von einem wirklichen W., von einem solchen, welches alle Wörter ihrer eigenen, geschweige einer barbarischen Sprache enthalten hätte. Auch bedurften sie dessen nicht, weder für praktische noch für wissenschaftliche Zwecke; ja es war ihnen sogar gänzlich unmöglich; denn wer hätte ein so gewaltiges und umfangreiches Werk abfassen, wer abschreiben, wer kaufen, wer lesen können? Deshalb beschränkten sie sich auf dasjenige, was der Zustand ihrer Sprachwissenschaft und ihrer Stilistik forderte und gestattete: auf Lexica, Glossaria, Etymologica, Synonymica, Onomastica und auf Special- und Realwörterbücher, die aber sämmtlich keineswegs auf erschöpfende Vollständigkeit ausgingen. Der erste, welcher ein umfassenderes, über Homer, die Dramatiker, Lyriker, Redner, Geschichtschreiber und Aerzte sich verbreitendes, alte und noch gebräuchliche Wörter in alphabetischer Ordnung enthaltendes Lexikon abfaßte, war Diogenianus aus Heraklea gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. Das Mittelalter ließ einen beträchtlichen Theil der von den Griechen und Römern geförderten lexikalischen Arbeiten untergehen und begnügte sich durchschnittlich mit magern Auszügen aus verschiedenen jener ältern Werke. Größere Sammlungen, die nicht lediglich auf den Leistungen der Vorgänger beruhten, sondern auch selbständig Gefundenes hinzufügten, entstanden für das Griechische einige wenige zu Konstantinopel, wie im 10. oder 11. Jahrh. das Lexikon des Suidas und das sog. Etymologicum magnum. Für das Lateinische wurden die «Originum seu etymologiarum libri XX», ein encyklopäd. Realwörterbuch des Isidorus Hispalensis, Bischofs von Sevilla im 7. Jahrh., Hauptwerk, zu welchem später noch die Glossare des Papias um 1050, des Ugutio von Pisa um 1200 und das «Catholicon» des Dominicaners Joannes de Janua um 1280 traten. Ein wirkliches W. ward erst möglich durch die Buchdruckerkunst, welche ebenso wol die Leistungsfähigkeit als auch das Bedürfniß in ungeahnter Weise steigerte und in gleichem Maße die Wirkung des Gedankens beschleunigte. Deshalb regen sich kurz nach ihrer Erfindung auch schon die ersten und sofort zahlreichen Versuche auf diesem neuen Wege. Für das Griechische legte nach den Vorarbeiten von Budäus, Camerarius u. a. eine breite und feste Grundlage Henricus Stephanus durch seinen «Thesaurus linguae Graecae» (1572), auf welchem dann die Hemsterhusische Schule weiter baute bis herab zu den neuesten Leistungen von Schneider, Passow, Seiler, Jakobitz, Rost, Pape u. a. Die lat. Wörterbücher heben an mit Perotti's «Cornu copiae» (1498) und dem «Thesaurus» des Robert Stephanus (1534) und wurden weiter gefördert durch die umfassenden Arbeiten von Joh. Matth. Gesner, Forcellini, Scheller, Freund, Georges, Mühlmann u. a.

Die ersten Anfänge der deutschen Lexikographie reichen hinauf bis ins 7. Jahrh. Außer den Interlinear- und Randglossen entstanden im althochdeutschen Zeitraume zahlreiche, bald sachlich, bald alphabetisch geordnete, sowol kleinere als umfänglichere Verzeichnisse deutscher Wörter mit nebengesetzter lat. Bedeutung, die, mannichfach unter sich verwandt, durch fortgesetztes Abschreiben bis tief in den mittelhochdeutschen Zeitraum hinein immer mehr miteinander

verschmolzen und durch neue Zusätze erweitert wurden. Im 15. Jahrh. tauchen dann neben jenen ältern noch eine ziemliche Anzahl neuer Vocabularien auf, die auch bald unter verschiedenen Titeln in den Druck übergehen und wiederholt aufgelegt werden, als der «Vocabularius ex quo», «V. breviloquus», «V. rerum», «V. praedicantium», «V. gemma gemmarum» und «V. incipiens Teutonicum ante Latinum». Alle diese für die erste Entwickelungsstufe der neuhochdeutschen Sprache wichtigen Vocabularien sind ziemlich selten geworden und noch so wenig untersucht, daß wir von ihnen kaum etwas mehr als einige nackte Verfassernamen kennen, wie Wenzeslaus Brack und Johannes Melber de Geroltshofen. Verdienten Ruf erwarb sich Gherard van der Schueren's «Teutonista of Duytschlender» (Köln 1477; herausg. von Clignett, Leyd. 1804), eine reiche, einsichtige und noch jetzt nutzbare, aus der niederrhein.-klevischen Mundart geschöpfte Auswahl, welche durch ihr Beispiel die alphabetische Ordnung für alle folgenden zur Regel machte. Ihm folgte des aus der Schweiz stammenden strasburger Arztes Petrus Dasypodius (Hase oder Häslein) «Dictionarium Latino-Germanicum et Germanico-Latinum» (Strasb. 1535 u. öfter), zwar noch wenig über den Charakter eines Schulbuchs hinausgehend, aber ebenfalls frisch aus der elsass. Mundart gezogen und alphabetisch geordnet. Nach des Robert Stephanus «Dictionarium Latino-Gallicum» hatte der Züricher Joannes Frisius ein «Dictionarium Latino-Germanicum» ausgearbeitet (Zür. 1541), welches dann Josua Maaler (Pictorius), ein züricher Geistlicher, auf Gesner's Rath in ein deutsch-lateinisches W. mit alphabetischer Folge umgoß und mit einem so reichen, aus der lebendigen Schweizersprache gehobenen Schatze von Wörtern und Redensarten ausstattete, daß es als das erste wirkliche deutsche W. gelten darf («Die teutsch Spraach», Zür. 1561). Ueberaus fleißig und lehrreich, nur zu überladen, ist des augsburger Arztes Georg Henisch in einem Foliobande bis zum Buchstaben G gediehenes W. («Deutsche Sprach und Weißheit», Augsb. 1616). Ebenfalls reich und recht verdienstlich, bei aller Mangelhaftigkeit in Anordnung, Etymologie, Worterklärungen und Beispielen, ist das Werk Kaspar von Stieler's («Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutscher Sprachschatz. Von dem Spaten», Nürnb. 1691). Das erste dem Forscher noch ganz unentbehrliche gelehrte deutsche W. schrieb der ebenso gründliche als besonnene Frisch («Deutsch-lateinisches W.», Berl. 1741), nicht mehr aus der Mundart einer besondern Gegend, sondern aus reichen und oft weit entlegenen Quellen. Ausgezeichnet durch Wortvorrath, umsichtige Entwickelung der Bedeutungen und wohlgewählte Belegstellen ist das W. Adelung's (4 Bde., Lpz. 1774—80; 2. Aufl., von geringerm wissenschaftlichem Werthe, 5 Bde., Lpz. und Berl. 1793—1817), nur leider beschränkt auf diejenige Redeweise, welche der Verfasser «verfeinertes obersächs. Hochdeutsch» nannte. Viel tiefer steht das durch Ueberladung und übertriebenen Purismus hart beeinträchtigte deutsche W. Campe's (5 Bde., Braunschw. 1807—11). Dagegen läßt alle Vorgänger weit hinter sich zurück das «Deutsche W.» von Jakob und Wilhelm Grimm (Lpz. 1854 fg.), dessen Belege in reicher Fülle aus den bedeutendern Schriftstellern des gesammten neuhochdeutschen Zeitraums geschöpft und dessen Erläuterungen mit der umfassendsten und eindringendsten Sprachkenntniß abgehandelt sind. Eigenthümlichen Werth besitzt Sanders' «W. der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1859—67). Alles, was die goth. Sprachdenkmäler darbieten, haben erschöpfend verzeichnet und erläutert von der Gabelentz und Löbe («Glossarium der goth. Sprache», Lpz. 1843) und Schulze («Goth. Glossarium», Magdeb. 1848); den althochdeutschen Zeitraum umspannt Graff's «Althochdeutscher Sprachschatz» (7 Bde., Berl. 1834—46), den mittelhochdeutschen das reiche, auf Grund des Benecke'schen Nachlasses von Wilh. Müller bearbeitete «Mittelhochdeutsche W.» (Bd. 1—3, Lpz. 1854—67), und unter den zahlreichen mundartlichen Wörterbüchern ist das «Bairische W.» von Schmeller (4 Bde., Stuttg. und Tüb. 1827—37) unerreicht geblieben. Sonach besitzen die Deutschen Wörterbücher, die sich fast über den ganzen Bereich ihrer Sprache, durch alle Zeiträume, Schriftgattungen und Mundarten derselben ausbreiten, wie sie kein anderes Volk aufweisen kann. Namentlich stehen die beiden berühmtesten Wörterbücher der ital. und franz. Sprache, das «Vocabolario degli academici della Crusca» und das «Dictionnaire de l'Académie française» sehr weit hinter den deutschen Leistungen zurück, denn jenes ist eigentlich nur ein Idiotikon der florentin. Mundart, dieses nicht ein W. im oben angegebenen Sinne, sondern ganz seinem Namen entsprechend nur ein Dictionnaire oder Lexikon der feinern Umgangssprache des siècle de Louis XIV. Ein umfassendes französisches W. von wissenschaftlichem Werthe hat Littré (Par. 1864 fg.) begonnen. Neuerdings haben auch die Niederländer in dem großen «Woordenboek der Nederlandsche taal» (Leyd. 1865 fg.) von de Vries und te Winkel ein W. erhalten, welches sich dem der Gebrüder Grimm an die Seite stellen läßt. Die neue Sprachwissenschaft,

für welche alle Sprachen und alle Wörter eine innere Berechtigung haben, fordert nothwendig wirkliche Wörterbücher, solche, die Vollständigkeit in jeder Beziehung erstreben, und es ist von den Deutschen auch bereits für fremde Sprachen in diesem Sinne Treffliches geleistet worden, wie z. B. durch den hebr. Thesaurus von Gesenius, durch Freytag's arabisches W., durch Vullers für das Persische, durch Zenker für das Türkische, Dillmann für das Aethiopische u. s. w. Ja sogar die wissenschaftliche Grundlage für alle künftige roman. Lexikographie ist von deutscher Hand meisterlich gelegt worden durch das «Etymologische W. der roman. Sprachen» von Diez (2 Bde., 2. Aufl., Bonn 1860—62). Vgl. Vater, «Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl., gänzlich umgearbeitet von Jülg, Berl. 1847).

Wortspiel nennt man in der Rede die Nebeneinanderstellung von Wörtern, die bei Aehnlichkeit der Lautverhältnisse verschiedene, oft ganz entgegengesetzte Bedeutung haben, sodaß diese Verbindung eine witzige Pointe enthält. Ein Beispiel davon gibt die Rede des Kapuziners in «Wallenstein's Lager» von Schiller: «Die Bisthümer sind geworden Wüstthümer, die Abteien Raubteien, die gesegneten deutschen Länder Elender». Solche witzige Wortverknüpfungen, die sich oft ganz ungezwungen, namentlich aber in der franz. Sprache darbieten, sind um so schlagender, je weniger es dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zusetzens von Präpositionen, Adverbien u. dgl. bedarf. Doch muß man sich vor zu häufigem oder affectirtem Gebrauch und vor Gehaltlosigkeit des W. hüten, weil es sonst gänzlich seine humoristische Wirksamkeit verliert und dann abgeschmackt wird. Es gibt übrigens sehr viele Arten und Schattirungen des W., und im weitern Sinne gehört auch der Calembourg (s. d.) hierher.

Woskresensk, eine Stadt des Kreises Swenigorod im russ. Gouvernement und 7 M. westnordwestlich von der Stadt Moskau, liegt am linken Ufer der Istra und zählt (1860) 3093 E. Der Ort war ursprünglich ein Dorf, welches der Patriarch Nikon wegen seiner schönen Lage für das Woskresenskische Kloster kaufte, das er hier 1656 nach dem Plane des Heiligen Grabes zu Jerusalem erbauen ließ. Deshalb und wegen einiger Aehnlichkeit der Umgebung der Stadt mit der Gegend von Jerusalem heißt W. auch Neujerusalem. Bei dem Kloster W., welches, von Mauern umgeben, zwei Kathedralen und zwei andere Kirchen einschließt, war es, wo Peter d. Gr. 20. Juni 1698 durch seinen General Gordon die Strelitzen besiegte.

Wotjäken, eine der russ.-finn. Völkerschaften, die sich selbst Udmurt nennen, leben in den Gouvernements Kasan und Wiatka, zumal in dem letztern, wo sie sich zu beiden Seiten des Wiatkaflusses angesiedelt haben und besonders Ackerbau und Bienenzucht, weniger aber Viehzucht treiben. Weil sie wenig mit andern Völkern vermischt leben, ist ihre Sprache, die zu der finn. Gruppe zählt, auch reiner geblieben. Sie sind zum Theil zum Christenthum, und zwar zur griech.-russ. Religion übergetreten, doch findet man noch viele Heiden unter ihnen. Auch haben selbst die getauften W. viele heidnische Gebräuche, wie die Opfer u. s. w., beibehalten. Ebenso gilt noch bei ihnen die alte Eintheilung nach Stämmen, wonach alsdann ihre Dörfer benannt werden. Früher standen sie, wie die meisten finn. Völkerschaften in jenen Gegenden, unter tatar. Herrschaft und führten ein nomadisirendes Leben. Ihre feste Niederlassung fällt in die Zeit, als sie unter russ. Botmäßigkeit kamen. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 187000 Köpfe, von denen im Kasanschen 5400, in dem Gouvernement Orenburg 1600 und in Wiatka 180000 leben. — Nicht zu verwechseln mit den W. sind die Woten im russ. Gouvernement Petersburg, eine zur baltischen Gruppe der finn. Sprachen gehörige, nur noch in sehr geringen Resten vorhandene Völkerschaft, welche sich selbst Watjalaiset nennt und den Uebergang von den eigentlichen Finnen zu den Esten bildet.

Wotton (Henry), engl. Diplomat und Gelehrter unter Jakob I., geb. 9. April 1568 zu Boughton-Hall in Kent, erwarb sich auf der Schule zu Winchester und der Universität zu Oxford tüchtige Kenntnisse im Recht, in der Mathematik und den Naturwissenschaften und besuchte dann neun Jahre die gelehrten Anstalten Frankreichs, Deutschlands und Italiens. Nach seiner Rückkehr trat er als Secretär in die Dienste des Grafen von Essex. Während des Hochverrathsprocesses dieses Günstlings der Königin Elisabeth hielt er es gerathen, sich zu entfernen. Er ging nach Florenz und schrieb hier die erst nach seinem Tode veröffentlichte Schrift «The state of Christendom». Dem Könige Jakob VI. von Schottland gab er Nachricht von einem Mordanschlag gegen denselben, wofür er, als Jakob den engl. Thron bestiegen, die Ritterwürde erhielt. 1604 schickte ihn der König als engl. Gesandten nach Venedig. W. entledigte sich seines Auftrags mit Geschick und erhielt nun Sendungen nach Italien, Deutschland und Holland. Als er einst durch Augsburg reiste, schrieb er in das Gedenkbuch eines Freundes die Worte: «Ein Gesandter ist ein rechtschaffener Mann; er wird ins Ausland geschickt, um für das Wohl seines Landes zu

lügen.» Einige Jahre später fiel diese Schrift dem Scioppius, einem der heftigsten Feinde Jakob's, in die Hände, der nicht ermangelte, die Sentenz als den Grundsatz des Königs zu bezeichnen. Jakob erfuhr dies und glaubte in der That, W. habe ihn durch diese Worte charakterisiren wollen. Wiewol W. den Scherz aufzuklären suchte, entzog ihm doch der argwöhnische Monarch seine Gunst. 1623 wurde W. zum Vorsteher der Schule zu Eton ernannt. Er widmete sich fortan ausschließend den Wissenschaften und der Leitung der Anstalt, die unter ihm emporblühte. Auf Karl's I. Wunsch begann er eine Geschichte Englands zu schreiben, die jedoch nicht weit gedieh. W. starb zu Eton im Dec. 1639. Außer Gelehrsamkeit besaß er viel Witz und Phantasie. Seine Schriften sind vergessen. Eine Sammlung seiner Poesien, Briefe und Charakterbilder erschien unter dem Titel «Reliquiae Wottonianae» (Lond. 1651; mit Biographie 1685).

Wouwerman (Philipp), berühmter Pferde- und Schlachtenmaler der niederländ. Schule, geb. 1620 zu Harlem, lernte zuerst bei seinem Vater, Paul W., dann bei seinem Landsmann, Joh. Wynants. Er arbeitete, da er eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeit; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch Verkauf seiner Werke ins Ausland. W. malte Landschaften, Jagdzüge, Pferdemärkte, Reiterscharmützel, Fischereien u. s. w. und pflegte in seinen Gemälden gern Pferde anzubringen, unter welchen sich zuweilen ein weißes auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, scheint zu einigen seiner Gemälde die Ideen gegeben zu haben. Alle diese Darstellungen sind mit einer Freiheit, Leichtigkeit und Naturtreue ausgeführt, welche kaum je übertroffen worden. In W.'s vornehmen Jagdgesellschaften ist Anstand und Sitte auf das feinste bezeichnet; die Schlachten sind voll gewaltiger Bewegung und Leidenschaft; die Räuber- und Fuhrmannsscenen hat er der Natur abgelauscht. Vor allem aber ist der Mittelpunkt seiner Bilder, das Pferd, in allen Momenten seines Daseins mit seither kaum erreichter Schönheit und Wahrheit dargestellt. Das Ganze verbindet meist ein duftiger landschaftlicher Hintergrund, der in W. zugleich einen der größten Landschaftsmaler erblicken läßt. Die Harmonie des Tons endlich, welche alle diese Bilder bezeichnet, ist fast sprichwörtlich geworden. Viele seiner Gemälde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden, so von J. Moyreau in den «Oeuvres de Phil. W. d'après ses meilleurs tableaux» (Par. 1737). Die königl. Galerie zu Dresden besitzt einen Schatz meist vorzüglicher Gemälde von ihm. In dem franz. Museum befindet sich ebenfalls eine große Anzahl; auch enthalten einige derselben die Galerien zu München, Wien und Pommersfelden. Das königl. Museum im Haag hat von ihm eine Schlacht, das umfangreichste Bild dieses Meisters. W. starb 19. Mai 1668. Nach seinem Tode stiegen seine Arbeiten zu einem sehr hohen Preise, indem der Kurfürst von Baiern, Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, sie eifrig aufsuchen und kaufen ließ. Seine Zeichnungen sind außerordentlich selten, weil er sie vor seinem Tode verbrannte, um seinen Kindern die Lust zur Malerei zu benehmen. Auch soll W. einige Blätter in Kupfer geätzt haben, die aber äußerst selten sind. Das vollständigste Verzeichniß seiner Gemälde befindet sich in Smith's «Catalogue raisonné» (Bd. 1, Lond. 1829). Vgl. Kämmerer, «Ueber die Composition in Philipp W.'s Gemälden u. s. w.» (Lpz. 1789). Zu den Nachahmern W.'s gehören auch dessen Brüder, Peter und Johann W.

Wrack (ein niederdeutsches Wort, vom angelsächs. vrecan, brechen) heißt in der Schiffersprache der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffs, überhaupt alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küstenbewohner, sich dessen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt Strandrecht (s. d.).

Wrangel (Karl Gustav, Graf von), schwed. Feldmarschall, geb. 13. Dec. 1613 auf dem Gute Skokloster, aus einer alten, berühmten Familie, Sohn des 1644 als Generalgouverneur von Livland gestorbenen Reichsraths und Feldmarschalls Hermann W., trat zeitig in Kriegsdienste und wohnte den Feldzügen Gustav Adolf's in Deutschland bei. Nach des Königs Tode diente er unter Bernhard von Sachsen-Weimar und Banér. Als der letztere 1641 starb, gehörte W. als Generalmajor zu denen, welche das schwed. Heer unter sehr mislichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torstenson befehligten. Unter diesem machte er 1642 den Feldzug in Schlesien und Sachsen und 1643 den Zug nach Holstein mit. Hier erhielt er nach dem Tode des Admirals Flemming den Oberbefehl über die schwed. Flotte, mit welcher er die dän. Flotte 13. Oct. bei der Insel Femern schlug. Nachher befehligte er ein kleines Corps in Holstein und Schleswig, bis der Friede zu Brömsebro 23. Aug. 1645 diesen Krieg endigte. Sodann ging W., nachdem er zuvor in den Grafenstand erhoben worden, wieder nach Deutschland, wo ihm, als Torstenson 1646 zurücktrat, der Oberbefehl übertragen wurde. Bald nachher vereinigte er sich mit der franz. Armee unter Turenne, und beide zwangen nun den Kurfürsten

von Baiern, den Waffenstillstand zu Ulm 14. März 1647 einzugehen. Einige Zeit darauf wendete er sich nach Franken und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Als die schwed. und franz. Armee sich wieder getrennt, trat der Kurfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück. Beide Heere vereinigten sich nun von neuem und schlugen 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen unweit Augsburg die vereinte kaiserl. und bair. Armee. W. besetzte jetzt Baiern und behandelte das Land sehr hart, bis endlich der Westfälische Friede dem Krieg ein Ende machte. W. ging nun nach Schweden zurück und verlebte einige Jahre in Frieden. Als Karl Gustav den schwed. Thron bestiegen, begleitete er diesen 1655 auf dem Zuge nach Polen und wohnte der dreitägigen Schlacht bei Warschau (18. bis 20. Juli 1656) bei. In dem darauffolgenden Kriege Schwedens mit Dänemark belagerte er die Festung Kronburg, die sich ihm 6. Sept. 1658 ergab. Hierauf wurde ihm der Oberbefehl über die schwed. Flotte übertragen, die Kopenhagen angreifen sollte; allein die Dänen hatten Zeit gehabt, die Hauptstadt in Vertheidigungszustand zu setzen, und eine holländ. Flotte kam zum Entsatz an. Ungeachtet W. über die holländ. Seemacht 29. Oct. 1658 einen Vortheil erhielt, mußte er doch den Angriff auf Kopenhagen aufgeben. Dagegen vereitelte er 1659 die von den Dänen auf der eroberten Insel Fünen versuchte Landung. Als Ludwig XIV. 1674 einen Krieg gegen das Deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs und griff im Nov. unerwartet die Staaten des Kurfürsten von Brandenburg an, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war und mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen am Rhein stand. W. befehligte das 16000 Mann starke schwed. Heer, welches in das Brandenburgische einfiel; doch erkrankte er sehr bald. So konnte der unvermuthet zum Schutz seiner Staaten zurückgekehrte Kurfürst Friedrich Wilhelm durch die Siege bei Rathenow und Fehrbellin die Schweden vollständig zur Räumung des Landes zwingen. W. legte hierauf seine Stelle nieder und starb im Juli 1676 auf der Insel Rügen.

Wrangel (Friedr. Heinr. Ernst, Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 13. April 1784 zu Stettin, trat 1796 in ein Dragonerregiment und wurde schon 1798 zum Lieutenant befördert. In diesem Regimente, das erst 1806 nach der Schlacht von Jena mobil gemacht wurde, nahm er an dem Feldzuge von 1807 theil und zeichnete sich bei Heilsberg aus, wofür er den Orden pour le mérite erhielt. Nach dem Frieden von Tilsit wurden aus jenem Regimente zwei neue gebildet, und W. blieb bei dem einen, nun das ostpreuß. Kürassierregiment, in welchem er 1811 Rittmeister und Escadronchef wurde. Im Kriege von 1813 zeichnete sich W. besonders bei Hainau, Liebertwolkwitz und Leipzig aus und wurde dafür zum Major befördert. 1814 wohnte er anfangs der Einschließung von Luxemburg, dann aber den Gefechten im Febr. bei, wo er auf dem Rückzuge nach Etoges, auch später bei Laon und Sezanne sein Regiment vortrefflich führte, sodaß er im April 1814 zum Oberstlieutenant und Commandeur des 2. westpreuß. Dragonerregiments ernannt wurde. Am Feldzuge von 1815 nahm dasselbe nicht theil. W. avancirte noch 1815 zum Obersten, 1821 zum Commandeur der 10. Cavaleriebrigade, wurde 1823 Generalmajor und 1834 Commandeur der 13. Division in Münster. Hier dämpfte er 1837 energisch die Unruhen, welche die Wirren mit dem Erzbischofe von Köln erzeugt hatten. 1838 wurde er zum Generallieutenant und 1839 zum commandirenden General des 1. Armeecorps in Königsberg ernannt. Misverhältnisse bewirkten, daß er 1842 das Generalcommando des 2. Armeecorps in Stettin erhielt. Im Herbst 1842 leitete er die Uebungen des zusammengezogenen Cavaleriecorps von 56 Escadrons und 32 Geschützen bei Berlin, das dem Kaiser von Rußland vorgeführt wurde. 1845 ernannte ihn der König nach der Revue seines Corps zum Chef des 3. Kürassierregiments. Im deutsch-dän. Kriege von 1848 erhielt W. im April das Obercommando der preuß. und Bundestruppen in Schleswig-Holstein. Er siegte 23. April bei Schleswig und drang in Jütland ein. Aber schon 8. Sept. legte er den Oberbefehl nieder, um den in den Marken zu übernehmen. Am 9. Nov. rückte er mit den bei Berlin versammelten Truppen in die Hauptstadt ein, verhängte den Belagerungszustand und stellte die Autorität der Regierung wieder her. Zum General der Cavalerie befördert, wurde ihm 1849 zum Obercommando in den Marken noch speciell das Generalcommando des 3. Armeecorps übertragen. 1856, bei seinem 60jährigen Dienstjubiläum, ernannte ihn der König zum Generalfeldmarschall. Als 1864 der Krieg gegen Dänemark begann, erhielt W. den Oberbefehl des verbündeten Heeres, dessen Operationen er bis nach Erstürmung der Düppeler Schanzen leitete. Dann legte er wegen seines hohen Alters denselben nieder, wohnte aber noch, ohne ein Commando zu führen, dem Kriege 1866 in Böhmen bei.

Wrangell (Ferdinand, Baron von), russ. Viceadmiral, einer der berühmtesten Seefahrer der neuern Zeit, stammt aus einer altadelichen Familie Estlands, wo er um 1795 geboren wurde.

Seine erste Erziehung erhielt er im Seecadettencorps in Petersburg, machte dann als Midshipman einige Uebungsfahrten mit und wurde 1817 durch Krusenstern's Vermittelung der Seemannschaft der Kriegssloop Kamtschatka beigeordnet, welche unter den Befehlen des Kapitäns Golownin eine Reise um die Welt antrat, um einerseits die russ.-amerik. Colonien zu revidiren, andererseits im Beringsmeere hydrogr. Arbeiten anzustellen. An diesen nahm der junge W. den thätigsten Antheil, und dem Eifer, mit dem er die Resultate nach seiner Rückkehr im Sept. 1819 den Gelehrten Rußlands mittheilte, verdankt er es, daß ihm bereits im folgenden Jahre jene Expedition aufgetragen wurde, die den Hauptruhm seines Lebens bildet. Die Entdeckungsreisen der Russen in den nördl. Meeren hatten noch manches Problem ungelöst gelassen, und namentlich war die Lage des Caps Schelagin noch unermittelt. Die genaue Ortsbestimmung jenes Vorgebirgs wurde nun W., damals noch Flottenlieutenant, übertragen, während er gleichzeitig die Küste ostwärts vom Cap Schelagin bis zur Beringsstraße, die Gruppe der Bäreninseln, die Mündungen der Kolyma und die dort nach Westen sich hinziehende Küste aufnehmen und durch Fahrten auf dem Eise des Polarmeers das vorausgesetzte große Land im Norden des Eismeers untersuchen sollte. Am 2. Nov. 1820 langte W. aus Petersburg in Nischne-Kolymsk an, drang zu Anfang des folgenden Jahres auf Hundeschlitten nach dem Cap Schelagin vor, untersuchte die Bäreninseln und fuhr im Sommer den Fluß Kolyma aufwärts in das Land der mittelkolymschen Jakuten, während der Midshipman Matjuschkin und der Doctor Kyber eine Reise zum Großen und Kleinen Anjuj ausführten und der Steuermann Kosmin die Seeküste aufnahm. Am 10. März 1822 erneuerte W. mit Matjuschkin und Kosmin die Fahrt auf dem Eise des Meeres und gelangte nach einer 46tägigen Reise bis zu 72° 2′ nördl. Br., ohne irgendwo eine Spur vom Lande anzutreffen. Die Sommermonate dieses Jahres brachte er mit der Aufnahme der Seeküste an der Mündung des Kolyma und der Erforschung des Landes der Tschuktschen zu, worauf er im Febr. 1823 eine neue Expedition über das Eis gerade nach Norden antrat. Nachdem er bis zu einer offenen Stelle des Meeres gekommen, konnte er nicht weiter vordringen und kehrte von dieser Stelle aus, unter 70° 51′ nördl. Br. und 175° 27′ östl. L., zurück. Am 1. Nov. 1823 mußte W. endlich Nischne-Kolymsk verlassen; er traf 15. Aug. 1824 wieder in Petersburg ein. Seine auf dieser Reise angestellten «Physik. Beobachtungen» wurden von Parrot (Berl. 1827) herausgegeben, denen die ausführliche Reisebeschreibung in russ. Sprache erst viel später folgte («Puteschestwie po sjewernym beregam Sibiri i po Ledowitomu Morju», 2 Bde., Petersb. 1841), nachdem bereits eine von Engelhardt nach den handschriftlichen Journalen des Verfassers bearbeitete deutsche Ausgabe («Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den J. 1820—24», 2 Bde., Berl. 1839) erschienen war. Inzwischen unternahm W. als Kapitänlieutenant und Befehlshaber der Kriegssloop Krotkoi 1825 eine abermalige Reise um die Welt, von der er 1827 nach Kronstadt zurückkehrte, und wurde alsdann zum Gouverneur der russ. Colonien an der Nordwestküste von Amerika ernannt, wohin er 1829 in Begleitung seiner Gattin über Sibirien und Kamtschatka abging. Auf seinem neuen Posten, den er fünf Jahre verwaltete, stiftete er viel Gutes, z. B. durch Beförderung des Kartoffelbaues, und sammelte auch höchst schätzbare geogr. und ethnogr. Notizen, die zum Theil in den «Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste Amerikas» (Petersb. 1839) enthalten sind. Seine Rückreise, die er über den Isthmus von Panama und die Vereinigten Staaten bewerkstelligte, beschrieb er in «Otscherk puti is Sitchi w' S.-Peterburg» (Petersb. 1836). Zum Contreadmiral erhoben, stand er hierauf längere Zeit an der Spitze des Departements der Marinewaldungen im russ. Seeministerium und ward 1847 Viceadmiral. Nachdem er sich 1849 aus dem Staatsdienst zurückgezogen, übernahm er das Amt eines Directors der russ.-amerik. Handelscompagnie. Das von W. gesuchte Land wurde 1867 vom engl. Kapitän Th. Long entdeckt und erhielt den Namen Wrangelland.

Wrede (Karl Phil., Fürst), bair. Feldmarschall, geb. 29. April 1767 zu Heidelberg, studirte daselbst die Rechte und zugleich Forstwissenschaft. Er trat dann in den Justizdienst und war in den Kriegen Oesterreichs mit Frankreich seit 1793 pfälz. Landescommissar bei den österr. Heeren, in welcher Stellung er sich die erste praktische Kriegserfahrung erwarb. Einer Oberforstmeisterstelle, die er gekauft, entsagte er, als er 1799 den Auftrag erhielt, für den Erzherzog Karl ein kurpfalzbair. Corps zu bilden, das er zuerst 14. Oct. bei Friedrichsfeld am Neckar auf den Kampfplatz führte. Zum Oberst befördert, nahm er nun an den Feldzügen von 1799 und 1800 theil. Als Generalmajor kämpfte er dann in der Schlacht bei Hohenlinden. Nach dem Frieden arbeitete er mit an der neuen Gestaltung des bair. Heeres. Er wurde 1804 General-

lieutenant und erhielt 1805 an des verwundeten Generals Deroy Stelle den Oberbefehl über das im Felde stehende bair. Heer. Von dieser Zeit an begann seine glänzende militärische Laufbahn. 1807 befehligte er in Polen und 1809 die 2. Division des bair. Heeres, mit welcher er an den Siegen bei Abensberg und Landshut einen nicht geringen Antheil hatte. Er verfolgte den Feind über die Isar, rettete in dem Treffen bei Neumarkt das von Hiller schon geschlagene Heer Bessières', eroberte Salzburg, brach in Tirol ein, das sich befreit hatte, und besetzte nach wenigen Tagen Innsbruck. Als man Tirols Unterwerfung für vollendet hielt, zog er über Salzburg und Linz dem Kriegsschauplatze zu, wo er noch bei Wagram kämpfte. Nach dem Waffenstillstande von Znaym kam er nach Salzburg zurück. Der neue Aufstand in Tirol führte ihn noch einmal dahin, um das Land unterwerfen zu helfen. Nach dem Frieden ernannte ihn Napoleon zum franz. Reichsgrafen und dotirte ihn im Innviertel mit Mondsee, Engelhardszell u. s. w. Zum General der Cavalerie ernannt, führte er mit Deroy 1812 die Baiern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polock, übernahm, als beim Vordringen Wittgenstein's Deroy fiel, den Oberbefehl über das 6. Corps und führte 6. Dec. den Rest desselben über die zugefrorene Wilia. Nachdem er 1813 mit dem neugebildeten bair. Heere an dem Inn lange den Oesterreichern gegenüber gestanden, schloß er 8. Oct., von seiner Regierung ermächtigt, den Vertrag von Ried, zufolge dessen sich Baiern den Verbündeten anschloß. Er übernahm hierauf den Oberbefehl über ein vereinigtes bair.-österr. Heer und führte dasselbe rasch an den Main. W. hatte Würzburg erobert und Frankfurt besetzen lassen, als Napoleon mit seinem Heere auf dem Rückzuge aus Sachsen bei Hanau (s. d.) ankam. Hier wurde W. 30. und 31. Oct. geschlagen und selbst schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung eilte er nach Frankreich, wo er das 5. deutsche Armeecorps befehligte, nahm theil an der Schlacht bei Brienne 1. Febr. 1814 und eroberte hier 23 Kanonen. Er schlug Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte 18. Febr. den Rückzug des großen Heeres von Troyes, entschied dann den Sieg bei Bar-sur-Aube und trug zu dem bei Arcis-sur-Aube 21. März viel bei. Schon seit 7. März 1814 Feldmarschall, wurde er 9. Juni in den Fürstenstand erhoben. Später erhielt er, besonders als Belohnung für den 3. Juni 1814 zu Paris mit dem Fürsten Metternich abgeschlossenen, für Baiern so günstigen Ländertauschvertrag mit Oesterreich, 24. Mai 1814 das im Nordgau liegende Ellingen als ein erbliches Fürstenthum unter bair. Hoheit. Auch auf dem Congresse in Wien wirkte er als Diplomat für das bair. Interesse. Bei dem Wiederausbruche des Kriegs 1815 führte er das bair. Heer nach Frankreich. Der Krieg war aber schon bei Waterloo entschieden. W. nahm dann 1819 als Reichsrath an den Verhandlungen des ersten Landtags in Baiern theil und wurde später mit mehrern wichtigen Sendungen beauftragt, 1. Oct. 1822 aber als Generalissimus an die Spitze des bair. Heeres gestellt. Infolge der Unruhen in Rheinbaiern 1832 als Hofcommissar dahin entsendet, wußte er durch umsichtiges Benehmen die Aufregung zu besänftigen. Er starb 12. Dec. 1838 zu Ellingen. — Unter seinen Söhnen erwarb sich Prinz Eugen Franz von W. (geb. 4. März 1806) als Regierungspräsident in der Pfalz viele Verdienste. Derselbe wurde vom Ministerium Abel als Präsident zum Appellationsgericht in Oberfranken versetzt, in welcher Stellung er 1. Mai 1845 starb. Der älteste Sohn des Marschalls, Karl Theodor, Fürst von W., geb. 8. Jan. 1797, bair. Staatsrath und Oberstlieutenant, machte sich durch die Opposition bekannt, die er 1846 in der Kammer der Reichsräthe gegen das Ministerium Abel unterhielt. Durch Vertrag vom 20. Sept. 1858 trat er an seinen Sohn Karl Friedrich, Fürst von W., geb. 7. Febr. 1828, die Thronlehnsherrschaft Ellingen und die damit verbundene erbliche Reichsrathswürde ab.

Wren (Sir Christopher), engl. Baumeister, geb. 20. Oct. 1632 zu East-Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pfarrer war, entfaltete schon auf der Schule zu Westminster große Anlagen. In Oxford zeichnete er sich namentlich durch große Fortschritte in den mathem. Wissenschaften aus. Er wurde 1652 Lehrer der Astronomie in Gresham-College in London, vertauschte aber diese Stelle 1661 mit dem Lehrstuhl der Astronomie in Oxford und that sich seitdem durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturwissenschaften hervor. Als Mitglied der königl. Gesellschaft nahm er an den wissenschaftlichen Bestrebungen derselben den thätigsten Antheil. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter Bernini's Aufsicht war zu jener Zeit Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und scheint W. in das Gebiet der Architektur geführt zu haben. Der Tod seines Vorgängers Inigo Jones bahnte ihm den Weg. Sein erstes Werk war das prächtige Sheldontheater in Oxford 1663. Nicht lange nachher erbaute er das Pembrokecollegium in Cambridge. Doch wurde er ungeachtet dieser Thätigkeit den Wissenschaften nicht untreu. 1665 reiste er nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, be-

sonders das Louvre, für ihn eine lehrreiche Schule wurden. Der große Brand in London 1666 öffnete seinem Talente ein neues Feld. Sein Plan zu einer neuen Stadt fand vor allen andern Entwürfen Beifall; doch kam er nicht zur Ausführung. Nach seinen Entwürfen wurde die Paulskirche 1676—1710 aufgeführt. Ueberhaupt zählt man über 60 Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach W.'s Plan und unter seiner Aufsicht von 1668 an, wo er Oberaufseher aller königl. Bauten war, vollendet wurden. Das neuere London verdankt ihm wesentlich seine jetzige Physiognomie. Freilich ist es kein vorzüglicher Stil, welcher seine Werke kenntlich macht; denn seine berühmte Einfachheit besteht hauptsächlich in der kahlen Leblosigkeit der Formen und in einem ziemlich dürftigen Detail. Seinen Kirchen fehlt die höhere Würde des kirchlichen Charakters, seinen Palästen die Originalität, allen seinen Bauten aber die malerische Wirkung, welche einer gewissen Formenfülle bedarf. Doch war W. als Techniker bedeutend. Durch Hofränke wurde er 1718 verdrängt. Seitdem lebte er abgeschieden und den Wissenschaften ergeben in seinem Hause zu Hamptoncourt und kam nur zuweilen nach London, um über die Ausbesserung der Westminsterabtei die Aufsicht zu führen. Er starb 25. Febr. 1723 und wurde in der Paulskirche begraben. Seine nachgelassenen Werke und Zeichnungen wurden von seinem Sohne herausgegeben. Man verdankt ihm auch mehrere Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften. Vgl. Elmes, «Memoirs of the life and works of W.» (Lond. 1823).

Wright (Thomas), ein thätiger und kenntnißreicher Beförderer des Studiums der altengl. Sprache und Literatur, geb. 1810 in Wales, widmete sich den Wissenschaften und wurde Professor am Trinity-College in Cambridge. In dieser Stellung entwickelte er viele Jahre hindurch eine erfolgreiche Thätigkeit, um die Schätze der altengl. Literatur ans Licht zu ziehen, den Geschmack an derselben zu verbreiten und zugleich eine festere Grundlage für die Grammatik dieser Sprache zu schaffen. Seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse auf dem Gebiete der german. und roman. Sprachen, namentlich aber fleißiges Studium der Werke von Jak. Grimm unterstützten ihn hierbei wesentlich. Unter seinen selbständigen Schriften sind ganz besonders hervorzuheben die «Essays on the literature, superstitions and history of England in the middle ages» (2 Bde., Lond. 1846) und die «Biographia Britannica literaria» (2 Bde., 1842—46), welche die angelsächs. und die anglo-normann. Periode umfassen; ferner die «Narratives of magic and sorcery» (2 Bde., Lond. 1851), «The Celt, the Roman and the Saxon» (Lond. 1852), «Wanderings of an antiquary» (Lond. 1854; 2. Aufl. 1861), «Essays on archaeological subjects» (2 Bde., Lond. 1861). Außerdem veranstaltete er eine große Anzahl sorgfältiger Ausgaben von Denkmälern der angelsächs., altengl., mittellat. und anglo-normann. Literatur, darunter namentlich: «Political songs of England from the reign of John to that of Edward II.» (Lond. 1839); «Political ballads» (Lond. 1841); «Early mysteries and other latin poems of the 12th and 13th centuries» (Lond. 1844); «The Chester plays» (Bd. 1: «Specimens of lyric poetry composed in the reign of Edward I.», Lond. 1841); «The latin poems commonly attributed to W. Mapes» (Lond. 1847); «Treatises on science written during the middle ages» (Lond. 1841); «Political poems and songs relating to English History» (2 Bde., Lond. 1859—61). Auf Kosten der Percy-Society gab er die «Canterbury tales» von Chaucer nach einer Originalhandschrift mit kritischen und sprachlichen Anmerkungen (3 Bde., Lond. 1847—51) heraus. Geschätzt ist auch sein «Dictionary of obsolete and provincial English» (2 Bde., Lond. 1856). Unter seinen spätern Arbeiten verdienen «England under the house of Hannover, illustrated by the satires, caricatures and burlesques of the day» (2 Bde., Lond. 1848), «Domestic manners in England during the middle ages» (Lond. 1861) und «History of the grotesque and caricature in literature» (Lond. 1865) als interessante Beiträge zur Sittengeschichte Englands erwähnt zu werden. In Anerkennung seiner Verdienste wurde W. schon 1842 zum correspondirenden Mitgliede der franz. Académie des inscriptions et belles lettres ernannt.

Wucher (usuraria pravitas). Die Erzeugung der Güter erfolgt durch Arbeit und Kapital. Wer Kapital nicht besitzt, muß es sich leihen und für die Darleihung einen Theil der gewonnenen Güter dem Darleiher des Kapitals überlassen. Wollte man die Ueberlassung eines Gewinntheils an den Kapitalisten verweigern, so würde natürlich die Darleihung nicht erfolgen, also die Production überhaupt nicht stattfinden können. Hierauf beruht die Miethe für Darleihung von Arbeitsgeräthschaften, für Zugvieh u. s. w. sowie auch der Kapitalzins (usurae), dessen Maß (Zinsfuß) im allgemeinen nach dem Gewinne bestimmt wird, den man nach den jedesmaligen Zeitverhältnissen durch den eigenen Gebrauch des Geldes erhalten kann, wobei jedoch

Nachfrage und Angebot mit einwirken. Das Verhältniß der Zinsen hat indeß im Rechte sehr verschiedene Auffassung erfahren. Das ältere deutsche Recht, so sehr es dem römischen in der Würdigung der Arbeit voraus war, übersah gleichwol den Werth des Kapitals und wies deshalb dem Darlehn eine sehr untergeordnete Stelle an, die im Mittelalter noch dadurch verkümmert ward, daß das kanonische Recht misverstandener Bibelstellen wegen alles Zinsnehmen für Sünde erklärte. Mit dem Aufstellen eines solchen gesetzlichen Zinsverbots wurde der Begriff des W. gleichbedeutend mit Zinsnehmen überhaupt. Die natürliche Folge war, daß die Geldverleiher sich durch versteckte Zinsen, Renten, Kauf von Gütern mit Vorbehalt des Rückkaufs u. s. w. zu helfen suchten. Doch wurde auch damals, wo es nicht anders anging, den Juden und an vielen Orten den sog. Lombarden das Zinsnehmen gestattet. Als sich mit dem Umschwunge der socialen Verhältnisse seit dem Ende des Mittelalters das Kapital zum Werkzeug fremder Arbeit erhob und Darlehne im größern Maße als bisher für productive Zwecke in Gebrauch kamen, fielen zwar die unbedingten Zinsverbote von selbst weg, allein Reichs- und Creditgesetze, statt blos einen normalen Zinsfuß aufzustellen, erhoben diesen gesetzlichen Zinsfuß zum Zwangszinsfuß dergestalt, daß sie jedes Nehmen und Ausbedingen höherer Zinsen (im allgemeinen über 5 Proc. jährlich) als W. straften. In manchen Staaten wurde der W. nur mit Geldstrafen belegt, in andern dagegen auch mit Ehrverlust und mit Gefängnißstrafen, und namentlich geschah dies bei sog. gewerbsmäßigem W. Solange das Kapital nicht sehr begehrt war, ließ sich dies wohl durchführen. Später aber erwies sich die Durchführung solcher Maßregeln immer schwieriger, zuletzt fast unmöglich. Die Regierungen selbst sahen sich genöthigt, Schulden zu höherm Zinsfuß zu machen, und mußten, als dadurch und durch den Zwangszinsfuß der Handel schwer gefährdet ward, bei kaufmännischen Geschäften einen höhern Zinsfuß gestatten oder den Zwangszinsfuß ganz fortfallen lassen. Das letztere ist z. B. durch das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch geschehen. In neuerer Zeit sind die Strafgesetze gegen den W. in nicht wenigen Ländern schon ganz aufgehoben worden, und in den übrigen werden sie ebenfalls fallen müssen. Die sog. Wuchergesetze hatten den Zweck, den Aermern, namentlich auch den kleinern Gewerbtreibenden durch Verhütung hoher Zinsen zu nützen. Sie schadeten denselben aber viel mehr, indem sie es ihnen unmöglich machten, von redlichen Kapitalisten Kapital zu erhalten, und sie zwangen, sich an Personen zu wenden, welche das Gesetz heimlich übertraten, für die drohende Strafe aber sich im voraus entschädigen ließen. Solche Darleiher bedungen zwar nur die gesetzlichen Zinsen, machten aber Abzüge vom Kapital, gaben statt dem baaren Gelde Waaren, erlaubten sich Betrügereien aller Art und umgingen so stets das Gesetz, dessen Strafen sie nicht leicht ereilten. Außerdem trieben die Wuchergesetze zum Nachtheil der Kapitalbedürftigen große Massen von Kapital ins Ausland, wenn dort ein hoher Zins zu erlangen war, oder veranlaßten Anlegung der Kapitalien in schwindelhaften Geschäften. Daß das Verbot, höhere Zinsen als gewisse, durch den Staat normirte zu nehmen, gegen die nationalökonomischen Grundsätze verstößt, bedarf keines Beweises. Wenn aber von der Aufhebung des Verbots, wo es noch besteht, die Steigerung des Zinsfußes befürchtet wird, so beruht dies auf falschen Voraussetzungen und widerspricht den in allen andern Ländern gemachten Erfahrungen. Nur bei nicht ganz sichern Darlehen stellen sich höhere Zinsen heraus. Hier sind sie jedoch nicht nur gerechtfertigt, weil neben dem Zinse eine Versicherungsprämie gezahlt werden muß, sondern sie legen auch dem Darlehnsnehmer immer noch geringere Opfer auf, als die Aufwendungen sind, welche er beim Bestehen der Wuchergesetze zu bringen genöthigt ist. Vgl. Neumann, «Geschichte des W. in Deutschland» (Halle 1865).

Wucherblume, s. Chrysanthemum.

Wühlmaus (Hypudaeus), eine Gattung Nagethiere, die sich von den Mäusen (s. d.) besonders durch stumpfe Schnauze, kaum merkliche Ohren und kurzen Schwanz unterscheidet. Hierher gehören: die Wasserratte (H. amphibius), die in selbstgegrabenen Röhren am Ufer der Gewässer wohnt und außer Pflanzen auch Fische, kleine Vögel und Mäuse frißt; die Wurzelmaus (H. oeconomus), 3—4 Zoll groß, welche sich in ganz Sibirien findet und durch ihre eingesammelten Wurzelvorräthe nützt, die von den Eingeborenen ausgegraben und verzehrt werden; die Alpenratte (H. alpinus) in der Nähe der Schneeregion in den Alpen; die Feldmaus (H. arvalis), an Farbe und Größe der Hausmaus ähnlich und trotz ihrer Kleinheit an manchen Orten eine Landplage, indem man kein Mittel kennt, durch welches ihre Scharen, die Feldfrüchten und Baumsaaten unermeßlichen Schaden zufügen, mit Sicherheit zu vertilgen sind. Nur nasse Jahre setzen ihrer Vermehrung Schranken, die in trockenen Sommern sogar Theuerung herbeiführen kann.

Wullenweber (Jürgen), hanseatischer Staatsmann und Bürgermeister von Lübeck 1533—35, war gebürtig aus Hamburg, wo einer seiner Brüder, Joachim W., zeitweilig als Oberalter und Rathsherr fungirte. Geb. um 1492—93, hatte Jürgen W. sich als Kaufmann in Lübeck niedergelassen und verheirathet; doch blieb die Ehe kinderlos. Während der Parteikämpfe und Unruhen, welche die Durchführung der Kirchenreformation in Lübeck begleiteten, gewann er als eifriger Anhänger Luther's durch Talent und Rednergabe einen hervorragenden Einfluß auf die Stadtgemeinde. Er wurde im April 1530 in den Ausschuß der 64 «verordneten» Bürger und Jan. 1531 zu einem der vier Wortführer dieses Ausschusses gewählt. Im Juli 1532 ging er mit der lübeckischen Gesandtschaft nach Kopenhagen, wo die Beilegung der Streitigkeiten zwischen der Hansa, Dänemark und den Niederlanden durch einen Friedensvertrag erfolgte. Im Febr. 1533 wurde W. in den Rath und kurz darauf zu einem der vier Bürgermeister von Lübeck gewählt. In dieser Stellung sah er es als seine Aufgabe an, die alte Handelspolitik der Hansa (s. d.) in ihrer ganzen Strenge wieder geltend zu machen, die Niederländer wieder von der Ostseeschiffahrt ganz auszuschließen und den polit. Einfluß Lübecks in den drei skandinav. Reichen auf sichern Grundlagen zu befestigen. Zu dem Zweck trat er in Verbindung mit der prot.-demokratischen Partei in Dänemark (s. d.), welche den entthronten König Christian II. wieder auf den erledigten Thron setzen wollte und unter Führung des Grafen Christoph von Oldenburg die sog. Grafenfehde begann. Auch dem Könige Gustav I. von Schweden, der sich den Niederländern zuneigte, dachte W. einen Gegenkönig (Herzog Albrecht von Mecklenburg) gegenüberzustellen. Im voraus bedang er sich von den Verbündeten die Abtretung gewisser dän., schwed. und norweg. Städte und Inseln aus, die im Besitz Lübecks als commerzielle und militärische Stützpunkte für die hanseatische Seeherrschaft dienen sollten. Ueberdies dachte W. an eine Gebietsvergrößerung in Holstein und an eine Säcularisirung des Bisthums Lübeck zu Gunsten seiner Stadt. Jedoch die Machtmittel Lübecks reichten zur Durchführung so weitgehender Plane nicht aus. Von allen Hansestädten ließen nur Rostock, Wismar und Stralsund sich zu einer wirksamen Unterstützung bereit finden. Die Unterhandlungen mit König Heinrich VIII. von England und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, denen W. gleichfalls die nordischen Kronen antrug, blieben ohne Resultat. Der Graf Christoph von Oldenburg und die lübeckischen Feldhauptleute, darunter W.'s Freund, Marius Meyer (gleichfalls aus Hamburg gebürtig), waren dem neuerwählten Könige Christian III. von Dänemark und dessen Feldherrn Johann von Rantzau nicht gewachsen. So verlief der Krieg in Holstein und Dänemark unglücklich für Lübeck, und die Folge war, daß W.'s Popularität immer mehr dahinschwand. Die Gegenpartei erhob ihr Haupt, und namentlich auf Betreiben des seit 1531 emigrirten Bürgermeisters Nikolaus Brömse erließ das Reichskammergericht zu Speier 7. Juli 1535 ein Executorialmandat, das bei Strafe der Reichsacht die sofortige Abstellung aller Neuerungen in Lübeck forderte. Der gleichzeitig in Lübeck versammelte Hansetag rieth dringend zur Nachgiebigkeit, und die Stadtgemeinde erklärte sich zum Gehorsam bereit, indem sie nur die Aufrechterhaltung der luth. Kirchenreformation ausbedang. Dagegen wurde die Stadtverfassung in alter Weise wiederhergestellt und Nikolaus Brömse zurückberufen. Die während der Bewegung eingesetzten Bürgerausschüsse und Rathsherren mußten zurücktreten. Auch W. dankte ab und erhielt dafür die Amtmannschaft von Bergedorf auf sechs Jahre zugesagt (Aug. 1535). Doch trat er dieses Amt nicht an, sondern fuhr auch noch als Privatmann fort, sich in die nordischen Händel einzumischen. In der letzten Zeit suchte er sogar Verbindungen mit dem sog. burgundischen Hofe zu Brüssel (der kaiserl. Statthalterschaft der Niederlande) anzuknüpfen, welcher den Schwiegersohn des gefangenen Christian's II., den Pfalzgraf Friedrich, auf den dän. Thron zu erheben wünschte. Doch die Niederländer wollten sich mit dem alten Gegner auf nichts einlassen. Auch mit dem engl. Könige Heinrich VIII. stand W. fortwährend in Verbindung. Andererseits waren die Feinde in und außer Lübeck auf das Verderben des gefürchteten Agitators bedacht. Im Nov. 1535 reiste W. nach dem Lande Hadeln, um über die Anwerbung eines dort versammelten Haufens von Landsknechten zu verhandeln. Er wurde aber unterwegs zu Rothenburg an der Wümme auf Befehl des Erzbischofs Christoph von Bremen und Verden verhaftet. Obwol König Heinrich VIII. sich kräftig für ihn verwandte, überlieferte der Erzbischof den Gefangenen an seinen Bruder, Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig, und dieser ließ ihn später von Rothenburg nach dem braunschweig. Schlosse Steinbrück abführen. Nun begann ein weitläufiger Proceß gegen W., woran sich bald auch der dän. König Christian III. und der lübecker Rath als Ankläger und durch Einsendung von Fragstücken betheiligten. Sowol seine frühere polit. Thätigkeit wie auch seine letzten Plane kamen zur Untersuchung, und durch die Folter erzwang man von ihm mancherlei

schwerbelastende Geständnisse. Namentlich mußte W. bekennen, daß er beabsichtigt habe, sich verrätherischer Weise der Stadt Lübeck zu bemächtigen und dort die Wiedertäuferei einzuführen, wie eben damals durch Johann von Leyden (s. d.) in Münster geschehen war. Darauf hin wurde W. auf dem öffentlichen Landgericht bei Wolfenbüttel 24. Sept. 1537 zum Tode verurtheilt und unmittelbar nachher enthauptet, sein Leichnam aber geviertheilt. Noch auf der Richtstätte betheuerte W., daß er kein Dieb, kein Verräther und kein Wiedertäufer gewesen. Schon vorher, im Juni 1537, war W.'s Freund, Marius Meyer, von den Dänen gefangen und hingerichtet worden. Auch Joachim W. zu Hamburg ward in den Sturz seines Bruders verwickelt. Derselbe mußte im Nov. 1536 aus dem Rathe austreten und starb 1558 als Verbannter zu Malmöe. Vgl. Handelmann, «Die letzten Zeiten hansischer Uebermacht im skandinav. Norden» (Kiel 1853); Paludan-Müller, «Grevens Feide» (2 Bde., Kopenh. 1853—54); Waitz, «Lübeck unter Jürgen W. und die europ. Politik» (3 Bde., Berl. 1855—56). Das Schicksal W.'s ist wiederholt novellistisch und von Gutzkow in einem Trauerspiel behandelt worden.

Wüllerstorf-Urbair (Bernhard, Freiherr von), ausgezeichneter österr. Seemann, geb. zu Triest 29. Jan. 1816, erhielt seine Erziehung zu Padua und kam mit seinem 13. J. in die Pionnierschule zu Tulln (bei Wien), trat aber schon 1833 als Seecadet in die österr. Marine über. Nachdem er einige Jahre auf dem Adriatischen und Mittelländischen Meere gedient, ward er 1837 nach Wien gesandt, um sich unter Littrow in der Astronomie weiter auszubilden. Bereits 1839 erfolgte seine Ernennung zum Schiffsfähnrich und, kaum 23. J. alt, zum Director der Marinesternwarte und Professor der Astronomie und Nautik an der Marineakademie in Venedig. Bei Ausbruch der Revolution von 1848 ging er nach Triest, wo er sich zur Verfügung des damaligen Commandirenden, Grafen Gyulai, stellte, und mit der Reorganisation des technischen Materials der Marine und dem Seebezirkscommando zu Triest betraut wurde. Zugleich erfolgte seine Beförderung zum Schiffslieutenant, später zum Geschwaderadjutanten unter den Befehlen des damaligen Commodore Baron Rudriefffky. Nach Beendigung des Kriegs von 1848 übernahm W. die Reorganisation sowie die Direction der Marineakademie. 1849 zum Corvettenkapitän ernannt, erhielt er unter Viceadmiral Baron Dahlerup das Militärreferat der Marine. Er befand sich auf der Flotte bei der Belagerung Anconas und der Einnahme Venedigs und betheiligte sich lebhaft bei der Organisation der österr. Marine. 1850 übernahm er das Commando der Brigg Montecuculi, mit der er in der Levante kreuzte. Im folgenden Jahre ward er zum Präsidialreferenten der Marineobercommandos ernannt. Als solcher entwarf er die ersten Vorschriften der Marine in deutscher Sprache, übersetzte unter Mitwirkung Littrow's die Marinetaktik und führte die deutsche Sprache in der Marine ein. 1852 avancirte er zum Fregattenkapitän, 1866 zum Linienschiffskapitän. Nachdem er 1857 zum Commodore ernannt worden, übernahm er die Leitung der Novaraexpedition, mit welcher er im Aug. 1859 nach Triest zurückkehrte. Diese Weltumsegelung im Interesse der Wissenschaft und des großen Verkehrs verschaffte W. einen europ. Ruf. Er war mit der Bearbeitung des auf der Reise gewonnenen reichen nautisch-physik. Materials beschäftigt, als er 1860 den Befehl über eine Flottenabtheilung erhielt, welche während der Revolution auf Sicilien die dortigen österr. Unterthanen und Handelsinteressen zu schützen hatte. Noch im Spätjahre 1860 erfolgte W.'s Ernennung zum Festungscommandanten und Hafenadmiral von Pola, und zu Anfang 1861 die zum Contreadmiral. Einige Zeit darauf ward er nach Wien berufen, um den Marineobercommandanten im Reichsrathe zu vertreten. 1862 bereiste er im Auftrage der Regierung Frankreich, die Schweiz, Belgien, Holland und Deutschland, um die Eisenindustrie des Continents, besonders mit Rücksicht auf den Eisenbau von Schiffen, kennen zu lernen. 1863 ging er als Hafenadmiral wieder nach Venedig. 1864 ward er mit dem Befehle über sämmtliche ausgerüstete Schiffe betraut und mit einem Geschwader nach der Nordsee beordert. Unterstützt von einem Jägerbataillon der Armee, entriß er mit seinen Kanonenbooten den Dänen die Westseeinseln. Nach dem Kriege in Disponibilität gestellt, trat er im Herbst 1865 als Handelsminister in das Cabinet, schied jedoch im Frühjahr 1867 freiwillig aus demselben. Seine Verdienste wurden durch das Großkreuz des Leopoldordens und seine Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses anerkannt. W. lebte seitdem in Disponibilität zu Graz in Steiermark. Als Minister wirkte er durchaus im Interesse des Freihandels. Zahlreiche Beiträge nautischen, physik., astron., handelspolit. und militärischen Inhalts hat er theils in Fachzeitschriften, theils in den periodischen Publicationen verschiedener Akademien und gelehrter Vereine, deren Mitglied er ist, veröffentlicht. Hervorzuheben sind: «Ueber das Verhalten und die Vertheilung der Winde auf der Oberfläche der Erde» (Wien 1860), «Ueber die Wichtigkeit des Adriatischen Meeres für Oester-

reich» (Wien 1861), «Bemerkungen über die physik. Verhältnisse des Adriatischen Meeres» (Wien 1863) u. s. w. In polit. Beziehung zeigte sich W. durchaus freisinnig und deutsch gesinnt. Im Herrenhause stimmte er ausnahmslos mit der deutschen Linken.

Wunde (vulnus) bezeichnet eine in der Regel auf der Oberfläche des Körpers sich darstellende und durch mechan. Gewaltthätigkeit plötzlich hervorgebrachte Trennung der organischen Gebilde. Die große Menge derartiger Verletzungen wird nach verschiedenen Gesichtspunkten eingetheilt. Hauptabtheilungen bilden, nach den einwirkenden Instrumenten und der Art ihrer Einwirkung, die Schnitt-, Stich-, Hieb-, Biß- und Schußwunden (s. d.) und zerfallen dabei in gequetschte und nichtgequetschte W. (S. Quetschung.) Ferner sind sie nach der Theilnahme entweder der unmittelbar verletzten Theile allein oder des ganzen Organismus einfache und complicirte W. Letztere finden sich z. B. da, wo ein allgemeines Uebel schon vorhanden, ein fremder Körper in der W. bleibt, ein Gift in den Blutstrom übergeführt wird u. s. w. So wichtig diese Unterschiede auch für die Praxis sind, können sie doch oft von der Theorie nicht vollkommen scharf geschieden werden. Mit Uebergehung anderer Eintheilungen, die für die Praxis größern oder geringern Werth haben, sind besonders noch die nach der Form, nach dem Umfang und der Tiefe der Verletzungen und nach den verletzten Körpertheilen zu erwähnen sowie die für die Gesetzgebung und Rechtspflege wichtige nach der Bedeutung für die Gesundheit und das Leben, wobei besonders die Tödlichkeit der W. in Frage kommt. (S. Letalität.) Außer der charakterisirenden Eigenschaft der Trennung bietet fast jede W. noch Ergießung von Flüssigkeiten (vorzugsweise Blut), Schmerz und Entzündung in sehr verschiedenen Graden dar, Merkmale, welche zur Gefährlichkeit derselben durchaus nicht immer in geradem Verhältnisse stehen. Ueberhaupt wird die Bedeutung einer W. in vielen Fällen durch andere Umstände, Alter, Körperbeschaffenheit, geistige Stimmung, Klima, Lebensart u. s. w., bestimmt. Mit der Entzündung im nächsten Zusammenhange steht das Wundfieber (febris traumatica), welches, wie bei jeder starken Entzündung, so auch, wenn die eine W. begleitende bedeutend ist, erscheint und gewöhnlich wenn die W. zu eitern beginnt, am ersten, zweiten oder dritten Tage nach geschehener Verletzung, als Ausdruck der Mitleidenschaft des ganzen Organismus eintritt. Nach der Art der Verwundung richtet sich auch das Wundfieber in seiner Dauer, seinem Verlaufe, seiner Stärke u. s. w. Als eine nur unter gewissen, aber nicht leicht vorherzusehenden Umständen sich zu manchen W. gesellende Erscheinung ist auch der Wundstarrkrampf (s. Starrkrampf) zu erwähnen. Zur Heilung einer W. hat die Natur zwei Mittel: entweder Vereinigung durch unmittelbares Zusammenwachsen der Wundränder oder Ausfüllung der entstandenen Oeffnung durch neuerzeugte organische Substanz mittels der Eiterung und Vernarbung. Diese von der Natur eingeleiteten Processe zu befördern durch Hinwegräumung der Hindernisse, welche fremde, in der W. verbliebene Körper, allgemeine Leiden u. s. w. abgeben, sie aufzuhalten, wenn z. B. eine tiefeindringende W. auf der Oberfläche schnell sich schließen, die tiefere Verletzung aber durch Eiteransammlung schaden würde, kurz sie so zu regeln, daß sie ohne schädliche Folgen in kürzester Zeit ihren Zweck erfüllen, ist Sache der Chirurgie.

Wunder (miraculum) nennt man im gemeinen Sinne des Worts die Ereignisse, welche denen, die sie sahen, Verwunderung abnöthigten, weil sie ihnen nach den bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen. In kirchlich-dogmatischer Bedeutung hingegen wird unter W. ein Ereigniß verstanden, welches allen Naturgesetzen zuwiderläuft, oder womit Gott durch unmittelbare Fügung die Ordnung des Weltalls geflissentlich durchbrochen hat. Die Erzählung von W., die sich früher zugetragen haben sollen, wird uns um so dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Unwissenden Menschen erscheint vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur bereicherter Geist ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es dem genauern Beobachter die Entstehung des geringsten Grashalms ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: «Gott thut in den W. nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen für uns widernatürlich, aber nicht für Gott, der die Natur gemacht hat.» Für die Wissenschaft hat der Begriff des W. keine Bedeutung; wo das W. beginnt, hört die Wissenschaft auf, und umgekehrt. — In der ästhetischen Sprache nennt man das Wunderbare das Phantastische (s. d.). Es besteht darin, daß der Dichter oder Künstler sich erlaubt, im Zusammenhange der geschilderten Begebenheiten zur Erreichung gewisser ästhetischer Eindrücke von den Gesetzen des in der Natur Möglichen und Wahrscheinlichen abzuweichen. Weil ein solches Verfahren besonders in der Märchenpoesie aller Völker vorherrscht, so bezeichnet man das Phantastische auch häufig als das Märchenhafte. Eine be-

sonders große Neigung zu dieser Art der Poesie und Kunst bemerkt man einerseits überall bei den orient. Völkern, andererseits im Occident bei den Romantikern sowol des Mittelalters als auch in den romantischen Schulen der Neuzeit.

Wunderbaum, s. Ricinus.

Wunderlich (Karl August), ausgezeichneter deutscher Arzt und Lehrer der Medicin, geb. 4. Aug. 1815 zu Sulz am Neckar, widmete sich, zu Stuttgart vorgebildet, seit 1833 auf der Universität Tübingen medic. Studien und besuchte nach erlangter Doctorwürde 1837—38 auch andere deutsche Universitäten sowie Belgien und Frankreich. Nachdem er 1838—39 als Assistenzarzt am Katharinenhospital in Stuttgart gewirkt, habilitirte er sich 1840 als Privatdocent in Tübingen, wo er 1841 zum Assistenten der innern Klinik ernannt wurde, mit dem Auftrag, für den erkrankten Director zu functioniren. Seit 1843 verwaltete er dieses Institut unter gleichzeitiger Ernennung zum außerord. Professor mit Sitz in der Facultät als provisorischer Director, bis ihm 1846 die Direction definitiv übertragen und er zum ord. Professor befördert wurde. 1850 folgte er einem Rufe nach Leipzig als ord. Professor der Klinik, wo er 1851 auch den Charakter als Geh. Medicinalrath erhielt. W.'s Hauptwerk ist das «Handbuch der Pathologie und Therapie» (3 Bde. in mehrern Abtheilungen, Stuttg. 1846—54; 2. Aufl. 1853 fg.), welchem später ein «Grundriß der speciellen Pathologie und Therapie» (Stuttg. 1858) folgte. Von seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben «Ueber die franz. und deutsche Medicin» (Stuttg. 1841), «Versuch einer patholog. Physiologie des Bluts» (Stuttg. 1844), die geistvolle «Geschichte der Medicin» (Stuttg. 1859) und die «Eigenwärme in Krankheiten» (Lpz. 1868). Auch begründete W. mit Roser 1841 das «Archiv für physiol. Heilkunde», das erste Organ dieser neuen Richtung in der Medicin, zu deren namhaftesten Vertretern in Deutschland er zählt.

Wünschelruthe, ein zauberhafter heilbringender Stab, war in Deutschland von alters her bekannt. Schon eine althochdeutsche Glosse bietet den Ausdruck «wunsciligerta» (caduceus) und trifft damit vollkommen den eigentlichen Sinn des Worts, welcher sich aus seiner grammatischen Form nicht unmittelbar ableiten läßt. Denn diese Form führt nur auf eine Gerte oder Ruthe, durch deren Besitz man alles gewünschten irdischen Heils theilhaftig wird; aber die Gabe dieses Heils ging nach der Vorstellung unserer Vorfahren von Wodan (s. d.) aus, der deshalb selbst den Namen «Wunsch» führte. Wodan wiederum, der Geber des Reichthums, vergleicht sich vorzugsweise dem Mercur oder dem Hermes, dem Geber des Reichthums der röm. und griech. Mythologie, welchem der Caduceus als heil- und reichthumbringender Stab zukam. Im spätern Mittelalter wurde die W. zum Gegenstande eines bis in die neuere Zeit fortdauernden und häufig durch Betrüger ausgebeuteten Aberglaubens. Man brach sie unter gewissen Bedingungen und Formeln von dem gezwieselten (gabeligen) Aste eines Haselstrauchs oder Kreuzdorns, oder machte sie auch aus Metalldraht und unterschied mehrere Arten: Feuerruthe, Springruthe, Schlagruthe u. s. w. Bei dem Gebrauche kam es darauf an, sie unter Hersagung der nöthigen Formeln richtig in der Hand zu halten; dann zeigte sie durch ihre Bewegung, ob und wo die gewünschten Gegenstände verborgen seien. Man glaubte mittels der W. verborgene Schätze, Erzadern, Wasserquellen, ja selbst Mörder und Diebe zu entdecken. Vgl. Grimm, «Deutsche Mythologie» (2 Bde., 3. Aufl., Gött. 1854).

Wunsiedel, Stadt im bair. Kreise Oberfranken, an der Rößlau, im Fichtelgebirge, 4 St. vom Ochsenkopf gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und Bezirksamts und zählt 3520 E. (1864). Der freundliche Ort besitzt drei Kirchen, eine Präparandenschule, eine Lateinschule und eine Gewerbschule sowie ein reiches, 1486 gestiftetes Hospital. Es bestehen zu W. Wollmaschinenspinnereien, Tuch-, Strumpf- und Nägelfabriken. Auch beutet man Steinbrüche aus und braut gutes Bier. Ein beträchtlicher Handel wird mit Arzneikräutern getrieben. Seit dem Brande von 1834 ist die Stadt neu und regelmäßig aufgebaut. Sie ist der Geburtsort Sand's, der Kotzebue ermordete, und Jean Paul's, dem hier 1845 ein Monument (von Schwanthaler) errichtet worden ist. Die Umgebungen sind reich an Naturschönheiten. So liegt ³/₄ St. von der Stadt das Felsenlabyrinth der Luisenburg und ¹/₄ M. südöstlich das Alexandersbad (s. d.).

Wupperthal, das gewerbreichste und bevölkertste Thal von ganz Deutschland, in der preuß. Rheinprovinz, seinem kleinern obern Theile nach zu den Regierungsbezirken Arnsberg und Köln, seinem Haupttheile nach aber zum Regierungsbezirk Düsseldorf gehörig, durchschneidet in Hufeisenform das ostniederrhein. Bergland und hat seinen Namen von dem Flusse Wupper. Die Wupper, im obern Laufe Wipper genannt, entsteht bei dem Dorfe Kierspe unweit Meinertshagen an dem Ebbegebirge im Sauerland, nur 6 M. vom Rhein, in den sie bei Rheindorf zwi-

schen Köln und Düsseldorf mündet, macht aber auf ihrem erst gegen Westen nach Wipperfürth, dann gegen Norden über Hückeswagen nach Beienburg, von da westwärts nach Barmen und Elberfeld, von Sonnborn an südwärts zwischen hohen Bergen, südwärts an Solingen vorbei nach Dorp nach Burg, dann abermals nach Westen bis Ruppelrath, zuletzt gegen Südwesten über Opladen gerichteten Laufe so viele kleinere Krümmungen, daß derselbe im ganzen 14 M. beträgt. Das Thal ist eng und tief, am breitesten, etwa 1/4 St. breit, zwischen Barmen und Elberfeld. Bei Imbach, oberhalb Opladen, tritt die Wupper in die Ebene, aber schon von Burg an ist sie für kleine Fahrzeuge schiffbar. Bei ihrem starken Gefälle und dem reichen Wasserzufluß von 37 Nebenbächen treibt sie auf einer Strecke von 7 M. Länge gegen 400 Mühlen, Schleif- und Hammerwerke. Außerdem dient sie, namentlich in der Gegend von Barmen und Elberfeld, den verschiedensten technischen Zwecken, z. B. dem Betrieb der großartigsten Bleichen, Färbereien u. s. w., sodaß ihre Wasserkraft wie selten die eines Flusses in Anspruch genommen wird. Aber eben wegen ihres reißenden Laufes und ihrer großen Wasserfülle ist sie auch häufigen Ueberschwemmungen unterworfen. Unter W. im engern Sinne versteht man die 2 St. lange Strecke von Barmen (s. d.) bis Elberfeld (s. d.), den zwei vorzüglichsten Städten des ganzen Thals, die fast nur einen Ort ausmachen, indem sich hier 2 St. weit Haus an Haus, Fabrik an Fabrik reiht. Diese Thalstrecke ist es insbesondere, welche wegen des Hangs ihrer Bevölkerung zum Mysticismus bekannt geworden ist. Das Flußgebiet der Wupper beträgt etwa 20 Q.-M. Es gehört vier landräthlichen und zwei Stadtkreisen an, nämlich Wipperfürth (5,66 Q.-M. mit 28098 E. im J. 1864), Lennep (5,50 Q.-M. mit 77029 E.), Barmen (0,52 Q.-M. mit 59544 E.), Elberfeld (0,52 Q.-M. mit 62008 E.), Mettmann (4,53 Q.-M. mit 52086 E.) und Solingen (5,33 Q.-M. mit 85299 E.), die auf 21,95 Q.-M. im J. 1864 nicht weniger als 364064 E., also 17042 auf 1 Q.-M. zählten, wogegen 1816 auf demselben Areal nur 182828 E., also wenig über die Hälfte lebten. In der Bevölkerung des J. 1864 zählte man in runden Zahlen 252000 Evangelische, 110700 Katholiken und 1130 Juden. Auf die 26 Städte der genannten 6 Kreise kamen 275645, auf das platte Land nur 88419 E. Die beiden Städte Barmen und Elberfeld hatten allein eine Bevölkerung von 121552 Seelen, während die Zählung vom 3. Dec. 1867 bereits 129597 ergab, nämlich für Barmen 64865, für Elberfeld 64732. Der erwähnte Ort Wupperfeld bildet jetzt einen Theil von Barmen. Die zum Regierungsbezirk Köln gehörige Kreisstadt Wipperfürth hat 2054 E., ein Progymnasium mit Realfächern, Streichgarnmaschinenspinnerei, Tuch- und Maschinenfabriken und ein Stahlhammerwerk. Im Regierungsbezirk Düsseldorf liegen unter andern theils an der Wupper selbst, theils in deren Nachbarschaft die Städte: Lennep, am Lenneflüßchen, Hauptort eines Kreises, mit 7253 E., einer höhern Bürgerschule, einem Friedens- und Gewerbegericht, einer Handelskammer, ansehnlichen Tuch-, Kasimir- und andern Zeugfabriken, Streichgarnmaschinenspinnerei, Färberei, Puddlingswerk, Pulverfabrik und Wollhandel; Remscheid (s. d.) mit 18428 E.; Ronsdorf mit 8010 E., vielen Band-, besonders Seidenbandfabriken und Bandwaarenhandlungen, zahlreichen Colonial-, Eisen-, Stahl- und Messingwaarenhandlungen, mehrern Hammerwerken, Papier- und Siamoisefabriken; Radevormwald mit 8879 E., großen Eisen-, Stahl- und Messingwaarenhandlungen, Raffinirstahlhammer, Hammerwerken, Strumpfwirkerei, Wollfabrikation und Bierbrauerei; Burg mit 1779 E., Bettdecken- und Papierfabrikation, Eisengießerei und Walzwerk; Hückeswagen mit 2678 E., vielen Tuchfabriken, Streichgarnmaschinenspinnerei, ausgezeichneter Woll- und Halbwollwaarenfabrikation, Färberei und Oelmühlen; Lüttringshausen mit 8920 E., Eisen-, Stahl- und Messingwaarenfabriken und Handlungen, Streichgarnmaschinenspinnerei, Puddlingswerk und Raffinirstahlhämmern. Ferner liegt im Kreise Mettmann die Stadt Kronenberg mit 7874 E., vielen Eisen- und Stahlwaarenfabriken sowie Handlungen (Remscheider Artikel). Im Kreise von Solingen (s. d.) liegen die sämmtlich erst 1856 zu Städten erhobenen Ortschaften Höhescheid mit 9013 E., Eisengießereien, Hammerwerken, vielen Schmieden und Schleifmühlen; Merscheid mit 7241 E., vielen Eisen- und Stahlwaarenfabriken und Handlungen (Scheren, Messer, Bügeleisen, Regen- und Sonnenschirmgarnituren u. s. w.), Dampfschleiferei und Hammerwerk; Gräfrath mit 5322 E., Eisen- und Stahlwaarenfabriken (Messer, Bruchbandfedern), Eisengießereien und Bereitung von Lackfirnis; Dorp mit 9201 E., vielen Eisen- und Stahlwaarenfabriken und Handlungen (Messer, Scheren, Schwerter, Bügeleisen), Eisengießereien, Schleifereien und großartiger Papierfabrik; Burscheid mit 5447 E. und einem Gewerbegericht, Maschinen- und Baumwollzeugfabrikation, Wollspinnerei, Strumpfwirkerei und Färberei; Leichlingen mit 4635 E., Papierfabrikation, Türkischrothfärberei, Bleichen und Oelmühlen;

Opladen mit 2064 E., Streich- und Kammgarn- sowie Zwirnspinnerei; östlich davon Neukirchen mit 1952 E., die Obstbau treiben. Vgl. «Das Ruhrthal nebst dem angrenzenden Wupper- und Ennepertal, Iserlohn und Elberfeld» (Berl. 1853).

Würde ist der ästhetische Ausdruck eines durch Macht, Ehre, Ansehen, Reichthum oder moralischen Werth gehobenen Selbstgefühls. Das Würdevolle ist in dem Maße das Imposante oder Bewunderung Einflößende, als die Eigenschaften, auf welche sich sein Ausdruck gründet, auch von andern geschätzt und bewundert werden. Weil der Ausdruck der Bewunderung ein Staunen, ein Stillstehen und aufmerksames Verweilen des Gedankenlaufs ist, so ist das Würdevolle dem Feierlichen verwandt, welches sich in der Zeit durch langsame Bewegung und lange Dauer, im Raum durch Größe der Dimensionen und steife Symmetrie der Gestalten zu erkennen gibt. Wo die W. nicht natürlicher Ausdruck ist, sondern als Maske einer in sich zusammengenommenen und ernsten Seelenstimmung vorgenommen wird, da artet sie aus in Gravität, Gespreiztheit und hohle Wichtigthuerei. Die echte, aus moralischem Ernst hervorgehende W. ist als eine Naturgeberde immer gepaart mit einer gewissen Anmuth (s. d.) als dem Ausdrucke des wohlwollenden Humanismus. Umgekehrt darf auch der Anmuth nicht eine gewisse W. fehlen, weil sie ohne diese den Gefahren der Vertraulichkeit und Geringschätzung von Seiten der Taktlosen ausgesetzt ist. Daher ist die W. in der Anmuth wie die Ruhe in der Bewegung, die Haltung in der Hingebung, das Achtunggebietende im Liebenswürdigen, die Repulsion in der Attraction, die Selbständigkeit in der Nachgiebigkeit. Wo eins dieser beiden Attribute mangelt, leidet die Schönheit Abbruch. Unter Würden (im Plural) werden Ehrenstellen verstanden, unter Menschenwürde die gegenseitige Achtung, welche Menschen von Menschen überhaupt und als solche zu fordern berechtigt sind, sowie auch eine diese gegenseitige Achtung nicht erschwerende Lebensführung.

Würfel, s. Kubus.

Würger (Lanius), eine zur Ordnung der Singvögel und zur Gruppe der Zahnschnäbler gehörige Gattung kleiner Vögel, die sich von Insekten, die größern von Mäusen und kleinen Vögeln nähren und an Wildheit und Grausamkeit andere Raubvögel übertreffen. Der Oberschnabel ist an der Spitze hakig übergebogen und mit einem scharfen Zahne versehen, die Schnabelwurzel mit Bartborsten besetzt, die Krallen sind scharf und gekrümmt. Der bekannteste unter den hierhergehörigen Vögeln Deutschlands ist der große W. (Lanius excubitor), auch Neuntödter. Er mißt in der Länge 10 Zoll, hat hellgraues Gefieder, schwarze Flügel und Schwanz und zeichnet sich, wie seine drei kleinern in Deutschland heimischen Artgenossen, durch die Gewohnheit aus, getödtete Insekten u. dgl., bevor er sie verzehrt, auf Dornen oder scharfe Aeste zu spießen, oder zwischen Gabeläste oder Steine einzuklemmen.

Wurm (Joh. Friedr.), deutscher Astronom, geb. 19. Jan. 1760 zu Nürtingen, erhielt seine Vorbildung in den Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn und studirte in dem Seminar zu Tübingen 1778—83 Theologie. Er wurde 1788 Lehrer in seiner Vaterstadt und, nachdem er eine Pfarrstelle bekleidet, 1800 Professor an dem theol. Seminar zu Blaubeuren, von wo er 1807 dem Rufe zu einer Professur am obern Gymnasium zu Stuttgart folgte. Seit 1824 altershalber in Ruhestand versetzt, starb er zu Stuttgart 23. April 1833. W. verdiente als Gelehrter und als Lehrer sowie als Mensch die Hochachtung seiner Zeitgenossen in hohem Grade. Gründliche Kenntniß des classischen Alterthums war bei ihm mit der tiefsten Einsicht in die Mathematik gepaart. Nach ihm ist die W.'sche Reihe benannt. Ein ehrendes Andenken sichern ihm in der Geschichte der Astronomie einestheils die anhaltende Beschäftigung mit den veränderlichen Sternen, indem er aus Beobachtungen, die ein halbes Jahrhundert auseinanderlagen, sehr genaue Resultate über Periode und Epoche des Lichtwechsels ziehen konnte, anderntheils der rastlose Eifer in Berechnung der Länge von Orten in beiden Hemisphären aus Finsternissen und Sternbedeckungen. Von seinen Schriften sind zu nennen: die «Geschichte des neuen Planeten Uranus» (Gotha 1791); «Praktische Anleitung zur Parallaxenrechnung» (Tüb. 1804); «Observationes ad aliquot Xenophontis Cyropaediae locos» (Stuttg. 1807) und das treffliche Werk «De ponderum, numorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos» (Stuttg. 1821). Auch lieferte er zahlreiche Aufsätze in Bode's «Astronomisches Jahrbuch», Zach's «Monatliche Correspondenz», Lindenau's und Bohnenberger's «Zeitschrift für Astronomie» und Schumacher's «Astronomische Nachrichten». Außerdem gab er 1831 und 1832 zwei kleine Schriften über Bengel's apokalyptische Zeitrechnung heraus. — Christian Friedrich W., der Sohn des vorigen, bekannt als Geschichtschreiber und Publicist, geb. 1803 zu Blaubeuren, studirte Theologie und hielt sich dann 1825—27 in England auf. Von da kam er nach Hamburg, wo er den «Gleaner» (1828—30), dann (1830—34) die

«Kritischen Blätter der Börsenhalle» besorgte und 1833 zum Professor am Akademischen Gymnasium ernannt ward. Er starb 1. Febr. 1859 in der Wasserheilanstalt zu Reinbeck. Unter seinen zahlreichen histor., handelspolit. und völkerrechtlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland seit 1832» (Lpz. 1835); «Der Sundzoll» (Hamb. 1838); mit Müller: «Die Aufgabe der Hansestädte» (Hamb. 1847); «Die Diplomatie, das Parlament und der deutsche Bundesstaat» (Braunschw. 1849); «A letter to Viscount Palmerston, concerning the question of Schleswig-Holstein» (Lond. 1850; deutsch, Hamb. 1850), eine Flugschrift, die Bunsen beigelegt wurde; «Vier Briefe über die freie Donauschiffahrt» (Lpz. 1855); «Fünf Briefe über die Freiheit der Flußschiffahrt und über die Donauacte vom 7. Nov. 1857» (Lpz. 1858); «Diplomatische Geschichte der orient. Frage» (Lpz. 1858). Im frankfurter Parlament 1848 vertrat er einen Wahlbezirk seines Heimatlandes Würtemberg. W. hatte in den städtischen Archiven wie in der Cotton'schen Sammlung des Britischen Museums (1850) und dem niederländ. Reichsarchiv (1852) reiches Material für hanseatische Geschichte gesammelt, aber nur einiges davon in Zeitschriften und Gelegenheitsschriften veröffentlicht.

Würmer (Vermes) nannte Linné seine sechste und unterste Thierklasse, welche alles umfaßte, was in den andern nicht untergebracht werden konnte. Jetzt beschränkt man den Namen auf die Gliederwürmer (Annelida), die Rundwürmer (Nematelmia) und Plattwürmer (Platyelmia).

Wurmfarrn, s. Aspidium.

Wurmkrankheit oder Wurmsucht (helminthiasis oder verminatio) nennt man die Erzeugung von Würmern im Innern des lebenden Körpers und insbesondere im Darmkanal. Gewöhnlich bezeichnet man mit Wurmsucht nur den letztern Begriff, da fast nur die im Darmkanal lebenden Würmer bei Lebzeiten des Menschen erkennbar und der ärztlichen Behandlung zugänglich sind. Von dieser Klasse hat man bisjetzt drei Hauptarten aufgefunden, den Peitschenwurm oder Haarkopf (Trichocephalus dispar), die Askaride (s. d.) mit ihren Unterarten (dem Madenwurme oder Pfriemenschwanze und dem Spulwurm) und den Bandwurm (s. d.). Theils dieselben, theils andere Gattungen dieser Würmer beobachtet man auch bei den größern Thieren, von denen jeder Klasse auch besondere Eingeweidewürmer (s. d.) eigenthümlich sind. Die reifen Würmer gelangen nicht als solche in den Darm, sondern in unentwickelter Form, z. B. als Ei. Das Vorhandensein von Würmern im Darmkanale des Menschen kann man aus mancherlei Zeichen, die besonders das Nervensystem und die Verdauung betreffen, vermuthen, sicher erkennen jedoch nur aus dem Abgange von Würmern mit dem Kothe, in welchem man dann abgerissene Stücke des Bandwurms, einzelne Spulwürmer oder große Mengen von Madenwürmern findet. Für die Behandlung ist die Entfernung der Würmer das Wesentliche, und es dienen dazu die sog. Wurmmittel (remedia anthelminthica). Von diesen sind besonders zu nennen: Wurm- oder Zittwersamen (Semina Cinae oder Santonici), Rainfarrnsamen (Semina Tanaceti), die Farrnkrautwurzel (Radix filicis maris) u. s. w. Nicht gering ist die Anzahl der Würmer, welche zuweilen im Zellgewebe unter der Haut, im Herzen, im Gehirn, in den Eierstöcken, der Leber, den Nieren, der Harnblase, in manchen Drüsen und andern Organen gefunden werden, die aber beim Leben nicht zu erkennen, auch bisjetzt der ärztlichen Kunst unerreichbar geblieben sind.

Wurmser (Dagobert Sigmund, Graf von), österr. Generalfeldmarschall, stammte aus dem Elsaß und wurde 1724 geboren. Er trat früh in österr. Kriegsdienste, machte den Siebenjährigen Krieg mit und kam als Generalfeldwachtmeister aus demselben zurück. 1773 wurde er Chef eines Husarenregiments und einige Jahre später Feldmarschallieutenant. Im Bairischen Erbfolgekriege gelang ihm ein Ueberfall auf Habelschwerdt, wobei er viele Gefangene machte. Nach dem Frieden wurde er zum commandirenden General in Galizien und 1787 zum General der Cavalerie ernannt. In der Französischen Revolution verlor seine Familie ihre Besitzungen im Elsaß. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Frankreich erhielt er ein Armeecorps im Breisgau. Er überschritt mit demselben 31. März 1793 zwischen Manheim und Speier den Rhein und vereinigte sich bei Speier mit dem Condé'schen Corps. Am 13. Oct. eroberte er in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig die Weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte sah er sich im Dec. genöthigt, über den Rhein zurückzugehen. Im Jan. 1794 wurde er von seinem Corps abgerufen, bei welchem der Prinz von Waldeck einstweilen in seine Stelle trat. 1795 kämpfte er unter Clerfayt, als die Franzosen 23. und 29. Oct. bei Manheim geschlagen, und das verschanzte Lager bei dieser Festung sowie 22. Nov. diese selbst erobert wurde. Darauf trat 12. Dec. der Waffenstillstand ein. Infolge der Fortschritte Bonaparte's in Italien wurde W. mit 15000 M. Verstärkung dorthin geschickt, und an Beaulieu's Stelle

erhielt er auch den Oberbefehl der bis Tirol zurückgewichenen österr. Armee. Nachdem er 1. Juli 1796 im Hauptquartiere zu Trient eingetroffen, rückte er alsbald zum Entsatz von Mantua vor, das von Bonaparte belagert wurde. Dieser hob zwar die Belagerung Mantuas auf, benutzte aber W.'s Fehler, der seine Armee in zwei durch den Gardasee getrennte Colonnen getheilt hatte, und fiel mit ganzer Macht zuerst auf den von Brescia heranrückenden Quosdanowich, den er nach Tirol zurücktrieb, dann schlug er W. selbst bei Castiglione 5. Aug., sodaß sich dieser ebenfalls nach Tirol zurückziehen mußte. Bei einem zweiten Entsatzversuche, durch das Brentathal, kam Bonaparte, der in Tirol eingedrungen war, von hier W. in den Rücken, schlug ihn bei Roveredo 4. Sept. und bei Bassano 8. Sept., sodaß W., der 13. Sept. vor Mantua angekommen, von den Franzosen gedrängt, in die Festung sich werfen mußte, welche nun aufs neue blokirt wurde. Zwar machte er verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Niederlage Alvinczy's bei Arcole 15. Nov. und bei Rivoli 14. Jan. 1797 sowie das unglückliche Gefecht bei der Favorite unweit Mantua 16. Jan. verschlimmerte die Lage dieser Festung, von deren Schicksal das Schicksal Italiens abhing. Die Unmöglichkeit eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und besonders an Arzneien bei eingerissenen Seuchen nöthigten endlich W. 2. Febr., Mantua zu übergeben. Für W. war die Capitulation sehr ehrenvoll; der franz. Obergeneral Bonaparte bewilligte ihm persönlich mit einer Ehrenescorte von 500 Mann Infanterie, 200 Reitern und 6 Geschützen freien Abzug. W. begab sich nach Wien und wurde zum commandirenden General in Ungarn bestimmt, starb aber, noch ehe er diesen Posten antreten konnte, 22. Aug. 1797 in Wien.

Wurst heißt eine Speise aus gehacktem Fleisch, mit verschiedenen Zusätzen, gefüllt in einen Thierdarm, Blase oder Magen, und gekocht oder geräuchert. Als Material der Wurstfülle dienen vorzugsweise Fleisch, Leber, Blut, Fett, Schwarten und andere Bestandtheile vom Schwein; außerdem wird verwendet Rind-, Schaf-, Ziegen-, Pferde-, Esel- und Gänsefleisch. Man unterscheidet Rothwürste und Weißwürste. Die Rothwürste werden entweder vorzugsweise mit einem Zusatze von Blut bereitet (Blutwurst, Plunze, Schiebling, Saunudel, Saumagen, Schwarzwurst, Röselwurst, Rothwurst, Commißwurst) und gekocht, oder man fertigt sie aus gehacktem rohem Fleisch (Cervelat, Mettwurst, Salami, Mortatelli, Knackwurst, Schlackwurst, Fleischwurst, Rauchenden u. s. w.) und räuchert sie dann stärker oder schwächer. Die Weißwürste werden hergestellt aus Innerbestandtheilen des Schweins, Leber, Lunge, Hirn u. s. w. und gesotten, seltener geräuchert. Zu ihnen gehören Leberwurst, Hirnwurst, Gelbwurst (die Schale oder der Darm mit Safran gelb gefärbt, vorzugsweise in Frankfurt a. M. und Umgegend), Bratwurst, Brägen, Kochwurst (Wiener und Frankfurter Würste), Preßwurst, Schwartenmagen, Knoblauchswurst u. s. w. Sowol Rothwürste als Weißwürste werden übrigens gekocht und geräuchert. Auch verschiedene andere Zusätze sind zu Wurstfüllen im Gebrauch, und es gibt daher Brot-, Reis-, Grütz-, Semmel-, Milch-, Nidel- (Rahm-), Mandel-, Rosinen-, Quitten-, Kartoffelwurst u. a. m. Die Juden pflegen treffliche Gänsewürste zu bereiten, indem sie die abgestreifte Halshaut der Gans mit gehacktem und gewürztem Gänsefleisch füllen. Fleisch von Pferden, Eseln und Maulthieren bildet den Hauptbestandtheil renommirter südlicher (auch deutscher) Wurstarten. Die W. ist ein durch Zusammensetzung, Verkleinerung der Theile, leichte Aufbewahrung und handliche Form ebenso beliebtes als wichtiges Nahrungsmittel und der Handel damit sehr bedeutend. Es gibt für die verschiedenen Wurstarten bestimmte Emporien, wo die Fabrikation zu besonderer Vollkommenheit gediehen ist. In Deutschland: Braunschweig, Göttingen und Gotha für Cervelat (auch Schotten in der Wetterau, mit dem Verdacht des Pferdefleischzusatzes); Frankfurt a. M., Offenbach, Mainz für halbgeräucherte Kochwürste (Frankfurter Würste); Koburg und Nürnberg für Röstwürste; Wien für ungeräucherte Kochwürste (Wiener Würstel). In Frankreich sind durch ihre W. berühmt: vorzugsweise Lyon (Saucissons de Lyon), dann Bayonne und Strasburg; in Italien Bologna (Mortadelli di Bologna), Verona (Salami, mit Eselsfleischzusatz und Knoblauch) u. s. w. In Spanien bilden die Garbanzoswürstchen ein durch das ganze Land verbreitetes Nationalgericht. Wurstdärme, entweder getrocknet oder gesalzen, sind gleichfalls ein wichtiger Handelsartikel. Man hat, ohne rechten Erfolg, versucht sie zu ersetzen durch Leinwand (Beutelwürste), Pergamentpapier u. dgl. Wurstmaschinen dienen zur Zerkleinerung des als Wurstfülle zu verwendenden Fleisches und Specks (Fleischhackmaschine) oder, in Spritzenconstruction, zum Anfüllen der Därme.

Wurstgift. Man hat nach dem Genusse von schlecht oder gar nicht geräucherten Würsten eine eigenthümliche Krankheit auftreten sehen, als deren Ursache man ein in den Würsten entstandenes Gift ansah, dessen Nachweis indeß nicht gelungen ist. Die Erscheinungen der Krankheit stimmen

jedoch so genau mit der Trichinenkrankheit überein, daß in den meisten Fällen die Vergiftung mit W. sicher nichts anderes war als Erkrankung an Trichinen (s. d.), doch ist nicht ausgeschlossen, daß auch andere Gesundheitsstörungen durch den Genuß blos verdorbener Würste verursacht werden können. Das häufige Vorkommen der Vergiftung durch Wurst in Schwaben erklärt sich aus der Sitte, die Würste groß zu machen, sodaß sie beim Kochen nicht bis in das Innere gar werden und auch nicht vollständig durchräuchern.

Wurstwagen heißt ursprünglich ein der Länge nach rund gepolstertes Jagdfuhrwerk für höchstens zwei Personen zum Rittlingssitzen, das man auch in einigen Armeen bei Artillerie zum schnellen Fortschaffen der Bedienungsmannschaften der Geschütze eingeführt hat. Unter dem in Federn oder Riemen hängenden Sitze dieser Artilleriefuhrwerke befindet sich noch ein Munitionsbehälter. Unstreitig ist diese Einrichtung wohlfeiler als die Unterhaltung der reitenden Artillerie und gewährt mehr Einfachheit der Organisation; dagegen ist die Möglichkeit des Zerbrechens eines Fuhrwerks, auch wol die Gefahr der Entzündung der Munition überhaupt oder durch feindliche Schüsse als Nachtheil zu betrachten.

Würtemberg, das Königreich, officiell seit 1802 Württemberg, früher Wirtemberg genannt, gehört zum südwestl. Deutschland, grenzt im Nordosten, Osten und Südosten an Baiern, gegen Nordwesten, Westen und Südwesten an Baden, gegen Süden theils an dieses, theils an die preuß. Fürstenthümer Hohenzollern und den Bodensee, der es von der Schweiz trennt, und besitzt außerhalb dieser einfachen und wohlabgerundeten Umgrenzung einige kleine Enclaven im Badenschen und Hohenzollernschen, wie es andererseits die hohenzollernschen Fürstenthümer und drei großherzogl. hess. Enclaven umschließt. Das Königreich hat ein Areal von 354,28 Q.-M. und zählte 1867 in 9844 Wohnplätzen (darunter 136 Städte) 1,778709 E. Seinen Oberflächenverhältnissen nach gehört W. zum westl. Theil des süddeutschen Hochlandes. Sein Relief bestimmen der Schwarzwald, der Schwäbische Jura und aus Baiern herüberstreichende Züge der Algäuer Alpen. Im allgemeinen ist das südliche W. weit höher als das nördliche. Dort erhebt sich das Plateau von Oberschwaben, zwischen dem Bodensee und der Donau, 1800—2000 F., als einer der höchsten Landstriche Deutschlands mit regellosen Hügelgruppen und Hügelketten, mit dem 3456 F. hohen Schwarzen Grat und dem 3204 F. hohen Hochkopf auf der Adelegg. Von dem aus Baden herübertretenden Schwarzwalde (s. d.) gehört nur ein Theil der Nordhälfte zu W.; die 3620 F. hohe Hornisgrinde, der höchste Punkt des ganzen Königreichs, und südlicher die Bergmasse des merkwürdigen Kniebispasses mit dem 2960 F. hohen Roßbühl, beide auf der Grenze gelegen, sind seine höchsten Theile und das schöne obere Murgthal sein bedeutendstes Gebirgsthal in W. Der Schwäbische Jura oder Schwäbische Alb (s. Alp) genannt, zieht in nordöstl. Richtung von der bad. zur bair. Grenze, und seine nach Südosten gekehrte Hochfläche heißt im engern Sinne die Rauhe Alb. Zwischen dem Schwarzwald und der Alb breitet sich im Neckargebiet das Terrassenland von Unterschwaben aus mit reizendem Wechsel von fruchtbaren Hügellandschaften, Thälern und Ebenen. Im ganzen ist in W. das Hügelland vorherrschend; es nimmt 46 Proc. des Gesammtareals ein, während auf das Berg- und Gebirgsland nur 29, auf das Flachland nur 25 Proc. kommen. Zu letzterm gehören besonders das Neckarthal und die Landschaften am mittlern und untern Laufe des Kocher, der Jagt und Tauber. In orographischer Hinsicht zeichnet sich unter den genannten Gebirgen der Nordwestabfall der Alb durch große Zerrissenheit der Bergformen aus, indem einzelne Kegel von der Masse des Bergwalls mehr oder minder weit vorgeschoben sind, deren Gipfel manche Ruinen von Burgen namhafter Geschlechter krönen. Solche isolirt stehende Punkte sind z. B. die Achalm bei Reutlingen, 2158 F., der Hohen-Neuffen bei Neuffen, 2298 F., die Teck am Lauterthal, 2396 F., der Hohenstaufen, 2100 F., der Rechberg, 2162 F., der Stuiffen, 2328 F., und der Nipf bei Bopfingen, 2057 F. hoch. Seinen geognost. Verhältnissen nach gehört W. vorherrschend den tertiären Gebilden, besonders der Muschelkalk- und Jurakalk-, der Keuper- und Liasformation und der Molasse an; fast nur am Schwarzwald treten Granit und Gneis, zum Theil von Buntsandstein überlagert, auf. Die Tertiärgebilde haben einen großen Reichthum an schönen Versteinerungen und eine bedeutende Menge von Höhlen, deren an 30 den Juradolomit der Alb durchziehen und die schönsten Tropfsteingebilde enthalten. Die Gegend von Boll gehört zu den berühmtesten Fundstätten großer vorweltlicher Reptilien. Die Gewässer gehören theils dem Stromgebiet des Rhein, theils dem der Donau an. Der wichtigste Fluß ist der Neckar (s. d.), der an 40 M., den größten Theil seines Laufs, auf würtemb. Gebiete zurücklegt und auf demselben links die Enz mit der Nagold, rechts die Fils, Rems, Murr, Kocher und Jagt aufnimmt. Die Donau durchströmt das Land mit einer kurzen Unterbrechung auf einer Strecke von 14 M.,

von Tuttlingen bis Ulm, wo sie schiffbar wird und links die Blau, rechts als Grenzfluß die Iller aufnimmt. Außerdem strömen die Salzbach, Pfinz, Murg und Kinzig durch Baden, die Tauber mittels des Main, die Rothbach, Schussen und Argen mittels des Bodensees dem Rhein zu. Die vorzüglichsten Seen sind der Bodensee, von welchem $1^1/_4$ Q.-M. zu W. gehört, und bei Buchau der Federsee, der $^3/_4$ St. lang und $^3/_8$ St. breit, 18 F. tief ist, von sumpfigen, fast unzugänglichen Ufern umgeben wird, 811 Morgen einnimmt und mittels der Kanzach in die Donau abfließt. Mineralquellen zählt man 32; die berühmtesten sind die von Wildbad (s. d.) und Cannstadt (s. d.). Das Klima ist im ganzen gesund; sehr mild besonders in den Thälern des untern Neckar, am untern Kocher, an der Tauber und der untern Enz; rauh, zum Theil sehr kalt auf den Gebirgen, auf den Hochflächen der Alb und dem Plateau von Oberschwaben, wo einige Orte, wie Isny und Leutkirch, über 2000 F. hoch liegen. Die starke Bewaldung des Landes bringt eine beträchtliche Feuchtigkeit mit sich, welche durch den vorherrschenden Südwestwind noch gesteigert wird. Der rasche Witterungswechsel erzeugt häufig Hagelschlag, der jährlich im Durchschnitt die Ernten von 30324 Morgen im Werthe von 635000 Fl. zerstört.

Der Boden ist, die wasserlosen Gegenden der Alb, einige Theile Oberschwabens und der übrigen Gebirge abgerechnet, sehr fruchtbar und gut angebaut, besonders in Unter- und Mittelschwaben, sodaß W., wie zu den schönsten, so auch zu den gesegnetsten Theilen Deutschlands gerechnet wird. Von der gesammten Bodenfläche, 6,188252 würtemb. Morgen (1 = 1,234 preuß. Morgen), kommen nur 4,64 Proc. auf Unland, 95,36 Proc. auf Culturland, und zwar auf Aecker 42,48, auf Gärten 1,96, Weinberge 1,34, Wiesen 14,25, Waldungen 31,02, Weiden 4,31 Proc. Die ergiebigsten Landestheile sind die Filder bei Stuttgart, das Ries bei Neresheim, das Strohgäu bei Herrenberg und einige Bezirke Oberschwabens. Man baut Getreide aller Art und über den Bedarf, besonders viel Dinkel oder Spelt (1865: 4,238000 würtemb. Scheffel), viel Hafer und Gerste, letztere jetzt mehr (1,311200 Scheffel) als früher wegen der Brauereien, auch Mais, aber nur wenig Buchweizen und Hirse; außerdem viel Kartoffeln und Kopfkohl, gute Hülsenfrüchte in Menge, Raps, Hanf (2,777300 Pfd.), Flachs (2,356639 Pfd.), Taback, Hopfen, Mohn, Cichorie, Karden, Zuckerrüben, viel Futterkräuter. Von den Brotfrüchten wird ein namhafter Theil nach der Schweiz und nach Oesterreich ausgeführt. Der Getreideumsatz belief sich 1865 in den 72 Schrannen des Landes auf 2,297872 Ctr., der Erlös auf 9,619458 Fl. Die bedeutendsten Fruchtmärkte sind Ulm, Biberach, Heilbronn, Ravensburg, Riedlingen, Reutlingen und Waldsee. Ein sehr wichtiger Nahrungszweig ist auch der Weinbau. Das Land theilt sich in acht Weinbaubezirke: die obere und die untere Neckargegend, das Rems-, Enz-, Kocher-, Jart- und Tauberthal, das Zabergäu und die Bodenseegegend (Schussenthal u. s. w.). In den J. von 1827—63 war der durchschnittliche Naturalertrag im ganzen 140000 würtemb. Eimer und dessen Geldwerth 3,750000 Fl. Letzterer belief sich im besten Jahrgang (1834) auf 9,684920, im schlechtesten (1851) auf nur 617442 Fl. Obst wird in sehr großer Menge, vorzüglich in Unterschwaben erzeugt, wo sich ganze Obstwälder finden; namentlich zeichnet sich die Gegend von Eßlingen aus, die in guten Jahren schon über 30000 Eimer Obstwein erzielt hat. Getrocknetes Obst wird in nicht geringer Menge ausgeführt. Der Gartenbau nimmt mehr und mehr zu. Besonders wichtig ist der Gemüsebau im Neckarthale zwischen Eßlingen und Cannstadt. Berühmt in ganz Schwaben ist der Weißkohl auf den Fildern, der Spargel und Blumenkohl von Ulm. Von großer Bedeutung und gut bestellt ist in W. die Forstwirthschaft. Die Waldfläche betrug 1861 nicht weniger als 1,880400 würtemb. Morgen, d. i. 30,38 Proc. des Staatsgebiets. Davon ist die größere Hälfte Laubholz, die kleinere Nadelholz; jenes ist im Unterlande und auf den Nordabhängen der Alb, dieses im Schwarzwalde, in Oberschwaben und im Welzheimer Walde zwischen dem Rems- und Murrthale vorherrschend. Einen bedeutenden Zuschuß an Brennmaterial liefern die etwa 30000 Morgen großen Torfmoore. Sehr wichtig ist die Holzausfuhr. Vom Schwarzwald allein wird jährlich, besonders durch die Holländercompagnie zu Calw und durch die Landescompagnie, für mehr als 400000 Fl. Holz verführt. Neben dem Ackerbau und der Forstcultur steht die Viehzucht in großer Blüte. Der Stand des Rindviehs belief sich 1861 auf 957000 Stück. Der Jahresertrag an Milch wird auf 24 Mill. Fl. geschätzt. Die Stallfütterung ist überwiegend. Die Ausfuhr an Rindvieh, besonders nach Frankreich und der Schweiz, ist so bedeutend, daß sie unter den Exporten W.s den ersten Rang einnimmt. Die größten Viehmärkte hat Oberschwaben. Auch zieht man recht gute Pferde (95038 Stück im Werthe von 5,369234 Fl.), vorzüglich in Oberschwaben und der südl. Alb. Zu ihrer Veredlung haben in neuerer Zeit besonders die königl. Privatgestüte zu Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim sowie das Landes-

gestüt mit den vier Gestüthöfen zu Marbach, Offenhausen, Güterstein und St.-Johann und dem allgemeinen Landesbeschälerstall zu Stuttgart gewirkt. Die Schafzucht ist merkbar vorwärts geschritten. Die Anzahl der Schafe wird auf 683000 angegeben, der Wollertrag auf 15000 Ctr. à 100 Fl. durchschnittlich berechnet. Der Wollumsatz auf dem Markte zu Kirchheim ist sehr bedeutend und nimmt unter allen deutschen Wollmärkten die vierte Stelle ein. Die Schweinezucht ist durch Einführung engl. Zuchtthiere veredelt worden; der gegenwärtige Bestand wird auf etwa 216900 angegeben. Die Bienenzucht hat im ganzen zugenommen; die Zahl der Bienenstöcke stieg 1834—61 von 63324 auf 104500. Nicht unbeträchtlich ist auch die Fischerei, namentlich auf dem Bodensee. Die Sorge für die Land- und Forstwirthschaft ist althergebracht in W. Durch König Wilhelm wurde sie sowol an und für sich als in der öffentlichen Meinung bedeutend gehoben. Hierzu trugen besonders die königl. Musterwirthschaften bei, für den Ackerbau zu Monrepos, für den Weinbau zu Untertürkheim, für Rindviehzucht zu Monrepos und Manzell, für Pferdezucht die obenerwähnten Anstalten. Einen weitern Antrieb gab das allgemeine landwirthschaftliche Fest zu Cannstadt, das seit 1818 alljährlich im Sept. abgehalten wird. Die wissenschaftlichen Institute zur Beförderung der Landwirthschaft u. s. w. sind die Thierarzneischule zu Stuttgart, das 1808 gegründete und 1847 zur Akademie erhobene landwirthschaftliche Institut zu Hohenheim (s. d.), die dortige und die Ackerbauschulen zu Ellwangen, Ochsenhausen und Kirchberg bei Sulz und die Waldbauschule zu Ellwangen. 1867 wurde zu Weinsberg eine Weinbauschule gegründet, welche dasselbe in ihrer Art leisten soll, wie die Ackerbauschulen. Der zu häufige Güterverkauf und Güterzerstückelung sind gesetzlich erschwert. Unter den Producten des Bergbaues sind nur Salz und Eisenerz von Erheblichkeit. Die fünf Staatssalinen, worunter Friedrichshall und Wilhelmsglück die bedeutendsten, lieferten 1866 einen Ertrag von 895000 Ctrn. Ein großer Theil desselben wird in die Schweiz ausgeführt. Eisenerz findet sich, außer in der Gegend von Neuenbürg und Freudenstadt im Schwarzwalde, vorzüglich in den zonenartig am steilen Nordabfall der Alb hervortretenden Schichten von Eisensandstein und Eisenrogenstein, die an vielen Orten des Kocher-, Brenz- und Filsthals, namentlich aber in der Gegend von Aalen und Wasseralfingen zu bedeutendem Bergbau und Hüttenbetrieb Veranlassung geben, wozu sich noch die Bohnerze gesellen, die in etwa 20 Gruben bergmännisch gewonnen werden. Der Staat besitzt sechs Eisenhüttenwerke, zu Königsbronn, Unterkochen, Wasseralfingen, Abtsgmünd, Friedrichsthal mit Christophsthal, Schussenried. Töpferthon wird bei Heidenheim und Schramberg gewonnen; Kalkstein, Gips, Kalkschiefer, der die vortrefflichen Kolbinger Platten liefert, Mühl- und Quadersteine, auch Marmor in vielen Sorten sind reichlich vorhanden, Stein- und Braunkohlen nur wenig.

W. gehört nicht zu den Fabrikländern, doch bildet auch die Verarbeitung der inländischen wie der eingeführten Roherzeugnisse einen wichtigen Zweig der Nationalthätigkeit. Was zunächst die Metallindustrie betrifft, so zählen die genannten Staatseisenhüttenwerke zusammen 7 Hoch- und 14 Umschmelzungsöfen, 9 Puddlingsöfen mit Walzwerken und 32 Frischfeuer. Das Erzeugniß an Roh-, Guß- und Stabeisen ward für 1861 auf 371000 Ctr. im Werthe von $2^1/_2$ Mill. Fl. berechnet. Kupferhämmer gibt es 7, Glockengießereien 2, Blechwaarenfabriken 13, Sensenfabriken 2, Maschinenfabriken 52, worunter die zu Eßlingen mit 1000 Arbeitern; ferner 1 königl. Gewehrfabrik zu Oberndorf, 2 Metalltypen-, 12 Messing- und Bronzefabriken und 34 Gold- und Silberwaarenfabriken. Die große Wassermenge und das starke Gefälle der Flüsse und Bäche gewähren dem Lande zahlreiche Wasserkräfte, sodaß W. 4951 Wasserwerke besitzt. Was die Manufacturindustrie anlangt, so erlitt die Linnenindustrie in W. wegen zunehmender Verbreitung der Baumwollspinnerei eine bedeutende Abnahme; doch nahm dieselbe seit der verminderten Baumwollproduction wieder einen neuen Aufschwung. In etwa 50 Orten wird die Spinnerei und Weberei vorzugsweise betrieben, am stärksten auf der Alb und in Oberschwaben, namentlich in Urach, Laichingen, Blaubeuren, Göppingen, Donzdorf u. s. w. Damaste werden besonders in Münsingen gefertigt. Die mechan. Flachsspinnerei in Urach beschäftigt 4448 Spindeln und 260 Personen; außerdem bestehen noch 2 in Freudenstadt und Ravensburg mit 800 und 600 Spindeln. Baumwollspinnereien gibt es 20 mit 236862 Spindeln, die 2400 Arbeiter beschäftigen. Die bedeutendsten Fabriken sind in Göppingen, Ravensburg, Heidenheim, Eßlingen und Reutlingen. Weißstickerei beschäftigt etwa 1500 Personen. Die Seidenmanufactur beschäftigt 9 Webereien mit 282 Stühlen und 7 Zwirnereien. Die Wollindustrie ist im Steigen begriffen. Die Streichgarnspinnerei wird in 71 Fabriken mit 51000 Spindeln, die Kammgarnspinnerei in 3 Fabriken mit 14000 Spindeln betrieben; die Weberei in 74 mit 558 Stühlen. Eßlingen, Göppingen, Heidenheim, Reutlingen, Metzingen sind die Haupt-

orte für diese Industrie. Ein hervorragender Industriezweig ist auch die Fertigung von Papier, worin sich W. seit langer Zeit auszeichnet, und wovon es auch ein großes Quantum ausführt. Das jährliche Gesammtproduct der würtemb. Papierfabrikation wird auf 133000 Ctr. angegeben, im Werthe von ungefähr 2,800000 Fl. Leder wird hauptsächlich in Reutlingen, Backnang, Calw, Tuttlingen viel bereitet, und es sind etwa 2500 Personen damit beschäftigt. Für musikalische Instrumente bestehen 46 Etablissements, wovon die Hälfte allein auf Stuttgart kommt. Der Orgelbau wird in 14 Anstalten betrieben, worunter die größte die in Ludwigsburg ist. Holz- und Beinschnitzerei wird an mehrern Orten betrieben, ein Hauptplatz dafür ist Geislingen. Runkelrübenzuckerfabriken bestehen 5, welche jährlich 1 Mill. Ctr. Rüben verarbeiten und 80—90000 Ctr. Zucker produciren, die jedoch den Bedarf des Landes bei weitem nicht decken. Bier wird jährlich etwa 600000 Eimer gebraut, dazu aber noch 12000 Eimer eingeführt. Die Fabrikation von Schaumwein liefert jährlich gegen 200000 Flaschen.

Der Handel ist seit W.s Anschluß an den Deutschen Zollverein (1834) in steter Zunahme begriffen. Besonders ist der Speditions- und Transitohandel sehr bedeutend. Ausgeführt werden vorzüglich Vieh, Wolle und andere Vieherzeugnisse, Getreide und Nutzholz, dann Salz, Obst, Hopfen, Tuch und andere Wollwaaren, Leinwand, Leder und Lederarbeiten, Papier, Schwarzwälder Uhren, Sensen, Sicheln, Blechwaaren, Gold- und Silberarbeiten und chem. Producte. Eingeführt werden Tabacksblätter, Hanf und Flachs, Häute und Felle, Eisen und andere Metalle, Steinkohlen, Baumwolle, Metallwaaren, Seidenzeuge, Porzellan, Steingut, Fayence, Colonial-, Spezerei- und Galanteriewaaren. Der Reinertrag der Zolleinnahme beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf 2,120000 Fl. Die Haupthandelsplätze sind Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Friedrichshafen. Wie sehr sich der Handel seit 30 J. gehoben, beweist der Umstand, daß 1835 noch 4 Bankiers zureichten, während jetzt über 50 Firmen zu Vermittelung von Geld und Wechselgeschäften im Lande bestehen. Besondere Erwähnung verdient der Buchhandel W.s und die damit in Verbindung stehende Industrie. 1829 hatte W. 39 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 1867 aber 113. Stuttgart, welches in dieser Beziehung nach Leipzig und Berlin die erste Stelle einnimmt, zählte 1867 72 Firmen, Tübingen 7; Buchdruckereien gab es 106 mit 1013 Arbeitern. Der Gesammtverkehr in Büchern, den man 1840 zu $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. anschlug, wird jetzt auf $3\frac{1}{2}$ Mill. Fl. geschätzt. Die Versendungen beliefen sich 1865 auf 13800 Ctr. Die Verkehrsmittel des Landes sind in den letzten Jahrzehnten bedeutend erweitert und vervollkommnet worden. W. hat neben 3300 Poststunden Kunststraßen ein fast ausschließlich vom Staat hergestelltes Eisenbahnnetz, welches, noch in der Entwickelung begriffen, doch bereits 90,4 M. Eisenbahn enthält. Dazu kommt noch die Schifffahrt auf dem Neckar und dem Bodensee, bei welcher letztern der Staat mit 5 Dampfschiffen und 6 Schleppschiffen betheiligt ist, sowie zahlreiche Telegraphenlinien von 269,2 M. Länge mit 160 Stationen. Die Post war früher an das Haus Thurn und Taxis verpachtet, wurde 1851 abgelöst und gewann durch den Beitritt zum Deutsch-Oesterreichischen Postverein in demselben Jahre durchgreifende Verbesserungen. Weitere Erleichterungen brachte der 23. Nov. 1867 abgeschlossene Postvertrag mit dem Norddeutschen Bunde. Zum Behuf der Förderung des Handels und Gewerbslebens wurde 1848 eine Centralstelle errichtet, welche die Aufgabe hat, alle die Angelegenheiten, bei welchen der Staat eingreift, zu begutachten und die erforderlichen Maßregeln zur Ausführung zu bringen. An diese Centralstelle schließen sich die vier Handels- und Gewerbekammern in Stuttgart, Heilbronn, Reutlingen und Ulm an, welche, von den Angehörigen des Handels- und Gewerbestandes gewählt, sich nach Bedarf versammeln, um in wichtigen Fragen ihre Stimme abzugeben und die Wünsche des Standes gegenüber der Regierung zu vermitteln. Stockender Gewerbsbetrieb und ungünstige Weinjahre veranlaßten in den letzten Jahrzehnten viele Würtemberger zur Auswanderung, die sich hauptsächlich nach Amerika richtete. 1842—52 wanderten 54285 Personen aus; im folgenden Jahrzehnt 66709. Im J. 1864 betrug jedoch die Zahl der Auswanderer nur 21144. Es ist zu bemerken, daß weitaus nicht alle Auswanderungen amtlich erhoben werden können, da viele nur auf unbestimmte Zeit in fremde Länder gehen, oder ihre Auswanderung nicht amtlich anzeigen.

Für geistige Cultur des Landes ist durch eine große Zahl von Volksschulen, Realschulen, Lateinschulen und Gymnasien gesorgt. Jedes Kind ist vom 6. bis zum 14. J. zum Besuch einer Schule verpflichtet, und es kann daher nicht leicht ein normal begabter Würtemberger heranwachsen, ohne wenigstens Lesen und Schreiben und die Grundwahrheiten der Religion gelernt zu haben. In jeder Gemeinde von über 30 Familien muß eine Volksschule bestehen. Die Zahl der Lehrer an denselben wird auf 1500, die der Schüler auf 300000 angegeben. Lateinschulen

zählt man 68, niedere Realschulen 61. Für den höhern Unterricht bestehen 7 Gymnasien, 8 Oberrealschulen, 4 niedere Seminarien für evang. Theologen, 2 niedere Convicte für katholische, die Universität Tübingen (s. d.) mit dem evang. Seminar und dem Wilhelmsstift für Katholiken. Dazu kommt noch die Polytechnische Schule in Stuttgart, die zu den besten Anstalten dieser Art in Deutschland zählt, und die land- und forstwirthschaftliche Akademie in Hohenheim. Außerdem sind noch zu erwähnen zwei evang. und ein kath. Schullehrerseminar, zwei Staatswaisenhäuser in Stuttgart und Weingarten, zwei Staatsirrenanstalten in Winnenthal und Zwiefalten und eine große, vom Staat unterstützte Privatirrenanstalt in Göppingen. Eine große Anzahl armer und verwahrloster Kinder ist in 24 Privatanstalten untergebracht. Für Taubstumme und Blinde sind in Gmünd und Stuttgart besondere Asyle errichtet. Die vorherrschende Kirche ist die evangelische. Nach der Zählung vom 1. December 1861 befanden sich unter 1,748328 E. Evangelische 1,200363, Katholiken 533694 (fast zur Hälfte im Donaukreise), andere Christen 2661, Israeliten 11610. Die Angelegenheiten der evang. Kirche werden unter der obersten Leitung des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens vom Consistorium und einer Synode besorgt, die aus den sechs Generalsuperintendenten oder Prälaten (zu Heilbronn, Hall, Ludwigsburg, Tübingen, Ulm, Reutlingen) und aus den Mitgliedern des Consistoriums zusammengesetzt ist. Durch königl. Verordnung vom 28. Dec. 1867 ist auch noch eine alle vier Jahre vom Landesherrn zu berufende Landessynode geschaffen worden, welche aus 50 von den Diöcesensynoden gewählten geistlichen und weltlichen Abgeordneten, 1 Mitglied der evangelisch-theol. Facultät zu Tübingen und 6 vom König erwählten geistlichen und weltlichen Abgeordneten zusammengesetzt ist und die Aufgabe hat, zur kirchlichen Gesetzgebung in der Art mitzuwirken, daß ohne ihre Zustimmung kein neues Gesetz erlassen, kein altes verändert oder aufgehoben werden darf. Unter den Prälaten stehen die 49 Dekane oder Superintendenten, die ihren Sitz meist in den Oberamtsstädten haben, und denen die Gemeindegeistlichen, 997 in 896 Ortschaften, untergeben sind. Die Reformirten haben eine Kirche in Stuttgart, die Brüdergemeine (in Kornthal) besitzt zwei Pfarreien. Die Aufsicht über die kath. Kirche, die zum Erzbisthum Freiburg gehört, führt der Landesbischof und das Domkapitel zu Rottenburg, dem der kath. Kirchenrath als Staatsbehörde gegenübersteht, und welchen 914 Geistliche in 29 Dekanaten oder Landeskapiteln mit 655 Pfarreien untergeordnet sind. Der israelit. Cultus hat 49 Kirchengemeinden und 12 Rabbinatsbezirke. Zum Ressort des evang. Consistoriums und des kath. Kirchenraths gehört auch das Volksschulwesen. Die Leitung des höhern Schulwesens besorgt eine Abtheilung des Cultusministeriums. Die Universität, die Polytechnische Schule und die Akademie in Hohenheim stehen unmittelbar unter dem Ministerium. Im ganzen findet sich in W. viel religiöses und kirchliches Leben, reger Eifer für Bibelverbreitung, Missionswesen, Armenkinder-Rettungsanstalten u. s. w. Zu Stuttgart besteht ein Missionsverein (Zweigverein der baseler Missionsgesellschaft) und eine Bibelgesellschaft.

W. ist eine constitutionelle Erbmonarchie. Der gegenwärtige König Karl (s. d.) regiert seit dem 24. Juni 1864. Der eventuell nächste Thronerbe ist seines 16. April 1852 verstorbenen Oheims, des Prinzen Paul, älterer Sohn Prinz Friedrich, geb. 21. Febr. 1808, vermählt 20. Nov. 1845 mit Prinzessin Katharina (geb. 24. April 1821), des regierenden Königs Schwester; beider Sohn, Prinz Wilhelm, ist 25. Febr. 1848 geboren. Das Hauptgrundgesetz des Staats ist die Verfassung vom 25. Sept. 1819, die jedoch einer Revision entgegensieht. Nach derselben ist der König das Haupt des Staats; er vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den durch die Verfassung festgesetzten Bestimmungen aus. Das Recht der Thronfolge gebührt nach dem Hausgesetz vom 8. Juni 1828 zunächst dem Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrechte; nach dem Erlöschen desselben geht die Krone auf die weibliche Linie über. Der König bezieht eine auf seine Regierungszeit bestimmte Civilliste von 897556 Fl., dazu die Nutznießung des Hofkammerguts mit 240000 Fl.; die Mitglieder der königl. Familie beziehen Apanagen, die in dem Etat für 1867—70 auf 301525 Fl. projectirt waren. Die alle drei Jahre berufenen Landstände sind befugt, die Rechte des Landes geltend zu machen, bei der Gesetzgebung mitzuwirken, die Steuern zu bewilligen, das Budget zu prüfen und Anklagen wegen verfassungswidriger Handlungen zu erheben. Sie bestehen aus zwei Kammern, der Kammer der Standesherren und der der Abgeordneten. Die Erste Kammer, deren Präsidenten der König ohne Vorschlag aus ihrer Mitte wählt, zählt zu ihren Mitgliedern die Prinzen des königl. Hauses, die Häupter der fürstl. und gräfl. Familien und die Vertreter der Standesherrschaften, welche früher eine Reichstagstimme besaßen, sowie die vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannten

Mitglieder. Die Zweite Kammer ist zusammengesetzt aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, die dieser aus seiner Mitte wählt, aus den 6 prot. Generalsuperintendenten, aus dem kath. Landesbischof und 2 andern höhern kath. Geistlichen, aus dem Kanzler der Landesuniversität, aus je 1 gewählten Abgeordneten der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn, Reutlingen, endlich aus je 1 Abgeordneten der 64 Oberamtsbezirke, zusammen aus 94 Mitgliedern. Die Abgeordneten der Städte und Oberamtsbezirke wurden bis 1868 von Wahlmännern gewählt, wozu jede Gemeinde den siebenten Theil ihrer sämmtlichen Bürger zu stellen hatte. Zwei Drittheile der Wahlmänner bestanden aus denjenigen Bürgern, welche die höchste ordentliche Steuer zu entrichten hatten; das letzte Drittheil mußte von den übrigen Steuerpflichtigen gewählt werden. Da nun aber Kapital- und Besoldungssteuer nicht zur ordentlichen Steuer gerechnet wurde, so waren damit die Beamten und Kapitalisten von der activen Wahl ausgeschlossen. Erst neuestens wurde durch das Wahlgesetz vom 26. März 1868 für die Städte und Oberamtsbezirke allgemeines directes Stimmrecht eingeführt. Den Präsidenten der Zweiten Kammer wählt der König aus drei ihm vorgeschlagenen Candidaten der Versammlung. Zum gerichtlichen Schutze der Verfassung besteht ein Staatsgerichtshof, der aus einem Präsidenten und zwölf Richtern zusammengesetzt ist, von denen den Präsidenten und sechs Richter der König, die andere Hälfte die Ständeversammlung außerhalb ihrer Mitte wählt. Dem König zur Seite zur Ausfertigung der von ihm unmittelbar ausgehenden Entschließungen steht das Geheime Cabinet für Civil- und die Geheime Kriegskanzlei für Militärangelegenheiten.

Die oberste Staatsbehörde ist der Geheime Rath, ihrer Hauptbestimmung nach eine blos berathende Behörde, unter einem eigenen Präsidenten, aus den Departementsministern und aus dazu ernannten Geheimräthen, Wirklichen Staatsräthen und außerordentlichen Mitgliedern gebildet. Das Staatssecretariat ist seit 1851 aufgehoben. Die Staatsverwaltung war seit der Organisation vom 18. Nov. 1817 unter fünf Departementsministerien vertheilt, nämlich das der Justiz, das der auswärtigen Angelegenheiten und der Familienangelegenheiten des königl. Hauses, das des Kriegs, das der Finanzen und das des Innern und des Kirchen- und Schulwesens; seit 1848 ist jedoch das Departement des Kirchen- und Schulwesens als sechstes selbständiges Ministerium von dem des Innern getrennt. Zum Ressort des Justizministeriums gehört das Obertribunal zu Stuttgart, die oberste Gerichtsstelle des ganzen Königreichs; unter diesem stehen die 8 Kreisgerichtshöfe, die 8 Schwurgerichtshöfe, das Stadtgericht von Stuttgart und die 63 Oberamtsgerichte; das Strafanstaltscollegium ist dagegen unmittelbar dem Justizminister untergeordnet. Unter dem Departement des Ministeriums des Innern stehen die 4 Kreisregierungen, welche die Mittelstufen zwischen dem Ministerium und den 64 Oberämtern sowie die nächsten Aufsichtsbehörden für die in ihren Kreisen befindlichen Staatsanstalten bilden; ferner eine Abtheilung für Straßen- und Wasserbau, das Medicinalcollegium und die Centralstelle für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft. Dem Departement des Kirchen- und Schulwesens sind untergeordnet das evang. Consistorium und der kath. Kirchenrath. Der Finanzminister hat die Oberleitung der Oberfinanzkammer mit drei Abtheilungen, der Oberrechnungskammer, des Steuercollegiums und des statist.-topogr. Bureau. Die Gemeindeverwaltung ist wesentlich durch das Verwaltungsedict vom 1. März 1822 festgestellt. Die polit. Gemeinden oder Schultheißenämter zerfallen, je nachdem sie über 5000, über 1000 und unter 1000 E. zählen, in drei Klassen. Die Verwaltung der Gemeinde wird, unter Aufsicht und Leitung des Oberamts, durch den Gemeindevorsteher oder Schultheiß (in Städten Stadtschultheiß genannt) und den Gemeinderath, dem ein Bürgerausschuß zur Seite steht, geführt. In politisch-administrativer Beziehung ist W. in vier Kreise, den Neckarkreis (60,43 Q.-M. mit 512107 E.), Schwarzwaldkreis (86,71 Q.-M. mit 435045 E.), Donaukreis (113,76 Q.-M. mit 420310 E.) und Jaxtkreis (93,39 Q.-M. mit 380866 E.) getheilt, deren jeder als Provinzialstelle ein Regierungscollegium und zwei Gerichtshöfe hat. Die vier Kreise zerfallen zusammen, mit Einschluß der Stadtdirection Stuttgart (s. d.), der Haupt- und Residenzstadt des Königreichs, in 64 Oberämter, die den Kreisregierungen untergeordnet sind, und zu deren Wirkungskreise alle Gegenstände gehören, die weder den Gerichts- noch den Finanzbehörden zugetheilt sind. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat außer den Beziehungen zu den auswärtigen Staaten noch das Staats- und Hausarchiv sowie die Leitung des Eisenbahn- und Telegraphenwesens und der Post unter sich. Die Finanzen W.s standen bis in die vierziger Jahre sehr günstig, und die Einnahmen gewährten einen Ueberschuß von 1½ Mill. Fl. Seit 1847 hat sich aber dies infolge der steigenden Staatsbedürfnisse zum Nachtheil verändert. Das im Finanzetat von 1867 aufgestellte Budget stellt die Gesammt-

einnahmen auf 21,381000 Fl., die Ausgaben auf 22,700000 Fl. Die directen Steuern belaufen sich auf 5,485000, die indirecten auf 5,996000 Fl.; dazu kommt noch der Ertrag des Kammerguts mit 9,900000 Fl. Die Staatsschulden, welche 1844 noch auf 20 Mill. standen, sind hauptsächlich infolge der Eisenbahnbauten auf 113,841920 Fl. gestiegen. Das unverzinsliche Staatspapiergeld beträgt 3 Mill. Das Militärwesen ist durch das neue Kriegsdienstgesetz folgendermaßen geordnet: Jeder Würtemberger ist zum Kriegsdienst verpflichtet und hat in seinem 21. J. die auf 12 J. festgesetzte Dienstzeit anzutreten, wovon 3 J. für die Linie, 4 J. für die Reserve und 5 J. für die Landwehr bestimmt ist. Es werden jedoch für den wirklichen Dienst in der Linie nur 5800 durch das Los ausgehoben, und es ist deren Präsenzzeit auf 2 J. festgesetzt. Solchen, die eine höhere wissenschaftliche Bildung durch erstandene Prüfungen nachweisen, ist es gestattet, ihre Dienstzeit in einem Jahre abzumachen. Die Heeresstärke für den Krieg ist auf 27000 Mann Linie, 6000 Reserve, 10000 Landwehr, und der Friedensstand auf 14300 veranschlagt. W. hat drei Ritterorden: den Orden der würtemb. Krone, aus dem Civilverdienstorden und dem Orden des goldenen Adlers gebildet 23. Sept. 1818; den Friedrichsorden, zu Ehren des Königs Friedrich gestiftet 1. Jan. 1830; den Militärverdienstorden, gestiftet 6. Nov. 1806, bestätigt und modificirt 23. Sept. 1818. Vgl. «Das Königreich W. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat» (herausg. von dem königl. Statistisch-Topographischen Bureau», Stuttg. 1863); «Beschreibung der Oberämter des Königreichs W.» (Bd. 1—49, Stuttg. 1824—67 fg.); «Würtemb. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie und Statistik» (seit 1822); das «Hof- und Staatshandbuch des Königreichs W.»; die «Karte des Königreichs W.» (herausg. vom Statistisch-Topographischen Bureau, 55 Blatt, Stuttg. 1821—51).

Geschichte. W. war in der Zeit, als die Römer das Land zuerst kennen lernten, von suevischen Stämmen bewohnt, die dem röm. Andrange wichen und das Land, gleichwie die übrigen Reiche am Oberrhein, der röm. Herrschaft und Colonisation überließen. Die Städte, Straßen und Befestigungen, welche die Römer anlegten, konnten gleichwol nicht hindern, daß auch dies Gebiet der kriegerischen Einwanderung der Alemannen erlag. Diese verloren dann (496) durch die Schlacht bei Zülpich ihre Selbständigkeit an die Franken, und ihr Gebiet fiel theils an das rheinfränkische, theils bildete es einen Theil des schwäb. Herzogthums, das sich bis gegen Ende des 13. Jahrh. behauptete. Um diese Zeit begann die Grafschaft W. sich auszubilden. Der erste Herr von W. kommt im J. 1092 in einer Urkunde des schaffhauser Archivs vor und heißt Konrad. Die stetige Reihe der Grafen von W. aber beginnt mit einem Grafen Ulrich, welcher 1241—63 als Besitzer eines ansehnlichen Gebiets im Neckar- und Remsthal erscheint und als Gründer oder Erneuerer des Stifts Beutelspach genannt wird, wo auch sein gewöhnlicher Sitz gewesen zu sein scheint. Er benutzte die günstige Gelegenheit des Zerfalls der staufischen Herrschaft, um seinen anererbten Besitz durch Kauf von Gütern und Aneignung von nutzbaren Rechten zu erweitern, und seine Nachfolger folgten seinem Beispiel. Unter diesen macht sich zunächst ein Graf Eberhard der Erlauchte bemerklich, welcher von 1279—1325 regierte, mit drei Kaisern (Rudolf I., Albrecht I. und Heinrich VII.) durch seine Unbotmäßigkeit in Fehde gerieth und mehrmals nahe daran war, seine Herrschaft zu verlieren. Unter König Heinrich wurde er durch Besetzung seines Landes zur Flucht genöthigt; aber im Thronstreit zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oesterreich, auf dessen Seite er sich stellte, gelangte er wieder zu seiner frühern Macht und erweiterte sogar sein Gebiet. Unter ihm wurde Stuttgart die Hauptstadt der Grafschaft. Sein Enkel Eberhard IV. (1344—92) erwarb sich durch seine Fehdelust den Beinamen des Greiners, d. h. Zänkers. Er vergrößerte sein Gebiet auf Kosten der benachbarten Reichsstände und war namentlich ein gefürchteter Feind der Reichsstädte, über die er in dem Fürsten- und Städtekriege, welcher gegen Ende des 14. Jahrh. Süddeutschland verheerte, 25. Aug. 1388 bei Döffingen einen glänzenden Sieg erfocht, der den Kampf zu Gunsten der fürstl. Macht entscheiden half. Ein späterer Graf Eberhard VI. erwarb durch Heirath mit der Erbtochter des Grafen Stephan von Montfaucon, Henriette, die Grafschaft Mömpelgard, welche 400 J. lang Eigenthum des Hauses W. blieb, und durch Abtretung an Frankreich noch das Mittel zu einer ansehnlichen Erwerbung deutschen Gebiets wurde. Eine gefährliche Theilung des Landes, welche 1442 zwischen zwei fürstl. Brüdern stattfand, wurde 40 J. später glücklich überwunden durch den unter Mitwirkung der ständischen Vertreter des Landes geschlossenen Vertrag von Münsingen, der (1482) die Untheilbarkeit des damals bereits 120 Q.-M. umfassenden Landes sowie die Senioratserbfolge festsetzte. Der Graf Eberhard (s. d.) im Bart, durch diesen Vertrag alleiniger Besitzer des Landes, hätte in seinem Halbtheil

1477 die Universität Tübingen gestiftet und war einer der besten Fürsten des würtemb. Hauses. Derselbe stand auch unter seinen damaligen Standesgenossen in Deutschland in großem Ansehen und wurde 1495 auf dem Reichstag zu Worms von Kaiser Maximilian zum Herzog erhoben, womit zugleich sein Land unveräußerliches Mannslehn wurde. Als Eberhard im Bart schon nach einem Jahre kinderlos starb, folgte ihm sein Vetter gleichen Namens, der Jüngere genannt, wurde aber 1498 von seinen Ständen mit Zustimmung des Kaisers wegen leichtsinnigen Lebens und Regierungsunfähigkeit abgesetzt. Unter Vormundschaft eines ständischen Regiments setzte man dessen minderjährigen Neffen Ulrich ein, welcher nach 5 J., als 17jährig, vom Kaiser für mündig erklärt wurde. Dieser Ulrich (s. d.) ist wegen seiner eigenthümlichen Geschicke einer der bekanntesten würtemb. Herzoge, und Geschichtschreibung und Sage haben sich viel mit ihm befaßt. Ein glücklicher Krieg gegen die Pfalz (1504) verschaffte ihm Ruhm und ansehnliche Besitzungen, während seine Verbindung mit Sabine von Baiern ihm äußeres Ansehen erwarb. Aber Leichtsinn, Verschwendung und schlechte Finanzmittel machten seine Regierung bald verhaßt. Bei Einführung des Neugeldes und der Verringerung von Maß und Gewicht brach 1514 im Remsthale durch die Gesellschaft des armen Konrad ein Aufruhr aus, der nur dadurch unterdrückt ward, daß der Herzog die Treue des Bürgerstandes durch Concessionen sicherstellte. Im Tübinger Vertrage (8. Juli 1514) erhielt dieser Stand gegen Uebernahme der herzogl. Schulden eine Reihe von Rechten, welche die Grundlage der würtemb. Verfassung wurden. Durch Ermordung des Hans von Hutten (Mai 1515), der nicht dulden wollte, daß Ulrich ein Liebesverhältniß mit seiner Gemahlin unterhielt, und durch Mishandlung der Herzogin brachte jedoch Ulrich den süddeutschen Adel und seine bair. Verwandten gegen sich auf. Während der Kaiser diese Händel schlichtete, steigerte sich das despotische Verfahren des Herzogs, und der gewaltthätige Ueberfall von Reutlingen (1519) bewog endlich den Schwäbischen Bund, die vom Kaiser und den Herzogen von Baiern längst betriebene Execution zu vollziehen und den Herzog aus dem Lande zu vertreiben. Der Bund verkaufte das Land an Oesterreich (1520). Es folgten nun für W. Zeiten harten militärischen Drucks und strenger Unterdrückung aller religiös-reformatorischen Regungen, sodaß sich das Land nach dem Herzog zurücksehnte. Nachdem verschiedene Versuche, das Land wieder zu gewinnen, mislungen, erlangte es Ulrich im Bunde mit Philipp (s. d.) von Hessen und den prot. Fürsten zurück. Durch das Treffen bei Lauffen 13. Mai 1534 wurden die Oesterreicher verdrängt, und die Wiedereinsetzung Ulrich's ward dann in dem Vertrage von Kadan vom 29. Juni 1534, worin er die österr. Afterlehnschaft anerkannte, bestätigt. Nun wurde die Reformation, namentlich durch Schnepf, der nach des Zwinglianers Blaurer Entfernung die Leitung allein behielt, durchgeführt, die tübinger Hochschule reformirt, für das Schulwesen aus den reichen Mitteln der eingezogenen Kirchengüter gesorgt. Noch einmal erfuhr Ulrich eine Zeit der Bedrängniß. Nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Bundes, dessen Mitglied er war, konnte er sich nur durch demüthige Unterwerfung behaupten, mußte das Interim (s. d.) annehmen und ward von den Ansprüchen Ferdinand's, des Bruders des Kaisers, bedroht. Inzwischen aber starb er 6. Nov. 1550. Ihm folgte sein Sohn Christoph (1550—68), der den Würtembergern als Ideal eines Regenten gilt. Er wußte durch Klugheit und Festigkeit dem Drängen Oesterreichs und der kath. Reaction zu begegnen und benutzte die Jahre des Friedens zur Aufrichtung einer polit. und kirchlichen Ordnung, die zum Theil bis in die neuere Zeit fortbestand. Unter ihm wurde die Reformation vollends durchgeführt, aus den Stiftungen der kath. Kirche ein prot. Kirchengut gegründet, die von seinem Vater errichtete Pflanzschule der Kirchen- und Schuldiener, das sog. Stift in Tübingen, erweitert und verbessert, in den aufgehobenen Klöstern Gelehrtenschulen angelegt, ein allgemeines Landrecht eingeführt, die landständische Verfassung weiter ausgebildet. Auch das Institut der bleibenden Ausschüsse, der Kern der ständischen Macht, stammt aus seiner Zeit. Unter seinem Sohne Ludwig (1568—93), der in der Theologie sehr bewandert, aber dem Trunke ergeben war, setzte sich die von Christoph begonnene Entwickelung fort. Aber dessen Nachfolger und Vetter Friedrich, ein Mann von allgemeiner Bildung, die er sich auf Reisen erworben hatte, suchte statt des ständisch-constitutionellen ein absolutistisches Regierungssystem zu begründen und im Verein mit seinem schlauen Kanzler Enzlin die Macht der Landstände zu brechen. Er erzwang durch Einschüchterung einer gewaltthätig neu zusammengesetzten Ständeversammlung eine abschwächende Erläuterung des Tübinger Vertrags; aber kaum hatte er seinen Sieg errungen, so starb er 29. Jan. 1608. Sein milder gesinnter Sohn und Nachfolger Johann Friedrich (1608—16) hob die Neuerungen wieder auf und ließ sogar dem Rathgeber seines Vaters, Kanzler Enzlin, den Hochverrathsproceß machen und ihn (22. Oct.

1613) enthaupten. Die Bedrängnisse des Dreißigjährigen Kriegs hatte W. in hohem Grade durchzumachen. Nach der Schlacht bei Nördlingen wurde das Land von österr.-span. Truppen besetzt und an Baiern und einige hohe österr. Beamte verschenkt. Der damalige Herzog Eberhard III. (1629—74) mußte fliehen. Vier Jahre nachher erfolgte eine theilweise Restitution, im Westfälischen Frieden eine vollständige. 1688—92 litt W. wieder viel Kriegsungemach. Ende 1688 überzogen die Franzosen das Land, ohne erheblichen Widerstand zu finden; nur in Schorndorf mußten sie einer Weiberverschwörung weichen. 1692 machten die Franzosen einen neuen Einfall und verheerten mehrere Ortschaften, wie die Stadt Calw, mit schonungsloser Grausamkeit. Unter Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), der sich an dem Spanischen Erbfolgekriege betheiligte, erfuhr das Land auch das Unglück einer Maitressenregierung. Unter Karl Alexander (1733—37), der früher in österr. Diensten Feldmarschall, aber auch katholisch geworden war, wurde W. durch einen übermüthigen jüd. Finanzminister, Süß-Oppenheimer (s. d.), ausgesogen und bedrückt. Zuletzt glaubte sich das Volk noch mit gewaltsamer Katholisirung bedroht, wurde aber von dieser Furcht durch den plötzlichen Tod des Herzogs befreit. Die folgende, fast 50jährige Regierung Karl Eugen's (s. d.), 1744—93, war eine Leidens-, doch auch eine Glanzperiode für W. Der Herzog, ein begabter, aber genußsüchtiger Fürst, verschwendete durch Hoffeste, Ballete, Opern, Jagden und Luxusbauten die Einkünfte des Landes, untergrub durch eine unbändige Sinnlichkeit den Frieden der Familien und die Sittlichkeit und griff, um sich die Mittel zu seinem Treiben zu verschaffen, gewaltsam in die verfassungsmäßigen Rechte des Landes ein. Der ständische Ausschuß leistete ihm zwar Widerstand, sorgte aber mehr für Erhaltung seiner Privilegien und eigenen Vortheile, als für die Interessen des Landes. Ein mehr als 20jähriger Kampf, in welchem nicht nur der Kaiser, sondern auch Preußen, England und Frankreich zum Schutz der würtemb. Verfassung angerufen wurden, endigte 1777 mit dem sog. Erbvergleich, durch welchen die Landschaft formell recht, der Herzog aber auch das Geld bekam, das er brauchte. Ein Opfer des ständischen Conflicts mit dem Herzoge war der würdige Landschaftsconsulent und Staatsrechtslehrer J. J. Moser (s. d.). In den letzten 25 J. seiner Regierung bemühte sich einigermaßen Herzog Karl, der mit zunehmendem Alter milder und maßvoller geworden, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, was bei dem dauernden Friedensstand besser gelang, als man hoffen konnte. Der Herzog legte sich jetzt auf Erziehung und Pflege der Wissenschaft. Die Lieblingsschöpfung seiner spätern Jahre war die Karlsakademie in Stuttgart, die, aus einer Militärschule hervorgegangen, als eine den Universitäten ebenbürtige Anstalt von 1781—94 blühte und eine Reihe von später berühmten Gelehrten, Geschäftsmännern und Künstlern unter ihren Schülern zählte. Karl starb 24. Oct. 1793 und hinterließ, obgleich er eine Menge natürlicher Kinder hatte, doch keine legitimen. Es folgten ihm daher seine zwei jüngern Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, die beide nur wenige Jahre regierten. Kaum hatte letzterer die Regierung angetreten, so drangen die Franzosen siegreich in W. ein. Der Herzog schloß mit General Moreau 17. Juli 1796 einen Waffenstillstand, infolge dessen die würtemb. Truppen sich von der Reichsarmee trennten, und 7. Aug. 1796 wurde Mömpelgard an Frankreich abgetreten. Seit Moreau's Abzug hatte aber das Land von den Oesterreichern, die jetzt einzogen, ebenso große Belästigung zu erdulden als von den Franzosen. Nach Friedrich Eugen's Tod, 23. Dec. 1797, bestieg dessen ältester Sohn Friedrich den Thron, ein begabter, aber gewaltthätiger Herr. Derselbe gerieth bald mit den Ständen, welche mit der franz. Republik nicht Krieg, sondern Frieden haben wollten, in Zwiespalt, in dem er zwar nicht für die Integrität Deutschlands, wie er sich den Anschein gab, einstehen, aber durch den Bund mit Oesterreich Vergrößerung seines Landes, die Kurwürde und Befreiung von seinen Ständen haben wollte. Er erlangte dieses jedoch nicht durch Oesterreich, sondern durch die Franzosen, mit denen er 20. März 1802 einen Separatfrieden abschloß, infolge dessen er für das abgetretene Mömpelgard 1803 eine ansehnliche Entschädigung durch die Probsteien Ellwangen, Rottenmünster, Zwiefalten, die Reichsstädte Reutlingen, Eßlingen, Rottweil, Gmünd, Heilbronn u. a. und die Kurwürde erhielt. Als 1805 ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich drohte, suchte Friedrich eine neutrale Stellung zu gewinnen, der aber Napoleon durch sein plötzliches Erscheinen in Ludwigsburg ein schnelles Ende machte. Am 5. Oct. erfolgte der Abschluß eines Allianzvertrags, in welchem Napoleon dem Kurfürsten die Integrität seines Landes, volle Souveränetät und Antheil an den auf Oesterreichs Kosten zu machenden Eroberungen versprach. Nach der Niederlage Oesterreichs wurde Friedrich dies alles und dazu noch die Königswürde durch den 12. Dec. 1805 zu Brünn abgeschlossenen Staatsvertrag zutheil. Der Zuwachs, bestehend in vorderösterr. und ritterschaftlichem Gebiete, fügte der bisherigen eine Be-

völkerung von 180000 Seelen hinzu und die rhein. Bundesacte noch weitere 89874 Seelen, worunter die Einwohner der hohenloheschen Fürstenthümer. Die Souveränetät erlitt freilich durch den im Juli 1806 erfolgten Eintritt in den Rheinbund und die damit begründete Oberherrlichkeit Napoleon's bedeutende Einschränkungen, für die sich aber König Friedrich I. (s. d.) durch den Vollgenuß einer absoluten Herrschaft im Innern schadlos hielt. Die alte würtemb. Verfassung wurde durch Rescript vom 30. Dec. 1805 als nicht mehr zeitgemäß aufgehoben. Im Staatshaushalt wurde allerdings mancher Misbrauch beseitigt, manche veraltete Einrichtung abgeschafft und zweckmäßige Reformen eingeführt, aber daneben waltete eine Willkürherrschaft, die keinerlei Bürgschaft eines Rechtszustandes gewährte und das damals lebende Geschlecht hinderte, sich des gewonnenen Fortschritts zu freuen. Der Wiener Friede vom 14. Mai 1809 und der darauf erfolgte Vertrag von Compiègne brachte wieder eine Vergrößerung von 110000 Seelen, darunter die (seit 1805 bair.) frühere Reichsstadt Ulm und das deutschmeisterliche Gebiet von Mergentheim. Zum russ. Feldzug mußte W. ein Heer von 18000 Mann stellen, von welchen nur einige Hunderte zurückkehrten. Von dem nationalen Aufschwunge der Befreiungskriege wußte König Friedrich seine Unterthanen gänzlich fern zu halten. Dagegen wurde ein neues, ansehnliches Heer ausgerüstet, um unter Napoleon's Fahnen gegen Preußen und Oesterreicher zu kämpfen, und auch dieses fand größtentheils in dem unrühmlichen Kampfe seinen Untergang. Erst die Schlacht bei Leipzig machte der unnatürlichen Verbindung mit Frankreich ein Ende. Am 2. Nov. 1813 sagte sich König Friedrich durch den Vertrag zu Fulda von Napoleon los und trat zu den Verbündeten über, nachdem ihm Oesterreich den ungeschmälerten Besitz seines alten und neuerworbenen Gebiets und die Erhaltung seiner Souveränetät verbürgt hatte. Auf dem Wiener Congresse wahrte der König diese Souveränetät eifersüchtig gegen jede Zumuthung, zu Gunsten einer Deutschland einigenden Bundesverfassung oder einer Anerkennung der Volksrechte ein Opfer zu bringen. Doch bot er nach seiner Rückkehr von Wien durch ein Manifest vom 15. Jan. 1815 seinem Volke eine ständische Repräsentation an, um den etwaigen Anforderungen des Bundestags zuvorzukommen und sich einen Rückhalt zum Widerstande gegen die Großmächte zu verschaffen. Die würtemb. Stände aber, vom tiefsten Mistrauen gegen ihren Gewaltherrscher erfüllt, wiesen das angebotene Geschenk zurück und forderten die Wiederherstellung der alten Verfassung; ja sie beharrten selbst dann auf ihrer Weigerung, als Friedrich seine Angebote steigerte und wirklich freisinnige Zugeständnisse machte. Während der Verhandlungen starb der König 30. Nov. 1816. Sein Sohn und Nachfolger, König Wilhelm (s. d.), nahm die Verhandlungen wieder auf und bot 1817 einen dritten, noch freisinnigern Verfassungsentwurf an, aber auch dieser wurde mit 67 gegen 42 Stimmen abgelehnt, weil die Majorität der Stände allzu eigensinnig an den Bestimmungen der alten Verfassung über ständische Steuerverwaltung und einem bleibenden, mit großen Befugnissen ausgerüsteten ständischen Ausschuß festhielt, welche der König und seine Rathgeber nicht zugestehen zu können glaubten. Als König Wilhelm 1819 aufs neue eine Verfassung anbot, in welcher manche liberale Bestimmungen des Entwurfs von 1817 fehlten oder abgeschwächt waren, beeilten sich endlich die Vertreter des würtemb. Volks, durch die bereits einreißende Reaction eingeschüchtert, auf die in Aussicht gestellte Vereinbarung einzugehen. Nach kurzen, allzu beschleunigten Verhandlungen kam die Verfassung zum Abschluß und wurde 25. Sept. 1819 unterzeichnet. Man legte besonders großen Werth darauf, daß die Verfassung zwischen König und Volksvertretung vereinbart, nicht einseitig geschenkt und das constitutionelle Princip für W. gerettet sei. Ueber manche Mängel sah man hinweg. Namentlich merkte man nicht, wie verkehrt das Wahlgesetz bestellt war, welches das Hauptgewicht der Entscheidung auf die ländliche Bevölkerung legte und den gebildeten Mittelstand fast ausschloß. Das erste Jahrzehnt des neuen constitutionellen Lebens in W. verfloß ziemlich ruhig. Man beschäftigte sich unter Leitung der ministeriellen Abgeordneten mit Ordnung des Staatshaushalts und Annahme von Verwaltungsgesetzen, was ein Regierungscollegium ebenso gut hätte leisten können. Erst die Ereignisse des J. 1830 gaben Anstoß zu regerm Leben. Die Presse nahm einen Aufschwung, und es wurde von einem Verein jüngerer Männer ein Oppositionsblatt, der «Hochwächter» gegründet. Die Eröffnung der 1831 gewählten Ständeversammlung, in welcher die Opposition durch tüchtige Kräfte vertreten war, wußte die Regierung bis ins Frühjahr 1833 hinauszuziehen, wo die polit. Aufregung sich bereits gelegt hatte. Als dennoch die liberale Opposition die Oberhand zu gewinnen schien, wurde die Versammlung nach zwei Monaten aufgelöst. Die Veranlassung dazu bot ein Antrag gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, den der Abgeordnete P. Pfizer, der Verfasser des «Briefwechsels zweier Deutschen», eingebracht hatte. Für die neue Kammer wurden zwar die bedeutendsten Vertreter der Opposition, Uhland,

Pfizer, Schott, Römer, wieder gewählt, aber die Zahl der entschieden gesinnten Mitglieder war doch auf 18—20 herabgesunken und ihre Anträge blieben ohne Erfolg. Sie nutzten sich im kleinen Kriege gegen die Regierung ab, während der liberalen Partei im ganzen das rechte Verständniß für die nationale Aufgabe so sehr abhanden gekommen war, daß sie den Beitritt zum Zollverein nur als ein Zugeständniß an Preußen und als Beeinträchtigung der constitutionellen Selbständigkeit der süddeutschen Staaten ansah. Als die Zollvereinsfrage im Sommer 1833 in der Kammer zur Verhandlung kam, stimmte ein großer Theil der liberalen Opposition dagegen. Bei den Wahlen für die mit dem J. 1839 neu beginnende Landtagsperiode zogen sich die Vertreter der Opposition großentheils zurück, und es kam eine fast ganz aus Staats- und Gemeindebienern bestehende Kammer zusammen, welche der Regierung keinerlei Schwierigkeiten bereitete. Das 25jährige Jubiläum der Regierung König Wilhelm's wurde 25. Sept. 1841 mit einem Jubel gefeiert, welcher den König in dem Glauben bestärken mußte, daß er ein wahrhaft beliebter Regent sei, und daß die Opposition nur aus dem Uebelwollen einzelner hervorgehe. Infolge materiellen Nothstandes zeigten sich 1847 Spuren einer bedenklichen Misstimmung, die sich im Mai zu unruhigen Auftritten steigerte und allerhand Reformwünsche zur Sprache brachte. Die Februarrevolution 1848 gab auch in W. den Anstoß zu einer weitgehenden Bewegung und einer Reihe von Reformforderungen, welche die Regierung, unschlüssig und rathlos, zunächst durch Gewährung der Preßfreiheit und durch Verheißungen zu beschwichtigen suchte. In den standesherrlichen Gebieten regte sich eine ungestüme Bauernbewegung, die zunächst den Feudallasten galt. Die Betheiligten, welche früher die unter günstigen Bedingungen angebotene Ablösung beharrlich zurückgewiesen hatten, erklärten sich bereit, die nöthigen Opfer zu bringen. Das bisherige bureaukratische Ministerium Schlayer, das seit 1833 mit kräftiger Hand die Zügel geführt hatte, erschien jetzt unhaltbar, und der König entschloß sich 9. März, die Führer der Opposition, Pfizer, Römer, Duvernoy und Goppelt, in das Ministerium zu berufen, das alsbald in einem ausführlichen Programm eine Reihe von radicalen Reformen und vor allem Mitwirkung zu dem Ziele einer deutschen Gesammtverfassung mit Nationalrepräsentation versprach. Mit dem eiligst einberufenen Landtage wurden die dringlichsten neuen Gesetze über Ablösung der Grundlasten und Volksbewaffnung verabschiedet und 27. März die Kammer aufgelöst, um dem Lande Gelegenheit zu geben, seine Gesinnung in neuen Wahlen auszusprechen. Zuerst aber wurden die Wahlen für die nach Frankfurt berufene Deutsche Nationalversammlung unter allgemeiner und eifriger Betheiligung vollzogen. W. sandte ins Parlament 28 Abgeordnete, die theils auf dem linken Centrum, theils auf der äußersten Linken ihre Stellung nahmen. Die bedeutendsten darunter waren Uhland, Pfizer, Römer, Mathy, Rob. Mohl, Fallati, Wurm, Rümelin. Die neue würtemb. Abgeordnetenversammlung, die 21. Sept. zusammentrat, war zum Theil aus sehr demokratisch gesinnten Mitgliedern zusammengesetzt, die weit über den Standpunkt des Ministeriums hinausgingen. Dennoch kamen viele Gesetze in dieser Periode zu Stande, betreffend Ablösungen, Ausdehnung des Amts- und Gemeindeverbandes auf Privilegirte, eine unverhältnißmäßig hohe Besteuerung der Besoldungen, Pensionen und Apanagen, welcher der König durch Nachlaß an der Civilliste sich accommodirte, Abschaffung der Prügel- und Todesstrafe. Auch wurde ein neues Wahlgesetz zur Einberufung einer Versammlung behufs der Verfassungsrevision verabschiedet und 1. Juli 1849 erlassen.

Die Autorität der deutschen Centralgewalt und der Nationalversammlung erkannte die würtemb. Regierung rückhaltlos an, und sie war eine der ersten, welche die in Frankfurt beschlossenen Grundrechte als Gesetz verkündete. Als es sich aber um Anerkennung der Reichsverfassung vom 28. März 1849 handelte, entstand ein ernster Conflict, da der König der Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser seine entschiedene Weigerung entgegensetzte und bestimmt erklärte, daß er sich dem Hause Hohenzollern nicht unterwerfen werde. Doch bewog ihn endlich die Entschiedenheit des Ministeriums und die steigende Aufregung des Volks, die einen Aufstand befürchten ließ, nachzugeben und 24. April 1849 die Anerkennung der Reichsverfassung auszusprechen, aber freilich mit der Erklärung, daß er es gezwungen thue. Die Weigerung des Königs von Preußen, die Kaiserwahl anzunehmen, entband den König von W. seines Worts, und als nun die Agitation für die Reichsverfassung in republikanische Bestrebungen umschlug und der Rumpf des deutschen Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart übersiedelte, um dort eine Unterstützung des bad. Aufstandes zu verlangen, trat die würtemb. Regierung energisch entgegen und löste die Trümmer der Nationalversammlung 18. Juni mit Waffengewalt auf. Im Oct. desselben Jahres sah sich auch das Märzministerium genöthigt, der hereinbrechenden Reaction zu weichen. Es wurde ein neues Ministerium aus vormärzlichen Staatsmännern ge-

bildet, und Schlayer sollte nun das würtemb. Staatswesen wieder ins alte Gleis bringen. Dies gelang jedoch nicht. Als die nach dem Gesetz vom 1. Juli mit allgemeinem Stimmrecht gewählte Landesversammlung 1. Dec. zusammentrat, gerieth diese gleich im Beginn der Verhandlungen mit dem neuen Ministerium in Conflict und wurde, da sich die Unmöglichkeit einer Verständigung alsbald herausstellte, schon 22. Dec. 1849 aufgelöst. Allein die neuen Wahlen ergaben noch ein entschiedeneres Uebergewicht der demokratischen Partei. In einem Punkte jedoch wußte sich die Regierung im Einverständniß mit der Demokratie, in der Opposition gegen die Versuche Preußens, einen deutschen Bundesstaat unter seiner Führung zu bilden. Im Vertrauen auf diese Sympathie mit den Demokraten eröffnete der König die neue Landesversammlung 15. März 1850 mit einer Thronrede voll der leidenschaftlichsten Ausfälle gegen das preuß. Unionsproject, das er einen künstlichen Sonderbundsversuch, auf den polit. Selbstmord der Gesammtheit berechnet, nannte, was die Folge hatte, daß Preußen die diplomatischen Beziehungen mit W. abbrach. Die neue Kammer war aber mit den Versuchen, welche W. mit Baiern zu einer neuen Föderativverfassung Deutschlands eingeleitet hatte, ebenfalls nicht einverstanden und beschloß gegen den Minister des Auswärtigen, der den Beitritt zu dem sog. Vierkönigsbündniß unterzeichnet hatte, eine Anklage vor dem Staatsgerichtshofe. Auch in der Verfassungsrevision erzielte man keine Verständigung, und es erfolgte die Auflösung der zweiten constituirenden Versammlung. Während Minister Schlayer abtrat, bildete sein Nachfolger Freiherr von Linden ein neues Ministerium von noch viel entschiedenerm reactionären Charakter. Im Oct. 1850 hatte der König in Bregenz eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich und stellte sich und die Streitkräfte W.s für einen Kampf gegen Preußen zur Verfügung. Die kurz zuvor zusammengetretene dritte constituirende Landesvertretung, um Verwilligung eines Credits zu den in Bregenz verabredeten Kriegsrüstungen angegangen, verweigerte die geforderte Summe und wurde dafür (6. Nov.) aufgelöst. Die Verfassungsrevision war hiermit beseitigt, und man erklärte die Verfassung von 1819 in vollem Umfang für gültig. Die nach dem alten Wahlgesetze neu gewählte Versammlung bestand größtentheils aus Staats- und Gemeindebeamten und ging bereitwillig auf die reactionären Wünsche der Regierung ein; nur die angesonnene Entschädigung des Adels für die durch Ablösung der Grundlasten erlittenen Verluste wies sie ab. Doch erlebte im folgenden Jahrzehnt der würtemb. Constitutionalismus noch einmal einen glänzenden Erfolg in der Beseitigung des 1857 mit dem päpstl. Stuhle abgeschlossenen Concordats. Die Regierung hatte lange gezögert, dasselbe den Ständen vorzulegen, mußte es aber doch endlich im März 1861 thun. Nach viertägigen lebhaften Debatten, denen auch eine starke Agitation außerhalb der Kammer zur Seite ging, erfolgte 16. März 1857 die Abweisung des Concordats mit 63 gegen 23 Stimmen, und die Regierung sah sich nach dem Vorgange Badens genöthigt, den Vertrag wieder aufzukündigen und die Rechte der kath. Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung zu ordnen. Nach dem Concordatskampfe trat wieder ein Friedenszustand zwischen Kammer und Regierung ein. In der deutschen Frage nahm die Regierung consequent eine oppositionelle Stellung gegen die Idee preuß. Führung ein und betheiligte sich im Nov. 1859 an den Würzburger Conferenzen und noch später an den verschiedenen Versuchen, eine deutsche Bundesreform zu Stande zu bringen, in welcher Oesterreichs Einfluß und die Selbständigkeit der Mittelstaaten gewahrt bliebe. Da der 1859 gegründete Nationalverein nur wenig Verbreitung in W. fand, so hatte die Regierung in dieser Beziehung keinen schwierigen Stand und wurde überdies in ihrem Particularismus von der Demokratie vielfältig unterstützt. Auf dem im August 1863 von Oesterreich berufenen Fürstencongresse in Frankfurt vertrat der Kronprinz seinen betagten Vater und erklärte sich mit den österr. Vorlagen einverstanden. In der schlesw.-holstein. Frage theilte zwar König Wilhelm keineswegs die für Schleswig-Holstein und die Erbfolge des Prinzen von Augustenburg herrschende Begeisterung, aber er gab zu, daß sein Minister des Auswärtigen (von Hügel) erklärte, W. achte sich nicht mehr durch das Londoner Protokoll gebunden und sei geneigt, das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg anzuerkennen. Die Kammer bot mehrmals die Mittel zur Mobilmachung der würtemb. Truppen an, um für das Erbrecht des Augustenburgers einzutreten, und bewilligte auch wirklich im Febr. 1864 einen Credit von $1\frac{1}{2}$ Mill. zu eventuellen Kriegsrüstungen. Noch während die schlesw.-holstein. Sache in der Schwebe war, starb König Wilhelm 24. Juni 1864 im Alter von nahezu 83 J., nach einer fast 48jährigen Regierung, und es folgte ihm sein Sohn Karl (s. d.) auf dem Thron. Ende Sept. desselben Jahres erhielt das bisherige Ministerium in der Mehrzahl seiner Mitglieder seine Entlassung, und die Seele des neuen Ministeriums wurde Freiherr von Varnbüler (s. d.), ein vieljähriger ritterschaftlicher Abgeordneter, der nun das Departement des Auswärtigen und das

vom Finanzministerium abgetrennte Verkehrswesen übernahm. Das Ministerium des Innern, welches bisher Herr von Linden geführt, erhielt Staatsrath von Geßler, das der Finanzen Renner, der bisherige Director in demselben. Einige Wochen später verlangte auch der Justizminister von Wächter-Spittler seine Entlassung und wurde provisorisch durch den Geheimrathspräsidenten von Neurath ersetzt. Der Kriegsminister von Miller, ein bereits hochbejahrter Mann, blieb zunächst noch, nahm aber nach einem Jahre ebenfalls seine Entlassung. Nur der Chef des Cultdepartements, von Golther, behielt sein Amt und wurde Präsident des Geh. Raths. Eine Aenderung des Systems brachte dieser Ministerwechsel nicht. Die erste wichtige Maßregel der neuen Verwaltung war der 12. Oct. 1864 erfolgte Beitritt zu dem von Preußen im Namen des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrage, welchen Geßler, von Neurath und von Varnbüler bisher aufs eifrigste bekämpft hatten. Die beiden letztern galten für entschieden österreichisch gesinnt, und Varnbüler war eins der Häupter des sog. Reformvereins. Diese Gesinnung trat aber in dem Wirken des neuen Ministeriums zunächst nicht hervor, in der äußern Politik schon deshalb nicht, weil die Allianz, welche die schlesw.-holstein. Sache zwischen Preußen und Oesterreich geknüpft hatte, noch bestand. In Betreff der innern Angelegenheiten machte sich eine Verordnung vom 24. Dec. 1864 bemerklich, durch welche einige frühere, auf Bundesbeschluß beruhende Verordnungen über die Presse und das Vereinswesen aufgehoben wurden. Es war dies die einzige Concession an die in der Antwortsadresse auf die Thronrede von der Zweiten Kammer ausgesprochenen Wünsche des Landes. Von großem Einfluß auf die Popularität des neuen Ministeriums war auch ein unter dem 13. Aug. 1865 erlassenes Gesetz, welches für die Finanzperiode 1864—67 eine großartige Erweiterung des würtemb. Eisenbahnnetzes in Aussicht stellte. Dies verschaffte durch die erregten Hoffnungen und Befürchtungen dem neuen Verkehrsminister die Majorität in der Kammer. Als im Frühjahr 1866 der Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich drohte, wurde die Volksvertretung zusammenberufen, und die Thronrede, mit welcher der König die Versammlung eröffnete, erklärte als Aufgabe der Regierung die Vertheidigung des Bundesrechts und der Selbständigkeit W.s. Aber in der That ging die Regierung weiter. Dieselbe trat geradezu auf die Seite Oesterreichs und trug dadurch wesentlich dazu bei, daß sich die süddeutschen Staaten am Kriege betheiligten und dieser zum Bundeskriege wurde. Denn Baden hatte große Neigung, neutral zu bleiben, Baiern war schwankend; beide aber wurden durch den Eifer W.s mit fortgerissen. Das Ministerium forderte einen Credit von nahezu 8 Mill. Fl., der auch mit 82 gegen 8 Stimmen bewilligt wurde. Die antipreuß. Stimmung der Kammer war allerdings der Ausdruck der damals herrschenden öffentlichen Meinung in W., aber es hätte sich wol keine so große Majorität herausgestellt, wenn nicht manche Mitglieder, welche die preußenfeindliche Gesinnung nicht theilten, durch den Terrorismus, der jede Neutralität für Verrath erklärte, bestimmt worden wären, für die Kriegsrüstung zu stimmen. Damals fiel das Wort «Vae Victis», indem der Minister von Varnbüler dem Abgeordneten Römer, welcher sich entschieden auf die Seite Preußens gestellt und die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß die Absicht Oesterreichs und der Mittelstaaten auf eine Verkleinerung und bleibende Schwächung Preußens gerichtet sei, erwiderte: „Wir denken gewiß nicht daran, Preußen zu verkleinern, allein, wenn die Würfel des Kriegs geworfen sind, und wenn in diesem Falle das Kriegsglück gegen Preußen sein sollte, dann wird auch Professor Römer nicht im Stande sein, das «Vae Victis» von seinem Lieblingsstaate abzuwenden.“ Auch noch ein anderes Wort Varnbüler's bei diesen Verhandlungen war für seine Auffassung des Conflicts bezeichnend. Als einige Abgeordnete eine bindende Zusage für das strenge Festhalten der Regierung am formellen Bundesrecht verlangten, erwiderte er: diese Erklärung zu geben, sei im Augenblick unmöglich, da der Gang der Ereignisse Verhältnisse herbeiführen könnte, welche das Erkennen des formellen Bundesrechts unmöglich machten. Dagegen sei allerdings das materielle Bundesrecht der Standpunkt der würtemb. Regierung. Zugleich brachte das officielle Organ der Regierung, der «Staatsanzeiger», im Wetteifer mit dem Oppositionsblatt der Demokratie, dem «Beobachter», noch vor dem Ausbruche des Kriegs die feindseligsten, gehässigsten Artikel gegen Preußen. In der Bundestagssitzung vom 14. Juni stimmte der würtemb. Gesandte für den österr. Antrag auf Mobilmachung der Bundesarmee gegen Preußen, und schon 16. Juni marschirte das 3. und 8. würtemb. Infanterieregiment nach Frankfurt a. M., um diese Stadt gegen einen Ueberfall der Preußen schützen zu helfen. Bald darauf stieß fast das ganze würtemb. Bundescontingent zu dem 8. Armeecorps, welches in der Nähe von Frankfurt stand. Nur ein Bataillon wurde im Auftrage des Bundestags zur Besetzung der hohenzollernschen Lande verwendet, aber ohne den erwarteten Erfolg, da die dortige Bevölkerung in den Würtembergern

nur feindliche Eindringlinge sah, und die preuß. Beamten der Aufforderung des Civilcommissars, sich der Autorität der würtemb. Regierung zu unterwerfen, einmüthigen Widerstand entgegensetzten. Bald nach dem Siege der Preußen bei Königgrätz traten in Stuttgart 12. und 20. Juli öffentliche Kundgebungen gegen die befürchtete franz. Einmischung und für Verständigung mit Preußen hervor. Es wurde eine Adresse entworfen, welche die Regierung aufforderte, Maßnahmen zur Verhinderung unnützen Blutvergießens zu treffen, mit Preußen Frieden zu schließen und zur Berufung eines allgemeinen deutschen Parlaments und Anbahnung einer einigenden Verfassung Deutschlands die Hand zu bieten. Die Adresse fand Anklang und erhielt nicht nur in Stuttgart, sondern auch in andern Theilen des Landes mehrere tausend Unterschriften. Man hoffte, auch die Landesabgeordneten, welche sich 27. Juli privatim zu einer Besprechung in Stuttgart versammelten, würden sich der Bitte um Frieden und Verständigung mit Preußen anschließen; aber die Consequenz ihrer Abstimmung vom 8. Juni und der Rath des Ministers von Varnbüler bestimmte die Majorität der Versammlung, von einer öffentlichen Kundgebung abzustehen und die dahingehenden Anträge Hölder's und Römer's abzulehnen. Von wesentlichem Einfluß war hierbei die Mittheilung einer telegraphischen Depesche des franz. Cabinets, in welcher die süddeutschen Staaten zur Fortsetzung des Kampfes aufgefordert wurden. Das franz. Gelbbuch (Nr. 43, 44, 45) legte später dar, daß die süddeutschen Staaten, außer Baden, die Intervention Frankreichs angerufen hatten, und daß sie deshalb die Friedensanerbietungen, welche, wie der bair. Minister von der Pfordten in der bair. Kammer gestand, Preußen sogleich nach der Schlacht bei Königgrätz gemacht hatte, abwiesen. Das Blutvergießen, welches jene Friedensadresse verhindert wissen wollte, fand statt in den Kämpfen des 8. Bundesarmeecorps an der Tauber gegen die preuß. Mainarmee. Die Würtemberger namentlich hatten 24. Juli in dem Treffen bei Tauberbischofsheim 690 Mann verloren. Die Hoffnung auf franz. Hülfe, welche die würtemb. Regierung abhielt, sogleich nach der Schlacht bei Königgrätz Friedensunterhandlungen mit Preußen anzuknüpfen, wurde indessen getäuscht, und Minister von Varnbüler reiste 27. Juli nach Nikolsburg in Böhmen, um von dem Grafen Bismarck Waffenstillstand zu erlangen. Er erreichte zunächst nichts und wurde an den Befehlshaber der preuß. Mainarmee, General von Manteuffel, gewiesen, mit welchem 2. Aug. zu Eisingen bei Würzburg ein Waffenstillstand zu Stande kam, infolge dessen der nördl. Theil W.s mit preuß. Truppen besetzt wurde und die Würtemberger das hohenzollernsche Gebiet schleunigst räumen mußten. Gleichzeitig begannen die Friedensunterhandlungen zu Berlin, welche, von Varnbüler geführt, 13. Aug. zum Abschluß kamen. W. trat dem zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossenen Prager Frieden bei und mußte sich verpflichten, 8 Mill. Fl. Kriegskostenentschädigung zu bezahlen. Zugleich aber schloß es einen Schutz- und Allianzvertrag mit Preußen, durch welchen für den Kriegsfall das würtemb. Heer zur Verfügung gestellt und dem König von Preußen der Oberbefehl übertragen, andererseits aber von seiten Preußens die Integrität des würtemb. Gebiets garantirt ward. Dieses Bündniß war von W. angeboten und bildete, wie Varnbüler 30. Oct. 1867 in der würtemb. Kammer erklärte, einen untrennbaren Theil des Friedensvertrags. Vorerst aber mußte es, nach einem Artikel des Vertrags, noch geheim gehalten werden, und die Regierung ließ bei den Verhandlungen, die im Oct. 1866 in der Ständeversammlung über Bestätigung des Friedensvertrags stattfanden, nicht einmal ihre getreuesten Anhänger von dem Bestehen eines solchen Bündnisses etwas merken. So kam es, daß nicht nur die demokratischen Abgeordneten, sondern auch die ministeriellen gegen einen nähern Anschluß an Preußen sprachen und stimmten. Es würde die spätere Genehmigung des Schutz- und Trutzbündnisses wesentlich erleichtert haben, wenn jetzt schon ein Ausspruch der Kammer in dieser Richtung zu Stande gekommen wäre. Statt dessen aber wurde mit 61 gegen 25 Stimmen eine Adresse beschlossen, welche der neuen Gestaltung abgeneigt lautete, einen Bund der vier süddeutschen Staaten empfahl und bezüglich des Verhaltens dem Auslande gegenüber blos die Hoffnung aussprach, «daß jeder Angriff auf deutsches Gebiet die Nation zu einmüthiger Abwehr bereit finden werde». Dagegen deutete die Antwort des Königs auf die ständische Adresse die wahre Sachlage an, indem diese betonte, daß W. bei der Stellung, die es in Deutschland nehmen wolle, der Entwickelung der neuen Gestaltung zu folgen habe. Außerhalb der Kammer hatte sich schon im August eine nationale Partei gebildet, welche, im Gegensatz zu den particularistischen und auf Hülfe des Auslandes rechnenden Elementen, die Aufhebung der Mainlinie und den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund als Ziel ihrer Bestrebungen bezeichnete. Obgleich die öffentliche Meinung seit den Tagen von Königgrätz einen bedeutenden Umschwung genommen hatte, konnte diese Partei doch nur langsam Boden gewinnen. Die Luxemburger Frage und die

mit ihr zusammenhängende Veröffentlichung des Schutz- und Trutzbündnisses besserte im Frühjahr 1867 die Stimmung nur vorübergehend und zeigte aufs deutlichste die tiefe Zerklüftung der Parteien und den Mangel eines nationalen Sinnes bei einem großen Theile der Bevölkerung. Doch hatten diese Vorgänge die Wirkung, daß von Neurath, der ein grundsätzlicher Gegner des Allianzvertrags war und trotz desselben für den Fall des Kriegs Neutralität für W. verlangte, aus dem activen Staatsdienst ausschied und im Justizministerium durch den Obertribunalrath von Mittnacht, den bisherigen Führer der Regierungspartei in der Kammer, ersetzt wurde. Auch trat der bisherige Kriegsminister, der General Oskar von Hardegg aus dem Ministerium aus, und an seiner Stelle übernahm der Oberst von Wagner, früher Mitglied der Bundesmilitärcommission, die Leitung des Kriegswesens. Dieser setzte alsbald die Einführung des Zündnadelgewehrs und die Einübung des Militärs nach preuß. Reglement durch. Ein Zeichen günstigerer Stimmung für die nationale Sache war es auch, daß 24. April die sog. liberale Partei, welche aus Anhängern der Regierung bestand und deren Inspirationen zu folgen pflegte, ein Programm aufstellte, das, wenn auch nicht vollständigen Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund, doch Theilnahme derselben an den Einrichtungen des Bundes, besonders am Bundesrath und Reichstag forderte. Ein weiterer Schritt zur Einigung geschah durch den Beitritt W. zum erneuerten Zoll- und Handelsbunde, welcher auf den Ministerconferenzen zu Berlin 3. und 4. Juni erfolgte, und die süddeutschen Staaten schlossen nun 8. Juli einen Vertrag mit dem Norddeutschen Bunde, nach welchem sie an dem mit dem Reichstage verbundenen Zollparlament theilnehmen und dasselbe nach dem für den Reichstag geltenden Wahlgesetz durch Abgeordnete beschicken sollten.

So ließen sich die Dinge eine Zeit lang für den Fortschritt in nationaler Einigung günstig an. Allein seit der Zusammenkunft Kaiser Napoleon's III. mit dem österr. Herrscher im Aug. 1867 in Salzburg trat sofort ein bedeutender Umschlag ein. Der franz. Kaiser kam 18. Aug. auch nach Stuttgart und wurde dort auf dem Bahnhofe mit Vivats empfangen. Minister von Varnbüler war ihm mit einigen höhern Beamten bis an die Grenze des Landes entgegengereist. Von dieser Zeit an wurden in der ultramontanen und demokratischen Presse die mit Preußen abgeschlossenen Verträge angegriffen und die Verwerfung derselben durch die Stände offen angerathen und vorausgesagt, ohne daß die Regierungsorgane Einsprache dagegen erhoben hätten. Als gegen Ende Oct. der Landtag zusammentrat, um über die Annahme derselben zu verhandeln, vernahm man die leidenschaftlichsten Reden gegen die Verträge und gegen Preußen. Die öffentliche Meinung sprach sich aber in zahlreichen Adressen für die Verträge, insbesondere für den Zollvereinsvertrag aus, welcher von dem Norddeutschen Bunde für unzertrennlich von dem Allianzvertrage erklärt worden war. Die Minister von Varnbüler und Mittnacht traten mit Energie für die Verträge ein und stützten sich diesmal auf die thätige Mitwirkung der deutschen Partei, und so kam es, daß die Verträge, obwol nach den heftigsten Debatten vom 29. bis 31. Oct., schließlich doch von der Majorität angenommen wurden, das Schutz- und Trutzbündniß mit 58 gegen 32 Stimmen, der Zollvertrag mit 73 gegen 16 Stimmen, freilich erst nachdem auch der lange sich sträubende bair. Reichsrath nachgegeben hatte. Die damalige Haltung der beiden Minister, die entschiedene Erklärung Varnbüler's für den nationalen Gedanken, seine unumwundene Verurtheilung einer particularistischen Politik, sein Bekenntniß, daß Preußen der einzige Staat sei, an den sich W. anschließen könne, ließen erwarten, daß die Regierung auf dem Wege zum Norddeutschen Bunde sich befinde und der Allianzvertrag nur der erste Schritt dazu sei. Aber bald kam die Enttäuschung. Als 10. Dec. 1867 bei Gelegenheit der Vorlage des Entwurfs einer neuen, seit Jahren vorbereiteten Gerichtsorganisation die zur deutschen Partei gehörigen Abgeordneten den Antrag stellten, vorerst auf die Berathung dieses Entwurfs nicht einzugehen, sondern lieber die in Aussicht stehende Civilproceßordnung des Norddeutschen Bundes abzuwarten, damit eine gemeinsame deutsche Gerichtsordnung zu Stande komme, wurde dieser Antrag von dem Justizminister von Mittnacht aufs heftigste bekämpft. Derselbe appellirte an den Particularpatriotismus, indem er erklärte: «Wir würden auf diese Weise ja unser juridisches Heil aus Norddeutschland zu beziehen haben. Es seien ja hauptsächlich die Abgeordneten der deutschen Partei, welche diesen Aufschub befürworten, und es sollten daher diejenigen, welche einer andern polit. Ansicht huldigen, sich hüten, die Freunde der jurist. Reform mit ihren Hoffnungen und Bestrebungen hinüberzudrängen zu einem Mittelpunkt, der nicht in W. liege.» Als am folgenden Tage (11. Dec.) der Abgeordnete Hölder bei Gelegenheit der Exigenz für den Gesandtschaftsposten in Florenz geäußert hatte, W. sollte diese und andere auswärtige Vertretungen den Gesandten des Norddeutschen Bundes überlassen, erklärte der Minister von Varnbüler, es sei

die entschiedene Absicht der würtemb. Regierung, nicht über die Grenzen des Schutz- und Trutzbündnisses und des Zollvereinsvertrags hinauszugehen. Auch rechnete er vor, daß der Eintritt W.s in den Norddeutschen Bund den jährlichen Staatsaufwand um 3½ Mill. Fl. und den Rekrutenbedarf um 2000 Mann steigern würde. Im weitern Verlauf seiner Rede rief der Minister Varnbüler dem Abgeordneten Mohl, dem heftigsten Gegner Preußens und des Allianz- und Zollvertrags, zu, derselbe werde sich überzeugen, daß der Standpunkt der Regierung dem seinigen nicht so ferne stehe, als er wol vermuthe. An diese Auslassungen der Minister in der Kammer reihte sich eine fortgesetzte Polemik der officiösen Blätter gegen jede Weiterentwickelung der Verträge und der Zuständigkeit des Zollparlaments, desgleichen ein heftiger Angriff gegen die bad. Minister, welche ein im Sinne der weitern Ausdehnung des Zollparlaments gehaltenes Wahlprogramm mitunterzeichnet hatten. Außerdem vernahm man die Mahnung, doch ja keinen Großpreußen, sondern nur Großdeutsche zu wählen. Auch bei der Berathung des von dem Kriegsminister eingebrachten Entwurfs eines neuen Kriegsdienstgesetzes, welches das würtemb. Kriegswesen nach preuß. Vorbild umgestalten sollte, zeigte sich, daß der Eifer der Regierung für den Geist des Allianzvertrags sehr erkaltet war. Der Entwurf wurde fast nur von den Abgeordneten der deutschen Partei und vom Kriegsminister eifrig vertheidigt, dagegen von den andern Ministern nur schwach unterstützt. Die übrigen Anhänger der Regierung betheiligten sich fast gar nicht an der Debatte. Nachdem mehrere erhebliche Abschwächungen beschlossen worden, erfolgte in der Zweiten Kammer 30. Jan. 1868 die Annahme des Gesetzes mit 50 gegen 40 Stimmen. In der Ersten Kammer, die den ursprünglichen Entwurf des Kriegsministers theilweise wiederherstellte, ging das Gesetz mit 26 gegen 4 Stimmen durch. Weit größere Majorität erhielt die neue Gerichtsverfassung, die für die Lebensfähigkeit und Selbständigkeit des würtemb. Staats einen thatsächlichen Beweis geben sollte. Die neue Civilproceßordnung wurde 7. Jan. mit 79 gegen 2 Stimmen in der Zweiten Kammer beschlossen und 3. April als Gesetz verkündet. Aus den weitern Berathungen dieses Landtags ging auch das Wahlgesetz für das Zollparlament hervor, und 24. März vollzog W. als der letzte aller Zollvereinsstaaten die Wahlen für das erste Zollparlament. Die Art der Wahlagitation war charakteristisch für den Standpunkt der Regierung wie für die Stimmung des Volks. Die erstere setzte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, damit kein Candidat der deutschen Partei gewählt wurde, und verbündete sich zu diesem Zwecke mit der Volkspartei und den Ultramontanen. Nach den leidenschaftlichsten Wahlkämpfen ergab sich als Resultat, daß kein einziges Mitglied der deutschen Partei durchgedrungen war. Die 17 würtemb. Abgeordneten zum Zollparlament waren theils Anhänger der Regierung, darunter die zwei activen Minister Varnbüler und Mittnacht und der als Gegner der Verträge ausgetretene Herr von Neurath, theils Mitglieder der Volkspartei, die gegen die Verträge gesprochen und gestimmt hatten. Sie vereinigten sich in Berlin mit bair. und bad. Ultramontanen und Particularisten zu einem süddeutschen Club und stimmten gegen jede Competenzerweiterung des Zollparlaments. Die 8. und 9. Juli 1868 durch allgemeines Stimmrecht vollzogenen Wahlen zur würtemb. Abgeordnetenkammer riefen wieder eine starke Agitation hervor; doch war der Wahlkampf im Durchschnitt nicht so heftig wie bei den Zollparlamentswahlen. Das Ergebniß war: ungefähr 30 Mitglieder der Volkspartei, 12 Mitglieder der deutschen Partei, worunter die Führer Römer, Hölder, Ed. Pfeifer, 8 unbedingte Anhänger der Regierung, im übrigen Großdeutsche, Ultramontane und Unentschiedene. Vgl. Stälin, «Würtemb. Geschichte» (Bd. 1—3, von der Urzeit bis 1496, Stuttg. und Tüb. 1841—56); Sattler, «Geschichte des Herzogthums W. unter den Grafen» (2. Aufl., 4 Bde., Tüb. 1773—77); derselbe, «Geschichte des Herzogthums W. unter den Herzogen» (13 Bde., Tüb. 1769—83); Pfaff, «Geschichte des Fürstenhauses und Landes W.» (3 Bde., Stuttg. 1839); Spittler, «Geschichte W.s unter den Grafen und Herzogen» (Gött. 1783); derselbe, «Vermischte Schriften über würtemb. Geschichte, Statistik und öffentliches Recht» (herausg. von Wächter, 2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1837); Pfister, «Geschichte der Verfassung des würtemb. Hauses und Landes» (bearbeitet von Jäger, Heilbr. 1838); Fricker, «Die Verfassungsurkunde für das Königreich W. mit dem officiellen Auslegungsmaterial herausgegeben» (Tüb. 1865); von Mohl, «Das Staatsrecht des Königreichs W.» (2. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1840).

Würtemberg (Eugen, Herzog von), s. Eugen.

Würtemberg (Paul, Herzog von), s. Paul.

Würtemberg (Christian Friedr. Alexander, Graf von), als lyrischer Dichter bekannt, der Sohn des Herzogs Wilhelm von Würtemberg und der Burggräfin von Tunderfeldt, wurde 5. Nov. 1801 in Kopenhagen, wo sein Vater Gouverneur war, geboren. Er trat früh in

würtemb. Militärdienste, hatte zuletzt den Rang eines Obersten und lebte seit 1832 mit der Gräfin Helena Festetics-Tolna in glücklicher, durch vier Kinder gesegneter Ehe abwechselnd in Stuttgart und Wien. Schon lange leidend, starb er 7. Juli 1844 im Wildbad. Als lyrischer Dichter trat er zuerst im «Morgenblatt» unter dem Namen Sandor von S. auf; unter seinem eigenen Namen gab er dann Beiträge zu Chamisso's und Schwab's «Deutschem Musenalmanach». Gesammelt und mit neuen vermehrt erschienen seine lyrischen Productionen unter dem Titel «Gedichte» (Stuttg. 1837) und in einer noch reichern Sammlung als «Gesammelte Gedichte» (Stuttg. 1841). Im allgemeinen erkennt man darin die Einwirkung der schwäb. Dichterschule und im speciellen die Wahl- und Geistesverwandtschaft mit Lenau, dessen genauer Freund er war. Eigenthümlich ist vielen seiner Dichtungen ein Gefühl der Schwermuth und das Ringen, eine Kraft zu offenbaren, die ein durch Gemüthsleiden und Krankheit gebrochener Körper nicht zur vollen Entfaltung kommen ließ. Ueberall zeigen sie tiefes Gefühl, eine kräftige, geistig gesunde Natur, einen deutschen, bürgerliebenden und zugleich ritterlichen Sinn, und dies alles verschönt von einer reichen Phantasie. Außerdem sind seine Poesien gewandt im Versbau und reich an Gedanken und Bildern. Das Beste in der genannten Sammlung sind die «Lieder eines Soldaten im Frieden» und die dichterischen Gemälde aus Ungarn. Origineller bewegte sich der Dichter in den «Liedern des Sturms». Wegen seiner freimüthigen Richtung waren seine Gedichte in Oesterreich verboten, während er selbst in den wiener Salons gern gesehen wurde. Wohler fühlte er sich stets im Kreise seiner schwäb. Sangesgenossen, denen er nahe befreundet war.

Wurzbach (Constant), Edler von Tannenberg, bekannt als Bibliograph und Dichter, geb. 11. April 1818 zu Laibach in Illyrien, der Sohn eines Rechtsgelehrten, besuchte das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich nach dem Wunsche seines Vaters auf der Universität zu Gratz der Rechtswissenschaft. Nachdem er seine Studien fast vollendet, trat er 1836 aus Neigung für den Militärstand in das 30. Infanterieregiment, das damals in Krakau als Occupationstruppe lag, und diente in demselben von unten auf, bis er nach einigen Jahren das Lieutenantspatent erhielt. Bald darauf nach Lemberg versetzt, besuchte er hier die Vorlesungen der Universität und wurde im Juli 1843 als Offizier feierlich zum Doctor der Philosophie promovirt. 1844 vertauschte W. seine Offizierscharge mit einem Posten an der lemberger Universitätsbibliothek. Gründliche Kenntniß der poln. Sprache und Literatur eröffneten ihm den Zutritt zu den Familien des höhern poln. Adels. Als Graf Stadion 1847 als Gouverneur nach Galizien kam, ward W. die Besprechung der öffentlichen Anstalten und des Nationaltheaters in der deutschen amtlichen Zeitung übertragen. 1848 erhielt er eine Stellung an der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien, und noch in demselben Jahre ward er vom Grafen Stadion zum Archivar im Ministerium des Innern berufen. Sein Chef gab ihm den Auftrag, eine administrative Bibliothek für das Ministerium zu errichten. Die Organisirung derselben kam unter dem Minister von Bach zu Stande, und seit 1849 steht W. an der Spitze dieses Instituts. Später wurde er zum Regierungsrath befördert. W. hat als Dichter wie als Gelehrter Beachtenswerthes geleistet. Als Dichter ward er unter dem Namen W. Constant bekannt. Schon seine ersten poetischen Versuche, die er 1832—36 in einigen Blättern seiner Heimat, dann 1837 im «Musenalmanach» veröffentlichte, wurden günstig beurtheilt. In den folgenden Jahren fanden mehrere Novellen und Gedichte, letztere meist Uebersetzungen aus slaw. Sprachen, in der «Allgemeinen Modenzeitung», im «Kometen», der «Europa» u. s. w. Aufnahme, bis er in seiner «Mosaik» (Krakau 1841) eine Sammlung lyrischer Gedichte, Balladen und Romanzen zusammenstellte. Aufmerksamkeit erweckten besonders seine «Parallelen» (3. Aufl., Lpz. 1852), die zuerst 1849 anonym während der großen Bewegung im Kaiserstaate erschienen. Diesen folgte 1850 das Gedicht «Von einer verschollenen Königsstadt» (2. Aufl., Hamb. 1857), ein Romanzenkranz, und 1851 die Canzone «Napoleon», welche seiner spätern erzählenden Dichtung «Der Page des Kaisers» (Düsseld. 1854) zur Einleitung dient. Sammlungen erzählender Poesien sind die «Cameen» (Düsseld. 1856) und die «Gemmen» (Hamb. 1855), in denen sich besonders «Der Preis einer Arznei», der «Schwank von Oliver», das «Fastnachtmärchen» und die «Brautschau des Gyges» auszeichnen. W. ist aus der Schule des Anastasius Grün hervorgegangen und hat namentlich in der poetischen Erzählung zum Theil Treffliches geleistet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst seine «Sprichwörter der Polen» (Lemb. 1847; 2. Aufl., Wien 1852) und die «Volkslieder der Polen und Ruthenen» (Lemb. 1846) hervorzuheben. Schon früher als Offizier hatte er «Elemente der Geometrie» (Lemb. 1843) veröffentlicht. Reich an histor. und kunstgeschichtlichem Material ist W.'s Monographie über «Die Kirchen der Stadt Krakau» (Wien 1853). Ein ganz eigenthümliches Verdienst aber hat

sich W. durch zwei Arbeiten erworben: durch die «Bibliogr.-statist. Uebersicht der Literatur des österr. Kaiserstaats» und das «Biographische Lexikon des österr. Kaiserthums». Von ersterm Werke sind drei Jahresberichte (1854, 1855 und 1856) in Druck erschienen und im In- und Auslande als eine dankenswerthe Arbeit anerkannt worden. Unter dem Ministerium Goluchowski wurde jedoch die weitere Veröffentlichung derselben eingestellt. Das «Biographische Lexikon» (Bd. 1—18, Wien 1857—68) ist ein in seiner Art einziges Werk, welches Tausende von mehr oder minder ausführlichen, aus den besten Quellen und Hülfsmitteln geschöpften Biographien sowie einen ungemein reichen Schatz von bibliogr. Angaben und Ausführungen bietet. Von W.'s übrigen Schriften aus neuerer Zeit sind noch hervorzuheben: das «Schillerbuch» (Wien 1859), ebenfalls eine ungemein fleißige bibliogr. Arbeit, die bei Gelegenheit der Feier des 100jährigen Geburtsfestes Schiller's erschien; «Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort» (Wien 1864) und «Histor. Wörter, Sprichwörter und Redensarten» (2. Aufl., Hamb. 1866).

Würzburg, ein ehemals reichsfreies Bisthum, wurde 741 (nach andern Angaben 742 oder 746) gestiftet und von den fränk. Königen mit Besitzungen begabt, welche die deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrten. Der erste Bischof war der von Bonifaz bestallte und geweihte Burkhardt. Zum Schutzpatron hatte es den heil. Kilian, der hier schon 688 das Evangelium gepredigt haben soll. Durch gute Wirthschaft und Sparsamkeit war es den Bischöfen möglich, zahlreiche Besitzungen der benachbarten fränk. Grafen und Herren an sich zu bringen, aus welchen allmählich das umfangreiche Fürstbisthum W. sich bildete, an dessen Spitze der Fürstbischof als Herzog von Franken stand. Die erste wirkliche Verleihung des Herzogstitels und der Herzogsgewalt, d. i. der richterlichen Gewalt, findet sich 1120. Eine neue Bestätigung der herzogl. Würde erhielt der Bischof Herold 1168 durch Friedrich I.; in der kaiserl. Urkunde ist aber absichtlich das Wort Franken und fränkisch vermieden und nur von einem «wirzburgischen» Herzoge die Rede. Doch benutzte der Bischof diese Bestätigung, um ihr einen mächtigen Schein zu geben. Es wurden Erbämter am bischöfl. Hofe geschaffen und ansehnliche adeliche Geschlechter damit bekleidet; auch die erste Spur einer landständischen Thätigkeit in Franken datirt von diesem Zeitpunkte her. In geistlichen Angelegenheiten standen die Bischöfe unter dem Erzbischofe von Mainz, selbst nachdem ihnen Benedict XIV. 1751 das erzbischöfl. Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Der Flächeninhalt des Hochstifts belief sich auf 87 Q.-M. mit 250000 E., und die jährlichen Einkünfte wurden zu 500000 Fl. angegeben. Während des Dreißigjährigen Kriegs gab der Kanzler Oxenstierna 1633 dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar die Bisthümer W. und Bamberg als Herzogthum Franken in Lehn, das aber 1634 wieder aufgelöst und an den Bischof zurückgegeben wurde. Infolge des Friedens zu Luneville wurde das Bisthum W. gleich den übrigen unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland säcularisirt und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 an das Kurfürstenthum Baiern zur Entschädigung für seine verlorenen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen, mit Ausnahme einiger Aemter, die an andere Fürsten fielen. Der letzte Fürstbischof, Georg Karl (von Fechenbach), erhielt eine Pension und starb zu Bamberg 9. April 1808. Im Frieden zu Presburg trat Baiern gegen anderweite Entschädigung das Fürstenthum W. 1805 an den ehemaligen Großherzog Ferdinand III. (s. d.) von Toscana ab, der das 1803 zur Entschädigung überlassene Kurfürstenthum Salzburg an Oesterreich überließ, wogegen nun W. statt Salzburg zum Kurfürstenthum W. erhoben wurde. Am 30. Sept. 1806 trat der Kurfürst Ferdinand dem Rheinbunde bei und nahm nun den Titel Großherzog von W. an. Durch Beschluß des Wiener Congresses erhielt der Großherzog seinen Erbstaat Toscana, W. aber fiel an Baiern zurück. Gegenwärtig bildet das Fürstenthum einen Theil des Unterfränkisch-Aschaffenburgischen Kreises; kleinere Theile desselben fielen aber an Baden und Würtemberg, während das Fürstenthum Aschaffenburg, die Aemter Brückenau, Hammelburg, Weyhers, Alzenau, Amorbach, Klein-Heubach und Miltenberg, Marktsteft und die ehemalige Freie Reichsstadt Schweinfurt den ganzen Unterfränkisch-Aschaffenburgischen Kreis ausmachen. Der Flächeninhalt, der zum abgetretenen Großherzogthum W. gehörte, betrug 107 Q.-M. mit ungefähr 260000 E., von denen die meisten der kath. Kirche angehören. Das Land ist eben, allein hohe und waldige Gebirge umgeben dasselbe: nach Norden die Rhön, nach Westen der Spessart, welcher die Grenze des Fürstenthums gegen Mainz zu bildete, gegen Osten und Süden, an der frühern Grenze des Hohenloheschen über das Castellische und Schwarzenbergische, der Steigerwald. Die getreidereichen Gegenden des Grabfeldes, des Schweinfurter und Ochsenfurter Gaus, die futterreichen Thäler der Fränkischen Saale, der Werra, der Streu und der Tauber liegen innerhalb des ehemaligen Fürstbisthums, welches vom Main durchschlängelt wird. Die edelsten Sorten des

Frankenweins (s. d.) gedeihen an den Ufern dieses Stroms, namentlich der Stein und Leisten bei Würzburg und der Kallmuth bei Homburg. An Mineralien ist das Ländchen nicht reich, wol aber an Mineralquellen, zu denen das berühmte Kissingen (s. d.) und der Nachbarbrunnen Bocklet gehört. Vgl. Schöpf, „Historisch-statist. Beschreibung des Hochstifts W." (Hildburgh. 1802); Ussermann, „Geschichte des Stifts W." (Nürnb. 1803).

Würzburg, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums Würzburg, jetzt des bair. Regierungsbezirks Unterfranken, liegt in einem schönen Thale an beiden Ufern des Main, über welchen eine 603 F. lange steinerne, mit Statuen von Heiligen geschmückte Brücke von acht Bogen führt. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 33414 (3. Dec. 1867, ohne Militär), darunter 27720 Katholiken, 4604 Protestanten, 1063 Juden u. s. w. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das große und schöne, 1720—44 neuerbaute bischöfl. Schloß oder die Residenz, eins der schönsten Fürstenschlösser, mit einem herrlichen Garten, und das 1576 gestiftete große, reiche und trefflich eingerichtete Julinshospital, in dessen Nähe 1850 ein neues Anatomiegebäude in dem neueingerichteten Botanischen Garten aufgeführt ward. Unter den vielen Kirchen sind bemerkenswerth die reichverzierte Domkirche, die seit 1042 von Grund aus wieder aufgebaut wurde, mit der Schönborn'schen Kapelle und vielen Denkmalen von Bischöfen; die Marienkapelle, eins der schönsten Denkmale altdeutscher Kunst, mit 14 Statuen von Tilmann Riemenschneider aus dem 15. Jahrh.; die Kirche von Stifthaug, 1670—91 neu erbaut, mit majestätischer Kuppel; die Neumünsterkirche mit den Gebeinen des heil. Kilian. Ansehnliche Gebäude sind auch das Rathhaus, die Regierung, die Universität mit der Sternwarte, das Schullehrerseminar, das Theater, das Harmoniegebäude, der alte und neue Bahnhof, die Schrannenhalle, die Maxschule und das chem. Laboratorium. Die Straßen zunächst dem Schloßplatze sind breit und regelmäßig, die meisten andern schmal und krumm; die belebteste ist die Domstraße. Vor dem Julinshospitale steht eine Statue des Fürstbischofs Julius (von Wiedemann); ein Denkmal Walther's von der Vogelweide befindet sich in einer Nische der Neumünsterkirche.

Die Universität zu W. wurde 1403 vom Bischof Johann von Egloffstein gegründet, überlebte aber ihren Stifter nicht. Erst 1582 erfolgte die Gründung einer neuen Hochschule durch den Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, der die reiche Dotation derselben sowie des gleichfalls von ihm gestifteten Hospitals aus den Gütern und Einkünften der im Bauernkriege und brandenb. Kriege verwüsteten und verlassenen Klöster nahm. Schon in der Absicht des gemeinsamen Stifters hatte es gelegen, das Hospital zum Zwecke des medic. Studiums mit der Universität in Verbindung zu setzen, und diese Verbindung sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, erhielten zu allen Zeiten die medic. Facultät in hohem Rufe, der zur fortwährenden Blüte der Universität hauptsächlich beitrug. Die theol. und philos. Studien waren bis zur Aufhebung des Jesuitenordens ausschließend in dessen Händen. Einen besondern Aufschwung nahm die Universität unter dem vorletzten Fürstbischof, Franz Ludwig von Erthal (gest. 1795), der im Geiste der fortschreitenden Zeit regierte und helldenkende und gelehrte Männer als Professoren berief. Auch als W. an das Kurhaus Pfalzbaiern kam, wurde die Universität in ihrer Blüte nicht gestört, vielmehr sorgfältig gepflegt. Die Abtretung des Fürstenthums W. an den vormaligen Großherzog von Toscana, Ferdinand, dagegen hatte den ungünstigsten Einfluß auf den Zustand der Universität. Erst als W. 1814 wieder mit Baiern vereinigt wurde, erfreute sich die Universität wieder eines neuen Lebens. Der Sitz der medic. Facultät, der viele Gelehrte von europ. Rufe (wie Textor, Schönlein, Marcus, Rienecker, Schmidt, Scherer, Scanzoni, Bamberger, Linhart, Tröltsch, Kölliker, Virchow u. s. w.) angehören, ist gewissermaßen das Julinshospital, welches, nächst den Krankenzimmern, die Hörsäle zum theoretischen Unterricht, das anatom. Theater und Präparatencabinet, den botan. Garten und das chem. Laboratorium umfaßt. In unmittelbarer Nähe schließen sich an das Entbindungshaus und das Krankenhaus für Epileptische. Die anatom. Anstalt erhielt eine neue zweckmäßige Organisation und die zootom. Anstalt ein besonderes Local. In der jurist. Facultät wurde für die Studirenden aus dem Rheinkreise 1821 eine Professur des franz. Rechts errichtet. Auch besteht eine staatswirthschaftliche Facultät. Die Bibliothek enthält über 100000 Bände, und ihr Fonds, der jährlich 3000 Fl. abwirft, ist von dem vormaligen Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, gestiftet. Das Naturaliencabinet wurde von dem ehemaligen Minoriten, Professor Blank (gest. 1827) gesammelt und durch spätere Ankäufe ansehnlich vermehrt. In dem musikalischen Institute kann jedermann im Gesange oder auf einem beliebigen Instrumente unentgeltlich Unterricht erhalten, und es werden von demselben wöchentlich zweimal große Tonstücke aufgeführt. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind die Medicinisch-Physika-

lische Gesellschaft und der Historische Verein besonders nennenswerth. Nächst der Universität besitzt W. ein Gymnasium, eine Lateinische Schule, ein Realgymnasium, eine Kreislandwirthschafts- und Gewerbschule, ein kath. geistliches und ein Schullehrerseminar, eine Thierarzneischule, eine Hebammenschule, eine Gesellschaft zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe und eine Frauengesellschaft zur Unterstützung und Beförderung weiblicher Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit; ferner, abgesehen von dem Juliushospital, eine Taubstummen- und eine Blindenanstalt, das Bürgerhospital und andere wohlthätige Anstalten. Auch bestehen ein adeliches Damenstift und mehrere Klöster. Die Fabriken liefern Wollzeug und Tuch, Leder, Taback, Eisenbahnwagen und Schaumweine. Sehr bedeutend ist der durch die Mainschiffahrt wie durch die nach allen Seiten hin (Bamberg, Nürnberg, Ansbach, Heidelberg und Frankfurt) auslaufenden Eisenbahnen geförderte Handel, besonders mit Wein und Frucht. Außerhalb der Stadt, auf dem linken Ufer des Main, liegt auf einem 400 F. hohen Berge die Feste Marienberg, bis 1720 der Sitz der Bischöfe. An einem Abhange dieses Bergs, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein und auf den der Festung gegenüberliegenden Steinbergen der Steinwein. (S. Frankenweine.) In dem benachbarten ehemaligen Cistercienserkloster Zell befindet sich die Buchdruckermaschinenfabrik von König und Bauer. Bei W. erlitt 3. Sept. 1793 der franz. General Jourdan eine Niederlage durch Erzherzog Karl, nachdem ihn derselbe schon 24. Aug. bei Amberg geschlagen hatte. Am 27. Juli 1866 endete, nachdem die Feste Marienberg beschossen worden, mit der Besetzung W.s der Feldzug der preuß. Mainarmee. 1867 wurde mit der Demolirung der Festungswerke der Stadt begonnen. Vgl. Heffner und Reuß, «W. und seine Umgebungen» (Würzb. 1852); Scharold, «Beiträge zur ältern und neuern Chronik von W.» (2 Bde., Bamb. 1818—19).

Wurzel nennt man in der botan. Wissenschaft denjenigen Theil einer Pflanze, welcher in entgegengesetzter Richtung wie der Stengel oder Stamm wächst, in seinen Enden keine Knospen, sondern derbwandige Hüllen (Wurzelhauben, s. Pflanzen) trägt und daher auch keine Blätter zu entwickeln vermag. Durch die angegebenen Merkmale unterscheiden sich die W. von den unterirdischen Achsen oder Rhizomen (Wurzelstöcken), welche gewöhnlich mit den W. verwechselt und zusammengeworfen werden (z. B. die sog. Queckenwurzel, welche ein mit Adventivwurzeln besetztes Rhizom ist). In der Regel wachsen die W. in der Richtung nach unten, d. h. in den Boden hinein, dem Mittelpunkte der Erde zu, doch gibt es vielfache Abweichungen von diesem Gesetze. Man unterscheidet in der Wissenschaft Haupt-, Neben- und Adventivwurzeln. Die Hauptwurzel ist stets die unmittelbare Verlängerung der Radicula des Keimes. Dieselbe erscheint meist verästelt, selten einfach und wird, wenn sie sich durch Stärke und Länge auszeichnet, Pfahlwurzel genannt. Nebenwurzeln heißen die bei monokotylen Pflanzen schon im Keim vorgebildeten, neben der Radicula befindlichen, aus der Achse des Keimes entspringenden W., aus denen sich die für jene Gewächse charakteristische Zaserwurzel entwickelt, eine büschelförmige Vereinigung ziemlich gleichstarker Wurzelstränge. Wo eine Zaserwurzel gebildet werden soll, verkümmert die Radicula oder die aus ihr bereits hervorgegangene Hauptwurzel. Haupt- und Nebenwurzeln dienen stets nur zur Aufsaugung der flüssigen Bodennahrung, sind also entschiedene Ernährungsorgane. Die Adventivwurzeln dagegen können verschiedenen Zwecken dienen. Darunter versteht man W. (Nebenwurzeln), welche aus dem Stamm oder Stengel (ober- oder unterirdischem) entspringen. Die an unterirdischen Achsen entwickelten Adventivwurzeln dienen ebenfalls blos als Ernährungsorgane; solche Adventivwurzeln aber, welche aus oberirdischen Achsen hervorwachsen und daher mit der Luft und dem Licht in Berührung kommen, treten bald als Ernährungsorgane auf (z. B. die eigenthümlich gebauten, fleischigen, meist unverzweigten sog. Luftwurzeln vieler tropischer Orchideen und Aroideen), bald als Haft- und Stützorgane. So treibt z. B. der Epheu aus seinen Ranken weiße Adventivwurzeln, mittels deren er sich an Baumstämmen, Felsen, Mauern anklammert, und in den Tropengegenden gibt es sowol dikotyle Bäume (z. B. Arten von Ficus) als monokotyle (verschiedene Palmen), deren Stämme auf einem förmlichen Gerüst von starken verholzten Adventivwurzeln ruhen, welche aus dem oberirdischen Stamme entsprungen und nach unten wachsend in die Erde eingedrungen sind. Ja, bei gewissen Ficusarten ruht die breite Astkrone auf einer Menge säulenförmiger Nebenstämme, welche nichts anderes sind als aus den Aesten entsprungene und nach unten bis in den Boden hineingewachsene Adventivwurzeln. Auf der Fähigkeit des Stammes oder Stengels, Adventivwurzeln treiben zu können, beruht die Möglichkeit, durch abgeschnittene Zweige, Reiser, Aeste (Stecklinge, Setzreiser, Setzstangen) gewisse Pflanzen zu vermehren, denn alle diese abgeschnittenen und in den Boden oder zunächst in Wasser gesetzten Zweige u. s. w. müssen W. entwickeln, sollen sie zu einer selbständigen Pflanze werden. Die Adventivwurzeln spielen folglich

in der Gärtnerei und selbst in der Land- und Forstwirthschaft (z. B. bei Anlegung von Weidengehegen an Flußufern) eine wichtige Rolle. Zu bemerken ist noch, daß man oberflächlich verlaufende, wol gar über die Erde hervortretende W., namentlich von Bäumen (z. B. der Fichte), Thauwurzeln zu nennen pflegt, und daß die W. der Laubbäume, wenn sie vollkommen verholzt sind, die Fähigkeit erhalten (wenigstens die oberflächlich verlaufenden), gleich dem Stamme Knospen (Adventivknospen) und folglich beblätterte, über den Boden hervortretende Achsen (Wurzellohden, Wurzelsprossen, Wurzelbrut) zu entwickeln.

Wurzel wird in der Mathematik jede Größe genannt, insofern sie mehrmals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz (s. d.) oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die W. von 4, 8, 16 u. s. w., weil $2 \cdot 2 = 4$; $2 \cdot 2 \cdot 2 = 8$; $2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 = 16$. Im erstern Falle sagt man: 2 ist die Quadrat- oder zweite W. von 4; im andern Falle: 2 ist die Kubik- oder dritte W. von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte W. von 16. Aus einer gegebenen Zahl eine bestimmte W. ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplicirt oder auf eine bestimmte Potenz erhoben (z. B. bei der vierten W. auf die vierte Potenz) die gegebene Zahl oder Größe hervorbringt. Die meisten W. aus Zahlen sind irrational. In der Algebra versteht man unter den W. einer Gleichung die Werthe der darin vorkommenden unbekannten Größe.

Wurzelfüßer (Rhizopoda) heißen meist mikroskopische Thiere, welche dem Kreise der Urthiere angehören, und deren Körper aus einer schleimigen, mit Körnchen erfüllten Substanz besteht, die sowol zur Ortsbewegung als zur Ernährung aus- und einziehbare Fortsätze bildet. Diese Fortsätze können beim Mangel einer besondern Haut miteinander verschmelzen, und in ihnen findet eine lebhafte Körnchenströmung statt. Selten nur sind die W. nackt und dann einem Klümpchen Schleim vergleichbar. Meist haben sie ein inneres, strahlenförmig angeordnetes Kieselgerüst oder noch häufiger eine äußere, oft sehr niedlich gebildete Kalkschale. Zuweilen sind sie einfach, meist aber zusammengesetzt. Die meisten leben im Meere. Für die Erdgeschichte haben sie eine besondere Bedeutung, da sie für sich allein, durch massenhafte Anhäufung, ganze Gebirge und Gebirgsschichten bilden. So sind die Nummulitenkalke durch große, ausgestorbene W. (Nummuliten), die Kreideschichten durch mikroskopische, zusammengesetzte W. (sog. Polythalamien) gebildet, und noch heute finden sich in vielen Meeren mächtige Absätze, die nur von solchen Wesen gebildet worden.

Wurzen, Stadt im Kreisdirectionsbezirk Leipzig des Königreichs Sachsen, $3^1/_2$ M. östlich von Leipzig an der Mulde und der Leipzig-Dresdner Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Gerichtsamts und einer Superintendentur und zählt 7252 E. (1867). Das vorzüglichste Gebäude der Stadt ist die Domkirche, mit zwei Thürmen, die 1114 eingeweiht, nach wiederholten Bränden erweitert und 1817—18 gänzlich renovirt wurde. Die St.-Wenceslai- oder Stadtkirche ist spätern Ursprungs. Eine steinerne Brücke führt erst seit 1830 über die Mulde, neben welcher 1837 die Eisenbahnbrücke angelegt wurde. Von Unterrichtsanstalten bestehen drei Bürgerschulen und seit 1840 eine Sonntagsschule. Die Bewohner entwickeln viel Gewerbthätigkeit. Von den größern gewerblichen Etablissements sind zu nennen: bedeutende Mahl-, Graupen- und Oelmühlen, eine Papierfabrik, eine Tapetenfabrik, eine Fabrik zur Bereitung von Wollstaub für die Tapetenfabrikation, Fabriken für Taback und Filz, eine städtische Gasfabrik, eine Maschinenbauanstalt, ein Dampfsägewerk u. s. w. W. wurde von den Sorbenwenden gegründet und kommt schon frühzeitig als Stadt vor. Gleichzeitig mit der Erbauung der Domkirche errichtete hier 1114 der meißnische Bischof Herwig ein Collegiatstift, welches mit der Reformation protestantisch wurde. Von den in W. residirenden meißner Bischöfen erbaute Johann von Sahlhausen zu Ende des 15. Jahrh. das noch bestehende Schloß, gegenwärtig Sitz des Gerichtsamts. Nach Einführung der Reformation im Domkapitel resignirte 1581 der Bischof Johann von Haugwitz, und es kam das Stift Meißen nebst W. an das Kurhaus Sachsen. Aber auch nach dieser Zeit, bis zur Landestheilung 1815, behielt W. eine besondere «Stiftsregierung» und ein «Stiftsconsistorium». Die Verhältnisse des noch gegenwärtig bestehenden Collegiatstifts sind neuerdings durch Uebereinkommen mit der Staatsregierung, ähnlich wie beim meißner Hochstift, dahin reformirt worden, daß nach dem Absterben der vorhandenen Stelleninhaber der Landesherr die Stellen an Männer, welche sich um Kirche, Staat oder Wissenschaft verdient gemacht haben, vergibt. W. war 1542 Schauplatz des sog. Fladenkriegs. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt durch die Schweden in der Charwoche 1637 großentheils niedergebrannt, 1643 unter Torstenson ausgeplündert und im folgenden Jahre so hart mitgenommen, daß die meisten Einwohner auswanderten.

Wüste nennt man einen großen, gewöhnlich ebenen Landstrich, welcher infolge großer Armuth oder völligen Mangels an Wasser alles Pflanzenwuchses entbehrt und daher unbewohnbar ist. Mit der Steppe (s. d.) theilt die W. den Charakter ermüdender Einförmigkeit, unterscheidet sich aber von dieser wesentlich darin, daß sie, dem Menschen und den mächtigen Einflüssen der Vegetation völlig unbezwingbar und in ihrer ursprünglichen Roheit verharrend, nichts als nackte und todte Einöden darbietet. Der Wüstenboden besteht entweder aus starren, steinigen Massen, oder er ist mit kiesartigem, nicht selten mit leichtbeweglichem Flugsande bedeckt, oder auch aus Salzbänken, kochsalz- und kalireichem Sande zusammengesetzt. Danach unterscheidet man Stein- oder Felsenwüsten, Sandwüsten und Salzwüsten. Die Sandwüsten sind die vorherrschenden. Dieselben gleichen an Einförmigkeit und Unabsehbarkeit den weiten Spiegelflächen des Meeres. Die Völker Afrikas und Asiens nennen sie daher auch Sandmeer, wie das Kamel, ohne welches keine Durchwanderung großer Wüstenstrecken möglich wäre, von den orient. Dichtern den Namen des Landschiffs oder Schiffs der W. (Sefynet-el-badyet) erhalten hat. Doch ist die Eintönigkeit nur im großen und ganzen Charakter der W. Es finden sich in ihr auch manche Unterschiede in Form und Bekleidung der Oberfläche, die freilich dem Auge der Fremden oft kaum bemerkbar sind, während der Araber, der Sohn der W. (Beduin), in seiner reichen Sprache eine Menge Benennungen für dieselben hat. Es kommen in der Sand- und in der Steinwüste Unterbrechungen, Klippen, Hügelketten, ja selbst in der nordafrikanischen W., die man bislang als eine völlige Tiefebene angesehen hat, sogar förmliche Gebirge vor, ferner wasserlose Schluchten und Spalten, Flußthäler oder Wadi (s. d.) und Seebecken, deren Wasser in der heißen Jahreszeit meist wieder versiegen, wie die Flüsse, die hier und da aus den umliegenden Randgebirgen herabströmen, sich im Sande verlieren und verdunsten. Auch gibt es, abgesehen von den Flachthälern, einzelne infolge perennirender Quellen oder unterirdisch verrinnender Wadigewässer und angesammelter Dammerde entstandene fruchtbare, oft mit überraschend üppiger Vegetation geschmückte Landstriche, Oasen (s. d.) genannt, die einzig möglichen Wohnsitze für Menschen. Wie die Steppe, ist auch die W. auf bestimmte Zonen beschränkt. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Alte Welt, und in ihr wieder der heiße Erdstrich, die ausgedehntesten Wüstengebiete besitzt, daß die Ebenen in Afrika, soweit sie bekannt, durch W., in Asien und im Innern des continentalen Australien durch W. und Steppen zugleich, in Amerika vorherrschend durch Steppen charakterisirt sind, während Europa eigentliche Steppen nur im südl. Rußland hat. Durch die Alte Welt zieht, abgesehen von dem Binnenlande des südl. Hochafrika, mit einzelnen wenigen Unterbrechungen ein ungeheuerer Wüstengürtel von dem Atlantischen Ocean bis an den äußersten Ostrand Centralasiens in einem gegen 2000 M. langen, südwärts gewölbten Bogen. Dieser Gürtel beginnt mit der nordafrikanischen W. Saharâ (s. d.), welche, die größte von allen, über ein Fünftel von Afrika einnimmt, im Westen auch wol Sahel, im Osten Libysche W. genannt wird, dort vorherrschend Sand-, hier Steinwüste ist. Gegen Osten finden sich drei Einsenkungen des Bodens, die in dieser Richtung an Größe und Wasserfülle zunehmen, die Depression der Oasenreihe im Westen von Aegypten und Nubien, das Nilthal und das Bassin des Rothen Meeres, drei Querfurchen, welche, diesen Wüstenstrich unterbrechend, drei von der Natur vorgezeichnete Communicationswege zwischen dem Süden und Norden bilden und das ägypt.-nubische Wüstengebiet als unmittelbare Fortsetzung der Saharâ begrenzen. Jenseit des Isthmus von Suez und des Rothen Meeres beginnt die Wüste des Peträischen Arabien mit der felsigen und klippigen Halbinsel des Sinai, daran schließt sich der Wüstenring, welcher im Innern der großen Halbinsel Arabien das fruchtbare Nedschd umgibt, und weiter nordwärts von diesem, in dem zwischen dem Hochland von Palästina, Syrien und dem Euphrat gelegenen Tieflande, die Syrisch-Arabische W. Jenseit des Schat-el-Arab, jenseit des Persischen Meerbusens und der westiranischen Bergterrassen setzen den Wüstengürtel die W. des iranischen Plateau fort, die als ungeheuere Sandmeere (Bejaban) ganz Persien von der Nähe des Kaspischen bis zum Indischen Meere hin durchschneiden, die salz- und kalireichen W. von Irak-Adschemi, von Kerman, Seistan oder Sedschestan und von Mekran in Beludschistan (die gedrosische W. der Alten). Diese iranischen W. trennt der Indus von der Indischen W., auch W. Sind und W. von Radschastan genannt, die 120 M. lang, 80 M. breit ist, oft 20—100 F. hohe Flugsandhügel, aber auch viele angebaute Oasen enthält und darum minder beschwerlich zu durchreisen ist. Aber auch im Norden von Persien breiten sich neben Steppen und einzelnen Culturstrichen weite Wüstengebiete aus, die Sandwüsten von Turan, vom Kaspischen Meere ostwärts bis zum Alpenlande von Turkestan, und jenseit des letztern erstreckt sich im centralen Hochasien von Turfan ostwärts durch die ganze

Mangolei die ungeheuere, theils sandige, theils steinige Plateauwüste Kobi oder Scha-mo, welche den äußersten Ostflügel des großen Wüstengürtels der Alten Welt bildet, dessen Gesammtareal an 250000 Q.-M. betragen mag. Das Innere des Continents von Australien hat neben Steppen wasserlose W. von unbekannter Ausdehnung und von einer so abschreckenden Oede und Unwirthlichkeit aufzuweisen wie wenige Theile der Erde. In Amerika herrscht allerdings die Steppe vor, aber keineswegs fehlt es diesem Erdtheil an wirklichen W. Die Strandwüste von Atacama zieht sich längs des Stillen Ocean durch die ganze bolivian. Provinz Litoral und setzt sich nordwärts bis Arica in Peru, südwärts bis Copiapo in Chile fort, als ein merkwürdiger, nur schmaler, aber 130 M. langer Wüstenstrich zwischen dem Ocean und den höchsten Massen der Cordilleren gelegen. Die größten W. der Neuen Welt aber enthält Nordamerika in dem Bassin des Großen Salzsees im Lande Utah (s. d.), in der Llano-Estacado zwischen Neumexico und Texas und in der W. Bolson im mexic. Staate Chihuahua.

Das Durchziehen aller solcher W. ist nur durch Karavanen zu ermöglichen und stets ein großes Wagniß, theils wegen der verheerenden Staub- und Sandsäulen, welche, den Wasserhosen des Ocean gleich, der Wind aufwirbelt und vor sich hertreibt, theils wegen der alles auszehrenden Winde selbst (s. Samum) und der unglaublich verdünnten Atmosphäre, welche die dürren Flächen bedeckt und bei Europäern nicht selten Schlagflüsse herbeiführt, theils wegen des Mangels an Schatten, an Schutz gegen die sengende Gluthitze des Sonnenstrahls am Tage und gegen die oft empfindliche Kälte der Nächte, theils wegen der Gefahr der Abirrung von dem Karavanenwege, die durch Verschüttung seiner Spuren oder durch das sinnberückende Trugbild der Luftspiegelung oder Fata-Morgana veranlaßt werden kann, theils wegen der Seltenheit der Quellen und Oasen. Zwar sind hier und da Brunnen angelegt; versiegen diese aber oder werden sie vom Sande verschüttet, so sind Menschen und Thiere rettungslos verloren. Uebrigens sind diese Brunnen oft, wie z. B. in der Libyschen Wüste, 6—12 Tagereisen voneinander entfernt, und um sie vor dem Flugsande zu schützen, werden sie, da es an Steinen fehlt, mit Knochen von Kamelen eingefaßt und mit Kamelhäuten bedeckt. Zwar wird auch in Schläuchen stets Wasser mitgenommen, aber die große Hitze trocknet dasselbe bald aus oder macht es durch Fäulniß ungenießbar. Von Thieren kommen nur Antilopen, von Pflanzen Disteln, Mimosen und dürres Strauchwerk in der W. fort. Nicht einmal Vögel, den schnellfüßigen Strauß ausgenommen, wagen sich in die W. hinein, weil sie dort ohne Nahrung umkommen müssen. Ihr Erscheinen gilt den Karavanen als Zeichen naher Quellen oder Oasen, wie dem Schiffer auf dem Ocean als Zeichen nahen Landes. Die Völker, welche die W. umwohnen oder ihre Oasen in Besitz genommen, sind wie die Küsten- und Inselbewohner Handelsleute oder Räuber, je nach der Stufe ihrer geistigen Ausbildung. Die See fördert den Uebergang zur Cultur, die W. wirkt hemmend auf dieselbe. Meisterhafte Schilderungen der Steppen und W. finden sich in Alex. von Humboldt's «Ansichten der Natur» (3. Ausg., 2 Thle., Stuttg. und Tüb. 1849).

Wüstenfeld (Heinrich Ferdinand), verdienter deutscher Orientalist, geb. 31. Juli 1808 zu Hannoverisch-Münden, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und besuchte dann ein Jahr hindurch das Lyceum zu Hannover, wo er im Hause Grotefend's viel Belehrung und Anregung fand. Ostern 1827 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald ausschließlich den orient. Studien zu, die er auf der Universität zu Berlin fortsetzte. Nach seiner Rückkehr nach Göttingen erwarb er sich im Febr. 1831 die philos. Doctorwürde und trat Ostern 1832 als Privatdocent auf. 1836 ernannte ihn die philos. Facultät zu ihrem Assessor, und im Sommer 1838 erhielt er eine Anstellung an der Universitätsbibliothek. 1842 erfolgte seine Ernennung zum außerord., 1856 zum ord. Professor. W. hat sich besonders um die Förderung der arab. Studien im Abendlande die größten Verdienste erworben. Vor allem stellte er sich die Herausgabe arab. Texte zur Aufgabe und machte eine große Anzahl histor., geogr. und literarhistor. Werke aus der reichen arab. Literatur durch den Druck zugänglich. Die Reihe dieser Textausgaben beginnt mit Nawawi's «Liber concinnitatis nominum» (Gött. 1832), Abu-Abdallah Dahabi's «Liber classium virorum qui Korani et traditionum cognitione excelluerunt» (Gött. 1833—34), dem «Specimen el-Lobabi» (Gött. 1835) und von Abulfeda's «Tabulae quaedam geographicae» (Gött. 1835). Diesen folgten die umfangreichen biographischen Werke von Ibn-Challikan («Vitae illustrium virorum», Abth. 1—13, nebst Zusätzen, Gött. 1835—50) und Nawawi («Biographical dictionary of illustrious men», 4 Bde., Gött. 1842—47); ferner von histor. und geogr. Werken Makrizi's «Geschichte der Kopten» (Gött. 1845), Jakut's «Moschtarik» (d. i. Lexikon geogr. Homonyme, Gött. 1846),

von Cazwini's «Kosmographie» (2 Bde., Gött. 1848—49), von Ibn-Coteiba's «Handbuch der Geschichte» (Gött. 1850), von Mohammed ben-Habib's Schrift «Ueber die Gleichheit und Verschiedenheit der arab. Stämmenamen» (Gött. 1850), von Ibn-Doreid's «Genealog.-etymolog. Handbuch» (2 Bde., Gött. 1853—54). Diesen schlossen sich neuerdings noch an die Ausgaben der «Chroniken der Stadt Mekka» (4 Bde., Lpz. 1857—61), von Ibn-Hischam's «Leben Mohammed's» (4 Thle., Gött. 1857—60), endlich die Ausgabe von Jakut's berühmtem «Geogr. Wörterbuch» (4 Bde., Lpz. 1866 fg.). Von W.'s eigenen Schriften, welche aus den Quellen geschöpfte Beiträge zur Geschichte, Geographie und Literaturgeschichte des Orients gewähren, sind hervorzuheben: «Die Akademien der Araber und ihre Lehrer» (Gött. 1837); «Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher» (Gött. 1840); «Genealog. Tabellen der arab. Stämme und Familien» (Gött. 1852; Register, 1853); die verdienstlichen «Vergleichungstabellen der mohammed. und christl. Zeitrechnung» (Lpz. 1854). Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge zu Lüdde's «Zeitschrift für vergleichende Erdkunde», den «Göttinger Studien», den «Abhandlungen» der göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, den «Göttinger gelehrten Anzeigen», der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», zu Benfey's «Orient und Occident» u. s. w.

Wuth, s. Manie und Hundswuth.

Wuttke (Heinrich), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 12. Febr. 1818 zu Brieg in Schlesien, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf dem Magdalenengymnasium zu Breslau. Schon hier eifrig histor. Studien zugewandt, setzte er diese seit 1835 auf der dortigen Universität mit vielem Erfolge fort. Bereits 1838 trat er mit einer kritischen Arbeit über das «Tagebuch Valentin Gierth's» vor die Oeffentlichkeit, welche einen literarischen Streit anregte, der zu W.'s Gunsten verlief. Um dieselbe Zeit promovirte er mit einer werthvollen Dissertation über Thucydides. Nachdem er das J. 1839 in Berlin zugebracht, ging er 1840 nach Leipzig, wo er sich Ostern 1841 habilitirte und durch seine lebhaften und geistvollen Vorträge über Geschichte und histor. Hülfswissenschaften bald einen wachsenden Zuhörerkreis um sich versammelte. Nebenbei betheiligte er sich lebhaft an den polit. Bewegungen und Bestrebungen jener Zeit. Unter anderm trat er den damals sich entwickelnden panslawistischen Ideen mit der Schrift «Polen und Deutsche» (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1847) entgegen, die ihm Anfeindungen von seiten der preuß. und österr. Regierungen zuzogen. Als 1846 der «Offene Brief» des Königs von Dänemark erschien, verfaßte er die erste Adresse an die Schleswig-Holsteiner. Als Früchte seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit veröffentlichte er von größern Arbeiten die «Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens» (2 Bde., Lpz. 1842—43) und «Die schles. Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth in alter und neuer Zeit» (Lpz. 1847). Auch begann er ein «Jahrbuch der deutschen Universitäten» (2 Bde., Lpz. 1842). Infolge der Märzbewegung von 1848 wurde er in das Vorparlament nach Frankfurt entsandt; auch wirkte er für Begründung des sächs. Vaterlandsvereins. Zugleich erhielt er im Frühjahr 1848 eine ord. Professur an der Universität. Nach Blum's Tode trat W. als erwählter Stellvertreter in die Deutsche Nationalversammlung ein. Er wurde hier Mitbegründer und eins der thätigsten Mitglieder der großdeutschen Partei. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig setzte er neben fortwährender Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten seine akademische und wissenschaftliche Laufbahn mit Eifer und Erfolg fort. Von der großen Anzahl größerer und kleinerer Schriften, die er seitdem veröffentlichte, sind zu nennen: «Erdkunde und Karten des Mittelalters» (Lpz. 1854); die Ausgabe der «Kosmographie des Istriers Aithicus im lat. Auszuge des Hieronymus» (Lpz. 1854) sowie eine Denkschrift über die Echtheit derselben (Lpz. 1854); ferner «Die Völkerschlacht bei Leipzig» (Berl. 1863 u. öfter); «Städtebuch des Landes Posen» (Lpz. 1864; Nachtrag 1866); «Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung» (Hamb. 1866); «Denkschrift über das geistige Eigenthum» (Lpz. 1866); «Ueber die Gewißheit der Geschichte» (Lpz. 1865) u. s. w. Auch gab er Huschberg's «Die Kriegsjahre 1756, 1757 und 1758» (Lpz. 1856) sowie Klose's «Wilhelm von Oranien» (Lpz. 1864) heraus. Seit längerer Zeit ist er mit einer Geschichte der Musik beschäftigt. In der Tagespolitik vertritt W. mit Ausdauer und Entschiedenheit den großdeutschen Standpunkt.

Wuttke (Karl Friedr. Adolf), namhafter deutscher Theolog, geb. 10. Nov. 1819 zu Breslau, widmete sich auf der Universität daselbst theol. und philos. Studien und hielt seit 1848 als Privatdocent Vorlesungen über Philosophie. Nachdem er seit 1853 zugleich als Hülfsgeistlicher zu Breslau gewirkt, folgte er 1854 einem Rufe als außerord. Professor der Theologie nach Berlin. 1861 siedelte er als ord. Professor für systematische Theologie nach Halle über. Seine literarische Thätigkeit begann W. mit den «Fragen an die allgemeine christl. Kirche» (Bresl.

1845), mit denen er der verneinenden Richtung der Ronge'schen Bewegung entgegentrat. 1849—50 redigirte er ein Jahr lang eine conservativ-constitutionelle Zeitung in Königsberg. Sein literarischer Ruf gründet sich jedoch auf seine beiden Hauptwerke, die «Geschichte des Heidenthums in Bezug auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben» (Bd. 1 u. 2, Bresl. 1851—53), in welcher er bisher die wilden Völker, die Mongolen, Mexicaner, Peruaner, Chinesen, Japaner und Indier behandelte, und das «Handbuch der christl. Sittenlehre» (2 Bde., Berl. 1860—61; 2. Aufl. 1864—65). Als Ergebnisse seiner religionsgeschichtlichen Studien sind noch hervorzuheben die «Abhandlung über die Kosmogonie der heidnischen Völker vor der Zeit Jesu» (Haag 1850), die von der haager Gesellschaft für Vertheidigung der christl. Religion gekrönt und veröffentlicht wurde, und die Schrift «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Hamb. 1860). Als Abgeordneter für den preuß. Landtag von 1866—67 war W. Mitglied der conservativen Fraction.

Wyck (Thomas), Maler und Radirer, geb. 1616 zu Harlem, gest. 1686 (nach andern 1682) zu London, zeichnete sich durch genreartige Darstellungen aus dem Leben des Markts und der öffentlichen Lustbarkeiten aus. Quacksalber, Seiltänzer, Gaukler, von einer gaffenden Menge umstanden, wußte er mit Humor zu schildern. Auch Laboratorien, Städteansichten, darunter eine Darstellung Londons vor dem großen Brande von 1660 und des brennenden London, Standbilder mit mannichfaltiger Staffage findet man von ihm. Zu letztern hat er größtentheils in Italien, wo er sich einige Jahre aufhielt, seine Studien gemacht. Später begab er sich nach London, wo er sich niederließ und eines großen Ansehens genoß. Es gibt auch eine Anzahl ziemlich seltener Radirungen von ihm, die sehr geistreich und leicht behandelt sind. Man kennt bisjetzt 25 Blätter.

Wyk (Hafenplatz und Seebad), s. Föhr.

Wynants (Joh.), ein berühmter holländ. Landschaftsmaler, wurde zu Harlem 1600 geboren. Ueber sein Leben fehlt es ganz an Nachrichten, aber aus seinen Werken läßt sich sein Fleiß und seine große Kunstgeschicklichkeit erkennen. In seinen schön gewählten Landschaften, oft aus Harlems Gegend, mit malerischen Sandhügeln, findet man gewöhnlich die Vorgründe mit Kräutern, mit alten Weidenstämmen, mit Feldblumen u. s. w. aufs reichste geschmückt. Den Werth seiner Gemälde heben sehr oft die Staffagen seiner großen Zeitgenossen, Ph. Wouwerman's, Adr. van der Velde's, die seine Schüler waren, B. Gaal's u. a. W. starb 1677. Sind schon seine Gemälde selten, so sind es noch weit mehr seine Zeichnungen, und wenige Sammlungen haben deren aufzuweisen.

Wyoming, ein schön gelegenes Thal am Susquehannah in Luzerne-County in Pennsylvanien, ist bekannt geworden durch seine von einem engl. Parteigänger, Oberst Butler, 5. Juli 1778 bewirkte Zerstörung, bei welcher an 200 Menschen von den Indianern massakrirt wurden. Campbell's Gedicht «Gertrud of Wyoming» schildert dieses traurige Ereigniß in etwas übertriebenen Farben. — W. ist ferner der Name eines Territoriums, welches die Bewohner des südl. Idaho und nördl. Utah auf der östl. Seite der Felsengebirge 1867 zu organisiren wünschten, wozu sie aber zur Zeit nicht die Einwilligung des Congresses erlangen konnten, indem nur das Repräsentantenhaus dafür stimmte, während der Senat dagegen war.

Wysocki (Piotr), einer der Hauptbeförderer des poln. Aufstandes von 1830, geb. 1799 zu Warschau, trat 1817 in die königl. Garde und 1824 in die Fähnrichsschule zu Warschau. Als Unterlieutenant stiftete er 1828 eine geheime Verbindung zur Wiederherstellung Polens, die eine sehr große Ausdehnung erhielt, und der sich nach und nach Offiziere fast aller Corps der warschauer Garnison anschlossen. Am 29. Nov. 1830 entflammte er die Fähnriche zum Ergreifen der Waffen. Er war beim Ausbruch der Revolution der Held der Nacht. Bald trat er jedoch in den Hintergrund zurück. Nachdem er als Hauptmann und Flügeladjutant des Fürsten Radziwill bei Wawre und Grochow gefochten, nahm er an Dwernicki's Zuge nach Volhynien theil und trat mit dessen Corps nach Galizien über. Es gelang ihm, nach Warschau zurückzukehren. Zum Obersten des 10. Regiments erhoben, wurde er bei der Erstürmung der Redoute von Wola 6. Sept. 1831 schwer verwundet von den Russen gefangen genommen und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Begnadigt und in die sibir. Bergwerke abgeführt, starb er 1837.

Wyttenbach (Dan.), ein sehr einflußreicher holländ. Humanist der neuern Zeit, wurde 7. Aug. 1746 zu Bern geboren, wo sein Vater, Daniel W., der, durch dogmatische und moralische Lehrbücher bekannt, 1779 als Professor zu Marburg starb, damals als Prediger angestellt war. Nachdem sich der Sohn zu Marburg, Göttingen und Leyden, wo er besonders an Ruhnken einen Führer fand, mit Erfolg den philol. Studien gewidmet, erhielt er 1771 die Professur der

griech. Sprache und später die der Philosophie am Athenäum zu Amsterdam und 1799 die der Beredsamkeit zu Leyden. Seit 1816 trat er in das Privatleben zurück und starb 17. Jan. 1820 zu Oesgeest. Seine Schriften zeichnen sich durch große Belesenheit, gründliche Kenntnisse, gesunde und geschmackvolle Kritik und Erklärung, besonders aber durch leichte, wenn auch bisweilen etwas breite Darstellung aus. Ruf erwarb er sich schon durch seine «Epistola critica» (Gött. 1769), die viele gute Verbesserungen der Werke des Julianus, Eunapius und Aristänetus enthält und von Schäfer in der Ausgabe der «Oratio in Constantini laudem» des Julianus (Lpz. 1802) wiederholt wurde. Hierauf folgten die Schrift des Plutarch «De sera numinis vindicta» (Leyd. 1772), die «Eclogae seu selecta principum historicorum capita» (Leyd. 1793; 4. Aufl. 1807), der «Phaedon» von Plato (Leyd. 1810; neue Ausg., Lpz. 1825) und die «Moralia» des Plutarch (5 Bde., Orf. 1795—1800), wozu noch besonders die «Animadversiones» (3 Bde., Orf. 1810—21) kamen. Aus seinen hinterlassenen Papieren erschien ein «Index Graecitatis» (2 Bde., Orf. 1830). Ebenso trug W. durch die «Praecepta philosophiae logicae» (Amsterd. 1782; neueste Ausg. von Maaß, Halle 1821) viel mit zur Erweckung eines höhern philos. Strebens in Holland bei, sowie er überhaupt durch seine «Bibliotheca critica» (12 Thle. in 3 Bdn., Amsterd. 1777—1808) und die «Philomathia sive miscellanea doctrina» (3 Thle., Amsterd. 1809—17) die Alterthumswissenschaft in umfassender Weise durch Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur zu heben und zu fördern suchte. Durch seine meisterhafte «Vita Ruhnkenii» (Leyd. 1800; herausg. von Frotscher, Freib. 1846) setzte er seinem ehemaligen Lehrer ein herrliches Denkmal. Seine vermischten Abhandlungen erschienen als «Opuscula varii argumenti» (2 Bde., Leyd. 1821; neue Ausg. von Friedemann, Braunschw. 1825), seine Briefe unter dem Titel «Epistolarum selectarum fasciculi tres» von Mahne (Gent 1830). Außerdem wurden viele Anmerkungen W.'s zu griech. und röm. Schriftstellern von spätern Gelehrten bekannt gemacht. Vgl. Mahne, «Vita Wyttenbachii» (2. Aufl., Gent 1823). — Seine Gattin Johanna, geb. Gallien aus Hanau, mit der er sich erst in seinem 72. J. 1817 verband, eine sehr geistreiche Frau, lebte nach dem Tode ihres Gatten in Paris, erhielt 1827 von der Universität in Marburg die philos. Doctorwürde und starb 1830 auf einem Landgute bei Leyden. Sie hat mehrere anziehende Werke verfaßt, namentlich «Théagène» (Par. 1815; deutsch, Lpz. 1816), «Das Gastmahl des Leontis» (deutsch, Ulm 1821) und «Alexis», ein Roman (Par. 1823).

X.

X als Schriftzeichen nimmt im griech. Alphabet die 14., im lat. die 21. und im deutschen, sobald j als ein besonderer Buchstabe betrachtet wird, die 24. Stelle ein. Es findet sich noch nicht im semit. (phöniz.) Uralphabet, aus welchem das Griechische entlehnt ist, sondern wurde diesem erst später, nach einigen Berichten nebst Θ, φ und χ durch Palamedes zur Zeit des Trojanischen Kriegs, nach andern, wenigstens bei den Attikern, mit Einführung des samischen Alphabets unter dem Archon Euklides, etwa 403 v. Chr., beigefügt, indem man demselben die ursprüngliche Stelle des aus dem phöniz. Samech entstandenen Sigma einräumte. Von den griech. Grammatikern wird das Ξ, cursiv ξ, stets als ein Doppelconsonant betrachtet, für welchen die Athener vorher κσ oder χσ schrieben, wie es denn etymologisch aus jeder Verbindung eines Gutturals mit folgender Sibilans entstanden sein kann. Jedoch tritt es im Griechischen häufig auch als Umgestaltung eines ursprünglichen κ oder alternirend mit σσ, ττ auf. Aus dem griech. Alphabet gelangte das Schriftzeichen nach Italien zu den Römern, wo es außer in griech. Fremdworten nur im Inlaut und Auslaut vorkommt und ebenfalls als Doppelconsonant für die Lautverbindungen cs, gs gilt, und ging mit dem lat. Alphabet einerseits zu den deutschen Völkern, andererseits in die roman. Alphabete über. Die Italiener schreiben es jedoch nur in Fremdwörtern und verwandeln es sonst in ss (z. B. Alessandria) oder s (z. B. esaudire). Häufiger gebrauchen es die Franzosen (sowie die Engländer in den franz. Lehnworten), lassen jedoch in der Aussprache meist nur die Sibilans hören, im Gegensatz zu den Spaniern, wo es stets als Kehllaut gleich dem auch in der Schrift sehr oft dafür gesetzten j ausgesprochen wird, außer vor a, wo es wie ss, und vor Consonanten, wo es wie s lautet. Dabei ist zu bemerken,

daß x in mexic. (aztekischen) Namen ursprünglich einen Zischlaut (sch) vertritt. In den german. Sprachen bedient man sich zwar des Schriftzeichens nicht blos in fremden, sondern auch in einheimischen Worten für die Lautverbindungen ks und chs, allein es hat sich nicht recht heimisch machen können, sodaß die Orthographie (z. B. Achse, Axe) meist schwankend bleibt. Bekannt ist in der Mathematik der Gebrauch des x zur Bezeichnung einer unbekannten, noch zu findenden Größe.

Xalapa, s. Jalapa.

Xalisco oder Jalisco, einer der westl. Küstenstaaten Mexicos, auf einer Strecke von 89 M. durch den Stillen Ocean begrenzt, entspricht der ehemaligen Intendanz Guadalaxara, welcher Name auch für den Staat noch üblich ist, und bildete einst mit Zacatecas das sog. Königreich Neugalicien (Nueva Galicia). Der Staat zählt auf 2000 Q.-M. etwa 804000 E. Der größte Theil desselben liegt auf dem Westabhange der Cordillera von Anahuac und besteht theils aus Hochebenen, theils aus Gebirgszügen. Die höher gelegenen Plateaux sind baumlos, überhaupt arm an Vegetation, öde; die niedrigern da, wo kein Wassermangel ist, fruchtbar und reich; die Küste mit Waldungen bedeckt, die sehr gutes Bauholz liefern. Die Gebirge, welche entweder in zusammenhängenden Zügen die Hochebenen durchsetzen und scheiden, oder als einzelne Gruppen aus ihnen emporsteigen, erheben sich 2—3000 F. über ihre Basis. Der einzige bedeutende, aber nicht schiffbare Fluß ist der Rio de Tolotlan oder Rio-Grande de Santiago. Der See Chapála ist der größte von ganz Mexico, indem er 57 Q.-M. bedeckt. Die Küstenstriche des Staats sind heiß und ungesund, das Innere hat dagegen gemäßigtes und gesundes Klima; doch sind an den Gehängen der Cordilleren Regengüsse, Gewitter und Erdbeben häufig. Die Bevölkerung ist großentheils im Thale des Santiago und gegen die Ostgrenze hin zusammengedrängt; in andern Gegenden, besonders im Norden und Nordosten, nur in einzelnen Dörfchen, weit auseinandergelegenen Meiereien und Weilern zerstreut. Auch die Küste ist sehr dünn und fast nur von Mulatten und Negern bevölkert. Die indian. Urbewohner X.s, ehemals kriegerisch und einem blutigen Cultus ergeben, gehören zu den Stämmen der Cazcanes, Guachichiles und Guamanes. Sie sind alle ansässige, dem kath. Ritus zugethane Ackerbauer. Der Staat bildet die Diöcese des Bischofs von Guadalaxara. Das Kirchen- und besonders das Schulwesen ist hier weniger gut bestellt als in manchen andern Theilen Mexicos. Die Producte sind die gewöhnlichen der Hochebenen und Terras-Calientes von Mexico überhaupt. Landwirthschaft und, doch weniger, Bergbau, besonders auf Silber, sind die Hauptnahrungsquellen der Bewohner. Getreide wird über den Bedarf gewonnen, Hausthiere aller Art werden, zum Theil in ungeheuerer Menge, gezogen. Die Industrie war vor der großen Revolution sehr bedeutend, gerieth aber seitdem in Verfall. Nur die Fabrikation von Rebozos und Tapalos ist noch ansehnlich; auch Hüte, schöne Leder- und Töpferwaaren sind noch bedeutende Manufacturgegenstände und werden in fast alle Staaten der Republik verführt. In die Nachbarstaaten gehen außerdem Getreide, Mehl, Vieh, andere Victualien und Baumwolle. Dagegen ist der auswärtige Handel unbedeutend. Die meisten europ. Waaren kommen über Land, von San-Luis Potosi oder Mexico, selbst durch die nordwestl. Staaten. Der Haupthafen ist San-Blas an der Mündung des Santiago, wird aber verhältnißmäßig wenig besucht, weil er sehr ungesund. Die Hauptstadt ist Guadalaxara (s. d.). Nach ihr ist die bedeutendste und volkreichste Stadt Tepic, von blühenden Gärten umgeben, in einer heißen, aber doch gesunden Bergebene, 2500 F. über dem Meere gelegen. Gegenwärtig ist die Stadt einer der wichtigsten Handelsplätze des westl. Mexico und zählt 9000 E. San-Juan de los Lagos, 20 M. östlich von Guadalaxara, in einem Hochthale 6000 F. über dem Meere gelegen, ist wegen der großen Messe berühmt, auf welcher 100—150000 Menschen zusammenströmen.

Xanten, Stadt im Kreise Mörs des rheinpreuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, 1½ M. westlich von Wesel, einst unmittelbar am Rheine, jetzt ¼ M. von dessen linkem Ufer entfernt gelegen, ist der Sitz eines Dekanats des Bisthums Münster sowie eines Friedensgerichts, hat eine evang. Kirche und einen berühmten kath. Dom, einen großen Marktplatz, ein Kloster, ein kath. Progymnasium (eine der ältesten Schulen, 1822 und 1842 reorganisirt) und zählt (1864) 3553 E., die Bierbrauerei, Streichgarnmaschinenspinnerei, Baumwoll- und Leinweberei, Strumpfwirkerei, Färberei und Zeugdruck treiben. Die größte Zierde der Stadt und des ganzen niederrhein. Landes nördlich von Köln ist die fünfschiffige Collegiatkirche oder der St.-Victorsdom, ursprünglich gegründet von der Kaiserin Helena, Mutter Konstantin's d. Gr., zu Ehren des heil. Victor, des letzten Cohortenführers der Thebäischen Legion, der hier 302 unter Kaiser Maximinian nebst 330 Glaubensgenossen hingerichtet wurde. In ihrer jetzigen Gestalt wurde die Kirche erst 1263—1525 erbaut und seit 1861 in trefflicher Weise restaurirt, ein Meister-

werk deutscher Gothik, reich an Gemälden, Grabdenkmälern und prachtvollem Schmuckwerk. Außerdem ist X. merkwürdig wegen der röm. Alterthümer, die in der Umgebung gefunden werden. Es soll hier Ulpia-Castra oder Tricesimae (Standquartier der 30. Legion) und in der Nähe Vetera-Castra gestanden haben, wo im Kriege der Bataver unter Claudius Civilis gegen die Römer 69 und 70 n. Chr. mehrere Schlachten geschlagen wurden. Auch glaubt man die Spuren der von Germanicus bei Vetera geschlagenen Rheinbrücke und auf dem nahen Martinsberge (früher Vorstenberg) die Spuren vom Prätorium des Quinctilius Varus, desgleichen in der Nähe die Reste von Colonia-Trajana entdeckt zu haben, einem Orte, der in mittelalterlichen Chroniken Troja-Francorum oder (wegen des Märtyrertodes des heil. Victor) Troja-Sancta genannt wird. Am 21. Febr. 1858 wurde eine röm. Bronzestatue aufgefunden, und in dem nahe südlich gelegenen Dorfe Birten, wo Otto d. Gr. 939 die Lothringer schlug, hat man ein röm. Amphitheater ausgegraben nebst einer Sphinx, welche jetzt in dem Garten des Gastwirths Ingenlath zu X. steht. Im Nibelungenliede kommt X. als Burg und Geburtsstätte des Drachentödters Siegfried vor. Was man aber als Trümmer derselben ausgibt, sind unzweifelhaft die Ruinen eines frühern Benedictinerklosters, das urkundlich 1116 gestiftet, 1250 mit Cisterciensern besetzt und 1586 von den Spaniern zerstört wurde. Am 12. Nov. 1614 wurde zu X. ein vorläufiger Theilungsvertrag in der jülich-klevischen Erbfolgeangelegenheit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geschlossen. Auf dem Kirchhofe steht eine hohe Spitzsäule als Monument des Kanonikus de Pauw, Vorlesers Friedrich's d. Gr.

Xanthippe, die Gattin des Sokrates (s. d.), wird von gleichzeitigen und spätern Schriftstellern als das Musterbild eines zänkischen und launenhaften Eheweibes dargestellt, deren Name zur Bezeichnung eines bösen Weibes sprichwörtlich geworden ist. Zahlreiche Anekdoten sind vorhanden von den harten Proben, auf welche sie die Geduld ihres Gatten stellte, der ihre Launen mit der Ruhe eines Weisen ertrug. Eine halb scherzhaft, halb ernst gehaltene «Ehrenrettung der X.» hat neuerdings Zeller versucht («Vorträge und Abhandlungen», Lpz. 1865).

Xanthippos, ein Athener, Sohn des Ariphron, Vater des Perikles, befehligte die athenische Flotte in der entscheidenden Schlacht bei Mykale (s. d.) gegen die Perser 479 v. Chr. — Außerdem führt den Namen X. ein Spartaner, Hauptmann einer griech. Söldnerschar, mit welcher derselbe im ersten Punischen Kriege (s. d.) in die Dienste der Karthager trat und es bald durch sein Organisationstalent und seine Feldherrnkunst dahin brachte, daß ihm das Commando über die ganze karthagische Landmacht anvertraut wurde. Er rechtfertigte dieses Vertrauen durch einen glänzenden Sieg, welchen er 255 v. Chr. bei Tunes (dem jetzigen Tunis) über ein von Regulus (s. d.) geführtes röm. Heer gewann. Bald nach diesem Siege sah er sich aber durch Parteiintriguen in Karthago veranlaßt, aus dem karthagischen Dienste auszutreten. Ueber seine spätern Schicksale ist nichts Sicheres bekannt. Die Nachricht, daß er von den Karthagern ermordet worden, ist eine Erfindung röm. Schriftsteller, welche die Karthager vielfach in möglichst ungünstigem Lichte darzustellen liebten.

Xanthos, die größte und berühmteste Stadt der Landschaft Lycien (s. d.) an der westl. Südküste Kleinasiens, lag am gleichnamigen Flusse (jetzt Etschen-tschai), 1¾ M. von dessen Mündung, bei dem türk. Orte Kunik. Die Stadt wurde zweimal im Kriege zerstört, zuerst 546 v. Chr. durch die Perser, welche unter des Cyrus Feldherrn Harpagus die Lycier in der Ebene des Xanthus besiegten, dann im röm. Bürgerkrieg 43 v. Chr. durch Brutus. Beidemal fielen die Einwohner, nachdem sie auf das heldenmüthigste sich vertheidigt und den Rest ihrer Habe selbst den Flammen übergeben hatten, größtentheils durch ihr eigenes Schwert. Nach der letzten Katastrophe wurde die Stadt nicht wiederhergestellt; durch Erdbeben ging sie endlich ganz zu Grunde. Noch jetzt aber sind sehr ausgedehnte und bedeutende Ruinen von ihr erhalten, die besonders durch den Engländer Fellows durchforscht worden. Derselbe hat eine Anzahl Sculpturwerke daraus nach London gebracht, wo sie unter dem Namen der Xanthian Marbles im Britischen Museum aufgestellt sind. Als die bedeutendsten darunter gelten zwei mit reichem Sculpturschmuck versehene Denkmäler von der Akropolis (Burg) der Stadt: das sog. Harpyienmonument, ein Grabmal der ältern Periode, dessen Reliefs einen mit dem der ältern attischen Kunst ganz übereinstimmenden Stil, aber eigenthümliche, ungriechische religiöse Anschauungen zeigen, und das sog. Nereidenmonument, ein Grabmal in Form eines ionischen Tempels auf hohem Unterbau mit Sculpturwerken (Statuen und Reliefs), deren Stil dem der jüngern attischen Bildnerschule entspricht. Vgl. Fellows, «Ein Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien» (deutsch von Zenker, Lpz. 1853).

Xaver (Franciscus), der Heilige, der Apostel der Inder, geb. 1506 auf dem Schlosse

Xeviero in Navarra, am Fuße der Pyrenäen, studirte zu Paris, wo er mit Loyola (s. d.) den Plan zur Stiftung des Jesuitenordens entwarf. Nachdem er einige Zeit in Brasilien als Missionar gewirkt hatte, unternahm er 1541, mit Vollmachten des Papstes versehen, eine Missionsreise nach dem portug. Ostindien, bekehrte und taufte in Goa, Cochin, Travancor, Ceylon, Malakka und selbst in Japan viele Eingeborene und starb auf dem Wege nach Goa 1552. X. ist in Goa begraben und wurde 1619 kanonisirt. Benedict XIV. erklärte ihn 1747 zum Protector von Indien. Seine Briefe findet man in Dan. Bartolus' «Historia gestorum per Jesuitas in Asia» (5 Bde., Rom 1665). Vgl. Tursellinus, «De vita Fr. Xaverii» (Antw. 1598).

Xaver (Franz Aug.), Administrator des Kurfürstenthums Sachsen, Prinz von Sachsen und königl. Prinz von Polen und Litthauen, geb. 25. Aug. 1730, war der zweite Sohn des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III. (s. d.), und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Beim Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs wurde er mit seinem Bruder Karl, dem nachmaligen Herzog von Kurland, im sächs. Lager bei Pirna von den Preußen eingeschlossen, hierauf ging er nach Polen und nach Böhmen. 1758 begab er sich als Graf von der Lausitz nach Frankreich und sammelte, zum franz. Generallieutenant ernannt, ein Corps Sachsen, das er mit den Franzosen vereint gegen Preußen und dessen Verbündete führte. Nach seines Bruders, des Kurfürsten Friedrich Christian, Tode, 17. Dec. 1763, übernahm X., als nächster Agnat, die Vormundschaft für dessen Sohn und Nachfolger. Seine Vorliebe für Militär und Krieg blieb nicht ohne Einfluß auf den Charakter seiner Landesverwaltung. Als Administrator von Sachsen war er bemüht, den Wohlstand des erschöpften Landes und die Armee wiederherzustellen. Er verzichtete 1765 im Namen des minderjährigen Kurfürsten auf alle Ansprüche in Polen, wo Rußland und Preußen die Wahl des Grafen Stanislaw Poniatowski zum König unterstützten. Bei der Regierung des Kurfürstenthums zog er die Witwe des Kurfürsten Friedrich Christian, die Tochter Kaiser Karl's VII., zu Rathe und überließ ihr die Leitung der Finanzangelegenheiten sowie die Erziehung ihrer Kinder. Unter ihm wurde die Untersuchung der Unterschleife aus Brühl's Verwaltung fortgesetzt. Er schaffte auch unnütze Stellen ab, sicherte die Zahlung der Zinsen und die allmähliche Tilgung der Kammer- und der Steuerschulden, errichtete zur Belebung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels 1763 die Landesökonomie-, Manufactur- und Commerziendeputation und stiftete 1765 die Bergakademie zu Freiberg. Insbesondere wurde seit 1765 unter ihm die Schafzucht in Sachsen durch span. Schafe veredelt. Da die neue Bildung der Armee große Summen forderte, so gerieth er 1764 mit den Ständen in arge Differenzen sowie auch mit den Ministern Einsiedel und Fritzsch. Im allgemeinen aber bezeichneten die Reformen seiner fünfjährigen Administration ein besseres staatswirthschaftliches System. Am 15. Sept. 1768 legte er die Vormundschaft und Administration nieder. Er lebte nun bis 1792 in Paris, dann in Rom, seit 1796 auf der ihm vom Kurfürsten Friedrich August geschenkten Herrschaft Zabeltitz und starb zu Dresden 20. Juni 1806. Seit 1767 war er in morganatischer Ehe mit Klara Maria Rosa, Gräfin Spinucci verbunden, die den Titel Gräfin von der Lausitz führte und 22. Nov. 1792 starb.

Xenien (griech. Xenia), eigentlich diejenigen Geschenke, welche die Alten einem eingeladenen oder zufällig einsprechenden Gaste zu geben pflegen, gebrauchte schon der röm. Dichter Martialis (s. d.) als Ueberschrift für das 13. Buch seiner Epigramme, weil dasselbe größtentheils von solchen Gegenständen handelt, die gewöhnlich als Gastgaben vertheilt wurden. Einen besondern Ruf aber erlangten in neuerer Zeit die unter dem Titel «Xenien» von Schiller zuerst im «Musenalmanach» für 1797 bekannt gemachten, aus mehr als 400 Distichen bestehenden kürzern Sinngedichte, welche auf den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland sich beziehen und namentlich das literarische Unwesen und die schlechten Schriftsteller jener Zeit mit bitterm, oft schneidendem Spotte geiseln, oft aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt- und Menschenleben überhaupt darbieten. Die gleich nach ihrem Erscheinen ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß Schiller selbst und Goethe die Verfasser seien, ist später durch den Briefwechsel beider Männer bestätigt worden. Die verletzte Eitelkeit rief natürlich ein ganzes Heer von Gegnern hervor, über welche, sowie über die Entstehung der X. überhaupt, Goethe's und Schiller's Antheil an denselben, ihre Wirkung u. s. w. alles gesammelt ist von Boas in «Schiller und Goethe im Xenienkampf» (2 Bde., Stuttg. 1851) und Saupe in «Die Schiller-Goethe'schen X.» (Lpz. 1852). Unter dem Titel «Zahme X.» fügte Goethe den neuern Ausgaben seiner Gedichte eine große Anzahl leicht hingeworfener, aber meist schlagender epigrammatischer Dichtungen hinzu.

Xenokrates, ein berühmter griech. Philosoph, geb. zu Chalcedon 397 v. Chr., war ein Schüler des Plato, zugleich mit Aristoteles, unterschied sich aber von diesem lebhaften und talent-

vollen Mitschüler dadurch, daß er nur langsam und mit Mühe den Unterricht seines Lehrers faßte. Plato schätzte ihn sehr hoch wegen seines Fleißes und seines beharrlichen Charakters, nur rügte er den Mangel feinerer Sitten und erinnerte daher X. oft, auch den Grazien zu opfern. Mit Plato reiste X. auch nach Sicilien. Nach dessen Tode begab er sich mit Aristoteles nach Kleinasien, doch kehrte er bald zurück und wurde nach Speusipp's Tode der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie, welcher er 25 J. lang, bis an seinen Tod (314 v. Chr.), vorstand. In seinen Lehren neigte er sich sehr zum Pythagoräismus hin, indem er die Ideen und Zahlen identificirte, alle Wesen aus dem Einen und dem unbestimmten Vielen hervorgehen ließ, und hierauf eine mythische Theologie gründete, in welcher die Götternamen als Symbole der Urzahlen galten. Die Glückseligkeit setzte er in den Besitz der Tugend. Die Seele nannte er eine sich selbst bewegende Zahl. Er stand wegen seiner Rechtlichkeit so in Ansehen, daß, als er einst vor Gericht ein Zeugniß ablegen sollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid von ihm nicht verlangt, sondern sein bloßes Wort als hinlänglich angenommen haben sollen. Die Athenienser schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Auch gegen die Großen behauptete er seinen Charakter als praktischer Philosoph, und von einem ansehnlichen Geschenk, das Alexander ihm sendete, nahm er nur einen Theil, weil er nicht mehr brauche. Als einen Beweis, wie gut er seine Leidenschaften zu beherrschen wußte, erzählt man, daß die Buhlerin Phryne vergebens ihre Künste und alle Reize ihrer Schönheit aufgeboten, ihn zu besiegen, und aus Verdruß über ihre fehlgeschlagene Absicht ihn eine Statue genannt habe. Von seinen philos. Schriften ist keine auf uns gekommen. — Zu unterscheiden ist von dem vorigen X. der Arzt, welcher zu den Zeiten des Tiberius oder Nero lebte, und von dessen Schriften ein Werk über die Benutzung der Wasserthiere als Nahrungsmittel übrig ist, das einen vollständigen Begriff von den Kenntnissen gibt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Schalthiere hatte.

Xenophănes, der Stifter der Eleatischen Schule, geb. um 569 v. Chr., war ein jüngerer Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander und soll ein Alter von mehr als 92 J. erreicht haben. Nachdem er aus seiner Vaterstadt Kolophon in Jonien vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Großgriechenland. Hier ließ er sich um 536 v. Chr. zu Elea nieder. Er bestritt in seinen «Sillen» die mythischen Fabeln von den Göttern, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, und war einem die Welt vergötternden Pantheismus zugethan. Seine Hauptsätze sind: Das All ist Eins, ewig, unveränderlich, unerzeugt. Diesen Begriff des All setzte er dem der Gottheit gleich und suchte zu zeigen, daß es das mächtigste und vollkommenste Wesen, ein einiges, sich selbst überallhin gleiches, daher kugelgestaltiges sei, welches durch und durch sehe, höre und denke, und ohne Mühe und Anstrengung alle Dinge regiere. Er haßte den Polytheismus Homer's, weil er der Einheit Gottes, die Theogonie des Hesiod, weil sie seiner Unwandelbarkeit widerstritt. Außer seinen Lehrgedichten soll er auch epische Gedichte verfaßt und darin die Gründung seines Wohnorts Elea oder Velia besungen haben. Seine physik. Ansichten standen mit seiner Gotteslehre in keinem Zusammenhange. Denn in Beziehung auf die Natur soll er behauptet haben, daß alles aus der Erde entstanden sei. Er nahm eine periodische Veränderung der Oberfläche unserer Erde durch Wasser an und hielt den Mond für einen bewohnten Weltkörper. Er leugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorhersagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als Böses in der Welt anzutreffen sei. Im allgemeinen klagte er jedoch über die Ungewißheit des menschlichen Wissens. Von seinen Gedichten finden sich nur noch Bruchstücke bei Athenäus, Plutarch u. a. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts «Ueber die Natur» haben Brandis in den «Commentationes Eleaticae» (Abth. 1, Altona 1813) und Karsten in den «Philosophorum Graecorum veterum reliquiae» (Bd. 1, Brüss. 1830) gesammelt.

Xenŏphon, der Sohn des Gryllos aus Athen, bekannt als Verfasser zahlreicher histor. und philos. Schriften, geb. um 445 v. Chr., schloß sich frühzeitig an Sokrates (s. d.) an, dessen treuer und dankbarer Schüler er sein ganzes Leben lang blieb, ohne jedoch jemals, wie sein Mitschüler Plato und andere Sokratiker, zu einer selbständigen philos. Entwickelung und Anschauung zu gelangen. In der Schlacht bei Delion (424 v. Chr.) wurde er von Sokrates, als er auf der Flucht vom Pferde stürzte, gerettet. Längere Zeit vernimmt man dann nichts von ihm bis zum J. 401, wo er durch seinen Gastfreund Proxenos aus Böotien, der sich in Sardes beim jüngern Cyrus aufhielt, bewogen wurde, dorthin zu gehen und den Cyrus auf dessen angeblich gegen die Pisider, in Wahrheit gegen seinen Bruder, den Perserkönig Artaxerxes Mnemon gerichteten Heerzuge zu begleiten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kunaxa und dem Tode des Cyrus wurde er von den etwa 10000 Mann starken griech. Hülfstruppen, deren Offiziere größtentheils durch Verrath ins pers. Lager gelockt und getödtet worden waren, zum Anführer

gewählt. Unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren führte er diese Truppen aus dem innern Asien mitten durch feindliche Völkerschaften und schwer zugängliche, zum Theil unwirthliche Landschaften nach Byzanz zurück, wo er mit ihnen in die Dienste des thrakischen Fürsten Seuthes trat. Da dieser aber das Heer um einen Theil des Soldes betrog, führte X., der bei den Soldaten selbst in ungerechten Verdacht gekommen war, aber ihr Zutrauen bald durch eine offene und männliche Anrede wiedergewonnen hatte, die Söldnerschaar wieder nach Pergamos und übergab sie dem spart. Feldherrn Thibron, da die Spartaner sie zur Fortführung des Kriegs gegen die pers. Satrapen Pharnabazos und Tissaphernes in Sold genommen hatten. (Vgl. Koch, «Der Zug der Zehntausend nach X.'s Anabasis», Lpz. 1850, und Hertzberg, «Der Feldzug der 10000 Griechen nach X.'s Anabasis dargestellt», Halle 1861). X. selbst begab sich wahrscheinlich zunächst nach Athen, wo er einige Jahre mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt lebte, begleitete dann im Frühjahr 396 den spart. König Agesilaos auf dessen Zuge nach Asien, kehrte mit ihm nach Griechenland zurück und nahm unter seinem Commando an der Schlacht bei Koronäa (394) gegen seine eigenen Landsleute theil, wofür er auf Antrag des Eubulos aus Athen verbannt wurde. Er ließ sich darauf in Skillus bei Olympia in der Landschaft Elis nieder und siedelte von da später nach Korinth über, wo er auch nach Aufhebung des gegen ihn erlassenen Verbannungsdecrets aus Athen bis zu seinem, im höchsten Alter (um 354 v. Chr.) erfolgten Tode seinen Wohnsitz behielt. Er war eine einfache, etwas beschränkte, durchaus auf das Praktische gerichtete Natur, weder durch Tiefe des Geistes noch durch Großartigkeit der Gedanken ausgezeichnet, ein tüchtiger Condottiere, der sich durch den Verkehr mit Sokrates eine allgemeine, aber mehr äußerliche als gründliche philos. Bildung angeeignet hatte. Seine zahlreichen Schriften, an welchen schon die Alten besonders die Einfachheit, Klarheit und Anmuth der Darstellung rühmten, Vorzüge, die ihm den Beinamen der «attischen Biene» eingebracht haben, zerfallen in historische, philosophische und praktische. Unter den historischen ist die bedeutendste die «Anabasis», die Erzählung des von ihm selbst geleiteten Rückzuges der 10000 Griechen, welche er, um glaubwürdiger und unparteiischer zu erscheinen, unter einem fremden Namen (dem des Themistogenes) herausgab, wie er auch von sich immer in der dritten Person spricht. Ferner gehören dahin: die «Hellenika», deren zwei erste Bücher das Geschichtswerk des Thucydides bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs fortsetzen, während Buch 3—7 die griech. Geschichte vom Ende dieses Kriegs bis zur Schlacht bei Mantinea (362) vom spart. Parteistandpunkt,aus erzählen; die «Kyrupädeia» (Cyropädie, d. i. Erziehung des ältern Cyrus), ein moralisch-polit. Roman, worin das Ideal eines nach Sokratischen Grundsätzen gebildeten Monarchen dargestellt wird, und die kleinern, von den neuern Forschern meist dem X. abgesprochenen Schriften «Agesilaos» (Lobschrift auf diesen König), «Vom Staate der Lacedämonier» und «Vom Staate der Athener» (letztere sicher nicht von X., sondern früher, um den Beginn des Peloponnesischen Krieges verfaßt). Philos. Inhalts sind die «Apomnemoneumata» («Memorabilia Socratis»), denkwürdige Gespräche und Aussprüche des Sokrates, die X. größtentheils selbst aus seinem Munde vernommen hat, ein treuer Abdruck der Sokratischen Anschauungs- und Ausdrucksweise, wie sie im täglichen Leben den nicht mit tieferm philos. Geiste Begabten erschienen. Eine Art Anhang dazu ist die jedenfalls nicht von X. herrührende «Apologie des Sokrates». Hieran schließt sich: das «Symposion» (Gastmahl), welches uns den Sokrates in heiterer und fröhlicher Geselligkeit vorführt; der «Oikonomikos», ein Gespräch zwischen Sokrates und Kritobulos über die beste Art der Verwaltung des Hauswesens und des Vermögens, und der «Hieron», ein Gespräch zwischen dem Fürsten Hieron von Syrakus und dem Dichter Simonides über die Vorzüge des Fürsten- und des Privatlebens und die Kunst des Herrschens. Rein praktischer Natur endlich sind die kleinen Abhandlungen über die athen. Finanzen und die Mittel zu ihrer Hebung, über die Reitkunst, über die Obliegenheiten eines Anführers der athen. Reiterei und über die Jagd. Die besten Gesammtausgaben dieser Werke sind die von Schneider (neue Ausgabe, zum Theil von Bornemann und Sauppe bearbeitet, 6 Bde., Lpz. 1825—49); die von Bornemann, Kühner und Breitenbach (4 Bde., Gotha und Erfurt 1828—54); die von L. Dindorf (Par. 1839). Von letzterm hat man auch die besten kritischen Specialausgaben der einzelnen Werke. Eine Ausgabe des griech. Textes mit deutscher Uebersetzung und Anmerkungen erschien (Lpz. 1856—63) in vier Bänden. Unter den deutschen Uebersetzungen ohne griech. Text ist die von Verschiedenen (Walz, Campe, Hertlein, Fincke u. a.) bearbeitete (Stuttg. 1854 fg.) hervorzuheben. Abhandlungen über sein Leben schrieben Krüger (Halle 1822) und Ranke (Berl. 1851).

Xenŏphon von Ephĕsus, ein griech. Erotiker aus unbestimmter Zeit (von einigen in das 2., von andern in das 4. oder 5. Jahrh. unserer Zeitrechnung gesetzt) ist der Verfasser eines

Romans «Ephesiaca» in fünf Büchern, worin die Liebesabenteuer der Anthia und des Habrokomas in einer ziemlich leichten und einfachen Sprache erzählt werden. Herausgegeben wurde die Schrift von Locella (Wien 1796), Peerlkamp (Harlem 1818), Passow (Lpz. 1833) und in Hercher's «Erotici scriptores Graeci» (Bd. 1, Lpz. 1858), ins Deutsche übersetzt von Bürger (Lpz. 1775) und Krabinger (Münch. 1820 und 1831). Vgl. Nicolai, «Ueber Entstehung und Wesen des griech. Romans» (Berl. 1867).

Xeres de la Frontera oder Jerez de la Frontera, von den Ausländern gewöhnlich Xeres geschrieben, eine Stadt in der span. Provinz Cadiz, auf einer Höhe, 1/2 M. vom rechten Ufer des Guadalete, anmuthig in einer weiten, hügeligen, schön bebauten, größtentheils mit Weingärten bedeckten Gegend an der andalus. Heerstraße und der Eisenbahn nach Sevilla gelegen, ist eine große blühende Ciudad mit 52000 E. Die Stadt hat mit ihren breiten, gutgepflasterten Straßen, modernen und zum Theil palastähnlichen Häusern, regelmäßigen Plätzen, schönen Promenaden, eleganten Kaufläden, Cafés und Hotels ein sehr neues Ansehen, stammt aber aus dem grauesten Alterthume, wo sie angeblich celtiberisch Aesta, als röm. Colonie Asta Regia hieß, wie noch jetzt eine benachbarte Höhe Mesa de Asta genannt wird, auch noch Ruinen und Reste einer röm. Straße sich finden. Geschichtlich berühmt ist sie durch die siebentägige Schlacht vom 17. bis 25. Juli 711, in welcher die Araber unter Tarik über die Westgothen unter Roderich siegten, und welche jenen ganz Spanien in die Hände lieferte. Die Stadt war zur Zeit der Mauren, denen sie 1265 durch Alfons X. von Castilien entrissen wurde, unter dem arab. Namen Scherisch bereits bedeutend und blieb es auch später, wie ihre vielen Kirchen und Klostergebäude beweisen. Sie hat mehrere hohe Unterrichtsanstalten, darunter seit 1845 ein Instituto oder Gymnasium, viele Elementarschulen, ein Theater, eine hölzerne Plaza de Toros (zu Stiergefechten) von sehr zierlicher Bauart, große königl. Gestüte. Nur 1 Legua entfernt liegt am Guadalete die wegen ihrer herrlichen Lage, schönen Architektur und geschmackvoll geschmückten Kirche sehenswerthe, aber jetzt verödete Karthause. Berühmt ist X. besonders wegen seines Weinbaues und Weinhandels. Der Xereswein, einer der geschätztesten Weine Spaniens, wird hauptsächlich nach England (etwa 60 Proc.), wo man ihn Sherry nennt, und nach Amerika versandt. Man gewinnt ihn in zwei Sorten, als Moscatello und als Pedro Ximenes oder Paraxete, welcher letztere der beste ist. Der gesammte Weinexport der Stadt X. selbst belief sich 1856 auf beinahe 2 Mill. Arroben im Werth von 193 Mill. Realen. Der Verschiffungsort desselben ist die Hafenstadt Puerto de Santa-Maria (s. d.) an dem Hauptmündungsarm des Guadalete, welche mit X. durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Xerxes, pers. Königsname, im Altpersischen Khsayârsâ. Der einzige weltbekannte König dieses Namens war der Sohn König Darius' I., Sohn des Hystaspes und der Atossa, Tochter des Cyrus. Geboren nach der Thronbesteigung des Darius (521), also gegen 519 v. Chr., wurde X., durch seiner Mutter Intriguen, den drei ältern Söhnen des Darius mit einer Tochter des Gobryas vorgezogen. X. bestieg nach des Darius Tode 486 den Thron und unterwarf zuerst Aegypten, das sich empört hatte, durch einen einzigen Feldzug. Hierauf rief er seine Großen zusammen, um mit ihnen die schon zweimal von seinem Vater versuchte Eroberung Griechenlands zu berathen. Nach dreijähriger Vorbereitung sammelte X. das größte Heer, welches die Geschichte kennt, Troß und Weiber eingeschlossen, mehr als 1 1/2 Mill. aus allen Theilen seines unermeßlichen Reiches, wovon das Landheer sich bei Kritalla in Kappodocien vereinigte. Die Flotte von 1200 phönic. und kleinasiat. Schiffen erwartete ihn in Doriscus in Thrazien. Verschiedene Hindernisse, die des Darius Expedition erschwert hatten, wurden beseitigt, selbst die Erdzunge zwischen dem Berge Athos und dem macedon. Festlande soll durchstochen worden sein. Um das Landheer nach Europa überzusetzen, ließ er anfangs zwei Brücken bei Sestos über den Hellespont schlagen, und als diese bei einem Sturme zerstört wurden, soll er, nach Herodot's Erzählung, befohlen haben, die Baumeister zu enthaupten, und dem widerspenstigen Meere 300 Geiselhiebe zu geben und ein Paar Fußeisen in dasselbe zu versenken. Nachdem X. selbst von Sardes her nach Abydos gekommen war, ließ er nach einer großen Heerschau auf zwei neuverfertigten Brücken die Heeresmasse nach Europa hinübersetzen; dieser Zug soll sieben Tage gedauert haben. Das Heer zog durch Thrazien, Macedonien und Thessalien, bis es am Engpasse Thermopylä (s. d.) den ersten heldenmüthigen Widerstand der 300 Spartaner des Leonidas fand (480). X. forcirte den Engpaß, zog durch Hellas direct nach Attika und verbrannte Athen. Die pers. Flotte lieferte unterdessen den griech. Schiffen bei dem Vorgebirge Artemisium im Norden von Euböa ein unentschiedenes Treffen. Sodann sandten die Perser 200 Schiffe um Euböa herum in den Euripus, um den griechischen in den Rücken zu fallen. Ein zweites un-

entschiedenes Seetreffen bei Artemisia hatte den Rückzug der Griechen in den Attischen Meerbusen zur Folge, wo sie sich bei Salamis (s. d.) sammelten. Hier zwang Themistokles (s. d.) die Griechen 23. Sept. 480 v. Chr. durch List zu einer Seeschlacht, die mit der Niederlage und dem Rückzuge der Perser endete. X. zog sich nach Kleinasien zurück und brachte den Winter in Sardes zu, während er in Griechenland sein Landheer unter Mardonius zurückgelassen. Im Sept. 479 aber wurde dieses Heer durch Aristides und Pausanias bei Platää fast vernichtet, auch an demselben Tage die pers. Flotte durch die Griechen unter Xanthippus und Leotychidas bei Mykale in Kleinasien zerstört. X. selbst floh eilig nach Susa, nachdem er noch in Babylon die größten Tempel zerstört hatte. 14 J. später, 465, wurde X., nachdem seine frühere Thatkraft durch Entmuthigung in träge Wollust umgewandelt, mit seinem Sohne Darius von Artabanus ermordet. Ihm folgte sein zweiter Sohn Artaxerxes I. X. ließ Persepolis und Susa ausbauen und sonst viele Bauwerke vollenden. In der Bibel kommt er unter dem Namen Ahasverus vor, und die Geschichte von Esther schließt sich aufs genaueste den sonst bekannten Thatsachen an. — X. II., Sohn Artaxerxes' I., regierte zwei Monate (425) und wurde von seinem Halbbruder Secundianus ermordet.

Ximénes (Augustin Louis, Marquis de), ein franz. Dichter, stammte aus einer ursprünglich span. Familie und wurde zu Paris 1726 geboren. Er widmete sich dem Militärstande und kämpfte in der Schlacht bei Fontenoi, vertauschte aber dann die Waffen mit der Feder. X. ließ sich in Paris nieder und wurde bald in den meisten literarischen Kreisen heimisch. Besonders war er mit Voltaire eng verbunden, der ihn so schätzte, daß er häufig Verse von X. in seine Werke mit aufnahm. X. schrieb einige Trauerspiele, von denen «Don Carlos» besondern Anklang fand, ein Gedicht «César au sénat» und ein Lobgedicht auf Ludwig XIV. Zwei «Discours» von ihm, der eine zum Lobe Voltaire's, der andere über den Einfluß Boileau's auf sein Jahrhundert, werden sehr geschätzt. Auch schrieb er «Lettres sur la Nouvelle Héloise de Jean Jacq. Rousseau». Seine gesammelten Werke erschienen 1772, an die sich ein Nachtrag unter dem Titel «Codicille d'un vieillard» (1792) anschloß. X. war zwar ein Anhänger der Revolution, aber ohne an den Vorgängen leidenschaftlichen Antheil zu nehmen. Zuletzt schrieb er einen «Discours au roi». Er starb zu Paris 4. Juni 1815.

Ximénes (Francesco), berühmter span. Staatsmann und Cardinal, wurde 1436 zu Torrelaguna in Altcastilien geboren, wo sein Vater Advocat war. Er studirte zu Salamanca, reiste hierauf nach Rom und brachte eine päpstl. Bulle mit, welche ihm die erste offene Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo weigerte sich, ihm eine solche zu geben, und da X. sich heftig äußerte, ließ ihn der Erzbischof sogar ins Gefängniß werfen. X. erhielt indessen bald die Freiheit und eine geistliche Pfründe im Kirchsprengel Siguença, dessen Bischof, Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Nachher trat er in den Franciscanerorden und wurde Beichtvater der Königin Isabella von Castilien. 1495 zum Erzbischof von Toledo ernannt, bewies er sich sehr thätig und suchte viele kirchliche Misbräuche abzuschaffen. 1499 gründete er die Universität zu Alcala de Henares, auch veranlaßte er die berühmte Complutensische Polyglotte. Schon früher hatte er eine Ausgabe des Neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. Als Philipp von Oesterreich, der Sohn Kaiser Maximilian's I. und Gemahl Johanna's, der einzigen Tochter Ferdinand's des Katholischen von Aragonien und der Isabella von Castilien, das Königreich Castilien erhielt, suchte X. die Zwistigkeiten zwischen Philipp und dem Gemahl der verstorbenen Königin, Ferdinand dem Katholischen, auf feine Weise zu beseitigen. Auch hatte er großen Einfluß, als nach Philipp's frühem Tode (1506) Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjährigen Enkel, den nachmaligen Kaiser Karl V., wurde. X. erhielt vom Papste den Cardinalshut, wurde zum Großinquisitor von Spanien ernannt und bekam nun einen großen Antheil an den Staatsgeschäften. Da er aber Ferdinand's mistrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in sein Erzbisthum zurück. Vorzüglich beschäftigten ihn die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, diesen einige Provinzen zu entreißen. In dieser Absicht entwarf er den Plan, nach Afrika überzusetzen und die Festung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war. Ferdinand genehmigte den Plan, und X. wendete nun die Einkünfte seines Erzbisthums, des reichsten in Europa (es brachte jährlich 100000 Dukaten ein), zu diesem Zuge an. Eine Meuterei, welche unter den Truppen entstand, dämpfte er durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöfl. Kleidung, über welcher er einen Harnisch trug, von Priestern und Mönchen, wie bei einer geistlichen Procession, umgeben, führte er selbst das gelandete Heer an. In der Nähe von Oran kam es zur Schlacht, in welcher die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde erobert und die Besatzung niedergemacht. X.

ließ Oran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte nach Spanien zurück, wo ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieser 1516 starb und sein Enkel Karl noch minderjährig war, wurde X. Regent von Spanien und bewirkte während dieser nur zwei Jahre dauernden Regentschaft außerordentlich viel. Er brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und erwarb der Krone die veräußerten Domänen wieder. Die span. Großen, die ihn wegen seiner stolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er. Er stellte das Ansehen der Gesetze wieder her und setzte die span. Kriegsmacht auf einen ansehnlichen Fuß. Alle seine Entwürfe und Ideen waren großartig. X. besaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langsam in seinen Entschließungen, aber schnell in der Ausführung. Das span. Cabinet hatte ihm noch lange nachher das Ansehen zu danken, in welchem es in Europa stand. Zwar hat man diesem in der That großen Manne Stolz, Härte und selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten ein solches Betragen bisweilen nothwendig. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte er sich auch als Menschenfreund, und selbst sein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grausamkeiten. X. starb 8. Nov. 1517, von Karl V. mit schändlichem Undank belohnt. Vgl. Fléchier, «Histoire du Cardinal X.» (2 Bde., Amsterd. 1700; deutsch von Fritz, Bd. 1, Würzb. 1828); «Historie von dem Staatsministerium des Cardinals X.» (Hamb. 1791); Hefele, «Leben des Cardinals X.» (Tüb. 1847); Havemann, «Francesco X.» (Gött. 1848).

Xylander (Wilh.), verdienter Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 20. Dec. 1532 zu Augsburg, lehrte, nachdem er seine Studien zu Tübingen vollendet hatte, einige Zeit zu Basel und erhielt 1558 die Professur der griech. Sprache zu Heidelberg, wo er 10. Febr. 1576 starb. Außer mehrern auch in kritischer Hinsicht wichtigen lat. Uebersetzungen, namentlich des Dio Cassius (Bas. 1558), der «Vitae» des Plutarch (Bas. 1561) sowie der «Moralia» desselben (Bas. 1570), des Strabo (Bas. 1571) und der mathem. Schriften des Diophantus (Bas. 1575), die er zuerst bekannt machte, hat er auch berichtigte Ausgaben der philos. Schriften des Marcus Antoninus (Zür. 1559), des Stephanus von Byzanz (Bas. 1568), des Antoninus Liberalis, Phlegon Trallianus und Antigonus Karystius (Bas. 1568) und der «Moralia» des Plutarch (Bas. 1574) besorgt und mit lat. Uebersetzung und kritischen Bemerkungen versehen.

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Xystos hieß bei den Griechen ein bedeckter Säulengang in den Gymnasien, wo vorzugsweise die Leibesübungen zur Zeit des Winters vorgenommen wurden, den man jedoch auch zum bloßen Lustwandeln benutzte. In einigen Städten, wie namentlich in Elis, führte der ganze Uebungsplatz der Athleten den Namen X. Die Römer dagegen bezeichneten mit Xystus eine unbedeckte Terrasse vor den Säulengängen ihrer Landhäuser, auf der man zur Erholung sich erging oder unterhielt. Auch pflegte man hier über wissenschaftliche Gegenstände zu disputiren, wie dies auf dem Xystus geschah, den Cicero bei seinem Tusculanum anlegen ließ. Im Mittelalter gebrauchte man diesen Ausdruck von den langen bedeckten Gängen in den Häusern, besonders von den Kreuzgewölben der Klöster.

Y.

Y, im griech. Alphabet der 20., im röm. der 22., im deutschen der 25. Buchstabe, war als Schriftzeichen bei den Griechen ursprünglich identisch mit dem Digamma, welches aus dem phöniz. Vaw, Vau hervorgegangen war (deshalb auch Baῦ genannt) und wiederum einerseits dem lat. F, andererseits V, U zur Grundlage diente. Offenbar lehnt sich der lat. Buchstabe v, u seiner Form nach an das griech. υ, welches mit der ihm im Griechischen eigenthümlichen Aussprache unter der Gestalt des y unter Augustus auch in das röm. Alphabet Aufnahme fand und seine Stelle nebst dem ebenfalls fremden z zu Ende desselben nach dem x angewiesen erhielt. Um den Buchstaben von dem ursprünglichen Zeichen des Digamma zu unterscheiden, nannte man ihn Υ ψιλόν, d. i. kurzes υ. Wir sprechen ihn, wo er einzeln steht, wie ü aus und betrachten die Vocalverbindungen αυ, ευ als Diphthonge, indem wir der sog. Erasmischen Aussprache folgen. Reuchlin folgte den Neugriechen, welche αυ und ευ nicht wie unser au und eu, sondern wie av und ev aussprechen. Im Lateinischen findet sich der Laut, wie bemerkt, nur in griech. Fremdworten. Von den neuern Völkern, die ihre Alphabete dem lateinischen entlehnt haben, besitzen es die Italiener gar nicht, indem sie stets dafür ein i eintreten lassen; häufiger

verwenden es (lautlich jedoch dem i ganz gleich) die Spanier und Franzosen, welche letztere es mit Rücksicht auf seinen fremden Ursprung i grec (d. i. griechisches i) nennen. Im Gothischen findet es sich nur in griech. Eigennamen, im Angelsächsischen und Altnordischen aber zur Bezeichnung des ü-Lautes sowol als kurzer wie als langer Vocal. Das volle Heimatsrecht hat es auf diesem Wege auch im Schwedischen, Dänischen und Englischen erhalten. Im Holländischen wird es stets wie ei gesprochen, wie denn auch die neuere Orthographie für y ein ii (ij) schreibt. Im Hochdeutschen wird y bereits in den ältesten Handschriften für deutsches i sowie auch in Fremdwörtern für i und y gebraucht. Später verliert es sich aus deutschen Wörtern, bis es im 12. Jahrh. für i und iu wieder erscheint. Während es im 13. Jahrh. sich fast nur in den Lautverbindungen ey und oy findet, greift es seit Anfang des 14. Jahrh. um sich und dringt auch in die Diphthonge ai und ei sowie in ie ein. Dieser Gebrauch bleibt auch im 15. und 16. Jahrh. herrschend; y wird sogar für j geschrieben. Im 17. Jahrh. nimmt der übermäßige Gebrauch ab; es schwindet ganz im Anlaute und erhält sich am längsten in den Diphthongen ay und ey. Gegenwärtig wird man selten ay, höchstens im Namen Bayern, wo diese Schreibung officiell ist, finden, und nur wenige halten es in einzelnen Worten, wie z. B. im Infinitiv des Hülfszeitworts «seyn» (im Gegensatz zu dem Pronomen «sein»), fest. Doch hat man in neuerer Zeit mit Recht darauf gedrungen, daß das y als unnützes und ungehöriges Zeichen ganz aus der Schrift verschwinde und nur in wirklichen Fremdwörtern (mit dem ihm eigenthümlichen griech. Laute ü) beibehalten werde. Noch ist zu erwähnen, daß man y den Pythagoräischen Buchstaben nannte, weil sich Pythagoras seiner bedient hatte, um die Scheidung des Lebenswegs entweder zum Guten oder zum Bösen daran zu versinnlichen.

Y (holländ. Het Ij) oder das Ya (ausgesprochen Ei oder Eia) ist ein Meeresarm, der aus der südwestl. Spitze der Zuidersee westwärts in der niederländ. Provinz Nordholland 3½ M. weit eingreift und der Nordsee so nahe tritt, daß der nördl. Theil der Provinz mit dem südlichen nur durch eine schmale, zwischen Velzen und Beverwyk ¾ M. breite Landzunge (Holland op zyn smalst) zusammenhängt, deren Durchstechung im Interesse der amsterdamer Schiffahrt seit Jahren projectirt wird. Diese Durchstechung erscheint nicht nur mit großen Schwierigkeiten verknüpft, sondern dürfte auch auf die Dauer der Versandung wegen nicht aufrecht zu erhalten sein. Mit dem Y stand früher das südwärts gelegene, jetzt trockengelegte Harlemer Meer in Verbindung. Aus dem Y führt Amsterdam gegenüber der große Nordholländische Kanal, welcher Seeschiffe trägt und zur Vermeidung der durch Untiefen und Sandbänke gefährlichen Schiffahrt auf der Zuidersee bestimmt ist, über Alkmaar nach Nieuwe-Diep zum Helder. Am Eingang zum Y liegt in der Zuidersee die Sandbank Pampus, welche große Schiffe mit schwerer Ladung hindert, bis Amsterdam zu gelangen. Seit 1690 wurden die Schiffe vor der Bank theilweise entladen und durch Hebefahrzeuge (eine Erfindung von Meeuwis Bakker) in die Höhe gehoben und über der Pampus wieder in tiefes Wasser gebracht. Die Schwierigkeiten sind zum Theil gehoben durch den Nordholländischen Kanal. (S. Amsterdam.)

Yack oder Grunzochse (Bos grunniens), eine auf den Gebirgen Tibets und den Hochflächen Mittelasiens heimische Büffelart mit langem, seidenartigem Haare, worunter sich die Füße beinahe verstecken, und runden, rückwärts gebogenen Hörnern. Die Y. leben heerdenweise, theils wild, theils halbgezähmt, sind von kleiner Statur, geben jedoch treffliche Milch. Das alljährlich abgeschnittene Haar wird zu Zeugen verwebt, die langen weißen Schweifhaare dienen zur Verfertigung sehr dauerhafter Stricke, zu Fliegenwedeln, türk. Roßschweifen u. dgl. Man findet die Y. häufig in Thiergärten; Hausthiere, wie in der Tatarei, sind sie noch nicht geworden.

Yamswurzel, s. Dioscorea.

Yang-tse-kiang oder Blauer Fluß heißt bei den europ. Geographen der größte Strom von China und ganz Asien, während im Lande selbst dieser Name nur seiner untersten Strecke zukommt, der ganze Strom dort gewöhnlich schlechthin Kiang, d. h. Fluß, oder Ta-kiang, d. h. Großer Fluß, übrigens fast in jeder Provinz noch mit besondern Namen benannt wird. Er entspringt unter dem Namen Muru-Ussu (chines. Muhlusu) etwa unter 35° nördl. Br. und 107° östl. L. auf dem Hochlande Hinterasiens, durchfurcht gleich dem Hoang-ho mit zahlreichen Windungen und Wasserfällen das wilde Steppen- und Alpenland von Tangut (Khukhu-Noor) und Osttibet, und tritt in die chines. Alpenprovinz Yünnan. Hier beginnt er zwischen 27 und 26° nördl. Br., nach einem obern Laufe von etwa 240 M., mit dem Durchbruche des gletscherreichen Siue-Ling innerhalb eines gegen Osten gerichteten, aber mehrfach gewundenen, 55 M. langen, furchtbaren Querspalts, der auf der Grenze von Yünnan und Ssetschuan von der Stadt Li-kiang bis unterhalb Hoei-li-tschen-fu reicht, seinen Mittellauf, auf welchem er noch 160 M. nordostwärts

durch ganz Ssetschuan und ostwärts durch Hupe fließt, bis er oberhalb der Stadt King-tschen-fu die große chines. Tiefebene erreicht. In dieser berührt er in seinem noch 175 M. langen Unterlaufe die drei großen Städte Han-jan, Han-kéu und Wu-tschang-fu, von denen letztere der wichtigste Platz für den Theeexport ist. Weiter abwärts am Strom liegen Ngan-king-fu, zuletzt das berühmte Nanking und die Feste Tschinkiang. Nachdem er diese berührt, ergießt der Strom seine ungeheuere Wassermasse im Norden von Schanghai und Wusung mit zwei Armen meilenbreit in das Ostchinesische Meer oder Tong-Hai. Der Riesenstrom hat bei einem im allgemeinen von Westen gegen Osten gerichteten Laufe eine directe Länge (Abstand der Quelle von der Mündung) von 392 M., mit den zahlreichen Windungen aber ist er 650, mit den kleinern Krümmungen wol 720 M. lang. Sein Gebiet ist neuerdings auf 54175 Q.-M. berechnet worden. Sehr verschieden von dem reißenden, unbeständigen und häufig mit seinem schlammigen Wasser weithin übertretenden Hoangho, strömt der Y. in der Tiefebene ruhig, ohne Stromhemmungen, zwischen höhern, vor Ueberschwemmungen sichernden Ufern dahin. Nachdem der Strom seinen großen Durchbruch vollendet hat, 335—365 M. oberhalb der Mündung, wird er schiffbar und bleibt es ohne alle Hemmung oder Unterbrechung bei großer Breite und sehr bedeutender Tiefe bis zum Meere. Wegen seines fast centralen Laufs und der großen Zahl der gesegnetsten Provinzen, welche er durchströmt, ist er der Gürtel Chinas genannt worden, und vermöge seiner ausgedehnten schiffbaren Strombahn, der günstigen Anordnung seiner zahlreichen Nebenflüsse und seiner Verbindung mit dem Kaiserkanal bildet er das wichtigste Bewässerungs- und Binnenschiffahrtssystem Chinas und eins der großartigsten der Erde. Engl. und russ. Kriegsschiffe konnten ihn 175 M. weit hinauf befahren. Auf seiner letzten Durchbruchsstrecke nimmt er von Norden her den mächtigen Yalung-kiang auf. Der wichtigste Nebenfluß des untern Y. ist der Han-kiang, an dessen Mündung Han-kéu liegt.

Yankee ist der Name, den man in Amerika selbst den Neuengländern oder den Bewohnern der sechs Staaten Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Connecticut und Rhode-Island, in Europa aber den Nordamerikanern im allgemeinen gibt, um im Spott oder Scherz ihre guten und übeln Eigenschaften zugleich zu bezeichnen. Der echte Y. besitzt als das Erbtheil seiner Väter, die im Laufe kaum eines Jahrhunderts die Urwälder Nordamerikas einer blühenden Cultur unterwarfen, in der That einen eigenthümlichen Charakter. Er ist scharfsinnig, muthig, nüchtern, thätig und liebt die Selbständigkeit und Unabhängigkeit als die Grundbedingung des Lebens. Hingegen kennt er nicht oder verachtet er den Idealismus, die Romantik, die Sentimentalität und die abstracten Doctrinen des alten Europa. Ein naturwüchsiger Humor läßt ihn das Unvermeidliche ertragen und verleiht ihm Kraft, gegen das Unglück anzukämpfen. Die Lage des andern kümmert ihn wenig, denn wie bei ihm jeder die Freiheit hat, sein Glück zu schaffen, so hat jeder auch die Pflicht, sich selbst zu helfen oder für sich zu dulden. Diese höchst praktische Richtung macht indessen den Y. im Verkehr mit andern sehr leicht zum kalten Egoisten. Im Handel und Wandel hält er List und Betrug nur für zweckmäßigen Gebrauch seiner Kenntnisse und Fähigkeiten und Zutrauen für Beschränktheit. Auch im polit. Leben kann er diesen Zug nicht verleugnen. Er führt ohne Umstände und Gewissensscrupel das aus, was ihm nützlich dünkt, und weiß, wenn ihm die Verhältnisse entgegenstehen, mit kalter Schlauheit und Berechnung zu warten. Das Wort Y. stammt aus dem Munde der Indianer und ist aus «English», d. i. Engländer, verdorben. — **Yankee-Doodle**, das Nationallied der Amerikaner, soll während des Feldzugs gegen die Franzosen in Canada 1755 von dem engl. Arzte Shuckburgh componirt sein, der sich den Scherz gemacht hatte, das Lied den Offizieren der nordamerik. Miliz als die Melodie eines berühmten Militärmarsches zu empfehlen, welcher von allen europ. Heeren gespielt werde und bei jeder wohldisciplinirten Armee eingeführt werden müsse. Einer andern Version zufolge rührt die Melodie von einem Militärmarsche her, den die im engl. Solde stehenden hess. Truppen während des amerik. Revolutionskriegs spielten. Als im Gefecht bei Bennington die Hessen von Washington überrumpelt wurden, geriethen auch viele Musikanten in amerik. Gefangenschaft, die bei den Siegern in Dienste traten und diese Melodie in Aufnahme brachten. So viel ist sicher, daß die Melodie zu Ende des Kriegs schon allgemein bekannt war, und als Lord Cornwallis und sein Corps, von den Amerikanern eingeschlossen, sich diesen 1781 in Yorktown ergeben mußten, marschirten die Engländer unter den Tönen des Yankee-Doodle durch die Reihen ihrer Feinde, um die Waffen niederzulegen. Die Melodie ist ebenso trivial wie die Worte des Liedes geistlos, und es ist ein Zeichen von zunehmendem Geschmack, daß es in der neuern Zeit von «Hail Columbia», dem John-Brown's-Lied und andern während des Bürgerkriegs entstandenen Weisen ziemlich in den Hintergrund gedrängt wurde.

Yard heißt das englische, auch in den Vereinigten Staaten von Amerika übliche Ellenmaß von 3 engl. F. = 0,91438 franz. Meter = 1,3710 preuß. = 1,1735 wiener = 1,6184 leipz. = 1,5954 hamb. = 1,5801 brem. = 1,6021 braunschw. = 1,0977 bair. = 1,4887 würtemb. = 1,5240 bad., darmst. und schweiz. Elle. Das Yard of land (Yard Landes, Hufe) ist ein engl. Feldmaß von 30 Acres oder 145200 Quadrat-Längenyards = 121,40 franz. Aren = 47,55 preuß. Morgen = 21,09 wiener Joch.

Yarkand, s. Turfan.

Yarmouth, eigentlich Great-Yarmouth (Groß-Y.), Parlamentsborough, Municipal- und Seestadt in der engl. Grafschaft Norfolk, liegt 5 M. östlich von Norwich, 29 M. im Nordnordosten von London, am Endpunkte der Eastern-Countiesbahn, auf einer Landzunge am linken Ufer des Yare, nur $1^1/_2$ engl. M. oberhalb seiner Mündung (mouth) in die hier durch Untiefen und Sandbänke sehr gefährliche Nordsee, und ist mit der gegenüber in der Grafschaft Suffolk gelegenen Vorstadt Little-Yarmouth (Klein-Y.) oder Southtown (Südstadt) durch eine Kettenbrücke verbunden, deren Zerreißen 1845 vielen Menschen den Tod gab. Der Fluß bildet den sehr geräumigen Hafen, der durch zwei in die See auslaufende Dämme von je 450 und 700 F. Länge gegen Versandung geschützt und für Schiffe von 200 Tons zugänglich sowie durch Batterien vertheidigt ist. Die Quais, mit die größten und schönsten Englands, sind über 1 engl. M. lang und meist 450 F. breit, mit Baumalleen bepflanzt und am Südende durch eine 140 F. hohe, im dorischen Stil ausgeführte Nelsonsäule geschmückt. Die Stadt ist von alten Wällen und Mauern umgeben, Resten der von Eduard I. angelegten, 6720 F. langen, mit 10 Pforten und 16 Thürmen versehenen Festungsmauer, außer welcher noch ein starkes Castell Schutz gewährte. Y., innerhalb der jetzigen Mauern, besteht aus vier Parallelstraßen, welche durch mehr als 150 enge, oft nur 5—8 F. breite Gäßchen miteinander verbunden sind. Die Stadt hat mehrere durch Alter und Architektonik ausgezeichnete Gebäude. Erwähnenswerth sind die unter Wilhelm II. erbaute große Nicholaskirche, 224 F. lang, 105 F. breit, mit einer berühmten Orgel und an der Westseite mit vier achteckigen Thürmen; ferner das Rathhaus (Guildhall), das Stadthaus (Townhall), das große Zollhaus, das in großartigem Stil ausgeführte Irrenhaus für Offiziere, das Fischerhospital, das Zuchthaus, die Kaserne, mehrere Markthallen, die Kornbörse, das Theater, das neue Museum, der Concertsaal. Auch besitzt Y. eine Bibliothek, eine Lateinschule, mehrere Versorgungshäuser und seit neuerer Zeit ein wohleingerichtetes Seebad, das stark besucht wird. Die Stadt zählt jetzt über 40000 E. (34860 im J. 1861, 24086 im J. 1846 und 14485 im J. 1801). Viele derselben sind mit dem Fange und dem Einsalzen von Heringen und Makrelen (jährlich 85000 Barrels) beschäftigt, für welchen Erwerbszweig Y. der Hauptsitz in England ist. Außerdem bestehen Schiffswerfte, Segeltuchfabriken, Seilerbahnen, Eisengießereien, Salz- und Seifensiedereien, Brauereien und Gerbereien, auch Seide-, Woll- und Baumwollmanufacturen. Y. ist der Seehafen für Norwich (s. d.). Der Handel bringt bedeutende Quantitäten Gerste, Malz und Fische zur Ausfuhr. Die Stadt steht im Verkehr mit den Mittelmeerhäfen, und nächst London und Hull hat sie den bedeutendsten Handel mit den Häfen Nordeuropas. 1860 besaß sie 682 Schiffe (darunter 8 Dampfer) von 38837 Tons.

Yatagan oder Handschar ist eine kurze, von den Orientalen im Gürtel getragene Waffe, länger als der Dolch, wenig gekrümmt, mit scharfgeschliffener innerer Seite, welche mehr zum Schneiden als zum Hauen gebraucht wird. Der Griff ist gewöhnlich von Metall, aber auch von Elfenbein oder Walroßzähnen, bei den ärmern Kriegern von Holz und hat meist einen Bügel. Die Scheide ist mit Leder oder Sammt überzogen, oft auch von ciselirtem Metall und, wie der Griff, soviel es die Verhältnisse gestatten, mit Edelsteinen verziert. Die Franzosen haben bei ihren afrik. Jägern den Y. statt des Hirschfängers eingeführt und pflanzen ihn auch zum Nahgefecht auf die Büchse.

Yeoman hieß in alten Zeiten in England jeder Gemeinfreie oder das Mitglied derjenigen Gesellschaftsordnung, die zwischen dem Ritterstande und dem gänzlich Besitzlosen, Dienstgehörigen und Leibeigenen die Mitte hielt. Den alten Gesetzen zufolge muß der Y. ein väterliches Erbtheil von ungefähr 130 Pfd. St. haben und darf in Herrenkleidern erscheinen, nur nicht im Hause eines Lords. Der Esquire oder Schildknappe gehört noch zu dem höher berechtigten Ritterstande. Nach Aufhebung der Hörigkeitsverhältnisse, die in England zeitiger als in andern Ländern verschwanden, fiel eigentlich auch der polit. Stand der Y. weg, weil nun jeder im Volke, abgesehen von den Privilegien des Adels, der persönlichen Freiheit und Gleichheit genoß. Gegenwärtig begreift man unter dem Namen Y. die Pächter und kleinern Grundbesitzer, über-

haupt jene loyale und zuverlässige Volksklasse, die an der Spitze des niedern Bürgerthums steht. Zur Zeit der Französischen Revolution errichtete man zum Schutze der engl. Küsten neben der Grafschaftsmiliz noch eine besondere Yeomanry-Cavalerie, in welche als Freiwillige die wohlhabendern Pächter, aber auch viele Edelleute traten. Diese Freiwilligenmiliz besteht noch und ist den nämlichen Gesetzen wie die Miliz überhaupt unterworfen. — Y. heißen auch zu London die alterthümlich mit Spießen und Hellebarden bewaffneten Soldaten einer königl. Leibgarde, welcher die Bewachung des Tower obliegt. Das Volk nennt diese Trabanten aus Heinrich's VII. Zeit spottweise des Königs Ochsenfresser.

Yokuhama, s. Jokuhama.

Yonne (Icauna im Alterthum), ein linker Nebenfluß der Seine im Innern Frankreichs, entsteht im Depart. Nièvre aus dem Teiche Belle-Pêche am Fuße des Mont-Beuvron in der Bergterrasse von Morvan, fließt in nordnordwestl. Richtung durch drei Departements über die Städte Château-Chinon, Clamecy, Auxerre, Joigny, Villeneuve, Sens, Pont-sur-Yonne und mündet nach einem Laufe von 36$^4/_5$ M. bei Montereau. Sie ist von der Quelle an flößbar und von Auxerre bis zur Mündung, 16$^1/_7$ M. weit, schiffbar. Durch den Kanal von Nivernais steht sie mit der Loire, durch den Kanal von Burgund mit der Saône in Verbindung. — Das nach ihr benannte Departement Y., aus dem nordwestl. Burgund (Auxerrois), der südwestl. Champagne (Senonais) und der südöstl. Isle-de-France (Gâtinais) zusammengesetzt und von den Depart. Seine-Marne, Aube, Côte-d'Or, Nièvre und Loiret umgrenzt, zählte 1866 auf 134,90 Q.-M. 372589 E. Fast ganz zum Becken der Seine gehörig, bildet das Land eine im N. flache, im S. von Hügelzügen durchschnittene Ebene, deren höchste Spitze sich im SW. auf der Wasserscheide gegen die Loire, als Ausläufer der Morvanberge, erheben. Der Hauptfluß nimmt hier rechts die Cure, den Armançon und die Vannes, links die Brin auf; der Loing mit der Quame bewässert den Westen, der auch viele Sümpfe enthält; der Burgunderkanal durchzieht den Osten. Hügelgruppen und tiefeingeschnittene Flußthäler bilden nicht selten reizende Gegenden, namentlich bei Tonnerre und Avallon. Der Boden ist zum Theil steinig, vorherrschend aber thonig und gut bewässert, auch sehr fruchtbar und im ganzen ziemlich gut bebaut, mit reichlichem Ertrag an Getreide, Gemüse, Hanf, Safran (im Gâtinais). Das Hauptproduct aber bilden die rothen und weißen Weine, die unter dem Namen Unterburgunder bekannt sind. Der durchschnittliche Jahresertrag des Weinlandes (68,5 Q.-M.) wird jetzt auf 894653 Hektoliter Roth- und 133025 Hektoliter Weißwein, der Erzeugnißwerth auf 13,368351 Frs. berechnet. Gute Weiden begünstigen die Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht. Die Waldungen nehmen ein Fünftel der Bodenfläche ein und liefern viel Bau- und Brennholz und Kohlen nach Paris. Das Mineralreich bietet treffliche Bausteine in Menge, außerdem etwas Steinkohlen und viel Eisen, das in zahlreichen Hohöfen, Walzwerken und Blechhämmern verarbeitet wird. Außerdem gibt es Glashütten, Ziegelbrennereien, Runkelrübenzuckerfabriken, Gerbereien, Webereien, Leimsiedereien. Der Handel mit Getreide, Holz, Kohlen und besonders mit Wein ist sehr bedeutend und wird durch die Wasserwege, gute Landstraßen und die von Paris nach Dijon führende Eisenbahn gefördert. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements Auxerre, Avallon, Joigny, Sens und Tonnerre, zusammen mit 483 Gemeinden in 37 Cantonen. Die Hauptstadt ist Auxerre (s. d.); nächst ihr ist Sens (s. d.) bemerkenswerth.

York, Yorkshire, die größte Grafschaft Englands mit dem Titel eines Herzogthums, grenzt an die Nordsee im O., an Durham im N., Westmoreland und Lancaster im W., Cheshire, Derby, Nottingham und Lincoln im S. und zählte 1861 auf 281,42 Q.-M. 2,033610 E. (gegen 1,797095 im J. 1851, gegen 851283 im J. 1801). Die Grafschaft repräsentirt in ihrer Oberflächenform, ihrem Boden, ihren Naturerzeugnissen und ihrer Industrie das gesammte England im kleinen. Das Gebiet ihrer Hauptstadt York (s. d.) bildet einen eigenen Bezirk, der wieder in drei Districte oder Ridings zerfällt. Außerdem theilt sich das Land in Wapentakes und Liberties. Es schickt 36 Mitglieder ins Parlament, von denen 30 von den Städten und Boroughs gewählt werden. Bei der großen Ausdehnung der Grafschaft ist das Relief der Oberfläche und die Bodenbeschaffenheit sehr mannichfaltig. Die Küste von der Teesmündung bis zu dem 235 F. hohen Cap Flamborough ist vorherrschend steil und klippig, im Stoupe-Brow, südlich von der Robin-Hoodbai, bis 838 F. hoch; weiter südwärts bis zum Spurnhead an der Mündung des Humber dagegen flach. Zwischen der Nordsee und dem untern Aestuar des Humber liegt der halbinselförmige District Holderneß, theilweise Marschland und einer der fruchtbarsten Ackerbaubezirke Englands, mit den üppigsten Weiden zugleich, berühmt durch die eigenthümliche Rasse von Rindern und Schafen. Der östl. und der westl. Theil bilden Hügellandschaften, getrennt

durch die fruchtbare Thalebene von Y. (Plain of Y.), 13 geogr. M. lang und durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ M. breit, im N. von wellenförmigen Erhebungen unterbrochen, im S. der Stadt York aber vollkommen flach, mit Marschland am untern Ouse und mit Torfmooren. Die östl. Hügelregion begreift die York-Moors oder Oestlichen Moorlands, auch Egton-Moors genannt, und die Yorkshire-Wolds oder kurzweg die Wolds, erstere im North-, letztere im East-Riding. Die Westlichen Moorlands, auch Yorkshire-Hills genannt, gehören als nördl. Fortsetzung des Peakgebirgs von Derbyshire zur Penninischen Kette (Pennin Chain) und bilden ein breites, rauhes und im ganzen kahles Hochland, tief durchfurcht von mehrern Eisenbahnen und Kanälen (dem Manchester-Huddersfield-, dem Manchester-Halifax-, dem Liverpool-Leedskanal), mit schroffen Kämmen, wildromantischen Thälern, hohen Spitzen (Peaks oder Fells), theils schieferigen, theils sumpfigen Hochflächen. Die Höhen sind reichlich von Eichen- und Tannenwäldern, jetzt auch von Buchen und selbst von Deodorafichten (aus dem Himalaja) beschattet, die der Landschaft einen ernsten Charakter verleihen. Die höchsten Gipfel liegen im Cravenbezirk, dem nordwestl. Theile des West-Riding. Hier erheben sich auf der Grenze von North- und West-Riding der Whernside 2236 F., der Cam-Fell 2106 F., der Great-Whernside 2167 F.; südlicher der massige Ingleborough 2226 F., wegen seiner umfassenden Aussicht über beide Meere im Osten und Westen berühmt, und der Pennigant 2129 F. Es gehören diese Westlichen Moorlands zur Steinkohlenbildung. Auf ihrer Ostseite, an welcher die Quellflüsse und die Hauptzuflüsse des Ouse ihren Ursprung haben, senken sich abwärts zur centralen Ebene von Y. zahlreiche Felsenthäler, unter denen das Airethal eine der schönsten und anmuthigsten Auen Englands enthält. Auch ist das westl. Bergland im allgemeinen nicht so steril wie die Oestlichen Moorlands. Den Hauptreichthum bildet hier das große Steinkohlenfeld von Yorkshire, welches sich von jenseit Leeds 13 M. weit in einer Breite von $3\frac{1}{4}$—$4\frac{3}{4}$ M. südwärts bis Nottingham am Trent fortzieht und auf einer bearbeitbaren Fläche von nahezu 50 Q.-M. Kohlen jeder Gattung enthält. Außerdem zeigen sich mehrere isolirte Kohlenfelder, Swilleys genannt, im nördl. Theile der Grafschaft, in Sandsteinmulden oder Aushöhlungen gelegen. Ueberdies ist Yorkshire eins der eisenreichsten Gebiete Englands und besitzt auch Bleiminen, Kupferadern, an der Ostküste ferner Alaunwerke, besonders bei Whitby, und an verschiedenen Orten Kalk- und Quadersteinbrüche sowie Fundorte trefflicher Mühl- und Schleifsteine. 1860 lieferte der Bergbau Steinkohlen 9,284000 Tons, Roheisen 346765, Eisenpyrite 10500, Blei 7099 Tons, Silber 3387 Unzen, Thon 10500 Tons. Das Hauptgewässer ist der Humber mit dem Ouse, dem Hauptflusse der Grafschaft, welcher mittels der Meeresflut aufwärts bis gegen Y. (über 17 M. von der Nordsee) für Seeschiffe von 120 Tons fahrbar ist. Der Ouse nimmt links die Foß und den Derwent, rechts die Ure, Nidd, den Wharfe, die Aire mit dem Calder, die bis Leeds für Seeschiffe von 170 Tons und bis Skipton hinauf für Kähne schiffbar ist, den Don oder Dun und den Trent auf. An der Nordgrenze ist die Tees von Wichtigkeit, von den Küstenflüssen der Esk bemerkenswerth. Zum Gebiet der Irischen See gehört der Ribble. Die Grafschaft Y. gehört zu den Districten Englands, in welchen Landwirthschaft und Manufactur gemischt auftreten. Der Ackerbau wird in Holderneß und der Thalebene von Y. am besten betrieben. Obst gedeiht wegen der kühlen Sommer nirgends. Die ausgedehnten Hutungen begünstigen die Viehzucht außerordentlich. Große Heerden Pferde werden in den meisten Gegenden, Rinder in verschiedenen Rassen gezogen. Die Käsebereitung wird stark betrieben und ihr Erzeugniß gerühmt. Die Schafe gehören verschiedenen Rassen an; der Wollertrag ist bedeutend, aber nicht von feinster Qualität. Schweine werden über den Bedarf gezogen und Schinken von ausgezeichneter Güte geliefert. Von Wichtigkeit ist auch die Seefischerei. West-Riding, von der Natur in jeder Beziehung am günstigsten bedacht, ist einer der ersten Manufacturdistricte Englands. Im reichlichen Besitze von Wolle und Flachs, von Kohlen, Eisen u. s. w. sowie von Wasserkräften, hat die Industrie daselbst in den schiffbaren Flüssen des Humberbassins, in den Kanälen und Eisenbahnen zugleich die Mittel, ihre Producte dem westl. und östl. Meere zuzuführen. Leeds, Bradford, Huddersfield, Halifax und Wakefield sind die Hauptsitze der Woll-, Dewsbury insbesondere der Shoddymanufactur. In Leeds wird überdies mehr Flachs gesponnen als irgendwo in England. Die Stahlwaaren von Sheffield und den benachbarten Orten wetteifern mit denen von Birmingham. Zu Rotherham bestehen altberühmte Eisenwerke. Das Low-Moor-Iron-Company-Work bei Leeds und Bradford liefert eine große Menge von Kanonen, Kugeln, Ketten und Ankern. Die Baumwollspinnerei hat sich in verschiedenen Gegenden etablirt. Außerdem werden grobe Leinwand, Seilerwaaren, Zwirn, Baumwollzeuge, Teppiche,

Leder, Papier, Glas u. s. w. in verschiedenen Orten gefertigt. 1861 gab es in der Grafschaft 1833 Fabriken mit 3,355384 Spindeln, 55491 mechan. Stühlen und 169871 Arbeitern. Hull und seine junge Rivalin Goole haben bedeutenden auswärtigen Handel, auch Whitby, Middlesborough und Scarborough ansehnlichen Handelsverkehr.

York, das alte Eboracum der Römer, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft Englands, dem Range nach die zweite City des Königreichs, Sitz seines zweiten Erzbischofs und nächst London die einzige, deren erste Magistratsperson (Mayor) laut eines 1389 ihr verliehenen Rechts den Titel Lord führt, bildet mit ihrem Weichbild einen besondern Bezirk (City and Ainsty of York) von 0,19 Q.-M. mit (1861) 40433 E. (im Parlamentsborough 45385 E.). Die Stadt liegt in der nach ihr benannten Ebene an der Mündung der Foß in den schiffbaren Ouse, über welchen eine Brücke mit fünf Bogen führt, und an der großen Nordbahn, 41,4 M. im Nordnordwesten von London. Sie ist ein schöner, stiller Ort, reich an Ruinen, Alterthümern und Kirchen aus vergangenen Zeiten, hat zwar enge, aber reinliche, im ganzen hübsche Straßen, guterhaltene Häuser, überall hervortretenden Wohlstand, an dem Industrie und Handel wenig Antheil haben. Mauern, deren Fundamente aus den Tagen der Römer, deren Hauptbefestigungen aus der Regierung Eduard's I. stammen, und welche 1831 in dem alten Baustil erneuert worden, umgürten die Stadt in Form eines unregelmäßigen Vierecks, werden aber von vier alten Thoren und von einlaufenden Schienenwegen unterbrochen. Unter den Gebäuden ist vor allen der 1070 gestiftete Yorkminster oder die Kathedrale St.-Peter zu erwähnen, Englands größte und schönste Kirche, ein großartiges Meisterwerk goth. Baukunst des 13. und 14. Jahrh., 524½ engl. F. lang, 222 F. in den Kreuzflügeln, 109 im Schiff breit, 99 hoch, mit drei Thürmen, von denen der über dem Kreuze 213 F. hoch ist. Die überaus glänzende Westfaçade wurde 1402 vollendet. Durch den Fanatismus des Matrosen Martin, des engl. Herostratus, 2. Febr. 1829 und durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters 21. Mai 1840 in Brand gesteckt, hatte sie viel gelitten, doch ist sie seitdem völlig wiederhergestellt. Ihre Orgel mit 4200 Pfeifen und mit einem Orgelkorbe, der als ein Meisterstück der Steinmetzkunst bewundert wird, gehört zu den größten in Europa. Das Hauptfenster an der Hochaltarseite, das größte, welches man kennt, ist 75 F. hoch, 32 breit und enthält 117 biblische Gemälde in glühenden Farben. Mit der Kathedrale durch einen Gang verbunden ist das Kapitelhaus, ein zweites Steinmeisterwerk, ein regelmäßiges Achteck von 63 F. Durchmesser und 68 F. Höhe, im Innern mit zierlichen Säulen, leichtgeschwungenen Bogen, einer von einem einzigen Pfeiler gestützten Decke und herrlichen Glasmalereien. Von den 41 Kirchen, 17 Kapellen, 10 Klöstern und 17 Hospizen, welche die Stadt unter Heinrich VIII. hatte, sind noch 23 Kirchen vorhanden. Allein es wurden mehrere neue gebaut, und die Stadt hat jetzt 24 anglikanische Kirchen und 15 gottesdienstliche Gebäude der Dissidenten. Die 1088 gestiftete Benedictinerabtei St.-Mary liegt vor der Stadt in Ruinen. Das sog. Schloß besteht aus einzelnen von Richard III. und in verschiedenen andern Epochen aufgeführten Gebäuden, die ursprünglich Festung waren, und bildet jetzt zu zwei Theilen das 1836 mit einem Aufwande von mehr als 200000 Pfd. St. vollendete Grafschaftsgefängniß, eins der größten und besten Englands, in dessen Bereich die Ruinen eines von Wilhelm I. auf röm. Fundament erbauten weiten und festen Bollwerks, des Cliffordthurms, liegen. Den dritten Theil des Schlosses nimmt die 150 F. lange, 45 F. breite, mit einem Porticus ionischer Säulen geschmückte Grafschaftshalle für die Assisen ein. An dem Ouse liegen nebeneinander das Stadthaus (Mansionhouse), die Amtswohnung des Lord-Mayors, im modernen Stil erbaut, und das städtische Rathhaus (Guildhall), das 1446 erbaut worden ist. Y. ist der Sitz einer theol. Facultät der Unitarier, hat mehrere Lateinschulen, ein Lehrerseminar, eine Zeichen-, eine Näh- und eine Spinnschule, ein Institut für populäre Wissenschaft und Literatur, einen Ackerbauverein, eine philos. Gesellschaft mit Museum und Botanischem Garten, ein archäol. Institut, ein Manchestercollege, eine Bibliothek, ein Theater, eine Musikhalle für 2000 Zuhörer, den vielgepriesenen städtischen Versammlungssaal nach dem Plane des Grafen Burlington, zahlreiche milde Anstalten, darunter das außerhalb der Stadt gelegene Irrenhaus der Quäker, Retreat (Zufluchtsstätte) genannt, ein Augenhospital, eine Blindenschule und zahlreiche Versorgungshäuser. Im Mittelalter war die Industrie bedeutender als jetzt. Dieselbe liefert jetzt Leinwand, Handschuhe, Maschinen, Messing-, Glas- und Conditoreiwaaren, Eisenbahnwagen, Kutschen, Orgeln u. s. w. In der Nähe der Stadt liegen das Dorf Bishop-Thorpe mit dem erzbischöfl. Palast, die höhere kath. Schulanstalt Ampleforth-College, das Schloß Howard mit vielen Kunstschätzen und die Ebene von Knaves-muir, wo berühmte Wettrennen gehalten werden. An Größe, Reichthum und Pracht den in der Nähe neuentstandenen Fabrik-

und Handelsstädten jetzt nachstehend, hat die würdige City in der frühern Zeit zwei Glanzperioden aufzuweisen. Eboracum war die röm. Capitale von Britannia, Sitz der Regierung, zeitweilige Residenz der Kaiser Hadrian, Septimius Severus, Konstantius Chlorus, Grabstätte der beiden letztern, nach einigen Geburtsort Konstantin's d. Gr., der hier zum Kaiser ausgerufen wurde. (Vgl. Wellbeloved, «Eburacum or York under the Romans», 1842). Dann wurde die Stadt Hauptstadt des angelsächs. Königreichs Northumbria unter dem Namen Eoforwic. Mit dem Einfall der Dänen, welche Y. 867 eroberten und kurz darauf vor seinen Mauern die Angelsachsen unter Osbert und Ella schlugen, mußte es den Ruhm, Englands erste Stadt zu sein, nach langem Widerstreben, und obschon noch Jahrhunderte später häufig engl.-normann. Könige ihren Aufenthalt daselbst nahmen, an London abtreten. Im J. 622 oder 652 predigte hier Paulinus zuerst das Christenthum und wurde erster Erzbischof von Y. Bis zum Ende des 15. Jahrh. hatte der Erzbischof die Obergerichtsbarkeit über die schott. Kirche. Jetzt gehören zu seiner Erzdiöcese die sechs Bisthümer Durham, Carlisle, Chester, Manchester, Ripon, Sodor-Man. Das Obergericht zu Y. (the council established in the North) wurde von Heinrich VIII., die Gerichtsbank aber von Karl II. eingesetzt. 1644 belagerten die Parlamentstruppen und Schotten Y., und ein königl. Entsatzheer unter dem Pfalzgrafen Rupert wurde 2. Juli auf dem benachbarten Marston-Moor vom Lord Fairfax und Grafen Manchester geschlagen und die Stadt erobert.

York, ein Herzogstitel, den die Könige von England gewöhnlich an Glieder ihres Hauses, und zwar an den zweiten Sohn verleihen. Eduard III. gab den Titel an seinen vierten Sohn, Edmund, welcher der Gründer des Hauses Y. oder der Weißen Rose wurde. Sein älterer Bruder, Johann, stiftete dagegen das Haus von Lancaster oder die Rothe Rose. Beide Häuser führten als Zweige der königl. Plantagenet (s. d.) gegeneinander einen langen, furchtbaren Kampf, den Krieg der beiden Rosen, um die engl. Königskrone, bis endlich das Haus Tudor in der Person Heinrich's VII. den Thron usurpirte. — Heinrich VIII. und Karl I. führten bis zum Tode ihrer ältern Brüder den herzogl. Titel von Y., ebenso Jakob II. bis zu seiner Thronbesteigung. Auch Jakob's II. Sohn, der Prätendent Jakob III., verlieh in der Verbannung seinem zweiten Sohne, Henry Benedict, den Herzogstitel von Y. In der Geschichte ist derselbe bekannt unter dem Namen des Cardinals von Y. Mit ihm starben 1807 die königl. Stuarts (s. d.) aus. — Georg I., aus dem Hause Hannover, erhob 1716 seinen Bruder Ernst August, Fürstbischof von Osnabrück, zum Herzog von Y. Derselbe starb 1728, worauf Eduard August, zweiter Sohn des Prinzen Friedrich von Wales und Bruder Georg's III., 1760 diesen Titel erhielt, aber 1767 gleichfalls kinderlos mit Tode abging. — Der letzte Herzog von Y. war Frederick, zweiter Sohn Georg's III. Derselbe wurde 16. Aug. 1763 geboren und erhielt 1764 das abwechselnd von einem kath. und einem prot. Bischof regierte Fürstbisthum Osnabrück (s. d.). Er besaß dasselbe bis zur Säcularisation 1802, wo es an Hannover abgetreten wurde. Nachdem der Prinz 1780 ein Oberstpatent erhalten, ging er auf den Continent, um besonders den preuß. Militärdienst zu erlernen. Während der Abwesenheit wurde er 1784 zum Herzog von Y. und Albany in Großbritannien und zum Grafen von Ulster in Irland ernannt. Als er 1787 nach England zurückkehrte, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein und zeigte sich im folgenden Jahre bei Verhandlung der Regentschaftsfrage seinem Bruder, dem nachherigen Georg IV., sehr ergeben. Ein Duell, das er 1789 mit dem Oberst Lennox, dem spätern Herzog von Richmond, bestand, machte großes Aufsehen. 1791 ging Y. abermals auf den Continent, um im Fall eines Kriegs mit Rußland im preuß. Heere zu dienen. Zu Berlin heirathete er 29. Dec. die Prinzessin Friederike, älteste Tochter Friedrich Wilhelm's II. von Preußen. Als 1793 der Krieg mit Frankreich ausbrach, gab ihm Georg III., der diesen Sohn besonders auszeichnete, den Befehl über ein brit. Corps, das im Verein mit den Verbündeten die Niederlande vertheidigen sollte. Nach der Einnahme von Valenciennes schickte ihn der Oberfeldherr, Prinz von Sachsen-Koburg, zur Belagerung von Dünkirchen ab. Er erlitt jedoch 8. Sept. 1793 durch Houchard bei Honscoote eine Niederlage und mußte sich 1794 hinter die Maas zurückziehen und endlich in Cuxhaven einschiffen. Dennoch machte ihn der König 1795 zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber des brit. Heeres, vertraute ihm auch 1799 das Commando über die Expedition nach Holland an, der sich ein russ. Hülfscorps unter Essen beigesellte. Nachdem er auch diesmal von Brune 19. Sept. bei Bergen und 6. Oct. unweit Alkmaar geschlagen worden, schloß er 18. Oct. die Capitulation von Alkmaar. Einige Jahre später verursachte dem Prinzen die Veruneinigung mit seiner Maitresse, einer Mrs. Clarke, die dem Oberst Wardle Mittheilungen über die Heerverwaltung gemacht hatte, einen außerordentlichen Skandal. Wardle

denuncirte 27. Jan. 1809 vor dem Unterhause, dessen Mitglied er war, daß arge Veruntreuungen in der Kriegsverwaltung vorkämen. Das Unterhaus bestellte eine Commission zur Untersuchung und ließ die Clarke wiederholt als Zeuge gegen den Herzog erscheinen, deren freche Antworten den Prinzen in der öffentlichen Meinung ungemein herabsetzten. Wiewol das Haus mit einer Majorität von 82 Stimmen ein Nichtschuldig aussprach, legte doch der Herzog die Oberbefehlshaberstelle 20. März 1809 nieder. Im Mai 1811 jedoch wurde er von seinem Bruder, dem damaligen Prinz-Regenten, in die Würde eines Oberbefehlshabers der Landmacht abermals eingesetzt. Er hatte eine Menge zweckmäßiger Anordnungen in dem Haushalte der Armee getroffen und erhielt dafür 1814 im Parlament eine öffentliche Danksagung. In der Sitzung von 1825 erklärte er sich im Oberhause heftig gegen die Katholikenemancipation, was um so mehr die öffentliche Meinung berührte, als er seit dem Tode der Prinzessin Charlotte, der Tochter Georg's IV., die nächsten Ansprüche auf die Thronfolge hatte. Indessen überlebte er den König nicht; er starb schon 5. Jan. 1827. Von seiner Gemahlin, die 6. Aug. 1820 mit Tode abging, hinterließ er keine Kinder. Y. besaß eine Apanage von 18000 und außerdem eine Jahresrente von 24000 Pfd. St. als Entschädigung für das Bisthum Osnabrück. Dessenungeachtet hinterließ er bedeutende Schulden, die unbezahlt blieben.

York von Wartenburg (Hans Dav. Ludw., Graf), preuß. Feldmarschall, geb. 26. Sept. 1759 zu Potsdam, war der natürliche, später legitimirte Sohn eines Lieutenant von Y., dessen Familie im Lande Bütow in Hinterpommern ansässig war. Er trat 1772 in die Armee, wurde aber 1780 wegen Insubordination cassirt und ging nach abgebüßter Festungshaft 1781 in holländ. Dienste. Hier wohnte er 1783—84 den Feldzügen in Indien bei. Als er von dort zurückgekehrt, fand er in Holland die Wirren vor, welche die Partei der Patrioten angeregt. Letztere Partei bot ihm eine Oberstlieutenantsstelle, die er jedoch ausschlug. Er nahm seinen Abschied und kehrte nach Preußen zurück, wo es ihm erst nach dem Tode Friedrich's II. gelang, wieder angestellt zu werden, und zwar als Kapitän bei einem der neuformirten Füsilierbataillone. Seit 1792 Major, zeichnete er sich im poln. Feldzuge von 1794 bei Szekoczyn aus, und 1799 wurde er zum Commandeur des Fußjägerregiments ernannt. Als solcher erwarb er sich große Verdienste um die Einführung der Schützentaktik im Sinne der neuern Kriegführung. 1800 avancirte er zum Oberstlieutenant, 1803 zum Obersten. 1806 befehligte er erst die Avant-, später die Arrièregarde des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt durch das musterhaft geleitete Gefecht von Altenzaun deckte. Auf dem weitern Rückzuge, nachdem der Herzog das Commando niedergelegt, führte er die Nachhut des Blücher'schen Corps. Er wurde in Lübeck verwundet und gefangen und 1807 so spät ausgewechselt, daß er erst nach der Schlacht von Friedland wieder zur Armee kam. In Königsberg erfolgte dann seine Beförderung zum Generalmajor. Die ihm zugedachte Stellung als Erzieher des Kronprinzen lehnte er jedoch ab. Bei der neuen Organisation des Heeres erhielt Y. die westpreuß. Brigade, 1810 die Generalinspection über sämmtliche leichte Truppen, deren Ausbildung für den Felddienst er mit Erfolg leitete, und 1811 mit ausgedehnten Vollmachten das Generalgouvernement der Provinz Preußen. Im Feldzuge von 1812 dem preuß. Hülfscorps unter Grawert, das zum 10. Corps (Macdonald) der franz. Armee gehörte, als Generallieutenant und zweiter Befehlshaber zugetheilt, übernahm er nach Grawert's Abgange den Oberbefehl über die königl. Truppen. Als der Rückzug der Großen Armee auch den des 10. Corps von Riga nothwendig machte, kam Y. in eine gefährliche Lage. Außer Verbindung mit den franz. Colonnen, auf sich selbst gewiesen, von den russ. Heerführern zum Abfall von der franz. Sache gedrängt, im Zwiespalt mit seiner Soldatenpflicht und der Ueberzeugung, daß für Preußen der entscheidende Augenblick gekommen, ohne bestimmte Weisungen von Berlin, aber von dem Bewußtsein erfüllt, daß ihm persönlich die Entscheidung über das Schicksal seines Vaterlandes, ja Europas in die Hand gelegt sei, entschloß er sich zu der Convention vom 30. Dec. 1812 (durch Clausewitz und Diebitsch russischerseits vermittelt), kraft welcher das preuß. Corps neutrale Quartiere bezog und die weitere Entscheidung dem Könige anheimstellte. Zwar mußte der König, durch die Verhältnisse und Napoleon noch beengt, diesen Schritt öffentlich misbilligen; bald aber ließ er Y. volle Gerechtigkeit widerfahren, der in der That dem großen Befreiungswerke kühn die erste Bahn gebrochen. Als Gouverneur von Preußen war er bei der ersten Errichtung der Landwehr durch die Stände, überhaupt bei der neuen militärischen Organisation thätig, führte dann sein Corps auf königl. Befehl, der ihm auch die in Pommern mobil gemachten Truppen unterstellte, nach der Mark, wo er beim Ausbruch der Feindseligkeiten zuerst 5. April bei Möckern und Dannigkow siegreich gegen den aus Magdeburg vorgerückten

Vicekönig von Italien kämpfte. Am weitern Feldzuge nahm das Y.'sche Armeecorps unter seinem Führer ruhmvollen Antheil. (S. Russisch-deutscher Krieg.) Es bestand 19. Mai selbständig das Gefecht bei Weissig. Bei Bautzen hatte es den linken Flügel und deckte am 21. den nöthig gewordenen Rückzug. Bei der Formation der Armee während des Waffenstillstandes wurde das Y.'sche (1.) Corps dem schles. Heere unter Blücher zugetheilt. Es trug 26. Aug. das meiste zum Siege an der Katzbach bei, erzwang, wiederum selbständig, 3. Oct. den Elbübergang gegen das 4. franz. Corps (Bertrand) bei Wartenburg (s. d.), errang sich 16. Oct. bei Möckern (s. Leipzig) die Ehre des Tags und drängte die bei Leipzig geschlagenen Franzosen in der Verfolgung am 20. über die Unstrut. Zum General der Infanterie ernannt, bekundete Y. im Feldzuge von 1814 sein Feldherrntalent von neuem bei Montmirail 11. Febr., wo er Sacken, der sich unvorsichtig in ein Gefecht eingelassen, vor völligem Untergange rettete, besonders aber bei Laon 4. März durch den Angriff bei Einbruch der Dunkelheit, den er, durch Blücher autorisirt, mit Kleist unternahm und damit den vollständigsten Sieg gewann. Die Schlacht von Paris 30. März war seine letzte. Am 3. Juni wurde er vom Könige unter Beilegung des Namens Y. von Wartenburg in den Grafenstand erhoben. Er begleitete die Monarchen nach London und erhielt dann den Oberbefehl über alle Truppen und Festungen in Schlesien, wohin er im Juli, nach ergreifendem Abschiede von seinem Corps, abreiste. Eine reiche Dotation (Klein-Oels in Schlesien) lohnte seine Verdienste. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba 1815 erhielt er das Commando über das 5. Corps, das sich als Reserve an der Elbe sammeln sollte. Y. sah darin eine Zurücksetzung und bat um seinen Abschied, welchen ihm der König aber erst nach dem Frieden und mehrmals wiederholtem Gesuch bewilligte. Der Feldzug von 1815 entriß ihm noch seinen ältesten Sohn, welcher bei Versailles tödlich verwundet fiel. Seitdem lebte er zurückgezogen in Schlesien. Am 5. Mai 1821 ernannte ihn der König noch zum Feldmarschall, welche Rangerhöhung er bei seiner Verabschiedung abgelehnt hatte. Er starb in den Morgenstunden des 4. Oct. 1830 zu Klein-Oels. Ein Standbild (von Rauch) ward ihm 21. Mai 1855 zu Berlin gesetzt. Vgl. Seydlitz, «Tagebuch des preuß. Armeecorps im Feldzuge 1812» (Berl. 1823), und vorzüglich Droysen, «Das Leben des Feldmarschalls Grafen Y. von Wartenburg» (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1851; ohne Beilagen, 2 Bde., 1854).

Yoruba, in der Haussasprache und auf ältern europ. Karten Yarribah genannt, war bis zum Beginn des zweiten Viertels des 19. Jahrh. ein ansehnliches Königreich in Afrika, welches sich zwischen Dahomey und Benin ausbreitete, im Nordosten und Osten bis zum Niger reichte und im Süden sich fast bis zu den Küsten des Golfs von Guinea erstreckte, seit jener Zeit aber große Gebiete im Norden und Osten an die vordringenden Fulbe (Fellatah) des Reichs Gando verloren und sich überhaupt in mehrere Einzelherrschaften zersplittert hat. Den eigentlichen Kern der Bevölkerung bildet das tüchtige Negervolk der Y. (zu Sierra-Leone Aku, in ihrer eigenen Sprache aber Eyo genannt), welches auf etwa 3 Mill. Köpfe geschätzt wird und vorzugsweise das gebirgige Innere bewohnt. Die Y. sind in neuerer Zeit theilweise zum Islam übergegangen, doch hat unter ihnen auch das Christenthum Eingang gefunden. Die Yorubasprache, welche in mehrern Dialekten gesprochen wird und mit dem benachbarten Nufe (Nupe) auf der Ostseite des Niger verwandt ist, haben besonders die Missionare Crowther (ein Neger) und Bowen bearbeitet. Der hauptsächlichste Handelsartikel des Landes ist das Palmöl, welches nebst den übrigen Landesproducten vorzugsweise über die engl. Seeplätze Lagos und Badagry zur Ausfuhr gelangt. Merkwürdig ist, daß das Land Y. die größten städtischen Gemeinden enthält, die sich überhaupt in Afrika finden. Als Hauptstadt gilt Abbeokuta (s. d.) im Lande der Egba, nach den Berichten Delany's mit 110000 E. In der eigentlichen Landschaft der Y. liegen der wichtige, jetzt der Oberherrschaft Gandos unterworfene Handelsplatz Illorin mit 120000 E. und Ibaddan mit 150000 E. Andere volkreiche Orte sind: Ijaye mit 78000, Oyo oder Katanga (die Hauptstadt des frühern Königreichs Y.) mit 75000, Ogbomoso mit 70000, Iwo mit 75000 E. Vgl. außer den Reiseberichten von Bowen (1857), May (1858) und Burton («Abeokuta and the Camaroons Mountains», 2 Bde., Lond. 1863) besonders Delany, «Official report of the Niger valley exploring party» (Neuyork 1861).

Young (Edward), engl. Dichter, geb. 1681 zu Upham in Hampshire, wo sein Vater Rector war, erhielt seine Erziehung in der Westminsterschule und widmete sich später zu Oxford dem Studium der Rechte. Er trat 1712 ins öffentliche Leben ein als Hofmann und Dichter. Mit dem Herzog von Wharton ging er 1717 nach Irland und blieb dessen Anhänger, bis der Herzog starb. Da er in seiner Laufbahn wenig Hoffnung auf Beförderung sah, trat er, bereits über 40 J. alt, in den geistlichen Stand, schrieb ein Lobgedicht auf den König und wurde dafür

Kaplan Georg's II. 1730 erhielt er die Pfarrei zu Welwyn in Hertfordshire, wo er bis zu seinem Tode vergebens auf Beförderung hoffte. Er verheirathete sich hier, verlor aber seine Frau und seine beiden Stiefkinder bald nacheinander, und dies veranlaßte ihn, seine berühmten «Night-thoughts» (Lond. 1741 u. öfter) zu schreiben, ein Gedicht, auf welches sein Ruf hauptsächlich sich gründet. Das Werk hat keinen Zusammenhang, und jedes der neun Bücher, aus denen es besteht, ist unabhängig von den andern. Die Sprache ist gesucht; Witz auf der einen Seite, Schwulst auf der andern, berühren oft unangenehm. Dazu kommt noch der Gegensatz zwischen den Schriften und dem Leben Y.'s, der zweifeln läßt, ob der Dichter auch fühlte, wie er schrieb. Doch ist nicht zu leugnen, daß die «Night-thoughts» viele treffliche Stellen enthalten, in denen wahres Gefühl und Ungekünsteltheit des Ausdrucks herrschen. Außerdem schrieb Y. noch einige unbedeutende Trauerspiele und eine Satire: «Universal passion, the love of fame». Er starb 12. April 1765. In Deutschland fand Y. durch Ebert's Uebersetzung der «Nachtgedanken» (5 Bde., Braunschw. 1769—71; 2. Aufl. 1790—95) Eingang und lange Zeit hindurch zahlreiche Verehrer. Neuere Uebersetzungen besorgten Benzel-Sternau (Frankf. 1825), Schmidt (Dresd. 1825) und Elise von Hohenhausen (Kassel 1844).

Young (Thom.), engl. Gelehrter, geb. 13. Juni 1773 zu Milverton in Somersetshire, erhielt seine Bildung zu Bristol, seit 1782 zu Compton, wo er außer den classischen Sprachen besonders Mathematik trieb und bereits Botanik und Optik zu studiren begann. Eine hebr. Bibel gab ihm Veranlassung, sich den orient. Sprachen zu widmen. Seit 1791 trat er als Schriftsteller auf, indem er für Zeitschriften Gegenstände der Philologie und Naturwissenschaften bearbeitete. Dann studirte er Medicin zu London und seit 1794 zu Edinburgh, wurde Mitglied der Royal-Society infolge seiner Abhandlungen über das Sehen und die Krystalllinse des Auges und ging dann 1795 nach Göttingen, wo er promovirte und sich mit deutscher Sprache und Literatur bekannt machte. Hierauf lebte er als Fellow in Cambridge, ließ sich jedoch bald als Arzt in London nieder, übernahm auch die Professur der Naturwissenschaften an der Royal-Institution, die er jedoch 1804 wieder aufgab, um sich ganz der Arzneikunde zu widmen. Zahlreiche naturwissenschaftliche und mathem. Schriften erschienen von ihm, unter denen die vorzüglichsten: «A syllabus of a course of a natural and experimental philosophy» (Lond. 1802), worin er zuerst eine Erklärung der wichtigsten Phänomene des Sehens gab und das Gesetz von der Interferenz des Lichts aufstellte; ferner «A course of lectures on natural philosophy and the mechanical arts» (2 Bde., Lond. 1807), sein Hauptwerk, und «Elementary illustration of the celestial mechanics of Laplace» (Lond. 1821). Von 1819—29 gab er außerdem den «Nautical almanac» heraus. Zugleich wendete er in dieser Zeit seine Aufmerksamkeit wieder der Sprache und namentlich der ägyptischen zu. Einige Papyrusrollen, die er 1814 erhielt, und die Rosettesche Inschrift veranlaßten ihn, 1815 seine «Remarks on Egyptian papyri and on the inscription of Rosetta» herauszugeben. Y.'s wichtigste Schriften nach dieser Seite sind «Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature» (Lond. 1823) und «Egyptian dictionary» (Lond. 1829). Von einer Reise nach Genf nach London zurückgekehrt, starb er 10. Mai 1829. Eine Sammlung seiner «Miscellaneous works» (4 Bde., Lond. 1855) erschien erst längere Zeit nach seinem Tode. Vgl. «Memoirs of the life of Thom. Y.» (Lond. 1831).

Ypern (franz. Ypres), früher befestigte Stadt in der belg. Provinz Westflandern, an der kanalisirten Yperlee, in fruchtbarer Gegend gelegen, war einst der Sitz der ausgebreitetsten Tuchfabrikation, zählt aber nur noch 16800 E., die großentheils mit der Verfertigung von Spitzen und Baumwollwaaren sowie mit Bleichen-sich beschäftigen. Ein Ueberbleibsel aus der Blütezeit der Stadt sind die stattlichen, 1342 begonnenen, neuerdings mit den Standbildern von 31 flandr. Grafen geschmückten Tuchhallen, die jetzt als Rathhaus dienen. In der goth. Domkirche des heil. Martin liegt Cornelis Jansen, der Gründer der nach ihm benannten Kirchensekte, begraben.

Ypsilantis oder **Hypsilantis** (nach neugriech. Aussprache Ipsilandi) ist der Name einer durch mehrere Generationen ausgezeichneten Fanariotenfamilie, welcher seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts der Titel Fürst zugestanden worden ist. Von dem Ursprunge der Y. weiß man nur, daß sie von Trapezunt nach Konstantinopel übergesiedelt sind; ihre Behauptung, mit dem Kaiserhause der Komnenen zusammenzuhängen, ist willkürlich und werthlos. Weder das byzant. Reich noch auch die Pforte kannte je einen griech. Geschlechtsadel, und der Fürstentitel der Y. selbst beruht auf freier Uebersetzung des türk. Beg, welcher Titel ihnen als Hospodaren der Donaufürstenthümer beigelegt wurde. In dieser wie so vielen schicksalsverwandten Familien macht sich der Gegensatz von Wohldienerei, um sich die Gunst der Zwingherren zu erwerben, und

treulosem Undank gegen dieselben bemerkbar. Dieser Gegensatz findet in dem ungemessenen Ehrgeize der Fanarioten seine Erklärung, eine gewisse Entschuldigung aber in der jede gesunde Moral erstickenden türk. Despotie. — Alexander Y. (der Aeltere), Sohn des Athanasius, eines Mannes, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einigem Ansehen in der griech. Gemeinde Stambuls gelangt war, wurde Pfortendolmetscher und dann zweimal Hospodar der Walachei, welche Stellung er auch einnahm, als 1792 die beiden nordischen Kaiserhöfe die Pforte mit Krieg überzogen. Y. leistete weder Widerstand, noch zog er sich auf das süddanubische Gebiet zurück, sondern er ließ sich von Bukarest gefangen nach Brünn abführen, von wo er nach dem Frieden von Jassy in die Türkei zurückkehrte. — Sein Sohn Konstantin Y., thatendurstiger als der Vater, bemühte sich gleichzeitig, einen Aufstand der Griechen zu Wege zu bringen. Allein er wurde verrathen und sah sich genöthigt, in Wien eine Zuflucht zu suchen, bis ihm sein Vater Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr nach Konstantinopel erwirkte. Daselbst wandte nunmehr der junge Mann alle seine Energie auf den türk. Staatsdienst, in welchem er rasch aufstieg. Er wurde Pfortendolmetscher, dann (1799) Hospodar der Moldau und bald darauf der Walachei. Nach wenig Jahren aber ließ er sich auf Intriguen mit Rußland gegen die Pforte ein, welche 1805 ihm seinen hohen Posten, seinem in Konstantinopel weilenden 80jährigen Vater aber das Leben kosteten. Konstantin Y. ging nach Rußland, kehrte aber von da 1806 an der Spitze von 20000 Mann russ. Truppen nach Bukarest zurück, und nahm an den Unternehmungen des petersburger Cabinets gegen die Pforte warmen Antheil, indem er unter anderm den serb. Aufstand förderte und abermals sich bemühte, die Griechen unter die Waffen zu rufen. Der Tilsiter Friede 1807 gab seinen ehrgeizigen Entwürfen eine unglückliche Wendung. Er zog sich nach Kiew zurück und starb dort halb vergessen 1816 mit Hinterlassung von fünf Söhnen, von denen die beiden ältesten, Alexander und Dimitri, sich in der Geschichte ihres Vaterlandes einen Namen gemacht haben. — Alexander Y. (der Jüngere), geb. 1783, folgte seinem Vater 1805 nach Petersburg und trat 1809 als Offizier in die kaiserl. Garde zu Pferde. Im russ.-franz. Kriege von 1812 ward er infolge eines gegen die Franzosen in Polock mit Kühnheit ausgeführten Ueberfalls Major bei den grodnoer Husaren und machte als solcher den Feldzug in Deutschland mit, in welchem er bei Dresden 27. Aug. 1813 durch einen Kartätschenschuß die rechte Hand verlor. Später stieg er zum Oberst und Adjutant des Kaisers Alexander auf, und 1817 erhielt er den Grad als Generalmajor und das Commando einer Husarenbrigade. Zu jener Zeit hatten die Plane der Hetärie (s. d.) zur Befreiung Griechenlands bereits eine bestimmtere Ausbildung und Erweiterung gewonnen, und nachdem Kapodistrias die von seiten der Hetärie auf ihn gefallene Wahl eines Anführers der Griechen abgelehnt, nahm Y. das Anerbieten der Hetäristen, an ihre Spitze zu treten, nach einigem Schwanken, wahrscheinlich infolge eines Winks vom russ. Hofe, an. Der Tod des Hospodars der Walachei, Alexander Sutzos, im Febr. 1821, brachte in den Donaufürstenthümern den Aufstand der Griechen zum Ausbruch. Dagegen vernichtete die Schlacht bei Dragaschan 19. Juni 1821 jede Hoffnung der Hetäristen, und Y. mußte an seine persönliche Sicherheit denken, die er in Oesterreich suchte und fand. Er ward darauf theils in Munkacz in Ungarn, theils vom Aug. 1823 an in Theresienstadt in Böhmen gefangen gehalten, und als er im Herbst 1827 durch Vermittelung des Kaisers Nikolaus die Freiheit erhielt, war seine Gesundheit bereits so angegriffen, daß er 31. Jan. 1828 in Wien starb. — Dimitrios Y., des vorigen Bruder, geb. 25. Dec. 1793, that sich in russ. Kriegsdiensten, vorzüglich im Feldzuge von 1814 hervor. Mit seinem Bruder in die Plane der Hetärie eingeweiht, übernahm er im Frühjahre 1821 die Sendung, im Namen seines Bruders in Griechenland sich selbst an die Spitze des Aufstandes zu stellen, der bereits im April in Morea ausgebrochen war, und landete im Juni auf Hydra. Die von ihm der dortigen Regierung vorgeschlagene Constitution, welche ihm den Oberbefehl über die bewaffnete Macht verschaffen sollte, ward verworfen. Ueberhaupt trat er von Anfang an zu sehr mit egoistischen Ansprüchen auf, wobei er auf die Unterstützung Rußlands sich bezog, und verfeindete sich frühzeitig mit den Primaten und mit der Partei des Maurokordatos, sodaß er nahe daran war, Griechenland zu verlassen. Er ließ sich jedoch zur fernern Theilnahme am Kampfe bestimmen und übernahm das Commando des Belagerungscorps vor Tripolizza, welche Stadt die Griechen im Oct. mit Sturm nahmen. Bei einem Versuche, Napoli di Romania ebenfalls zu nehmen, den er im Dec. machte, ward er mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Dieser Unfall und die Machinationen der Gegenpartei unter Maurokordatos schwächten seinen polit. Einfluß. Als er durch die auf der Nationalversammlung in Epidauros im Jan. 1822 eingetretene Organisation, wobei er zwar zum Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers ernannt

worden war, sich gänzlich seines Einflusses beraubt sah, fand er sich veranlaßt, der Militärpartei unter Kolokotronis näher zu treten. Nachdem er gegen Ende Jan. Akrokorinth in seine Gewalt bekommen, ging er im März mit einem kleinen Hülfscorps über den Isthmus, um Odysseus zu verstärken, der damals in den Thermopylen stand. Allein auch hier erlangte er in seinen Unternehmungen auf Euböa und Thessalien keine besondern Erfolge und wendete sich daher nach dem Peloponnes zurück. Als im Juli Dram-Ali mit einer bedeutenden Heeresmacht in die Halbinsel eingedrungen war und die Regierung vor ihm sich zurückgezogen hatte, besetzte Y. die Citadelle von Argos, hielt hier mit seltener Kühnheit den Feind auf und gab dadurch den griech. Heerführern Gelegenheit, die gänzliche Vernichtung des türk. Heeres in den Engpässen zwischen Argos und Korinth, die im August stattfand und an welcher Y. Antheil nahm, herbeizuführen. Gleichwol mislang sein Versuch, der Militärpartei die Oberhand zu verschaffen, auch auf der zweiten Nationalversammlung in Astros im Frühjahr 1823, weshalb er nunmehr von den öffentlichen Geschäften nach Tripolizza sich zurückzog. Seitdem trat er nur noch in entscheidenden Momenten hervor. So namentlich im Juni 1825, als er bei den Mühlen von Lerna dem Siegeslaufe des Ibrahim-Pascha mit Kühnheit und Erfolg entgegentrat, und im Sommer 1826, als die engl. Partei die Unterwerfung Griechenlands unter das Protectorat Großbritanniens beabsichtigte. Erst nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias im Jan. 1828 kehrte Y. wieder dauernd auf den Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er übernahm den Oberbefehl über die Truppen in Ostgriechenland, wurde jedoch hierbei von der Regierung zu wenig unterstützt, und die ungeschickte Weise, wie Augustin Kapodistrias als Generalinspector der Truppen in die Militärangelegenheiten eingriff, verstimmte ihn so, daß er 1. Jan. 1830 seine Entlassung einreichte. Auch nach der Ermordung des Präsidenten im Oct. 1831 blieb er ruhiger Beobachter der Ereignisse. Nur als nach der Flucht des Augustin Kapodistrias im April 1832 eine Ausgleichung der Parteizerwürfnisse durch die Wahl einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Regierungscommission versucht ward, trat Y. auf Kolettis' Betrieb in dieselbe ein. Er starb 16. Aug. 1832 zu Nauplia.

Yriarte (Ignacio), der berühmteste span. Landschaftsmaler, geb. 1620 in der Provinz Guipuzcoa, erlernte die Malerei bei dem ältern Herrera zu Sevilla. Da er aber kein Talent für Figurenzeichnung hatte, widmete er sich der Landschaft, und zwar mit so viel Glück, daß Murillo zu sagen pflegte, Y. male die Landschaften so schön, daß man an eine Inspiration glauben müsse. Die span. und ausländischen Sammlungen sind reich an Werken von ihm. Y. ist ein Maler von Phantasie; seine Compositionen sind von großen und gewaltigen Formen; seine Beleuchtung hat etwas Magisches; seine Behandlung ist mehr genial als sorgfältig. Seine Landschaften ohne Figuren, diejenigen ausgenommen, welche Murillo staffirt hat, stehen viel höher im Werthe als die mit Figuren. Er starb zu Sevilla 1685.

Ysop (Hyssopus officinalis L.) heißt ein zur Familie der Lippenblütler gehörender Halbstrauch des südl. Europa, welcher theils als Zierpflanze, theils als Gewürzkraut häufig in Deutschland in Gärten cultivirt wird und sich verwildert auch hin und wieder auf Schutt alter Burgen findet. Er bildet vielstengelige, fußhohe oder höhere Büsche, deren Stengel mit zahlreichen lineallanzettförmigen, spitzen, drüsig-punktirten, sehr aromatischen Blättern besetzt sind und in aus einseitswendigen Scheinquirlen zusammengesetzte Trauben dunkelblauer (selten weißer) Blumen auslaufen. Die Blüten besitzen einen röhrigen Kelch mit fünfzähnigem Saum und eine Blumenkrone mit ausgerandeter, wenig gewölbter Oberlippe und dreilappiger Unterlippe, aus welchen die zwei mächtigen Staubfäden hervorragen. Der Y. ist reich an ätherischem Oel, weshalb er aromatisch riecht und schmeckt. Sein unter dem Namen Herba Hyssopi officinelles Kraut wird zu ähnlichen Zwecken wie der Thymian, Feldkümmel und andere aromatische Labiaten angewendet. Der Y. erträgt den deutschen Winter gut, gedeiht ohne besondere Pflege auf einem kräftigen Gartenboden und läßt sich durch Zertheilung der Stöcke im Spätsommer leicht vermehren. Die Samen behalten ihre Keimkraft gegen zwei Jahre.

Yssel oder Ijssel heißen verschiedene Gewässer im Königreich der Niederlande. Die Neue oder Nieuw-Yssel, ein kanalisirter Arm des Rhein in der Provinz Geldern, der von Drusus gegrabenen Fossa Drusiana entsprechend, führt aus dem Rhein nahe oberhalb Arnheim $3\frac{1}{2}$ M. nordostwärts nach Doesburg, wo er sich mit der Alten oder Oude-Yssel vereinigt, welche, deutsch schlechthin Issel genannt, aus der preuß. Provinz Westfalen kommt, daselbst über Isselburg und Anholt fließt, dann nach Geldern übertritt und wenig schiffbar ist. Das vereinigte Wasser, im Mittelalter Sala oder Isala genannt, wendet sich in dem ursprünglichen Bett des untern Laufs der Alten Y. unter dem Namen Overyssel oder Ysselstrom

nordwärts über Zütphen und Deventer, bildet von da an die Grenze zwischen Geldern und der Provinz Oberyssel und geht nach einem Laufe von 12 M. westlich von Zwolle, bei Kampen, mit mehrern Armen und einem sich stets erweiternden Delta in die Zuidersee, nachdem sie rechts aus Westfalen die Berkel (holländ. Borkel) und die Schip-Bach oder Schip-Beek aufgenommen hat. Die Y. bildet einen der fünf Hauptmündungsarme des Rhein, ist $19\frac{1}{2}$ M. lang, bei Zütphen über 300, bei Kampen über 700 F. breit und wird von kleinen Seeschiffen und von Dampfbooten befahren. — Die Nederyssel, auch Kleine oder Holländische Y. genannt, ist ein schiffbarer Arm des Leck, welcher von diesem bei Vianen sich abzweigt, westwärts durch die Provinz Utrecht über Ysselstein (Stadt von 3375 E., mit guten Schulen, Reifbindereien und einem berühmten Schlosse) und Montfoort, dann durch die Provinz Südholland über Oudewater nach Gouda fließt, zuletzt südwärts in die Maas, oberhalb Rotterdam und gegenüber der Insel Ysselmonde, mündet, von Gouda an gegen Norden durch den Goudakanal mit dem Alten Rhein, oberhalb Gouda gegen Südosten durch das Vliet mit dem Leck bei Schoonhoven verbunden ist. — Von der erstgenannten Y. hat die niederländ. Provinz Overyssel ihren Namen, welcher zur Zeit der franz. Herrschaft das Depart. Ysselmündungen entsprach. Diese Provinz zählt (1. Jan. 1867) auf 61,54 Q.-M. 253163 E. und ist eine weite Ebene, die nur in der Mitte von geringen Hügeln unterbrochen wird, vorwaltend, besonders im östl. Theile, aus Moor- und Heideland besteht, im Westen aber, gegen die Y. hin, fruchtbaren, getreidereichen Marschboden enthält. Vieh- und Bienenzucht, Torfstich und zum Theil Ackerbau sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Fabrikthätigkeit hat sich vorzüglich in der Baumwollspinnerei und Weberei der Landschaft Twenthe (mit den Orten Enschede, Almelo, Goor, Oldenzaal, Delden u. s. w.) schwunghaft entwickelt. Bedeutend sind die Stein- und Ziegelbrennereien an der Y., die jährlich gegen 100 Mill. Steine liefern. Sehr wichtig sind auch die Mattenfabrikation und die Besenbindereien. Die Provinz zerfällt in die drei Gerichtsbezirke Zwolle, Deventer und Almelo. Die Hauptstadt ist Zwolle (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth die Städte Deventer (s. d.), Almelo (s. d.) und Kampen (s. d.).

Ystad, eine Stapelstadt an der Südküste Schwedens, in dem zur alten Provinz Schonen gehörigen Malmö-Län, ist unregelmäßig gebaut, hat einen neuen und einen kleinen alten Hafen, einen schönen Marktplatz, zwei Kirchen, ein Rathhaus und Kasernen und zählt (1866) 6203 E. Die Stadt unterhält Fabriken in Tabacк, Cichorien, Zucker, Seife, Tuch, Leder und Wagen, treibt Fischerei, Handel (besonders mit Getreide) und Schiffahrt. Durch regelmäßige Dampfschiffahrt steht sie in Verbindung mit Stockholm, Göteborg, Kopenhagen, Bornholm, Lübeck und Stralsund. Mit dem Innern des Landes ist sie verbunden durch die 1866 eröffnete, etwa 5 M. lange Zweigbahn der südl. Stammbahn (Ystad-Eslöf). Y. wird zuerst um 1240 erwähnt, hatte ehemals ein festes Schloß, erhielt 1267 die Franciscanerkirche, ward 1368 von König Albrecht von Schweden gegen die Dänen erobert, 1569 von den Schweden gebrandschatzt und 1676 und 1677 von den Dänen eingenommen.

Yttrium heißt ein einfacher metallischer Körper. Der Schwede Gadolin entdeckte 1794 in einem Mineral, nach ihm Gadolinit genannt, eine eigenthümliche Erde, die Yttererde, aus welcher das Y. in Gestalt metallglänzender Schuppen abgeschieden wurde. Später ergab sich, daß das Y. nicht ein einziges Metall, sondern ein Gemenge mehrerer Metalle sei, nämlich des eigentlichen Y., dessen Eigenschaften noch nicht gehörig ergründet sind, des Terbiums und des Erbiums.

Yucatán, eine Halbinsel, die in Gestalt eines länglichen Rechtecks auf der Nordseite von Mittelamerika vorspringt, wird im W. von der Campechebai des Mexicanischen Golfs, im N. auf einer Strecke von 64 M. von letzterm, im O. von der Hondurasbai des Antillenmeeres, welches durch den zwischen dem Cap Catoche und der Insel Cuba nur 30 M. breiten Kanal von Y. mit dem Golf zusammenhängt, begrenzt, hat ein Areal von etwa 4000 Q.-M. und umfaßt, außer dem brit. Holzdistrict Honduras (s. d.) oder Balize im SO., einem Theile des zu Guatemala gehörigen Departements Verapaz im S. und Theilen der mexic. Staaten Chiapas und Tabasco im SW., die politisch gleichfalls zu Mexico gerechnete Republik Y. Diese nimmt etwa zwei Drittel der Halbinsel ein, indem sie ein Areal von 1450—1950 Q.-M. umfaßt. Gegen Britisch-Honduras macht der Rio-Hondo, gegen Tabasco zum Theil der Rio-Usumasinta die Grenze. Die Oberfläche ist im allgemeinen eben und flach; nur im Innern kommt Hügelland von 3—400 F. Höhe vor. Die Küsten sind niedrig, rings von Sandbänken umgeben, im Westen, abgesehen von der Laguna de Terminos, und im Norden wenig eingeschnitten, im Osten dagegen zerrissen, zu mehrern Baien eingebuchtet. Unter den Küsteninseln ist Cozumel

im Osten die größte. Im Innern herrscht Wassermangel. Es gibt hier keinen Fluß, keine Süßwasserquellen, nur einen einzigen See, den Chichancanab im District Tecax, der mehrere Meilen lang ist, aber bittersalziges Wasser enthält. Küstenflüsse sind in ziemlicher Menge vorhanden, aber alle unbedeutend. Die größten sind der Rio-Hondo oder Rio-Grande an der Südostgrenze und im Westen der Champotón. Sowol wegen seiner Lage zwischen 17° 48′ und 21° 35′ nördl. Br. als auch wegen seiner geringen Erhebung und seines wasserarmen, steinigen, großentheils aus Kalk und Korallen bestehenden Bodens ist Y.s Klima außerordentlich heiß, gilt aber dennoch wegen seiner Trockenheit im allgemeinen für ein gesundes. Nur an der Küste kommt das Gelbe Fieber vor, und während der Regenzeit treten Wechselfieber und biliöse Fieber häufig und gefährlich auf. Zwischen Anfang Oct. bis Ende Febr. stürzen Tropenregen in Strömen herab, werden aber von dem Sand- und Felsenboden begierig aufgenommen. In der darauffolgenden Trockenheit glänzt der heiterste Himmel, die Hitze wird durch die Seewinde und die dichten Wälder einigermaßen gemildert, verwandelt aber das Land oft meilenweit in eine völlig verdorrte Wüstenei. Außer Mais und in den feuchtern Gegenden Reis gedeihen keine europ. Cerealien, auch nur wenige europ. Gemüse, dagegen alle Tropenfrüchte, von Handelsgewächsen namentlich Taback, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Henequén, d. i. eine Agavenart, deren Fasern zur Verfertigung von Seilerwaaren, Säcken und Matten benutzt werden, und unter dem Namen Pita- oder Sisalhanf in den Handel kommen. Bei der nur sehr beschränkten Cultur des Bodens ist jedoch der Gewinn von Colonialproducten im ganzen nur gering. Den größten Reichthum des Landes bilden die ausgedehnten Waldungen. Diese liefern alle Arten Hölzer für Kunsttischlerei, Zimmermannsarbeit und Schiffbau, fast alle Farbehölzer des europ. Handels, namentlich Campecheholz. Außerdem finden sich hier der Copaiva- und Tolubaum, welche bekannte Balsamarten geben, der Guajac- und Ambrabaum, Tamarinden, Sassafras u. s. w. Aus Mangel an Wiesen und Weiden ist der Bestand an Hausthieren gering; nur das Schwein ist in Ueberfluß vorhanden. Stachellose Bienen liefern köstlichen Honig und Wachs in Fülle. Metalle finden sich nirgends im Staate Y. An der Küste schlemmt man Salz und sammelt viel graue Ambra. Die Küstenfischerei ist höchst ergiebig. Die Zahl der Bewohner (Yucatecos) wurde vor dem J. 1833, in welchem die Cholera furchtbare Verheerungen anrichtete, auf 530000, 1845 nur auf 504635 angegeben und soll sich jetzt auf 580000 belaufen. Fünf Sechstel derselben sind reine Indianer, die übrigen Weiße, Neger und besonders Mischlinge. Die Indianer, die großentheils in den südl. Wäldern unabhängig leben und noch Heiden sind, gehören dem großen Volke der Maya an. Nur in den Umgebungen der Städte verstehen sie die span. Sprache. Von dem frühern Kunst- und Hausfleiß, den die span. Conquistadoren hier vorfanden, hat sich wenig auf die jetzigen Bewohner vererbt. Ueberhaupt beschränkt sich der Kunstfleiß der Yucatecos hauptsächlich auf Gewebe von Baumwolle, Wolle und Pita, auf Fertigung irdener Gefäße, Flechtwerk aus Palmblättern und Agavefasern und auf Salzschlämmerei. Der Handel ist ungeachtet der günstigen Lage des Landes und des Reichthums an Handelsproducten ebenfalls nur unbedeutend. Aus den vier besondern Häfen Campeche, Sisal, Carmen und Bacalar werden vorzüglich ausgeführt Sisalhanf, Säcke, Stricke, Hangematten aus demselben Hanf, Palmhüte, Blauholz, Blauholzextract, Kopal, Mais, Reis, Bohnen, Ochsen- und Hirschhäute, getrocknetes Fleisch, Fische (Pampanos), Salz, Honig und Wachs, auch Kokosnüsse, Citronen und andere Südfrüchte, geprägtes Silber, einige Goldarbeiten aus Campeche. In der letzten Zeit ist die Ausfuhr von Farbeholz immer bedeutender geworden. Die Hauptstadt des Landes ist Merida.

Großes Interesse haben in neuerer Zeit Y.s zahlreiche Ruinen alter Bauwerke und Städte erweckt, welche die Maya-Indianer Xlapakh (alte Mauern) nennen. Am berühmtesten sind die südwestlich von Merida, unweit der Hacienda Uxmal gelegenen. Außer diesen werden noch viele andere Hauptgruppen von Ruinen genannt, wie die von Chichen oder Tschitschen-Itza, Tulúm, Zayi, Chunjuju, Labná, Kabah, Becanchen und Iturbide, welche sämmtlich in Bauart und Verzierungen Gleichartigkeit zeigen. Es sind dies echte Denkmäler toltekischer Baukunst, Werke der alten Macequales, von einem Alter von etwa 800 J., aus der Zeit, wo eine bedeutende Colonisirung Y.s durch die aus dem mexic. Hochlande Anahuac ausgewanderten Tolteken stattfand. Ihr Verfall trat erst nach der Ankunft der Spanier ein. Einst stand Y. unter einem Monarchen, der zu Mayapan residirte, und dem alle andern Kaziken und Herren des Landes unterthänig und zinsbar waren. Mit der Zeit lehnten sich diese gegen ihn auf und zerstörten Mayapan im 15. Jahrh. Jeder Kazike gründete sich nun ein eigenes Reich, welches einer gegen den andern durch unaufhörliche Kämpfe zu behaupten suchen mußte. Solcher Reiche sollen

bei der Ankunft der Spanier sieben gewesen sein. Die Spanier betraten zuerst 1506 unter Diaz de Solis und Pinzon des Landes Küsten. Um 1527 begann Francisco de Montejo die Eroberung, und um 1540 wurde als erste größere Niederlassung Campeche gegründet, 1541 unterwarf sich der letzte Nachkomme der Herrscher von Mayapan, Namens Tutul-Xiu, worauf seine Hauptstadt Mani zerfiel. Auf der Stelle und aus den Trümmern von Tihoo entstand 1542 Merida. Die Indianer, durch die Spanier, besonders durch deren Geistlichkeit unter knechtische Botmäßigkeit gebracht, sanken sowol da, wo sie sich unterwarfen und äußerlich das Christenthum annahmen, als auch in dem Innern des Landes allmählich in ihre jetzige Armuth und Uncultur, während ihre Vorfahren eine verhältnißmäßig hohe Stufe der Civilisation erreicht hatten. Unter der span. Herrschaft bildete Y. die Intendanz Merida des Königreichs Neuspanien oder Mexico. Nach Befreiung des Landes von den Spaniern trat es unter seinem jetzigen Namen dem mexic. Staatenbunde als selbständiges Glied bei. Doch lag Y. mit der mexic. Bundesregierung in beständigem Streit. Die durch Santa-Anna bedrohte Selbständigkeit des Staats vermehrte die Unzufriedenheit und hatte 1841 dessen Unabhängigkeitserklärung zur Folge. Y. nahm als selbständige Republik eine nach den liberalsten Principien entworfene Constitution an. Doch wurde die Selbständigkeit Y.s von der mexic. Regierung nie anerkannt, und so herrschte zwischen beiden ein dauernder Kriegszustand, der zu keinem Resultate führte. Nur Zugeständnisse gewisser Vorrechte bewogen den abtrünnigen Freistaat zum Rücktritt. In dem Kriege Mexicos mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika gab die Regierung von Washington den Befehl, Y. als neutrales Land zu behandeln, nahm diesen aber zurück, als dessen Bevölkerung mit Mexico wieder gemeinschaftliche Sache machte. Seit 1850 brach ein großes Unglück über den Staat herein. Die Indianer empörten sich gegen die Weißen, und es begann ein blutiger Kampf, der Jahre hindurch anhielt und noch in neuester Zeit immer wieder aufloderte, weil die Regierungen Mexicos nicht die Kraft besaßen, den Frieden des Landes zu befestigen. Vgl. Cogolludo, «La historia de Y.» (Madr. 1687; 2 Bde., Campeche und Merida 1842—45); Sotomayor, «Historia de la conquista de la provincia de Itza» u. s. w. (Madr. 1701); Waldeck, «Voyage pittoresque et archéologique dans les provinces d'Y.» (Par. 1838); Nebel, «Voyage pittoresque et archéologique dans le Mexico» (Par. 1840); Norman, «Rambles in Y.» (2. Aufl., Neuyork 1844); Stephens, «Incidents of travel in Central-America, Chiapas and Y.» (2 Bde., Neuyork 1841; neu herausg. von Catherwood, Lond. 1854; deutsch, Lpz. 1854); derselbe, «Incidents of travel in Y.» (2 Bde., Lond. 1843; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1854); Heller, «Reisen in Mexico 1845—48» (Lpz. 1853); Scherzer, «Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika» (Lpz. 1864).

Yucca, Name einer zur 6. Klasse, 1. Ordnung, und zur Familie der Liliaceen gehörenden Gattung baumartiger Gewächse von palmenähnlichem Wuchse, mit schlankem, einfachem Stamme, der an seiner Spitze eine Krone großer, einfacher, langer, schmaler Blätter trägt, zwischen denen eine mächtige Blütenraupe hervorbricht. Die großen, glockigen, hängenden Blüten bestehen aus einem sechsblätterigen Perigon von weißer, gelblicher oder röthlicher Farbe. Die Frucht ist eine längliche, sechskantige, dreifächerige, vielsamige Kapsel. Unter den im tropischen Amerika einheimischen Arten ist Y. gloriosa, die sog. Prachtaloë unserer Gärten, die bekannteste. Diese bei uns in Kübeln gezogene Pflanze, welche im Orangeriehause überwintert werden muß, entwickelt einen holzigen, armsstarken Stamm von mehrern Fuß Höhe. Ihre Blätter, welche bis 2 F. Länge erreichen, sind lanzettförmig, starr, dick, dornspitzig, graugrün mit blassem Rande, die Blumen weiß, eine pyramidale, langgestielte, aus der Blätterkrone weit hervorragende Rispe bildend. Die Prachtpflanze verlangt eine schwere, fruchtbare Erde zu ihrem Gedeihen. Sie stammt aus Carolina und Texas. In Südeuropa hält sie im Freien aus.

Yverdon (Iverdun) oder Ifferten, das röm. Ebrodunum, eine wohlgebaute, gewerbfleißige Stadt, Hauptort eines Bezirks im schweiz. Canton Waadt, am Ausflusse der Orbe in den südl. Theil des Neuenburger Sees und an der Eisenbahn, 5⅙ M. nördlich von Lausanne, zählte (1860) 4986 E., die mehrere Fabriken unterhalten. Das 1135 durch Herzog Konrad von Zähringen erbaute und 1260 von Peter von Savoyen vergrößerte Schloß, später Sitz der bernerischen Landvogte, wurde 1805 von der Regierung dem berühmten Pädagogen Pestalozzi (s. d.) zu seiner Erziehungsanstalt überlassen. Außerdem bestehen hier eine Realschule, ein gutes Gymnasium und eine Bibliothek, die auch die in der Umgegend gefundenen röm. Alterthümer bewahrt. Schon im 18. Jahrh. erlangte die Stadt einigen literarischen Ruf durch den gelehrten ital. Buchhändler de Felice, der hier die große franz. «Encyclopédie» herausgab. In der Nähe der Stadt befindet sich eine Mineralquelle mit Badeanstalt.

Yvetot, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederseine (Normandie), 4,8 M. im Nordwesten von Rouen, an der Eisenbahn, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz und zählt (1861) 8921 E., welche Feldbau, Baumwoll- und Leinweberei sowie Handel mit Korn und Vieh treiben. Der Ort bildete mit einem kleinen Landgebiet lange Zeit ein souveränes Fürstenthum, im Munde des Volks das Königreich von Y. genannt. Der Sage nach hatte der fränk. König Chlotar 537 seinen Lehnsmann Walter von Y. in der Kirche zu Soissons ermordet und, um den Zorn des Papstes, der ihn mit dem Bann bedrohte, zu sühnen, das Lehn von fränk. Oberherrschaft befreit und zum Erbkönigreich erhoben. Als letzter König von Y. wird Camille d'Albon genannt. 1681 sprach das Parlament dem Ländchen die Souveränetät ab, erklärte es aber für ein freies Gut, dessen Herren sich Princes d'Yvetot schrieben und dessen Bewohner von Auflagen befreit waren, ein Zustand, der bis zur Revolution dauerte. Bekannt ist es besonders durch Béranger's anmuthiges Lied «Le roi d'Yvetot».

Z.

Z, im griech. Alphabet der sechste, im lat., deutschen und allen abendländ. Alphabeten der letzte Buchstabe, wurde von den Griechen als Schriftzeichen aus dem phöniz. Alphabet herübergenommen, in welchem, wie im Hebräischen, Syrischen und Arabischen, der entsprechende Buchstabe Saïn an der sechsten Stelle steht. In seiner ältesten Form zeigte das griech. z viele Aehnlichkeit mit dem phöniz. und hebr. Schriftzeichen des Saïn, welches, wie auch die Bedeutung dieses Worts besagt, die rohe Zeichnung eines Schwerts darstellte. Im Griechischen jedoch erhielt das z theilweise einen andern Lautwerth, indem es hier nicht einen weichen s-Laut (wie noch heutigentags im Arabischen, Persischen und Türkischen, wo es Engländer und Franzosen durch ihr z umschreiben), sondern nach den Angaben der Grammatiker den Laut eines ds oder sd vertrat und auch metrisch stets für einen Doppelconsonanten galt. Doch mögen hier dialektische Verschiedenheiten gewaltet haben; sicherlich war es in vielen Fällen wie im Neugriechischen ein säuselnder Laut, viel weicher und angenehmer als unser z, welches die spätern Griechen durch τζ zu umschreiben pflegen. Von den Griechen gelangte der Buchstabe erst spät zu den Römern, wo er jedoch nur in Fremdwörtern gebraucht und dem Alphabet mit dem y als letzter Buchstabe angefügt wurde. Eine bedeutendere Rolle spielt er in den roman. Sprachen, wo er meist für einen s-Laut gilt, und in den german. Sprachen. Im Gothischen, wo er die siebente Stelle im Alphabet einnimmt, findet er sich im Anlaut nur in Fremdwörtern, im Inlaut und Auslaut klang er wie s, mit dem er auch alternirt. Im Hochdeutschen ist z die Aspirata der Zungenlaute und theilt sich hier in einen harten und einen weichen Laut, welche gegenwärtig in der Schrift durch z und sz unterschieden werden. Vermöge der Lautverschiebungsgesetze entspricht das hochdeutsche z (sz) fast immer einem gothischen und somit auch skandinavischen, angelsächsischen und niederdeutschen t, z. B. hochdeutsch Zaun, niederdeutsch und angelsächsisch tûn (englisch town); hochdeutsch gross, niederdeutsch grot u. s. w. Die Verdoppelung des (harten) z wurde in früherer Zeit zuweilen durch zz, gegenwärtig durch tz bezeichnet. Letzteres erscheint für diesen Zweck schon im 9. Jahrh., wurde aber später vielfach unnöthig, im 15. Jahrh. selbst im Anlaute gebraucht. Für das einfache harte z schrieb man früher öfter c oder zc, um es von dem weichern z zu unterscheiden, das entweder durch dasselbe Zeichen wie das harte, oder durch ein geschwänztes z (was in neuerer Zeit Grimm in seinen grammatischen Schriften wieder eingeführt hat), oder durch zz ausgedrückt wurde, bis sich dafür, jedoch unter mancherlei orthographischen Schwankungen und Misbräuchen, das ss festsetzte. (Vgl. den Artikel über den Buchstaben S.)

Zaar, s. Zar.

Zaardam, s. Saardam.

Zabern heißen drei Städte auf der westl. Seite des Oberrhein, zwei deutsche und eine französische, die beiden ersten in dem bair. Kreise Pfalz, nämlich Bergzabern (s. d.) am Erl- oder Erlenbach, und Rheinzabern (bei den Römern Tabernae), 3 M. östlicher, an demselben Bach, mit 1200 E. und röm. Alterthümern, bekannt durch die dort und bei dem $^{3}/_{4}$ M. südlicher gelegenen Städtchen Jockgrimm 3. Mai, 29. Juni und 20. Aug. 1793 von den Oesterreichern den Franzosen gelieferten Gefechte. — Im Gegensatz zu diesen beiden Ortschaften heißt Elsaß-

Zabern oder franz. **Saverne** (bei den Römern Tabernae oder Tres Tabernae) die einst ebenfalls deutsche Stadt Z. im Depart. Niederrhein. Dieselbe ist Hauptort eines Arrondissements und liegt an der in den Rhein fließenden Zorn sowie an der Paris-Strasburger Eisenbahn und Heerstraße und am Marne-Rheinkanal. Sie hat ein Schloß, ein Tribunal erster Instanz, eine Ackerbaukammer, ein Communal-Collége und zählt 5331 E. (1861), die Topfwaaren, Leder, Bonneteriewaaren und Kleider fabriciren, auch Schneidemühlen, Gerbereien, Färbereien unterhalten und starke Holzflößerei treiben. Die Stadt war einst Hauptort des Wasgaus, gehörte im 10. Jahrh. den Bischöfen von Metz und dann denen von Strasburg. Einige röm. Alterthümer befinden sich im Collége. Die noch im 16. Jahrh. vorhandene Ringmauer mit 52 Thürmen und 365 Zinnen ist längst verschwunden; sie hatte den Ort im Dreißigjährigen Kriege und später nicht vor wiederholten Eroberungen geschützt. 1696 wurden die Festungswerke geschleift. Das stattliche Schloß, 1666 aus rothen Sandsteinquadern vom Bischof Egon von Fürstenberg als Sommerresidenz erbaut, brannte 1779 ab, wurde aber von dem durch die Halsbandgeschichte bekannten Cardinalbischof Louis von Rohan wieder erbaut und zeitweise bewohnt. 1817 und 1818 diente es den österr. Occupationstruppen als Kaserne, und auch in neuerer Zeit benutzten es die Franzosen in dieser Weise und als Gefängniß. 1852 wurde das Schloß von Ludwig Napoleon zum Stiftsgebäude für Witwen und Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion bestimmt. Ueber der Stadt erhebt sich der Thurm der alten Feste **Greifenstein**, nahe der **Sanct-Veitsgrotte**, mit Kapelle und Einsiedelei, zu welcher viel gewallfahrtet wird. Gegenüber liegt die ansehnliche, mit den wundersamen Sandstein- und Conglomeratfelsen fast verwachsene Ruine des alten Schlosses **Hoh-Barr**, weiterhin die beiden Burgen **Geroldseck**. Ueberhaupt ist die Umgebung der Stadt reich an malerischen Punkten. Ein schneckenförmig angelegter Weg, Zaberner Steige genannt und $1^{3}/_{4}$ M. lang, führt in vielen Krümmungen und mit 17 verdeckten Brücken auf den Kamm der Vogesen, von wo sich der Elsaß wie ein Garten, der strasburger Münster wie eine Säule präsentirt. Oben auf der Grenzscheide gegen das Depart. Meurthe steht ein Obelisk. Der Paß von Z., der die Ober- und Untervogesen scheidet, ist nur 1325 F. hoch. Eisenbahn und Kanal, der Fluß Zorn und die Landstraße laufen in dem reizenden Thale nebeneinander hin. Brücken, hohe Dämme, Viaducte und sechs Stollen wechseln auf der nur 45 Minuten dauernden Fahrt von Z. nach Saarburg.

Zabier, s. **Sabier**.

Zacatécas, einer der centralen Staaten von Mexico, der ehemals eine wegen ihrer reichen Silberminen berühmte span. Intendanz und mit Xalisco (s. d.) zusammen das Königreich Neu-Galicien bildete, grenzt jetzt, nachdem aus Gebietstheilen desselben der Staat Aguas-Calientes (s. d.) gebildet worden, im S. an diesen, im O. an San-Luis-Potosi, im N. an Nuevo-Leon und Durango, im W. an Xalisco. Der Staat hat nur noch ein Areal von etwa 1084 Q.-M. (nach andern 1115) und enthält eine Bevölkerung von etwa 305000 Seelen. Unter der Kaiserregierung Maximilian's wurde das Land mit Veränderung der Umgrenzungen und Heranziehung benachbarter Gebiete in die beiden Depart. Z. und Fresnillo getheilt, von denen ersteres 1864 zu 569 Q.-M. mit 192823 E., letzteres zu 733 Q.-M. mit nur 82860 E. angegeben ward, was für beide ein Gesammtareal von 1302 Q.-M. mit nur 285683 E. ergibt. Das Gebiet des durchgängig öden und menschenarmen Staats gehört fast ausschließlich dem Hochlande an, welches im größern nördl. Theile überwiegend als Hochebene, im südlichen in Gestalt von Bergketten auftritt. Am einförmigsten ist das über 6500 F. hohe Plateau, welches die Mitte des Staats einnimmt. Der Boden ist im allgemeinen sehr dürr. Der nordöstliche Landstrich ist eine weite Ebene, mit einzelnen Bodenschwellungen und einigen Berggruppen, nur mit Mimosen, Zwergpalmen, Cactus, Mesquite und andern Dorngesträuchen bewachsen, von großen Viehherden, besonders von Schafen und Ziegen durchschwärmt, ohne Bodencultur, außer einigen zerstreuten Maisfeldern in der Nähe der Hacienden, ohne Wasser, außer den zum Tränken des Viehs oft mit großen Kosten angelegten Teichen und tiefen Brunnen. Nur wenn die Regenzeit sich günstig zeigt, bedeckt sich hier der Boden alsbald mit üppigem Graswuchs, gedeihen in den angebauten Gegenden Feld- und Gartengewächse; aber der Regen bleibt zuweilen ganz aus, und heftige Nordwinde mehren die Dürre. Alle fünf Jahre rechnet man ein Misjahr. Noch öder als diese Ebenen mit nomadisirender Bevölkerung sind die metallreichen, von tiefen Schluchten durchsetzten Gebirge. Die Gewässer treten nur als unbedeutende Bäche auf. Im Norden der Hauptstadt befinden sich neun kleine Seen, deren Wasser salzsaure und kohlensaure Soda in Ueberfluß enthält und eine wichtige Salzproduction gewährt. Der großen Höhe wegen, die kaum irgendwo weniger als 6000 F. beträgt, hat der Staat, obgleich er noch innerhalb der Tropen

liegt, im allgemeinen eher ein kaltes als ein warmes Klima. Die Gesammtproduction an Ackerbauerzeugnissen ist, nachdem der fruchtbare District Aguas-Calientes vom Staate getrennt worden, bei der Sterilität des Bodens und der dünnen Bevölkerung so gering, daß bedeutende Getreidezufuhren aus dem Nachbarstaate nothwendig werden. Sehr unerheblich sind auch die Manufacturen, und der Staat ist zugleich in dieser Beziehung von seinen Nachbarn abhängig. Mehr Bedeutung hat der Handel, indem alle von Mexico nach Durango und andern nördl. Staaten gehenden Waaren Z. passiren, sodaß sich in dessen Hauptstadt eine Art Emporium gebildet hat. Der einzige Reichthum des Staats besteht in seinen Metallschätzen, namentlich in den Silberminen, durch welche Z. seit alten Zeiten die bedeutendste Bergbauprovinz Neuspaniens gewesen, und welche voraussichtlich auch noch für lange Zeit dem Lande den Charakter eines eigentlichen Bergwerksstaats bewahren wird. Die ersten Silberminen wurden hier schon von den Conquistadoren 1548 entdeckt und für Rechnung des Ferdinand Cortez sofort in Betrieb gesetzt. Die drei berühmten Grubenreviere von Z., Fresnillo und Sombrerete haben seit der Mitte des 16. Jahrh. eine ganz erstaunliche Masse von Silber geliefert, von 1610 (bis wohin die Nachrichten zurückreichen) bis 1810 wenigstens 670 Mill. Pesos. Obgleich auch in Z. der Bergbau durch die Revolution sehr gelitten, bearbeitet man doch noch jetzt die Gruben daselbst mit mehr oder weniger günstigem Erfolge, sodaß dieser Staat nach Guanaxuato die größte Silberproduction hat. Von 1811—25 wurden in der Münze der Hauptstadt 3,569126 Mark zu einem Werthe von 30,659548 Pesos ausgeprägt, von 1825—33 aber 4,189102 Mark zu einem Werthe von 35,673248 Pesos. Weit größer ist die ganze Silberausbeute, da außerdem viel Silber in Barren ausgeführt und in Silbergeschirr verarbeitet worden ist. Nach den Angaben Orozco y Berra's vom J. 1865 waren 172 Minen in Betrieb (in Guanaxuato 217, in ganz Mexico 775) und es belief sich die Münzproduction 1837—57 auf 167,980493 Piaster in Silber und 107949 in Kupfer, zusammen auf 168,088442, also im Jahresdurchschnitt auf 8,004211,₆ Piaster; von 1857—63 aber auf 27,180856, also im Jahresdurchschnitt auf 3,882979,₄ Piaster. Die Bewohner sind meist nur in einige wenige größere Ortschaften zusammengedrängt. Große Strecken im Norden und Nordosten sind fast ganz unbevölkert, die Indianerbevölkerung zum großen Theil verdrängt. In kirchlicher Beziehung steht Z. unter dem Bischof von Xalisco. Die Geistlichkeit übt noch große Macht aus. Für das Schul- und Erziehungswesen ist seit 1834 verhältnißmäßig viel geschehen. Die Hauptstadt Z., nach Guanaxuato die berühmteste Bergwerksstadt Mexicos, 7746 F. über dem Meere, in einer Schlucht an der Seite des 8600 F. hohen Berges La Bufa gelegen, schon 1588 zur Ciudad erhoben, zählt nur etwa noch 16000 E., d. i. kaum die Hälfte der Bevölkerung vom J. 1802. Die Stadt hat einen von hübschen Häusern umgebenen Marktplatz, sonst enge, schmuzige Straßen, viele Kirchen und Klöster, eine prächtige Hauptparochialkirche mit einem 474 Mark schweren massiv silbernen Taufstein und sehr reichem Silbergeräthe (1728 über 3000 Mark schwer), einen Regierungspalast, ein Zollhaus, eine Münze, einen Bazar, eine Getreidehalle, eine Cigarrenfabrik, eine über 170 J. alte gelehrte Bildungsanstalt, ein Theater. Es besteht ein starker Transitohandel. 2 Leguas nördlich von der Stadt liegt der bedeutende Bergwerksort Veta-Grande, und ¼ Legua von ihr die Grube von Cerro de Bote, welche 1846—57 nicht weniger als 383835 Mark Silber im Werthe von 3,238409 Pesos geliefert, also durchschnittlich im J. 269867 Pesos. Der Bergwerksflecken Fresnillo, 8 M. nordwestlich von Z., 7015 F. über dem Meere, auf einer weiten Hochebene am Fuße des isolirten Cerro de Proaño gelegen, hat 12000 E., mehrere Kirchen, einen hübschen Bazar, eine praktische Bergschule und in der Nähe eins der größten und besten Amalgamirwerke Mexicos. In der Nähe der Bergstadt Sombrerete, 14 M. nordwestlich von Fresnillo, am Fuße des Berges Sombreretillo (Hütchen), liegen die ehemals berühmten Silbergruben von Veta-Negra und El-Pavellon, in welcher erstern sich der reichste Erzgang gezeigt hat, der je auf beiden Hemisphären gefunden worden ist. Gegenwärtig hat der Ertrag dieser Minen sehr nachgelassen.

Zach (Franz, Freiherr von), Mathematiker und Astronom, wurde zu Presburg 4. Juni 1754 geboren. Nachdem er in österr. Kriegsdiensten gestanden und sich einige Zeit in London aufgehalten, ward er, mit dem Charakter eines Oberstlieutenants, Oberhofmeister der zu Eisenberg wohnenden verwitweten Herzogin von Sachsen-Gotha, die er 1804 und 1805 auf einer Reise durch Frankreich begleitete. Auch führte er mit rühmlichem Eifer die Direction der Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha von 1787—1806. Später lebte er meist im Auslande und im Gefolge der Herzogin zu Paris und in Italien. Auch hier war er für die Astronomie thätig, unter anderm bei Anlegung einer Sternwarte in Neapel und dann bei Erbauung einer andern

in der Nähe von Lucca. Unvorsichtige Aeußerungen über Politik scheinen die Veranlassung gegeben zu haben, daß die sard. Regierung ihm und der Herzogin binnen 24 Stunden Genua zu verlassen befahl, sodaß nur durch preuß. Vermittelung der Aufenthalt beider verlängert wurde. Als kurze Zeit nachher die Herzogin starb, kehrte Z., körperlich sehr leidend, nach Paris zurück, wo er 2. Sept. 1832 an der Cholera starb. Im weitern Kreise sind seine «Geogr. Ephemeriden» und die Fortsetzung derselben: «Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde» (28 Bde., Gotha 1800—13), bekannt, die er in Italien unter dem Titel «Correspondance astronomique» erscheinen ließ. Von seinen übrigen astron. Arbeiten sind zu erwähnen: «L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils à plomb» (2 Bde., Avignon 1814); «Tabulae motuum solis novae et correctae» (Gotha 1792); «Supplementa ad tabulas motuum solis etc.» (Gotha 1804); «Astron. Tafeln der mittlern geraden Aufsteigungen der Sonne» (Gotha 1804); «Tabulae speciales aberrationis et nutationis etc.» (2 Bde., Gotha 1806); «Nouvelles tables d'aberration et de nutation pour 1404 étoiles» (Marf. 1812); «Supplément aux tables d'aberration, etc.» (Marf. 1813). Seine Schriften vereinigen Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vortrags. — Sein Bruder, Freiherr **Anton von Z.**, geb. zu Pesth 14. Juni 1747, trat in österr. Kriegsdienste und wohnte als Oberlieutenant im Pioniercorps dem Feldzuge 1778—79 gegen Preußen bei. Sodann wurde er Professor der Mathematik an der Militärakademie zu Wienerisch-Neustadt. 1789 war er als Tranchéemajor bei dem Belagerungscorps von Belgrad thätig. Zur Belohnung für seine Dienste zum Major ernannt, trat er hierauf seine Professur wieder an, die er bis 1792 versah, wo er an dem Kriege gegen Frankreich theilnahm. Er wurde 1794 Oberstlieutenant, 1795 Oberst und 1796 Generalmajor und Generalquartiermeister der Armee in Italien. Ruhm erwarb er sich in dem ital. Feldzuge von 1799, den er ganz leitete. Im Feldzuge von 1800 gerieth er jedoch bei Marengo in franz. Gefangenschaft. 1801 wurde Z. in den Freiherrenstand erhoben, Feldmarschallieutenant und Generalquartiermeister der Armee von Italien, 1806 Gouverneur von Triest. 1809 commandirte er eine Division des 9. Armeecorps, und nach dem Frieden zu Wien wurde er erst Vicecommandant, dann wirklicher Commandant der Festung Olmütz. Nachdem er 1825 außer Activität getreten, starb er als Generalfeldzeugmeister zu Gratz 22. Nov. 1826.

Zacharia, in der luth. Bibelübersetzung **Sacharja**, einer der sog. zwölf kleinen Propheten, Zeitgenosse des Haggai und des Darius Hystaspis, lebte in Chaldäa und war der Sohn des Berechja und Enkel des Iddo, nach andern Stellen aber ein Sohn des Iddo, worin indeß noch kein Widerspruch liegt, weil im hebr. Texte das Wort «Sohn» oft mit dem Worte «Enkel» verwechselt wird. Er befand sich mit in der Babylonischen Gefangenschaft und kehrte aus derselben mit Serubabel zurück. Die Notiz Matth. 23, 35, daß er zwischen dem Tempel und Altare getödtet worden sei, beruht auf einer Verwechselung mit dem Tode des Zacharia, des Sohnes von Jojada (2 Chron. 24, 20 f.). Nach der Tradition ist er am Fuße des Oelbergs begraben worden. Von dem alttestamentlichen Buche, welches seinen Namen führt, stammen nur die ersten acht Kapitel, welche sich auf die Wiederherstellung des Reichs Juda und des Tempels beziehen, von Z. selbst. Der Rest Kap. 9—14 ist weit ältern Ursprungs. Kap. 9—11 rührt wahrscheinlich von einem Zeitgenossen des Ahas, Kap. 12—14 von einem Zeitgenossen des Jeremia her. — Das Neue Testament erwähnt einen Priester **Zacharias** aus dem Geschlechte Abia, Gatte der Elisabeth und Vater von Johannes dem Täufer.

Zachariä (Heinrich Albert), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 20. Nov. 1806 zu Herbsleben im Herzogthum Gotha, erhielt seine Gymnasialbildung zu Gotha und studirte seit 1825 die Rechte zu Göttingen, wo er sich auch im März 1829 die jurist. Doctorwürde erwarb. Seiner Neigung für das akademische Lehrfach folgend, habilitirte er sich 1830 an der göttinger Universität. Seine Vorträge hatten anfänglich das röm. Recht und dessen Geschichte zum Gegenstande. Bald wandte er sich jedoch dem Criminalrecht und daneben der Bearbeitung des braunschw. Landesrechts zu. Seinem «Grundriß zu Vorlesungen über das braunschw. Privatrecht» (Gött. 1832) ließ er eine Reihe criminalistischer Arbeiten folgen, wie «Die rückwirkende Kraft neuer Strafgesetze» (Gött. 1834), die «Lehre vom Versuche der Verbrechen» (2 Bde., Gött. 1836—39) und die «Grundlinien des gemeinen deutschen Criminalprocesses» (Gött. 1837). Später schlossen sich noch an «Die Gebrechen und die Reform des deutschen Strafverfahrens» (Gött. 1846), in welcher Schrift er sich zu Gunsten der Reform des Strafprocesses auf der Grundlage des accusatorischen Princips und des Princips der Mündlichkeit

aussprach, und das «Handbuch des deutschen Strafprocesses» (2 Bde., Gött. 1861—68), die erste und bisjetzt einzige umfassende wissenschaftliche Bearbeitung des heutigen deutschen (gemeinrechtlichen und reformirten) Strafverfahrens. Seit 1838 war er Mitherausgeber des «Archivs für das Criminalrecht», zu welchem er, wie zu andern Fachzeitschriften, viele Beiträge geliefert hat. Inzwischen war Z. schon 1835 zum außerord. und 1842 zum ord. Professor der Rechtswissenschaft in Göttingen ernannt worden. Seit 1837 hatte er auch das Kirchenrecht, seit 1838 das Staatsrecht, wozu später noch die Rechtsencyklopädie und das europ. Völkerrecht kamen, in den Kreis seiner Vorlesungen aufgenommen. Als Frucht dieser Studien erschien als ein zweites Hauptwerk das «Deutsche Staats- und Bundesrecht» (3 Bde., Gött. 1841—45; 3. Aufl., 2 Bde., 1865—66), zu welchem «Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart» (Gött. 1855; 1. und 2. Fortsetzung, 1858—63) als Quellensammlung hinzutraten. Zahlreiche Abhandlungen und Rechtsdeductionen über Gegenstände des öffentlichen und deutschen Privatfürstenrechts, über das Recht der deutschen Standesherren u. s. w. sind (besonders seit 1848) theils in Zeitschriften und Sammelwerken, theils in besondern Schriften veröffentlicht worden. Von den publicistischen Arbeiten Z.'s, welche zugleich polit. Tagesfragen behandelten, sind hervorzuheben: «Zur Schleswig-Holsteinischen Frage» (Gött. 1847); «Die schweiz. Eidgenossenschaft, der Sonderbund und die Bundesrevision» (Gött. 1848); «Die Rechtswidrigkeit der versuchten Reactivirung der 1848 aufgehobenen Deutschen Bundesversammlung» (Gött. 1850); «Votum über die neuesten Vorlagen der königl. hannov. Regierung, die Abänderung der Verfassung von 1848 betreffend» (Gött. 1853); «Die Reform der deutschen Bundesverfassung auf der Basis des Bestehenden u. s. w.» (anonym, Erlang. 1859); «Das rechtliche Verhältniß des fürstl. Kammerguts u. s. w.» (Gött. 1861); «Das Eigenthumsrecht am deutschen Kammergut» (Gött. 1864); «Das Successionsrecht im Gesammthause Braunschweig-Lüneburg und der ausschließliche Anspruch Hannovers auf das Herzogthum Braunschweig» (Lpz. 1862); «Staatsrechtliches Votum über die schlesw.-holstein. Successionsfrage und das Recht des Augustenburgischen Hauses» (Gött. 1863); «Die sog. Rechtsbasis der deutschen Großmächte in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg» (Gött. 1866); «Ueber Art. 84 der preuß. Verfassungsurkunde. Sendschreiben an die Herren Duncker und Humblot» (Lpz. 1866). An den politischen, insbesondere die Reform der Verfassung Deutschlands betreffenden Ereignissen hat Z. vielfachen Antheil gehabt. Als Abgeordneter Göttingens war er 1848 Mitglied des Vorparlaments und des Funfzigerausschusses. Aus diesem trat er im April 1848 als Bevollmächtigter der Krone Hannover in das sog. Vertrauenscollegium des Bundestags und wirkte wesentlich mit zum ersten Entwurf einer deutschen Reichsverfassung. Hierauf war er Mitglied der deutschen Nationalversammlung und mehrerer Ausschüsse derselben sowie der sog. Kaiserdeputation im April 1849 und der Gothaer Versammlung im Juni 1849. Infolge seiner auf Herstellung eines deutschen Bundesstaats mit einheitlicher Spitze gerichteten Bestrebungen zerfiel er mit der hannov. Regierung, doch erfolgte 1861 gelegentlich der braunschw. Successionsfrage wiederum eine Annäherung. 1863 wurde Z. zwar Mitglied des Staatsraths, vertrat aber bis 1866 niemals die innere oder äußere hannov. Politik. Während des Fürstencongresses im Aug. 1863 war er als Bevollmächtigter deutscher Standesherren in Frankfurt. Im Febr. 1867 in den ersten norddeutschen Reichstag gewählt, betheiligte er sich an der Berathung der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Ende 1867 ward er von der Universität Göttingen als lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses präsentirt. Er erhielt die königl. Bestätigung und nahm im Febr. 1868 theil an den Verhandlungen über die Redefreiheit der Kammermitglieder, die sog. Dotationen und den hannov. Provinzialfonds.

Zachariä (Just Friedr. Wilh.), deutscher Dichter, geb. 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im Fürstenthum Schwarzburg, studirte von 1743 an in Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließend mit schöner Literatur und Dichtkunst. Sein erstes größeres Werk, das Gottsched, zu dessen Schule er sich anfangs hielt, in seinen «Belustigungen des Verstandes und Witzes» bekannt machte (1744), war «Der Renommist» (neue Ausg., Berl. 1840), ein komisches Heldengedicht, der erste, wiewol unvollkommene Versuch dieser Art in Deutschland, wobei er Pope zum Vorbilde hatte. Doch bald trennte sich Z., wie andere, von Gottsched und trat in Verbindung mit jenen jungen Männern, die damals in Leipzig einen bessern Geschmack in Deutschland vorbereiteten. Der Beifall, mit welchem der «Renommist» aufgenommen worden war, ermunterte ihn, in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine andern komischen Heldengedichte «Phaeton», «Das Schnupftuch» und «Murner in der Hölle». Nachdem er sich ein Jahr in Göttingen aufgehalten, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu

Braunschweig und 1761 Professor der schönen Wissenschaften; auch führte er mehrere Jahre die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses daselbst. Er starb 30. Jan. 1777. Das meiste Talent hatte Z. für das komische Heldengedicht; minder glücklich war er in der beschreibenden Poesie. Seine besten Gedichte dieser Art sind die «Tageszeiten» und «Die vier Stufen des weiblichen Alters». Auch hat man von ihm musikalische Gedichte, die er zum Theil selbst in Musik setzte, und leichte, gefällige Lieder. Seine Sprache war rein, obwol nicht immer correct. Seine Uebersetzung von Milton's «Paradise lost» in Hexametern ist matt, untreu und unharmonisch. Nicht ohne Verdienst dagegen sind seine «Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier» (Braunschw. 1771). Er hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken deutscher Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte Sammlung «Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten» (2 Bde., 1766—71) heraus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in neun Bänden (Braunschw. 1763—65), eine zweite verbesserte Auflage in zwei Bänden (Braunschw. 1772). Nach seinem Tode erschien noch ein Band «Hinterlassener Schriften» (Braunschw. 1781), herausgegeben von Eschenburg und begleitet von Z.'s Lebensbeschreibung.

Zachariä von Lingenthal (Karl Salomo), ausgezeichneter Rechtsschriftsteller, geboren 14. Sept. 1769 zu Meißen, wo sein Vater als Sachwalter lebte, erhielt seine Vorbildung auf der Fürstenschule daselbst und besuchte seit 1787 die Universität zu Leipzig, wo er anfangs fast nur philol. und philos. Vorlesungen hörte und erst später dem Studium der Rechtswissenschaften sich widmete. Er verließ Leipzig zu Ostern 1792, und von Chr. Felix Weiße empfohlen, begleitete er als Führer den Grafen zur Lippe auf die Universität zu Wittenberg, wo er abermals zwei Jahre studirte. Nachdem der Graf in Kriegsdienste getreten, führte Z. 1794 den längst gefaßten Entschluß aus, als Privatdocent aufzutreten, und wurde 1797 außerord. und 1802 ord. Professor der Rechte in Wittenberg. Schon damals war er ein thätiger Schriftsteller, vorzüglich aber erwarb er sich durch seine Schrift «Die Einheit des Staats und der Kirche» (Lpz. 1797), der ein «Nachtrag über die evang. Brüdergemeine» (Lpz. 1798) folgte und sein «Handbuch des kursächs. Lehnrechts» (Lpz. 1796; 2. Aufl. von Chr. Ernst Weiße und F. A. von Langenn, Lpz. 1823) einen geachteten Namen. 1807 ging er als Professor nach Heidelberg, weil die vielen Actenstudien, die in Wittenberg zu seinen Amtspflichten gehörten, seinen Arbeiten hinderlich waren. Weder ein Ruf nach Göttingen noch ein späterer nach Leipzig konnten ihn bewegen, Heidelberg zu verlassen. Seine Vorlesungen umfaßten das philos. Recht nach seinem ganzen Umfange, das deutsche Staatsrecht, das kath. und prot. Kirchenrecht und das Lehnrecht. Unter den Schriften, die er während seines Aufenthalts in Heidelberg herausgab, sind besonders auszuzeichnen das «Handbuch des franz. Civilrechts» (4. Aufl., 4 Bde., Heidelb. 1837), «Vierzig Bücher vom Staate» (5 Bde., Stuttg. 1820—32; 2. Aufl. 1839—42) und der wenig bekannt gewordene, aber schätzbare «Entwurf eines Strafgesetzbuchs» (Heidelb. 1826). Außerdem hat er mehrere treffliche Beiträge zu der von ihm und Mittermaier herausgegebenen «Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes» und zu den «Heidelberger Jahrbüchern» geliefert. Eine Zeit lang wurde er auch in Heidelberg aus dem stillen wissenschaftlichen Leben in das öffentliche versetzt, zuerst als Abgeordneter in der Ersten und später in der Zweiten Kammer des Großherzogthums Baden. 1842 wurde er für sich und seine männlichen Descendenten nach dem Rechte der Erstgeburt unter Verleihung des Namens von Lingenthal in den Adelstand erhoben. Er starb 27. März 1843. Sein «Biographischer und jurist. Nachlaß» wurde von seinem einzigen Sohne K. E. Zachariä herausgegeben (Stuttg. 1843).

Zachariä von Lingenthal (Karl Eduard), deutscher Rechtslehrer, Sohn des vorigen, geb. 21. Dec. 1812 zu Heidelberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Weimar, in seiner Geburtsstadt und zu Meißen und widmete sich dann auf den Universitäten zu Leipzig, Heidelberg und Berlin rechtswissenschaftlichen Studien. 1835 habilitirte er sich als Privatdocent zu Heidelberg, wo er 1842 eine außerord. Professur erhielt. Inzwischen hatte er in den J. 1837 und 1838 eine Reise in den Orient unternommen. Seit 1845 lebt er zurückgezogen auf seinem Rittergute Großkmehlen bei Ortrand. Das Hauptgebiet für Z.'s wissenschaftliche Forschungen bildet das röm. Recht und dessen Geschichte, insbesondere aber dessen Fortentwickelung im byzant. Reiche. Seine Hauptwerke sind die «Delineatio historiae juris Graeco-Romani» (Heidelb. 1839), die «Geschichte des griech.-röm. Privatrechts» (3 Hefte, Lpz. 1856—64) und das «Jus Graeco-Romanum» (Bd. 1—5, Lpz. 1856—68), eine Sammlung der Quellen des

byzant. Rechts. 1850 war Z. Mitglied des erfurter Parlaments sowie 1852—53 und wieder seit 1866 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses.

Zacharias, Papst von 741—752, wußte die Autorität des röm. Stuhls nicht nur zu befestigen, sondern auch zu erhöhen. Der König der Longobarden, Luitprand, mußte ihm die Eroberungen im Exarchate wieder zurückgeben und bei einer Zusammenkunft das Pferd führen. Pipin der Kleine erhielt durch ihn die Erhebung zum Könige, und durch Bonifacius (s. d.) wurde die Macht dieses Papstes besonders im Fränkischen Reiche erweitert. Das wichtige Kloster Fulda wurde von Z. eximirt. Von ihm hat man eine «Vita Latino-Graeca St. Benedicti» (Vened. 1723). Er wurde kanonisirt; ihm ist der 15. März geweiht.

Zachtleeven, s. Sachtleeven (Hermann).

Zahl heißt eine Menge von Einheiten einer und derselben Art. Das dadurch Gezählte heißt eine benannte oder concrete Z., z. B. 5 Pfund, 7 Thaler; die bloße Menge der Einheiten, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Gezählten, heißt eine unbenannte oder abstracte Z. Man unterscheidet außerdem ganze und gebrochene Z. Eine ganze Z. entsteht durch Vervielfachung oder Wiederholung der Einheit; eine gebrochene Z. oder ein Bruch (s. d.) durch Theilung der Einheit in eine Anzahl gleicher Theile oder Vervielfachung eines dieser Theile. Die allgemeinste Eintheilung der ganzen Z. ist die in Primzahlen (s. d.) und zusammengesetzte Z. Die zusammengesetzten sind die, welche sich durch irgendeine andere Z. ohne Rest dividiren lassen; Primzahlen sind die, bei denen dieses nicht angeht. Eine andere Eintheilung der ganzen Z. ist die in gerade und ungerade, von denen die erstern durch 2 theilbar sind, die letztern nicht. Die Anordnung der Z. zu übersichtlichen Reihen, wodurch auch größere Z. zur Faßlichkeit und deutlichen Vorstellbarkeit gelangen, ist das Zahlensystem (s. d.). Mit den Eigenschaften und Verhältnissen der Z. beschäftigt sich die Zahlenlehre oder Arithmetik (s. d.).

Zahlensystem heißt eine Einordnung aller Zahlen in bestimmte und gemessene Reihen zum Zweck einer Orientirung in den Verhältnissen größerer Summen, welche ohne dieses Hülfsmittel in der unbestimmten Vorstellung der Menge oder des Unzählbaren verfließen würden. Das Mittel, diesem vorzubeugen, ist die Festsetzung einer gewissen Grundzahl, z. B. der 10, nach welcher man die Zählung immer aufs neue beginnen läßt, sodaß nun die Zahlenreihe in lauter Glieder von 10 Einheiten zerfällt. Nennt man dann 10 dieser Glieder zusammengenommen ein Hundert, 10 der Hunderte ein Tausend, so kann man auf diesem Wege fortfahren, soweit man will, ohne jemals auf eine Grenze zu stoßen. Die Annahme der 10 als Grundzahl, auf welcher das bei allen gebildeten Völkern der Erde eingeführte dekadische oder Decimalsystem beruht, ist eine willkürliche und bietet den Uebelstand, daß die Grundzahl 10 zwar wol durch 2 und 5, aber nicht durch 3 und 4 theilbar ist. Man hat daher vor zeiten statt ihrer die durch 2, 3 und 4 theilbare 12 vorgeschlagen, aber ohne Erfolg. Das einfachste Z. würde das der Grundzahl 2 sein. Die Formel, nach welcher beim Schreiben der Einer, Zehner u. s. w. die Ziffern (s. d.) nebeneinander gesetzt werden, ist folgende: Jede größere Zahl wird angesehen als $N = a + bx + cx^2 + dx^3 + ex^4 + \ldots$, wobei x die Grundzahl, aber a, b, c, d, e die Ziffern, von der Rechten zur Linken gelesen, bedeuten. In unserm dekadischen System stellt z. B. 53478 die Zahl $8 + 7 \cdot 10 + 4 \cdot 10^2 + 3 \cdot 10^3 + 5 \cdot 10^4$ dar; wäre aber 9 die Grundzahl, so würde dasselbe Symbol 53478 die ganz verschiedene Zahl $8 + 7 \cdot 9 + 4 \cdot 9^2 + 3 \cdot 9^3 + 5 \cdot 9^4$, also nach dem dekadischen System 35387, darstellen. Auch Bruchtheile lassen sich auf dieselbe Weise ausdrücken, wenn man in die Reihe der Potenzen der Grundzahl auch solche aufnimmt, deren Exponenten negativ sind, und die Coëfficienten dieser Potenzen, durch ein Komma getrennt, auf diejenigen der nullten Potenz folgen läßt. Hiernach ist z. B. im dekadischen Z. $3,45678 = 3 + 4 \cdot 10^{-1} + 5 \cdot 10^{-2} + 6 \cdot 10^{-3} + 7 \cdot 10^{-4} + 8 \cdot 10^{-5} = + \frac{4}{10} + \frac{5}{10^2} + \frac{6}{10^3} + \frac{7}{10^4} + \frac{8}{10^5}$. (S. Decimalsystem.)

Zahlwörter oder Numeralia heißen in der Sprachlehre diejenigen Adjectiva und Adverbia, welche zur Bestimmung der Anzahl oder Menge der Gegenstände oder auch der Ausdehnung einer stetigen Größe dienen. Da sie nun theils eine genau bestimmte, theils eine unbestimmte Zahl oder Menge anzeigen, so lassen sie sich in bestimmte und unbestimmte oder allgemeine eintheilen. Zu den bestimmten gehören die Haupt- oder Grundzahlen (Cardinalia), die recht eigentlich beim Zählen gebraucht werden, wie «ein», «zwei», «drei», «hundert» u. s. w.; sodann die Ordnungszahlen (Ordinalia), wie «der erste, zweite, dritte, hundertste» u. s. w. Zu den unbestimmten rechnet man diejenigen, welche einen Zahl- oder Maßbegriff, d. i. eine unbestimmte Anzahl von Einheiten oder die Ausdehnung und den Umfang einer stetigen Größe überhaupt

ausdrücken, wie «alle», «viele», «einige» und «viel», «etwas», «wenig». Von diesen Z. werden aber sowol durch Ableitung als auch durch Zusammensetzung noch mehrere Nebenarten gebildet, die mit dem ursprünglichen Zahlbegriff gewisse Nebenbestimmungen verbinden. Dahin gehören die Theilungszahlen (Numeralia partitiva), wie «Drittel», «Viertel»; dann die Zahladverbien (Adverbia numeralia), die theils eine Ordnung, wie «erstens», «zweitens», theils eine Wiederholung, wie «einmal», «zweimal», in sich einschließen; ferner die Verdoppelungszahlen (Numeralia multiplicativa), wie «zweifach», «dreifach»; endlich die Gattungs- oder Artzahlen (Numeralia specialia), wie «einerlei», «zweierlei», «vielerlei». Ihrer Bildung nach sind sämmtliche Z. entweder Stammwörter, wie «ein», «zwei», oder abgeleitete, wie «zweite», «vierzig», oder endlich zusammengesetzte, wie «dreizehn», «einmal». In manchen Sprachen finden sich für gewisse Verhältnisse noch besondere Formen, wie in der lat. Sprache die sog. Numeralia distributiva, welche die an verschiedenen Oertern oder auf verschiedene Gegenstände gleich vertheilte Zahl angeben, z. B. singuli, bini, d. i. jedesmal oder immer ein, zwei, und die Numeralia proportionalia, welche das Verhältniß ausdrücken, wie viel mal mehr etwas ist als ein anderes, wie duplus, triplus.

Zahn. Die Zähne (dentes) des Menschen, 32 an der Zahl, gehören zu den Knochen, obgleich sie sich von den übrigen Knochen durch ihren Bau etwas unterscheiden. Sie sind zu einer Hälfte in die Zahnzellen (alveoli) des Oberkiefers, zur andern in die des Unterkiefers eingesenkt und werden theils durch diese enganschließenden Knochen und die noch dazwischen liegende doppelte Schicht Knochenhaut, theils durch das Zahnfleisch (gingiva), ein schwammiges, gefäßreiches, aber nervenarmes Zellgewebe, welches, mit zarter Schleimhaut bedeckt, auf den Kieferrändern aufsitzt und die Zähne einfaßt, in ihrer Stellung festgehalten. Jeder Z. besteht aus der Krone, die aus dem Zahnfleische hervorragt und mit dem Zahnschmelze (substantia dentis vitrea), einer porzellanartigen, harten, glatten, in verschiedener Dicke aufgetragenen und halbdurchsichtigen Masse, bedeckt ist, dem Halse, welcher noch außerhalb der Zahnzelle vom Zahnfleische umgeben wird und etwas dünner als die Krone ist, und der Wurzel, welche spitzendend in der Zahnzelle sitzt und einfach oder mehrfach sein kann. Den beiden letztern Theilen fehlt der Zahnschmelz, und sie bestehen nur aus Zahn- und Knochensubstanz. Nach ihrer Gestalt theilt man die Zähne ein in Schneidezähne (dentes incisivi), mit platter, meißelförmiger Krone und einfacher Wurzel, von denen in jedem Kiefer zwei Paar vorn in der Mitte stehend gefunden werden, Spitzzähne (angulares oder canini), mit längerer, dickerer und pyramidalisch ausgehender Krone und einfacher Wurzel, welche, im ganzen vier an der Zahl, die vorigen einfassen, und Backzähne (molares), mit niedrigerer, aber oben breiter und zackiger Krone und zwei bis vier Wurzeln, welche die fünf hintersten Stellen jeder Seite des Ober- und Unterkiefers einnehmen. In jedem Z. befindet sich eine Höhle, welche sich bis in die Krone erstreckt und mittels eines in der Spitze der Wurzel ausmündenden Kanals einen Nerven, eine Arterie und eine Vene aufnimmt, die in ihren Verschlingungen den Zahnkeim oder Zahnkern (nucleus oder matrix dentis) bilden, durch welchen die Höhle ausgefüllt und der Z. ernährt wird. Die Zähne sind Kauwerkzeuge, außerdem aber tragen sie wesentlich zur Formation des Gesichts bei, indem sie den Backen und Lippen ihre Rundung geben, welche durch ihren Verlust gleichfalls verloren geht. Höchst eigenthümliche Erscheinungen bietet die Entwickelung der Zähne dar. Die ersten Spuren der Zähne finden sich im dritten Monat des Embryolebens als kleine mit Flüssigkeit erfüllte Säckchen in den nur aus einer Rinne auf den Kieferrändern bestehenden Zahnzellen. Die Umgebungen des aus der Flüssigkeit sich entwickelnden Zahnkeims beginnen im fünften Monat die Verknöcherung, welche, von der Krone ausgehend, im siebenten Monat nach der Geburt bei dem Hervorbrechen der ersten Zähne mit der Bildung der Wurzel endigt. Diese ersten Zähne nennt man Milchzähne (infantiles oder temporarii oder decidui). Ihrer sind, da die 12 hintersten fehlen, nur 20, und sie kommen so hervor, daß die Schneidezähne beginnen und die Backzähne endigen und der erste Zahnausbruch mit Ende des 2. Lebensjahres geschlossen ist. Im 7. oder 8. Lebensjahre beginnen diese Zähne nach und nach auszufallen und werden durch andere nachwachsende und in ihrer Structur bedeutend festere ersetzt. Während dieser Periode, welche im 13. oder 14. Lebensjahre endigt, brechen auch von den drei hintersten Backzähnen jeder Reihe und Seite die zwei vordersten hervor, sodaß der Mensch zu Ende derselben 28 Zähne besitzt, welche sich erst zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre durch Hervorbruch der vier äußersten Backzähne, Weisheitszähne genannt, zu ihrer Normalzahl vervollständigen. Nach und nach nutzen sich die Zähne ab, sodaß die Krone oft auch ohne Zahnkrankheiten im höhern Alter bis über die Hälfte verloren gegangen ist, während sich die Zahnzellen mit Knochenmasse füllen,

welche die Wurzeln herausdrängt und so das Ausfallen der Zähne veranlaßt. Unvollständige Anzahl, Ueberzahl oder ein dritter Wechsel der Zähne werden zuweilen beobachtet.

Von den einzelnen Entwickelungsstufen der Zähne ist besonders die erste, das Hervortreten der Zähne beim Säuglinge, das Zahnen (dentitio), oft von Beschwerden begleitet, die aber an sich niemals lebensgefährlich werden. Bei dem Zahnwechsel kommen häufige Abnormitäten in Hinsicht auf die Stellung der neu hervortretenden Zähne zum Vorschein, deren Heilung als das einzelne Organ betreffend der Zahnarzneikunst zu überweisen ist; dasselbe findet statt beim Hervorbrechen der Weisheitszähne, welches noch außerdem oft von mehr oder weniger bedeutenden Schmerzen begleitet ist. Als Zahnkrankheiten würden eigentlich nur diejenigen Abnormitäten anzusprechen sein, welche die Zähne selbst betreffen, gewöhnlich jedoch rechnet man alle diejenigen dazu, welche die mit den Zähnen zusammenhängenden Theile, die die Wurzeln derselben umgebende Haut, die Zahnzellen, das Zahnfleisch u. s. w. befallen. Letztere bestehen in Entzündungen mit ihren Ausgängen und Folgen, Atrophie, Verwundungen u. s. w., erstere sind die gewöhnlichen Knochenkrankheiten, besonders aber der Knochenfraß, welcher bei den Zähnen nach Maßgabe ihrer Verschiedenheit von den übrigen Knochen auch eigenthümlich auftritt. Er beginnt entweder von der Zahnhöhle aus nach Entzündung derselben, oder von außen, meist nachdem durch mechan. oder chem. Schädlichkeiten der Zahnschmelz zerstört worden ist. Die meisten dieser Krankheiten sind mit mehr oder weniger empfindlichem Zahnschmerz (odontalgia) verbunden, welcher seinen Sitz in den Nerven der Zähne oder den Umgebungen derselben hat und je nach der Menge der unmittelbar oder durch Sympathie ergriffenen Nerven eine größere oder geringere Ausbreitung annimmt. Als prophylaktische Mittel gegen alle Zahnkrankheiten gelten vor allem Reinlichkeit, ferner Vorsicht in Hinsicht auf die Temperatur der an die Zähne gebrachten Dinge, da sowol Kälte als Wärme in ihren höhern Graden wie auch schneller Wechsel derselben auf den Zahnschmelz gleich verderblich einwirken; Vermeidung mechan. Gewalt, welche Sprünge und somit Abblättern des Zahnschmelzes verursacht, und chem. Schädlichkeiten, zu denen namentlich Säuren zu rechnen sind. Die Heilmittel gegen Zahnkrankheiten ergeben sich aus den einzelnen Symptomen und den daraus abzuleitenden Ursachen. Man sucht den Schmerz zu beseitigen durch ableitende Mittel (Senf, Blasenpflaster, Blutegel, Wärme), durch Tödten der Nerven u. s. w. Am sichersten geschieht dies freilich durch Entfernen des kranken Z. Den Verlust der Zähne sucht man durch Einsetzen theils einzelner, aus verschiedenen Stoffen verfertigter Zähne, theils ganzer Gebisse, welche auf mannichfaltige Art befestigt werden, zu ersetzen, und man ist in neuerer Zeit darin zu einer ziemlich hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt.

Diejenigen Organe mancher wirbelloser Thiere, welche von den Naturforschern Zähne genannt werden, verdienen diesen Namen ihrer Stellung, Verrichtung und Gestalt, keineswegs aber ihrer Structur nach. Sie sind stets integrirende Theile der Kiefer, und diese bestehen theils aus gezähnten sägeförmigen Hautfalten, welche zum Fassen und Festhalten, vielleicht sogar zum Zermalmen der Nahrungsmittel dieser Thierklassen dienen, theils aus hornartigen Platten ähnlicher Gestaltung, an denen man zuweilen, z. B. bei manchen Insekten, die verschiedenen Zahnformationen wie beim Menschen wahrnimmt. In voller Deutlichkeit treten die Zähne bei den Fischen hervor, wo sie die mannichfaltigsten Modificationen in Gestalt und Zahl zeigen, indem man außer den Kiefern auch die Gaumenbeine, die Zungenwurzelknochen und andere Theile bei manchen Fischen mit Zähnen besetzt findet, welche entweder nur im Zahnfleische befestigt, oder in Zahnzellen eingesenkt, oder aus einem Stück mit den ihnen verbundenen Knochen gebildet sind. Wie bei einigen Gattungen dieser Hauptklasse, so fehlen auch bei einigen Amphibien die Zähne gänzlich; übrigens haben sie bei letztern weniger Verschiedenheit in Gestalt und Anzahl und nähern sich darin schon mehr den menschlichen, während ihre Befestigungsart der der vorigen noch sehr ähnlich ist. Besonderes Interesse verdienen die Giftzähne der Schlangen und der Vipern. Vollkommen zahnlos ist die Klasse der Vögel, und nur bei einigen ist der Rand des Schnabels mit zahnartigen Vorsprüngen versehen. Die Eintheilung der Säugethiere ist zum Theil auf die Gestaltung der Zähne basirt, indem besonders die Verschiedenheit der Ernährung eine mannichfaltige Form dieser Organe erforderte. Ganz eigenthümliche Arten von Zähnen findet man bei dem Elefanten und dem Walroß. Bei einigen Gattungen gänzlich fehlend, stehen sie, wo sie vorhanden sind, nur in den Kiefern, sind fast überall wie beim Menschen in Zahnzellen befestigt und entwickeln sich gewöhnlich in zwei Perioden. Die ununterbrochene Reihe der Zähne gehört ausschließend dem Menschen an. Bei den Säugethieren sind die Zähne übrigens nach Art der Nahrung verschieden, und man kann schon aus dem Gebiß allein erkennen, welcher Klasse (Pflanzenfresser, Fleischfresser, Nager) das Thier angehört.

Zahn (Johann Karl Wilh.), namhafter deutscher Architekt und Maler, geb. 21. Aug. 1800 zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg, Sohn eines Decorationsmalers und spätern Gastwirths im Bade zu Nenndorf, zeigte schon frühzeitig Talent zum Zeichnen und Malen und übte sich auch, während er die Gymnasien zu Bückeburg und Rinteln besuchte, fleißig in dieser Kunst. Da er sich dem Baufache widmen wollte, trat er anfänglich bei dem Baumeister Schüller zu Rinteln in Pension, wandte sich aber schon im Frühjahr 1817 auf Veranlassung des Oberbaudirectors Jussow nach Kassel, wo er bis zum Frühjahr 1823 die kurfürstl. Akademie besuchte und besonders den Unterricht Range's, Rahl's, Bromeis' und auch Jussow's genoß. Inzwischen hatte Z. schon 1818 die Erfindung des lithographischen Farbendrucks gemacht, dessen Vervollkommnung ihn seitdem fortwährend beschäftigte. Der Staatsminister Fürst Wittgenstein, den er in Nenndorf kennen gelernt, suchte ihn behufs der praktischen Verwerthung dieser Erfindung nach Berlin zu ziehen. Allein Z. zog es vor, zu seiner weitern künstlerischen Ausbildung erst auf ein Jahr (1823—24) nach Paris, dann im Oct. 1824 nach Italien zu gehen. In Italien lebte er theils in Rom, theils in Neapel und unter den Ruinen von Pompeji, theils auf Reisen, besonders in Sicilien. Ueberall machte er hier Studien, besonders über antike Kunst, vor allem über die Malerei der Alten, welche schon von Anfang seiner künstlerischen Laufbahn an sein besonderes Interesse in Anspruch genommen hatte. Als erste Frucht seines ital. Aufenthalts erschienen die «Neuentdeckten Wandgemälde von Pompeji» (Stuttg. 1828). Nach seiner Rückkehr (1827) nahm Z. an der Ausschmückung mehrerer kurfürstl. hess. Schlösser theil und wandte sich dann nach Berlin, wo er sein erstes Hauptwerk, «Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä» (100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1828—30), herausgab, mit welchem er zugleich von seiner Erfindung des Farbendrucks ein glänzendes Zeugniß ablegte. Das Werk fand allerorten, unter anderm auch bei Goethe und bei dem preuß. Königshause, die günstigste Aufnahme und veranlaßte im Juni 1829 Z.'s Ernennung zum Professor an der Akademie der Künste. 1830 besuchte er wieder Italien und brachte die nächsten zehn Jahre fast ausschließend in Neapel, Pompeji, Calabrien und Sicilien zu, fortwährend mit Zeichnen, Ausgrabungen und zahlreichen Ankäufen von Gemälden, Terracotten, Bronzen, Münzen und andern Alterthümern beschäftigt. Auf Empfehlung des Fürsten Metternich wurde ihm gestattet, die wichtigsten Bronzen, Silbervasen u. s. w. des Museo borbonico abzuformen; ähnliche Vergünstigung wurde ihm auch in Privatsammlungen zutheil, wie z. B. in der des Fürsten Biscari zu Catania. Bei seinen Ausgrabungen in Cumä, Teglana (1838), Torre dell' Annunziata und in Calabrien war er stets vom Glück begünstigt. In der Zwischenzeit fertigte er Plane von Landhäusern im pompejanischen Stil für reiche Engländer, Amerikaner und Russen. 1840 nach Berlin zurückgekehrt, veröffentlichte er die gewonnenen ornamentistischen Schätze zunächst in einer zweiten Folge seines Prachtwerks über Pompeji (100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1841—45), welcher sich alsbald «Auserlesene Verzierungen aus dem Gesammtgebiet der bildenden Kunst» (5 Hefte, 25 Tafeln, Berl. 1842—44) sowie neuerdings noch eine dritte Folge des erstern (ebenfalls 100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1859—63) anschlossen. Seine Wirksamkeit bereicherte die Kenntniß der altgriech. Kunst und die gegenwärtige Architektur mit einer Menge von neuen Resultaten und ist ohne Zweifel als epochemachend in der Entwickelung der heutigen Baukunst zu betrachten. Uebrigens zeigte sich Z. in seinem Streben keineswegs einseitig. Er umfaßte auch die mittelalterliche Ornamentik, und selbst für die Kenntniß der ital. Renaissance leistete er in seinen «Ornamenten aller classischen Kunstepochen» (20 Hefte mit 100 farbigen Tafeln, nebst Text, Berl. 1832—39; 3. Aufl. 1861) Treffliches. Zu einem größern Prachtwerke: «Die antiken Villen in Campanien», hat er schon seit langer Zeit die Materialien gesammelt.

Zahnschmerz, s. Zahn.

Zähringen, ein Dorf mit 882 kath. E., unweit Freiburg, im ehemaligen österr. Breisgau, im jetzigen Kreise Freiburg des Großherzogthums Baden, ist wegen des zerstörten Schlosses gleiches Namens geschichtlich denkwürdig, von welchem die alten Herzoge von Z., die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten. Von ihnen soll das Geschlecht der Habsburger ein jüngerer Zweig sein. Guntram der Reiche, Graf vom Sund- und Breisgau, der Sohn des 917 enthaupteten berühmten Erchanger, Herzogs in Schwaben und Grafen vom Klettgau, wird nämlich als Stammvater des zähringer Hauses angenommen. Von seinem ältesten Sohne Gebhard sollen die Zähringer, von seinem jüngern, Lanzelin, die Habsburger abstammen. Nach dem Tode des Herzogs Berthold I. 1077 zerfiel das Haus in zwei Linien, die herzogl. oder zähring. Linie, die mit Berthold V., dem Gründer von Bern, 1218 im Mannsstamme erlosch, und die markgräfl. oder bad. Linie, von welcher das Haus Baden abstammt. Vgl. Leichtlin,

«Die Zähringer» (Freiburg i. Br. 1831); Schöpflin, «Historia Zaringo-Badensis» (6 Bde., Karlsr. 1765); Mone, «Urgeschichte des bad. Landes» (2 Bde., Karlsr. 1845). Der Großherzog Karl von Baden stiftete 26. Dec. 1812 den Hausorden vom Zähringer Löwen.

Zainer (Günther und Johann), aus Reutlingen, zwei berühmte Buchdrucker in der Erstlingszeit der Typographie, wahrscheinlich Brüder und in der Fust'- und Schöffer'schen Officin zu Mainz gebildet. Sie schreiben sich auch Zayner, Zeiner, Tzainer und Czeyner. — Der ältere von ihnen, Günther Z., war der früheste Buchdrucker Augsburgs, wo als sein erster Druck «Bonaventure meditationes vite domini nostri Jesu Christi» (1468) erschien. Sein vorzüglichstes Werk «Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon» (1469) ist von größerer Eleganz als der Druck derselben Schrift von Gutenberg, auch fast ebenso selten als diese. Nach dem Vorgange der Italiener führte er in Deutschland, wo man bisher alle Bücher mit der sog. gothischen oder Mönchs- oder Missaltype gedruckt hatte, die röm. Type (sog. Antiqua) ein und druckte mit derselben zuerst die Werke des Isidorus Hispalensis (1472). Auch des Thomas a Kempis Werk erschien bei ihm zuerst um 1471. Sein «Guldin spiel» (1472) enthält die älteste Nachricht von dem Ursprunge der Spielkarten, zufolge welcher sie im J. 1300 nach Deutschland gekommen sein sollen. — Johann Z. machte sich nicht minder um die Typographie des 15. Jahrh. verdient. Er druckte von 1473 an, wahrscheinlich bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrh., in Ulm, dessen zweiter Buchdrucker er war, nachdem kurz vor ihm Ludwig Hohenwang daselbst zuerst mit der Ausübung jener Kunst oder doch wenigstens als Briefdrucker und Formschneider aufgetreten war. Sein erstes Werk war «Alberti Magni opus de misterio misse» (1477) und zeichnet sich wie alle seine Werke durch Eleganz aus. Sein «Boccaccio de claris mulieribus» (1473) ist insofern das früheste typographische Prachtwerk, als er diese Schrift auf der ersten Seite mit geschnittenen Randleisten umzog und durchweg mit xylographischen Initialen versah, durch welches Beispiel ohne Zweifel die Illuminatoren und Rubricatoren, welche die Anfangsbuchstaben in den Druckwerken malten, nach und nach verdrängt wurden. Einer seiner vorzüglichsten Gönner scheint der ulmer Stadtarzt Heinr. Steinhöwel gewesen zu sein, dessen deutsche Werke («Nüczlich Regiment», «Regimen in diesen schweren Läuften der Pestilenz» und «Tütsche Cronika von Anfang der Welt auf Kaiser Friederich») er 1473 druckte. Trotz der vielen und bedeutenden typographischen Unternehmungen, namentlich auch in deutscher Sprache, scheint er indeß nicht glücklich gewesen zu sein; insbesondere scheint ihn seit dem 1483 erfolgten Tode des erwähnten Gönners, wodurch ihm manche Unterstützung entgehen mochte, das Unglück verfolgt zu haben. So wurde er 1493 nebst Hans Dinkmuth, der wol sein Geschäftsgenosse war, vermuthlich schuldenhalber aus Ulm verwiesen, und wenn er auch bald dahin wieder zurückkehrte und dort von neuem druckte, so führen ihn doch die Urkunden dieser Stadt immer in Schuldverhältnissen und Processen auf, die offenbar auf große finanzielle Zerrüttung hindeuten. Er starb um 1525. Vgl. Haßler, «Buchdruckergeschichte Ulms» (Ulm 1840).

Zaire, s. Congo.

Zakynthos, s. Zante.

Zaleski (Bohdan), poln. Dichter, geb. 1802 zu Bohatyrka in der Ukraine, verlebte seine erste Jugend in der Ukraine und hielt sich später in Warschau auf. Nach der Revolution von 1831 theilte er das Exil seiner Landsleute in Frankreich, von wo er wiederholte Reisen nach Deutschland, England, namentlich nach Italien unternahm. Schon früh vertiefte er sich in die ukrainische Volkspoesie und schilderte in seinen Gedichten, die sich durch außerordentlichen Wohllaut, Natürlichkeit und glänzende Bilder auszeichnen, vornehmlich das Leben der ukrainischen Kosacken. Seine den Romanzen ähnlichen «Dumki» und «Rusalki» sind bereits zu Volksliedern geworden. Seine «Poezye» erschienen in zwei Bänden (Pos. 1841 u. öfter). Außer diesen sind besonders zu erwähnen: «Poezye religijne», «Ritterliche Rhapsoden», «Ein Spaziergang außerhalb Roms», «Sonette über dem Grabe Laura's» u. a., die in Paris theils besonders, theils gesammelt seit 1840 erschienen. Die bedeutendsten und größten unter seinen Schöpfungen sind: «Duch od stepu» («Der Geist von den Steppen»), ein Vorspiel zur neuern Poesie, seinem Freunde Mickiewicz gewidmet, und die «Przenajswiętsza Rodzina» («Die heilige Familie»), eine der zartesten Schilderungen des Zusammenlebens derselben. Z. gehört zu den poln. Dichtern in der Emigration, die sich durch den Messianismus Mickiewicz' und Towianski's nicht haben verleiten lassen. Er ist Meister in der Sprache und in der Form, worin ihn niemand übertroffen hat, und welche Vorzüge seinen Dichtungen einen besondern Reiz verleihen.

Zaleukos, der Gesetzgeber der epizephyrischen Lokrer in Unteritalien, gilt als der Urheber der ältesten schriftlich aufgezeichneten Gesetze bei den Griechen. Die beglaubigtere Tradition

setzt ihn um 660 v. Chr., während andere ihn zum Schüler oder auch zum Sklaven des Pythagoras machen, also um etwa 100 J. später ansetzen. Ueber seine Lebensumstände ist gar nichts Näheres bekannt; ja es ist sogar, wenn auch gewiß mit Unrecht, seine Existenz als histor. Person in Zweifel gezogen worden. Auch über den Inhalt seiner Gesetzgebung haben wir keine nähere Kunde. Erzählt wird, daß er, um seine Mitbürger von Abänderung derselben abzuschrecken, verordnet habe, daß jeder, der den Vorschlag zur Aenderung eines Gesetzes machen wollte, mit einem Strick um den Hals erscheinen mußte, um im Falle der Verwerfung seines Vorschlags seine leichtfertige Neuerungssucht mit dem Leben zu büßen; ferner daß er als Strafe für Ehebruch den Verlust beider Augen festgesetzt habe.

Zaluski, ein poln. Geschlecht, das in der Staats- und Literaturgeschichte seines Vaterlandes eine ausgezeichnete Stelle behauptet. — Andrzej Chrysostom Z., geb. um 1650, gest. 1711, ein vorzüglicher Redner, war Bischof von Ermeland und Großkanzler von Polen unter August II. Seine nicht für den Druck geschriebenen «Epistolae historico-familiares» (2 Bde., Braunsberg 1709—61) enthalten schätzbare Beiträge zur Regierungsgeschichte Johann's III. Sobieski. — Józef Andrzej Z., der Neffe des vorigen, Begründer einer der größten Bibliotheken Europas, geb. 1701, war der Sohn eines Wojwoden von Rawa. Auf Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien gebildet und besonders in der vaterländischen Geschichte mit großen Kenntnissen ausgerüstet, trat er nach der Rückkehr ins Vaterland in den geistlichen Stand und wurde Kanoniker von Plock und Großreferendar des Reichs. Nach dem Tode August's II. trat er auf die Seite des Stanislaw Leszczynski, der ihn mit der Anzeige von seiner Thronbesteigung an Clemens XII. nach Rom sendete, wo Z. drei Jahre blieb. Da indessen Stanislaw Polen wieder hatte verlassen müssen, so begab sich Z. nach Lothringen an dessen Hof, wo er reiche Pfründen erhielt. Sehnsucht nach dem Vaterlande vermochte ihn jedoch bald, August III. um Amnestie zu bitten, und er kehrte nun nach Polen zurück und wurde zum Bischof von Kiew ernannt. Durch Verbindungen mit dem Auslande und aus den Klosterbibliotheken Polens brachte Z. mit Aufopferung seines Vermögens eine Bibliothek von 230000 Bänden zusammen, die er 1748 in einem eigenen Gebäude zu Warschau zum öffentlichen Gebrauche aufstellen ließ. Da er auf dem Reichstage von 1766 gegen die von den Russen beschützten Dissidenten heftig auftrat, so wurde er auf Veranlassung des russ. Gesandten Repnin nach Kaluga verwiesen und hier bis 1773 festgehalten. Er starb 9. Jan. 1774. Seine Bibliothek schenkte er durch Testament dem poln. Volke. Dieselbe war in Warschau aufgestellt, bis sie 1795, von den Russen als Staatseigenthum Polens in Beschlag genommen, nach Petersburg geschafft und der kaiserl. Bibliothek einverleibt wurde. Z. hat die größten Verdienste um die Wiedererweckung der poln. Literatur. Er war ein eifriger Freund und Beförderer der Bestrebungen Konarski's, welchen er auch bei der Herausgabe der großen Sammlung «Volumina legum» unterstützte. Z.'s Schriften bekunden außerordentliche Gelehrsamkeit, doch zugleich Mangel an Geschmack. In Kaluga schrieb er aus dem Gedächtnisse ein wichtiges bibliogr. Werk in Versen: «Biblioteka historików» (herausg. von Muczkowski, Krak. 1832); außerdem hat man mehrere andere bibliogr. Werke von ihm, die zum Theil noch nicht abgedruckt sind, auch ein «Specimen historiae Poloniae criticae» (Danz. 1733). — Andrzej Stanislaw Z., des vorigen älterer Bruder, begleitete diesen auf Reisen, erhielt in Rom die Doctorwürde und widmete sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland dem geistlichen Stande. August II. machte ihn zum Bischof von Plock, dann 1735 zum Großkanzler des Reichs, welches Amt Z. 10 J. lang verwaltete. Später wurde er Bischof von Krakau und Kanzler der Akademie. Er war mit Eifer thätig für Belebung des kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens in Polen. Seine bedeutende Bibliothek vereinigte er mit der seines Bruders, dessen große Zwecke er, wo er nur konnte, förderte. Er starb 16. Dec. 1758.

Zama (Zama regia), eine Stadt in Numidien nahe der Grenze des karthagischen Gebiets, fünf Tagereisen westlich von Karthago, ist berühmt durch die Schlacht, welche in ihrer Umgegend in der Nähe von Naraggara (jetzt Kaf) 19. Oct. 202 v. Chr. zwischen Publius Cornelius Scipio und Hannibal, nach einer erfolglosen Unterredung zwischen beiden Feldherren, geliefert, und durch welche der zweite Punische Krieg entschieden wurde. In dem Reitergefecht, das die Schlacht eröffnete, wurden die Karthager bald zerstreut, und der Andrang ihrer 80 Elefanten hatte nur geringen Erfolg. Das karthagische Fußvolk dagegen leistete, auch nachdem das erste Glied geworfen worden, hartnäckigen Widerstand, bis es durch die von der Verfolgung zurückkehrende röm. und numid. Reiterei von allen Seiten umringt und endlich das karthagische Heer fast ganz vernichtet wurde. Hannibal entkam mit wenigen Leuten nach Hadrumetum und von da nach Karthago.

Zambesi oder Sambesi, der größte Strom Ostafrikas, hat seine Quellen etwa unter 10° südl. Br. auf den innern Hochflächen südlich vom Tanganjikasee. Die wasserreichen Hochebenen, aus denen sich der Z. oder, wie er im obern Laufe auch genannt wird, Kabompo entwickelt, sind zuerst 1831 von Monteiro und Gamitto und 1867 von Livingstone auf seiner dritten Reise besucht worden. Der nach Westsüdwesten gerichtete Oberlauf wurde noch von keinem Europäer gesehen; erst vom Eintritte des Liba an kennt man das Stromthal, und zwar durch die Erforschung Livingstone's. Nach der Vereinigung mit dem Liba, der von Nordwesten kommt, fließt der Z. in südl. Richtung durch eine 8—20 M. breite, grasreiche, jährlich überschwemmte Ebene im Lande der Barotse. Unter 17° 30′ südl. Br. verengt sich das Flußthal, und es folgen Wasserfälle und Stromschnellen, bis er, unterhalb des Nambwe-Katarakts sich östlich wendend, in die 40 M. lange und 10—12 M. breite Ebene von Seschekе eintritt. Hier nimmt er von der rechten Seite her den mächtigen, 150 M. langen Zabesa auf. 6 M. unterhalb Sescheke beginnen die Stromschnellen von neuem, und noch 6 M. weiter stürzt sich der 3000 F. breite Strom 300 F. tief in einen das Thal rechtwinkelig kreuzenden, kaum 70 F. breiten Schlund, aus welchem er in der Tiefe seitwärts weiter fließt, um in wiederholten Stromschnellen das bewaldete Bergland zu durcheilen. Dieser gewaltigste Wasserfall Afrikas, einer der seltsamsten auf der ganzen Erde, heißt Mosiwatunja, d. h. tosender Rauch (Livingstone taufte ihn: Victoriafälle). Vom Eintritt des Quai wendet sich der bis dahin östlich ziehende Strom bis zur Einmündung des Kafue nordöstlich, von da bis zu den Kebrabasa-Katarakten östlich, und von hier aus südöstlich zum Meere. Unterhalb der genannten Stromschnellen liegt die fernste portug. Niederlassung Tete. Noch einmal durch die Lupata- (d. h. Durchbruch-) Hügel eingeengt, tritt er ins Küstenland ein, empfängt von der linken Seite den Schire, den Abfluß des gleichfalls von Livingstone erforschten großen Nyassasees, und bildet nun ein 90 Q.-M. großes Delta, das im Norden von dem Mündungsarme des Kilimane, im Süden vom West-Luabo umschlossen wird. Der Z. zeigt den Charakter aller afrik. Ströme. Er ist ein Kataraktenstrom und kann trotz seiner Länge von 420 M. nur im Unterlaufe und in einzelnen Theilen des obern Gebiets befahren werden.

Zambos, s. Farbige.

Zamojski, ein altes poln. Geschlecht, das aus der Vereinigung der alten Adelsfamilien Szarguß und Z. hervorgegangen ist und seit dem 16. Jahrh. eine Reihe von Mitgliedern aufzuweisen hat, die sich in den höchsten Stellen des Staats und der Kirche auszeichneten und sich auch um die Cultur der Wissenschaften und Künste große Verdienste erwarben. Das Geschlecht hat großen Güterbesitz und ist gegenwärtig in Polen, Rußland, Galizien, Oesterreich, Ungarn und Posen ausgebreitet. Dasselbe bekennt sich zur kath. Kirche und hat stets eifrig für das Interesse des röm. Stuhls gewirkt. Ein Zweig des Geschlechts wurde durch Kaiser Leopold II. 24. Nov. 1791 in den österr. Grafenstand erhoben. Zu den wichtigsten Persönlichkeiten des Geschlechts zählen: Jan Z., einer der größten poln. Staatsmänner und Feldherren. Geb. 1. April 1541 im Palatinat Culm, studirte er zu Paris und Padua und schloß sich früh an die größten Männer seiner Zeit an. 1565 kehrte er ins Vaterland zurück, wo er, sehr bald von Sigismund August in den Staatsdienst gezogen, zwei Starosteien erhielt. Schon auf den Reichstagen nach dem Tode Sigismund August's lenkte Z. aller Augen auf sich, und namentlich verstand er es, durch sein vielseitiges Talent die Gemüther zu leiten. Auf des Adels Freiheiten bedacht, that er den später in seiner Ausartung für Polen so unheilvollen Vorschlag, daß jeder Adeliche, der zur Vertheidigung des Vaterlandes persönlich sich stellte, auch persönlich zur Wahl des Königs erscheinen dürfte, nur mit Ausnahme derjenigen, die selbst als Candidaten des Throns aufträten. Des spätern franz. Königs Heinrich III. Erwählung auf den poln. Thron erfolgte zum Theil durch Z.'s Einfluß, der im Namen des Volks den Wahlvertrag aufsetzte. Mit mehrern andern nach Frankreich gesendet, trug er ebenfalls nicht wenig bei, Heinrich zur Annahme des Throns zu bewegen. Noch größern Einfluß hatte er bei der bald nöthigen neuen Königswahl, und ihm vorzüglich verdankte Stephan Bathori (s. d.) die Krone. Bald waren diese beiden ausgezeichneten Männer durch gegenseitige Achtung wie durch das eifrigste Bestreben, die Mängel in der Staatseinrichtung Polens zu heben, innig verbunden. Z. wurde Großkanzler des Reichs, 1580 Großkronfeldherr und kämpfte mit dem Könige siegreich gegen Rußland. Gegen die Türken sicherte er die Grenzen durch ein Heer, das er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. 1583 vermählte ihn der König mit seiner Nichte Griselbis; doch zog sich Z. dadurch den Haß vieler aus dem Adel zu. Heftig entbrannte dieser Haß, als Z. einen Edelmann, Zborowski, der, wegen eines Mordes zum Tode verurtheilt und verbannt, gegen den König eine Verschwörung eingegangen war, 1587 enthaupten ließ, um dem Gesetze dem Uebermuthe des Adels gegenüber Ansehen zu verschaffen.

Bei der Königswahl nach Stephan Bathori's Tode gewann Z. eine volle Uebermacht. Nicht schwer wäre es ihm vielleicht gewesen, sich selbst zum Könige zu erheben, doch zog er es vor, durch seinen Einfluß für Sigismund III. den Thron zu gewinnen. Aber Sigismund konnte die Kraft eines solchen Geistes nicht neben sich dulden. Die weisen Rathschläge Z.'s galten nichts mehr, und bald sah er sich den Höflingen nachgestellt. Erhaben über diese Undankbarkeit des Königs, suchte er dennoch unausgesetzt dem Vaterlande zu nützen. Er sicherte bei der Unthätigkeit Sigismund's die Grenzen des Reichs fast allein gegen die Einfälle der Türken, Tataren und Kosacken und besoldete das Heer aus eigenen Mitteln. Gegen Michael, Wojwoden der Moldau, focht er so siegreich, daß ihm auf dem Reichstage von 1601 die Stände einen Dank votirten. Ebenso glücklich kämpfte er 1602 in Livland gegen die Schweden, bis er aus Mangel an Sold für das Heer den Oberbefehl niederlegte. Er gewährte auch den Wissenschaften einen mächtigen Schutz, und viele Gelehrte lebten an seinem Hofe. In Zamosc (s. d.), das er gründete, stiftete er eine Akademie der Wissenschaften, die lange Zeit hindurch blühte. Auch schrieb er mehrere Werke, unter andern «De senatu Romano» (Vened. 1563) und «Testamentum Joannis Zamori» (Mainz 1606). Sehr interessante Briefe von ihm stehen in Lünig's «Literae procerum Europae». Er starb 3. Juni 1605 zu Zamosc. Vgl. Zurkowski, «Leben des Großkanzlers Z.» (herausg. von Batowski, Lemberg 1860). — Andrzej, Graf Z., ein glorreicher Vertheidiger der Unabhängigkeit Polens, geb. 1716 zu Zbiezun im Palatinat Plock, eignete sich eine hohe wissenschaftliche Bildung an und trat dann in sächs. Kriegsdienste. 1754 kehrte er als sächs. Generalmajor nach Polen zurück, wo er bald Senator, General-en-Chef und 1764 Krongroßkanzler wurde. Als auf Befehl des russ. Generals Repnin mehrere Senatoren nach Kaluga verwiesen wurden und Z. einsah, daß er dem Vaterlande nicht mehr mit Nutzen dienen könne, legte er 1767 seine Stelle nieder. Doch unterzog er sich 1776 dem Auftrage des Reichstags, eine Gesetzsammlung zu ordnen, worin er die Rechte des dritten Standes feststellte («Zbiór praw sądowych», 3 Bde., Warsch. 1778; deutsch von Nikisch, Warsch. 1780). Diese treffliche Sammlung erhielt den Beifall des Königs. Doch der Reichstag von 1780 verwarf sie, und erst in der Constitution vom 3. Mai 1791 sah Z. seine Grundsätze anerkannt. Schon vorher hatte er auf seinen Gütern die Leibeigenschaft abgeschafft, wie er sich auch überhaupt durch Humanität auszeichnete. Nachdem er kurz vorher für sich und seine Familie in den österr. Grafenstand erhoben worden, starb er 10. Febr. 1792. Sein Sohn Graf Stanislaw Z., geb. 13. Jan. 1775 zu Warschau, ebenfalls ein durch Bildung und Humanität ausgezeichneter Charakter und in die Stürme der Zeit vielfach verwickelt, lebte seit 1836 zu Wien, wo er auch 2. April 1856 starb. — Graf Andrzej Z., bekannt als Patriot, einer der sieben Söhne des Grafen Stanislaw, geb. 2. April 1800, erhielt seine Ausbildung 1812—14 zu Paris, sodann zu Genf und in Edinburgh. Nach seiner Rückkehr in das Königreich Polen übergab ihm sein Vater die Verwaltung ansehnlicher Güter, in welcher Stellung er sich zu einem tüchtigen Landwirth ausbildete. 1823 trat er in den poln. Civildienst im Ministerium des Innern und wurde Director der Abtheilung für Ackerbau und Handel. Während der Revolution war er 1831 kurze Zeit Minister des Innern und unterzog sich dann einer diplomatischen Mission nach Wien, um bei Metternich für eine Intervention zu Gunsten der Polen zu wirken. Nach dem Falle Warschaus blieb Z. in Polen, indem er sich die patriotische Aufgabe stellte, durch die Entwickelung der materiellen Zustände seines Volks dessen moralische Hebung vorzubereiten. Er begann auf seinen Gütern die Befreiung der Bauern, stiftete Schulen, begründete die Dampfschiffahrt auf der Weichsel, stellte sich an die Spitze einer Hypothekenbank u. s. w. und brachte für diese Zwecke große persönliche Opfer. 1842 stiftete er die «Jahrbücher der Landwirthschaft», welche wieder zur Gründung der Landwirthschaftlichen Gesellschaft führte, die sich rasch über ganz Polen verbreitete und ihre jährlichen Versammlungen zu Warschau hielt. Den Russen und russisch Gesinnten erschien diese nationale Vereinigung sehr gefährlich, und dieselbe wurde 1862, kurz vor Ausbruch der Unruhen in Warschau, aufgelöst, und zwar durch den Einfluß des Grafen Wielopolski, des polit. Gegners und Rivalen Z.'s. Als Wielopolski, nunmehr der allmächtige Minister des Statthalters Großfürsten Konstantin, im Aug. 1862 auch die Präsidentschaft des warschauer Municipalraths übernahm, gab Z. als Mitglied dieser Behörde seine Entlassung. Er wurde hierauf zur Rechtfertigung seines Verhaltens nach Petersburg zum Kaiser geschickt, der ihn ins Ausland verwies. Z. wandte sich nach Frankreich.

Zamolxis oder Zalmoxis war wahrscheinlich der einheimische Name einer von den Geten (s. d.) verehrten Gottheit, nach der bei den Griechen am Hellespont herrschenden Tradition aber eine menschliche Persönlichkeit, ein Gete, der sich als Sklave und Schüler des Pythagoras,

aussprach, und das «Handbuch des deutschen Strafprocesses» (2 Bde., Gött. 1861—68), die erste und bisjetzt einzige umfassende wissenschaftliche Bearbeitung des heutigen deutschen (gemeinrechtlichen und reformirten) Strafverfahrens. Seit 1838 war er Mitherausgeber des «Archivs für das Criminalrecht», zu welchem er, wie zu andern Fachzeitschriften, viele Beiträge geliefert hat. Inzwischen war Z. schon 1835 zum außerord. und 1842 zum ord. Professor der Rechtswissenschaft in Göttingen ernannt worden. Seit 1837 hatte er auch das Kirchenrecht, seit 1838 das Staatsrecht, wozu später noch die Rechtsencyklopädie und das europ. Völkerrecht kamen, in den Kreis seiner Vorlesungen aufgenommen. Als Frucht dieser Studien erschien als ein zweites Hauptwerk das «Deutsche Staats- und Bundesrecht» (3 Bde., Gött. 1841—45; 3. Aufl., 2 Bde., 1865—66), zu welchem «Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart» (Gött. 1855; 1. und 2. Fortsetzung, 1858—63) als Quellensammlung hinzutraten. Zahlreiche Abhandlungen und Rechtsdeductionen über Gegenstände des öffentlichen und deutschen Privatfürstenrechts, über das Recht der deutschen Standesherren u. s. w. sind (besonders seit 1848) theils in Zeitschriften und Sammelwerken, theils in besondern Schriften veröffentlicht worden. Von den publicistischen Arbeiten Z.'s, welche zugleich polit. Tagesfragen behandelten, sind hervorzuheben: «Zur Schleswig-Holsteinischen Frage» (Gött. 1847); «Die schweiz. Eidgenossenschaft, der Sonderbund und die Bundesrevision» (Gött. 1848); «Die Rechtswidrigkeit der versuchten Reactivirung der 1848 aufgehobenen Deutschen Bundesversammlung» (Gött. 1850); «Votum über die neuesten Vorlagen der königl. hannov. Regierung, die Abänderung der Verfassung von 1848 betreffend» (Gött. 1853); «Die Reform der deutschen Bundesverfassung auf der Basis des Bestehenden u. s. w.» (anonym, Erlang. 1859); «Das rechtliche Verhältniß des fürstl. Kammerguts u. s. w.» (Gött. 1861); «Das Eigenthumsrecht am deutschen Kammergut» (Gött. 1864); «Das Successionsrecht im Gesammthause Braunschweig-Lüneburg und der ausschließliche Anspruch Hannovers auf das Herzogthum Braunschweig» (Lpz. 1862); «Staatsrechtliches Votum über die schlesw.-holstein. Successionsfrage und das Recht des Augustenburgischen Hauses» (Gött. 1863); «Die sog. Rechtsbasis der deutschen Großmächte in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg» (Gött. 1866); «Ueber Art. 84 der preuß. Verfassungsurkunde. Sendschreiben an die Herren Duncker und Humblot» (Lpz. 1866). An den politischen, insbesondere die Reform der Verfassung Deutschlands betreffenden Ereignissen hat Z. vielfachen Antheil gehabt. Als Abgeordneter Göttingens war er 1848 Mitglied des Vorparlaments und des Funfzigerausschusses. Aus diesem trat er im April 1848 als Bevollmächtigter der Krone Hannover in das sog. Vertrauenscollegium des Bundestags und wirkte wesentlich mit zum ersten Entwurf einer deutschen Reichsverfassung. Hierauf war er Mitglied der deutschen Nationalversammlung und mehrerer Ausschüsse derselben sowie der sog. Kaiserdeputation im April 1849 und der Gothaer Versammlung im Juni 1849. Infolge seiner auf Herstellung eines deutschen Bundesstaats mit einheitlicher Spitze gerichteten Bestrebungen zerfiel er mit der hannov. Regierung, doch erfolgte 1861 gelegentlich der braunschw. Successionsfrage wiederum eine Annäherung. 1863 wurde Z. zwar Mitglied des Staatsraths, vertrat aber bis 1866 niemals die innere oder äußere hannov. Politik. Während des Fürstencongresses im Aug. 1863 war er als Bevollmächtigter deutscher Standesherren in Frankfurt. Im Febr. 1867 in den ersten norddeutschen Reichstag gewählt, betheiligte er sich an der Berathung der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Ende 1867 ward er von der Universität Göttingen als lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses präsentirt. Er erhielt die königl. Bestätigung und nahm im Febr. 1868 theil an den Verhandlungen über die Redefreiheit der Kammermitglieder, die sog. Dotationen und den hannov. Provinzialfonds.

Zachariä (Just Friedr. Wilh.), deutscher Dichter, geb. 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im Fürstenthum Schwarzburg, studirte von 1743 an in Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließend mit schöner Literatur und Dichtkunst. Sein erstes größeres Werk, das Gottsched, zu dessen Schule er sich anfangs hielt, in seinen «Belustigungen des Verstandes und Witzes» bekannt machte (1744), war «Der Renommist» (neue Ausg., Berl. 1840), ein komisches Heldengedicht, der erste, wiewol unvollkommene Versuch dieser Art in Deutschland, wobei er Pope zum Vorbilde hatte. Doch bald trennte sich Z., wie andere, von Gottsched und trat in Verbindung mit jenen jungen Männern, die damals in Leipzig einen bessern Geschmack in Deutschland vorbereiteten. Der Beifall, mit welchem der «Renommist» aufgenommen worden war, ermunterte ihn, in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine andern komischen Heldengedichte «Phaeton», «Das Schnupftuch» und «Murner in der Hölle». Nachdem er sich ein Jahr in Göttingen aufgehalten, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu

Braunschweig und 1761 Professor der schönen Wissenschaften; auch führte er mehrere Jahre die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses daselbst. Er starb 30. Jan. 1777. Das meiste Talent hatte Z. für das komische Heldengedicht; minder glücklich war er in der beschreibenden Poesie. Seine besten Gedichte dieser Art sind die «Tageszeiten» und «Die vier Stufen des weiblichen Alters». Auch hat man von ihm musikalische Gedichte, die er zum Theil selbst in Musik setzte, und leichte, gefällige Lieder. Seine Sprache war rein, obwol nicht immer correct. Seine Uebersetzung von Milton's «Paradise lost» in Hexametern ist matt, untreu und unharmonisch. Nicht ohne Verdienst dagegen sind seine «Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier» (Braunschw. 1771). Er hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken deutscher Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte Sammlung «Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten» (2 Bde., 1766—71) heraus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in neun Bänden (Braunschw. 1763—65), eine zweite verbesserte Auflage in zwei Bänden (Braunschw. 1772). Nach seinem Tode erschien noch ein Band «Hinterlassener Schriften» (Braunschw. 1781), herausgegeben von Eschenburg und begleitet von Z.'s Lebensbeschreibung.

Zachariä von Lingenthal (Karl Salomo), ausgezeichneter Rechtsschriftsteller, geboren 14. Sept. 1769 zu Meißen, wo sein Vater als Sachwalter lebte, erhielt seine Vorbildung auf der Fürstenschule daselbst und besuchte seit 1787 die Universität zu Leipzig, wo er anfangs fast nur philol. und philos. Vorlesungen hörte und erst später dem Studium der Rechtswissenschaften sich widmete. Er verließ Leipzig zu Ostern 1792, und von Chr. Felix Weiße empfohlen, begleitete er als Führer den Grafen zur Lippe auf die Universität zu Wittenberg, wo er abermals zwei Jahre studirte. Nachdem der Graf in Kriegsdienste getreten, führte Z. 1794 den längst gefaßten Entschluß aus, als Privatdocent aufzutreten, und wurde 1797 außerord. und 1802 ord. Professor der Rechte in Wittenberg. Schon damals war er ein thätiger Schriftsteller, vorzüglich aber erwarb er sich durch seine Schrift «Die Einheit des Staats und der Kirche» (Lpz. 1797), der ein «Nachtrag über die evang. Brüdergemeine» (Lpz. 1798) folgte und sein «Handbuch des kursächs. Lehnrechts» (Lpz. 1796; 2. Aufl. von Chr. Ernst Weiße und F. A. von Langenn, Lpz. 1823) einen geachteten Namen. 1807 ging er als Professor nach Heidelberg, weil die vielen Actenstudien, die in Wittenberg zu seinen Amtspflichten gehörten, seinen Arbeiten hinderlich waren. Weder ein Ruf nach Göttingen noch ein späterer nach Leipzig konnten ihn bewegen, Heidelberg zu verlassen. Seine Vorlesungen umfaßten das philos. Recht nach seinem ganzen Umfange, das deutsche Staatsrecht, das kath. und prot. Kirchenrecht und das Lehnrecht. Unter den Schriften, die er während seines Aufenthalts in Heidelberg herausgab, sind besonders auszuzeichnen das «Handbuch des franz. Civilrechts» (4. Aufl., 4 Bde., Heidelb. 1837), «Vierzig Bücher vom Staate» (5 Bde., Stuttg. 1820—32; 2. Aufl. 1839—42) und der wenig bekannt gewordene, aber schätzbare «Entwurf eines Strafgesetzbuchs» (Heidelb. 1826). Außerdem hat er mehrere treffliche Beiträge zu der von ihm und Mittermaier herausgegebenen «Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes» und zu den «Heidelberger Jahrbüchern» geliefert. Eine Zeit lang wurde er auch in Heidelberg aus dem stillen wissenschaftlichen Leben in das öffentliche versetzt, zuerst als Abgeordneter in der Ersten und später in der Zweiten Kammer des Großherzogthums Baden. 1842 wurde er für sich und seine männlichen Descendenten nach dem Rechte der Erstgeburt unter Verleihung des Namens von Lingenthal in den Adelstand erhoben. Er starb 27. März 1843. Sein «Biographischer und jurist. Nachlaß» wurde von seinem einzigen Sohne K. E. Zachariä herausgegeben (Stuttg. 1843).

Zachariä von Lingenthal (Karl Eduard), deutscher Rechtslehrer, Sohn des vorigen, geb. 21. Dec. 1812 zu Heidelberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Weimar, in seiner Geburtsstadt und zu Meißen und widmete sich dann auf den Universitäten zu Leipzig, Heidelberg und Berlin rechtswissenschaftlichen Studien. 1835 habilitirte er sich als Privatdocent zu Heidelberg, wo er 1842 eine außerord. Professur erhielt. Inzwischen hatte er in den J. 1837 und 1838 eine Reise in den Orient unternommen. Seit 1845 lebt er zurückgezogen auf seinem Rittergute Großkmehlen bei Ortrand. Das Hauptgebiet für Z.'s wissenschaftliche Forschungen bildet das röm. Recht und dessen Geschichte, insbesondere aber dessen Fortentwickelung im byzant. Reiche. Seine Hauptwerke sind die «Delineatio historiae juris Graeco-Romani» (Heidelb. 1839), die «Geschichte des griech.-röm. Privatrechts» (3 Hefte, Lpz. 1856—64) und das «Jus Graeco-Romanum» (Bd. 1—5, Lpz. 1856—68), eine Sammlung der Quellen des

byzant. Rechts. 1850 war Z. Mitglied des erfurter Parlaments sowie 1852—53 und wieder seit 1866 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses.

Zacharias, Papst von 741—752, wußte die Autorität des röm. Stuhls nicht nur zu befestigen, sondern auch zu erhöhen. Der König der Longobarden, Luitprand, mußte ihm die Eroberungen im Exarchate wieder zurückgeben und bei einer Zusammenkunft das Pferd führen. Pipin der Kleine erhielt durch ihn die Erhebung zum Könige, und durch Bonifacius (s. d.) wurde die Macht dieses Papstes besonders im Fränkischen Reiche erweitert. Das wichtige Kloster Fulda wurde von Z. eximirt. Von ihm hat man eine «Vita Latino-Graeca St. Benedicti» (Bened. 1723). Er wurde kanonisirt; ihm ist der 15. März geweiht.

Zachtleeven, s. Sachtleeven (Hermann).

Zahl heißt eine Menge von Einheiten einer und derselben Art. Das dadurch Gezählte heißt eine benannte oder concrete Z., z. B. 5 Pfund, 7 Thaler; die bloße Menge der Einheiten, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Gezählten, heißt eine unbenannte oder abstracte Z. Man unterscheidet außerdem ganze und gebrochene Z. Eine ganze Z. entsteht durch Vervielfachung oder Wiederholung der Einheit; eine gebrochene Z. oder ein Bruch (s. d.) durch Theilung der Einheit in eine Anzahl gleicher Theile oder Vervielfachung eines dieser Theile. Die allgemeinste Eintheilung der ganzen Z. ist die in Primzahlen (s. d.) und zusammengesetzte Z. Die zusammengesetzten sind die, welche sich durch irgendeine andere Z. ohne Rest dividiren lassen; Primzahlen sind die, bei denen dieses nicht angeht. Eine andere Eintheilung der ganzen Z. ist die in gerade und ungerade, von denen die erstern durch 2 theilbar sind, die letztern nicht. Die Anordnung der Z. zu übersichtlichen Reihen, wodurch auch größere Z. zur Faßlichkeit und deutlichen Vorstellbarkeit gelangen, ist das Zahlensystem (s. d.). Mit den Eigenschaften und Verhältnissen der Z. beschäftigt sich die Zahlenlehre oder Arithmetik (s. d.).

Zahlensystem heißt eine Einordnung aller Zahlen in bestimmte und gemessene Reihen zum Zweck einer Orientirung in den Verhältnissen größerer Summen, welche ohne dieses Hülfsmittel in der unbestimmten Vorstellung der Menge oder des Unzählbaren verfließen würden. Das Mittel, diesem vorzubeugen, ist die Festsetzung einer gewissen Grundzahl, z. B. der 10, nach welcher man die Zählung immer aufs neue beginnen läßt, sodaß nun die Zahlenreihe in lauter Glieder von 10 Einheiten zerfällt. Nennt man dann 10 dieser Glieder zusammengenommen ein Hundert, 10 der Hunderte ein Tausend, so kann man auf diesem Wege fortfahren, soweit man will, ohne jemals auf eine Grenze zu stoßen. Die Annahme der 10 als Grundzahl, auf welcher das bei allen gebildeten Völkern der Erde eingeführte dekadische oder Decimalsystem beruht, ist eine willkürliche und bietet den Uebelstand, daß die Grundzahl 10 zwar wol durch 2 und 5, aber nicht durch 3 und 4 theilbar ist. Man hat daher vor zeiten statt ihrer die durch 2, 3 und 4 theilbare 12 vorgeschlagen, aber ohne Erfolg. Das einfachste Z. würde das der Grundzahl 2 sein. Die Formel, nach welcher beim Schreiben der Einer, Zehner u. s. w. die Ziffern (s. d.) nebeneinander gesetzt werden, ist folgende: Jede größere Zahl wird angesehen als $N = a + bx + cx^2 + dx^3 + ex^4 + \ldots$, wobei x die Grundzahl, aber a, b, c, d, e die Ziffern, von der Rechten zur Linken gelesen, bedeuten. In unserm dekadischen System stellt z. B. 53478 die Zahl $8 + 7 \cdot 10 + 4 \cdot 10^2 + 3 \cdot 10^3 + 5 \cdot 10^4$ dar; wäre aber 9 die Grundzahl, so würde dasselbe Symbol 53478 die ganz verschiedene Zahl $8 + 7 \cdot 9 + 4 \cdot 9^2 + 3 \cdot 9^3 + 5 \cdot 9^4$, also nach dem dekadischen System 35387, darstellen. Auch Bruchtheile lassen sich auf dieselbe Weise ausdrücken, wenn man in die Reihe der Potenzen der Grundzahl auch solche aufnimmt, deren Exponenten negativ sind, und die Coëfficienten dieser Potenzen, durch ein Komma getrennt, auf diejenigen der nullten Potenz folgen läßt. Hiernach ist z. B. im dekadischen Z. $3,45678 = 3 + 4 \cdot 10^{-1} + 5 \cdot 10^{-2} + 6 \cdot 10^{-3} + 7 \cdot 10^{-4} + 8 \cdot 10^{-5} = + \frac{4}{10} + \frac{5}{10^2} + \frac{6}{10^3} + \frac{7}{10^4} + \frac{8}{10^5}$. (S. Decimalsystem.)

Zahlwörter oder Numeralia heißen in der Sprachlehre diejenigen Adjectiva und Adverbia, welche zur Bestimmung der Anzahl oder Menge der Gegenstände oder auch der Ausdehnung einer stetigen Größe dienen. Da sie nun theils eine genau bestimmte, theils eine unbestimmte Zahl oder Menge anzeigen, so lassen sie sich in bestimmte und unbestimmte oder allgemeine eintheilen. Zu den bestimmten gehören die Haupt- oder Grundzahlen (Cardinalia), die recht eigentlich beim Zählen gebraucht werden, wie «ein», «zwei», «drei», «hundert» u. s. w.; sodann die Ordnungszahlen (Ordinalia), wie «der erste, zweite, dritte, hundertste» u. s. w. Zu den unbestimmten rechnet man diejenigen, welche einen Zahl- oder Maßbegriff, d. i. eine unbestimmte Anzahl von Einheiten oder die Ausdehnung und den Umfang einer stetigen Größe überhaupt

ausdrücken, wie «alle», «viele», «einige» und «viel», «etwas», «wenig». Von diesen Z. werden aber sowol durch Ableitung als auch durch Zusammensetzung noch mehrere Nebenarten gebildet, die mit dem ursprünglichen Zahlbegriff gewisse Nebenbestimmungen verbinden. Dahin gehören die Theilungszahlen (Numeralia partitiva), wie «Drittel», «Viertel»; dann die Zahladverbien (Adverbia numeralia), die theils eine Ordnung, wie «erstens», «zweitens», theils eine Wiederholung, wie «einmal», «zweimal», in sich einschließen; ferner die Verdoppelungszahlen (Numeralia multiplicativa), wie «zweifach», «dreifach»; endlich die Gattungs- oder Artzahlen (Numeralia specialia), wie «einerlei», «zweierlei», «vielerlei». Ihrer Bildung nach sind sämmtliche Z. entweder Stammwörter, wie «ein», «zwei», oder abgeleitete, wie «zweite», «vierzig», oder endlich zusammengesetzte, wie «dreizehn», «einmal». In manchen Sprachen finden sich für gewisse Verhältnisse noch besondere Formen, wie in der lat. Sprache die sog. Numeralia distributiva, welche die an verschiedenen Oertern oder auf verschiedene Gegenstände gleich vertheilte Zahl angeben, z. B. singuli, bini, d. i. jedesmal oder immer ein, zwei, und die Numeralia proportionalia, welche das Verhältniß ausdrücken, wie viel mal mehr etwas ist als ein anderes, wie duplus, triplus.

Zahn. Die Zähne (dentes) des Menschen, 32 an der Zahl, gehören zu den Knochen, obgleich sie sich von den übrigen Knochen durch ihren Bau etwas unterscheiden. Sie sind zu einer Hälfte in die Zahnzellen (alveoli) des Oberkiefers, zur andern in die des Unterkiefers eingesenkt und werden theils durch diese enganschließenden Knochen und die noch dazwischen liegende doppelte Schicht Knochenhaut, theils durch das Zahnfleisch (gingiva), ein schwammiges, gefäßreiches, aber nervenarmes Zellgewebe, welches, mit zarter Schleimhaut bedeckt, auf den Kieferrändern aufsitzt und die Zähne einfaßt, in ihrer Stellung festgehalten. Jeder Z. besteht aus der Krone, die aus dem Zahnfleische hervorragt und mit dem Zahnschmelze (substantia dentis vitrea), einer porzellanartigen, harten, glatten, in verschiedener Dicke aufgetragenen und halbdurchsichtigen Masse, bedeckt ist, dem Halse, welcher noch außerhalb der Zahnzelle vom Zahnfleische umgeben wird und etwas dünner als die Krone ist, und der Wurzel, welche spitzendend in der Zahnzelle sitzt und einfach oder mehrfach sein kann. Den beiden letztern Theilen fehlt der Zahnschmelz, und sie bestehen nur aus Zahn- und Knochensubstanz. Nach ihrer Gestalt theilt man die Zähne ein in Schneidezähne (dentes incisivi), mit platter, meißelförmiger Krone und einfacher Wurzel, von denen in jedem Kiefer zwei Paar vorn in der Mitte stehend gefunden werden, Spitzzähne (angulares oder canini), mit längerer, dickerer und pyramidalisch ausgehender Krone und einfacher Wurzel, welche, im ganzen vier an der Zahl, die vorigen einfassen, und Backzähne (molares), mit niedrigerer, aber oben breiter und zackiger Krone und zwei bis vier Wurzeln, welche die fünf hintersten Stellen jeder Seite des Ober- und Unterkiefers einnehmen. In jedem Z. befindet sich eine Höhle, welche sich bis in die Krone erstreckt und mittels eines in der Spitze der Wurzel ausmündenden Kanals einen Nerven, eine Arterie und eine Vene aufnimmt, die in ihren Verschlingungen den Zahnkeim oder Zahnkern (nucleus oder matrix dentis) bilden, durch welchen die Höhle ausgefüllt und der Z. ernährt wird. Die Zähne sind Kauwerkzeuge, außerdem aber tragen sie wesentlich zur Formation des Gesichts bei, indem sie den Backen und Lippen ihre Rundung geben, welche durch ihren Verlust gleichfalls verloren geht. Höchst eigenthümliche Erscheinungen bietet die Entwickelung der Zähne dar. Die ersten Spuren der Zähne finden sich im dritten Monat des Embryolebens als kleine mit Flüssigkeit erfüllte Säckchen in den nur aus einer Rinne auf den Kieferrändern bestehenden Zahnzellen. Die Umgebungen des aus der Flüssigkeit sich entwickelnden Zahnkeims beginnen im fünften Monat die Verknöcherung, welche, von der Krone ausgehend, im siebenten Monat nach der Geburt bei dem Hervorbrechen der ersten Zähne mit der Bildung der Wurzel endigt. Diese ersten Zähne nennt man Milchzähne (infantiles oder temporarii oder decidui). Ihrer sind, da die 12 hintersten fehlen, nur 20, und sie kommen so hervor, daß die Schneidezähne beginnen und die Backzähne endigen und der erste Zahnausbruch mit Ende des 2. Lebensjahres geschlossen ist. Im 7. oder 8. Lebensjahre beginnen diese Zähne nach und nach auszufallen und werden durch andere nachwachsende und in ihrer Structur bedeutend festere ersetzt. Während dieser Periode, welche im 13. oder 14. Lebensjahre endigt, brechen auch von den drei hintersten Backzähnen jeder Reihe und Seite die zwei vordersten hervor, sodaß der Mensch zu Ende derselben 28 Zähne besitzt, welche sich erst zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre durch Hervorbruch der vier äußersten Backzähne, Weisheitszähne genannt, zu ihrer Normalzahl vervollständigen. Nach und nach nutzen sich die Zähne ab, sodaß die Krone oft auch ohne Zahnkrankheiten im höhern Alter bis über die Hälfte verloren gegangen ist, während sich die Zahnzellen mit Knochenmasse füllen,

welche die Wurzeln herausdrängt und so das Ausfallen der Zähne veranlaßt. Unvollständige Anzahl, Ueberzahl oder ein dritter Wechsel der Zähne werden zuweilen beobachtet.

Von den einzelnen Entwickelungsstufen der Zähne ist besonders die erste, das Hervortreten der Zähne beim Säuglinge, das Zahnen (dentitio), oft von Beschwerden begleitet, die aber an sich niemals lebensgefährlich werden. Bei dem Zahnwechsel kommen häufige Abnormitäten in Hinsicht auf die Stellung der neu hervortretenden Zähne zum Vorschein, deren Heilung als das einzelne Organ betreffend der Zahnarzneikunst zu überweisen ist; dasselbe findet statt beim Hervorbrechen der Weisheitszähne, welches noch außerdem oft von mehr oder weniger bedeutenden Schmerzen begleitet ist. Als Zahnkrankheiten würden eigentlich nur diejenigen Abnormitäten anzusprechen sein, welche die Zähne selbst betreffen, gewöhnlich jedoch rechnet man alle diejenigen dazu, welche die mit den Zähnen zusammenhängenden Theile, die die Wurzeln derselben umgebende Haut, die Zahnzellen, das Zahnfleisch u. s. w. befallen. Letztere bestehen in Entzündungen mit ihren Ausgängen und Folgen, Atrophie, Verwundungen u. s. w., erstere sind die gewöhnlichen Knochenkrankheiten, besonders aber der Knochenfraß, welcher bei den Zähnen nach Maßgabe ihrer Verschiedenheit von den übrigen Knochen auch eigenthümlich auftritt. Er beginnt entweder von der Zahnhöhle aus nach Entzündung derselben, oder von außen, meist nachdem durch mechan. oder chem. Schädlichkeiten der Zahnschmelz zerstört worden ist. Die meisten dieser Krankheiten sind mit mehr oder weniger empfindlichem Zahnschmerz (odontalgia) verbunden, welcher seinen Sitz in den Nerven der Zähne oder den Umgebungen derselben hat und je nach der Menge der unmittelbar oder durch Sympathie ergriffenen Nerven eine größere oder geringere Ausbreitung annimmt. Als prophylaktische Mittel gegen alle Zahnkrankheiten gelten vor allem Reinlichkeit, ferner Vorsicht in Hinsicht auf die Temperatur der an die Zähne gebrachten Dinge, da sowol Kälte als Wärme in ihren höhern Graden wie auch schneller Wechsel derselben auf den Zahnschmelz gleich verderblich einwirken; Vermeidung mechan. Gewalt, welche Sprünge und somit Abblättern des Zahnschmelzes verursacht, und chem. Schädlichkeiten, zu denen namentlich Säuren zu rechnen sind. Die Heilmittel gegen Zahnkrankheiten ergeben sich aus den einzelnen Symptomen und den daraus abzuleitenden Ursachen. Man sucht den Schmerz zu beseitigen durch ableitende Mittel (Senf, Blasenpflaster, Blutegel, Wärme), durch Tödten der Nerven u. s. w. Am sichersten geschieht dies freilich durch Entfernen des kranken Z. Den Verlust der Zähne sucht man durch Einsetzen theils einzelner, aus verschiedenen Stoffen verfertigter Zähne, theils ganzer Gebisse, welche auf mannichfaltige Art befestigt werden, zu ersetzen, und man ist in neuerer Zeit darin zu einer ziemlich hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt.

Diejenigen Organe mancher wirbelloser Thiere, welche von den Naturforschern Zähne genannt werden, verdienen diesen Namen ihrer Stellung, Verrichtung und Gestalt, keineswegs aber ihrer Structur nach. Sie sind stets integrirende Theile der Kiefer, und diese bestehen theils aus gezähnten sägeförmigen Hautfalten, welche zum Fassen und Festhalten, vielleicht sogar zum Zermalmen der Nahrungsmittel dieser Thierklassen dienen, theils aus hornartigen Platten ähnlicher Gestaltung, an denen man zuweilen, z. B. bei manchen Insekten, die verschiedenen Zahnformationen wie beim Menschen wahrnimmt. In voller Deutlichkeit treten die Zähne bei den Fischen hervor, wo sie die mannichfaltigsten Modificationen in Gestalt und Zahl zeigen, indem man außer den Kiefern auch die Gaumenbeine, die Zungenwurzelknochen und andere Theile bei manchen Fischen mit Zähnen besetzt findet, welche entweder nur im Zahnfleische befestigt, oder in Zahnzellen eingesenkt, oder aus einem Stück mit den ihnen verbundenen Knochen gebildet sind. Wie bei einigen Gattungen dieser Hauptklasse, so fehlen auch bei einigen Amphibien die Zähne gänzlich; übrigens haben sie bei letztern weniger Verschiedenheit in Gestalt und Anzahl und nähern sich darin schon mehr den menschlichen, während ihre Befestigungsart der der vorigen noch sehr ähnlich ist. Besonderes Interesse verdienen die Giftzähne der Schlangen und der Vipern. Vollkommen zahnlos ist die Klasse der Vögel, und nur bei einigen ist der Rand des Schnabels mit zahnartigen Vorsprüngen versehen. Die Eintheilung der Säugethiere ist zum Theil auf die Gestaltung der Zähne basirt, indem besonders die Verschiedenheit der Ernährung eine mannichfaltige Form dieser Organe erforderte. Ganz eigenthümliche Arten von Zähnen findet man bei dem Elefanten und dem Walroß. Bei einigen Gattungen gänzlich fehlend, stehen sie, wo sie vorhanden sind, nur in den Kiefern, sind fast überall wie beim Menschen in Zahnzellen befestigt und entwickeln sich gewöhnlich in zwei Perioden. Die ununterbrochene Reihe der Zähne gehört ausschließend dem Menschen an. Bei den Säugethieren sind die Zähne übrigens nach Art der Nahrung verschieden, und man kann schon aus dem Gebiß allein erkennen, welcher Klasse (Pflanzenfresser, Fleischfresser, Nager) das Thier angehört.

Zahn (Johann Karl Wilh.), namhafter deutscher Architekt und Maler, geb. 21. Aug. 1800 zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg, Sohn eines Decorationsmalers und spätern Gastwirths im Bade zu Nenndorf, zeigte schon frühzeitig Talent zum Zeichnen und Malen und übte sich auch, während er die Gymnasien zu Bückeburg und Rinteln besuchte, fleißig in dieser Kunst. Da er sich dem Baufache widmen wollte, trat er anfänglich bei dem Baumeister Schüler zu Rinteln in Pension, wandte sich aber schon im Frühjahr 1817 auf Veranlassung des Oberbaudirectors Joussow nach Kassel, wo er bis zum Frühjahr 1823 die kurfürstl. Akademie besuchte und besonders den Unterricht Range's, Rahl's, Bromeis' und auch Joussow's genoß. Inzwischen hatte Z. schon 1818 die Erfindung des lithographischen Farbendrucks gemacht, dessen Vervollkommnung ihn seitdem fortwährend beschäftigte. Der Staatsminister Fürst Wittgenstein, den er in Nenndorf kennen gelernt, suchte ihn behufs der praktischen Verwerthung dieser Erfindung nach Berlin zu ziehen. Allein Z. zog es vor, zu seiner weitern künstlerischen Ausbildung erst auf ein Jahr (1823—24) nach Paris, dann im Oct. 1824 nach Italien zu gehen. In Italien lebte er theils in Rom, theils in Neapel und unter den Ruinen von Pompeji, theils auf Reisen, besonders in Sicilien. Ueberall machte er hier Studien, besonders über antike Kunst, vor allem über die Malerei der Alten, welche schon von Anfang seiner künstlerischen Laufbahn an sein besonderes Interesse in Anspruch genommen hatte. Als erste Frucht seines ital. Aufenthalts erschienen die «Neuentdeckten Wandgemälde von Pompeji» (Stuttg. 1828). Nach seiner Rückkehr (1827) nahm Z. an der Ausschmückung mehrerer kurfürstl. hess. Schlösser theil und wandte sich dann nach Berlin, wo er sein erstes Hauptwerk, «Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä» (100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1828—30), herausgab, mit welchem er zugleich von seiner Erfindung des Farbendrucks ein glänzendes Zeugniß ablegte. Das Werk fand allerorten, unter anderm auch bei Goethe und bei dem preuß. Königshause, die günstigste Aufnahme und veranlaßte im Juni 1829 Z.'s Ernennung zum Professor an der Akademie der Künste. 1830 besuchte er wieder Italien und brachte die nächsten zehn Jahre fast ausschließend in Neapel, Pompeji, Calabrien und Sicilien zu, fortwährend mit Zeichnen, Ausgrabungen und zahlreichen Ankäufen von Gemälden, Terracotten, Bronzen, Münzen und andern Alterthümern beschäftigt. Auf Empfehlung des Fürsten Metternich wurde ihm gestattet, die wichtigsten Bronzen, Silbervasen u. s. w. des Museo borbonico abzuformen; ähnliche Vergünstigung wurde ihm auch in Privatsammlungen zutheil, wie z. B. in der des Fürsten Biscari zu Catania. Bei seinen Ausgrabungen in Cumä, Teglana (1838), Torre dell' Annunziata und in Calabrien war er stets vom Glück begünstigt. In der Zwischenzeit fertigte er Plane von Landhäusern im pompejanischen Stil für reiche Engländer, Amerikaner und Russen. 1840 nach Berlin zurückgekehrt, veröffentlichte er die gewonnenen ornamentistischen Schätze zunächst in einer zweiten Folge seines Prachtwerks über Pompeji (100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1841—45), welcher sich alsbald «Auserlesene Verzierungen aus dem Gesammtgebiet der bildenden Kunst» (5 Hefte, 25 Tafeln, Berl. 1842—44) sowie neuerdings noch eine dritte Folge des erstern (ebenfalls 100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1859—63) anschlossen. Seine Wirksamkeit bereicherte die Kenntniß der altgriech. Kunst und die gegenwärtige Architektur mit einer Menge von neuen Resultaten und ist ohne Zweifel als epochemachend in der Entwickelung der heutigen Baukunst zu betrachten. Uebrigens zeigte sich Z. in seinem Streben keineswegs einseitig. Er umfaßte auch die mittelalterliche Ornamentik, und selbst für die Kenntniß der ital. Renaissance leistete er in seinen «Ornamenten aller classischen Kunstepochen» (20 Hefte mit 100 farbigen Tafeln, nebst Text, Berl. 1832—39; 3. Aufl. 1861) Treffliches. Zu einem größern Prachtwerke: «Die antiken Villen in Campanien», hat er schon seit langer Zeit die Materialien gesammelt.

Zahnschmerz, s. Zahn.

Zähringen, ein Dorf mit 882 kath. E., unweit Freiburg, im ehemaligen österr. Breisgau, im jetzigen Kreise Freiburg des Großherzogthums Baden, ist wegen des zerstörten Schlosses gleiches Namens geschichtlich denkwürdig, von welchem die alten Herzoge von Z., die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten. Von ihnen soll das Geschlecht der Habsburger ein jüngerer Zweig sein. Guntram der Reiche, Graf vom Sund- und Breisgau, der Sohn des 917 enthaupteten berühmten Erchanger, Herzogs in Schwaben und Grafen vom Klettgau, wird nämlich als Stammvater des zähringer Hauses angenommen. Von seinem ältesten Sohne Gebhard sollen die Zähringer, von seinem jüngern, Lanzelin, die Habsburger abstammen. Nach dem Tode des Herzogs Berthold I. 1077 zerfiel das Haus in zwei Linien, die herzogl. oder zähring. Linie, die mit Berthold V., dem Gründer von Bern, 1218 im Mannsstamme erlosch, und die markgräfl. oder bad. Linie, von welcher das Haus Baden abstammt. Vgl. Leichtlin,

«Die Zähringer» (Freiburg i. Br. 1831); Schöpflin, «Historia Zaringo-Badensis» (6 Bde., Karlsr. 1765); Mone, «Urgeschichte des bad. Landes» (2 Bde., Karlsr. 1845). Der Großherzog Karl von Baden stiftete 26. Dec. 1812 den Hausorden vom Zähringer Löwen.

Zainer (Günther und Johann), aus Reutlingen, zwei berühmte Buchdrucker in der Erstlingszeit der Typographie, wahrscheinlich Brüder und in der Fust'- und Schöffer'schen Officin zu Mainz gebildet. Sie schreiben sich auch Zayner, Zeiner, Tzainer und Czeyner. — Der ältere von ihnen, Günther Z., war der früheste Buchdrucker Augsburgs, wo als sein erster Druck «Bonaventure meditationes vite domini nostri Jesu Christi» (1468) erschien. Sein vorzüglichstes Werk «Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon» (1469) ist von größerer Eleganz als der Druck derselben Schrift von Gutenberg, auch fast ebenso selten als diese. Nach dem Vorgange der Italiener führte er in Deutschland, wo man bisher alle Bücher mit der sog. gothischen oder Mönchs- oder Missaltype gedruckt hatte, die röm. Type (sog. Antiqua) ein und druckte mit derselben zuerst die Werke des Isidorus Hispalensis (1472). Auch des Thomas a Kempis Werk erschien bei ihm zuerst um 1471. Sein «Guldin spiel» (1472) enthält die älteste Nachricht von dem Ursprunge der Spielkarten, zufolge welcher sie im J. 1300 nach Deutschland gekommen sein sollen. — Johann Z. machte sich nicht minder um die Typographie des 15. Jahrh. verdient. Er druckte von 1473 an, wahrscheinlich bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrh., in Ulm, dessen zweiter Buchdrucker er war, nachdem kurz vor ihm Ludwig Hohenwang daselbst zuerst mit der Ausübung jener Kunst oder doch wenigstens als Briefdrucker und Formschneider aufgetreten war. Sein erstes Werk war «Alberti Magni opus de misterio misse» (1477) und zeichnet sich wie alle seine Werke durch Eleganz aus. Sein «Boccaccio de claris mulieribus» (1473) ist insofern das früheste typographische Prachtwerk, als er diese Schrift auf der ersten Seite mit geschnittenen Randleisten umzog und durchweg mit xylographischen Initialen versah, durch welches Beispiel ohne Zweifel die Illuminatoren und Rubricatoren, welche die Anfangsbuchstaben in den Druckwerken malten, nach und nach verdrängt wurden. Einer seiner vorzüglichsten Gönner scheint der ulmer Stadtarzt Heinr. Steinhövel gewesen zu sein, dessen deutsche Werke («Nüczlich Regiment», «Regimen in diesen schweren läuften der Pestilenz» und «Tütsche Cronika von Anfang der Welt auf Kaiser Friederich») er 1473 druckte. Trotz der vielen und bedeutenden typographischen Unternehmungen, namentlich auch in deutscher Sprache, scheint er indeß nicht glücklich gewesen zu sein; insbesondere scheint ihn seit dem 1483 erfolgten Tode des erwähnten Gönners, wodurch ihm manche Unterstützung entgehen mochte, das Unglück verfolgt zu haben. So wurde er 1493 nebst Hans Dinkmuth, der wol sein Geschäftsgenosse war, vermuthlich schuldenhalber aus Ulm verwiesen, und wenn er auch bald dahin wieder zurückkehrte und dort von neuem druckte, so führen ihn doch die Urkunden dieser Stadt immer in Schuldverhältnissen und Processen auf, die offenbar auf große finanzielle Zerrüttung hindeuten. Er starb um 1525. Vgl. Haßler, «Buchdruckergeschichte Ulms» (Ulm 1840).

Zaire, s. Congo.

Zakynthos, s. Zante.

Zaleski (Bohdan), poln. Dichter, geb. 1802 zu Bohatyrka in der Ukraine, verlebte seine erste Jugend in der Ukraine und hielt sich später in Warschau auf. Nach der Revolution von 1831 theilte er das Exil seiner Landsleute in Frankreich, von wo er wiederholte Reisen nach Deutschland, England, namentlich nach Italien unternahm. Schon früh vertiefte er sich in die ukrainische Volkspoesie und schilderte in seinen Gedichten, die sich durch außerordentlichen Wohllaut, Natürlichkeit und glänzende Bilder auszeichnen, vornehmlich das Leben der ukrainischen Kosacken. Seine den Romanzen ähnlichen «Dumki» und «Rusalki» sind bereits zu Volksliedern geworden. Seine «Poezye» erschienen in zwei Bänden (Pos. 1841 u. öfter). Außer diesen sind besonders zu erwähnen: «Poezye religijne», «Ritterliche Rhapsoden», «Ein Spaziergang außerhalb Roms», «Sonette über dem Grabe Laura's» u. a., die in Paris theils besonders, theils gesammelt seit 1840 erschienen. Die bedeutendsten und größten unter seinen Schöpfungen sind: «Duch od stepu» («Der Geist von den Steppen»), ein Vorspiel zur neuern Poesie, seinem Freunde Mickiewicz gewidmet, und die «Przenajswiętsza Rodzina» («Die heilige Familie»), eine der zartesten Schilderungen des Zusammenlebens derselben. Z. gehört zu den poln. Dichtern in der Emigration, die sich durch den Messianismus Mickiewicz' und Towianski's nicht haben verleiten lassen. Er ist Meister in der Sprache und in der Form, worin ihn niemand übertroffen hat, und welche Vorzüge seinen Dichtungen einen besondern Reiz verleihen.

Zaleukos, der Gesetzgeber der epizephyrischen Lokrer in Unteritalien, gilt als der Urheber der ältesten schriftlich aufgezeichneten Gesetze bei den Griechen. Die beglaubigtere Tradition

ſetzt ihn um 660 v. Chr., während andere ihn zum Schüler oder auch zum Sklaven des Pythagoras machen, alſo um etwa 100 J. ſpäter anſetzen. Ueber ſeine Lebensumſtände iſt gar nichts Näheres bekannt; ja es iſt ſogar, wenn auch gewiß mit Unrecht, ſeine Exiſtenz als hiſtor. Perſon in Zweifel gezogen worden. Auch über den Inhalt ſeiner Geſetzgebung haben wir keine nähere Kunde. Erzählt wird, daß er, um ſeine Mitbürger von Abänderung derſelben abzuſchrecken, verordnet habe, daß jeder, der den Vorſchlag zur Aenderung eines Geſetzes machen wollte, mit einem Strick um den Hals erſcheinen mußte, um im Falle der Verwerfung ſeines Vorſchlags ſeine leichtfertige Neuerungsſucht mit dem Leben zu büßen; ferner daß er als Strafe für Ehebruch den Verluſt beider Augen feſtgeſetzt habe.

Zaluſki, ein poln. Geſchlecht, das in der Staats- und Literaturgeſchichte ſeines Vaterlandes eine ausgezeichnete Stelle behauptet. — Andrzej Chryſoſtom Z., geb. um 1650, geſt. 1711, ein vorzüglicher Redner, war Biſchof von Ermeland und Großkanzler von Polen unter Auguſt II. Seine nicht für den Druck geſchriebenen «Epistolae historico-familiares» (2 Bde., Braunsberg 1709—61) enthalten ſchätzbare Beiträge zur Regierungsgeſchichte Johann's III. Sobieſki. — Józef Andrzej Z., der Neffe des vorigen, Begründer einer der größten Bibliotheken Europas, geb. 1701, war der Sohn eines Wojwoden von Rawa. Auf Reiſen durch Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien gebildet und beſonders in der vaterländiſchen Geſchichte mit großen Kenntniſſen ausgerüſtet, trat er nach der Rückkehr ins Vaterland in den geiſtlichen Stand und wurde Kanoniker von Plock und Großreferendar des Reichs. Nach dem Tode Auguſt's II. trat er auf die Seite des Staniſlaw Leſzczynſki, der ihn mit der Anzeige von ſeiner Thronbeſteigung an Clemens XII. nach Rom ſendete, wo Z. drei Jahre blieb. Da indeſſen Staniſlaw Polen wieder hatte verlaſſen müſſen, ſo begab ſich Z. nach Lothringen an deſſen Hof, wo er reiche Pfründen erhielt. Sehnſucht nach dem Vaterlande vermochte ihn jedoch bald, Auguſt III. um Amneſtie zu bitten, und er kehrte nun nach Polen zurück und wurde zum Biſchof von Kiew ernannt. Durch Verbindungen mit dem Auslande und aus den Kloſterbibliotheken Polens brachte Z. mit Aufopferung ſeines Vermögens eine Bibliothek von 230000 Bänden zuſammen, die er 1748 in einem eigenen Gebäude zu Warſchau zum öffentlichen Gebrauche aufſtellen ließ. Da er auf dem Reichstage von 1766 gegen die von den Ruſſen beſchützten Diſſidenten heftig auftrat, ſo wurde er auf Veranlaſſung des ruſſ. Geſandten Repnin nach Kaluga verwieſen und hier bis 1773 feſtgehalten. Er ſtarb 9. Jan. 1774. Seine Bibliothek ſchenkte er durch Teſtament dem poln. Volke. Dieſelbe war in Warſchau aufgeſtellt, bis ſie 1795, von den Ruſſen als Staatseigenthum Polens in Beſchlag genommen, nach Petersburg geſchafft und der kaiſerl. Bibliothek einverleibt wurde. Z. hat die größten Verdienſte um die Wiedererweckung der poln. Literatur. Er war ein eifriger Freund und Beförderer der Beſtrebungen Konarſki's, welchen er auch bei der Herausgabe der großen Sammlung «Volumina legum» unterſtützte. Z.'s Schriften bekunden außerordentliche Gelehrſamkeit, doch zugleich Mangel an Geſchmack. In Kaluga ſchrieb er aus dem Gedächtniſſe ein wichtiges bibliogr. Werk in Verſen: «Biblioteka historików» (herausg. von Muczkowſki, Krak. 1832); außerdem hat man mehrere andere bibliogr. Werke von ihm, die zum Theil noch nicht abgedruckt ſind, auch ein «Specimen historiae Poloniae criticae» (Danz. 1733). — Andrzej Staniſlaw Z., des vorigen älterer Bruder, begleitete dieſen auf Reiſen, erhielt in Rom die Doctorwürde und widmete ſich nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland dem geiſtlichen Stande. Auguſt II. machte ihn zum Biſchof von Plock, dann 1735 zum Großkanzler des Reichs, welches Amt Z. 10 J. lang verwaltete. Später wurde er Biſchof von Krakau und Kanzler der Akademie. Er war mit Eifer thätig für Belebung des kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens in Polen. Seine bedeutende Bibliothek vereinigte er mit der ſeines Bruders, deſſen große Zwecke er, wo er nur konnte, förderte. Er ſtarb 16. Dec. 1758.

Zama (Zama regia), eine Stadt in Numidien nahe der Grenze des karthagiſchen Gebiets, fünf Tagereiſen weſtlich von Karthago, iſt berühmt durch die Schlacht, welche in ihrer Umgegend in der Nähe von Naraggara (jetzt Kaf) 19. Oct. 202 v. Chr. zwiſchen Publius Cornelius Scipio und Hannibal, nach einer erfolgloſen Unterredung zwiſchen beiden Feldherren, geliefert, und durch welche der zweite Puniſche Krieg entſchieden wurde. In dem Reitergefecht, das die Schlacht eröffnete, wurden die Karthager bald zerſtreut, und der Andrang ihrer 80 Elefanten hatte nur geringen Erfolg. Das karthagiſche Fußvolk dagegen leiſtete, auch nachdem das erſte Glied geworfen worden, hartnäckigen Widerſtand, bis es durch die von der Verfolgung zurückkehrende röm. und numid. Reiterei von allen Seiten umringt und endlich das karthagiſche Heer faſt ganz vernichtet wurde. Hannibal entkam mit wenigen Leuten nach Hadrumetum und von da nach Karthago.

Zambesi oder Sambesi, der größte Strom Ostafrikas, hat seine Quellen etwa unter 10° südl. Br. auf den innern Hochflächen südlich vom Tanganjikasee. Die wasserreichen Hochebenen, aus denen sich der Z. oder, wie er im obern Laufe auch genannt wird, Kabompo entwickelt, sind zuerst 1831 von Monteiro und Gamitto und 1867 von Livingstone auf seiner dritten Reise besucht worden. Der nach Westsüdwesten gerichtete Oberlauf wurde noch von keinem Europäer gesehen; erst vom Eintritte des Liba an kennt man das Stromthal, und zwar durch die Erforschung Livingstone's. Nach der Vereinigung mit dem Liba, der von Nordwesten kommt, fließt der Z. in südl. Richtung durch eine 8—20 M. breite, grasreiche, jährlich überschwemmte Ebene im Lande der Barotse. Unter 17° 30′ südl. Br. verengt sich das Flußthal, und es folgen Wasserfälle und Stromschnellen, bis er, unterhalb des Nambwe-Katarakts sich östlich wendend, in die 40 M. lange und 10—12 M. breite Ebene von Seschete eintritt. Hier nimmt er von der rechten Seite her den mächtigen, 150 M. langen Zabesa auf. 6 M. unterhalb Seschete beginnen die Stromschnellen von neuem, und noch 6 M. weiter stürzt sich der 3000 F. breite Strom 300 F. tief in einen das Thal rechtwinkelig kreuzenden, kaum 70 F. breiten Schlund, aus welchem er in der Tiefe seitwärts weiter fließt, um in wiederholten Stromschnellen das bewaldete Bergland zu durcheilen. Dieser gewaltigste Wasserfall Afrikas, einer der seltsamsten auf der ganzen Erde, heißt Mosiwatunja, d. h. tosender Rauch (Livingstone taufte ihn: Victoriafälle). Vom Eintritt des Quai wendet sich der bis dahin östlich ziehende Strom bis zur Einmündung des Kafue nordöstlich, von da bis zu den Kebrabasa-Katarakten östlich, und von hier aus südöstlich zum Meere. Unterhalb der genannten Stromschnellen liegt die fernste portug. Niederlassung Tete. Noch einmal durch die Lupata- (d. h. Durchbruch-) Hügel eingeengt, tritt er ins Küstenland ein, empfängt von der linken Seite den Schire, den Abfluß des gleichfalls von Livingstone erforschten großen Nyassasees, und bildet nun ein 90 Q.-M. großes Delta, das im Norden von dem Mündungsarme des Kilimane, im Süden vom West-Luabo umschlossen wird. Der Z. zeigt den Charakter aller afrik. Ströme. Er ist ein Kataraktenstrom und kann trotz seiner Länge von 420 M. nur im Unterlaufe und in einzelnen Theilen des obern Gebiets befahren werden.

Zambos, s. Farbige.

Zamojski, ein altes poln. Geschlecht, das aus der Vereinigung der alten Adelsfamilien Szarguß und Z. hervorgegangen ist und seit dem 16. Jahrh. eine Reihe von Mitgliedern aufzuweisen hat, die sich in den höchsten Stellen des Staats und der Kirche auszeichneten und sich auch um die Cultur der Wissenschaften und Künste große Verdienste erwarben. Das Geschlecht hat großen Güterbesitz und ist gegenwärtig in Polen, Rußland, Galizien, Oesterreich, Ungarn und Posen ausgebreitet. Dasselbe bekennt sich zur kath. Kirche und hat stets eifrig für das Interesse des röm. Stuhls gewirkt. Ein Zweig des Geschlechts wurde durch Kaiser Leopold II. 24. Nov. 1791 in den österr. Grafenstand erhoben. Zu den wichtigsten Persönlichkeiten des Geschlechts zählen: Jan Z., einer der größten poln. Staatsmänner und Feldherren. Geb. 1. April 1541 im Palatinat Culm, studirte er zu Paris und Padua und schloß sich früh an die größten Männer seiner Zeit an. 1565 kehrte er ins Vaterland zurück, wo er, sehr bald von Sigismund August in den Staatsdienst gezogen, zwei Starosteien erhielt. Schon auf den Reichstagen nach dem Tode Sigismund August's lenkte Z. aller Augen auf sich, und namentlich verstand er es, durch sein vielseitiges Talent die Gemüther zu leiten. Auf des Adels Freiheiten bedacht, that er den später in seiner Ausartung für Polen so unheilvollen Vorschlag, daß jeder Adeliche, der zur Vertheidigung des Vaterlandes persönlich sich stellte, auch persönlich zur Wahl des Königs erscheinen dürfte, nur mit Ausnahme derjenigen, die selbst als Candidaten des Throns aufträten. Des spätern franz. Königs Heinrich III. Erwählung auf den poln. Thron erfolgte zum Theil durch Z.'s Einfluß, der im Namen des Volks den Wahlvertrag aufsetzte. Mit mehrern andern nach Frankreich gesendet, trug er ebenfalls nicht wenig bei, Heinrich zur Annahme des Throns zu bewegen. Noch größern Einfluß hatte er bei der bald nöthigen neuen Königswahl, und ihm vorzüglich verdankte Stephan Bathori (s. d.) die Krone. Bald waren diese beiden ausgezeichneten Männer durch gegenseitige Achtung wie durch das eifrigste Bestreben, die Mängel in der Staatseinrichtung Polens zu heben, innig verbunden. Z. wurde Großkanzler des Reichs, 1580 Großkronfeldherr und kämpfte mit dem Könige siegreich gegen Rußland. Gegen die Türken sicherte er die Grenzen durch ein Heer, das er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. 1583 vermählte ihn der König mit seiner Nichte Griseldis; doch zog sich Z. dadurch den Haß vieler aus dem Adel zu. Heftig entbrannte dieser Haß, als Z. einen Edelmann, Zborowski, der, wegen eines Mordes zum Tode verurtheilt und verbannt, gegen den König eine Verschwörung eingegangen war, 1587 enthaupten ließ, um dem Gesetze dem Uebermuthe des Adels gegenüber Ansehen zu verschaffen.

Bei der Königswahl nach Stephan Bathori's Tode gewann Z. eine volle Uebermacht. Nicht schwer wäre es ihm vielleicht gewesen, sich selbst zum Könige zu erheben, doch zog er es vor, durch seinen Einfluß für Sigismund III. den Thron zu gewinnen. Aber Sigismund konnte die Kraft eines solchen Geistes nicht neben sich dulden. Die weisen Rathschläge Z.'s galten nichts mehr, und bald sah er sich den Höflingen nachgestellt. Erhaben über diese Undankbarkeit des Königs, suchte er dennoch unausgesetzt dem Vaterlande zu nützen. Er sicherte bei der Unthätigkeit Sigismund's die Grenzen des Reichs fast allein gegen die Einfälle der Türken, Tataren und Kosacken und besoldete das Heer aus eigenen Mitteln. Gegen Michael, Wojwoden der Moldau, focht er so siegreich, daß ihm auf dem Reichstage von 1601 die Stände einen Dank votirten. Ebenso glücklich kämpfte er 1602 in Livland gegen die Schweden, bis er aus Mangel an Sold für das Heer den Oberbefehl niederlegte. Er gewährte auch den Wissenschaften einen mächtigen Schutz, und viele Gelehrte lebten an seinem Hofe. In Zamosc (s. d.), das er gründete, stiftete er eine Akademie der Wissenschaften, die lange Zeit hindurch blühte. Auch schrieb er mehrere Werke, unter andern «De senatu Romano» (Vened. 1563) und «Testamentum Joannis Zamori» (Mainz 1606). Sehr interessante Briefe von ihm stehen in Lünig's «Literae procerum Europae». Er starb 3. Juni 1605 zu Zamosc. Vgl. Zurkowski, «Leben des Großkanzlers Z.» (herausg. von Batowski, Lemberg 1860). — Andrzej, Graf Z., ein glorreicher Vertheidiger der Unabhängigkeit Polens, geb. 1716 zu Zbiezyn im Palatinat Plock, eignete sich eine hohe wissenschaftliche Bildung an und trat dann in sächs. Kriegsdienste. 1754 kehrte er als sächs. Generalmajor nach Polen zurück, wo er bald Senator, General-en-Chef und 1764 Krongroßkanzler wurde. Als auf Befehl des russ. Generals Repnin mehrere Senatoren nach Kaluga verwiesen wurden und Z. einsah, daß er dem Vaterlande nicht mehr mit Nutzen dienen könne, legte er 1767 seine Stelle nieder. Doch unterzog er sich 1776 dem Auftrage des Reichstags, eine Gesetzsammlung zu ordnen, worin er die Rechte des dritten Standes feststellte («Zbiór praw sądowych», 3 Bde., Warsch. 1778; deutsch von Nikisch, Warsch. 1780). Diese treffliche Sammlung erhielt den Beifall des Königs. Doch der Reichstag von 1780 verwarf sie, und erst in der Constitution vom 3. Mai 1791 sah Z. seine Grundsätze anerkannt. Schon vorher hatte er auf seinen Gütern die Leibeigenschaft abgeschafft, wie er sich auch überhaupt durch Humanität auszeichnete. Nachdem er kurz vorher für sich und seine Familie in den österr. Grafenstand erhoben worden, starb er 10. Febr. 1792. Sein Sohn Graf Stanislaw Z., geb. 13. Jan. 1775 zu Warschau, ebenfalls ein durch Bildung und Humanität ausgezeichneter Charakter und in die Stürme der Zeit vielfach verwickelt, lebte seit 1836 zu Wien, wo er auch 2. April 1856 starb. — Graf Andrzej Z., bekannt als Patriot, einer der sieben Söhne des Grafen Stanislaw, geb. 2. April 1800, erhielt seine Ausbildung 1812—14 zu Paris, sodann zu Genf und in Edinburgh. Nach seiner Rückkehr in das Königreich Polen übergab ihm sein Vater die Verwaltung ansehnlicher Güter, in welcher Stellung er sich zu einem tüchtigen Landwirth ausbildete. 1823 trat er in den poln. Civildienst im Ministerium des Innern und wurde Director der Abtheilung für Ackerbau und Handel. Während der Revolution war er 1831 kurze Zeit Minister des Innern und unterzog sich dann einer diplomatischen Mission nach Wien, um bei Metternich für eine Intervention zu Gunsten der Polen zu wirken. Nach dem Falle Warschaus blieb Z. in Polen, indem er sich die patriotische Aufgabe stellte, durch die Entwickelung der materiellen Zustände seines Volks dessen moralische Hebung vorzubereiten. Er begann auf seinen Gütern die Befreiung der Bauern, stiftete Schulen, begründete die Dampfschiffahrt auf der Weichsel, stellte sich an die Spitze einer Hypothekenbank u. s. w. und brachte für diese Zwecke große persönliche Opfer. 1842 stiftete er die «Jahrbücher der Landwirthschaft», welche wieder zur Gründung der Landwirthschaftlichen Gesellschaft führte, die sich rasch über ganz Polen verbreitete und ihre jährlichen Versammlungen zu Warschau hielt. Den Russen und russisch Gesinnten erschien diese nationale Vereinigung sehr gefährlich, und dieselbe wurde 1862, kurz vor Ausbruch der Unruhen in Warschau, aufgelöst, und zwar durch den Einfluß des Grafen Wielopolski, des polit. Gegners und Rivalen Z.'s. Als Wielopolski, nunmehr der allmächtige Minister des Statthalters Großfürsten Konstantin, im Aug. 1862 auch die Präsidentschaft des warschauer Municipalraths übernahm, gab Z. als Mitglied dieser Behörde seine Entlassung. Er wurde hierauf zur Rechtfertigung seines Verhaltens nach Petersburg zum Kaiser geschickt, der ihn ins Ausland verwies. Z. wandte sich nach Frankreich.

Zamolxis oder Zalmoxis war wahrscheinlich der einheimische Name einer von den Geten (s. d.) verehrten Gottheit, nach der bei den Griechen am Hellespont herrschenden Tradition aber eine menschliche Persönlichkeit, ein Gete, der sich als Sklave und Schüler des Pythagoras,

darauf durch Reisen in Aegypten eine tiefe und geheimnißvolle Weisheit erworben und dann als Gesetzgeber und Religionsstifter unter seinem Volke aufgetreten sein soll. Namentlich wurde der bei den Geten herrschende Unsterblichkeitsglaube auf ihn zurückgeführt.

Zamōra, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (194,3 Q.-M. mit 256336 E.), rechts am Duero, über den eine stattliche Brücke führt, sehr malerisch auf steilem Felsen gelegen und von hohen verfallenen, aber durch einige Batterien vertheidigten Mauern umringt, zählt 12416 E. (25. Dec. 1860) und ist ein Waffenplatz sowie Sitz der Provinzialregierung und eines Bischofs. Die Stadt hat ein altes Schloß, eine goth. Kathedrale mit dem Grabe des heil. Ildefonso, 22 Pfarrkirchen, 16 Klostergebäude und 3 Spitäler, ein bischöfl. Seminar und seit 1845 ein königl. Instituto oder Gymnasium. In der Nähe befindet sich die Antimonhütte zu Losario. Merkwürdig ist die Umgegend von Z. durch die zwei Niederlagen, welche die Araber daselbst 812 und 904 erlitten, die letztere unter Alkaman, dem Feldherrn des Khalifen von Cordova, durch König Alfons III. von Leon, der hier 910 starb. Im 11. Jahrh. wurde die Stadt durch den maurischen Feldherrn Almanzor zerstört. Später unter Ferdinand II. und Alfons VIII. wieder aufgebaut, diente sie den Königen von Leon und Castilien oft als Residenz und als Versammlungsort der Cortes.

Zamōra (Antonio de), einer der letzten dramatischen Dichter Spaniens im alten Nationalgeschmack, lebte zu Anfang des 18. Jahrh. und war Kammerherr im Dienste Philipp's V. Ein erster Theil seiner Komödien erschien 1722 zu Madrid. Er bestrebte sich vorzüglich, Calderon nachzuahmen, von dem er sich freilich mehr die äußern Vorzüge zu eigen machte. Obwol es ihm an natürlicher Leichtigkeit des Stils, an lebendiger Auffassung der Sitten und Charaktere nicht fehlte, so hatte er doch schon zu wenig Fülle der Begeisterung und Tiefe des Gemüths, um mit seinem Vorbilde wetteifern zu können. Sein bestes Stück ist «Mazariegos y Monsalves», das im Gegenstande, der Feindschaft zweier vornehmen Familien zu Zamora, Aehnlichkeit mit «Romeo und Julie» hat. Berühmt ist auch sein Intriguenstück «El hechizado por fuerza», doch streift dasselbe trotz der Lustigkeit und des fast possenhaften Tons schon an die Grenze des Prosaischen. Auch die Geschichte der Jungfrau von Orléans hat er dramatisch bearbeitet sowie von neuem und mit vielem Geschmack den «Don Juan» nach Tirso de Molina's «Convidado de piedra». Diese seine Bearbeitung ist das nächste Vorbild der berühmten Oper geworden.

Zamosc (russ. Samosc), Kreisstadt und Festung in Polen, in dem Gouvernement Lublin, 33 M. südöstlich von Warschau, am Wieprz, wurde von Jan Zamojski (s. d.) nach dessen Siege über den Erzherzog Maximilian von Oesterreich 1588 gegründet. Die Mehrzahl der Häuser wurde im ital. Stile erbaut. Auch errichtete Zamojski daselbst eine lange Zeit berühmte hohe Schule mit einer bedeutenden Bibliothek, die aber, gleich sämmtlichen wissenschaftlichen Anstalten, durch die Russen aufgehoben wurde. Die Stadt hat (1860) 4083 E. und ein schönes großes Schloß sowie andere ansehnliche Gebäude, darunter das Rathhaus, vier Kirchen, zwei Klöster, ein Theater und ein Zeughaus. Kosacken und Schweden belagerten die Stadt vergebens. Nach Auflösung des poln. Reichs fiel sie an Oesterreich; 1809 eroberten sie die Polen wieder und 1813 die Russen. 1820 erkaufte die poln. Regierung die Stadt nebst Umgebung von dem Grafen Stanislaw Kostka Zamojski, der dafür über fünfzig andere Staatsgüter erhielt. Die weitläufigen Vorstädte wurden niedergerissen und die Stadt noch mehr befestigt. Im J. 1830 bis in den Febr. 1831 wurde Z. von dem russ. General Geismar vergeblich belagert, mußte aber beim Heranrücken bedeutender Truppenmassen im Oct. capituliren.

Zampieri (Domenico), s. Domenichino.

Zander (Fisch), s. Sander.

Zanetti (Antonio Maria, Graf), ein geachteter Kunstschriftsteller und Sammler in Venedig, geb. um 1680, erneuerte die Erfindung des Hugo da Carpi, Holzschnitte und Kupferstiche von mehrern Platten abzudrucken. Er war ein eifriger und unermüdlicher Förderer der Kunst, sammelte ein kostbares Kunstcabinet und starb 1767. Z. hatte theil an den unter Bottari's Beihülfe erschienenen «Lettere sulla pittura, scultura ed architettura» (7 Bde., Rom 1754), deren Werth für die Kunstgeschichte bekannt ist. Seine Sammlungen von Gemmen und Cameen wurden in Kupfer gestochen (herausg. mit Anmerkungen von Gorius, Veneb. 1750) und seine Handzeichnungen u. s. w. zum Theil in Holz geschnitten (2 Bde., Veneb. 1743). — Sein Neffe, Girolamo Francesco Z., geb. zu Venedig 1713, gest. 1782 als Professor der Rechte zu Padua, beschäftigte sich eifrigst mit dem Studium der Alterthümer und gab unter anderm das «Ragionamento dell' origine della moneta veneziana» (Veneb. 1750), «Dell' origine di alcune arti principali appresso i Veneziani libri due» (Veneb. 1758) und das «Choricon

Venetum» (Vened. 1765) heraus. — Der Bruder des letztern, Antonio Maria Z., geb. zu Venedig 1716, machte sich als Bibliothekar zu San-Marco in Venedig sowie durch seine Schriften, z. B. «Varie pitture a fresco di principali maestri veneziani» (Vened. 1760) und sein zuerst anonym erschienenes Hauptwerk «Della pittura veneziana» (Vened. 1771; neue Aufl. 1794) rühmlichst bekannt. Er starb 1778.

Zangenwerk, s. Tenaille.

Zanguebar, Zanzibar oder Sansibar, eine Landschaft an der Ostküste Afrikas, im N. vom Dschubflusse, im S. vom Rovumaflusse begrenzt, erstreckt sich als ein schmaler Küstenstrich vom Aequator bis zum Cap Delgado unter 11° südl. Br. Die Küste, arabisch auch Sawahil genannt, bildet eine schmale, flache, meist morastige, aber auch sandige Alluvialebene, hinter der sich nach dem Innern zu mehrere Bergketten terrassenförmig zu der Scheitelfläche des innern Hochafrika erheben, die der Küste parallel laufen. Koralleninseln und Klippen begleiten die Küstenlinie und erschweren den Schiffen die Annäherung. Eine Reihe von Küstenflüssen ergießen sich ins Meer. Das Klima des Tieflandes der Küste ist ganz das des tropischen Afrika, außerordentlich heiß und höchst ungesund, während das Klima des höhern Innern, je nach Verhältniß der Bodenhöhe, kühler und gesünder ist. 1859 starben auf Z. 20000 Menschen an der Cholera. Die Jahreszeiten zerfallen in die trockene und die nasse und stehen unter dem Einflusse der periodischen Winde oder Monsuns, von denen der über den Indischen Ocean kommende Nordostmonsun die Regenzeit herbeiführt, während der über die dürren Hochebenen des innern Afrika streichende Südwestmonsun die trockene Jahreszeit verursacht. Die Regenzeit fällt vom März bis Mai und vom Sept. bis Oct. Der Boden der Küstenebene ist, wo er nicht sandig, höchst fruchtbar und mit dichten Tropenwäldern besetzt und liefert die gewöhnlichen afrik. Producte, unter anderm Weihrauch, Myrrhen, Ambra und Ebenholz. Die Inseln besitzen ebenfalls einen sehr fruchtbaren Boden, der Gewürznäglein, Pfeffer und Zimmt liefert. Elefanten gibt es in Menge, auch Gold wird im Innern gefunden. Elfenbein und Goldstaub waren daher stets zwei wichtige Handelsartikel. Ein anderer sehr wichtiger Artikel ist der Kopal (vom Kopalbaum), der meistens aus dem Sande der Küste ausgegraben wird. Die Bevölkerung besteht aus Negern, die unter eigenen Häuptlingen und unter arab. Fürsten stehen, welche, die einen wie die andern, noch immer bedeutenden Handel mit Negersklaven treiben, sodaß die Insel Z. und die Mündung des Lindyflusses die größten Sklavenmärkte in Ostafrika sind, von welchen bisher alljährlich 50000 dieser Unglücklichen auf arab. Schiffen nach Aegypten, Arabien, Persien geführt wurden. Die Araber und deren Abkömmlinge nebst den Mischlingen derselben mit Eingeborenen wohnen vorzüglich in den Seestädten und Handelsstationen der Küste. Von den einheimischen Völkern ist das bedeutendste das der Suaheli, welches, etwa 3—400000 Köpfe stark, den ganzen Küstensaum bis 2—3 St. landeinwärts besitzt, und von dem die ganze Küste jetzt auch wol Suaheliland genannt wird. Außerdem finden sich in den Städten zahlreiche indische Kaufleute, Banjanen. Am meisten hatte der Imam von Maskat (s. d.) seine Herrschaft ausgebreitet. Nach seinem Tode (1858) folgte ihm in den afrik. Besitzungen sein dritter Sohn, Said-Medschid, als Sultan von Z. Am lebhaftesten ist der Verkehr der Einwohner mit Arabien und Indien. Zu den bedeutendsten Ortschaften des Landes gehört Mombaça oder Mombas, auf einer Insel unter 4° südl. Br., mit dem besten Hafen der ganzen Küste und 8000 E.; ferner Quiloa oder Kilwa, mit einem schönen Hafen. Dagegen ist die einst ansehnliche, reiche und wohlgebaute Stadt Melinda jetzt ganz verfallen, und ihre Trümmer sind von der üppigen Vegetation so überwuchert und verhüllt, daß man sie kaum bemerkt. Die größte und wichtigste der Inseln ist Z., 9 M. lang und 3 M. breit, mit fruchtbarem Boden und einem vortrefflichen Hafen, der den Haupthandelsplatz von Ostafrika bildet. Die Insel hat etwa 150000 E., die aus Arabern, freien Negern und Negersklaven bestehen, von denen die letztern zwei Drittel der ganzen Bevölkerung ausmachen. Sie ist gut angebaut und enthält eine einzige Stadt, die ebenfalls Z. heißt, mit 60000 E., einem Palaste des Sultans inmitten von Zimmt-, Orangen- und Mangobäumen, einer Hafenbucht und bedeutendem Handel. Die Stadt Z. ist Sitz eines franz. und eines engl. Consulats und mehrerer franz., amerik. und deutscher Handelshäuser. Die Ausfuhr von Elfenbein, Kopal, Gewürznelken, Kaurimuscheln und Sesam belief sich 1859 auf 5 Mill. Thlr., die Einfuhr von Baumwollzeug, Perlen, Messingdraht, Flinten, Pulver und Getreide auf $6^1/_4$ Mill. Thlr.

Zannoni (Giov. Batista), ausgezeichneter Alterthumsforscher, geb. zu Florenz 29. März 1774, war Lanzi's Schüler und seit 1811 dessen Nachfolger als Antiquar der Galerie der Uffizien, seit 1817 Secretär der Akademie der Crusca und starb 13. Aug. 1832. Als Archäolog

trat er in Lanzi's Fußstapfen, indem er dessen Studien über die Etrusker und ihre Sprache sich anschloß; seine Schriften «Degli Etruschi» (Flor. 1810) und «Illustrazione di due urne etrusche» (Flor. 1826) sind Früchte dieser Forschungen. Arbeiten von sehr bedeutendem Umfang hat er nicht geliefert, aber seine Beiträge zur Monumentenkunde, Epigraphik und Numismatik, unter verschiedenen Titeln erschienen (zuletzt «Dei denarii consolari e di famiglie romane», Flor. 1830), sind wegen ihrer Gelehrsamkeit und Zuverlässigkeit geschätzt. Als Secretär der Crusca schrieb er die Geschichte dieser Akademie (Flor. 1818) und eine Reihe von Lobreden, darunter die auf Lanzi (Flor. 1824) und E. Q. Visconti. Seine Ausgabe des «Tesoretto» und «Favoletto» von Brunetto Latini, Dante's Lehrer (Flor. 1824), ist die erste genaue und nach Handschriften berichtigte. In dem großen Werke «La Reale Galleria di Firenze» (13 Bde., Flor. 1810 fg.), welches er in Gemeinschaft mit A. Ramirez di Montalvo und andern herausgab, ist der archäol. Theil fast ganz von ihm. Außerdem lieferte er manche scherzhafte Poesien. Auch war er Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften.

Zanotti (Francesco Maria), ein durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Italiener, geb. zu Bologna 6. Jan. 1692, wurde 1718 Professor der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Secretär und 1766 Präsident der Universität daselbst. Er dichtete ital. und lat. Verse («Poesie volgari e latine», Flor. 1734) und schrieb fünf Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufstellt («Dell' arte poetica», Bologna 1768; Neap. 1787). Seine drei Reden über die schönen Künste (Bologna 1750), die dialogische Abhandlung «Della forza de' corpi che chiamano viva» (Bologna 1752) und andere Schriften zeichnen sich durch Gedankenreichthum und Schönheit des Stils aus. In den Commentarien der Akademie lieferte er eine Geschichte dieser Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physik.-mathem. Arbeiten. Ueberdies enthalten die Schriften der Akademie von ihm mehrere gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische, physikalische und musikalische Gegenstände. Er starb 24. Dec. 1777. — Nicht zu verwechseln ist er mit dem Maler Giampietro Cavazzoni Z., der, 3. Oct. 1674 zu Paris geboren und zu Bologna erzogen, viele zur Kunstgeschichte Bolognas gehörige Schriften, so über Pellegrino Tibaldi, Niccolò dell' Abate, Lod. Caracci u. a. verfaßte. Als Secretär der Clementinischen Malerakademie in Bologna schrieb er die «Storia dell' academia Clementina» (2 Bde., Bologna 1739). Er starb zu Bologna 28. Sept. 1765. — Eustachio Z., Sohn des vorigen, geb. 27. Nov. 1709 zu Bologna, gest. als Professor der Astronomie daselbst 15. Mai 1782, machte sich um das Studium der Mathematik verdient sowie durch seine Beobachtungen über die Kometen und über die Gestalt der Erde, ingleichen durch optische und hydrometr. Versuche.

Zante, von den Alten Zakynthos, noch jetzt von den Griechen gewöhnlich Zakytho genannt, ist eine der bedeutendsten unter den sieben Ionischen Inseln (s. d.). Im Alterthum bildete diese von ionisch-achäischer Bevölkerung bewohnte Insel einen selbständigen Freistaat, war eine Zeit lang Mitglied des athenischen Seebundes, kam später unter die Herrschaft der Macedonier, dann der Römer und theilte im Mittelalter und der Neuzeit die Schicksale der übrigen Ionischen Inseln, mit denen sie 1864 dem Königreiche Griechenland einverleibt wurde. Die Insel bildet seitdem eine Eparchie, ist $7\frac{1}{2}$ Q.-M. groß und hat 44760 E. (1865), die, mit Ausnahme von 2000 Juden, Griechen sind. Der östlichere Theil besteht aus einer sehr fruchtbaren, wie Ein großer Garten erscheinenden Ebene (der Z. seinen Beinamen «fior di Levante» verdankt), die im Südosten durch den Berg Skopó abgeschlossen wird. Der westlichere Theil wird meist von Hügeln eingenommen. Die Insel hat keinen eigentlichen Fluß, nur einen Bach, und leidet Mangel an gutem Trinkwasser. Ueberall findet man Spuren unterirdischen Feuers, daher sie öfters von Erdbeben heimgesucht wird. Merkwürdig sind die schon von Herodot erwähnten Quellen von Erdpech, welche sich bei Chieri, 2 M. von der Hauptstadt, an drei bis vier Stellen eines Morastes in der Gestalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund sind nämlich stark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingsgewässer auf die Oberfläche bringen und absetzen. Man sammelt jährlich gegen 100 Tonnen und gebraucht es zum Kalfatern der Schiffe. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens liefert die Insel nur auf ein Drittheil des Jahres ausreichendes Getreide für die Bewohner, da zwei Drittheile der Insel mit Reben bepflanzt sind. Jährlich werden 4000 Tonnen Wein gewonnen, 7—8 Mill. Pfd. Korinthen, die größtentheils nach England gehen, etwa 55000 Tonnen Olivenöl und eine bedeutende Menge Orangen und Citronen geerntet. Ferner treiben die Bewohner Baumwollspinnerei, Weberei, Liqueurbrennerei und Handel. — Die Hauptstadt Z., mit etwa 20000 E., der Sitz eines griech. und eines röm.-kath. Bischofs, liegt an der Stelle der alten Stadt Zakynthos, am Fuße eines Bergs, auf welchem das von den Venetianern erbaute Fort mit ausgedehnten Festungswerken sich befindet; sie hat einen sichern

Hafen mit Leuchtthurm, ein Quarantänehaus, ziemlich viele Kirchen, darunter die kath. Kathedrale und die griech. Kirche des heil. Dionys, des Schutzheiligen der Insel, mit dessen Leichnam und vielen schönen Gemälden; ferner mehrere Kapellen und Klöster, ein Lyceum, ein Lombard, Arsenal u. s. w. Ein schönes Denkmal ist die Statue des frühern Lord-Obercommissars Maitland.

Zanzibar, s. Zanguebar.

Zäpfchen (uvula) wird in der Anatomie die kleine, walzenförmige Verlängerung des Gaumensegels genannt, welche man hinten in der Mitte der Mundhöhle über der Zungenwurzel herabhängen sieht. Dasselbe besteht aus zwei Schleimhautplatten, zwischen denen sich Muskelfasern zum Verkürzen und Krümmen des Z. befinden, und betheiligt sich mit am Verschluß des Gaumens. Die Schleimhaut entzündet sich nicht selten und dadurch wird das Z. dicker und länger, erschwert dann das Schlucken und kann, indem es bis auf die Zunge herabreicht, Reiz zum Brechen erzeugen. Man pflegt dann zu sagen: das Z. ist gefallen. Bei chronischem Katarrh der Schleimhaut erlangt das Z. dauernd eine größere Länge, sodaß man sich öfter genöthigt sieht, die Spitze desselben abzuschneiden.

Zapfenstreich heißt das mit der Trommel oder dem Horn gegebene Abendsignal, nach welchem sich alle Soldaten in ihren Kasernen oder Quartieren und im Lager bei ihren Hütten (Zelten) einfinden müssen. Man leitet das Wort davon ab, daß früher zur bestimmten Zeit ein Strich mit Kreide über den Zapfen der Fässer gemacht wurde, um den weitern Verkauf von Bier und Branntwein zu untersagen. Bei Feierlichkeiten wird der Z. nicht blos von den Spielleuten der Wachen, sondern von denen ganzer Regimenter, mit Zuziehung des Musikcorps, ausgeführt und heißt dann Großer Z. Bei der Cavalerie nennt man dieses Signal die Retraite (s. d.).

Zapolya hieß eine mächtige ungar. Familie. — Stephan Z., Wojwode von Siebenbürgen, einer der Feldherren des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, wurde nach der Eroberung von Oesterreich, die zumeist durch ihn erfolgte, Statthalter daselbst. Nach des Königs Matthias Tode 1490 setzte er die Wahl Wladislaw's VII., aus dem Hause der Jagellonen, durch, den er auch gegen dessen Bruder, den Prinzen Albert, unterstützte. Er hatte ein Heer gegen die Türken gesammelt, als er im Jan. 1499 starb. — Sein Sohn, Johann Z., wurde König von Ungarn. Doch behielt sein Gegner Ferdinand von Oesterreich die Oberhand und Z. mußte sich mit Siebenbürgen und einigen oberungar. Comitaten begnügen. Der Kampf aber dauerte fort und erneuerte sich unter seinem Sohn und Nachfolger in Siebenbürgen, Johann Sigismund. — Stephan Z.'s Tochter, Barbara Z., war die Gemahlin des poln. Königs Sigismund I. und starb 1515.

Zappi (Giov. Batista Felice), ital. Dichter, wurde zu Imola 1667 geboren. Nachdem er zu Bologna schon im 13. J. Doctor der Rechte geworden, begab er sich nach Rom, wo er als Rechtsgelehrter und auch als Dichter glänzte. Er war einer der Stifter der Akademie der Arcadier, in welcher er den Namen Tirsi Leucasio führte. Ein phantastisch-graziöser Charakter zeichnet alle seine Poesien aus, besonders die Canzonen und Madrigale; nur zuweilen dürfte ihn der Vorwurf des Gesuchten und Gekünstelten treffen. Seine Talente hatten ihm auch die Gunst Clemens' XI. erworben. Er starb 1719. — Seine Gattin, Faustina Z., die Tochter des berühmten Malers Carlo Maratti, war durch Schönheit und ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglaura Cidonia. Mehrere ihrer kleinern Gedichte wurden von Herder übersetzt. Beider Gedichte erschienen zu Venedig (2 Bde., 1748 u. öfter).

Zar, fälschlich Zaar oder Czar geschrieben, ist ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slawon. Sprache entlehnt und bedeutet so viel als König oder Kaiser, lat. Caesar, welchem Worte es jedenfalls seinen Ursprung verdankt. Schon seit dem 12. Jahrh. legen die russ. Annalisten dem Großfürsten Wladimir Monomach (gest. 1125) und einigen seiner Nachfolger den Zarentitel bei. Im allgemeinen hießen jedoch die Beherrscher der verschiedenen russ. Provinzen bis zum 16. Jahrh. Großfürsten (Weliki Knjäs), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa u. s. w. Der Großfürst Wassilij Iwanowitsch nahm zuerst 1505 den Titel Samodershez an, welches ebenso viel als das griech. Wort Autokrator bedeutet und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wassilij's Sohn, Iwan II. Wassiljewitsch der Grausame oder Furchtbare, ließ sich endlich 16. Jan. 1547 feierlich zum Z. krönen. Von dieser Zeit an nannten sich die russ. Monarchen Z. von Moskwa, nach der Eroberung von Kleinrußland und Smolensk (1654) aber Z. von Groß-, Weiß- und Kleinrußland (aller Reußen). Obgleich dieses Wort im Altrussischen stets für Kaiser gebraucht wird und zur Bezeichnung der röm.-deutschen sowol als der konstantinopolitanischen Kaiser dient (woher auch Zargrad, Kaiserstadt, Konstantinopel), hielt doch Peter I. 1721 für gut, sich noch außerdem den Kaisertitel beizulegen, für welchen man in Rußland, da es an einem andern Ausdruck fehlte, das lat. Wort Imperator gebrauchte,

während man die Kaiserin durch Imperatriza (Imperatrix) bezeichnete. Anfangs weigerten sich verschiedene europ. Mächte, den russ. Kaisertitel zu sanctioniren; von Polen, Spanien und der Türkei ward er erst unter Katharina II. anerkannt. Die Gemahlin des Z. wurde ehemals Zariza, die Söhne und Töchter Zarewitsch und Zarewna, d. i. Sohn und Tochter des Z., genannt; aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, des Sohnes Peter's I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserl. Prinzen wurden nun alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte 1799 den Titel Cesarewitsch (nicht Zarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, ein, nach dessen Tode ihn Kaiser Nikolas seinem Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Alexander II. verlieh. Ebenso ertheilte Nikolas seiner Schwiegertochter, der Gemahlin des Thronfolgers, bei ihrer Vermählung den Titel Cesarewna. Auch die ehemaligen Fürsten der dem russ. Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imeretien nannten sich Z. Im russ. Volke heißt der Kaiser noch immer Z., öfter aber Gossudar (Hospodar, d. i. Herr); das ausländische Imperator ist dem Volke stets unbekannt geblieben.

Zara (slaw. Zadar, lat. Jadera), die befestigte Hauptstadt des österr. Kronlandes Dalmatien, liegt auf einer langen, schmalen, flachen Erdzunge am Kanal von Z., der durch die beiden langen, mit der Küste parallel streichenden Inseln Uglian und Pasman vom Adriatischen Meere abgeschieden wird. Die Befestigungen der Stadt bestehen in neun Bastionen und zwei Plattformen; vor den Bastionen auf der östl. Seite liegt ein gut defilirtes Hornwerk. Von der Landseite her gelangt man durch die Porta-Terraferma zur Stadt; auf der Nordseite führt die Porta-Marina zum Hafenstrand. Das erstere Thor ist ein architektonisch interessantes Werk des Baumeisters Sammicheli aus Verona. Das Marinethor stammt aus der Römerzeit. Außer den genannten besitzt Z. noch drei andere Thore. Der Hafen an der Nordostseite der Stadt kann Kriegsschiffe mittlern Ranges aufnehmen und wird von den Festungswerken vollkommen beherrscht. Die Stadt ist im ganzen gut gebaut und hat regelmäßige, gutgepflasterte Hauptstraßen. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben: der in den Abendstunden sehr belebte Herrenplatz (Piazza dei Signori), mit der schönen Hauptwache und der Loggia publica (in welcher die öffentliche Bibliothek aufgestellt ist), und der Grünzeugplatz, der als Marktplatz dient. Unter den Kirchen zeichnet sich vor allem der Dom aus (der heil. Anastasia, der Schutzheiligen der Erzdiöcese Z., geweiht), der im 13. Jahrh. im lombard. Stil erbaut wurde und zu den merkwürdigsten Bauwerken des Mittelalters in Dalmatien zählt. In der Kirche San-Simeone ruhen die Gebeine des heil. Simeon, des sehr verehrten Schutzpatrons der Stadt, in einem kostbaren Sarge. Erwähnenswerth sind noch die Kirchen San-Grisogono, die des Nonnenklosters Sta.-Maria und die Franciskanerkirche. Z. ist Sitz der höchsten Verwaltungs-, Justiz- und Militärbehörden für das Kronland sowie eines Erzbischofs, des Metropoliten des Landes. 1857 zählte die Stadt 8000 E., mit ihrem Bezirke aber 18256 E., welche sich zum größten Theile der ital. Sprache bedienen. Von Bildungsanstalten bestehen daselbst eine mit dem erzbischöfl. Centralseminar vereinigte theol. Lehranstalt, ein Obergymnasium, eine Unterrealschule, eine Normalhauptschule. Unter den beiden Buchdruckereien und Buchhandlungen der Stadt ist die der Brüder Battara die älteste und bedeutendste. Dem geselligen Verkehr dienen zwei Theater, ein Casino und der vom Feldmarschalllieutenant von Welden 1829—30 angelegte Volksgarten, an den Sommerabenden der Sammelplatz der Elite der Einwohnerschaft. Der wichtigste Industriezweig der Stadt ist die Rosogliofabrikation (drei Etablissements); die Fabrik Francesco Drioli liefert den weltberühmten Marasquino (s. d.), welcher einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bildet. Großhandel besitzt Z. nicht. 1861 liefen im Hafen 1660 Schiffe von 68911 Tonnen ein, welche eine Einfuhr von 2182000 Fl. und eine Ausfuhr von 676600 Fl. vermittelten. Der Verkehr beschränkt sich nur auf den Bedarf des Platzes sowie der benachbarten Städtchen und Dörfer. Z. hat keine Brunnen und muß das Trinkwasser aus Cisternen entnehmen, unter denen die unter dem Namen der Cinque Pozzi (Fünf Brunnen) bekannte für ein Meisterstück der hydraulischen Baukunst (1574 wahrscheinlich nach dem Plane des erwähnten Sammicheli ausgeführt) gilt. Seit Mai 1838 werden die Cisternen durch eine, 1 St. lange Wasserleitung versorgt. 3 M. südlich von Z. liegt der Marktflecken Zaravecchia, an einer Meeresbucht, mit Hafen und 4879 E. (einschließlich des Gemeindebezirks). Z. war früher Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft und wurde 1202 von den Venetianern mit Hülfe der franz. Kreuzfahrer erobert, später jedoch diesen wieder entrissen. 1409 kauften die Venetianer die Grafschaft für 100000 Goldgulden vom König Ladislaw von Neapel zurück und behielten dieselbe nun ununterbrochen im Besitz, bis sie 1797 mit Venedig an Oesterreich kam. 1809 trat Oesterreich die Stadt zur Einverleibung in die illyr. Provinzen an Frankreich ab und erhielt dieselbe erst 1813 wieder zurück.

Zaragoza, s. Saragossa.

Zarate, s. Gil y Zarate (Don Antonio).

Zarate (Francisco Lopez de), span. Dichter, geb. um 1580 zu Logroño, diente in seiner Jugend als Militär und machte viele Reisen. Später trat er in die Dienste des Ministers Marques de Siete Iglesias, durch dessen Verwendung und die Gunst des Premierministers, des Herzogs von Lerma, er eine Secretärstelle im Ministerium des Auswärtigen erhielt. Obwol er sich auf diesem Posten auszeichnete, scheint er doch in den Sturz seiner Gönner mit hineingezogen worden zu sein. Er verlebte die letzten Jahre in Zurückgezogenheit und Armuth und starb 5. März 1658. Schon sehr früh trat er als Dichter auf mit einer Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel «Silvas» (Alcala 1619; vermehrte Aufl. 1651), worin, besonders in den Eklogen, auch sein Hauptverdienst besteht. Seine Tragödie «Hercules furente y Oeta» ist in Anlage und Ausführung verfehlt und hat nur einige schöne lyrische Stellen und Vorzüge des Stils. Nicht viel glücklicher war er als Epiker mit dem Gedichte «Invencion de la cruz» (Madr. 1648), worin er die Kreuzerfindung durch Konstantin d. Gr. besang, aber, wie in allen gemachten Epopöen, nicht durch einzelne schöne Stellen für den Mangel an Objectivität und Ueberfluß an Langweiligkeit entschädigen kann. — Nicht zu verwechseln mit ihm ist sein Zeitgenosse, der dramatische Dichter Fernando de Z. Dieser schrieb mehrere Komödien, worunter einige, wie «La presumida y la hermosa», «Mudarse por mejorarse» und «El maestro de Alejandro», Ruf erhielten. Doch zeugen die meisten seiner Stücke mehr von Verstand und Geschicklichkeit in Verarbeitung eines gegebenen Stoffs als von eigentlich dramatischem Genie und von Phantasie. Auch unter den mystisch-ascetischen Dichtern hat sich dieser Z. einen Namen erworben, wiewol seine Gedichte derart mehr durch ihre Orthodoxie dem Doctor der Theologie als durch ihre poetischen Vorzüge dem Dichter Ehre machen.

Zarizyn oder Zarizyno, ein Lustschloß der Beherrscher Rußlands, mit schönem Park, an einem See, $1^1/_2$ M. südlich von Moskau, der alten Hauptstadt des Reichs, mit welcher es durch eine Kunststraße verbunden ist, wurde vom Fürsten Potemkin für die Kaiserin Katharina II. sehr großartig angelegt. Der eigentliche Bau des Schlosses blieb jedoch unvollendet, da die Kaiserin in diesen, im goth.-düstern Stil erbauten Schloßmauern mit ihrer aus dunkeln Eisenplatten bestehenden Bedachung und ihren acht thurmartigen Vorsprüngen an den Ecken die Gestalt eines von Candelabern umstellten ungeheuern Staatssarges zu erkennen vermeinte und annahm, Potemkin, der übermüthige und launenhafte Günstling, habe ihrer dadurch spotten wollen. So steht das Schloß noch gegenwärtig als eine wohlerhaltene Ruine der Neuzeit da und dient, statt Gliedern der kaiserl. Familie, nur Schwärmen von Krähen, Dohlen und Fledermäusen zum Aufenthalt. Auch meidet die kaiserl. Familie seit langen Jahren diese in der That wilde und düstere Gegend, wo schroffe Ufergehänge, tiefe Moorseen und dichte Waldung miteinander abwechseln und im Umfange von mehrern Wersten alles Leben erstorben zu sein scheint. Soviel auch Tempel, Grotten, Einsiedeleien und künstliche Bauwerke aller Art vorhanden, sind diese doch alle unbewohnt. Freundlicher und in grellem Contrast zu dem Ruinenschloß stellt sich das am andern Ufer des großen Sees gelegene sog. kleine Schloß Z. dar, ein neueres, von Blumenpartien umgebenes kaiserl. Etablissement, welches gewöhnlich dem Commandanten von Moskau zum Sommeraufenthalt dient und in seinen Sälen das gelungenste Bildniß Katharina's II. aufbewahrt. Auch das an dem untern See oder dem See von Chachlowka auf buschiger Uferhöhe terrassenförmig erbaute Dörfchen Z. nimmt sich vom entgegengesetzten Ufer sehr malerisch aus.

Zarizyn, eine wichtige Kreis- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Saratow, hat eine reizende Lage auf den Ufervorsprüngen der Wolga, die sich unweit südlich, bei Sarepta, gegen Südosten wendet, und hier den Bach Zariza aufnimmt. Die Stadt ist von üppigen Obstgärten, Gurken-, Melonen- und Arbusenfeldern umgeben, hat einen bedeutenden Flußhafen, eine Kreis- und eine Kirgisenschule, eine Wohlthätigkeitsanstalt und Sauerbrunnen, die 1775 entdeckt wurden und in neuerer Zeit stark besucht sind. Z. wurde schon 1554 vom Zar Iwan II. gegründet, hatte aber 1849 erst 4756, im J. 1859 dagegen 6890 E., darunter viele Kosacken, Tataren und Kirgisen. Die Bevölkerung treibt Viehzucht, Fischerei, Fabrikindustrie, städtische Gewerbe und Handel. Der Ort verspricht einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen, seitdem 1861 die 10,49 M. lange Wolga-Don- oder Zarizyn-Kalatschbahn (1859 von der Privatcompagnie der Don-Dampfschiffahrt begonnen) eröffnet wurde. Die Bahn führt von hier westwärts nach dem Kosackendorf Kalatsch am Don und stellt die Verbindung des Kaspischen und Asowschen Meeres her. Ihr Waarenverkehr, der in steigender Progression zunimmt, betrug

vom 1. Jan. bis 1. Juni 1862 erst 625165, dagegen 1863 schon 851293 und 1864 bereits 2,252993 Pud (à 40 russ. Pfd.). Einst war Z. die Hauptfeste der 1717 errichteten Zarizynschen Linie, welche von hier zum Don und der Ilawlamündung führte, aus einem starken Wall und Graben mit vier kleinen Festungen und 25 Vorposten bestand und zur Besatzung Dubowskische Wolgakosacken (Zweig der Donschen) hatte. Im Zarizynschen Kreise liegt außer Sarepta (s. d.) der Flecken Dubowka (Dubowskij Possad), 7 M. nördlich von der Kreisstadt, an der Mündung des Baches Dubowka, bislang einer der wichtigsten Stapelplätze an der untern Wolga, mit einem der geräumigsten Fluß- und Winterhäfen, zwei Kirchen, einer Pfarrschule, mehrern Fabriken und (1861) 13893 E. (gegen 8579 im J. 1849), darunter viele Raskolniken.

Zarlino (Giuseppe), altital. Tonmeister, vornehmlich Theoretiker, geb. zu Chioggia bei Venedig im Anfange des J. 1519, wurde Geistlicher, studirte aber die Musik bei Hadrian Willaert und folgte 1565 seinem Mitschüler Cyprian de Rora als Kapellmeister an der Markuskirche. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem 14. Febr. 1590 erfolgten Tode. Von Z.'s Compositionen ist nur ein einziges vollständiges Werk auf die Gegenwart gekommen, die «Modulationes sex vocum, per Phil. Usbertum editae» (Vened. 1566). Einzelne Stücke von ihm befinden sich in Sammelwerken aus der Mitte des 16. Jahrh. Wenn auch aus diesem Wenigen große Meisterhaftigkeit der Factur zu erkennen ist, reicht es doch nicht hin, um sich von Z. als Tonsetzer ein vollständiges Bild zu schaffen, und es bleibt unentschieden, ob die Lobsprüche, mit denen ihn seine Zeitgenossen überschütteten, gerechtfertigt sind. Als Theoretiker dagegen offenbart sich seine Bedeutsamkeit, namentlich für seine Zeit, besonders in seinem Hauptwerke «Istituzioni harmoniche etc.» (Vened. 1558; 3. Aufl. 1573). Von minderm Werthe ist ein zweites Werk, «Dimostrazioni harmoniche» (Vened. 1571; 2. Aufl. 1573), welches sich vorwiegend mit den griech. Tongeschlechtern beschäftigt und viel Pedantisches enthält, auch viele Gegner fand (z. B. Vincenzo Galilei). Eine Ergänzungsschrift zu diesen Werken und zugleich auch eine Antikritik wider die Gegner sind die «Sopplimenti musicali» (Vened. 1588). Gesammelt erschienen diese Werke mit einigen nichtmusikalischen Schriften Z.'s (4 Bde., 1589) zu Venedig.

Zarncke (Friedrich), ausgezeichneter Germanist, geb. 7. Juli 1825 zu Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater Prediger war, besuchte 1841—44 das Gymnasium zu Rostock und widmete sich dann auf den Universitäten zu Rostock, Leipzig und Berlin philol., insbesondere germanistischen Studien. Nachdem er 1847 zu Rostock promovirt, wandte er sich abermals nach Berlin und von da 1848 nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er die Meusebach'sche Bibliothek ordnete und deren Verkauf an die königl. Bibliothek zu Berlin vermittelte. Ostern 1850 ging er nach Leipzig und begründete daselbst ein geachtetes kritisches Organ, das noch bestehende «Literarische Centralblatt für Deutschland». Im Sommer 1852 habilitirte sich Z. an der leipziger Universität mit einer Abhandlung über den «Deutschen Cato», der bald darauf in erweiterter Gestalt in Druck erschien (Lpz. 1852). Diesem folgte die Ausgabe des «Narrenschiffs» (Lpz. 1854) von Seb. Brandt, welche für die Literatur des 15. und 16. Jahrh. als mustergültig aufgestellt werden kann. An dem damals sich erhebenden Streite über das Nibelungenlied betheiligte er sich durch die Schrift «Zur Nibelungenfrage» (Lpz. 1854), durch eine Ausgabe der Dichtung (Lpz. 1856; 3. Aufl. 1868) und durch die «Beiträge zur Erläuterung und Geschichte des Nibelungenlieds» (Lpz. 1857). 1858 erfolgte Z.'s Ernennung zum ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Leipzig. Infolge einer ernsten Erkrankung brachte er das Jahr 1859—60 in Italien zu. Seitdem erschienen von ihm in den «Sitzungsberichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften «Beiträge zur mittelalterlichen Spruchpoesie» (1863) nebst «Weitern Beiträgen» (1865); ferner «Ueber die Praefatio ad librum antiquum etc.» (1865), den altsächs. Héliand betreffend; «Ueber die Trojanersage der Franken». Bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr des Tages, an welchem Goethe in Leipzig immatriculirt worden war, schrieb er «Ueber den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe» (Lpz. 1865). Neben der deutschen Literatur und Sprache beschäftigt sich Z. mit quellenmäßigen Studien über die Geschichte der deutschen Universitäten, über welche er auch von Zeit zu Zeit öffentliche Vorlesungen hält. Von selbständigen Schriften gehören hierher: «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig» (Lpz. 1857); «Die deutschen Universitäten im Mittelalter» (Lpz. 1857); «Acta Rectorum universitatis studii Lipsiensis» (Lpz. 1860); «Die Statutenbücher der Universität Leipzig» (Lpz. 1861).

Zarskoje-Sélo, d. i. Zarendorf, kaiserl. russ. Lustschloß und Hauptsommerresidenz, 3 M. südlich von Petersburg, unweit der Duderhoffschen Berge, einer ausgedehnten Hügelreihe, ver-

dankt sein Entstehen einer ursprünglich sehr kleinen Anlage, welche Peter d. Gr. für sich und seine Gemahlin hier begründete, und zu welcher später ein Lustpark, der Thiergarten genannt, hinzukam. Seit 1716 erhielt die Colonie ihren jetzigen Namen und eine stattliche Kirche. Katharina I. ließ in Abwesenheit ihres Gemahls, um ihn zu überraschen, ein steinernes Gebäude errichten, welches in der Folge abgetragen wurde. An dessen Stelle erbaute Elisabeth 1744 das gegenwärtige prächtige Schloß, welches Katharina II. mit großen Kosten ausschmücken ließ und zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählte. Das Hauptgebäude ohne Seitenflügel ist 734 F. lang und hat 79 Fenster in der Fronte. Die Zierathen, mit denen das Aeußere des Schlosses überladen, ließ Katharina vergolden; jetzt sind sie mit gelber Farbe überstrichen, da die Vergoldung durch die Strenge des Klimas und den Brand von 1820 sehr gelitten hatte. Das Innere ist überreich ausgestattet. Der Ballsaal ist 132 F. lang und 47 F. breit. Ein kleiner Salon ist an den Wänden ganz mit Bernstein bekleidet, den Friedrich Wilhelm I. der Kaiserin Anna geschenkt hatte. Die Wände anderer Gemächer sind ausgelegt mit Achat, Jaspis, Perlmutter und andern kostbaren Steinen und Stoffen. Berühmt ist die prachtvolle, durch den Architekten Cameron erbaute, von der Gartenseite an das Schloß stoßende Marmorgalerie in zwei Etagen, von zwei Seiten durch große Glasfenster geschützt, 254 F. lang und 25 F. breit. Um die obere Etage läuft eine Colonnade aus Marmor, unter welcher Büsten aufgestellt sind. Reizend ist von hier der Blick auf den Garten und dessen See. Ein neuer, von Alexander I. in einfacherm Stil erbauter Palast dient der kaiserl. Familie zum Sommeraufenthalt. Unter den Gemälden, welche dieser birgt, zeichnen sich besonders aus die meisterhaften ital. und sicilian. Ansichten von Phil. Hackert, die derselbe in der Villa Albano schuf; desgleichen mehrere sehr sauber ausgeführte Sepiazeichnungen russ. und finn. Gegenden von Kügelgen. Der auf einem Sumpfterrain angelegte Park ist durch Kunstfleiß einer der schönsten bei Petersburg geworden. Er ist überreich an Abwechselungen aller Art. Dunkle Eichenwälder wechseln mit reizenden Wiesenflächen, lichten Birkenanlagen, breiten Gräben, Seen und Monumenten der verschiedensten Art. Man findet hier eine altfränk. Hermitage, einen türk. Kiosk, ein chines. Dörfchen, eine Pagode, Tempelruinen, Brücken, kolossale Treibhäuser, eine großartige schweiz. Meierei, Marienthal genannt, mit Kühen holländ., engl., schweiz. und ukrain. Rasse, Merinos und Lamas; ferner eine goth. Schloßburg mit der herrlichen Christusstatue aus Marmor von Dannecker; eine berühmte Najade mit zerbrochenem Wasserkrug, woraus Quellwasser strömt; verschiedene Monumente, welche Katharina II. ihren Lieblingen gesetzt hat, wie die Denksäulen Orlow-Tschesmenskij's, Rumjanzow's, Grigorij Orlow's u. s. w. Vorzüglich bemerkenswerth ist außerdem der herrliche, von Alexander I. an der Straße nach Pawlowsk errichtete gußeiserne Triumphbogen mit der russ. und franz. Aufschrift: «Meinen theuern Waffenbrüdern». Das Städtchen Z., welches auch den Namen Sofia trägt, hat sich durch die Eisenbahn (die erste russische), die seit 1838 die Stadt mit der Residenz und dem kaiserl. Lustschloß Pawlowsk (s. d.) verbindet, sowie durch Ueberführung mehrerer Kreisbehörden außerordentlich vergrößert, sodaß die Zahl der Einwohner 1849 bereits 5290, im J. 1863 dagegen 10637 betrug. Das früher hier bestehende, 1811 gegründete und lange Zeit berühmte Lyceum, ein eigenthümlich eingerichtetes, die Mitte zwischen Gymnasium und Universität haltendes Institut, welches durch Zöglinge wie Puschkin, Jermolow u. s. w. gewissermaßen eine militärische Bedeutung erlangt hatte, ist schon vor mehrern Jahrzehnten eingegangen. Auch das Alexandrowsk-Cadettencorps besteht nicht mehr, wol aber eine Offizierschießschule und ein Arsenal, welches verschiedene Kriegsreliquien von Franz I., Heinrich IV., Ritter Bayard, Napoleon, den türk. Sultanen u. s. w. verwahrt. In der Nähe von Z. liegen die kaiserl. Lustschlösser Tschesme, Pawlowsk, Krasnoje-Selo und Gatschina, mit welchem letztern Ort es ebenfalls durch eine Eisenbahn verbunden wird.

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, s. Laterna-magica.

Zaum heißt derjenige Theil des Reitzeugs oder Geschirrs, welcher zur Führung der Pferde dient. Er besteht aus dem Hauptgestell, der Trense oder Stange (Kandare) und den Zügeln. Zäumung ist die Art der Auflegung besonders der für das Maul bestimmten Theile. Dieselbe soll das Pferd veranlassen, willig zu gehorchen, es jedoch dazu nur im Fall der Widersetzlichkeit zwingen; daher muß sie dem Pferde passend und bequem sein und doch die nöthige Wirkung haben. Das Hauptgestell besteht aus dem Kopf- und den Backenstücken, dem Stirn-, Nasen- und Kehlriemen. Letztere fallen zuweilen bei neuern Zäumungen weg. Die Trense ist die leichteste und einfachste Zäumung. Das Mundstück (Gebiß) derselben hat zwei Theile, welche durch ein

Gelenk verbunden sind und an ihren Enden Ringe zum Einschnallen der Zügel haben. Sie dient vorzüglich zum Anreiten (Dressur) roher und zur Arbeit verrittener Pferde, wird aber auch allgemein gebraucht, z. B. von den Kosacken. Die Kandare, vollkommener und schärfer, besteht aus dem Mundstück, den Bäumen (Armen, Scheren) und der Kinnkette. Mundstücke gibt es von sehr verschiedener Construction, im allgemeinen aber nur zwei Hauptarten: geschlossene und offene (ohne und mit Zungenfreiheit). Die Bäume sind zusammengesetzt aus dem Obertheil (Stuhl), an welchem Löcher (Augen) zum Einschnallen der Backenstücke und Einlegen der Kinnkette mittels Haken und Langglied befindlich, und dem Unterbaum mit den Zügelringen, in einem Loche oder in einem Wirbel angebracht. Sie wirken als Hebel für das Mundstück, dessen Druck unter dem Gegendruck der Kinnkette das Pferd bewegt nachzugeben. Mit der Kandare verbunden ist eine dahinter in ihre eigenen Backenstücke geschnallte und mit ebensolchen Zügeln versehene Unterlegtrense, deren Anzüge, wo es nöthig, die der Kandare unterstützen sollen. Die Zäumung muß nach dem Maule, der Bauart und dem Temperament des Pferdes ausgewählt und genau aufgepaßt werden. Von ihr hängt es ab, ob dasselbe gehorsam und angenehm geht und geschont wird; sie ist also sehr wichtig. Sprungzügel, eingeschnallt in den Nasenriemen oder Martingales, gespalten in die beiden Zügel der Unterlegtrense, werden Pferden angelegt, welche die Nase strecken oder sich bäumen. Zur Bearbeitung roher und widerspenstiger Pferde, die im Maule sehr empfindlich sind, dient auch der Kappzaum, welcher, ohne Mundstück, durch äußern Druck einer ledernen oder eisernen Verstärkung des Nasenriemens wirkt. Derselbe wird durch eine in Ringe geschnallte Leine (Longe) geführt, deren Ruck das Pferd nöthigenfalls strafen kann.

Zaungerichte, s. Pfahlbürger.

Zaunkönig (Troglodytes), eine Gattung kleiner munterer Vögel aus der Familie der Sänger, von unansehnlicher Farbe, mit dünnem, vorn stark zusammengedrücktem, bei ausländischen Arten schwach gebogenem Schnabel, mittelhohen, dünnen Füßen, runden Flügeln und kurzem, aufrechtem Schwanze. Europa besitzt nur eine Art, den gemeinen Z. (T. parvulus), nächst dem Goldhähnchen der kleinste europ. Vogel; er mißt nur etwas über 4 Zoll. Sein Gefieder ist oben rothbraun mit gewässerten dunklern Querstreifen, unten weißlich. In Deutschland weilt er als Stand- oder Strichvogel das ganze Jahr hindurch, nistet in dem verwachsenen Gesträuch dichter Laubwälder, zwischen welchem er schnell dahinschlüpft, auch in Hecken und Dächern einsamer Häuser. Er lebt von Insekten, deren Eiern und Puppen, im Herbst von Fliederbeeren. Sein Nest ist rundlich, von Moos und feinen Würzelchen auf einer Unterlage von dürren Blättern künstlich erbaut und hat den Eingang an der Seite. Selbst im Winter läßt der Z. seinen leisen, aber angenehmen Gesang hören, wenn die Sonne scheint. In der Gefangenschaft hält sich dies gegen die Unbilden der Witterung nicht sehr empfindliche Thierchen nur kurze Zeit.

Zaunrebe, s. Ampelopsis.

Zaunrübe, s. Bryonia.

Zawisza, der Schwarze, ein durch seine Tapferkeit berühmter poln. Ritter, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Er diente im Heere des deutschen Kaisers Sigismund und wurde von demselben sehr geschätzt. Auf die Nachricht von dem Zuge Jagello's gegen die Kreuzritter eilte er nach Polen und kämpfte in der Schlacht bei Tannenberg. Jagello benutzte ihn zu wichtigen Sendungen an das Concil zu Kostnitz und die Könige von England und Frankreich. Später trat Z. wieder in des Kaisers Dienste. Er fiel im Türkenkriege 1420.

Zea, im Volksmunde gewöhnlich Tzia, bei den Alten Keos (s. d.) genannt, eine der Kykladischen Inseln Griechenlands, zur Eparchie Syra gehörig, hat eine ovale Gestalt und ein Areal von 3 Q.-M., ist bergig, doch im höchsten Punkte, dem heil. Eliasberg, nur 568 franz. Meter hoch, und gehört zu den fruchtbarern Inseln des Archipelagus. Die Insel erzeugt Weizen, starken Rothwein, Mandeln, Südfrüchte, Baumwolle, Seide und besonders viel Volanidia, d. i. Galläpfel oder Knoppern. Den jährlichen Ertrag an Feldfrüchten schätzt man auf 45—46000 Kilo. Die Südfrüchte, besonders die Citronen, sind vorzüglich und werden größtentheils nach Athen, Euböa und der Türkei ausgeführt. Die Baumwolle wird zu groben Stoffen verarbeitet; die Seide findet ihren Absatz nach Athen und Syra, der Wein größerntheils nach den Küsten des Festlandes. Den Hauptartikel der Ausfuhr nach Europa und Kleinasien bilden die Knoppern, deren jährlich bis 7500 Ctr. gesammelt und versendet werden. Die Bleierze, welche sich in einigen verfallenen Gruben finden, haben 80 Proc. Metallgehalt und sind silberhaltig. In neuester Zeit wurde der Wiederanbau der Erzgruben beschlossen. Die Einwohner, etwa 8000, sind fast alle Landbauer. Die Hauptstadt Z. oder Tzia, mit 4300 E., auf der Stelle der

alten Stadt Julis, bei der man einen aus dem Fels gehauenen kolossalen Löwen von 20 F. Länge und 5 F. Höhe sieht, liegt $1/2$ St. vom Hafen, theils auf der Spitze, theils am Abhang eines 800 F. hohen schroffen Granitfelsens. Der Ort ist auf der einen Seite durch 49, auf der entgegengesetzten durch 60 Terrassen zugänglich, hat steile und enge Straßen und soll gegen 1000 Häuser zählen, von denen der bessere Theil auf der ehemaligen Akropolis liegt.

Zea (Don Francisco Antonio), bekannt durch sein Wirken während der Befreiungskriege im span. Amerika, geb. 1770 zu Medellin im damals span. Neugranada und erzogen zu Santa-Fé de Bogota, erweckte durch seinen Geist und seine Talente das Mistrauen der span. Regierung und der Geistlichkeit und wurde deshalb nebst mehrern auf gleiche Weise verdächtigen Männern 1797 gefangen nach Spanien gebracht. Hier saß er einige Jahre in einem Fort von Cadiz. Nachdem er 1799 freigelassen worden, sandte man ihn nach Frankreich, wo er bis 1802 blieb. 1806 wurde er als Professor der Botanik und Oberaufseher bei dem königl. Botanischen Garten in Madrid angestellt. Sodann war er 1808 Mitglied der Junta von Bayonne, unter Joseph Napoleon eine Zeit lang Minister des Innern und dann bis zu dessen Vertreibung Gouverneur von Malaga. Hierauf begab er sich nach London und kehrte von da in sein Vaterland nach Amerika zurück, wo er sich der Sache der Freiheit thätig annahm. 1818 stand er als Präsident des Regierungsraths und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St.-Thomas (ehemals Angostura); auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Bei Einsetzung des Congresses der Republik Venezuela im Febr. 1819 wurde er zum Vicepräsidenten ernannt, legte aber im August 1819 diese Stelle nieder. 1820 ging er nach Europa, wo er, nachdem er vergeblich mit den span. Cortes über einen Frieden unterhandelt und die europ. Cabinete zur Anerkennung der unter dem Namen der Republik Columbia vereinigten Republiken von Venezuela und Neugranada eingeladen hatte, in London ein Anlehen von 2 Mill. Pfd. St. für Columbia abschloß. Z. starb bald darauf zu Bath im Nov. 1822.

Zea-Bermudez (Don Francisco), span. Diplomat, geb. 1772 zu Malaga, kam früh als Secretär des span. Generalconsuls Colombi nach Petersburg, wo er viele Verbindungen anknüpfte. Als er 1809 nach Madrid zurückgekehrt, trat er in die Dienste der Cortes, die ihn nach Petersburg schickten, um den Kaiser Alexander für die zu Cadiz versammelten Cortes und die Constitution derselben zu gewinnen. In Petersburg blieb er bis 1820 Geschäftsträger, dann ging er als Gesandter Ferdinand's VII. nach Konstantinopel, von welchem Posten er 1823 abberufen wurde. Da der russ. Hof seine abermalige Ernennung zum Gesandten in Petersburg ablehnte, so wurde er Gesandter am engl. Hofe, aber schon im Juli 1824, nach dem Sturze des ersten span. Ministers, Grafen d'Ofalia, zu dessen Nachfolger ernannt. Er traf im Sept. 1834 in Madrid ein, wo er unter sehr schwierigen Verhältnissen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Die große Aufgabe war, das System der Mäßigung gegen die überspannten Forderungen der apostolischen Faction zu behaupten. Gleich anfangs aber arbeitete eine mächtige Partei, zu welcher auch der Justizminister Calomarde und alle Karlisten gehörten, an seiner Beseitigung; doch klug wußte er sich eine Zeit lang zu behaupten. Allein die fortwährenden Hemmungen, welche er von seiten der Absolutisten erfuhr, bewogen ihn endlich, das Gesuch um seine Entlassung dem König zu überreichen. Der König nahm es aber nicht an und Z. stieg noch mehr in dem Vertrauen des Monarchen, vorzüglich infolge der Unterdrückung des Aufstandes der Karlisten im Aug. 1825. Um die Stimmen der einsichtsvollsten Männer im Klerus und Adel zu hören, wurde auf Z.' Vorschlag eine Berathungsjunta errichtet. Zugleich verfuhr man mit Strenge gegen die überspannten Anhänger des Absolutismus. Doch die Hinrichtung des Karlistenchefs Bessières und seiner Mitschuldigen im Aug. 1825, welche mit mächtigen Personen in Verbindung standen, erregte gegen den Minister die heftigste Erbitterung. Obgleich nun auch der tapfere Empecinado und sieben Offiziere wegen Freimaurerei auf Befehl des Königs oder Calomarde's 9. Sept. 1825 hingerichtet wurden, so nahm dennoch der Haß der Hofpartei gegen Z., der kurz zuvor zum Präsidenten des Ministerraths ernannt worden war, so zu, daß der König endlich 25. Oct. 1825 seine Entlassung unterzeichnete. Hierauf erhielt er 1826 den Gesandtschaftsposten in Dresden, welchen er 1828 mit dem in London vertauschte. Hier blieb er bis 1833, wo er während der Regentschaft der Königin Christine die Leitung der Geschäfte übernahm, die er nach Ferdinand's VII. Genesung und später erfolgtem Tode behielt, bis die Nothwendigkeit entschiedener Maßregeln die Königin nöthigte, ihn im Jan. 1834 zu entlassen. Seitdem lebte er meist in Paris, behielt aber als ein Haupt der moderirten Partei und vertrauter Rathgeber der Königin Christine immer noch Einfluß auf die span. Angelegenheiten und wurde 1845 zum Senator ernannt. Z. starb zu Paris 5. Juli 1850.

Zebaoth, in der luth. Bibelübersetzung misverständlich als Beiname Gottes gebraucht («Der Herr Z.»), ist ein hebr. Plural, welcher «die Heerscharen» bezeichnet. Der Name «Herr der Heerscharen» soll Gott als König des Himmels, umgeben von seinem himmlischen Hofstaate, beschreiben. Nach der ursprünglichen Naturanschauung ist unter diesem Himmelsheer das Heer der Sterne gemeint, welche das Alterthum als belebte Wesen vorstellte. Später verstand man unter den himmlischen Heerscharen die Engel.

Zebra. Südafrika besitzt eine Gruppe dem Esel verwandter Pferdearten, die sich durch schwarzbraune Streifen auf dem lichtern Grunde des Fells auszeichnen. Sie leben heerdenweise, sind scheu und wegen ihrer Tücke und Widerspenstigkeit nicht zu zähmen. Zu dieser Gruppe gehört das Z. (Equus Zebra), ein schöngezeichnetes Thier, schwarz auf weißem Grunde gestreift. Durch minder vollständige Ausbildung der Streifen bleiben beim Dauw (E. Burchellii) oder dem Burchells-Z. die Beine weiß. Auch gehört in diese Gruppe das Quagga (s. d.). Die Größe dieser Thiere kommt der eines kleinen Pferdes gleich.

Zebu, s. Ochs.

Zechine (Zecchino) heißt eine ursprünglich venet., seit dem Ende des 13. Jahrh. geprägte Goldmünze, welche ihren Namen von dem Münzgebäude, Zecca, erhielt. Die Münze selbst ist von Dukatengröße, $^1/_4$ Loth schwer und stellt den heil. Markus dar, wie er dem Dogen die Kreuzesfahne überreicht. Auf dem Revers befindet sich ein Heiliger in einem Oval von Sternen umgeben und die Umschrift: «Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus.» Von der gleichen Umschrift der ähnlichen sicil. Goldmünze rührt der Name Dukaten (s. d.) her. In der ältern Zeit waren die Z. von ganz feinem Golde (thatsächlich 23 Karat 10—11 Grän fein) und galten 22 Lire; später wurden sie von Oesterreich 23 Karat 10 Grän fein und im Gewicht von 814 wiener Richtpfennigtheilen ausgeprägt, sodaß 67,0884 Stück auf die köln. Mark rauh, 67,5575 Stück auf die köln. Mark fein gingen. Die Z. enthielten nie eine Jahrzahl. Oesterreich prägte sie als Handelsmünze noch bis 1822, seitdem aber nicht mehr und setzte sie auf $13^3/_5$ österr. Lire sowie auf 4 Fl. $31^1/_2$ Kr. im 20-Guldenfuße. Der Name des letzten Dogen von Venedig, Ludovico Manin, wurde in der Umschrift beibehalten. Die Z. sind auch in halben und Viertel- sowie in mehrfachen Stücken vorhanden und in großer Zahl, besonders für den levantischen Handel ausgeprägt worden. — Den Namen Z. gab man in Deutschland auch verschiedenen ältern türk. und ägypt. Goldmünzen, welche schon seit längerer Zeit nicht mehr geprägt werden und fast sämmtlich aus dem Umlaufe verschwunden sind. Nach dem Muster der Z. Venedigs prägten mehrere ital. Staaten diese Münze, die durch den Handel mit der Levante eine allgemeine Verbreitung erhielt.

Zeche heißt im Bergwesen das einer Gewerkschaft (s. d.) verliehene Feld nebst den dazugehörigen Grubengebäuden, welches aus 32 Theilen (Zechentheilen) oder 128 Kuxen besteht. Bisweilen wird auch die Gewerkschaft selbst Z. genannt.

Zechstein ist ursprünglich der Name für einen dichten, grauen, bituminösen Kalkstein, welcher in Thüringen den Kupferschiefer bedeckt und durch welchen deshalb die Schächte der mansfeldischen Kupferschiefergruben (Zechen) niedergebracht werden müssen. Nach diesem Gestein hat man dann eine ganze Formation Zechsteinformation benannt, welche im nordwestl. Deutschland zwischem dem Rothliegenden und bunten Sandstein liegt. Diese Formation ist in ihrer besondern Entwickelung nur auf diesen Theil von Deutschland beschränkt. Ihre obere Abtheilung besteht aus Stinkstein, Dolomit (oft von Höhlen durchzogen, wie bei Liebenstein), Gips (ebenfalls mit Höhlen, sog. Gipsschlotten), Thon und Steinsalz, welches letztere z. B. zu den Salinen bei Artern und Frankenhausen Veranlassung gegeben hat. Die untere Abtheilung besteht aus sehr bituminösem Stinkstein (dem eigentlichen Z.), der nach unten in schwarzen bituminösen Mergelschiefer übergeht, dessen unterste Schicht oft der sog. Kupferschiefer bildet, d. i. ein kupfererzhaltiger, schwarzer, bituminöser Mergelschiefer, der wieder gewöhnlich auf einer oft auch noch kupfererzhaltigen grauen Sandsteinschicht, dem sog. Grau- oder Weißliegenden, ruht. Es sind verhältnißmäßig nur wenige Arten von Versteinerungen, welche in dieser Formation auftreten, unter diesen aber sind einige ungemein häufig und charakteristisch, so namentlich ein Fisch aus der Ordnung der Glanzschupper: Palaeoniscus Freieslebenii, und eine zweischalige Muschel aus der Familie der Brachiopoden: Productus aculeatus. Im Dolomit sind gewisse Zoophyten sehr häufig und bilden am Rand des Thüringerwaldes kleine Korallenriffe. Zu Werner's Zeit nannte man die Zechsteinformation «alten Flötzkalk», gegenwärtig rechnet man sie zu den Ablagerungen der Dyasperiode, welcher auch die russ. Permformation angehört, deren obere Abtheilung mit dem Z. gleichzeitig entstanden ist.

Zecke, s. Holzbock.

Zedekia, Sohn des Josua, wurde 600 v. Chr. von Nebukadnezar, dem Könige von Babylon, als König von Juda eingesetzt, 588 aber von diesem in die sog. Babylonische Gefangenschaft geführt. — Z. hieß auch der Gegner des Propheten Jeremias, ein falscher Prophet.

Zedler (Joh. Heinr.), ein Buchhändler, geb. 1706 zu Breslau, etablirte sich zunächst in Freiberg und siedelte dann nach Leipzig über. Er wurde zum preuß. Commerzienrath ernannt und starb in Leipzig um 1760. Am bekanntesten ist er durch das auf seine Veranstaltung erschienene «Große vollständige Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste» (64 Bde., Lpz. 1731—50; Supplemente, 4 Bde., 1751—54), welches in Bezug auf manche Gegenstände noch immer schätzenswerthe Materialien bietet.

Zedlitz (Joseph Christian, Freiherr von), namhafter deutscher Dichter, geb. 28. Febr. 1790 zu Johannisberg in Oesterreichisch-Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Breslau, trat aber 1806 in ein österr. Husarenregiment und nahm als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an dem Feldzuge von 1809 ehrenvollen Antheil. Familienverhältnisse veranlaßten ihn jedoch, den Abschied zu nehmen, und er widmete sich nun seinen literarischen Neigungen. Längst hatte er sich den Ruf eines Dichters erworben, als er 1837 eine Anstellung im Ministerium des Aeußern erhielt. Z. stand hier in naher Beziehung zum Fürsten Metternich, der sich seiner gewandten und glänzenden Feder mit Vorliebe vorzüglich in der Presse bediente. Z. soll hauptsächlich der Verfasser jener ausgezeichneten Artikel gewesen sein, welche der augsburger «Allgemeinen Zeitung» eine Reihe von Jahren hindurch aus Metternich's Cabinet zuflossen. Seit 1850 vertrat er neben seiner Stellung im Ministerium auch noch Sachsen-Weimar und Nassau als Ministerresident sowie Braunschweig als Geschäftsträger am österr. Hofe. Z. starb 16. März 1862 zu Wien. Sein erstes größeres Werk waren die 1827 erschienenen «Todtenkränze», canzonenartige Gedichte, in denen er in schwungreicher Sprache das Andenken großer Todten feiert. In seiner spätern Sammlung «Lyrische Gedichte» (1832; 4. Aufl., Stuttg. 1855) hat besonders seine Ballade «Die nächtliche Heerschau» große Popularität erlangt. Auch von seinen «Dramatischen Werken» (4 Bde., Stuttg. 1830—36; neue Aufl. 1860) erregten einige Stücke mehr als gewöhnliches Interesse. Besonders gilt dies von dem Trauerspiel «Der Stern von Sevilla», das einem span. Original nachgebildet ist, und dem Schauspiel «Kerker und Krone», in welchem er Tasso's letzte Lebenstage behandelt. Weniger Beachtung fanden seine epischen Poesien, wie das «Waldfräulein» (4. Aufl., Stuttg. 1856) und «Altnordische Bilder» (2 Bde., Stuttg. 1850; neue Aufl. 1859). Viel Erfolg hatte 1848 sein «Soldatenbüchlein», das eine Reihe Lieder enthielt, durch welche er damals auf das Selbstgefühl des österr. Heeres zu wirken suchte. Außerdem ist von Z.' Werken noch eine Uebersetzung von Lord Byron's «Childe Harold» (1836) zu erwähnen, die zu den vorzüglichsten ihrer Gattung gehört. In allen seinen Poesien zeigt Z. ein reichbegabtes und feingebildetes Talent. Seine Empfindung ist edel und schwungvoll, seine Sprache von seltenem Wohllaut, seine Formen bekunden tiefe Einsicht in das Wesen des Rhythmus, aber es fehlt ihm an Energie der Leidenschaft sowie auch an entschiedener Ueberzeugung und Gesinnung. Das Schwankende in seiner polit. Stellung spiegelt sich auch in seinen poetischen Schöpfungen wider.

Zeeland oder Seeland, die westlichste Provinz des Königreichs der Niederlande, wird im N. durch den Maasarm Krammer und Greveling von Südholland geschieden, im W. von der Nordsee, im O. und S. von Nordbrabant und Belgien begrenzt, hat ohne die Ooster- und Westerschelde und den Grevelingfluß, die zusammen $11\frac{1}{2}$ Q.-M. einnehmen, ein Areal von 30,20 Q.-M. (nach andern 32,24) mit 177832 E. (1867) und zerfällt in die drei Gerichtsbezirke Middelburg, Goes und Zierickzee. Die ganze Provinz besteht zum größten Theil aus den Inseln, die durch die Ausflüsse der Schelde gebildet werden. Nach der Nordsee zu sind dieselben theilweise durch Dünen und an den übrigen Küsten durch kostbare Dämme geschützt. Sämmtliche Inseln sind sehr niedrig, zum Theil unter dem Meeresniveau, haben einen feuchten, größtentheils aus Marschland bestehenden Boden, sind deshalb höchst fruchtbar, besonders an Weizen, Hülsenfrüchten, Gemüse, Flachs und Färberröthe, aber auch infolge ihrer sumpfigen Natur sehr ungesund; vom Juli bis Oct. herrschen regelmäßig bösartige Wechselfieber. Von Fabrikzweigen sind nur zwei von Bedeutung, die Krapp- und Garancée- und die Calicotsfabriken; Austern- und Muschelfischerei, bedeutender Getreidehandel bilden weitere Betriebsmittel der Provinz. Der transatlantische Verkehr, früher sehr bedeutend, ist durch die Versandung der Häfen seit dem letzten Jahrhundert sehr zurückgegangen. Die einzelnen Inseln sind Walcheren (s. d.), mit der Hauptstadt Middelburg (s. d.) und der Festung Vliessingen (s. d.), Zuyd-Beveland oder Land van ter Goes,

Wolfaartsdyk, Noord-Beveland, Schouwen, Duiveland, ter Tholen und St.-Philippsland. Außerdem gehört noch dazu ein Theil von Flandern, das sog. Staatenflandern. Letzteres hatte seit dem Anfang der Republik der Vereinigten Niederlande zu Z. gehört, jedoch nicht als stimmhabende Provinz, sondern, wie Nordbrabant, als abhängig; seit der Restauration des Königreichs der Niederlande genießt es jedoch gleiche Rechte mit den übrigen Provinzen. Außer den genannten Städten sind bemerkenswerth: Sluis (s. d.); Goes auf Süd-Beveland, der Hauptgetreidemarkt der Provinz, mit 5969 E. (1. Jan. 1865), einem neuen Hafen, einer Getreidebörse, einem großen Marktplatz, einem stattlichen Rathhause, der schönen, auch durch ein Glockenspiel ausgezeichneten Maria-Magdalenenkirche, einer Latein-, einer Zeichen- und einer Gesangschule und dem vormaligen Schlosse und jetzigen Wirthshaus Oostende, Aufenthalt der bekannten Gräfin Jacoba von Baiern; Neuzen oder Terneuzen, Festung an der Westerschelde, mit 3424 E., einem geräumigen Hafen, drei Kirchen, bombenfestem Arsenal und Kaserne, zwei Pulvermagazinen, einem Laboratorium und einem Hospital; Zierikzee, auf der Insel Schouwen, mit der Oosterschelde durch zwei Häfen verbunden, die älteste Stadt Z.s, früher bedeutende Handels- und Hansestadt, die noch in der Mitte des 18. Jahrh. 100 Seeschiffe besaß, ehemals auch Festung, jetzt Sitz eines Bezirksgerichts, mit 7782 E., einem Gymnasium, einer Zeichenschule nebst Sammlung von Gebäude- und Schiffsmodellen, Handel mit Ackerbauproducten, Baumwollindustrie, Krapp- und Garancéefabriken, Fischerei und etwas Schiffahrt.

Zehen nennt man die den Fingern der Hand (s. d.) entsprechenden Endglieder der Füße. Beim Menschen sind deren fünf, von denen jede von drei, nur die an der innern Seite des Fußes gelegene große Zehe (hallux) von zwei, unter sich und mit den Mittelfußknochen durch bewegliche Gelenke verbundenen Knochen gebildet wird. Die Knochen sind bedeutend kürzer als die der Finger. Die sie bewegenden Muskeln setzen sich theils an den übrigen Knochen des Fußes, theils an den Unterschenkelknochen an, und die sie überziehende Haut ist dicker und weniger nervenreich als die der Finger, am äußersten Gliede aber ebenfalls mit einem Nagel (s. d.) bedeckt. Beim Stehen, Gehen, Laufen und Springen leisten die Z. wesentliche Dienste, indem sie beim Stehen die Fläche, auf welcher der Körper ruht, breiter und dadurch das Stehen sicherer machen, beim Gehen aber zur Erhebung des Fußes und somit des ganzen Körpers beitragen. Beharrliche, meist durch Nothwendigkeit gebotene Uebung kann auch den Z. eine Geschicklichkeit geben, die denen der Finger nahekommt, während sie bei den meisten Menschen durch unzweckmäßige Fußbekleidung in der Ausübung ihrer Verrichtungen gehemmt werden, verkümmern oder regelwidrige Stellungen annehmen. Da die große Zehe keine so große Beweglichkeit wie der Daumen besitzt, namentlich sich nicht den übrigen Z. so gegenüberstellen kann wie der Daumen den Fingern der Hand, so können die Füße niemals die Hände vollständig ersetzen. Mechan. Verletzungen der Z. verursachen öfter als die anderer Theile schwere Erkrankungen, weshalb bei der Entfernung der sich oft an ihnen bildenden Hühneraugen mit Vorsicht zu verfahren ist. Außerdem sind die Z. dem Erfrieren sehr ausgesetzt sowie auch der Pott'sche Fußbrand und der Brand der Greise bei ihnen beginnt und die Gicht (s. d.) oft in der großen Zehe ihre Gegenwart zuerst ankündigt. Während bei den Affen, welche allein Nägel auf den Fingern und Z. besitzen, die Füße in Geschicklichkeit den Händen gleichkommen, findet bei den meisten vierfüßigen Thieren das Gegentheil statt, und die Vorderfüße haben keine Finger, sondern auch Z. Diese sind in verschiedener Anzahl vorhanden und bei den Einhufern, z. B. dem Pferde, dem Elefanten u. s. w., von einem einzigen aus Hornsubstanz bestehenden Hufe, welcher die Nägel ersetzt, bei andern, z. B. den Wiederkäuern, von zwei und so bei verschiedenen Klassen von drei, vier oder fünf Hufen oder Klauen umgeben. Bei andern, z. B. den Fleischfressern und Nagern, liegen sie frei und haben statt der Nägel Krallen, welche beim Gehen eingezogen sind, beim Ergreifen eines Gegenstandes aber durch einen Muskelapparat vorgestreckt werden. Viele Säugethiere gehen nur auf den Z.; ihre Anwendung ist überhaupt nach Maßgabe ihrer Lebensart eine sehr verschiedene. Bei den fischartigen Säugethieren sind sie in den Flossen verwachsen. Die Vögel besitzen drei Z. nach vorn und eine nach hinten gerichtet und meist in Krallen ausgehend, welche sehr geschickt sind; nur die straußartigen besitzen deren zwei. Die Amphibien haben nicht durchgängig Z., und diese sind, wie auch bei einigen Gattungen der Säugethiere und Vögel, durch Schwimmhaut untereinander verbunden. Die niedriger stehenden Thiere besitzen keine Z.

Zehn ist zufolge dem dekadischen Zahlensystem (dem System der 10 Finger) die Zahl der Vollendung und des Abschlusses, weil nach diesem System die 11, 12 u. s. w. nicht neue Zahlen, sondern nur eine Wiederholung der 1, 2 u. s. w. vorstellen. Eine Consequenz dieser Anschauung in der Gegenwart ist das Streben nach Einführung dekadischer Maße, besonders darum, weil

im dekadischen System Decimalbrüche das Rechnen sehr vereinfachen. Bei den Pythagoräern theilte die Dekas oder Zehnzahl einerseits den Charakter der Pentas oder Fünf (s. d.) als deren Verdoppelung, andererseits den der Tetras oder Vier (s. d.) als deren Zergliederung, weil aus der Addition von 1 + 2 + 3 + 4 die 10 als Summe entspringt. Drittens sah man in ihr zugleich das Bild einer sich expandirenden Entwickelung oder Entfaltung aller Zahlenverhältnisse überhaupt. In dieser Weise ist sie aufgefaßt in der aus dem Neupythagoräismus hervorgewachsenen jüd. Kabbala, wo sie das Schema der Schöpfung darstellt. Denn dies erfolgt durch zehn Emanationen oder Ausstrahlungen aus dem Urgeiste (dem Ensoph), welche die zehn Sephiroth (d. h. die zehn Urzahlen) genannt werden. Diese Lehre von den zehn Urzahlen ist später von den Philosophen der Reformationszeit, Johann Reuchlin und Agrippa von Nettesheim, erneuert worden, denen auch Jordanus Brunus und Jakob Böhme hierin gefolgt sind.

Zehn Gebote oder **Dekalog** heißen die Bestimmungen des hebr. Moralgesetzes 2 Mos. 20, 2—17, vgl. 5 Mos. 5, 6—18, welche zu den ältesten Bestandtheilen der hebr. Bundesgesetzgebung gehören und ihrem Kerne nach wahrscheinlich auf Moses selbst zurückgehen. Schon die Juden in der prophetischen Zeit sahen in diesen Geboten den vornehmsten Theil des Gesetzes, welchen sie nach der Ueberlieferung, daß Moses das Gesetz aus Jahveh's (Jehovah's) Händen auf zwei steinernen Tafeln erhalten habe, in die Gebote der ersten und der zweiten Tafel theilten. Die Zehn Gebote liegen auch in dem relativ ältern Texte 2 Mos. 20 schon in einer überarbeiteten Gestalt vor, wie denn namentlich das Gebot, sich kein Bildniß von Gott zu machen, mit den Cultusformen der ältesten Zeit nicht vereinbart werden kann, sondern erst aus der Reaction des geistigern Gottesbegriffs der Propheten seit David gegen die ältere Verehrung Jahveh's im Stierbilde hervorgegangen ist. Auch die Eintheilung der Gebote in eine Zehnzahl, welche bei andern Gesetzesbestimmungen wiederkehrt, gehört erst der nachmosaischen Zeit an. Als der rein sittlich-religiöse Kern des Gesetzes blieben die Zehn Gebote auch im Christenthume aufrecht erhalten und galten nach wie vor als unmittelbare göttliche Offenbarung. Schon in der alten Kirche war es Sitte, dieselben neben den Hauptartikeln des Glaubens den Katechumenen (s. d.) zur gedächtnißmäßigen Einprägung zu überliefern. Nach dem Vorgange der Rabbinen und des alexandrinischen Juden Philo (s. d.) beschäftigte sich auch die christl. Theologie frühzeitig mit der gelehrten Auslegung des Dekalogs, in welche man allerhand allegorische Deutungen hineinzog. Die Reformation betrachtete die Zehn Gebote neben dem Vaterunser und dem apostolischen Glaubensbekenntniß als ein Hauptbestandtheil der christl. Kinderlehre. Luther versah sie in seinen Katechismen mit Erklärungen. Die Zehnzahl der Gebote wird nach der reform. Ueberlieferung auf andere Weise als bei den Lutheranern bestimmt. Die Reformirten zählen nämlich die Worte: «du sollst dir kein Bildniß noch irgendein Gleichniß machen u. s. w.», als das zweite Gebot, und fassen dafür das neunte und zehnte Gebot nach luth. Zählung: «Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses» und «Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibs noch seines Knechts u. s. w.» in eins zusammen, was nach Form und Inhalt vor der Luther'schen Anordnung allerdings den Vorzug verdient.

Zehnt (Zehent, Zehend) oder **Decem** (decimae) ist eine Abgabe von irgendeinem Gewinn oder Erwerb, welche ihrem Namen nach aus dem zehnten, factisch aber auch wol aus einem kleinern Theile des Gewonnenen besteht. Diese Abgabe entstand in alter und neuer Zeit aus den mannichfaltigsten Veranlassungen und hat auch die verschiedensten Wandlungen gehabt. Schon im röm. Recht gab es Verhältnisse, in denen die Abgabe des zehnten Theils der Früchte die Stelle des Erbpachts oder eines Theils des Kaufgeldes vertrat, und diese Verträge und Abgaben dauern auch nach Einwanderung der Germanen in die röm. Provinzen und bis zur neuesten Zeit fort. Auch später noch wurden Z. vielfältig vertragsmäßig von den Berechtigten erworben. Ein Theil der Z., und zwar der bei weitem größere, ist aber ursprünglich sicher eine Steuer gewesen. Auf Grund der Gesetze Mosis, welche die Zehntabgabe zu Gunsten der Priester und des Cultus vorschrieben, suchte die christl. Geistlichkeit diese Abgabe ebenfalls einzuführen, und wenn man auch anfänglich den Z. nur durch moralischen Einfluß auf die einzelnen zu erzielen suchte, so forderte ihn doch schon 585 das Concil von Macon als wirkliches Recht der Kirche. Als solches bestätigten ihn spätere Concilienbeschlüsse und Capitularien der fränk. Könige, ohne ihn jedoch für alle Theile des Fränkischen Reichs und für alle Arten des Erwerbs und Einkommens durchzusetzen. Aehnlich verfuhr man in andern Ländern, namentlich in England, Schottland und Irland. In späterer Zeit kamen viele weltliche Z. in die Hände der Geistlichkeit und der geistlichen Stiftungen, indem diese zehntbare Güter an sich brachten, Grundstücke um Z. in Cultur gaben oder die Zehntpflicht gegen Kapital erkauften. Es gelangten aber auch

kirchliche Z., trotz der in den kirchlichen Gesetzen enthaltenen Abtretungsverbote, an Laien, sei es, daß man sie den kirchlichen Stiftungen gewaltsam entzogen, sei es, daß sie in Lehn gegeben wurden. So läßt sich denn nur selten noch mit Sicherheit der Ursprung der einzelnen Zehntrechte ermitteln. Doch kann man annehmen, daß, wo die Zehntpflicht über ganze große Bezirke geht, dieselbe auch aus einer ursprünglich kirchlichen Steuer entsprungen ist. Daß die Abschaffung der Z. wünschenswerth, ja nothwendig, ist allgemein anerkannt. Dieselben bieten für Berechtigte und Verpflichtete nicht mehr die Vortheile, welche sie in frühern Jahrhunderten hatten, führen aber erhebliche Nachtheile mit sich. So z. B. verhindern sie die Melioration der verpflichteten Grundstücke, da der Gewinn der darauf verwendeten Arbeiten und Kapitalien nicht vollständig den Besitzern derselben, sondern zum Theil den Berechtigten zugute kommt. Ebenso ist es nicht zweifelhaft, daß der Staat nicht nur die Schaffung neuer Zehntverhältnisse verbieten, sondern auch die bestehenden Z. aufheben kann. Wenn es sich aber um die Frage handelt, ob die Aufhebung ohne oder gegen Entschädigung erfolgen soll, so wird die Entscheidung fast immer für die Entschädigung ausfallen müssen, weil die ursprünglich kirchliche Steuer nach und nach ihren Charakter ganz eingebüßt hat und ein Eigenthum geworden ist, welches der gegenwärtig Berechtigte häufig im Wege des Kaufs erworben haben wird. Bei der Normirung der Entschädigung wird aber zugleich darauf Rücksicht zu nehmen sein, daß der Verpflichtete nicht, wie es oft geschehen, überlastet, sondern eher erleichtert wird, weshalb, wenn es nicht anders angeht, der Staat unterstützend eintreten muß. In der Regel ist die Entschädigung in Geld festzusetzen, nur wenn die verpflichteten Grundstücke umfangreich sind, ist auch Landentschädigung zulässig. Der Z. hat verschiedene Namen. Am häufigsten ist er Reallast von Feldern und Weinbergen, wird nur von Getreide und Wein gegeben und heißt großer Z. Außerdem kommt hier und da der Z. von Gemüsegärten als kleiner Z., von jungem Vieh als Blut- oder Fleischzehnt, von Eiern u. s. w. vor. Forste sind selten dem Z. unterworfen, sehr häufig dagegen der Bergbau. Der Z. von neuangebauten Feldern heißt Neubruchzehnt. Die neuern Berggesetze regeln in anderer Weise als durch Auflegung von Z. die Verpflichtungen der Bergwerksbesitzer gegen die Territorialherren (den Staat) und den Grundbesitzer. In der Regel muß der Zehntherr den Z. einsammeln. Nur wenn bestimmte, immer gleichbleibende Abgaben verglichen sind, muß sie der Pflichtige bringen (Sackzehnt). In vielen Staaten sind die Z. fast schon ganz verschwunden oder bestehen doch nur noch zu Gunsten geistlicher Institute fort.

Zeichenkunst, von den Griechen Skiagraphia genannt, heißt die Kunst, sichtbare Formen und Verhältnisse zueinander durch Licht und Schatten auf Flächen darzustellen. Der altgriech. Sage nach wurden Zeichnung und Plastik zugleich erfunden, und als die erste Zeichnerin wird die Tochter des Dibutades genannt, welche den Schatten des Profils ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, den der Vater dann ausschnitt und in Thon modellirte. Die Zeichnung bestimmt die Formen durch Linearumrisse und Schatten, die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch Hülfe der Perspective (s. d.). Ardices und Telephanes, wahrscheinlich erdichtete Namen, sollen es gewesen sein, die durch Schraffirung (s. d.) die Rundung der Körper auszudrücken suchten. Philokles und Kleanthes erfanden die Monochromen (s. d.) oder einfarbigen Gemälde, bei welchen die Farben mit Weiß gemischt wurden, ungefähr wie bei der Manier, die man jetzt Camaïeu (s. d.) nennt. Dieses bildete den Uebergang vom Zeichnen in das eigentliche Malen, welches sich durch das volle Bedecken des Hintergrundes von der Zeichnung unterscheidet. Die Griechen waren sehr streng und genau bei dem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des Apelles, verlangte, daß seine Schüler zehn Jahre bei ihm lernten. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und bekannt ist der Wettstreit des Apelles und Protogenes in solchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien. In der neuern Zeit lassen sich die Arten zu zeichnen in drei Hauptgattungen eintheilen: 1) mit der Feder, 2) mit Kreide und 3) mit Tusche. Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem erstern werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber ausgespart. Die Federzeichnungen sind von zweierlei Art: entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen verstärkt oder nur der Umriß mit der Feder angegeben und dann der Schatten sanft getuscht. Letztere Art ist besonders bei architektonischen Zeichnungen und histor. Skizzen gebräuchlich. Die Kreidezeichnungen sind die geeignetsten für die Anfänger in der Kunst, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich dazu sowol der schwarzen als der rothen Kreide und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie mit dem Wischer verreibt, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und gefälliges An-

sehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die gewischte Zeichnung, eignet sich besonders, um breite Massen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Auch gibt es Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; diese eignen sich besonders zu Porträts. In diese Gattung Zeichnungen gehören ferner die mit Blei- und Silberstift auf Papier und Pergament, die sich zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies Crayonzeichnungen, die man bisweilen ganz zart mit einer trockenen Farbe untermischt. Das Tuschen geschieht mittels des Pinsels auf weißes Papier und mit ausgesparten Lichtern, entweder mit chines. Tusche oder mit Sepia und Biester, gemischt mit Indigo und Karmin. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Vollendung und ist in allen Gattungen der darzustellenden Gegenstände anwendbar.

Die Zeichnungen lassen sich in fünf Klassen eintheilen: erste Entwürfe, ausgeführte Zeichnungen, Studien, Acte und Cartons. Erste Entwürfe, Skizzen oder Croquis nennt man die Einfälle, die der Künstler aufs Papier bringt, um ein beabsichtigtes Werk danach auszuführen; ihr Zweck ist blos, den ersten, noch rohen Gedanken festzuhalten. Ausgeführte Zeichnungen sind sorgsam vollendet und mit Andeutungen aller Einzelheiten ausgearbeitet. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben oder nach Rundwerk gemacht sind, z. B. Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören ebenfalls die Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln; ferner von Gewändern, Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften. Acte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebenden Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenerleuchtung, die den Schatten mehr als das Tageslicht zeigt, in allerlei Stellungen gebracht, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen vorkommen. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studiren, werden dabei die Gewänder auf den Gliedermann gelegt und danach gezeichnet. Cartons (s. d.) sind Zeichnungen auf grauem Papier, in der Größe des danach auszuführenden Gemäldes. Um den Umriß eines Gemäldes auf eine andere Leinwand zu übertragen, wenn es recht treu copirt werden soll, oder überhaupt um einen Entwurf zu wiederholen, bedient man sich verschiedener Hülfsmittel. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in angemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen, wo es dann sehr leicht ist, in jedes Quadrat das zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben Größe sein, so zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgespannten schwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine bestimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß. Will man aber die scharfbestimmte Form nachzeichnen, so muß dies mittels einer Pause oder Durchzeichnung geschehen. Nächstdem sind noch die Situations- oder Planzeichnungen zu erwähnen, die indeß gleich den Architektur-, Perspectiv- und andern Zeichnungen weniger zur Kunst gehören, sondern technischen Zwecken dienen. (S. Situationszeichnen.)

Besonders geschätzt sind die Handzeichnungen (s. d.) großer Meister, da sich in ihnen das erste Feuer der Auffassung am deutlichsten und genialsten ausspricht. Es wird daher, weil hier alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgesprochen ist, weit schwerer, eine täuschend ähnliche Copie von einer Handzeichnung zu machen als von einem ausgeführten Gemälde. Die großen Malerschulen unterscheiden sich ebenso sehr in der Zeichnung als in der Malerei, und ein geübtes Auge wird die Meister ebenso leicht in ihren Zeichnungen unterscheiden können wie in ihren Gemälden. In Italien wurde die Römische Schule durch Rafael's reinen Sinn für schöne und charaktervolle Formen und durch sein Studium der Antike die echte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung. Die Florentinische Schule wollte die Römische gerade hierin übertreffen und verlor durch Uebertreibung, was sie an Gelehrsamkeit und streng anatom. Studium wohl vorausgehabt hätte. In der Lombardischen Schule schimmert zartempfundene Zeichnung durch den zauberischen Farbenschmelz, doch ist sie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln gebildet. Bei der Venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbenglut, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervortritt, so sind es mehr Formen ohne tiefern Sinn, ohne Adel und Würde, nur imponirend durch ihre keke Wahrheit und üppige Fülle. Die Venetianer sind die ital. Niederländer, denn an diesen und ihrer Schule bemerkt man gleiche Vorzüge, nur daß sie noch weniger edel erscheinen. Die Französische Schule war zu Poussin's Zeiten sehr correct in der Zeichnung; später wurde der Stil äußerst manierirt. Erst David führte richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder ein, und durch diese beiden Eigenschaften unterscheidet

sich seine Schule, die sog. Classische, von der spätern Romantischen und von der gegenwärtigen Eklektischen, deren Zeichnung weniger edel und absichtlich graziös, aber individueller und charaktervoller ist. Die neuern deutschen Meister haben einen verschiedenen Stil, aus eigenem Gemüth und eigenem Studium der Natur und der großen Meister entsprossen. Die Zeichnung in der Malerei bestimmt stets den Geist eines Kunstwerks, während die Farbengebung mehr den Körper und Ausdruck desselben bildet und die letzte Ausführung die Seele hineinhaucht. Vgl. Elster, «Die höhere Zeichenkunst, theoretisch-praktisch, historisch und ästhetisch entwickelt u. s. w.» (mit Holzschnitten und colorirten Blättern, Lpz. 1853).

Zeichnende Künste nennt man alle Künste, bei welchen Zeichnungen von sichtbaren Formen die Grundlage abgeben, also auch Malerei, Bildhauerkunst und Architektur; ferner Kupferstechkunst, Stahlstechkunst, Formenschneidekunst, Lithographie, Xylographie.

Zeidelgüter nannte man sonst die in den Reichsforsten bei Nürnberg gelegenen Güter der Zeidler, d. h. der Personen, welche in den gedachten Waldungen die Aufsicht über die Bienenzucht und das Recht des Zeidelns, d. h. des Bienenhaltens und Honigschneidens, hatten, dafür jährlich eine gewisse Abgabe zahlten und unter einem besondern Gerichte (Zeidelgericht) standen.

Zeisig heißt eine Gruppe aus der artenreichen Gattung Finke (Fringilla), mit vorn sehr zusammengedrücktem spitzigem Schnabel. Außer dem Distelzeisig oder Stieglitz (s. d.) ist besonders nennenswerth der Erlenzeisig (F. Spinus) oder Z. schlechtweg, ein kleiner, harmloser, geselliger Strichvogel Mitteleuropas, oben olivengrün, unten gelb gefärbt, mit schwarzem Scheitel, Flügeln und Schwanze. Er hält sich meist in Nadelhölzern auf, von deren Samen er lebt, und wird wegen seines Gesangs und seiner Geschicklichkeit im Erlernen mancher Kunststückchen häufig als Zimmervogel gehalten.

Zeit bezeichnet die allgemeine Form des Nacheinander, unter welcher wir anschauen, erfahren, wahrnehmen und denken. Die Bestimmung ihres Begriffs gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Metaphysik. Die ältesten Philosophen verwechselten sie häufig mit dem Weltall. Plato hielt sie für ein Erzeugniß aus dem Seienden (den Ideen) mit dem Nichtseienden (der Materie). Aristoteles faßte sie auf als das Maß der Bewegung im Weltall. Erst Kant gelang es, ihren Begriff von den anklebenden unwesentlichen Merkmalen zu reinigen und ihm nebst dem des Raums (s. d.) unter der Benennung von Anschauungen a priori seine Stelle im System der Erkenntnisse auf genauere Art anzuweisen. Die Z. wird durch den stetigen Uebergang von drei relativen Bestandtheilen, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gebildet. Ihr Gesammtbegriff heißt Ewigkeit (s. Ewig), unter welcher entweder eine fließende Gegenwart als eine unabreißliche Kette von Zeitpunkten, oder eine sog. stehende Gegenwart (praesentia stans) als vollendetes Dasein ohne alle Verflußpunkte verstanden wird. Zur Messung der Z. dienen vorzüglich die gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper in ihrer Verbindung mit der Erde. Weil aber das Licht, wodurch die Himmelskörper erscheinen, selbst Z. zur Ausbreitung gebraucht, so wird in Beziehung auf ihre Bewegungen zwischen scheinbarer oder gemeiner und wirklicher oder astronomischer Z. unterschieden. In Beziehung auf die Umdrehung der Erde tritt der Unterschied zwischen Sonnenzeit (s. d.) und Sternzeit (s. d.) ein.

Zeiten (grammatisch), s. Tempus.

Zeitgeist (genius saeculi) bezeichnet die Summe herrschender Ideen, die nach Inhalt oder Form einer Zeit eigenthümlich angehören, ihr Charakteristisches und sie von andern Unterscheidendes bilden. Es hat damit ungefähr dieselbe Bewandtniß wie mit der öffentlichen Meinung, nur daß der Z. weiter greift und auch in den Regungen des Gemüths, nicht blos im Gebiete der Meinungen waltet. Seine Macht ist gewiß, aber das Berufen auf dieselbe sehr trügerisch. Denn seine Macht ist eine unsichtbare, factische, der sich keiner ganz zu entziehen vermag, die aber selbst in beständiger Veränderung ist, indem sie durch die Einflüsse der bedeutendern geistigen Kräfte, welche in der Gegenwart thätig sind, unaufhörlich modificirt wird. Wo die geistige Kraft so groß ist, dem Z. in irgendeiner Beziehung eine neue Richtung zu geben, da spricht man von Genie, während das Talent sich begnügt, in den vom Z. bereits vorgeschriebenen Bahnen sich mit Meisterschaft zu bewegen. Uebrigens wird das Wort Z. auch manchmal gemisbraucht, um gewissen subjectiven Richtungen einzelner Personen oder Parteien unter dem Titel, daß dies die Richtung des Z. sei, ein ungebührliches Gewicht zu geben. Schwierig ist es, weil alle dem Einflusse des Z. unbewußt unterliegen, denselben aus der Gegenwart selbst heraus zu erkennen, und so wie das Charakteristische eines Volks immer besser und sicherer von einem andern als vom eigenen Volke aus, so wird auch das Charakteristische einer Zeit immer besser und sicherer von einer spätern Zeit als von der Gegenwart aufgefaßt und beurtheilt werden können.

Zeitkauf oder **Lieferungsgeschäft** (marché à terme) ist ein Kauf, der nicht für den sofortigen Bezug durch Dahingabe von Waaren gegen Baarzahlung, sondern zunächst in der Weise geschlossen wird, daß der Verkäufer bestimmte Quantitäten gewisser Sachen zu einem vereinbarten spätern Zeitpunkte zu liefern und der Käufer dafür den schon jetzt verabredeten Preis zu gewähren verspricht. Mittels reeller Lieferungskäufe können Consumenten durch Z. einen voraussichtlich größern Bedarf bei zeiten decken, z. B. Bauunternehmer die fortgehende Zufuhr von Materialien. Man hat aber auch die Geschäftsform des Z. weitgehenden Speculationen dienstbar gemacht, und zwar hinsichtlich solcher Artikel, wo das Verhältniß der Nachfrage und damit die Preisnotirung erheblichen Schwankungen unterliegt, wie bei Producten, Rüböl, Spiritus, Staatsschuldscheinen, Actien und andern an der Fondsbörse zum Angebot gelangenden Effecten. Wer so etwa ein Steigen (Hausse) der Getreidepreise voraussieht, kann entweder durch Ankauf, z. B. von 100 Wispel Roggen zu 55 Thlrn., seine Böden füllen, oder er kann dieses Quantum, den Wispel ebenfalls zu 55 Thlrn., bei einem Getreidehändler, welcher das Herabgehen der Preise (Baisse) vermuthet, in der Art kaufen, daß das Getreide erst nach drei Monaten geliefert und gegen Bezahlung abgenommen werden solle. Wenn sich dann in der Zwischenzeit der Preis des Wispels auf 60 Thlr. gehoben hat, so gewinnt der Käufer, da er das betreffende Quantum, statt wie auf dem Markte mit 6000, bei dem Verkäufer nur mit 5500 Thlrn. bezahlt, während umgekehrt der Verkäufer einen Nutzen von 500 Thlrn. erhält, wenn der Preis mittlerweile auf 50 Thlr. per Wispel gefallen wäre. Da aber Waarenvorräthe für den Handel nur insofern von Belang sind, als vermöge des Unterschieds zwischen Ein- und Verkaufspreisen ein Nutzen zu erlangen steht, so wird sich in dem gewählten Falle das Geschäft nicht allein durch wirkliche Lieferung und Abnahme, sondern nach dem Belieben der Contrahenten auch in der Weise abwickeln lassen, daß der Verkäufer dem Käufer nur die Differenz zwischen dem Bedungenen und dem Marktpreise herauszahlt. Diese Ausgleichungsart legt nun überhaupt den Gedanken nahe, bei solchen Abschlüssen gleich von vornherein lediglich die Differenz ins Auge zu fassen, und es hat sich daran ein verführerisches Treiben entwickelt, welches die Lieferung von gar nicht verfügbaren Beträgen zu übernehmen gestattet und durch das bloße Mittel einer kurzen Verabredung große Gewinne in Aussicht stellt. Beliebte Objecte des Lieferungsgeschäfts sind namentlich öffentliche Creditpapiere, deren Preis (Curs) mit den Zeitereignissen und sonstigen Gründen für den Meinungswechsel über den Nennwerth steigen oder unter denselben herabgehen kann. Baissespeculanten (die Contremine) treten dabei als Verkäufer auf, indem sie erwarten, daß der Tagescurs der versprochenen Papiere zur Lieferungszeit hinter dem festgesetzten Verkaufspreise zurückstehen werde, während die Haussespeculation ein Steigen der Curse in Aussicht nimmt und darauf rechnet, daß die Verkäufer unter dem Tagespreise abgeben oder die sich herausstellende Differenz erlegen müssen. Die Agiotage (s. d.) und das Börsenspiel entwickelt hier zugleich ein raffinirtes Durcheinander von Vorbehalten, Nebengeschäften und Finten, um gute Gelegenheiten vollständig auszunutzen, die Berechnung des soliden Bedarfs irrezuleiten, ungünstige Conjuncturen zu überdauern oder selbst in günstige zu verwandeln und eintretende Verluste weniger fühlbar zu machen. Es gehören hierher: 1) das In-die-Kost-nehmen, wo der Verkäufer, welcher gewisse Creditpapiere zu einem spätern Termine liefern soll, Effecten dieser Art bei einem Vertrauten für eine bestimmte Provision und indem er sich zur Wiedergabe einer gleichen Anzahl von Stücken der nämlichen Gattung verpflichtet auf kürzere Frist leiht, durch ihren Verkauf ein Herabgehen des Curses bewirkt, hierdurch die Abrechnung am Lieferungstage zu seinem Vortheil gestaltet und bei billigem Rückkauf zum Zweck der Wiedererstattung möglicherweise noch einen weitern Vortheil erlangt. Hiermit verwandt ist 2) das Deportgeschäft, welches bei Zeitkäufen, wo es sich um wirkliche Abnahme der Papiere handelt, dem in seinen Erwartungen getäuschten Verkäufer die Möglichkeit einer Ausgleichung des erlittenen Schadens eröffnet. Wenn dieser nämlich voraussetzt, daß der Käufer die unter dem Börsenpreis zu erwerbenden Effecten nicht dauernd werde festhalten können, so leiht er die benöthigenden Papiere in der Weise, daß er dieselben bei einem Vertrauensmann ankauft und ihm Stücke derselben Art nach gewöhnlich einem Monat zu einem etwas niedrigern Curs wieder zu liefern verspricht. Er erfüllt dann zunächst die gegen den Dritten übernommene Verbindlichkeit durch Dahingabe der käuflich entliehenen Effecten und kann nachher, wenn jener durch nothgedrungene Wiederverkäufe die Curse drückt, die zur Befriedigung des Deportirenden erforderlichen Stücke zu billigerm Preise an der Börse erlangen. Umgekehrt schaffen sich Haussespeculanten die zur Abnahme und zum längern Festhalten von Effecten erforderlichen Geldmittel durch den 3) Report. Sie verkaufen hier gegen Baar andere Werthe an einen Geldmann (Reporteur), der dabei ihnen, den Reportirten, Papiere der-

selben Gattung nach einem Monat zu einem etwas höhern Preise abzulassen verspricht. Steigen mittlerweile die Curse noch über diesen bedungenen Preis, so hat der Reporteur Verlust, da er, wenn die Reportirten von ihrem Wiederkaufsrechte Gebrauch machen, unter dem Tagespreise abgeben muß, während er im Fall eines Sinkens der Curse durch das Wiederabgeben zu höherm Preise für das in ein Lieferungsgeschäft eingekleidete Darlehn bedeutende Zinsen bezieht. Die Gefahr großer Verluste kann bei Zeitkäufen durch deren Verbindung mit dem Prämiengeschäft vermindert werden, indem man sich den Rücktritt von der Lieferung oder die Verweigerung der Annahme gegen Erlegung eines von vornherein festgesetzten Reugeldes (Prämie) vorbehält. Andererseits läßt sich auf diesem Wege die Möglichkeit des Gewinns noch vervielfältigen, wenn bedungen ist, daß der Prämienzahler die Lieferungszeit innerhalb einer gesetzlichen Frist nach seinem Belieben bestimmen (Wandelgeschäft) oder ein größeres als das ursprünglich bestellte Quantum fordern oder liefern (Nach- oder Nochgeschäft), ingleichen zwischen Selbstliefern oder Liefernlassen wählen könne (Stellgeschäft).

Da das Börsenspiel und das Differenzgeschäft zu ausschweifenden Speculationen verlockt, den Verkehr und den öffentlichen Credit durch Hervorrufung von willkürlichen Preisschwankungen benachtheiligt und durch das Beispiel müheloser, mit nicht immer saubern Mitteln erlangter Gewinne die Demoralisation in weitere Kreise verpflanzt, so fehlt es nicht an Vorschlägen und Versuchen, dem ganzen Treiben durch die Gerechtigkeitspflege ein Ende zu machen. Allerdings wird mit directen Verboten nicht viel dagegen auszurichten sein, da dieselben, um der Möglichkeit einer Verschleierung zu begegnen, in den Verkehr tief eingreifen und dadurch auch den reellen Handel beeinträchtigen müßten. Selbst das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch hat deshalb mit der Bestimmung, daß das Lieferungsgeschäft nach den Regeln über den Kauf zu beurtheilen sei, sich der Aufstellung von einheitlichen Grundsätzen über derartige Verträge begeben, und es ergibt sich daraus für die gemeinrechtliche Praxis nur das Erschwerungsmittel, daß bei Klagen aus Differenzgeschäften die wirkliche Leistung der verkauften Quantitäten oder volle Zahlung des Preises angeboten und dafür die gesammte Gegenleistung gefordert werden muß. Bei entsprechenden Verurtheilungen kann sich dann freilich ein Credit genießender Kläger, um den vollen Betrag in Anspruch zu nehmen, die erforderlichen Gegenwerthe durch einstweiliges Leihen um eine geringe Provision verschaffen, und wenn hierauf die Sache durch das Anbieten und Annehmen der Differenz beigelegt wird, so ist dies ein Vergleich, dem niemand etwas anhaben kann. Im Königreich Sachsen behält jedoch das Landesgesetz dem Beklagten auch den Beweis vor, daß die Absicht der Contrahenten von Anfang an nur auf die Differenz gerichtet gewesen sei, und beurtheilt den Handel, wenn dieser schwierige Beweis erbracht sein sollte, als Spiel und Wette, welche kein Klagerecht auf den Gewinn verleihen, wennschon der Gewinnende nicht zur Wiederherausgabe des bereits Empfangenen angehalten werden kann.

Zeitlose, s. Colchicum.

Zeitmaß, s. Metrum, Quantität und Tempo.

Zeitrechnung, s. Aera.

Zeitungen und Zeitschriften. Das Wort Zeitung, die hochdeutsche Form für das niederdeutsche Theiding oder Theidung und das engl. Tiding, ist eine Ableitung von dem Worte Zeit (im Niederdeutschen tid oder teid, im Angelsächsischen tid und im Englischen tide) und bezeichnet ursprünglich Begebenheit oder Ereigniß. Die Bedeutung, welche das Wort gegen Ende des 16. Jahrh. erhielt, ist erst eine übertragene und zunächst entlehnt von dem Titel «Zeitungen», «Neue Zeitungen» (d. i. neue Begebenheiten), welchen meist die über merkwürdige Begebenheiten veröffentlichten Flugblätter führten. Im modernen Sprachgebrauch unterscheidet man Zeitungen von Zeitschriften, und versteht dann im Besondern unter Zeitungen (engl. Newspapers, franz. Gazettes) entweder im engern Sinne solche periodische Blätter, die sich blos mit Veröffentlichung polit. Nachrichten beschäftigen, oder in einem weitern Sinne alle diejenigen periodisch erscheinenden Preßorgane, welche die möglichst schnelle Bekanntmachung nicht blos von Ereignissen und Begebenheiten im öffentlichen Leben der Völker, sondern auch von neuen Erscheinungen, Entdeckungen und Erfindungen im Gebiet der Wissenschaft, Literatur und Kunst wie des Handels und der Industrie bezwecken. In diesem weitern Sinne gibt es also, neben den eigentlichen polit. Zeitungen, auch Handelszeitungen, Gewerbszeitungen, Literaturzeitungen, Kunstzeitungen u. s. w. Unter Zeitschriften oder Journale (franz. und engl. Journal, ital. Giornale) faßt man dagegen alle solche periodische Publikationen zusammen, welche mit ihrem Inhalte den Zweck einerseits der wissenschaftlichen Discussion, andererseits der Belehrung oder Unterhaltung im Auge haben. Je nachdem diese Organe das größere Publikum durch Mannich-

faltigkeit des Inhalts zu interessiren suchen, oder für einzelne Zweige des Wissens bestimmt sind, oder sich mit der Beurtheilung der literarischen und artistischen Erscheinungen befassen, spricht man von allgemeinen, von wissenschaftlichen und von kritischen Zeitschriften. Die Gesammtheit der periodischen Literatur eines Volks nach ihren beiden Hauptrichtungen, der politischen wie der literarischen, begreift man unter dem Namen Journalismus, dessen Geschichte als ein wichtiger Theil der Darstellung des Entwickelungsgangs der gesammten geistigen Cultur einer Nation zu betrachten ist.

Als die ersten Keime des Zeitungswesens betrachtet man gewöhnlich die Acta diurna der alten Römer. (S. Acta.) Doch fallen diese periodischen Veröffentlichungen wie auch die einiger neuern orient. Völker, der Chinesen, Japaner und Perser, nicht unter den literarhistor. Begriff des Journalismus, dessen Wesen darin beruht, daß er seinen Inhalt einer allgemein zugänglichen Oeffentlichkeit übergibt, die wiederum einerseits das Bedürfniß der Völker und Individuen, andererseits die nöthigen Mittel zur Ausführung voraussetzt. Da jenes subjective Bedürfniß erst im Gefolge der großen Kirchenreformation und des eröffneten Weltverkehrs, die objective Ausführbarkeit aber durch die Buchdruckerkunst und einen geregelten Postverkehr eintrat, so liegt es in der Natur der Sache, daß der Journalismus erst im 16. Jahrh. mit jenen Bedingungen ins Leben treten konnte. Zunächst wandte sich die journalistische Thätigkeit dem augenfälligsten Stoffe, bedeutenden Ereignissen des Staaten- und Völkerlebens zu, jedoch so, daß sie eben nur das äußerliche Material der Oeffentlichkeit überlieferte. Zu dergleichen Veröffentlichungen gehören die sog. «Relationen», wie sie während des 16. und 17. Jahrh. in Deutschland und auch anderwärts erschienen. Dieselben waren die Vorgänger der sich allmählich herausbildenden periodischen Blätter, mit welchen dann wiederum die durch andere Bedürfnisse gleichzeitig hervorgerufenen Intelligenz- und Anzeigeblätter zusammenflossen. Der literarische Journalismus zeigte seine ersten Anfänge in Frankreich und verpflanzte sich von hier aus bald nach Deutschland und den übrigen Ländern. Im Anfange nur der Ausdruck der kastenmäßig abgeschlossenen Gelehrsamkeit des 17. Jahrh., ward das Zeitschriftenwesen nicht nur bald einer der mächtigsten Hebel der neuern Civilisation überhaupt, sondern es gewann auch im besondern in seiner weitern Entwickelung einen wesentlichen Einfluß auf die literarische Cultur, gab der modernen Literatur eine eigenthümliche Gestalt und führte das Wissen aus der Schule in das Leben hinüber.

Die ersten Spuren von Zeitungen finden sich in Italien nach der Mitte des 16. Jahrh., und zwar in Venedig. Die Regierung der Republik, damals im Kriege mit den Türken, machte von Zeit zu Zeit geschriebene Nachrichten (notizie scritte) über die wichtigsten Kriegsereignisse bekannt, welche an einigen öffentlichen Orten gegen ein Lesegeld von einer Scheidemünze, gazeta genannt, den Neugierigen zugänglich waren. Von dieser Münze erhielten die Neuigkeitsblätter in Italien wie später in Frankreich (gazette), Spanien und England ihren Namen. Eine ansehnliche Sammlung solcher Blätter findet sich in der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Florenz. Die argwöhnische Regierung Venedigs aber war der Verbreitung polit. Mittheilungen so abhold, daß sie noch lange nach der Einführung der Buchdruckerkunst nur geschriebene Zeitungen duldete. Als endlich gedruckte Neuigkeitsblätter erscheinen durften, verbreiteten sich dieselben von Venedig aus schnell durch ganz Europa. Die Veröffentlichung von Zeitungen in mehrern Städten Italiens erweckte inzwischen den Argwohn des röm. Stuhls. Papst Gregor XIII., 1572—85, erließ sogar eine Bulle gegen die Zeitungsschreiber, welche damals Menanti hießen, und die er durch ein Wortspiel als drohende (Minantes) bezeichnete. Eine Journalistik im eigentlichen Sinne konnte jedoch, trotz der frühzeitigen Anfänge, gerade in Italien erst in neuerer Zeit zur Entwickelung gelangen. Noch gegenwärtig tragen daselbst die meisten Zeitungen und Zeitschriften einen provinziellen, ja selbst municipalen Charakter; nur äußerst wenige haben sich bisher zu allgemeiner nationaler Bedeutung aufzuschwingen vermocht. In der Zeit des Absolutismus und der geistlichen und weltlichen Censur konnte von einer polit. Presse kaum die Rede sein. Am meisten Beachtung fanden noch die privilegirten Zeitungen von Mailand, Venedig, Turin, Genua, Bologna, Lucca, Florenz, Rom, Neapel, Palermo. Selbstverständlich ließen sich diese amtlichen Organe zu keiner polit. Discussion herbei. Um so größeres Aufsehen erregte die Uebertreibung absolutistischer Doctrinen, die sich nach der Bewältigung der Bewegung von 1831 in der modeneser «Voce della verità» aussprach. Die auf Gründung einer liberalen Presse gerichteten Versuche der Patrioten, welche damals größtentheils exaltirten Anschauungen zuneigten, pflegten rasch zu scheitern. So ging der in Genua veröffentlichte «Indicatore genovese», in welchem Mazzini seine ersten Arbeiten mittheilte, bald nach seiner Entstehung (1828) ein; das gleiche Schicksal traf 1830 den von Guerrazzi 1829 ins Leben gerufenen «Indicatore

livornese». Die Unmöglichkeit, durch öffentliche Blätter die Sache der Freiheit zu verfechten, rief naturgemäß eine geheime Presse hervor, und zwar wurden deren wichtigste Organe im Auslande geschrieben und gedruckt und dann in Italien eingeschmuggelt. Es verdient darunter besonders genannt zu werden die von Mazzini 1832 ins Leben gerufene «Giovine Italia», eine Revue, welche die Grundsätze der gleichnamigen geheimen Gesellschaft vertheidigte und deren Zwecke verfolgte. Sie erschien, jedoch nicht regelmäßig, bis 1834 in Marseille; unter ihren Mitarbeitern sind außer Mazzini zu nennen: Sismondi, Pietro Giannone, Demofilo (Gioberti). Der «Giovine Italia» folgten viele andere im Auslande veröffentlichte nationale und radicale Revuen, wie der «Italiano» (Par. 1836), der «Apostolato popolare» (Lond. 1840) u. s. w. Die Mazzini'sche Presse erlahmte um 1845, um die Zeit, als die polit. Bestrebungen Italiens andere Bahnen einzuschlagen begannen, und bald auch Gelegenheit fanden, sich im Lande selbst öffentlich kundzugeben.

Bei weitem wichtiger als die polit. Blätter sind in der Periode von 1815—48 die wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften; hier entfaltete sich die Wirksamkeit einer Reihe ausgezeichneter Männer, welche, da die unmittelbare polit. Thätigkeit unmöglich war, an der moralischen und geistigen Erziehung der Nation arbeiteten. Es unterliegt sogar keinem Zweifel, daß in der genannten Periode das literarische Leben Italiens reicher und glänzender blühte als späterhin, eben weil von 1846 an die Politik alle Kräfte fast ausschließlich in Anspruch nahm. In den ersten Jahren nach der Restauration bildete Mailand den Mittelpunkt des literarischen Lebens; hier platzten zuerst die Gegensätze der Classicisten und Romantiker aufeinander. Das Organ der Classicisten war die seit 1816 von Acerbi geleitete «Biblioteca italiana». Größere Berühmtheit erwarb sich das Organ der Romantiker, der «Conciliatore», redigirt von Silvio Pellico; außer dem Hauptmitarbeiter Berchet (unter dem Pseudonym «Crisostomo») schrieben für dasselbe Pellegrino Rossi, Hermes Visconti, Romagnosi, Sismondi u. a. Um dieselbe Zeit, 1820, kamen in Mailand noch einige andere nennenswerthe Zeitschriften heraus, wie die «Ape italiana», ein anderes Organ der Romantiker, der «Ricoglitore» u. s. w. Allein durch die Ereignisse dieses und des folgenden Jahres erlitt das rege literarische Leben einen Stoß, wovon es sich sobald nicht wieder erholte. Der «Conciliatore» mußte bereits 1820 aufhören. Statt Mailand trat nun Florenz an die Spitze der literarischen Thätigkeit. Hier erschien seit 1821 unter Leitung von Vieusseux (s. d.) die «Antologia», die beste aller je in Italien erschienenen Zeitschriften. An ihr arbeiteten Männer sehr verschiedener philos. und literarischer Richtung. Obgleich die «Antologia» in polit. Hinsicht einen gemäßigten Charakter trug, wurde sie doch, als nach der Bewältigung der romagnolischen Revolution auch in Toscana die Reaction mächtiger wurde, Anfang 1833 auf Antrag des russ. und des österr. Gesandten unterdrückt. In den zwanziger Jahren begann ferner in Florenz die Veröffentlichung der noch heute erscheinenden «Atti dell' Accademia dei Georgofili» (1823) und des damit verwandten «Giornale agrario toscano», letzteres zumal unter Mitwirkung von Ridolfi und Lambruschini. Beide machten sich um die Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse verdient. Ebenfalls in Florenz wurde späterhin (1842), und zwar ebenfalls unter der Direction von Vieusseux, das höchst wichtige «Archivio storico italiano» gegründet, eine Zeitschrift, welche sich die Veröffentlichung ungedruckter, auf die Geschichte Italiens bezüglicher Schriften und Urkunden zur Aufgabe stellte und diesen Zweck bis heute trefflich erfüllt hat. Von andern toscan. Zeitschriften ist noch zu nennen Lambruschini's «Guida dell' educatore», wichtig wegen ihres antiklerikalen Geistes, ferner der 1844 von Matteucci und Pirca in Pisa gegründete «Nuovo Cimento» (für mathem. und physik. Wissenschaften). Auch in den übrigen ital. Ländern erschienen bereits in den zwanziger Jahren zahlreiche wissenschaftliche, religiöse und literarische Revuen, vor allem die periodischen Rechenschaftsberichte der vielen und mannichfaltigen Akademien. Als älteste aller ital. Zeitschriften verdient das römische «Giornale arcadico» hervorgehoben zu werden. Nach 1830 entstanden in den verschiedenen Städten Italiens eine große Anzahl neuer Revuen, vorzugsweise literarischen Charakters, gingen aber meistentheils infolge der Schwierigkeit des Verkehrs und der geringen Theilnahme des Publikums bald wieder ein; andern, welche sich länger hielten, wurden die polit. Stürme verderblich. So erschien in Mailand, wo der «Ricoglitore» in der «Rivista europea» eine Nachfolgerin gefunden hatte und die «Annali di statistica» unter Sacchi's Leitung eine hervorragende Bedeutung gewannen, seit 1839 der «Politecnico», welcher, unter der Leitung Cattaneo's, das gesammte Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Literatur zu umfassen strebte. In Neapel begannen sich zahlreiche tüchtige junge Kräfte zu regen. Neben den unregelmäßig erscheinenden «Atti dell' Accademia delle scienze» kamen daselbst heraus der sehr

bemerkenswerthe «Progresso», welcher, 1832 gegründet, schon vor der Revolution wieder aufhörte, und das «Museo di scienze e letteratura», welches seit 1843 unter der Leitung Gatti's deutsch-philos. Ideen zu verbreiten suchte. Die um Förderung der Landeskunde verdienten «Annali civili» verloren 1848 als Organ der Regierung ihre bisherige Bedeutung. In Piemont war damals das literarische Leben minder rührig als im übrigen Ober- und Mittelitalien. Brofferio gab zwar in den vierziger Jahren allerlei Zeitungen und Zeitschriften heraus, wie die «Galleria contemporanea», den «Messagiere torinese», die jedoch nur den alten Streit wider den Classicismus erneuerten. Die 1846 von Predari begonnene, aber schon 1848 wieder eingegangene «Antologia italiana», an welcher Männer wie Balbo, die beiden Azeglio, Farini, Pinelli, Cavour, Gioberti Mitarbeiter waren, bezeichnete den Anbruch einer neuen Zeit.

Infolge des Regierungsantritts Pius' IX. und der sich daranknüpfenden, durch ganz Italien gehenden Reformbewegung war die Preßgesetzgebung in den meisten Staaten bereits eine mildere geworden; die Stürme von 1848 rissen vollends jede Schranke nieder. Zahllose polit. Blätter schossen empor; doch die natürliche Wirkung dieses plötzlichen Ueberganges vom vollständigsten Drucke zu vollständiger Freiheit war, daß die meisten Zeitungen, der ruhigen Discussion ungewohnt, Ausschreitungen aller Art begingen. In Rom konnten 1846 mit Bewilligung des neuen Papstes die ersten eigentlichen Journale erscheinen: «La Bilancia» und «Il Contemporaneo». Zumal der letztere kann überhaupt als die erste polit. Zeitung Italiens gelten, indem er nicht nur Nachrichten gab, sondern einen Einfluß auf die Regierung üben wollte, deren Handlungen er wenigstens in der ersten Zeit mit Mäßigung kritisirte. Später wurde diese Zeitung unter Sterbini ein Organ der Radicalen. Das Organ der gemäßigten Partei in Rom hieß im Frühjahr 1848 «L'Epoca», dann nach Errichtung der röm. Republik «Speranza dell' epoca». Das Parteiblatt der revolutionären Regierung während der letzten Zeit ihres Bestehens wurde die «Italia del popolo». In Bologna vertrat 1848 der «Felsineo», redigirt von Minghetti und andern, die Anschauungen der Gemäßigten, während der «Italiano» den radicalen Bestrebungen diente. Infolge der röm. Reformen gelang es bald auch den Liberalen Toscanas, eine bedeutsame Milderung der Preßgesetzgebung durchzusetzen, sodaß bereits 1847 an die Stelle der geheimen Winkelblätter zahlreiche öffentliche Zeitungen traten. Die wichtigste derselben war die von Ricasoli gegründete, von Salvagnoli und Lambruschini in gemäßigtem Sinne geschriebene «Patria». Der geflüchtete Sicilianer Lafarina gründete die lebhafter gefärbte unitarische «Alba». Das Organ der Radicalen war der «Popolano». Im Frühling 1848 erschien der «Conciliatore», der, 1849 von den einrückenden Oesterreichern unterdrückt, als «Statuto» aufs neue seine Veröffentlichung aufnahm und fortsetzte bis zur Unterdrückung der toscan. Verfassung. Mit ihm protestirte der «Costituzionale» bis zuletzt gegen die einbrechende Reaction. Alle diese Blätter kamen in Florenz heraus. Von den toscan. Provinzialblättern sind zu nennen die pisaner «Italia» (1847—48, geschrieben von Montanelli, Centofanti, Giorgini u. s. w.) und zumal der «Corriere livornese», das wilde Parteiblatt der Radicalen, für welches besonders Guerrazzi schrieb. In Sicilien brachte die Revolution vom 12. Jan. 1848 die Preßfreiheit mit sich. Von den Blättern, welche aufkamen, verdienen erwähnt zu werden: der als Organ der revolutionären Regierung dienende «Cittadino», der von Crispi redigirte «Apostolato», die der Regierung feindliche «Vipera», zumal aber das über die ganze Insel verbreitete Blatt der monarchisch-autonomistischen Partei: «L'Indipendenza e la Lega», welches unter der Leitung Ferrara's ein mit den andern Staaten verbündetes, aber unabhängiges Königreich Sicilien befürwortete. Nach dem Falle Messinas im Sept. 1848 traten andere Zeitungen an die Stelle der genannten, darunter die Lafarina'sche «Democrazia» und die das histor. Recht Siciliens vertheidigende «Luce». Die Restauration im Mai 1849 brachte selbstverständlich dem sicilian. Journalismus ein gewaltsames Ende. In Neapel zog Anfang 1848 nach schrankenlosem Drucke eine ebenso schrankenlose Preßfreiheit ein. Unter der Flut der so plötzlich ins Leben gerufenen Blätter ist vor allem zu nennen der von Troia, Baldacchini, Bonghi, Caracciolo und Gatti gegründete «Tempo», welcher als Organ der gemäßigten Partei die Mitwirkung der neapolit. Kräfte im Unabhängigkeitskriege, ferner für die erste legislative Versammlung eine im Einverständniß mit dem König zu übende constituirende Gewalt begehrte und das meiste für die Berufung des Ministeriums Troia wirkte. Nach dem Staatsstreiche vom 15. Mai 1848 wurde das ins Eigenthum der Regierung übergegangene Blatt reactionär und erschien noch so lange, als eben die Regierung eines Organs zu bedürfen glaubte. Außer diesem Blatte ist von den neapolit. Zeitungen jener Periode nur noch der radicale, von Spaventa geleitete «Nazionale» zu

erwähnen; neben diesem erschienen mehrere republikanische Blätter. In dem Maße, als die Regierung sich stärker fühlte, siechte die Presse dahin. Auch die Lombardei und Venedig sahen nach ihrer Befreiung im Frühjahr 1848 eine Menge von theils gemäßigt liberalen, theils radicalen und republikanischen Blättern erstehen. Das Organ der provisorischen Regierung in Mailand und überhaupt der gemäßigten Lombarden hieß «Il 22. Marzo; es war gegründet und eine Zeit lang redigirt von Tenca, hörte aber natürlich mit der Rückkehr der Oesterreicher auf. Ein anderes, ziemlich verbreitetes und verhältnißmäßig moderirtes, obwol nicht mit der provisorischen Regierung übereinstimmendes Blatt war die von Griffini und Allieri geleitete «Voce del popolo». In Mailand war es, wo im Mai 1848 das erste öffentliche republikanische Blatt erschien, die Mazzini'sche «Italia del popolo», anfänglich von G. Revere redigirt. Durch ihren Fanatismus, ihre Verleumdungen und falschen Nachrichten trug diese Zeitung wesentlich zum Scheitern der nationalen Politik Karl Albert's bei. Mit dem Einzuge der Oesterreicher in Mailand unmöglich geworden, tauchte die Zeitung im März 1849 aufs neue in Rom wieder auf.

Wie überhaupt auf die Geschicke Italiens, so auch zumal auf die Entwickelung des ital. Journalismus übte den folgenreichsten Einfluß der polit. Umschwung, der im März 1848 in Piemont eintrat. Die wenigen bisher dort erschienenen Zeitungen hatten politisch gar keine Bedeutung gehabt; kaum daß Brofferio in seinen zahlreichen, mehr literarischen Blättern manchmal eine versteckte polit. Anspielung anbrachte. Die neue Freiheit rief aber sofort in Turin eine Reihe wichtiger, einflußreicher Blätter ins Leben. An erster Stelle ist zu nennen das conservativ-liberale «Risorgimento», in welches Balbo, Boncompagni und namentlich Cavour schrieben. Diese Zeitung bekämpfte mit Energie die Ausschreitungen der Radicalen und vertheidigte die Führerrolle Piemonts im nationalen Unabhängigkeitskampfe; sie wurde darum des Municipalismus geziehen, allein mit Unrecht. Eine minder conservative, doch gemäßigt liberale Färbung trug die zuerst von Durando, dann von Montezemolo, später von Bianchi-Giovini geleitete «Opinione». Die von Valerio gegründete «Concordia» vertrat die parlamentarische Linke und hatte in der ersten Zeit der erregten Leidenschaften eine ziemlich starke Verbreitung, die aber nicht von Dauer war. Gleichzeitig mit diesen größern Parteiorganen erschien die von dem Buchdrucker Arnaldi gegründete und von dem Schriftsetzer Govean redigirte «Gazzetta del popolo», deren Hauptmitarbeiter Bottero (jetzt Redacteur) und Borella waren. Als eine echt volksthümliche Zeitung gelangte sie zu großer Bedeutung und Verbreitung; sie wurde zeitweise in 20000 Exemplaren abgesetzt. Die klerikale Partei gründete 1848 die «Armonia» unter der Redaction des Marchese Birago. Alle diese Blätter erschienen in Turin. Auch die Provinz erzeugte zahlreiche, meist unwichtige und kurzlebige Blätter; einige Bedeutung hatte nur der Anfang 1848 zu Casale von Pinelli herausgegebene, gemäßigt liberale «Carroccio». In Genua erschien Anfang 1848 neben dem bereits seit lange bestehenden «Corriere mercantile» die föderalistische «Lega italiana», in welcher namentlich Mamiani seine Ideen niederlegte. Wenn bereits 1848 die piemontes. Presse an Gehalt und Einfluß die Presse der übrigen Halbinsel übertraf, so gelangte sie vollends zu ausschließlicher Wichtigkeit, als 1849 die allgemeine Reaction eintrat. Nur im Königreich Sardinien blieb mit der Verfassung die freie Presse, wenn auch unter Anfechtungen und Beschränkungen, bestehen. Die Geschichte der polit. Presse Italiens während der zehn Jahre von 1849—59 fällt daher fast völlig mit der Geschichte der piemontes. Presse zusammen, die um so mehr der Ausdruck der nationalen und liberalen Bestrebungen von ganz Italien war, als sie sich größtentheils in den Händen der aus allen Theilen der Halbinsel in Piemont zusammenströmenden Emigration befand. Der größte Theil der während dieser Periode im Königreich Sardinien, zumal in Turin, veröffentlichten Zeitungen, fristete jedoch nur ein sehr kurzes Dasein. Von den bedeutendern liberalen Blättern aus dem Jahre 1848 erhielten sich nur die «Gazzetta del popolo» und die «Opinione». Letztere vertrat besonders die gemäßigt liberalen Anschauungen der lombard. Aristokratie. Als die Redaction auf G. Dina überging, gründete der bisherige Redacteur, Bianchi-Giovini, die «Unione», welche sich durch ihre Polemik gegen den Klerus bemerklich machte. Die demokratische Richtung unter der lombardischen Emigration fand ein Organ in dem aus der Asche der «Concordia» erstandenen «Progresso», für welchen Correnti, Crispi u. s. w. schrieben, später (1854) in dem «Diritto». Ein anderes Oppositionsblatt, die «Libertà» Brofferio's, bekämpfte eine Zeit lang mit großer Heftigkeit die Cavour'sche Politik, welche wiederum einen eifrigen Fürsprecher hatte an dem «Parlamento», das 1855 sich in «Piemonte» umtaufte und von Farini geleitet wurde. Das von Rattazzi geführte Centrum, die sog. dritte Partei, gründete 1854 die «Croce di Savoia», welche von den Sicilianern Amari und Ferrara gut geschrieben wurde, aber nicht lange dauerte.

Derselben Fraction diente auch ein Provinzialblatt, der von Gatti redigirte «Cittadino d'Asti». Während diese Blätter zwar mehr oder minder liberal, doch alle auf dem Boden der Verfassung standen, erachtete die Mazzini'sche Partei, welche sich von 1849—51 begnügt hatte, in Lausanne eine Revue unter dem alten Lieblingstitel «L'Italia del popolo» herauszugeben, 1851 den Augenblick für günstig, unter dem Schutze der piemont. Gesetze durch ein in Italien erscheinendes Tageblatt ihre republikanische Agitation zu fördern. Sie gab in Genua eine republikanische Zeitung heraus: «Italia e popolo», welche 1857 aus Mangel an Lesern einging. 1857 und 1858 folgte dann wieder, auch in Genua, eine «Italia del popolo», und 1858 erschien, anfänglich in Lugano, dann in Genua eine dieser Partei angehörige Revue «Pensiero e azione». Das Organ der andern anticonstitutionellen Partei, die klerikale «Armonia», verlor seine Bedeutung, als bei dem Tode des Redacteurs Virago der bisherige Hauptmitarbeiter, Don Margotto, ein eigenes Blatt gründete, die «Unità cattolica», welche bis heute das klerikale Hauptblatt Italiens geblieben ist. Außerhalb Sardiniens gab es in dieser Reactionsperiode fast nur eine officielle Presse, welche jedoch immerhin, wenigstens was Vollständigkeit und Richtigkeit der Nachrichten anging, gegen die Zeit vor 1848 einigen Fortschritt aufwies. Die auf Gründung unabhängiger Blätter gerichteten Bemühungen pflegten zu scheitern. Eine Ausnahme bildete jedoch die mailänder politisch-literarische Wochenschrift «Il Crepuscolo», 1850 von Tenca gegründet und von demselben bis zu ihrem Aufhören im Dec. 1859 redigirt. Obwol außerhalb Lombardo-Venetiens und Piemonts verboten und durch die Verfolgungen der österr. Polizei heimgesucht, setzte sie doch zeitweise 3000 Exemplare ab. 1857 wurde ihr, weil sie die Anwesenheit des Kaisers in Mailand ignorirt hatte, die Behandlung polit. Materien untersagt und sie dadurch ihrer vorzüglichsten Anziehungskraft beraubt.

Das Vorwiegen des polit. Interesses erklärt es hinreichend, weshalb nach 1848 die Zeitschriften Geringeres leisteten als vorher. Es entstanden wol einige neue, um die in den Revolutionsstürmen zu Grunde gegangenen zu ersetzen, doch nur wenige wußten zu Ansehen und Verbreitung zu gelangen. Erwähnung verdient zumeist die turiner «Rivista contemporanea», welche, 1853 gegründet, später eine Zeit lang von Lafarina redigirt, sich bis heute einen ehrenvollen Platz in der ital. Publicistik erhalten hat. Zum Zwecke der Verbreitung rationalistischer Anschauungen gab Ausonio Franchi seit 1855 seine philos. Revue «Religione» heraus. In Toscana schien der «Genio», der sich später «Spettatore» nannte, unter Bianchi's Leitung zu schönen Hoffnungen zu berechtigen. In Neapel hatte die Revolution die Kräfte, welche dort früher wirksam gewesen, theils zerstreut, theils brachgelegt. Außer der klerikalen «Scienza e fede» erschien dort keine Zeitung von Bedeutung. Die klerikale Publicistik nahm überhaupt einen großen Aufschwung, vor allem seit der 1850 durch die Jesuiten erfolgten Gründung der röm. «Civiltà cattolica», welche auch heute noch die verbreitetste aller ital. Revuen sein dürfte.

Die Veränderungen von 1859 und 1860, welche die piemont. Preßfreiheit zum Gemeingut der Halbinsel machten, riefen, wie es in der Natur der Sache lag, in allen Theilen Italiens wieder eine Fülle von Tageblättern hervor. Aber mit dieser äußerlichen Vermehrung hielt das innere Gedeihen der polit. Presse nicht gleichen Schritt. Die meisten ital. Publicisten bringen für ihren Beruf nicht die erforderlichen geistigen und sittlichen Eigenschaften mit. In der Mehrzahl der ital. Zeitungen vermißt man positives Wissen und scharfes, logisches Denken, zumal aber sittlichen Ernst und polit. Ehrlichkeit. Das Stichwort, die hohle Phrase herrscht vor, und eine niedrige persönliche Polemik ersetzt nur zu oft die unbefangene sachliche Erörterung. Es hängt dies damit zusammen, daß, abgesehen von zahlreichen kleinern Blättern, welche von dem Skandal leben, auch die größern Zeitungen fast ohne Ausnahme im Dienste einer der vielen parlamentarischen Coterien stehen, welche ihrerseits mehr durch persönliche als durch principielle Gegensätze geschieden sind. Die turiner Presse, welche einen wesentlichen Antheil an der Vorbereitung der Revolution gehabt, war auch am besten im Stande, dieselbe zu begleiten und, soweit es der Presse zukommt, zu leiten. Die «Opinione», welche 1859 zum Zwecke der Popularisirung der großen Presse den Preis der Nummer auf 5 Centimes herabsetzte, verkaufte in jenem Jahre bis zu 15000 Exemplaren täglich. Sie ist bis heute eins der verbreitetsten Blätter geblieben; nüchtern und schmucklos geschrieben, pflegt sie die innern Fragen mehr mit gesundem Verstande als Weite des Blicks zu behandeln. Dabei steht sie der Regierung nahe, soweit dieselbe gemäßigte Farbe trägt, und öfters konnte man sie als officiös betrachten. Das «Diritto», welches sich das Organ der ital. Demokratie nennt, ist ebenfalls ziemlich verbreitet. Lange Zeit hindurch das Hauptorgan der Opposition, vertritt es gegenwärtig das linke Centrum und zeichnet sich vor

den Blättern der vorgerückten Demokratie durch anständige Haltung und ernsthafte Discussion aus. Diese beiden Blätter, ebenso wie die hauptsächlich zur Einwirkung auf das Ausland gegründete, zeitweise officiöse «Italie» (in franz. Sprache), sind 1865 aus Anlaß der Verlegung des Regierungssitzes nach Florenz übergesiedelt. Ein anderes Blatt ist aus demselben Anlaß völlig eingegangen, die «Stampa», welche, 1862 zu Turin von den gemäßigt Liberalen der annectirten Provinzen zur Abwehr des überwiegenden piemont. Einflusses gegründet, unter Bonghi's Leitung eine von den parlamentarischen Fractionen unabhängige Haltung zu bewahren suchte. Von bedeutendern Blättern sind nach 1865 in Turin nur die «Gazzetta del popolo» und die «Unità cattolica» geblieben, jene als Organ des über die Verlegung der Hauptstadt erbitterten und daher mit der radicalen Opposition verbündeten Piemontesismus. In Genua sind die gemäßigten Anschauungen nach wie vor durch die «Gazzetta di Genova» und besonders durch den wackern «Corriere mercantile» vertreten. Die republikanische Partei hatte sonst dort ihren Sitz aufgeschlagen, allein das Hauptorgan Mazzini's, die zugleich überaus heftige und mystisch unklare «Unità italiana», hat sich genöthigt gesehen, von Genua, wo sie 1860 gegründet worden, nach Mailand überzusiedeln. Doch führt sie auch da eine kümmerliche Existenz. In Mailand blüht dagegen der große und theuere Journalismus. Hier ward nach dem Sturz der österr. Herrschaft von der reichen lombard. Aristokratie die «Perseveranza» gegründet, früher von Allievi geleitet, später unter dem gelehrten, scharfen Bonghi jedenfalls das beste, vollständigste, interessanteste Blatt Italiens, das sich den ersten Zeitungen des Auslandes an die Seite stellen darf. Das frühere Organ der österr. Regierung, die «Gazzetta di Milano», gehört heute zu den Stimmführern der radicalen Opposition. Die meiste Verbreitung genießt von allen mailänder Blättern der «Pungolo», von unklarer Haltung, populär geschrieben, Ausdruck der nicht zufriedenen, doch auch nicht revolutionären lombard. Mittelklassen. In Venedig hat der Wechsel des Regiments zwar die früher officielle «Gazzetta di Venezia» in ein liberales und nationales Blatt verwandelt, aber sonst keine bemerkenswerthe journalistische Erscheinung ans Licht gefördert. Florenz ist durch die Erhebung zur Hauptstadt und durch die erwähnte Uebersiedelung der bedeutendsten turiner Blätter seit 1865 der Mittelpunkt des ital. Journalismus geworden. Hier erscheinen neben dem officiellen Blatte, der «Gazzetta uffiziale del regno d'Italia», zahlreiche Zeitungen, welche alle Parteirichtungen vertreten, mit Ausnahme des exaltirten Republikanismus. Besonders genannt zu werden verdienen die «Nazione», 1859 gegründet von Bianchi, Pasini, Galeotti u. a., Hauptorgan der gemäßigt liberalen Partei Toscanas, und die «Riforma», welche 1867, als das «Diritto» das linke Centrum zu vertreten begann, von der zwar auf dem Boden der Verfassung stehenden, dabei aber der radicalsten Demokratie angehörenden Linken (Crispi, De Boni u. s. w.) ins Leben gerufen wurde. Die in Bologna seit der Annexion erscheinenden Blätter, die beiden gemäßigten «Corriere dell' Emilia» und «Gazzetta delle Romagne», ferner der demagogische «Amico del popolo» (seit 1866), andere mittelital. Provinzialblätter, wie der parmensische «Patriota» und der zu Ancona erscheinende «Corriere delle Marche», haben geringe Tragweite. In Neapel hat sich kein ansehnliches, ernsthaftes Blatt zu halten vermocht. Dort schieden sich nach dem Kriege von 1859 zwei Strömungen in der liberalen öffentlichen Meinung und in der Tagespresse. Jene Liberalen, welche zwar constitutionellen Gesinnungen anhingen, dabei aber die Erhaltung der neapolit. Selbständigkeit wünschten, besaßen das Hauptorgan, die «Italia», in welche De Cesare, Cappone u. s. w. schrieben. Das Blatt der nationalen Partei war der von Longhi gegründete «Nazionale», welcher nach Kräften die Politik Cavour's unterstützte, daher nach dem Einzuge Garibaldi's dessen Regiment bekämpfte und die Piemontesen herbeirief. Das Blatt hörte auf, nachdem durch Abschaffung der Statthalterschaft jede Spur der neapolit. Autonomie verschwunden war. Zu den zahllosen, seitdem in Neapel entstandenen Blättern gehören: der «Pungolo», seinem Namensbruder in Mailand verwandt, Organ einer unklaren Opposition; die «Patria», welche anfangs auch die unbestimmte oppositionelle Färbung misvergnügter und ehrgeiziger Leute trug, heute aber eher die Rechte vertritt; ferner die von der äußersten Linken gegründete «Roma» und das republikanische «Popolo d'Italia». Einige von den Particularisten gegründete Zeitungen, wie «Napoli», «Mezzogiorno», hatten keine Dauer. In der neapolit. Provinz bestehen einige kleine, aber gute, von der Regierung unterstützte Blätter. Der sicil. Journalismus ist dem neapolitanischen ähnlich durch Mangel an Ernst und Bedeutung. Der 1860 von Crispi gegründete «Precursore», das Blatt der demokratischen Opposition, hat größere Verbreitung auf der Insel als der gemäßigt liberale, regierungsfreundliche «Corriere siciliano». Das populärste Blatt von Palermo, ja von ganz Sicilien ist der gemäßigt oppositionelle «Amico del popolo»; die parti-

cularistische «Forbice» wird vorzugsweise in Palermo gelesen. Die Presse von Messina ist im ganzen minder oppositionell als die von Palermo. Daß bei den im Kirchenstaate obwaltenden Verhältnissen dort an eine unabhängige polit. Presse nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Das officielle Blatt der Curie ist das «Giornale di Roma»; officiösen Eingebungen dienen die Spalten des «Osservatore romano». Noch ist der zahlreichen satirischen und humoristischen Blätter zu gedenken, welche die Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages zum Gegenstand ihres Spottes in Schrift und Zeichnung machen. In diesem Genre haben bereits 1848 der «Arlecchino» in Neapel, die «Vespa» in Florenz Gutes geleistet. Gegenwärtig besitzt Italien neben vielen trivialen Blättern dieser Art den trefflichen «Pasquino» in Turin, welcher, was künstlerischen Werth der Zeichnungen und feinen, den bloßen Wortwitz verschmähenden Humor betrifft, den besten europ. Witzblättern zur Seite gesetzt werden kann.

Die Ursachen der theilweise wenig erfreulichen Beschaffenheit des ital. Journalismus liegen in den allgemeinen geistigen und materiellen Zuständen des Landes. Zwar ist das Bedürfniß des Zeitungslesens, verglichen mit dem schwachen Interesse für andere Lektüre, stark genug; aber die geringe Verbreitung höherer Bildung bewirkt, daß an die Zeitungen keine großen Ansprüche gestellt werden. Aehnliche Gründe wie in Deutschland haben bis heute in Italien die Zersplitterung, den localen und provinziellen Charakter der periodischen Presse aufrecht erhalten. Nur wenige Blätter dringen jenseit des Bereichs der Provinz, in welcher sie erscheinen. Die verhältnißmäßig am meisten über ganz Italien verbreiteten Blätter sind: die «Unità cattolica», die «Opinione», das «Diritto», die «Riforma», die «Perseveranza». Dabei entgeht den ital. Zeitungen eine anderwärts sehr wichtige finanzielle Hülfsquelle, indem die zurückgebliebene ökonomische Entwickelung des Landes und die eigenthümliche Volkssitte das Annoncenwesen in sehr bescheidenen Grenzen halten. Dafür bringt aber freilich in Italien eine polit. Partei gern ein Opfer für ihr Preßorgan. Die Stärke der täglichen Auflage der meistgelesenen übersteigt nur ausnahmsweise die Zahl von 10000 Exemplaren («Unità cattolica» und zeitweise die «Gazzetta del popolo» von Turin und die beiden «Pungolo» von Mailand und Neapel, welche aber nicht so sehr auf ein festes Abonnement als auf den Verkauf in den Straßen angewiesen sind). Die Auflage der «Opinione» wird auf 7—8000 Exemplare angegeben; «Riforma», «Diritto», «Perseveranza», «Nazione» setzen zwischen 3—4000 ab.

Aus der Zahl der neuen polit.-ökonomischen, religiösen, wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften, welche in den jüngsten Jahren auftauchten, sind hervorzuheben: die florent. «Nuova Antologia» (seit 1866), welche die besten Schriftsteller zu Mitarbeitern zählt und in den wenigen Jahren ihres Bestehens sich zum Hauptorgan des literarischen Lebens erhoben hat; ferner die rationalistische «Rivista bolognese», Organ der Universität (seit 1867); die gemäßigt klerikale, neapolit. Zeitschrift «Carità», von Tosti, Capecelatro u. a. herausgegeben, u. s. w. Daneben bestehen mehrere der besten ältern Zeitschriften fort, wie das «Archivio storico», der «Politecnico», die «Rivista Contemporanea». Im ganzen geben aber auch die Zeitschriften davon Zeugniß, daß das literarische und wissenschaftliche Leben Italiens seit der polit. Auferstehung des Landes verhältnißmäßig erst einen geringen Aufschwung genommen hat. Durch die ital. Post waren 1867 zu beziehen im ganzen 467 Zeitungen und Zeitschriften, und zwar erschienen: in Piemont, Sardinien und Genua 114, in der Lombardei 99, in Venetien 30, in Parma und Modena 12, in den ehemals zum Kirchenstaat gehörigen Provinzen 40, in Toscana 76, im Neapolitanischen 67 und in Sicilien 29. Vgl. Cironi, «Die nationale Presse in Italien von 1828—60» (deutsch von Ludmilla Assing, Lpz. 1863).

In **Spanien** beschränkten sich anfänglich die polit. Blätter ebenfalls nur auf einzelne von Zeit zu Zeit erscheinende Nachrichten (relaciones) von besonders wichtigen Ereignissen, die in dem poetischen Lande nicht selten die Form von Romanzen annahmen, welche von den Blinden an den Straßenecken ausgerufen (romances de ciegos) wurden. 1626 begann das regelmäßige Erscheinen einer Hofzeitung, der «Gaceta de Madrid», und schon zu Ende der Regierung Karl's III. zählte man mehrere Zeitschriften, welche nicht blos der Politik, sondern auch der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, wissenschaftlicher Ansichten, moralisirender und kritischer Aufsätze gewidmet waren, wie z. B. Feyjoo's «Teatro critico universal», dessen «Cartas eruditas», ferner Clavijo y Fajardo's «Pensador», das «Diario de los literatos de España» (1737—47), das «Semanario erodito» (34 Bde., Madr. 1778—91), «El memorial de los literatos» (1780—93), «El Mercurio» (1792—1808). Noch größere Bedeutung erhielt die Journalistik während und nach dem Unabhängigkeitskriege seit 1808, und in den folgenden polit. Revolutionen wurde sie natürlich zur geistigen Angriffs- und Vertheidigungswaffe. Unter den

Journalen der liberalen Partei jener Zeit zeichnen sich neben dem hochwichtigen «Diario de las Cortes» besonders das «Semanario patriotico» (Cadiz 1808—11) und die «Aurora mallorquina» (Palma 1812—13) aus, an denen Männer wie Quintana, Antillon, Blanco White, Tapia, Gallardo mitarbeiteten. Unter den Organen der Royalisten ist der mit vielem volksthümlichen Witz und Energie redigirte «Procurador del Rey» zu nennen. Nach der Restauration von 1814 führten die zur Auswanderung Gezwungenen ihre Sache in zum Theil auch im Auslande erscheinenden span. Zeitschriften, wie dem zu London 1815 herauskommenden «Español constitucional», fort. Zwar bediente sich die Partei der Absolutisten ebenfalls des Journalismus, doch ist unter den Blättern dieser Farbe, etwa außer dem durch seine Leidenschaftlichkeit berüchtigten «Atalaya de la Mancha», kaum eins nennenswerth. Durch die infolge der Revolution von 1820—23 wieder zur Herrschaft gelangte liberale Partei und die von dieser proclamirte Preßfreiheit erhielt natürlich die periodische Presse bei breiterer, sicherer Basis auch einen ungemein wachsenden Einfluß. Unter den 64 Blättern polit. Tendenz, die man 1822 zählte, gehörte der «Censor», der gelegentlich als Organ des Napoleon'schen Liberalismus mit Hinneigung zu den franz. Doctrinaires auftrat, zu den tüchtigsten Zeitschriften; andererseits floß in dem kecken «Zurriago» und den «Cartas del pobrecito holgazan» Miñano's eine reiche Quelle volksthümlichen Humors. Von neuem jedoch mußte der Liberalismus und mit ihm auch großentheils der Journalismus vor der Contrerevolution von 1823 ins Ausland flüchten, wo die periodische Presse der Spanier jener Zeit namentlich zu Paris und London ihre Stätte hatte. So erschienen zu London die auch wissenschaftlich bedeutenden «Ocios de Españoles refugiados» (1823—26), die «Miscelanea hispano-americana» (1824—28) und der «Correo literario y politico» sowie zu Paris die «Miscelanea escogida americana» (1826). Im Heimatslande ward 1824 die polit. Presse bis auf wenige Blätter unterdrückt. Außer der Hofzeitung, der «Gaceta de Madrid», sind etwa nur zu nennen der «Correo mercantil» zu Cadiz, der «Mercurio», die unter Miñano's Leitung erschienene «Gaceta de Bayona» (1825) und zu St.-Sebastian die «Estafeta» (im Sinne des reformirenden Absolutismus), mit der später die «Gaceta de Bayona» vereinigt wurde. Auch kamen bereits einige rein literarische und wissenschaftliche Fachzeitungen heraus, wie die «Cartas literarias», drei medic. Zeitungen u. s. w.

Noch mehr aber entwickelte sich in Spanien selbst der Journalismus seit Aenderung des Regierungssystems 1833, und seit nach dem Tode Ferdinand's VII. statt der Beschränkung wenigstens zeitweise Begünstigung der periodischen Presse, besonders der schönwissenschaftlichen, eintrat. So entstand, nachdem 1834 die Presse frei geworden war, eine große Anzahl von Zeitschriften (man zählte zu Anfang des Jahres allein in Madrid 18 polit. Blätter), und Anfang 1836 bestanden außer den 49 Amtsblättern (Boletines officiales) für die einzelnen Provinzen des Landes gegen 30 andere theils polit., theils gemischten Inhalts und gegen 16 Journale, die der Wissenschaft und Kunst gewidmet waren. Unter den in der Provinz erscheinenden Journalen jener Zeit verdient vor allen die «Revista española» genannt zu werden, die 1831 als ein mehr polit. Blatt begann, seit 1837 sich unter dem Titel «Revista europea» ausschließlich mit Literatur beschäftigte, seit 1838 als «Revista de Madrid» neben literarischen auch polit. Aufsätze umfaßte und als Organ der Moderados diente. Einer Nuance dieser Partei gehörte auch der polit.-literarische «Correo nacional» unter der Redaction Borrego's an, der zugleich einem andern Journal ähnlicher Tendenz, dem «Español», vorstand. Des Dichters Salas y Quiroga «No me olvides» war zunächst zwar nur der Unterhaltung bestimmt, erörterte jedoch auch polit. Fragen im Sinne des Juste-Milieu. Neben diesen sind noch der an statist. Daten reiche «Corresponsal» sowie das officielle Organ der jeweiligen Regierung, die auch viele literarische Artikel enthaltende «Gaceta de Madrid» und das «Eco del comercio» zu nennen. Unter den illustrirten Wochenschriften zeichnete sich vor allen der «Artista» (1835—36) aus, an dessen Stelle 1836 das gutredigirte und für die Literaturgeschichte wichtige «Semanario pintoresco» trat. Außerdem erschienen sechs bis sieben Blätter, die meist nur der Mode und dem Theaterwesen gewidmet waren, wie «Entreacto», Esperanza», «Mariposa», «Panorama», der «Anacoreta» des berühmten Lithographen Villamil u. s. w. Rein literarisch waren Carnero's «Cartas españolas» und Gallardo's «Criticon». Ganz speciellen Fächern gehörten an die von Evarista San-Miguel redigirte «Revista militar», das «Boletin de jurisprudencia y legislacion», das «Boletin de medicina, chirurgia y farmacia» u. s. w. Aber auch die Provinzen fingen schon damals an, mit dieser journalistischen Thätigkeit der Residenz zu rivalisiren, und es verdienen unter den Provinzialblättern jener Zeit genannt zu werden: «Eco de Aragon», die in

Saragossa erschienene «Aurora», der «Tiempo» zu Cadiz, «Guadalhorze» zu Malaga, die «Alhambra» zu Granada u. s. w.

Als ein dem span. Nationalcharakter eigenthümlicher Zug, der nun auch in der Entwickelung des Journalismus hervortrat, verdient bemerkt zu werden, daß die Regierungs- und Oppositionspartei, wenn sie auf das Volk wirken wollten, sich satirischer, mit den schärfsten Waffen des Spotts kämpfender Blätter bedienten. So gründeten die Moderados die Journale «El Jovobado», «El Mundo», «El Duente», «El Nosotros», «El Guindilla» und die «Postdata»; die Exaltados aber übertrafen diese noch an Zügellosigkeit, die vorzüglich nach dem Pronunciamento vom Sept. 1840 aufs höchste stieg. Viele dieser Blätter gingen bald wieder ein, aber im ganzen nahm seit 1840 der span. Journalismus einen raschen Aufschwung. So zählte man 1841 allein in der Residenz 42 Blätter, darunter 4 amtliche Blätter, 2 militärische, 2 religiöse, 2 pädagogische, ebenso viele juridische und medicinische, 13 literarisch-belletristische, 1 bibliographisches (das «Boletin bibliografico», später «Bibliografia española»), 4 satirische, darunter der «Fray Gerundio» des geistreichen Modesto Lafuente, und der «Gobierno representativo del bello sexo», eine Art Frauenemancipations-Journal. Die höchste Subscribentenzahl (14000) erreichte eins der religiösen Blätter («El Catolico»). In gleichem Verhältnisse nahmen die Provinzialblätter zu, worin namentlich Barcelona mit der Hauptstadt wetteiferte. Von den 48 Blättern, die 1844 zu Madrid erschienen, wurden 19 (darunter «Eco», «Clamor publico» und «Novelero» den Exaltados gehörig) täglich ausgegeben. Den stärksten Absatz (7000) hatte der moderadistische «Heraldo». Noch 1843, als sich die Nation gegen Espartero erhob, hatten die polit. Zeitungen in Madrid allein 65000 Abonnenten, und die literarischen waren dem Erlöschen nahe; 1844 hingegen, als Spanien wieder zur Ruhe gekommen war, setzten die polit. Blätter der Hauptstadt nicht mehr als 22000 Exemplare ab, während die wissenschaftlichen und literarischen einen täglich steigenden Absatz gewannen. 1848 erschienen zu Madrid 54, zu Barcelona 35, Anfang 1850 zu Madrid 65 periodische Blätter. Nach manchen Wandlungen, die seit dem Sturze von Narvaez die span. Presse gleich den polit. Verhältnissen des Landes erfuhr, machte dieselbe seit der Revolution vom Juli 1854 aufs neue ihren Einfluß geltend. Die fast unumschränkte Preßfreiheit, welche fortan in Spanien herrschte, rief eine ungewöhnliche Menge von Zeitungen ins Dasein. Bereits zu Ende des J. 1854 erschienen in Madrid allein 30 polit. Blätter. 1863 gab die officielle Statistik für ganz Spanien 279 Zeitungen und Zeitschriften an, unter denen 93 Fachstudien gewidmet waren. Infolge der Reaction vom Juni 1866 schmolz jedoch die Zahl der polit. Blätter wiederum sehr zusammen. Die restrictiven Maßregeln, welchen die span. Presse seitdem unterlag, ließen die radicalen Blätter, wie «La Sobrania nacional», «La Discusion», «La Democracia», «El Pueblo», vollständig verstummen. Die einflußreichern liberalen Blätter, wie «Novedades», «La Nacion», «La Iberia», wurden sofort nach den Ereignissen des Sommers 1866 unterdrückt und ihre Druckereien über ein Jahr verschlossen gehalten; seit 1868 erschienen sie zwar wieder, durften aber nicht wagen, die polit. Angelegenheiten des Landes zu besprechen. Organe der liberalen Union sind «El Diario español», «La Politica» u. s. w. Die Interessen der Absolutisten vertreten «Esperanza», «El Pensamiento español», «La Lealtad», «La Regeneracion», während «El Español» und «La España» dem Ministerium dienen. «La Epoca», ursprünglich das Organ der Moderados, sucht den Schein völliger Neutralität zu wahren, redet aber dabei von Zeit zu Zeit auch der Politik Napoleon's III. das Wort. Die beiden humoristischen Blätter «Gil Blas» und «El Cascabel» scherzen ebenfalls hin und wieder, wenn auch sehr behutsam, über die polit. Tagesbegebenheiten. Unter den sehr unbedeutenden polit. Blättern, welche in den Provinzen erscheinen, zeichnet sich «El Diario de Barcelona» vortheilhaft aus. Unter den allgemeinen literarischen Zeitschriften ist die «Revista de Madrid» hervorzuheben. Von den Fachzeitschriften sind mehrere medicinische, das «Boletin de legislacion», die Journale für Bergwesen, Artillerie und für Ingenieure sehr geschätzt. Die verbreitetsten belletristischen Blätter sind «El Museo de las familias», «La América», «La Revista de España», sowie von illustrirten Zeitungen «El Museo universal», «Globo ilustrado», «El Figlo ilustrado». Den mercantilen und industriellen Interessen dienen «La Gaceta de los caminos de Hierro», «La Gaceta economista» u. a. m.

Die Geschicke des Zeitungswesens in Portugal gleichen denen der span. Journalistik. Bis 1820 ganz nichtig, nahm es bis 1823 einen kurzen Aufschwung, um während der Reactionsperiode wieder in die frühere Bedeutungslosigkeit zurückzusinken. Zu größerer Bedeutung entwickelte sich die polit. Presse erst seit der Thronbesteigung der Maria da Gloria 1834, blieb aber

dabei ohne innern Gehalt und diente blos den Parteileidenschaften. Erst allmählich in demselben Verhältniß, als sich in Portugal das constitutionelle System geltend zu machen wußte, wuchs auch das Ansehen und der Einfluß der polit. Presse, sodaß gegenwärtig in dieser Beziehung Portugal seinen Nachbarstaat Spanien hinter sich zurückgelassen hat. Von den mehr als 200 Blättern, die 1868 in Portugal erschienen, verfolgte bei weitem der größte Theil liberale Tendenzen. Die Interessen der Reaction werden nur durch «O Catholico», die der Miguelisten durch «A Nação» (seit 1847) vertreten. Das officielle Organ, «Diario do Governo» (seit 1825), erhielt 1861 den Titel «Diario de Lisboa»; seit derselben Zeit erscheint das «Diario das Cortes» (seit 1821) unter dem Namen «Diario da Camara dos deputados». Zu den bedeutendsten liberalen Zeitungen gehören «Revolução de Septembri», «Opinião», «Patriota», «Portugues»; ferner «Progresso», «O Futuro» und «O Leirense». Letztere drei Blätter sowie die «Revista peninsular» (in portug. und span. Sprache) erstreben zugleich die Vereinigung der Throne von Spanien und Portugal. Unter den liberalen Blättern, die früher zu Porto erschienen, zeichneten sich besonders «Nacional» und «Ecco popular» aus; in neuester Zeit ist das «Jornal do Porto» das bedeutendste. Die literarisch-wissenschaftliche Journalistik ist ebenfalls erst in neuerer Zeit zu einiger Bedeutung gelangt. In den dreißiger Jahren war das «Jornal de Coimbra» die einzige allgemeine wissenschaftliche Zeitschrift. Größere Bedeutung erlangte «O Panorama» (1836—44), von Herculano herausgegeben. Später folgten die «Revista universal Lisbonense» (1841—57), das «Instituto» (seit 1853 zu Coimbra), das «Archivo pittoresco» (seit 1858 zu Lissabon) und eine Reihe fachwissenschaftlicher Zeitschriften. Wegen seiner Theaterkritiken geschätzt ist «El Monitor dos Teatros». Die angesehensten illustrirten Zeitungen sind «Universo pittoresco», «Illustração» und «Portugal illustrado». Seit 1868 erscheint zu Lissabon «A Voz femenina», eine von Frauen herausgegebene Zeitschrift. In Oporto sind die «Gazetta litteraria», vor allem aber die bereits 1833 begonnene Wochenschrift «O Porto illustrado» berühmt. In Coimbra wird «A Chrysalida» von den Studenten herausgegeben.

Obwol die Zeitungspresse in keinem andern Staate Europas eine so große Bedeutung erlangt hat wie in England, ist sie hier doch später entstanden als in Italien und Deutschland. Es ist möglich, daß gegen Ende des 16. Jahrh. einzelne Flugschriften in Zeitungsform entweder auf Veranstaltung der Regierung oder auch von Privatpersonen veröffentlicht wurden; indessen hat sich der im Britischen Museum befindliche, angeblich aus dem J. 1588 herrührende «English Mercurie» als untergeschoben erwiesen. Zu Anfang der Regierung Jakob's I. kamen die sog. News-letters auf, d. i. handschriftliche Uebersichten der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Politik, des Handels und auch wol der Literatur, durch welche sich namentlich ein gewisser Nathaniel Butter auszeichnete, dessen Originalmanuscripte von seinen Schreibern copirt und wöchentlich mit der Post an die Abonnenten auf dem Lande versendet wurden. Dieser war es auch, unter dessen Leitung seit dem 23. Mai 1622 die erste regelmäßige gedruckte Wochenzeitung unter dem Titel «The certain newes of this present week» erschien, der bald «The weekly courant» und mehrere andere folgten. Die Bürgerkriege förderten das Zeitungswesen, indem die verschiedenen Parteien die Presse benutzten, um ihre Meinungen zu verbreiten. So entstand eine zahllose Menge Blätter, zum Theil unter seltsamen Titeln, wie «The Scots dove», «The parliament kite», «The secret owl», «Mercurius acheronticus, or news from hell», «Mercurius Democritus», «Mercurius mastix» u. s. w. Sie hatten meistens nur ein ephemeres Dasein, zumal da das Lange Parlament es bald für nöthig fand, sie einer Censur zu unterwerfen, die unter Karl II. eine drakonische Strenge entwickelte. Trotzdem gewann die periodische Presse zusehends an Kraft und Ausdehnung. 1662 wurde der «Kingdom's Intelligencer» gegründet, der den mitgetheilten Nachrichten größere Mannichfaltigkeit und Selbständigkeit zu geben suchte, und dessen Erfolg den Censor L'Estrange 1663 zur Herausgabe des «Intelligencer» veranlaßte, welcher sich 1665 in eine zu Oxford erscheinende Hofzeitung verwandelte, die noch jetzt unter dem Titel «London Gazette» fortdauert. Auch an Oppositionszeitungen gegen den Hof fehlte es nicht, unter welchen «The weekly packet of advice from Rome» (1678—83) sich auszeichnete; für die Regierung nahmen unter andern der «Observator» (1680) und «Heraclitus ridens» (1681—82) Partei. Ueberhaupt kamen zwischen 1661 und 1688 im ganzen über 70 Zeitungen heraus, von welchen einige schon nach den ersten Nummern aufhörten. Während der nächsten vier Jahre nach der Revolution von 1688 entstanden nicht weniger als 26 neue Blätter, darunter der von Wellwood redigirte «Mercurius reformatus». Die meisten Zeitungen erschienen und erscheinen noch in London; die erste Provinzialzeitung kam 1639 zu Newcastle heraus. In Schottland ward die erste Zeitung «Mercurius politicus», eine Repro-

duction des gleichnamigen von Marchmont Needham, einem Freunde Milton's, redigirten londoner Blattes, 1653 im Hauptquartier Cromwell's zu Leith gedruckt.

Bis zur Regierung der Königin Anna waren die Zeitungen fast ausschließlich nur einmal oder, wie der «Orange Intelligencer», zweimal die Woche erschienen. 1709, als die Siege Marlborough's das Bedürfniß nach einer raschern Verbreitung der Neuigkeiten erweckten, entstand das erste Tageblatt «Daily Courant», dem bald andere folgten. Nicht allein durch ihr öfteres Erscheinen suchten jetzt die Journale ihre Vorgänger zu übertreffen, sie nahmen auch eine höhere polit. Stellung ein und begannen einen mächtigern Einfluß auf die öffentliche Meinung auszuüben. Die Preßfreiheit bestand rechtlich, unterlag aber factisch manchen willkürlichen Beschränkungen von seiten des Parlaments sowol als der Regierung. Ein harter Schlag für das aufblühende Zeitungswesen war die 1712 eingeführte Stempeltaxe, die das Eingehen vieler Blätter zur Folge hatte. Dieselbe wurde zwar unter Georg I. auf kurze Zeit aufgehoben, 1725 aber von neuem eingeführt und allmählich von $^1/_2$ Penny auf 4 Pence gesteigert, bis man sich 1836 durch das Ueberhandnehmen der ungestempelten Blätter genöthigt sah, sie auf 1 Penny herabzusetzen. 1855 brachte man auch diesen Rest der der Bildung auferlegten Steuer der Opposition des Zeitgeistes zum Opfer. Die Veröffentlichung der Parlamentsverhandlungen war lange unter harten Strafen verboten; seit 1715 erschien indeß eine kurze Skizze der wichtigsten Debatten in «Boyer's Register». Umfassendere, obschon noch immer ziemlich magere Berichte gaben später das «London Magazine» und das «Gentleman's Magazine», bei dem Johnson, Guthrie und Hawkesworth als Berichterstatter (Reporter) angestellt waren. Erst unter Georg III., wo die Presse durch den von Wilkes geleiteten «North Briton» und die 1767—71 im «Public Advertiser» eingerückten Juniusbriefe einen neuen mächtigen Aufschwung erhielt, wagte ein unternehmender Verleger, Namens Almon, in seiner Zeitung «London evening post» vollständige Parlamentsberichte zu veröffentlichen. Sein Erfolg ermuthigte andere Blätter zur Nachahmung. Die Herausgeber, die das Parlament verhaften ließ, wurden auf richterlichen Befehl wieder in Freiheit gesetzt, und der Kampf endete damit, daß den Zeitungen thatsächlich das Recht blieb, die Parlamentsverhandlungen zu drucken, obwol ihnen die förmliche Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht gewährt ward. Mit der Entwickelung des polit. Lebens nahm auch die Verbreitung der Zeitungen so rasch zu, daß sich ihre Circulation 1753—92 von 7,411757 auf 15,005760 Nummern jährlich steigerte. Das großartigste und einflußreichste aller Organe der engl. Presse, die «Times» (s. d.), erschien zuerst im Jan. 1788 als Fortsetzung des «Daily universal register». Um diese Zeit gründete Peter Stuart auch das erste tägliche Abendblatt, den «Star».

Die ersten literarischen Zeitschriften in England waren die von den Essayisten Addison, Steele, Tickell, Budgell, Hughes u. a. geschriebenen und herausgegebenen Journale «Tatler» (1709), «Spectator» (1711) und «Guardian» (1713), die eine ungemeine Verbreitung und Berühmtheit erlangten und unzählige Nachahmungen durch das ganze 18. Jahrh. («Rambler», «Aventurer», «Idler», «World», «Connoisseur», «Lounger», «Mirror» u. s. w.) hervorriefen. An diese schlossen sich zunächst die Unterhaltungsschriften, von denen das noch jetzt, obschon in etwas verwandelter Gestalt, forterscheinende «Gentleman's Magazine» (seit 1731) die älteste ist. Später als die belletristischen Journale entstanden die kritischen. Die 1765 von Smollet gegründete «Critical Review» und die «Monthly Review» standen lange als Hauptwortführer der literarischen Kritik da, die in England jedoch während des 18. Jahrh. auf ziemlich niedriger Stufe sich befand. 1802 wurde von Sidney Smith, Jeffrey und Brougham die erste kritische Vierteljahrsschrift «Edinburgh Review» gegründet, die einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt einnahm und neue Bewegung in die engl. Literatur brachte. Polit. Tendenzen fehlten auch hier nicht. Die «Edinburgh Review» verfocht die Grundsätze der Whigs, und seit 1809 stellte sich ihr von seiten der Tories die von Gifford, später von Lockhart (gest. 1854) geleitete «Quarterly Review» entgegen, die unter ihren Mitarbeitern Walter Scott, Southey, Coleridge und Heber zählte. Beide Journale lieferten und liefern noch treffliche Aufsätze, welche häufig tiefer in den Gegenstand eindringen als das beurtheilte Werk selbst. 1824 wurde unter Bentham's Mitwirkung die «Westminster Review» gegründet, welche die radicalen Principien in der Politik und der Staatswirthschaft vertreten sollte und, seit 1835 mit der «London Review» verschmolzen, sich in den Händen J. S. Mill's zum besten kritischen Journal ihrer Zeit erhob. Unter der Leitung Hickson's gerieth sie seit 1840 in Verfall, wozu die Entstehung mehrerer neuer literarischer Vierteljahrsschriften, als der «North British Review» (1844), der «New quarterly Review» (1852), der «Retrospective Review» u. a., beitrug, bis sie durch die Ver-

einigung mit der der Besprechung der ausländischen, namentlich der deutschen Literatur gewidmeten (seit 1862 aber eingegangenen) «Foreign Quarterly Review» ein vermehrtes Interesse erhielt. Die Gesammtzahl der engl. Vierteljahrsschriften belief sich Anfang 1868 auf 80. Doch ist die Mehrzahl derselben der Vertretung bestimmter Interessen, wissenschaftlicher und literarischer Gesellschaften, religiöser Sekten u. dgl. m. gewidmet, und noch immer kommt an weitverbreitetem Einfluß keine engl. Vierteljahrsschrift dem alten Triumvirat der «Edinburgh», «Quarterly» und «Westminster Review» gleich. Die größte Circulation (5000 Exemplare) hat die «Quarterly Review», die der «Edinburgh Review» beläuft sich auf 4000, die der «Westminster Review» auf 2000.

Seit der Französischen Revolution vermehrten sich die Zeitungen in Großbritannien und Irland in erstaunlicher Weise. In England selbst erschienen 1787 nur 58 Zeitungen, von welchen manche noch kaum den Namen verdienten, 1821 bereits 166, 1831 war ihre Zahl bis auf 300 angewachsen. Nach einer 1850 auf Befehl des Unterhauses veröffentlichten officiellen Uebersicht betrug die Zahl der periodischen Schriften Großbritanniens, mit Ausschluß der Magazines, Reviews und Pennyblätter, im ganzen 623, wovon 133 in London, 250 in andern Theilen Englands, 17 in Wales, 113 in Schottland und 110 in Irland erschienen. Dem im J. 1866 für die pariser internationale Ausstellung von 1867 abgefaßten officiellen «Catalogue of the illustrations of printing» zufolge war die Gesammtzahl derselben Klasse von Publicationen auf 1297 angewachsen, wovon 994 auf England kommen, 43 auf Wales, 134 auf Schottland und 126 auf Irland. Die täglichen Zeitungen, die indeß Sonntags nicht herauskommen, beschränken sich vorzugsweise auf die Hauptstadt. Auch sie sind in stetiger Zunahme begriffen. Denn während London 1724 erst 3 Tageblätter besaß, war die Zahl derselben 1792 auf 13 angewachsen; 1854 erschienen 16 und gegenwärtig (1868) 22 Morgen- und Abendzeitungen. Das älteste der londoner Tageblätter war das «Morning Chronicle», welches 1769—89 von dem berühmten Buchdrucker Woodfall verlegt wurde und dann in die Hände Perry's überging, der sich um die Umgestaltung der engl. Presse große Verdienste erwarb. Nachdem es lange als Hauptorgan der Whigs gegolten, wurde es 1848 von den Peeliten angekauft, seit welcher Veränderung es trotz einer sorgfältigen Redaction und des Siegs seiner Partei 1853 einen großen Theil seines Publikums verlor. Sein Absatz, der sich im J. 1838 auf gegen 3 Mill. Exemplare belief, war 1854 auf den vierten Theil herabgesunken und sank tiefer und tiefer, bis das verfallende Blatt, von seinen frühern Gönnern verlassen, sich endlich zu einem subsidirten Organ der franz. Regierung erniedrigte und nach dem Bekanntwerden dieser demüthigenden Thatsache (1859) völlig vom Schauplatz der engl. Journalistik verschwand. Unter den noch bestehenden londoner Tageblättern ist das älteste die «Morning Post» (gegründet 1772), die ihre Glanzperiode während der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts hatte, als sie Männer wie Mackintosh, Coleridge und Lamb zu ihren Mitarbeitern zählte. In der Folge ergab sie sich dem Ultratoryismus und ward der Liebling der Aristokratie und der eleganten Welt. Einen Theil des Raums, den andere Blätter der Politik vorbehalten, öffnet sie den Neuigkeiten der fashionabeln Cirkel, dem Treiben bei Hofe und in den vornehmen Familien und den Bewegungen der Diplomatie. Trotz ihrer toryistischen und protectionistischen Grundsätze vertheidigte sie jedoch in neuerer Zeit das auswärtige System Palmerston's mit großem Eifer und galt lange für das Privatorgan dieses Staatsmanns, wie sie denn auch das erste engl. Blatt war, das sich zu Gunsten des Staatsstreichs vom 2. Dec. aussprach. Sie wird meistens nur in den höhern Kreisen gelesen, und die Zahl ihrer Abnehmer bleibt sich daher ziemlich gleich. Dagegen hat ein anderes Toryblatt, der «Herald» (gegründet 1780), entschieden an Terrain verloren, da es durch nichts weiter bemerkenswerth war und ist, als durch die todte Schwere, die es dem Fortschritt der Zeit entgegenstellt. Der «Morning Advertiser», der seine Entstehung (1793) einer Gesellschaft Speise- und Gastwirthe (licensed victuallers) verdankte, hat, seitdem er sich zum Organ der vorgerücktern liberalen Partei erklärte (1850), einen bedeutenden Aufschwung erfahren, findet jedoch die Hauptzahl seiner Abonnenten und theilweise auch die Inspiration seiner Politik noch immer unter den Gast- und Speisewirthen, die auf ihn, als ihr anerkanntes Organ, ebenso eifersüchtig als stolz sind. Die «Daily News» wurden 1845 unter Mitwirkung der Anti-Cornlaw-League von Dickens und Dilke gegründet, die damit eine Speculation bezweckten, indem das neue Blatt weit billiger als die ältern Zeitungen, jede Nummer zu 3 Pence, verkauft wurde. Das Blatt machte unerhörtes Glück, und schon im zweiten Jahre seiner Gründung war seine Existenz gesichert, sodaß Dickens mit einem ansehnlichen Gewinn von der Redaction zurücktreten konnte. Auf ihre Popularität bauend, hielten die «Daily News» den Zeitpunkt für

geeignet, sich nun auch in Hinsicht des Preises den übrigen großen Blättern gleichzustellen und erhöhten denselben auf 5 Pence. Seit diesem Tage nahm jedoch ihr Debit ab, und in den J. 1848—56 war die Zahl ihrer Abonnenten von nahezu 10000 auf weniger als 5000 gefallen. Uebrigens nahmen die «Daily News» gleich von Anfang ihres Entstehens eine ausgezeichnete Stellung ein durch den offenen, ehrlichen Liberalismus ihrer Politik, und diesen Charakter haben sie bis auf den heutigen Tag bewahrt, sodaß in Bezug auf grundsätzliche Consequenz der Haltung keine der großen engl. Zeitungen ihnen verglichen werden kann. Den mächtigsten Einfluß unter den altetablirten londoner Tageblättern hat indeß ohne Frage die «Times» (s. d.) errungen. Seit etwa drei Jahrzehnten repräsentirt kein anderes Blatt so vollkommen die Durchschnittsansichten und Gefühle der gebildeten großen Masse des engl. Volks; keins besitzt, trotz unzähliger Misgriffe, noch jetzt eine größere Autorität; keins wird allgemeiner gelesen. Ihren höchsten Glanzpunkt erreichte die «Times» in den J. 1854—55. Sie wurde damals in einer Auflage von 52—53000 Exemplaren gedruckt, anderthalbmal zahlreicher als die der übrigen fünf londoner Morgenblätter zusammengenommen, die im ganzen nicht mehr als 21000 Abnehmer fanden. Seitdem ist, aus sogleich zu erwähnenden Ursachen, ein verhältnißmäßiger Stillstand in der Entwickelung des großen Blattes eingetreten, obschon sein Einfluß, wie schon bemerkt, noch immer überwiegend geblieben ist. Außer den genannten erschienen bis 1855 in London noch als Morgenblätter der schon seit 1760 bestehende «Public Ledger» und die «Commercial Daily List»; als Abendblätter der «Globe», der «Express» sowie «Lloyd's List» und die «Shipping Gazette», welche letztern vorzugsweise für die Handelswelt bestimmt sind. Eine dreimal wöchentlich von der Expedition der «Times» herausgegebene Abendzeitung, «Evening Mail», sowie ein anderes dreimal wöchentlich erscheinendes Abendblatt, «St.-James Chronicle», hatten ein verhältnißmäßig kleines Publikum und sind neuerdings eingegangen. Die amtliche «London Gazette» wird nur zweimal in der Woche ausgegeben, ebenso die Handelsblätter «Prince's Price Current» und «Course of exchange». Dreimal wöchentlich erscheint die Kirchenzeitung «The Record». Unter den Provinzialzeitungen, die gewöhnlich nur ein- oder zweimal wöchentlich erscheinen, sind die ältesten der «Stamford Mercury» (seit 1695), das «Ipswich Journal» (seit 1737), der «Chester Courant» (seit 1733), die «Birmingham Gazette» (seit 1741), das «Bath Journal» (seit 1742) und der «Derby Mercury» (seit 1742); den größten Absatz haben der «Guardian» und der «Examiner» in Manchester und das «Liverpool Journal». Sie zeichnen sich hauptsächlich durch Mannichfaltigkeit und Interesse der Localnotizen aus; die Politik nimmt in denselben nur die zweite Stelle ein. Die ältesten noch vorhandenen schott. Zeitungen sind die «Edinburgh Gazette» (seit 1699) und der «Edinburgh Evening Courant» (seit 1705), die gelesensten der «Scotsman», «Witness» und «Glasgow Courier»; die ältesten irischen «The Belfast Newsletter» (seit 1737) und die «Limerick Chronicle» (seit 1766). An polit. Einfluß ist die Presse Irlands der schott. und engl. Provinzialpresse überlegen. Einen eigenthümlichen Charakter haben die Organe der ultramontanen Partei, von welchen «Tablet» und «Freeman's Journal» am meisten gelesen werden.

Eine wichtige Umwälzung brachte in der engl. Journalistik das J. 1855 hervor, während dessen, wie oben erwähnt, der letzte Rest der den Zeitungen auferlegten Stempeltaxe beseitigt und somit dem journalistischen Unternehmungsgeiste ein neues, weites Feld eröffnet wurde. Die nächste Folge des Ereignisses war die Herabsetzung des Preises der bestehenden großen Tageblätter von 5 Pence auf 4 Pence. Ein zweites und noch bedeutungsvolleres Resultat war die Gründung großer Pennyzeitungen, die sehr bald ihren altetablirten Genossinnen eine entschiedene Concurrenz machten und eine nochmalige Herabsetzung des Preises der ältern Tageblätter von 4 auf 3 Pence beschleunigten. Das Verdienst, auf diesem Wege Bahn gebrochen zu haben, gebührt dem «Daily Telegraph», der im Juni 1855 zu erscheinen begann und schon zwei Jahre später im Stande war, seine ursprünglichen vier Seiten auf acht Seiten größtes Format zu erweitern. Seitdem stellte er auch in den Hauptstädten der europ. Großstaaten Correspondenten an und vermehrte durch Reichthum des Inhalts und umfassende Betheiligung an einheimischer und fremder Politik die Zahl seiner Abonnenten von Tag zu Tage. Die Tendenz des «Daily Telegraph» war von Anfang an eine entschieden liberale, und ist es der Hauptsache nach geblieben. Sein Publikum hat er vorzugsweise in den mittlern Schichten der Mittelklassen und unter den arbeitenden Klassen. Wie weit sein Einfluß gegenwärtig reicht, ergibt die Thatsache, daß er im Jahre 1867 täglich die erstaunliche Durchschnittszahl von 223000 Exemplaren absetzte. Dem Beispiel des «Daily Telegraph» folgte 1856 der unter den Auspicien der Manchesterpartei gegründete «Morning Star», dessen Publikum der Natur der Sache nach von vornherein

beschränkter sein mußte, der aber trotzdem ebenfalls einen ansehnlichen Leserkreis fand und etwas später als «Evening Star» auch in die Reihe der Abendzeitungen eintrat. Mit Ausnahme der «Daily News» ist wol kein engl. Tageblatt freier von specifisch engl. Vorurtheilen als der «Star», und die furchtlose Entschiedenheit, womit dies Blatt bei vielen Veranlassungen dem selbstgefälligen Nationalstolz John Bull's kritisch entgegentritt, das Bemühen, in ähnlichem Sinne läuternd und aufklärend zu wirken wie der berühmte Politiker, als dessen Organ der «Star» noch immer betrachtet wird (John Bright), verdient alles Lob. Der tägliche Verkauf des «Star» beläuft sich auf 60—80000 Exemplare. 1857 gesellte sich ihm und dem «Daily Telegraph» als dritte große Pennyzeitung der hochtoryistische «Standard» zu. Dieses Blatt hatte schon seit 1827 bestanden, war aber gleich dem gesinnungsverwandten «Herald» seit längerer Zeit in Verfall gerathen und versuchte die Herabsetzung seines Preises als letztes Auskunftsmittel zur Hebung seiner schmachtenden Existenz. Der Versuch gelang, und bald erschien auch eine Abendausgabe des Blattes, der «Evening Standard». Morgen- und Abendausgabe des «Standard» zusammengenommen mögen gegenwärtig 80—100000 Exemplare täglich betragen. Alles in allem wurde so seit 1855 eine ungeheuere Masse polit. Bewegung in das engl. Volk hineingeworfen, und was man auch gegen die Pennypresse einwenden mag, im ganzen kann wol kaum geleugnet werden, daß sie ebenso wie die billige Literatur des Buchhandels bildend gewirkt hat. Feindlich war sie freilich den Interessen der altbestehenden theuern Blätter, deren Wachsthum unzweifelhaft einen bedenklichen Stoß erlitten hat. Selbst die «Times» hat nicht viel mehr vermocht, als sich im Statusquo zu erhalten, denn die Zahl ihrer Abnehmer, die von 1850—54 um beinahe 12000 zunahm, ist während der spätern 14 J. um höchstens 2000 gestiegen. Im Juni 1868 ist auch die «Daily News» in die Reihe der Pennyblätter eingetreten. Unter den neugegründeten Abendzeitungen hat besonders die «Pall Mall Gazette» seit 1856 eine weite Verbreitung gefunden.

Die Herausgabe der engl. Journale ist mit ungeheuern Kosten verknüpft. Eine große londoner Morgenzeitung besoldet zuvörderst einen Hauptredacteur mit fürstl. Gehalt, der die Eigenthümer repräsentirt, eine allgemeine Oberaufsicht und genaue Controle über alle Abtheilungen des Etablissements ausübt und in zweifelhaften Fällen entscheidet, namentlich aber die Leitartikel liefert oder vielmehr, da er selbst zu beschäftigt ist, den Verfassern die Themata und die Behandlungsweise angibt, ihre Aufsätze nöthigenfalls retouchirt und sie mit der polit. Färbung des Blattes in Einklang bringt. Dann folgt ein Unterredacteur, der das eigentliche Redactionsgeschäft führt, die Beiträge ordnet, die aus den Provinzialblättern zu machenden Auszüge bezeichnet, und dem ein zweiter zur Seite steht; ein Redacteur für die auswärtigen Nachrichten, zuweilen auch einer für die literarischen und industriellen Berichte; ein Verfasser der Börsenartikel, der sein Bureau in der City hat und jeden Abend seine Arbeit an das Journal einsendet. An diese schließen sich die zahlreichen Reporters oder Berichterstatter (s. d.), Männer von gelehrter Bildung, oft junge Rechtsgelehrte. Zu ihnen gehören die für die beiden Parlamentshäuser bestimmten 12—16 Stenographen, die Referenten über die Gerichtsverhandlungen und die regelmäßigen Berichterstatter, welche in den Hauptörtern der Provinzen sowol als in den Hafenstädten angestellt sind. Hierzu kommt noch eine Menge «Penny-a-liners», Leute, welche, ohne festen Gehalt zu beziehen, dem Journal die Localneuigkeiten, Unglücksfälle, Feuersbrünste, Mordthaten u. s. w. mittheilen, auch eine Uebersicht der Sitzungen der untergeordneten Gerichtshöfe, namentlich des Polizeigerichts, liefern. Eins der wichtigsten Fächer ist das der auswärtigen Correspondenz, in welchem neuerdings wesentliche Veränderungen stattgefunden haben. Vor der Februarrevolution waren Paris, Madrid, Lissabon, letztere beide mehr aus alter Gewohnheit von Napoleon's Zeit her, die Hauptsitze der auswärtigen Berichterstatter. Gegenwärtig ist ein londoner Blatt gezwungen, Agenten in ganz Europa, Nordamerika, Ostindien, selbst in Australien zu halten, die außer den regelmäßigen Berichten über jedes einigermaßen bedeutende Ereigniß oder Gerücht telegraphische Depeschen einschicken müssen. Die militärischen Berichterstatter bilden eine eigene Klasse, die besonders seit dem Beginn der neuen kriegerischen Epoche ungemeine Bedeutung gewonnen hat. Besonders haben die militärischen Correspondenten der «Times», W. H. Russell, Lieutenant Hozier u. a., sich durch vortreffliche Leistungen ausgezeichnet.

Um den massenhaften Stoff zu bewältigen, der sich so von allen Seiten zusammenhäuft, mußte auch das Format der engl. Zeitungen sich bis ins Riesenhafte vergrößern. Die «Times» besitzt einen Umfang von 6 Quadratellen, und der Inhalt einer einzigen Nummer derselben würde einen Octavband von gegen 40 Bogen ausfüllen. So hat sich der Aufwand, den die Herausgabe der großen londoner Blätter nach sich zieht, in einer Weise gesteigert, die mit dem Ertrage außer Verhältniß steht. Die glücklichste Zeit für sie waren in ökonomischer Beziehung die Jahre

zwischen 1815 und 1825. Obschon der damalige Absatz im Vergleich mit dem gegenwärtigen als gering zu bezeichnen ist, da die gelesensten Blätter es höchstens auf 8000 Exemplare, die minder gesuchten kaum auf 3000 brachten, so war ihre Einnahme doch größer als jetzt. Der «Herald» trug seinem Eigenthümer 30000 Thlr. ein, die «Times» 30000, der «Courier» 70000. Im J. 1820 zog Perry aus dem «Chronicle» 80000 Thlr. Reingewinn, zu welcher Höhe keine Zeitung der Gegenwart, mit Ausnahme der «Times», es gebracht hat. Die ergiebigste Quelle des Gewinns sind die Anzeigen, die einen großen Theil des Raums einnehmen, und ohne welche die Blätter überhaupt nicht bestehen könnten. Gewöhnlich sind die beiden ersten und die beiden letzten Seiten den Annoncen gewidmet; doch bei der «Times» und dem «Daily Telegraph» wächst ihre Zahl öfters zu so großen Massen an, daß außerdem besondere, vier bis sechs Seiten füllende Supplemente nothwendig werden.

Von noch weit mannichfaltigerm Charakter als die Tageblätter sind die in kürzern und längern Zwischenräumen erscheinenden periodischen Schriften. Die Gesammtzahl derselben (Jahrs-, Vierteljahrs-, Monats- und Wochenschriften) beläuft sich nach dem oben erwähnten officiellen «Catalogue of the illustrations of printing» von 1867 auf mehr als 800. Darunter befinden sich 62 commerzielle, 240 religiöse, 20 militärische, 32 juristische, 34 medicinische, 35 politisch-literarische, 15 artistische, 69 wissenschaftliche und philosophische, 73 pädagogische, 28 philanthropische, 12 technologische und 20 den engl. Volksspielen (Wettrennen, Cricket, Ruderfahren u. s. w.) gewidmete Zeitschriften. Unter den Wochenblättern verdienen zunächst die politischen oder politisch-literarischen Erwähnung, von welchen die toryistische «Press» und «Imrial Review», der liberale «Examiner», der radicale «Spectator» und die seit 1855 erscheinende «Saturday Review», welche letztere sich durch ihr literarisches Talent, Reichhaltigkeit des Inhalts und ihren unabhängigen, obgleich nicht selten cynischen Ton auszeichnet, die bedeutendsten sein möchten. Diese Blätter kosten zwischen 3 und 6 Pence und sind zum Theil noch umfangreicher als die «Times». Die stärkste Circulation haben indeß drei von den polit. Wochenblättern, die sich schon vor 1855 entschlossen, ihren Preis von 5 auf 3 Pence herabzusetzen und seitdem zu Pennyblättern geworden sind: die «News of the world», «Lloyd's Newspaper» (seit 1852 von Douglas Jerrold und nach dessen Tode 1857 von dessen Sohne Blanchard herausgegeben) und die 1847 gegründeten «Weekly Times». Der wöchentliche Absatz dieser Zeitungen wird gegenwärtig im ganzen auf 500000 Nummern veranschlagt, wovon beinahe 250000 auf «Lloyd's Newspaper» kommen. Einen stetig wachsenden Absatz hat auch die «Illustrated London News» (125000 Exemplare wöchentlich), während das berühmte Witzblatt «Punch» infolge der seit 1863 begonnenen Publication einer Anzahl satirischer Pennyblätter, besonders des «Fun» und der «Judy», eine weniger rasche Zunahme gehabt hat als in frühern Jahren. Zu den geachtetern literarischen Organen gehören: die vom Buchhändler Colburn 1817 gegründete «Literary Gazette»; das seit 1827 von Buckingham und Sterling, seit 1830 von Dilke und gegenwärtig von Hepworth Dixon geleitete, vielseitige und gediegene «Athenaeum»; der «Builder» (für Architekten); das «Publisher's Circular» (für Buchhändler, alle 14 Tage); die 1850 von Dickens gegründeten, Unterhaltung mit Belehrung verbindenden «Household Words», die seit 1859 unter dem Titel «All the year round» erscheinen, und die nach dem Muster des letztgenannten Journals angelegten Blätter «Good Words», «Once a week», «Leisure hour» u. s. w. Das «Court Journal», das Blatt der vornehmen Welt, hält die Mitte zwischen einer Moden- und einer Literaturzeitung. Den Handels-, Schiffahrts- und gewerblichen Interessen sind das «Journal of commerce», das «Journal of industry», der «Money market Examiner», der «Nautical Standard», «die Pawnbroker's Gazette», das «Mining Journal», der «Economist» u. s. w., dem Eisenbahnwesen «Herapath's Railway Journal», der «Railway Record» u. a. gewidmet. Für jurist. Interessen erscheinen, außer den amtlichen Berichten über die Gerichtssitzungen, «The Jurist», «The Law Times», «The Justice of peace» und «The legal Observer». Die Angelegenheiten des Heeres und der Marine besprechen die «Army and Navy Gazette», die «United Service Gazette», die «Naval and military Gazette», die «British Army Dispatch». Von den medic. Wochenblättern sind die «Lancet» und «Medical Times», von den theologischen der «Guardian», die «Christian Times», der «Watchman» und der «Nonconformist» die gelesensten. Sehr verbreitet sind ferner die Garten- und Landbaujournale «Gardener's Chronicle and agricultural Gazette», «Gardener's Gazette» und das «Gardener's and Farmer's Journal». Hierzu kommt noch eine Menge stempelfreier Penny- und Halbpennyblätter, deren Anzahl schwer zu bestimmen ist, da sie ebenso schnell verschwinden als sie auftauchen, die aber gewiß sich auf weit über hundert belaufen. Sie bestehen aus gemein-

nützigen Familienblättern, wie das «London Journal», mit einer auf 250000 Exemplare geschätzten Auflage, das illustrirte Kunstblatt «Art News», der «Family Herald», «The British Workman», «The working man's friend»; aus Zeitschriften religiösen und kirchlichen Inhalts, die theils die Interessen der Staatskirche, theils die der Dissenters, theils die des Katholicismus vertreten; aus den Publicationen der Mäßigkeitsgesellschaften, wie die «Temperance Gazette», der «Abstinence Standard» und die «Teetotal Times»; aus Kinderzeitschriften und Unterrichtsblättern, landwirthschaftlichen Journalen, Theaterzeitungen und Unterhaltungsblättern ohne eigentliche Tendenz; aus Zeitungen für Auswanderer und socialistischen und chartistischen Organen; aus frivolen Blättern, die meistens von den Winkelbuchhändlern in Holywellstreet herausgegeben werden und in beständigem Conflict mit der Polizei leben.

Für die Literatur der Monatsschriften bezeichnet das J. 1859 in ähnlicher Weise einen bedeutungsvollen Abschnitt wie für die polit. Tageblätter das J. 1855. Der hergebrachte Preis der Monatsschriften hatte bis dahin 1/2 Krone betragen, und ihre Circulation war deshalb eine ziemlich beschränkte geblieben. Thackeray war es, der 1858 den Plan zur Begründung einer Schillingsmonatsschrift faßte, die im Jan. 1859 unter dem Titel «Cornhill Magazine» bei Smith, Elder und Comp. erschien. Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Von der ersten Nummer wurden mehr als 90000 Exemplare verkauft, und das Bestehen der neuen Zeitschrift, an der nicht nur manche der ersten Schriftsteller und Dichter theilnahmen, sondern die von angesehenen Künstlern illustrirt wurde und durch Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhalts den altetablirten Monatsschriften mindestens ebenbürtig zur Seite trat, war sofort glänzend gesichert. Nachdem so die erste Bahn gebrochen worden, folgte rasch eine dem Muster des «Cornhill Magazine» nachgebildete Monatsschrift der andern. G. A. Sala begründete das «Temple Bar Magazine», Mrs. Hall das «The Dames Magazine», Miß Braddon «Belgravia», Anthony Trollope «St. Paul's», Edmund Yates «Tinsley's». Charles Reade stiftete sogar mit Erfolg ein weniger umfangreiches Sixpence-Magazin, die «Argory», welches Beispiel der engl.-amerikan. «Broadway» (gegründet 1867) nicht ohne Glück nachahmte. Die alten Monatsschriften «Blackwood's Magazine», «Frazer's Magazine», «Dublin Review» behielten ihre frühern Preise bei und erfreuen sich noch immer einer ansehnlichen Verbreitung. Allein zu leugnen ist es nicht, daß ihre Zunahme durch die Entwickelung jenes neuen Zweigs der billigen Literatur einen ähnlichen Stoß erlitten hat wie die «Times» und andere theuere Tageblätter durch das Aufkommen der Pennyzeitungen. Eine Stellung für sich nahm die 1865 von G. H. Lewes begründete «Fortnightly Review» ein, die nach dem Muster der «Revue des deux Mondes» alle 14 Tage erschien, Anfang 1868 aber ebenfalls in eine Monatsschrift verwandelt wurde. Die zahlreichen gelehrten Gesellschaften lassen ihre Verhandlungen meist vierteljährlich erscheinen. Am bekanntesten sind unter diesen Vereinsjournalen die «Philosophical Transactions» der Royal Society, die «Memoiren der Astronomischen Gesellschaft», die Journale der Royal Society of litterature, der Geographischen Gesellschaft, der Asiatischen Gesellschaft, der Ackerbaugesellschaft, der Royal Society in Edinburgh, des Institute of British architects, der Statistischen Gesellschaft, der Geologischen Gesellschaft, der Horticultural society, der zoologischen, entomologischen, mikroskopischen und Linnéischen Gesellschaften, die «Professional papers of the royal engineers» und die «Medico-chirurgical transactions». (S. Englische Literatur.) Vgl. Knight Hunt, «The fourth estate, or contributions to the history of newspapers and of the liberty of the press» (2 Bde., Lond. 1850).

In Frankreich wird der Ursprung des Journalismus auf den «Mercure français» (26 Bde., Par. 1605—45) zurückgeführt, eine Nachahmung des «English Mercury», welche aber keine eigentliche Zeitung, sondern nur eine histor. Compilation genannt werden kann. Das erste wirkliche Wochenblatt wurde von Théophraste Renaudot begründet, einem Arzte, welcher einestheils durch das von ihm errichtete Allgemeine Adressenbureau, anderntheils durch die ausgebreitete Correspondenz des ihm befreundeten Genealogen Hozier die günstigsten Gelegenheiten hatte, sich in Besitz von Neuigkeiten zu setzen. Anfangs theilte er dieselben seinen Patienten am Krankenbette mit, bis ihn der Beifall, den diese Art von Unterhaltung allmählich auch bei den Gesunden fand, auf den Gedanken brachte, seine Neuigkeiten drucken zu lassen. Die erste Nummer seiner «Gazette», wie er das Blatt benannte, erschien 1. April 1631. Der große Anklang, den das neue Unternehmen fand, bewog Renaudot, bereits bei der sechsten Nummer ein königl. Privilegium zu nehmen. Er führte das Blatt unter mancherlei Anfechtungen und oft bedrängt durch die strenge Censur Ludwig's XIV., welche auch mehrfache «Gazettes à la main», d. i. handschriftlich verbreitete Zeitungen, hervorrief, bis zu seinem Tode (25. Oct. 1653) fort,

worauf es sein Sohn, Isaac Renaudot, und nach dessen Absterben (1679) Eusebius Renaudot (gest. 1729) in die Hände nahm. Neben der «Gazette» Renaudot's, die seit 1762 wöchentlich zweimal erschien, um diese Zeit auch mit der Aufnahme von Annoncen, 1765 mit der Mittheilung von Börsennachrichten begann und seit 1792, wo auch die ersten Theateranzeigen sich finden, täglich in größerm Format und mit dem Titel «Gazette nationale de France» herauskam, entstand die «Gazette burlesque», eine Zeitung in Versen, welche der Dichter Jean Loret (gest. 1665) wöchentlich, erst handschriftlich, seit 4. Mai 1650 gedruckt in Umlauf setzte (später gesammelt als «Muse historique», 3 Bde., Par. 1656—65), und die für die chronique scandaleuse des damaligen Paris von hohem Interesse ist. Zu diesen beiden Blättern trat als drittes der «Mercure galant», ein politisch-literarisches Blatt, das 1672 begonnen wurde, dann nach einer Unterbrechung seit 1679 wieder regelmäßig erschien, 1717 den Titel «Mercure de France» annahm, während der Revolution eine gewisse Bedeutung erhielt und bis 1815 dauerte. Das erste tägliche Blatt Frankreichs war das «Journal de Paris», welches Anfang 1777 begann und sich bis 1827 erhielt. Diese drei Blätter bildeten ungefähr die sämmtliche Bilanz der franz. Presse vor der Revolution. Von nun an aber gewannen die Zeitungen einen weiten Spielraum und dienten den Parteien als Mittel gegenseitiger Bekämpfung.

Kaum waren die Reichsstände zusammengetreten, als zahlreiche Journale auftauchten, welche die Verhandlungen jener Versammlung einregistrirten oder besprachen. Schon 2. Mai 1789 begann der ältere Mirabeau seinen «Courrier de Provence» mit den «Lettres à ses commettants» und gab hierdurch gleichsam die Losung zu einem publicistischen Wettlauf. Eine jede Partei, die republikanische, die jakobinische, die königliche, schuf sich ihre Organe. Nach dem «Courrier de Provence» erschien binnen wenigen Tagen das «Bulletin des séances des États Généraux», von Maret, nachherigem Herzog von Bassano; die «Evangélistes du jour», von Dulaure; der «Patriote français», von Brissot; die «Révolutions de Paris», von Prudhomme, Lonstalot und Tournon; die «Chronique de Paris», von Condorcet, Rabout-Saint-Etienne, Ducos u. s. w.; das «Journal des débats et décrets», von Barère und Louvet; der «Publiciste parisien», von Marat dem «Volksfreunde» (ami du peuple), welche Benennung von der sechsten Nummer an der Haupttitel dieses berüchtigten, den Mord predigenden Blattes wurde; die «Actes des Apôtres», ein witziges Allerlei in Versen und Prosa; die «Annales patriotiques et littéraires», von Corra und Mercier, dem Verfasser des «Tableau de Paris»; die «Révolutions de France et de Brabant», von Camille Desmoulins; die «Gazette nationale» oder der «Moniteur universel», dessen erste Nummer 24. Nov. 1789 erschien; der «Orateur du peuple», von Fréron. Ueberhaupt sah das erste Jahr der Französischen Revolution bereits 150 Blätter aufschießen. Das zweite Jahr war fast ebenso fruchtbar; 140 neue Blätter traten auf und stritten sich um das Feld mit den noch übriggebliebenen vom vorigen Jahre. 1791 zählte man noch 85 neue Blätter, 1792 aber nur noch 60 und 1793 ungefähr 50, 1794: 40, 1795: 35 und 1796 ebenso viele. 1797 zeigte sich eine Art frischer Zunahme: die Zahl der im Verlauf jenes Jahres hervortretenden neuen periodischen Publicationen stieg auf etwa 85, betrug aber 1798 nur noch 17. 1799 entstanden deren 26, und 1800 blos 7. Unter den Journalen, die von 1790—1800 ans Licht traten, verdienen folgende besonders genannt zu werden: «La bouche de fer», von Abbé Fouchet; «L'ami du roi», von Royou und Montjoie, «La Chronique universelle», von Condorcet und Thomas Payne; «Le Bulletin des amis de la vérité», von den Girondisten herausgegeben; «La Tribune des patriotes», von Camille Desmoulins und Fréron; «Le Défenseur de la constitution», von Robespierre; «Le Journal de la montagne», das Organ des Jakobinerclubs, von Lavaux, Thomas, Rousseau u. a.; «Le vieux Cordelier», von Camille Desmoulins; «La Tribune du peuple», von Babeuf; «Le Conservateur», von Garat, Dounou und Chénier; «La décade philosophique, littéraire et politique», von Say, Amaury Duval, Guinguené, Andrieux, u. s. w. Die Consularverordnung vom 17. Jan. 1800 gestattete das weitere Erscheinen nur 13 polit. Blättern, von welchen die meisten bald allen Einfluß und Bestand verloren, während der «Moniteur universel» (s. d.) und das «Journal des Débats» von L. F. Bertin (s. d.) an Wichtigkeit gewannen. Unter dem ersten Kaiserreich durften die Tagesblätter höchstens nur einen schwachen Widerhall dessen geben, was im officiellen «Moniteur», eigentlich der einzigen wirklichen Zeitung, in deren Spalten häufig Aufsätze von des Kaisers Feder selbst oder wenigstens von ihm dictirt Aufnahme fanden, zur Veröffentlichung gelangt war. Die mit der Besprechung polit. Fragen verknüpfte Gefahr und der sichtliche Mangel an erlaubtem Stoff zwangen die Herausgeber der literarischen und namentlich belletristischen Seite besondere Berücksichtigung zuzuwenden.

So entstand das Feuilleton, welches für die Dürftigkeit der publicistischen Discussion durch Mannichfaltigkeit des Inhalts entschädigen mußte. Den Anfang damit machte 1800 das «Journal des débats», das seinen Titel in «Journal de l'Empire» veränderte.

Die Restauration der Bourbons brachte der gefesselten Journalistik erst 1819 mit der Aufhebung der Censur eine vorübergehende Erleichterung. Doch schon 30. März 1820 wurde der nun etwas breiter fließende Strom der Tagespresse durch neue strenge Gesetze eingeengt, sodaß dieselbe unter den Bourbons eigentlich nicht viel größere Freiheit genoß als zur Zeit Napoleon's I. Sie hatte aber die Sympathien des größten Theils der Nation auf ihrer Seite und konnte deshalb schon mehr der Staatsgewalt Trotz bieten und ein kräftiges Wort mitreden. Das Opponiren verschaffte damals Popularität, Ruhm, Abonnenten und Dividenden. Es gab nur zwei Parteien: Royalisten und Liberale. Die erstern hatten an der «Gazette de France», an der «Quotidienne», am «Drapeau blanc», am «Étoile» ihre eifrigen Wortführer. Der «Moniteur» blieb das officielle Blatt der Restauration wie aller nachfolgenden Regierungen. Das einflußreichste der liberalen Zeitungsblätter war der «Constitutionnel», der in den ersten Tagen der Restauration (1. Mai 1815) von Etienne, Jay u. s. w. gegründet wurde und die verfassungsmäßigen Staatsanhänger, die Jesuitenfeinde, Bonapartisten und noch viele andere um seine Fahne versammelte. Als wichtige Organe des Liberalismus bestanden ferner das «Journal des débats» und der «Courrier français», welche später durch den «Temps» und den 1829 von Thiers, Mignet und Armand Carrel gestifteten «National» einen neuen Zuwachs erhielten. Ueberhaupt vermehrten sich, aller Hindernisse ungeachtet, die Journale fortwährend, und 1829 belief sich die Zahl der allein in Paris herauskommenden periodischen Schriften aller Art auf mehr als 300. Das Martignac'sche Ministerium hatte den polit. Zeitungen eine freie Bewegung gestattet, welche Polignac durch die Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 von neuem zu beschränken versuchte. Diese Eingriffe trieben aber zu offenem Aufruhr hin. Die Julirevolution erzeugte nun abermals eine Flut von Zeitschriften, die indeß bald wieder verrann. Die Charte hatte zwar Freiheit der Presse wie der Rede garantirt, allein die lebhafte Opposition, in die sich namentlich die republikanischen und legitimistischen Blätter stellten, rief bald Maßregeln hervor, durch welche mit Umgehung der Censur dem Andringen der Presse ein Damm entgegengesetzt werden konnte. Außer der Stempeltaxe und der bereits 1831 eingeführten Caution von 24000 Frs. für alle mehr als zweimal wöchentlich erscheinenden Blätter wirkten dahin besonders die Septembergesetze von 1834, welche jedoch keineswegs das Fortbestehen antidynastischer und antimonarchischer Oppositionsblätter hinderten. Das «Journal des Débats» und der «Constitutionnel», später auch die «Presse», schrieben für die Sache der Philippisten, das sog. Juste-Milieu. Von den verschiedenen Nuancen der Legitimisten ward die mit radicalen und revolutionären Elementen versetzte durch die «Gazette de France», die retrograde und absolutistische durch die «Quotidienne» und «France» vertreten. Der «Courrier français» und der «Temps», später auch das «Siècle», waren die vornehmsten Journale der dynastischen Opposition, des freisinnigen Tiers-Parti. Den Republikanern oder, wie man damals zu sagen pflegte, den Radicalen gehörten «National» und «Monde», später auch die «Réforme». Socialistische Grundsätze predigte die «Démocratie pacifique», wogegen das «Journal du commerce» bonapartistische Tendenzen verfolgte. Unter den kleinern polit. Blättern, die sich in der Sphäre der beißenden Satire und Opposition bewegten, ragten der «Corsaire» und der «Charivari» weit aus der Menge der übrigen hervor. Bisher war die Publicität der Zeitungen sehr beschränkt gewesen, und ein honettes Journal konnte mit einer bescheidenen Kundschaft von 4—5000 Subscribenten recht gut bestehen. Nur der «Constitutionnel» hatte einige Tage nach der Julirevolution die unerhörte Zahl von 23000 Abonnenten erreicht. Die Zeitungen waren damals noch ein Luxusgegenstand und wandten sich nur an zwei Klassen der Gesellschaft: an den legitimistischen Adel und den herrschenden Bürgerstand. Alle Organe, die sich zu Vertretern der reinen Demokratie machten und über jene beiden socialen Schichten hinabdringen wollten, scheiterten vielfach infolge des Mangels an Abonnements. So erglänzten und erloschen fast sogleich die Meteore des Radicalismus: die «Tribune», von Marrast; der «Bon Sens», von Louis Blanc; der «Réformateur», von Raspail, und das «Journal du Temple», von Godefroy Cavaignac. 80 Frs., damals der Preis eines pariser Tageblatts, konnte die niedere Volksklasse von ihrem jährlichen Lohne nicht hingeben, um sich ein eigenes Organ zu begründen; sie befand sich außerhalb der Journalistik.

Eine Umwälzung im franz. Journalwesen bewirkte daher Emile de Girardin, indem er 1836 bei Begründung der «Presse» den Preis auf 40 Frs. ermäßigte und somit der Schöpfer

der sog. Vierzigfrankenpresse wurde. Geschah dies zunächst auch nur in der Absicht, den Oppositionsblättern durch ein billigeres ministerielles Blatt entgegenzuwirken, so hatte es doch zugleich zur Folge, daß jene ebenfalls ihre Preise herabsetzten und somit auch Gelegenheit fanden, ihre demokratischen Doctrinen in die niedern Kreise zu tragen. Gleichzeitig jedoch begann ein anderer Umstand seine Wirkung zu äußern. Während die Achtzigfrankenpresse ihre Kraft aus polit. Ideen schöpfte, sich streng in einer bestimmten Richtung hielt und sich auf ein gewisses System von Meinungen stützte, gründeten die billigen Blätter ihre Existenz auf die Neugierde des großen Lesepublikums und ordneten das polit. Interesse der einträglichen Nutzung und Ausbeutung des Unternehmens unter. Das Feuilleton wurde die Hauptsache, die Presse der Gegenstand blinder Speculation. Zahlreiche Blätter tauchten auf, mußten aber bald wieder verschwinden. Die riesenmäßige «Époque», ein «encyklopädisches» Blatt, 1845 von Granier de Cassagnac begonnen, konnte sich trotz seines Kapitals von 2 Mill. Frs. und seiner 12000 Abonnenten nur kurze Zeit erhalten. Die «Presse» selbst erhielt durch die Reichhaltigkeit des Feuilletons eine ungemeine Verbreitung, und aus demselben Grunde stieg die Zahl der Abonnenten des «Siècle» auf eine nie dagewesene Höhe. Es lag daher im Interesse der Journaladministrationen, die beliebtesten Schriftsteller an sich zu ziehen und diese durch Verträge fest zu binden. Die Honorare, die den Autoren gezahlt wurden, erreichten oft eine enorme Höhe. So zahlte Véron an Eugène Sue für den «Ewigen Juden» 100000 Frs., brachte aber durch dessen Mittheilung den «Constitutionnel», den er heruntergekommen übernommen hatte, wieder so in die Höhe, daß er 20—25000 Exemplare absetzte und dem Unternehmer einen namhaften Gewinn eintrug. Binnen 10 Jahren (1836—46) stieg die Abonnentenzahl der pariser Zeitungen von 70000 auf 200000. Das neugeschaffene Romanfeuilleton bewirkte hauptsächlich diese Steigerung und beschleunigte vielleicht um 30 Jahre die Begebenheiten, die im Febr. 1848 plötzlich hereinbrachen.

Die Februarrevolution gab der Presse vollkommene Freiheit und hatte zur Folge, daß 1848 allein 450 neue Journale erschienen, zu welchen im folgenden Jahre noch 200 hinzukamen. Titel und Inhalt erinnerten vielfach an die schlimmsten Zeiten der großen Französischen Revolution. Die namhaftesten Blätter darunter waren: «L'Ami du peuple», von Raspail; «Le Peuple constituant», von Lamennais; «Le Représentant du peuple», von Proudhon, das einflußreichste socialistische Blatt, das wegen seiner Conflicte mit der Justiz mehrmals Gewand und Namen wechselte; «La Montagne», von George Sand; «Le Petit-fils du père Duchêne», ein sehr verbreitetes Volksblatt; «La Commune de Paris», von Sobrier, u. s. w. Die ersten Hemmungen erfuhr der überflutende Strom der Zeitungsliteratur durch die Wiedereinführung einer, wenn auch erniedrigten Caution (9. Aug. 1848) und durch das Gesetz, welches die Verfasser der Zeitungsartikel zur Unterzeichnung ihres Namens verpflichtete (16. Juli 1850). Nach dem Staatsstreiche wurde die Preßfreiheit völlig aufgehoben durch das Decret vom 17. Febr. 1852, welches für die Herausgabe einer neuen, von polit. und staatswirthschaftlichen Fragen handelnden Zeitung das Einholen vorgängiger Genehmigung der Regierung zur unerlaßlichen Bedingung machte. Noch im Laufe jenes Jahres verlor die pariser Presse an 50000 Abonnenten, und es erreichten 120 polit. Blätter, mehr als ein Drittheil aller bestehenden, ihr Ende. Die literarischen oder richtiger nichtpolit. Journale der sog. kleinen Presse wurden des Nachsuchens einer solchen Genehmigung überhoben. Auch mehrte sich ihre Zahl ansehnlich und würde gewaltig gewachsen sein, wenn dieses Zeitungswesen, das lediglich auf Skandal speculirt und durch ärgerliche oder klägliche Geschichten aus der Lästerchronik des Tages die Neugierde des Publikums zu reizen sucht, nicht einer ungewöhnlich starken Sterblichkeit unterworfen wäre. Am 1. Jan. 1867 belief sich die Gesammtzahl der in Frankreich erscheinenden periodischen Blätter auf 1771. Unter diesen befanden sich 336 polit. Zeitungen (62 in Paris und 272 in den Departements); von den 1435 nichtpolitischen kamen allein 710 in Paris heraus. Das neue Preßgesetz vom 11. Mai 1868 rief seitdem verschiedene neue Blätter größern und kleinern Umfangs ins Dasein. Wenn auch jenes Gesetz gegen das Decret vom 17. Febr. 1852, d. h. gegen das willkürliche Schalten mit amtlichen Verwarnungen, Suspendirungen und Unterdrückungen, einen Fortschritt begründet, so ist es doch kein liberales Gesetz im wahren Sinne des Worts: es enthält über das Recht der freien Besprechung so zweifelhafte Bestimmungen und ahndet das geringste Vergehen mit so schweren Bestrafungen, daß die Bewegung der franz. Journalistik in der nächsten Zukunft schwerlich bedeutender sein dürfte als bisher. Die Preise haben sich nicht verändert: sie betragen 15 Cent. oder 3 Sous für die einzelne Nummer, 54 und 64 Frs. für ein Jahresabonnement in Paris und in der Provinz. Officielle

Blätter sind der «Moniteur universel» oder der «Große Moniteur» und das Beiblatt desselben, der «Kleine Moniteur», der, weil er abends die vom Großen Moniteur morgens mitgetheilten Nachrichten und Documente ganz oder auszugsweise wieder abdruckt, wie dieser keine Stempel- und Posttaxe entrichtet, seinen Preis daher so niedrig (15 Frs.) ansetzen konnte, daß er es bis auf 200000 Abonnenten gebracht hat. Außerdem besitzt die Regierung folgende ganz oder halb officiöse Journale: «Le Constitutionnel», «Le Pays», «La Patrie», «L'Étendard» und «L'Époque», die zwei letzten von jungem Datum. Diese Blätter stehen sämmtlich in engerm oder weiterm Zusammenhange mit dem Hofe oder den Ministerien; die Sprache ist in allen gut kaiserlich, hat jedoch in einigen einen Anflug von Freisinnigkeit. Die einzelnen raisonnirenden oder berichtigenden Artikel sind zwar nicht officiell, sondern gehören den dafür allein verantwortlichen Verfassern, enthalten aber sehr bedeutende, keineswegs zufällige Winke und ganz im Geiste der Regierung abgefaßte Aeußerungen. Die «France», das «aufrichtig dynastische und katholische» Senatorenblatt, und die nunmehr dem bekannten Financier Mirès gehörige «Presse», streng imperialistisch gesinnt und stark ultramontan gefärbt, bilden den Uebergang zu den Journalen der kath. Partei, deren zwei Fractionen in der Presse tüchtig vertreten sind. Die legitimistische Laienfraction, die unversöhnliche Gegnerin der herrschenden Dynastie und Staatsordnung, hat ihre Wortführer an der «Gazette de France» und «Union»; dagegen sind «Univers», «Monde» und das «Journal des villes et campagnes» die Organe der Klerikerfraction, die sich recht gern mit dem Kaiserreich verständigen würde, unter der Bedingung, daß es die an die Spitze seiner Verfassung geschriebenen Principien von 1789 ausstriche und dem Klerus das öffentliche Unterrichtswesen, die Wahlen und das übrige in die Hände lieferte. Das «Journal des Débats» schwankt zwar heutzutage in seiner polit. Richtung und zeigt sich oft mehr als günstig für die Napoleonische Dynastie, gilt aber im allgemeinen immer noch, ebenso wie das junge «Journal de Paris», für ein orleanistisches Blatt, und hat auch seine meisten Abnehmer in der höhern Bürgerklasse, die eben nicht für das Kaiserreich schwärmt. Die Sache der liberalen und radicalen Demokratie vertheidigen das «Siècle», das populärste und verbreitetste Blatt der heutigen franz. Journalistik (es hat 45000 Abonnenten), die «Opinion nationale», das «Avenir national» und der «Temps». Auch gehört hierher noch der «Charivari», das längstbekannte Witzblatt, das seine frühere Gesinnung unverändert beibehalten hat, aber natürlich nicht mehr so radical hervorkehrt als ehedem. Die 1865 von E. de Girardin gegründete «Liberté» ist der Ausdruck der individuellen Ansichten dieses Publicisten. Das Lieblingsblatt aller blasirten Leute ist der «Figaro», der aus einer kleinen Zeitung eine große geworden ist, welche reichen Gewinn abwirft. Die in den Departements erscheinenden polit. Journale kommen gegen die pariser in geringen Betracht. Die nichtpolit. Blätter, die im einzelnen für 5 Cent. oder 1 Sou verkauft werden und im vierteljährlichen Abonnement 5 Frs. kosten, bilden einen ab- und zuflatternden Schwarm. Obenan steht das «Petit Journal», seit 1863; es zählt 250—300000 Abnehmer. Unter den vielen illustrirten Zeitschriften sind das «Magazin pittoresque», die «Illustration» und die «Vie parisienne» die angesehensten.

Die älteste der in Frankreich erschienenen gelehrten Zeitschriften ist das 1665 gegründete «Journal des savants». Dasselbe wurde nach Verlauf eines Vierteljahrs auf Ansinnen des Papstes suspendirt und durfte erst im folgenden Jahre wiedererscheinen, wo es der Redaction des Abbé Gallois unter Vorbehalt einer strengen Censur anheimfiel. Doch gewann es erst seit 1675 unter Leitung des Abbé de Laroque eine größere Regelmäßigkeit. Bis zum Juli 1792 wurde es erst alle 14 Tage, später in monatlichen Heften veröffentlicht. Die ganze Sammlung bis zu diesem Zeitpunkte umfaßt, die «Tables» (Par. 1753) inbegriffen, 116 Quartbände, denen sich erst 1797 eine Folge von 72 Heften anschloß. Nach längerer Unterbrechung begann es unter Betheiligung namhafter Gelehrter, wie Silvestre de Sacy, Langlès, Raynouard, Raoul-Rochette, Dacier, Cuvier u. a., im Sept. 1816 wieder und behauptet noch jetzt unter den wissenschaftlichen Journalen eine achtungswerthe Stelle. Unter den ältern gelehrten Zeitschriften sind noch zu erwähnen das «Journal littéraire» (1713—22 und 1729—36); «Année littéraire» (1754—76); «Journal encyclopédique» (1758—91); «Journal général de la littérature française», seit 1798, und das «Journal général de la littérature étrangère». Der «Mercure de France» gehört seines literarischen Theils wegen ebenfalls hierher. Derselbe ging 1813 ein, erschien dann als «Minerve française» seit 1818 wieder und wurde, da die strengere Censur eine neue Aenderung nöthig machte, 1820 zur «Minerve du 19me siècle» umgetauft. Die ganze Sammlung umfaßt gegen 1900 Bände. Die «Mémoires de Trévoux», welche von 1701—80 erschienen, standen unter der Leitung einer Gesellschaft von Jesuiten.

Durch besondern Gehalt zeichnete sich aus das von Millin geleitete «Magasin encyclopédique», seit 1795, welches 1816 und 1817 unter dem Titel «Annales encyclopédiques» erschien und 1819 als «Revue encyclopédique» bis 1835 fortgesetzt wurde. Die «Revue de bibliographie analytique» von E. Miller und A. Aubenas, welche mit dem J. 1845 aufhörte, war nach dem Muster deutscher Literaturzeitungen angelegt und enthielt nur kritische Aufsätze. Unter den gelehrten Journalen, welche während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in Ansehen standen, sind zu nennen das «Bulletin universel» von Férussac, Coste's «Tablettes universelles», seit 1823, und der ehemalige «Globe», der von 1824 bis zu der Zeit, wo er den Saint-Simonisten in die Hände gerieth, dem Durchbruche der neuern literarischen Ideen trefflichen Vorschub leistete. Mehr auf belletristische Unterhaltung berechnet war die «Revue de Paris», die 1829 gegründet und 1845 mit dem noch jetzt erscheinenden «Artiste» vereinigt wurde. Ebenfalls 1829 begann die heute noch fortbestehende «Revue des deux Mondes», die gediegenste und angesehenste Zeitschrift Frankreichs, die auch auf die öffentliche Meinung in ganz Europa von Einfluß ist. 1841 sagten sich mehrere namhafte Mitarbeiter, unter andern George Sand, von dieser Zeitschrift los, um ein eigenes, mehr radicales Organ, die «Revue indépendante» zu gründen, die sich keines langen Bestandes erfreute. Die «Revue contemporaine» (seit 1852), die 1865 aus der «Revue germanique» umgestaltete «Revue moderne» und die «Revue nationale et étrangère» machten in neuester Zeit der «Revue des deux Mondes» Concurrenz, thaten ihr aber keinen sonderlichen Abbruch; sie hat gegenwärtig 12000 Abonnenten. Seit 1866 erscheint die «Revue critique», eine streng wissenschaftliche Zeitschrift. Neben den Tageblättern, Wochen- und Monatsschriften mit mehr oder weniger allgemeiner Tendenz gibt es eine große Anzahl periodischer Veröffentlichungen, welche einzelnen wissenschaftlichen Fächern, den bildenden Künsten, den Luxusindustrien oder andern Specialitäten gewidmet sind. Unter diesen treten besonders hervor die «Gazette des tribunaux» und das «Droit», zwei Journale für Jurisprudenz und Gerichtsverhandlungen, und das 1859 gegründete Kunstblatt «La Gazette des beaux-arts», mit der dazugehörigen «Chronique des arts et de la curiosité», die auch im Auslande Achtung genießen. Dasselbe gilt von verschiedenen «Bulletins», «Annales» und «Mémoires» der gelehrten Gesellschaften, die theils in Paris, theils in den Provinzialhauptstädten ihre Thätigkeit entwickeln. Man zählt 25 religiöse Blätter, ebenso viel Journale des öffentlichen Unterrichts, doppelt so viel land- und gartenwirthschaftliche Zeitschriften. Nicht minder ansehnlich ist die Zahl der Theaterzeitungen und Börsenblätter. Goldschmiede und Juweliere, Schneider und Putzmacherinnen, Friseure, Tischler, Tapezierer, überhaupt alle Repräsentanten der Modegewerbe haben ihre eigenen Zeitschriften, die zusammen nach Hunderten zählen. Vgl. Deschiens, «Bibliographie des journaux publiés pendant la révolution» (Par. 1829); E. Texier, «Histoire des journaux» (Par. 1851); E. Hatin, «Histoire du journal en France» (2. Aufl., Par. 1853); derselbe, «Histoire politique et littéraire de la presse en France» (4 Bde., Par. 1854—61); derselbe, «Bibliographie historique et critique de la presse périodique française» (Par. 1866).

In den südniederländ. Provinzen, aus denen das Königreich Belgien besteht, erschien bereits 1605 zu Antwerpen, wie es scheint, in unbestimmten Zwischenräumen eine illustrirte Kriegszeitung unter dem Titel «Niewe tijdinghe», als deren Nachfolgerin die erst 1827 untergegangene «Gazette van Antwerpen» angesehen wird. In der Periode der span. und österr. Herrschaft besaß jede bedeutendere Stadtgemeinde ihre privilegirte Zeitung, jedoch in aller polit. Unterthänigkeit abgefaßt sowie ohne polit. oder gar sociale Tendenz. Zu erwähnen sind unter denselben der 1649 auftauchende «Courrier véritable des Pays-Bas», der mit der einzigen Unterbrechung von 1746—49 sich bis 1791 erhielt, das «Journal de Liège», das sich noch gegenwärtig einer reichen Abonnentenzahl erfreut, und die ebenfalls noch bestehende, 1667 gegründete «Gazette van Gend». Unter der franz. Herrschaft hatten die belg. Städte jede Selbständigkeit verloren, und ihre Zeitungen verschwanden unter der Unzahl der franz., vorschriftsmäßig eingerichteten Departementsblätter. Von histor. Werth sind aus dieser Zeit «Le Compilateur» (1798—1810), «Le vrai Brabançon» mit kath.-österr. Färbung (1790—92); das «Journal de la Société des amis de la liberté et de l'égalité» (1792—93) nebst dem «Républicain du Nord», in streng franz.-republikanischem Sinne redigirt. Als referirendes Tageblatt erhielt sich das «Oracle» (1800—27). Wenn auch unter der niederländ. Regierung den Journalen keine großen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so waren doch die Bestimmungen des Preßgesetzes scharf genug, um die Preßprocesse in einem außerordentlichen Maße zu mehren. Außer der officiellen

«Gazette des Pays-Bas» und dem noch bestehenden farblosen «Journal de la Belgique» sind hervorzuheben der «Nain jaune réfugié», ein Caricaturblatt gegen die bourbon. Familie, dessen Redacteure 1818 des Landes verwiesen wurden; der «Libéral», der 1816 aus der Vereinigung des «Mercure surveillant» und des «Nain jaune» entstand, aus dem sich aber wiederum 1821 der durch seine erbitterte Opposition berühmt gewordene «Courrier des Pays-Bas» herausbildete. Neben letzterm Blatte, an welchem sich die bedeutendsten Förderer der belg. Revolution mehr oder weniger betheiligten, galten als die bedeutendsten Oppositionsblätter vom ultramontanen Standpunkte der 1820 begründete «Courrier de la Meuse», der 1840 nach Brüssel übersiedelte und zum jetzigen «Journal de Bruxelles» umgestaltet wurde; der geistvoll von Devaux, Lebeau und Rogier redigirte «Matthieu Laensberg», welcher, 1824 begründet, seit 1828 «Politique», seit 1841 «Tribune» hieß, aber 1849 unter letzterer Benennung sich zum Organ des Republikanismus an der Stelle des ultraliberalen «Libéral liégeois» (1845—49) umwandelte; der «Catholique des Pays-Bas», das nachmalige «Journal des Flandres» zu Gent; das kath. «Journal d'Anvers», das seit 1811 besteht, und das «Journal de l'opposition», das 1827—30 zu Mastricht erschien. Ministerielle Blätter waren in Brüssel der aus der Revolution von 1830 bekannte «National» zu Brüssel, das «Journal de Gand» (seit 1831 «Messager de Gand»), bis auf die neueste Zeit den orangistischen Tendenzen treu, und seit 1829 der «Courrier universel» zu Lüttich, der jedoch schon vor der Revolution wieder einging.

Bei der völligen Aufhebung eines jeden Journalzwangs im neubegründeten Königreich Belgien ist einerseits die große Vermehrung der Tagesblätter, andererseits die Leidenschaftlichkeit und Licenz, welche in den meisten derselben herrscht, nicht zu verwundern. Die verbreitetsten Zeitungen tragen franz. Gepräge, werden zum Theil von Franzosen geleitet und schöpfen bis auf drei oder vier, die mit England und Deutschland in directer Verbindung stehen, ihren Hauptstoff aus franz. Quellen. Die Unterdrückung des Nachdrucks 1854 hat dem Feuilleton einen herben Schlag versetzt. Während 1830 die Zahl der periodischen Blätter aller Art etwa 34 betrug, belief sich Anfang 1848 ihre Zahl bereits auf 202, zusammen mit 61408 Abonnenten. Davon erschienen nur 18 täglich; 137 waren in franz., 52 in vläm. Sprache verfaßt; 122 beschäftigten sich mit Politik, 37 mit Wissenschaft, Literatur, Kunst und Mode, 33 blos mit Anzeigen. Seit der 25. Mai 1848 beschlossenen Abschaffung des Stempels, noch mehr seit Erniedrigung des Postsatzes hat sich jene Zahl noch bedeutend gesteigert. Unter den Blättern, die der liberalen Richtung huldigen, ist unstreitig das bedeutendste die «Indépendance belge», gegenwärtig die verbreitetste der belg. Zeitungen. Sie wurde 1831 als «Indépendant» begründet und diente, trotz ihrer damaligen kräftigen Opposition, doch auch mit als officielles Organ, wurde dann 1832 von den Besitzern des gemäßigtern «Mémorial belge» angekauft und von Faure, einem Franzosen, redigirt, der das Blatt 1843 in «Indépendance» umtaufte, bald darauf aber die Redaction an Perrot, ebenfalls einen Franzosen, überließ. Nach Perrot übernahm, im Namen einer Gesellschaft und unter Mitwirkung namhafter belg. Persönlichkeiten, der Franzose Berardi die Leitung. Die Farbe des nach außen gemäßigten und namentlich in Frankreich vielgelesenen Blattes hält sich in der innern Politik auf Seiten der äußersten Linken. Die Abonnentenzahl soll sich nicht über 15000 erstrecken. Nach dem Untergange des «Observateur» (1835—60) sind unter den Organen des Liberalismus zu erwähnen: das vom Deputirten Hymans redigirte officiöse Blatt «Écho du parlement» (gegründet 1857); die brüsseler «Étoile belge» (mit anfänglich orleanistischer Richtung, später entschiedener Gegner des Bonapartismus und der preuß. Politik), das verbreitetste Blatt (1868 in 31000 Exemplaren); der «Précurseur» zu Antwerpen (seit 1835), der namentlich die Handelsinteressen berücksichtigt; das «Journal de Liége» und die «Meuse» in Lüttich, das «Journal de Gand» und «Journal de Verviers». Als Organe der parlamentarischen Rechten (d. i. der sog. Katholiken) bestehen, nach Eingehen der «Émancipation» (in Brüssel 21. Oct. 1830 begründet), das «Journal de Bruxelles», in directer Verbindung mit dem Episkopat, die «Gazette de Liége», das «Journal d'Anvers», der «Bien public» in Gent (das ultramontanste Blatt), die «Patrie» in Brügge und der «Ami de l'ordre» zu Namur. Demokratischen Tendenzen huldigen die «Liberté» und der «Peuple belge» zu Brüssel, die «Tribune» zu Lüttich und die «Réforme» zu Verviers; das vläm. Blatt «Broedermin» zu Gent ging 1847 ein. Der Satire widmet sich mit vielem Geiste der von V. Joly redigirte «Sancho» und eine Unzahl von kleinen Caricaturblättern, welche ebenso schnell entstehen als vergehen. Der berühmte, 1831 gegründete «Mephistopheles» ging 1858 wieder unter. Ein auch als liberales Organ bedeutendes, vielgelesenes Wochenblatt ist seit 1858 die brüsseler «Office de publicité». Als Staatsanzeiger besteht seit 1831 der «Moniteur belge».

In Bezug auf Zeitschriften, welche der eigentlichen Literatur gewidmet sind, zehrt Belgien natürlich am meisten von dem, was der pariser Büchermarkt bietet. Vor der Abschaffung des Nachdrucks (1854) konnte sich kaum eine inländische Zeitschrift erhalten. Aber selbst jetzt noch hat der sonst weit vorgeschrittene Staat in diesem Punkte nicht die Höhe erreicht, auf der er stand, als Rousseau und dessen Nachfolger in Lüttich und später in Bouillon (1756—93) dem berühmten «Journal encyclopédique» vorstanden und der Abbé de Coster zu Lüttich 1772 den bis 1818 fortgeführten «Esprit des journaux», der Jesuit Feller zu Luxemburg, dann seit 1788 zu Lüttich, später zu Mastricht das «Journal historique et littéraire» herausgaben. Die «Revue belge» (1835—43), an welcher alle literarischen Notabilitäten des Landes theilnahmen, brachte es trotz öffentlicher Subsidien kaum auf 600 Abnehmer. Van Hulst hatte mit der «Revue de Liège» (seit 1844—46) Mühe, das Ende des dritten Jahrgangs zu erreichen. Aehnliches Schicksal erfuhren der brüsseler «Trésor national» (1842—43) und die elegante «Revue de Belgique» (1846—51). Selbst die von Adel und Geistlichkeit begünstigte, lange Zeit hindurch von Dechamps und de Decker (1837—47) geleitete «Revue de Bruxelles» ging nach 1848 wieder ein; ebenso 1847 die gediegene «Revue nationale», unter Devaux' Leitung die Vorkämpferin des polit. Liberalismus. Eines bessern Fortgangs erfreut sich wegen seines mehr histor.-archäol. Charakters der «Messager des sciences historiques» (seit 1833 zu Gent) sowie die von den Professoren der Universität Löwen redigirte «Revue catholique», welcher 1842 eine Fehde mit dem von Kersten zu Lüttich (seit 1834) trefflich geleiteten, streng orthodoxen «Journal historique et littéraire» das Entstehen gab. In entgegengesetzter Richtung wirkt seit 1854 zu Brüssel die von Van Bemmel mit vielem Erfolg redigirte «Revue trimestrielle». Die vläm. Interessen wurden früher am würdigsten durch das «Belgisch Museum» (1837—45) unter Willems, seitdem aber, nach dem Aufhören von Wolf's «Broederhand» (1846), durch den antwerpener «Taalverbond» vertreten, seit 1862 aber durch die brüsseler «Nederduitsch Tijdschrift». Außer den Schriften der zahlreichen gelehrten Körperschaften verdienen als vortreffliche Specialblätter noch besondere Erwähnung die «Annales des travaux publics» (seit 1843) und das von Jobard 1842 gegründete «Bulletin de l'industrie». Sehr geschätzt ist als Kunstblatt seit 1858 das «Journal des beaux-arts» (redigirt von Siret). Der Erbauung dienen für Katholiken die «Précis historiques, littéraires et scientifiques» (seit 1852), für Protestanten der «Chrétien belge» (streng orthodox) und «L'Union» (beide seit 1850). Sonst verdienen noch Erwähnung: Van Houtte's «Flore des serres» (in Gent), «Illustration horticole» (in Gent, redigirt von Lemaire), «Annales de pomologie» (seit 1856), für die Armee das «Journal de l'armée», für Medicin die «Archives médicales belges» (seit 1847), das «Journal de médecine» (seit 1842) und die «Annales de médecine vétérinaire»; für Staatswirthschaft und Jurisprudenz «Belgique judiciaire», «Moniteur de notariat» und «L'Économiste belge» (von Molinari); für Bücherkunde das seit Baron Reiffenberg's Tode von Dr. Scheler fortgesetzte «Bulletin du bibliophile belge» (seit 1845) und der officielle Bücheranzeiger «Journal de l'imprimerie et de la librairie» (seit 1854); für Philologie und Unterrichtswesen «Revue de l'instruction publique en Belgique» (früher in Brügge, seit 1868 in Gent). Amtlichen Ausweisen zufolge bestanden Ende 1860 104 franz. und 76 vläm. Zeitungen (von erstern 31, von letztern 3 täglich erscheinend), 39 franz. und 12 vläm. der Literatur und den Wissenschaften gewidmete Zeitschriften, 11 franz. und 2 vläm. artistische Blätter.

Die Zeitungen in Holland gehörten vom Anfange an zu den bessern, weil die Presse unter der Republik einer größern Freiheit genoß als irgendwo. Die Zeitungen erschienen anfangs alle in niederländ. Sprache und hießen fast alle «Courant», unter Hinzufügung des Namens der Stadt, wo das Blatt herauskam; die älteste erschien in Amsterdam seit 13. März 1623. Sie enthielten keine polit. Artikel, sondern nur Intelligenz- und Handelsnachrichten. Erst später erschienen, namentlich in Leyden und im Haag, holländ. Zeitungen in franz. Sprache. Die gelesensten holländ. Blätter sind: das «Algemeene Handelsblad» in Amsterdam, der «Haarlemsche Courant», der «Nieuwe Rotterdamsche», das «Dagblad van Zuid-Holland en 's Gravenhage», der «Arnhemsche Courant»; der Staatsanzeiger heißt «Staats-Courant». Früher galt die «Gazette de Leyde» für das beste holländ. Journal. Die wissenschaftliche Thätigkeit, welche seit alter Zeit in Holland einheimisch war, brachte daselbst zeitig zahlreiche und bedeutende Zeitschriften hervor. Doch sind darunter die zu unterscheiden, welche in franz. Sprache geschrieben und von Franzosen, die meist polit. und noch mehr religiöser Meinungen wegen sich nach dem duldsamen Holland geflüchtet hatten, herausgegeben wurden und eigentlich einen Zweig der franz. Literatur bilden, sowie sie auch gewissermaßen die damalige liberale franz. Presse, liberal natür-

lich im Sinne der damaligen Zeit, repräsentiren. Dahin gehören unter andern Bayle's 1684 gegründete «Nouvelles de la république des lettres», Basnage's «Histoire des ouvrages des savants» (1687—1709), Leclerc's «Bibliothèque universelle» (1686—93) u. s. w. Von weniger universeller Bedeutung waren die Zeitschriften in holländ. Sprache. Voran steht zeitlich der 1692 begonnene «Boekzaal van Europe», der später mehrmals seinen Titel änderte und noch jetzt unter dem Namen «Boekzaal der geleerde wereld» als Zeitschrift für die prot. Kirchen ein kümmerliches Dasein fristet. Lange Zeit galt der «Algemeene konst- en letterbode», gegründet 1788, für die beste holländ. literarische und kritische Zeitschrift. Seit 1860 ward sie verschmolzen mit dem 1855 errichteten «Nederlandschen Spectator», einem humoristischen und zugleich literarischen Wochenblatte. Unbestritten die erste Stelle unter den vielen periodischen Schriften nimmt die 1837 gegründete Monatsschrift «De Gids» (Führer) ein, in welcher literarische, polit. und sociale Gegenstände behandelt werden. Neben dem «Gids» verdient Erwähnung «De Tydspiegel», welcher ein literarisch-kritisches Journal ist und zugleich die liberalen Principien in der prot. Theologie vertritt. Die gediegenste kath. Zeitschrift ist die zweimonatliche «Dietsche Warande», welche aber hauptsächlich dem niederländ. Alterthum ihre Aufmerksamkeit schenkt. Unter der verhältnißmäßig sehr großen Anzahl der Fachzeitschriften sind hervorzuheben: der «Ekonomist» (1852), die «Nieuwe Bydragen» für Rechtsgelehrtheit und Gesetzgebung, die Zeitschrift für «Staathuishoudkunde en Statistiek» (1842), die «Themis»; für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde die «Bydragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde», von Nyhoff; für Kirchengeschichte das «Kerkhistorisch Archief», von Moll (früher von Kist und Royaerds); für Naturwissenschaft die «Tydschrift voor entomologie», die «Naturkundig Tydschrift voor Nederlandsch Indië»; eine populär-naturhistor. Monatsschrift ist das «Album der Natuur» (1851). Unter den Zeitschriften, welche die Besprechung colonialer Angelegenheiten sich zur Aufgabe gestellt haben, verdient hervorgehoben zu werden die «Tydschrift voor Nederlandsch Indië» (1848). Die zahlreichen gelehrten Gesellschaften lassen ihre Verhandlungen mehr oder weniger regelmäßig in ihren eigenen Journalen erscheinen. Die ehemaligen lateinisch geschriebenen literarisch-kritischen und philol.-kritischen Zeitschriften, wie Wyttenbach's «Bibliotheca critica» und die «Bibliotheca nova» von Bake, Geel u. a., ferner die «Symbolae literariae» (1840 fg.), die «Miscellanea Philologica» (Amsterd. 1850 fg.), die «Mnemosyne» (1852 fg.), sind neuerdings sämmtlich eingegangen. Ende 1867 kamen in den Niederlanden über 200 Monats- und Wochenschriften heraus.

In Schweden erschien als erste regelmäßige Zeitung die «Ordinarie Post-Tidning» (1643—80), welcher der «Svensk Merkurius» (1675—83), die «Relationes curiosae» (1682—1701) in lat. Sprache, der «Svensk Postillon» und einige andere im 17. Jahrh. folgten. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. vergrößerte sich nicht nur die Zahl der Zeitungen, sondern es wurden bereits einzelne Fächer und Richtungen durch dieselben vertreten. Die erste schwed. Zeitung in franz. Sprache war die «Gazette française de Stockholme» (seit 1742), der 1772 der «Mercure de Suède» folgte. Obgleich «Stockholms Posten», die 1778 von Kellgren und Lenngren begründet worden war, sich neben ihrem belletristischen Inhalte auch an Besprechung und Beurtheilung polit. Neuigkeiten des Auslandes wagte, so blieb doch die Tagespresse ohne allen sichtbaren Einfluß, bis der Kampf zwischen Classikern und Romantikern die geistige Bewegung auch auf das polit. Gebiet hinüberführte. Besonders wichtig wurden für die innern Angelegenheiten des Staats der 1820 von Johansson gegründete «Argus» und neben diesem seit 1829 die «Riksdagstidning», welche Hjerta, der erste namhafte Vertreter der schwed. Presse, unternahm und bald zum ausschließlichen Organ der Opposition erhob. Nach Beendigung des Reichstags von 1828—30, wo die schwed. Presse einen vorherrschend polit. Charakter annahm, begann Crusenstolpe im royalistischen Sinne das «Fäderneslandet», das aber bald aufhörte, während Hjerta seit Dec. 1830 das radicale «Aftonbladet» herausgab. Letzteres war bis in neuere Zeit die einflußreichste Zeitung Schwedens, die in ihrer Blütezeit 5000 Abnehmer zählte, seit dem Regierungsantritt des Königs Oskar aber aufgehört hat, Oppositionsblatt zu sein, wie überhaupt seitdem die Opposition verstummt ist. Ebenfalls sehr verbreitet ist «Dagligt Allehanda», das seit 1767 erschien, oft die Farbe wechselte und jetzt unter der Benennung «Nya Dagligt Allehanda» besonders das conservative Handelsinteresse vertritt. Die officielle Zeitung ist «Post- och Inrikes Tidningar», welche eine kurze Zeit unter dem Titel «Sveriges Statstidning» erschien. Ministerielle Blätter waren vor 1848 die «Svenska Minerva» (seit 1830) und «Svenska Biet», die seit 1839 an der Spitze der conservativen Blätter stand, aber mit Karl XIV. Johann einging. Unterhaltungsblätter sind: «Illustrerad

Tidning» und «Folkets Nisse». Unter den Provinzialblättern, deren fast in jeder Stadt erscheinen, sind «Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning», «Göteborgs Posten» und «Östgöta Korrespondenten» (letzteres Blatt, redigirt von dem Novellisten Ridderstad, in Linköping erscheinend) beachtenswerth. Während 1801 nur 25, 1821 etwa 48, 1829 62 Zeitungen und Zeitschriften in Schweden erschienen, kamen deren 1831 bereits 80, 1841 schon 112, 1850 113 heraus. 1867 zählte man 179 Blätter, die in 64 Städten erschienen, von denen 30 mehr als ein periodisches Organ hatten. Den ersten Platz nimmt Stockholm mit 21 Zeitungen und 26 Zeitschriften ein, demnächst kommt Göteborg mit 3 Zeitungen und 2 Zeitschriften. Nur 7 Zeitungen erscheinen täglich, nämlich «Post- och Inrikes Tidningar», «Aftonbladet», «Nya Dagligt Allehanda», «Dagbladet» und «Dagens Nyheter» sowie die beiden erwähnten Göteborger Blätter. Die überwiegend größte Mehrzahl der Zeitungen sind Wochenblätter. Die Zahl der eigentlichen polit. Blätter beträgt im ganzen 96, wovon 9 in Stockholm erscheinen. Die literarische Journalistik entstand in Schweden erst in dem 19. Jahrh. Die neuen Ideen, welche sich von Upsala aus, wo 1807 der Aurorabund zusammengetreten war, verbreiteten, suchte die Regierung Gustav's IV. durch die von Wallmark geleitete «Allmänna Journalen for Litteratur och Theatern» zu bekämpfen. Als jedoch 1809 die Presse zur Freiheit gelangt, wurden, um der Herrschaft des franz. Geschmacks entgegenzuwirken, von seiten der sog. Phosphoristen 1809 der «Polyphem» in Stockholm, von Askelöf, und der «Phosphorus» (1810—14) in Upsala, von Atterbom gestiftet, von seiten der Gothen aber die «Iduna» begründet. Als Fortsetzung des «Phosphorus» erschien die Svensk Literatur-Tidning» (1814—24), an der Geijer und Hammerskjöld thätigen Antheil nahmen; Palmblad gab 1818—31 zu Upsala die «Svea» und «Frey» heraus. Ueberhaupt erschienen 1867 an Unterhaltungsblättern und wissenschaftlichen Zeitschriften, welche zum Theil sehr gut geleitet sind, 19, davon in Stockholm 13; religiöse 13, davon 7 in Stockholm; ökonomische 15, davon 6 in Stockholm; populäre und pädagogische 16, davon 7 in Stockholm.

In Dänemark beginnt die Literatur der Zeitungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. mit «Europäische wöchentliche Zeitung» (seit 1663 in deutscher Sprache), welcher alsbald der «Danske Mercurius» (seit 1666) und «Extraordinaires maanedlige Relationes» (seit 1672) folgten. Doch blieb die polit. Presse bis 1830 ohne Charakter und ohne Einfluß. Bis dahin hatten das Zeitungsprivilegium in Kopenhagen nur drei Blätter: die «Berlingske Tidende», gegenwärtig die älteste der in Dänemark erscheinenden Zeitungen (seit 1749) und ein halbministerielles Organ; der «Dagen» und die «Kjöbenhavns Adresse. Comptoirs Efterretninger» (seit 1759). Außer wenigen officiellen Artikeln brachten dieselben nur Auszüge aus ausländischen Zeitungen. Eine höhere Thätigkeit zeigte die Presse seit 1830, mehr noch aber seit Errichtung der Provinzialstände 1834, als ein regeres polit. Interesse im Volke erwachte. Erst um 1835 erhielt die Opposition ein eigenes Organ im «Fädrelandet», einem anfangs belletristischen, dann sich mehr und mehr der Politik widmenden Blatte, das später Organ der dän. Fortschrittspartei und des Skandinavismus wurde, unter seine Redacteure Männer wie David, Lehmann, Monrad und Plong zählte und 1848 seine Glanzperiode hatte. Ein Organ von Bedeutung war die 1827 begründete, früher ebenfalls oppositionelle, später aber conservative «Kjöbenhavnsposten». In den niedern Schichten war früher die um 1845 begründete «Flyveposten» sehr verbreitet; gegenwärtig gilt dies von «Folkets Avis» (seit 1860) und «Dagstelegrafen» (seit 1864), während das «Dagbladet» (seit 1851) mehr von den Gebildeten gelesen wird. Die dänisch gesinnten Schleswiger gründeten 1838 die «Dannevirke» (in Hadersleben). Die Interessen der Bauernpartei (Bondevenner) vertreten besonders «Almuevennen» (seit 1842) und «Morgenposten» (seit 1844). Unter den Provinzialblättern, die jedoch größtentheils nur Auszüge aus den kopenhagener Zeitungen bringen, sind hervorzuheben: die «Jydske Efterretninger» (seit 1762), die neuerdings den Titel «Aalborg Stiftstidende» angenommen haben, «Fyens Stiftstidende» (1772 als «Odense Adresse. Comptoirs Efterretninger» begründet) und «Fyens Avis» (seit 1780 zu Odense als «Fyens Stifts Journal» begonnen). Im Verhältniß zur Größe und Volksmenge besitzt Dänemark eine sehr große Anzahl von Tage- und Wochenblättern. Die literarische Journalistik beginnt in Dänemark mit der «Nova literaria maris Baltici», die in der Anlage mit den «Acta eruditorum» wetteiferten, während sich Langebek und Harbou in der von Möller fortgesetzten «Dänischen Bibliothek» (1738—59) eine andere Aufgabe setzten. Es folgten die «Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste im dän. Reiche» (1744—57; «Fortsetzung», 1758—65), die sich im «Dänischen Journal» (1767—69) fortsetzten. Daneben hatte bereits 1720 Joachim Wieland seine «Nye Tidender om laerde sager» begonnen, die als «Dansk Literaturtidende» bis 1836 reichten. Die «Maanedskrift for Literatur» begann

1829, die «Tidsskrift for Literatur og Kritik» 1839 und «For Literatur og Kritik» 1843. Eine einflußreiche Stellung in der Geschichte der dän. Literatur behauptete Sneedorff's «Den patriotiske Tilskuer» (1761—63). Ebenfalls von Bedeutung waren: «Minerva» (1785 fg.), nebst «Den danske Tilskuer» (1791 fg.) von Rahbek geleitet; ferner «Athene» (seit 1813), «Kjöbenhavns flyvende Post» (1827 fg.), herausgegeben von P. L. Heiberg, «Dansk Ugeskrift» (1832 fg.) und «Dansk Tidsskrift» (1847 fg.), von J. F. Schouw, und «Nord og Syd» (1848 fg.), von A. Goldschmidt redigirt. Barfod's «Brage og Idun» (1839) verfolgte skandinav. Tendenzen. Schätzbare Materialien für Geschichte und nordische Alterthumskunde bieten die «Annaler (seit 1866 «Aarböger») for nordisk Oldkyndighed og Historie» (seit 1836) nebst der «Antiquarisk Tidsskrift» (seit 1843) und den «Mémoires de la société des antiquaires du Nord» (seit 1836); ferner das «Danske Magazin» (1745) mit Fortsetzung, die «Historisk Tidsskrift» (1840 fg.) mit Fortsetzung, die «Kirkehistoriske Samlinger» (1849 fg.), «Aarsberetninger fra det kongel. Geheimearchiv» (seit 1852), «Aarsberetninger og Medelelser fra det store kongel. Bibliothek» (seit 1865) und «Dansk Samlinger for Historie, Topographi, Personal- og Literaturhistorie» (seit 1866). Die 1854—64 erschienene «Nordisk Universitets-Tidsskrift» wurde von den Universitäten zu Kopenhagen, Lund, Christiania und Upsala herausgegeben. Ostern 1868 erschienen in Dänemark 201 Zeitungen und Zeitschriften, davon allein 95 in Kopenhagen. In isländischer Sprache zählt man 6 Blätter polit. und gemischten Inhalts, welche theils in Kopenhagen, theils auf Island herauskommen.

Unter den Zeitungen Norwegens wurde die älteste, die «Christiania Intelligentssedlerne», 1763 begründet. Hierzu kamen 1765 zu Bergen die «Adressecontoirs Efterretninger» und 1767 zu Drontheim «Trondhjems borgerlige Realskoles privilegirte Adressecontoirs Efterretninger». 1844 erschienen außer diesen überhaupt nur noch drei andere Blätter. Die ganze periodische Literatur aber war ohne alle polit. Bedeutung bis zum Anfang der dreißiger Jahre, als die Fehde zwischen Wergeland und Welhaven sowie der Kampf zwischen zwei Parteien, der der Beamten und der Intelligenz mit der der Bauern und deren Interessen begann. Organ der erstern war seit 1836 «Den Constitutionelle», der 1. April 1847 mit der seit 1815 bestehenden «Norske Rigstidende» vereinigt ward. Ihm ging «Widar» (1833—35) voraus, ein mehr literarisches Blatt, das Schweigaard, Birch-Reichenwald und Welhaven den volksthümlichen Bestrebungen Wergeland's gegenüber begründet hatten. Das Organ der Volkspartei war das 1819 begonnene «Morgenblad». Letzteres und das «Aftonbladet» (beide in Christiania), außerdem etwa noch «Christianiaposten» (seit 1847), sind gegenwärtig die wichtigsten polit. Blätter Norwegens. Unter den Wochenblättern gemischten Inhalts ist «Almuevennen» das verbreitetste; sonst sind noch «Norsk Folkeblad», redigirt von Björnstjerne Björnson, «Menigmands Ven» von A. Beng und «Skillingsmagasinet» hervorzuheben. Ein kritisch-humoristisch-satirisches Blatt ist «Vikingen». Unter den nichtpolit. Zeitschriften Norwegens nahm die von Lange 1847—63 trefflich redigirte literarisch-kritische «Norsk Tidsskrift for Widenskab og Literatur» eine vorzügliche Stelle ein. Zu Christiania erscheinen übrigens inhaltsreiche Fachzeitschriften für Medicin, Naturwissenschaften, Theologie u. s. w. Ueberhaupt erschienen 1868 in Norwegen 100 periodische Schriften, davon 38 in Christiania, je 4 in Bergen, Drontheim und Stavanger, 2 in Drammen. 1 Blatt erscheint wöchentlich siebenmal, 6 sechsmal, 2 fünfmal, 4 dreimal, 36 zweimal, 24 einmal, die übrigen in längern Zwischenräumen. 64 Blätter waren politischen, 11 gemischten, 10 religiösen Inhalts.

Wie anderwärts, so bestanden auch in Deutschland die ersten Vorläufer und Anfänge der Zeitungsliteratur in einzelnen fliegenden Blättern und Druckschriften von geringem Umfange, welche meist den Titel «Newe Zeitung» führten, häufig in brieflicher Form abgefaßt und wol auch mit Holzschnitten verziert, selten aber mit Angabe des Druckorts und der Jahreszahl versehen waren. Entstanden mögen derartige Berichte um die Mitte des 15. Jahrh. sein; als wirklich vorhanden lassen sich dieselben für Deutschland aus den J. 1457—60 erweisen, wenn auch das älteste bisjetzt bekannte Exemplar (auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig) die Jahreszahl 1494 trägt. Außer den großen Weltbegebenheiten (die Entdeckung Amerikas, die Eroberungszüge der Türken, die franz.-österr. Kriege in Oberitalien u. s. w.) behandelten diese «Relationen», wie sie sich auch nannten, locale Angelegenheiten, wie Hinrichtungen, Wasserfluten, Erdbeben, Hexengeschichten, Kindermorde durch die Juden, Wunderzeichen u. s. w. Periodische Mittheilungen dieser Art lieferten einestheils die Almanache und Kalender, die seit Ausgang des 15. Jahrh. fast regelmäßig jedes Jahr erschienen, anderntheils auch die sog. «Postreuter» (der älteste bekannte datirt von 1590), welche meist in Knittelversen die Begebenheiten des letzt-

vergangenen Jahres zusammenfaßten. Um dieselbe Zeit entstanden auch die ersten eigentlich periodischen Berichte dieser Art, indem Konrad Lauterbach (geb. 1534, gest. 1597 zu Frankfurt) mit dem frankfurter Buchhändler Paul Brachfeld (pseudonym Jacobus Francus) 1590 die «Relationes semestrales» begann, die nach seinem Tode Sebast. Brönner, seit 1599 Theodor Mäurer fortsetzten und halbjährlich, zuerst lateinisch und deutsch, von Messe zu Messe erscheinen ließen. Einige schon vorher begonnene Sammelwerke sind nicht als eigentliche Zeitungen zu betrachten, sondern fallen mehr in das Gebiet der Zeitgeschichte. Dahin gehören Michael Eytzinger's «Relationum historicarum pentaplus» (von 1576—97, Köln 1597; dann fortgesetzt von 1588—93, Köln 1589—93, und von 1593—99, Köln 1594—99); ferner Michael van Isselt's (Jansonius Doccumensis Frisius) «Mercurius Gallobelgicus» von 1588—1600 (Bd. 1—5, Frankf. 1604), der von Gotthard Arthus aus Danzig (bis Bd. 15, Frankf. 1609—28), dann von Landorp, Beatus und Abelin (bis Bd. 19), weiter von Schleder (Bd. 20—28, Frankf. 1635—53) und einem Anonymus (Bd. 29—31) bis 1654 zu Frankfurt fortgesetzt wurde und seinerzeit ungemein verbreitet war; die für den Geschichtschreiber wichtigen «Memorie recondite» Vittorio Siri's (1601—40) sowie dessen «Mercurio» (1635—55), die Martin Mayer oder Meurer in dem «Diarium Europaeum» (45 Bde., Frankf. 1659—83) sowie Abelin im «Theatrum Europaeum» von 1617—1718 (21 Bde., Frankf. 1635—1738) nachahmte.

Während die Zeitungen in den genannten Schriftengattungen ihre nächsten gedruckten Vorläufer hatten, waren für andere Zwecke und infolge anderer Bedürfnisse bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. handschriftliche Zeitungsberichte verbreitet. Dergleichen ließen die Fugger, deren Handelsverkehr sich über die damalige ganze Welt verbreitete, von Zeit zu Zeit in Augsburg zusammenstellen. Eine Sammlung von 28 Bänden solcher Zeitungen, welche die J. 1568—1604 umfassen, kam 1656 mit der Fugger'schen Familienbibliothek nach Wien. An Auswahl und Mannichfaltigkeit des Stoffs (sie erstrecken sich auch auf literarische Erscheinungen), in Anordnung und Anlage sowie an Ausführlichkeit der Berichte unterscheiden sie sich nur wenig von unsern gegenwärtigen Zeitungen. (Vgl. Sickel, «Zeitungen des 16. Jahrh.» im «Weimar. Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst», Bd. 1, Hannov. 1854.) Aehnlicher Art war der «Aviso, Relation oder Zeitung, was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich, in Ost- und Westindien u. s. w.», der seit 1612 als Neuigkeitsblatt, wenn auch nicht in regelmäßigen Zwischenräumen, so doch wenigstens in numerirten Blättern erschien. Die erste wirkliche Zeitung aber begann der Buchhändler Egenolph Emmel zu Frankfurt, welcher auf eigene Kosten seit 1615 wöchentlich eine numerirte Zeitung erscheinen ließ, durch deren Nachahmung von seiten des damaligen Reichspostverwalters Johann von der Birghden 1616 die erst 1866 erloschene «Frankfurter Oberpostamtszeitung» begründet ward. Nächst Frankfurt scheint Fulda die erste Zeitung erhalten zu haben; gewiß ist dieses für 1619 von Hildesheim und für 1630 von Herford. Seitdem erschienen nach und nach an verschiedenen Orten unter den Titeln «Relation», «Ristretto», «Correspondent», «Courier», «Chronik» und «Realzeitung» öffentliche Zeitungsblätter, die gewöhnlich mit einem landesherrl. Privilegium versehen waren und von den Regierungen einer Censur unterworfen wurden. So hatten bereits im 17. Jahrh. Nürnberg, Köln, Augsburg, Regensburg, Hanau, Hamburg, Bremen, Gotha, Altenburg, Koburg, Erfurt, Wittenberg, Eisenberg, Leipzig (seit 1660), Berlin, Halle, Magdeburg, Stettin, Königsberg, Kleve, Wesel und einige andere Städte ihre Zeitungen. Zu den ältesten deutschen Zeitungen gehört der «Hamburgische Correspondent», der 1714 aus dem 1712 begonnenen Neuigkeitsblatte «Holsteinische Zeitungscorrespondance» entstand und die Grundlage der 1731 angefangenen «Staats- und gelehrten Zeitung des unparteiischen Correspondenten» war, welche aber damals nicht «Hamburgischer», sondern «Holsteinischer Correspondent» genannt wurde. Vgl. von Witzleben, «Geschichte der Leipziger Zeitung» (Lpz. 1860). Immer aber blieb in Deutschland bis zu Anfang der Französischen Revolution der Zeitungsverkehr unbedeutend. Der «Hamburgische Correspondent» war fast die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus entfernten Ländern durch eigene Correspondenten einzog. Neben ihr erschien in Hamburg noch eine «Neue Zeitung», welche jedoch, ungeachtet sie zuweilen tüchtige Herausgeber, wie z. B. Ersch hatte, die Mitbewerbung mit dem «Correspondenten» nicht aushalten konnte und aufhören mußte. Die beiden, noch gegenwärtig bestehenden, berliner Zeitungen, die Voß'sche und die Spener'sche, zeichneten sich damals durch literarische Nachrichten, aber dabei durch polit. Nichtigkeit aus. Aus diesen und einigen andern Blättern wurden viele andere deutsche Zeitungen zusammengestellt. Der Absatz des «Hamburgischen Correspondenten»

stieg seit der Französischen Revolution fortwährend, da das Blatt besonders zu jener Zeit trefflich geleitet wurde und namentlich in Bezug auf die Nachrichten aus England große Sorgfalt beobachtete. Nach der Vereinigung Hamburgs mit Frankreich mußte das Blatt seit dem Dec. 1811 neben dem deutschen Text auch einen französischen als «Journal du département des bouches d'Elbe» liefern, erhielt aber hierdurch einen Stoß, von welchem es sich auch nach Hamburgs Befreiung nicht wieder erholen konnte. Raisonnirende Blätter im Charakter der engl. und franz. Zeitungen gab es bis in die neuern Zeiten in Deutschland nicht, man müßte denn die neuwieder «Gespräche im Reiche der Todten» und Schubart's «Deutsche Chronik» (seit 1774) dazu zählen wollen. Endlich entstand 1798 eine neue Zeitung, die bald alle andern deutschen Blätter überflügelte, die «Allgemeine Zeitung». Der Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, vereinigte sich dazu mit Schiller und, als dieser sich von der Ausführung des Plans lossagte, mit Posselt, der aber wenig für das Unternehmen that, bis Huber die Herausgabe übernahm. Die Zeitung hieß anfangs «Neueste Weltkunde», und als ein Verbot sie unter diesem Titel traf, wurde sie «Allgemeine Zeitung» genannt. Nach Verlauf des ersten Jahres kam sie von Tübingen nach Stuttgart, 1803 wegen Censurschwierigkeiten nach dem damals bair. Ulm und, als dieses unter würtemb. Herrschaft gelangte, nach Augsburg, wo sie seitdem geblieben ist. Nach Huber's Tode 1804 übernahm Stegmann die Herausgabe, dem früher Lebret und später Gust. Kolb zur Seite standen. Nach Stegmann's Tode (1837) führte zuerst Kolb mit Altenhöfer, dann mit diesem und Mebold, seit Mebold's Tode (1854) mit Altenhöfer allein die Redaction. Als Kolb 1865 starb, blieb Altenhöfer allein an der Spitze des Blattes. Die «Allgemeine Zeitung» zeichnete sich von jeher durch ihren reichen Inhalt, namentlich seit den dreißiger Jahren durch eine Fülle von Correspondenzen aus allen Ländern der Erde aus und ist auch bisher von allen deutschen Blättern am weitesten im Auslande verbreitet gewesen. Als consequente Vertreterin bestimmter polit. Parteien hat sich die «Allgemeine Zeitung» eigentlich niemals geltend gemacht. Dagegen berücksichtigte sie seit Metternich's Zeiten anhaltend die Tendenzen der österr. Regierungspolitik, und auch andere deutsche und ausländische Regierungen bedienten sich nicht selten des Blattes, um ihren Interessen und Absichten im Publikum Eingang zu verschaffen. Einen eigenthümlichen Werth beanspruchen die «Beilagen» des Blattes, die häufig geistvolle Literaturartikel, Reiseberichte, Charakteristiken, Nekrologe u. s. w. mittheilen.

Während der franz. Herrschaft konnte sich das deutsche Zeitungswesen nirgends selbständig gestalten, und die meisten Blätter gaben nur einen Widerhall der franz. Zeitungen. Der «Westfälische Moniteur» in Kassel wurde von Murhard gut geleitet und von einigen ausgezeichneten Mitarbeitern, z. B. Villers, mit anziehenden Beiträgen ausgestattet. Nach dem Sturze der Fremdherrschaft 1813 entstanden alsbald mehrere polit. Blätter. Auf die Einladung des russ. Generals von Wittgenstein schrieb Kotzebue sein «Russ.-deutsches Volksblatt» in Berlin, wo auch Niebuhr eine andere Zeitung, «Der preuß. Correspondent», begann; doch beide bestanden nicht lange. Später unternahm der Buchhändler Brockhaus in Altenburg ein polit. Blatt unter dem Titel «Deutsche Blätter», das die nächsten Zeitinteressen besprach und in der ersten Zeit mit außerordentlichem Beifall gelesen wurde. Einen bedeutenden Einfluß hatte anfangs auch der «Rheinische Mercur» von Görres, von welchem das erste Stück 23. Jan. 1814 und das letzte 19. Jan. 1816 erschien, da ein preuß. Cabinetsbefehl das Blatt verboten hatte. In Hamburg erschien 1813 nach der Vertreibung der Franzosen «Der deutsche Beobachter», den Cotta einige Zeit fortsetzte, bis später Röding und Benzenberg das Blatt übernahmen, das 1819 aufhörte. In Oesterreich, wo bis dahin neben der officiellen «Wiener Zeitung» kein polit. Blatt von Bedeutung erschienen war, entstand der «Oesterreichische Beobachter», dessen Herausgeber, Pilat aus Hannover, in Wien zur röm. Kirche übergegangen und als Privatsecretär des Fürsten Metternich angestellt war. Diese Zeitung, die bald als halbofficielles Blatt betrachtet wurde, erregte in Deutschland große Aufmerksamkeit, da sie von 1809—12 einige Lichtstrahlen auf Spanien und die polit. Stellung der europ. Mächte fallen ließ. Die zunehmende Wirksamkeit des Zeitungswesens hatte nach dem Frieden von 1815 ohne Zweifel Einfluß auf die Gründung der «Preußischen Staatszeitung», die anfänglich von dem Staatsrath Stägemann und seit 1821 von Heun (H. Clauren) herausgegeben wurde, bis sie 1824 eine andere Einrichtung erhielt. 1843 nahm sie den Titel «Allgemeine Preußische Zeitung» an, den sie später in «Preußischer Staatsanzeiger» verwandelte. Zu den im Geiste ihrer Zeit geleiteten Blättern gehörten das weimar. «Oppositionsblatt», von Bertuch und dessen Schwiegersohn Froriep gegründet; der «Fränkische Mercur», von Wetzel in Bamberg mit glücklichem Erfolg geleitet; die «Rheinischen Blätter», anfangs von Weitzel herausgegeben; die «Neckarzeitung», von Friedr. Seybold ge-

stiftet, und die «Speierer Zeitung», von Butenschön redigirt. Das «Oppositionsblatt», dessen erster Herausgeber der geistreiche Ludw. Wieland, der älteste Sohn des Dichters, war, nahm besonders einen kräftigen Aufschwung, bis die über das Fest auf der Wartburg in dem Blatte gegebenen Nachrichten die weimar. Regierung in so große Unannehmlichkeiten brachten, daß es auf einige Tage unterbrochen und der seitherige Herausgeber entfernt wurde. Obschon das Blatt seinen Titel veränderte und einen gemäßigtern Ton annahm, mußte es doch im Nov. 1820 aufhören. Das Schicksal, das diese und andere deutsche Zeitungen traf, war eine Folge der Beschlüsse des Bundestags vom 20. Sept. 1819, welcher die Organe der polit. Presse auf fünf Jahre und durch eine spätere Verlängerung auf unbestimmte Zeit unter die strengste Aufsicht der Regierungen stellte, selbst in den Staaten, wo, wie in Weimar und Würtemberg, die Censur durch die Landesverfassung förmlich aufgehoben war.

Die Ereignisse des J. 1830 hatten einen wichtigen Einfluß auf das Zeitungswesen in Deutschland. Während die amtlichen und halbamtlichen Blätter vorsichtig den Richtungen folgten, welche die Regierungspolitik ihnen vorschrieb, entstanden schnell, besonders in Süddeutschland, Zeitungen, die den freien Sinn, der sich vor 1819 geregt, weit überboten. Dahin gehörten «Rheinbaiern» und der «Westbote» von Siebenpfeiffer, «Der Hochwächter» von Lohbauer, «Die deutsche Tribüne» von Wirth, das kräftige «Bairische Volksblatt» von Eisenmann in Würzburg, das «Hessische Volksblatt» von E. E. Hoffmann, «Der Wächter am Rhein» und endlich «Der Freisinnige» von Rotteck und Welcker. Neben ihnen traten andere gemäßigter auf, wie z. B. die «Deutsche Nationalzeitung», welche von Vieweg in Braunschweig gegründet und von Hermes geleitet wurde. Die Gegner der Bewegungspartei erhoben aber bald, besonders seit 1831, auch ihre Stimmen, unter welchen sich das von Jarcke herausgegebene «Berliner politische Wochenblatt» durch seine Dialektik auszeichnete. Die «Manheimer Zeitung» und die alte «Frankfurter Oberpostamtszeitung» fingen wieder an mit neuem Muthe zu sprechen. Im Nov. 1831 wurde durch einen Bundestagsbeschluß eine strenge Aufsicht über die Zeitungen, Zeit- und Flugschriften den Regierungen empfohlen und zugleich die nach dem Preßgesetze vom 20. Sept. 1819 bestehende Bundestagscommission ergänzt, welche ihr Gutachten über Schriften geben sollte, die unter der Hauptbestimmung jenes Gesetzes begriffen waren und, wenn dieselben «der Würde des Bundes, der Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderliefen», von dem Bundestage unterdrückt werden sollten. Dies traf bald darauf die in Strasburg erscheinende Zeitschrift «Das constitutionelle Deutschland». Einige Regierungen suchten durch Zeitungen die Volksstimmung zu leiten, und zu diesem Zwecke benutzte die bairische die in München von Cotta gegründete Zeitschrift «Das Inland» als ein halbofficielles Blatt, die würtembergische die «Stuttgarter Zeitung» und später den «Schwäbischen Mercur». Die bair. Regierung gründete auch eine von Dr. Lindner herausgegebene «Staatszeitung», die aber nach kurzer Dauer erlosch. Unter dem Schutze der Regierung entstand später die «Hannoverische Zeitung», die anfangs Pertz besorgte, die aber infolge der Ereignisse von 1837 ihren ersten Redacteur und damit alle Bedeutung verlor. In Sachsen, wo seit alter Zeit neben der «Leipziger Zeitung», einem Monopol des Fiscus, kein Blatt Nachrichten über auswärtige Politik aufnehmen durfte, ohne sich mit jener über eine Entschädigungssumme zu vergleichen, entstand 1831 «Das Vaterland», ein raisonnirendes Blatt, das anfangs nur sächs. Interessen, seit 1833 alle deutschen Verhältnisse besprach, 1834 aber wieder einging. Die meisten der freisinnigen Blätter wurden seit 1832 unterdrückt und die Verfügung des Bundestags überall zur Ausführung gebracht, daß kein Herausgeber einer unterdrückten Zeitschrift binnen einer Zeit von fünf Jahren im ganzen Gebiete des Deutschen Bundes ein anderes periodisches Blatt leiten durfte. Die Folgen dieser Beschränkungen zeigten sich bald. In Würtemberg wurde seit 1832 eine besondere Vergünstigung der Regierung zur Bedingung der Herausgabe einer polit. Zeitung gemacht und dort wie in andern Ländern dem Unternehmer einer Zeitung eine Caution abgefordert. Andere Staaten, z. B. Sachsen, machten die Erscheinung aller Zeitschriften, mit Ausnahme der rein wissenschaftlichen, gleichfalls von Concessionen abhängig. Nach einem Bundesbeschlusse vom 5. Juli 1833 sollten auch die im Auslande erscheinenden Zeitschriften in den Bundesstaaten ohne vorgängige Erlaubniß der Regierungen nicht ausgegeben werden. Trotz dieser Beschränkungen hob sich indeß das deutsche Zeitungswesen mit dem zunehmenden Sinne für öffentliches Leben und unter einigen seit 1840 eingetretenen Censurerleichterungen. Während ältere Zeitungen, wie der «Nürnberger Correspondent», die «Frankfurter Oberpostamtszeitung» und das «Frankfurter Journal», sich durch reichhaltigen Stoff in der Gunst des Publikums zu erhalten wußten, entstand daneben eine Menge von Blättern, die

den Liberalismus in allen Abstufungen vertraten. Der äußersten Richtung gehören an: die «Manheimer Abendzeitung» unter Struve, die «Rheinische Zeitung», in Köln 1841 gegründet, aber bald unterdrückt; die «Sächsischen Vaterlandsblätter», die 1841 begannen und 1845 unterdrückt wurden. Einen weit umfassendern Standpunkt nahm dagegen die im Oct. 1837 von der Buchhandlung Brockhaus gegründete «Leipziger Allgemeine Zeitung» ein, die einem besonnenern Liberalismus und dem Freihandelssystem huldigte und besonders in Norddeutschland zu Ansehen und Verbreitung gelangte. Infolge eines Verbots in Preußen mußte das Blatt 1843 seinen Titel in «Deutsche Allgemeine Zeitung» verändern. Zu den bedeutendern liberalen Blättern der Zeit vor dem März 1848 gehörten ferner die «Bremer Zeitung» und die «Weserzeitung», desgleichen die «Kölnische Zeitung». Socialistischen Interessen huldigte die «Trierer Zeitung». Ein Hauptorgan des ultramontanen Katholicismus war die zu Koblenz erscheinende «Rhein- und Moselzeitung». Nicht ohne Einfluß blieb die seit Juli 1847 in Heidelberg unter Gervinus' Redaction begonnene «Deutsche Zeitung» als Vertreterin des wissenschaftlich begründeten Constitutionalismus. Als eigenthümliche Erscheinung ist noch die hildburghauser «Dorfzeitung» zu nennen, die durch ihre gedrängte, witzige, auf das unmittelbar Praktische gehende Darstellung einen nicht geringen Einfluß in weiten Kreisen übte.

Eine große Umwandlung in der deutschen Journalistik, sowol in der politischen wie fast noch mehr in der literarischen, trat mit der polit. Bewegung des J. 1848 ein. Die im März allenthalben plötzlich freigewordene Presse brachte theils eine Unzahl rein polit. Tendenzblätter hervor, theils wurden aus bloßer Speculation eine Menge polit. und unterhaltender Blätter begonnen. Der größte Theil derselben ging jedoch entweder aus Mangel an den erforderlichen geistigen und materiellen Kräften zu Grunde oder mußte den seit 1849 in den verschiedenen deutschen Staaten aufs neue publicirten Preßgesetzen sowie andern Maßregeln der Regierungen unterliegen. Mehr aber noch als diese äußern Umstände wirkten für den Untergang einer solchen unberufenen Journalistik der sich immer mehr verengernde Leserkreis und der Ueberdruß an hohlen und wüsten Phrasen. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß der polit. Zeitungsstil seit 1848 an charakteristischer Bestimmtheit und Schärfe gewonnen und sich selbst eine gewisse Terminologie für die Behandlung polit. Fragen gebildet hat. Reichen auch die Leitartikel der deutschen Zeitungen noch nicht an die englischen, so ist doch auch in dieser Beziehung bereits von den bessern Blättern manches Tüchtige geleistet worden. Von bedeutendern polit. Blättern, die vor 1848 bestanden, konnten sich nur wenige, sobald sie Privatunternehmungen waren, bis auf die Gegenwart erhalten; dagegen ist eine bedeutende Anzahl anderer an die Stelle derselben getreten. 1849 erschienen 1551 deutsche Zeitungen, Intelligenz- und Volksblätter, abgerechnet die streng wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften. Davon kamen auf Anhalt 10, Baden 55, Baiern 127, Braunschweig 9, Bremen 18, Frankfurt 17, Hamburg 24, Hannover 32, Hessen-Darmstadt 34, Hessen-Homburg 4, Hessen-Kassel 22, Hohenzollern 4, Holstein 17, Lippe 4, Lübeck 4, Luxemburg 4, Mecklenburg 22, Nassau 13, Oldenburg 8, Oesterreich 74, Preußen 632, Reuß 11, Rußland 14, Sachsen 183, sächs. Herzogthümer 44, Schaumburg-Lippe 2, Schleswig 5, Schwarzburg 12, Schweiz 77, Waldeck 2, Würtemberg 67. Obgleich hiervon viele noch im Laufe des J. 1850 ihr Ende erreichten, so ist doch die Gesammtzahl seitdem noch gestiegen, sodaß für Anfang 1855 die Zahl sämmtlicher in Deutschland, den russ. Ostseeprovinzen und der Schweiz erscheinenden deutschen Blätter auf 1600 angeschlagen werden konnte, wozu noch etwa 860 wissenschaftliche und literarische Zeitschriften kamen. Nach dem von dem berliner Zeitungscomptoir herausgegebenen (jedoch bei weitem nicht vollständigen) Preiscourant für 1868 betrug die Gesammtzahl der deutschen Zeitungen und Zeitschriften zu Anfang dieses Jahres 2566, darunter 761 polit. Blätter, während sich für das J. 1867 diese Ziffern auf 2297 und 687 stellten. Die Ereignisse des J. 1866 haben auf den Umfang der Presse keinen wesentlichen Einfluß geübt, wenn auch mit den veränderten polit. Constellationen manche Blätter eingehen mußten, andere wieder ins Leben traten. Was die Physiognomie und den Charakter der neuesten deutschen polit. Journalistik betrifft, so spiegelt sich in derselben auch die neue polit. Gruppirung Deutschlands wider, insofern man gegenwärtig eine norddeutsche, süddeutsche und deutschösterr. Presse unterscheiden muß.

Schon vor der Katastrophe von 1848 nahm die preuß. Presse in Norddeutschland unbestritten den ersten Rang ein. Mit der Bewegung von 1848 hatte dieselbe ein völlig neues Leben erhalten. Die bereits 1847 von G. Julius begründete «Zeitungshalle» (erloschen im Nov. 1848) erhob sich während der eigentlichen Bewegung zu einem einflußreichen Organ. Ueberhaupt schossen in Berlin, dem Mittelpunkte des polit. und geistigen Lebens, eine Unzahl von

Blättern aller Farben auf, nicht minder in den politisch belebtern und erregtern Provinzen. Unter den mehr oder minder radicalen Blättern war der «Krakehler» (18. Mai 1848 bis Jan. 1849), redigirt von Bettziech-Beta, eins der einflußreichsten und aufregendsten. Nächst Berlin waren es namentlich in Schlesien Breslau, in Rheinpreußen Köln, im Herzogthum Sachsen Erfurt und Halle und in Ostpreußen Königsberg, wo die radicale Presse in vollster Blüte stand. Doch wurde dieselbe bereits durch die Preßgesetze von 1849 auf die Dauer unmöglich gemacht, weil unter anderm die geforderten Cautionen nur das Gedeihen einzelner größerer Blätter gestatteten. Auch das preuß. Preßgesetz vom 12. Mai 1851, welches neben der Erlegung von Cautionen wieder die Einholung der Concession für das Erscheinen einer Zeitung und die Entziehung des Postdebits für misliebige Blätter vorschrieb, übte seine Wirkung auf die Zeitungspresse, wie auch der bald darauf eingeführte Zeitungsstempel. Trotz dieser Hemmnisse entfaltete sich dennoch im Laufe der folgenden Jahre namentlich die berliner Presse zu ungemeiner Blüte. Vor 1848 erschienen in Berlin nur drei große polit. Blätter: die bereits erwähnte «Preußische Staatszeitung», die «Vossische Zeitung» und die «Haude und Spener'sche Zeitung», die erstere 1722, die letztere 30. Juni 1740 begründet. Beide Zeitungen gehören noch immer zu den gelesensten Berlins; Anfang 1868 versteuerte jene gegen 14000, diese über 5100 Exemplare. Dem J. 1848 verdanken ihren Ursprung: die «Nationalzeitung» (seit März 1848, jetzt mit 7000 Exemplaren), das Blatt der liberalen Bourgeoisie; die «Neue Preußische Zeitung», gewöhnlich «Kreuzzeitung» genannt, 1. Juli 1848 von Wagener als Organ der feudalen Partei begründet und vorzüglich geleitet (mit über 8000 Abonnenten); ferner die «Volkszeitung», im März 1849 als «Urwählerzeitung» von Aaron Bernstein begründet, seit 1853 in Verlag von A. Duncker erscheinend, ein demokratisches Blatt, welches 1864 mit 42000 Abonnenten die verbreitetste Zeitung Deutschlands war, seitdem aber bedeutend verloren hat (21000 Abonnenten). In den folgenden Jahren kam noch hinzu: die «Börsenzeitung», die zwar zunächst den Interessen des Handels dient, aber zugleich auch als polit. Blatt der Fortschrittspartei gelten kann; der «Publicist», der schon vor 1848 als Gerichtszeitung begründet ward, sich aber seitdem zu einer polit. Zeitung umgestaltet hat (2600 Abonnenten); die «Berliner Reform» (1300), die 1865 begründete «Staatsbürgerzeitung» (15500), beide dem Fortschritt huldigend; die 1862 begonnene «Norddeutsche Allgemeine Zeitung», die Politik Bismarck's vertretend (4700); die «Post» (5000); die «Zukunft», das Organ der Partei Jacoby's (2100); die «Berliner illustrirte Morgenzeitung»; die «Bank- und Handelszeitung»; die «Tribüne» (8300) und die «Gerichtszeitung» (14800 Abonnenten); außerdem noch mehrere täglich erscheinende Blätter. Die ministerielle «Provinzial-Correspondenz» ist nicht zur Verbreitung an das Volk bestimmt, sondern zur Mittheilung an Zeitungen, namentlich auch an die amtlichen Kreisblätter. Schon vorher bestanden als Privatunternehmungen die feudale «Zeidler'sche Correspondenz» und die «Stern'sche Correspondenz». Ende 1867 erschienen in Berlin im ganzen 165 Zeitungen und Zeitschriften. Unter den größern polit. Zeitungen, welche in den ältern Provinzen Preußens erscheinen, sind als die bedeutendsten, über die Provinzialgrenzen hinaus verbreiteten hervorzuheben: die «Stettiner Zeitung», die «Neue Stettiner Zeitung» und die in den Handelsplätzen der deutschen Ostseeländer sehr angesehene «Ostsee-Zeitung», sämmtlich zu Stettin erscheinend; ferner in der Provinz Preußen die «Danziger Zeitung» und zu Königsberg die «Königsberger Zeitung» und die «Ostpreußische Zeitung»; ferner in Posen die «Posener Zeitung» und die «Ostdeutsche Zeitung»; in Schlesien die «Breslauer Zeitung» und die «Schlesische Zeitung» sowie die «Niederschlesische Zeitung» zu Görlitz; in der Provinz Sachsen die «Magdeburgische Zeitung», die «Hallesche Zeitung» und die «Thüringer Zeitung» (zu Erfurt); in Westfalen der specifisch kath. «Westfälische Mercur» zu Münster und die «Westfälische Zeitung» zu Dortmund; in der Rheinprovinz die großartige «Kölnische Zeitung» (mit 18000 Abonnenten), die im ganzen übrigen Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus verbreitet ist; ferner die «Kölnischen Blätter» und das «Echo der Gegenwart» zu Aachen, zwei Hauptorgane der Ultramontanen, die zu den verbreitetsten Blättern im westl. Deutschland zählen; die «Elberfelder Zeitung», die «Aachener Zeitung», die «Triersche Zeitung», die vielgelesene «Rheinische Zeitung» (zu Düsseldorf), die «Krefelder Zeitung», die «Koblenzer Zeitung». In Hannover waren vor 1866 die «Hannoversche Zeitung» und die «Norddeutsche Zeitung» die wichtigsten polit. Blätter; daneben bestand die «Nordsee-Zeitung» als Organ des Ministeriums. 1868 schrieb die letztere nebst dem «Hannoverschen Kurier» zu Gunsten Preußens, während die «Hannoversche Volkszeitung» die Interessen des Welfenhauses vertrat. Im ehemaligen Kurhessen sind außer der «Kasseler Zeitung» die von Wippermann geleitete «Hessische Morgenzeitung» und die «Ha-

nauer Zeitung» zu nennen. In Frankfurt a. M. besteht seit dem Erlöschen der «Ober-Postamtszeitung» das noch immer sehr angesehene «Frankfurter Journal». Unter den polit. Blättern im ehemaligen Herzogthum Nassau verdient nur die «Mittelrheinische Zeitung» zu Wiesbaden Erwähnung. In Schleswig-Holstein war besonders das «Kieler Correspondenzblatt», seit 1827 von Theod. Olshausen redigirt, als Organ der demokratischen Richtung von Wichtigkeit. Während des Aufstandes wirkte es in patriotischem Interesse, wie auch die «Neuen Kieler Blätter» unter Redaction von Lorentzen und das «Schleswig-holsteinische Wochenblatt», herausgegeben von Falck. Von vorübergehender Bedeutung waren eine Anzahl mehr oder minder radicaler Blätter, welche die Märzrevolution besonders zu Altona hervorgerufen hatte. Seit der Besiegung des Aufstandes war die sehr beengte Presse in Holstein nur durch den «Altonaer Mercur» und die «Altonaer Zeitung», die sehr verbreiteten «Itzehoer Nachrichten» und das «Correspondenz- und Wochenblatt» zu Kiel, in Schleswig nur durch die «Flensburger Zeitung» vertreten. Infolge des Kriegs von 1864 erfuhr die polit. Presse eine große Wandlung. Während die «Schleswig-holsteinische Zeitung» unter Redaction May's die Interessen des Herzogs von Augustenburg verfocht, trat die «Norddeutsche Zeitung» zu Flensburg (unter Römer's Leitung) für die Forderung Preußens ein. Denselben Zwecken dienten die «Schleswiger Nachrichten» (herausg. von Johannsen). Von den 1868 in der Provinz Schleswig-Holstein bestehenden größern Zeitungen sind außer dem erwähnten itzehoer Blatte zu nennen: die deutsch-nationalen «Altonaer Nachrichten», die «Kieler Zeitung» und die «Norddeutsche Zeitung» zu Flensburg.

Unter den kleinern Staaten des Norddeutschen Bundes hat das Königreich Sachsen die umfangreichste Presse. 1848 erschienen 243, 1852 184, 1855 202, 1867 aber 291 Zeitungen und Zeitschriften, davon allein 127 in Leipzig. Vor 1848 war die «Leipziger Zeitung» wie noch gegenwärtig das amtliche Blatt. Daneben wirkte als unabhängiges Blatt im Sinne des Constitutionalismus und einer deutsch-nationalen Politik die «Deutsche Allgemeine Zeitung», die dieser Richtung fortwährend treu geblieben ist. Die Bewegung von 1848 rief im ganzen Lande eine Unzahl von Blättern und Blättchen ins Leben. Die von Diezmann begründete, von Oettinger fortgeführte «Neue Leipziger Zeitung» hörte schon 1850 wieder auf, in welchem Jahre überhaupt die neuen Preßbestimmungen der demokratischen Presse ein Ende machten. Außer den beiden genannten leipziger Blättern sind nur noch das «Dresdner Journal», als Regierungsblatt 1853 begründet, und die «Constitutionelle Zeitung» (unter Leitung Siegel's) zu Dresden als die einzigen größern Zeitungen des Landes zu nennen. In den sächs. Herzogthümern und den übrigen thüring. Kleinstaaten hat die Presse keine weitergreifende Bedeutung. Seit der «Allgemeine Anzeiger der Deutschen» zu Gotha 1851 eingegangen, ist es nur die hildburghauser «Dorfzeitung», die sich einer weitern Verbreitung erfreut. Innerhalb der sächs. Herzogthümer sind die «Koburger Zeitung», die «Gothaische Zeitung», die Zeitung «Deutschland» und die «Weimarische Zeitung» die gelesensten Blätter. Das J. 1848 hatte in den sächs. Herzogthümern, in den schwarzburg., reuß. und anhalt. Ländern, sowie in den übrigen kleinern deutschen Staaten eine ziemliche Anzahl meist demokratischer Blätter hervorgerufen, welche jedoch seit 1850 fast ohne Ausnahme den Regierungsmaßregeln und den Umständen erliegen mußten. Eigentliche Zeitungen sind in Reuß die «Geraische Zeitung», in Anhalt die «Köthensche Zeitung» und die «Dessauer Zeitung». In Braunschweig war die im Vieweg'schen Verlag erscheinende «Deutsche Reichszeitung» einige Zeit von Bedeutung. Eine hervorragende Stellung in der Geschichte des deutschen Journalismus nimmt Hamburg ein. Zu den größern polit. Zeitungen zählen hier der erwähnte «Hamburger Correspondent», die «Hamburger Nachrichten» (seit 1792) und die «Börsenhalle»; kleinere, aber sehr gelesene Blätter sind der «Freischütz» und die «Reform». In Bremen gehört die «Weserzeitung» zu den besten deutschen polit. Zeitungen. In Lübeck sind die «Eisenbahn» und die «Neue Lübecker Zeitung» zu nennen. In Mecklenburg ist die «Rostocker Zeitung» (seit 1710), sehr verbreitet; nächst ihr hat die 1848 entstandene «Mecklenburger Zeitung» zu Schwerin die meisten Abonnenten. In Oldenburg ist die «Oldenburger Zeitung» das verbreitetste Blatt.

An der Spitze der in Süddeutschland erscheinenden polit. Zeitungen steht noch immer die augsburger «Allgemeine Zeitung». In Baiern, wo vor der Märzrevolution die polit. Presse sehr daniederlag, wurde dieselbe nebst der «Neuen Münchener Zeitung» von der Regierung als Organ benutzt. Vor 1866 bestanden im ganzen Königreich außer diesen beiden nur etwa noch fünf oder sechs größere Zeitungen: der «Nürnberger Correspondent», der «Fränkische Kurier» zu Nürnberg, die «Neue Würzburger Zeitung», die «Neue Speiersche Zeitung» und die «Bairische Zeitung». An die Stelle der letztern trat im Herbst 1867 die von Fröbel geleitete

«Süddeutsche Presse», welche die Politik des Ministeriums Hohenlohe vertritt. Der münchener «Volksbote» ist das Organ der Klerikalen. Die stärkste Auflage unter allen bair. Blättern haben die «Neuesten Nachrichten» (20000 Abonnenten), das münchener Stadtblatt. In der Rheinpfalz wurde neuerdings zu Speier die «Pfälzer Zeitung» begründet, welche ultramontane Interessen vertritt. In Würtemberg ist noch immer, wie schon vor 1848, der «Schwäbische Mercur» das gelesenste Blatt (9000 Abonnenten). Sonst sind noch zu nennen: der antipreußische «Beobachter» (redigirt von K. Mayer), die «Würtembergische Landeszeitung» (süddeutsch), der 1868 von O. Wächter begründete «Landbote» (nationalliberal) sowie unter den Provinzialblättern die ziemlich verbreitete «Neckarzeitung» zu Heilbronn. In Baden waren vor 1848 außer der «Karlsruher Zeitung» die Regierungsinteressen auch durch das «Manheimer Abendblatt» und den 1847 zu Konstanz gegründeten «Tagesherold» vertreten; conservativ war die «Freiburger Zeitung», reactionär die zu Freiburg erscheinende «Süddeutsche Zeitung». Von den Blättern der Opposition huldigte seit Anfang 1847 das «Manheimer Journal» dem Justemilieu, während die «Oberrheinische Zeitung» zu Freiburg einem strictern Liberalismus das Wort sprach. Darüber hinaus gingen die «Manheimer Abendzeitung», die 1849 den Titel «Badischer Mercur» annahm, und die von Fickler redigirten, im Juli 1849 erloschenen konstanzer «Seeblätter». Nicht geringen Einfluß auf die Märzrevolution und ihre Folgen in Baden hat die liberale Presse geübt, darunter besonders Struve's «Deutscher Zuschauer» (seit Jan. 1847) und Mathy's «Rundschau». Während der Revolution wurde von der radicalen Partei fast die ganze Presse beherrscht. Die obenerwähnte «Deutsche Zeitung» siedelte im Oct. 1848 nach Frankfurt über, wo sie 1849 erlosch. Gegenwärtig sind die gelesensten bad. Zeitungen die «Karlsruher Zeitung» (Regierungsblatt) und die «Badische Landeszeitung» zu Karlsruhe, der «Badische Beobachter» (das Hauptorgan der klerikalen Partei) zu Karlsruhe, die «Breisgauer Zeitung» zu Freiburg und die «Neue badische Landeszeitung» (demokratisch und deutsch) zu Manheim. Im Großherzogthum Hessen, wo schon vor 1848 besonders in Rheinhessen die Presse sich lebendiger zeigte, hatte die demokratische Partei in der «Mainzer Zeitung» ein entschiedenes Organ, welchem das ultramontane «Mainzer Journal», auf kurze Zeit auch die constitutionelle «Rheinische Zeitung» gegenüberstand. Den gemäßigt Freisinnigen gehörte an die «Freie Hessische Zeitung» sowie zu Gießen «Der jüngste Tag», der sich als «Hessischer Zuschauer» bis 1850 erhielt. Die Hauptblätter des Landes sind gegenwärtig die officielle «Darmstädter Zeitung», die «Mainzer Zeitung», welche entschieden zu Gunsten Preußens eintritt, die ebenfalls nationale Tendenzen verfolgende «Hessische Landeszeitung» zu Darmstadt, das «Mainzer Journal» (Organ der Ultramontanen).

Im gesammten Kaiserstaat Oesterreich zählte man Anfang 1846, nach Abzug von 18 Anzeigeblättern u. dgl., 155 Zeitungen und Zeitschriften, worunter 41 polit. Blätter, die ihren Stoff meist aus der officiellen «Wiener Zeitung» und dem «Oesterreichischen Beobachter» schöpften. Die Preßfreiheit, welche 15. März 1848 mit der Constitution bewilligt wurde, hatte die Journalisten in der That überrascht, und die literarischen Zustände Oesterreichs zeigten sich in einer merkwürdigen Naivetät. Unter der großen Anzahl von Blättern, die im Laufe der ersten Wochen in den deutschen Ländern der Monarchie gegründet wurden, sind etwa nur die «Constitution», der auf dem Lande vielverbreitete «Freimüthige», die «Constitutionelle Donauzeitung», die von Schwarzer bis zu seinem Eintritt in das Ministerium geleitete «Allgemeine österreichische Zeitung», der «Volksfreund» Joseph Rank's, die «Volkstribüne» Messenhauser's, das Caricaturblatt «Wiener Charivari», der «Radicale» Becher's, an dem Jellinek lebhaften Antheil hatte, und Engländer's socialistische «Reform» zu nennen. Seit der Besiegung des wiener Aufstandes im Oct. 1848 hörte die freie Bewegung der Presse auf. Dennoch nahm die deutsch-österr. Zeitungspresse, die ihren Mittelpunkt zu Wien hat, im Laufe der nächsten beiden Jahrzehnte einen bedeutenden Aufschwung. Außer der officiellen «Wiener Zeitung», welcher 1862—65 die inhaltreiche «Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur» beigegeben war, sind die wichtigsten größern Zeitungen: die «Ostdeutsche Post», 1848 von Kuranda begründet, 1866 erloschen; die «Presse», eine der gelesensten österr. Zeitungen (17000 Abonnenten); der «Wanderer», eine Fortsetzung des ehemaligen «Oesterreichischen Beobachter» und der an dessen Stelle getretenen «Allgemeinen österreichischen Zeitung»; die «Debatte»; die «Wiener Abendpost», ein officiöses Blatt; die «Reform», 1862 von Schuselka begründet; der von Warrens geleitete «Wiener Lloyd», der im Spätjahr 1854 ein Verbot erfuhr, worauf 1855 die «Oesterreichische Zeitung» (1866 erloschen) an seine Stelle trat; ferner das «Vaterland», das Organ der Adelspartei; der «Oesterreichische Volksfreund», welcher die ultramontanen Interessen aufs

schroffste vertritt. Eine der bestgeleiteten österr. Zeitungen und gegenwärtig wol die gelesenste ist die «Neue freie Presse», welche (1868) etwa 21000 Abonnenten zählt. Einen großen Einfluß auf die bürgerlichen Schichten der Bevölkerung Wiens üben verschiedene sehr billige, zum Theil sehr gutredigirte Blätter, wie die «Morgenpost» mit etwa 20000, das «Fremdenblatt», ebenfalls mit 20000, und die Hügel'sche «Vorstadtzeitung» mit 16000 Abonnenten (Anfang 1868). Die deutsche Provinzialpresse in den cisleithanischen Ländern ist im ganzen unbedeutend. Die besten und einflußreichsten Blätter besitzt noch Prag, wo die «Bohemia», redigirt von Klutschak, und der «Tagesbote aus Böhmen», unter Leitung von Kuh, gegen das Czechenthum ankämpfen. Die «Reichenberger Zeitung» ist als Organ der nordböhm. Industriellen nicht ohne Bedeutung. In Steiermark ist die «Grazer Tagespost» sehr verbreitet und von Einfluß. Sonst sind von größern deutschen Blättern noch der «Mährische Correspondent» in Brünn, die «Triester Zeitung» und zu Innsbruck die «Tiroler Stimmen» und die «Tiroler Schützenzeitung» hervorzuheben.

Die frühern deutschen Zeitschriften nahmen sich zum Theil die ältern engl. Wochenschriften zu Mustern, wie die «Bremer Beiträge» von Ebert, J. A. Cramer u. a., seit 1741, in denen Klopstock zuerst auftrat. Bedeutender wirkte der «Deutsche Mercur», 1773 von Wieland gegründet und später von diesem in Verbindung mit Bertuch, Reinhold und bis 1810 mit Böttiger herausgegeben; das «Deutsche Museum», 1776 von Dohm und Boie gegründet und von dem letztern als «Neues deutsches Museum» bis 1791 fortgesetzt; Archenholz' «Länder- und Völkerkunde», von 1782—91, dann unter dem Titel «Minerva», später von Bran bis in die funfziger Jahre fortgesetzt, aber immer mehr auf Politik beschränkt; die «Berliner Monatsschrift», 1783 von Biester und Gedike begonnen und lange eine einflußreiche Stimme; die «Thalia», 1784 von Schiller begründet, der bald nach dem Aufhören derselben in Verbindung mit Goethe und andern die «Horen», 1795—97, herausgab. Das «Athenäum» suchte den ästhetischen Ansichten der Brüder Schlegel und ihrer Freunde Eingang zu verschaffen und athmete einen frischen, lebendigen Geist. Die frühern Monatsschriften wurden nach und nach fast ganz von den unterhaltenden Tageblättern verdrängt. Dieselben begannen mit der 1801 von Spazier in Leipzig gegründeten «Zeitung für die elegante Welt», welche später von Methusalem Müller, 1833—34 von H. Laube, dann kurze Zeit von A. von Binzer, 1835—42 von Kühne redigirt wurde und nach mancherlei Wechsel 1857 erlosch. Diesem Blatte, das bei seiner Entstehung zur Schule der Brüder Schlegel sich hinneigte, setzte Kotzebue mit G. Merkel den «Freimüthigen» entgegen, der später von A. Kuhn, darauf, mit dem «Berliner Conversationsblatt» vereinigt, von W. Alexis herausgegeben wurde, bis 1836 die vereinigten Blätter sich wieder trennten und dann beide zu erscheinen aufhörten. Die dresdener «Abendzeitung» entstand 1817, nachdem ein früheres gleichnamiges Blatt nur von 1806—7 fortgedauert hatte, und wurde zuerst von F. Kind und Winkler (Theodor Hell), später von letzterm allein, seit 1844 von R. Schmieder herausgegeben, mit einem literarisch-kritischen Beiblatte, einem sachreichen «Artistischen Notizenblatt» von Böttiger, von 1826—28 mit einem örtlichen Blatte «Einheimisches», 1829 mit einem botan. Blatte «Flora» verbunden, die aber meist schon früher eingingen und seit 1836 blos durch ein «Literaturblatt» ersetzt wurden. Das Blatt erschien später unter Gleich's Redaction zu Leipzig, bis es 1858 einging. Der «Gesellschafter», seit 1816 vom Professor Gubitz in Berlin herausgegeben, gehörte eine Zeit lang zu den verbreitetsten Unterhaltungsblättern. Die von Bäuerle 1808 gestiftete «Allgemeine Theaterzeitung» zu Wien war von 1820—47 das verbreitetste belletristische Blatt der österr. Monarchie. Die seit 1816 von Schickh geleitete «Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode», ebenfalls zu Wien, erhielt sich bis in die neuere Zeit. Das von Müllner 1826 begonnene «Mitternachtsblatt» wurde nach dessen Tode von Niedmann unter dem Titel «Mitternachtszeitung» fortgesetzt. Die von Kind und Kraukling 1826 in Dresden gegründete «Morgenzeitung», mit Beiträgen von Tieck, hörte 1828 wieder auf, wie der ebendaselbst seit 1819 erscheinende, zuletzt von Philippi redigirte «Mercur» 1831. Der von André seit 1809 geleitete reichhaltige «Hesperus» erlosch 1831. Die von Lewald 1835 gegründete «Europa», die erst in Stuttgart, dann in Karlsruhe erschien, kaufte und redigirte seit 1845 Gustav Kühne zu Leipzig. Dauernder als die genannten Blätter war das 1807 von Cotta gegründete «Morgenblatt», welches nacheinander Huber, Haug, Rückert, Therese Huber und Hauff leiteten. Später wurde es mit einem seit 1820 von Schorn, nach dessen Tode von Kugler und Ernst Förster geleiteten «Kunstblatt» und einem «Literaturblatt», das bis 1826 Müllner, seitdem (bis 1848) W. Menzel redigirte, verbunden. Der in den dreißiger Jahren von Duller anfangs in Verbindung mit Gutzkow zu Frankfurt a. M. herausgegebene «Phönix» mußte bald wieder aufhören und ebenso der von Mundt geleitete «Literarische Zodiacus».

Neben diesen rein belletristischen Blättern, welche Gedichte, Novellen und Romane, meist auch kritische Aufsätze und Correspondenzen über schöne Literatur, Kunst, Musik u. dgl. brachten, tauchten bereits seit Anfang der dreißiger Jahre auch andere, zum Theil ernstere Richtungen in der deutschen Journalistik auf. Nicht blos Unterhaltung, sondern zugleich auch Belehrung bezweckten das 1831 von Cotta begründete, bis 1854 von Widemann, seitdem von Peschel geleitete «Ausland» und das von Veit in Berlin ins Leben gerufene «Magazin für die Literatur des Auslandes» (seit 1832) unter Leitung Joseph Lehmann's. Beide Blätter haben sich bis auf jüngste Zeit einen ausgedehnten Leserkreis erhalten. Eine mehr publicistische Richtung schlug 1842 Kuranda mit den «Grenzboten» ein, welche Mitte 1848 an Julian Schmidt und Gustav Freytag übergingen und unter deren Leitung zu Gunsten der preuß. Hegemonie in Deutschland wirkten. Die Gattung der populären Zeitschriften war schon durch den 1791 von Becker in Gotha gestifteten «Reichsanzeiger» (nach der Auflösung des Deutschen Reichs als «Allgemeiner Anzeiger der Deutschen» fortgesetzt und 1830 mit der 1800 begonnenen «Nationalzeitung der Deutschen» vereinigt) begründet worden. Einen ausgeprägtern Charakter erhielt jedoch diese Gattung erst seit 1833, als der Buchhändler Bossange in Leipzig nach engl. Vorbilde das später an die Firma F. A. Brockhaus übergegangene «Pfennig-Magazin» begründete, das bis 1855 erschien. Dasselbe eröffnete in Deutschland zugleich die Reihe der sog. illustrirten Zeitschriften und wurde das Vorbild für eine große Anzahl ähnlicher periodischer Unternehmungen. Das wichtigste und umfangreichste der vorzugsweise der Illustration (durch Holzschnitt) gewidmeten Blätter ist noch immer die 1844 von J. J. Weber zu Leipzig begründete «Illustrirte Zeitung», welche erst in der von Hackländer und Zoller zu Stuttgart 1857 begonnenen Zeitschrift «Ueber Land und Meer» einen Rivalen erhalten hat. Nach Art der engl. und franz. Reviews begann man auch umfassendere Abhandlungen über die verschiedensten Fragen des Staats, der Kirche, der Wissenschaft und des Lebens in vierteljährigen Heften zu vereinigen. Das namhafteste Journal dieser Art ist noch immer die «Deutsche Vierteljahrschrift», die seit 1837 bei Cotta in Stuttgart erscheint. Ausschließend polit. Stoffe behandelte vom liberalen Standpunkte aus Biedermann's «Unsere Gegenwart und Zukunft» (Lpz. 1846—47); eine ähnliche Richtung verfolgten auch Weil's gediegene «Constitutionelle Jahrbücher».

Deutschland erwarb sich in der Kritik das höchste Verdienst, da es bei dem Fleiße, der vielseitigen Bildung und dem unbefangenen, von Nationalvorurtheilen freien Charakter seiner Gelehrten zu Unternehmungen dieser Art vorzüglich geeignet war. Ein eigenthümlicher Zug der kritischen Zeitschriften der Deutschen ist neben einer vorwaltenden Hinneigung zu dem Tone der Schule vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Die Schweizer Bodmer und Breitinger, beide durch das Studium der engl. Literatur genährt, legten zuerst in ihren seit 1721 herausgegebenen «Discoursen der Maler» einen neuen Maßstab an die bisherigen Leistungen der Deutschen. Sie suchten die Poesie zu größerer Würde zu erheben, und weniger die Form als den Stoff beachtend, wurden sie in ihren Untersuchungen bei aller Gründlichkeit vielfach einseitig. Andern Ansichten huldigte ihr Gegner Gottsched, welcher, dem franz. Geschmacke sich zuneigend, die deutsche Literatur durch einen gewissen Conversationston dem Allverständlichen zuzuführen strebte; aber indem er dieses Ziel durch Sorgfalt für Sprachreinheit und leichten Versbau zu erreichen suchte, vernachlässigte er über der Form den Stoff und verkannte nicht selten den Geist und die Bedürfnisse des Volks. Den Reibungen zwischen den beiden Parteien verdankte die deutsche Literatur ein frisches Leben und die deutsche Kritik ihre Begründung, während durch Haller's kräftige Gedichte und Klopstock's «Messias» (1748) eine neue Anregung gegeben wurde. Die ältern kritischen Zeitschriften, welche auf die «Acta eruditorum» (s. d.) folgten, waren mehr auf die Beurtheilung wissenschaftlicher Werke gerichtet. Besondere Erwähnung verdienen zunächst die von Christian Thomasius herausgegebenen «Monatsgespräche» (1688—90) wegen ihrer Freimüthigkeit und wegen des Gebrauchs der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, wodurch sie das Interesse der nichtgelehrten, aber gebildeten Klasse zu erregen suchten. Einen ähnlichen Zweck hatten Tenzel's «Monatliche Unterredungen» (1689—98), welche die «Curieuse Bibliothek» fortsetzte. Die in Leipzig herausgegebenen «Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen», unter verschiedenen Titeln von 1715—97 fortgesetzt, waren besonders in der Zeit bis 1740 dadurch merkwürdig, daß sie Auszüge aus allen deutschen und ausländischen Zeitschriften gaben. Bald nach der Stiftung der Universität zu Göttingen entstand 1739 eine gelehrte Zeitung, die seit 1753 den Titel «Anzeigen von gelehrten Sachen», später «Gelehrte

Anzeigen» erhielt und in ihrer langen Laufbahn durch die berühmtesten Lehrer der Hochschule ausgestattet wurde. Vgl. Oppermann, «Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte» (Stuttg. 1844).

Mit Lessing begann eigentlich die deutsche Kritik. Ohne Vorliebe für irgendeine Nation und alle richtig würdigend, durch keine Convenienz befangen, frei von Menschenfurcht, mit redlicher und tiefer Forschung und Unparteilichkeit nur das Wahre suchend, vereinigte derselbe vielseitige Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils, Feinheit des Geschmacks und Bündigkeit in der Darlegung der gewonnenen Ergebnisse in einem solchen Grade, daß er ein Muster für die Kritik wurde, indem er zugleich durch eigene Erzeugnisse den Eindruck verstärkte, den er als Kritiker machte. Mit und neben ihm wirkte der Buchhändler Nicolai in Berlin durch Gründung mehrerer kritischer Zeitschriften. Weder durch Genialität noch durch tiefe Kenntnisse ausgezeichnet, besaß er doch einen gesunden Verstand und unerschrockene Freimüthigkeit. Zunächst stiftete er 1757 die «Bibliothek der schönen Wissenschaften», welche er aber bald seinem Freunde Chr. Felix Weiße überließ, um mit Lessing, Mendelssohn u. a. die «Briefe, die neueste Literatur betreffend» (1759—65) zu unternehmen, die einen entscheidenden Einfluß auf die Bildung Deutschlands übten. Dieselben unterschieden sich von der 1760 von ihm begonnenen «Allgemeinen deutschen Bibliothek», die ein weiteres Literaturgebiet umfaßte, durch eigene Erörterungen und weitere Ausführung der Gegenstände. Beide Zeitschriften aber verstärkten ihren Einfluß durch ihren rücksichtslos freimüthigen Ton. Die «Allgemeine deutsche Bibliothek», die von 1793—1806 unter dem Titel «Neue Allgemeine deutsche Bibliothek» fortgesetzt wurde, bestritt verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ansichten in Umlauf, und nur am Ende ihrer Laufbahn wurde sie einseitig und dadurch mehr hemmend als fördernd für die Fortschritte der Literatur. Nach denselben Grundsätzen wurde die «Bibliothek der schönen Wissenschaften» in Leipzig fortgesetzt, welche sich durch ruhigen Ton, Klarheit und Anmuth der Darstellung und durch Empfänglichkeit für das als tüchtig bewährte Neue auszeichnete. Gegen die «Allgemeine deutsche Bibliothek» trat Klotz in Halle in die Schranken und gab 1768 eine eigene Zeitschrift heraus, die aber ungeachtet der classischen Bildung ihres Urhebers keinen Einfluß gewinnen konnte. Eine besondere Eigenthümlichkeit zeigten die «Kritischen Wälder», die Herder 1769 herausgab. An Originalität über Nicolai's Partei stehend, hatte er nur das mit ihr gemein, daß er sich durch keine Convenienz beschränken ließ; aber seinen hellen Verstand überwältigte zuweilen seine feurige Phantasie, seiner Kritik fehlte es an Klarheit und scharfer Begriffsbestimmung. Wieland brachte in seinem «Deutschen Mercur» den durch die seitherigen kritischen Bemühungen bekämpften franz. Geschmack wieder zurück; doch war er zu vielseitig und zu gründlich gebildet und mit der ältern und neuern Literatur der europ. Nationen zu vertraut, als daß er ihn unbedingt wieder hätte einführen wollen. Seinem Einfluß ist es wenigstens zum Theil zu verdanken, daß die deutsche Kritik einen vielseitigern Charakter und den Ton des feinern Anstandes annahm.

Eine neue Epoche für die deutsche Kritik begann mit der 1785 von Bertuch gestifteten und von Schütz und Hufeland in Jena herausgegebenen «Allgemeinen Literaturzeitung», welche die ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands unter ihre Mitarbeiter zählte. Dieselbe kam an Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der «Allgemeinen deutschen Bibliothek» gleich, übertraf diese aber durch einen geläuterten Geschmack. Besonders sicherte sie sich den Vorrang bei der Bewegung, welche Kant's Philosophie in der Geistesthätigkeit der Deutschen hervorrief, und durch Beachtung der ausländischen Literatur. Als die «Allgemeine Literaturzeitung» durch Schütz' und seines Mitarbeiters Ersch Berufung nach Halle verpflanzt wurde, entstand die «Jenaische allgemeine Literaturzeitung», von Eichstädt herausgegeben, die mit vieler Lebendigkeit und Wärme die wichtigsten literarischen Erscheinungen zu würdigen begann und durch die Verbindung mit den unter Goethe's Einfluß wirkenden weimarischen Kunstfreunden bald ein neues Element in sich aufnahm. Beide Literaturzeitungen hatten sich in neuerer Zeit unter veränderten Redactionen, die letztere als «Neue Jenaische Literaturzeitung» (Lpz. 1842—48) aus dem Verfall, in den sie im Laufe der Zeit gerathen waren, wieder zu erheben gesucht, gingen aber 1848 ein. Die «Erlanger Literaturzeitung», die aus einer 1746 gestifteten «Gelehrten Zeitung» hervorging, von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt (1799—1810), zeigte keinen eigenthümlichen Charakter. Die «Leipziger Literaturzeitung» behauptete sich von 1800—34 neben den ältern und jüngern Mitbewerberinnen. Weniger umfassend als die genannten Zeitschriften, aber streng und scharf prüfend, mehr urtheilend als referirend, traten 1808 die noch bestehenden «Heidelberger Jahrbücher» auf. Unter günstigen Umständen begann 1813, von Sartori herausgegeben, die «Wiener Literaturzeitung», welche

bis 1816 mit einer nicht immer sichern und festen Haltung fortdauerte. An ihre Stelle traten, von der österr. Regierung unterstützt, 1818 die «Jahrbücher der Literatur», welche durch ihr conservatives Streben wie durch viele gediegene Mittheilungen an ihr Vorbild, das «Quarterly Review», erinnerten, aber dem J. 1848 erlagen. Lebendigkeit und Freimüthigkeit mit Tiefe und Mannichfaltigkeit verbindend, wetteiferte mit jenen Literaturblättern die 1819 von F. A. Brockhaus zu Leipzig gegründete Zeitschrift «Hermes», die, zuletzt von K. E. Schmid geleitet, bis zu ihrem Schlusse 1831 treffliche kritische Erörterungen lieferte. Seit 1827 erschienen, von Cotta gegründet, in Berlin die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», welche, ohne auf vollständige Umfassung der literarischen Erscheinungen auszugehen, sehr ausführliche Beurtheilungen lieferten, die ein vorsitzender Verein vor der Aufnahme prüfte. Entschieden der Hegel'schen Schule in ihrer wissenschaftlichen Reinheit angehörig, erfuhr dieses Organ allmählich die Ungunst der Zeit, bis es 1846 erlosch. Auch von der Hegel'schen Philosophie ausgehend, aber aus derselben eigenthümliche Consequenzen ziehend, erschienen seit 1838 Ruge's und Echtermeyer's «Hallische», später «Deutsche Jahrbücher», eins der bedeutendsten Journale der neuern Zeit, das aber alsbald einem polit. und religiösen Radicalismus verfiel und deshalb im Anfange des J. 1843 unterdrückt wurde. Als Fortsetzung derselben konnten gewissermaßen die seit 1843 von Schwegler in Tübingen herausgegebenen «Jahrbücher der Gegenwart» betrachtet werden. Diesen gegenüber stellte sich auf streng conservativem Standpunkte der 1845—48 von Huber in Berlin herausgegebene «Janus». Beck's «Repertorium der Literatur», nach dessen Tode fortgesetzt von Pölitz, sollte sich ursprünglich auf kurze Inhaltsanzeigen der neuesten Schriften beschränken. Nachdem dasselbe aufgehört hatte, begann 1834 Gersdorf's «Repertorium der gesammten deutschen Literatur», seit 1843 unter dem Titel «Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur», das sich hauptsächlich durch seine zahlreichen literarischen Notizen auszeichnete. Einen ähnlichen Zweck hatte ursprünglich die 1834 von Büchner in Berlin gegründete, dann von Brandes bis 1849 fortgeführte «Literarische Zeitung», die jedoch mehr und mehr zu einem einseitigen Parteiblatt ausartete.

Die polit. Stürme der J. 1848 und 1849 waren gerade den kritischen Journalen Deutschlands am nachtheiligsten. Außer dem Gersdorf'schen «Repertorium» (das bis 1860 erschien) erhielten sich nur die «Göttinger gelehrten Anzeigen», die «Gelehrten Anzeigen» der münchener Akademie und die «Heidelberger Jahrbücher»; die übrigen hatten meist mit Ende 1848 ihren Abschluß erreicht. Die neubegründete «Allgemeine Monatsschrift für Literatur», die von Roß und Schwetschke 1850 begonnen, dann seit Juli 1851 von Droysen, Harms, Kersten, Nitzsch u. a. unter dem Titel «Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur» fortgeführt wurde, vermochte sich nicht länger als bis Ende 1854 zu erhalten, obgleich sie die gediegensten und gründlichsten Mitarbeiter zählte. Bessern Fortgang hatte das «Literarische Centralblatt», seit 1850, das unter Zarncke's Redaction die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur möglichst schnell zur Anzeige und Beurtheilung bringt. Durch die ursprünglich nur auf wissenschaftliche Zwecke gerichteten Zeitschriften war auch unter dem größern Publikum ein Interesse an literarischer Kritik geweckt worden, das zuerst Kotzebue seit 1818 durch sein «Literarisches Wochenblatt», oberflächlich und einseitig urtheilend, zu befriedigen suchte. Nach seinem Tode nahm Müllner thätigen Antheil an diesem Blatte, bis es 1820 F. A. Brockhaus durch Ankauf erwarb, der es «Literarisches Conversationsblatt» nannte und die ursprüngliche Idee in veredelterer Gestalt ausführte. 1823 übernahm Heinrich Brockhaus die Redaction des Blattes, das 1826 seinen Titel in «Blätter für literarische Unterhaltung» umgestaltete, und führte dieselbe fort, bis sie Anfang 1854 an H. Marggraff überging. Seit 1865 übernahm R. Gottschall die Herausgabe des Blattes. Dasselbe hat seinen Zweck, die Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, mit Ausnahme der streng fachwissenschaftlichen Werke, frei von den Fesseln der Schule für die gebildeten Kreise zu besprechen, beharrlich verfolgt und sich dadurch eine nicht unbedeutende Stellung in der Geschichte des deutschen Journalismus gesichert. Noch ist des «Literaturblattes» von Wolfgang Menzel zu gedenken, in welchem derselbe 1825—48 seine kritischen Ansichten vertrat und seine literarischen Kämpfe durchführte. Seit Erneuerung des Blattes (1852) dient es den Interessen der kirchlichen Partei, bekundet aber zugleich auch einen entschiedenen deutschen Patriotismus. Die seit 1854 in Wien erscheinende «Allgemeine Literaturzeitung» verfolgt ausschließlich kath. Tendenzen. Seit dem Erlöschen der meisten eigentlichen Literaturzeitungen hat sich die Kritik wissenschaftlicher Arbeiten in die Fachzeitschriften geflüchtet. Die wissenschaftliche Journalistik der Deutschen zeigt sich, sowol was die Menge der Zeitschriften als Gediegenheit des Inhalts betrifft, der der übrigen Nationen bei weitem überlegen.

Während die meisten der zahlreichen, vorzugsweise der Unterhaltung und ästhetischen Kritik gewidmeten Blätter infolge der Bewegungen der J. 1848 und 1849 vom Schauplatze abtreten mußten, entfalteten sich seitdem jene mehr auf Belehrung berechneten Gattungen von periodischer Schriften zu ungewöhnlicher Blüte. Außer dem «Morgenblatt», welches in letzterer Zeit auch viele werthvolle Beiträge culturgeschichtlichen Inhalts brachte, aber Ende 1864, nach dem Tode Hauff's, erlosch, und der «Europa», welche sich unter Redaction Gustav Kühne's (1845—59) in Achtung erhielt, und noch gegenwärtig, wenn auch mit etwas veränderter Tendenz, besteht, haben sich von den belletristischen Blättern nur die hamburger «Jahreszeiten», die «Leipziger Modenzeitung», die hamburger «Lesefrüchte», die «Novellenzeitung» und einige andere erhalten. Neue Unternehmungen dieser Art mußten entweder bald wieder eingehen oder erlangten nur eine mehr locale Verbreitung. Die 1864 von Janke in Berlin gegründete «Romanzeitung» ist nur eine Bibliothek von Romanen, die in periodischen (wöchentlichen) Lieferungen erscheint. Mit Beifall sind jedoch die seit 1855 zu Stuttgart von Hackländer und Höfer herausgegebenen «Hausblätter» (halbmonatlich) aufgenommen worden. Eine Nachahmung der modernen engl. Magazines ist der von Payne in Leipzig 1868 begonnene «Salon» (unter Redaction Rodenberg's und Dohm's). Mehrere belletristische Blätter wenden ihre Aufmerksamkeit den Angelegenheiten der Mode zu. Die Reihe der eigentlichen illustrirten Damenzeitungen eröffnet aber der «Bazar» (seit 1855 zu Berlin), welcher zu den verbreitetsten deutschen Zeitschriften (in einer Auflage von etwa 180000) gehört. Unter den zahlreichen Concurrenzen, die in letzterer Zeit auftauchten, hat nur die etwas ältere «Victoria» (seit 1850) an Boden gewonnen. Unter den Blättern, welche sich der Popularisirung der Wissenschaft ausschließlich zugewandt haben, steht die von Ule und Müller (1852) begründete und trefflich geleitete «Natur» oben an. Neben ihr sind zu nennen Roßmäßler's «Heimat» (1859—68), der «Globus» (seit 1861) und die «Gäa» (seit 1865 zu Köln). In demselben Maße wie die Belletristik an Boden verloren, hat sich die Zahl der Blätter vermehrt, welche neben der Unterhaltung zugleich Belehrung und auf diese Weise Hebung der Volksbildung bezwecken. Hierher gehört zunächst die Kategorie der sog. «Sonntagsblätter», für welche das 1853—66 von Pletzer geleitete «Bremer Sonntagsblatt» tonangebend wurde. Ansehen erwarben sich auch das Frankfurter und das Weimarsche, neuerdings das von Gihr geleitete «Süddeutsche Sonntagsblatt» (Stuttg. 1868 fg.). Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Literatur der Volksblätter durch die Erfolge der von Keil 1852 in Leipzig begründeten «Gartenlaube», welche bei einer Auflage von 280000 Exemplaren (Herbst 1868) die verbreitetste deutsche Zeitschrift ist. Fast gleichzeitig entstand das ebenfalls sehr verbreitete «Illustrirte Familienjournal» (bei Payne in Leipzig). Unter den zahllosen Nachahmungen sind hervorzuheben: «Daheim» (geleitet von König in Leipzig), Wachenhusen's «Hausfreund», der hamburger «Omnibus», die stuttgarter «Illustrirte Welt» u. s. w. Einem gebildetern Publikum suchen Westermann's «Illustrirte Monatshefte» zu genügen, und dieselbe Aufgabe hatten die von Gutzkow begründeten, zuletzt von Frenzel redigirten «Unterhaltungen am häuslichen Herd» (Lpz. 1852—66). Einen mehr ernsten Charakter entwickelte das «Deutsche Museum», herausgegeben von Prutz (Lpz. 1851—67). Aehnliche Tendenzen verfolgen Gelzer's «Prot. Monatsblätter für innere Zeitgeschichte» (Gotha 1852 fg.), die von Haym redigirten «Preuß. Jahrbücher» (seit 1858 zu Berlin), die «Berliner Revue» (seit 1855), eine social-polit. Wochenschrift; ferner die «Oesterr. Revue» (seit 1862 zu Wien), besonders den polit. und wirthschaftlichen Interessen Oesterreichs gewidmet; die «Internationale Revue» (seit 1866 ebenfalls zu Wien); endlich «Unsere Zeit», anfänglich (Bd. 1—8, Lpz. 1856—64) ein periodisches Werk zur Ergänzung des Brockhaus'schen «Conversations-Lexikon», seit Anfang 1865 aber, unter Leitung R. Gottschall's, zu einer «Deutschen Revue der Gegenwart» umgestaltet. Eine eigenthümliche Stellung nehmen die «Historisch-politischen Blätter» ein, welche 1837 zu München von Görres gegründet, seit dessen Tode von Jör und Binder geleitet wurden und die Interessen des ultramontanen Katholicismus in geistvoller und energischer Weise vertreten. Unter den Zeitschriften, welche neben allgemeinen auch provinzielle Interessen im Auge haben, sind hervorzuheben: die von Oelsner geleiteten «Schlesischen Provinzialblätter» (seit 1862), die «Altpreußische Monatsschrift» (seit 1865), aus den ehemaligen «Preußischen Provinzialblättern» hervorgegangen, die von Berkholz in Riga herausgegebene «Baltische Monatsschrift» (seit 1860). Zu einer eigenthümlichen Blüte ist in den letzten Jahrzehnten auch die Literatur der illustrirten humoristisch-satirischen Blätter gediehen. Unter denselben nehmen gegenwärtig die 1845 von Braun und Schneider in München herausgegebenen «Fliegenden Blätter» und der berliner «Kladderadatsch» (seit Mai 1848), jedes in seiner Art, den ersten Rang ein. Am verbreitetsten

sind neben diesen die hamburger «Wespen» (seit 1862) und der «Münchener Punsch» (seit 1848). Eine ungewöhnliche Verbreitung hatte sich Stolle's «Dorfbarbier» erworben, der 1844—66 in oft barocker, mitunter etwas hausbackener Weise, aber stets mit dem ehrlichen Streben für gesunde Aufklärung die Ereignisse der Zeit begleitete. Vgl. Prutz, «Geschichte des deutschen Journalismus» (Bd. 1, Hannov. 1845); Lorck, «Katalog der deutschen Zeitungen und Zeitschriften» (Lpz. 1849, 1851, 1853); die «Deutschen Zeitungskataloge» von Wuttig und von Hübner.

Die Schweiz hat im Verhältniß zu den übrigen Ländern Europas die massenhafteste periodische Literatur. In Bezug auf die ernstere und wissenschaftliche Journalistik aufs innigste mit Deutschland verknüpft, zählte man Anfang 1851 in der gesammten Eidgenossenschaft nicht weniger als 204 Blätter politischen, belletristischen, religiösen, technischen u. s. w. Inhalts, von denen 152 in deutscher, 46 in franz., 5 in ital. und 1 in roman. Sprache (in Graubündten) erschienen. Die meisten (40) zählte der Canton Bern; dann folgten Zürich (23), Basel (16), St.-Gallen (15), Waadt (14), Graubündten (11), Aargau (11), Schaffhausen (10), Genf (9), Neufchâtel (9), Solothurn (8), Luzern (7) u. s. w. Am 1. Jan. 1855 rechnete man 243 Zeitungen und Zeitschriften, die an 70 Verlagsorten herauskamen. Das postamtliche Verzeichniß von 1867 führt, eingerechnet die Anzeigeblätter, 375 Zeitungen und Zeitschriften auf, darunter 246 in deutscher, 116 in franz. und 13 in ital. und roman. Sprache. In der politisch vielgetheilten Schweiz liegt es in der Natur der Sache, daß die Zeitungen nur in kleinerm Kreise eine zahlreichere Verbreitung finden, und daß sie sich hauptsächlich auf die Besprechung der eidgenössischen und cantonalen Angelegenheiten beschränken. Dies ist nicht ohne Einfluß auf den darin herrschenden Ton, der mitunter die Schranken einer würdevollen Popularität überschreitet. Doch hat in der letztern Zeit auch die periodische Presse der Schweiz an Haltung und Würde gewonnen. Besonders gilt dies von den Blättern der größern Cantone, wie Bern, Zürich, Basel, Aargau, Genf u. s. w. Zu nennen sind zu Bern «Der Bund», zu Zürich die «Neue Züricher Zeitung», zu Genf das «Journal de Genève» (die ehemalige Fazy'sche «Revue de Genève» hat sich in eine «Suisse radicale» verwandelt), zu Lausanne die «Gazette de Lausanne». Auch diese Blätter sehen sich genöthigt, in schweiz. Angelegenheiten wenigstens eine bestimmte Parteistellung einzunehmen, doch sind gerade sie bemüht, in ihrem dem Auslande gewidmeten Theile eine allgemeinere und objectivere Haltung durchzuführen. Das bedeutendste literarische Blatt der deutschen Schweiz sind die in Bern erscheinenden «Alpenrosen». In der franz. Schweiz ist besonders die «Bibliothèque universelle» zu nennen, gegründet 1796 in Genf und seit 1866, nachdem sie unter der trefflichen Redaction des Dr. Ed. Fick und G. Revilliod's einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, nach Lausanne verlegt. Das verbreitetste und nationalste Witzblatt ist der in Solothurn erscheinende «Postheiri».

Das russische Zeitungswesen verdankt seine Entstehung Peter d. Gr., der zuerst in Moskau und dann in Petersburg Blätter erscheinen ließ, um sein Volk von dem Fortgange des Kriegs gegen Schweden in Kenntniß zu setzen. Die älteste russ. Zeitung, an deren Redaction sich Peter d. Gr. persönlich betheiligte, erschien 1703 zu Moskau (sorgfältiger Wiederabdruck, Petersb. 1855). Diese «Moskauer Zeitung» (Moskowskija Wjédomosti») ging bald wieder ein und wurde erst 1756 von neuem gegründet. Von der andern, frühzeitig zu Petersburg gegründeten Zeitung, der «Peterburgskija Wjédomosti», sind von 1714 an regelmäßige Jahrgänge vorhanden. 1755 wurde die erste literarische Zeitschrift, «Jeschemjesiatschnyja Sotschinenija», von dem Akademiker Müller herausgegeben, der 1759 «Trudoljubiwaja Ptschelà» («Die arbeitsame Biene») von Sumarokow folgte. Große Verdienste erwarb sich Nowikow um die russ. Journalistik durch seine Zeitschriften «Der Maler» (1770), «Die Morgenröthe» (1778) und «Die Abenddämmerung» (1782), namentlich aber Karamsin durch das «Moskauer Journal» (1791—92) und den «Europäischen Boten» (seit 1802), der später von Shukowskji und Katschenowskji herausgegeben wurde und auch polit. Zeitfragen in den Kreis der Besprechung zog. Eine neue Epoche begann mit Polewoi's «Moskauer Telegraph» (1825—34), der durch die Bekämpfung des Pseudoclassicismus einen vollständigen Umschwung in der russ. Literatur hervorbrachte und ihr eine Richtung gab, die sie unter mancherlei Wandlungen bis heute verfolgt hat. Eine polit. Presse im eigentlichen Sinne hat in Rußland noch nicht zur Ausbildung gelangen können, da die Regierung keine Veröffentlichungen erlaubt, die sie nicht für nützlich oder wenigstens für unschuldig erachtet, und somit die eindringende Opposition wegfällt. Nur bei ernsten polit. Conjuncturen, wie zur Zeit der franz. Invasion von 1812, des poln. Aufstandes von 1830 und der orient. Krise von 1853, wo sich die Regierung gedrungen fühlt, die Gemüther zu beruhigen oder sie zur Begeisterung anzufachen, wurde den

journalistischen Federn ein größerer Spielraum gestattet. Die bedeutendsten Zeitungen jener Zeit waren, außer den bereits erwähnten «Petersburger Nachrichten», die «Nordische Biene» («Sjéwernaja Ptschelà»), welche sich 1825—64 unter der Redaction von N. Gretsch und Th. Bulgarin besonders durch ihre Feuilletonartikel bedeutendes Ansehen und einen weiten Kreis von Lesern erwarb; der «Russische Invalide», 1813 gegründet, anfangs ein kleines, fast nur militärisches Wochenblatt, das sich in neuerer Zeit zu einer großen polit. Zeitung umgestaltete und nur in den das Militärwesen betreffenden Artikeln Organ der Regierung ist; die «Nordische Post», 1804 begründet, das officielle Organ des Ministeriums des Innern, seit 1862 täglich erscheinend. Mit der Thronbesteigung Alexander's II. gewann das Zeitschriftenwesen in Rußland ein kräftigeres Leben, indem die Besprechung socialer und wirthschaftlicher Fragen, wie besonders die Aufhebung der Leibeigenschaft, die angestrebten Reformen in der Staats- und Gemeindeverwaltung, bis zu gewissen Grenzen gestattet wurde. Durch das Gesetz vom 6. April 1865 wurde für die Organe der Tagespresse in den beiden Hauptstädten sowie für Werke von mehr als 20 Bogen Umfang Censurfreiheit eingeführt. Den größten Einfluß übte der moskauer Journalist Katkow (s. d.) aus, welcher seit 1863 als Redacteur der «Moskauer Nachrichten» mit Fanatismus für das Nationalrussenthum sowie die Unterdrückung der Polen und Deutschen kämpfte. Zum Hauptorgane der Opposition gestaltete sich die 1856 von Alex. Herzen (s. d.) zu London begründete «Glocke» («Kolokol»), welche trotz der Verbote in Rußland große Verbreitung fand. Auf Hebung der Volksbildung insbesondere des Mittelstandes berechnet ist der «Sohn des Vaterlandes», seit 1856 von Kartschewsky geleitet. Die conservative Partei besitzt im «Wjest» zu Petersburg ihr Organ. Andere bedeutendere Blätter sind, außer den bereits angeführten, noch die seit 1826 bestehende deutsche «Petersburger Zeitung», der Akademie der Wissenschaften gehörig, die in neuerer Zeit die von der Slawophilenpartei hart bedrohten Interessen der in Rußland lebenden Deutschen energisch vertritt; das «Journal de St.-Pétersbourg», das eigentliche Hoforgan, welches alle für das Ausland berechneten Artikel enthält; die «Moskwa» zu Moskau, welche seit 1867 täglich erscheint und das Heil Rußlands in der Zurückführung der Zustände vor Peter d. Gr. zu finden glaubt; die «Stimme» («Golos») zu Petersburg, redigirt von A. Krajewski u. s. w. Unter den Provinzialblättern sind hervorzuheben: der «Odessaer Bote» (in deutscher und franz. Ausgabe), der «Telegraph» zu Kiew, der «Wilenski Wjestnik» zu Wilna, der «Kawkas» (Kaukasus») zu Tiflis, die deutsche «Dörptsche Zeitung» und die «Rigaische Zeitung». Die letztere Zeitung ist das wichtigste Blatt der Ostseeprovinzen und wird auch in den deutschen Niederlassungen im Innern des Reichs viel gelesen. Den Interessen des Handelsstandes gewidmet ist die «Börsenzeitung», zugleich auch officielles Organ des Postministeriums. Officielle Gouvernementszeitungen erschienen 1868 im europ. Rußland überhaupt 55. Das angesehenste satirische Blatt ist der «Funke» («Iskra») zu Petersburg.

Der literarische Journalismus steht in Rußland auf einer ungleich höhern Stufe als der politische. Von jeher waren die talentvollsten russ. Schriftsteller an den verschiedenen belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften betheiligt, von denen die wichtigsten als Organe scharf abgegrenzter literarischer Fractionen dienen. Die Leidenschaften und Parteien, die auf polit. Gebiete schweigen müssen, machen sich hier einigermaßen Luft, und die literarischen Kämpfe werden mit ebenso viel Eifer als Erbitterung ausgefochten. Den größten Leserkreis unter allen diesen Zeitschriften erwarben sich in neuerer Zeit die «Vaterländischen Denkwürdigkeiten» («Otétschestwennyja Sapiski»), die, ursprünglich von Swinjin gegründet, 1839 von Krajewsky erneuert wurden und anhaltend eine so freisinnige Tendenz verfolgten, wie sie die damals verhältnißmäßig noch ziemlich erträglichen Censurverhältnisse möglich machten. Mit dem J. 1848 trat auch in dieser Beziehung eine verschärfte Strenge ein, welche auf das Blatt einen ungünstigen Einfluß ausübte, zumal da ihm zwei seiner geistreichsten Mitarbeiter, Dostojewsky und Herzen, sowie durch den Tod der geniale Kritiker Bjelinsky verloren gingen. Indessen zählt die Zeitschrift noch viele der namhaftesten russ. Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern. Verwandten Geistes, obwol minder gehaltreich, ist der von Puschkin begründete «Zeitgenosse» («Sowremennik»). Die 1834 auf Veranstaltung des unternehmenden Buchhändlers Smirdin ins Leben getretene und früher von Senkowsky geleitete «Lesebibliothek» genoß anfänglich eines großen Rufs. Das bedeutendste Journal Moskaus aus neuerer Zeit war der 1841 von Pogodin begründete «Moskwitjanin». Dieses Blatt huldigte panslawistischen Ideen, mußte aber 1856 eingehen. Andere literarische Blätter sind der «Russische Bote» und das «Russische Archiv» zu Moskau, die «Vaterländischen Annalen» zu Petersburg u. s. w. Die meisten russ. Zeitschriften erscheinen nur einmal monatlich, dann aber in Heften oder viel-

mehr Bänden von 30—40 enggedruckten Bogen, und enthalten außer kritischen und literarischen Artikeln vollständige Werke (Romane, Reisebeschreibungen, histor. Schriften, Originale sowol als Uebersetzungen), wobei es allerdings an literarischem Ballast nicht fehlt. Unter den streng wissenschaftlichen Blättern nehmen die «Mémoires» und das «Bulletin» der kaiserl. Akademie in Petersburg nebst den von derselben in russ. Sprache veröffentlichten «Sapiski» und «Iswjestija» die erste Stelle ein. Der Naturwissenschaft dienen das «Bulletin» und der «Wjestnik» der moskauer Naturforschenden Gesellschaft, der Erdkunde die «Memoiren» und der «Anzeiger» der Geographischen Gesellschaft in Petersburg (mit deren Zweigen in Irkutsk, Tiflis, Orenburg und Wilna), die «Chrestomathie der Alterthümer» und der «Naturforscher» zu Petersburg, das «Bulletin» des Naturforschervereins zu Moskau, die «Wissenschaftlichen Memoiren» der Universität zu Kasan u. s. w. Ferner haben eine wissenschaftliche Bedeutung die Journale des Justizministeriums, des Ministeriums des Innern, das Journal für das Bergwesen, das für Pferdezucht und Jagd, das «Ingenieur-Journal», das «Militär-Magazin», das «Marine-Magazin» u. s. w. Für Landwirthschaft, Handel und Industrie bestehen unter andern verschiedene Blätter zu Petersburg, Moskau, Odessa. Das wissenschaftliche Organ der Deutschen in den Ostseeprovinzen ist seit 1860 die «Baltische Monatsschrift». Im ganzen russ. Reiche erschienen 1830 nur 73 Zeitungen und Zeitschriften; 1854 war diese Zahl auf 161, 1865 auf 328 (davon 143 in Petersburg, 31 in Moskau, 13 in Kiew, je 11 in Riga und Dorpat) gestiegen.

Die Presse **Polens** gliedert sich geographisch in folgende vier Zweige: die russisch-polnische mit ihrem Hauptsitze in Warschau, die preußisch-polnische mit ihrem Mittelpunkte zu Posen, die österreichisch-polnische zu Lemberg, Krakau und Wien, endlich die der poln. Emigration zu Zürich, London und Neuyork. In allen Provinzen des alten poln. Königreichs erschienen um 1830 gegen 40 periodische Blätter; 1840 war deren Zahl auf etwa 15 gesunken, 1846 aber infolge des wiederum ausgebrochenen Aufstandes wieder auf 20 gestiegen. Seitdem hatte sich die Zahl der poln. Blätter trotz der scharfen Censur der Regierungsbehörden auf etwa 70 vermehrt. Obschon der Aufstand von 1863 abermals eine Verminderung verursachte, bestanden 1868 doch immer noch 59 poln. Zeitungen und Zeitschriften. Davon entfallen 17 Blätter auf die Politik (4 zu Warschau, 3 zu Lemberg, 2 zu Posen, je 1 zu Krakau, Kulm, Teschen, Lodz, Thorn, Zürich, London, Neuyork). Unter den polit. Blättern aus der Zeit vor 1831 waren nur die «Nowa Polska» und der «Dziennik gwardji narodowej», beide, wie fast alle andern polit. Blätter jener Periode, zu Warschau, von Bedeutung. Während und nach der Revolution von 1830—31 wurden alle Blätter, die sich der Regierung nicht günstig zeigten, unterdrückt. Während der folgenden Zeit bis zum J. 1846 waren der «Kwartalnik naukowy» zu Krakau, «Wizerunki» und «Atheneum» zu Wilna, die «Biblioteka Warszawska» zu Warschau und «Czasopismo Ossolińskich» zu Lemberg die geachtetsten Repräsentanten der poln. periodischen Presse. Die in die verschiedensten Parteien zerspaltene Emigration gründete während jener Zeit an 50 meist nicht sehr lange lebende Blätter, welche zum größten Theil in Paris erschienen. Nur die «Kronika emigracyjna» (Organ Czartoryski's), «Przegląd rzeczy polskich» (Organ der Centralisationspartei) und «Wiadomosci polskie» (das Blatt des Adels) konnten sich länger behaupten. Alle diese Blätter überlebte jedoch der «Demokrata», der noch jetzt unter dem Titel «Glos wolny» zu London erscheint. Den eigentlichen Glanzpunkt der polit. Presse der Polen bildete der Zeitraum von 1846 bis zum poln. Aufstande von 1863. Zu Krakau erschien die gutredigirte «Jutrzenka», welche später dem «Czas» den Platz räumte. Auch die posener poln. Presse, mit dem trefflich geleiteten «Dziennik poznański», vertrat die polit. Interessen in würdiger Weise. In mancher Beziehung galt dieses auch von den damaligen lemberger Blättern. Durch den Aufstand von 1863 erhielt die poln. Presse einen harten Schlag. Im russ. Polen, wo die polit. Presse dem Drucke einer strengen Censur fast gänzlich erlag, wandte sie sich mehr den innern wirthschaftlichen Fragen zu. In Galizien dagegen nahm neuerdings die polit. Presse einen ungewöhnlichen Aufschwung. An der Spitze der lemberger Blätter steht die «Gazeta narodowa», die im Sinne der föderativen Partei in Oesterreich wirkt. In Krakau ist noch immer der «Czas» das gelesenste und einflußreichste Blatt, während in Posen der «Dziennik poznański» gegen das Deutschthum ankämpft. In der Emigration sind der erwähnte «Głos wolny» zu London und das «Echo polskie» zu Neuyork demokratisch, die «Niepodległość» in Zürich centralistisch-liberal. Unter den warschauer Zeitschriften verdient nur der «Dziennik warszawski», ein Organ der Regierung, Erwähnung. Unter den literarischen poln. Zeitschriften waren in neuerer Zeit der «Dziennik literacki» zu Lemberg, die «Biblioteka warszawska» zu Warschau und «Przegląd polski» zu Krakau die

angesehensten. Der Unterhaltung gewidmet sind «Tygodnik illustrowany» (eine gut ausgestattete illustrirte Zeitung), «Klosy» (ebenfalls illustrirt) und «Opiekum domowy», alle drei zu Warschau, und «Strzecha» zu Lemberg. Zu Lodz in Russisch-Polen besteht in deutscher Sprache die «Lodzer Zeitung». In litauischer Sprache erscheint schon seit längerer Zeit das wöchentliche Volksblatt «Kaleiwis» zu Königsberg.

Die Blätter, welche vor 1848 in Böhmen in czech. Sprache erschienen, gingen mit der Revolution von 1848 meist zu Grunde, wurden aber durch eine größere Anzahl neuer ersetzt. 1840 kamen in Prag 9 böhm. Blätter heraus; 1851 bestanden im ganzen 22, von denen 11 in Böhmen, 15 in Mähren, 4 in Ungarn (Slowaken) und 2 in Wien erschienen. Vor 1846 genoß die «Prazske Nowiny» unter Klucak's Redaction eines besondern Ansehens; gegenwärtig ist dieselbe Regierungsblatt. Nach dem März 1848 repräsentirte «Narodni Novini», redigirt von Hawlicek, das äußerste Maß der nationalen Bestrebungen in Böhmen, ward jedoch im Aug. 1849 verboten. Seitdem ist die Zahl der eigentlich polit. Blätter sehr zusammengeschmolzen; 1855 zählte man nur 3 polit. Zeitungen bei 7 andern Blättern. Mit dem Wiedererwachen der Nationalitätsbestrebungen in Oesterreich mehrte sich auch rasch die periodische Presse der Czechen. 1864 erschienen bereits 7 polit. Zeitungen und 17 andere Blätter (darunter 4 für die Slowaken) in czech. Sprache. Das einflußreichste polit. Blatt sind «Narodni Listy» (seit 1868 «Novini listy»), das Organ der entschiedensten Partei; denselben Interessen dienten auch «Pokrok» und «Swoboda», sämmtlich in Prag erscheinend. In Brünn erscheinen «Morawsky Novini» und «Morawska Orlice». Unter den wissenschaftlichen böhm. Zeitschriften sind «Ziwa» für Naturwissenschaften, «Samatky archeologiske» und besonders «Çasopis ceskeho Museum» hervorzuheben. Die Ruthenen in Galizien haben neuerdings in dem zu Lemberg erscheinenden «Slowo» ein Organ für ihre nationalen Bestrebungen erhalten. Für die Wenden in der Ober- und Niederlausitz erscheinen zwar einige Blätter zu Bautzen und Kottbus, doch sind dieselben ohne Bedeutung.

Unter den Südslawen haben die Serben die bedeutendste periodische Literatur. Im Fürstenthum selbst sind Belgrad, in Ungarn Neusatz und Pesth die Mittelpunkte der serb. Journalistik. Als Gründer einer serb.-polit. Tagespresse im eigentlichen Sinne ist Milosch Popowić zu betrachten, der 1841 die Redaction der officiellen Landeszeitung «Serbske Novine» übernahm, die er bis 1861 führte. Die Thronbesteigung des Fürsten Michael machte ihm die Begründung eines selbständigen Organs möglich, des seitdem täglich erscheinenden «Vidov Dan» (d. i. St.-Veitstag), des einflußreichsten und gediegensten polit. Blattes der Serben. Andere polit. Blätter sind noch «Svetovid», geleitet von Andrić, und «Serbija», geleitet von Kaljević und besonders die volkswirthschaftlichen Interessen des Landes besprechend. Hierzu kommt der «Vojin» (d. i. Krieger), eine Monatsschrift, und seit 1868 «Pastir» (der Hirt), von Nik. Popowić zur Hebung des Geistlichen- und Lehrerstandes bestimmt. Das wichtigste belletristisch-literarische Blatt ist «Wila», geleitet von Novaković. Satirisch-belletristischen Inhalts ist die «Ruža» (Rose). Der «Glasnik» (seit 1847), das Organ der Serbischen Gelehrten Gesellschaft, enthält viele gediegene Aufsätze. Ueberhaupt zählte man im Fürstenthum Serbien Ende 1867 14 politische, 5 belletristische, 2 ökonomische, 3 pädagogische, 2 kirchliche und 1 militärisches Blatt. Unter den in Oesterreich erscheinenden serb. Blättern sind der polit. «Srbobran» in Neusatz und die literarischen Blätter «Danica» und «Napredak» ebendaselbst sowie das pesther Witzblatt «Zmaj» hervorzuheben. Für die Kroaten und Slowenen bilden Agram, Laibach und Zara die Mittelpunkte des politischen wie literarischen Lebens. Wichtig als Organ des Illyricismus wurden Gaj's «Horvatzke Novine», die seit 1835 zu Agram mit dem Beiblatt «Danica» erschienen und 1836 den Titel «Ilirska Narodne novine» annahmen. 1867 erschienen in Agram die beiden polit. Tagesblätter «Narodne Novine» und «Pozor» sowie der literarisch-belletristische «Napredak». Die Slowenen hatten 1867 nur nichtpolit. Blätter, wie die «Novice» und «Zdogna Danica» zu Laibach, den «Slovenski Glasnik» (Ende 1867 erloschen) zu Klagenfurt. In Zara erschien der «Glasnik Dalmatinsky».

Die erste ordentliche Zeitung in Ungarn begann 1721 in lat. Sprache. Die erste in magyar. Sprache geschriebene Zeitung begründete 1781 Matthias Rath in Presburg, welche bald mehrere Nachfolgerinnen erhielt. Dahin gehörten die der Politik, Literatur und Unterhaltung gewidmeten Blätter «Mindenes Gyüjtemény», «Orpheus», «Kassai Muzeum», «Urania» u. s. w., während andere, wie «Nyelvmivelö Társaság munkái» und das «Erdélyi Muzeum» eine mehr literarische Tendenz verfolgten. Die erste Stelle unter den allgemeinen wissenschaftlichen Monatsschriften nahm jedoch «Tudományos Gyüjtemény» ein, zuerst von Fejér, dann von Horváth und endlich von Vörösmarty redigirt. Die rein polit. Journalistik beschränkte sich

vor dem J. 1830 fast allein auf die von Kulcsar redigirten «Hazai és külföldi tudositások», welche in den «Hasznos mulatságok» ein Beiblatt besaßen; auch fanden unter den Gebildeten die lat. «Ephemerides Posonienses» noch manche Leser. Aufmerksamkeit erregten namentlich bei dem jüngern Geschlecht die geistreichen Aufsätze des Patrioten Stephan Széchenyi im reformatorischen «Jelenkor», dem der «Társalkodó» als wissenschaftliches und unterhaltendes Feuilleton beigegeben war. Seine eigentliche Bedeutung erhielt jedoch der magyar. Journalismus, welcher in Ungarn überhaupt zu einer weit einflußreichern und tiefer eingreifenden Rolle in der Geschichte der polit. wie literarischen Entwickelung der Nation berufen war als in irgendeinem andern europ. Lande, erst, als Ludwig Kossuth im «Pesti hirlap», der 1841—44 von ihm selbst, dann von Szalay und Csengery redigirt ward, das Interesse am neuerwachten literarischen Leben in alle Schichten zu tragen wußte. Diesem gegenüber wirkten, außer der deutschen «Pesther Zeitung», der 1840—43 von Aurel Dessewffy, 1843—48 von dessen Bruder Emil Dessewffy redigirte «Budapesti hiradó» als Organ der conservativen Partei, und die «Nemzeti Ujság», die bis zur Märzrevolution 1848 im Interesse des Adels erschien. Daneben entstanden mehrere literarische und schöngeistige Wochenschriften, wie «Életképek», «Szépirodalmi», «Divatlap», «Honderü», «Szemle», namentlich aber das «Athenaeum» von Bajza, Toldy, Vörösmarty redigirt, u. s. w., die einen weitern Leserkreis fanden, während mehrere frühere periodische Schriften, wie «Tudományos Tár», nur geringere Verbreitung erlangen konnten. Einen neuen Aufschwung nahm die ungar. Journalistik nach den Märztagen von 1848. Außer dem «Pesti hirlap» erschien seit 1. Juli unter Bajza's Redaction «Kossuth Hirlapja», das Organ Kossuth's, das an 4000 Abonnenten zählte. Hierzu kamen die schon erwähnte «Nemzeti Ujság», die jedoch volksthümliche Färbung angenommen hatte, der «Közlöny», als Organ des ungar. Ministeriums, der von Karl Vida redigirte «Figyelmezö» und an 20 andere rein polit. oder polit.-literarische Blätter, welche mit Besiegung der ungar. Revolution ihr Ende erreichten. Anfang 1855 zählte man bereits wieder 15 Blätter in magyar. Sprache. Unter letzterer Zahl befanden sich jedoch nur zwei polit. Blätter, der «Budapesti hirlap», 1849 von Szilágyi gegründet, die officielle Zeitung, und «Budapesti napló», ebenfalls 1849 von Császár begründet, dann von Török redigirt, ein mehr patriotisches Tageblatt. Die einzige streng wissenschaftliche Zeitschrift Ungarns war das «Uj magyar muzeum», redigirt von Toldy. Desto reicher hatte sich die belletristische Journalistik entwickelt, unter deren Repräsentanten die Wochenschriften «Délibáb», «Hölgyfutár», «Divatcsarnok», «Szépirodalmi lapok» als die vorzüglichsten zu nennen sind. Infolge des Umschwungs der polit. Verhältnisse Ungarns 1861 hat die periodische Presse ungemein gewonnen. Obgleich die Politik die Oberhand erhielt, vermochte doch auch die wissenschaftliche Journalistik nicht nur ihre Stellung zu behaupten, sondern sogar zu verstärken. Das von Csengery redigirte «Budapesti Szemle» (seit 1857) vermittelt nach Art der franz. Revuen zwischen der Wissenschaft und dem größern Publikum. Rein wissenschaftliche Organe sind «Magyar Nyelvészet» (d. i. «Ungarische Sprachwissenschaft»), herausgegeben von Paul Hunfalvy seit 1856, «Orvosi lap» (d. i. «Medicinisches Blatt), redigirt von Markusovsky, u. s. w. Die einflußreichsten polit. Blätter waren im Herbst 1868 in ungar. Sprache: «Pesti napló», «Századunk», «Hazánk», «Hon», «Magyar Ujság», «Hirnök», als Organe der Reichstagsmajorität, Klapka's, der gemäßigten Linken, der Linken, der äußersten Linken und des Klerus. In deutscher Sprache erschienen der «Pester Lloyd» (seit 1854) und «Ungarischer Lloyd» (seit 1868), beide im Geiste der Ausgleichspolitik wirkend. Neuerdings kam hierzu noch die «Ungarische Monatsschrift» (seit April 1868), redigirt vom Grafen Olivier Bethlen, welche für die Bildung eines großen Donaureichs mit den Romänen und Serben eintritt. Ueberhaupt erschienen 1868 im Gebiete der ungar. Länder 205 Zeitungen und Zeitschriften, worunter 53 polit. Inhalts. Davon bedienten sich 111 der ungar., 53 der deutschen, 29 der slaw. (3 slowakische, 2 czechische, 10 serbische, 1 illyrische, 1 russische, 12 kroatische), 6 der rumän. und 4 der ital. Sprache.

Die Journalistik der Rumänen (Walachen) ist zwar von geringerer innerer Bedeutung, hat jedoch auf die Entwickelung der nationalen Bestrebungen und einheimischen Cultur einen stets zunehmenden Einfluß ausgeübt. Die ersten erfolgreichen Versuche zur Gründung eines Blattes in heimischer Sprache wurden erst gegen Ende des dritten Jahrzehnts unsers Jahrhundert gemacht, wo der um die literarische Cultur seines Volks hochverdiente Heliade Radulescu den «Currier romanescu» (1828—48), dann den «Currier de ambe sexe» (1843—48) zu Bukarest begründete, zwei ihrerzeit höchst einflußreiche Zeitschriften, welche als die Zeichen der beginnenden Umgestaltung der Donaufürstenthümer nach dem Vorbild westl. Civilisation zu betrachten

sind. Werthvoll durch Mittheilung geschichtlicher Documente ist das von Laurianu und Balcescu 1845 begonnene «Magasinul istoricu pentru Dacia». In neuester Zeit war unter den bukarester Blättern besonders der «Romanul» (seit 1857), das täglich erscheinende Organ der extremen liberalen Partei (Rosetti, Bratianu, Golescu), von Bedeutung. In der Moldau begann die literarische Bewegung etwas später. 1840 erschien die «Dacia literara» von Cozalnitschanu, Alexandri und Negruzzi, 1841 die «Archiva Romanescu» von Cozalnitschanu. Aus späterer Zeit ist die zu Jassy erscheinende Revue «Convorbiri literare» hervorzuheben. Unter den rumän. Blättern, die in Oesterreich erscheinen, war früher die «Gazette de Transilvania» sowie namentlich auch deren literarisches Beiblatt «Foia», 1837 von Barit gegründet und längere Zeit geleitet, von großer Bedeutung, die sich jedoch später verlor. Neuerdings hat der gelehrte Kanonikus Ciparin in Blasendorf ein philol. «Archiv» begonnen. Ueberhaupt erschienen 1868 innerhalb der österr. Staaten 14 rumän. Zeitschriften, darunter 5 politische, während in den rumän. Fürstenthümern 33 Blätter, darunter aber nur 7 literarische und fachwissenschaftliche, herauskamen.

Die periodische Presse der **Griechen** beginnt mit der wissenschaftlichen Zeitschrift «Λόγιος Ἑρμῆς», die 1811 zu Wien von Anthimos Gazis gegründet und bis 1821 fortgeführt wurde. Nur kurze Zeit erschien ebenfalls zu Wien 1811 der «Φιλολογικὸς Τηλεγράφος». Diesen folgten zu Wien 1819—21 «Καλλιόπη» und 1819—21 zu Paris die «Μέλισσα». Im eigentlichen Griechenland datirt natürlich die Journalistik erst aus den Zeiten des Befreiungskriegs, durch welchen die ersten polit. Zeitungen hervorgerufen wurden. Doch gleich von Anfang an zeigte die griech. Zeitungspresse sich weit mehr als eine Dienerin der Parteien und Volksleidenschaften, denn als eine tüchtige Leiterin derselben. Das erste polit. Blatt in Griechenland war die «Ἑλληνικὴ Σάλπιγξ», welcher 1824 die «Ἑλληνικὰ Χρονικά» und der «Ἑλληνικὸς Τηλεγράφος» in Missolonghi, in Hydra der «Φίλος τοῦ νόμου», in Athen die «Ἐφημερίδες Ἀθηναϊκαί» und in Nauplion 1825 die «Γενικὴ ἐφημερὶς τῆς Ἑλλάδος», das amtliche Blatt unter Kapodistrias, folgten. Letzterm gegenüber stand als Oppositionsblatt der zu Hydra von Polyzoides redigirte «Ἀπόλλων», welcher seit 1832 als «Ἀθηνᾶ» in Nauplion erschien. Ebenso kam 1827 in Hydra die «Abeille grecque» und 1830 der «Courrier d'Orient, journal politique, commercial et littéraire» in Patras heraus. Wegen der 1833 zu leistenden Caution gingen um diese Zeit alle Blätter ein. Doch schon 1834 begannen wieder einige Zeitungen, darunter als Regierungsblatt in griech. und franz. Ausgabe der «Σωτήρ» oder «Sauveur», dem sogleich die noch jetzt erscheinende «Ἀθηνᾶ» als Oppositionsblatt der nationalen Partei gegenübertrat. 1844 zählte man in Griechenland bereits 20 periodische Blätter, von denen sich 7 mit Politik beschäftigten. Unter letztern befanden sich die «Ἐλπίς», welche englischen, der «Αἰών», welcher russischen, der «Observateur grec» (auch griechisch), seit 1843, welcher franz. Interessen huldigte, sowie als Organ der Regierung der «Ἑλληνικὸς Ταχυδρόμος» (auch franz. als «Courrier grec») und die «Ἐφημερὶς τῆς κυβερνήσεως». Die candiot. Interessen vertrat, zugleich neben wissenschaftlichen Zwecken, besonders «Ῥαδάμανθυς»; die «Σφήξ» war eine Nachahmung von Karr's «Guêpes». Hierzu trat im Oct. 1844 der franz. «Moniteur grec». Viele andere Blätter erstanden, gingen aber nach kürzerer oder längerer Dauer wieder ein. Ueberhaupt erschienen 1851 in Griechenland 51 periodische Blätter. Die russ.-türk. Wirren wirkten belebend auf die griech. Presse. Unter andern wurden durch dieselben im März 1852 der polit.-literarische «Miroir grec» in franz. Sprache, im Oct. 1853 das «Πανελλήνιον» und im Sept. 1853 der alle 14 Tage erscheinende «Spectateur de l'Orient», im nationalen Interesse von Renieris zu Athen redigirt, hervorgerufen. Anfang 1855 entstanden zu Athen die «Ἀνατολή» und «Ἑβδομάς». Obgleich Athen Hauptsitz der griech. Presse ist, so erscheinen doch auch zu Nauplia und Patras, zu Syra, ferner auf den Ionischen Inseln, wo 1853 zu Korfu der «Φοῖνιξ» begann, mehrere Blätter, sowie schon früher, z. B. die «Μέλισσα», neuerdings der «Τηλεγράφος τοῦ Βοσπόρου», zu Konstantinopel und zu Smyrna (früher die «Περιστερᾶ», in neuerer Zeit die «Ἀμαλθέα» und die «Ἐφημερίς» u. s. w.). Ende 1866 erschienen im Königreich Griechenland 77 periodische Blätter, davon 73 in griech., 1 in griech. und franz. und 3 in franz. Sprache. 34 hatten zu Athen ihre Heimat, auf den Peloponnes kamen 18, auf das übrige Festland 4 und auf die Inseln 23 (auf die Ionischen Inseln allein 14). Von diesen 77 Blättern standen jedoch 29 (davon 10 auf den Ionischen Inseln) im ersten Jahre ihres Bestehens. Die angesehensten polit. Zeitungen waren 1868 die «Ἀθηνᾶ», die «Ἐλπίς», «Εὐνομία», «Παλιγγενεσία», «Πανδώρα» und «Φῶς». Zu Pera (Konstantinopel) erscheint «Βυζάντις», zu Triest die «Κλειώ» und «Ἡμέρα». Das erste wissenschaftlich-literarische Blatt im eigentlichen Griechenland war die «Αἰγιναία», seit

1831 zu Aegina von Mustoxidis und Kokkonis herausgegeben. Hierzu kam 1834 zu Korfu die «Ἀνθολογία Ἰωνική», in griech., ital. und engl. Sprache, und 1835 zu Athen der «Ἔφορος στρατιωτικός», welchem sich außer mehrern fachwissenschaftlichen Zeitschriften 1837 die «Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική», herausgegeben von Pittakis und Rhangabis, sowie 1840 der reichhaltige «Εὐρωπαϊκὸς Ἐρανιστής», von Antoniadis geleitet, anschlossen. Wissenschaftlichen Charakter tragen der 1848 von Argyriadis begründete «Φιλολογικὸς Συνέκδημος» und die 1851 begonnene «Νέα Πανδώρα». Unter den jurist. Zeitschriften ist die «Θέμις» (seit 1846), unter den medicinischen die «Ἰατρικὴ Μέλισσα» (seit 1854) und der «Ἀσκληπιός» (seit 1853) zu nennen. 1857 trat noch die «Ἐφημερὶς τῶν φιλομαθῶν» hinzu. Ende 1866 erschienen überhaupt 13 Journale, wovon 11 auf Athen und je 1 auf die Inseln Syros und Zante kamen.

In der Türkei war die erste Zeitung ein Blatt in franz. Sprache, welches Verninhac, außerordentlicher Gesandter der franz. Republik bei Selim III., 1795 zu Pera drucken ließ. Um 1811 erschienen daselbst die Bulletins der Großen Armee. Der eigentliche Begründer des Journalismus in der Türkei wurde Alex. Blacque, der 1825 zu Smyrna den franz. «Spectateur de l'Orient» begann, welcher unter dem neuen Titel «Courrier de Smyrne» 1825—28 großen Einfluß während des griech. Aufstands übte. Derselbe Blacque begründete hierauf 1831 zu Konstantinopel den «Moniteur ottoman», das officielle Journal der Pforte, das seit 14. Mai 1832 auch als «Taquîmi vaqâi» in türk. Reproduction erschien und nach seines Begründers Tode (1836) von Franceschi (gest. 1841) redigirt wurde. Unterdessen entstand zu Smyrna aus dem «Courrier de Smyrne» das «Journal de Smyrne», woneben 1838 das «Echo de l'Orient» von Bargigli und der «Impartial de Smyrne» von Edwards begründet wurden. Während das letztgenannte Blatt bis auf die neueste Zeit herab zu Smyrna fortbestand, siedelten die beiden andern nach Konstantinopel über, wo sie seit 1846 vereinigt als «Journal de Constantinople, l'Echo de l'Orient» erscheinen. Außerdem bestehen zu Konstantinopel in türk. Sprache die «Djeridei havadis», seit 1843 (von Churchill begründet), ebenso wie die franz. Blätter «Journal de Constantinople» und «La Turquie» (seit 1865) halbamtlich; ferner der engl. «Levant Herald», die «Djeridei askerie», das militärische Amtsblatt, die bulgar. «Viestnik» und «Turchia» (seit 1865), der franz. «Courrier d'Orient», das pers. «Turkestan» und andere Blätter in türk., arab., armen., griech., hebr.-span. Sprache. Nächst Konstantinopel hat Smyrna die meisten Zeitungen (1854 fünf, 1864 sieben), darunter der erwähnte «Impartial» in franz., die übrigen in armen., griech. und hebr.-span. Sprache. In Beirut erscheint das arab. Wochenblatt «Hadiqat al-Achbar». In Alexandrien ist «Vaqai missirie» das amtliche Wochenblatt in türk. Sprache; neben demselben erschienen in den letzten Jahren die franz. Zeitung «Égypte» und das ital. Handelsblatt «Il Commercio». Wissenschaftliche Zeitschriften sind in neuerer Zeit mehrfach versucht worden, doch mit wenigen Ausnahmen ohne Erfolg. Die Akademie zu Konstantinopel gibt seit 1863 eine türk. Monatsschrift «Medjmuaï-Funun» heraus. Eine «Gazette médicale» erscheint monatlich in franz. Sprache. Neuerdings hat in der Türkei auch die Bildung einer unabhängigen Presse begonnen. Nachdem der von Ali-Effendi 1867 unternommene «Muchbir» in Konstantinopel unterdrückt worden, erschien derselbe seit 31. Aug. desselben Jahres zu London. 1864 erschienen im gesammten türk. Reiche 35 periodische Blätter, wovon 24 auf Konstantinopel kamen. 11 waren in türk., 2 in arab., 7 in armen., 6 in griech., 5 in franz., 2 in hebr.-span., 1 in engl. und 1 in bulgar. Sprache geschrieben.

Die Vorliebe für Zeitungen hat sich auf alle engl. Colonien übertragen. Besonders entwickelt hat sich die Presse in Ostindien. In ihrer Einrichtung ganz ähnlich den Zeitungen des Mutterlandes, kamen 1846 in Kalkutta bereits 6 tägliche Zeitungen heraus; 3 erschienen wöchentlich dreimal, 8 wöchentlich einmal, sämmtlich in engl. Sprache. Dazu kamen in Bombay 10 halbwöchentliche Zeitungen. Die älteste Zeitung ist die «Calcutta Gazette», die bereits 1784 begann; neben ihr sind der «Friend of India» (seit 1835), «Calcutta Asiatic Observer», «Bengal Recorder», «Calcutta Englishman» u. s. w. zu nennen. Zu Bombay erscheinen die Tageblätter «Times of India», «Bombay Gazette» und «Mercantile News»; ferner verschiedene Wochenblätter, wie «Government Gazette», «Native Opinion», «Guardian» u. s. w., zu Madras die «Madras Times», «Madras Athenaeum», «Standard and Carnatic Telegraph» u. s. w. Als die wichtigsten der binnenländischen Blätter in engl. Sprache dürften die «Delhi Gazette», die «Murshedabad News» zu Behrampore, «Indian public opinion» zu Lahore (seit 1866), der «Curachee Advertiser» in Sindh zu nennen sein. Dazu kommen die «Colombo Times» auf Ceylon, der «Singapore Chronicle» und «Singapore free press» zu Singapore, der «Malacca Observer» zu Malakka, der «Maulmain Chronicle» u. s. w.

In raschem Zunehmen begriffen sind die in den einheimischen indischen Sprachen erscheinenden Blätter, welche theils in wirklichen polit. Zeitungen nach dem Vorbilde der europäischen bestehen, theils von Europäern, gebildeten Eingeborenen und Missionären mit vorherrschend belehrender, zum Theil auch blos religiöser Tendenz herausgegeben werden. 1850 erschienen allein 26 Blätter in Hindustanisprache, darunter 7 zu Agra, 8 zu Delhi, 5 zu Benares, 2 zu Merut, je 1 zu Lahore, Bareilly, Simla und Indore. Im gesammten eigentlichen Hindostan konnte man 1854 bereits an 55—60 Blätter in indischen Sprachen rechnen, und diese Zahl hat sich während der Epoche der Reformthätigkeit, welche der großen Rebellion von 1857 folgte, noch vermehrt. 1867 erschienen im Bereich des ganzen brit. Indien bereits 120—130 periodische Blätter in einheimischen Sprachen. Die ältesten einheimischen Blätter sind die in bengal. Sprache, in welcher bereits 1818 der «Sumatschar Durpun» vom Missionsinstitut zu Serampore herausgegeben ward. Das erste von einem Eingeborenen redigirte und begründete Blatt war der «Sumatschar Tschandrika», der seit 1822 lange Zeit hindurch unter Redaction Bhabunitschara-Banerdschi's erschien. Sonst gibt es Zeitungen polit. und andern Inhalts im Guzerati, Mahratti, Sindhi, in den südl. Theilen Vorderindiens auch in tamulischer, canaresischer, in der Teluguſprache (zu Madras) sowie in singhalesischer Sprache (zu Colombo auf Ceylon). Einen besondern Aufschwung hat aber im letzten Jahrzehnt die Presse im eigentlichen Hindostan, namentlich den sog. Nordwestlichen Provinzen, genommen. Zeitungen aller Art in Hindustan. Sprache erscheinen nicht nur in Agra, Delhi und Allahabad, sondern auch zu Lahore, Luknow (darunter der inhaltreiche «Awadh Akhbar»), Cawnpur, Bareilly, Schahjehanpur, Bulandschehr, Rurki, Mirat und andern Provinzialstädten, ferner zu Schikarpur und Karratschi (Currachee) in Sind, zu Bombay und Madras. Hierzu sind in jüngster Zeit auch wissenschaftliche Journale in Hindustani gekommen, wie das «Agra Law Journal» (auch englisch), der zu Lahore erscheinende «Pandschabi», eine medic. Zeitschrift. Von besonderm Werth ist der 1866 begründete «Pandit» zu Benares, eine der Sanskritliteratur gewidmete gelehrte Monatsschrift in Sanskrit und engl. Sprache. Weit älter ist die angloind. literarische Journalistik, die sich nach Art der englischen in Indien entwickelt hat. Neben einer ziemlichen Anzahl allgemeiner Revuen und Magazine bestehen auch mehrere fachwissenschaftliche Zeitschriften; jedoch sind die meisten derselben mehr der Besprechung der orient. Verhältnisse zu Gunsten der Europäer gewidmet. Das älteste Journal dieser Art ist das «Calcutta monthly Register», das im Nov. 1790 begründet ward. Sonst gehören dahin «Calcutta Review» (seit 1844), das «Madras Journal of literature and science», das «Punjab educational magazine», seit 1866 zu Lahore, das ernstere «Journal of the Asiatic society of Bengal» (seit 1843), das «Journal of the Bombay branch of the Asiatic society» (seit 1841), das «Journal of the Geographical society of Bombay» u. s. w. Auch in Europa geschätzt sind einige andere Fachzeitschriften, wie die «Indian annals of medical science» und «Journal of the agricultural and horticultural society of India» (seit 1852) zu Kalkutta, das «Madras monthly journal of medical science» (seit 1862) u. s. w. Zu Colombo auf Ceylon erscheint das «Journal of the Ceylon branch of the Royal Asiatic society». Zu Singapore kam seit 1847 die Monatsschrift «Journal of the Indian Archipelago» heraus. Zu Tungoo im Lande der Karen begann der gelehrte Missionar Mason 1865 «The Tungoo Karen press». Im niederländischen Indien erschienen im Herbst 1866 nicht weniger als 21 Blätter, meist polit. Inhalts, in niederländ. sowie 3 in malaiischer und 1 in javan. Sprache (zu Surakarta). Die beiden ältesten Zeitungen sind der «Javaasche Courant», das Regierungsorgan, seit 1810 zu Batavia, und der «Samarangsche Courant», seit 1846, zu Samarang. Hierzu kamen 1861 zu Surabaya der «Surabaya Courant» und 1857 zu Pasarouan der «Pasarouansche Courant». Die übrigen Blätter erschienen in den drei erstgenannten Städten sowie je eins zu Padang auf Sumatra und zu Makassar auf Celebes. Von den zu Batavia erscheinenden wissenschaftlichen Journalen sind besonders die medic. Zeitschrift und die «Tijdschrift voor de taal-, land- en volkenkunde» hervorzuheben. In den europ. Niederlassungen in China und Japan hat sich während der letzten beiden Jahrzehnte eine polit., theilweise auch wissenschaftliche Presse entwickelt. Das älteste polit. Blatt in Ostasien ist das «Canton Register», das seit 1828 vom ältern Morrison redigirt wurde. Dazu kamen in den J. 1840—50 die Zeitungen «The Hongkong Register», «The Friend of China» und «China Mail» zu Hongkong sowie der «North China Herald» zu Schanghai. Als erste Zeitschriften in China können gelten der «Indo-Chinese Gleaner» (Malakka 1817—22) und das «Chinese Repository», 1832—46 zu Kanton von amerik. Missionaren herausgegeben. Neuerdings erschienen zu Hongkong seit 1867 die «Notes and queries

of China and Japan» und zu Schanghai seit 1858 das «Journal of the North China branch of the Royal Asiatic society». Das wichtigste europ. Blatt in Japan ist wol der «Japan Herald» zu Jokuhama. Von den in den europ. Colonien Afrikas erscheinenden Blättern haben nur wenige ein allgemeineres Interesse. Im Caplande erschienen 1867 nicht weniger als 24 verschiedene Blätter in engl. und niederländ. Sprache, darunter in der Capstadt selbst «The Cape Argus», «De Zuid Africaan», «Het Volksblad» u. a. m. In Algerien zählte man Ende 1867 15 polit. Blätter. Davon erschienen «Le Moniteur d'Algérie» und das «Journal des colons», beide täglich, der franz. und arab. «Mobacher» (seit 1848) und der «Akhbar» (seit 1841) zu Algier. Unter den übrigen Blättern sind noch zu nennen die «Seybouse» in Oran, der «Zéramma» in Philippeville und das «Écho d'Oran» zu Oran.

In Australien hat die Zeitungsliteratur einen ungemein raschen Aufschwung genommen; doch haben die Blätter meist nur eine sehr ephemere Existenz. In den austral. Colonien erschienen 1845 bereits über 30 Zeitungen, die meisten indessen nur wöchentlich einmal. Davon kamen auf Sidney 8 mit einer Tageszeitung, auf Melbourne 3 halbwöchentliche, auf Geelong 1 wöchentliche, auf Südaustralien (Adelaide) 4, darunter eine halbwöchentliche, auf den Schwanenfluß 2, auf Vandiemensland 13 Wochenzeitungen. Das wichtigste Blatt in Neusüdwales ist der «Sidney Herald». Perth in Westaustralien erhielt 1839, Südaustralien 1838 mit der «South Australian Gazette» seine erste Zeitung. 1867 war in ersterer Colonie die «Perth Gazette» das Hauptblatt, während in letzterer der «Southern Australian», «South Australian government Gazette» und «South Australian Register», sämmtlich zu Adelaide, sowie der «Star» zu Ballarat sehr gelesene Blätter waren. In der Stadt Adelaide allein erschienen 1851 in 12 Druckereien nicht weniger als 13 Zeitungen, wovon 11 in engl. und 2, die «Deutsche Zeitung» und die «Südaustralische Zeitung», in deutscher Sprache. Doch verminderte sich diese Zahl nach Entdeckung der Goldminen rasch auf 6 und unter den eingegangenen befanden sich auch die genannten deutschen Blätter. Seitdem sind jedoch nicht blos in Südaustralien, sondern auch in der (seit 1851) neuerrichteten und rasch aufgeblühten Colonie Victoria eine große Menge neuer Blätter, darunter auch mehrere deutsche, entstanden. Unter den in Melbourne erscheinenden Zeitungen sind der «Melbourne Argus» und «Melbourne Herald», daneben die «Geelong daily News» hervorzuheben. Auch haben in Melbourne bereits Journale ernstern literarischen und wissenschaftlichen Inhalts Boden gewonnen, wie das «Australian medical Journal» (seit 1862) und das «Australian monthly Magazine» (seit 1867). In der neuen Colonie Queensland ist die «Brisbane free Press» in deren Hauptstadt Brisbane hervorzuheben. Auf Vandiemensland zählte man 1835 bereits 10 Blätter zu Hobarttown und 2 zu Launceston; unter denselben bestanden das Regierungsblatt, die «Hobarttown Gazette», sowie die «Colonial Times» seit 1817. Von den literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften sind die «Papers and proceedings of the Royal society of Van-Diemen's-Land» (1849 fg.) von Werth. In Neuseeland wurden gleich nach Anlegung der Colonien 1839 zwei Zeitungen, die «New Zealand Gazette» und der «New Zealand Advertiser», begründet, die sich bis 1851 bereits auf sechs vermehrt hatten. Gegenwärtig hat fast jeder kleine Ort sein Blatt. Die bedeutendsten Blätter in Auckland waren 1868 die erwähnte «New Zealand Gazette» und das «Southern Cross»; in Wellington erschienen die beiden Tagesblätter «Independent» und «Advertiser». Unter den verschiedenen deutschen Blättern, welche in den letzten Jahren in den austral. Colonien erschienen, dürften die «Germania» und die «Deutsche Zeitung» in Melbourne, die «Deutsche Zeitung» in Sidney und die «Deutsche Zeitung» in Adelaide die angesehensten sein. Auch die Inselwelt Polynesiens hat in neuerer Zeit ihre periodische Presse erhalten. Am frühesten entwickelte sie sich auf den Sandwich- und Hawaii-Inseln, wo 1867 im ganzen sechs Blätter, drei englische mit etwa 2200 und drei in der Hawaiisprache mit etwa 7800 Exemplaren erschienen. Auf Tahiti wurde 1844 als amtliches Blatt «L'Océanie française», später der «Messager de Tahiti», neuerdings zu Nouméa auf Neucaledonien der «Moniteur de la Nouvelle Calédonie» begründet.

Die erste Zeitung in dem Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten wurde 25. Sept. 1690 in Boston veröffentlicht. Doch unterdrückten die Colonialbehörden das Blatt sofort als ungesetzlich und der guten Ordnung zuwider, und es wurde keine zweite Nummer gedruckt. Das einzige noch vorhandene Exemplar der ersten Nummer findet sich in der London-State-Paper-Office. Dasselbe besteht aus einem kleinen Quartblatt von vier Seiten, deren letzte unbedruckt ist. Drucker war Richard Pierce und Verleger Benjamin Harris. In demselben Jahre befahl Gouverneur Fletcher in Neuyork den Nachdruck eines Exemplars der «London Gazette», welche

einen Sieg über die Franzosen meldete. Am 24. April 1704 erschien die erste Nummer einer neuen bostoner Zeitung unter dem Titel «The Boston News Letter», vom Postmeister Campbell begründet. Sie war nur 12 Zoll hoch und 8 Zoll breit, bestand aus einem einzigen Quartblatt und wurde von Green und dessen Nachfolger bis zur Räumung Bostons durch die Engländer fortgeführt. Campbell's Nachfolger im Postamt gab vom 21. Dec. 1719 an die «Boston Gazette» heraus, welche erst von J. Franklin, dann von Koreland gedruckt wurde. Als letzterer den Druck des Blattes verlor, begann er auf eigene Kosten das «Journal of New England», das nach 15 J. mit der «Gazette» vereinigt wurde und nun bis 1752 als «Boston Gazette and weekly Journal» erschien. Mittlerweile hatte J. Franklin 17. Aug. 1721 die dritte bostoner Zeitung, den «New England Courant», angefangen, der bis 1727 bestand und seine besten Beiträge von des Herausgebers Bruder, Benj. Franklin, erhielt. Um 1731 begann Jer. Gridley den «Weekly Rehearsal», der nach einem Jahre an Fleet überging, welcher das Blatt als «Boston Evening Post» 13 J. hindurch erscheinen ließ. Außerdem gab es zu Boston außer Koreland's «Weekly Advertiser» (1752—54) noch zwei andere Zeitungen: den «Weekly Postboy» (1734—54) und den «Independent Advertiser» (1748—50). In sämmtlichen engl. Colonien Nordamerikas erschienen 1750 nur 20 Blätter. Zu Philadelphia kamen der «American weekly Mercury» (seit 22. Dec. 1719), von W. Bradford, die 1729 von Franklin erkaufte und 30 J. lang redigirte «Pennsylvanian Gazette» sowie zwei andere Blätter, darunter ein deutsches, heraus. Zu Neuyork bestanden vier Blätter, darunter die «New York Gazette» seit 16. Oct. 1725; zu Williamsburg die «Virginia Gazette» seit 1736 sowie zwei andere seit 1731 und 1734; die «Gazette» von Annapolis hatte 1728, die von Rhode-Island 1732 begonnen. Die ersten dieser Zeitungen bestanden blos in einem halben Bogen, bald in Folio, bald in Quart; erst seit 1718 gab die «News Letter» alle 14 Tage einen ganzen Bogen; die Zahl der Abnehmer erreichte kaum 300. Doch bald wuchsen die Blätter an Zahl wie an Umfang; 1775 bestanden bereits 34 Zeitungen. Gleich nach der Revolution verwandelten sich in Neuyork und Philadelphia die Wochenblätter in Tageblätter. Während man 1800 in den Vereinigten Staaten 150 Zeitungen zählte, bestanden deren 1810 bereits 359, welche Zahl bis 1828 mit Einschluß der Zeitschriften auf 851, 1834 bis auf 1250 Zeitungen und 140 Zeitschriften (davon in Boston allein 43 Zeitungen und 47 andere periodische Schriften) angewachsen war. Nach dem Census von 1860 wurden 3242 politische, 277 religiöse, 298 literarische Zeitungen und Zeitschriften sowie 234 vermischten Inhalts gezählt. In Neuyork allein erschienen 1867 nicht weniger als 184 Zeitungen und Zeitschriften, darunter täglich 10 englische, 4 deutsche und 2 französische. Am lebendigsten regt sich die Presse im Norden; in den südl. Staaten ist ihre Thätigkeit geringer. Von den 4051 Blättern, die 1860 herauskamen, erschienen 387 täglich, 79 zweimal wöchentlich, 86 dreimal wöchentlich, 3173 wöchentlich; die übrigen aber halbmonatlich, monatlich, vierteljährlich und jährlich. Dieselben druckten jährlich zusammen 927,951548 Exemplare, wovon die täglichen 1,478435.

Die Presse der Vereinigten Staaten ist die umfangreichste, wichtigste und einflußreichste von allen civilisirten Ländern. Nirgends in der ganzen Welt sind die Zeitungen so allgegenwärtig und so allmächtig bei allem, was geschieht. Die großen neuyorker Blätter haben ihre Correspondenten über den ganzen Erdboden zerstreut und ihre Berichterstatter auf allen Kriegsschauplätzen, in Indien, China und Japan. Kleine Städte von wenigen tausend Einwohnern haben ihre täglichen Zeitungen, Städte von 10—20000 E. deren mehrere. Kaum ist im fernsten Westen eine Niederlassung begründet, so wird in ihr auch schon eine Zeitung veröffentlicht. Die Erhaltung einer so ungeheuern Anzahl von Blättern wird in Amerika möglich, außer durch das polit. Interesse, namentlich durch die Wohlfeilheit der Zeitungen (eine tägliche Zeitung erster Klasse kostet nur 4 Cents per Tag, andere nur 3 und 2 Cents Papier), durch die Masse der Ankündigungen und Befreiung von jeglicher Abgabe. Eine oder mehrere tägliche Zeitungen sind das Bedürfniß jedes Haushalts; sogar die Kutscher und Fuhrleute halten sich ihr Blatt und werfen es weg, sobald sie es gelesen haben. Daher der im Gegensatz zu Europa kolossale Absatz der einzelnen Blätter. An Gediegenheit des Inhalts und an Mannichfaltigkeit des Stoffs übertrifft die amerik. Presse die europäische seit etwa einem Jahrzehnt bedeutend. Der jährliche Etat eines größern neuyorker Tageblatts beläuft sich auf annähernd 1 Mill. Dollars. Telegraphische Depeschen, die mehrere tausend Dollars kosten, sind gar nichts Seltenes; die Kabeldepeschen von Europa allein kosten einer neuyorker Zeitung 5000 Dollars das Jahr. Ein Institut, wie die 1855 in Neuyork gegründete, seitdem aber über alle Staaten ausgedehnte «Associated Press», welche mit einem Kostenaufwande von mehr als 300000 Dollars die

allgemeinen Neuigkeiten an den verschiedenen Hauptpunkten sammelt und an die ihr beigetretenen Zeitungen über das ganze Land telegraphirt, findet in der übrigen civilisirten Welt nicht seinesgleichen. Zu den geachtetsten und verbreitetsten Blättern gehören in Neuyork die von Horace Greeley seit 1841 herausgegebene «Tribune», deren Tageblatt 1. Jan. 1861 53000 Abonnenten, und deren Wochenblatt (eine Zusammenstellung des Inhalts der täglichen Ausgaben) 205000 Abonnenten zählte; ferner der von G. Bennett 1835 begründete «Herald», welcher 1. Jan. 1861 eine tägliche Auflage von 85000 Exemplaren hatte; die von Raymond 1851 etablirte «Times» mit 25000 Abonnenten; die «Evening Post», ein entschiedenes Freihandelsblatt, seit 1801 erscheinend und seit 1826 von dem Dichter W. C. Bryant redigirt; der «Commercial Advertiser», die älteste neuyorker Zeitung, seit 1797. Die neuyorker Zeitungen sind über das ganze Land verbreitet. Die «Tribune» hat in Californien allein eine Circulation von 2500 Exemplaren. In Philadelphia sind zu nennen die «Gazette», die «Press» und der «Ledger», in Baltimore der «Sun» und «Clipper», in Washington der «National Intelligencer», das Regierungsorgan, und der «Globe», der die Verhandlungen des Congresses stenographisch bringt, in Richmond der «Enquirer» und «Whig», in Charleston der «Mercury», in Neuorleans das «True Delta» und die «Picayune», in Louisville das «Journal», in St.-Louis der «Democrat» und «Republican», in Chicago die «Tribune» und «Times», in Milwaukee der «Sentinel», in Cincinnati der «Commercial», in Boston die «Post» und der «Traveller» und in San-Francisco die «Alta California» und «Herald». Als Beispiele des starken Absatzes, dessen sich namentlich die Wochen- und Monatsschriften zu erfreuen haben, sind zu erwähnen der «New York Ledger» (belletristisches Wochenblatt) mit 400000 Exemplaren, «Harper's Weekly» mit mehr als 200000, das «Atlantic Monthly», das tüchtige wissenschaftliche «Bostonier Monthly» mit mehr als 300000 Exemplaren. Wie alle polit. und kirchlichen Parteien ihre Vertreter in der Presse haben, so auch alle Nationalitäten, die in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zusammenfließen. Die große Mehrzahl der Blätter erscheint natürlich in engl. Sprache. Die nächst größere Zahl erreichen die deutschen Zeitungen, die Ende 1867 nicht weniger als 235 Zeitschriften und Zeitungen zählten, von welchen 51 täglich erschienen. Das älteste deutsche Blatt erschien 1729 in Germantown bei Philadelphia; das älteste noch bestehende ist der «Deutsche Adler» zu Reading in Pennsylvanien, eine übrigens unbedeutende Landzeitung. Am verbreitetsten sind die «Neuyorker Staatszeitung» mit etwas mehr als 40000 Abonnenten und einem reinen Jahreseinkommen von 75000 Dollars, ein übrigens sehr mittelmäßig redigirtes Blatt, der «Philadelphia Demokrat», die «Illinois Staatszeitung», zur Zeit von Raster die bestredigirte deutsche Zeitung in den Vereinigten Staaten, die «Westliche Post» in St.-Louis, der «Cincinnatier Volksfreund» und der «Baltimorer Wecker». Die Mehrzahl der deutschen Zeitungen gehört der republikanischen Partei an, höchstens der achte Theil derselben steht auf seiten der Demokraten. Sonst erscheinen noch Blätter in welscher, franz., ital., böhm., holländ. und selbst chines. Sprache (in San-Francisco). Auch die Mormonen, ja sogar die Spiritisten, die Preisfechter u. s. w. haben ihre Organe.

Von einer periodischen Literatur, die mehr als polit. Tageblatt ist, finden sich vor der Revolution nur geringe Anfänge. Das 2. März 1743 begonnene «Boston weekly Magazine» erreichte blos die vierte Nummer; ebenfalls nur kurzen Bestand hatten «The christian history» (1743—45), «The American Magazine» (1743—45), von Gribley herausgegeben, «The New England Magazine» (1758), das «American Magazine» (1774), das «New American Magazine» (Woodbridge 1758—59), das «American Magazine» (zu Philadelphia 1741), Franklin's «General Magazine», Aitken's «Pennsylvanian Magazine» (1775) u. s. w. Im ganzen hatten vor der Revolution zwölf Monatsblätter bestanden; günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für solche Unternehmungen nach derselben. Auf längere Zeit erhielten sich «American Museum» und «Columbian Magazine» (1787—92) zu Philadelphia, das «New York Magazine» (1790—97), das «Massachusetts Magazine» (1789—95), Dennin's «Portfolio» (1801 fg.). Als eigentlicher Begründer der nordamerik. Zeitschriftenliteratur ist jedoch Phineas Adams zu betrachten, der im Nov. 1803 zu Boston die «Monthly Anthology» begann, die als «Massachusetts Magazine» und «Boston Review» bis 1811 bestand, und welcher das vierteljährliche «General Repertory» zu Cambridge (1812—13) folgte. In Neuyork gaben Paulding und Washington Irving 1807 das humoristische Journal «Salmagundi» heraus. Im Mai 1815 stiftete Tudor (gest. 1829 als Gesandter zu Rio-de-Janeiro) die «North American Review», die von Sparks, dann von Bowen, Everett und andern berühmten Schriftstellern redigirt wurde und unter der Redaction von Holmes und Norton noch gegen-

wärtig zu den geachtetsten Journalen Amerikas gehört. Die «American quarterly Review» begann 1827 zu Philadelphia; um dieselbe Zeit entstanden die «Western Review» zu Cincinnati (1827—33), die «Southern Review» zu Charleston (1828—33), die «United States Review» zu Philadelphia u. s. w. Andere geachtete Journale sind oder waren: «New York monthly Review» von Bryant, seit 1825 herausgegeben; «American monthly Magazine», redigirt 1828—31 von Willis; die «New World», in Neuyork seit 1840 herausgegeben von Park Benjamin; die «United States literary Gazette»; das «Home Journal»; die «Nation», seit 1865 von E. L. Godkin; die «Round Table»; das «Army and Navy Journal»; «The western literary Journal»; «The southern literary Messenger» u. s. w. Sogar in San-Francisco ist 1854 eine wissenschaftlich-literarische Zeitschrift, der «Pioneer», gegründet worden. Auch in Europa viel gelesen sind die «Literary World» (seit 1847) und «Putnam's Monthly» (seit 1853) sowie das «Atlantic Monthly» (seit 1857). Für Fachwissenschaften bestehen zahlreiche, zum Theil sehr gut geleitete Journale. So sind z. B. zu nennen die auch bei deutschen Gelehrten in Achtung stehende «Bibliotheca sacra» (1843 zu Neuyork von Robinson begründet) und «The American biblical Repository», ebenfalls von Robinson 1831 begonnen; ferner das «American Journal of medical sciences» und die «Medical News and Library» zu Philadelphia; das «Boston medical and surgical Journal»; das gehaltreiche «American Journal of science and arts», zu Newhaven von Silliman herausgegeben; das «Journal of the American Oriental society»; die «Transactions of the American philosophical society»; das «Historical Magazine» (seit 1856) von H. D. Dawson u. s. w. Hierzu kommen die periodischen Publicationen der zahlreichen gelehrten Gesellschaften, der histor. Vereine u. s. w. Vgl. Poole, «General index to periodical literature» (Neuyork 1853).

In den gegenwärtigen engl. Colonien in Amerika ist die älteste Zeitung die 1731 von Samuel Keimer in Barbadoes gegründete «Barbadoes Gazette». 31 J. später, 1762, erschien der «Barbadoes Mercury», der bis 1845 fortgesetzt ward. Gegenwärtig erscheint zu Bridgetown auf Barbadoes der «West Indian». Auf den übrigen westind. Inseln wurden die ersten Zeitungen begründet 1742 zu Grenada, 1748 in Antigua und St.-Kitts, 1745 in Dominica und 1784 auf St.-Vincent und den Bermudas. Zu Port-au-Prince erscheint als officielles Blatt der Republik Haiti der «Moniteur haïtien». Die Presse in Canada ist reich entwickelt. Während der franz. Herrschaft erschien kein polit. Blatt. 1765 jedoch wurden die «Quebec Gazette» (noch jetzt bestehend) und 1775 die «Montreal Gazette» gegründet. Verbreitete Blätter sind gegenwärtig die «Canadian Gazette» zu Montreal, der «Globe» zu Toronto u. s. w. Zu Quebec, Toronto, Preston, Hamilton und anderwärts erscheinen auch deutsche Zeitungen. Geschätzt ist die Monatsschrift «Canada naturalist and geologist» (zu Montreal). In Neuschottland ward 1751 die «Halifax Gazette» und zu St.-Johns in Neubraunschweig 1782 die erste Zeitung begründet.

Ziemliche Ausbildung hat die periodische Presse im spanischen Amerika und Brasilien erlangt, wenn sie auch durchaus im Dienste der Parteien steht. Die Zahl der in Mexico erscheinenden Zeitungen ist beträchtlich, doch sind nur die «Gaceta de Mexico» und die «Gazeta de Veracruz» von größerm Interesse. Viele werthvolle Aufsätze enthält die 1849 begründete Zeitschrift «Museo mejicano». Der lebhafte Verkehr über die Landenge von Panama hat hier in engl. Sprache 1850 den «Panama Star» und 1851 den «Panama Herald» hervorgerufen. In Centralamerika dürfte die officielle «Gazeta de Nicaragua» das bedeutendste Blatt sein; dasselbe gilt von den südamerik. Zeitungen zu Caracas, Bogota, Guayaquil, Lima, Valparaiso, Santiago und Buenos-Ayres. Journale literarischen und wissenschaftlichen Inhalts sind zwar in allen diesen Hauptstädten des span. Amerika begründet worden, doch haben sich nur wenige auf die Dauer einiger Jahre erhalten können. Auch in Europa näher bekannt sind die «Annales de la universidad de Chile» (seit 1843 zu Santiago), neben welchen 1857 eine «Revista de ciencias y letras» begonnen ward. Werthvoll sind auch der «Correo del Domingo», der seit 1864, und die «Revista de Buenos Ayres», die seit 1863 zu Buenos-Ayres erscheint. In Caracas hatte das «Museo Venezolano» (1865) nur kurze Dauer. Zu Bogota hat Uricoechea 1860 die Herausgabe von «Contribuciones de Colombia a las ciencias y a las artes» begonnen. In Mexico erscheint seit 1852 das inhaltreiche «Boletin de la Sociedad Mexicana de geografia y estatistica». Unter den in Havana erscheinenden Zeitschriften sind das «Archivo de la Habana» (1857—58) sowie die satirischen Blätter «Rigoletto» (1863 fg.) und «Don Junipero» (1862—64) hervorzuheben. In Brasilien besitzen zwar alle größern Provinzialstädte ihre eigenen Blätter, oft deren mehr als eins; doch hat die polit. Presse ihren

Mittelpunkt in Rio-de-Janeiro. 1846 erschienen in ganz Brasilien 80 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 17 wissenschaftliche und literarische. Ende 1867 erschienen allein in der Hauptstadt des Reichs 22—24 polit. Blätter. Das bedeutendste unter denselben ist das «Journal do commercio»; nächstdem sind als große Zeitungen noch der «Correio mercantil», das «Diario do Rio de Janeiro» und das «Diario official» zu nennen. Interessant für das Ausland ist das franz. Wochenblatt «Le Brésil» (seit 1863). Viel gelesen ist die «Semana illustrada» der Gebrüder Fleiuß, zweier deutscher Künstler. Die größern deutschen Colonien des Landes haben auch ihre deutschen Zeitungen. Unter den frühern literarischen Monatsschriften haben für den Entwickelungsgang der brasilian. Literatur «Nitheroy» (1836), «Minerva Brasiliense» (1843), «Iris» (1847), «Guanabara» (1849) Bedeutung. Unter den gegenwärtig erscheinenden sind die «Revista brazileira» (seit 1857) und die «Revista popular» (seit 1860) hervorzuheben. Von den verschiedenen wissenschaftlichen Journalen hat für das Ausland die «Revista trimensal» (seit 1857) des Historisch-Geographischen Instituts besonderes Interesse.

Zeitwort, s. Verbum.

Zeitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt in einer angenehmen fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der Weißen Elster, über welche eine steinerne Brücke führt, und auf und an einem hohen Bergabhange. Die Stadt ist sehr alt und hat als ehemalige Residenz und als Sitz verschiedener Behörden zum Theil gute Gebäude, vier Kirchen, ein Gymnasium (Stiftsschule), das eine ansehnliche Bibliothek von 12000 Bänden und vielen Handschriften besitzt, ein Waisenhaus mit einer Armen- und Industrieschule, ein evang. Collegiatstift und das Schloß Moritzburg, das jetzt zu einem Corrections-, Landarmen- und Krankenhaus dient. Merkwürdig ist das Denkmal, das König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seinem ehemaligen Lehrer, dem Consistorialrath Delbrück, hat setzen lassen. Z. zählt (1867) 15500 E., die sich mit Tuch- und Baumwollwaaren- und Lederfabrikation sowie mit Garten- und Feldbau beschäftigen. Einen ansehnlichen Erwerbszweig bilden auch die in unmittelbarer Nachbarschaft befindlichen Braunkohlenwerke, die mit Mineralöl- und Paraffinfabriken verbunden sind. Durch die Weißenfels-Geraer Bahn (Zweig der Thüringer Bahn) ist Z. mit dem deutschen Eisenbahnnetz in Verbindung gesetzt. Eine directe Linie (über Pegau) nach Leipzig war 1868 projectirt. — Das ehemalige Bisthum Z. wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der Wenden zum Christenthume zu befördern. Bei den häufigen Einfällen der Wenden und Polen aber hielten es der Bischof und seine Geistlichen gerathener, ihren Sitz 1029 nach dem zugleich mehr Annehmlichkeiten darbietenden Naumburg (s. d.) zu verlegen, nnd das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Z. Als der letzte kath. Bischof, der durch seine Gelehrsamkeit und Klugheit berühmte Julius Pflug, 1564 starb, wählte das Domkapitel den Prinzen Alexander aus dem Kurhause Sachsen zum Administrator und nach dessen Tode dessen Vater, den Kurfürsten. Von jetzt an blieb das Stift bei dem kursächs. Hause, dem es auch im Westfälischen Frieden zugesichert wurde, bis Kurfürst Johann Georg I. dasselbe in seinem Testamente von 1652 nebst verschiedenen andern Aemtern seinem jüngsten Sohne Moritz vermachte, der auf diese Weise der Stifter der sachsen-zeitzischen Nebenlinie wurde, die jedoch bereits 1718 wieder erlosch. Der letzte regierende Herzog, Moritz Wilhelm, hatte nämlich theils wegen Schulden, theils wegen Streitigkeiten mit dem Kurfürsten die Reichsunmittelbarkeit verloren, und als er 1715 insgeheim und 1717 zu Leipzig auf der Pleißenburg öffentlich zur kath. Kirche übergetreten war, erklärte das Domkapitel das Stift für erledigt und wollte zur Wahl eines neuen Administrators schreiten. Aber August II. von Sachsen nahm das Stift, unter dem Vorwande, dasselbe gegen die Gewaltthätigkeiten des Herzogs zu schützen, mit gewaffneter Hand in Besitz und brachte durch einen 1726 geschlossenen Vergleich dasselbe wieder an das Kurhaus zurück, sodaß seitdem der Kurfürst das weltliche Regiment des Stifts, die geistliche Regierung aber sein geheimes Consilium führte. Diese Verfassung wurde bis 1815 beibehalten, wo das ganze Stift Naumburg-Z., mit Ausnahme eines Bezirks von 1 Q.-M., an Preußen kam. — Der Kreis Z. zählt auf 4,52 Q.-M. 40336 E. (1867).

Zell heißen sehr viele Ortschaften in Deutschland, von denen etwa nachstehende die wichtigsten. — Z., eine Kreisstadt im südwestl. Theile des rheinpreuß. Regierungsbezirks Koblenz, 6½ M. von der Stadt Koblenz, liegt am rechten Ufer der Mosel und am Einflusse des Zellerbachs. Der Ort, schon im 12. Jahrh. genannt, hat noch einen Wartthurm sowie Reste alter Burg- und Festungsmauern, eine kath. Pfarrkirche und zählt 2326 E. (1864), die Flachs-, Obst- und Weinbau treiben. Unweit der Stadt liegen auf einer steilen, die herrlichste Aussicht

bietenden Höhe an der Mosel die Ruinen der Marienburg, welche, ursprünglich ein festes Schloß, 1157 in ein Augustinernonnenkloster und nach dessen Aufhebung (1515) durch Richard von Greiffenclau wieder in eine Burg verwandelt wurde. Der Kreis Z. zählt (1864) auf 6,75 Q.-M. 28844 E. und enthält noch die alte Stadt Trarbach (s. d.) und die durch ihren Weinbau bekannten Flecken Traben (1200 F.) und Enkirch (2200 E.). — Z. oder Z. am See, Marktflecken und Hauptort eines Bezirksamts im österr. Herzogthum Salzburg, westlich vom Zellersee im Pinzgau, liegt in überaus malerischer Gegend, deren Hintergrund die Gletscher des Großglockner und der Tauern bilden. Der Ort zählt 850 E., die viele Branntweinbrennereien unterhalten, und hat ein Steuer- und kaiserl. Forstamt, eine altgoth. Pfarrkirche, ein Bruder- und ein Leprosenhaus, auch ein kaltes Mineralbad. Weil die Einwohner des Orts bei dem Bauernaufstande 1626 dem Erzbischof von Salzburg treu blieben, erhielten sie von diesem die Erlaubniß einer jährlichen Wallfahrt nach Salzburg. Es soll dies Veranlassung gegeben haben zu dem bekannten Volksliede «Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn». In der Nähe, am rechten Ufer der Salzach, liegt das Dörfchen Kaprun mit einer uralten Feste. Reizend ist die Fahrt auf der Dammstraße von hier nach dem Dorfe Fischbach (am nördl. Ufer des Zellersees), dessen Schloß einen der berühmtesten Standpunkte der deutschen Alpen bildet. — Z. oder Z. am Ziller, Dorf im Innsbrucker Kreise Tirols und Hauptort eines Bezirksamts sowie der belebteste Ort des obern und mittlern Zillerthals (s. d.) und des zillerthaler Volkslebens, westlich von der 6773 F. hohen Gerloswand gelegen, hat 850 E., ein Steuer- und Forstamt, ein Schloß, das 1853 neuerrichtete Franz-Josephs-Hospital, ein Pfründenhaus, eine Industrieschule, starke Viehzucht und ein kleines Goldbergwerk am Fuße des $^1/_8$ M. entfernten Heinzenbergs. — Z., Oberzell oder Z. an der Ips, Marktflecken im Amtsbezirk Waidhofen des Oberwienerwald-Kreises in Unterösterreich, am rechten Ufer der Ips (Ybbs), hat etwa 1000 E., ein Schloß, ein Streck- und Großpfannenwerk sowie lebhaften Gewerbsbetrieb in zahlreichen Eisenwerkstätten, die berühmte Stahlwaaren, unter andern auch Fischangeln fertigen. Eine Brücke führt hinüber nach der Stadt Waidhofen an der Ips, dem Hauptsitz der niederösterr. Eisenwaarenfabrikation, mit einem Bezirks- und Steueramte, 3424 E., einer Unterrealschule, mehrern Wohlthätigkeitsanstalten und Vereinen, zahlreichen Fabriken und Werkstätten. — In Steiermark liegt Mariazell (s. d.), wonach die Zeller oder Mariazeller Alpen benannt sind. — Z., ein kleiner Marktflecken im Verwaltungsbezirk Münchberg des bair. Kreises Oberfranken, an der Saale unweit ihres Ursprungs, 1 M. vom Fichtelgebirge, bemerkenswerth wegen des hier 1796 von A. von Humboldt entdeckten Magnetbergs, wo die Magnetnadel schon in einer Entfernung von 22 F. aus ihrer Lage gerissen wird. Die zu Tage anstehenden Felsen sind Serpentin und Hornblendeschiefer. Manche Stücke verhalten sich ganz polarisirend, andere dagegen ganz unwirksam. — Z. oder Oberzell, Pfarrdorf im bair. Kreise Unterfranken links am Main, $^1/_2$ M. unterhalb Würzburg gelegen, hat 1335 E., die Obstbau, Viehzucht und Pottaschesiederei treiben. Dabei liegt das ehemalige Nonnenkloster Unterzell und etwas weiter die vormalige, 1128 gegründete Prämonstratenserabtei Oberzell mit schönen Gärten, einer Oekonomie und den großartigen Etablissements von König (s. d.) und Bauer zur Fertigung von Schnellpressen u. s. w. — Z. oder Liebenzell, Städtchen im Oberamtsbezirk Calw des würtemb. Schwarzwaldkreises, früher selbst Sitz eines Oberamts, in dem engen, romantischen Thale der Nagold, 1 M. nördlich von Calw gelegen, hat 1000 E., mechan. Wollspinnereien, einen Kupferhammer, eine Wetzsteinfabrik, eine Papier- und eine Sägemühle, Flachsmärkte und zwei besuchte Badeanstalten (Zellerbad), mit drei erdig-salinischen Thermen von 18—20° R., die schon zu Anfang des 15. Jahrh. genannt werden. Der Ort kommt schon 1129 als Cella vor und wird 1191 als Stadt bezeichnet. Ursprünglich gehörte Z. den Grafen von Calw und hatte einen kräftigen Ortsadel, der auf der benachbarten Burg saß, deren stattliche Ruinen eine Zierde der ganzen Gegend sind. Graf Ludwig von Liebenzell verkaufte diesen Stammsitz 1272 an den Deutschen Orden, letzterer alsbald an den Markgrafen Rudolf von Baden. Von Baden kam der Ort 1603 an Würtemberg. — Z. oder Z. am Harmersbach, Städtchen im Amtsbezirk Gengenbach des bad. Kreises Offenburg, war ehemals (bis 1802) Freie Reichsstadt mit 3000 Unterthanen. Der Ort hat 1345 E. (1864), eine Wallfahrtskapelle «Maria zur Kette», eine bedeutende Fayence- und Porzellanfabrik von Lenz und in der Nähe einen Gesundbrunnen, das «Kleebad». Das 2 St. lange Thal Harmersbach, mit den großen wohlhabenden Pfarrdörfern Ober- und Unter-Harmersbach (je 2500 und 1800 E.), hat mehrere Eisenwerke und Granatschleifereien sowie zahlreiche Mahl- und Sägemühlen. — Z. oder Z. im Wiesenthal, ein ungemein betriebsames Städtchen im Amtsbezirk Schönau des bad. Kreises Lörrach, an der Wiesen und am Fuß des Zeller

Blauen, 4 1/8 M. südlich von Freiburg, hat 1913 E. (1864), worunter viele hausirende Bürstenbinder, eine Seiden- und zwei Baumwollspinnereien, Webereien, mechan. Werkstätte, Bleichen und eine Chemikalienfabrik, zum Theil für baseler Rechnung. — Z., ein Städtchen im Bezirk Winterthur des schweiz. Cantons Zürich, unweit der Töß gelegen, hat 2028 E. (1860), Baumwollspinnerei, eine ansehnliche Spindelfabrik und Tuffsteinbrüche.

Zell (Karl), verdienter Humanist und Schulmann, geb. 8. April 1793 zu Manheim, erhielt in den Lehranstalten seiner Vaterstadt eine tüchtige Vorbildung und bezog 1810 die Universität zu Heidelberg, wo er sich besonders unter Creuzer's Leitung dem Studium der Philologie widmete. Nachdem er dasselbe seit 1813 zu Göttingen und Breslau mit Eifer fortgesetzt, erhielt er 1814 bei seiner Rückkehr eine Professur an dem Lyceum zu Rastadt, zu dessen Aufschwung er durch sein Lehrtalent nicht wenig beitrug. Inzwischen erwarb er sich auch als Schriftsteller einen Namen, und es wurde ihm 1821 eine ord. Professur an der Universität zu Freiburg übertragen, wo er namentlich durch Gründung eines philol. Seminars, das 1830 nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten ins Leben trat, viel für Förderung der Alterthumswissenschaften wirkte. Auf dem stürmischen Landtage von 1831, auf den er als Abgeordneter zur Ersten Kammer von der Universität gewählt wurde, wußte er die höhern geistigen Interessen wiederholt zur Sprache zu bringen und trat hier überhaupt vermittelnd und versöhnend auf. Als Mitglied der 1834 zu Karlsruhe versammelten außerordentlichen Commission zur Prüfung eines neuen Lehrplans für die Gelehrtenschulen führte er durch seine Kenntnisse und Erfahrungen die Verhandlungen zu einem günstigen Resultat. Im Jahre darauf wurde er zum Ministerialrath und Mitglied des Oberstudienraths zu Karlsruhe befördert. 1847 gab er indeß diese Stellung auf, und es erfolgte seine Ernennung zum Geh. Hofrath und ord. Professor an der Universität Heidelberg. Während der J. 1848—53 war er Mitglied der bad. Zweiten Kammer. In dieser Eigenschaft schloß er sich auf dem Landtage von 1851 der von Hirscher ausgegangenen Motion zur Begründung einer größern Selbständigkeit der Kirche mit Eifer an. 1852 wurde er zum Präsidenten der allgemeinen Versammlung der kath. Vereine Deutschlands zu Münster und 1853 zu Wien gewählt. Seit 1855 lebte Z. im Ruhestande zu Heidelberg. An dem Kirchen- und Schulstreit, welcher sich neuerdings in Baden entspann, betheiligte sich Z. durch verschiedene Flugschriften, in denen er sich auf die Seite der kirchlich gesinnten Katholiken stellte. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: die Ausgabe von Aristoteles' «Ethica Nicomachea», mit Commentar (2 Bde., Heidelb. 1820), eine von ihm unternommene Sammlung lat. Classiker (17 Bde., Stuttg. 1827—31), worin unter anderm von ihm die Ausgaben von Cicero's «De republica» und vom Horatius besorgt wurden; die deutsche Uebersetzung von Aristoteles' «Organon» (5 Bdchn., Stuttg. 1836—40); mehrere lateinisch geschriebene Universitätsprogramme, die in den «Opuscula academica» (Freiburg 1857) gesammelt erschienen. Seine Hauptwerke aber sind das «Handbuch der röm. Epigraphik» (3 Bde., Heidelb. 1850—57) und seine «Ferienschriften» (3 Bde., Freib. 1826—33; neue Folge, Heidelb. 1857), eine Reihe trefflicher Abhandlungen, die das antike Leben in seinen verschiedensten Beziehungen vorführen und von Goethe eine classische Bereicherung der neuern Literatur genannt wurden. Außerdem ist von Z.'s Schriften noch «Lioba und die frommen angelsächs. Frauen» (Freib. 1860) zu nennen.

Zell (Ulrich), der älteste Buchdrucker Kölns, aus Hanau gebürtig, war ein Kleriker der mainzer Diöcese und jedenfalls unmittelbar in der Gutenberg-Fust'schen Officin zu Mainz gebildet. Er kam, vermuthlich gleich nach der Eroberung von Mainz im Oct. 1462, als flüchtiger Fremdling nach Köln, wo er durch seine neue Kunst bald viele Gönner erhielt, das Bürgerrecht erwarb und sich mit einer Katharina von Spangenberg verheirathete. Als die ältesten datirten Drucke dieses geschickten Meisters sind «Chrysostomus super psalmo quinquagesimo» (1466) und «Augustinus de vita christiana» (1467) anzusehen. Außer andern größern und kostspieligen Werken brachte ihm namentlich auch seine ohne Angabe des Orts und Jahres (wahrscheinlich 1470) erschienene «Biblia latina» in zwei Bänden Ruhm und Ehre. Um 1500 verschwindet sein Name; doch lebte er noch 1507 im Besitz ansehnlichen Grundeigenthums. Die Zahl der von ihm herrührenden Druckwerke beläuft sich auf 115, von denen aber nur sechs seinen Namen tragen.

Zelle. Wenn man einen feinen Schnitt aus irgendeinem Theile einer Pflanze mit dem Mikroskop betrachtet, so sieht man ein vielfächeriges Gewebe, welches große Aehnlichkeit mit einer Honigwabe besitzt. Man nannte daher die einzelnen, die Fächer bildenden Bestandtheile «Zellen» (cellulae). An der lebenden Z. unterschied man dann eine Wand (membrana), einen zähflüssigen Inhalt (protoplasma) und in diesem einen oder mehrere feste Klümpchen, den Kern

(nucleus). Es ergab sich ferner, daß sich aus den Z. alle andern Gewebsbestandtheile der Pflanze herausbildeten. (S. Pflanzen.) Nachdem diese anatom. Verhältnisse bei den Pflanzen festgestellt waren, versuchte man sie auch auf den thierischen Körper zu übertragen, stieß aber dabei auf unerwartete Schwierigkeiten. Man fand nur wenige Gewebsbestandtheile (wie die Knorpelzellen, die Epithelien), auf welche die Definition der Pflanzenzelle paßte, dagegen eine große Zahl anderer, welche offenbar die Bedeutung der Z. besaßen, ohne doch sämmtliche Merkmale derselben aufzuweisen. Die farblosen Blutkörperchen z. B. besitzen zwar ein kernhaltiges Protoplasma, aber keine Membran wie die Pflanzenzellen; die rothen Blutkörperchen bestehen blos aus homogenen Klümpchen, entsprächen also kernlosem Protoplasma. Später erkannte man, daß auch bei den Pflanzenzellen die starre Membran nicht wesentlich der Z. angehöre, und so konnte denn eine größere Uebereinstimmung zwischen der thierischen und pflanzlichen Z. festgestellt werden. Ebenso wenig wie für die Form konnte man für die Bedeutung der thierischen Z. eine völlige Uebereinstimmung mit der pflanzlichen Z. nachweisen, insofern es wenigstens nicht gelungen ist, alle fertigen Gewebe auf Producte der Z. zurückzuführen. Der Begriff der thierischen Z. ist daher ein mit der Entwickelung der Wissenschaft wandelbarer und willkürlicher geblieben, und hat sich dem entsprechend auch fortwährend verändert.

Zeller (Eduard), namhafter deutscher Philosoph und Theolog, geb. 22. Jan. 1814 im würtemb. Dorfe Kleinbottwar, erhielt, früh zur Theologie bestimmt, seine wissenschaftliche Bildung erst in den würtemb. Seminarien, dann auf der Universität zu Tübingen, auf der die philos. Vorlesungen von Strauß, die theologischen von Baur die meiste Bedeutung für ihn hatten. Nach Beendigung seiner Studien führte ihn im Herbst 1836 eine wissenschaftliche Reise durch Norddeutschland auf ein Semester nach Berlin, wo außer Marheineke, Vatke und Neander auch Gans sein Lehrer war. In die Heimat zurückgekehrt, kam er, nachdem er einige anderweitige Anstellungen bekleidet, 1839 als Repetent nach Tübingen, wo er sofort mit Vorlesungen begann und sich im Herbst 1840 als Privatdocent der Theologie habilitirte. Zwei Jahre darauf begründete er in Verbindung mit mehrern andern Gelehrten die «Theol. Jahrbücher», welche bis zu ihrem Erlöschen (1857) der neuen kritischen (sog. Tübinger) Theologenschule als wissenschaftliches Organ dienten. So zahlreich auch der Kreis der Zuhörer war, den Z. durch seine theol. und philos. Vorlesungen um sich versammelte, wurde ihm doch um seiner freien wissenschaftlichen Richtung willen eine Anstellung von seiten der Regierung beharrlich verweigert. Deshalb fand er sich bereit, einem Anfang 1847 an ihn ergangenen Rufe als Professor der Theologie nach Bern zu folgen. Seine Berufung erregte dort großes Aufsehen und wurde von der zahlreichen conservativen Partei zu einer Agitation wegen angeblicher Religionsgefahr benutzt, welche den Canton in eine außerordentliche Aufregung versetzte, eine Menge Broschüren und Journalartikel hervorrief und die radicale Regierung zu sprengen bestimmt war. Nachdem sich jedoch der Große Rath mit großer Mehrheit für Aufrechterhaltung der Berufung erklärt hatte und Z. selbst in sein Amt eingetreten war, legte sich die Aufregung allmählich. Weil Z. jedoch die Wirksamkeit an einer deutschen Universität vorzog, nahm er 1849 das Anerbieten einer theol. Professur in Marburg an. Doch ward er hier auf Veranlassung seiner Gegner gleich beim Eintritt in die philos. Facultät versetzt. Im Herbst 1862 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie nach Heidelberg. Außer zahlreichen Abhandlungen in seinen «Jahrbüchern» und andern Zeitschriften sind von Z.'s Schriften hervorzuheben: «Platonische Studien» (Tüb. 1839); «Die Philosophie der Griechen» (3 Bde., Tüb. 1844—52; 2. umgearbeitete Aufl., Tüb. und Lpz. 1856—68); «Geschichte der christl. Kirche» (Stuttg. 1847); «Das theol. System Zwingli's» (Tüb. 1853); «Die Apostelgeschichte nach ihrem Inhalt und Ursprung» (Stuttg. 1854); eine Uebersetzung und Erläuterung von Plato's «Gastmahl» (Marb. 1847); «De Hermodoro Ephesio et Hermodoro Platonico» (Marb. 1859); «Vorträge und Abhandlung» (Lpz. 1865).

Zellgewebe, Bindegewebe (tela cellulosa). Die eigentlichen Gewebe des thierischen Körpers, wie die Muskelbündel, Nerven, Drüsenbestandtheile u. s. w., liegen meist nicht einfach aneinander, sondern werden durch eine aus feinen Fäden bestehende Substanz zusammengehalten, das Bindegewebe. In diesem Falle bildet das Bindegewebe, welches jene Gewebsbestandtheile umstrickt, kein selbständiges Gewebe, sondern ist nur Hülfsorgan. In der Umgebung größerer Gewebsmassen, z. B. der Drüsen, ganzer Muskel und Muskelmassen, tritt es jedoch zu festen Häuten zusammen, welche jene scheiden- oder kapselförmig einhüllen; ebenso bildet es die Grundlage der hautartigen Ueberzüge der Leibeshöhlen und der eigentlichen Haut an der Körperoberfläche. Zwischen größern Gewebsmassen (z. B. der Haut und den darunterliegenden Muskeln) bildet es eine lockere, zellige Masse, die Z. heißt. Das Z. gehört zu den einfachsten Geweben

des Körpers. Es erscheint unter dem Mikroskop in der Form feiner, langer, welliger, oft untereinander verfilzter Fäserchen und ist dasjenige Gewebe, welches bei Neubildungen stets mit auftritt. Während die complicirter gebauten Gewebe nach ihrem Verlust nur in seltenen Fällen wieder ersetzt werden, entsteht Bindegewebe überall da, wo solche Verluste stattgefunden haben; es ist die Narbensubstanz. Ebenso ist es auch bei krankhaften Neubildungen betheiligt. Seine chem. Natur ist dadurch charakterisirt, daß es beim Kochen Leim gibt.

Zelöten (griech., Eiferer) hießen bei den Juden diejenigen, welche für die Ehre Gottes und des Tempels sowie für das Gesetz eiferten und gegen alle Nichtjuden einen wüthenden Haß kundgaben. Ihr wilder Eifer veranlaßte zum Theil den Aufstand gegen die Römer 66 n. Chr. und das Blutbad, welches diese bei der Einnahme von Jerusalem anrichteten. Jetzt belegt man mit diesem Namen diejenigen, welche ohne Ueberlegung und mit rauher Strenge gegen Andersdenkende, namentlich in Religionssachen, eifern.

Zelt heißt ein leichtes Obdach von Leinwand oder andern beweglichen Stoffen, über Stangen gezogen, durch Schnüre und Pflöcke gehalten, das im Freien aufgeschlagen wird und sowol zur militärischen Lagerung als auch zu andern Zwecken, als Jagd-, Lust-, Speise-, Gartenzelt u. s. w., dient. Schon in ältester Zeit waren Z. in Kriegslagern üblich; sie bestanden einfach aus Fellen, die über Querhölzer, auf vier gekreuzten Stangen ruhend, gehängt waren. Später wurden sie künstlicher eingerichtet, oft durch innere Wände in mehrere Räume getheilt und für vornehme Krieger mit großem Luxus und vielen Bequemlichkeiten ausgestattet. Die Z. der orient. Fürsten und Heerführer zeichneten sich besonders durch verschwenderische Pracht aus. Zeltlager erhielten sich bis zum Schlusse des 18. Jahrh.; ihre Fortschaffung vermehrte den Heerestroß ungemein. Sie kamen deshalb auch im Revolutionskriege bei den Franzosen außer Gebrauch und wurden allmählich auch von den übrigen europ. Armeen abgeschafft. Doch sind in den neuern Kriegen der Franzosen (in Afrika) wieder kleinere, zerlegbare, von der Mannschaft selbst zu tragende Z. (tentes d'abri) wieder eingeführt worden.

Zelter (Karl Friedr.), Gesangscomponist, geb. zu Berlin 11. Dec. 1758, der Sohn eines Maurers, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium und fing im 17. J. an, seines Vaters Profession zu erlernen. Doch schon im folgenden Jahre erwachte in ihm eine besondere Neigung zur Musik, die bisher geschlummert, obschon er Unterricht im Klavier- und Orgelspiel erhalten hatte. Er widmete nun seine Mußestunden dem Klavier- und Violinspiel, und da es ihm an Musikalien fehlte, suchte er sich Partituren zum Abschreiben zu verschaffen. Sein Musikeifer that indeß seinem Handwerke Eintrag, sodaß ihm endlich der Vater die Beschäftigung mit der Musik gänzlich untersagte. Z. gehorchte und trieb sein Handwerk fleißiger, kehrte aber doch immer von neuem zur Musik zurück. Nachdem er 1783 sein Meisterstück gefertigt, wurde er als Maurermeister aufgenommen, und erst seit dieser Zeit konnte er bei Fasch im reinen Satz und im doppelten Contrapunkt Unterricht nehmen. Er war seit Begründung der Fasch'schen Singakademie eins der thätigsten Mitglieder und wurde bald der tüchtigste Gehülfe seines Lehrers in der Leitung dieses Instituts, das er nach Fasch's Tode 1800 mit Erfolg fortführte. Auch würdigte er seines Lehrers Verdienste in einer eigenen Schrift (Berl. 1804). 1809 ernannte ihn der König von Preußen zum Professor der Tonkunst bei der berliner Akademie der Künste und Wissenschaften. Bald nachher stiftete er für fröhliche Unterhaltung durch Liedergesang die erste berliner Liedertafel, für die er die originellsten humoristischen Lieder componirte. Er starb 15. Mai 1832. Seine Compositionen zeigen durchgängig den gründlichen Gang seiner Bildung; besonders ausgezeichnet sind seine Liedercompositionen und Motetten. Jene sind theils Lieder beim Klavier, theils vierstimmige Gesellschaftslieder, diese männliche Singchöre voll fröhlicher Kraft und heiterer Laune. Z. zeigte in seinen Liedern ein besonderes Talent für das Naive, volksmäßig Kräftige, Charakteristische und Humoristische. Für letzteres wendete er oft den Motettenstil und überhaupt die Formen des strengern Stils parodirend an. Von seinen Motetten sind nur wenige ins größere Publikum gekommen. Unter seine Schüler gehörte auch Mendelssohn-Bartholdy. Sein tüchtiger, kräftiger Charakter, der ihn zum Freunde Goethe's machte, ging zuweilen in Schroffheit über. Nach seinem Tode erschien sein «Briefwechsel mit Goethe» (6 Bde., Berl. 1833—34), der zur Charakteristik Z.'s nicht weniger als zu der Goethe's beiträgt, und zwar um so mehr, da hier ein Mann, der schon im Leben gerade und offen war, sich ganz unumwunden ausspricht.

Zemplin, ein Comitat im diesseitigen Theißkreise Ungarns, zählt (1857) auf 112½ Q.-M. 241631 E. (ohne Militär). Im S. bildet großentheils die Theiß, im SW. der Hernad die Grenze; die andern Flüsse sind der Bodrog, die Laborcza, Ondova und Topla. Der obere Theil

des Comitats ist gebirgig, der mittlere ein langes, breites Thal, der untere eine geräumige Ebene. Berühmt ist das Tokayer Weingebirge oder die Hegyallja (s. d.). Producte sind Getreide, Flachs, Hanf, Tabak, Melonen, Obst, vorzüglicher Wein, Hornvieh, Schafe, Schweine, Honig. Im Gebirge fehlt es nicht an Wildpret; auch finden sich daselbst noch Bären und Wölfe. Die Theiß und andere Flüsse liefern Fische in Menge. Die Bewohner sind Magyaren, Ruthenen und Slowaken. Das Comitat ist nach dem Schlosse Z. oder Zemplén in dem gleichnamigen, am Bodrog gelegenen kleinen Marktflecken benannt und zerfällt in sechs Bezirke. Der Hauptort ist Ujhely oder Sator-Allya-Ujhely, ein Marktflecken am Bodrog und in der Hegyallja, mit 6500 E., einem Piaristencollegium und Gymnasium, einem Denkmal der 1809 bei Raab gefallenen adelichen Insurgenten, einem Granitsteinbruch, Ackerbau und trefflichem Weinbau. Außer dem berühmten Tokay (s. d.) sind noch bemerkenswerthe Marktflecken Nagy-Sáros-Patak, rechts am Bodrog, mit einem sehr besuchten reform. Collegium, das eine Bibliothek von 25000 Bänden und eine Mineraliensammlung besitzt, und 3782 E., die Tuch verfertigen und Wein bauen; Tarczal, an der westl. Abdachung der Hegyallja, mit 2460 E., ergiebigem Feld- und Obstbau, besonders aber berühmt durch den hier gewonnenen edelsten Tokayerwein und den für den Hof hier bereiteten Ausbruch; Tállya, mit 4002 E., gutem Weinbau und Jahrmärkten, unter denen der im Herbste abgehaltene wegen der außerordentlichen Menge der zum Verkauf gebrachten Weinfässer bekannt ist.

Zend nannte man bisher gewöhnlich die Sprache, in welcher die heiligen Bücher der alten Perser, das Zendavesta (s. d.), geschrieben sind. Diese Sprache hatte ihre Heimat in den nordöstl. Theilen Persiens, insbesondere in der Landschaft Baktrien, weshalb sie von neuern Sprachforschern (Spiegel und andern) richtiger mit dem Namen der altbaktrischen Sprache bezeichnet wird. Das Z. bildet das älteste bekannte Glied des iranischen Zweiges des indogerman. Sprachstamms und steht noch in einem verhältnißmäßig sehr nahen Verwandtschaftsverhältniß zu dem ältesten Sanskrit, wie dieses in den Veden vorliegt. Unter den übrigen iranischen Sprachen steht dem Z. das Altpersische am nächsten, soweit man dieses aus den Keilinschriften der Achämeniden kennt. Geschrieben wird das Z. mit einer eigenen Schrift, welche semitischen (altaramäischen) Ursprungs ist. Erst in neuerer Zeit ist es, nach dem Vorgange des Dänen Rask und des Franzosen Burnouf, vorzugsweise den Bemühungen deutscher Gelehrter, wie Bopp's, Olshausen's, Lassen's, Windischmann's, Brockhaus', Benfey's, vor allem aber den Forschungen Spiegel's («Grammatik», Lpz. 1866), Haug's und Justi's («Handbuch der Zendsprache», Lpz. 1864) gelungen, mittels Vergleichung einestheils mit dem Altindischen, anderntheils auch mit den neuern pers. Dialekten in das grammatische und lexikalische Verständniß der Sprache einzudringen und die Uebertragung und Erklärung der Zendtexte zu ermöglichen. Einige Stücke dieser Texte sind in einer ältern, etwas abweichenden Mundart abgefaßt.

Zendavesta, d. h. der heilige Text (Avesta) mit der Auslegung (Zend), ist der jetzige Collectivname der heiligen Bücher, in welchen die Lehren des Zoroaster'schen Glaubens enthalten sind. (S. Zoroaster.) Nachdem schon früher engl. und franz. Reisende und namentlich Th. Hyde in seinem gelehrten Werke «Historia religionis veterum Persarum» (Oxford 1700) über die Religion der Gebern und ihre heiligen Bücher einige Nachrichten gegeben, war es Anquetil-Duperron (s. d.), der während seines Aufenthalts in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geschrieben sind, erlernte, den Z. in der Ursprache 1762 nach Europa brachte und 1771 eine franz. Uebersetzung desselben herausgab. Kleuker ließ hierauf eine deutsche Uebersetzung (3 Bde., Riga 1776—78) erscheinen. Engl. und deutsche Gelehrte erhoben aber Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieser Schriften, woraus vielfache Streitigkeiten entstanden, über die Kleuker in dem «Anhang zum Zendavesta u. s. w.» (2 Bde., Riga 1781—83) ausführlich berichtete. Als Endresultat dieser Streitigkeiten darf man annehmen, daß uns im Z. wirklich Ueberreste einer uralten Cultur Baktriens und der andern nordöstl. Gegenden Persiens erhalten sind, die wol, aus verschiedenen Zeiten stammend, in Ausdrucksweise, Sprache und Inhalt mannichfach voneinander abweichen, aber doch wesentlich in den Grundlehren übereinstimmen. Eine genauere Bestimmung des relativen Alters der Fragmente kann erst die Zukunft sicher lehren. Da der Z. bei der Schwierigkeit der altpers. Schrift wol nur in wenigen geschriebenen Exemplaren zur Zeit der Blüte des alten Persischen Reichs existirte, auch bei dem immer tiefer eindringenden Einfluß griech. Sprache und Sitte unter den Seleuciden und Parthern die Gefahr nahe lag, daß die Gesammtheit der heiligen Literatur dem Untergange entgegengehen müsse, wurden unter den Sassaniden die noch schriftlich oder im Gedächtniß der Priester fortlebenden Fragmente der alten Zendliteratur gesammelt, in 21 Abtheilungen (nosk)

zusammengestellt und mit einem dem Semitischen entlehnten Alphabete niedergeschrieben. Allein auch diese 21 Nosk sind uns nicht vollständig erhalten, sondern nur einzelne Fragmente aus denselben, die von den Parsen (s. d.), die vor der zerstörenden Macht des Mohammedanismus nach Indien flüchteten, gerettet wurden. Diese sind: 1) Yaçna, eine Sammlung von Gebeten und Hymnen an die Gottheiten des Zoroaster'schen Glaubens; 2) Vispered, Anrufungen und Litaneien; 3) Yescht, ebenfalls Hymnen, oft von bedeutendem Umfange; 4) Vendidad, das Gesetzbuch. Vollständige Ausgaben des Originals haben Westergaard (Kopenh. 1852 fg.) und Spiegel (Bd. 1 und 2, Lpz. 1853—58; deutsche Uebersetzung, 3 Bde., 1852—63; Commentar, Bd. 1, 1865) begonnen. Werden die Bücher Yaçna, Vispered und Vendidad zu liturgischen Zwecken in einem Bande zusammengeschrieben, so nennt man diese Sammlung Vendidadsâde. Letztere ist ebenfalls mehrfach herausgegeben worden, von Burnouf (Par. 1829), von einem Parsenpriester (Bombay 1835) und danach von Brockhaus (Lpz. 1850, mit Index und Glossar). Die Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Zendsprache und ihrer Denkmäler sind Burnouf durch den «Commentaire sur le Yaçna» (Par. 1833) und Bopp durch die «Vergleichende Grammatik», an die sich in würdiger Weise anschließen Spiegel (s. d.), Windischmann (s. d.), Haug (s. d.), Justi u. a. Ihr Beispiel hat unter den Parsen selbst ein regeres Studium ihrer heiligen Sprache angeregt und unter anderm eine Ausgabe, Uebersetzung und Commentar in Guzeratisprache der Bücher Yaçna, Vispered und Vendidad, welche Asfandiarji (5 Bde., Bombay 1842—44) gab, hervorgerufen. Im weitern Sinne rechnet man auch einige Werke, in dem ältern pers. Dialekt des Pehlewi verfaßt, zu dem Z., unter denen namentlich das encyklopäd. Werk «Bundehesch» von großem Werthe ist. Dieses Werk ist zum ersten mal herausgegeben, transcribirt, übersetzt und mit Glossar versehen worden von Justi (Lpz. 1868). Andere Werke aus derselben Literaturperiode, z. B. «Minokhired» und das sehr umfangreiche «Din-kerd» sind noch nicht publicirt worden.

Zengg, Senj oder Segnia, eine freie Stadt (Militärcommunität) im kroat.-slawon. Militärgrenzgebiete, liegt am Morlakenkanal des Adriatischen Meeres und am Fuße des Vellebichgebirgs. Der Ort ist Sitz eines kath. Bischofs, hat 2953 E., eine ziemlich große und zierliche Kathedrale, zwei andere Kirchen, drei Kapellen, ein Priesterseminar, ein Obergymnasium, eine Hauptschule, große Salz- und Getreidemagazine, zwei Messen, einen kleinen Freihafen und einigen Handel mit Getreide, Honig, Wachs, Wein, Salz, Taback, Holz, Fischen und Schlachtvieh.

Zenith (arab.) oder Scheitelpunkt heißt derjenige Punkt am Himmel, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Beobachters steht und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Z. Es gibt verschiedene Methoden, das Z. zu finden. So geschieht dies z. B. mit Hülfe des Bleiloths, dessen aufwärts verlängerte Richtung, wenn es frei aufgehangen ist, die Fläche des Himmels im Z. trifft. — Zenithdistanz eines Gestirns heißt derjenige Bogen eines größten Kreises, welcher zwischen dem Z. und jenem Gestirn enthalten ist. Sie macht mit der Höhe des Gestirns zusammen 90° aus. — Der dem Z. diametral entgegengesetzte Punkt der Himmelsfläche heißt Nadir (s. d.).

Zeno, der Eleatiker, aus Elea, einer Colonie in Großgriechenland, gebürtig, gegen 490 v. Chr., war ein Zögling der von Xenophanes gestifteten Eleatischen Schule (s. d.). Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern, besonders von Aristoteles, sind Bruchstücke seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Z. stützte die Lehre von der Möglichkeit nur einer einzigen Substanz durch indirecte Beweise, in denen er zu zeigen bemüht war, daß die Annahme vieler und wechselnder Substanzen, welche untereinander in Bewegung begriffen seien, auf Widersprüche führe. Um dieser von einem großen Scharfsinn zeugenden Beweise willen nannte Aristoteles ihn den Urheber der Dialektik. Man kennt noch vier seiner Beweisgründe gegen die Wirklichkeit der Bewegung. Der berühmteste unter diesen ist der sog. Achilles (s. d.). Uebrigens wird er als ein edler Mann voll Kraft und Vaterlandsliebe geschildert. Als sein Versuch, das von dem Tyrannen Nearchos unterdrückte Elea zu befreien, mislang, stand er alle Martern ruhig aus und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. Der Sage nach wurde er zuletzt in einem Mörser zerstampft.

Zeno, der Stifter des Stoicismus, war aus Citium auf der Insel Cypern gebürtig, ein Zeitgenosse Epikur's und lebte ungefähr von 340—260 v. Chr. Sein Vater, Mnaseas, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Z. geweckt und genährt wurde. Aus Begierde, sich weiter auszubilden, oder, wie einige erzählen, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie und hörte zuerst den Cyniker Krates,

dann aber auch den Megariker Stilpo und die Akademiker Xenokrates und Polemo. Hierauf begründete er um 308 eine eigene Philosophenschule mit der Absicht, die cynische Moral der Sokratiker Antisthenes und Diogenes, deren Anhänger er geworden war, sowol durch eine wissenschaftlichere Ausbildung als eine Verbindung derselben mit Heraklitischer Physik und modificirter Aristotelischer Logik zu veredeln und zu bereichern, jedoch ohne Veränderung ihrer Grundsätze. Auch hatte er bei Stiftung seiner Schule den praktischen Endzweck im Auge, in dieser den Söhnen unbemittelter Volksklassen eine willkommene Gelegenheit zu bieten, sich durch Bildung höher zu heben. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, bekam diese Schule in der Folge den Namen der Stoischen. (S. Stoicismus.) Z. lehrte fast ein halbes Jahrhundert lang unermüdet bis an seinen Tod. Seine Schriften sind verloren gegangen. Seine unmittelbaren Schüler waren Persäus, Aristo aus Chios, Herillus von Karthago und besonders Kleanthes, sein Nachfolger im Lehramt, welchem er darum den Lehrstuhl übertrug, weil er sich, obgleich von geringerm wissenschaftlichen Talent, als der festeste und stärkste Charakter bewährt und zum anschaulichen Musterbilde stoischer Selbstüberwindung und Ausdauer ausgeprägt hatte, ebenso wie Z. selbst dieses zu thun überall bestrebt gewesen war. Denn er sah als den Zweck seiner Philosophie, mehr noch als die Wissenschaft, die Veredlung des Lebens und die Vereinfachung der Sitten an. Sein Ansehen, in welchem er bei dem Könige Antigonus von Macedonien stand, brachte den Atheniensern wesentliche Vortheile. Auch bewiesen ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal setzen ließen mit der Inschrift: «Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich.» Im hohen Alter soll er sein Leben durch Selbstmord geendet und dadurch das Beispiel gegeben haben, dem mehrere Stoiker folgten.

Zeno (Apostolo), ital. Dichter und Literator, geb. 11. Dec. 1668 zu Venedig, machte sich zunächst durch seine Poesien berühmt. Der Erfolg seiner Melodramen war ebenso glänzend als verdient. Von mehrern Seiten wurde ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber zog es vor, in Venedig zu bleiben und unternahm 1710 unter dem Titel «Giornale de' letterati d'Italia» eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. 1715 ging er auf Einladung Kaiser Karl's VI. als Hofdichter nach Wien, wo die persönliche Auszeichnung des Kaisers ihm bald einen angenehmen Aufenthalt bereitete. Der Beifall, den er hier erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdies wurde er auch zum Historiographen ernannt. Diese Aemter verwaltete Z. bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein Alter sie niederlegte und unter Beibehaltung seines Gehalts nach Venedig zurückkehrte. In Venedig lebte er in literarischer Muße, im Besitz einer kostbaren Bücher- und Münzsammlung, und starb daselbst 11. Nov. 1750. Als Dichter hat er sich um die musikalische Poesie verdient gemacht. Namentlich hat er der ital. Oper durch seine Melodramen, zu welchen er große und glänzende Gegenstände wählte, eine regelmäßigere Gestalt gegeben, ein Verdienst, das selbst Metastasio anerkannte. Seine dramatischen Werke, 60 an der Zahl, erschienen zuerst in 10 Bänden (Vened. 1744), dann in 12 (Tur. 1795). Vorzüglicher und von bleibenderm Werthe aber ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. Zu erwähnen sind auf diesem Gebiete insbesondere seine Anmerkungen zu Fontanini's «Biblioteca della eloquenza italiana»; seine «Istorici delle cose veneziane» (10 Bde., Vened. 1718—22); die «Dissertazioni istorico-critiche e litterarie agli istorici italiani» (2 Bde., Vened. 1752—53), sein Hauptwerk, ursprünglich aus kritischen Journalaufsätzen entstanden, noch jetzt von großem Werthe; seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manucci (Aldi); die Beiträge, womit er die Arbeiten Muratori's und anderer förderte; endlich seine «Epistole» (6 Bde., 2. Aufl. 1785).

Zenobia, Königin von Palmyra, eine der merkwürdigsten Frauen der Weltgeschichte, hieß eigentlich Septimia Bath-Zebina (d. i. Septimia, Tochter des Zebina, eines mesopotamischen Häuptlings), gräcisirte aber diesen ihren syrischen Namen in Z., nachdem sie den Odenathus, den Beherrscher von Palmyra, geheirathet. Letzterer hatte sich seit 260 eine fast unabhängige Herrschaft über Syrien angemaßt und das Reich gegen die Perser geschützt, die ohne ihn ganz Asien den Römern entrissen hätten. Seit 263 war er stark genug gewesen, sich vom Kaiser Gallienus als Mitcäsar anerkennen zu lassen, hatte die Perser bis nach Ktesiphon zurückgeworfen und an Gallienus die gefangenen Satrapen gesandt, weshalb letzterer einen Triumph abhielt. Odenathus, den Trebellius Pollio unter den 30 Tyrannen aufführt, starb 267 und anstatt seiner Söhne Herodes, Herennianus und Timolaus (die letztern von der Z.) bestieg Z. selbst den Thron, indem sie den Titel Königin des Orients annahm und sich unabhängig erklärte. Noch in demselben Jahre schlug sie den Feldherrn des Gallienus, den Heroclianus, und breitete während der letzten Regierungsjahre des Gallienus und der Regierung des Claudius ihre Herrschaft bis nach Aegypten

und über einen Theil Kleinasiens aus. Erst als Kaiser Aurelianus die Alemannen und Markomannen gezüchtigt, konnte er 271 gegen die palmyrenische Herrscherin ziehen. Ihre Heere wurden bei Antiochia und unter ihr selbst bei Emesa geschlagen. In Palmyra belagert und durch Hungersnoth getrieben, entfloh sie, wurde aber auf der Flucht aufgegriffen. Die Palmyrener ergaben sich und die Vertrauten der Z., unter diesen der berühmte griech. Rhetor Longinus (s. d.), erlitten den Tod. Die Stadt Palmyra wurde anfänglich verschont, als aber Aurelianus auf dem Rückwege nach Rom die Nachricht von der Ermordung der röm. Besatzung erhielt, kehrte er um und zerstörte die Stadt. Z. verherrlichte 274, mit dem Gallier Tetricus, den Triumphzug des Kaisers, beladen mit Juwelen und in goldenen Fesseln. Seitdem lebte sie auf Landgütern in Tibur. Ihre Töchter wurden mit angesehenen Römern verheirathet; ihr Sohn Vaballath erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien. Z. wird als keusch, geistvoll, griechisch gebildet geschildert, ihre Tapferkeit war bewunderungswürdig, ihre Schönheit soll ganz außergewöhnlich gewesen sein. Sie hatte etwas Adlernase, braunes Haar, sehr große, schwarze Augen und blendend weiße Zähne. Ihr zu Ehren führte Tibur den Namen Z. Calderon hat ihre Geschichte zum Stoffe eines Dramas benutzt. — Eine andere Z. war Gattin des Rhadamistus, Königs von Iberien, der sie, um sie vor den Feinden zu retten, erdolchte und in den Araxes warf. Sie wurde dennoch gerettet (53 n. Chr.). Diese Z. ist die Heldin eines der besten Werke Crébillon's.

Zenodötus, ein berühmter alexandrin. Grammatiker des 3. Jahrh. v. Chr., aus Ephesus gebürtig, war unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus (284—246 v. Chr.) Vorsteher der von diesem gestifteten Bibliothek zu Alexandria und zugleich der erste, der nach den in jener Bibliothek vorhandenen ältern Abschriften der Homerischen Gedichte eine neue Recension besorgte, die freilich bald durch die seines bedeutendern Nachfolgers Aristarchos (s. d.) in Schatten gestellt wurde. Vgl. Pluygers, «De Zenodoti carminum Homericorum editione» (Leyd. 1842); Düntzer, «De Zenodoti studiis Homericis» (Gött. 1848).

Zeolith oder Brausestein heißt eine Gruppe Mineralien von weißer, ins Gelbe, Rothe und Braune oder Graue übergehender Farbe. Dieselben sind meist von geringer Härte und Schwere, thermoelektrisch, bilden mit Säuren Gallerte und schmelzen vor dem Löthrohre schäumend zu einem blasigen weißen oder farblosen Email. Sie bestehen aus Kiesel-, Thon- und Kalkerde, Wasser, zum Theil noch aus Natron oder Kali und finden sich am schönsten in den Blasenräumen der Basalte und Phonolithe, besonders im nördl. Böhmen, auf Island und den Faröer. Statt der Varietäten Blätter-, Strahl-, Nadelzeolith nimmt man jetzt eigene Species an: Stilbit, Desmin, Meotyp u. s. w.

Zephanja, in der Septuaginta Sophonias genannt, ein Sohn des Chust, Enkel des Gedalja und Ururenkel des Hiskia, ist einer der sog. 12 kleinen Propheten, der unter dem Könige Josia um 612 v. Chr. auftrat. Seine kleine, nur drei Kapitel umfassende Schrift enthält zwei Strafreden, die gegen den Götzendienst, falsche Priester und Propheten, wie gegen ungerechte Obrigkeiten gerichtet sind, den Untergang der Feinde Israels, besonders der Assyrer, Philistäer und Moabiter verkündigen und auch die Hoffnung auf bessere Zeiten aussprechen. Die Sprache ist im ganzen rein und fließend, die Darstellung jedoch ohne höhern Schwung.

Zephyr, ein kühler und angenehmer Wind, für Griechenland der Südwestwind, der im Sommer schwüles Wetter, im Frühling warme, den Pflanzen günstige Tage herbeiführt. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte Z. unter die geringen Gottheiten; er war ein Sohn des Äolos, oder des Asträos, und der Eos. Mit der Harpyie Podarge erzeugte er die schnellen Rosse des Achilles, Xanthos und Balios, und mit einer andern den Arion. Verschmäht von Hyakinthos, war er Ursache seines Todes, indem er des Apollo Wurfscheibe nach dessen Kopfe fliegen ließ. Auch gibt man ihm eine der Horen zur Gemahlin. Bei den Römern hieß er Favonius, und unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. Am Denkmale des Andronikos Kyrrhestes zu Athen ist er eigentlich nackt dargestellt, nur mit einem Mantel bekleidet, in dessen Bausche Blumen liegen. Bei deutschen Dichtern kommen nicht nur häufig Z., sondern auch Zephyretten vor.

Zerbst, Kreisstadt im Herzogthum Anhalt, früher Hauptstadt des Fürstenthums Anhalt-Zerbst, 2¾ M. im Nordwesten von Dessau, an der Nuthe in einer fruchtbaren Ebene gelegen, ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Kreisdirection, einer Superintendentur und zählt 11441 E. (3. Dec. 1867), darunter etwa 90 Katholiken und 70 Juden. Das schöne, dicht bei der Stadt gelegene Schloß (1681—1750 erbaut) diente bis 1793 den Fürsten zu Anhalt-Zerbst als Residenz. Außer vier prot. Kirchen besitzt die Stadt eine kath. Kapelle und eine Synagoge. Unter den erstern ist die Nikolaikirche (restaurirt 1827) ein schönes Denkmal der goth. Baukunst des

15. Jahrh. Die Bartholomäikirche, mit roman. Portal und besonderm Glockenthurm, wurde 1215 eingeweiht und 1866 restaurirt. In dem aus dem 12. Jahrh. stammenden, 1480 mit schönen Backsteingiebeln verzierten und 1610 erweiterten Rathhaus befindet sich eine Pergamentbibel von 1541 mit Malereien von Lukas Cranach. Auf dem ansehnlichen Marktplatz mit alten Giebelhäusern stehen eine Rolandsäule seit dem 14. Jahrh. und die sog. Butterjungfer, ein messingenes Standbild auf einer Holzsäule. Anstatt der frühern Wälle führen jetzt Promenaden um die ganze Stadt. Von Unterrichtsanstalten besitzt Z. ein 1582 begründetes Gymnasium (Franciscenm) mit Pädagogium für 66 Pensionäre (in dem um 1250 erbauten goth. Barfüßerkloster); seit 1806 eine höhere Töchterschule, eine obere und untere Bürgerschule, eine Gewerbschule. Das ehemalige Frauenkloster ist jetzt Zuchthaus für ganz Anhalt. Die Stadt hat Fabriken für Gold- und Silberwaaren, Seide, Wachs, Stearin, Seife, Steingut, Chemikalien, Wagen, ferner eine Eisengießerei und viele Bierbrauereien. Letztere liefern ein altberühmtes Product (Zerbster Bitterbier), das vielfach versandt wird. Nicht unbedeutend ist der Gemüsebau. Jährlich werden vier Pferdemärkte gehalten. Seit 1863 ist die Stadt durch eine Zweigbahn (Zerbst-Roßlau) mit der Berlin-Anhalter Bahn verbunden. Z. ist ein sehr alter Ort, der 949 dem Sprengel des brandenburger Bisthums zugewiesen wurde, seit 1197 Eigenthum und Residenz der edeln Herren von Z. aus Alsleben (seit 1253 unter markgräfl. brandenb. Oberlehnsherrlichkeit) war. 1264 kam die Stadt in Besitz der Herren von Barby, 1307 an das Haus Anhalt. Nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, Friedrich August (gest. 3. März 1793), wurden die zerbstischen Lande 28. Dec. 1797 an die drei andern Linien vertheilt, bei welcher Gelegenheit die Stadt Z. an Anhalt-Dessau kam. Der Kreis Z. zählt 35199 E. (1867) und begreift die Städte Lindau, an der Nuthe, mit 850 E., und Roßlau, mit 3091 E., an der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn und der Elbe, mit herzogl. Schloß und verschiedenen Fabriken.

Zerknirschung (contritio) wird die aufrichtige und lebhafte Reue des Menschen über seine Sünden genannt, weil er sich durch das Bewußtsein derselben gleichsam zermalmt und in seinem Innern vernichtet fühlt. Sie entsteht durch die Schrecken des Gewissens, welche die Erkenntniß der Sünde bewirkt, nach prot. Ansicht ohne eigenes Verdienst des Reuigen zufolge einer göttlichen Einwirkung, nach katholischer als Handlung des freien Willens, die ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Sie und der Glaube sind nach der prot. Kirchenlehre die wesentlichen Theile der Buße (s. d.).

Zersetzung, chemische Trennung oder Scheidung heißt das chem. Verfahren, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, durch welche eine chemische Z. hervorgebracht wird, sind theils die bloße Berührung eines zusammengesetzten Stoffes mit andern in chem. Verwandtschaften auftretenden Stoffen, theils die Abänderung der chem. Verwandtschaft zweier verbundenen Stoffe durch Temperaturänderung, Lichtwirkung, elektrische Ströme u. s. w.

Zertheilende Mittel sind diejenigen, welche widernatürliche Anhäufungen von Blut (innerhalb und außerhalb der Gefäße) oder Krankheitsproducte (Exsudate, Eiter) zu heben vermögen. Insofern können ebenso wol die entzündungswidrigen (antiphlogistischen) wie die Aufsaugung und Eiterung befördernden Mittel zertheilende genannt werden. Gewöhnlich versteht man aber diejenigen äußerlich anzuwendenden Mittel darunter, welche Entzündungsproducte zur Resorption bringen sollen, wie feuchtwarme Umschläge, graue Quecksilbersalbe, Jod, Pflaster u. s. w.

Zesen (Philipp von) oder, wie er sich selbst schrieb, Filip Zese (lat. Caesius), auch Zesen von Fürstenau, soll eigentlich den Familiennamen Blau gehabt haben und wurde 8. Oct. 1619 zu Priorau, einem damals kursächs. Dorfe unweit Dessau, geboren. Er studirte zu Halle, Wittenberg, wo er Magister wurde, und zu Leipzig und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Obgleich ohne öffentliches Amt, stand er doch in großem Ansehen, wurde kaiserl. Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in der Folge geadelt und zum Rath ernannt. Nach vielen Reisen in Deutschland und Holland ließ er sich zu Hamburg nieder, wo er 13. Nov. 1689 starb. Sein Hauptbestreben war auf die Vervollkommnung und Reinigung der Muttersprache gerichtet. Zu diesem Zwecke hatte er schon 1643 zu Hamburg die Deutschgesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden gestiftet, in welchem er den Namen des Färtigen (Fertigen) führte. In der Fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Wohlsetzende. Weder Talent noch Kenntnisse sind ihm abzusprechen; aber sein übertriebener Eifer, alles Fremdartige aus der deutschen Sprache zu verdrängen und statt dessen eine Menge unnöthiger Neuerungen ohne Geschmack und Kritik in dieselbe einzuführen, hat ihm Tadel und Spott zugezogen. So ging er in der consequenten Durchführung des orthogr. Grundsatzes, daß man schreiben müsse,

wie man spreche, zu weit. Ebenso wenig war er in der Einführung neugebildeter deutscher Wörter an die Stelle der verworfenen Fremdformen glücklich, und überall trieb ihn sein schwärmerischer Eifer über die Grenzen des Zeitgemäßen und Erlaubten hinaus. So gab er z. B. den griech. und röm. Gottheiten deutsche Namen und nannte die Minerva Klugin, die Venus Lustin und den Vulcan Glutfang. Einige von ihm eingeführte deutsche Wörter sind indeß geblieben, und trotz jener Uebertreibungen hat er unstreitig manches Gute für die Sprache gewirkt. Die Zahl der von ihm herausgegebenen poetischen, kritischen, satirischen und moralischen Werke beträgt über 70; mehr als 40 hat er unvollendet hinterlassen. Eins der bessern seiner Gedichte, das zugleich einen Theil seiner Lebensgeschichte erzählt, ist «Priorau, oder das Lob des Vaterlandes» (Amsterd. 1680). Außerdem hat er einige gute Lieder gedichtet. Eine Auswahl seiner Poesien gibt Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1837). Die Einführung der breiten und prunkvollen Heldenromane in der Weise der Scudéry ist ihm keineswegs als Verdienst anzurechnen. Dagegen war sein «Hochdeutscher Helicon» (zuerst 1640), eine Anleitung zur Poesie und Metrik, für jene Zeit nicht ohne Werth. Von seinen sprachwissenschaftlichen Werken sind die merkwürdigsten die «Hochdeutsche Sprachübung» (Hamb. 1643) und der «Rosenmond, d. i. in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen».

Zetergeschrei oder Gerüfft hieß im Mittelalter das Geschrei, welches man erhob, sobald ein Uebelthäter auf frischer (handhafter) That betreten ward, um dadurch seine Mitverfolgung durch die Gemeinde (Nacheile) zu veranlassen und mittels der so gewonnenen Zeugen und Beweisstücke das Verbrechen greifbar vor Gericht zu bringen. Wer den Ruf erhoben, hatte damit ein höchst summarisches Verfahren eingeleitet und durfte, wenn der Verfolgte noch an demselben Tage erlangt wurde (wenn die That nicht übernächtig geworden war), von der Anklage nicht zurücktreten. Nach dem Uebergreifen des Inquisitionsprocesses erhielt sich die Erinnerung an den alten Gebrauch noch in dem Weherufen von seiten der Beisitzer des hochnothpeinlichen Gerichts (s. Halsgericht), wenn der Stab über zum Tode Verurtheilte gebrochen ward.

Zettelbanken, s. Banken.

Zetterstedt (Joh. Wilh.), schwed. Naturforscher, wurde 20. Mai 1785 auf einem Landgute in der Landschaft Östergotland geboren, wo sein Vater Landmesser war. Schon früh entwickelte sich in ihm eine große Neigung für das Studium der Naturwissenschaften und besonders der Botanik, das er auf dem Gymnasium in Linköping mit Eifer fortsetzte. 1805 bezog er die Universität zu Lund, 1808 wurde er Doctor der Philosophie, 1810 Docent der Botanik und 1812 Adjunct in der Naturgeschichte. Bisher war die Botanik sein Lieblingsstudium gewesen. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und dem Entomologen Fallén bewirkte aber, daß er sich als Zoolog vorzugsweise dem Studium der Insekten zuwendete. 1811 und 1817 machte er eine Reise nach Öland und 1819 und 1841 nach der Insel Gotland. 1821 trat er mit Fries eine Reise zu Schwedens und Norwegens nördlichsten Landmarken an, die sich bis nahe ans Nordcap erstreckte, und deren Resultate er später veröffentlichte. Eine andere Reise unternahm er im Auftrage der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Stockholm 1832 zu entomolog. Zwecken durch Schwedens mittlere Lappmarken, über die ebenfalls ein Bericht durch den Druck veröffentlicht wurde. Auf derselben begleitete ihn der Entomolog Dahlbom, mit dem er auch im Mai 1840 eine Reise in den südl. Theil Lapplands (Jemtland) machte. Erst gegen Ende 1839 wurde er Professor der Botanik und Oekonomie zu Lund, wo er 1846—47 das Rectorat bekleidete. Zu seinen bedeutendsten Schriften gehören: «De plantis cibariis Romanorum» (Lund 1808); «Dissertatio de foecundatione plantarum» (3 Bde., Lund 1810—12); «Orthoptera Sueciae» (Lund 1821); «Fauna insectorum Lapponica» (Bd. 1, Hamm 1828); «Monographia scatophagarum Scandinaviae» (Par. 1835); «Insecta Lapponica» (Heft 1—6, Lpz. 1838—40); «Diptera Scandinaviae» (Bd. 1—14, Lund 1842—60), für welches Werk ihn die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm mit der großen Linné'schen Medaille belohnte. Seit 1853 lebt Z. im Ruhestande.

Zeugdruckerei nennt man den Industriezweig, welcher sich damit beschäftigt, Zeuge nach dem Weben mit farbigen Mustern zu versehen. Man unterscheidet Leinendruckerei, von geringem Umfange, Baumwolldruckerei, der bedeutendste und häufig allein unter dem Namen Z. verstandene Zweig, Wolldruckerei, für ganz- und halbwollene Musseline von großer Bedeutung, sonst nur für Tischdecken u. dgl., und Seidendruckerei, besonders in Frankreich. Die Z. ist theils echte, theils unechte, sog. Applications- oder Tafeldruckerei. Die echte Druckerei steht in nothwendiger Verbindung mit der Färberei, auf deren Principien sie sich gründet. (S. Fär-

berei.) Indem man nämlich nicht das ganze Zeug beizt, sondern die Beize mit einer Form aufdruckt und dann das Zeug ausfärbt, oder indem man mit der Form Stoffe (Reservagen) aufdruckt, welche die Annahme des Farbestoffs oder der Beize verhindern, und dann ausfärbt, oder endlich, indem man das Zeug färbt und dann mit Substanzen (Aetzbeizen) bedruckt, welche die Farbe wieder zerstören, erzeugt man zunächst echtfarbige Muster auf weißem Grunde oder weiße Muster auf echtfarbigem Grunde. Die weißen Stellen können dann auch noch mit echten Farben versehen oder unecht bedruckt werden. Bei mehrfarbigen echten Mustern ist es nicht leicht, die Disposition so zu treffen, daß jede nachfolgende Operation den Erfolg der vorhergehenden nicht stört. Zwischen jeder Operation muß der Stoff gut getrocknet und dadurch Beize oder Farbe gehörig fixirt sein. Dadurch entsteht ein Zeitverlust und die Einrichtung der Trockenapparate ist daher sehr wichtig für den Zeugdruck. Trockenhäuser, in denen die Zeuge der ganzen Länge nach aufgehängt, und welche im Winter durch Oefen oder Dampf geheizt werden, genügen allein nicht, und man hat daher theils geschlossene, geheizte Räume (hotflues), durch welche die Zeuge, vielfach über Walzen hin- und hergeschlungen, rasch hindurchgeführt werden, oder man führt die Zeuge über mit Dampf geheizte hohle Walzen. So gelingt es, die Zeuge in wenigen Minuten zu trocknen; aber nicht alle Farben vertragen eine solche Behandlung. Einfacher ist der unechte oder Tafeldruck. Hier werden die Farben, ohne Rücksicht auf wirkliche chem. Verbindung mit der Faser, ohne vorherige Beizung, nur mit Gummi oder ähnlichen Mitteln angemessen verdickt, damit sie nicht fließen, auf das Zeug aufgedruckt und nur durch Trocknen, nach Befinden auch durch Behandlung mit Wasserdampf (Dampffarben) fixirt. In der Mannichfaltigkeit der Farben ist man dabei natürlich ganz unbeschränkt. In mechan. Beziehung unterscheidet man Handdruck oder Modelldruck und Maschinendruck. Beim Handdruck bedient man sich erhaben geschnittener Holzmodelle (Blockformen), an denen wol auch einzelne Theile von Messing eingesetzt werden. Das Zeug wird auf einer Unterlage von Wolltuch auf dem Drucktisch ausgebreitet und nun die Farbe, welche man durch Aufsetzen auf eine Fläche (das Chassis), die durch den Streichknaben mittels Bürsten immer mit Farbe bedeckt gehalten wird, auf die Form überträgt, durch successives Aufsetzen der Form mit der Hand und einem Schlag auf die Rückseite (Abschlagen) auf den Stoff übertragen. Stifte an der Form sichern dabei das richtige An- und Ineinanderpassen (Rapportiren) der Theile des Musters. Der Handdruck, von geschickten Arbeitern ausgeführt, erlaubt immer noch manches, was durch Maschinen weniger gut gelingt, und ist daher noch nicht für alle Arten des Drucks durch die mehrleistenden Maschinen verdrängt. Der Maschinendruck ist theils Plattendruck, mit vertieft gravirten Platten (jetzt nur wenig mehr in Gebrauch), theils Walzendruck, mit gravirten Walzen, theils Perrotinendruck, mit erhabenen Blockformen. Beim Walzendruck wird das Muster auf den Umfang kupferner oder messingener Walzen gravirt, wobei man sich für kleine wiederkehrende Theile des Musters mechan. Hülfsmittel, des Molettir- und Guillochirstuhls, bedient. Diese Walzen empfangen ihre Farbe durch Farbewalzen, welche ähnlich wie die Schwärzapparate der Buchdruck-Schnellpressen angeordnet sind, werden durch Streichapparate von überflüssiger Farbe befreit und übertragen dann die im gravirten Muster hängen gebliebene Farbe continuirlich auf das über Walzen sich bewegende Zeug. Man hat jetzt Walzendruckmaschinen für zwei bis fünf Farben, welche durch ebenso viele Walzen während einmaligen Durchgangs des Zeugs aufgedruckt werden. Die Perrotine, nach dem Erfinder Perrot in Rouen genannt, ahmt die Wirkung des Handdrucks nach, indem die erhabenen Blockformen ganz in ähnlicher Weise wie dort mit Farbe versehen und auf den Stoff, der schrittweise sich fortbewegt und der Reihe nach auf diese Art alle Farben empfängt, welche das Muster erheischt, übertragen werden. Jede dieser Druckarten hat ihr besonderes Feld, und es kommen Muster vor, an denen eine Farbe mit der Walze, eine andere mit der Hand gedruckt wird, ja zu deren Vollendung man alle drei Arten des Drucks nacheinander anwendet. In der richtigen Wahl des für die Erzeugung jeder Art von Muster geeigneten Mittels liegt ein großer Theil der Geschicklichkeit des Dirigenten einer Druckerei. Eine Z. bedarf zu ihrem Gedeihen erstens tüchtiger mechan. Hülfsmittel, in welchem Felde jetzt stete Fortschritte gemacht werden, und eines guten Mechanikers; zweitens eines tüchtigen Coloristen, d. h. eines die Farbenchemie vollkommen verstehenden Chemikers; drittens endlich guter, geschmackvoll erfundener und tüchtig ausgeführter Muster, wozu man künstlerisch gebildete Zeichner und tüchtige Graveurs und Formenschneider haben muß. In Großbritannien zeichnen sich die schott. Druckereien vor allen andern aus. In Frankreich hat Rouen für unechten, Mühlhausen für echten Druck das meiste geleistet, und in dieser Branche der Industrie, wo geschmackvolle Erfindung die Hauptsache ist, wird Frankreich noch

für lange Zeit der Tonangeber bleiben. In Deutschland blüht der Zeugdruck besonders in Sachsen, in Berlin, Elberfeld, Barmen, Augsburg u. s. w. Der deutsche Druck hat sich, was die Mittel der Ausführung betrifft, keines Vergleichs zu schämen. In den Mustern hängt er, wie auch England, immer noch von Frankreich ab, und unsere besten Muster sind häufig Copien oder doch Nachahmungen französischer. Nur durch Verfolgung des Wegs echt künstlerischer, besonders auf Auffassung und Benutzung aller in der Natur gegebenen Motive für Muster basirter Ausbildung von Musterzeichnern in Musterzeichenschulen, die man an Orten anlegen muß, nicht wo die Druckereien sind, sondern wo großstädtisches Leben, reiche Kunstschätze u. s. w. der Phantasie stets Nahrung und Vorbilder geben, kann es gelingen, uns in dieser Beziehung zu emancipiren. Vgl. Persoz, «Traité théorétique et pratique de l'impression des tissus» (4 Bde., Par. 1846). Die deutsche Literatur dieses Fachs ist sehr zahlreich; doch kommt kein Werk an Originalität, Gründlichkeit und Umfang dem genannten französischen gleich.

Zeuge (testis) nennt man eine Person, welche einen Vorgang, dem sie selbst beigewohnt, zur Ausschließung erhobener Zweifel nachgehends bestätigt (Beweiszeuge), oder deren Gegenwart bei bestimmten Rechtsacten, wie z. B. Testamenten, notariellen Feststellungen, vorher erbeten wird, um dadurch der Wichtigkeit, die man der Sache beilegt, einen Ausdruck zu geben (Solennitätszeuge). Da die zur Rechtspflege erforderliche Gewißheit ohne Z. vielfach nicht erlangt werden könnte, so ist im allgemeinen jeder zur eidlichen Aussage über seine Wahrnehmungen sowol in Civil- als in Criminalsachen gehalten, außer wenn er dadurch anerkannte Pflichten gegen sich selbst oder andere verletzen müßte. Daher läßt sich ablehnen das Zeugniß zu eigenem Nachtheile oder gegen nahe Angehörige, desgleichen das Zeugniß über das, was einem Geistlichen im Beichtstuhle oder Anwälten und Vertheidigern innerhalb dieses Verhältnisses anvertraut ist. Bezügliche Weigerungen führen möglicherweise einen Incidentstreit herbei, in welchem der Z. rechtliches Gehör und Erkenntniß auch in höherer Instanz verlangen kann. Zeugenaussagen sind nur zur Bewahrheitung solcher Thatsachen geeignet, die sich äußerlich wahrnehmen lassen, und zu deren Beurtheilung keine besondere Sachkenntniß erforderlich ist, sondern schon die gemeine Erfahrung hinreicht. Um einen Beweis zu liefern, muß der Z. die nöthige sinnliche und geistige Auffassungsfähigkeit besitzen und die Vermuthung, daß er der Wahrheit die Ehre geben wolle, für sich haben. Wahnsinnige, Unmündige, Meineidige, Ehrlose sind überall, Taube als Ohren-, Blinde als Augenzeugen ausgeschlossen (unfähig, testes inhabiles). An dem Ausgange des Processes materiell Betheiligte, Aeltern oder Abkömmlinge des Beweisführers, Todfeinde seines Gegners und durch Bewilligung von Vortheilen zu einer günstigen Aussage angestellte Personen werden wenigstens in der betreffenden Sache nicht als Z. zugelassen. Die Beweiskraft der Zeugnisse richtet sich danach, ob die als fähig angesehenen Personen «classische» Z. oder «verdächtig» sind, d. h. ob ihre Unbefangenheit und Unparteilichkeit zweifellos ist oder nicht. So wird das Gewicht der Aussage z. B. durch Verwandtschaft oder Verschwägerung, nahe Freundschaft mit dem Beweisführer, Abhängigkeit von demselben, besonders infolge eines Dienstverhältnisses, Verfeindung mit dem Gegner u. s. w. mehr oder minder beeinträchtigt. Zwei classische, die zweifelhafte Thatsache bestätigende Z. liefern nach gemeinem Rechte einen vollen Beweis, vorausgesetzt, daß ihr Zeugniß durch keinen Gegenbeweis aufgehoben oder entkräftet wird. In Eid und Pflicht stehende Personen können amtliche Wahrnehmungen schon durch ihr alleiniges Zeugniß in Gewißheit setzen, und in geringfügigen Sachen hat die beschworene Aussage auch blos einer unverdächtigen Privatperson dieselbe Wirkung. Unzulängliche Zeugnisse haben nur in Verbindung mit andern bestätigenden Beweisgründen das gleiche Gewicht.

Zeughaus bezeichnet ein Gebäude, in welchem Waffen aller Art, Trophäen u. s. w. aufbewahrt werden, namentlich Geschütze in den untern, Handfeuerwaffen und Seitengewehre in den obern Räumen, aber kein Pulver und keine Munition, für welche die Magazine bestimmt sind. Wenn mit dem Z. auch Werkstätten in Verbindung stehen, so erhält das Ganze den Namen Arsenal (s. d.). Das Verwaltungspersonal jener Vorräthe besteht aus Zeugoffizieren, auch Zeugmeister genannt, Zeugschreibern, Zeugwärtern und Zeugdienern.

Zeugma (griech.), eigentlich Verbindung, heißt eine grammatische Figur, nach welcher ein einziges Prädicat, besonders ein Verbum, auf mehrere Subjecte in der Construction bezogen wird, welches strenggenommen nur zu einem derselben paßt. Der vermißte Begriff muß jedoch immer von der Art sein, daß er durch das eine Prädicat hinlänglich angedeutet wird und leicht ergänzt werden kann, wie z. B. in dem Satze: «Einige behaupten, er sei durch Schiffbruch, andere, er sei durch seine eigenen Sklaven getödtet worden», wo im ersten Gliede ein entsprechendes Verbum, wie «umkommen», leicht hinzugedacht wird. Ebenso wenig auffällig ist ein anderes

Beispiel aus der Bibelübersetzung Luther's: «Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren (nämlich hören) auf ihr Schreien».

Zeugung. Allen organischen Körpern (Pflanzen und Thieren) ist eine gewisse Dauer ihres Daseins gegeben; allen sind bestimmte Grenzen der Lebensdauer gesetzt, engere oder weitere, die sie nicht überschreiten können; die Vergänglichkeit ist ein gemeinsames Schicksal aller. Bald drängt sich das Leben derselben in den Zeitraum weniger Stunden und Tage zusammen, bald dehnt es sich über eine Reihe von Jahrzehnten, selbst über Jahrhunderte aus. Aber stets erfüllt sich das endliche Schicksal (das Sterben, der Tod) mit gleicher Gewißheit. Bestehen nun auch organische Körper selbst nur eine kurze Zeit, so besitzen die meisten doch die Fähigkeit, ihrem eigenen Organismus ähnliche Organismen zu erzeugen (sich fortzupflanzen) und dadurch fortwährend die Erde mit ihresgleichen zu bevölkern. Wir sehen nämlich, daß in den einzelnen Geschöpfen gewisse körperliche Bestandtheile sich absondern und unter günstigen äußern Umständen allmählich zu Geschöpfen derselben Art sich entwickeln. Diese Fortpflanzungsfähigkeit der Organismen ist aber an eine bestimmte Zeit ihres Daseins geknüpft (d. i. die Zeit der Reife) und sehr ungleich über die einzelnen Arten vertheilt. Es gibt Geschöpfe, die in wenigen Tagen und Wochen eine ungeheuere Nachkommenschaft hervorbringen, und andere, die zur Erzeugung eines einzigen Sprößlings eines Zeitraums von mehrern Monaten und Jahren bedürfen. Während der Elefant in drei bis vier Jahren nur ein einziges Junges gebiert, hat man die Nachkommenschaft eines trächtigen Kaninchens in derselben Zeit auf mehr als eine Million berechnet. Die Nachkommen einer Blattlaus betragen nach einigen Wochen schon mehrere tausend Millionen und die einer Vorticelle sogar nach vier Tagen 140 Billionen. Soweit unsere Beobachtung reicht, ist die Neubildung der einzelnen Geschöpfe stets an die Existenz schon bestehender Lebensformen geknüpft. Ob eine Urzeugung (generatio aequivoca), d. i. Entstehung von Organismen niederer Art aus formlosem, organischem Stoffe stattfinden könne, ist eine auch heute noch ungelöste Frage, die in neuerer Zeit besonders in Frankreich lebhaft verhandelt wurde, indem Joly und Pouchet dieselbe bejahten, Pasteur dagegen verneinte. Beide Parteien suchten ihre Behauptungen durch Experimente und Beobachtungen mit dem Mikroskope zu belegen. Es hängt diese Frage innig mit derjenigen über den ersten Ursprung der organischen Wesen auf unserm Erdballe zusammen, der jetzt von manchen in den Körpern gesucht wird, welche den Weltenraum erfüllen, und unter welchen, nach dieser Meinung, sich auch organische Keime befinden müssen.

Mag man auch zugeben, daß die Luft mit organischen Keimen erfüllt ist (Keimkörnern von Pilzen, Infusorien u. s. w.), die auf günstigem Boden und unter günstigen Umständen sich entwickeln, so muß doch die Lösung der Frage, ob auch solche Organismen ohne vorgängige Einsaat aus organischem, formlosem Stoffe sich entwickeln können, der Zukunft überlassen bleiben. Die Aelternzeugung, d. h. die Fortpflanzung organischer Wesen, die hier allein in Betracht kommt, geschieht stets durch Theile des ursprünglichen Organismus, die sich in besonderer Weise ausbilden, und beruht zuletzt auf der Vermehrung der letzten Elemente, welche den Organismus zusammensetzen, nämlich der Zellen (s. d.). Die Unterschiede, welche in der Z. selbst auftreten, sind wesentlich bedingt durch das Verhältniß der zur Bildung neuer Individuen bestimmten Zellen zum Organismus, je nachdem sie sich als solche ablösen, oder nach geschehener Fortbildung noch mit demselben zusammenhängen. Letztern Vorgang kann man mit dem allgemeinen Namen der Knospen- oder Sprossenbildung bezeichnen. Die Fähigkeit, sich zu neuen Individuen umzubilden, wohnt bald allen Zellen und Zellengruppen des Organismus bei, bald ist sie nur auf bestimmte Regionen oder Organe beschränkt. Bei einzelligen Pflanzen und Thieren geschieht die Vermehrung in derselben Weise wie bei den organischen Zellen überhaupt. Bei mehrzelligen Organismen vermehren sich gewisse Zellen in bestimmter Richtung, dehnen sich aus, wachsen, bilden eine Hervorragung bald nach innen, bald nach außen, die nach und nach die Gestalt des Organismus annimmt. Bei den meisten Pflanzen bleibt die so gebildete Knospe mit dem Organismus vereinigt oder trennt sich nur durch zufällige Umstände. Da aber die Knospe schon ein Individuum ist, so kann die Pflanze auf diese Weise vermehrt werden, indem die Knospe in günstige Verhältnisse gebracht wird, wo sie sich weiter zu entwickeln vermag. Das Pfropfen und Oculiren sowie das Bilden von Ablegern ist nichts anderes als die Uebertragung losgelöster Knospen auf einen Boden, der die Entwickelung der Knospe zum Individuum gestattet. Bei den Thieren können die Knospen bald innerlich, bald äußerlich sein, innerlich z. B. bei den sog. Ammen der Eingeweidewürmer, äußerlich bei Polypen, Moosthieren u. s. w. Gewöhnlich lösen sich die thierischen Knospen zu einer bestimmten Zeit der Entwickelung los und werden dann freie, selbständige Thiere (Medusen, Hydra). Sobald sie aber mit dem erzeugenden Organismus in

Verband bleiben, so bilden die Vereinigungen solcher, oft verschiedenartig, oft gleichartig gebildeter Knospen einen zusammengesetzten Thierstock. So sind bei den Korallenstöcken die Knospen meist gleichartig, bei den Schwimmpolypen aber verschiedenartig, indem Bewegungs-, Verdauungs- und Geschlechtsknospen sich in verschiedener Weise ausbilden. Die als Zellen losgelösten Fortpflanzungstheile nennt man bei den Pflanzen Keimkörner, Keimzellen, Sporen, bei den Thieren Eier. Es werden dieselben stets in eigenen Organen (Sporangien, Ovarien, Eierstöcke) gebildet. Hinsichtlich ihrer Entwickelung aber können wieder zwei verschiedene Verhältnisse platzgreifen, indem sie entweder selbständig sich zu Organismen weiter entwickeln, z. B. bei den Blattläusen, verschiedenen Pilzen (s. Parthenogenesis), oder indem es zu ihrer Fortentwickelung der Befruchtung bedarf, welche durch einen besondern Zeugungsstoff (Samen, Blütenstaub, Pollen) geschieht.

Die geschlechtliche Fortpflanzung, Z. durch Befruchtung, diese mehr complicirte Entstehungsweise von Organismen, ist die verbreitetste, kommt beim Menschen und höhern Thieren vor, tritt aber auch bei vielen solchen thierischen und pflanzlichen Organismen auf, die sich durch Theilung und Sprossenbildung vermehren können. (S. Ammenzeugung und Generationswechsel.) Sie kommt dadurch zu Stande, daß durch die wechselseitige Einwirkung (Befruchtung) zweier Zeugungsmittel (Geschlechtsproducte), eines männlichen (Samens) und eines weiblichen (Eies), der Keim (befruchtetes Ei) die Fähigkeit erhält, sich zum neuen Individuum zu entwickeln. Samen und Ei werden immer in besondern Organen (Geschlechtsorganen) gebildet, doch können beide Organe zugleich in einem Individuum (Hermaphroditen, Zwitter, Monöcisten) sich vorfinden (vorzugsweise bei den Pflanzen) oder auf zwei Individuen (Mann und Weib, Diöcisten) vertheilt sein (besonders bei den Thieren). Im erstern Falle kann sonach die geschlechtliche Z. so gut wie die Knospenbildung und Theilung von einem einzigen Individuum geschehen. Die hermaphroditischen Thiere befruchten sich entweder gegenseitig oder sie befruchten sich selbst. Das erstere kann zu gleicher Zeit oder nacheinander geschehen, beim letztern findet entweder nur Zutritt des Samens zu den Eiern im Innern des Thiers statt, oder es kommt eine sichtbare Selbstbegattung zu Stande (bei Bandwürmern). Dagegen kann die Befruchtung des Eies durch den Samen bei getrennten Geschlechtern entweder innerhalb des weiblichen Organismus durch Vermischung der Geschlechter (Begattung) zu Stande kommen, oder auch, indem außerhalb des Organismus der Samen mit den isolirten Eiern in Verbindung gebracht wird (wie bei der künstlichen Befruchtung der Fischeier). Es müssen, mit Ausnahme einzelner Fälle, stets Samen und Eier in materielle Verbindung miteinander gebracht werden, wenn ersterer die letztern entwickelungsfähig machen soll. Welche Veränderungen aber durch die Einwirkung des Samens auf das Ei im letztern zu Stande kommen, wissen wir nicht. Die geschlechtliche Z. pflanzt weit weniger sicher als die Z. durch Theilung und Knospen die Eigenschaften des Individuums fort; nur die Gattung und Species wird durch die geschlechtliche Z. sicher fortgepflanzt. Daher auch die Fortpflanzung durch Setzlinge und Pfropfreiser stets vorzuziehen ist, wo man alle Eigenschaften des Mutterstammes in dem neuen Individuum wieder erhalten will.

Bei den Pflanzen sind die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane bald in denselben Blüten vereinigt, bald in verschiedenen Blüten auf demselben Stamme (Monöcisten); bald finden sich die verschiedenen Geschlechter auf verschiedenen Stämmen (Diöcisten); das erstere ist der häufigere, das letztere der seltenere Fall. Bei den Thieren zeigen Insekten, Spinnen, Krustenthiere und alle Wirbelthiere nur selten Spuren von natürlicher Zwitterbildung (Hermaphroditismus), während bei den übrigen Thieren nicht selten bald hermaphroditische Ordnungen, bald Ordnungen mit getrennten Geschlechtern, ja in einer und derselben Ordnung Familien der einen und andern Art nebeneinander vorkommen. Die Individuen bei getrennten Geschlechtern sind entweder Männchen oder Weibchen oder Geschlechtslose durch Verkümmerung der weiblichen Organe (wie die Arbeitsbienen). Das männliche Zeugungsmittel ist der Samen, welcher erst zur Zeit der Geschlechtsreife (bei einigen Thieren nur in der Brunftzeit) und dann befruchtend wirkt, wenn sich in ihm die sog. Samenthierchen mit ihrer großen Beweglichkeit entwickeln. Diese mikroskopischen Spermatozoen sind Zellen mit Fäden und werden deshalb richtiger Samenzellen oder Samenfäden und Samenkörperchen (bei den Pflanzen Pollenfäden) genannt. Sie sind bei verschiedenen Geschöpfen von verschiedener Größe und Form. Im allgemeinen lassen sich folgende Hauptformen unterscheiden: Spermatozoiden mit länglichem Körper und langem Schwanzfaden (bei dem Menschen und den meisten Säugethieren); mit birnförmigem Körper und Schwanzfaden (bei vielen Säugethieren); mit walzenförmigem Körper und Schwanzfaden (bei mehrern Vögeln, Amphibien und Fischen); mit schraubenförmig gedrehtem Körper und Schwanzfaden (bei Singvögeln und Haifischen); mit haarförmigem Körper (bei vielen Mollusken, In-

des Comitats ist gebirgig, der mittlere ein langes, breites Thal, der untere eine geräumige Ebene. Berühmt ist das Tokayer Weingebirge oder die Hegyallja (s. d.). Producte sind Getreide, Flachs, Hanf, Taback, Melonen, Obst, vorzüglicher Wein, Hornvieh, Schafe, Schweine, Honig. Im Gebirge fehlt es nicht an Wildpret; auch finden sich daselbst noch Bären und Wölfe. Die Theiß und andere Flüsse liefern Fische in Menge. Die Bewohner sind Mayaren, Ruthenen und Slowaken. Das Comitat ist nach dem Schlosse Z. oder Zemplèn in dem gleichnamigen, am Bodrog gelegenen kleinen Marktflecken benannt und zerfällt in sechs Bezirke. Der Hauptort ist Ujhely oder Sator-Allya-Ujhely, ein Marktflecken am Bodrog und in der Hegyallja, mit 6500 E., einem Piaristencollegium und Gymnasium, einem Denkmal der 1809 bei Raab gefallenen adelichen Insurgenten, einem Granitsteinbruch, Ackerbau und trefflichem Weinbau. Außer dem berühmten Tokay (s. d.) sind noch bemerkenswerthe Marktflecken Nagy-Sáros-Patak, rechts am Bodrog, mit einem sehr besuchten reform. Collegium, das eine Bibliothek von 25000 Bänden und eine Mineraliensammlung besitzt, und 3782 E., die Tuch verfertigen und Wein bauen; Tarczal, an der westl. Abdachung der Hegyallja, mit 2460 E., ergiebigem Feld- und Obstbau, besonders aber berühmt durch den hier gewonnenen edelsten Tokayerwein und den für den Hof hier bereiteten Ausbruch; Tállya, mit 4002 E., gutem Weinbau und Jahrmärkten, unter denen der im Herbste abgehaltene wegen der außerordentlichen Menge der zum Verkauf gebrachten Weinfässer bekannt ist.

Zend nannte man bisher gewöhnlich die Sprache, in welcher die heiligen Bücher der alten Perser, das Zendavesta (s. d.), geschrieben sind. Diese Sprache hatte ihre Heimat in den nordöstl. Theilen Persiens, insbesondere in der Landschaft Baktrien, weshalb sie von neuern Sprachforschern (Spiegel und andern) richtiger mit dem Namen der altbaktrischen Sprache bezeichnet wird. Das Z. bildet das älteste bekannte Glied des iranischen Zweiges des indogerman. Sprachstamms und steht noch in einem verhältnißmäßig sehr nahen Verwandtschaftsverhältniß zu dem ältesten Sanskrit, wie dieses in den Veden vorliegt. Unter den übrigen iranischen Sprachen steht dem Z. das Altpersische am nächsten, soweit man dieses aus den Keilinschriften der Achämeniden kennt. Geschrieben wird das Z. mit einer eigenen Schrift, welche semitischen (altaramäischen) Ursprungs ist. Erst in neuerer Zeit ist es, nach dem Vorgange des Dänen Rask und des Franzosen Burnouf, vorzugsweise den Bemühungen deutscher Gelehrter, wie Bopp's, Olshausen's, Lassen's, Windischmann's, Brockhaus', Benfey's, vor allem aber den Forschungen Spiegel's («Grammatik», Lpz. 1866), Haug's und Justi's («Handbuch der Zendsprache», Lpz. 1864) gelungen, mittels Vergleichung einestheils mit dem Altindischen, anderntheils auch mit den neuern pers. Dialekten in das grammatische und lexikalische Verständniß der Sprache einzudringen und die Uebertragung und Erklärung der Zendtexte zu ermöglichen. Einige Stücke dieser Texte sind in einer ältern, etwas abweichenden Mundart abgefaßt.

Zendavesta, d. h. der heilige Text (Avesta) mit der Auslegung (Zend), ist der jetzige Collectivname der heiligen Bücher, in welchen die Lehren des Zoroaster'schen Glaubens enthalten sind. (S. Zoroaster.) Nachdem schon früher engl. und franz. Reisende und namentlich Th. Hyde in seinem gelehrten Werke «Historia religionis veterum Persarum» (Oxford 1700) über die Religion der Gebern und ihre heiligen Bücher einige Nachrichten gegeben, war es Anquetil-Duperron (s. d.), der während seines Aufenthalts in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geschrieben sind, erlernte, den Z. in der Ursprache 1762 nach Europa brachte und 1771 eine franz. Uebersetzung desselben herausgab. Kleuker ließ hierauf eine deutsche Uebersetzung (3 Bde., Riga 1776—78) erscheinen. Engl. und deutsche Gelehrte erhoben aber Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieser Schriften, woraus vielfache Streitigkeiten entstanden, über die Kleuker in dem «Anhang zum Zendavesta u. s. w.» (2 Bde., Riga 1781—83) ausführlich berichtete. Als Endresultat dieser Streitigkeiten darf man annehmen, daß uns im Z. wirklich Ueberreste einer uralten Cultur Baktriens und der andern nordöstl. Gegenden Persiens erhalten sind, die wol, aus verschiedenen Zeiten stammend, in Ausdrucksweise, Sprache und Inhalt mannichfach voneinander abweichen, aber doch wesentlich in den Grundlehren übereinstimmen. Eine genauere Bestimmung des relativen Alters der Fragmente kann erst die Zukunft sicher lehren. Da der Z. bei der Schwierigkeit der altpers. Schrift wol nur in wenigen geschriebenen Exemplaren zur Zeit der Blüte des alten Persischen Reichs existirte, auch bei dem immer tiefer eindringenden Einfluß griech. Sprache und Sitte unter den Seleuciden und Parthern die Gefahr nahe lag, daß die Gesammtheit der heiligen Literatur dem Untergange entgegengehen müsse, wurden unter den Sassaniden die noch schriftlich oder im Gedächtniß der Priester fortlebenden Fragmente der alten Zendliteratur gesammelt, in 21 Abtheilungen (nosk)

zusammengestellt und mit einem dem Semitischen entlehnten Alphabete niedergeschrieben. Allein auch diese 21 Nosk sind uns nicht vollständig erhalten, sondern nur einzelne Fragmente aus denselben, die von den Parsen (s. d.), die vor der zerstörenden Macht des Mohammedanismus nach Indien flüchteten, gerettet wurden. Diese sind: 1) Yaçna, eine Sammlung von Gebeten und Hymnen an die Gottheiten des Zoroaster'schen Glaubens; 2) Vispered, Anrufungen und Litaneien; 3) Yescht, ebenfalls Hymnen, oft von bedeutendem Umfange; 4) Vendidad, das Gesetzbuch. Vollständige Ausgaben des Originals haben Westergaard (Kopenh. 1852 fg.) und Spiegel (Bd. 1 und 2, Lpz. 1853—58; deutsche Uebersetzung, 3 Bde., 1852—63; Commentar, Bd. 1, 1865) begonnen. Werden die Bücher Yaçna, Vispered und Vendidad zu liturgischen Zwecken in einem Bande zusammengeschrieben, so nennt man diese Sammlung Vendidad sâde. Letztere ist ebenfalls mehrfach herausgegeben worden, von Burnouf (Par. 1829), von einem Parsenpriester (Bombay 1835) und danach von Brockhaus (Lpz. 1850, mit Index und Glossar). Die Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Zendsprache und ihrer Denkmäler sind Burnouf durch den «Commentaire sur le Yaçna» (Par. 1833) und Bopp durch die «Vergleichende Grammatik», an die sich in würdiger Weise anschließen Spiegel (s. d.), Windischmann (s. d.), Haug (s. d.), Justi u. a. Ihr Beispiel hat unter den Parsen selbst ein regeres Studium ihrer heiligen Sprache angeregt und unter anderm eine Ausgabe, Uebersetzung und Commentar in Guzeratisprache der Bücher Yaçna, Vispered und Vendidad, welche Asfandiarji (5 Bde., Bombay 1842—44) gab, hervorgerufen. Im weitern Sinne rechnet man auch einige Werke, in dem ältern pers. Dialekt des Pehlewi verfaßt, zu dem Z., unter denen namentlich das encyklopäd. Werk «Bundehesch» von großem Werthe ist. Dieses Werk ist zum ersten mal herausgegeben, transcribirt, übersetzt und mit Glossar versehen worden von Justi (Lpz. 1868). Andere Werke aus derselben Literaturperiode, z. B. «Minokhired» und das sehr umfangreiche «Din-kerd» sind noch nicht publicirt worden.

Zengg, Senj oder Segnia, eine freie Stadt (Militärcommunität) im kroat.-slawon. Militärgrenzgebiete, liegt am Morlakenkanal des Adriatischen Meeres und am Fuße des Vellebichgebirgs. Der Ort ist Sitz eines kath. Bischofs, hat 2953 E., eine ziemlich große und zierliche Kathedrale, zwei andere Kirchen, drei Kapellen, ein Priesterseminar, ein Obergymnasium, eine Hauptschule, große Salz- und Getreidemagazine, zwei Messen, einen kleinen Freihafen und einigen Handel mit Getreide, Honig, Wachs, Wein, Salz, Taback, Holz, Fischen und Schlachtvieh.

Zenith (arab.) oder Scheitelpunkt heißt derjenige Punkt am Himmel, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Beobachters steht und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Z. Es gibt verschiedene Methoden, das Z. zu finden. So geschieht dies z. B. mit Hülfe des Bleiloths, dessen aufwärts verlängerte Richtung, wenn es frei aufgehangen ist, die Fläche des Himmels im Z. trifft. — Zenithdistanz eines Gestirns heißt derjenige Bogen eines größten Kreises, welcher zwischen dem Z. und jenem Gestirn enthalten ist. Sie macht mit der Höhe des Gestirns zusammen 90° aus. — Der dem Z. diametral entgegengesetzte Punkt der Himmelsfläche heißt Nadir (s. d.).

Zeno, der Eleatiker, aus Elea, einer Colonie in Großgriechenland, gebürtig, gegen 490 v. Chr., war ein Zögling der von Xenophanes gestifteten Eleatischen Schule (s. d.). Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern, besonders von Aristoteles, sind Bruchstücke seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Z. stützte die Lehre von der Möglichkeit nur einer einzigen Substanz durch indirecte Beweise, in denen er zu zeigen bemüht war, daß die Annahme vieler und wechselnder Substanzen, welche untereinander in Bewegung begriffen seien, auf Widersprüche führe. Um dieser von einem großen Scharfsinn zeugenden Beweise willen nannte Aristoteles ihn den Urheber der Dialektik. Man kennt noch vier seiner Beweisgründe gegen die Wirklichkeit der Bewegung. Der berühmteste unter diesen ist der sog. Achilles (s. d.). Uebrigens wird er als ein edler Mann voll Kraft und Vaterlandsliebe geschildert. Als sein Versuch, das von dem Tyrannen Nearchos unterdrückte Elea zu befreien, mislang, stand er alle Martern ruhig aus und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. Der Sage nach wurde er zuletzt in einem Mörser zerstampft.

Zeno, der Stifter des Stoicismus, war aus Citium auf der Insel Cypern gebürtig, ein Zeitgenosse Epikur's und lebte ungefähr von 340—260 v. Chr. Sein Vater, Mnaseas, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Z. geweckt und genährt wurde. Aus Begierde, sich weiter auszubilden, oder, wie einige erzählen, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie und hörte zuerst den Cyniker Krates,

dann aber auch den Megariker Stilpo und die Akademiker Xenokrates und Polemo. Hierauf begründete er um 308 eine eigene Philosophenschule mit der Absicht, die cynische Moral der Sokratiker Antisthenes und Diogenes, deren Anhänger er geworden war, sowol durch eine wissenschaftlichere Ausbildung als eine Verbindung derselben mit Heraklitischer Physik und modificirter Aristotelischer Logik zu veredeln und zu bereichern, jedoch ohne Veränderung ihrer Grundsätze. Auch hatte er bei Stiftung seiner Schule den praktischen Endzweck im Auge, in dieser den Söhnen unbemittelter Volksklassen eine willkommene Gelegenheit zu bieten, sich durch Bildung höher zu heben. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, bekam diese Schule in der Folge den Namen der Stoischen. (S. Stoicismus.) Z. lehrte fast ein halbes Jahrhundert lang unermüdet bis an seinen Tod. Seine Schriften sind verloren gegangen. Seine unmittelbaren Schüler waren Persäus, Aristo aus Chios, Herillus von Karthago und besonders Kleanthes, sein Nachfolger im Lehramt, welchem er darum den Lehrstuhl übertrug, weil er sich, obgleich von geringerm wissenschaftlichen Talent, als der festeste und stärkste Charakter bewährt und zum anschaulichen Musterbilde stoischer Selbstüberwindung und Ausdauer ausgeprägt hatte, ebenso wie Z. selbst dieses zu thun überall bestrebt gewesen war. Denn er sah als den Zweck seiner Philosophie, mehr noch als die Wissenschaft, die Veredlung des Lebens und die Vereinfachung der Sitten an. Sein Ansehen, in welchem er bei dem Könige Antigonus von Macedonien stand, brachte den Atheniensern wesentliche Vortheile. Auch bewiesen ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal setzen ließen mit der Inschrift: «Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich.» Im hohen Alter soll er sein Leben durch Selbstmord geendet und dadurch das Beispiel gegeben haben, dem mehrere Stoiker folgten.

Zeno (Apostolo), ital. Dichter und Literator, geb. 11. Dec. 1668 zu Venedig, machte sich zunächst durch seine Poesien berühmt. Der Erfolg seiner Melodramen war ebenso glänzend als verdient. Von mehrern Seiten wurde ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber zog es vor, in Venedig zu bleiben und unternahm 1710 unter dem Titel «Giornale de' letterati d'Italia» eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. 1715 ging er auf Einladung Kaiser Karl's VI. als Hofdichter nach Wien, wo die persönliche Auszeichnung des Kaisers ihm bald einen angenehmen Aufenthalt bereitete. Der Beifall, den er hier erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdies wurde er auch zum Historiographen ernannt. Diese Aemter verwaltete Z. bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein Alter sie niederlegte und unter Beibehaltung seines Gehalts nach Venedig zurückkehrte. In Venedig lebte er in literarischer Muße, im Besitz einer kostbaren Bücher- und Münzsammlung, und starb daselbst 11. Nov. 1750. Als Dichter hat er sich um die musikalische Poesie verdient gemacht. Namentlich hat er der ital. Oper durch seine Melodramen, zu welchen er große und glänzende Gegenstände wählte, eine regelmäßigere Gestalt gegeben, ein Verdienst, das selbst Metastasio anerkannte. Seine dramatischen Werke, 60 an der Zahl, erschienen zuerst in 10 Bänden (Veneb. 1744), dann in 12 (Tur. 1795). Vorzüglicher und von bleibenderm Werthe aber ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. Zu erwähnen sind auf diesem Gebiete insbesondere seine Anmerkungen zu Fontanini's «Biblioteca della eloquenza italiana»; seine «Istorici delle cose veneziane» (10 Bde., Vened. 1718—22); die «Dissertazioni istorico-critiche e litterarie agli istorici italiani» (2 Bde., Vened. 1752—53), sein Hauptwerk, ursprünglich aus kritischen Journalaufsätzen entstanden, noch jetzt von großem Werthe; seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manucci (Aldi); die Beiträge, womit er die Arbeiten Muratori's und anderer förderte; endlich seine «Epistole» (6 Bde., 2. Aufl. 1785).

Zenobia, Königin von Palmyra, eine der merkwürdigsten Frauen der Weltgeschichte, hieß eigentlich Septimia Bath-Zebina (d. i. Septimia, Tochter des Zebina, eines mesopotamischen Häuptlings), gräcisirte aber diesen ihren syrischen Namen in Z., nachdem sie den Odenathus, den Beherrscher von Palmyra, geheirathet. Letzterer hatte sich seit 260 eine fast unabhängige Herrschaft über Syrien angemaßt und das Reich gegen die Perser geschützt, die ohne ihn ganz Asien den Römern entrissen hätten. Seit 263 war er stark genug gewesen, sich vom Kaiser Gallienus als Mitcäsar anerkennen zu lassen, hatte die Perser bis nach Ktesiphon zurückgeworfen und an Gallienus die gefangenen Satrapen gesandt, weshalb letzterer einen Triumph abhielt. Odenathus, den Trebellius Pollio unter den 30 Tyrannen aufführt, starb 267 und anstatt seiner Söhne Herodes, Herennianus und Timolaus (die letztern von der Z.) bestieg Z. selbst den Thron, indem sie den Titel Königin des Orients annahm und sich unabhängig erklärte. Noch in demselben Jahre schlug sie den Feldherrn des Gallienus, den Heroclianus, und breitete während der letzten Regierungsjahre des Gallienus und der Regierung des Claudius ihre Herrschaft bis nach Aegypten

und über einen Theil Kleinasiens aus. Erst als Kaiser Aurelianus die Alemannen und Markomannen gezüchtigt, konnte er 271 gegen die palmyrenische Herrscherin ziehen. Ihre Heere wurden bei Antiochia und unter ihr selbst bei Emesa geschlagen. In Palmyra belagert und durch Hungersnoth getrieben, entfloh sie, wurde aber auf der Flucht aufgegriffen. Die Palmyrener ergaben sich und die Vertrauten der Z., unter diesen der berühmte griech. Rhetor Longinus (s. d.), erlitten den Tod. Die Stadt Palmyra wurde anfänglich verschont, als aber Aurelianus auf dem Rückwege nach Rom die Nachricht von der Ermordung der röm. Besatzung erhielt, kehrte er um und zerstörte die Stadt. Z. verherrlichte 274, mit dem Gallier Tetricus, den Triumphzug des Kaisers, beladen mit Juwelen und in goldenen Fesseln. Seitdem lebte sie auf Landgütern in Tibur. Ihre Töchter wurden mit angesehenen Römern verheirathet; ihr Sohn Vaballath erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien. Z. wird als keusch, geistvoll, griechisch gebildet geschildert, ihre Tapferkeit war bewunderungswürdig, ihre Schönheit soll ganz außergewöhnlich gewesen sein. Sie hatte etwas Adlernase, braunes Haar, sehr große, schwarze Augen und blendend weiße Zähne. Ihr zu Ehren führte Tibur den Namen Z. Calderon hat ihre Geschichte zum Stoffe eines Dramas benutzt. — Eine andere Z. war Gattin des Rhadamistus, Königs von Iberien, der sie, um sie vor den Feinden zu retten, erdolchte und in den Araxes warf. Sie wurde dennoch gerettet (53 n. Chr.). Diese Z. ist die Heldin eines der besten Werke Crébillon's.

Zenodötus, ein berühmter alexandrin. Grammatiker des 3. Jahrh. v. Chr., aus Ephesus gebürtig, war unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus (284—246 v. Chr.) Vorsteher der von diesem gestifteten Bibliothek zu Alexandria und zugleich der erste, der nach den in jener Bibliothek vorhandenen ältern Abschriften der Homerischen Gedichte eine neue Recension besorgte, die freilich bald durch die seines bedeutendern Nachfolgers Aristarchos (s. d.) in Schatten gestellt wurde. Vgl. Pluygers, «De Zenodoti carminum Homericorum editione» (Leyd. 1842); Düntzer, «De Zenodoti studiis Homericis» (Gött. 1848).

Zeolith oder Brausestein heißt eine Gruppe Mineralien von weißer, ins Gelbe, Rothe und Braune oder Graue übergehender Farbe. Dieselben sind meist von geringer Härte und Schwere, thermoelektrisch, bilden mit Säuren Gallerte und schmelzen vor dem Löthrohre schäumend zu einem blasigen weißen oder farblosen Email. Sie bestehen aus Kiesel-, Thon- und Kalkerde, Wasser, zum Theil noch aus Natron oder Kali und finden sich am schönsten in den Blasenräumen der Basalte und Phonolithe, besonders im nördl. Böhmen, auf Island und den Faröer. Statt der Varietäten Blätter-, Strahl-, Nadelzeolith nimmt man jetzt eigene Species an: Stilbit, Desmin, Mesotyp u. s. w.

Zephanja, in der Septuaginta Sophonias genannt, ein Sohn des Chusi, Enkel des Gedalja und Ururenkel des Hiskia, ist einer der sog. 12 kleinen Propheten, der unter dem Könige Josia um 612 v. Chr. auftrat. Seine kleine, nur drei Kapitel umfassende Schrift enthält zwei Strafreden, die gegen den Götzendienst, falsche Priester und Propheten, wie gegen ungerechte Obrigkeiten gerichtet sind, den Untergang der Feinde Israels, besonders der Assyrer, Philistäer und Moabiter verkündigen und auch die Hoffnung auf bessere Zeiten aussprechen. Die Sprache ist im ganzen rein und fließend, die Darstellung jedoch ohne höhern Schwung.

Zephyr, ein kühler und angenehmer Wind, für Griechenland der Südwestwind, der im Sommer schwüles Wetter, im Frühling warme, den Pflanzen günstige Tage herbeiführt. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte Z. unter die geringen Gottheiten; er war ein Sohn des Äolos, oder des Asträos, und der Eos. Mit der Harpyie Podarge erzeugte er die schnellen Rosse des Achilles, Xanthos und Balios, und mit einer andern den Arion. Verschmäht von Hyakinthos, war er Ursache seines Todes, indem er des Apollo Wurfscheibe nach dessen Kopfe fliegen ließ. Auch gibt man ihm eine der Horen zur Gemahlin. Bei den Römern hieß er Favonius, und unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. Am Denkmale des Andronikos Kyrrhestes zu Athen ist er eigentlich nackt dargestellt, nur mit einem Mantel bekleidet, in dessen Bausche Blumen liegen. Bei deutschen Dichtern kommen nicht nur häufig Z., sondern auch Zephyretten vor.

Zerbst, Kreisstadt im Herzogthum Anhalt, früher Hauptstadt des Fürstenthums Anhalt-Zerbst, $2\frac{3}{4}$ M. im Nordwesten von Dessau, an der Nuthe in einer fruchtbaren Ebene gelegen, ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Kreisdirection, einer Superintendentur und zählt 11441 E. (3. Dec. 1867), darunter etwa 90 Katholiken und 70 Juden. Das schöne, dicht bei der Stadt gelegene Schloß (1681—1750 erbaut) diente bis 1793 den Fürsten zu Anhalt-Zerbst als Residenz. Außer vier prot. Kirchen besitzt die Stadt eine kath. Kapelle und eine Synagoge. Unter den erstern ist die Nikolaikirche (restaurirt 1827) ein schönes Denkmal der goth. Baukunst des

15. Jahrh. Die Bartholomäikirche, mit roman. Portal und besonderm Glockenthurm, wurde 1215 eingeweiht und 1866 restaurirt. In dem aus dem 12. Jahrh. stammenden, 1480 mit schönen Backsteingiebeln verzierten und 1610 erweiterten Rathhaus befindet sich eine Pergamentbibel von 1541 mit Malereien von Lukas Cranach. Auf dem ansehnlichen Marktplatz mit alten Giebelhäusern stehen eine Rolandsäule seit dem 14. Jahrh. und die sog. Butterjungfer, ein messingenes Standbild auf einer Holzsäule. Anstatt der frühern Wälle führen jetzt Promenaden um die ganze Stadt. Von Unterrichtsanstalten besitzt Z. ein 1582 begründetes Gymnasium (Francisceum) mit Pädagogium für 66 Pensionäre (in dem um 1250 erbauten goth. Barfüßerkloster); seit 1806 eine höhere Töchterschule, eine obere und untere Bürgerschule, eine Gewerbschule. Das ehemalige Frauenkloster ist jetzt Zuchthaus für ganz Anhalt. Die Stadt hat Fabriken für Gold- und Silberwaaren, Seide, Wachs, Stearin, Seife, Steingut, Chemikalien, Wagen, ferner eine Eisengießerei und viele Bierbrauereien. Letztere liefern ein altberühmtes Product (Zerbster Bitterbier), das vielfach versandt wird. Nicht unbedeutend ist der Gemüsebau. Jährlich werden vier Pferdemärkte gehalten. Seit 1863 ist die Stadt durch eine Zweigbahn (Zerbst-Roßlau) mit der Berlin-Anhalter Bahn verbunden. Z. ist ein sehr alter Ort, der 949 dem Sprengel des brandenburger Bisthums zugewiesen wurde, seit 1197 Eigenthum und Residenz der edeln Herren von Z. aus Alsleben (seit 1253 unter markgräfl. brandenb. Oberlehnsherrlichkeit) war. 1264 kam die Stadt in Besitz der Herren von Barby, 1307 an das Haus Anhalt. Nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, Friedrich August (gest. 3. März 1793), wurden die zerbstischen Lande 28. Dec. 1797 an die drei andern Linien vertheilt, bei welcher Gelegenheit die Stadt Z. an Anhalt-Dessau kam. Der Kreis Z. zählt 35199 E. (1867) und begreift die Städte Lindau, an der Nuthe, mit 850 E., und Roßlau, mit 3091 E., an der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn und der Elbe, mit herzogl. Schloß und verschiedenen Fabriken.

Zerknirschung (contritio) wird die aufrichtige und lebhafte Reue des Menschen über seine Sünden genannt, weil er sich durch das Bewußtsein derselben gleichsam zermalmt und in seinem Innern vernichtet fühlt. Sie entsteht durch die Schrecken des Gewissens, welche die Erkenntniß der Sünde bewirkt, nach prot. Ansicht ohne eigenes Verdienst des Reuigen zufolge einer göttlichen Einwirkung, nach katholischer als Handlung des freien Willens, die ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Sie und der Glaube sind nach der prot. Kirchenlehre die wesentlichen Theile der Buße (s. d.).

Zersetzung, chemische Trennung oder Scheidung heißt das chem. Verfahren, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, durch welche eine chemische Z. hervorgebracht wird, sind theils die bloße Berührung eines zusammengesetzten Stoffes mit andern in chem. Verwandtschaften auftretenden Stoffen, theils die Abänderung der chem. Verwandtschaft zweier verbundenen Stoffe durch Temperaturänderung, Lichtwirkung, elektrische Ströme u. s. w.

Zertheilende Mittel sind diejenigen, welche widernatürliche Anhäufungen von Blut (innerhalb und außerhalb der Gefäße) oder Krankheitsproducte (Exsudate, Eiter) zu heben vermögen. Insofern können ebenso wol die entzündungswidrigen (antiphlogistischen) wie die Auffaugung und Eiterung befördernden Mittel zertheilende genannt werden. Gewöhnlich versteht man aber diejenigen äußerlich anzuwendenden Mittel darunter, welche Entzündungsproducte zur Resorption bringen sollen, wie feuchtwarme Umschläge, graue Quecksilbersalbe, Jod, Pflaster u. s. w.

Zesen (Philipp von) oder, wie er sich selbst schrieb, Filip Zese (lat. Caesius), auch Zesen von Fürstenau, soll eigentlich den Familiennamen Blau gehabt haben und wurde 8. Oct. 1619 zu Priorau, einem damals kursächs. Dorfe unweit Dessau, geboren. Er studirte zu Halle, Wittenberg, wo er Magister wurde, und zu Leipzig und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Obgleich ohne öffentliches Amt, stand er doch in großem Ansehen, wurde kaiserl. Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in der Folge geadelt und zum Rath ernannt. Nach vielen Reisen in Deutschland und Holland ließ er sich zu Hamburg nieder, wo er 13. Nov. 1689 starb. Sein Hauptbestreben war auf die Vervollkommnung und Reinigung der Muttersprache gerichtet. Zu diesem Zwecke hatte er schon 1643 zu Hamburg die Deutschgesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden gestiftet, in welchem er den Namen des Färtigen (Fertigen) führte. In der Fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Wohlsetzende. Weder Talent noch Kenntnisse sind ihm abzusprechen; aber sein übertriebener Eifer, alles Fremdartige aus der deutschen Sprache zu verdrängen und statt dessen eine Menge unnöthiger Neuerungen ohne Geschmack und Kritik in dieselbe einzuführen, hat ihm Tadel und Spott zugezogen. So ging er in der consequenten Durchführung des orthogr. Grundsatzes, daß man schreiben müsse,

wie man spreche, zu weit. Ebenso wenig war er in der Einführung neugebildeter deutscher Wörter an die Stelle der verworfenen Fremdformen glücklich, und überall trieb ihn sein schwärmerischer Eifer über die Grenzen des Zeitgemäßen und Erlaubten hinaus. So gab er z. B. den griech. und röm. Gottheiten deutsche Namen und nannte die Minerva Klugin, die Venus Lustin und den Vulcan Glutfang. Einige von ihm eingeführte deutsche Wörter sind indeß geblieben, und trotz jener Uebertreibungen hat er unstreitig manches Gute für die Sprache gewirkt. Die Zahl der von ihm herausgegebenen poetischen, kritischen, satirischen und moralischen Werke beträgt über 70; mehr als 40 hat er unvollendet hinterlassen. Eins der bessern seiner Gedichte, das zugleich einen Theil seiner Lebensgeschichte erzählt, ist «Priorau, oder das Lob des Vaterlandes» (Amsterd. 1680). Außerdem hat er einige gute Lieder gedichtet. Eine Auswahl seiner Poesien gibt Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1837). Die Einführung der breiten und prunkvollen Heldenromane in der Weise der Scudéry ist ihm keineswegs als Verdienst anzurechnen. Dagegen war sein «Hochdeutscher Helicon» (zuerst 1640), eine Anleitung zur Poesie und Metrik, für jene Zeit nicht ohne Werth. Von seinen sprachwissenschaftlichen Werken sind die merkwürdigsten die «Hochdeutsche Sprachübung» (Hamb. 1643) und der «Rosenmond, d. i. in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen».

Zetergeschrei oder Gerüfft hieß im Mittelalter das Geschrei, welches man erhob, sobald ein Uebelthäter auf frischer (handhafter) That betreten ward, um dadurch seine Mitverfolgung durch die Gemeinde (Nacheile) zu veranlassen und mittels der so gewonnenen Zeugen und Beweisstücke das Verbrechen greifbar vor Gericht zu bringen. Wer den Ruf erhoben, hatte damit ein höchst summarisches Verfahren eingeleitet und durfte, wenn der Verfolgte noch an demselben Tage erlangt wurde (wenn die That nicht übernächtig geworden war), von der Anklage nicht zurücktreten. Nach dem Uebergreifen des Inquisitionsprocesses erhielt sich die Erinnerung an den alten Gebrauch noch in dem Weherufen von seiten der Beisitzer des hochnothpeinlichen Gerichts (s. Halsgericht), wenn der Stab über zum Tode Verurtheilte gebrochen ward.

Zettelbanken, s. Banken.

Zetterstedt (Joh. Wilh.), schwed. Naturforscher, wurde 20. Mai 1785 auf einem Landgute in der Landschaft Östergotland geboren, wo sein Vater Landmesser war. Schon früh entwickelte sich in ihm eine große Neigung für das Studium der Naturwissenschaften und besonders der Botanik, das er auf dem Gymnasium in Linköping mit Eifer fortsetzte. 1805 bezog er die Universität zu Lund, 1808 wurde er Doctor der Philosophie, 1810 Docent der Botanik und 1812 Adjunct in der Naturgeschichte. Bisher war die Botanik sein Lieblingsstudium gewesen. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und dem Entomologen Fallén bewirkte aber, daß er sich als Zoolog vorzugsweise dem Studium der Insekten zuwendete. 1811 und 1817 machte er eine Reise nach Öland und 1819 und 1841 nach der Insel Gotland. 1821 trat er mit Fries eine Reise zu Schwedens und Norwegens nördlichsten Landmarken an, die sich bis nahe ans Nordcap erstreckte, und deren Resultate er später veröffentlichte. Eine andere Reise unternahm er im Auftrage der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Stockholm 1832 zu entomolog. Zwecken durch Schwedens mittlere Lappmarken, über die ebenfalls ein Bericht durch den Druck veröffentlicht wurde. Auf derselben begleitete ihn der Entomolog Dahlbom, mit dem er auch im Mai 1840 eine Reise in den südl. Theil Lapplands (Jemtland) machte. Erst gegen Ende 1839 wurde er Professor der Botanik und Oekonomie zu Lund, wo er 1846—47 das Rectorat bekleidete. Zu seinen bedeutendsten Schriften gehören: «De plantis cibariis Romanorum» (Lund 1808); «Dissertatio de foecundatione plantarum» (3 Bde., Lund 1810—12); «Orthoptera Sueciae» (Lund 1821); «Fauna insectorum Lapponica» (Bd. 1, Hamm 1828); «Monographia scatophagarum Scandinaviae» (Par. 1835); «Insecta Lapponica» (Heft 1—6, Lpz. 1838—40); «Diptera Scandinaviae» (Bd. 1—14, Lund 1842—60), für welches Werk ihn die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm mit der großen Linné'schen Medaille belohnte. Seit 1853 lebt Z. im Ruhestande.

Zeugdruckerei nennt man den Industriezweig, welcher sich damit beschäftigt, Zeuge nach dem Weben mit farbigen Mustern zu versehen. Man unterscheidet Leinendruckerei, von geringem Umfange, Baumwolldruckerei, der bedeutendste und häufig allein unter dem Namen Z. verstandene Zweig, Wolldruckerei, für ganz- und halbwollene Mousseline von großer Bedeutung, sonst nur für Tischdecken u. dgl., und Seidendruckerei, besonders in Frankreich. Die Z. ist theils echte, theils unechte, sog. Applications- oder Tafeldruckerei. Die echte Druckerei steht in nothwendiger Verbindung mit der Färberei, auf deren Principien sie sich gründet. (S. Fär-

berei.) Indem man nämlich nicht das ganze Zeug beizt, sondern die Beize mit einer Form aufdruckt und dann das Zeug ausfärbt, oder indem man mit der Form Stoffe (Reservagen) aufdruckt, welche die Annahme des Farbestoffs oder der Beize verhindern, und dann ausfärbt, oder endlich, indem man das Zeug färbt und dann mit Substanzen (Aetzbeizen) bedruckt, welche die Farbe wieder zerstören, erzeugt man zunächst echtfarbige Muster auf weißem Grunde oder weiße Muster auf echtfarbigem Grunde. Die weißen Stellen können dann auch noch mit echten Farben versehen oder unecht bedruckt werden. Bei mehrfarbigen echten Mustern ist es nicht leicht, die Disposition so zu treffen, daß jede nachfolgende Operation den Erfolg der vorhergehenden nicht stört. Zwischen jeder Operation muß der Stoff gut getrocknet und dadurch Beize oder Farbe gehörig fixirt sein. Dadurch entsteht ein Zeitverlust und die Einrichtung der Trockenapparate ist daher sehr wichtig für den Zeugdruck. Trockenhäuser, in denen die Zeuge der ganzen Länge nach aufgehängt, und welche im Winter durch Oefen oder Dampf geheizt werden, genügen allein nicht, und man hat daher theils geschlossene, geheizte Räume (hotflues), durch welche die Zeuge, vielfach über Walzen hin- und hergeschlungen, rasch hindurchgeführt werden, oder man führt die Zeuge über mit Dampf geheizte hohle Walzen. So gelingt es, die Zeuge in wenigen Minuten zu trocknen; aber nicht alle Farben vertragen eine solche Behandlung. Einfacher ist der unechte oder Tafeldruck. Hier werden die Farben, ohne Rücksicht auf wirkliche chem. Verbindung mit der Faser, ohne vorherige Beizung, nur mit Gummi oder ähnlichen Mitteln angemessen verdickt, damit sie nicht fließen, auf das Zeug aufgedruckt und nun durch Trocknen, nach Befinden auch durch Behandlung mit Wasserdampf (Dampffarben) fixirt. In der Mannichfaltigkeit der Farben ist man dabei natürlich ganz unbeschränkt. In mechan. Beziehung unterscheidet man Handdruck oder Modelldruck und Maschinendruck. Beim Handdruck bedient man sich erhaben geschnittener Holzmodelle (Blockformen), an denen wol auch einzelne Theile von Messing eingesetzt werden. Das Zeug wird auf einer Unterlage von Wolltuch auf dem Drucktisch ausgebreitet und nun die Farbe, welche man durch Aufsetzen auf eine Fläche (das Chassis), die durch den Streichknaben mittels Bürsten immer mit Farbe bedeckt gehalten wird, auf die Form überträgt, durch successives Aufsetzen der Form mit der Hand und einem Schlag auf die Rückseite (Abschlagen) auf den Stoff übertragen. Stifte an der Form sichern dabei das richtige An- und Ineinanderpassen (Rapportiren) der Theile des Musters. Der Handdruck, von geschickten Arbeitern ausgeführt, erlaubt immer noch manches, was durch Maschinen weniger gut gelingt, und ist daher noch nicht für alle Arten des Drucks durch die mehrleistenden Maschinen verdrängt. Der Maschinendruck ist theils Plattendruck, mit vertieft gravirten Platten (jetzt nur wenig mehr in Gebrauch), theils Walzendruck, mit gravirten Walzen, theils Perrotinendruck, mit erhabenen Blockformen. Beim Walzendruck wird das Muster auf den Umfang kupferner oder messingener Walzen gravirt, wobei man sich für kleine wiederkehrende Theile des Musters mechan. Hülfsmittel, des Molettir- und Guillochirstuhls, bedient. Diese Walzen empfangen ihre Farbe durch Farbewalzen, welche ähnlich wie die Schwärzapparate der Buchdruck-Schnellpressen angeordnet sind, werden durch Streichapparate von überflüssiger Farbe befreit und übertragen dann die im gravirten Muster hängen gebliebene Farbe continuirlich auf das über Walzen sich bewegende Zeug. Man hat jetzt Walzendruckmaschinen für zwei bis fünf Farben, welche durch ebenso viele Walzen während einmaligen Durchgangs des Zeugs aufgedruckt werden. Die Perrotine, nach dem Erfinder Perrot in Rouen genannt, ahmt die Wirkung des Handdrucks nach, indem die erhabenen Blockformen ganz in ähnlicher Weise wie dort mit Farbe versehen und auf den Stoff, der schrittweise sich fortbewegt und der Reihe nach auf diese Art alle Farben empfängt, welche das Muster erheischt, übertragen werden. Jede dieser Druckarten hat ihr besonderes Feld, und es kommen Muster vor, an denen eine Farbe mit der Walze, eine andere mit der Hand gedruckt wird, ja zu deren Vollendung man alle drei Arten des Drucks nacheinander anwendet. In der richtigen Wahl des für die Erzeugung jeder Art von Muster geeigneten Mittels liegt ein großer Theil der Geschicklichkeit des Dirigenten einer Druckerei. Eine Z. bedarf zu ihrem Gedeihen erstens tüchtiger mechan. Hülfsmittel, in welchem Felde jetzt stete Fortschritte gemacht werden, und eines guten Mechanikers; zweitens eines tüchtigen Coloristen, d. h. eines die Farbenchemie vollkommen verstehenden Chemikers; drittens endlich guter, geschmackvoll erfundener und tüchtig ausgeführter Muster, wozu man künstlerisch gebildete Zeichner und tüchtige Graveurs und Formenschneider haben muß. In Großbritannien zeichnen sich die schott. Druckereien vor allen andern aus. In Frankreich hat Rouen für unechten, Mühlhausen für echten Druck das meiste geleistet, und in dieser Branche der Industrie, wo geschmackvolle Erfindung die Hauptsache ist, wird Frankreich noch

für lange Zeit der Tonangeber bleiben. In Deutschland blüht der Zeugdruck besonders in Sachsen, in Berlin, Elberfeld, Barmen, Augsburg u. s. w. Der deutsche Druck hat sich, was die Mittel der Ausführung betrifft, keines Vergleichs zu schämen. In den Mustern hängt er, wie auch England, immer noch von Frankreich ab, und unsere besten Muster sind häufig Copien oder doch Nachahmungen französischer. Nur durch Verfolgung des Wegs echt künstlerischer, besonders auf Auffassung und Benutzung aller in der Natur gegebenen Motive für Muster basirter Ausbildung von Musterzeichnern in Musterzeichenschulen, die man an Orten anlegen muß, nicht wo die Druckereien sind, sondern wo großstädtisches Leben, reiche Kunstschätze u. s. w. der Phantasie stets Nahrung und Vorbilder geben, kann es gelingen, uns in dieser Beziehung zu emancipiren. Vgl. Persoz, «Traité théorétique et pratique de l'impression des tissus» (4 Bde., Par. 1846). Die deutsche Literatur dieses Fachs ist sehr zahlreich; doch kommt kein Werk an Originalität, Gründlichkeit und Umfang dem genannten französischen gleich.

Zeuge (testis) nennt man eine Person, welche einen Vorgang, dem sie selbst beigewohnt, zur Ausschließung erhobener Zweifel nachgehends bestätigt (Beweiszeuge), oder deren Gegenwart bei bestimmten Rechtsacten, wie z. B. Testamenten, notariellen Feststellungen, vorher erbeten wird, um dadurch der Wichtigkeit, die man der Sache beilegt, einen Ausdruck zu geben (Solennitätszeuge). Da die zur Rechtspflege erforderliche Gewißheit ohne Z. vielfach nicht erlangt werden könnte, so ist im allgemeinen jeder zur eidlichen Aussage über seine Wahrnehmungen sowol in Civil- als in Criminalsachen gehalten, außer wenn er dadurch anerkannte Pflichten gegen sich selbst oder andere verletzen müßte. Daher läßt sich ablehnen das Zeugniß zu eigenem Nachtheile oder gegen nahe Angehörige, desgleichen das Zeugniß über das, was einem Geistlichen im Beichtstuhle oder Anwälten und Vertheidigern innerhalb dieses Verhältnisses anvertraut ist. Bezügliche Weigerungen führen möglicherweise einen Incidentstreit herbei, in welchem der Z. rechtliches Gehör und Erkenntniß auch in höherer Instanz verlangen kann. Zeugenaussagen sind nur zur Bewahrheitung solcher Thatsachen geeignet, die sich äußerlich wahrnehmen lassen, und zu deren Beurtheilung keine besondere Sachkenntniß erforderlich ist, sondern schon die gemeine Erfahrung hinreicht. Um einen Beweis zu liefern, muß der Z. die nöthige sinnliche und geistige Auffassungsfähigkeit besitzen und die Vermuthung, daß er der Wahrheit die Ehre geben wolle, für sich haben. Wahnsinnige, Unmündige, Meineidige, Ehrlose sind überall, Taube als Ohren-, Blinde als Augenzeugen ausgeschlossen (unfähig, testes inhabiles). An dem Ausgange des Processes materiell Betheiligte, Aeltern oder Abkömmlinge des Beweisführers, Todfeinde seines Gegners und durch Bewilligung von Vortheilen zu einer günstigen Aussage angestellte Personen werden wenigstens in der betreffenden Sache nicht als Z. zugelassen. Die Beweiskraft der Zeugnisse richtet sich danach, ob die als fähig angesehenen Personen «classische» Z. oder «verdächtig» sind, d. h. ob ihre Unbefangenheit und Unparteilichkeit zweifellos ist oder nicht. So wird das Gewicht der Aussage z. B. durch Verwandtschaft oder Verschwägerung, nahe Freundschaft mit dem Beweisführer, Abhängigkeit von demselben, besonders infolge eines Dienstverhältnisses, Verfeindung mit dem Gegner u. s. w. mehr oder minder beeinträchtigt. Zwei classische, die zweifelhafte Thatsache bestätigende Z. liefern nach gemeinem Rechte einen vollen Beweis, vorausgesetzt, daß ihr Zeugniß durch keinen Gegenbeweis aufgehoben oder entkräftet wird. In Eid und Pflicht stehende Personen können amtliche Wahrnehmungen schon durch ihr alleiniges Zeugniß in Gewißheit setzen, und in geringfügigen Sachen hat die beschworene Aussage auch blos einer unverdächtigen Privatperson dieselbe Wirkung. Unzulängliche Zeugnisse haben nur in Verbindung mit andern bestätigenden Beweisgründen das gleiche Gewicht.

Zeughaus bezeichnet ein Gebäude, in welchem Waffen aller Art, Trophäen u. s. w. aufbewahrt werden, namentlich Geschütze in den untern, Handfeuerwaffen und Seitengewehre in den obern Räumen, aber kein Pulver und keine Munition, für welche die Magazine bestimmt sind. Wenn mit dem Z. auch Werkstätten in Verbindung stehen, so erhält das Ganze den Namen Arsenal (s. d.). Das Verwaltungspersonal jener Vorräthe besteht aus Zeugoffizieren, auch Zeugmeister genannt, Zeugschreibern, Zeugwärtern und Zeugdienern.

Zeugma (griech.), eigentlich Verbindung, heißt eine grammatische Figur, nach welcher ein einziges Prädicat, besonders ein Verbum, auf mehrere Subjecte in der Construction bezogen wird, welches strenggenommen nur zu einem derselben paßt. Der vermißte Begriff muß jedoch immer von der Art sein, daß er durch das eine Prädicat hinlänglich angedeutet wird und leicht ergänzt werden kann, wie z. B. in dem Satze: «Einige behaupten, er sei durch Schiffbruch, andere, er sei durch seine eigenen Sklaven getödtet worden», wo im ersten Gliede ein entsprechendes Verbum, wie «umkommen», leicht hinzugedacht wird. Ebenso wenig auffällig ist ein anderes

Beispiel aus der Bibelübersetzung Luther's: «Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren (nämlich hören) auf ihr Schreien».

Zeugung. Allen organischen Körpern (Pflanzen und Thieren) ist eine gewisse Dauer ihres Daseins gegeben; allen sind bestimmte Grenzen der Lebensdauer gesetzt, engere oder weitere, die sie nicht überschreiten können; die Vergänglichkeit ist ein gemeinsames Schicksal aller. Bald drängt sich das Leben derselben in den Zeitraum weniger Stunden und Tage zusammen, bald dehnt es sich über eine Reihe von Jahrzehnten, selbst über Jahrhunderte aus. Aber stets erfüllt sich das endliche Schicksal (das Sterben, der Tod) mit gleicher Gewißheit. Bestehen nun auch organische Körper selbst nur eine kurze Zeit, so besitzen die meisten doch die Fähigkeit, ihrem eigenen Organismus ähnliche Organismen zu erzeugen (sich fortzupflanzen) und dadurch fortwährend die Erde mit ihresgleichen zu bevölkern. Wir sehen nämlich, daß in den einzelnen Geschöpfen gewisse körperliche Bestandtheile sich absondern und unter günstigen äußern Umständen allmählich zu Geschöpfen derselben Art sich entwickeln. Diese Fortpflanzungsfähigkeit der Organismen ist aber an eine bestimmte Zeit ihres Daseins geknüpft (d. i. die Zeit der Reife) und sehr ungleich über die einzelnen Arten vertheilt. Es gibt Geschöpfe, die in wenigen Tagen und Wochen eine ungeheuere Nachkommenschaft hervorbringen, und andere, die zur Erzeugung eines einzigen Sprößlings eines Zeitraums von mehrern Monaten und Jahren bedürfen. Während der Elefant in drei bis vier Jahren nur ein einziges Junges gebiert, hat man die Nachkommenschaft eines trächtigen Kaninchens in derselben Zeit auf mehr als eine Million berechnet. Die Nachkommen einer Blattlaus betragen nach einigen Wochen schon mehrere tausend Millionen und die einer Vorticelle sogar nach vier Tagen 140 Billionen. Soweit unsere Beobachtung reicht, ist die Neubildung der einzelnen Geschöpfe stets an die Existenz schon bestehender Lebensformen geknüpft. Ob eine Urzeugung (generatio aequivoca), d. i. Entstehung von Organismen niederer Art aus formlosem, organischem Stoffe stattfinden könne, ist eine auch heute noch ungelöste Frage, die in neuerer Zeit besonders in Frankreich lebhaft verhandelt wurde, indem Joly und Pouchet dieselbe bejahten, Pasteur dagegen verneinte. Beide Parteien suchten ihre Behauptungen durch Experimente und Beobachtungen mit dem Mikroskope zu belegen. Es hängt diese Frage innig mit derjenigen über den ersten Ursprung der organischen Wesen auf unserm Erdballe zusammen, der jetzt von manchen in den Körpern gesucht wird, welche den Weltenraum erfüllen, und unter welchen, nach dieser Meinung, sich auch organische Keime befinden müssen.

Mag man auch zugeben, daß die Luft mit organischen Keimen erfüllt ist (Keimkörnern von Pilzen, Infusorien u. s. w.), die auf günstigem Boden und unter günstigen Umständen sich entwickeln, so muß doch die Lösung der Frage, ob auch solche Organismen ohne vorgängige Einsaat aus organischem, formlosem Stoffe sich entwickeln können, der Zukunft überlassen bleiben. Die Aelternzeugung, d. h. die Fortpflanzung organischer Wesen, die hier allein in Betracht kommt, geschieht stets durch Theile des ursprünglichen Organismus, die sich in besonderer Weise ausbilden, und beruht zuletzt auf der Vermehrung der letzten Elemente, welche den Organismus zusammensetzen, nämlich der Zellen (s. d.). Die Unterschiede, welche in der Z. selbst auftreten, sind wesentlich bedingt durch das Verhältniß der zur Bildung neuer Individuen bestimmten Zellen zum Organismus, je nachdem sie sich als solche ablösen, oder nach geschehener Fortbildung noch mit demselben zusammenhängen. Letztern Vorgang kann man mit dem allgemeinen Namen der Knospen- oder Sprossenbildung bezeichnen. Die Fähigkeit, sich zu neuen Individuen umzubilden, wohnt bald allen Zellen und Zellengruppen des Organismus bei, bald ist sie nur auf bestimmte Regionen oder Organe beschränkt. Bei einzelligen Pflanzen und Thieren geschieht die Vermehrung in derselben Weise wie bei den organischen Zellen überhaupt. Bei mehrzelligen Organismen vermehren sich gewisse Zellen in bestimmter Richtung, dehnen sich aus, wachsen, bilden eine Hervorragung bald nach innen, bald nach außen, die nach und nach die Gestalt des Organismus annimmt. Bei den meisten Pflanzen bleibt die so gebildete Knospe mit dem Organismus vereinigt oder trennt sich nur durch zufällige Umstände. Da aber die Knospe schon ein Individuum ist, so kann die Pflanze auf diese Weise vermehrt werden, indem die Knospe in günstige Verhältnisse gebracht wird, wo sie sich weiter zu entwickeln vermag. Das Pfropfen und Oculiren sowie das Bilden von Ablegern ist nichts anderes als die Uebertragung losgelöster Knospen auf einen Boden, der die Entwickelung der Knospe zum Individuum gestattet. Bei den Thieren können die Knospen bald innerlich, bald äußerlich sein, innerlich z. B. bei den sog. Ammen der Eingeweidewürmer, äußerlich bei Polypen, Moosthieren u. s. w. Gewöhnlich lösen sich die thierischen Knospen zu einer bestimmten Zeit der Entwickelung los und werden dann freie, selbständige Thiere (Medusen, Hydra). Sobald sie aber mit dem erzeugenden Organismus in

Verband bleiben, so bilden die Vereinigungen solcher, oft verschiedenartig, oft gleichartig gebildeter Knospen einen zusammengesetzten Thierstock. So sind bei den Korallenstöcken die Knospen meist gleichartig, bei den Schwimmpolypen aber verschiedenartig, indem Bewegungs-, Verdauungs- und Geschlechtsknospen sich in verschiedener Weise ausbilden. Die als Zellen losgelösten Fortpflanzungstheile nennt man bei den Pflanzen Keimkörner, Keimzellen, Sporen, bei den Thieren Eier. Es werden dieselben stets in eigenen Organen (Sporangien, Ovarien, Eierstöcke) gebildet. Hinsichtlich ihrer Entwickelung aber können wieder zwei verschiedene Verhältnisse platzgreifen, indem sie entweder selbständig sich zu Organismen weiter entwickeln, z. B. bei den Blattläusen, verschiedenen Pilzen (s. Parthenogenesis), oder indem es zu ihrer Fortentwickelung der Befruchtung bedarf, welche durch einen besondern Zeugungsstoff (Samen, Blütenstaub, Pollen) geschieht.

Die geschlechtliche Fortpflanzung, Z. durch Befruchtung, diese mehr complicirte Entstehungsweise von Organismen, ist die verbreitetste, kommt beim Menschen und höhern Thieren vor, tritt aber auch bei vielen solchen thierischen und pflanzlichen Organismen auf, die sich durch Theilung und Sprossenbildung vermehren können. (S. Ammenzeugung und Generationswechsel.) Sie kommt dadurch zu Stande, daß durch die wechselseitige Einwirkung (Befruchtung) zweier Zeugungsmittel (Geschlechtsproducte), eines männlichen (Samens) und eines weiblichen (Eies), der Keim (befruchtetes Ei) die Fähigkeit erhält, sich zum neuen Individuum zu entwickeln. Samen und Ei werden immer in besondern Organen (Geschlechtsorganen) gebildet, doch können beide Organe zugleich in einem Individuum (Hermaphroditen, Zwitter, Monöcisten) sich vorfinden (vorzugsweise bei den Pflanzen) oder auf zwei Individuen (Mann und Weib, Diöcisten) vertheilt sein (besonders bei den Thieren). Im erstern Falle kann sonach die geschlechtliche Z. so gut wie die Knospenbildung und Theilung von einem einzigen Individuum geschehen. Die hermaphroditischen Thiere befruchten sich entweder gegenseitig oder sie befruchten sich selbst. Das erstere kann zu gleicher Zeit oder nacheinander geschehen, beim letztern findet entweder nur Zutritt des Samens zu den Eiern im Innern des Thiers statt, oder es kommt eine sichtbare Selbstbegattung zu Stande (bei Bandwürmern). Dagegen kann die Befruchtung des Eies durch den Samen bei getrennten Geschlechtern entweder innerhalb des weiblichen Organismus durch Vermischung der Geschlechter (Begattung) zu Stande kommen, oder auch, indem außerhalb des Organismus der Samen mit den isolirten Eiern in Verbindung gebracht wird (wie bei der künstlichen Befruchtung der Fischeier). Es müssen, mit Ausnahme einzelner Fälle, stets Samen und Eier in materielle Verbindung miteinander gebracht werden, wenn ersterer die letztern entwickelungsfähig machen soll. Welche Veränderungen aber durch die Einwirkung des Samens auf das Ei im letztern zu Stande kommen, wissen wir nicht. Die geschlechtliche Z. pflanzt weit weniger sicher als die Z. durch Theilung und Knospen die Eigenschaften des Individuums fort; nur die Gattung und Species wird durch die geschlechtliche Z. sicher fortgepflanzt. Daher auch die Fortpflanzung durch Setzlinge und Pfropfreiser stets vorzuziehen ist, wo man alle Eigenschaften des Mutterstammes in dem neuen Individuum wieder erhalten will.

Bei den Pflanzen sind die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane bald in denselben Blüten vereinigt, bald in verschiedenen Blüten auf demselben Stamme (Monöcisten); bald finden sich die verschiedenen Geschlechter auf verschiedenen Stämmen (Diöcisten); das erstere ist der häufigere, das letztere der seltenere Fall. Bei den Thieren zeigen Insekten, Spinnen, Krustenthiere und alle Wirbelthiere nur selten Spuren von natürlicher Zwitterbildung (Hermaphroditismus), während bei den übrigen Thieren nicht selten bald hermaphroditische Ordnungen, bald Ordnungen mit getrennten Geschlechtern, ja in einer und derselben Ordnung Familien der einen und andern Art nebeneinander vorkommen. Die Individuen bei getrennten Geschlechtern sind entweder Männchen oder Weibchen oder Geschlechtslose durch Verkümmerung der weiblichen Organe (wie die Arbeitsbienen). Das männliche Zeugungsmittel ist der Samen, welcher erst zur Zeit der Geschlechtsreife (bei einigen Thieren nur in der Brunftzeit) und dann befruchtend wirkt, wenn sich in ihm die sog. Samenthierchen mit ihrer großen Beweglichkeit entwickeln. Diese mikroskopischen Spermatozoen sind Zellen mit Fäden und werden deshalb richtiger Samenzellen oder Samenfäden und Samenkörperchen (bei den Pflanzen Pollenfäden) genannt. Sie sind bei verschiedenen Geschöpfen von verschiedener Größe und Form. Im allgemeinen lassen sich folgende Hauptformen unterscheiden: Spermatozoiden mit länglichem Körper und langem Schwanzfaden (bei dem Menschen und den meisten Säugethieren); mit birnförmigem Körper und Schwanzfaden (bei vielen Säugethieren); mit walzenförmigem Körper und Schwanzfaden (bei mehrern Vögeln, Amphibien und Fischen); mit schraubenförmig gedrehtem Körper und Schwanzfaden (bei Singvögeln und Haifischen); mit haarförmigem Körper (bei vielen Mollusken, In-

fekten und Würmern). Das weibliche Zeugungsmittel, im Eierstocke gebildet, ist das Ei, und dieses zeigt vor seiner Befruchtung bei allen Thieren denselben Bau. Es stellt nämlich ein rundliches Bläschen von sehr verschiedener Größe bei verschiedenen Thieren dar, dessen Hülle Dotterhaut genannt wird, und dessen Höhle mit einer größern oder geringern Menge einer körnerhaltigen Flüssigkeit (Dotter, Dotterkugel) angefüllt ist. Im Dotter, dessen Körnchen Zellen mit feinkörnigem Inhalte und Fetttröpfchen sind, befindet sich ein helles, rundes, durchsichtiges Bläschen (das Keimbläschen) mit einem oder mehrern Flecken (Keimflecken). Die Eier der Wirbelthiere, wie sie vom Eierstock abgehen, bestehen nur aus dem Dotter und der Dotterhaut nebst den darin enthaltenen Theilen; besitzen sie noch Eiweiß und Schale, dann kommen diese erst später, nach dem Abgange vom Eierstocke, im Eileiter hinzu. Das Ablösen der reifen Eier vom Eierstock erfolgt auch ohne Befruchtung, selbst bei den Säugethieren und Menschen (zur Zeit der Brunst und Menstruation). Wie nun der Samen das Ei befruchtet, ist zur Zeit noch nicht aufgehellt, und man weiß noch nicht, was aus den Spermatozoen, dem Keimbläschen und Keimflecke wird. Früher nahm man an, daß die Samenfäden das reife Ei nur zu berühren brauchten (Contacttheorie); jetzt weiß man, daß diese durch eine oder mehrere Oeffnungen (micropyle) in das Ei eindringen und darin untergehen.

Die Fähigkeit der geschlechtlichen Vermehrung beginnt, sobald die Geschlechtsorgane ihre formelle Ausbildung erreicht haben, d. i. die Pubertät. Beim Menschen fällt dieselbe durchschnittlich zwischen das 14. und 18. Lebensjahr; natürlich haben Klima, Lebensweise und manche andere Umstände Einfluß darauf. Uebrigens darf man nicht glauben, daß der Eintritt der Geschlechtsreife nun auch sogleich den Culminationspunkt der geschlechtlichen Leistungen bezeichne; erst nach und nach entwickelt sich das Fortpflanzungsgeschäft. Das Erlöschen der Zeugungsfähigkeit findet beim menschlichen Weibe in der Regel zwischen dem 45. und 50. J., beim Manne um das 60. J. statt. Zur Zeit der Geschlechtsreife geschieht selbständig und ohne weitere Einwirkung von außen die Reifung und Lösung der Zeugungsproducte. Bei der Frau findet die Lösung der Eier zur Zeit der Menstruation, bei Thieren zur Brunftzeit statt. Die Entwickelung der befruchteten Eier findet theils außerhalb des mütterlichen Organismus (eierlegende Thiere), bald innerhalb desselben statt (lebendiggebärende Thiere), und zwar entwickelt sich das Junge entweder, indem es, wie bei den Säugethieren, in organische Verbindung mit dem mütterlichen Organismus tritt und von demselben Stoff zugeführt erhält, oder indem das Ei als solches geschlossen bleibt und das Junge sich auf Kosten des darin enthaltenen Nahrungsstoffs entwickelt (Ovoparen und Viviparen).

Zeulenroda, die zweite Stadt des Fürstenthums Reuß älterer Linie (Reuß-Greiz), in einer bergigen, waldigen Gegend, auf einem hohen Plateau gelegen, ist Sitz einer landesherrl. Justizbehörde und einer Telegraphenstation und zählt 6500 E. Nach vielen großen Bränden (1566, 1636, 1706, 1790 und besonders 1819) ist die Stadt jetzt schön und in allen Theilen regelmäßig gebaut. Sie besitzt ein schönes Rathhaus (am geräumigen Marktplatze), zwei Kirchen (zur Heiligen Dreieinigkeit und zum Heiligen Kreuze), eine erste und eine zweite Bürgerschule sowie mehrere Wohlthätigkeitsstiftungen. Einen fast europ. Ruf hat sich Z. durch seine Industrie erworben. Hauptgegenstände der Fabrikthätigkeit sind wollene und baumwollene Strumpfwaaren, außerdem verschiedene wollene und baumwollene Zeuge, Seifen und Metallwaaren. Außerdem sind die Färberei und namentlich auch der Viehhandel von Bedeutung. Die Herstellung der durch ihre Feinheit ausgezeichneten Strumpfwaaren von Z. beschäftigt Tausende von Arbeitern (auch in den Umgebungen der Stadt), und die Erzeugnisse werden nach allen Theilen der Welt versendet. Auch die Leinwandmärkte der Stadt sind renommirt. In der Nähe werden gute Baumaterialien (Pahrener Kalk und Kalksteine) sowie Mineralfarben gefunden. Das früher rege betriebene Alaunwerk ist jedoch neuerdings eingegangen. Z. gehörte noch 1399 als Dorf zur Pflege Reichenfels. 1438 erhielt dasselbe von Heinrich dem Mittlern von Gera Stadt- und Marktgerechtigkeit nebst Stadt- und Rathssiegel sowie eine beschränkte Gerichtsbarkeit. Seit 1500 gehörte der Ort der Linie Reuß-Plauen zu Greiz.

Zeune (Aug.), verdient um Blindenerziehung wie um Geographie und deutsche Sprache, geb. 12. Mai 1778 zu Wittenberg, erhielt durch seine Aeltern eine treffliche Erziehung, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt und trat daselbst 1802 als Docent über Erdkunde auf. Sein Antrittsprogramm «De historia geographiae» verschaffte ihm einen Ruf nach Berlin, wo er 1803—5 Lehrer am Grauen Kloster war. Viel Aufsehen machte seine Schrift «Ueber Basaltpolarität» (Berl. 1809). Durch Blumenbach wurde er damals an die Afrikanische Gesellschaft in London zu einer Sendung in das Innere Afrikas empfohlen, doch mußte er einem

andern Bewerber weichen. In Berlin fand sein wissenschaftlicher Eifer reiche Nahrung in dem Umgange mit Alex. von Humboldt, Johannes von Müller und Fichte. Durch seine «Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung» (Berl. 1808; 3. Aufl. 1830), mit welcher er der Geographie zuerst einen mehr stabilen und natürlichen Gehalt gab, wurde er ein würdiger Vorgänger Karl Ritter's. 1810 erfolgte seine Ernennung zum außerord. Professor der Geographie an der berliner Universität. Im Winter von 1812—13 hielt er daselbst seine vielbesprochenen, patriotisch anfeuernden Vorträge über das Nibelungenlied. Mit Jahn suchte er die deutschen Tugenden in den Herzen der Jünglinge zu erwecken, und in diese Periode fallen auch mehrere seiner die Sprachkunde, die Politik und das Volksthum betreffenden Schriften. Seine segensreichste Wirksamkeit aber beruhte in der von ihm 13. Oct. 1806 mit einem einzigen Zöglinge eröffneten Blindenanstalt. Kaum gegründet, drohte diese Anstalt beim Einbruch der franz. Heere wieder unterzugehen, indem alle Unterstützung von seiten des Königs ausblieb. Doch Z. rettete das Institut, indem er vertrauensvoll den Rest seines Vermögens der Anstalt opferte. Sein Vertrauen wurde durch das frische Aufblühen der Anstalt unter seiner und seiner Gattin Pflege reich belohnt. In den J. 1820 und 1824 machte Z. Amtsreisen durch Holland, Frankreich, England und die Schweiz, um die dortigen Taubstummen- und Blindenanstalten kennen zu lernen. 1814 stiftete er die Gesellschaft für deutsche Sprache und 1828 die Gesellschaft für Erdkunde. Z. starb 14. Nov. 1853. Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: «Belisar, über den Unterricht der Blinden» (Berl. 1831; 2. Aufl. 1836); seine Uebersetzung des «Nibelungenliedes» (Berl. 1814) sowie eine Ausgabe dieses Gedichts im Originale (Berl. 1815); die Schrift «Ueber die Schädelbildung zur festern Begründung der Menschenrassen» (Berl. 1846) u. s. w. Auch hat Z. sehr zweckmäßige Reliefgloben erfunden. — Z.'s Vater, **Johann Karl Z.**, geb. 29. Oct. 1736 zu Stolzenhayn bei Naumburg, seit 1776 ord. Professor der griech. Sprache zu Wittenberg, wo er 8. Nov. 1788 starb, hat sich als Philolog Verdienste erworben.

Zeus, s. **Jupiter**.

Zeuß (Joh. Kaspar), ausgezeichneter Geschichts- und Sprachforscher, geb. zu Vogtendorf im bair. Oberfranken 22. Juli 1806, der Sohn eines Baumeisters, besuchte nach Beendigung seiner Gymnasialstudien zu Bamberg 1825 noch die philol. Vorlesungen des dortigen Lyceums und ging dann, um sich für das höhere Lehramt vorzubereiten, 1826 nach München. Hier fühlte er sich vorzüglich von den Leistungen der neuen geschichtlichen und vergleichenden Sprachforschung angezogen, und er benutzte die Schätze, welche die reiche Staatsbibliothek, und die Muße, die ihm ein mehrjähriger Aufenthalt im gräfl. Montgelas'schen Hause gewährte, zu geschichtlich-sprachlichen Untersuchungen über die europ. Urvölker, mit Ausschluß der classischen. Die Ergebnisse dieser Studien legte er in seinem ersten bedeutenden Werke, «Die Deutschen und die Nachbarstämme» (Münch. 1837) nieder, welchem die gründliche Untersuchung über «Die Herkunft der Baiern von den Markomannen» (Münch. 1839) folgte. 1839 als Professor der Geschichte an das Lyceum zu Speier versetzt, veröffentlichte er hier die «Traditiones possessionesque Wizenburgenses» (Speier 1842), die Wichtigkeit dieser bisher unbenutzten histor. Denkmäler richtig erkennend. Diesem Werke ließ er eine auf sorgfältigster Quellenforschung beruhende Arbeit über «Die Freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843) folgen. Obschon 1847 als Professor der Geschichte nach München berufen, zog er doch eine Professur am Lyceum zu Bamberg vor, die er noch in demselben Jahre antrat. Hier bearbeitete er die «Grammatica Celtica» (2 Bde., Lpz. 1853), eine sprachwissenschaftliche Arbeit, welche sich den Leistungen J. Grimm's und Dietz' würdig zur Seite stellt, und zu der er die Materialien seit längerer Zeit großentheils aus noch ungedruckten Handschriften zu Karlsruhe, St.-Gallen, Würzburg, Mailand, Turin, Paris, London, Oxford u. s. w. gesammelt hatte. Dieselbe fand besonders auch in England (Dublin) die verdiente Beachtung und wurde hier der Ausgangspunkt für eine neue Epoche in der celt. Sprach- und Alterthumsforschung. Z. selbst starb, in Ruhestand versetzt, 10. Nov. 1856 zu Vorstendorf bei Kronach in Oberfranken.

Zeuxis aus Herakleia (wahrscheinlich der bithynischen Stadt dieses Namens), einer der berühmtesten Maler des griech. Alterthums, neben Parrhasios (s. d.) der bedeutendste Vertreter der ionischen, d. h. kleinasiat. Malerschule, kam als junger Mann um 400 v. Chr. nach Athen, wo er zu dem Maler Apollodoros in ein näheres Verhältniß trat und unter andern zwei berühmte Bilder, einen mit Rosen bekränzten Eros und eine Centaurenfamilie, ausführte. Von Athen ging er nach Kleinasien und nahm seinen Wohnsitz in Ephesus, wurde aber nach verschiedenen Gegenden zur Ausführung künstlerischer Aufträge berufen. So kam er auch nach

Kroton in Unteritalien, wo er mehrere Bilder, unter denen besonders das der Helena berühmt war, für den Tempel der Hera auf dem Vorgebirge Lakinion malte, und an den Hof des Königs Archelaos von Macedonien, dessen Palast er für ein bedeutendes Honorar mit Gemälden schmückte. In seinen spätern Jahren soll er selbst eine so hohe Meinung von sich und seiner Kunst gehabt haben, daß er seine Gemälde als unbezahlbar nur noch verschenkte. Sein Ruhm beruht hauptsächlich auf der meisterhaften Behandlung der Farben und der Lichteffecte. Ueber die täuschende Naturwahrheit seiner Gemälde werden verschiedene Anekdoten erzählt. Weniger bedeutend war er in Hinsicht der Composition und der tiefern Auffassung der Grundcharaktere der von ihm dargestellten Persönlichkeiten; daher Aristoteles seinen Gemälden das Ethos abspricht. In Hinsicht der Zeichnung liebte er es, seinen Figuren, auch den Frauengestalten, kräftige und volle Formen zu geben. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 2, Stuttg. 1859); Helbig in den «Jahrbüchern für Philologie» (Bd. 95, Lpz. 1867).

Zeyst, Zeist, eins der schönsten Dörfer der Niederlande, in der Provinz und $1^1/_2$ M. östlich von der Stadt Utrecht, an der Eisenbahn, liegt in einer reizenden und vortrefflich angebauten Gegend, umgeben von vielen Gärten, schönen Waldungen, hochstämmigen Alleen und sehr zahlreichen Landhäusern. Auch steht in der Nähe der Obelisk, welcher zum Andenken an die 23. Jan. 1579 geschlossene Utrechter Union der sieben vereinigten Provinzen errichtet wurde. Z. gehörte früher den Grafen von Nassau, wurde aber in der Mitte des 18. Jahrh. an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeinde zur Anlegung einer Colonie überließ. Ende 1864 zählte der Ort 5235 E. Die Herrnhuter, etwa drittehalb hundert, haben hier eine rege Industrie entwickelt. Sie unterhalten namentlich eine renommirte Porzellanofenfabrik und zwei Metallgießereien, fertigen Talglichte von vorzüglicher Güte, Seifenkugeln, Schuhe, Handschuhe, Drechsler- und Kunsttischlerwaaren. Außer ihrer Kirche sind noch eine reformirte mit schöner Orgel, eine röm.-katholische und eine Separatistenkirche vorhanden. Auch besteht ein Bruder-, Schwester- und Witwenhaus sowie eine Kostschule für Knaben und Mädchen.

Zibeththiere (Viverrina) nennt man eine Familie der Raubthiere, die zurückziehbare Krallen, hinter dem Fleischzahne im Oberkiefer zwei, im Unterkiefer einen Höckerzahn und in der Aftergegend Drüsen haben, welche eine starkriechende Feuchtigkeit absondern. Die asiatische Zibethkatze (Viverra Zibetha) ist grau, schwarzbraun gefleckt, mit weißer, schwarzgestreifter Kehle und fast ohne Mähne. Sie lebt auf den hinterind. Inseln und nährt sich von kleinen Vögeln und Säugethieren. Die afrikanische Zibethkatze (V. Civetta) unterscheidet sich von ihr durch eine über den ganzen Rücken laufende buschige Mähne und findet sich in Mittelafrika, besonders in Abyssinien. Der Zibeth, die Absonderung jener Afterdrüsen, war ehemals statt des Moschus und Ambra in Gebrauch, weshalb man beide Arten Zibethkatzen häufig in Käfigen hielt, um ihn zu bestimmten Zeiten herauszunehmen. Die Genette (V. Genetta) kommt in ganz Afrika, in Spanien und Südfrankreich vor, wird nur $1^1/_2$ F. lang, hat an den Seiten Reihen von schwarzen Flecken und wird zur Vertilgung der Ratten und Mäuse gezähmt.

Zichy von Vásonykeö (spr. Sitschi), eine der ältesten und berühmtesten ungar. Familien, die nach den gewöhnlichen Angaben aus der Tatarei stammt, seit 1210 vielfach in der Landesgeschichte genannt wird und 1625 in den Grafenstand erhoben wurde. Im 18. Jahrh. theilte sich das Haus durch die Brüder Johann II. und Stephan II., beide Söhne Johann's I., in zwei Linien, die zu Palota und die zu Karlburg. Die Linie Palota schied sich durch die drei Söhne des Stifters, Sigismund, Johann (III.) und Nikolaus (gest. 1826), in drei Zweige: 1) den Zweig zu Adony und Szent-Miklós, gegenwärtig repräsentirt durch den Enkel des Stifters, den Grafen Sigismund von Z., geb. 6. Jan. 1800; 2) den Zweig zu Nagy-Lang, dessen Haupt der Graf Georg von Z., geb. 10. Aug. 1805, ist; 3) den Zweig zu Palota, dessen Mannsstamm im Grafen Nikolaus von Z., geb. 4. April 1800, blüht. Die Linie Karlburg hat den Grafen Stephan von Z., geb. 1715, gest. 1760, zum Ahnherrn, der drei Söhne hinterließ: 1) Graf Franz von Z., geb. 1751, gest. 1812, der Großvater des gegenwärtigen Haupts dieses Familienzweigs, des Grafen Ladislaus von Z., geb. 11. Aug. 1799. Einer der Oheime desselben, Graf Eugen von Z., geb. 25. Sept. 1809, war Administrator des Weißenburger Comitats, ging während der ungar. Insurrection mit dem Erzherzog Palatin nach Stuhlweißenburg und blieb nach dessen Abzuge in dieser Stadt. Des Einverständnisses mit den anrückenden österr. Truppen und des Versuchs zur Vertheilung kaiserl. Proclamationen bezichtigt, nahmen ihn die Insurgenten gefangen. Er wurde 30. Sept. 1848 auf der Insel Csepel vor ein Standgericht gestellt, dem Görgei präsidirte, verurtheilt und hingerichtet. 2) Graf Karl von Z., ein ausgezeichneter österr. Staatsmann, geb. 4. März 1753 zu Presburg, wurde 1786 Obergespan

im Comitat Raab, Präsident der ungar. Hofkammer und 1788 Judex curiae, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die Beruhigung Ungarns erwarb. 1802 erhielt er das Präsidium der allgemeinen Hofkammer und damit zugleich die Leitung der Finanzen. Hierauf wurde er 1808 Staats- und Conferenzminister und 1809 Kriegsminister. Während der Kriegsjahre von 1813 und 1814 war er mit der Leitung der innern Staatsangelegenheiten beauftragt. Auf den ungar. Landtagen galt er als eins der ausgezeichnetsten Mitglieder. Er starb zu Wien 28. Sept. 1826. Sein ältester Sohn, Graf Franz von Z.-Ferraris, geb. 25. Juni 1777, starb 6. Oct. 1839 als österr. Feldmarschallieutenant. Dessen jüngerer Bruder, Graf Karl von Z., geb. 20. Juni 1778, war ungar. Schatzmeister, Präsident der ungar. Hofkammer und Obergespan des Wieselburger Comitats und starb 15. Dec. 1834, mit Hinterlassung von 14 Söhnen und Töchtern. Ein dritter Bruder, Graf Ferdinand von Z., geb. 13. Mai 1783, Feldmarschallieutenant und Festungscommandant von Venedig, capitulirte nebst dem Grafen Palffy 22. März 1848 mit den Insurgenten und legte die Civil- und Militärregierung der Stadt in die Hände derselben. Deshalb vor Gericht gestellt, ward er im Juni 1849 zur Cassation, zum Verlust aller Orden und zu 10jähriger Festungsstrafe verurtheilt, aber im Jan. 1851 vom Kaiser begnadigt. 3) Graf Stephan, geb. 14. Juli 1757, starb 30. Juni 1841. Sein Sohn, Graf Stephan von Z., geb. 13. April 1780, war eine Zeit lang österr. Botschafter in Petersburg und starb 8. Juni 1853 zu Wien.

Ziebland (Georg Friedr.), vorzüglicher deutscher Baumeister, geb. 7. Febr. 1800 zu Regensburg, erhielt in München durch Joh. Maria Quaglio eine tüchtige Vorbildung und begann 1812 unter Fischer's Leitung seine Studien auf der dortigen Akademie, die er erst 1824 verließ, als die Direction der Bauschule bereits an Gärtner übergegangen war. Um diese Zeit lieferte er mehrere Programmarbeiten, auf welche hin König Ludwig ihn zu einer Reise nach Italien unterstützte. Er sollte dort besonders die Basiliken studiren, indem er schon damals mit Entwerfung des Planes zu einer solchen in München vom König beauftragt wurde. Z. hielt sich 1827—29 in Italien auf. Neben seinem Hauptzwecke war besonders die Decoration von Pompeji sein Augenmerk, nach deren Vorbilde er den Entwurf zu dem Wandschmucke für die dem Könige Ludwig gehörende Villa Malta in Rom zu fertigen hatte, welcher dann unter Mart. Wagner's Leitung ausgeführt wurde. Nach seiner Rückkehr im Herbste 1829 wurde er der Bausection des Ministeriums zugetheilt und zugleich Mitglied des Baukunstausschusses in München. Nachdem er 1831 das Local der Steuerkatastercommission in würdigem Rundbogenstil und hierauf das in altdeutschem Stil gehaltene Denkmal zu Aibling erbaut hatte, übertrug man ihm den Plan zu dem ehernen Baldachin in der Fürstengruft der Theatinerkirche zu St.-Cajetan in München, welcher die beiden Särge mit den Ueberresten des Königs Maximilian I. und der Königin Karoline umschließt. Die Ausführung dieses Werks kam unter seiner Leitung im reichsten Rundbogenstil 1842—43 in der königl. Erzgießerei zu Stande. Inzwischen war 12. Oct. 1835 der Grundstein zu der dem heil. Bonifacius geweihten Basilika gelegt worden, welche Z. 1848 vollendete. Das Gebäude besteht mit Ausnahme der Säulen aus Ziegeln und imponirt in seinem einfachen Aeußern blos durch die großen Dimensionen und die edeln Verhältnisse. Im Innern dagegen entwickelt sich die ganze Pracht, deren dieser Stil fähig ist. Die fünf Schiffe sind durch vier Reihen von je 16 Marmorsäulen getrennt; alle Details sind consequent und schön durchgeführt; die Oberwände des Mittelschiffs und die Chornische prangen mit den Fresken von Heinr. Heß; die Balken und Sparren der von innen sichtbaren Bedachung sind farbig geziert und vergoldet. Unmittelbar an die Chornische schließt sich das ganz einfache Bonifaciuskloster an, und an dieses, gegen die Glyptothek hin, das große, seit 1845 vollendete Kunstausstellungsgebäude, ebenfalls von Z., mit seinem achtsäuligen korinth. Porticus und prächtigen Giebelfelde. Disposition, Beleuchtung von oben und Construction sind an diesem Gebäude nicht minder bemerkenswerth als seine Schönheit. Nach dem Tode Ohlmüller's (s. d.) erhielt Z. den Auftrag zur Vollendung des Baues der Mariahilfkirche in der Vorstadt Au sowie die artistische Beaufsichtigung und Bewahrung der Burg Hohenschwangau, welche durch die unter seiner Leitung geführten Neubauten beträchtlich erweitert wurde.

Ziegel nennt man künstlich gebrannte Steine aus Lehm oder Thon, die schon bei den Bauten der frühesten Culturvölker des Alterthums in Anwendung kamen. Nach Plinius vervollkommneten namentlich die Griechen die Kunst der Ziegelbrennerei. Dieselben hatten dreierlei Arten Ziegel, von denen die erste 6, die zweite 12 und die größte 15 Zoll lang war. Auch die Römer brachten es im Ziegelbrennen weit, wie dies die Trajanssäule beweist. Im Mittelalter bediente

man sich häufig glasirter Z. oder Klinker und wendete diese in verschiedenen Farben zur Be-
zierung an. Man bildete damit auch Inschriften, wie an der Marienkirche zu Elbing, in dem
Schlosse zu Graudenz und mehrern Gebäuden des 14. Jahrh. in England. Unter den neuern
Völkern brachten es die Engländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens. Ihre Ziegel-
häuser widerstehen der meist feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Der
Stoff zur Bereitung der Z. besteht in einer Mischung von Thon und Sand, die man Lehm
oder Ziegelerde zu nennen pflegt. Die Ziegelbereitung ist ein besonderes Gewerbe, das
Menschen (Ziegelstreicher) beschäftigt, wird aber in der Neuzeit auch vermittels Ziegelmaschinen
betrieben, wovon es eine große Zahl von Constructionen gibt. Beim Brennen der gestrichenen
oder gepreßten Z. ist es ein Haupterforderniß, daß dieselben vorher hinlänglich ausgetrocknet
sind. Ist dieses nicht der Fall, so bringt das inwendige Wasser, das durch die Hitze sich in
Dämpfe verwandelt, die Z. zum Zerplatzen. Das Trocknen geschieht in den Ziegelscheunen,
das Brennen in den Ziegelöfen, Brennöfen, von welchen ebenfalls sehr viele abweichende Bau-
arten üblich sind. Als die vorzüglichsten gelten die ringförmigen Patentziegelöfen von Hoffmann
und Licht. Die Z. haben von ihrer Form und ihrem Zwecke verschiedene Namen. Die ägypt.
Luftsteine werden nur an der Luft getrocknet, wie dies noch gegenwärtig mit den Luftsteinen
(Lehmsteinen, Patzen) anderwärts geschieht. Brunnen- oder Kesselziegel sind bogenförmig ge-
arbeitet und dienen zum Rundbau; Falz- oder Mauerziegel, zum Aufführen aller Arten
Mauern, haben eine parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel, theils vier-, theils sechseckig, dienen
zum Auspflastern der Fußböden; Keilziegel, von Gestalt eines abgestutzten Keils, werden zu Ge-
wölben gebraucht; Biberschwänze sind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln.
Kapp- oder Kaffziegel sind sehr breite Biberschwänze mit einer Oeffnung in der Mitte; Hohl-
oder Forstziegel sind concave Dachziegel zum Decken der Forste. Ochsenmäuler nennt man
Dachziegel von einer runden, gedrückten Gestalt. Paßziegel, Pfannenziegel oder Schlußziegel
sind wie ein ∼ gebogen und sehr gut zum Dachdecken, fallen aber freilich sehr ins Gewicht.
Sehr haltbar sind glasirte Z., die mit Kalk, Gips oder Flußspat überschmolzen werden. Die
Klinker (s. d.) werden bei sehr starkem Feuer gebrannt und sind sehr hart und dauerhaft. Dasselbe
gilt von den Mundsteinen oder solchen Z., die zufällig am Mundloche des Ofens gestanden und
einen sehr starken Feuergrad ausgehalten haben. Feuerfeste oder Chamotteziegel bestehen aus
einem eisen- und kalkfreien Thon, den man mit zerstoßenen Porzellanscherben oder hartgebrann-
tem und gepochtem Thon derselben Art zersetzt; sie halten die höchsten Hitzegrade aus, ohne zu
schmelzen oder zu bersten. Gläserne Z., die aus ¼ Zoll dickem Glas bestehen, werden in Ziegel-
dächer eingesetzt, um Licht durchzulassen. Merkwürdig sind noch die von Ehrenberg in Berlin
aus Infusorien hergestellten Z., die halb so leicht als andere Z. sind. Poröse Z. stellt man her
durch Vermischen des Thons mit Sägespänen oder Kohlengries, welche in der Ofenglut zerstört
werden. Eine engl. Erfindung, neuerdings für Innenwände überall beliebt, sind die perforirten
durchlöcherten oder Hohlbauziegel, welche auf Maschinen angefertigt werden. Vgl. Heusinger
von Waldegg, «Die Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1867).

Ziegen (Capra), eine Gattung hohlhörniger Wiederkäuer mit seitlich zusammengedrückten,
sichelförmig nach hinten gebogenen Hörnern, das Männchen meist mit einem Barte am Kinn
versehen. Die Z. leben truppweise in Gebirgsgegenden, sind scheu und im Klettern und Springen
gleich ausgezeichnet durch Geschick wie durch Kühnheit. Hierher gehören nächst den Steinböcken
(s. d.) die Bezoarziege (C. Aegagrus), Paseng oder wilde Ziege. Diese ist röthlichgrau ge-
färbt, hat auf dem Rücken einen schwarzen Streif, bewohnt die Scheidegebirge Vorder- und
Mittelasiens und gleicht besonders in den querwulstigen Hörnern ziemlich dem Steinbock. Die
gemeine Ziege (C. Hircus) erscheint seit den ältesten Zeiten als Hausthier der Gebirgsnomaden
und kommt gegenwärtig in vielen durch Größe, Gestalt der Hörner und Beschaffenheit des
Haars unterschiedenen Abarten vor. Langes, seidenartiges Haar haben die Angoraziege (s. d.)
oder Kämelziege, in Syrien heimisch und durch seitwärts gezogene, gedrehte Hörner ausge-
zeichnet, besonders aber die tibetanische Ziege und die vielleicht mit ihr identische Kaschmir-
ziege. Letztere werden auf den Bergen des Himalaja als Hausthiere gehalten, gedeihen besser
in den kältern Regionen und geben das feinste Wollhaar, die einzelne Ziege jährlich nur wenige
Unzen. Aus demselben werden die berühmten Kaschmirshawls gewebt, deren hoher Preis eine
Folge der Seltenheit des Stoffs, der Kunstfertigkeit der Weber, des schwierigen Transports und
mannichfacher Zollbelastungen während desselben ist. Versuche, die Kaschmirziege bei uns zu
ziehen, sind bisjetzt wenig geglückt, doch hat man durch Kreuzung mit der Angoraziege eine
treffliche und ergiebige Mittelrasse erzielt. Unter den grobhaarigen Z. ist die in Aegypten und

Syrien heimische Mamberziege, deren Hörner sich nach hinten ringeln, durch ihren häßlichen Kopf merkwürdig, an dem die Ohren lang herabhängen, die Nase in der Mitte gebrochen und die Schnauze abgestutzt ist. Auch von unserer Hausziege kennt man mehrere Spielarten, z. B. die ungehörnte spanische, die walesische, deren Hörner erst in einer gewissen Höhe nach den Seiten gedreht sind, u. s. w. Im großen geschieht die Zucht der Ziege am vortheilhaftesten in gebirgigen Gegenden. Die Paarung findet dann im Herbst statt, damit die Jungen im Frühling geboren werden, wo die Weide offen wird. Die Stallfütterung geschieht mit trockenem Laube, Heu, Stroh und Wurzelwerk. Saufen bedürfen die Z. wenig, desto mehr Salz und stets trockene Streu. Den hauptsächlichsten Nutzen gewähren sie durch ihre Milch, deren Genuß als der Gesundheit zuträglich empfohlen wird; auch bereitet man aus derselben Käse. Die Haare können nur zur Verfertigung grober Zeuge (Teppiche), zu Pinseln, Bürsten, Hüten, Polstern gebraucht werden. Aus Ziegenleder macht man Beinkleider und besonders Handschuhe.

Ziegenbalg (Bartholomäus), ein verdienstvoller Missionar, geb. zu Pulsnitz in der Lausitz 14. Juni 1683, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und widmete sich dann in Halle dem Studium der Theologie. 1705 folgte er dem Rufe des Königs Friedrich IV. von Dänemark, der eine Mission in Indien gründen wollte. Z. kam 1706 in der Niederlassung zu Trankebar an, wo er aber gegen den Widerstand der dän. Colonialbeamten heftig anzukämpfen hatte, die ihn sogar auf kurze Zeit einsperrten und ihm nicht erlaubten, seine angefangene Uebersetzung des Neuen Testaments in die tamulische Sprache zu vollenden. Erst strenge Befehle aus dem Mutterlande gewährten ihm die nöthige Sicherheit. Er kehrte 1714 nach Europa zurück und ging nach England, von wo er unter dem Schutze der Ostindischen Gesellschaft 1716 nach Madras reiste. Später ging er wieder nach Trankebar, um seine Berufsarbeiten fortzusetzen, wo er aber 23. Febr. 1719 starb. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die «Grammatica Damulica» (Halle 1716), die «Explicatio doctrinae christianae Damulice» (1719), die «Biblia Damulica» (1723) und die «Ausführlichen Missionsberichte» (Halle 1710 fg.), die bis 1770 unter seinem Namen fortgesetzt wurden. Neuerdings gab der Missionar Germann in Ostindien aus Z.'s Nachlaß die «Genealogie der malabarischen Götter» (Erlang. 1868; das erste in Madras hergestellte deutsche Buch) heraus. Vgl. Germann, «Z. und Plütschau. Die Gründungsjahre der trankebarschen Mission» (Erlang. 1868).

Ziegenbart heißen verschiedene eßbare Fleischpilze aus der Abtheilung der Hutpilze (Hymenomyceten), insbesondere die Clavaria Botrytis P., ein in Laub- und Nadelwäldern an der Erde zwischen Moos und Gras im Frühling und Herbst wachsender Pilz mit dickem, hellem, oft liegendem Strunke, welcher sich in kurze, ungleiche, runzelige Aeste theilt, die in abgestutzte, kammartig gezähnte Zweigchen von röthlichbrauner oder purpurröthlicher Farbe endigen. Dieser Pilz wird auch die röthliche Bärentatze genannt und ist sehr wohlschmeckend. Sehr häufig findet sich in Wäldern auch der gelbe Z. (C. flava P.), dessen weißlicher Strunk in eine Menge unregelmäßig verzweigter hellgelber Aeste zertheilt erscheint. Auch der Strunkschwamm (Sparassis crispa Fr.), welcher eine auf dickem, fleischigem Strunke sitzende Krone übereinanderliegender, sich dachziegelförmig deckender, unregelmäßig geformter, fleischiger, krauser Platten bildet, wird bisweilen Z. genannt oder mit den erwähnten Arten der Gattung Clavaria verwechselt.

Ziegenhain, alte Stadt und Hauptort eines Kreises (10,65 Q.-M. mit 34183 E. (1864), im Kreisgerichtsbezirk Marburg des preuß. Regierungsbezirks Kassel (Kurhessen), an der Schwalm, 7 M. südsüdwestlich von Kassel und unweit östlich von Treisa an der Main-Weserbahn, ist der Sitz eines Landraths- und Justizamts und besteht aus zwei getrennten Theilen, aus der ein Viereck bildenden, noch mit hohen, starken Wällen und Wassergräben umschlossenen sog. Festung auf einer Flußinsel, und der Vorstadt Weichhaus. Der Ort hat 1552 E. (1864), welche Landwirthschaft treiben und viele Mühlwerke unterhalten, eine evang. Pfarrkirche und ein alterthümliches Schloß, in welchem früher das hess. Hausarchiv und zugleich Staatsgefangene untergebracht waren, das aber jetzt als Zwangsarbeitsanstalt für männliche Sträflinge dient. Z. war früher der Sitz mächtiger Grafen, deren erster, Friedrich, dritter Sohn des Landgrafen Ludwig IV., die Grafschaft Z. 1173 erhielt. Der letzte Besitzer, Graf Johann der Starke von Z., starb 1450. Wegen der Erbschaft entstand ein langer Streit zwischen den Grafen von Hohenlohe und den Landgrafen von Hessen, den erst Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstag zu Worms 1495 zu Gunsten Hessens entschied. Landgraf Philipp der Großmüthige baute die Festung, welche sich durch ihre Stärke auszeichnete, sodaß man sagte «fest wie Z.». Dieselbe wurde von Philipp's treuem Hans von Lüder gegen die Kaiserlichen behauptet, doch mußte der Landgraf 1547 die Geschütze ausliefern. Im Dreißigjährigen Krieg diente sie der Landgräfin

man sich häufig glasirter Z. oder Klinker und wendete diese in verschiedenen Farben zur Verzierung an. Man bildete damit auch Inschriften, wie an der Marienkirche zu Elbing, in dem Schlosse zu Graudenz und mehrern Gebäuden des 14. Jahrh. in England. Unter den neuen Völkern brachten es die Engländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens. Ihre Ziegelhäuser widerstehen der meist feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Der beste Stoff zur Bereitung der Z. besteht in einer Mischung von Thon und Sand, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. Die Ziegelbereitung ist ein besonderes Gewerbe, das viele Menschen (Ziegelstreicher) beschäftigt, wird aber in der Neuzeit auch vermittels Ziegelmaschinen betrieben, wovon es eine große Zahl von Constructionen gibt. Beim Brennen der gestrichenen oder gepreßten Z. ist es ein Haupterforderniß, daß dieselben vorher hinlänglich ausgetrocknet sind. Ist dieses nicht der Fall, so bringt das inwendige Wasser, das durch die Hitze sich in Dämpfe verwandelt, die Z. zum Zerplatzen. Das Trocknen geschieht in den Ziegelscheunen, das Brennen in den Ziegelöfen, Brennöfen, von welchen ebenfalls sehr viele abweichende Bauarten üblich sind. Als die vorzüglichsten gelten die ringförmigen Patentziegelöfen von Hofmann und Licht. Die Z. haben von ihrer Form und ihrem Zwecke verschiedene Namen. Die ägypt. Luftsteine werden nur an der Luft getrocknet, wie dies noch gegenwärtig mit den Luftsteinen (Lehmsteinen, Patzen) anderwärts geschieht. Brunnen- oder Kesselziegel sind bogenförmig gearbeitet und dienen zum Rundbau; Falz- oder Mauerziegel, zum Aufführen aller Arten Mauern, haben eine parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel, theils vier-, theils sechseckig, dienen zum Auspflastern der Fußböden; Keilziegel, von Gestalt eines abgestutzten Keils, werden zu Gewölben gebraucht; Biberschwänze sind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kapp- oder Kaffziegel sind sehr breite Biberschwänze mit einer Oeffnung in der Mitte; Hohl- oder Forstziegel sind concave Dachziegel zum Decken der Forste. Ochsenmäuler nennt man Dachziegel von einer runden, gedrückten Gestalt. Paßziegel, Pfannenziegel oder Schlußziegel sind wie ein ∾ gebogen und sehr gut zum Dachdecken, fallen aber freilich sehr ins Gewicht. Sehr haltbar sind glasirte Z., die mit Kalk, Gips oder Flußspat überschmolzen werden. Die Klinker (s. d.) werden bei sehr starkem Feuer gebrannt und sind sehr hart und dauerhaft. Dasselbe gilt von den Mundsteinen oder solchen Z., die zufällig am Mundloche des Ofens gestanden und einen sehr starken Feuergrad ausgehalten haben. Feuerfeste oder Chamotteziegel bestehen aus einem eisen- und kalkfreien Thon, den man mit zerstoßenen Porzellanscherben oder hartgebranntem und gepochtem Thon derselben Art zersetzt; sie halten die höchsten Hitzegrade aus, ohne zu schmelzen oder zu bersten. Gläserne Z., die aus ¼ Zoll dickem Glas bestehen, werden in Ziegeldächer eingesetzt, um Licht durchzulassen. Merkwürdig sind noch die von Ehrenberg in Berlin aus Infusorien hergestellten Z., die halb so leicht als andere Z. sind. Poröse Z. stellt man dar durch Vermischen des Thons mit Sägespänen oder Kohlengries, welche in der Ofenglut zerstört werden. Eine engl. Erfindung, neuerdings für Innenwände überall beliebt, sind die perforirten, durchlöcherten oder Hohlbauziegel, welche auf Maschinen angefertigt werden. Vgl. Heusinger von Waldegg, «Die Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1867).

Ziegen (Capra), eine Gattung hohlhörniger Wiederkäuer mit seitlich zusammengedrückten, sichelförmig nach hinten gebogenen Hörnern, das Männchen meist mit einem Barte am Kinn versehen. Die Z. leben truppweise in Gebirgsgegenden, sind scheu und im Klettern und Springen gleich ausgezeichnet durch Geschick wie durch Kühnheit. Hierher gehören nächst den Steinböcken (s. d.) die Bezoarziege (C. Aegagrus), Paseng oder wilde Ziege. Diese ist röthlichgrau gefärbt, hat auf dem Rücken einen schwarzen Streif, bewohnt die Scheidegebirge Vorder- und Mittelasiens und gleicht besonders in den querwulstigen Hörnern ziemlich dem Steinbock. Die gemeine Ziege (C. Hircus) erscheint seit den ältesten Zeiten als Hausthier der Gebirgsnomaden und kommt gegenwärtig in vielen durch Größe, Gestalt der Hörner und Beschaffenheit des Haars unterschiedenen Abarten vor. Langes, seidenartiges Haar haben die Angoraziege (s. d.) oder Kämelziege, in Syrien heimisch und durch seitwärts gezogene, gedrehte Hörner ausgezeichnet, besonders aber die tibetanische Ziege und die vielleicht mit ihr identische Kaschmirziege. Letztere werden auf den Bergen des Himalaja als Hausthiere gehalten, gedeihen besser in den kältern Regionen und geben das feinste Wollhaar, die einzelne Ziege jährlich nur wenige Unzen. Aus demselben werden die berühmten Kaschmirshawls gewebt, deren hoher Preis eine Folge der Seltenheit des Stoffs, der Kunstfertigkeit der Weber, des schwierigen Transports und mannichfacher Zollbelastungen während desselben ist. Versuche, die Kaschmirziege bei uns zu ziehen, sind bisjetzt wenig geglückt, doch hat man durch Kreuzung mit der Angoraziege eine treffliche und ergiebige Mittelrasse erzielt. Unter den grobhaarigen Z. ist die in Aegypten und

Syrien heimische Mamberziege, deren Hörner sich nach hinten ringeln, durch ihren häßlichen Kopf merkwürdig, an dem die Ohren lang herabhängen, die Nase in der Mitte gebrochen und die Schnauze abgestutzt ist. Auch von unserer Hausziege kennt man mehrere Spielarten, z. B. die ungehörnte spanische, die walesische, deren Hörner erst in einer gewissen Höhe nach den Seiten gedreht sind, u. s. w. Im großen geschieht die Zucht der Ziege am vortheilhaftesten in gebirgigen Gegenden. Die Paarung findet dann im Herbst statt, damit die Jungen im Frühling geboren werden, wo die Weide offen wird. Die Stallfütterung geschieht mit trockenem Laube, Heu, Stroh und Wurzelwerk. Saufen bedürfen die Z. wenig, desto mehr Salz und stets trockene Streu. Den hauptsächlichsten Nutzen gewähren sie durch ihre Milch, deren Genuß als der Gesundheit zuträglich empfohlen wird; auch bereitet man aus derselben Käse. Die Haare können nur zur Verfertigung grober Zeuge (Teppiche), zu Pinseln, Bürsten, Hüten, Polstern gebraucht werden. Aus Ziegenleder macht man Beinkleider und besonders Handschuhe.

Ziegenbalg (Bartholomäus), ein verdienstvoller Missionar, geb. zu Pulsnitz in der Lausitz 14. Juni 1683, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und widmete sich dann in Halle dem Studium der Theologie. 1705 folgte er dem Rufe des Königs Friedrich IV. von Dänemark, der eine Mission in Indien gründen wollte. Z. kam 1706 in der Niederlassung zu Trankebar an, wo er aber gegen den Widerstand der dän. Colonialbeamten heftig anzukämpfen hatte, die ihn sogar auf kurze Zeit einsperrten und ihm nicht erlaubten, seine angefangene Uebersetzung des Neuen Testaments in die tamulische Sprache zu vollenden. Erst strenge Befehle aus dem Mutterlande gewährten ihm die nöthige Sicherheit. Er kehrte 1714 nach Europa zurück und ging nach England, von wo er unter dem Schutze der Ostindischen Gesellschaft 1716 nach Madras reiste. Später ging er wieder nach Trankebar, um seine Berufsarbeiten fortzusetzen, wo er aber 23. Febr. 1719 starb. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die «Grammatica Damulica» (Halle 1716), die «Explicatio doctrinae christianae Damulice» (1719), die «Biblia Damulica» (1723) und die «Ausführlichen Missionsberichte» (Halle 1710 fg.), die bis 1770 unter seinem Namen fortgesetzt wurden. Neuerdings gab der Missionar Germann in Ostindien aus Z.'s Nachlaß die «Genealogie der malabarischen Götter» (Erlang. 1868; das erste in Madras hergestellte deutsche Buch) heraus. Vgl. Germann, «Z. und Plütschau. Die Gründungsjahre der trankebarschen Mission» (Erlang. 1868).

Ziegenbart heißen verschiedene eßbare Fleischpilze aus der Abtheilung der Hutpilze (Hymenomyceten), insbesondere die Clavaria Botrytis P., ein in Laub- und Nadelwäldern an der Erde zwischen Moos und Gras im Frühling und Herbst wachsender Pilz mit dickem, hellem, oft liegendem Strunke, welcher sich in kurze, ungleiche, runzelige Aeste theilt, die in abgestutzte, kammartig gezähnte Zweigchen von röthlichbrauner oder purpurröthlicher Farbe endigen. Dieser Pilz wird auch die röthliche Bärentatze genannt und ist sehr wohlschmeckend. Sehr häufig findet sich in Wäldern auch der gelbe Z. (C. flava P.), dessen weißlicher Strunk in eine Menge unregelmäßig verzweigter hellgelber Aeste zertheilt erscheint. Auch der Strunkschwamm (Sparassis crispa Fr.), welcher eine auf dickem, fleischigem Strunke sitzende Krone übereinanderliegender, sich dachziegelförmig deckender, unregelmäßig geformter, fleischiger, krauser Platten bildet, wird bisweilen Z. genannt oder mit den erwähnten Arten der Gattung Clavaria verwechselt.

Ziegenhain, alte Stadt und Hauptort eines Kreises (10,65 Q.-M. mit 34183 E. (1864), im Kreisgerichtsbezirk Marburg des preuß. Regierungsbezirks Kassel (Kurhessen), an der Schwalm, 7 M. südsüdwestlich von Kassel und unweit östlich von Treisa an der Main-Weserbahn, ist der Sitz eines Landraths- und Justizamts und besteht aus zwei getrennten Theilen, aus der ein Viereck bildenden, noch mit hohen, starken Wällen und Wassergräben umschlossenen sog. Festung auf einer Flußinsel, und der Vorstadt Weichhaus. Der Ort hat 1552 E. (1864), welche Landwirthschaft treiben und viele Mühlwerke unterhalten, eine evang. Pfarrkirche und ein alterthümliches Schloß, in welchem früher das hess. Hausarchiv und zugleich Staatsgefangene untergebracht waren, das aber jetzt als Zwangsarbeitsanstalt für männliche Sträflinge dient. Z. war früher der Sitz mächtiger Grafen, deren erster, Friedrich, dritter Sohn des Landgrafen Ludwig IV., die Grafschaft Z. 1173 erhielt. Der letzte Besitzer, Graf Johann der Starke von Z., starb 1450. Wegen der Erbschaft entstand ein langer Streit zwischen den Grafen von Hohenlohe und den Landgrafen von Hessen, den erst Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstag zu Worms 1495 zu Gunsten Hessens entschied. Landgraf Philipp der Großmüthige baute die Festung, welche sich durch ihre Stärke auszeichnete, sodaß man sagte «fest wie Z.». Dieselbe wurde von Philipp's treuem Hans von Lüder gegen die Kaiserlichen behauptet, doch mußte der Landgraf 1547 die Geschütze ausliefern. Im Dreißigjährigen Krieg diente sie der Landgräfin

Amalie Elisabeth als Zufluchtsort, im Siebenjährigen Kriege aber den Franzosen seit 1757 als Stützpunkt. Dieselbe wurde seit 23. Aug. 1759 bis 2. Nov. 1762 viermal belagert und erobert und 1807 geschleift. — Das Dorf Z. bei Jena im Großherzogthum Sachsen-Weimar erlangte durch die jenaer Studenten wegen seines Biers, hauptsächlich aber wegen der Ziegenhainer, knotiger Stöcke aus Corneliuskirschbaum, einen verbreiteten Ruf. Unmittelbar darüber erhebt sich der Fuchsthurm, eine jetzt restaurirte Burg aus dem Mittelalter, mit weiter Aussicht.

Ziegenmelker, Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus), ein nächtlicher Vogel von eulenartigem Aussehen, Gefieder und Schrei, der aber bei näherer Betrachtung durch das weite Maul, den platten, schwachen Schnabel, die Füße und Flügel als schwalbenartiger Insektenfänger sich erweist. Der Vogel kommt Ende April und bleibt bis Ende Sept., duckt sich tagsüber an dunkeln Orten, schnappt die Nacht hindurch Insekten im Fluge weg, die er in ungeheuern Quantitäten vertilgt, und legt sein Ei ohne Nest in eine Vertiefung am Boden, häufig in Ställen, wo er ein- und ausgehen kann. Daß der Vogel Ziegen und Kühe melke und dadurch die Milch versiegen mache, daß er Schlafenden die Sehkraft durch Ueberfliegen der Augen raube, ist selbstverständlich Fabel.

Zieger ist eine käseartige Substanz, welche nach der Käsebereitung noch in den Molken zurückbleibt und nur durch eine Hitze von 60° R. bis zur Siedehitze daraus abgesondert werden kann, wenn man zugleich noch eine Säure, z. B. Essigsäure, hinzusetzt. Als Nahrungsmittel ist der Z. leichter zu verdauen als der Käse. Es fehlt ihm aber der angenehme, dem Käse eigenthümliche Geschmack. In der Schweiz wird nach der Bereitung des Käse jedesmal auch Z. bereitet.

Ziegler und Klipphausen (Heinr. Anselm von), deutscher Dichter, war 6. Jan. 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz geboren. Nachdem er sich auf der Universität mit der Jurisprudenz und den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, verwaltete er seine Güter. Er wurde Stiftsrath zu Wurzen und starb in Liebertwolkwitz bei Leipzig 8. Sept. 1697. Sein Hauptwerk ist die «Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu» (Lpz. 1688 u. öfter bis 1766), doch ist nur der erste Theil derselben von Z., der zweite von J. G. Hamann aus Schlesien. Dieser Roman, der alle Mängel seiner Zeit theilt, namentlich im allerschwülstigsten Stile geschrieben ist, in der Erfindung dagegen etwas mehr Verdienste hat, fand seiner Zeit einen ganz außerordentlichen Beifall, wurde vielfach nachgeahmt und hat auf die geistige und Geschmacksbildung mehrerer Generationen den größten Einfluß geübt. Weniger bedeutend sind seine andern theils geschichtlichen, theils poetischen Schriften.

Zierpflanzen heißen alle diejenigen Pflanzen, welche man, ohne Rücksicht auf ökonomischen Nutzen unterhält, um seine Umgebung damit zu schmücken. Auf höhern Culturstufen bildet die Zucht derartiger Pflanzen den Gegenstand eines Zweigs der Gartencultur, der Ziergärtnerei. In der Folge wird gewöhnlich, statt der Schönheit, die Seltenheit, Kostspieligkeit und Verkünstelung Selbstzweck und Werthmesser. Die Mode ist in der Wahl der Z. immer sehr vorherrschend gewesen. So wurde zwischen dem zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die etwa 12 J. früher bekannt gewordene, fast vergötterte Hortensie durch die wunderlichen, unansehnlich blühenden Mesembrianthemen, diese durch Eriken und Pelargonien verdrängt, die nach 20jährigem Miscredit wieder in Aufnahme kamen. So gingen die anfangs sehr armseligen Georginen der bereits verfallenden Cacteenzucht voraus. Dazwischen lagen Perioden, wo man nur auf Varietätenerzeugung von Calceolarien, Chrysanthemum, Lupinus und Phlox bedacht war. Welche Rolle die Camellien, Azaleen und Rhododendron spielten, und wie sie sich ausnahmsweise behaupten, ist ebenso bekannt, wie daß jetzt geringgeschätzte Tulpen vor 150 J. mit Gold aufgewogen wurden. Gegenwärtig wenden die Blumisten ihre Zuneigung den Pensées, Cinerarien und Verbenen zu, während Reiche die kostspielige Zucht der Orchideen und Palmen betreiben. Von allen diesen Schwankungen werden jedoch diejenigen Z., die sich den Beifall und die Pflege des Volks erworben haben, minder berührt, und Hyacinthen, Crocus und Narcissen, die zu einer Zeit blühen, wo die Natur im Freien noch wenig oder nichts Erfreuliches bietet, werden auch in höhern Kreisen mit vollem Rechte sich behaupten. Heutzutage ist die Gelegenheit, wahrhaft schöne Zierpflanzen um billigen Preis zu erlangen, viel mehr einem jeden geboten als ehemals, wenngleich Modepflanzen sich wie immer in hohem Preise halten. Besonders prächtige Gartenpflanzen haben abgebildet Otto und Link («Abbildungen auserlesener Gewächse des Botanischen Gartens zu Berlin», Berl. 1820 fg.), Nees von Esenbeck und Sinning («Sammlung schönblühender Gewächse», Düsseld. 1830), Reichenbach in seiner «Iconographia botanica exotica» (Lpz. 1827—30, mit 250 Kupfern) und der «Flora exotica» (5 Bde., Lpz. 1827 fg., mit 360 colorirten Tafeln), neuerdings Van Houtte in der mit prächtigen Kupfern ausgestatteten

«Flore des serres». Eine gute Anleitung zur Zucht der Z. findet sich in Jäger's «Illustrirtem Gartenbuch» (Lpz. und Berl. 1864).

Ziethen (Hans Joachim von), nächst Seydlitz der vorzüglichste Reitergeneral Friedrich's d. Gr., geb. 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin, begann seine militärische Laufbahn schon im 14. J. beim Infanterieregiment Schwendy, nahm aber einige Jahre nachher seine Entlassung und zog sich auf sein väterliches Gut zurück. Erst 1726 trat er beim Dragonerregiment von Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienst, wurde aber mit einem unwürdigen Kameraden in Händel verwickelt und infolge dessen mit Festungsarrest und später sogar mit Cassation bestraft. Auf Verwendung einiger Generale fand jedoch 1730 seine Einstellung bei der Leibhusarencompagnie wieder statt, die der König in Berlin errichten ließ, und aus welcher Z.'s nachmals so berühmt gewordenes Regiment entstand. 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 unter dem Befehl des österr. Generals Baronay den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde auf dessen Empfehlung 1736 zum Major ernannt. Im Laufe des ersten Schlesischen Kriegs erhob ihn Friedrich II. zum Oberstlieutenant und, als Z. in der Affaire bei Rothschloß sich besonders auszeichnete, zum Obersten und Commandeur des nunmehr formirten Husarenregiments. Im Feldzuge von 1742 drang Z. mit der Vorhut eines von Olmütz aus abgesendeten Corps bis Stockerau unfern Wien vor. Im zweiten Schlesischen Kriege wurde er zum Generalmajor befördert und führte 1745 mit seinem Regiment den berühmten Marsch durch die ganze feindliche Aufstellung in Oberschlesien aus, um dem Markgrafen Karl, welcher dort stand, den Befehl des Königs zur Vereinigung mit ihm bei Frankenstein zu überbringen. Dabei kam ihm zu statten, daß sein Regiment kürzlich neue, den österreichischen ähnliche blaue Pelze erhalten hatte. Als die Oesterreicher endlich Verdacht schöpften, schlug sich Z. ohne großen Verlust vollends durch und erreichte glücklich Jägerndorf, wo der Markgraf lagerte. Ruhmvoll nahm er hierauf an der Schlacht bei Hohenfriedberg 4. Juni theil und gewann den Sieg bei Katholisch-Hennersdorf (23. Nov.), wo er verwundet wurde. In der Zeit zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege traf den Helden viel Ungemach. Er verlor seine Gattin und seinen Sohn, und außerdem gelang es seinen Neidern und Feinden, ihm die Ungnade des Königs zuzuziehen, die sich vielfach und höchst unangenehm äußerte und erst 1755 durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Monarchen beseitigt wurde. Seinen Heldenruhm bewährte er hauptsächlich im Siebenjährigen Kriege. Er wohnte siegreich dem Gefecht bei Reichenberg sowie der Schlacht bei Prag bei, befehligte in der Schlacht bei Kollin die Cavalerie auf dem linken Flügel und warf dreimal die österr. Cavalerie, sodaß er das Schlachtfeld bis zum Abende behauptete, als schon der Rückzug angetreten war. Bei Leuthen brach er durch das Zurückwerfen des Nadasdy'schen Corps die Bahn zum Siege und verfolgte nach der Schlacht den Feind. Bei Liegnitz hielt er das österr. Hauptheer während der Schlacht vom Kampfe zurück, und in der Schlacht bei Torgau brachte er endlich dadurch, daß er die Siptitzer Höhen stürmend eroberte, den Sieg auf die Seite der Preußen. Ruhmgekrönt und als General der Cavalerie kehrte Z. nach Beendigung des Kriegs in die Heimat zurück und verheirathete sich nochmals im 65. J. Den Sohn, der ihm geboren wurde, hob Friedrich II. aus der Taufe und ernannte ihn in der Wiege zum Cornet. Ueberhaupt überschüttete der König von nun an seinen Feldherrn mit fortwährenden Beweisen seiner Gnade und Zuneigung, wovon einzelne Züge durch den Grabstichel verewigt sind. Strenge Pflichterfüllung in seinem Dienste, wahrhafte Frömmigkeit und Wohlthätigkeit gegen Bedürftige ehrten Z. als Mensch. Seine Feldherrngaben wurden allgemein anerkannt. Er war der populärste von Friedrich's Feldherren. Noch als 79jähriger Greis wollte er durchaus an dem Bairischen Erbfolgekriege theilnehmen, allein der König lehnte dies in Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit ab. Von seinem Monarchen geehrt, von allen, die ihm näher standen, geliebt, vom Volke mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis 26. Jan. 1786 zu Berlin ein schneller Tod sein ruhmvolles Leben endete. Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen, Friedrich Wilhelm II. 1794 eine von Schadow gearbeitete Bildsäule am Wilhelmsplatze in Berlin errichten. Der kleine Platz vor derselben heißt jetzt Ziethenplatz. Sein Leben hat Luise Joh. Leop. von Blumenhagen (Berl. 1800) herausgegeben. Eine Biographie lieferte Hahn (4. Aufl., Berl. 1867). — Sein einziger Sohn, **Friedrich Emil** von Z., geb. 1765, Rittmeister, später Landrath, wurde 1840 in den Grafenstand erhoben und starb unvermählt 29. Juni 1854. Er war der einzige, dem Friedrich d. Gr. ein Offizierspatent schon als Kind verlieh. — **Hans Ernst Karl**, Graf von Z., geb. 5. März 1770, aus dem Hause Dechtow, diente 1806 bei dem Regimente Königin-Dragoner und zeichnete sich dann in dem Kriege von 1813—15 als Generalmajor und

Brigadecommandeur im 2. Armeecorps unter Kleist aus. 1815 wurde er Generallieutenant und Commandirender des 1. Armeecorps und hatte an den Schlachten von Ligny und Belle-Alliance entschiedenen Antheil. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb er als Befehlshaber des preuß. Besatzungsheeres in Frankreich, wo er sein Hauptquartier in Sédan hatte und sich das Zutrauen der Franzosen durch die strenge Mannszucht seiner Truppen erwarb. Nach seiner Zurückkunft in den Grafenstand erhoben, wurde er commandirender General in Schlesien, nahm aber 1835 seinen Abschied, den er als Generalfeldmarschall erhielt, und lebte seitdem zu Warmbrunn, wo er 3. Mai 1848 starb. Sein Sohn, Graf Leopold Karl von Z., geb. 23. März 1802, Geh. Regierungsrath, ist das gegenwärtige Haupt der Familie.

Ziffern sind die schriftlichen Charaktere oder Zeichen der Zahlen, deren jedes eigentliche Zahlensystem (s. d.) nur so viel braucht, als die Grundzahl des Systems Einheiten hat. Die Zahlzeichen der meisten alten Völker und die Methoden, mit denselben alle oder möglichst viele Zahlen zu schreiben, waren höchst unbequem; meist bedienten sie sich dazu der Buchstaben ihrer Alphabete. Wilh. von Humboldt in seiner Abhandlung «Ueber die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerths in den indischen Zahlen» theilt die bekannt gewordenen Methoden, die Zahlen mit einer geringen Anzahl einfacher Z. zu schreiben, mit Ausschluß der heutigen Zahlensysteme, in vier Klassen: 1) Bloße Nebeneinanderstellung, wie bei den Tuskern, Römern, Griechen, Aegyptern und Mexicanern. Die Römer hatten sieben einfache Zeichen, I für 1, V für 5, X für 10, L für 50, C für 100, D oder IↃ für 500, M oder CIↃ für 1000. Gleiche nebeneinanderstehende Zeichen bedeuten eine Vervielfachung derjenigen Zahl, welcher das einfache Zeichen entspricht, z. B. XXX (30), CC (200). Stehen zwei ungleiche Zeichen nebeneinander, so ist die kleinere Zahl abzuziehen, wenn sie links steht, dagegen zu addiren, wenn sie rechts steht, z. B. IV (4), IX (9), XC (90); VI (6), XI (11), CX (110). Hiervon weichen jedoch folgende Bezeichnungen ab: IↃↃ = 5000, CCIↃↃ = 10000, IↃↃↃ = 50000, CCCIↃↃↃ = 100000, CCCCIↃↃↃↃ = 1,000000. Die Griechen hatten 27 einfache Zeichen, nämlich außer ihren 24 Buchstaben noch drei besondere Zeichen, für alle Einer, Zehner und Hunderte; die übrigen Zahlen bildeten sie durch Nebeneinanderstellung jener. 2) Vervielfachung und Verminderung des Werths durch darüber und darunter gesetzte Z. Als Beispiel dienen die griech. Zahlen von 1000 an. Die Z. für die Einer bezeichnen nämlich Tausende, sobald ein Strich darunter steht, z. B. $\underset{|}{E}$ = 5000; $\overset{\alpha}{M}$ bezeichnet eine Myriade oder 10000, $\overset{\beta}{M}$ 20000, und so gibt immer die über M stehende Zahl die Anzahl der Myriaden an. 3) Vervielfachung des Werths durch Coëfficienten. 4) Vervielfältigung und Verminderung durch Abtheilung von Zahlschichten, deren Werth sich in geometr. Progression vermindert. Unsere jetzige Bezeichnungsart der Zahlen, wiewol mit etwas andern Zahlzeichen, haben die Inder schon in uralter Zeit gehabt. Von diesen haben sie die Araber erhalten und nach der gewöhnlichen Annahme nach Spanien gebracht, wo der gelehrte Gerbert, nachmals Papst Sylvester II., sie wahrscheinlich schon im 10. Jahrh. von ihnen lernte. Die dekadischen oder sog. arabischen Z. sind nur allmählich in Gebrauch gekommen. Dieselben finden sich zuerst in astron. Tafeln um das J. 1100, waren aber am Ende des 11. Jahrh. selbst unter den Kaufleuten noch nicht sehr verbreitet. In öffentlichen Inschriften kommen sie erst vom 14. Jahrh. an, in Urkunden sehr selten vor dem 15. Jahrh. vor.

Zigeuner sind ein Indien entstammendes Wandervolk, das in Asien, Afrika und Europa, vielleicht noch gar über diese Welttheile hinaus zerstreut lebt oder vielmehr, selten ansässig, truppenweise umherzieht. Seit dem ersten sichern Auftreten dieses Volks in Westeuropa (1417, noch während des Kostnitzer Concils) ward hier durch sein fremdartiges Aussehen und die ihm eigenthümliche Sprache, durch die sonderbare Ungebundenheit seiner Lebensweise und Sitten, das Räthselhafte seiner Herkunft, endlich durch die aufdringlich-dreiste und unheimliche Art, wodurch es sich überall vorzüglich den Aberglauben und die Unwissenheit des Volks zinsbar zu machen verstand, alle Welt von ihm vielleicht in eben dem Maße angezogen, als auf der andern Seite mit Furcht erfüllt und zurückgestoßen. Kein Wunder, wenn auf so seltsame Landstreicher von früh an wenigstens in den Westländern Europas die Aufmerksamkeit nicht blos polizeilich vorsorglicher Behörden gerichtet war. Auch Gelehrte, voran Chronisten, beschäftigte die Frage namentlich nach dem Ursprunge jener Abenteurer nicht wenig, doch gelang es der Wissenschaft erst spät, an die Stelle der oft abenteuerlichen Vermuthungen die Wahrheit zu setzen. Zuletzt boten und bieten die Z. sowol durch das aller Convention Widerstrebende und Geheimnißvolle ihrer ganzen Erscheinung, als im besondern durch die prophetischen und magischen Bethörungs-

künste, womit sie im Leben die Phantasie und die Gemüther, keineswegs immer allein der ungebildeten Menge, aufregen und gefangen nehmen, auch der Dichtung einen ergiebigen romantischen Stoff, den diese, zuweilen wol schon über das Maß des Wünschenswerthen, auszubeuten sich wirklich herbeiließ. Als Beispiele sind zu nennen die Novelle des Cervantes «La Gitanilla» und die aus ihr geflossene «Preciosa» unserer Bühne; der «Gil Blas»; Walter Scott's meisterhafte Schilderung der Z. besonders im «Astrologen»; Puschkin's «Zigeuner»; Levaillant's «Les Romas. Histoire vraie des vrais Bohémiens» (Par. 1857) u. s. w.

Die mannichfaltigen Namen, worunter man nicht selten Mühe hat, nur Abtheilungen desselben einen Zigeunervolks wiederzuerkennen, sind ihnen theils von andern Völkern gegeben, theils eigene, welche sie selbst von sich gebrauchen, und oft je nach den Gegenden sehr verschieden. Bald aber hat z. B. ihre dunklere schwarze Färbung, bald ihre Beschäftigung, wie z. B. Wahrsagen, Schmiedehandwerk und Kesselflickerei, Musik u. s. w., andere mal ihre wirkliche und noch öfter die vermeintliche Heimat den Benennungsgrund für sie hergeliehen. Namen, bei ihnen selbst von sich in Gebrauch, sind z. B. Kale oder Mellele, d. i. Schwarze, auch Mellelitschehl, schwarzes Volk; dann Sinde oder Sinte (aller Wahrscheinlichkeit nach sanskr. Saindhavas oder Anwohner des Indus); ferner auch mit allgemeinerer Bezeichnung nennen sie sich einfach «Menschen», «Leute», nämlich Manusch und Rom, weiblich Romni (d. i. Mann, Frau), und davon, als Adjectiv, románo, zigeunerisch; als zusammengesetzt damit: Romanitschave, buchstäblich Menschenkinder, sammt Romnimanusch und Romanitschel oder Romnitschehl, Zigeuner-, d. i. Menschenvolk. In der Schweiz, im Schwarzwalde, in den Niederlanden hat man sich begnügt, sie schlechtweg «Heiden», allerdings so ziemlich die einzigen in Europa, zu heißen. In Norddeutschland sowie bei Schweden und Dänen macht man sich rücksichtlich ihrer, wie der hier für sie übliche Name «Tatern» beweist, der Vermengung mit den Tataren, d. h. Mongolen, und anderwärts mit Mohammedanern (Sarazenen) schuldig. Weil Gelehrsamkeit und Volksglaube (hauptsächlich auf Grund von Bibelstellen, wie Ezech. Kap. 29 und 30) dies Volk aus Aegypten herleiteten, hat sich «Aegypter» für sie als Name in vielen Sprachen festgesetzt und bisjetzt, oft in sehr verkrüppelter Gestalt, erhalten. So neugriech. Γύφτοι, engl. Gypsies, schott. Jip, span. Gitano u. s. w. Auch beruht der auf sie bezogene Ausdruck «Pharaoniten» auf der gleichen Voraussetzung. Für Böhmen, Bohémiens, galten sie den Franzosen, sei es nun, daß nach Frankreich von ihnen die erste Nachricht aus Böhmen kam, oder daß man sie mit den in der Folge umherlaufenden Böhmischen Brüdern in eine Klasse setzte. Ein anderer, weitverbreiteter, aber seinem Ursprunge nach nicht mit völliger Sicherheit ermittelter Name lautet in mannichfaltiger Form: Zigeuner, türk. Tschinganeh, walach. Çiganu, ungar. Cigán, litauisch Cigónas, ital. Zingaro nebst Zingano, span. Zincalo u. s. w. Man knüpft ihn an einen Volksstamm am Ausflusse des Indus mit angeblich ähnlich lautendem Namen.

Wieder andere Namen führen sie in Asien diesseit des Indus, wie z. B. Nauar (Singular Nury) und Kurbad in Syrien; Karatschi; Kauli (aus Kabul?), sowie, was geschichtlich eine besondere Bedeutung hat, Luri oder Luli und Zuth in Persien. Nach einer in Firdusi's «Schahnameh» wiederkehrenden Erzählung von Hamza-Ispahani (im 10. Jahrh.) soll Behramgur (um 420 n. Chr.) durch eine an Schankal, König von Kanodsche, ergangene Bitte gegen 12000 Musiker aus Indien nach Persien zur Ergötzung seines Volks berufen haben, und diese heißen bei Firdusi Luri, bei Hamza aber Zuth, was mit dem Namen der Dschats in Indien identisch scheint. Sind nun unter den beiden letzten Namen, wie man anzunehmen Grund hat, wirklich Z. verborgen, dann setzte die Sage deren schon vor 1400 J. diesseit des Indus voraus, und die an sich ziemlich willkürliche Ansicht, als sei die Auswanderung der Z. aus Indien und demnächstige Zerstreuung durch die verheerenden Kriegszüge 1398 dorthin veranlaßt, bewährt sich überdem nicht an dem Umstande, daß Bataillard ihr Vorkommen schon vor gedachter Zeit im Osten von Europa durch verschiedene Data glaublich macht, wenngleich der Termin ihres Erscheinens 1417 für den Westen noch unerschüttert steht. Seit zuerst Grellmann mit gründlichem Nachdruck die Herkunft unserer Z. aus Indien geltend machte, haben unter andern Beweisen vorzüglich die durchschlagenden, welche der Sprache entnommen worden, letzteres Land als ihre allein wahre und ursprüngliche Heimat unabweislich herausgestellt. Ihre Sprache nämlich, die nicht mit dem Rothwälsch (s. d.) verwechselt werden darf, behauptet, wie im ganzen verkommen und mit bunten Ablagerungen der von ihnen durchzogenen Länder durchmischt sie auch sei, dennoch einen in Wortschatz und (mit Ausnahme des Gitano, welches fast völlig span. Flexion angenommen hat) in grammatischem Bau einander entsprechenden und gleichartigen Charakter. Alle diese mundartlichen Formen aber weisen einmüthig nach dem Norden von Ost-

indien hin, wo sich unter den Töchtersprachen des Sanskrit sehr analoge Idiome finden, ohne daß bisher ein solches nachgewiesen wäre, an welches sich das der Z. speciell anreihte. Ungeachtet aber dieses Mangels, und trotzdem, daß namentlich in Betreff von Zeit und Gründen der Auswanderung aus ihrem Heimatlande noch nicht genügend gelöste Probleme zurückbleiben, kann an ihrem indischen Ursprunge fortan kein Zweifel mehr aufkommen.

Der Weg, welchen die Z. von Asien (etwa zum Theil über Aegypten) nach Europa nahmen, und die Zeit ihres Uebergangs sind unbekannt. Am liebsten und am zahlreichsten halten sie sich noch jetzt in den untern Donauländern auf, und der Nationaltypus der Z. hat sich wol nirgends reiner erhalten als in Ungarn, wo aber auch schon die alles gleichmachende Civilisation über diesen romantischen Stamm hinzufahren beginnt. Von da erfolgte in gleichfalls ungekannter Weise die weitere Ausbreitung nach Deutschland und dem übrigen Westeuropa vom Anfange des 15. Jahrh. an, bis 1438 vielleicht nur durch Eine, in sich getheilte Horde. Erwähnt werden sie zuerst in Deutschland 1417 an Nord- und Ostsee, 1418 in Meißen, Leipzig, Hessen; auch (mit übertriebener Angabe von 14000 Köpfen) in der Schweiz; 1422 in Bologna auf einem Zuge nach Rom; schon 1419 in der Provence, allein erst 1427 in Paris. Noch später erscheinen sie in Spanien, und in England wird ihrer nicht vor Heinrich VIII. gedacht. Ihre ersten Züge standen unter sog. Herzogen und Grafen «von Kleinägypten», wie die Zeitgenossen sie zuweilen titulirten. Durch listige, auf die religiöse Leichtgläubigkeit jener Zeit wohlberechnete Vorspiegelung wußten sie das Volk nicht nur mitleidig, sondern zu dem Glauben zu stimmen, als begehe man durch Nichtgeben an ihnen ein leicht zu eigenem Unheil ausschlagendes Unrecht. Sie behaupteten christl. Pilger zu sein, denen, bald für dieses, bald für jenes Vergehen, eine siebenjährige Wallfahrt als Buße auferlegt sein sollte, ohne je während genannter Zeit in einem Bette schlafen zu dürfen. Ueberdem setzten sie sich durch theils wirklichen, theils vielleicht nur vorgegebenen Besitz von Freibriefen in Ansehen, die sie von fürstl. Personen, wie z. B. vom Kaiser Sigismund, sogar vom Papste haben wollten und vorwiesen. Die statist. Angaben über ihre Kopfzahl schwanken für unsern Welttheil ungefähr zwischen $^1/_4$—$^1/_2$ Mill. Die Frequenz ist je nach den Ländern außerordentlich verschieden. Deutschland und Frankreich zählen ihrer nur eine geringe Menge, etwa im Vergleich zu den 40000 in Spanien. Für England und Schottland schlägt man sie, vermuthlich zu hoch, auf 18000 an. In der österr. Monarchie beläuft sich ihre Zahl nach ziemlich sichern Ermittelungen auf 97000, wovon bei weitem der größte Theil auf Ungarn und Siebenbürgen fällt. Hingegen Moldau und Walachei besitzen von ihnen ebenso viel Seelen als die Türkei, und zwar hier wie dort 200000.

Die Z. haben ein orient. Aeußere, sind von mittlerer Größe, dabei schlank und gewandt und zeichnen sich durch schwarzbraune oder olivenähnliche Hautfarbe, blendendweiße Zähne, kohlschwarze Haare und blitzende Augen aus. Während einige, namentlich in älterer Zeit, sie nicht häßlich genug und wahrhaft abschreckend zu schildern wissen, werden sie von andern ihrer Wohlgestalt und des Ebenmaßes ihrer Glieder wegen gepriesen, und unter dem jüngern weiblichen Geschlechte insbesondere gibt es große Schönheiten. Hunger und alle Unbill des Wetters erträgt der Z. durch frühe Gewöhnung leicht und bringt es doch dabei in Gesundheit oft zu einem sehr hohen Alter. Der freie Himmel, höchstens ein Baum, eine Höhle oder schnell aufgeworfene Erdhütte, meist jedoch in der Nähe von Dörfern, bilden das gewöhnliche Obdach seiner zahlreichen Familie, und die geringen Habseligkeiten, wie Kochgeschirr und einiges kümmerliche Handwerkszeug, doch dazu häufig ein silberner Becher, werden durch ein schlechtes Pferd, durch einen Esel oder auf dem eigenen Rücken mitgeführt. Ausdauernde und geregelte Beschäftigung sind dem Z. ein Greuel; Nichtsthun sein wahres Element. Darum lebt er lieber von fremder Arbeit als von eigener, legt sich auf allerhand Betrug und Täuschereien, wie z. B. im Roßhandel, Heilung von Vieh, das er zum Theil vorher selbst scheinkrank machte, u. dgl.; auch auf Diebstahl, jedoch zumeist nur den kleinen, weil minder gefahrbringend. Indeß treibt er vielfach auch leichte Gewerbe, wenngleich diese ihm und den Seinigen oft nur den Vorwand hergeben zu ungestümem Betteln oder sonstigen Erpressungen. Einige sind Gastwirthe, Viehärzte, Schmiede, Kessel- und Pfannenflicker; andere fertigen verschiedenes Geräthe von Holz, z. B. Löffel, Mulden, Tröge, Siebe u. s. w.; wieder andere ziehen als Affen- und Bärenführer oder als Gaukler umher. In Siebenbürgen, im Banat, in der Moldau und Walachei betreiben Aurari oder Rudari geheißene Z. das nicht eben für sie glänzende Geschäft der Goldwäsche. Auch lassen sie sich zu Henker- und Scharfrichterdiensten und zur Abdeckerei verwenden. Zur Musik zeigen sie die ungewöhnlichste Anlage und spielen oft nur einmal Gehörtes mit großer Präcision nach. Vgl. Liszt, «Ueber die Z. und ihre Musik in Ungarn» (deutsch von Cornelius,

Pesth 1861). Ungarn und die Donaufürstenthümer zählen (die letztern aus der ansässigen Klasse, welche Vatrassi heißt) unter den Z. mehrere ausgezeichnete Virtuosen, besonders für Nationalmelodien und für Tanzmusik, welche auf den Bällen sehr gesucht ist und selbst in Berlin und London Anerkennung gefunden hat. Einen Maler, Z. von Geburt, Solario, Il Zingaro mit Zunamen, kennt die Kunstgeschichte gleichfalls. Die Weiber sind in jüngern Jahren, vorzüglich in Spanien, Tänzerinnen und in Hingabe an Männer für Geld nicht allzu schwierig. Sobald sie etwas älter werden, greifen sie durchgehends zum Wahrsagen aus der Hand, auf welche ein schönes Stück Geld gelegt wurde; ein Gewerbe, das ihnen durch die ganze Welt eigen und eine Hauptquelle ihres Erwerbs ist. Auch treiben sie gern Kuppelei. Mit dem Essen sind die Z. nicht allzu wählerisch. Von Fleisch ist ihnen jede Art willkommen, Hunde, Katzen, Eichhörnchen, Igel, selbst das von gefallenem (wie sie sagen «von Gott geschlachtetem») Vieh. Branntwein ziehen sie allen übrigen Getränken vor, aber noch leidenschaftlicher lieben sie den Taback. Trotz der meist bettelhaften Kleidung und gröbsten Unreinlichkeit trifft man bei den Z. beiderlei Geschlechts Putzsucht an. Ihr Mangel an religiösem Sinn spricht sich am bezeichnendsten in dem Worte der Orientalen aus: es gebe 72 Religionen und eine halbe, und letztere sei die der Z. Wiederholung von Taufen an verschiedenen Orten, um Pathengeld zu bekommen, ist nichts Ungewöhnliches bei ihnen. Ehen zwischen den jungen Leuten, oft schon im 14. oder 15. J., werden ohne große Rücksicht auf Blutsverwandtschaft und fast nur durch gegenseitiges Uebereinkommen bei wenig oder gar keinem Ceremoniel geschlossen. Kein Z. heirathet eine andere als eine Zigeunerin. Die Frau muß mehr den faulen Mann ernähren als umgekehrt. An Erziehung ist unter diesem rohen Volke nicht zu denken. Eine übertriebene Liebe zu ihren Kindern läßt es nie zu einer Bestrafung derselben kommen, und die Alten begnügen sich, sie zu allem dem Guten und Schlechten anzuleiten, was sie selbst wissen und können.

Fähigkeiten sind dem Z. durchaus nicht abzusprechen, wie gering auch vielleicht seine Kenntnisse. Mit Leichtigkeit lernt er die Sprachen derer, mit welchen er in häufige Berührung kommt, sodaß er oft neben seiner Volkssprache noch zwei, drei andere geläufig spricht. Man weiß von Liedern bei ihm, z. B. in Ungarn in seiner und in den Donaufürstenthümern in walach. Sprache, nur daß sie noch niemand genauern Hinblicks würdigte. Bei seinen Unternehmungen bewies er stets große Schlauheit. Seinem Charakter und moralischen Verhalten dagegen hat man nie viel Rühmliches nachgesagt. Gleichwol thäte man gewiß auch hier Unrecht, zu allgemein zu urtheilen und zu verurtheilen. So z. B. gilt der Z. fast überall als scheu und feig. Dennoch hat man Beispiele in Ungarn und Serbien, daß Z. sich massenweise tapfer und brav als Soldaten schlugen. Als Spion und zu ähnlichen militärischen Zwecken ist er ohnehin vortrefflich zu gebrauchen. Sein nahezu unbezähmbarer Drang, sich nicht an die Scholle fesseln zu lassen, verbunden mit Unlust zur Arbeit, gibt den letzten und fast allein ausreichenden Erklärungsgrund für seine Handlungsweise. Dem Zwange in jeglicher Form sucht er sich möglichst zu entziehen, obschon er in der Moldau und Walachei der Sklaverei verfiel. Uebrigens erkannten die Z., solange man von ihnen im westl. Europa weiß, über sich Obere an unter vielerlei vornehmen Titeln, wie z. B. Wojwoden in Ungarn und noch heute sog. Könige in England. Die Polizei von Stadt und Land hatte von Anfang Mühe, sich der Z. als Landplage zu erwehren. Ward das Uebel zu mächtig, so mußte die Regierung den untern Behörden durch eine, oft an Härte alles hinter sich lassende Gesetzgebung zu Hülfe kommen. Seit Spanien hauptsächlich auf Anlaß religiöser Eiferer mit Austreibung der Z. den Anfang machte, folgten im 16. Jahrh. England, Frankreich, Italien, die Niederlande und Deutschland mit Landesverweisungsdecreten nach, unter Androhung der schwersten Strafen im Fall der Wiederkehr. Das Mittel half wenig und nur vorübergehend, auch bei strengster Ausführung, sodaß viele dem Wilde gleich getödtet wurden, und trotz häufiger Erneuerung oder Schärfung der Verbote. Das Unkraut wuchs immer wieder. Aber auch mit den bestgemeinten Versuchen, sie an feste Wohnsitze und an geregelten Lebenserwerb zu gewöhnen, ging es größtentheils nicht besser; sie scheiterten, zum Theil freilich verkehrt angefangen, zwar nicht immer durchaus, aber gewöhnlich. Der Z. ist, wenn nicht unverbesserlich, doch schwer mit der Civilisation in Einklang zu bringen. In Ländern, wo das allgemeine Maß der Bildung in den niedern Volksschichten sich noch nicht allzu hoch über das seinige erhebt, da fühlt er sich am wohlsten, und da wird oder erscheint er auch der bürgerlichen Ordnung minder unbequem. Maria Theresia faßte zuerst den menschenfreundlichen Gedanken, sie zu Menschen (im Sinne der Civilisation) und Bürgern umzuschaffen. Sie sollten nicht einmal mehr ihren verrufenen Namen behalten, sondern «Neubauern» (Uj-Magyar) heißen. Da indeß die erste Verordnung 1768 ohne Erfolg blieb, griff man 1773 zu der Gewaltmaßregel,

daß man den Aeltern ihre Kinder nahm, um ihnen eine christl. Erziehung zu geben. Aber auch hierdurch wurde der an sich löbliche Zweck nicht erreicht. Was Joseph II. durch weitere Verordnungen seit 1782 etwa erreicht haben mochte, davon blieb nach seinem Tode wol kaum viel übrig. Auch Preußen hatte mit seiner Erziehungsanstalt zu Friedrichslohra unweit Nordhausen kein sonderliches Glück, sie ging 1837 ein. Wie weit andere Länder mit ihren Versuchen kommen, steht noch abzuwarten. In England bildete sich 1827 eine Gesellschaft mit der Absicht, die Z. zu bessern und seßhaft zu machen, und man gründete ein Erziehungshaus für Zigeunerkinder in Farnham. In Rußland waren 1847 über 12000 Individuen in Kronlandgemeinden untergebracht, damit die Reform aber noch nicht zu Ende. Vgl. Grellmann, «Histor. Versuche über die Z.» (2. Aufl., Gött. 1787); von Heister, «Ethnographie und geschichtliche Notizen über die Z.» (Königsb. 1842); Borrow, «The Zincali, or an account of the Gipsies in Spain» (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1843). Das Hauptwerk ist das von Pott: «Die Z. in Europa und Asien» (2 Bde., Halle 1844—45). Seitdem erschienen Bataillard, «De l'apparition et de la dispersion des Bohémiens en Europe» (Par. 1844; «Nouvelles recherches», 1849); Sundt, «Beretning om Fante eller Landstrygerfolket i Norge» (Christiania 1850); Böhtlingk, «Die Sprache der Z. in Rußland» (Petersb. 1852); Jimenez, «Vocabolario del dialecto jitano» (Madr. 1854); Liebich, «Die Z. in ihrem Wesen und in ihrer Sprache» (Lpz. 1863); Ascoli, «Zigeunerisches» (Halle 1865).

Zillerthal, eins der Hauptthäler in Tirol, früher zu Salzburg gehörig, ist ungefähr 15 St. lang und wird von dem Innzuflusse Ziller durchströmt. Gegen S. und SW. ist es von hohen Gletschern begrenzt, welche zur Kette der Norischen Alpen gehören, die hier Tauern heißen, gegen N. aber, wo es in das Innthal mündet, ziemlich fruchtbar. Der Flächeninhalt beträgt 18 Q.-M. Unter den acht Nebenthälern ist das Duxerthal durch die 1200 F. hohe Wand seines Gletschers und das Zemthal durch den mineralogisch berühmten Greiner, beide aber durch mehrere große Wasserfälle bemerkenswerth. Die Zillerthaler, etwa 15—16000 Köpfe, sind selbst in Tirol ihrer schönen kräftigen Gestalten wegen gerühmt. Der Hauptreichthum des Z. ist Viehzucht. Jährlich werden gegen 5000 Stück Vieh ausgeführt; das Thal vermag aber deshalb doch nicht die zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Gegen 700 Männer verdingen sich den Sommer über auswärts als Knechte, und eine doppelt große Zahl geht hausiren, theils mit Kräutern und selbsterzeugten Essenzen, theils mit Teppichen aus Innsbruck und mit Handschuhen, die jedoch nicht von ihnen selbst gefertigt werden. Der Hauptort ist Fügen im untern Z., mit 900 E., welche Nadeln, Schrauben und Pulver fabriciren; der lebhafteste Ort aber Zell (s. d.) im mittlern und obern Z., zugleich der Mittelpunkt des zillerthaler Volkslebens. Vgl. von Ruthner, «Skizzen aus der zillerthaler Gebirgsgruppe» (Wien 1865). In neuerer Zeit erregten die Zillerthaler ein allgemeineres Aufsehen dadurch, daß ein Theil derselben sich von der kath. Kirche lossagte und auswanderte. Die Zillerthaler hatten nämlich schon seit längerer Zeit die Bibel und einzelne prot. Bücher kennen gelernt und mit der prot. Kirche sich befreundet, doch nahmen sie fortwährend am kath. Gottesdienste theil. Erst als die kath. Geistlichen seit 1826 eine strengere Ohrenbeichte forderten, wurden mehrere Zillerthaler auf den Gedanken gebracht, zur prot. Kirche überzutreten. Bald war es nicht mehr die Ohrenbeichte allein, die sie verweigerten, auch gegen die Verehrung der Heiligen, den Ablaß, die Seelenmessen, das Fegfeuer u. s. w. erklärten sie sich. So kam es dahin, daß seit 1830 ein Theil der Zillerthaler sich ganz von der kath. Kirche lossagte, deren Zahl 1832 auf 240 gestiegen war. Kaiser Franz, dem sie bei seiner Anwesenheit in Innsbruck 1832 ihre Bitten wegen der Religion vortrugen, versprach ihnen Duldung. Doch nach langem Harren wurden sie unterm 2. April 1834 dahin beschieden, daß sie entweder wieder katholisch werden, oder nach Siebenbürgen, wo es akath. Gemeinden gebe, auswandern müßten. Da die Zillerthaler sich dazu nicht verstehen wollten, faßten sie den Entschluß, wie einst die evang. Salzburger, in Preußen eine Freistätte zu suchen. An der Spitze des Vereins standen Heim und Fleidl, die 1837 nach Berlin gesendet wurden, dem König die Bitte um Aufnahme vorzutragen. Der König willfahrte ihnen, und nachdem der Hofprediger Strauß in Berlin die nöthigen Verhandlungen mit der österr. Regierung geführt, konnten die Zillerthaler, denen die österr. Regierung den Verkauf ihres Eigenthums gestattete, im Aug. 1837 bereits die Auswanderung nach Preußen antreten. Es waren in allem 399 Männer, Frauen und Kinder, die 2. Oct. zu Schmiedeberg in Schlesien anlangten, wohin man sie einstweilen sendete, weil in Erdmannsdorf, das zu ihrer Aufnahme bestimmt war, die nöthigen Einrichtungen noch nicht vollendet waren. Hier hielt der Hofprediger Strauß unter Zuziehung der dasigen Geistlichkeit eine Hauptprüfung mit ihnen, die

sehr befriedigend ausfiel. Der König bewilligte zu ihrer Einrichtung 22500 Thlr. und 1839 12500 Thlr. für Zwecke der Kirche und Schule. Das neue Schulhaus wurde 1838 und die neue schöne Kirche 1840 eingeweiht. Die für sie eingerichtete Colonie erhielt den Namen Zillerthal und besteht aus Hoch-, Mittel- und Niederzillerthal, nach der terrassenförmigen Anlage so genannt. Vgl. «Geschichte der zillerthaler Protestanten» (Nürnb. 1838); (Reinwald), «Die Evangelischgesinnten im Z.» (4. Aufl., Berl. 1838).

Zimmermann (Albert), hervorragender Landschaftsmaler, wurde 1809 zu Zittau geboren und vom Vater für die Musik bestimmt, deren Studien er theoretisch und praktisch in Dresden beginnen mußte. Nur heimlich, und die Natur zur Lehrerin nehmend, durfte er sich im Zeichnen und Malen üben. Erst allmählich gab der Vater seine Wünsche auf, und 1832 konnte Z. München und das bair. Hochland zum Schauplatz seiner angestrengten Studien in der Landschaftsmalerei wählen. Schon in den anfänglich in kleiner Ausdehnung dargestellten Motiven dieser Gegend kündigte sich ein dichterisches Erfassen des Gegenstandes an, das ihn später zu einem der besten Pfleger der histor. Landschaft gemacht hat. Bald wuchsen die Dimensionen, und Z. erlangte eine seltene technische Fertigkeit und eine umfassende Kenntniß und Beherrschung aller dem Landschafter zu Gebote stehenden Mittel. Lufttöne, Wolkenbildungen, Farbenspiel, Baumformation, Gewittersturm, Mondnacht, Alpenglühen, kurz alles, womit die Landschaftsmalerei sich lyrisch ausspricht, brachte er zur Vollkommenheit in seine Gewalt. Gebirge und Gebirgsseen sind ihm die liebsten Schauplätze. Durch eine charakteristische Staffage, wie Centaurenkämpfe, die von der Kreuzigung zurückkehrenden Marien (gewitterschwüler Spätabend auf öder, weiter Landschaft liegend), die Findung Mose u. s. w., unterstützt er bisweilen die Intentionen seiner großartig und erhaben concipirten und mit Kühnheit und Virtuosität durchgeführten Gemälde. Eine große Gebirgslandschaft, die in Brüssel die goldene Medaille erhielt, besitzt das Städel'sche Institut in Frankfurt. Eine andere Gebirgsansicht im Sturm mit der Staffage der fliehenden Herde und des getödteten Hirten, eine seltene Leistung der Landschaftsmalerei, erreicht die Ausdehnung von $7\frac{1}{2}$ zu $10\frac{1}{2}$ F. Z. ist nach Rottmann einer der besten Vertreter der componirten Landschaft. 1837 nahm er einen Ruf als Professor seiner Kunst an die Akademie in Mailand an. Z. ist auch Lehrer von drei jüngern Brüdern, von denen die beiden ältern, wie er selbst, anfänglich Musiker waren. — Max Z. (geb. 1811), errichtete eine lithographische Anstalt in Dresden und ging erst im 29. J. zum Bruder in die Lehre. Derselbe eignete sich eine große Vollkommenheit in der Perspective an, und sein Gebiet ist der Wald. Er zeigt sich fast unübertrefflich in seinen Eichenlandschaften, und seine Waldbilder haben den poetischen Grundzug, welcher Ruysdael's Schöpfungen, denen er mit großem Glück nachstrebt, so anziehend macht. — August Robert Z. (geb. 1818, gest. 6. Juni 1864 zu München), war fast 30 J. alt, als er zur Malerei überging. Er malte Landschaften, Architektur, Thiere. — Richard Z. (geb. 1820) war anfangs Schüler von L. Richter, bis er zum Bruder ging. Er bewegt sich in dem Gebiete der Erntescenen, Marinen, Strand- und Feldansichten mit ruhenden oder arbeitenden Menschen. Reine und ruhige Stimmungen gelingen ihm vorzüglich und sind nie ohne dichterische Empfindung vorgetragen.

Zimmermann (Clemens von), ausgezeichneter Maler, geb. 8. Nov. 1789 zu Düsseldorf, wo er neben seiner wissenschaftlichen Bildung auf dem Lyceum auch den ersten Unterricht in der Kunst auf der Akademie erhielt, folgte 1806 der übersiedelten Gemäldegalerie nach München und ward daselbst 1809 in die neu ins Leben getretene Akademie als Schüler aufgenommen. Die Lösung der von dieser gestellten Preisaufgabe, das Opfer Noah's, gab ihm zuerst Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. 1815 zum Professor der Historienmalerei an der Filialkunstschule zu Augsburg ernannt, trat er diese Stellung an, nachdem er 1816 von einer mit königl. Unterstützung unternommenen Reise nach Italien zurückgekehrt war. Er porträtirte viel und mit Erfolg, malte dabei aber auch mehrere größere und kleinere Oelbilder, besonders aus der heiligen Geschichte, die mit Beifall aufgenommen wurden. Seit 1825 ord. Professor an der münchener Akademie, wirkte er eifrig zur Bildung junger Talente und nahm an allen Schöpfungen, welche durch König Ludwig ins Leben gerufen wurden, thätigen Antheil. So malte er unter den Arcaden das Frescobild von der Belehnung Otto's von Wittelsbach mit Baiern, war der Gehülfe von Cornelius in der Glyptothek und führte nach dessen Entwürfen die Fresken im Corridor der Pinakothek aus. Von seinen übrigen Arbeiten sind besonders die nach eigener Erfindung theils in Fresco, theils enkaustisch ausgeführten Malereien im Speisesaal des Königsbaues (Darstellungen aus den Liedern Anakreon's) sowie mehrere Oelbilder (Cimabue, Giotto findend, und andere) in öffentlichen und Privatsammlungen zu nennen. Eine

kolossale Himmelfahrt Mariä (1853) ist in eine Kirche zu Claire-Village in Australien gekommen. Zu seinen letztern größern Oelgemälden gehören: die Bekehrung Saul's und die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. 1846 ward er vom König Ludwig zum Director der königl. Centralgemäldegalerie ernannt, von welcher Stelle er 1865 in den Ruhestand trat.

Zimmermann (Eberhard Aug. Wilh. von), Geograph, Naturhistoriker und Philosoph, geb. 17. Aug. 1743 zu Uelzen in Hannover, studirte zu Göttingen, später zu Leyden und schrieb bereits an ersterm Orte über die Analyse der Curven und eine meteorolog. Beobachtungsreise auf den Harz. In Leyden faßte er zuerst den Gedanken, welcher die Hauptidee aller seiner gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die thierische Schöpfung klimatisch zu begrenzen und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierrassen, vom Menschen selbst ausgehend, sein unverwandtes Augenmerk zu richten. Er wurde 1766 zum Professor der Physik an dem Carolinum zu Braunschweig und später zum Hofrath ernannt. Zunächst schrieb er die «Geogr. Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere» (2 Bde., Lpz. 1778—83) und «Ueber die Compressibilität und Elasticität des Wassers» (Lpz. 1779). Sein eigenes Vermögen und die Unterstützung des Herzogs von Braunschweig setzten ihn in den Stand, mehrere Reisen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, welche für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil gewährten. Auch besuchte er Rußland und Schweden. Nach England machte er drei Reisen, und hier gab er sein «Political survey of the present state of Europe» (1788) heraus. Die Ergebnisse seiner Reise nach Italien legte er in den «Allgemeinen Blicken auf Italien» (Gotha 1797) nieder. In Paris, wo er sich beim Ausbruch der Revolution befand, entwarf er den Plan zu den «Geogr. Annalen», wovon drei Jahrgänge erschienen. Die Ereignisse zu Paris ließen ihn die polit. Folgen für ganz Europa ahnen, aber auch das Elend, welches sie über Frankreich selbst bringen würden. Später veröffentlichte er «Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika» (Berl. 1795) und die «Allgemeine Uebersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerika» (2 Bde., Berl. 1800), jenes mehr geographisch und ethnographisch, diese politisch-historisch. Durch den Kaiser Leopold wurde er in den Adelstand erhoben, von Braunschweig 1801 zum Geh. Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte am Carolinum entbunden. Sein bedeutendstes Werk ist das «Geogr. Taschenbuch oder Taschenbuch der Reisen» in zwölf Jahrgängen (Lpz. 1802—13), welches einen großen Theil der bekannten Erde in einem gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelte, und das er auch unter dem Titel «Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen» (5 Bde., Lpz. 1810—13) in einem Auszuge herausgab. An den polit. Ereignissen nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil. Seinen Haß gegen die franz. Herrschaft, welche seit 1806 auf Deutschland lastete, sprach er in seinen Schriften mit einer Freimüthigkeit aus, die ihn oft in Gefahr brachte. Er starb 4. Juni 1815.

Zimmermann (Ernst), verdienter Theolog, geb. 18. Sept. 1786 zu Darmstadt, wo sein Vater, Johann Georg Z., als Director des Gymnasiums 1829 starb, besuchte diese Anstalt seit 1795 und studirte hierauf bis 1804 Philologie und Theologie in Gießen, nachdem er den Plan, Buchhändler zu werden, aufgegeben hatte. Schon 1805 wurde er als Mitprediger und Lehrer zu Auerbach an der Bergstraße angestellt, und hier begann er seine Ausgabe des Euripides (4 Bde., Frankf. 1808—15). 1809 kam er als Diakonus nach Großgerau unweit Darmstadt. Er suchte nun seine homiletischen Anlagen mehr auszubilden und trat auch bald, durch Reinhard's Beifall ermuntert, mit einigen homiletischen Arbeiten hervor. Eine Gastpredigt, die er auf Verlangen der Großherzogin von Hessen in der Hofkirche zu Darmstadt hielt, erwarb ihm 1814 die Stelle als Hofdiakonus und 1816 die Hofpredigerstelle, die ihm, einige wenige Predigten abgerechnet, gar keine Amtsgeschäfte auferlegte. Indessen konnte er seine Muße nicht sogleich auf literarische Arbeiten verwenden, da er von 1815—24 die Erziehung des nachmaligen Herzogs Ludwig von Anhalt-Köthen, der sich damals in Darmstadt aufhielt, zu leiten hatte, auch dem Erbgroßherzog Ludwig und dessen Bruder Karl Unterricht ertheilte und als Lehrer der Geschichte an der neuen Militärakademie in Darmstadt fungirte. Allmählich aber drängten sich die literarischen Unternehmungen, welche ihn im letzten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigten, in den Vordergrund. 1822 begann er die «Allgemeine Kirchenzeitung» und 1824 die «Allgemeine Schulzeitung», zu denen dann das «Theol. Literaturblatt» und das «Pädagogisch-philol. Literaturblatt» kamen. Als Prediger entwickelte er schon früh bedeutende Gaben. Seine Predigten, die theils einzeln (die ersten, welche im Drucke erschienen, waren «Patriotische Predigten zur Zeit der Wiederbefreiung Deutschlands», Darmst. 1814), theils gesammelt (8 Bde., Darmst. 1815—31) erschienen, waren trefflich entworfen, geistvoll und

kräftig ansprechend. Mit Z. hatte eine bessere Periode des kirchlichen Lebens in Darmstadt begonnen. Er starb 24. Juni 1832, eben als er die ihm zugedachte Prälatenwürde antreten wollte. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: das «Homiletische Handbuch für denkende Prediger» (4 Bde., Frankf. 1812—22); die «Monatsschrift für Predigerwissenschaften» (6 Bde., Darmst. 1821—24); die Ausgabe des Eusebius (Frankf. 1822); das mit einigen Freunden (Lommler, Lucius u. a.) herausgegebene Werk «Geist aus Luther's Schriften» (6 Bde., Darmst. 1828—30); die von ihm veranstaltete Predigtsammlung für die Gemeinde Mühlhausen in Baden und die Briefe über die Kirchenvereinigung in Baden (1822). Sein jüngster Bruder, Karl Z., hat ihn biographisch (Darmst. 1833) geschildert.

Zimmermann (Karl), verdienter prot. Theolog und Kanzelredner, geb. 23. Aug. 1803 zu Darmstadt, der jüngste Bruder des vorigen, wurde, nachdem er seine ursprünglich vorzugsweise philol. Studien vollendet, 1824 Mitvorsteher einer Privatlehranstalt in Darmstadt, 1827 Lehrer an der Realschule und 1829 zugleich Hülfsprediger an der Stadtkirche. 1832 erhielt er sodann das Diakonat an der Hofkirche und 1833 zugleich die Stelle als Lehrer der Geschichte an der Militärschule. Seit 1835 zweiter Hofprediger, stieg er 1842 zum ersten Hofprediger auf, womit er zugleich die Verpflichtung übernahm, den Prinzen Alexander und die Prinzessin Marie zu unterrichten. Sein Aufruf am Reformationsfest 1841 zur Unterstützung hülfsbedürftiger prot. Gemeinden veranlaßte die Gründung des nachmaligen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung (s. d.). Im Nov. 1847 wurde Z. zum Prälaten und Oberconsistorialrath ernannt. Von seinen Predigtsammlungen sind hervorzuheben: «Die Bergpredigt unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi in religiösen Vorträgen behandelt» (2 Bde., Neustadt 1836—37); «Das Leben Jesu in Predigten» (6 Bde., Darmst. 1837—39); «Die Gleichnisse und Bilder der Heiligen Schrift in Predigten» (7 Bde., Darmst. 1840—51); «Festpredigten, Casualpredigten und Casualreden» (2 Bde., Sondershausen 1851); «Predigten und Reden» (2 Bde., Darmst. 1854—65); «Reformationspredigten» (Kass. 1858); «Beiträge zur vergleichenden Homiletik» (Darmst. 1866); «Die christl. Toleranz» (Darmst. 1868) u. s. w. Außerdem gibt er die von seinem Bruder Ernst Z. begründete «Schulzeitung» heraus; neuerdings mit Fricke in Leipzig die «Allgemeine Kirchenzeitung». Auch begründete er 1834 die homiletische Zeitschrift «Die Sonntagsfeier». Seit 1841 redigirt Z. das «Theol. Literaturblatt» und seit 1843 mit Großmann den «Boten des Gustav-Adolf-Vereins». Auch besorgte er eine Prachtausgabe der «Reformatorischen Schriften» Luther's, gab eine Sammlung der Briefe Luther's an Frauen heraus und verfaßte eine «Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins» (7. Aufl., Darmst. 1867). Letzterer Schrift schließen sich an: «Bauten des Gustav-Adolf-Vereins» (Bd. 1, Darmst. 1860) und «Tabea oder die Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung» (Darmst. 1864).

Zimmermann (Franz Jos.), Philosoph, geb. 21. März 1795 zu Wendlingen bei Freiburg i. Br., der Sohn eines Landmanns, trieb bis in sein 20. J. den Feldbau. In seinen Freistunden von den Ortspfarrern in den höhern Wissenschaften unterrichtet, brachte er es so weit, daß er 1814 in Freiburg die akademischen Studien beginnen konnte. Er widmete sich der Theologie, fühlte aber bald mehr von der Philosophie sich angezogen. Der nachmals nach Heidelberg versetzte Professor Erhardt führte ihn in den Kreis des philos. Forschens ein. Z. erhielt im Mai 1820 die philos. Doctorwürde und ging sodann nach Hofwyl, wo ihn Fellenberg als Lehrer anstellte. Nachdem er hier drei Jahre verweilt, habilitirte er sich Ostern 1823 als Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Freiburg und wurde 1828 außerord. Professor. Sein Charakter war bieder, offen für jede Wahrheit wie für das Recht, sein Verstand klar, tief und scharf, seine Lehrgabe ausgezeichnet. Alle von ihm erschienenen Schriften tragen das Gepräge einer verständigen und klaren Auffassung des Stoffs, einer eigenthümlichen Behandlung desselben und eines entschiedenen philos. Talents. In seiner «Untersuchung über Raum und Zeit» (Freiburg 1824) suchte er darzuthun, daß Raum und Zeit nicht blos nach Kant's Ansicht Formen der subjectiven Anschauung, sondern auch außerhalb des Subjects, also objectiv seien. Seine Metaphysik erschien unter dem Titel «Lehre über Einheit, Vielheit und Einzelnheit» (Freiburg 1826). Seine «Denklehre» (Freiburg 1832) gehört zu den besten Lehrbüchern der Logik. 1832 übernahm er die Redaction des Volksblattes «Der echte Schwarzwälder», worin er ausgezeichnete Aufsätze in Hebel's Manier lieferte. Er starb 23. Sept. 1833.

Zimmermann (Joh. Georg, Ritter von), philos. Schriftsteller, geb. zu Brugg im Canton Bern 8. Dec. 1728, studirte in Göttingen die Arzneiwissenschaft und promovirte daselbst. Nachdem er einige Zeit Stadtphysikus zu Brugg gewesen, kam er 1768 als großbrit. Leibarzt mit dem Titel eines Hofraths nach Hannover. Sein Aufenthalt in Brugg, wo er in der Abge-

schiedenheit seine bedeutendsten Schriften verfaßte, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ. Als praktischer Arzt erwarb er einen großen und verdienten Ruf; besonders wußte er mit seltenem Scharfblick die Natur der Krankheiten zu erkennen. Als Schriftsteller genoß er eines noch ausgebreitetern Ruhms, und seine Schriften vereinigten Scharfsinn und hellen Ueberblick mit einer anziehenden, zuweilen jedoch gesuchten Beredsamkeit. Seine Werke «Ueber die Einsamkeit» (Zür. 1755; gänzlich umgearbeitet, 4 Bde., Lpz. 1784—85) und «Vom Nationalstolze» (Zür. 1758; neue Aufl. 1789) sind in dieser Hinsicht sowie von seiten der tiefen und originellen Gedanken ausgezeichnet und wurden fast in alle lebenden Sprachen übersetzt. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm seine Schrift «Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft» (2 Bde., Zür. 1764; neue Aufl. 1787). Katharina II. berief ihn an ihren Hof; doch lehnte er diesen Ruf ab. Auch Friedrich d. Gr. berief ihn in seiner letzten Krankheit. Dies veranlaßte Z. zu Schriften über diesen Monarchen (z. B. «Ueber Friedrich d. Gr. und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode», Lpz. 1788; «Fragmente über Friedrich d. Gr.», 3 Bde., Lpz. 1790, u. s. w.), die nicht zu des Verfassers Ruhm beitrugen. Am heftigsten trat damals Bahrdt gegen ihn auf, worauf das Pasquill «Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn» erschien, welches Z. rächen sollte, seine Ruhe aber aufs schmerzlichste störte. Dies und fortwährende Kränklichkeit, in Verbindung mit einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit, trübten seine Ansicht von der Welt und dem Leben nach und nach so sehr, daß er sich durch seine letzten Schriften fast um den Ruhm brachte, in welchem er früher mit Recht gestanden hatte. Er starb 7. Oct. 1795. Vgl. Wichmann, «Z.'s Krankengeschichte» (Hannov. 1786) und «Z.'s Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz» (Aarau 1830).

Zimmt oder **Kaneel** (Canell) heißt ein feines, auch in der Medicin angewandtes Gewürz, welches von dem vorzugsweise und am besten auf der Insel Ceylon, aber auch im tropischen Amerika angebauten Zimmtbaum gewonnen wird. (S. **Cinnamomum.**) Der Bast der letztern nebst der innern Rindenschicht der drei- bis fünfjährigen Aeste und Stämmchen gibt, getrocknet und in fußlange, papierdünne Röhren gewickelt, deren mehrere ineinandergesenkt sind, den feinen oder ceylanischen Z., der seinen eigenthümlichen, gewürzhaft-aromatischen Geruch und Geschmack dem ätherischen Zimmtöl verdankt, das aus Abfällen der Rinde zu medic. Zwecken destillirt wird. In den Handel kommt er meist in centnerschweren Ballen. Zimmtlorber heißt die wilde Varietät derselben Art. Der Cassienzimmt (C. Cassia Nees), von der vorigen Art besonders durch elliptisch-spitzliche, in der Jugend graufilzige Blätter unterschieden, wächst in China und Cochinchina und liefert den indischen oder chinesischen oder gemeinen Z., auch Zimmtcassie genannt, welcher in dickern ($^1/_4$—1 Linie dicken) zusammengerollten Rindenstücken in den Handel kommt und einen viel schärfern Geschmack und weniger feinen Geruch besitzt. Die sog. Zimmtblüten sind die kleinen, unreifen, noch von der Blütenhülle umgebenen Früchte des Cassienzimmts; sie kommen in Geschmack und Wirkungen mit dem Z. überein, sind jedoch etwas schärfer. Der wenig gebräuchliche weiße Z. (weißer Kaneel) ist die abgeschälte Rinde der Canella alba Mourr., eines auf den Antillen heimischen Baumes oder Strauchs aus der dikotylen, nach dieser Gattung benannten kleinen Familie der Canellaceen. (S. **Canella.**) Der weiße Z. kommt in Röhren oder rinnenförmigen Stücken von 1—2 Linien Dicke in den Handel, welche auf der Außenseite blaßröthlich, auf der innern weiß sind und einen zimmtähnlichen Geruch sowie einen bitterlichen, scharfaromatischen Geschmack besitzen. Das erwähnte Zimmtöl (Oleum Cinnamomi) hat eine goldgelbe Farbe, einen lieblichen, reinen, zimmtartigen Geruch und einen zuerst süßlichen, dann brennenden und scharfen Geschmack. Durch Aufnehmen von Sauerstoff aus der Luft bildet sich im Zimmtöl Zimmtsäure, ein flüchtiges Oel mit zwei verschiedenen Harzen. Aus den Blättern von C. Ceylanicum wird das Zimmtblätteröl, aus den Zimmtblüten das Zimmtblütenöl, aus dem gemeinen Z. das Zimmtcassienöl bereitet, drei dem echten Zimmtöl nahe verwandte Oele.

Zingarelli (Nicolo Antonio), ital. Componist, geb. zu Neapel 4. April 1752, verlor frühzeitig seinen Vater, der Gesanglehrer war, und kam auf das Conservatorium di Loreto, wo er zuerst Violinspielen lernte und dann von Fenaroli in der Harmonielehre und im Contrapunkt unterwiesen wurde. Nach seinem Austritt aus der Anstalt hatte er beim Abbate Speranza noch einigen Compositionsunterricht. Hierauf lebte er mehrere Jahre als Musiklehrer bei einer Herrschaft zu Torre dell' Annunziata und gelangte dann in das Haus der Herzogin von Castelpagano in Neapel. Durch die Protection dieser Dame wurde es ihm auch möglich, 1781 seine erste Oper, «Montezuma», im San-Carlo-Theater zur Aufführung zu bringen, die aber keinen Erfolg hatte. Mehr Glück machten in Mailand seine nächsten Opern «Alzinda» und

«Telemacco» (beide 1785). Er setzte nun seine Thätigkeit als Componist fort und lieferte im ganzen etwa 40 Opern, darunter «Romeo e Giulietta» (1796), die für die beste gehalten wird, und eine für die pariser Große Oper, «Antigone» (1789), die aber misfiel. 1792 wurde er Kapellmeister am Dome zu Mailand, vertauschte aber diese Stelle 1794 mit der an der Santa-Casa zu Loreto. Von hier wurde er 1804 als Guglielmi's Nachfolger an St.-Peter in Rom berufen. Auf seine Weigerung, zur Feier der Geburt des Königs von Rom ein Tedeum singen zu lassen, wurde er von Napoleon nach Paris gerufen. Groß war sein Erstaunen, als er nicht nur keine Strafe, sondern vom Kaiser, der seine Musik liebte, sogar noch Geschenke und den Auftrag erhielt, für die Kapelle eine Messe zu setzen. Inzwischen hatte man aber seine Stelle bei St.-Peter in Rom an Fioravanti vergeben. Er wandte sich deshalb nach Neapel, wo er gegen Ende 1812 anlangte und nach einiger Zeit Director der Musikschule San-Sebastiano, 1816 aber an Paesiello's Stelle Kapellmeister an der Kathedrale wurde. In diesen Aemtern verblieb er bis zu seinem 5. Mai 1837 erfolgten Tode. Als Componist hatte Z. einen größern Ruf, als er verdiente. Seine Werke zeigen große Routine, entbehren aber einer reichen Erfindung und der Mannichfaltigkeit in den Formen. Die vielbewunderte Arie in seinem «Romeo»: «Ombra adorata», soll nicht von ihm selbst, sondern von dem berühmten Sänger Crescentini sein. Ueberhaupt hat er wol den bedeutenden Sängern seiner Zeit, wie Marchesi, Babbini, Viganoni, der Grassini, Morichelli, Catalani u. s. w. seine dramatischen Erfolge zu verdanken. Seine Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Kirchenmusik war noch viel größer als in der Oper. Er verfertigte eine Unzahl von Kirchensachen aller Art, die aber ohne Verdienst sind.

Zingg (Adrian), Kupferstecher, geb. zu St.-Gallen 24. April 1734, bildete sich unter Wille zu Paris zum Kupferstecher und nahm jene reinliche Zeichnung an, die alle seine Werke so gefällig macht. 1766 wurde er Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden, und eine Menge Landschaften in allen Größen beweist, wie sehr er in den Charakter der Gegenden, wo er nun lebte, eingedrungen. Vorzüglich gefielen seine Ansichten mit radirten Umrissen, die, aufs sauberste mit Sepia schattirt und angefärbt, durch die Bestimmtheit der Formen und eine glückliche Anordnung der Vorgründe sich auszeichnen. Ein sehr fleißiger Mann, trieb er mit seinen Landschaften ein sehr einträgliches Geschäft. Da bei ihm alles klar und mit dem hellsten Sonnenschein beleuchtet daliegt, so werden seine Blätter in den Schulen noch immer mit dem besten Erfolge gebraucht, obgleich von einer tiefern Bedeutung der Landschaft bei ihm keine Ahnung ist. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in Leipzig 1804—6. Sein «Zeichenbuch» in drei Heften ist in Originalabdrücken jetzt ziemlich selten. Mit seinem Landsmann und Freunde Ant. Graff lebte er eng verbunden. Z. starb 26. Mai 1816.

Zink, Spiauter oder Spelter heißt ein technisch äußerst wichtiges Metall von bläulichweißer Farbe und blätterig-krystallinischem Bruch, das, an der Luft anlaufend und sich mit einer weißlichgrauen Oxydschicht bedeckend, ein specifisches Gewicht = 7 hat und bei 411° C. schmelzbar, in der Kälte und Hitze spröde, nur bei 120—150° dehnbar und dann auch des Walzens zu Blech und des Ziehens zu Draht fähig, in großer Hitze flüchtig und vollständig destillirbar ist. In Säuren löst sich das Z. leicht auf unter Zersetzung des mit der Säure verbundenen Wassers und Entwickelung von Wasserstoffgas, daher seine Anwendung in den Platinfeuerzeugen und zur Bereitung des Wasserstoffgases mittels verdünnter Schwefelsäure. Beim Erhitzen an der Luft verbrennt es zu einem weißen, in leichten Flocken umherfliegenden Oxyd (Zinkblumen, weißes Nichts, Lana philosophica), welches theils in der Medicin, besonders zu Augensalben, theils zu Emailfarben und in der Porzellanmalerei, theils statt des Bleiweißes unter dem Namen Zinkweiß als Anstrichsfarbe u. s. w. benutzt wird. Die Verbindung des Zinkoxyds mit Schwefelsäure, der Zinkvitriol, welcher auch natürlich vorkommt und durch Rösten des natürlichen Schwefelzinks (Zinkblende) und Auslaugen der gerösteten Masse dargestellt werden kann, wird nur wenig in der Medicin, Zeugdruckerei u. s. w. angewendet; im reinen Zustande bildet dieses Salz farblose Krystalle. Das Chlorzink oder salzsaure Zinkoxyd, das man durch Auflösen von Z. in Salzsäure erhält, wird zum Conserviren des Holzes, beim Löthen und Verzinnen u. s. w. angewendet. Das Z. kommt in der Natur nicht gediegen, sondern hauptsächlich als Galmei (kohlensaures und kieselsaures Zinkoxyd) oder als Blende (Schwefelzink) vor. Besonders aus ersterm wird es (namentlich in Schlesien und in Belgien) gewonnen, indem man das Erz in Destillirapparaten mit Kohle erhitzt, wobei das Z. in die kalt gehaltenen Vorlagen überdestillirt. Neuerdings hat man angefangen, auch die Blende im großen auf Darstellung von Z. zu benutzen. Das Z. kommt theils in Blöcken, theils in gewalzten Blechen, selten in Drähten

in den Handel. Man braucht Zinkblech zum Dachdecken, zu Dachrinnen, Wasserbehältern und einer Menge kleinerer Klempnerarbeiten; viel Z. wird verwendet zum Guß von Statuetten, architektonischen Verzierungen u. s. w.; Zinkdraht zu Metallgeflechten, zum Anbinden von Bäumen u. s. w. Wegen seiner elektropositiven Eigenschaft ist Z. das gewöhnlichste positive Element aller galvanischen Batterien, wobei es allmählich aufgelöst und in Zinkvitriol verwandelt wird. Auf seiner elektropositiven Beschaffenheit beruht auch die Eigenschaft des Z., andere weniger positive Metalle, mit denen es in Berührung steht, vor dem Angegriffenwerden durch Säure u. s. w. zu schützen. Das sog. Galvanisiren der Metalle ist eine Anwendung dieses Satzes, der aber nur richtig, solange es sich um völlige Eintauchung des zu schützenden Metalls in die angreifende Flüssigkeit handelt. So werden allerdings Schiffsbeschläge von Eisen durch Befestigung mit Zinknägeln und Verbindung mit kleinen Zinkplatten conservirt. Dagegen kann die Anwendung von Zinknägeln auf Dachbedeckungen von Eisen nicht denselben Effect haben. Das sog. Galvanisiren eiserner Bleche, Drähte und Geräthe, wie es jetzt überall ausgeführt wird, ist weiter nichts als ein dünnes Verzinken, und hilft auch nur, solange der Zinküberzug ganz ist. Jedenfalls ist aber durch die Einführung des Z. zum Ueberziehen eiserner Gegenstände statt des Verzinnens ein wichtiger technischer Fortschritt geschehen. Die Ausführung des Verzinkens ist jedoch wegen des höhern Schmelzpunktes des Z. schwieriger als das Verzinnen. Sehr wichtig endlich ist das Z. durch seine Anwendung zu Legirungen mit andern Metallen. Am wichtigsten sind die Legirungen mit Kupfer, deren Farbe und andere Eigenschaften von dem Verhältnisse beider Metalle abhängen. Man unterscheidet vorzüglich Messing (s. d.) oder Gelbguß und Tomback (s. d.) oder Rothguß. Kupfer, Z. und Zinn geben Bronze (s. d.), Kupfer, Z. und Nickel Argentan (s. d.) oder Neusilber.

Zinke (ital. cornetto, franz. cornet à bouquin) hieß ein früher gebräuchliches, aus Horn oder Holz verfertigtes, zuweilen mit Leder überzogenes, mit sieben Löchern versehenes Blasinstrument, ohne Stürze, mit einem Mundstück, der Trompete ähnlich, und nicht ganz 2 F. lang. Es wurde besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren und den Discant der Posaunen zu verstärken. Der Umfang des gewöhnlichen Z. reichte vom kleinen a bis zum dreimal gestrichenen c. Der gekrümmte Z. hatte beinahe die Figur eines großen lateinischen S. Die Stadtpfeifer hießen davon sonst Stadtzinkenisten. Bei den Orgeln heißen Z. die Pfeifen, welche den Ton dieses Blasinstruments nachahmen und zum Schnarrwerke gehören.

Zinkeisen (Johann Wilh.), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 11. April 1803 zu Altenburg als der Sohn eines höhern Beamten, widmete sich auf der Universität zu Jena erst der Theologie, dann ausschließlich histor. Studien. Nach seiner 1826 erfolgten Promotion lebte er einige Jahre in Göttingen, seit 1829 in Dresden. Von hier aus unternahm er eine größere Reise und ging sodann nach München, wo er den ersten Band einer «Geschichte Griechenlands» (Lpz. 1832) veröffentlichte. 1833 reiste er nach Paris, um sich daselbst Quellenstudien für die ihm von F. Perthes übertragene «Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa» (als Bestandtheil der Sammlung von Heeren und Ukert) zu widmen. Er fand hier Gelegenheit, die polit. Verhältnisse der Zeit näher kennen zu lernen, und dies war von entscheidendem Einfluß auf seine spätere Laufbahn. Nachdem er 1834 einen Ruf als Professor der Geschichte in Athen abgelehnt, ging er 1840 nach Berlin, wo er die Oberredaction der «Preuß. Staatszeitung» übernahm. Als 1848 dieses Organ in den «Preuß. Staatsanzeiger» verwandelt wurde, führte er auch die Leitung dieses Blatts, bis er 1851 gänzlich aus dem preuß. Staatsdienst schied. Seitdem nahm er seine histor. Arbeiten wieder auf, namentlich die Fortsetzung der «Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa», von welcher seit 1840—63 sieben Bände (Gotha) erschienen sind. Der siebente Band dieses Werks, das den unermeßlichen Stoff zum ersten mal nach allen Seiten hin kritisch behandelt, umfaßt die Geschichte der Türkei seit dem Frieden mit Frankreich 1802 bis zum Frieden mit Rußland zu Bukarest 1812. Außerdem veröffentlichte Z. eine Reihe verdienstvoller kleinerer Arbeiten, wie «Geschichte der griech. Revolution» (2 Bde., Lpz. 1840), «Der Jakobinerclub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der polit. Sitten im Revolutionszeitalter» (2 Bde., Berl. 1852), «Drei Denkschriften über die orient. Frage» (Gotha 1854). Ferner sind in dem «Histor. Taschenbuch» von ihm mehrere werthvolle Abhandlungen erschienen. Z. starb 5. Jan. 1863 zu Berlin.

Zinkgref (Jul. Wilh.), auch Zincgref und Zinckgref, deutscher Dichter, wurde 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren und studirte daselbst die Rechte unter der Leitung seines gelehrten Vaters. Nach dem Tode desselben machte er seit 1611 eine fünfjährige Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande. Während des Dreißigjährigen Kriegs bekleidete er

verschiedene Aemter in Heidelberg, Kreuznach und Alzei; doch hatte er auch das Ungemach des Kriegs mehrfach zu empfinden. Er starb schon 1. Nov. 1635 zu St.-Goar an der Pest. Als lyrischer Dichter neigte er sich der kräftigen, volksmäßigen Weise G. R. Weckherlin's (s. d.) zu, doch hatte auch Opitz schon Einfluß auf ihn. Am höchsten steht sein «Soldatenlob» (Frankf. 1632), eine Nachahmung des Tyrtäus. Sein Hauptwerk sind die «Deutschen Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche» (2 Bde., Strasb. 1626—31 u. öfter), eine Sammlung vom höchsten Werthe für deutsche Sitten- und Volksgeschichte; eine umfassende Auswahl aus denselben besorgte Guttenstein (Manh. 1835). Eine Auswahl seiner Dichtungen befindet sich in W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 7).

Zinkographie heißt die Anwendung des Zinks statt der Kupfer-, Stahl- und Steinplatten zum Stich. Da das Zink nicht allein jede Manier gestattet, welche auf Stein und andern Metallen geübt wird, sondern noch viele gute Eigenthümlichkeiten für künstlerische Behandlung hat, so ist die Z. nicht blos als stellvertretendes Verfahren, sondern als eine selbständige Vervielfältigungsart zu betrachten. Der Erfinder derselben war H. W. Eberhard, der 1804 und 1805 die ersten Versuche in Magdeburg zeigte. 1815 gelangen ihm die chem. Feder- und Kreidezeichnung, worauf er 1822 in der deutschen Ausgabe der «Alterthümer von Athen» von Stuart und Revett und in mehrern andern Werken das Zink anwendete. Eine sehr ausgedehnte Anwendung wird von Zinkplatten gemacht, um auf Papier mit chem. Tinte ausgeführte Schriften oder Zeichnungen auf das Zink, behufs weiterer Vervielfältigung mittels des letztern, überzudrucken. Vgl. Eberhard, «Ueber Z.» (Nürnb. 1831).

Zinn, ein seit uralter Zeit bekanntes, fast silberweißes, sehr weiches, hämmer- und streckbares, beim Biegen knirschendes, bei 239° C. schmelzendes, erst in sehr hohen Hitzegraden flüchtiges, an der Luft langsam anlaufendes Metall von 7,3 specifischem Gewicht, kommt in der Natur nie rein, sondern stets in der Form des krystallisirten Oxyds (Zinnstein oder Zinngraupen) vor, welches sich, meist in deutlichen Zwillingskrystallen (Zwittern) in granitischen Gesteinen stockförmig (daher Zwitterstock) eingelagert, im sächs.-böhm. Erzgebirge, in Cornwallis und in Ostindien (Malakka und Banka) vorfindet und an diesen Orten durch Röstung und Verschmelzung der Erze mit Kohle in Schachtöfen gewonnen wird. Zuweilen muß das Zinnerz, wo es sich in dem durch Zersetzung zinnführender Gesteine erhaltenen Sande vorfindet, durch Waschen in sog. Seifenwerken erst vom Sande getrennt werden. Das reinste Z. ist das Banka- und Malakkazinn; das englische Z. ist meist eisenhaltig, das sächsische wismuthaltig. Da das Z. von den schwächern Säuren nur wenig angegriffen wird, so ist es besonders für Hausgeräthe wichtig und eignet sich dazu ganz besonders durch die Leichtigkeit, mit der es sich in jede Form gießen läßt, und durch seine silberähnliche Farbe. Bis in die neuere Zeit waren aus Z. gegossene Teller, Schüsseln, Krüge u. s. w. das gewöhnlichste Hausgeräth. Doch ist mit der steigenden Billigkeit und Eleganz der irdenen Geschirre der Gebrauch des Z. zu diesem Zwecke immer seltener geworden, und die Zinngießerei beschränkt sich jetzt auf wenige Gegenstände. Dagegen wird das Z. noch häufig benutzt, um die innere Fläche kupferner und eiserner Geräthe, welche mit Flüssigkeiten in Berührung kommen, durch Verzinnen (s. d.) zu schützen. Auch für andere Zwecke, wo es an der Luft nicht rosten soll u. s. w., verzinnt man das Eisenblech, welches dann Weißblech heißt. Das Verzinnen des Eisenblechs, in neuester Zeit durch das Verzinken zum Theil ersetzt, geschieht in besondern Weißblechhütten durch Eintauchen des durch Säure gereinigten Blechs in geschmolzenes Z. Verzinnte Blechgefäße werden meist aus Weißblechtafeln gefertigt. Man benutzt ferner das Z. in Gestalt ganz dünner, gewalzter und mit Hämmern fein ausgeschlagener Bleche, sog. Zinnfolie oder Stanniol, theils zu Verzierungen aller Art, auch in gefärbtem Zustande, theils unter gleichzeitiger Anwendung von Quecksilber zum Belegen der Spiegel. Zinnfoliehämmer befinden sich besonders in der Umgebung von Nürnberg und Erlangen. Mit Blei in verschiedenen Verhältnissen legirt, gibt das Z. leichtflüssige Legirungen, welche als Schnelloth zum Löthen der Weißblechwaaren, des Messings u. s. w. angewendet werden. Mit Kupfer und Zink zusammen gibt das Z. Bronze (s. d.). In sehr dünnen Blättchen führt eine Legirung des Zinks mit dem Z. den Namen Schlagsilber oder unechtes Silber. Z., mit Antimon versetzt, bildet das Britanniametall (s. d.). Bemerkenswerth ist die krystallinische Structur, welche das Z. selbst in dünnen Ueberzügen beim Erkalten annimmt, und welche beim Anbeizen der Oberfläche in eigenthümlichen Figuren sichtbar wird, welche den sog. Metallmoor bilden, der seit 1814 nach Allard's Entdeckung zur Verzierung von Weißblechwaaren benutzt wird. Eine Auflösung von Z. in Salzsäure bildet das sog. Zinnsalz,

als Beize in der Färberei vielfach benutzt. Eine Auflösung von Z. in Königswasser führt den Namen Physik, die man ebenfalls häufig in der Färberei anwendet. Eine Verbindung dieser Lösung mit Salmiak wird unter dem Namen Pinksalz in der Kattundruckerei als Beize benutzt. Versetzt man eine Lösung des Zinnsalzes mit Goldauflösung, so entsteht ein rother Niederschlag, der für Glas- und Porzellanmalerei nicht unwichtige Cassius'sche Goldpurpur. Auch in der Chemie wird das Zinnsalz als Reductionsmittel benutzt. Mit Sauerstoff gibt das Z. zwei Oxyde, von denen das höhere, Zinnoxyd oder Zinnasche, als Polirmittel und zur Darstellung von Email, in der Glasmalerei, als Glasur u. s. w. Anwendung findet. Die künstlich dargestellte Verbindung des Z. mit Schwefel hat eigenthümlichen Goldglanz und ist als Musivgold bekannt. Sie wird zum Bronziren von Gipsfiguren, Papier, Holz u. s. w., zur Verfertigung unechten Goldpapiers u. s. w. benutzt.

Zinna, ein Städtchen im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Nuthe, $^5/_8$ M. im Nordnordosten der Kreisstadt Jüterbogk gelegen, hat ein Domänenrentamt, eine Oberförsterei und 1789 E. (1864), die Lein- und Wollweberei treiben. Friedrich d. Gr. gründete 1764—77 den Ort als Webercolonie in der Nähe des einst sehr reichen Klosters Z., welches 1170 von Markgraf Otto I. und dem magdeburgischen Erzbischof Wichmann gestiftet, 1547 säcularisirt und 1680 an Brandenburg gekommen war. Die Baulichkeiten des Klosters dienten bei Anlage der Stadt als Baumaterial. Nur die Kirche desselben ist noch vorhanden und dient jetzt als Pfarrkirche. Dieselbe ist ein einfacher roman. Bau, aber mit stattlicher Choranlage. In dem Kloster wurde 8. Dec. 1413 zwischen Friedrich I. und Magdeburg ein Schutzbündniß und im Nov. 1449 ein Hauptvergleich zwischen Friedrich II. und Magdeburg geschlossen, welcher die Lehnshoheit des Erzbisthums über brandenb. Besitzungen beseitigte. Auch kam daselbst 1667 die Vereinigung zwischen Kursachsen und Kurbrandenburg wegen eines gemeinschaftlichen Münzfußes zu Stande, der nach dem Kloster der Zinnaische Münzfuß hieß, aber nur für kurze Zeit Geltung hatte. Nach diesem Münzfuße wurde die Mark fein Silber zu $10^1/_2$ Thlr. oder $15^3/_4$ Fl. ausgemünzt, und galt 1 Thlr. brandenburgisch so viel wie 1 Fl. 45 Kr. sächsisch.

Zinne heißt im allgemeinen ein flaches Dach oder die Einfassung desselben. Zinnen nennt man dann auch im engern Sinne den obersten Theil einer Vertheidigungsmauer, die, mit Schießscharten durchbrochen oder auf Kragsteinen ruhend, einige Fuß hervorragt und durch die Oeffnungen zwischen den Kragsteinen Gelegenheit gibt, den untern Theil der Mauer zu beschießen.

Zinnia L., Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen oder Radiaten, deren in Amerika einheimische Arten, sämmtlich einjährige Kräuter, sich durch schöngefärbte Blüten auszeichnen und daher theilweise zu beliebten Zierpflanzen geworden sind. Die Zinnien haben gegenständige Blätter und Zweige, welche am Ende ein einziges Blütenkörbchen mit aus rundlichen, schwarzgesäumten Schuppen bestehender Korbhülle, großen, oft gefärbten Spreublättchen, gelben Scheiben- und schöngefärbten Strahlblüten tragen. Die am häufigsten cultivirte Art ist Z. elegans Jacqu. aus Mexico, eine stattliche Pflanze, mit sitzenden, stengelumfassenden, herzeiförmigen, rauhen Blättern und großen Blütenkörbchen, deren verkehrteiförmige Strahlblüten bald scharlach-, bald purpurroth, bald violett oder weiß gefärbt sind.

Zinnober, die bekannte rothe Farbe, findet sich schon fertig gebildet im Mineralreiche in rothen derben Massen oder in durchsichtigen rothen Krystallen und kommt als Bergzinnober fein gemahlen in den Handel. Bei den Alten war dieser in der Natur vorgefundene Z. schon zu des Plinius Zeiten unter dem Namen Minium bekannt. Eine große Menge Z. bereitet man aber künstlich, indem man die Bestandtheile desselben, Quecksilber und Schwefel, miteinander verbindet. Man erhält den Z. entweder, indem man Quecksilber und Schwefel innig mengt und das entstandene schwarze Pulver in eisernen Gefäßen bei mäßigem Feuer bis zum Schmelzen und darauf in irdenen Gefäßen stärker erhitzt; die sublimirte Masse gibt nach dem Zerreiben den «präparirten» Z. Oder man bereitet den Z. auf nassem Wege, indem man eine Lösung von Schwefelkalium (Schwefelleber) auf das schwarze Pulver, das man durch Mischen von Quecksilber mit Schwefel erhält, einwirken läßt, wodurch es sehr bald in Z. übergeht. Man verwendet den Z. als Malerfarbe, zur Bereitung von rother Druckfarbe, Siegellack u. dgl. Der Z. ist nicht selten mit billigern Substanzen von ähnlicher Farbe (Ziegelmehl, Mennige u. s. w.) verfälscht.

Zins (vom lat. census) ist ein sehr umfassender Name für Abgaben in Geld und Naturalien mancherlei Art. Man unterscheidet: 1) Z. von Geldkapitalien oder usurae (s. Zinsen); 2) Z. von einer gemietheten oder gepachteten Sache, Mieth- und Pachtzins (s. Zinsen und Miethvertrag); 3) Grundzinse oder Abgaben an einen Zinsherrn. Die Zinsen sind aus sehr verschie-

denen Verhältnissen entstanden und deshalb auch verschiedener Art; ein großer Theil derselben ist aber bereits in neuerer Zeit mit und ohne Entschädigung aufgehoben worden. Ein Theil wurde namentlich im Mittelalter und später durch ein unablöslich gegebenes baares Darlehn erkauft oder vom Eigenthümer eines Grundstücks beim Verkauf desselben mit vollem Eigenthumsrecht an einen andern als ein Theil des Kaufgeldes erworben (census constitutivi und reservati). Dergleichen Grundstücke (bona censitica oder schlechte Zinsgüter) befinden sich in vollem Besitz des Zinsmannes, der dieselben frei vererben und veräußern kann. Der Zinsherr darf nur seinen Z. fordern, hat aber nicht das Recht, das Grundstück, im Fall der Z. nicht gezahlt wird, an sich zu ziehen. In andern Fällen hat sich der Grundherr bei Ueberlassung des Grundstücks das Eigenthumsrecht vorbehalten, und es besitzt der Zinsmann nur das Nutzungsrecht gegen eine bestimmte jährliche Abgabe, sodaß er nichts Eigenes als das Colonatsrecht und sein in dem Gute steckendes bewegliches Vermögen, beides aber auch noch mit bedeutenden Einschränkungen, besitzt. Er kann deshalb auch das Colonatsrecht nicht verkaufen, und selbst unter den Kindern des Colonen hat der Grundherr die Wahl. Was der Meier auf dem Gute erwirbt, muß er zur Besserung desselben anwenden, darf auch den aus dem Gute weggehenden Kindern nur eine bestimmte Summe geben. Erlegt er die Abgaben nicht, oder geräth er in Vermögensverfall, so muß er das Gut aufgeben. (S. Abmeierung.) Es bedarf keines Beweises, daß ein derartiges Verhältniß für den Meier ein ganz unhaltbares und unvortheilhaftes ist und im Staatsinteresse aufgehoben werden muß, was auch bereits in den meisten Ländern geschehen oder wenigstens angebahnt worden ist. Natürlich muß der Zinsherr bei der Aufhebung dieses Verhältnisses eine angemessene Entschädigung erhalten. Auch die erste Art der Grundzinsen sollte ablösbar sein. Zwischen den bezeichneten beiden Arten der Z. gibt es noch verschiedene andere mit mancherlei Namen und sehr verschieden festgesetzten Rechten beider Theile, bei welchen Grundherr und Colon aber zu gleicher Zeit ein wahres Eigenthum am Grundstück haben. Auch diese Verhältnisse sind im öffentlichen Interesse gegen Entschädigung zu beseitigen. Verschieden von diesen auf Eigenthumsverhältnissen beruhenden Grundzinsen sind noch diejenigen Abgaben, welche sich auf die Gerichtsherrlichkeit gründen und eine Art Schutzgeld darstellen. Diese können ohne Entschädigung durch Gesetz beseitigt werden. Doch ist dies nicht leicht durchführbar, weil nicht immer der Charakter und der Ursprung des Grundzinses festzustellen ist. Da der Zinsherr fast stets mächtiger war als der Zinsmann, so wußte er es bei den großen Mängeln der Rechtspflege der frühern Jahrhunderte im Laufe der Zeit nicht selten dahin zu bringen, daß nicht nur «schlechte» Zinsgüter in Erbzins- und Meiergüter verwandelt, und freie Zinsleute fronpflichtig gemacht und bis zur Leibeigenschaft herabgedrückt wurden, sondern auch, daß er da, wo er nur Gerichtsherr war, schließlich als Grundherr angesehen ward, und sich das Schutzgeld in einen förmlichen Grundzins umgestaltete. Welche Entschädigung für die Aufhebung der Grundzinse gesetzlich festzustellen, hängt deshalb auch in allen Fällen von einer genauen Erwägung der obwaltenden Verhältnisse ab, mit Rücksicht auf welche auch die Frage zu entscheiden ist, ob die Entschädigung in Geld oder in Grund und Boden geleistet werden soll.

Zinsen nennt man in der heutigen Nationalökonomie die Entschädigung für die Nutzung des Kapitals, und zwar sowol des stehenden (Miethzins, Pachtzins) als des umlaufenden, zumal Geldkapitals (Interessen, Z. im engern Sinne). Was den Miethzins betrifft, so enthält dieser zuerst die Entschädigung dafür, daß der Eigenthümer des stehenden Kapitals auf den Nutzen desselben für so lange, als er das Kapital entbehrt, verzichtet, sodann aber auch eine Entschädigung für die Abnutzung des Kapitals und eine Art Prämie mit Rücksicht darauf, daß mit der Ausleihung des Kapitals eine gewisse Gefahr verbunden ist. Aehnlich verhält es sich mit den Z. des Geldkapitals, den Interessen; doch fällt hier die Abnutzung weniger, die Gefahr des Verlustes mehr ins Gewicht. Den Maßstab, nach welchem die Z. eines Geldkapitals berechnet werden, nennt man den Zinsfuß, der gewöhnlich für ein Jahr angegeben und in einem Procentsatz des Kapitals ausgedrückt wird. Die Höhe des Zinsfußes bestimmt sich größtentheils durch Angebot und Nachfrage. Am höchsten ist er in armen Ländern, weil dort mehr Kapital gebraucht wird als vorhanden, ferner in Ländern, welche im raschen Emporblühen begriffen sind, weil hier dieselbe Ursache vorhanden ist. Am niedrigsten steht der Zinsfuß dagegen in reichen Ländern, welche nur noch wenig Gelegenheit haben, ihr fortwährend wachsendes Kapitalvermögen behufs Erweiterung des Ackerbaues und der Industrie anzulegen. Einen wesentlichen Einfluß auf den Zinsfuß übt auch die Rechtspflege des Landes. Herrscht große Rechtsunsicherheit, oder ist auch nur die Rechtspflege langsam und kostspielig, so erhöht sich der Zinsfuß, weil die Gefahr, das Kapital ganz oder theilweise, oder wenigstens die Z. zu verlieren, größer ist als in Ländern mit

prompter Rechtspflege. Natürlich ist der Zinsfuß auch verschieden bei Darlehnen an Personen von verschiedener Sicherheit und bei verschiedenem Unterpfand, niedriger, wenn volle Sicherheit gewährt wird, höher, wenn die Sicherheit gering ist. Auch die längere oder kürzere Zeit, auf welche das Darlehn verlangt und gegeben ward, hat oft Einfluß. Im Mittelalter bezeichnete man das Zinsnehmen überhaupt als Wucher, und die kirchlichen Gesetze verboten es den Christen. Doch konnten diese Gesetze nicht durchgeführt werden, und man begnügte sich deshalb später damit, einen sog. gesetzlichen Zinsfuß aufzustellen und die Ueberschreitung des gesetzlich erlaubten Maximum der Z. als Wucher zu charakterisiren und zu bestrafen. (S. Wucher.) Die neuern Gesetzgebungen vieler Länder haben indeß die Wuchergesetze bereits beseitigt, weil sie nationalökonomisch nicht gerechtfertigt und außerdem schädlich sind. Viele Millionen Kapital, welche im Lande dringend erforderlich, sind in manchen Staaten durch die Wuchergesetze über die Landesgrenze hinausgetrieben worden.

Zinzendorf (Nikol. Ludw., Graf von), der Stifter der Brüdergemeine (s. d.), geb. 26. Mai 1700 zu Dresden, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, der kursächs. Conferenzminister war, in der Lausitz in dem Hause seiner frommen und gelehrten Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen. Seine Jugend fiel in die Zeit der Pietisten (s. d.). Dies und der Umstand, daß sowol die Z.'sche als die Gersdorf'sche Familie mit Spener (s. d.), dem Pathen des jungen Ludwig, befreundet war, trug nebst den Andachtsübungen, die täglich im Hause gehalten wurden, viel bei, in dem lebhaften Knaben eine innige Frömmigkeit zu begründen, die in der kindlichen Liebe zu Christo gipfelte. Diese Stimmung wurde bei ihm noch erhöht, als er 1710 in das Pädagogium zu Halle unter Francke's besondere Aufsicht kam. Schon in Halle stiftete er einen mystischen Orden «vom Senfkorn». Auch als er nachmals 1716 die Universität zu Wittenberg besuchte, blieb er bei seiner frühern Denkart. Beim Jubiläum der Reformation 1717 schloß er sich ein und betrauerte den Verfall der Kirche durch Fasten und Weinen. Er verließ 1719 Wittenberg und machte eine Reise nach Holland, Frankreich und der Schweiz, die er unter dem Titel «Attici Wallfahrt durch die Welt» beschrieb. Nach der Rückkehr wurde er 1721 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angestellt, legte aber diese Stelle 1727 nieder, nachdem er schon während seiner Anstellung sich viel mit Theologie beschäftigt und häufige Andachtsübungen gehalten hatte. Er war seit 1722 mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf vermählt und hatte in demselben Jahre einigen der Religion wegen ausgewanderten Mährischen Brüdern erlaubt, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln. Die neue Colonie erhielt den Namen Herrnhut (s. d.). Z. faßte nun den Vorsatz, durch Umformung der alten böhm. Brüderkirche eine besondere kirchliche Gemeinde für lebendiges praktisches Christenthum zu stiften, fand jedoch dabei nicht nur viele Gegner, sondern wurde auch durch die Anlegung der Colonie selbst in große Verdrießlichkeiten verwickelt. Doch ließ er sich durch nichts von seinem Vorhaben abwendig machen. 1734 ging er unter angenommenem Namen nach Stralsund, ließ sich dort als Candidat der Theologie examiniren und dann in Tübingen in den geistlichen Stand aufnehmen. Er unternahm Reisen in die verschiedensten Länder, um das Arbeitsfeld seiner Gemeinde, von welcher bereits Missionen ausgingen, zu erweitern; aber nicht überall fand er günstige Aufnahme. Aus seinem Vaterlande wurde er 1736 durch ein landesherrl. Rescript wegen seiner «Neuerungen, Conventikel, gefährlichen Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet werde», verwiesen. Doch fand 1747 die Zurücknahme dieses Rescripts statt. Z. hatte sich inzwischen in Berlin zum Bischof der Mährischen Kirche einweihen lassen, wo er auch eine Zeit lang Privatandachten in seiner Wohnung hielt, die sehr besucht wurden. 1739 schrieb er eine Art Katechismus: «Das gute Wort des Herrn». Dann machte er eine Reise nach den Inseln St.-Thomas und Ste.-Croix, wo bereits von der Brüdergemeine Missionen errichtet waren, um diese vollständiger einzurichten. In gleicher Absicht reiste er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine 16jährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter den Indianern das Reich Jesu Christi auszubreiten. Auf seinen Reisen war er nächst den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, fast unablässig mit Correspondenzen und Bücherschreiben beschäftigt. Er schrieb über 100 Bücher. Man findet in denselben nicht selten herrliche Stellen, doch verleitete ihn seine ungezügelte Phantasie besonders in der Zeit von 1743—50 zu manchen geschmacklosen und anstößigen Ausdrücken und Bildern. Namentlich sind manche seiner Lieder, die noch unverändert im alten Gesangbuche der Brüdergemeine stehen, voll spielender, zweideutiger Ausdrücke. In spätern Jahren fühlte er selbst das Nachtheilige dieser Verirrungen, und bot alle Kraft seines Geistes auf, auch seine Gemeinde von dieser Richtung frei zu machen. Als er 1743 nach Europa zurückgekehrt, unternahm er eine Reise nach

Livland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeinde befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch auf kaiserl. Befehl untersagt. Dann ging er nach Holland und England. In letzterm Lande hielt er sich länger als vier Jahre auf und hatte die Befriedigung, neue Missionen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien zu Trankebar u. s. w., entstehen zu sehen. Nach so vielen Wanderungen vermählte er sich zum zweiten mal mit Anna Nitschmann, die 1725 mit ihren Aeltern aus Mähren gekommen und viele Jahre Aelteste der ledigen Schwestern zu Herrnhut gewesen war. Er starb 9. Mai 1760 zu Herrnhut. Vgl. Spangenberg, «Leben des Grafen von Z.» (8 Thle., Barby 1772—75); J. G. Müller's Schilderung Z.'s in den «Bekenntnissen merkwürdiger Männer» (Bd. 3); Varnhagen von Ense, «Leben des Grafen von Z.» in seinen «Denkmalen» (Bd. 5, Berl. 1830); Verbeek, «Leben und Charakter des Grafen von Z.» (Gnadau 1845); von Schrautersbach, «Der Graf von Z. und die Brüdergemeine seiner Zeit» (Gnadau 1857); Bölbing, «Der Graf von Z., dargestellt aus seinen Gedichten» (Gnadau 1850). Seine «Geistlichen Gedichte» sammelte und sichtete Knapp (Stuttg. 1845).

Zion, Berg Zion ist der Name des Hügels, auf welchem der südwestl. Theil Jerusalems, die Davidsstadt oder Oberstadt mit der Burg David's lag. Jetzt gehört nur die nördl. Hälfte desselben zur Stadt, sodaß die Stadtmauer quer über den Hügel läuft. (S. Jerusalem.) Auf der West- und noch mehr auf der Südseite fällt er schroff in das Thal Hinnom ab bis zu einer Tiefe von 300 F. Bei den Propheten und Dichtern des Alten Testaments steht Z. gewöhnlich in weiterer Bedeutung für ganz Jerusalem (auch Tochter Z., nach einer poetischen Prosopopöie), besonders in Beziehung auf den Tempel, daher auch Gottes heiliger Berg.

Zippe oder Singdrossel (Turdus musicus), eine Art der Drosseln (s. d.), die in Deutschland als Zug-, in Südeuropa als Standvogel auftritt. Sie ist auf dem Rücken olivengrün gefärbt, am Bauche gelblichweiß mit schwarzbraunen Flecken. Zur Nahrung dienen ihr Würmer und Insekten. Wegen ihres trefflichen Gesanges wird sie trotz ihres ungeselligen Charakters nicht selten in Käfigen gehalten. An Wohlgeschmack kommt ihr Fleisch dem des Krammetsvogels gleich.

Zips, ein Comitat im diesseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, mit den 16 Kronstädten, die einen selbständigen District bilden, ein Areal von 66 Q.-M. umfassend, ist sehr gebirgig und rauh, aber gut bewässert durch den Poprád, Hernád, Dunajetz u. s. w. Das Comitat erzeugt Getreide, doch nicht in ausreichender Menge, Flachs, Hopfen und in den südl. Thälern auch Obst, hat auch viel Hornvieh, Schafe und jagdbare Thiere, darunter selbst Wölfe und Bären. Das Mineralreich bietet Kupfer, Eisen und andere Metalle. Die Zahl der Bevölkerung belief sich 31. Oct. 1857 auf 134762 Seelen (ohne Militär), wozu noch 25143 in den erwähnten Kronstädten kommen. Die Einwohner sind slowakischer, deutscher und ruthenischer Abstammung, kath. und luth. Religion und wegen ihres Fleißes und ihrer Betriebsamkeit sehr bekannt und beliebt. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht, Bergbau, Verfertigung von Leinwand, Leder- und Töpferwaaren sowie ein nicht unbedeutender Handel. Das Comitat zerfällt in vier Bezirke und hat seinen Namen von dem jetzt verfallenen, auf einem hohen Berge gelegenen Zipser Schloß (ungar. Szepes-Vár). Hauptort des Comitats ist die königl. Freistadt Leutschau (s. d.), mit 5729 E. Erwähnenswerth sind außerdem die Städte Kesmark (s. d.) oder Käsmark, Schmöllnitz, mit 3015 E. und reichem Bergbau auf Kupfer, Silber, Eisen und Antimon; Göllnitz, am gleichnamigen Flusse, mit 4937 E., wichtigen Kupfer- und Eisenbergwerken, die das beste Eisen der Z. liefern, Drahtzieherei und Messerschmieden; das Heilbad Schmeks (Tatra-Füred), 2 St. nördlich vom Dorfe Mühlenbach, ein sehr besuchter Sauerbrunnen und Kaltwasser-Curanstalt. Die Sechzehn Zipser Kronstädte bilden einen besondern, von der Comitatsverwaltung unabhängigen District, der von einem Districtsgrafen administrirt wird. Diese Städte sind folgende: Igló oder Neudorf, am Hernád, mit 4052 E., einem Gymnasium und einer Realschule, Eisen-, Kupfer- und Antimonbergwerken, Steingut- und Vitriolfabrik, Leinweberei, Mühlen und Steinbrüchen; Wallendorf, mit 2565 E., Eisenbergbau und Kupferhammer; Kirchdrauf, mit 3425 E. und dem Zipser Domkapitel (kleiner Ort von 150 E., Sitz eines röm.-kath. Bisthums) sowie dem Zipser Schloß in der Nähe; Deutschendorf (Poprád), mit 1000 E.; Felka, mit 1300 E.; Michelsdorf, mit 600 E.; Georgenberg, mit 900 E.; Matzdorf (Matheócz), mit 1000 E.; Leibitz, mit 2447 E.; Wiszdorf, mit 700 E.; Duránd (Durlsdorf), mit 700 E.; Menhárd (Menhardsdorf), mit 900 E.; Béla, mit 2167 E. und einem Schwefelbad; Alt-Lublau, mit 2000 E., die mit Wein und Meth starken Handel nach Schlesien treiben, auch das Wasser des $1/2$ M. entfernten lublauer Sauerbrunnens weithin versenden; Kniesen mit 1300 E.; Pudlein mit 1600 E., einem Schlosse und Piaristencollegium. Die Z. kam wahrscheinlich schon im 12. Jahrh. von Polen an Ungarn.

Kaiser Sigismund verpfändete die Zipser Grafschaft 1412 für 37000 Schock Prager Groschen wieder an Polen, das nun im Besitze derselben verblieb, bis bei der ersten Theilung Polens die Grafschaft an Oesterreich fiel.

Zirbeldrüse (glandula pinealis oder conarium), ein ziemlich in der Mitte des Gehirns liegender erbsengroßer, rundlicher Körper von fester Gehirnsubstanz, welcher in seinem Innern zuweilen eine Höhle und in seinem Zellgewebe sandige Körnchen von derselben Zusammensetzung wie die der Knochenasche enthält. Beim weiblichen Geschlecht ist die Z. größer als beim männlichen, und von einigen Philosophen, z. B. von Descartes, wurde sie für den Sitz der Seele angesehen. Eine Drüse ist die Z. nicht, sondern sie führt diesen Namen nur wegen ihrer drüsenförmigen Gestalt. Man findet dieses Organ, dessen Function noch ganz unbekannt, auch bei den Säugethieren, Vögeln und Amphibien, während es bei den Fischen noch nicht vollständig nachgewiesen ist. Die sandigen Concremente (Hirnsand) werden nur bei dem Menschen beobachtet.

Zirbelnuß oder Zürbelnuß, s. Kiefer.

Zirkel heißt ein zur Beschreibung eines Kreises, außerdem zur Ausmessung gerader Linien u. s. w. dienendes Werkzeug. Besondere Arten von Z. sind: 1) Charnierzirkel, bei denen beide Schenkel durch ein Gewinde oder Charnier zusammenhängen, wie bei den gewöhnlichen, in den Reißzeugen oder geometr. Bestecken befindlichen Z. Dahin gehören auch die Bogenzirkel, bei denen mit dem einen Schenkel ein Kreisbogen verbunden ist, der durch ein Loch des andern Schenkels geht und an demselben festgeschraubt werden kann; die Haarzirkel, bei welchen der eine Schenkel mittels einer kleinen Schraube um eine sehr geringe Weite vor- oder zurückgerückt werden kann, ohne daß man deshalb das Kopfgewinde des Z. in Bewegung zu setzen braucht; endlich die Doppelzirkel mit festem oder beweglichem Gewinde. Bei denen der erstern Art ist in der Regel das eine Schenkelpaar doppelt so groß als das andere, folglich auch der Abstand der Schenkelspitzen bei jenem doppelt so groß als bei diesem, sodaß ein solcher Z. zum Halbiren oder Verdoppeln von gegebenen Maßen gebraucht werden kann. 2) Federzirkel, bei denen beide Schenkel (von denen der eine mit einer Schraube verbunden ist, die durch ein Loch des andern geht) durch eine bogenförmige stählerne Feder zusammenhängen. 3) Stangenzirkel, bei denen beide Schenkel durch eine (metallene oder hölzerne) Stange verbunden sind und sich auf derselben verschieben, mittels Schrauben aber feststellen lassen. 4) Dick-, Greif- oder Tasterzirkel, welche dazu dienen, die Dicke von Cylindern und andern Körpern zu messen, und deren Schenkel stark auswärts gekrümmt sind. 5) Die Hohlzirkel, welche dazu dienen, den Durchmesser von Höhlungen zu messen, und gewöhnlich aus Schenkeln bestehen, deren Enden rechtwinkelig auswärts gebogen sind. 6) Mikrometerzirkel, welche ein genommenes Maß vergrößert darstellen und von sehr verschiedener Einrichtung sein können. Nur uneigentlich wird zu den Z. gerechnet 7) der Proportionalzirkel, aus zwei gleichen Linealen bestehend, die wie die Schenkel eines Z. miteinander verbunden und um einen Punkt beweglich sind; aus diesem sind auf beiden Linealen gerade Linien gezogen, welche nach verschiedenen Verhältnissen eingetheilt sind und als Maßstäbe dienen. Der Gebrauch desselben beruht auf der Lehre von der Aehnlichkeit der Dreiecke.

Zirknitzersee, s. Czirknitzersee.

Zirkonium ist ein seltenes Metall, das mit Sauerstoff verbunden als Zirkonerde vorkommt. Diese findet sich mit Kieselsäure verbunden in dem Mineral Zirkon, dessen durchsichtige Varietäten als Hyazinth (s. d.) zu den Edelsteinen gehören. Das Z. erscheint als ein schwarzes, beim Zusammendrücken unter dem Polirstahle graphitartig aussehendes Pulver, das sich an der Luft weit unter der Glühhitze entzündet und zu Zirkonerde verbrennt. Letztere verbindet sich mit den Säuren zu den Zirkonerdesalzen.

Ziska (Johann), der Feldherr der Hussiten, stammte aus einem adelichen böhm. Geschlecht und wurde um 1360 auf einem seinen Aeltern gehörenden Meierhofe zu Trocznow im Budweiser Kreise, der Sage nach im Freien unter einer Eiche, geboren. Als Knabe verlor er das rechte Auge, hieß aber nicht deshalb, wie man fälschlich behauptet hat, Z., welches vielmehr sein Geschlechtsname war und erst nach ihm die Bedeutung des Einäugigen erhielt. Er kam als Page nach Prag an den Hof des Kaisers Wenzel und wurde daselbst später Kämmerer. Als Freiwilliger zog Z. dem Deutschen Orden gegen die Polen und Litauer zu Hülfe und nahm theil an dem Treffen bei Tannenberg 1410. Dann kämpfte er in den Kriegen der Ungarn wider die Türken und mit den Engländern gegen die Franzosen bei Azincourt 1415. Das Misvergnügen eines großen Theils der böhm. Nation über das Schicksal des Huß (s. d.) und Hieronymus (s. d.) ergriff auch ihn, und bald galt er neben Nikolaus von Hussinecz als das

Haupt der Hussiten (s. d.). Als in Prag 30. Juli 1419 den Priester der eine Procession abhaltenden Hussiten ein Steinwurf traf, stürmten diese das Rathhaus und warfen 13 Rathsherren unter die Spieße des Volks. Wenzel überlebte diesen Frevel nur wenige Tage (gest. 16. Aug. 1419). Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigismund, hatte weder Muth noch Waffenmacht, sogleich die Regierung in Böhmen zu übernehmen. Dadurch gewann Z. Zeit, seine Streitkräfte zu organisiren. Er ließ auf dem Berge Tabor eine feste Stadt bauen, wovon die strengere Partei der Hussiten den Namen Taboriten erhielt. Auch schreibt man ihm den vortheilhaften Gebrauch der Wagenburg zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen feindliche Angriffe sicherte. In kurzer Zeit hatte er seinen schlecht bewaffneten und ungezügelten Haufen zu einem Heer gebildet, dessen fanatischer Tapferkeit man nicht widerstehen zu können glaubte, und das sich nicht minder durch seine unglaublich schnellen Märsche auszeichnete. Einige glückliche Gefechte verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Nun begann der sog. Hussitenkrieg, der Böhmen von einem Ende zum andern verwüstete. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit einem großen deutschen Kreuzheer anrückte, zu vertheidigen, verschanzte Z. sich auf dem Berge Witkow. Mit 4000 Mann schlug er hier 14. Juli 1420 die wiederholten Stürme von 30000 Mann zurück, und jener Ort heißt deshalb noch jetzt der Ziskaberg. Am 2. Nov. 1420 eroberte Z. die Bergfeste Wyschehrad bei Prag, und es fielen damit die vier ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Nach dem Tode des Nikolaus von Hussinecz 1421 erkannten alle Hussiten Z. als ihr Oberhaupt an. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge. Jetzt ließ er sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, sodaß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Sigismund aufs neue wider ihn schickte, schlug er bei Deutschbrod 18. Jan. 1422 und drang in demselben Jahre selbst in Mähren und Oesterreich ein. Als die Prager seinem Willen nicht gehorchten, demüthigte sie der blinde Heeresfürst durch mehrere Niederlagen und zwang die Stadt 1424, sich zu unterwerfen. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterschaft von Böhmen an, wenn er sich für ihn erklären wolle. Als Z. Przibislaw im Czaslauer Kreise belagerte, überfiel ihn eine pestartige Krankheit, an welcher er 12. Oct. 1424 starb. Die über diesen Verlust rasenden Taboriten erstürmten und verbrannten die Stadt und hieben alles nieder. Z. hatte 13 Schlachten gewonnen und in mehr als 100 Gefechten gesiegt; nur ein einziges mal, bei Kremsier in Mähren, mußte er weichen. Von seinem finstern Charakter und seiner Grausamkeit weiß die spätere Geschichte und Sage nicht Schreckliches genug zu berichten. Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Grabmal aufgehangen. Das Grabmal selbst ward 1623 auf kaiserl. Befehl abgebrochen und Z.'s Gebeine fortgeschafft. Vgl. Millauer, «Diplomatisch-histor. Aufsätze über Johann Z.» (Prag 1824).

Zither (zunächst aus lat. cithara) heißt ein schon im frühesten Alterthum bekanntes und weitverbreitetes Saiteninstrument, welches mit der ebenfalls gebräuchlichen und verwandten Lyra (s. d.) nicht verwechselt werden darf. Bei den Griechen bestand nämlich die Z. (Kithara) aus einem Griffbret; sie war wahrscheinlich mit fünf Saiten bezogen und wurde mit dem Plektron (s. d.) gespielt oder geschlagen. Die gewöhnliche Stellung derselben war, wie sie die alten Denkmäler zeigen, beim Spiele so, daß der Steg gegen das Gesicht aufrecht gekehrt stand, der untere Theil aber, wo sich die beiden gebogenen Enden oder Hörner vereinigten, auf dem Elnbogen des linken Arms ruhte. Daher konnte man die Kithara nur sitzend, oder indem man sie auf etwas aufstützte, spielen. Diejenigen, welche sie spielten, nannte man Kitharisten, und die zugleich dazu sangen, Kitharöden. Die Erfindung und den ersten Gebrauch derselben schreibt die Sage dem Amphion zu, während andere ihren Ursprung von den Hebräern ableiten, wobei vielleicht eine Vertauschung mit der Harfe stattfindet. Die neuere, zum Theil noch jetzt in Tirol und bei den deutschen Bergleuten gebräuchliche Z. ist ein von Holz flach gebautes Instrument mit flacher Resonanzdecke und Schalloch, einer ungefähr 2 Zoll hohen Zarge, langem Hals mit Griffbret und flachem Boden. Aus der Z. der Alten sind das Hackebret und die Guitarre hervorgegangen.

Zitrone, s. Citrone.

Zitronenmelisse, s. Melisse.

Zittau, ehedem die dritte unter den Sechsstädten der Oberlausitz, jetzt die volkreichste Stadt des Regierungsbezirks Bautzen im Königreich Sachsen, liegt unweit der böhm. und der schles. Grenze, am linken Ufer der Mandau, die unweit der Stadt in die Neisse fällt, und zählt

16065 E. (1867, gegen 13063 im J. 1861), die bis auf einige hundert Katholiken der prot. Kirche angehören. Die Stadt, welche infolge eines Bombardements durch die Oesterreicher 23. Juli 1757 fast ganz abbrannte, wurde besonders in jüngster Zeit geschmackvoll ausgebaut, und gewährt durch ihre Thürme, Fabriken, freundlichen Gebäude und herrliche Umgebung einen angenehmen Anblick. Schöne Promenaden, reich an Baum- und Blumenpflanzungen, umgeben die Stadt, und zahlreiche Gärten, deren Besitzer einen starken Handel mit Gartengewächsen und Gemüsen treiben, füllen die Vorstädte. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das 1844 aufgeführte Rathhaus, das schönste in Sachsen; die 1837 erneuerte Hauptkirche zu St.-Johannes, mit trefflicher Orgel; die Kirche zu St.-Peter und Paul (1757—1837 Hauptkirche) mit ihrem schlanken Thurme (früher zu einem Franciscanerkloster gehörig); die Kreuzkirche; das neue Hospital St.-Jakob mit einer Hauskapelle; ferner der Bahnhof, die neue Bürgerschule, die Wasserleitung, das Gebäude der ehemaligen Gewerbeschule, das Zollgebäude. Z. hat sieben Kirchen, von denen jedoch eine unbenutzt steht, nachdem sich 1846 die seit 1623 bestehende böhm. Exulantengemeinde aufgelöst hat. An Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein Gymnasium (seit 1586), mit welchem 1855 eine aus der 1834 gegründeten Gewerbeschule hervorgegangene Realschule verbunden wurde, eine allgemeine Bürgerschule (seit 1811), eine mit der Freischule verbundene Arbeits- und Industrieschule, eine renommirte Baugewerkenschule mit über 100 Schülern (seit 1840), eine kath. Schule (seit 1854). Die Stadt besitzt eine ziemlich starke Bibliothek mit einigen Alterthümern. Handel und Industrie bilden die vorzüglichsten Nahrungsquellen der Einwohner. Als hauptsächlichste Handelsartikel sind zu nennen: leinene und baumwollene Hosenzeuge, Leinwand, Damast, Orleans, Kleiderstoffe und Posamentierwaaren, welche sämmtlich in den Fabriken der Stadt und von den Webern der umliegenden Dörfer gefertigt werden. Von Bedeutung ist der Transithandel mit Garnen und Colonialwaaren nach dem angrenzenden Böhmen. In den Vorstädten und den nächsten Umgebungen der Stadt bestehen Bleichen, Mühlen aller Art, Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Ziegeleien und Töpfereien. Die mächtigen Braunkohlenlager bei der Stadt beschäftigen gegen 1000 Menschen. Zu der Stadtgemeinde gehören, außer bedeutenden, bis an die Grenze Böhmens sich ausdehnenden Waldungen, nicht weniger als 37 Dörfer mit über 60000 E., die meist von Weberei leben, darunter Ebersbach mit 3754, Seifhennersdorf mit 6135, Großschönau mit 4933, Eybau mit 5658 E. Z. ist Sitz eines Bezirksgerichts mit Staatsanwaltschaft, Handelsgericht und Gerichtsamt über die Stadt; ferner eines Gerichtsamts über die umliegenden Dorfschaften, einer Handels- und Gewerbekammer, eines österr. Hauptzollamts, einer preuß. Zollinspection u. s. w. Durch seine Lage an der Norddeutschland mit Böhmen (Reichenberg) und Oesterreich verbindenden Löbau-Zittauer Eisenbahn (von welcher eine im Jan. 1868 bis Großschönau eröffnete Zweigbahn abgeht) bildete Z. während des preuß.-deutschen Kriegs von 1866 den Ausgangspunkt für die Operationen der Preußen und war während dieser Zeit der Mittelpunkt des Verkehrs mit den Armeen. Von seinen Umgebungen im Lausitzer Gebirge sind zu nennen: der durch seine Gestalt und Ruinen merkwürdige Oybin; die halb zu Sachsen und halb zu Böhmen gehörende 2450 F. hohe Lausche, welche eine weite Aussicht nach Sachsen, Böhmen und Schlesien bis zu den höchsten Gipfeln des Riesen- und Erzgebirgs gewährt; der 2300 F. hohe Hochwald; Johnsdorf mit seinen Mühlsteinbrüchen und den Nonnenfelsen; Hirschfelde mit der großen Müller'schen Flachsspinnerei; das Cistercienserkloster Marienthal am Ende des romantischen Neissethals. Vgl. Peschek, «Handbuch der Geschichte von Z.» (2 Bde., Zittau 1834—37).

Zitterfische oder elektrische Fische heißen mehrere Fische, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder mittels leitender Materie berühren, elektrische Schläge mitzutheilen. Sie bedienen sich dieser Fähigkeit ganz nach Belieben, zu ihrer Vertheidigung, auch um sich ihrer Beute leichter zu bemächtigen. Die Erzeugung der Elektricität geschieht durch besondere, in ihrem anatom. Bau sehr verschieden angelegte Organe. Schon den Alten bekannt war die elektrische Eigenschaft des im Mittelmeere vorkommenden, fast kreisrunden Zitterrochens (Torpedo), der bis 2 F. lang und 20 Pfd. schwer wird, in schlammigen Untiefen lebt und nur von den Aermsten gegessen wird. Schmackhafter ist der im Nil heimische Zitterwels (Malapterurus), der ebenfalls 2 F. lang wird und am Maule sechs Bartfäden hat. Berühmter als alle diese ist aber der amerik. Zitteraal (Gymnotus electricus), der zuerst 1671 durch Richer in Cayenne beobachtet und von Adrian van Berkel beschrieben wurde. Die genauesten Untersuchungen über ihn verdankt man Alex. von Humboldt. Sie werden 4—5 F. lang, 3 Zoll dick, haben einen zusammengedrückten Körper, kleinen Kopf, keine Rückenflosse, während die Afterflosse bis zur Schwanzspitze reicht, und sind olivengrün oder braun gefärbt. Sie finden

sich nur in den langsamen Strömen und Lachen des äquatorialen Amerika, wo sie wegen des Vertreibens der andern Fische, der Gefahr, die sie Menschen und Maulthieren bereiten, für eine Landplage gelten. Die elektrischen Organe, eins auf jeder Seite, nehmen bei ihnen einen großen Theil des Körpers ein. Man fängt sie, nachdem man sie an Maulthieren zuvor ihre Kraft hat verschwenden lassen, mit Harpunen. In neuester Zeit wurden Zitteraale und Zitterwelse lebend nach Europa gebracht und die elektrischen Erscheinungen besonders genau von Faraday und Dubois-Reymond untersucht.

Zittern (tremor) nennt man eine unwillkürliche, geringe und in sehr kurzer Zeit sich oft wiederholende Bewegung des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben, welche stets ein Zeichen abnormer Nerven- oder Muskelthätigkeit in den betroffenen Theilen ist. Das Z. tritt selbständig auf, ist aber auch Vorläufer, Begleiter und Folgeerscheinung vieler Krankheiten. Dasselbe ist oft von prognostischer Wichtigkeit, ohne eine solche in diagnostischer Hinsicht zu besitzen, außer wo es selbständig ohne andere Krankheitssymptome erscheint. Am häufigsten findet es sich bei Säufern.

Zitterpappel, s. Populus.

Zittwersamen oder Wurmsamen (Semina Cinae s. Santonici, Flores Cinae) heißen die noch nicht vollständig entwickelten Blütenköpfchen und Blütenstiele mehrerer orient. Beifußarten (s. Artemisia), die kleine aromatisch-kampherartig riechende und höchst widerlich schmeckende Kügelchen darstellen und gepulvert, mit Honig oder Sirup gemischt, ein vorzügliches Mittel zum Abtreiben der Spulwürmer und der kleinen fadenförmigen, bei Kindern so häufig im Mastdarm vorkommenden Pfriemenwürmchen (Oxyurus vulgaris) abgeben. Die wirksamen Bestandtheile sind vorzüglich eine eigenthümliche Säure, die Santonsäure oder Santonin, welche in farb- und geruchlosen, sechsseitigen Prismen krystallisirt und durch Sonnenlicht gelb gefärbt wird, ein ätherisches Oel und ein Bitterstoff. Die Santonsäure wird zur Bereitung der in der Hauptsache aus Zucker bestehenden Wurmplätzchen oder Santoninpastillen verwendet, welche jedoch nicht so wirksam sind wie der rohe Z. Letzterer wird auch überzuckert gereicht oder unter Chocolade gemischt (Wurmchocolade). Im Handel unterscheidet man verschiedene Sorten von Z. Am meisten schätzt man den levantischen oder aleppischen Z., bei dem die Blüten schon deutlich zu erkennen sind; er kommt vom Vahl'schen Beifuß (Artemisia Vahliana). Stärker ist jedoch der barbarische Z., die noch ganz unentwickelten Blütenknospen des geknäuelten Beifußes (A. ramosa). Eine dritte Sorte, der russische oder indische Z., kommt aus der Tatarei und dem südöstl. Rußland und stammt von verschiedenen Beifußarten (A. pauciflora, A. monogyna, A. Lercheana). Zu Verfälschungen des Z. dienen besonders die Blüten inländischer Beifußarten und die Blüten und Früchte des Rainfarrns (Tanacetum vulgare).

Zizyphus, eine zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Rhamneen gehörende Gattung von Sträuchern und Bäumen der tropischen und subtropischen Zone, welche sich durch saftige, bei manchen Arten eßbare Steinfrüchte mit knochenhartem, zwei- bis dreifächerigem Steinkern auszeichnen und sich von den Rhamnusarten namentlich durch nichtgefurchte Samen unterscheiden. Hierher gehört der Judendorn (Z. vulgaris Lamk.), dessen Früchte unter den Namen französische oder italienische Brustbeeren, Jujuben und welsche Hagebutten (Baccae Jujubae s. Zizyphi) ehedem als einhüllendes und reizmilderndes Mittel angewendet wurden. Sie haben ein gelblichweißes Fleisch von schleimigem und sehr süßem Geschmack und werden im Orient, wo, wie auch in Südeuropa und Nordafrika, der Judendorn wild wächst, allgemein gegessen. Der Judendorn ist ein sperrig verästelter Strauch mit hin- und hergebogenen stacheligen Zweigen, zweizeilig angeordneten, fast sitzenden, eilänglichen, dreinervigen, feingesägten Blättern und kleinen gelben, in den Blattwinkeln gehäuft stehenden Blüten. Eine andere, in Südspanien, Sicilien und Nordafrika wachsende Art, Z. Lotus Lamk., durch längere Stacheln und größere Früchte vom gemeinen Judendorn verschieden, ist eine Zeit lang für den echten Lotusbaum der homerischen Lotophagen gehalten worden.

Znaim oder Znaym, Stadt im südl. Theile der österr. Markgrafschaft Mähren, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (9,19 Q.-M. mit 48000 E.), liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend auf einem Berge am linken Ufer der Thaya, hat vier Vorstädte und zählte 1868 etwa 10000 E. (8676 im J. 1857), die meist Deutsche sind. Die Stadt besitzt drei schöne Plätze. Unter ihren Bauwerken sind hervorzuheben: die von Kaiser Karl IV. 1348 erbaute goth. Pfarrkirche des heil. Nikolaus, das 1222 gegründete Dominicanerkloster, das Rathhaus mit 35 Klafter hohem Thurme, das Amtsgebäude, die ehemalige herzogl. Burg (jetzt Militärhospital); ferner der Heidentempel, der für das älteste Baudenkmal Mährens (aus dem

10. Jahrh.) gilt, u. s. w. Von Unterrichtsanstalten bestehen zu Z. ein Gymnasium, zwei Hauptschulen für Knaben, eine Hauptschule und eine Fortbildungsschule für Mädchen, eine Lehranstalt für Handels- und Gewerbslehrlinge. In dem imposanten Gebäude des ehemaligen Prämonstratenserstifts Klosterbrück, in der Nähe der Stadt, befindet sich die Genie-Akademie, welche neuerdings von Wien dahin verlegt wurde. Z. gehört zu den bedeutendsten Fruchthandelsplätzen Mährens. Die Anfuhr zu den Wochenmärkten wurde in letzterer Zeit auf ½ Mill. Metzen jährlich geschätzt. Außer dem Fruchthandel bilden die Gerberei, Geschirrfabrikation, Essigfabrikation u. s. w. nicht unbedeutende Erwerbsquellen für die Bewohner. Z. war ehemals eine der vornehmsten Zupanburgen des Landes und Sitz eines Herzogthums, welches unter der Oberhoheit Böhmens stand. 1145 wurde der Burgflecken Z. im Kampfe des Herzogs Konrad II. von Z. gegen Wladislaw von Böhmen zerstört. König Ottokar I. von Böhmen berief deutsche Ansiedler nach Z., gründete durch Urkunde vom J. 1226 die Stadt Z. und stellte dieselbe in die Reihe der königl., mit besondern Privilegien begabten Städte. 1645 war Z. von den Schweden, 1772 von den Preußen unter Friedrich II. besetzt. In neuerer Zeit wurde die Stadt durch das Gefecht zwischen dem Nachtrab des Erzherzogs Karl und den Franzosen unter Marmont 11. Juli 1809 historisch sowie durch den hier tags darauf zwischen Oesterreichern und Franzosen abgeschlossenen Waffenstillstand von Z., dem 14. Oct. der Friede zu Wien folgte. Im Kriege von 1866 war die Stadt vom 13. Juli bis 3. Sept. von den Preußen besetzt. Mit kaiserl. Sanction vom 20. Jan. 1867 erhielt Z. ein eigenes Gemeindestatut und einen selbständigen Magistrat.

Zobel (Mustela Zibellina), russ. Sobol, heißt eine in den einsamsten Gegenden Sibiriens und des polaren Amerika heimische, jetzt sehr selten gewordene Art der Gattung Wiesel (s. d.). Der Z. wird 1½ F. lang, 1 F. hoch, sein Schwanz mißt 15 Zoll. Er ist listig, gewandt, hört scharf und ist schwer zu überlisten. Nur des Nachts geht er auf Raub aus. Bei stürmischem Wetter verbirgt er sich in seiner Höhle, in deren Nähe er seinen Vorrath aufbewahrt. Im Sommer frißt er verschiedene Waldfrüchte, im Winter Mäuse, Ratten, selbst Hasen, Waldhühner und Fische. Sein Pelz ist meist dunkelbraun, hat lange, seidenglänzende Grannenhaare, die sich nach jeder Richtung streichen lassen, ohne struppig zu werden, und ungemein dichtes, weiches Grundhaar. Die Winterfelle sind besser als die Sommerfelle und die des östl. Sibirien besser als die des westlichen. Die Jagd wird daher besonders an der Lena durch 10—12 Mann starke Jägergesellschaften betrieben, dauert vom Nov. bis Jan. und geschieht, um Durchlöcherung des Fells zu vermeiden, mittels Fallen oder Armbrüsten. Der Zobelfang ist Regal der Krone, die sich von manchen Völkern und Ortschaften den Tribut in Zobelpelzen zahlen läßt. Der Preis beträgt in Rußland für das Stück mittlerer Qualität 8—10 Rubel, für die besten, ganz schwarzen, oft mit weißem Grannenhaar (Silberzobel), 60 und mehr Rubel. Da zu einem vollständigen Pelze 80 Stück gehören, so kann ein solcher leicht sehr theuer zu stehen kommen. Fälschungen sind sehr häufig.

Zobten oder Zobtengebirge, im weitern Sinne, nennt man die im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien liegende nördl. Abtheilung des Eulengebirgs, die als ein kleines Gebirge für sich rechts von der Peila zwischen der Weistritz und der Lohe sich erhebt und gegen das linke Ufer der Oder verflacht. Das Zobtengebirge steht mit dem Riesengebirge (s. d.) in Verbindung, und seine höchsten Punkte sind der Geiersberg mit der kahlen Geierskoppe, der Költschenerberg mit dem Tafelstein, auf welchem ehemals eine Burg stand, der Ruheberg, der Bruchberg und der Z., von welchem der ganze Höhenzug den Namen führt. Der eigentliche Z., ein Berg 2 M. von Schweidnitz und 5 M. von Breslau, welcher seinen Namen von dem slaw. Gora sobotka, d. h. Feuerberg, hat, ist höher als die übrigen Berge des ganzen Höhenzugs (2226 F.), fast durchgängig dicht bewaldet und auf drei Seiten von einer großen Ebene umgeben. Er hat eine fast kegelförmige Gestalt, läuft in zwei Spitzen aus, gewährt eine schöne Aussicht auf die ganze Bergkette der Sudeten und über einen großen Theil Schlesiens, weshalb er der Wächter Schlesiens genannt wird, und ist eine Wetterscheide und zugleich ein Wetterprophet für die Bewohner des untern Landes, die, wenn er mit Gewölk bedeckt ist, Regen, wenn er lichtblau und hell erscheint, heiteres Wetter erwarten. Nach Büsching's Vermuthung soll in ältester Zeit auf dem Berge die alte Asciburg oder Asenburg (Asgard) gestanden haben, womit des Ptolemäus mons Asciburgius übereinstimme; jedoch ist mit letzterm Namen wol der ganze Sudetenzug bezeichnet. Im 11. Jahrh. stand auf der höchsten Spitze des Zobtenbergs eine Burg, die 1108 zu einem Kloster der Augustiner eingerichtet und, als diese des rauhen Klimas wegen wegzogen, wieder zu einem Raubschlosse umgewandelt, 1471 aber durch die Breslauer

und Schweidnitzer zerstört wurde. Die 1702 vom breslauer Augustinerabt Johann Sibert erbaute Marienkapelle, in welcher jährlich zum Feste der Heimsuchung Mariä unter Zusammenfluß einer großen Volksmenge und Abhaltung einer Art Jahrmarkt kath. Gottesdienst gehalten wurde, ist 1834 durch den Blitz größtentheils zerstört worden. Ein besonderes Interesse geben dem Berge noch die solennen Commerse, welche die breslauer Studenten jährlich hier abhalten. In geognostischer Hinsicht bildet die Grundlage des Z. sowie des ganzen diesen Namen führenden Gebirgsstrichs feinkörniger Granit und hier und da Gneis, auf welchen beiden Steinarten Serpentin abwechselnd mit Urgrünstein lagert. Den Granit des Bergs hat man erst in neuerer Zeit angefangen häufiger zu brechen. Der bequemste Weg auf den Z. führt von dem Städtchen Z., das 2080 E. (1864) zählt, aus und zieht sich zwischen dem Mittel- und Stollberge hinauf, bei mehrern sog. Stationen oder Bildern aus dem Leben Jesu vorbei, bis man zu der großen steinernen Bildsäule einer Jungfrau ohne Kopf, die einen Fisch im Schose hält, und zu dem sog. Pumperfleckchen, einer Stelle, wo es hohl klingt, wenn man klopft, und somit auf die Höhe des Bergs gelangt. In den Volkssagen der Umgegend spielt der Zobtenberg eine Hauptrolle. Der Ort Z. erhielt 1399 von König Wenzel von Böhmen Stadtrecht. Am 21. Mai 1642 erfocht Torstenson einen Sieg über die Kaiserlichen. Auch fand hier 31. Aug. 1760 ein Gefecht zwischen den Preußen und Oesterreichern statt. 1813 bildete sich in dem Städtchen das Lützow'sche Corps. Vgl. Sadebeck, «Der Zobtenberg und seine Umgebung» (Bonn 1856).

Zodiakallicht oder Thierkreislicht nennt man einen weißlichen Lichtstreifen am Himmel, den man besonders im Frühling und Herbst um die Zeit der Nachtgleichen (im März und Sept.) kurz nach Untergang oder vor Aufgang der Sonne, und zwar im Frühling abends im Westen, im Herbste früh im Osten, wahrnimmt. Das Licht dieses Streifens hat mit dem Schimmer der Milchstraße einige Aehnlichkeit, ist aber weit blässer. Die Form desselben gleicht bei uns einer schief (unter einem Winkel von 64°) auf dem Horizonte stehenden Pyramide, deren verbreitete Basis ungefähr den Ort einnimmt, wo die Sonne untergegangen, und deren Achse nach der untergegangenen Sonne selbst hingerichtet ist. Während der Streifen bei uns schief nach Süden gewendet, steht er unter dem Aequator fast senkrecht auf dem Horizonte; auf der südl. Halbkugel neigt er sich entgegengesetzt nach Norden. Die erste bekannte Beobachtung desselben scheint um 1660 in England gemacht zu sein; aber erst Domenico Cassini, der es im Frühling 1683 beobachtete, ergründete alle Umstände und machte die Astronomen darauf aufmerksam. In der heißen Zone ist die Erscheinung ungleich auffallender und prachtvoller als in höhern Breiten und das ganze Jahr sichtbar. Die Ursache derselben ist noch gegenwärtig sehr räthselhaft. Da der lichte Streifen nahe mit der Ebene des Sonnenäquators zusammenfällt, so sucht Mairan (in seinem Werke über das Nordlicht, Par. 1731) darzuthun, daß das Z. nichts anderes sei als die Sonnenatmosphäre, welche durch die rasche Umdrehung der Sonne so stark abgeplattet, daß sie nur wie ein Streifen erscheine. Aber schon Laplace zeigte (in der «Mécanique céleste»), wie unhaltbar Mairan's Hypothese sei, da die Sonnenatmosphäre nicht abgeplatteter als im Verhältniß von 2 zu 3 und also nicht ausgedehnter als bis $^9/_{20}$ der Mercursweite sein könne, während das Verhältniß der beiden Achsen des Z. wenigstens wie 1 zu 5 ist und letzteres sich erwiesenermaßen bis über die Erdbahn hinaus erstreckt. Nach andern Hypothesen besteht dieses Licht in dem durch die Nähe der Sonne verdichteten Aether, oder in Kometenmaterie, die bei dem Durchgange dieser Himmelskörper durch das Perihel abgesetzt wurde. Sehr wahrscheinlich ist die Ursache dieses Lichts ein sehr abgeplatteter Ring von dunstartiger Materie, welche zwischen der Venus- und Marsbahn frei im Weltraum schwebt, eine Meinung, für welche sich auch Alex. von Humboldt entschieden hat. Jones, ein Amerikaner, der das Z. in Japan viel beobachtet hat, hielt es für einen Ring um die Erde.

Zodiakus, s. Thierkreis.

Zoëga (Georg), bedeutender Alterthumsforscher, geb. 20. Dec. 1755 zu Dahler in der jütländ. Grafschaft Schackenborg, wo sein Vater Prediger war. Seine Familie stammte aus der Gegend von Verona. Auf dem Gymnasium in Altona vorgebildet, studirte er seit 1773 in Göttingen. 1776 machte er eine Reise durch die Schweiz nach Italien und hielt sich den Winter hindurch in Leipzig auf. Sodann kehrte er 1777 nach Kopenhagen zurück, übernahm eine Hauslehrerstelle und reiste 1779 mit seinem Zöglinge nach Göttingen und darauf wieder nach Italien. In Kopenhagen fand er nach seiner Rückkehr an dem Geheimrath Guldberg einen Gönner, der ihm ein Reisestipendium verschaffte, sodaß er 1782 eine dritte Reise nach Italien antreten konnte. Auf dem Rückwege erfuhr er zu Paris die in Kopenhagen eingetretene Ministerialveränderung, und er kehrte deshalb wieder nach Rom zurück, wo er 1783 katholisch wurde

und sich nun ganz der Alterthumswissenschaft hingab. Für kunstliebende Fremde, die Rom besuchten, war er ein trefflicher Führer, auch für junge Künstler aus seinem Vaterlande; namentlich hatte ihm Thorwaldsen viel zu danken. Der Cardinal Borgia, ein eifriger Sammler ägypt. Alterthümer, wurde für Z. die nächste Veranlassung, sich mit diesen zu beschäftigen. Er ließ die «Numi Aegyptii imperatorii» (Rom 1787) erscheinen, und der Beifall, den dieses wichtige Werk erhielt, lenkte auf Z. auch des Papstes Pius VI. Aufmerksamkeit, der ihm die Aufgabe stellte, die Obelisken zu erläutern. Z. unterzog sich dem Auftrage und sein Werk, «De origine et usu obeliscorum» (Rom 1797) erwarb ihm den Ruhm eines der scharfsinnigsten und gründlichsten Gelehrten. Auch erläuterte er die koptischen Handschriften im Museo Borgiano Veliterno; doch fand sich erst 1810 Gelegenheit, diese Frucht namenloser Anstrengungen zu veröffentlichen. Noch ist seiner «Li bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli» (2 Bde., Rom 1808; deutsch von Welcker, 2 Bde., Gieß. 1811—12) zu gedenken. In spätern Jahren bedauerte Z., daß er nicht dem griech. Alterthum seine Hauptkraft zugewendet, indem er sich so an der Ausführung seines Plans gehindert sah, die ganze griech. Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen. Ueberdies hatte Z. stets mit der Ungunst der äußern Verhältnisse zu kämpfen, und er erlebte nicht einmal, wie Winckelmann und Visconti, die Freude, ein beabsichtigtes Hauptwerk ausführen zu können. Seit 1798 war er dän. Generalconsul im Kirchenstaate; auch war er Professor zu Kiel, doch hat er diese Stelle nie angetreten. Er starb zu Rom 10. Febr. 1809. Vgl. Welcker, «Z.'s Leben, Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke» (2 Bde., Gött. 1819), der auch Z.'s Abhandlungen (Gött. 1817) herausgab.

Zofingen (lat. Tobinium oder Zophingia), eine alte Stadt im schweiz. Canton Aargau, liegt in einer fruchtbaren, von der Wigger durchflossenen Ebene, am Fuße kleiner, mit anmuthigen Waldungen bestandener Berge, und zählt 3702 E. (1861). Bemerkenswerthe Gebäude sind die große Pfarrkirche, das Rathhaus und das neue Schützenhaus (mit zwei stattlichen Linden, von denen die eine zu einem kleinen Tanzsaal, die andere zu einem Speisesaal zugeschnitten). Die Stadtbibliothek, mit einem interessanten Malerbuch und einer Münzsammlung, ist reich an ältern Werken sowie an eigenhändigen Briefen von schweiz. Reformatoren. In der Umgegend findet man viele Spuren röm. Ansiedelungen, am Römerbade zwei guterhaltene Mosaikböden. Z. ist durch seine Lage an der schweiz. Centralbahn in die große Touristenroute und in einen lebhaften Handelsverkehr hineingezogen worden. Zugleich hat die Seiden- und Baumwollindustrie der Stadt und ihrer Umgebung einen neuen Aufschwung genommen. Zu Z. befindet sich übrigens das Hauptbureau der schweiz. Telegraphen. Im Mittelalter war Z. eine Zeit lang Reichsstadt, dann österreichisch, und öfters hielten daselbst die österr. Herzoge ihren Hof.

Zoilus aus Amphipolis in Thrazien, ein griech. Rhetor im 3. Jahrh. v. Chr., ist durch seine bittere und hämische Kritik besonders der Homerischen Gedichte, die freilich weder bei seinen Zeitgenossen noch bei der Nachwelt Beifall gefunden, berüchtigt geworden, und hat dafür den Beinamen «Homeromastix», d. i. Geisel des Homer, erhalten. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen. Wie im Alterthume, so bezeichnet man wol noch jetzt mit dem Namen Z. einen gemeinen Zänker und heimtückischen Tadler.

Zolkjewski (Stanislaw), ein ausgezeichneter Feldherr der Polen, wurde 1547 aus edelm Geschlecht zu Turynka bei Zolkiew in Galizien geboren. Nachdem er in den Schulen zu Lemberg seine Bildung erhalten, diente er dann unter seinem Verwandten Jan Zamojski im Heere und erwarb sich durch edle Denkungsart, Milde und Tapferkeit allgemeine Achtung. Später wurde er Castellan von Lemberg und Wojwode von Kiew. 1596 zog er als Unterfeldherr gegen die unter Naläwayko revoltirenden Kosacken, überwand diese und führte sie durch seine Mäßigung zum Gehorsam zurück. Dann kämpfte er mit Glück gegen die Schweden in Livland. Nach Zamojski's Tode hätte ihm der Krongroßfeldherrnstab gebührt. Doch erhielt er diesen nicht, und die Neider seines Glücks bezeichneten ihn bei dem schwachen Sigismund III. als Theilnehmer des Zebrzydowski'schen Aufstandes. Z. beschämte seine Feinde, indem er offen zur Vertheidigung des Königs auftrat. Später befehligte er auf dem Zuge gegen Moskau. Seiner Umsicht und Tapferkeit gelang es, Moskau zu erobern, den Zaren Schuiskoi gefangen zu nehmen und mit den Bojaren den Vertrag, nach welchem der Sohn Sigismund's, Wladislaw, zum Zaren erhoben werden sollte, zu schließen. Sigismund's Unentschlossenheit vereitelte aber alle diese Vortheile. In seinem 70. J. erhielt Z. endlich die oberste Feldherrnstelle und wurde zur Abwehr der Tataren und Türken an die Grenze gesendet, wo er nach tapfern Kämpfen sich genöthigt sah, 1617 bei Busza einen Vertrag zu schließen, durch welchen in zweideutigen Ausdrücken die Moldau und Walachei an die Türken abgetreten wurden. Nun triumphirten Z.'s Feinde, und man

klagte ihn sogar des Einverständnisses mit dem Feinde an. Als er daher 1620 wieder nach der Walachei aufbrach und ihm über den Dnjestr zu dringen befohlen wurde, zog er es vor, mit der Uebermacht der Türken wohl bekannt, sich lieber dem Tod zu weihen als neuen Schmähungen sich auszusetzen. Acht Tage lang hielt er sich bei Cecora am Dnjestr gegen ein dreimal zahlreicheres türk. und tatar. Heer. Am 8. Oct. 1620 fiel jedoch der 73jährige Greis mit dem größten Theile des Heeres. Seine von ihm hinterlassene Beschreibung des Zugs der Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius erschien 1833 zu Lemberg im Druck.

Zoll, s. Fuß (Längenmaß).

Zoll (niederdeutsch und engl. toll, angeblich vom griech. télos) oder Mauth (muta, mutaticum) heißt die auf die Einfuhr und Ausfuhr gelegte Abgabe, dann die Stätte, wo dieselbe erhoben wird. Der Z. unterscheidet sich von dem Geleit (s. d.) dadurch, daß er von den Waaren, nicht von den Transportmitteln entrichtet wird. Schon bei den Griechen und Römern bestanden Zollstätten, die gewöhnlich verpachtet waren. Im Mittelalter bildete sich das Recht, Zölle anzulegen und die Abgabensätze zu bestimmen, zu einem Hoheitsrechte, einem Regal, aus, das in Deutschland dem Kaiser zustand, der es an einzelne Reichsstände verleihen konnte. Schon in der Goldenen Bulle wurden alle unbilligen und unnöthigen Zölle verboten, und König Wenzel versprach 1379, ohne ausdrückliche Einwilligung der Kurfürsten keine neuen Zölle im Deutschen Reiche verleihen zu wollen. Später war diese Bestimmung eine stehende Clausel in den Wahlcapitulationen. Mit der Ausbildung der neuern Handels- und Finanzpolitik wurden allmählich die verworrenen, blos auf roher Fiscalität beruhenden Zollverhältnisse des Mittelalters beseitigt, und es traten namentlich folgende wichtige Umgestaltungen ein. Man schied von den Zöllen diejenigen Abgaben aus, welche von inländischen Erzeugnissen vor dem Verbrauch erhoben wurden (Accise). Man hob die Binnenzölle auf und verlegte die Zollstätten an die Landesgrenzen, sodaß die Grenzzölle nur fremde Waaren bei der Ein- und Durchfuhr betrafen, einheimische Waaren bei der Ausfuhr (Eingangs- oder Consumozölle, Durchgangs- oder Transitzölle, Ausgangszölle). Zugleich besetzte man die Grenzen mit einer militärisch organisirten Zollschutzwache, um die Erhaltung der Zölle zu sichern und dem Schleichhandel zu begegnen. Diese Einrichtungen, die gegenwärtig die meisten europ. Staaten haben, gewähren den Vortheil der freien Verkehrsbewegung im Innern, auf welcher überhaupt die naturgemäße Entwickelung des Volkswohlstandes beruht. Das Mercantilsystem (s. d.) benutzte das Zollwesen zur Herstellung einer günstigen Handelsbilanz, und es traten somit zu den finanziellen Zwecken auch nationalökonomische. Die Einfuhr fremder Waaren wurde entweder ganz verboten (Prohibitivsystem) oder doch durch hohe Zölle beschränkt. So entstand das sog. Schutzzollsystem (s. d.), das mehr und mehr an seiner Härte verlor, je mehr sich die Staaten genöthigt sahen, im Finanzinteresse die Einfuhr zu begünstigen und darum die Zölle herabzusetzen. Gegenüber dem Schutzzollsystem hat sich in der neuern Zeit, bisher freilich mehr in der Theorie als in der Praxis, das System der Handelsfreiheit oder des Freihandels (s. d.) Geltung verschafft, das die Zölle nur als nothwendige Einnahmequellen für den Staat zulässig findet, dagegen dieselben als Mittel zum Schutze und zur Hebung der einheimischen Industrie gänzlich verwirft.

Bei dem heutigen Zollwesen kommen im ganzen folgende Einrichtungen in Betracht: 1) Der Zolltarif oder die Zusammenstellung der Ein- und Ausfuhrgegenstände mit Angabe der zu erhebenden Zollsätze, die entweder nach dem Preise der Waaren (ad valorem) in Procenten, oder nach dem Gewicht (Gewichtszölle) bestimmt werden. Für die Durchgangszölle, die durch die neuesten Handelsverträge fast überall abgeschafft worden, bestehen einfachere Bestimmungen. Eigenthümlicher Art sind die Differentialzölle (s. d.). 2) Das Zollgesetz oder die Zollordnung enthält die für die sichere Erhebung der Zölle aufgestellten Vorschriften und Einrichtungen. So dürfen zollbare Güter nur auf den bestimmten Straßen (Zollstraßen) befördert werden, an denen sich bei den Grenzübergangspunkten die Zollstätten (Haupt- oder Nebenzollämter) befinden. Hier haben die den Transport der Waaren Besorgenden das Verzeichniß der Waaren (Declaration) an die Zollbeamten abzugeben, welche den Zollbetrag nach dem Tarif berechnen und erheben. Theils um für manche Fälle die Zollentrichtung zu erleichtern, theils weil nicht alle eingeführten Güter die Bestimmungen haben, im Lande selbst verbraucht zu werden, sondern zum Wiederverkauf ins Ausland (Zwischenhandel) bestimmt sind, bestehen auch im Innern des Landes an größern Verkehrs- und Handelsplätzen Zollstätten und Magazine (Lagerhäuser, Packhöfe), wo die Waaren unverzollt niedergelegt werden können. Diese nach einem Lagerhause im Innern declarirten Güter werden an der Grenze nur plombirt und mit einem Begleitschein versehen, und erst dann verzollt, wenn man sie dem Lagerhause entnimmt, oder gar nicht verzollt,

wenn sie ins Ausland gehen. Die gleiche Einrichtung findet mit den zu Wasser angelangten Gütern in den Freihäfen statt. Eine andere Zollerleichterung für Handel und Industrie ist der Zollcredit, den die Behörde gegen Sicherheitsleistung den Kaufleuten und Fabrikanten auf längere oder kürzere Zeit gewährt. Dahin gehören auch die sog. Meßcontirungen (z. B. in Leipzig), wonach die Zollbeträge der für die Meßzeit bezogenen Güter den Kaufleuten vorläufig zur Last geschrieben, bei deren Wiederausfuhr ins Ausland aber wieder abgeschrieben werden. Der Rest wird dann nach einer bestimmten Frist erhoben. 3) Der Zollschutz wird nach bestimmten Vorschriften von einem militärisch organisirten Grenzwächtercorps (Douaniers, Grenzaufseher) geübt und ist gegen den Schleichhandel (s. d.) gerichtet. Man begnügt sich hierbei nicht blos mit Beaufsichtigung der Grenzlinie, sondern errichtet von der Grenze einwärts einen sog. Grenz- oder Controlbezirk (in der Regel 2—4 St. breit), innerhalb dessen der Waarenverkehr besondern Vorschriften unterliegt. Das Zollstrafgesetz umfaßt die auf Umgehung des Zolls und der dabei gesetzlichen Vorschriften angedrohten Strafen sowie das Verfahren bei dergleichen Anzeigen.

Zollgewicht heißt das im gesammten deutschen Zollverein zunächst für die Zwecke der Zollerhebung angenommene gleichförmige Gewicht. Als Einheit desselben gilt das Zollpfund, welches dem halben Kilogramm oder 500 Grammen des metrischen Maßsystems entspricht. 100 solcher Pfunde bilden den Zollcentner (gleich 50 Kilogrammen); das Zollpfund selbst wird in 30 Zollloth getheilt. 1851 wurde das Z. zugleich auch das Postgewicht im deutschen Postverein (nur daß in Baiern und Sachsen die Eintheilung des Pfundes in 32 Loth verblieb), ferner das Gewicht der Eisenbahnen im Zollverein (für die Frachten) und (seit Febr. 1852) auch österreichisches Z. Infolge des wiener Münzvertrags vom 24. Jan. 1857 erhob man das Zollpfund in den Zollvereinsstaaten sowie im Kaiserthum Oesterreich auch zum Münzpfund (anstatt der bis dahin üblichen Mark). Außerdem nahmen seit 1. Juli 1858 Preußen, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Lippe-Schaumburg, Hamburg und Bremen das Z. auch als Landesgewicht an, nachdem es schon vorher in Rheinbaiern, Baden und Hessen-Darmstadt als solches gegolten hatte. Die neue Maß- und Gewichtsordnung für den Norddeutschen Bund vom 17. Aug. 1868 läßt zwar das Zollpfund in seiner bisherigen Größe bestehen, nimmt aber als Einheit für das neue Gewichtssystem das metrische Kilogramm (gleich 2 Zollpfund) an, welches fortan in 1000 Gramme getheilt wird. 10 Gramme heißen ein Dekagramm oder Neuloth, während das halbe Kilogramm ein Pfund und 50 Kilogramme ein Centner genannt werden.

Zollikofer (Georg Joachim), einer der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner des 18. Jahrh., geb. zu St.-Gallen in der Schweiz 5. Aug. 1730, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, die Gymnasien zu Frankfurt a. M. und zu Bremen und zuletzt die Universität zu Utrecht. Nach seiner Rückkunft von der Universität wurde er 1754 Prediger zu Murten in der Schweiz und 1758 Prediger bei der reform. Gemeinde zu Leipzig. Dieser Stellung blieb er treu bis an seinen Tod, der 25. Jan. 1788 erfolgte. Die höhere Bildung dieser Gemeinde und der Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten blieben nicht ohne Einfluß auf ihn als Kanzelredner, und so wirkte er 30 J. für die Gemeinde als Lehrer und für junge Theologen als musterhafter Kanzelredner ungemein viel. Sein Vortrag war, wie seine äußere Erscheinung, ruhig und würdevoll, tief eindringend, lichtvoll und faßlich. Als Hauptzweck seiner Vorträge galt ihm, den Vorurtheilen und herrschenden Uebeln der Zeit entgegenzuarbeiten und richtigere moralische Begriffe zu befördern. Dabei besaß er die seltene Gabe, ganz specielle Verhältnisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens auf der Kanzel mit Würde zu behandeln. Als denkender Geistlicher ging er freimüthig von mehrern Sätzen des ältern Systems ab. Von seinen Predigten sind etwa 250 im Druck erschienen. Er selbst gab 1769—88 vier Sammlungen «Predigten» (6 Bde.) heraus, die mehrmals aufgelegt wurden. Nach seinem Tode erschienen die von ihm «Hinterlassenen Predigten» (9 Bde.). Gleichzeitig erschienen beide Sammlungen zusammen unter dem Titel «Z.'s sämmtliche Predigten» (15 Bde., Lpz. 1789—1804). Ein großes Verdienst erwarb sich Z. auch durch die Herausgabe des «Neuen Gesangbuch» (Lpz. 1766 u. öfter), wobei ihn besonders sein Freund Christ. Friedr. Weiße (s. d.) unterstützte. Geschätzt waren ebenfalls seine «Andachtsübungen und Gebete». Vgl. Garve, «Ueber den Charakter Z.'s» (Lpz. 1788).

Zöllner (Karl Friedrich), verdienter deutscher Männergesangs-Componist, geb. 17. März 1800 in dem weimar. Dorfe Mittelhausen, wo sein Vater Cantor war, besuchte erst die Schule zu Eisleben und kam sodann in seinem 14. J. auf die Thomasschule zu Leipzig. Hier entwickelte sich sein musikalisches Talent besonders unter Schicht's Leitung. Doch hatte er nicht die Absicht, die Musik zum Lebensberuf zu wählen, sondern bezog die Universität, um sich dem

Studium der Theologie zu widmen. Noch als Student erhielt er indessen 1820 eine Anstellung als Gesanglehrer an der leipziger Rathsfreischule. Auf Schicht's Anrathen entsagte er endlich 1822 der Theologie und wandte sich ganz der Tonkunst zu. In der Folge erhielt er an verschiedenen leipziger Schulen Singlehrerstellen, zuletzt an der Thomasschule. Er starb zu Leipzig 25. Sept. 1860. Seine Männerquartette («Müllerlieder», «Zigeuner» u. s. w.) werden gern gesungen und haben seinen Namen sehr populär gemacht. Außerdem besitzt man von ihm noch verschiedene Hefte einstimmiger Lieder, einige Motetten und anderes für gemischten Chor. Durch Gründung und Leitung von Gesangvereinen machte sich Z. um Leipzigs Gesangsleben sehr verdient. Nach seinem Tode bildete sich aus verschiedenen Gesangsvereinen ein sog. Zöllnerbund, auf dessen Betrieb ihm auch im Rosenthale bei Leipzig im Frühjahr 1868 ein Denkmal errichtet wurde.

Zollverein (Deutscher). Die Verfassung des Deutschen Bundes von 1815 blieb nicht nur hinter den polit. Erwartungen der Nation weit zurück, sondern sie war auch nicht geeignet, die vernachlässigten wirthschaftlichen Interessen des Volks zu einer gedeihlichen Entwickelung zu bringen. Ueberall sahen sich Production und Verkehr gehindert durch polit. Grenzen; überall bestanden die verschiedensten Steuersysteme; überall lähmten Zollschranken Handel und Wandel. Da beschloß Preußen, seine Zollabgaben an die Grenzen seines Staatsgebiets zu verlegen und den Handel innerhalb desselben möglichst frei zu machen. Preußen fand hierbei den heftigsten Widerstand bei den andern deutschen Regierungen, namentlich aber beim Bundestage selbst, besonders weil es einzelne, innerhalb seines Gebiets belegene kleine Staaten zwingen mußte, seinem Zoll- und Handelssysteme beizutreten. Zugleich erklärte Preußen, daß es auch die andern Staaten in seine Zollgrenzen aufzunehmen bereit wäre, wenn sie sich mit ihm vertragsmäßig darüber einigen würden. Allein dies wollten die Gegner ebenso wenig. Vielmehr versuchte man, Preußen Gleiches mit Gleichem zu vergelten und schloß innerhalb Deutschland verschiedene gegen Preußen gerichtete Handelsbündnisse ab. So entstand z. B. 1827 eine Vereinigung zwischen Baiern und Würtemberg, 1828 eine solche zwischen diesen Staaten und Hohenzollern, 1828 der Mitteldeutsche Handelsverein (Sachsen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Bremen, Frankfurt a. M. u. s. w.), 1834 der sog. Steuerverein, bestehend aus Hannover, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, welchem sich 1836 auch Oldenburg anschloß. Diese Vereinigungen beherrschten jedoch viel zu geringe Gebiete, als daß sie hätten lebensfähig sein können, und sie verschwanden wieder, indem sich die zu ihnen gehörigen Staaten nach und nach dem preuß. Zollsystem anschlossen. Zuvörderst trat 1831 Kurhessen aus dem Mitteldeutschen Handelsverein zu Preußen über, und 1833 folgten Baiern und Würtemberg, kurz darauf Sachsen und die thüring. Staaten. Es entstand sonach 1834 unter den genannten Staaten der erste Deutsche Z. Diesem traten allmählich ferner bei: 1835 Hessen-Homburg, Baden und Nassau, 1836 Frankfurt, 1842 Luxemburg, 1851 und 1852 Hannover und Oldenburg. Während der Vertragsperiode von 1854—65 gehörten dem Z. schon sämmtliche deutsche Länder mit Ausschluß von Oesterreich, den beiden Mecklenburg und den Hansestädten an. Gleichwol waren alle diese Bündnisse mehr oder weniger von den Verhältnissen aufgedrungen. Man mußte sich einigen, um die Freiheit des Verkehrs im Innern zu wahren. Dagegen war man sehr verschiedener Ansicht darüber, welche Zwecke verfolgt werden sollten, insbesondere, ob an den Zollvereinsgrenzen Schutzzölle oder Finanzzölle zu erheben wären. Süddeutschland verlangte Schutzzölle, d. h. Zölle von einer Höhe, daß die inländische Industrie gegen ausländische Concurrenz geschützt würde; Norddeutschland dagegen wollte Finanzzölle, d. h. solche, welche den Handel mit dem Auslande zwar besteuerten, aber nur um durch den Zollvertrag, neben den innern Steuern, einen Theil der Staatsbedürfnisse aufzubringen. Diese Meinungsverschiedenheit über Zweck und Absicht des Z. gab von jeher zu vielen unerquicklichen Verhandlungen zwischen den Vereinsmitgliedern Anlaß. Dazu kam noch, daß Oesterreich alles versuchte, durch seinen Einfluß in Süddeutschland entweder in den Z. mit aufgenommen zu werden oder denselben zu sprengen. Eine Einigung der verschiedenen Ansichten und Interessen konnte um so weniger eintreten, als jeder Staat im Z. kraft seines vertragsmäßigen Rechts mit einer vollen Stimme zählte, der größte und volkreichste Staat Preußen also nicht mehr Einfluß üben konnte als der kleinste. Dieses Verhältniß widersprach durchaus der Natur der Dinge, und auch der letzte der nunmehr der Geschichte anheimgefallenen Zollvereinsverträge, der Vertrag vom 16. Mai 1865, welcher vom 1. Jan. 1866 bis zum Schluß des J. 1877 laufen sollte, war deshalb, neben großen Vorzügen, immer noch mit erheblichen Mängeln behaftet.

Die Ereignisse von 1866 beseitigten neben andern Verträgen auch den Zollvereinsvertrag vom 16. Mai 1865. Anfangs schien es, als ob sich nunmehr Süddeutschland von Norddeutschland in handelspolitischer Beziehung lossagen würde. Indessen kam der auf ganz neuen Grundlagen beruhende Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 zwischen dem Norddeutschen Bunde einerseits und Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen andererseits zu Stande, dessen Wirksamkeit mit dem 1. Jan. 1868 begann, und der von da ab 12 J. laufen soll. Auf Grund dieses neuen Vertrags besteht der deutsche Z. aus folgenden Gebietstheilen: 1) Norddeutscher Bund, mit einstweiligem Ausschluß der Hansestädte Hamburg und Bremen: Königreich Preußen (24,061210 E.); Herzogthum Lauenburg (50002 E.); Königreich Sachsen (2,420795 E.); Großherzogthum Hessen, nordwärts des Main (257273 E.); Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (560578 E.); Großherzogthum Sachsen-Weimar (282856 E.); Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz (98698 E.); Großherzogthum Oldenburg (316960 E.); Herzogthum Braunschweig (304039 E.); Herzogthum Sachsen-Meiningen (180193 E.); Herzogthum Sachsen-Altenburg (141650 E.); Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha (168290 E.); Herzogthum Anhalt (196858 E.); Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt (75132 E.); Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen (67452 E.); Fürstenthum Waldeck und Pyrmont (57050 E.); Fürstenthum Reuß älterer Linie (44172 E.); Fürstenthum Reuß jüngerer Linie (87974 E.); Fürstenthum Schaumburg-Lippe (31168 E.); Fürstenthum Lippe-Detmold (112599 E.); Hansestadt Lübeck (48439 E.); 2) Königreich Baiern (4,824421 E.); 3) Königreich Würtemberg (1,778479 E.); 4) Großherzogthum Baden (1,438872 E.); 5) Großherzogthum Hessen, südwärts des Main (564971 E.); 6) Großherzogthum Luxemburg (199958 E.). Die Zollabrechnungsbevölkerung sämmtlicher Gebiete des Norddeutschen Bundes beträgt nach der Zählung vom 3. Dec. 1867: 29,974779, die Bevölkerung der übrigen Zollvereinsstaaten zusammen 8,806701, mithin die Gesammtbevölkerung des neuen Zollvereins nach jener Zählung 38,370069 Köpfe. Wie schon angedeutet, ist in dieser Zahl die Bevölkerung der Stadt- und Landgebiete von Hamburg und Bremen noch nicht mit inbegriffen. Rechnet man diese für Hamburg mit 302599, für Bremen mit 108792 Köpfen hinzu, so wird nach voraussichtlicher Einbeziehung von Hamburg und Bremen der Z. eine Gesammtbevölkerung von 38,781480 Köpfen zählen. Der Z., der von nun an ein abgerundetes Gebiet bildet, grenzt gegen Norden an die Ostsee und an Dänemark, gegen Westen an die Nordsee, an Holland, Belgien und Frankreich, gegen Süden an Frankreich, die Schweiz und an Oesterreich, gegen Osten an Oesterreich und Rußland. Die Einnahmen des Z. betrugen an Eingangszoll 1865: 23,923365 Thlr.; 1866: 21,296059 Thlr.; 1867: 24,161109 Thlr.; an Ausgangszoll 1865: 67720 Thlr; 1866: 45596 Thlr.; 1867: 25764 Thlr.

Der neue Z. verfolgt den Zweck, den innern Handel frei, den auswärtigen für den Nationalwohlstand möglichst ergiebig zu machen. In Betreff des innern Handels ist es daher seine Aufgabe, alle Verkehrshindernisse, also namentlich alle Zollschranken zu beseitigen. Dies ist aber nur möglich, wenn im Innern eine gleiche Besteuerung der Handelsgegenstände stattfindet, und in dieser Beziehung ist man auch alsbald vorgegangen. Außer der gleichmäßigen Besteuerung des Runkelrübenzuckers, welche bereits früher zu Stande gebracht worden, sprach man in dem neuen Zollvertrage übereinstimmende Besteuerung des Salzes aus, die auch bald zur Durchführung gelangte, sowie die gleichmäßige Besteuerung des im Z. gewonnenen Tabacks, die jedoch erst vom J. 1869 ab eintreten soll. Uebergangsabgaben bestanden daher 1868 noch vom Taback (bis zu dessen übereinstimmender Besteuerung), von Bier und Branntwein, von geschrotenem Malze. Diese Abgaben dürfen beim Uebergange der genannten Gegenstände aus einzelnen Gebietstheilen des Z. in andere (die Gebietstheile, Steuervereine, sind für jeden Gegenstand besonders abgegrenzt) zur Ausgleichung der noch in verschiedenem Maße bestehenden Steuern erhoben werden. Ferner wurde für Beseitigung der Hindernisse gesorgt, welche die Communen durch Auflagen und damit in Verbindung stehende Belästigungen dem Handelsverkehr bereiten können, indem sich die Zollvereinsmitglieder verbindlich machten, derartige Einwirkungen fern zu halten. Endlich traf man Sicherungsmaßregeln gegen Beeinträchtigung des Handels durch örtliche Consumtionssteuern von seiten des Staats und durch persönliche Besteuerung der Handelsreisenden. Bezüglich des auswärtigen Handels stellte sich der neue Z. hauptsächlich zur Aufgabe die möglichste Befreiung dieses Handels von Hemmungen und die Unterhaltung freundlicher Verhältnisse zu den fremden Staaten. Der Durchgangszoll (von durch das Vereinsgebiet gehenden Gegenständen) war bereits früher aufgehoben worden. Die Aufhebung des allein noch für Lumpen und andere Abfälle zur Papierfabrikation bestehenden Ausgangszolls wurde angestrebt.

Mit Eingangszöllen sollen fortan möglichst wenige Gegenstände belegt werden, und zwar sollen diese nur den Charakter von Finanzzöllen, keineswegs von Schutzzöllen tragen. Die große Menge der eingehenden Gegenstände soll dagegen Steuerfreiheit genießen, sodaß für sie Belästigungen und Beschränkungen in Wegfall kommen. Selbst für die besteuerten Gegenstände will man die Belästigungen nicht über das Maß des unumgänglich Nöthigen fortdauern lassen. An Verträgen mit auswärtigen Staaten fand der neue Z. aus früherer Zeit vor: die Verträge mit Frankreich über Handel, Schiffahrt, Eisenbahnverkehr, Nachdruck und Nachbildung (1862); die Handels-, Schiffahrts- und Cartelverträge mit den Niederlanden (1851) sowie den Vertrag mit denselben wegen Anschlusses von Luxemburg (1865 erneuert); die Verträge mit Belgien über Handel, Schiffahrt, Nachdruck und Nachbildung (1863 und 1865); die Verträge über dieselben Gegenstände mit Großbritannien (1864 und 1865); einen Handelsvertrag mit Italien (1865), einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Portugal (1844), desgleichen mit der Türkei (1862), mit Griechenland (1839), mit Mexico (1855), mit Chile (1862), mit Paraguay (1860), mit Uruguay (1856), mit der Argentinischen Conföderation (1857), mit China (1861), mit Japan (1861), mit Siam (1862), mit Persien (1857). Da der 1865 von seiten des Z. mit Oesterreich abgeschlossene Handelsvertrag nebst Zollcartell durch den Krieg von 1866 hinfällig geworden, so brachte man im März 1868 einen neuen, sehr ausführlichen Handels- und Zollvertrag mit Oesterreich zu Stande. Außerdem schloß der Norddeutsche Bund seit dem Bestehen des neuen Z. bis Mitte 1868 für sich und namens des Z. folgende Verträge ab: einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Spanien (März 1868); einen solchen mit dem Kirchenstaate (Mai 1868); einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit der Republik Liberia (Oct. 1867); einen Schiffahrtsvertrag mit Italien (Oct. 1867). Diese Verträge bezweckten, dem Handel der Angehörigen des Z. mehr oder weniger günstige Bedingungen im Auslande zu erwirken, in Betreff der Schiffahrt, der Zulassung ihres Handels, der Eingangszölle, der Abfertigung, der Anstellung und Anrufung von Handelsconsuln, u. s. w.

Die Organe des Z. sind nach dem neuen Vertrage der Zollbundesrath und das Zollparlament. Der Zollbundesrath besteht aus einem Collegium von Abgesandten (Beamten) der einzelnen Zollvereinsregierungen, in welchem Preußen den Vorsitz führt und auch die meisten Stimmen hat. Preußen zählt für sich 17 Stimmen, Baiern 6, Sachsen 4, Würtemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin 2, Braunschweig 2, alle übrigen Mitglieder jedes 1 Stimme, zusammen also 58 Stimmen. Jeder Vereinsstaat kann so viel Bevollmächtigte zum Bundesrath ernennen als er Stimmen hat; doch dürfen die zuständigen Stimmen bei der Abstimmung nur einheitlich abgegeben werden. Nicht vertretene oder nicht instruirte Stimmen werden nicht gezählt. Das Präsidium des Zollbundesraths beruft denselben in der Regel alljährlich einmal, und muß ihn zusammenberufen, wenn dies von einem Drittel sämmtlicher Stimmen verlangt wird. Vorbehaltlich der Genehmigung des Zollbundesraths und des Zollparlaments schließt das Präsidium auch Verträge mit auswärtigen Staaten ab. Dem Zollbundesrathe steht die Initiative in der Gesetzgebung und die Ueberwachung der Ausführung gegen die einzelnen Vereinsstaaten, auch die Abrechnung zwischen denselben zu. Das einzelne Mitglied des Zollbundesraths kann im Zollparlament erscheinen und muß daselbst mit der Ansicht seiner Regierung gehört werden, darf aber nicht gleichzeitig Mitglied des Zollparlaments sein. Das Zollparlament, die Versammlung der Volksabgeordneten des Z., nimmt an der Zollgesetzgebung seinen verfassungsmäßigen Antheil. Dasselbe ist zusammengesetzt aus den Reichstagsmitgliedern des Norddeutschen Bundes und aus Abgeordneten der süddeutschen Staaten, welche durch allgemeine und directe Wahl mit geheimer Abstimmung nach Maßgabe des Gesetzes gewählt werden. Das Zollparlament hat die Gesetzesvorschläge des Zollbundesraths zu berathen, kann selbst Gesetze vorschlagen, auch dem Zollbundesrathe Petitionen zur Erwägung überweisen. Seine Verhandlungen sind öffentlich; Redefreiheit ist gewährleistet. Die Berufung des Zollparlaments geschieht durch die Krone Preußen und muß erfolgen, wenn dies durch ein Drittel der Stimmen des Zollbundesraths gefordert wird. Stimmenmehrheit entscheidet bei den Berathungen; jedoch müssen dabei mehr als die Hälfte der Mitglieder anwesend sein. Auflösungen und Vertagungen des Zollparlaments dürfen nur nach bestimmten Normen erfolgen.

Mit diesen Einrichtungen hat der neue Z. einen organischen Charakter erhalten, der für die Entfaltung der wirthschaftlichen Interessen Deutschlands von größter Bedeutung ist. Die einzelnen Staaten stehen nicht mehr als gleichberechtigte einander gegenüber, sondern ein jeder nimmt durch die Stimmenzählung im Zollbundesrathe einen seinen Macht- und Wirthschaftsverhältnissen ent-

sprechenden Rang ein. Das frühere Verhältniß, wonach der kleinste Staat durch sein liberum veto jeden Fortschritt zum Bessern verhindern konnte, fand sonach sein Ende. Ueber die wirthschaftlichen Interessen des deutschen Volks wird nicht mehr, wie früher, blos durch die Regierungen und deren Bevollmächtigte, sondern in Gemeinschaft mit einem aus dem Volke hervorgegangenen parlamentarischen Körper beschlossen. Das erste, nach der neuen Ordnung einberufene Zollparlament tagte zu Berlin vom 27. April bis 23. Mai 1868 und machte bereits eine nicht unersprießliche Thätigkeit geltend, trotz mancher Misverhältnisse, die theils in der Neuheit der Sache, theils in der allgemeinen polit. Lage Deutschlands beruhten. Der Parteihaß und der Particularismus sprachen sich namentlich, wie schon in den Wahlen, so auch in den Reden süddeutscher Abgeordneter aus und beeinträchtigten noch die fruchtbare Behandlung der volkswirthschaftlichen Aufgaben. Aber es fehlte auch nicht an unbefangenern Aeußerungen und tiefern Einsichten, sodaß allmählich eine versöhnlichere und leidenschaftslosere Stimmung eintrat, die nicht ungünstig auf den Gang der Verhandlungen wirkte. Der Zolltarif wurde in vielen Positionen vereinfacht, eine freiere Richtung in Behandlung des Verkehrs angebahnt. Zu einer wirklichen Reform der Gesetzgebung (Zollgesetz, Zollordnung, Zollstrafrecht) gelangte man freilich nicht, aber es fehlte nicht an Andeutungen, daß diese Reform bevorstehe. Nur eine wenige Punkte der Zollgesetzgebung berührende Novelle gelangte zur Publication. Der Z. in seiner neuen Gestalt repräsentirt mehr als je die nationalökonomische Einheit des deutschen Volks. Derselbe ist aber zugleich das einzige äußere Band, welches die politisch getrennten Stämme von Nord und Süd gegenwärtig noch miteinander verbindet. Hoffentlich gewährt er darum auch die natürliche Handhabe, um das gespaltene Deutschland in friedlicher Weise zu einer neuen und innigern staatsrechtlichen Vereinigung zurückzuführen. Vgl. Houth-Weber, «Der Z. seit seiner Erweiterung durch den Steuerverein» (Hannov. 1861); Nobolsky, «Der deutsche Z.» (Berl. 1862); Ditmar, «Der deutsche Z.» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1868); Frauer, «Die Reform des Z.» (Braunschw. 1862); Emminghaus, «Entwickelung, Krisis und Zukunft des deutschen Z.» (Lpz. 1863); «Annalen des Norddeutschen Bundes und des deutschen Z.» (herausg. von Hirth, Berl. 1868 fg.); Dieterici, «Statist. Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preuß. Staate und im Z.» (Berl. 1838; Fortsetzung 1—5, 1842—57); Bienengräber, «Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Z.» (Berl. 1868); Viebahn, «Statistik des zollvereinten und nördl. Deutschland» (2 Bde., Berl. 1860—62).

Zombor oder Sombor, königl. Freistadt und Hauptort des ungar. Comitats Bács (s. d.), auf einer weiten Ebene, unweit des die Theiß mit der Donau verbindenden Franzenskanals gelegen, zählt (1857, ohne Militär) 22436 E., die starken Getreide- und Viehhandel treiben. Die Stadt ist wegen Mangel an Material nicht gepflastert, besitzt aber mehrere ansehnliche Gebäude, wie das große schöne Comitatshaus, die kath. Pfarrkirche der heil. Dreifaltigkeit, die beiden griech. Kirchen, das schöne Stadthaus, die Kaserne u. s. w. Auch befinden sich daselbst eine öffentliche Bibliothek, eine Realschule und eine griech.-orient. Lehrerbildungsanstalt.

Zonăras (Johannes), einer der bekanntesten byzant. Schriftsteller, lebte gegen das Ende des 12. Jahrh. und bekleidete in seiner Vaterstadt Konstantinopel am Hofe des Alexius und Johannes Komnenus mehrere wichtige Aemter, besonders auch das eines kaiserl. Geheimschreibers. Er zog sich aber später infolge häuslichen Ungemachs in den Mönchsstand auf den Berg Athos zurück, wo er im hohen Greisenalter starb. In dieser Abgeschiedenheit verfaßte er eine allgemeine Geschichte in 18 Büchern, gewöhnlich «Chronicon» oder «Annales» genannt, welche die Ereignisse von der frühesten bis auf seine Zeit darstellt und in den Partien des Alterthums Auszüge aus den frühern Historikern, besonders aus Dio Cassius enthält. Eine Fortsetzung lieferte Nicetas Acominatus. Die besten Ausgaben lieferten Hieron. Wolf (3 Bde., Bas. 1557), Dufresne (2 Bde., Par. 1686—87), Pinder (2 Bde., Bonn 1841—44) und L. Dindorf (Bd. 1, Lpz. 1868). Außer andern kirchenhistor. Schriften wird ihm mit großer Wahrscheinlichkeit auch ein griech. Lexikon zugeschrieben, herausgegeben von Tittmann (2 Bde., Lpz. 1808).

Zone heißt in der Stereometrie jeder Theil der Kugeloberfläche, welcher zwischen zwei parallelen Kreisen der Kugel eingeschlossen ist oder durch einen solchen abgeschnitten wird; allgemeiner jedes von zwei parallelen Kreisen eingeschlossene Stück der Oberfläche eines durch Umdrehung einer krummen Linie entstandenen Körpers. — Zonen, Erdgürtel oder Erdstriche heißen diejenigen Streifen der Erdoberfläche, welche zwischen zwei dem Aequator parallelen Kreisen eingeschlossen sind. Man unterscheidet vorzüglich dreierlei Z.: die heiße Z., die kalten und die gemäßigten Z. Die heiße Z. ist der zwischen den beiden Wendekreisen eingeschlossene Theil der Erdoberfläche; alle Orte dieser Z. haben die Sonne zweimal des Jahres im Zenith.

zieht man in einer Entfernung von 23° 27′ von den beiden Polen zwei dem Aequator parallele Kreise, welche Polarkreise genannt werden, so schließt jeder derselben einen Theil der Oberfläche der Erde ein, in deren Mitte der Pol ist. Man nennt sie die beiden kalten Z. Der übrige Theil der Erdoberfläche besteht aus zwei Z., die zwischen einem Wendekreise und dem ihm nächsten Polarkreise eingeschlossen sind und die man die beiden gemäßigten Z. nennt. Von der ganzen Erdoberfläche kommt die größere Hälfte (etwa 13/25) auf die gemäßigten, 10/25 auf die heiße und nur wenig über 2/25 auf die kalten Z. — **Zonenbeobachtungen** heißen in der Astronomie Beobachtungen von Gestirnen, welche in Zonen, d. h. in Theilen der Himmelskugel, die von Parallelkreisen eingeschlossen sind, vorgenommen werden.

Zoochemie, s. Thierchemie.

Zoolithen heißen die versteinerten Reste vorweltlicher Thiere. Dieselben bestehen, soweit sie von Wirbelthieren herrühren, aus Knochen (**Mastozoolithen** von Säugethieren, den seltenen **Ornitholithen** von Vögeln, **Herpetolithen** von Reptilien und **Ichthyolithen** von Fischen), wol auch aus Abdrücken ganzer Skelete, z. B. gewisser Saurier oder Eidechsen und zumal der Fische in der Subapenninenformation, dem Jura und Kupferschiefer. Von den Wirbellosen gibt es eine unübersehbare Menge in Form mehr oder minder versteinerter Schalen von Mollusken, z. B. Schnecken und Muscheln, von den fast ganz erloschenen Crinoiden (Seelilien) und den noch jetzt, wenn auch weniger häufigen Seeigeln oder Echiniten und Seesternen oder Asteriden. Bei weitem weniger zahlreich sind die Reste der Gelenkthiere, unter welchen die den Krabben verwandten Trilobiten vorwalten, während eigentliche Insekten in geringer Menge und nur in den neuesten Schichten als Abdrücke oder in Bernstein eingeschlossen vorkommen.

Zoologie oder **Thierkunde** heißt die Wissenschaft, deren Aufgabe eine möglichst vollständige und allseitige Kenntniß der Thiere in allen ihren Beziehungen bildet. Grundlagen derselben sind: die Untersuchung des individuellen Baues im Aeußern wie im Innern (vergleichende Anatomie, hier speciell **Zootomie**); die Verfolgung der Entwickelung des Organismus vom Keime bis zur vollendeten Ausbildung (Embryologie, Entwickelungsgeschichte); die Erforschung der Lebenserscheinungen (Physiologie); die Beobachtung der Lebensweise, die man ehemals in Form von abgerissenen, anekdotischen Mittheilungen in der vorzugsweise sog. Naturgeschichte beschrieb; die Feststellung der den Gruppen sowol als den einzelnen Arten eigenthümlichen Kennzeichen (Charakteristik); endlich die Einreihung der in diesen Beziehungen erkannten Thiere in das Fachwerk der Systematik (Klassifikation). Zu einer vollständigen Kenntniß der Thiere genügt dies jedoch noch nicht. Eine solche würde vor allem begreifen: die Angabe der geogr. Verbreitung, die histor. Ausbildung der Typen während der verschiedenen Perioden der Erdgeschichte (Versteinerungskunde, Paläontologie), die Verwendung derselben durch den Menschen im Dienste der Land- und Forstwirthschaft, des Handels und Gewerbes, des Nutzens und Vergnügens, endlich alle die Beziehungen, die zwischen der Thierwelt im ganzen wie in ihren Theilen und den andern Gebieten der Natur stattfinden. Die Z. als Wissenschaft beginnt erst mit Aristoteles, der im ganzen Alterthum fast isolirt steht. Die nüchternen praktischen Römer richteten ihr Augenmerk mehr auf die ökonomische Bedeutung der Natur; doch verdankt man Plinius (s. d.) dem Aeltern die bekannte großartige und für Alterthumskunde unentbehrliche Compilation. Im Mittelalter geschah in Bezug auf die zoolog. Forschung durchaus nichts. Erst die Fortschritte, welche die Europäer im Anfange der Neuzeit in Asien wie in der Neuen Welt machten, reizten zu naturwissenschaftlichen Studien, und es traten nun die zahlreichen, auch zoolog. Naturforscher des 16. und 17. Jahrh. hervor, an ihrer Spitze Belonius, Rondelet und Konr. Geßner, ferner der Sachse Georg Marcgraf, Begleiter des Moritz von Nassau in Brasilien, und der Spanier Hernandez in Mexico. Den durch diese und andere massenhaft aufgehäuften Stoff suchte das 18. Jahrh. zu sichten und zu ordnen. Während Buffon durch glänzende, aber oberflächliche Darstellung der Z. viele Freunde gewann, unternahm der vergebens von ihm bekämpfte Linné 1735, obwol vorzüglich botan. Studien zugewandt, das schwere Werk einer Neugestaltung der zoolog. Systematik, welches er mehr, als man gewöhnlich glaubt, auf die damals freilich noch in ihrer Kindheit liegende Anatomie begründete. Die von ihm vorgeahnte, aber nicht erlebte Durcharbeitung der niedern Thierklassen führte, gestützt auf treffliche Vorarbeiter, Cuvier im Anfange des 19. Jahrh. weiter fort. Auf dem von ihm gelegten Grunde haben seitdem Franzosen, Engländer und Deutsche mit gleicher Tüchtigkeit berichtigend und ergänzend fortgearbeitet. Da aber bei der Fülle und Mannichfaltigkeit der Thierwelt, wie sie uns jetzt bekannt, die Bearbeitung des Gesammtgebiets der Z. die Kräfte eines einzelnen übersteigt, gibt es auch kein alle bekannten Thierarten beschreibendes oder auch nur aufzählendes Werk. Neben der Benutzung zoolog.

Sammlungen und Zoologischer Gärten, in denen fremde Thiere lebend unterhalten werden, gewähren etwa folgende Werke auf dem Gebiete der Thierkunde allgemeinere Kenntnisse: Troschel und Ruthe (ehemals Wiegmann), «Handbuch der Z.» (5. Aufl., Berl. 1859); Cuvier, «Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation» (deutsch von Voigt, 6 Bde., Lpz. 1831—43); K. Vogt, «Zoolog. Briefe» (Frankf. 1854); Bronn, «Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs» (fortgesetzt von Keferstein, Lpz. 1859 fg.); Brehm, «Illustrirtes Thierleben» (6 Bde., Hildburgh. 1863—66; Volksausgabe, 1867 fg.). Die gesammte neuere zoolog. Literatur verzeichnen Carus und Engelmann: «Bibliotheca zoologica» (2 Bde., Lpz. 1861—62).

Zoophyten (Zoophyta) oder Pflanzenthiere hatte Cuvier eine Reihe von Thieren genannt, die er als den letzten oder vierten Kreis (embranchement) der Thiere betrachtete, und denen er allgemein eine strahlenförmige Anordnung der Organe zuschrieb, weshalb sie auch Strahlthiere (Radiata) genannt wurden. Er begriff darunter die Stachelhäuter (s. d.) oder Echinodermen, die Eingeweidewürmer (s. d.), die Akalephen (s. d.), Polypen (s. d.), Räderthiere (s. d.) und Infusorien (s. d.). Die neuesten Forschungen haben diesen Kreis aufgelöst und gezeigt, daß in demselben Thiere zusammengefaßt sind, welche keine nähern Beziehungen zueinander haben, sodaß also das Wort keine Bedeutung mehr besitzt und nur noch zuweilen zur Bezeichnung der Korallenpolypen gebraucht wird.

Zootomie ist der griech. Name für die Anatomie oder Zergliederungskunst in Bezug auf die Thiere. Sie gilt als eine Hülfswissenschaft der Zoologie (s. d.).

Zopf (niederdeutsch top), ein Wort, welches durch die german., roman. und celt. Sprachen geht, bedeutet, gleich seinen Verwandten zapf-o und zipf-ot, eigentlich das spitzzulaufende Ende eines Dinges. Daher heißt noch heute im Forstwesen der Baumgipfel, besonders des Nadelholzes, Z. (und Top die Spitze des Mastes). Vorzugsweise aber ist das Wort auf das Haupthaar angewendet worden und bedeutet dann lange, strangartig zusammengeflochtene oder gewundene Haupthaare, während der Schopf das freie oder gebüschelte Haupthaar bezeichnet. Nach dem Glauben des Mittelalters verwickelte eine Art von Wichteln oder elbischen Geistern, der Nachtalb oder Nachtmar, durch Kauen oder Knotenknüpfen das menschliche Haupthaar in verfilzte Zöpfe, und erzeugte so eine Krankheit, den Wichtelzopf, heute Weichselzopf (s. d.) genannt. Das lange Haar in Zöpfe zusammenzufassen, ist ein so natürlicher Gedanke, daß diese Tracht besonders von den Frauen in den verschiedensten Zeiten und Gegenden angenommen wurde. Die Frauen des deutschen Mittelalters trugen die Zöpfe gern über die Schultern nach vorn gelegt und durchflochten sie auch wol mit Goldfäden, Perlenschnuren und Borten. Von der Werthschätzung dieser Zöpfe zeugt ihre Verwendung als Rechtssymbol. Namentlich in Baiern und Schwaben mußten die Frauen bei Ableistung gewisser Eide die Hand auf die Brust legen und damit zugleich den Z. berühren, woher auch der Ausdruck entsprang: «schwören mit Hand und Mund, mit Z. und Brust». Die durch das ganze 18. Jahrh. herrschende Sitte, daß auch die Männer einen (natürlichen oder künstlichen) Z. trugen, ging 1713 von dem preuß. Könige Friedrich Wilhelm I. aus, der mit allerlei anderm theuern Prunke auch die Perrüke verwarf und zu einfacher militärischer Uniform sein eigenes Haar ganz schlicht in einem hinten herabhängenden, mit schwarzem Bande bewundenen Z. trug. In dieser Gestalt, welche damals das größte Aufsehen erregte, ward sein Bild auch auf den seit 1718 geprägten Dukaten dargestellt, die davon den Namen Schwanzdukaten erhielten. Natürlich führte der König den Z. auch zugleich bei seinem Heere ein, und diese Sitte ging nicht nur auf alle übrigen europ. Heere über, sondern es ward der Z. auch überhaupt bei den Männern zur herrschenden Tracht. Erst seit der Französischen Revolution verschwand der Z. allenthalben wieder. Am längsten, bis in den Anfang der zwanziger Jahre, erhielt sich derselbe beim hess. Militär.

Zöpfl (Heinrich Matheus), ausgezeichneter deutscher Rechtshistoriker, geb. 6. April 1807 zu Bamberg, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich dann seit 1824 auf der Universität zu Würzburg der Rechtswissenschaft. Nachdem er sich bereits 1827 die jurist. Doctorwürde erworben, habilitirte er sich 1828 zu Heidelberg als Privatdocent und ward hier 1839 zum außerord., 1842 zum ord. Professor des Staatsrechts ernannt. 1845 erhielt er den Charakter als Hofrath. Während der Bewegungen von 1849 verwaltete Z. das Prorectorat der Universität mit Umsicht und Festigkeit. Anfang 1850 wurde er von derselben zum Abgeordneten für die bad. Erste Kammer gewählt und von dieser in das erfurter Staatenhaus entsandt. Z.'s Hauptwerke sind die «Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts» (Heidelb. 1839; 5. Aufl. 1863) und die «Deutsche Rechtsgeschichte» 3. Aufl., Heidelb. 1858). Hierzu kommen: «Das alte bamberger Recht»

(Heidelb. 1839), ein wichtiger Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte des 14. Jahrh., und «Die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V.» (Heidelb. 1842), sowie neuerdings die «Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts» (3 Bde., Heidelb. und Lpz. 1860—61). Außerdem hat Z. noch mehrere publicistische Gelegenheitsschriften veröffentlicht. Von seinen zahlreichen Rechtsgutachten über staatsrechtliche, insbesondere privatfürstenrechtliche Fragen sind mehr als dreißig, zum Theil nur als Manuscript, gedruckt worden. Für die Successionsrechte des Herzogs Friedrich von Sonderburg-Augustenburg trat Z. in einer Reihe von Schriften auf: «Ueber Misheirathen in den regierenden deutschen Fürstenhäusern überhaupt und in dem oldenb. Gesammthause insbesondere» (Stuttg. 1853); «Rechtsgutachten über die Competenz der Bundesversammlung bezüglich der Successionsstreitigkeiten in deutschen Fürstenhäusern» (Lpz. 1864); «Beiträge zur Kritik des Rechtsgutachtens des Kronsyndikats bezüglich der Herzogthümer Holstein, Schleswig und Lauenburg» (Heidelb. 1866). In einer «Denkschrift» (Heidelb. 1864) sprach er sich für das Successionsrecht des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen in das Herzogthum Lauenburg aus. Einiges Aufsehen erregte die Schrift: «Die neuesten Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherren» (1. und 2. Aufl., Karlsr. 1867).

Zoppot, Dorf im Regierungsbezirk und 1¾ M. nordnordwestlich von der Stadt Danzig in Westpreußen, mit 1200 E., Papiermühle, Ziegelei und Bernsteinfischerei, ist als beliebter Vergnügungsort der Danziger und Seebad bemerkenswerth, welches jährlich von etwa 1000 Gästen besucht wird. Auch das ½ M. südöstlich gelegene Dorf Brösen hat ein Seebad.

Zorge, Dorf am Harz im braunschw. Kreise Blankenburg, mit 1397 E., genannt nach dem gleichnamigen Harzflusse, ist besonders seiner Eisenwerke (Hohöfen, Hütten, Hämmer) und Maschinenfabrik wegen berühmt.

Zorn heißt der Abscheu als Affect in seiner energischen Wirkung, welche nach außen geht und in gewaltsame Handlungen ausbricht. Im Z. wird das arterielle Gefäßsystem aufgeregt; der Puls ist im Paroxysmus des Z. groß, voll und hart, das Gesicht roth und aufgetrieben, die Stirn runzelt sich, die Augen treten hervor, der Körper geräth in Bewegung. Dabei ist die Absonderung der Galle besonders reichlich. In den höchsten Graden aber und bei nervösen Individuen springen diese Aufregungen bald in den entgegengesetzten Zustand von Unterdrückung über. In der Regel geschieht dies erst, wenn die Leidenschaft ausgetobt hat, worauf noch längere Zeit einige Abspannung zurückbleibt. Es liegt in der Natur des Z., daß derselbe der Gesundheit oft nachtheilig werden muß. Die gewöhnlichsten Krankheiten, die er erregt, sind hitzige, namentlich Gallenfieber, Entzündungen der Leber, des Herzens, Gehirns u. s. w., galliges Erbrechen und Cholera, ja selbst Manien können entstehen. Solche Zufälle treten unmittelbar nach dem Z. ein; andere folgen nach längerer Dauer und öfterer Wiederkehr, z. B. Krämpfe, Lähmungen, Gelbsucht, Wassersucht, Auszehrung und nervöse Fieber. Die Milch vom Z. ergriffener Mütter und Ammen veranlaßt Convulsionen des Säuglings; es ist sogar vorgekommen, daß sie gleich starkem Gift augenblicklich den Tod des Säuglings herbeiführte. Die Geneigtheit zum Z. ist bei den einzelnen Menschen nach ihrem verschiedenen Temperament sehr verschieden. Der heitere Sanguiniker pflegt geneigt zu sein zum Auffahren mit fliegender Hitze, welche rasch erregt wird und rasch vergeht. Man bezeichnet dies bei gelinden Graden als Aufbrausen, bei höhern Graden als Jähzorn. Beim finstern Melancholiker nimmt der Z. mehr die im Innern brütenden Gestalten an, in denen er auftritt, wenn er seine raschen Ausbrüche zurückhält, und als Aerger, Verdruß und Kränkung nach innen schlägt. Beim kalten Phegmatiker ist der Z. in der Regel nur schwach, kann aber, wenn einmal erregt, wegen der Langsamkeit der Gemüthsart desto länger als still verhaltener Groll mit heimlicher Tücke nachgetragen werden. Am gefährlichsten gestalten sich die Wirkungen des Z. beim feurigen Choleriker. Denn hier entwickelt er sich zu den gewaltsamsten Ausbrüchen und geht am leichtesten in die besinnungraubenden Grade der blinden Wuth, Tobsucht und Raserei über. Die Jähzornigkeit ist gewöhnlich die Folge von Mangel an Erziehung und Selbstbeherrschung von Jugend auf, und daher entstandener innerer Zügellosigkeit. Es gibt aber auch einen edeln Z., welcher aus der moralischen Indignation über das Böse seinen Ursprung nimmt. Dieser Z. ist dem moralischen Zartgefühl und der echten Scham verwandt und hat zur Frucht die Abwehr des Unrechts in der Welt und die Beschützung der Schwachen. Diesen Z. gering schätzen oder tadeln zu wollen, wäre ebenso verkehrt als die Duldung und Nachsicht gegen die aus Egoismus und Rücksichtslosigkeit gegen die Rechte anderer entspringenden Formen.

Zorndorf, ein Dorf bei Küstrin in der preuß. Provinz Brandenburg, ist berühmt durch die Schlacht vom 25. Aug. 1758, welche die blutigste des Siebenjährigen Kriegs (s. d.) war.

Die Russen rückten im Aug. 1758 unter General Fermor gegen die Neumark vor und begannen 15. Aug. die Belagerung von Küstrin. Durch ein 24stündiges Bombardement wurde die Stadt in Asche gelegt; die Festung aber widerstand. Auf die Nachricht von dem durch Mord und Verwüstung bezeichneten Vorrücken der Russen brach der König aus Schlesien mit ungefähr 15000 Mann in Eilmärschen nach der Neumark auf und vereinigte sich bei Küstrin mit Dohna's jenseit der Oder stehenden Truppen, sodaß er sich nunmehr an der Spitze von 30000 Mann sah. Die Erbitterung der Preußen, als sie bei ihrer Annäherung durch das verödete Land zogen, steigerte sich zum heftigsten Rachedurst, und Friedrich II. selbst, über das Unglück der so unmenschlich behandelten Einwohner tief empört, befahl, den Russen keinen Pardon zu geben, und ließ sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, abbrechen. Auf die Nachricht von der Annäherung des Königs hob Fermor die Belagerung von Küstrin auf und nahm zwischen den Dörfern Quartschen und Zicher eine Stellung, in der er die Schlacht erwartete. Der König ging am 25. Aug. morgens $3\frac{1}{2}$ Uhr über die Mietzel und durch den vorliegenden Wald und stellte sich längs der Anhöhen vor dem Dorfe Z. gleichfalls in Schlachtordnung. Die Russen hatten die in ihren Türkenkriegen gebräuchliche Stellung, ein ungeheueres Viereck mit ein- und ausgehenden Winkeln, die Cavalerie und Reserve in der Mitte desselben, angenommen, und waren vom Rücken und der rechten Flanke her durch den morastigen Quartschener Grund gedeckt, während der linke Flügel sich an das Dorf Zicher lehnte. Der König ließ die Avantgarde nebst zwei Batterien zuerst vorrücken. Dieser folgte etwa 300 Schritt zurück der linke Flügel, welchem die sämmtliche Cavalerie zugetheilt war; der rechte Flügel wurde zurückgehalten. Um 8 Uhr morgens begann die Schlacht mit einer heftigen Kanonade. Die preuß. Artillerie that im Quarré so heftige Wirkung, daß Fermor die Reiterei und das Gepäck aus dem Quarré herauszog. Jetzt ging der General Manteuffel mit der Avantgarde zum Angriff. Der linke Flügel des ersten Treffens, von Kampflust verleitet, folgte zu rasch, gerieth mit der Avantgarde in gleiche Linie und gab dem Feinde seine linke Flanke blos. Da brach die russ. Reiterei aus der Mitte des sich öffnenden Quarré's hervor, warf sich auf acht preuß. Bataillone und trieb sie bis Z. zurück. Zugleich ging auch die Infanterie des rechten feindlichen Flügels vor, um die gewonnenen Erfolge zu vermehren. Da stürzte sich Seydlitz mit der noch hinter Z. stehenden Cavalerie auf die russische und warf sie auf die vorrückende Linie ihres Fußvolks zurück, sodaß dieses, zugleich im Rücken von einigen Husarenregimentern angegriffen, nach einem kurzen, aber blutigen Kampfe völlig gesprengt und auseinandergejagt wurde. Als hierauf um 1 Uhr mittags die Reiterei, des Niedermetzelns müde, sich gegen Z. zurückzog, um sich neu zu formiren, ließ der König den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel gegen den noch unberührten linken russischen ins Treffen rücken. Es befanden sich bei demselben die bewährtesten Kerntruppen, die trotz des entsetzlichsten Kartätschenfeuers muthig vordrangen. Als aber die indeß wieder gesammelte russ. Cavalerie sich ihnen entgegenwarf und 13 preuß. Infanterieregimenter, bei diesem überraschenden Angriff von panischem Schreck ergriffen in Unordnung zurückwichen, schienen sie verloren. Da flog Seydlitz zum zweiten mal mit seinen Reitern herbei, warf sich in die entstandene Lücke und trieb den Feind bis weit über das Schlachtfeld in den Morast bei Quartschen. Zugleich stürzten sich jene Veteranenregimenter Prinz von Preußen, Asseburg u. s. w., die trotz der ihnen drohenden Gefahr keinen Schritt zurückgewichen waren, auf das russ. Fußvolk und drängten es der von der Verfolgung zurückkehrenden Seydlitz'schen Reiterei entgegen. Nunmehr entstand ein wildes Handgemenge, wo Freund und Feind ohne Ordnung mit Säbel, Bajonnet und Flintenkolben untereinander gemischt sich schlug, bis eine Seitenbewegung der Preußen, die den Russen die Gefahr einer völligen Umzingelung drohte, den Rückzug derselben in verwirrte Flucht verwandelte. Die abgebrochenen Brücken hinderten eine noch größere Auflösung ihres Heeres. Beide Theile blieben die Nacht über auf dem Schlachtfelde stehen. Am folgenden Tage standen die Russen wieder im Viereck kampfbereit, auch begann die Kanonade von neuem, allein der Mangel an Munition bei der Infanterie und die große Abmattung der Cavalerie hinderten die Erneuerung der Schlacht. Die Russen zogen sich schon um 11 Uhr morgens gegen die in ihrem Rücken liegende Drewitzer Heide, wo sie während der folgenden Nacht ihre Retirade nach Landsberg bewerkstelligten. Der König verfolgte sie noch eine Zeit lang und ließ dann zu ihrer Beobachtung den General Dohna zurück. Der Verlust auf beiden Seiten war bedeutend. Die Russen hatten in der 12stündigen Schlacht 939 Offiziere und 19000 Todte und Verwundete nebst 103 Geschützen, 27 Fahnen und einem Theil der Kriegskasse, die Preußen 11300 Mann und 26 Kanonen nebst einigen Fahnen verloren. Freimüthig gestand Friedrich, daß nicht er, sondern Seydlitz den Sieg errungen habe.

Zoroaster, in den heiligen Büchern, die seinen Namen führen, Zarathustra, ein Wort von unsicherer Bedeutung, bei den jetzigen Persern Zerduscht genannt, der Reformator der Volksreligion im nordöstl. Iran und, zufolge ihrer fortschreitenden Entwickelung, auch im südl. Persien, ist hinsichtlich seiner Geschichte in ein Dunkel gehüllt, das selbst die strengste Kritik bisjetzt nicht zu lichten vermocht hat. Die ältesten Quellen fassen Z. nicht als ein göttliches Wesen, sondern als einen hochbegabten Menschen auf. Er war an den südöstlichen Abhängen des Kaukasus geboren, doch wurde Baktrien der eigentliche Mittelpunkt seiner reformatorischen Thätigkeit, worin ihn der König Vistâspa kräftigst unterstützte. Die spätere Zeit hat das Leben des Z. mit einer Fülle von wunderbaren Legenden ausgeschmückt. Schon zur Zeit des Plato war das Auftreten des Z. in eine mythenhafte Form gerückt, und während noch neuere Forscher, wie Bunsen und andere, ihn um das J. 2500 vor Chr. leben lassen, kann die nüchterne Kritik nichts weiter bestimmen, als daß er vor Cyrus, also vor dem 5. Jahrh. v. Chr., gelebt haben muß. Vgl. Spiegel, «Das Leben Z.'s» (Münch. 1867). Die ihm beigelegte Religionsveränderung darf nicht als eine durchgängige Neuerung angesehen werden; vielmehr ging er sehr bestimmt von einem vorgefundenen volksmäßigen Grunde aus und baute darauf zweckmäßig weiter. Z. war es wol vorzüglich, der dem sinnlichen Naturcultus der alten Iranier eine tiefere sittliche Grundlage gab. Denn bei ihm ist das Licht der Sonne nicht blos eine heilbringende, wohlthätig wirkende, die Finsterniß verscheuchende Macht, die durch das Feuer in sichtbarer Gegenwart repräsentirt wird, sondern er entwickelte den Gegensatz von Licht und Finsterniß zu dem Begriffe der guten, heilbringenden und der bösen, unheilvollen Gewalten und somit ferner zum Begriff des sittlich Guten und des Bösen. Durch bildliche Versinnlichung, Symbolisirung und Personification dieses Gegensatzes entstand die mytholog. Vorstellung eines doppelten Grundwesens, eines guten und bösen, deren Kämpfe den ganzen Lebensproceß der Natur und Menschheit darstellen. Es ist nicht ausgemacht, ob anfangs blos die Magier (s. d.) diese verbesserte Glaubensordnung annahmen, oder ob dieselbe sogleich im allgemeinen unter den Medern Wurzel faßte und später von diesen auf die Perser, ihre siegreichen Beherrscher, überging. Kurz nach der Zeit des Sokrates war sie schon tief in Persien eingedrungen und blühte bis zum Sturze des Persischen Reichs unter Alexander d. Gr., von wo an griech. Cultur in Persien anfing herrschend zu werden. Unter der spätern Dynastie der Sassaniden, von 229—636 n. Chr., wurde die Lehre des Z. künstlich wieder zur Staatsreligion erhoben, bis der siegreiche Mohammedanismus die alte Lehre gänzlich stürzte. (S. Parsen.) Nur einzelne Trümmer ihrer Anhänger erhielten sich in der südöstl. Gegend des Persischen Reichs, namentlich in Yezd. Andere wanderten nach der Halbinsel Guzerate in Indien, wo sie dem Glauben ihrer Vorfahren treu geblieben sind. Die wesentlichen Glaubensbestimmungen des Z. sind nach dem Zendavesta die folgenden: Von Anfang der Welt an herrschen gleichmäßig nebeneinander Ormuzd (s. d.), der Herrscher des Lichts und des Guten, und Ahriman (s. d.), der Herrscher der Finsterniß und des Bösen. Allem Guten und Reinen, was Ormuzd schuf, stellte Ahriman eine Schöpfung der Finsterniß entgegen, wie die schädlichen Früchte der Natur, die giftigen Pflanzen, die reißenden Thiere. Die höhern Schöpfungen des Ormuzd erscheinen personificirt als Lichtgeister, die in bestimmter Rangordnung unter Ormuzd, ihrem Herrn und Fürsten, stehen. Die höchsten Lichtgeister sind die sieben Amschaspands, ihnen folgen die 28 Izeds und dann die Ferwers, die reinen Urbilder aller geschaffenen Wesen, die zum Lichtreiche gehören. Mit diesen reinen Geistern thront Ormuzd über dem Berge Albordsch im Himmel Gorotman. Ebenso ist der Geisterstaat des Ahriman geordnet. Neben ihm herrschen sieben mächtige Dews oder Dämonen, nebst unzähligen niedern Dews, von denen jeder der bestimmte Widersacher einer Lichtschöpfung des Ormuzd ist. Ihr Aufenthalt ist tief unter der Erde in der Hölle Duzakh. Zwischen diesen beiden feindlichen Geisterwelten dauern die Kämpfe mit wechselndem Glücke, bis zuletzt der Engel Sosiosch den Ahriman mit seinen dämonischen Scharen vernichtet und das Reich des Guten ungestört bis in die fernste Ewigkeit fortdauert. Der Tod des Leibes setzt dem Dasein des Menschen kein Ziel. Lebte der Mensch tugendhaft, so geht er über die Brücke Tschinewad zu Ormuzd's Himmel ein und kehrt in seinen Ferwer, sein ideales Urbild, zurück. Die Seele des schlechten Menschen aber wird von den Dews in die Hölle gestoßen zur Erduldung ewiger Qualen. Der einzige Gegenstand des Cultus ist das Feuer, als sichtbare Macht des Lichts und somit wieder des Reinen und Guten. Ihm wurden Tempel und Altäre errichtet. Eine besondere Priesterkaste, die Magier, hat die äußere Besorgung des Gottesdienstes zu leiten. Der Kern der Ethik des Z. liegt in den Worten: rein denken, rein sprechen, rein handeln. Erst in späterer Zeit, als sich die metaphysische Speculation der Z.'schen Lehre bemächtigte und den

unvermittelten Dualismus unter eine höhere Einheit zu bringen strebte, wurde die Lehre von der Obergöttlichkeit der Zeit, Zervane Akerene, zum Dogma ausgebildet. Zwischen den Lehren des Z. und denen der ältesten indischen Religionsurkunden der Vedas findet große Uebereinstimmung statt. Auf der andern Seite hat die Z.'sche Lehre wesentlichen Einfluß gehabt auf die Gestaltung der spätern jüd. Theologie und somit indirect selbst auf das Christenthum. Vgl. Spiegel in dessen «Erân» (Berl. 1863) und Kohut, «Ueber die jüd. Angelologie und Dämonologie in ihrer Abhängigkeit vom Parsismus» (Lpz. 1866). Da der Zendavesta (s. d.), auf dem die Darstellung der Z.'schen Lehre beruht, bisjetzt nur theilweise genügend erforscht ward, so ist noch vieles in der Auffassung schwankend und unsicher. Die beste Darstellung der ganzen Lehre, nach den neuesten Forschungen begründet, geben M. Duncker in seiner «Geschichte des Alterthums» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1867) und Tiele, «De Godsdienst van Zarathustra» (Harlem 1865).

Zorrilla y Moral (Don José), der beliebteste span. Dichter der Gegenwart, geb. 21. Febr. 1818 zu Valladolid, siedelte 1827 mit seiner Familie nach Madrid über. Frühzeitig entwickelten sich seine poetischen Anlagen und besonders seine Vorliebe für das Theater. Nachdem er einige Zeit im Auslande gelebt, kehrte er nach Spanien zurück, konnte sich aber mit seinem Vater nicht einigen, da dieser von ihm verlangte, daß er sich der jurist. Laufbahn widmen möchte. Z. mußte sich nach des Vaters Willen nach Toledo begeben, wo er aber, statt der Jurisprudenz obzuliegen, die Alterthümer der Stadt besuchte und Verse machte. Nach seiner Rückkehr ins väterliche Haus, nunmehr zu Lerma, fand er daher eine schlechte Aufnahme, worüber er sich mit der Lektüre von Châteaubriand's Schriften und dem Studium der Bibel zu trösten suchte. Im folgenden Jahre mußte er nach Valladolid gehen, um die vom Vater ihm bestimmte Laufbahn zu verfolgen. Doch auch hier widmete er sich fast ausschließend poetischen Studien und trat auch in der Zeitschrift «El Artista» als Dichter auf. Um sich dem Zwange im väterlichen Hause zu entziehen, entfloh er endlich mit einigen Realen in der Tasche nach Madrid. Es war 15. Febr. 1837 bei dem Begräbniß des unglücklichen Dichters Larra (s. d.), daß Z. durch ein Trauergedicht, welches er an dessen Grabe vortrug, die Aufmerksamkeit der Residenz auf sich zog. Schon wenige Monate danach gab er den ersten Band seiner Poesien heraus, und von da an war Z.'s literarischer Ruhm begründet. Seine ersten Arbeiten sind noch mehr oder minder Nachahmungen der neuromantischen franz. Schule oder der altspanischen, besonders Calderon's. In den spätern aber, vorzüglich in den «Cantos del trovador», einer Sammlung von lyrisch-epischen Gedichten, Volkssagen und Legenden, wußte er das Altnationale mit dem Modernen glücklich zu verbinden. Außer der bedeutenden Anzahl lyrischer und epischer Gedichte, die er erscheinen ließ, bereicherte er fast jährlich auch die Bühne mit einigen Stücken. Namentlich ist seine Komödie «El zapatero y el rey», im alten Nationalstil, ein Lieblingsstück geworden. Seine Bearbeitung des «Don Juan Tenorio» wurde von de Wilde auch ins Deutsche übertragen (Lpz. 1850). Im Dramatischen ist Z. jedoch weniger ausgezeichnet, indem er zu viel auf melodramenartigen Effect ausgeht. Unter seinen lyrisch-epischen Gedichten finden sich Meisterstücke in Sprache und Stil, wie z. B. die «Introduccion de los cantos del trovador». Z. verließ später sein Vaterland und brachte einige Jahre in Frankreich zu. Von da ging er nach Amerika, wo er noch lebt. Eins seiner letzten Gedichte ist «La cruz y la media luna», das großen Erfolg hatte. Von seinen sehr zahlreichen Werken veranstaltete Ildefonso de Ovejas eine Auswahl in zwei Bänden mit einer biographisch-literarischen Würdigung des Dichters (3. Aufl., Par. 1864).

Zosimus, ein späterer griech. Geschichtschreiber, der in der Mitte des 5. Jahrh. n. Chr. zu Konstantinopel unter Theodosius II. als Staatsbeamter lebte, schrieb eine Geschichte des röm. Kaiserreichs in sechs Büchern, welche die Zeiten von Augustus bis 410 n. Chr. umfaßt und durch Reinheit und Klarheit der Sprache, durch Schärfe des Urtheils sowie durch strenge Unparteilichkeit, besonders in Rücksicht auf die Christen, sich auszeichnet. Die besten Ausgaben besorgten Cellarius (Zeitz 1679; 3. Aufl., Jena 1729), Reitemeier (Lpz. 1784) und Bekker (Bonn 1837). Eine deutsche Uebersetzung lieferten Seybold und Heyler (2 Bde., Frankf. 1804—5).

Zostera, s. Seegras.

Zrinyi oder Zrini (Niklas, Graf von), Feldherr Kaiser Ferdinand's I., Ban von Kroatien, Dalmatien und Slawonien, Tavernicus in Ungarn, wurde 1508 geboren und stammte aus dem alten slaw. Geschlechte der Grafen von Brebir. Den Namen hatte seine Familie 1347 von dem Schlosse Zrin angenommen. Schon als 21jähriger Jüngling verdiente sich Z. bei der Belagerung Wiens die Gunst Kaiser Karl's V., der ihn mit einem Streitroß und einer goldenen Kette beschenkte. In der Folge zeichnete er sich in den Feldzügen gegen Johann von Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich streitig machen wollte,

und gegen den Sultan Soliman, Zapolya's Bundesgenossen. Z. führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Besonders vervollkommnete er den Dienst der leichten Reiterei. Seine Heldengestalt, seine Lebhaftigkeit, sein Gerechtigkeitssinn unterwarfen ihm die Gemüther seiner Scharen selbst bei den schwierigsten Unternehmen. Daher kam es auch, daß 1542 seine Ankunft in dem lange schwankenden Treffen bei Pesth den Ausschlag des Siegs gab. Mit Erfolg vertheidigte er als Ban 12 J. lang Kroatien wider die Osmanen, die er 1562 bei Szigeth schlug. Ungarn hingegen war großentheils schon türk. Paschalik und der Ueberrest zum Tribut genöthigt. Da wollte Soliman 1566 von Belgrad aus auch noch Szigeth (s. d.) erobern. Eine Niederlage, die der türk. Vortrab bei Sziklos durch Z.'s Scharen erlitt, reizte des Sultans Zorn zum raschen Angriff. Der berühmte Großvezier Mehemed-Sokolowich, ein kroat. Renegat, zog mit 65000 Mann dem Großherrn voraus. Nur unter den größten Anstrengungen konnte über die angeschwollene Drau eine Brücke geschlagen werden, und das Heer ging vom 1. bis 5. Aug. über den Strom. Z. versammelte seine Krieger, 2500 an der Zahl. Nach seinem Vorgange schworen alle, für ihren Glauben, für den Kaiser und das Vaterland zu sterben. Die Lage Szigeths zwischen zwei Flüssen, in morastiger Umgebung, die Eintheilung der Stadt in die alte und neue und der Besitz einiger Castelle mit doppelten Gräben und Bollwerken unterstützte die kaum 3000 Mann starke Garnison. Die Türken warfen an drei Stellen Batterien auf und beschossen Tag und Nacht die alte Stadt, die einfache Ringmauern hatte. Die Belagerten aber wehrten sich durch tapfere Ausfälle, schlugen mehrere Stürme ab und bestanden rühmlich ein heftiges Gefecht. Als die alte Stadt nicht mehr zu halten war, verbrannten sie dieselbe und zogen sich in die neue Stadt zurück, die einen tiefen und wasserreichen, aber nicht breiten Graben hatte. Die Türken warfen jedoch Erdwälle auf, von denen aus sie mit dem Geschütz die ganze Stadt beherrschen konnten. Z. suchte namentlich die Ausfüllung des Grabens zu hindern; allein die zahlreichen Feinde ersetzten bei Nacht, was ihnen am Tage zerstört worden war. So gab Z. auch die neue Stadt den Flammen preis und warf sich in das Schloß. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort, zugleich setzten sie der Festung durch Minen zu. Als der Janitscharen-Aga Ali-Bassa das Wasser abgraben wollte, um desto eher zu den Basteien zu kommen, machten die Belagerten mit 400 Mann einen sehr glücklichen Ausfall. Vom 26. Aug. bis 1. Sept. geschahen täglich sieben und mehr Stürme auf das Schloß, die alle abgeschlagen wurden. Standhaft wies Z. die Anerbietungen des Feindes von sich. Selbst die Drohung des Großveziers, daß der Sultan seinen vergeblich in türk. Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen würde, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnte seinen Entschluß nicht erschüttern. Vor Zorn und Verdruß außer sich, starb 4. Sept. 1566 Soliman, der zuletzt 1000 Goldgülden auf Z.'s Kopf gesetzt hatte. Der Großvezier verbarg seinen Tod den Truppen, und 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Z. flüchtete mit den Seinigen in die innere Burg. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath und der längere Besitz derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken 7. Sept. einen allgemeinen Sturm. Schon brannte die Burg, als Z. seine bis auf 600 zusammengeschmolzenen Streiter um sich versammelte und sich mit diesen unter die Feinde stürzte. Bald traf ihn der erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte bis zum Tode. Alle die Seinigen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Hier flogen plötzlich die Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Diese Belagerung hatte dem Sultan über 20000 Mann gekostet und ihm selbst das Leben. Der Janitscharen-Agá ließ Z.'s Kopf auf einer Stange vor des Sultans Zelt aufstellen; dann wurde das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Z.'s Heldentod, dem kaiserl. Feldherrn, Grafen von Salm, nach Raab geschickt. Von der zerstörten Feste sind nur noch die mit Reben bepflanzten Wälle zu sehen. Die Katastrophe wurde mehrfach, unter andern von Theodor Körner, dramatisch bearbeitet. Vgl. Salomon, «Az elsö Zrinyiek» («Die ersten Zrinyi's», Pesth 1865). — **Niklas Z.**, des vorigen gleichnamiger Urenkel, geb. 1616, zeichnete sich als Krieger wie als Staatsmann aus und wurde 1647 zum Banus von Kroatien ernannt. Vorzüglich glücklich kämpfte er gegen die Türken, konnte sich aber mit dem Oberfeldherrn Montecuculi nicht gut vertragen. Er verlor sein Leben 1664 auf der Jagd. Z. war auch ein glücklicher Dichter und veröffentlichte seine Werke unter dem Titel «Adriai tengerneh Sirenája» («Die Sirene des Adriatischen Meeres» (Wien 1651). Darunter befindet sich auch das Epos «Szigeti veszedelem» («Der Sturz Szigeths»), in welchem er die Heldenthat seines Ahnen in 15 Gesängen feiert. Es ist dies ein in der Anlage und Composition ausgezeichnetes Werk, überdies das älteste ungar. Epos. — **Peter Z.**, des vorigen Bruder, verwickelte sich als Banus von Kroatien in die sog. Wesseléni'sche Verschwörung, weshalb er 1671

mit Rádasdy und Frangepán enthauptet wurde. Mit seinem Sohne Balthasar erlosch das be-
rühmte Geschlecht 1703. Seine Tochter Helena vermählte sich mit Franz I. Rákóczi und wurde
Mutter des nachher berühmten Franz II. Rákóczi (s. d.). Als Witwe heirathete sie den gleichfalls
berühmten Graf Emerich Tököly. Sie folgte diesem in die Verbannung und starb in Nikomedien.

Zschokke (Joh. Heinr. Daniel), einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 22. März 1771 zu Magdeburg, erhielt seine Bildung auf der dortigen Klosterschule und dem Gymnasium der Altstadt. Von hier entfernte er sich jedoch 1788, trieb sich eine Zeit lang mit wandernden Schauspielern als Schauspieldichter umher und bezog sodann, mit den Seinigen ausgesöhnt, die Universität zu Frankfurt a. d. O., wo er ohne festen Plan Philosophie, Theologie, Geschichte und schöne Wissenschaften, auch Kameralwissenschaften studirte. 1792 trat er in Frankfurt als Privatdocent auf. Schon damals ließ er einige dramatische Versuche erscheinen, unter denen sein «Abällino, der große Bandit» (Berl. 1793) und «Julius von Sassen» (Zür. 1796) mehr Glück als Verdienst hatten. Auch schrieb er gegen das preuß. Religionsedict, und als er 1795 mit einem Gesuche um eine ord. Professur einkam, wurde ihm dasselbe abgeschlagen. Hierauf machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und ließ sich in Graubündten nieder, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt in Reichenau übernahm, die sich durch ihn und den Altbürgermeister Tscharner schnell und kräftig hob. Räthe und Gemeinden der drei Bünde dankten ihm durch Ertheilung des Bürgerrechts, und Z. erwiderte diese Auszeichnung später durch die Herausgabe der «Geschichte des Freistaats der drei Bünde in Rhätien» (Zür. 1798; 2. Aufl. 1817). Seine glücklichen Verhältnisse störte das J. 1798. Es fragte sich, ob die Bündner für sich allein stehen oder mit den Schweizern zusammenhalten sollten. Die Vernunft empfahl das letztere, die Leidenschaft verlangte aber das erstere und drang auch damit durch, trotz des entschlossenen Widerstandes, den Z. und Tscharner geleistet hatten. Die Ueberspannung machte sich bald darauf Luft in Ausbrüchen des Verfolgungsgeistes, und die Erziehungsanstalt wurde das Opfer. Z. und Tscharner gingen als Deputirte nach Aarau, dem damaligen polit. Mittelpunkte der Schweiz. Tscharner zog sich indeß bald zurück und erschwerte dadurch die Last auf Z.'s Schultern, der als Deputirter ohnedies schon seit dem Einzuge der Oesterreicher in Bündten allein auf sich und seine Kraft gestellt war. Nachdem er kurze Zeit als Chef für das Departement des Schulwesens thätig gewesen, wurde er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Regierungscommissars von dem helvet. Vollziehungsdirectorium nach Unterwalden geschickt, wo zu den Verwüstungen des Kriegs auch noch die Parteiwuth sich gesellte. Z. wirkte hier unablässig als Wohlthäter und Friedensstifter. Aufschlüsse über diese merkwürdige Zeit sollten seine «Histor. Denkwürdigkeiten der schweiz. Staatsumwälzung» geben. Die ihm ertheilte Vollmacht für Unterwalden wurde später auch über die Cantone Uri, Schwyz und Zug ausgedehnt, und seine herzergreifende Aufforderung zur Abhülfe des Elends in jenen Gegenden bleibt ein schönes Denkmal volksmäßiger Beredsamkeit. Unter den schriftstellerischen Producten jener Zeit erregte seine «Geschichte vom Kampfe und Untergange der schweiz. Berg- und Waldcantone» (Zür. 1801) eine vorzügliche Aufmerksamkeit. 1800 ernannte ihn die Centralregierung in Bern zum Regierungscommissar. Hierauf organisirte er, zufolge der ihm gewordenen Bestimmung, die ital. Schweiz (Canton Lugano und Bellinzona) mit gutem Erfolge. Nach seiner Rückkehr nach Bern erhob Z. offene Klage bei dem franz. Gesandten Reinhard und dem General Dumas wegen der Willkürlichkeiten, die damals auf Masséna's Befehl verübt wurden; doch seine Vorstellungen blieben im ganzen erfolglos. Die helvet. Regierung ernannte ihn hierauf zum Regierungsstatthalter des Cantons Basel, wo die Bewegungen wegen des Bodenzinses und Zehnten einen aufrührerischen Charakter angenommen hatten. Bei einer Zusammenrottung des bewaffneten Landvolks stürzte er mitten unter die Haufen, die sich alsbald seiner beschwichtigenden Rede fügten. Als die Centralregierung in Bern, mit dem Landamman Aloys von Reding an der Spitze, sich bereitete, den abgeschafften Föderalismus wiederherzustellen, legte Z. seine Stelle nieder, damit es nicht scheinen möchte, als heiße er durch seine Mitwirkung die Wiederherstellung eines Systems gut, gegen das er sich erklärt hatte. Er lebte nun in strenger Zurückgezogenheit auf dem Schlosse Biberstein im Aargau, bis Bonaparte der Schweiz einen Zustand der Vermittelung gewährte, der unter den damaligen Umständen als Glück gelten konnte. Z. wurde nun durch die Regierung des Cantons Aargau 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts und erhielt das aargauische Staatsbürgerrecht. Zugleich wirkte er durch seinen vielgelesenen «Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten» seit 1804 ungemein wohlthätig. Die von ihm 1807—13 ununterbrochen herausgegebenen «Miscellen für die neueste Weltkunde» zeichneten sich aus durch Reichthum des Inhalts, glückliche Wahl, angenehme Darstellung, gewissen-

aften Freimuth und ein größtentheils treffendes Urtheil. Denselben gingen von 1811 an die «Erheiterungen», eine Monatsschrift, zur Seite. Z.'s Uebersiedelung von Biberstein nach Aarau 808 führte zu der Errichtung einer Freimaurerloge und der Gesellschaft für vaterländische Cultur. In den J. 1813 und 1814 beschwor er durch Mäßigung das Feuer der Zwietracht, oviel er vermochte, während er von der andern Seite die Rechte seines Cantons Aargau mit länzender Ueberlegenheit vertheidigte. Infolge einer unbilligen Zumuthung, die ihm als Heraus-eber des «Schweizerboten» gemacht worden war, legte er 1829 seine Stellen als aargauischer Forst- und Kircheninspector nieder. Er blieb jedoch Mitglied des Großen Raths sowie der Schuldirection, auch Vorstand der Gewerbschulendirection, und 1830 wählte ihn der Kleine Rath wieder in den evang. Kirchenrath. Seine Befähigung für das Forstfach bewies Z. durch einen «Gebirgsförster» (2 Bde., Aarau 1804) und «Die Alpenwälder» (Stuttg. 1804). Zu einen bedeutendern literarischen Arbeiten gehört die «Geschichte des bair. Volks und seiner Fürsten» (4 Bde., Aarau 1813—18; 3. Aufl., 8 Bde., 1826), zu welcher Johannes von Müller ihn aufgemuntert hatte. Lichtvolle Anordnung, natürliche, dem Gegenstande angemessene Sprache, durchdrungen von Wärme und Stärke, erheben dieses Geschichtswerk weit über die Flut der gewöhnlichen Erscheinungen. Seine «Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» Aarau 1817—23) traten an die Stelle der «Miscellen für die neueste Weltkunde». Sein ielleicht bestes Werk ist «Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk» (Zür. 1822 . öfter). Seine «Bilder aus der Schweiz» (5 Bde., Aarau 1824—25), enthaltend «Der Flüchtling», «Der Freihof in Aarau» und «Addrich im Moos», sind treue Gemälde von Zeit und Ort. Den größten Beifall aber erwarben sich die Erzählungen «Der Creole», «Alamon-ade», «Jonathan Frock», «Clementine», «Oswald, oder das Goldmacherdorf» und «Meister Jordan» (Aarau 1845). Z. selbst veranstaltete eine Sammlung seiner «Ausgewählten histor. Schriften» (16 Bde., Aarau 1830) und verschiedene Sammlungen seiner «Ausgewählten No-ellen und Dichtungen» (10. Aufl., 10 Bde., Aarau 1865 fg.). Eine Fortsetzung derselben, zum Theil betrachtenden Inhalts, war die «Aehrenlese» (4 Bde., Aarau 1844—47). Eine Aus-gabe «Gesammelter Volksschriften», enthaltend «Das Goldmacherdorf», «Meister Jordan», «Spruch und Schwank» und «Die Branntweinpest», ließ er 1846 erscheinen. Die Sammlung einer «Sämmtlichen Schriften» (Aarau 1825; 2. Aufl., 1856 fg.) umfaßt 40 Bände. Das erbreitetste und wirksamste aller seiner Werke aber, als dessen Verfasser er sich erst spät bekannte, ind seine «Stunden der Andacht» (neueste Aufl., 8 Bde., Frankf. 1858), der vollkommenste Ausdruck des modernen Rationalismus. Eine Art Selbstbiographie gab Z. in der «Selbstschau» 5. Aufl., 2 Bde., Aarau 1853). Auch betheiligte er sich an den neuern Bestrebungen für das Volksschriftenwesen lebhaft. Als Schriftsteller gehört er zu denen, die nicht sowol eine neue Bahn rechen als das Vorgefundene zweckmäßig verbreiten. Was seinen Schriften an theoretischer Tiefe abgeht, ersetzen sie durch praktischen Werth, und statt der kühnern Züge des Genies bieten ie eine feste Gesundheit des Geistes dar. Z. starb 27. Juni 1848. Vgl. Münch, «Heinrich Z., geschildert nach seinen vorzüglichen Lebensmomenten und seinen Schriften» (Haag 1831).

Zuaven, eigentlich Zuauas, heißen ursprünglich Kabylenstämme im Dschurdschuragebirge n der algier. Provinz Konstantine, die besonders im Rufe kriegerischer Tapferkeit standen und eit langen Zeiten den Fürsten der Berberei Kriegsdienste leisteten. Nach der Besitznahme von Algier durch die Franzosen 1830 ordnete General Clauzel die Errichtung zweier Bataillone aus Eingeborenen an, welche den Namen Z. erhielten. Franz. Offiziere und Unteroffiziere wur-en ihnen zugetheilt, um sie zu instruiren und zu befehligen. Da es gefährlich war, dieselben unter den keineswegs zuverlässigen Eingeborenen isolirt zu lassen, wurden den Compagnien der Z. auch einige Europäer, meist Pariser, anfangs auch einige Fremde, die sich freiwillig dazu meldeten, als Gemeine überwiesen. Als die Zahl dieser letztern wuchs, schied man sie wieder aus und errichtete aus ihnen die Fremdenlegion. Das Zuavenregiment hatte 1833 nur noch 2 Com-pagnien Eingeborener, und auch in diesen mußten je 12 franz. Soldaten sein. Als Abd-el-Kader 1839 den Krieg begann, desertirten viele der eingeborenen Z. zu diesem. Man trennte daher beide Elemente ganz, und die Z. wurden seitdem nur aus Franzosen rekrutirt, während man neben ihnen Bataillone aus Eingeborenen unter dem Namen Tirailleurs algériens (gewöhn-lich Turcos) errichtete. Um die Organisation der Z. hat sich besonders Lamoricière verdient gemacht, der auch als Oberst das Regiment befehligte, nach ihm Cavaignac, später Canrobert. Das Regiment wurde 1831 um ein drittes Bataillon verstärkt. 1852 trennte Napoleon III. diese Bataillone und errichtete aus jedem ein Regiment; auch die Kaisergarde erhielt bei ihrer Wiederherstellung ein Regiment Z. Die Uniform der Truppen ist orientalisch; sie tragen dunkel-

blaue Jacken, arabische rothe Hosen und grüne Turbans (die Garden weiße). In der Krim u. in Italien 1859, auch in Mexico haben sie treffliche Dienste geleistet. Ihre Verwegenheit ist sprichwörtlich geworden; doch sind sie schwer in guter Disciplin zu halten.

Zuccaro (Federigo), ein ital. Maler, geb. um die Mitte des 16. Jahrh., gest. 1609 zu Ancona, folgte der manieristischen Richtung der nachrafaelischen Schule, welche ihn trotz eines nicht unbedeutenden Talents, das oft aus seinen Bildnissen hervorleuchtet, zu äußerster Verflachung und Trivialität brachte. Unter seinen Werken ist die Darstellung des Jüngsten Gerichts in der Kuppel des Doms zu Florenz, 300 Figuren von zum Theil 50 F. Größe, ein Hauptbeispiel dieses flüchtigen, geleckten, in Manier versunkenen Stils. In Rom trug ihm Papst Gregor XIII. die Vollendung der Malereien in der Paulinischen Kapelle, die Michel Angelo geschaffen hatte, auf. Z. gerieth indeß in Ungnade, weil er auf seine Neider ein Spottbild, welches dieselben mit Eselsohren darstellte, öffentlich bekannt gemacht hatte. Er ging deshalb auf mehrere Jahre nach Flandern, Holland und England, wo er besonders viele Porträts, darunter das mehrmals wiederholte der Königin Elisabeth und der Maria Stuart, malte. 1582 wurde er nach Venedig berufen, wo er den Dogenpalast mit Gemälden verzierte. Hierauf vollendete er im Auftrage des versöhnten Papstes in Rom die Malereien in der Kapelle sowie im Palast zu Caprarola Darstellungen aus der Geschichte des Hauses Farnese. Z. gründete auch die Akademie von San-Luca und war mit Aufdeckung antiker Ueberreste beschäftigt. 1588 wurde er durch Philipp II. nach Spanien berufen, um das Escurial auszumalen, gefiel aber dort mit seinen Werken nicht und kehrte nach Italien zurück, wo er, überall umherreisend, eine Menge großer Bilder malte, die bei großer Bravour und oft bestechendem Scheine doch hohl und nüchtern sind. — Taddeo Z., Bruder des vorigen, ebenfalls Maler, geb. 1529, gest. 1566 zu Rom, kam als Jüngling nach Rom, wo er sich unter großen Bedrängnissen der Kunst widmete und an Rafael's Vorbild anschloß. Allein er theilte die manierirte Weise seiner Schulgenossen, obwol er vielleicht minder ausschweifend darin war als sein Bruder. Mit diesem führte er die Gemälde im Palazzo Caprarola aus, deren Vollendung er jedoch nicht erlebte. Außerdem findet man in vielen Städten Italiens große Frescomalereien von ihm, dagegen wenig Tafelgemälde.

Zuchthaus, s. Gefängnißwesen.

Züchtigung (körperliche). Die geheime oder öffentliche Zutheilung von Schlägen mit dem Stock oder der Ruthe (Stockschilling, virgindemia), in ausgezeichneten Fällen durch den Henker (Staupbesen, fustigatio), war vordem nach den deutschen Strafgesetzen allgemein zulässig, ist aber als Strafart verwerflich, da sie je nach der Körperbeschaffenheit des Verurtheilten verschieden wirkt, möglicherweise die schwersten, über die Absicht des Urtheils weit hinausgehenden Nachtheile für die Gesundheit nach sich zieht und durch die hervorgerufene Verbitterung mit dem Besserungszwecke der Strafe in Widerspruch tritt. (S. Prügelstrafe.) Obgleich noch bis vor kurzem gerade diejenigen Gesellschaftsklassen, welche das Erdulden von Schlägen als unauslöschlichen Schimpf betrachten, in der körperlichen Z. ein unentbehrliches Correctiv für gewisse Personenkategorien erblicken wollten, so ist dieselbe doch neuerdings in den meisten Staaten als Strafe aufgehoben und nur noch als Disciplinarmittel gegen jugendliche Uebelthäter oder als Zwangs- und Bezähmungsmaßregel gegen Strafgefangene beibehalten. Bei der Jugenderziehung steht die körperliche Z. den Aeltern, Vormündern, Lehrern und Lehrherren als Disciplinarmittel zu, wiewol unter Beschränkung auf ein vorsichtiges Maß und so, daß wegen Misbrauchs des Züchtigungsrechts selbst strafgerichtliche Verfolgung eintreten kann.

Zuchtpolizeigericht heißt in Frankreich und in den Ländern, welche die franz. Criminalgerichtsverfassung nachgebildet haben, dasjenige, stets aus mehrern Richtern collegialisch zusammengesetzte Gericht, welches in allen Fällen der sog. Zuchtpolizei (police correctionnelle), d. h. wegen aller délits (Vergehen von mittlerer Schwere im besondern Sinne des franz. Rechts), zu erkennen hat. Es bezieht sich diese Bezeichnung auf die Art, wie die franz. Strafgesetzgebung alle unerlaubten Handlungen in drei Klassen nach der Abstufung ihrer Schwere in crimes, délits und contraventions unterscheidet. Die der mittelsten Stufe, welche mit sog. peines correctionnelles (correctionellen Strafen) bedroht sind, gehören vor das Z., während die schweren Verbrechen der ersten Klasse vor den Assisen, die leichtern Uebertretungen der dritten Klasse vor den einfachen Polizeigerichten (tribunaux de simple police) abgeurtheilt werden. Mit dem, was man sonst Polizei nennt, haben die Z. nichts gemein.

Zucken nennt man eine schnell vorübergehende unwillkürliche und krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln, die von sehr verschiedener Heftigkeit und bald allgemein über den ganzen Körper verbreitet, bald nur örtlich, auf ein einzelnes Glied oder einen einzigen Muskel beschränkt

sein kann. Die Ursache des Z. kann in den Nerven, die zu den zuckenden Muskeln treten, oder im Gehirn und Rückenmarke ihren Sitz haben und ist deshalb in sehr vielen Fällen mit Sicherheit gar nicht zu erkennen. Häufige und schnell aufeinanderfolgende Zuckungen bilden die Convulsionen, die klonischen oder Zuckkrämpfe. (S. Krampf.)

Zucker nennt man eine Anzahl verschiedenartiger Stoffe, welche nur darin übereinstimmen, daß sie süß schmecken, in chem. Hinsicht nicht auf Lackmus reagiren und Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff sind. Alle Zuckerarten sind auflöslich in Wasser und die meisten in Krystallen bekannt. Nach ihrem Verhalten gegen Bierhefe theilt man sie ein in eigentliche oder gärungsfähige Z. und in nichtgärungsfähige. Zu der erstern Gruppe gehört der Rohrzucker sowie die ihm ähnlichen Zuckerarten Trehalose, Mycose, Melezitose und Melitose; ferner Traubenzucker, Fruchtzucker und Milchzucker. Zu den nichtgärungsfähigen Z. sind zu rechnen der Mannit (s. Manna), das Eucalyn, Sorbin, der Quercitrinzucker, Inosit, Quercit, Pinit und noch einige andere. Sämmtliche Z. finden sich in Vegetabilien. Der Rohrzucker war schon den Alten bekannt, wurde aber vorzugsweise nur als Arzneimittel benutzt. Erst nach der Entdeckung Amerikas wurde er durch Anpflanzung des Zuckerrohrs allgemeiner verbreitet. Das Zuckerrohr (s. d.) ist 7—10 F. lang und hat daumbreit voneinander entfernte Knoten. Es ist inwendig mit einem weißlichen Mark angefüllt, aus dem ein süßer, durststillender Saft gepreßt wird, woraus man den Z. kocht. Das reife Rohr wird abgeschnitten, von Blättern befreit und zwischen eisernen Walzen ausgepreßt. Der Saft wird mit wenig Kalk zur Entfernung des Albumins auf 60° erhitzt, abgeschäumt, etwas eingedampft und dann durch Leinen filtrirt. Hierauf dampft man den Saft zu Sirup ein, den man in flachen Gefäßen mit durchlöchertem, aber mit Zapfen verschlossenem Boden unter Umrühren erkalten und krystallisiren läßt. Nach dem Erstarren öffnet man die Löcher, damit der Sirup abtropft, den man wieder eindampft und ebenso behandelt, so lange er noch Krystalle liefert. Der letzte nicht mehr krystallisirende Sirup wird in der Regel zur Rumfabrikation benutzt. Den noch gelb gefärbten körnigen Z. schickt man als Rohzucker oder Moscovade zur Raffination nach Europa. Die Raffination geschieht durch Auflösen des Rohzuckers in wenig Wasser, Kochen der Lösung mit Ochsenblut und Knochenkohle, Filtration, Verdunsten des Filtrats in luftverdünnten Räumen bis auf 42° Beaumé und Ausfließenlassen in mit Wasserdampf bis 80° angewärmten Pfannen, bis der Sirup anfängt, Krystalle auszuscheiden. Die Masse wird dann in kegelförmige, an der Spitze offene, aber mit einem Stöpsel verschlossene Formen von Thon oder Kupferblech gebracht, in welchen man sie vollständig erstarren läßt. Man entfernt nun den Stöpsel der Form und läßt den noch vorhandenen Sirup abtropfen, während man die breite Fläche des Kegels entweder mit einer Lage feuchten Thons bedeckt, welcher das Wasser langsam an den Z. abgibt, oder mit einer gesättigten, reinen Zuckerlösung übergießt, wodurch die braune Mutterlauge verdrängt wird. Ist der Z. vollkommen weiß geworden, so wird er in stark geheizten Trockenstuben getrocknet. Der abfließende Sirup wird noch einmal auf krystallisirten Z., und die letzte Mutterlauge auf Weingeist verarbeitet. Große Zuckerkrystalle, Candiszucker, gewinnt man durch langsames Verdunsten des concentrirten Zuckersaftes, ohne Umrühren. Von den 20—21 Proc. Rohrzucker des Zuckerrohrs werden nur 6—$6^1/_2$ Proc. als weißer Z. (Hutzucker) gewonnen. Der Rohrzucker ist übrigens sehr verbreitet im Pflanzenreich. Außer im Zuckerrohr findet er sich noch in den Runkelrüben (s. Runkelrübenzucker-Fabrikation), im Ahornsafte (s. Ahorn), im Sorghum saccharatum, in den Palmen, im Johannisbrot, in Ananas, Erdbeeren, Aprikosen, Aepfeln, Orangen u. s. w. Der Z. krystallisirt in durchsichtigen, monoklinischen Prismen, die das Licht doppelt brechen und beim Zerbrechen im Dunkeln leuchten. Er schmilzt bei 160° zu einer dicken, durchsichtigen Flüssigkeit, die zu einer amorphen, allmählich wieder krystallinisch werdenden Masse (Gerstenzucker) erstarrt. Die Trehalose genannte Zuckerart wurde 1858 von Berthelot in einer Trehala genannten, wahrscheinlich aus Syrien stammenden Substanz, welche im Orient in ziemlicher Verbreitung als Nahrungsmittel verwendet wird, die Mycose zu derselben Zeit von Mitscherlich im Mutterkorn entdeckt. Beide gleichen sich vollständig, nur daß die Trehalose das polarisirte Licht weiter nach rechts ablenkt als die Mycose. Die Melezitose, von Berthelot zuerst 1859 untersucht, findet sich in einer, kleine weißliche Kugeln bildenden Ausschwitzung des Lärchenbaums (Pinus Larix), dem sog. Manna von Briançon. Die Melitose, schon 1843 von Johnston bemerkt, 1856 von Berthelot untersucht, findet sich in der austral. Manna (Eucalyptus Manna). Von diesen, dem Rohrzucker ähnlichen Zuckerarten in chem. Hinsicht mannichfach verschieden sind der Traubenzucker und Fruchtzucker. Der Traubenzucker findet sich im Honig, wo er schon 1792 von Lowitz als verschieden vom Rohrzucker er-

kannt wurde, im Traubenmost, in vielen Früchten (Feigen, Pflaumen) und in dem diabetischen Harne. Auch künstlich wurde er dargestellt durch Kochen der Stärke (Stärkezucker, von Kirchhoff 1811) und der Pflanzenfaser oder Cellulose (Braconnot 1819) mit verdünnter Schwefelsäure. Später fand man, daß dieser Z. auch schon bei bloßer Behandlung der Stärke mit Diastase (s. d.) entsteht. Da die Diastase im Malzauszuge sich findet, so wird der so gewonnene Traubenzucker auch Malzzucker genannt. Auch durch Behandlung mancher animalischer Stoffe, wie der Flügeldecken der Insekten (Chitin) mit verdünnter Schwefelsäure, kann man Traubenzucker darstellen. Der Traubenzucker krystallisirt aus einer Lösung langsam in blumenkohlartigen, warzigen Krystallen. Der noch wenig untersuchte Fruchtzucker findet sich auch im Honig, in sauren Fruchtsäften und entsteht aus dem Rohrzucker (zugleich mit Traubenzucker) bei der Behandlung mit verdünnten Säuren oder mit Hefe. Nach dem Trocknen bei 100° ist der Fruchtzucker eine glasige, gummiähnliche, zerfließende Masse, die sich leicht in gewöhnlichem Weingeist und Aether löst. Zu den gärungsfähigen Zuckerarten gehört auch noch der Milchzucker (s. d.). Von geringerer Wichtigkeit sind die schon aufgezählten nichtgärungsfähigen Zuckerarten, der Mannit u. s. w. Ueber die Erkennung und quantitative Bestimmung der wichtigsten Zuckerarten in Lösungen s. Saccharimetrie.

Zuckerpalme, s. Arenga.

Zuckerrohr (Saccharum L.) heißt eine Pflanzengattung aus der Familie der Süßgräser (Gramineen), deren in den warmen Zonen wachsende Arten hohe, schilfartige Rohrgewächse mit langen, breiten Blättern und großen, dichten, seidenglänzend behaarten Blütenrispen sind. Die zweiblütigen Aehrchen sind nämlich mit Büscheln seidenglänzender Haare umgeben. Die wichtigste Art ist das gemeine Z. (S. officinarum L.), welches aus dem mittlern Asien stammen soll und durch die Kreuzzüge ins südl. Europa und im 15. und 16. Jahrh. in alle europ. Colonien der Tropenzone verpflanzt worden ist. In Europa reicht die im kleinen betriebene Cultur des Z. nicht über Sicilien und Andalusien hinaus, in China bis zu 30°, in Nordamerika bis zu 32° nördl. Br., auf der südl. Halbkugel bis zu 22° südl. Br. Aus dem ausdauernden, weit umherkriechenden Wurzelstocke schießen mehrere vielknotige, verschieden gefärbte Halme 8—12 F. hoch auf, die 1—2 Zoll dick und zu zwei Drittheilen ihrer Länge mit einem lockern, süßen, saftigen Marke erfüllt sind. Die 4—5 F. langen bandförmigen Blätter haben einen starken weißlichen Mittelnerv. Die Blüten stehen in gewaltigen, ellenlangen, pyramidalen Rispen. Nach einigen Jahren wird die Wurzel ausgehoben, zertheilt und wieder gepflanzt, sonst geschieht die Vermehrung durch Stecklinge. Das violette Z. (S. violaceum Juss.) wird in Westindien besonders häufig angebaut. Größtentheils mit Blattscheiden bedeckt ist der Stengel des in China gebauten chinesischen Z. (S. Chinense Roxb.). Von allen diesen Arten gibt es wieder mehrere durch Cultur erzeugte Spielarten.

Zuckerruhr, s. Diabetes.

Zuckerwurzel, s. Sium.

Zufall (casus) heißt jedes Geschehen, welches auch anders ausgefallen sein könnte, bei welchem also kein Grund vorhanden ist, warum es vielmehr so als anders ausgefallen ist. Gleichwol schließen der Begriff des Z. und des ursachlichen Zusammenhangs der Ereignisse keineswegs sich gegenseitig aus. Sonst könnte der Begriff des Z. auf keine objective, sondern nur auf eine subjective Bedeutung Anspruch machen, d. h. wenn wir ein Ereigniß zufällig nennten, so bedeutete das nur, daß der Zusammenhang der Ursachen uns in Beziehung auf dasselbe unbekannt sei. Aber der Z. hat nicht nur eine subjective, sondern auch eine objective, obzwar relative Bedeutung. Eine solche findet dann statt, wenn ein Geschehen Bestimmungen unterliegt, die nicht in der Reihe der Causalität liegen, von welcher es selbst abhängt, wie z. B. wenn zwei Körper, von denen jeder seinem eigenen Bewegungsgesetze folgt, sich begegnen und wir diese Begegnung eine zufällige nennen. Dieselbe relative Bedeutung findet statt beim freien Handeln, wo vermöge der Ueberlegung den blinden Trieben Einhalt geschieht nach einem ihnen fremden Gesetze der selbstbewußten Vernunft, dessen Normen und Regeln von denen, wonach die Triebe in ihrer Blindheit agiren, unabhängig sind. In einer ähnlichen Bedeutung wird das Zufällige dem Wesentlichen entgegengesetzt als dasjenige, was nicht in den innern Gesetzen und der eigenen Natur eines Wesens enthalten ist, sondern aus fremden Ursachen und der Natur fremder Wesen in dasselbe einfließt. Endlich wird das Zufällige auch häufig dem Absichtlichen entgegengesetzt, als dasjenige bei unsern Handlungen und ihren Folgen, was nicht in unserm Vorsatze und Willen lag, sondern in gewissen äußern Umständen und Zusammenhängen, über welche wir nicht verfügen konnten. Absichtliche Handlungen können daher, indem ihre Wirkungen in ein System

on Ursachen gerathen, die nicht in der Gewalt des Wollenden liegen, Folgen haben, die wir als eder vorhergesehen noch gewollt zufällige nennen. — In jurist. Bedeutung nennt man Z. jenfalls ein Ereigniß, das nicht in dem Willen und der Absicht des Handelnden liegt. Die Entscheidung darüber ist wichtig, wo die rechtlichen Folgen eines Ereignisses (Nutzen oder Schaen) und die Zurechnung (s. d.) in Frage kommen.

Zug, einer der innern Cantone der Schweiz, hat auf 4,26 Q.-M. 19608 deutschredende E., wovon 18990 Katholiken, 770 Protestanten sind. Die erstern gehören in kirchlicher Beziehung zum Bisthum Basel-Solothurn. Der nordwestl. Theil des Ländchens ist eben, hat Getreidebau und eine sehr reiche Obstcultur. Der südöstl. Theil besteht aus Gebirgsland, und die Bewohner beschäftigen sich hier vorzugsweise mit Alpenwirthschaft. Die Verfassung des Cantons, die früher in der Mitte zwischen absoluter und repräsentativer Demokratie stand, ist seit dem 17. Jan. 1848 repräsentativ-demokratisch. Die gesetzgebende Gewalt hat ein Großer Rath von 67 Mitgliedern, wovon 5 vom Großen Rathe selbst, alle übrigen unmittelbar vom Volke gewählt werden. Die Vollziehung besorgt ein Regierungsrath von 11 Mitgliedern, darunter ein Landammann und Statthalter. Das Obergericht besteht aus 9 Mitgliedern und 8 Ersatzmännern. Der Hauptort Z., mit 3900 E., liegt in einer reizenden Gegend am Zugersee. Der See wird mit einem Dampfschiffe befahren, ist $2\frac{2}{3}$ St. lang und $\frac{3}{4}$ St. breit und hat einen Flächenraum von $\frac{5}{8}$ Q.-M.; seine größte Tiefe beträgt 1200 F. Am Aegerisee ist der berühmte Morgarten (s. d.), wo die Schweizer 1315 den ersten Sieg zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit und 1798 einen über die Franzosen erfochten. Vgl. Städlin, «Topographie des Cantons Z.» (3 Bde., Luzern 1819—21).

Zügel, s. Zaum.

Zuglinie, s. Tractorie.

Zugvögel heißen alle diejenigen Vögel, welche alljährlich zum Winteraufenthalt wärmere Gegenden aufsuchen als die, welche sie im Sommer bewohnten. Meist ist das kältere Land das Nist- und Brütland, also die eigentliche Heimat, die nur wegen Kälte und Nahrungslosigkeit periodisch verlassen wird. Der Abzug geschieht gemeiniglich infolge eines unerklärlichen Naturtriebes (der sich selbst bei gefangenen Individuen zeigt) vor Eintritt des wirklichen Mangels in größern Gesellschaften. Auf der Wanderung wird häufig eine bestimmte Ordnung des Flugs beobachtet: so bilden Störche und Kraniche einen Keil, Regenpfeifer und Kiebitze eine schiefe Linie. Mitunter werden Rasttage gehalten. Schwächere Vögel erwarten, ehe sie größere Wasserstrecken überschreiten, häufig günstigen Wind; so die Wachteln zum Kreuzen des Mittelmeers. Nächtliche Züge geschehen oft mit großem Geräusch, z. B. bei Wildgänsen und Kranichen, und haben dadurch zu mancherlei Märchen Anlaß gegeben. Das Ziel, auf welches die Richtung des Zugs ohne Abweichung hingeht, ist bald näher, bald weiter entfernt. Die meisten deutschen Z. gehen nur bis nach Italien oder Nordafrika, während die Bewohner noch höherer Breiten, z. B. die isländ. Schneeammern, bei uns überwintern. Die Rückkehr geschieht zu einer bestimmten Zeit, wenn sie auch durch windige Witterung einige Wochen hingehalten wird, ist jedoch nicht immer ein sicheres Zeichen des anbrechenden Frühlings. Merkwürdig ist dabei die Art und Weise, wie manche Vögel nach Monaten nicht nur die Gegend ihres ursprünglichen Wohnorts, sondern auch das alte Nest mit Sicherheit auffinden.

Zuidersee oder Zuydersee (d. i. Südsee), ein Meerbusen der Nordsee, 57 Q.-M. groß, von den niederländ. Provinzen Nordholland, Utrecht, Gelderland, Overyssel und Friesland umgeben und im Nordwesten, wo er mit der Nordsee in Verbindung steht, durch die Inseln Texel und Vlieland begrenzt, war früher ein geschlossener See, bei den Römern Flevo, später Middelsee genannt, dessen nordwestl. Ufer zu Anfang des 13. Jahrh. von den Wellen verschlungen wurde, wie man aus der Lage der Inseln Texel und Vlieland und der Sandbänke schließt, welche an seinem Eingange die Schiffahrt sehr unsicher machen. Seinen jetzigen Umfang erreichte das Gewässer im J. 1287, wobei an 80000 Menschen umkamen. Unter den sich in den Z. ergießenden Flüssen ist die Yssel (s. d.) der größte. Die vielen Untiefen machen bei Stürmen die Fahrt auf demselben sehr gefährlich. Große Schiffe können seewärts nur durch das Schulpegat beim Helder und den Vliestrom hineingelangen. Der Eingang hat nur 10 F., der Meerbusen selbst 3—24 F. Tiefe. Die Gefahren der Schiffahrt umgeht der Nordholländische Kanal. (S. Amsterdam.) Die Fischerei im Z. war in frühern Zeiten bedeutender, als sie jetzt ist. Ein südwestl. Seitenarm ist das Y (s. d.), das früher mit dem jetzt trocken gelegten Harlemer Meer (s. d.) in Verbindung stand.

Zullabai oder **Adulisbai**, von den Engländern auch Annsley- oder Annesleybai genannt, liegt am südwestl. Gestade des Rothen Meeres etwa zwischen 15° und 15° 30′ nördl. Br. und wird durch die von der abyssin. Küste vorspringende Halbinsel Buri gebildet. Die Ufer sind im allgemeinen flach, doch ist das östliche etwas höher als das westliche. Im Nordwesten erhebt sich etwa 1 M. von der See das wasserlose **Geddamgebirge** zu einer Höhe von 3264 F. Aus der südwestl., weidereichen Küstenebene und dem schwarzen, mit Mangrovegebüschen umsäumten Sumpfboden ragen einzelne Hügel auf. Hier mündet auch der einzige aus dem abyssin. Gebirge kommende Küstenfluß, der **Haddas**, welcher aber nur in der Regenzeit Wasser hat. In der Nähe der Mündung befinden sich, 1/4 M. vom Flusse, 3/4 M. von der See, die formlosen Ruinen von **Adule** (s. d.) oder Adulis, während gegenüber, südlich vom Flusse das heutige **Zulla** liegt, ein elendes Hüttendorf. Die Küste ist heiß und ungesund, Quellen sind selten. Aus den Strandteichen gewinnen die Eingeborenen Salz, für das sie Butter, Honig und Durra eintauschen. Nördlich von der Bai liegt in der Nähe der Halbinsel Buri die seit 1859 von den Franzosen besetzte hügelige Insel **Dessi** oder **Dessei** (d. h. Insel), mit einem kleinen Hafen. Im engl.-abyssin. Kriege 1867—68 diente Zulla, als der Schlüssel des Landes, den engl. Truppen als Ausschiffungsplatz.

Züllichau, Kreis- und Garnisonstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, an der Märkisch-Posener Eisenbahn, in einer niedrigen, fruchtbaren Ebene, an der Faulen Obra, 1 St. von der Oder und 1 1/2 M. von der schles. Grenze gelegen, hat 7145 E. (1864), drei Kirchen, ein königl. Schloß und ein mit einem Gymnasium und seit 1766 mit einem Pädagogium verbundenes Waisenhaus, welches von dem Nadlermeister Steinbart 1719 gestiftet wurde. Die Hauptnahrungszweige der Stadt sind Obst-, Wein-, Hopfenbau und Tuchfabrikation, die aber sowie der Handel gegen früher bedeutend an Wichtigkeit verloren hat, außerdem Gerberei und Holzdrechslerei. Auch werden daselbst Vieh- und Pferdemärkte gehalten. Die Stadt gehörte sonst zu dem Herzogthum Krossen, das 1538 an Brandenburg kam und der Neumark einverleibt wurde. Im Siebenjährigen Kriege kam es bei Z. 23. Juli 1759 zu einem Treffen zwischen den Russen und Preußen, nach den nahen Dörfern auch das **Treffen bei Kay** oder **Palzig** genannt, in welchem die Russen unter Soltikow über die Preußen unter dem General Wedel den Sieg davontrugen. Im **Kreise Z.**, der auf 16,79 Q.-M. 48741 E. (1867) zählt, liegen noch die beiden Städte **Schwiebus** (s. d.) und **Trebschen** oder **Friedrichshuld**, mit 289 E. (1864), die kleinste Stadt im ganzen Königreich Preußen.

Zülpich, ein Städtchen mit 1629 E. (1864) im preuß. Regierungsbezirk Köln, 3/4 M. von der Kreisstadt Euskirchen, an der Eisenbahn (Düren-Mechernich), zwischen dem Rothen Bach und der Naffel, in fruchtbarer und schöner Gegend gelegen, hat die hübsche Pfarrkirche St.-Peter, ein altes Schloß und vier sehenswerthe Stadtthore. Der Ort ist das röm. **Tolbiacum** im Lande der Ubier und war häufig Aufenthalt der meroving. Frankenkönige. Hier brach Chlodwig 496 die Macht der Alemannen, die nun meist unter fränk. Herrschaft kamen. Im J. 612 kam es hier wieder zur Schlacht, in welcher Theoderich von Burgund seinen Bruder Theodebert II. von Austrasien besiegte. Auch ließ zu Z. Theodebert I. den um 530 besiegten Thüringerkönig Irminfrid (Hermanfried) treulos von der Stadtmauer stürzen.

Zumala-Carreguy (Don Tomas), der ausgezeichnetste Feldherr des span. Prätendenten Don Carlos, geb. 1789 in Ormaistegny in Guipuzcoa aus einer angesehenen Familie, studirte zur Zeit der franz. Invasion zu Pampelona die Rechte, verließ aber die Universität, um sich den Vaterlandsvertheidigern anzureihen. 1813 diente er als Kapitän unter Mina; 1822 soll er zu der Glaubensarmee unter Quesada übergegangen sein. Nach der Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie 1823 wurde er Oberstlieutenant, nachher Oberst eines Linienregiments in Estremadura und Gouverneur von Ferrol. Er galt bei dem Offiziercorps Ferdinand's VII. für einen guten Verwaltungschef; militärische Talente traute man ihm nicht zu. Bei seiner royalistischen Gesinnung machten ihm die Anhänger des Infanten Don Carlos den Antrag, denselben noch bei Lebzeiten Ferdinand's VII. zum Köuig zu erklären. Z. weigerte sich, erklärte aber ebenso bestimmt, daß er nach Ferdinand's Tode niemand als Karl V. auf dem Throne anerkennen werde. Die Sache wurde ruchbar und Z. vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen. Als man 1832 die Armee von den des Karlismus verdächtigen Offizieren reinigte, erhielt auch Z. seine Entlassung. Nach Ferdinand's VII. Tode, im Sept. 1833, als die Basken für ihre Vorrechte und für Don Carlos die Waffen ergriffen, folgte auch Z. dem Rufe und organisirte ein Corps royalistischer Freiwilliger. Man wählte ihn zum Anführer in den baskischen Provinzen und in Navarra. Obschon fast ohne alle Hülfsmittel, wußte er alsbald ein Heer zusammenzubringen

und diesem Waffen zu erkämpfen. Die besten Generale der Königin Christine wurden von ihm in dem anhaltenden Gebirgskriege abgenutzt. Z. besiegte 1. Aug. 1834 Rodil im Thale von Amescoas, zerstreute 7. Sept. das christinische Corps bei Viana, errang über Valdez im Frühjahre 1835 wieder im Thale von Amescoas nach viertägigen Kämpfen einen entscheidenden Sieg und besiegte dann auch Iriarte bei Guernica. Im Vertrauen auf Z.'s Feldherrntalent hatte sich Don Carlos entschlossen, England zu verlassen, und war 10. Juli 1834 bei seiner Armee eingetroffen. Z.'s Hauptplan ging dahin, die franz. Grenze in seinem Rücken zu behaupten und feste Plätze im Innern und Häfen zu erobern. So kämpfte er, an Irun und Fuentarabia gelehnt, im Besitz der Mitte des Landes zwischen Pampelona, Vittoria und Bilbao, größtentheils siegreich, bis er vor Bilbao 15. Juni eine Schußwunde erhielt, an welcher er 25. Juni 1835 starb.

Zumpt (Karl Gottlob), verdienter Philolog, geb. 20. März 1792 zu Berlin, widmete sich, auf den dortigen Gymnasien vorgebildet, seit 1809 zu Heidelberg, vorzüglich unter Creuzer, den philol. Studien, ging jedoch 1810 nach Berlin zurück, wo seine entschiedene Neigung zu tiefern Sprachforschungen in den Vorträgen Wolf's, Heindorf's und Böckh's auf der damals neuerrichteten Universität Befriedigung fand. Schon 1812 erhielt er eine ordentliche Lehrerstelle an dem Werderschen Gymnasium und entwickelte hier sehr bald eine ausgezeichnete, eigenthümliche Wirksamkeit. Diese Stelle vertauschte er 1821 mit einer Professur an dem Joachimsthalschen Gymnasium, nahm aber 1826 freiwillig seine Entlassung, worauf er eine Professur der Geschichte an der Kriegsschule und 1827 eine außerord., 1838 eine ord. Professur der röm. Literatur an der Universität erhielt. 1835 besuchte er Italien und Griechenland. Z. hat sich um Hebung und Verbesserung des lat. Sprachunterrichts große Verdienste erworben, besonders durch seine «Lat. Grammatik» (Berl. 1818; 13. Aufl. 1866), aus welcher auch für Anfänger- und die untern Gymnasialklassen ein «Auszug» (Berl. 1824; 9. Aufl. 1865) veranstaltet wurde. Damit in Verbindung stehen die «Aufgaben zum Uebersetzen in das Lateinische» (Berl. 1824; 5. Aufl. 1844). Auf das Verdienst kritischer Schärfe, verbunden mit Gründlichkeit der Erklärung, machen seine Ausgaben lat. Schriftsteller Anspruch, besonders die der «Institutiones oratoriae» des Quinctilianus, wovon er zuerst den fünften Band der Spalding'schen Ausgabe (Lpz. 1829), dann eine eigene kritische Textrecension (Lpz. 1831) lieferte; ferner die des Curtius (Berl. 1826), von dem er am Ende seines Lebens noch eine größere Ausgabe mit Angabe seiner reichen kritischen Hülfsmittel (Braunschw. 1849) und gleichzeitig eine Schulausgabe verfaßte; sodann die mit einem vorzüglichen Commentar ausgestattete Bearbeitung von Cicero's «Orationes in Verrem» (2 Bde., Berl. 1831), von denen schon vorher eine Textausgabe (Berl. 1830) erschienen war; endlich der mit Zusätzen bereicherte Abdruck der Heusinger'schen Ausgaben von Cicero's «De officiis», und zwar der größern sowol (Braunschw. 1838) als der kleinern (Braunschw. 1849). Außerdem verdankt man ihm noch eine Reihe Untersuchungen, die vorzugsweise das röm. Alterthum in antiquarischer, histor. und statist. Hinsicht zum Gegenstande haben, namentlich die «Annales veterum regnorum et populorum, inprimis Romanorum» (Berl. 1819; 3. Aufl. 1862); das «Decretum municipale Tergestinum» (Berl. 1837); «Ueber Ursprung, Form und Bedeutung des Centumviralgerichts in Rom» (Berl. 1838); «Ueber den röm. Ritterstand» (Berl. 1839); «Ueber den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum» (Berl. 1841); «Ueber den Bestand der philos. Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen» (Berl. 1843); «Ueber die bauliche Einrichtung des röm. Wohnhauses» (2. Aufl., Berl. 1851); «Die Religion der Römer» (Berl. 1845). Andere kleinere Schriften ähnlichen Inhalts von ihm finden sich in den «Abhandlungen» der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der er seit 1835 als Mitglied angehörte. Seine Thätigkeit an der Universität war hauptsächlich darauf gerichtet, die histor. Forschung mit Kritik und Sprachkunde zu vereinen, und er schuf sich darin eine ausgedehnte Wirksamkeit. Z. starb zu Karlsbad 25. Juni 1849. Eine Biographie verfaßte sein Neffe A. W. Zumpt (Berl. 1851).

Zumpt (Aug. Wilhelm), namhafter Alterthumsforscher, der Neffe des vorigen, geb. 4. Dec. 1815 zu Königsberg, besuchte das Gymnasium zu Frankfurt a. O. und widmete sich seit Ostern 1833 auf der Universität zu Berlin dem Studium der classischen Philologie. Anfang 1837 erhielt er eine Anstellung am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, von welchem er jedoch zu Michaelis desselben Jahres an das Friedrichs-Werdersche überging. Ostern 1851 vertauschte er diese Stellung mit einer Professur am Friedrich-Wilhelmsgymnasium. Die Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten begann Z. mit einer Ausgabe des letzten classischen Dichters der Römer, Rutilius Namatianus (Berl. 1840), über dessen Leben und Gedicht er schon vorher

(Berl. 1836) eine längere Abhandlung veröffentlicht hatte. Auch war er eifriger Mitarbeiter an den «Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» und lieferte eine geschätzte Uebersetzung von Cicero's «Ueber die Pflichten» und «Ueber die Gesetze» (Lpz. 1841). Bald indessen wandte er sich zu den röm. Alterthümern. Seine Abhandlungen «De honorum gradibus sub imperatoribus Hadriano et Antonino Pio» (1843) und «Ueber die Entstehung und histor. Entwickelung des Colonats» (1845) fanden vielfachen Beifall und veranlaßten ihn, sich der damals in Deutschland noch sehr unbekannten lat. Epigraphik zu widmen. Eine Zeit lang mit der Sammlung von Materialien für ein «Corpus Inscriptionum latinarum» beschäftigt, bemühte er sich dann, die Schätze der lat. Inschriften für die Erkenntniß des röm. Staats und Lebens auszubeuten. Daraus entstanden, außer kleineren Aufsätzen, sein Commentar zum «Monumentum Ancyranum» (Berl. 1845), die Untersuchungen «De C. Caesaris coloniis» (Berl. 1840), «De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus» (Berl. 1845), «De Augustalibus et Seviris Augustalibus» (Berl. 1846), «De fastorum Campanorum fragmento defensio» (Berl. 1853), «De fastorum Campanorum fragmento ad C. B. de Rossium epistola critica» (Berl. 1854). Ferner gehört hierher sein größeres Werk «Commentationes epigraphicae ad antiquitates Romanas pertinentes», wovon der erste Band (Berl. 1850) das röm. Municipalwesen, der zweite (Berl. 1854) die röm. Provinzen behandelt. Der letztere Band hat dadurch, daß er unter anderm über das Geburtsjahr Christi überraschende Aufschlüsse gibt, auch in theol. Kreisen viel Interesse erregt. Eine Verbindung der lat. Epigraphik mit den röm. Antiquitäten verfolgen gleichfalls Z.'s «Studia Romana» (Berl. 1859). Auf die Kritik und Erklärung von Schriftstellern beziehen sich seine Abhandlungen «De Ciceronis et M. Bruti epistolis mutuis» (Berl. 1845), «De Livianorum librorum inscriptione» (Berl. 1859) und die beiden wegen ihres ausführlichen Commentars geschätzten Ausgaben von Cicero's «Oratio pro L. Murena» (Berl. 1859) und «Orationes tres de lege agraria» (Berl. 1861). Neuerdings veröffentlichte Z. «Das Criminalrecht der röm. Republik», von dem die beiden ersten Theile (Berl. 1865) die Beamten- und Volksgerichte, die beiden andern (Berl. 1868) den Ursprung und die Entwickelung der Schwurgerichte behandeln.

Zumsteeg (Joh. Rud.), deutscher Liedercomponist, geb. 10. Jan. 1760 zu Sachsenflur im Odenwald, wurde auf Bitten seines Vaters, eines würtemb. Kammerlakais, in die militärische Pflanzschule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Er sollte Bildhauer werden; als aber sein Talent zur Musik sich entschieden aussprach, erhielt er nun den Unterricht der besten Meister. Schon während seiner akademischen Laufbahn componirte er mehrere Singspiele, Cantaten und Gesänge zu Schiller's «Räubern», dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Nachdem er als Violoncellist bei der herzogl. Kapelle angestellt worden, componirte er Klopstock's «Frühlingsfeier», eine Messe und mehrere Balladen und Lieder, wodurch er sich den Beifall des Hofs und des Publikums in dem Grade erwarb, daß er 1792 zum herzogl. Concertmeister und Director der Oper ernannt wurde. Doch schon 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben. Er war der erste deutsche Componist, der Balladen mit Begleitung des Pianoforte componirte und darin eine Zeit lang den entschiedensten Erfolg hatte. Seine Compositionen «Des Pfarrers Tochter von Taubenheim», «Ritter Karl von Eichenhorst», «Die Büßende», «Lenore», «Ritter Toggenburg» und mehrere andere werden stets ihren Werth behalten. Auch seine Lieder und Romanzen gehören zu den ausgezeichnetsten und gefälligsten Liedercompositionen der Deutschen; besonders ist sein «Kolma» ein treffliches Product. Unter seinen Opern sind die «Geisterinsel», «Elbondokani» und «Das Pfauenfest» die gelungensten. Auch hat er einige Kirchencantaten componirt. Seine Melodien sind leichtfaßlich und vornehmlich im Sentimentalen treffend. Dagegen fehlt es ihm an Mannichfaltigkeit und tieferer Originalität, besonders zu kräftigern Schilderungen. Seine Begleitung erscheint jetzt etwas leer und einförmig, seine Bässe gewöhnlich. Auch in Hinsicht der Modulation beschäftigt er die Einbildungskraft nicht genug. — Seine hinterlassene Tochter, Emilie Z., geb. zu Stuttgart 9. Dec. 1796, machte sich ebenfalls durch Klavier- und Liedercompositionen bekannt und starb, als Musiklehrerin hochgeachtet, zu Stuttgart 1. Aug. 1857.

Zündhölzchen, auch Reib- oder Streichzündhölzchen, sind das gegenwärtig vollkommenste und billigste Feuerzeug, welches alle andern Feuerzeuge (s. d.) so gut wie verdrängt hat. Die ersten, noch unvollkommenen Z. waren die Schwefelhölzer der sog. chemischen Feuerzeuge. Diese Hölzchen wurden an ihren mit Schwefel überzogenen Enden mit einem Tropfen eines Salzes aus chlorsaurem Kali, Schwefelblüte, Kolophonium und Zinnober (als Farbe) versehen. Um sie zu entzünden, tupfte man rasch in ein Fläschchen mit Asbest, der mit concentrirter

Schwefelsäure befeuchtet war. Das chlorsaure Kali in Berührung mit der Säure entflammte sich sofort und entzündete den Schwefel und durch diesen das Hölzchen. Diese Feuerzeige zeigten sich jedoch noch nicht hinreichend einfach, sicher und transportabel, um in der Praxis dauernd Eingang zu finden. Der erste Versuch, dieselben durch Reibzündhölzchen zu ersetzen, waren die sehr uneigentlich sog. «elektrischen» oder auch «Congreve'schen Feuerzeuge», nämlich Schwefelhölzer, am geschwefelten Ende mit einer Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelspießglanz überzogen. Man zog diese Hölzchen beim Anzünden rasch durch Sandpapier. Etwa um dieselbe Zeit (1832), vielleicht etwas früher, kamen die Phosphorstreichfeuerzeuge auf. Der Urheber dieser Erfindung ist nicht zuverlässig bekannt; in Schwaben schreibt man sie dem im Irrenhause zu Ludwigsburg 1857 verstorbenen J. F. Kammerer zu, in England einem Apotheker J. Walker zu Stockton. Die ersten bedeutenden Fabrikanten der Phosphorzündhölzer waren Romer (der Erfinder des Zündholzhobels) und Preschel in Wien. Seitdem hat die Fabrikation dieser Z. ungeheuer an Ausdehnung gewonnen. Schon um das Jahr 1865 wurden in Oesterreich 50 Mill. Stück Streichzündhölzer bei einer Verwendung von 325 Ctrn. Phosphor verfertigt. Die Fabrik von Deig und Comp. im Harz verbraucht jährlich 4—500 Klafter Holz zu 7—8 Mill. Salonzündhölzern, während sie außerdem noch 1—1½ Mill. Zündkerzen liefert. Die Erzeugung der Z. beginnt mit dem Schneiden der Hölzer, darauf folgt das Schwefeln oder Tränken mit Wachs und Stearin, zuletzt das Anbringen der Zündmasse und das Trocknen. Das Schneiden wird nicht mehr mit der Hand und dem Messer, sondern mittels Hobelmaschinen ausgeführt, die Hölzchen in vierkantiger oder runder Form liefern. Infolge fortgeschrittener Arbeitstheilung bildet gegenwärtig das Schneiden der Hölzchen meist einen abgesonderten Fabrikationszweig, der in holzreichen Gegenden mit billigen Arbeitslöhnen betrieben wird. Namentlich liefern in Deutschland der Böhmerwald und Thüringen große Massen solcher Hölzchen, die kistenweise in den Handel kommen. Da das Abbrennen der Phosphorzündmasse so rasch vor sich geht, daß selbst ein dünner Holzspan nicht Zeit findet, sich zu entzünden, bedarf man eines leichter entzündlichen Vermittlers. Man überzieht deshalb am zweckmäßigsten das Ende der Hölzchen mit Schwefel oder, zur Vermeidung des stechenden Geruchs, bei den Salonhölzchen mit Wachs oder besser mit Stearin. Auch nimmt man oft geradezu dünne Wachskerzchen, die wie die gewöhnlichen Wachsstöcke gezogen und mit Maschinen zerschnitten werden. Hierauf folgt das Auftragen der Zündmasse auf das geschwefelte oder stearingetränkte Ende. Die besten, der Praxis zu Grunde liegenden Recepte zur Bereitung der Zündmasse werden natürlich von den Fabrikanten geheim gehalten. Doch besteht die Zündmasse wesentlich aus Phosphor, Bleisuperoxyd und Leim oder Gummi-arabicum als Bindemittel. Um die Zündmasse vor Feuchtigkeit zu schützen, überzieht man sie mit einem weingeistigen Firnis von Kolophonium. Wohlriechende Zünder werden mit Benzoëtinctur getränkt. Die leichte Entzündlichkeit und Giftigkeit der Phosphorhölzchen sowie die in den Fabriken auftretende Kinnbackennekrose (s. Phosphor) der Arbeiter führte (1856) auf die Idee, den Phosphor aus der Masse des Zünders in die rauhe Fläche, auf welcher das Hölzchen durch Reiben entzündet wird, zu verlegen, und man nannte diese Feuerzeuge sehr verfehlt Antiphosphorfeuerzeuge. Dieselben zeigten aber so viel Unbequemlichkeiten und Nachtheile, daß sie keinen Eingang gefunden haben.

Zündhütchen sind kleine, von dünnem Kupfer angefertigte Kapseln, welche im allgemeinen die Gestalt eines an einem Ende offenen Cylinders haben und innerlich auf dem Boden eine sehr geringe Menge Knallquecksilber enthalten. Sie dienen als Zündung bei den Percussionsgewehren, werden hier auf einen gehärteten Stahlkegel (Piston) gesteckt und explodiren durch den Schlag des Hahns, wobei der aus dem Knallquecksilber entwickelte Feuerstrahl durch eine Bohrung des Pistons ins Innere des Laufs zur Pulverladung gelangt. Die Fabrikation der Z. darf wegen der Leichtentzündlichkeit ihrer Füllung nur unter großen Vorsichtsmaßregeln betrieben werden.

Zündnadelgewehr nennt man eine Handfeuerwaffe, bei welcher die Entzündung des Pulvers durch eine im Rohre mittels einer Spiralfeder vorschnellende und die an der Patrone angebrachte Zündpille durchstechende Nadel bewirkt wird. Schon 1825 machte der Engländer Cooker einen ähnlichen Vorschlag. Doch war es Dreyse (s. d.) in Sömmerda, der 1827 das erste Z. erfand. Nachdem dasselbe durch unermüdliche Verbesserungen zu einer vorzüglichen Kriegswaffe gediehen, wurde es 1848 in der preuß. Armee eingeführt und bewährte sich im dän. Kriege 1864, besonders aber im deutschen Kriege von 1866 durch glänzende Erfolge. Das preußische Z. ist ein Hinterladungsgewehr, bei welchem das Schloß durch die im Rohr befindliche Spiralfeder zum Vorschnellen der Zündnadel in die Pulverkammer ersetzt ist. Es hat eine sog. Einheitspatrone, d. h. eine solche, welche Ladung, Zündung und Geschoß (Langblei) vereinigt. Als Hinterlader

ist damit ein Schnellfeuer von 6—9 Schüssen in der Minute möglich. In Frankreich wurde 1866 das dem preußischen Z. nachgebildete *Chassepotgewehr* angenommen, dessen Mechanismus etwas complicirter, die Patrone weniger dauerhaft, das Rohr auch mehr der Verschleimung ausgesetzt ist. Dagegen hat es ein kleineres Kaliber, eine rasantere Flugbahn und ein etwas schnelleres Feuer. Die Zündnadel ist hier durch einen Stift ersetzt, der ebenso durch eine Spiralfeder vorgeschnellt wird.

Zündung heißt in der Artillerie ein feuerfangendes Material, durch welches die Ladung im Geschütz oder Geschoß oder irgendein Gegenstand in Brand gesetzt wird. Z. der Geschützladungen sind: *Frictionsschlagröhren*, von Messingblech mit fest eingeschlagenem Kornpulver und einem in der Zündmasse befestigten Reiber, Blechstreifen mit Oese, welcher, herausgerissen, dieselbe entzündet; *Stoppinen*, Papierhülsen mit eingezogener Zündschnur, nur im Festungskriege angewendet; *Zündlichte*, Papierhülsen mit einem Satz, der im Wind und Regen nicht verlöscht, zur Entzündung der Geschützladung, wenn eine andere Z. nicht vorhanden, und *Lunten* von Hanfwerch, mit einer Lösung von Bleizucker in Wasser getränkt, mit welchen die Zündlichter angezündet werden. Als Z. der Hohlgeschoßladungen dienen die *Zünder*, hölzerne Röhren oder Hülsen von Pappe, die mit einem Zündsatz vollgeschlagen sind, und zwar Zeitzünder mit genau berechneter Brennzeit, oder Percussionszünder, die beim Aufschlagen zünden; sodann Satzröhrchen zur Entzündung des Satzes der Brandbomben, Leuchtkugeln u. s. w. Andere Arten von Z. sind *Anfeuerung*, eine breiartige Mischung von Mehlpulver und Spiritus; *Zündschnur*, von baumwollenem Garn, mit Anfeuerung getränkt und mit Mehlpulver bestreut; *Leitfeuer*, aus Zündschnur, mit mehrern darüber gezogenen, angereihten Papierhülsen; *Zündpapier*, auf beiden Seiten mit Anfeuerung bestrichen. Diese Arten dienen sämmtlich zur sichern Fortpflanzung des Feuers, wo eine unmittelbare Z. nicht möglich oder gefährlich ist.

Zünfte und Innungen. Schon bei den Römern kam es unter den freien Handwerkern, also namentlich in späterer Zeit, wo der Handwerksbetrieb unter den freien Bürgern häufiger wurde, nicht selten vor, daß sich gewisse Klassen von Handwerkern zu Collegien (collegia) vereinigten. Soviel man aber darüber weiß, hatten diese Collegien nur den Charakter polit. und religiöser Genossenschaften, ohne sich auf den Gewerbsbetrieb und dessen Erlernung zu erstrecken. Auch die unter den röm. Kaisern bestehenden Genossenschaften der Arbeiter in den Arsenalen und Zeughäusern waren nicht Zünfte im eigentlichen Sinne, sondern förmlich erbliche Kasten mit gewissen Vorrechten und Verpflichtungen. Die eigentlichen Zünfte sind ein germanisches, dem Mittelalter angehöriges Institut, zusammenhängend mit der Bildung eines Bürgerstandes und der Entwickelung des Städtewesens überhaupt. Schon früh beförderte man auf alle Weise die Ansiedelung freier Handwerker in den unter besonderm Schutze befestigter Plätze, Bischofssitze und Klöster sich bildenden Städten, und schon Heinrich I. gewährte diesen städtischen Handwerkern durch das Verbot jedes Handwerksbetriebs auf dem Lande ein Vorrecht, welches seitdem fortbestand. Lange Zeit galten der Betrieb der Handwerke und die Vereinigung der Handwerker in Handwerksgenossenschaften oder Innungen (Gilden, Gaffeln u. s. w.) für ein natürliches Alleinrecht der Städte. Die Nothwendigkeit, sich gegen Uebergriffe der in den Städten herrschenden Familien zu sichern, gab sodann eine wichtige Veranlassung zur Ausbildung der Handwerksgenossenschaften zu eigentlichen Zünften oder Corporationen, welche zugleich eine politische, und zwar demokratische Richtung hatten. Trotz des Widerstandes der Patricier, selbst der Kaiser, errangen diese Corporationen, die untereinander in Verbindung traten und durch die ab- und zuwandernden Gesellen in steter Verbindung blieben, eine immer größere polit. Bedeutung, sodaß man sich genöthigt sah, sie förmlich anzuerkennen, die Satzungen der einzelnen Zünfte zu bestätigen und denselben mehr oder minder großen Einfluß auf die städtische Verwaltung durch Wahl von Magistratsgliedern oder Deputirten u. s. w. einzuräumen. So trugen die Zünfte nicht wenig zur Erstarkung der Städte im Gegensatz zum Adel bei, und verwandelten zum Theil die Städte in wirkliche Zunftbürgerstaaten. Selbst die Städtebewohner, welche gar kein Handwerk oder gewöhnliches Gewerbe trieben (Künstler, Gelehrte, unvermögende Adeliche, Notare u. s. w.), mußten, um im Gemeinwesen eine polit. Stellung zu erlangen, sich irgendeiner Zunft anschließen. Natürlich beherrschten das Zunftwesen und der Zunftgeist in solcher Ausbildung alle gesellschaftlichen und polit. Verhältnisse, und auch das Recht und die Pflicht, im Interesse der Zunftbürgerschaft die Waffen zu führen, gehörten den Zunftgenossen an. Zur Aufrechterhaltung ihrer polit. Bedeutung übten die Zünfte zugleich nach innen eine strenge Sittenpolizei. Die alten Zunftartikel enthalten viele die Erhaltung von Zucht und Ehrbarkeit unter den Innungsgliedern bezweckende, zum Theil allerdings (wie die Ausschließung aller unehelich Geborenen) nur den

damaligen Ansichten von Ehre entsprechende Bestimmungen, welche mit Ernst gehandhabt wurden. Auch das fühlte man, daß Tüchtigkeit im eigenen Gewerbe wesentliches Erforderniß der Erhaltung des Ansehens sei, und so enthielten die Zunftartikel Festsetzungen über die regelmäßige Bildung der Handwerker als Lehrlinge, über das Wandern der Gesellen, über die Erfordernisse des Meisterwerdens und die Befugnisse und Verpflichtungen jeder dieser drei Stufen. Man muß es ganz begreiflich finden, daß Corporationen von solcher Macht dieselbe auch insofern im eigenen Interesse auszubeuten strebten, als sie sich einen gesicherten Nahrungsstand durch Ausschließung jedes Fremden zu sichern suchten. Es entstanden so nicht allein, mit Zustimmung des Staats, die Verbietungsrechte gegen alle Pfuscher und sog. Bönhasen, gegen jeden Handwerksbetrieb auf dem Lande, sondern auch die Abschließung der einzelnen Städte durch Verbot der Einführung fremder Arbeiten, die Beschränkung der Innungen auf eine geschlossene Zahl von Meistern oder wenigstens die äußerste Erschwerung jeder Vermehrung der Meisterzahl durch lästige Bedingungen beim Meisterwerden, endlich der Zunftzwang im engsten Sinne, nämlich eine solche Abgrenzung der Gebiete einzelner Handwerke durch die Zunftartikel, daß auch Meister ganz verwandter Handwerke gehindert wurden, mit ihren Fabrikaten das so abgegrenzte Gebiet zu überschreiten. Hierbei konnte es nicht fehlen, daß oft eine Uebertreibung bis zum Misbrauch, ja selbst zum Lächerlichen eintrat, und daß man überhaupt mit dem Wachsen der Bevölkerung und der Bedürfnisse den Druck der Zunftschranken fühlte. Indessen waren es nicht die Hemmungen des Verkehrs und die Vertheuerung der Handwerksproducte durch solche Monopole, welche die ersten Reactionen gegen die Zünfte hervorriefen, denn noch immer hielt man den Satz, daß ohne solche Sicherheit die Städte nicht bestehen könnten, für unumstößlich. Der erste Widerstand, den das Zunftwesen erfuhr, war vielmehr gegen dessen polit. Macht gerichtet. So hob schon Kaiser Friedrich II. 1240, im Widerspruch mit frühern kaiserl. Privilegien, die Genossenschaften und Brüderschaften der Handwerker auf, aber diese Verordnung blieb ebenso wirkungslos wie die ähnlichen in der Goldenen Bulle (1356). Erst mit der Befestigung und Ausdehnung der landesherrl. Macht und dem Untergange der städtischen Autonomie sank auch in Deutschland wie anderwärts die polit. Bedeutung des Zunftwesens. Zu Anfang des 18. Jahrh. richtete sich in Deutschland die Reichsgesetzgebung sowie auch häufig die landesherrliche gegen die «Misbräuche» der bereits in ihrem tiefern Wesen verfallenen Zünfte. So geschah dies durch die Reichsgesetze von 1731, 1764 und die Edicte Joseph's II. von 1771. Dagegen blieben überall die gewerblichen Vorrechte des Zunftzwangs, die Vorschriften über Lehrzeit, Gesellenzeit, Wandern und Meisterwerden, wenigstens in den Zunftartikeln, bestehen, wenngleich die veränderte Gestalt des technischen Betriebs, die Entstehung ganz neuer Arten von Gewerben, welche demnach unzünftig blieben, die Ausbildung des Fabrikprincips und die Berührung der Handwerker mit Handel und Fabriken in der Praxis mannichfache Milderungen der alten Strenge, zum Theil im eigenen Interesse und mit eigener Zustimmung der Handwerker, erzeugten.

In Frankreich, wo seit dem 16. Jahrh. der Staat auch die Zunftrechte verkaufte und sich überhaupt die Verhältnisse der Handwerker am kläglichsten gestaltet hatten, fiel das Zunftwesen zuerst und gründlich, und zwar durch die Revolution von 1789. An seine Stelle trat die volle Gewerbefreiheit, und Gleiches geschah später auch in den Ländern (z. B. Belgien, Holland, Italien), die von der Französischen Revolution berührt wurden. In den deutschen Staaten verlief der Proceß gegen die Zünfte langsamer und in gleichem Schritte mit Entfaltung der wirthschaftlichen Interessen. In Preußen wurde 1810 die Gewerbefreiheit ohne Zwang eingeführt, nur, wie in Frankreich, durch eine Patentsteuer beschränkt. Doch suchte man in Preußen, aus polit. Gründen, durch die Gewerbegesetze von 1845 und 1849 das Innungswesen in milder Form wieder herzustellen. In Oesterreich erfolgte die Einführung der Gewerbefreiheit 1860, in dem Königreich Sachsen 1862, in den thüring. Staaten 1863. Seit 1861 begann man auch in den übrigen deutschen Staaten, in Baden, Oldenburg, Würtemberg (1862), Hamburg, Bremen, Frankfurt u. s. w., sich der Gewerbefreiheit zuzuwenden. In Baiern erfolgte die Einführung der wirklichen Gewerbefreiheit erst durch Gesetz vom 30. Jan. 1868. Als die Ereignisse von 1866 eintraten, waren es in Deutschland nur noch Kurhessen, Hannover und die beiden Mecklenburg, wo es sich um die Frage: ob Zunftzwang oder freie Arbeit, handelte. Das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 8. Juli 1868 (das sog. Nothgewerbegesetz) löste die Frage für sämmtliche Bundesstaaten mit Einem Schlage, indem hiermit die Zünfte und kaufmännischen Corporationen einfach das Recht verloren, andere vom Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, und der Befähigungsnachweis für den Gewerbsbetrieb (mit wenigen durch die Sache gerechtfertigten Ausnahmen) als nicht mehr erforderlich erklärt wurde. In England wird die Gewerbefreiheit

als ein Ausfluß des gemeinen Rechts betrachtet, und es steht jedem Gewerbtreibenden frei, sich in eine der in den Städten noch bestehenden Zünfte (denen nur Wahlrechte zustehen) aufnehmen zu lassen oder nicht. Auch auf sämmtliche engl. Colonien ist die Freiheit der Gewerbe übertragen worden. In Italien ist die Arbeit vollkommen frei. Schweden hat Gewerbefreiheit seit 1846, Dänemark seit 1862.

Zunft und Innung waren ein nothwendiges und eigenthümliches Glied des mittelalterlichen Lebens, das in den roman.-german. Ländern Europas zur Ausbildung des Städtewesens und der bürgerlichen Gesellschaft sowie zur Begründung und Entwickelung unserer Industrie hauptsächlich beigetragen hat. Wie alle Organisationen einer bestimmten histor. Epoche, hatte aber auch das Zunftwesen seine Zeit, und es ging seinem Verfalle und seiner Umwandlung entgegen in dem Maße, wie das ganze mittelalterliche Leben versank. Zuerst verloren die Zünfte, gegenüber der neuen Staatsidee, ihre polit. Macht im Städtewesen, und was davon als leere Form noch bestehen blieb, unterdrückte schließlich der Polizeistaat als störende Misbräuche. Sodann richtete sich das wachsende wirthschaftliche Leben der neuen Zeit gegen die Gebundenheit des mittelalterlichen Zunftwesens, und man begann allenthalben den Zunftzwang zu durchbrechen und zu beseitigen, insoweit er dem großen Verkehr und der großen Production unerträglich wurde. Die neueste Zeit endlich mit ihren unermeßlichen Bedürfnissen, ihrer riesenhaften Production, ihrem Verkehrsleben, ihren Begriffen von bürgerlicher und individueller Freiheit versetzte dem zunftmäßigen Handwerkerthum den letzten Schlag, indem sie Freizügigkeit und Gewerbefreiheit als die ersten Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft proclamirte. Die mittelalterlichen Industriecorporationen, wo sie bisher noch ein kümmerliches Dasein gefristet, sind damit zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Wollte man ihnen durch neue Privilegien aufhelfen, so müßte man überhaupt den Staat und die Gesellschaft des Mittelalters zurückführen, und das wird niemand wünschen, wie schmerzlich auch einzelne den Verlust ihrer ehemaligen Zwangsrechte empfinden mögen. An die Stelle der alten Handwerkercorporationen kann nur die freie Genossenschaft treten, welche das Interesse, die Ehre und das Wohl ihrer Mitglieder wahrzunehmen vermag, ohne doch dabei die wirthschaftliche Freiheit anderer zu stören. (S. Association, Freizügigkeit, Gewerbe und Gewerbefreiheit, Handwerk.) Vgl. über die Geschichte des Zunftwesens im Mittelalter: Hüllmann, «Ueber das Städtewesen im Mittelalter» (4 Bde., Bonn 1825—29); Wilda, «Ueber das Gildenwesen im Mittelalter» (Preisschrift, Halle 1831); Barthold, «Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums» (4 Bde., Lpz. 1850—52); Joh. Scherr, «Deutsche Cultur- und Sittengeschichte» (3. Aufl., Lpz. 1866); Mundt, «Geschichte der deutschen Stände nach ihrer gesellschaftlichen Entwickelung» (Berl. 1854); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Bd. 1—3, Braunschw. 1855—65). Von den zahlreichen Schriften, die das Zunftwesen beleuchten und sich für dessen Reformirung erklären, sind zu nennen: Rau, «Ueber das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung» (2. Aufl., Lpz. 1816); Langendorf, «Wie kann in Deutschland die Zunftverfassung am zweckmäßigsten modificirt werden u. s. w.» (Gieß. 1817); Mayer, «Entwickelung der Ansichten des Zunftwesens» (Preisschrift, Augsb. 1816); Merbach, «Theorie des Zunftzwangs» (Lpz. 1808); Schultz, «Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staate u. s. w.» (Hamm 1821). Gegen das Zunftwesen erklären sich: Bernouilli, «Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie» (Bas. 1822); Rentzsch, «Gewerbefreiheit und Freizügigkeit» (2. Aufl., Dresd. 1862); Becher, «Die Organisation der Gewerbe» (Wien 1851); Döll, «Die gewerbliche Association» (Berl. 1856).

Zunge (lingua, glossa) ist der flache, vorn spitze, hinten breite Muskel, welcher frei beweglich auf dem Boden der Mundhöhle liegt. Die Z. wird von drei Muskelpaaren geleitet, welche an benachbarten Knochen befestigt sind. Das eine Paar entspringt von der Innenseite des Kinns (genioglossus), erstreckt sich ein Stück nach hinten und schlägt sich nach hinten und vorn; dasselbe bewirkt das Hervorstrecken der Z. Das andere Paar entspringt vom Zungenbein (hyoglossus) und vermag die Z. nach hinten zu ziehen. Das dritte Paar, welches seitlich von der Mundhöhle seinen Ursprung nimmt (vom processus styloideus: styloglossus) hebt die Z. in die Höhe. Außerdem enthält die Z. noch eigene, nicht an Knochen sitzende Muskeln, welche sich vielfach mit den genannten durchkreuzen und die Gestalt der Zunge verändern, sie wölben, rinnenförmig ausbuchten, zuspitzen u. s. w. Die Muskelmasse steckt in einem von Schleimhaut gebildeten Ueberzug, welcher unten durch ein schmales Bändchen, das Zungenbändchen (frenulum) an dem Boden der Mundhöhle befestigt ist und ihre Beweglichkeit bis zu einem gewissen Grade beschränkt. Zeigt sich das Zungenbändchen zu lang, so ist es nöthig, um der Z. die erforderliche

Beweglichkeit zu ertheilen, dasselbe einzuschneiden (Lösen der Z.). Das hintere Ende der Z. heißt die Zungenwurzel (radix linguae), das vordere Ende die Spitze (apex), die nach oben gekehrte Fläche der Rücken (dorsum). Auf dem Zungenrücken hat die Schleimhaut der Z. zahlreiche, theils kurze kegelförmige, theils längere zugespitzte oder fadenförmige Wärzchen neben gleichfalls zahlreichen Schleimdrüsen. Die Zungenspitze ist das feinste Tastorgan des Körpers. Zugleich mit dem Gaumen ermittelt sie die Geschmacksempfindungen; doch nehmen nur die Seitenränder der Z. solche wahr. Vermöge ihrer großen Beweglichkeit befördert sie die Speisen beim Kauen unter die Zähne, hilft den Bissen formen und ihn in den Schlund befördern. Je nach ihrer Gestaltung ertheilt sie der Mundhöhle eine sehr wechselnde Form und vermittelt auf diese Weise die Lautbildung. Eine gesunde Z. besitzt einen rein blaßrothen Rücken. Wird aber der Schleimhautüberzug in seiner normalen Beschaffenheit verändert, so erscheint die Zungenoberfläche weißlich, wie man sich ausdrückt, belegt. Dies kommt zu Stande durch örtliche Reize (z. B. Tabackrauch, scharfe Speisen) oder ist Theilerscheinung gewisser, namentlich den Darmkanal betreffender Krankheiten. Einen scheinbaren Zungenbeleg kann eingetrockneter Schleim bilden. Von andern Krankheiten der Z. sind zu nennen Krebs, Entzündung, Vergrößerung, Lähmung und Verwundung. Das Zungenbein ist ein hufeisenförmiger Knochen, welcher isolirt im Winkel der Kehle liegt und vorzüglich durch zahlreiche Muskeln in seiner Lage erhalten wird. Wie bemerkt, nimmt an ihm ein Zungenmuskel seinen Ursprung; auch ist an demselben der Kehlkopf aufgehängt.

Zunz (Leopold), einer der ausgezeichnetsten israelitischen Gelehrten der Gegenwart, geb. 10. Aug. 1794 in Detmold, kam als Kind mit seinen Aeltern nach Hamburg, und nach dem Tode seines Vaters, bei welchem er den ersten Unterricht genoß, 1803 nach Wolfenbüttel in die Samson'sche Freischule. An letzterer wirkte er seit 1810 als Elementarlehrer, während er das Gymnasium besuchte. Von 1815—19 studirte er in Berlin Philologie, besonders angezogen von F. Aug. Wolf's, De Wette's und Böckh's Vorlesungen, wirkte dann 1820—22 als Prediger an der berliner deutschen Synagoge, 1824—32 als Mitredacteur an der Spener'schen Zeitung und gleichzeitig 1825—29 als Director der neugegründeten jüd. Gemeindeschule. Er ging 1835 als Prediger nach Prag, kehrte aber bald wieder nach Berlin zurück und erhielt hier die Leitung des 1839 errichteten Lehrerseminars, eine Stellung, die mit dem Seminar selbst im März 1850 aufhörte. Auch war er 1845 Mitglied der vom Cultusminister ernannten Commission, die über Gemeinde- und Schulverhältnisse der Israeliten in Preußen ein Gutachten ausarbeitete. Z. muß als Begründer der wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der jüd. oder sog. rabbinischen Literatur betrachtet werden. Bahnbrechend wirkte bereits die kleine Schrift: «Etwas über die rabbinische Literatur» (Berl. 1818), sowie auf dem Gebiet der jüd. Lebensbeschreibungen sein «Raschi» in der «Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums» (1822—23). Seine Hauptwerke sind: «Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden» (Berl. 1832), «Die synagogale Poesie des Mittelalters» (Berl. 1855), welchen Untersuchungen sich als zweiter Theil «Die Ritus des synagogalen Gottesdienstes geschichtlich entwickelt» (Berl. 1859) anschloß, und die «Literaturgeschichte der synagogalen Poesie» (Berl. 1865). Schätzbare Beiträge zur Geschichte des Judenthums und der jüd. Literatur enthält das Sammelwerk «Zur Geschichte und Literatur» (Bd. 1, Berl. 1845). Unter seinen kleinern Schriften bietet die über «Die Namen der Juden» (Berl. 1836) ein allgemeines Interesse. Seit 1845 bezieht Z. von der israelit. Gemeinde Berlins ein kleines Jahrgehalt als Anerkenntniß der Verdienste, die er sich durch seine wissenschaftlichen Leistungen um das Judenthum erworben.

Zurbaran (Francisco), span. Maler, geb. 1598, gest. 1662 zu Madrid, einer der ausgezeichnetsten Meister der Schule von Sevilla, zeigte schon als Knabe eine glühende Leidenschaft zur Kunst, sodaß seine Aeltern ihn dem Juan de las Roelas in die Lehre gaben. Er studirte mit großem Eifer, bildete sich aber bald eine eigenthümliche Darstellungsweise, die vorzüglich auf einem energischen Erfassen der Natur beruht. Man findet bei ihm genaue Detailausführung, treue Naturnachahmung, verbunden mit einem tiefen, kräftigen Colorit und starker Schattenbehandlung, sodaß er den Beinamen des span. Caravaggio erhielt. Unter seinen Gemälden zu Sevilla ist das des heil. Thomas von Aquino durch feierliche Haltung und vorzügliches Helldunkel, worin er alle andern span. Meister übertraf, hervorragend. Eine große Anzahl von Bildern, in welchen am häufigsten mönchische Ascese und Devotion mit ergreifender Wahrheit und Tiefe geschildert sind, finden sich von seiner Hand im Louvre zu Paris. Seine Madonnen und weiblichen Heiligen kommen dagegen meist über den Ausdruck feuriger span. Sinnlichkeit nicht hinaus und lassen namentlich den Charakter idealer Verklärung vermissen. In der Pinakothek

zu München ist ein sehr ergreifendes Bild Z.'s: Maria und Johannes, vom Grabe Christi heimkehrend. Andere Werke von ihm findet man in Berlin, Dresden, Wien und in engl. Galerien.

Zurechnung (imputatio) heißt das Urtheil über die Verbindung einer äußern Erscheinung mit ihrem Urheber, oder der Ausspruch, daß irgendeine Person als Ursache einer That betrachtet werden müsse. Dieses Urtheil hat einen zweifachen Inhalt: nämlich die blos factische Z. (imputatio facti), daß jemand der Thäter sei, z. B. den Tod eines andern bewirkt habe, Z. zur That; und die rechtliche Z. (imputatio juris), daß der Thäter auch für seine Handlung verantwortlich sei, Z. zur Schuld. Wenn es sich ergibt, daß ein Wahnsinniger einen umgebracht hat, daß ein Soldat auf Befehl seines Vorgesetzten einen erschossen hat, so muß beiden der Erfolg als ihre That zugeschrieben werden; aber eine Schuld kann ihnen nicht beigemessen werden. Sowol die Z. zur That als zur Schuld haben gewisse Abstufungen. Die Z. zur That ist vollständig, wenn die Handlung als die für sich allein hinreichende Ursache des eingetretenen Erfolgs betrachtet werden muß, z. B. der Tod durch eine hinlängliche Dosis Gift, durch eine für sich allein tödliche, wenngleich zuweilen heilbare Verletzung. Dieselbe ist dagegen unvollständig, wenn die Handlung für sich allein den Erfolg nicht haben konnte oder gehabt haben würde, sondern eine andere Ursache, z. B. eine Erkältung oder schlechte ärztliche Behandlung des Verwundeten, eine zweite Verletzung u. dgl., hinzutrat. Bei der vollkommenen Z. zur That unterscheidet sich noch die geradezu nothwendige Wirkung einer Handlung, z. B. die Tödtung durch völlige Erdrosselung eines Menschen, von der, welche zwar einer Mitwirkung anderer Ursachen nicht bedarf, aber doch zuweilen noch hätte abgewendet werden können. Diese Unterscheidung ist für die Z. zur Schuld von Wichtigkeit. Denn der Unterschied, welcher sich bei dem objectiven Causalzusammenhange machen läßt, tritt auch subjectiv ein zwischen dem Urheber der That, dessen Handlungen, seien es eigene oder durch andere in seinem Auftrage verrichtete (auctor und coauctor), den Erfolg vollständig bewirkt haben, und zwischen dem Gehülfen, der nur mitwirkend und ohne sich zum Ganzen mit verabredet zu haben (socius principalis und minus principalis, je nachdem er einen größern oder geringern Antheil am Erfolge, an der That selbst oder nur den Nebenhandlungen nahm), und dem Begünstiger, welcher nur zu den mitwirkenden Ursachen etwas beitrug und dem Thäter nach der That noch behülflich war. Die Z. zur Schuld geht vor allem davon aus, daß die That, d. h. die Handlung mit ihrem Erfolg, aus dem Willen eines Menschen hervorgegangen sein muß. Sie fällt also ganz hinweg, wo dieser Wille nicht zu einem menschlich-vernünftigen entwickelt oder gänzlich unterdrückt ist, bei Kindern, Wahnsinnigen und andern, die sich ihres Thuns gar nicht bewußt sind. Sie umfaßt aber nicht blos den Fall des Vorsatzes, sondern auch den der unterlassenen schuldigen Aufmerksamkeit, das sorglose Begehen solcher Handlungen, welche leicht andern gefährlich werden können. Diese Fahrlässigkeit (culpa) begründet in der Regel eine Verbindlichkeit zum Schadenersatze, aber auch bürgerliche Strafen, vorzüglich wenn die Handlung schon an sich gesetzwidrig war. Die Z. im eigentlichen Sinne trifft den vorsätzlichen Urheber oder den Vorsatz, welcher aber wieder die Abstufungen des bestimmten und festen Vorsatzes bei kaltem Blute (animus praemeditatus); des bestimmten, aber in der ersten Anreizung zum Handeln gefaßten und ausgeführten Vorsatzes; des unbestimmten, eines eigentlichen Zwecks sich gar nicht bewußten Vorsatzes, wenn z. B. der Zornige nur blind auf seinen Gegner zuschlägt (dolus indeterminatus), und eines gleichfalls unbestimmten, aber schon zunächst auf etwas Gesetzwidriges gerichteten Vorsatzes hat (nach Feuerbach culpa dolo determinata und der dolus indirectus der Aeltern). Die volle Z. zur Schuld trifft meist nur den bestimmten und festen Vorsatz, den muthwilligen, durch keine fremde Schuld gereizten geflissenen, mit festem Vorsatze und gefährlichen, d. h. mit Bewußtsein des Unrechts handelnden Thäter.

Zürich, einer der größten Cantone der schweiz. Eidgenossenschaft, nach der Rangordnung von 1815 der erste und früher einer der drei Vororte, am Nordrande der Schweiz gelegen, hat ein Areal von 31,01 Q.-M. und zählte (1860) 266265 E. (8586 auf die Quadratmeile). Die Bevölkerung spricht deutsch und bekennt sich zur reform. Kirche, bis auf anderthalb kath. Grenzorte (darunter Rheinau mit dem 1862 aufgehobenen, seitdem zum Theil als Cantonhospital dienenden Benedictinerkloster) und die beiden kath. Gemeinden in Zürich und Winterthur. Der Boden des Landes erhebt sich von den Ufern des Rhein, dessen Gebiet der Canton durchaus angehört, allmählich in südöstl. Richtung und ist von Bergzügen durchzogen, die mit den Flußläufen und unter sich selbst ziemlich parallel (von Südosten nach Nordwesten) streichen. Von Südwesten nach Nordosten folgen sich nacheinander die Flußgebiete der Reuß als Grenzfluß gegen Aargau, der unterhalb Z. in die Limmat mündenden Sihl, des Zürichersees mit der Limmat, der Glatt mit dem Pfäffiker- und Greifensee, der Töß, der Thur und des Rhein, der dem Canton

großentheils nur als Grenzfluß gegen Schaffhausen und Baden angehört. Sämmtliche Gebirge sind, mit Ausnahme des zum Jura gehörigen Lägern bei Baden, Ausläufer der Alpen. Der ganze Canton gehört zum schweiz. Mittelland. Der Boden zeigt sich in der Production nicht eben sehr günstig, und es wird trotz des sorgfältigen und fleißigen Anbaues der Bedarf nicht gedeckt. Während die Gelände am Zürichersee gartenartig erscheinen, ist besonders der südöstlichste Theil des Cantons von ziemlich rauher Beschaffenheit. Dennoch hat neben dem Obstbau auch der Weinbau ziemliche Ausdehnung; einige Lagen, wie bei Winterthur, Regensberg, am rechten Ufer des Zürichersees u. a., geben ein vortreffliches Erträgniß. Vielfach ist im Canton mit der kleinen Landwirthschaft die Industrie verbunden. Ueberhaupt zählt der Canton Z. zu den gewerbthätigsten Theilen der Schweiz. Die züricher Seidenindustrie reicht bis ins Mittelalter hinauf. Noch bedeutender ist die Baumwollindustrie; mehr als die Hälfte der schweiz. Spinnereien kommt auf den Canton Z. Bedeutende Maschinenwerkstätten bestehen zu Zürich (Escher, Weiß u. Comp.) und Winterthur. Ein Netz vortrefflicher Straßen, das noch immer vervollständigt wird, überzieht den Canton. Die Städte Zürich und Winterthur, schon längst ansehnliche Handelsplätze, sind neuerdings auch Eisenbahnknotenpunkte geworden. Auf sehr hoher Stufe steht das Schulwesen. Das Budget von 1864, bei einer Gesammteinnahme von fast 3½ Mill. Frs., enthielt nicht weniger als 820500 Frs. Ausgaben für Erziehungszwecke. Die Finanzen sind wohlgeordnet und befinden sich in blühendem Zustande; das Staatsvermögen beträgt etwa 43 Mill. Frs. — Die jetzige Hauptstadt Zürich (s. d.) war seit dem Aussterben der Zähringer (1218) im Besitz reichsstädtischer Freiheit. 1351 schloß dieselbe nach Einführung einer Zunftverfassung mit den vier Waldstädten den Ewigen Bund und erwarb im Verlauf der nächsten Jahrhunderte, zumeist durch Kauf (wie z. B. 1452 die große Grafschaft Kyburg von Oesterreich) den größern Theil des jetzigen Cantongebiets. Bis 1798 war die Hauptstadt die Beherrscherin des Cantons, und auch während der Restaurationszeit blieb auf Grund der Verfassung von 1814 ihr Einfluß auf das Cantonalgebiet sehr bedeutend. Erst die polit. Bewegung, welche die franz. Julirevolution von 1830 auch in der Schweiz hervorrief, brachte dem Canton Z. die neue Verfassung vom 20. März 1831, die ihn fortan in die Reihe der repräsentativ-demokratischen Cantone stellte. Diese Verfassung erlitt 1838, 1840, 1851, 1865 mancherlei Modificationen, die aber ihren Grundcharakter nicht veränderten. Hiernach steht einem Großen Rathe die Gesetzgebung und die Oberaufsicht über die Verwaltung zu. Seine Mitglieder werden auf vier Jahre gewählt, theils durch die Kreisversammlungen, theils durch den Großen Rath selbst. Die oberste Verwaltungsbehörde ist der Regierungsrath, der aus neun, vom Großen Rathe auf vier Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Dem Regierungsrathe sind die Directionen der verschiedenen Verwaltungszweige untergeordnet, sowie ein Kirchenrath und ein Erziehungsrath. Der Canton zerfällt in elf Verwaltungsbezirke, in deren jedem ein Bezirksrath besteht, welchem ein Statthalter als Stellvertreter der Regierung präsidirt. Jede polit. Gemeinde hat eine Gemeindeversammlung, die auf die Dauer von vier Jahren den Gemeinderath erwählt. Die Vollziehung der Gesetze und die Handhabung der Polizei ist einem Gemeindeammann übertragen. Alle Wahlen geschehen ohne Census. Für die Rechtspflege bestehen ein Obergericht, elf Bezirksgerichte (mit Schwurgericht für politische und Criminalverbrechen) und in den Gemeinden Friedensgerichte. Die Verfassungsreform von 1830, eingeleitet durch die große Volksversammlung zu Uster (20. Nov. 1830), wurde weniger wegen materieller Beschwerden durchgesetzt als wegen Mangelhaftigkeit der polit. Repräsentation. Nachdem der Umschwung eingetreten, wirkten eine Menge ausgezeichneter Männer (Melchior Hirzel, Ulrich, F. L. Keller, Bluntschli, J. Th. Scherr, E. Sulzer, L. Snell, Füßli, Muralt u. s. w.) zusammen, um den Neubau des züricher Staatslebens zu begründen und weiter zu entwickeln. Der demokratische Sinn der Massen stieß sich jedoch an den Reformen von oben herab, und die Häupter der zurückgedrängten Reactionspartei wußten dies mit Erfolg zu benutzen. Schon bei den Wahlen von 1838 wurde ein Theil der bisherigen Führer übergangen. Als die Regierung 1839 D. F. Strauß (s. d.), den Verfasser des «Lebens Jesu», zu einer Professur an der züricher Hochschule berief, drang ein fanatisch erregter und bewaffneter Haufe von 5000 Bauern unter Führung des Pfarrers Bernhard Hirzel von Pfäffikon in die Stadt Z. ein, und es kam mit den Truppen zu blutigem Zusammenstoß. Die Regierung, unsicher und schwach, nahm in dem Wirrwarr die Flucht, und die Häupter des Aufstandes setzten eine provisorische Regierung ein. Bald darauf fand die Neuwahl des Großen Raths statt, womit die conservativ-reactionäre Partei völlig zur Herrschaft gelangte. Es trat nun eine heftige Reaction namentlich auf dem kirchlichen Gebiete ein. Nur allmählich gelangte der Liberalismus wieder zu Einfluß, und zwar zunächst durch die eidgenössische Streitfrage über die

aargauische Klosterangelegenheit. Die Erneuerungswahlen von 1842 fielen sodann für die Liberalen nicht ganz ungünstig aus, aber erst 1845 erlangten dieselben wieder vollständig die Oberhand. J. Furrer, ein gemäßigter Fortschrittsmann und tüchtiger Charakter, wurde Bürgermeister, A. Escher dritter Gesandter Z.s an der Tagsatzung. Der Parteigeist verlor seitdem mehr und mehr seine Schärfe, und es gab sich in dem polit. Leben des Cantons im ganzen ein maßvoller und versöhnlicher Liberalismus kund. In diesem Sinne wirkten auch die züricher Staatsmänner, als 1848 die eidgenössische Bundesreform ins Werk gesetzt wurde. In jüngster Zeit trat indeß im Volke wieder das Verlangen hervor, der Cantonalverfassung eine noch breitere demokratische Grundlage zu geben. Auf Grund einer 26. Jan. 1868 vorgenommenen Volksabstimmung erfolgte im Mai desselben Jahres die Einsetzung eines Verfassungsausschusses, der seine Thätigkeit in jener Richtung begann. Vgl. Meyer von Knonau, «Der Canton Z.» (2 Bde., St.-Gallen 1844—46); Bluntschli, «Züricherische Staats- und Rechtsgeschichte» (2 Bde., Zür. 1838—39); Bluntschli und Hottinger, «Geschichte der Republik Z.» (3 Bde., Zür. 1847—57).

Zürich, die Hauptstadt des gleichnamigen schweiz. Cantons, liegt zu beiden Seiten der Limmat, bei deren Ausfluß aus dem Zürichersee, in ungemein anmuthiger, wohlangebauter Gegend. Die eigentliche Stadt zählte 1860 nur 19758 E., darunter 2460 Katholiken. Rechnet man aber die unmittelbar mit ihr in Verbindung und stetem Wechselverkehr stehenden, ringsum liegenden vorstadtartigen Landgemeinden hinzu, so ergibt sich eine Gesammtbevölkerung von über 40000 Seelen. Die Abtragung (1833) des im 17. Jahrh. außerhalb der mittelalterlichen Befestigungen angelegten Schanzengürtels hat Anstoß zu einer lebhaften baulichen Thätigkeit gegeben. Die Straßen der ältern Theile der Stadt sind meist eng und finster, treppauf- und treppabführend; der meiste Verkehr besteht an der Münsterbrücke und der untern Brücke. Von den ältern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: die Großmünsterkirche, in ihren Hauptbestandtheilen aus dem 11. Jahrh., dabei der roman. Kreuzgang mit reicher Ornamentation; die architektonisch nicht sehr bedeutende goth. Kirche der frühern Frauenmünsterabtei; das Rathhaus in einem schweren Spätrenaissancestil, u. s. w. Unter den neuern Bauwerken zeichnen sich aus die großartigen, auf einem Hügel gelegenen und die Stadt überragenden Baulichkeiten des Eidgenössischen Polytechnicum; der 1868 seiner Vollendung nahegeführte neue Bahnhof; die in dessen Nähe liegenden Militärbauten; das neuerrichtete Zeughaus (südlich von der Stadt auf einer Anhöhe am rechten Seeufer); ferner die Tonhalle (1867 aus dem frühern Kornhause umgestaltet) mit einem Concertsaale von den größten Dimensionen (für 3000 Zuhörer); die Fleischverkaufshalle und das neue Schlachthaus, beide an der Limmat. Ueber den Fluß führen die von Negrelli erbaute schöne vierbogige Münsterbrücke (mit hübscher Aussicht auf See und Alpen) und eine zweite steinerne Brücke beim Bahnhofe (seit 1866). Z. ist nicht nur die blühendste und gewerbfleißigste Stadt der Eidgenossenschaft, sondern zugleich auch der Mittelpunkt des geistigen Lebens für die gesammte deutsche Schweiz. Schon früher waren die Bildungsanstalten der Stadt musterhaft, und von jeher bestand hier ein reges wissenschaftliches Leben, wie die Namen Zwingli, Bullinger, Konrad Geßner, Hottinger, Bodmer und Breitinger, Lavater, Pestalozzi, Hirzel, Orelli u. s. w. beweisen. An der Spitze der Unterrichtsanstalten stehen die Universität (gestiftet 29. April 1833) und das 1855 eröffnete Polytechnicum, die beide mit ausgezeichneten Lehrkräften versehen sind. Außerdem sind noch verschiedene andere höhere Schulen (Cantonsschule u. s. w.), öffentliche wie private, vorhanden. An wissenschaftlichen Sammlungen und Hülfsmitteln ist ebenfalls kein Mangel. Die sehr ansehnliche Stadtbibliothek (90000 Bde.), welche in der spätgoth. Wasserkirche aufgestellt ist, hat mancherlei handschriftliche Schätze aufzuweisen. Unter den Vereinen für wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke entwickelt besonders die von F. Keller, dem Entdecker der Pfahlbauten, 1832 gestiftete Antiquarische Gesellschaft eine umfassende Thätigkeit. Dieselbe besitzt ein archäol. Museum mit einer besonders reichen Sammlung von Pfahlbaufunden. Die Künstlergesellschaft hat eine Sammlung von Kunstgegenständen begonnen. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind, außer dem Cantonhospital, besonders das städtische Waisenhaus und die Blinden- und Taubstummenanstalt hervorzuheben. Z. ist der Mittelpunkt der schweiz. Seidenindustrie. Daneben bestehen bedeutende Fabriken für Baumwollwaaren, Maschinen, Papier u. s. w. Eine wichtige Erwerbsquelle für die Bewohner ist auch der von Jahr zu Jahr wachsende Fremdenverkehr geworden. Die Terrasse vor dem Polytechnicum, die Hohe Promenade, die Katz, die Bauschanze und der Platz bei den Badehäusern an der Promenade am See werden wegen ihrer reizenden Aussichten von allen Reisenden besucht. Die nähern wie die fernern Umgebungen bieten eine Menge Zielpunkte für lohnende Spaziergänge und Ausflüge dar. In der Stadt selbst noch liegt der Lindenhof, der Platz des altröm

Castells und der mittelalterlichen Pfalz. Einer der bekanntesten Aussichtspunkte, etwas über 1 St. westlich von der Stadt, ist der Uetliberg (die nördlichste Kuppe der Albiskette), der sich 464 Meter über den Spiegel des Zürichersees (873 über den des Meeres) erhebt. Vgl. Berlepsch, «Z. und seine Umgebungen» (Zür. 1867).

Zürichersee oder Zürchersee, einer der größern Seen der Schweiz, umfaßt ein Areal von 1,6 Q.-M., ist aber bei verhältnißmäßig sehr geringer Breite (höchstens 42 Minuten) sehr lang gestreckt, sodaß er, von einzelnen Punkten aus gesehen, den Anschein eines großen Stroms gewinnt. Bei einer Längenausdehnung von $8^1/_2$ St. biegt der See aus einer anfänglich ost-westl. Richtung allmählich zu einer südnördlichen um, weshalb die Fahrt auf demselben viel Abwechselung bietet. Durch die Landzunge von Hurden und die gegenüberliegende Landspitze, welche die Burg und das Städtchen Rapperschwyl trägt, wird der See in zwei ungleiche Hälften geschieden, den Obersee (etwa der vierte Theil des ganzen) von der Linthmündung bis Rapperschwyl, dessen Ufer (das nördliche zu St.-Gallen, das südliche zu Schwyz gehörig) schon einen alpinischen Charakter zeigen, und den eigentlichen Zürichersee, von Rapperschwyl bis zur Stadt Zürich und der Ausmündung der Limmat, dessen Gestade, bis auf zwei kleine, zu St.-Gallen und Schwyz gehörige Strecken, von züricher Gebiete umgeben sind. Die größte Tiefe (438 F.) erreicht der See ungefähr in der Mitte des untern Theils, zwischen Thalwyl und Herrliberg. Der Z. und seine Gestade gehören zwar nicht zu den großartigen, wol aber zu den anmuthigsten Gegenden der Schweiz. Bei hellem Wetter zeigen sich nach Süden zu über den mit Häusern besäeten Ufern und den darüber ansteigenden grünen Vorbergen die Schneegipfel von Glarus und Uri, wie namentlich der Tödi und Glärnisch. Der Seespiegel ist von 13 Dampfbooten und zahlreichen Segelschiffen, an seinem untern Ende bei Zürich an Sommerabenden auch von kleinern Ruderfahrzeugen belebt. Außer der Stadt Zürich liegen noch 13 größere Ortschaften an den Gestaden des Sees, von denen zwei je 5—6000, die übrigen über je 2000 E. zählen. Landschaftlich und historisch gleich bemerkenswerth sind die beiden Inseln Ufenau und Lützelau bei Rapperschwyl und zum Canton Schwyz gehörig. Ufenau gehört dem Kloster Einsiedeln und besitzt zwei interessante alte kirchliche Bauten. Die Insel war der letzte Aufenthalt Ulrich von Hutten's, der hier starb. Vgl. Keller, «Ufenau und Lützelau im Z.» (Zür. 1843).

Zurita (Geronimo), span. Geschichtschreiber, geb. 1512 zu Saragossa, erhielt in Alcala eine gründliche Bildung. Während er in öffentlichen Aemtern sich auszeichnete, durchforschte er zugleich die alten span. Chroniken sowie die ihm zugänglichen Archive und sichtete kritisch die gewonnene Ausbeute. 1543 wurde er in den Angelegenheiten des Magistrats zu Madrid zu Karl V. nach Deutschland geschickt. Als 1547 die aragon. Stände beschlossen, einen Geschichtschreiber des Landes anzustellen, fiel auf ihn die Wahl. Er durchforschte seitdem nicht nur das ihm geöffnete Reichsarchiv zu Simancas, sondern bereiste auch Aragonien und selbst Italien und Sicilien, um die auf die Geschichte Aragoniens sich beziehenden Denkmale zu untersuchen. Nach langen Vorbereitungen erschienen seine trefflichen «Anales de la corona de Aragon» (6 Bde., Sarag. 1562—79), die von den ältesten Zeiten bis auf Ferdinand gehen. Z. starb 1580. Bei entschiedenem Talent eines pragmatischen Geschichtschreibers, hemmten ihn doch die Umstände und die Rücksicht auf den tyrannischen Philipp II. — Sein Sohn, Geronimo Z. de Olivan, besorgte von den ersten Bänden der «Anales» 1585 eine neue Ausgabe. Das ganze Werk erschien 1610 zu Saragossa in sechs und 1669 in sieben Foliobänden. Ein Auszug von Z. selbst, unter dem Titel «Indices rerum ab Aragoniae regibus gestarum ab initiis regni ad annum 1410» (Sarag. 1578), ist wiederabgedruckt in Schott's «Hispania illustrata» (Bd. 3).

Zurlo (Giuseppe, Graf), ital. Staatsmann, geb. 1759 zu Neapel, genoß eine treffliche wissenschaftliche Bildung und widmete sich dem Staatsdienst auf Anrathen seines Freundes Filangieri. Als die Regierung bemüht war, Männer von anerkannten Verdiensten an die Spitze der durch das Erdbeben von 1783 verheerten Provinzen zu stellen, wurde Z. dem Vicar des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und tüchtigen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten seinen Ruf. Er erhielt nun nacheinander wichtige Richterstellen und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. Aus Rücksicht für seinen Vorgänger lehnte er diese Ernennung ab, ohne doch seinen Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes dem Vaterlande zu entziehen. Als bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ ihn König Ferdinand zur Verwaltung der Finanzen zurück; aber seine Thätigkeit war nur von sehr kurzer Dauer. Das Volk, das die Schuld seiner Vorgänger ihm aufbürdete, bemächtigte sich seiner Person, verwüstete sein Haus, und nur mit Mühe rettete er das Leben. Als nach einigen Monaten (1799) König Ferdinand nach Neapel zurückkehrte, wurde Z. wieder Finanzminister. Das Land war mit

Papiergeld überschwemmt, der Credit vernichtet und die Bedürfnisse ebenso groß als dringend; doch er stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergeld hypothekarische Sicherheit gab. Sein Ministerium endigte 1803, wo er durch den Minister Acton gestürzt und gefangen gehalten wurde, bis seine Freisprechung erfolgte. Seitdem lebte er, von den öffentlichen Geschäften entfernt, in Neapel, bis ihn König Murat 1809 zum Justizminister ernannte. In der kurzen Zeit, wo er diese Stellung bekleidete, richtete er das ganze Justizwesen wieder ein und entwarf außerdem eine Proceßordnung und ein Strafgesetzbuch. Hierauf übertrug ihm Murat das Ministerium des Innern und des Cultus, welches ganz von neuem geschaffen werden mußte. Z. traf die zweckmäßigsten Maßregeln für die Staatswirthschaft, für Künste und Manufacturen, für den öffentlichen Unterricht wie für die schönen Künste. Seine rühmliche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der franz. Regierung in Neapel. Er lebte nun in Venedig, dann in Rom, bis er 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland erhielt. Nach der Revolution im Juli 1820 übertrug ihm König Ferdinand wieder das Ministerium des Innern, welches er aber nach einigen Monaten wieder verlor. Hierauf lebte er als Privatmann in Neapel, wo er 10. Nov. 1828 starb.

Zurzach, ein Marktflecken am Rhein und Hauptort eines der Bezirke des Cantons Aargau in der Schweiz, liegt 6 St. im Nordosten der Stadt Aarau und zählt 819 theils kath., theils reform. Einwohner. In der kath. Kirche, womit ein bedeutendes Collegiatstift verbunden ist, bewahrt man die Reliquien der heil. Verena, die ehemals viele Wallfahrer herbeizogen. Die Römer hatten in der Nähe eine Niederlassung unter dem Namen Forum Tiberii, und in der ganzen Umgegend werden noch silberne und kupferne Münzen aus den drei ersten Jahrhunderten n. Chr. gefunden. Zwei früher sehr starkbesuchte Messen, die größten in der Schweiz, gaben sonst diesem Orte, der wenig Industrie hat, einigen Verdienst. In neuerer Zeit haben diese Messen sehr abgenommen.

Zusammensetzung oder Composition im grammatischen Sinne besteht darin, daß zwei oder mehrere Wortstämme so verbunden werden, daß sie unter einen Accent fallen und nur der letzte von ihnen flectirt (declinirt oder conjugirt) wird. Die Z. drückt immer nur Einen Begriff aus. Die zusammengesetzten Verba sind immer von zusammengesetzten Nomina erst abgeleitet, sodaß zur Erkennung des Wesens der Z. die Betrachtung der Nomina genügt. Der Bedeutung nach zerfallen die nominalen Z. in folgende Hauptklassen: 1) Besitzcomposita, bei denen das erste Wort eine nähere Bestimmung des zweiten bildet, während beide zusammen einen Begriff ausdrücken, der einem dritten Gegenstande als Eigenschaft zukommt, z. B. heißblütig, d. i. heißes Blut habend; man kann alle diese Composita umschreiben durch «habend», «besitzend», mit dem betreffenden Object. 2) Attributive Composita, wobei das erste Glied der Z. eine nähere Bestimmung des zweiten (ein Attribut) gibt, beide zusammen aber einen selbständigen Begriff bilden. Die nähere Bestimmung kann in verschiedener Weise geschehen, z. B. Grünstein, d. i. grüner Stein; haarscharf, d. i. scharf wie ein Haar u. s. w. 3) Abhängigkeitscomposita, bei denen das eine Glied der Z. zu dem andern in einem Abhängigkeitsverhältniß steht, welches bei der Umschreibung durch irgendeinen Casus ausgedrückt werden kann, z. B. durch den Genitiv in Baumblüte, d. i. Blüte des Baumes; durch den Accusativ in Goldschläger, d. i. Gold schlagend, u. s. w. 4) Copulative Composita, wo die beiden Glieder durch «und» verbunden zu denken sind. Im Deutschen sind diese Art der Composita sehr selten, z. B. Schleswig-Holstein, d. i. Schleswig und Holstein; bei Adjectiven zuweilen in dichterischer Sprache, z. B. freifroh, d. i. frei und froh. Von der Z. ist zu unterscheiden die Zusammenrückung oder uneigentliche Z., bei der selbständig flectirte Worte unter einen Accent verbunden werden und so das Ansehen von Composita erhalten; z. B. Blumenduft, wo «Blumen» der wirkliche Genitiv ist. Die Regeln der Z. für die german. Sprachen behandelt ausführlich J. Grimm im zweiten Theil der «Deutschen Grammatik».

Zütphen, eine gutgebaute, früher als Festung wichtige Stadt, Hauptort eines Gerichtsbezirks in der niederländ. Provinz Geldern, am Einflusse der Berkel in die Yssel, über welche eine prächtige Eisenbahnbrücke führt, besteht aus der Alt- und Neustadt, wozu noch eine weitläufige Vorstadt kommt, und zählt 15138 E. (1. Jan. 1867), deren Hauptnahrungszweig Schiffahrtsverkehr und Handel, namentlich Producten- und Holzhandel bildet. 1861 wurden 1008 Schiffe von 47860 Tonnen ausgeladen und 324 Schiffe von 17191 Tonnen eingeladen, unter erstern 61, unter letztern 123 mit Schiffbau-, Zimmer-, Stab- und Brennholz. Abgesehen von verschiedenen Säge-, Oel- und Cementmühlen und einer großen Papierfabrik ist das Fabrikwesen unbedeutend. Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt zeichnen sich der Gravenhof, früher der Alte Hof der Grafen von Z., und der große Gemüsemarkt aus. Von den Kirchen ist besonders

zu nennen die im Anfange des 12. Jahrh. erbaute St.-Walpurgiskirche (reformirt) mit alten Grabdenkmalen der Grafen und dem neuern Prachtmonument der Familie van Heeckern, einer ausgezeichneten Orgel und einer kleinen Bibliothek. Andere ansehnliche Gebäude sind das Gymnasium und das Stadtweinhaus mit gutem Glockenspiel und schönem Thurm, der zwei Umgänge hat. Z. kommt schon im 10. Jahrh. als Stadt vor und war damals Sitz eigener Grafen, die 1107 ausstarben, worauf es an Geldern fiel. Die Stadt gehörte zur Hansa, in kirchlicher Beziehung zu Münster, wurde aber 1560 den Bischöfen von Deventer übergeben. 1572 wurde sie von Alba erobert, der ihre sämmtlichen Bürger hinrichten ließ, bald darauf von den Geusen, jedoch 1583 wieder von den Spaniern eingenommen. Nachdem die Stadt 1584 und 1586 vergeblich von den Truppen des Statthalters belagert worden, gewann sie Moritz von Oranien 1591 durch Kriegslist, worauf sie den Generalstaaten verblieb. 1672 wurde sie von den Franzosen erobert, die ihre Befestigungen schleiften. Die Werke wurden nachmals wiederhergestellt und bestehen jetzt aus neun Bastionen. 1795 fiel Z. ohne Widerstand in die Hände der Franzosen, und auch 1813 wurde es bei der geringen Besatzung von 300 Mann von den Preußen unter Oppen 24. Nov. eingenommen. Nördlich von Z. $1\frac{1}{2}$ M. entfernt liegt die Ackerbaucolonie Niederländisch Mettray, 1851 zur Erziehung hülfsbedürftiger und verwahrloster Knaben evang. Confession nach Art des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg gegründet.

Zuydersee, s. Zuidersee.

Zuylen van Nyevelt (Hugo, Baron von), niederländ. Staatsmann, geb. 1. Juli 1781 zu Rotterdam, studirte in Utrecht und widmete sich frühzeitig der diplomatischen Laufbahn. Er war zuerst 1805 Privatsecretär Gerard Brantsen's, des niederländ. Gesandten in Paris, von wo aus er 1807 zum Legationssecretär und 1810 zum Geschäftsträger am span. Hofe befördert wurde. Die Einverleibung Hollands ins franz. Kaiserreich unterbrach eine Zeit lang seine diplomatische Laufbahn. 1811 wurde er Maire-Adjoint in seiner Geburtsstadt Rotterdam, welche Stelle er ein Jahr lang bekleidete. Nachdem er sich bei der Befreiung vom franz. Joche besonders thätig gezeigt, erhielt er 11. Jan. 1814 eine Sendung als Generalcommissar bei den Generalen der Alliirten in Belgien und folgte in dieser Eigenschaft dem Hauptquartier des preuß. Generals von Bülow. Die Verdächtigung, daß er daselbst eine Partei zu bilden bemüht sei, die sich von den Mächten zu Gunsten Wilhelm's I. mehr unabhängig zu machen suche, veranlaßte, auf die Klage Englands, seine Rückberufung. Dafür wurde er im Juli 1814 zum außerordentlichen Gesandten in Stockholm ernannt und zwei Jahre darauf in gleicher Eigenschaft nach Madrid gesandt. Hier schloß er den Tractat von Alcala und that sich besonders durch die Regelung der holländ. Handelsverhältnisse hervor. Die Ereignisse des J. 1822 veranlaßten seine Abreise. Nachdem er sich 1823 verheirathet, erhielt er 1825 den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel. Als die Gesandten Frankreichs, Englands und Rußlands nach der Schlacht bei Navarin Konstantinopel verlassen hatten, nahm er die zurückgebliebenen Unterthanen jener Mächte in seinen Schutz und vermittelte die Wiederherstellung der Verbindungen mit der Pforte. Nachdem er im Dec. 1829 in den Haag zurückgekehrt, gab ihm der Abfall Belgiens 1830 Gelegenheit zur Entwickelung einer ausgezeichneten Thätigkeit. Z. und Verstolk van Soelen waren die leitenden Organe der niederländ. Politik bis zum Abschlusse des Definitivvertrags mit Belgien. Mit Falk war er längere Zeit niederländ. Gesandter bei der Londoner Conferenz, und die trefflichen Noten und Staatsschriften an die Conferenz rührten bis zum Febr. 1833 größtentheils von ihm her. Die Schärfe in einer dieser Noten veranlaßte 1833 seine Zurückberufung, für welche ihn der König mit der Ernennung zum Staatsminister entschädigte. Seine wiederholte interimistische Uebernahme des Portefeuille des Auswärtigen und seine Wirksamkeit bei dem Abschluß der Uebereinkunft wegen der Rechte der nassauischen Agnaten sowie seine Sendung nach Brüssel und Paris, um die Thronbesteigung Wilhelm's II. anzukündigen, ließen vermuthen, daß er der Nachfolger des 1841 abgetretenen Ministers Verstolk werden würde. Allein er bekleidete diesen Posten eine Zeit lang nur stellvertretend und wurde (März 1842) Cultusminister für die prot. Confessionen, aus welcher Stellung ihn die Ereignisse von 1848 verdrängten. Ins Privatleben zurückgekehrt, starb er den 19. März 1853.

Zwang nennt man die Ueberwindung des Willens anderer oder die Bestimmung zu einem Thun oder Lassen gegen den Willen des handelnden Subjects. Der Z. ist ein physischer, wenn äußere körperliche Mittel dazu gebraucht werden; ein moralischer oder psychischer, wenn er durch einen Druck aufs Gemüth ausgeübt wird. Z. beeinträchtigt die Freiheit des Willens und macht daher alle Verpflichtungen, welche durch ihn jemand abgenöthigt werden, insoweit ungültig, als er ungerecht war. Die Verantwortung wegen unerlaubter Handlungen hebt indessen

der Z. nicht immer auf, da genau genommen niemand zum Handeln gezwungen werden kann. Aber er kann entschuldigen, wenn die Drohung so gefährlich und ernstlich war, daß sie den Bedrohten wol der Freiheit des Handelns berauben konnte. Dies wird natürlich nach der Persönlichkeit und den Umständen verschieden beurtheilt werden müssen, anders bei einer Frau oder einem jungen Menschen, anders bei einem reifen und im vollen Besitz seiner Kräfte stehenden Manne. Z. ist nur erlaubt zur Vertheidigung des Rechts, als eine Folge, aber nicht als ein Merkmal des Rechtsbegriffs; denn die Rechtspflicht bleibt immer dieselbe, wenn auch der Z. gegen den Verpflichteten unmöglich ist. Im Staate geht das Recht zu zwingen, nämlich soweit es nicht im Rechte der Erziehung begriffen ist, auf den Staat über; die öffentliche Gewalt ist wesentlich eine zwingende, und zwar dem Rechte nach eine unwiderstehlich zwingende. Selbst der Z. zur Vertheidigung kann im Staate nur zur unmittelbaren Abwehr eines Angriffs, als Nothwehr, Hausrecht und Behauptung im Besitz, gestattet werden, zur Wiedererlangung ist die Selbsthülfe unerlaubt. Daß aber der Mensch nicht nur im Stande ist, andere Personen, sondern auch sich selbst zu etwas zu zwingen, das er nicht gern und von selbst thut, beruht auf dem ihn vor den Thieren auszeichnenden vernünftigen Bewußtsein, welches die in sich vorgefundene Animalität als einen zweiten Willen von sich selbst als dem ersten Willen unterscheidet und sich so in die Lage versetzt, von dem ersten aus auf den zweiten einen moralischen Druck auszuüben. Die freie Selbstbewegung der menschlichen Person beruht auf dieser Selbstunterscheidung in zwei verschiedene Willen oder Personen, worin sie selbst sowol die zwingende als auch die gezwungene Person darstellt. Je mehr sie die Kraft erwirbt, sich selbst zu zwingen, desto höher steigt sie in der Freiheit als der Bestimmungsfähigkeit durch sich selbst.

Zwanzigguldenfuß (Conventionsfuß), s. Münzfuß.

Zwanzigkreuzer oder Zwanziger ist der Name einer Silbermünze von 20 Kreuzern des ehemaligen 20-Guldenfußes, welche in neuerer Zeit (bis 1857) nur noch in Oesterreich geprägt, früher aber auch in den meisten derjenigen süddeutschen Staaten, die den 24-Guldenfuß als Landeswährung hatten, ausgemünzt wurde. In letzterm Falle galt der Zwanziger jedoch 24 Kreuzer (obgleich er auch hier die Inschrift 20 trug). Die ältern österreichischen Z. waren 9½ Loth fein, und es wogen 35 derselben 1 köln. Mark. Seit 1852 wurde aber in Oesterreich diese Münze zu $\frac{9}{10}$ oder 14 Loth 7⅕ Grän fein ausgemünzt; demgemäß wogen 54 solche neue Z. (bisweilen auch «kleine Z.» genannt, weil sie kleiner und leichter waren als die frühern) 1 köln. Mark. 60 Stück Z., sowol nach der ältern als der neuern Ausmünzung, enthielten eine feine Mark Silber und der Werth des Stücks war daher 7 Silbergroschen preuß. Courant (im 14-Thalerfuße) oder 24½ Kreuzer süddeutsche Währung (im 24½-Guldenfuße). Man nennt die Z. auch wol Kopfstücke, weil sie nach dem 20-Guldenfuße die ersten Münzen waren, welche mit dem Brustbilde des Landesherrn geprägt wurden. Es wurden auch halbe Z., sog. Zehnkreuzer oder halbe Kopfstücke, geprägt.

Zweck (finis) ist der Begriff von einem Objecte, sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieses Objects enthält. Als Bestimmungsgrund, der auf die Wirkung eines bestimmten Handelns geht, heißt der Z. die Absicht. Man unterscheidet demnach die wirkende Ursache (causa efficiens) von der Zweck- oder Endursache (causa finalis). Letztere ist der Z. selbst, indem er den Bestimmungsgrund der wirkenden Ursache bildet. Er heißt Endzweck, wenn er der höchste Z. ist, welchen ein Object hat, und welchem als Hauptzweck dann verschiedene Nebenzwecke (fines secundarii) untergeordnet sein können. Ein Ding hat einen äußern Z., wenn es Mittel ist für die Erreichung eines von ihm verschiedenen Z. Auf dieser äußern oder relativen Zweckmäßigkeit beruht das, was wir Nutzen und Brauchbarkeit nennen. Die innere oder absolute Zweckmäßigkeit ist aber die Uebereinstimmung eines Dinges mit dem in seinem eigenen Begriffe liegenden Z. Eine solche findet z. B. statt bei einem klugen und geschickten Handeln, wo der Z. die innere verursachende Triebfeder aller Bewegungen ist, durch welche die Handlung zu Stande kommt; oder beim Nahrungsproceß der Organismen, wo der Z. der Selbsterhaltung des Organismus sich selbst durch Aneignung der ähnlichen und Ausscheidung der unähnlichen Bestandtheile aus den Nahrungsmitteln vollzieht. Diese innere Zweckmäßigkeit, welche unter verschiedenen Gestalten und Modificationen theils im bewußten, theils im unbewußten Leben vorkommt, wird auch die immanente oder organische genannt. (S. Organ.) Weil bei ihr die Mittel als Ursachen zur Hervorbringung des Z. wirken, der Z. aber sich die Mittel selbst herbeischafft und erwirbt, so bekommt dadurch der Z. die Stellung, eine erste Ursache zu sein, welche sich als letzte Wirkung ihrer selbst hervorbringt.

Zwei als symbolische Zahl (Dyas) ist Bild des Zwiespalts, der Zwietracht und des

Zwistes, wie die Sprache in diesen Wörtern schon selbst andeutet. Der Dyas gehört der Widerspruch, die Feindschaft, die Verneinung und der Streit. Bei den Pythagoräern war sie aber zugleich auch das Symbol der Materie im Sinne eines dem Urgeiste (der Eins) entgegengesetzten Princips, welches sie im Gegensatze zum Einen auch als das Viele oder als das bezeichneten, was in unendliche Unterschiede zerfällt. Auch Plato setzte die Materie als das in eine unendliche Vielheit von Bestandtheilen oder Atomen zertheilbare Wesen dem Geiste als der in sich selbst zusammengehaltenen, auf sich selbst bezogenen und nicht in Theile zertrennbaren Einheit entgegen. Weil bei dieser pythagoräischen Vorstellungsweise der Geist oder die Monas für das mächtige, starke, thätige, zeugende oder männliche Princip angesehen wurde, so erschien im Gegensatze hierzu die Materie oder Dyas als das ohnmächtige, schwache, leidende, empfangende oder weibliche Wesen.

Zweibrücken (franz. Deux-Ponts), in der jetzigen bair. Pfalz, war früher eine reichsunmittelbare Grafschaft. Nach dem Aussterben der Grafen von Z. fiel die Grafschaft 1394 an die Pfalz (s. d.). In der Folge wurde sie bei der Theilung der kurpfälz. Lande nach dem Tode des Kaisers und Kurfürsten Ruprecht III. 1410 unter dessen vier Söhnen zum selbständigen Herzogthum erhoben. Ruprecht's dritter Sohn, Stephan, stiftete die Linie Pfalz-Zweibrücken. Durch den aus dieser Linie entsprossenen Pfalzgrafen Karl Gustav, der 1654, als die Königin Christine von Schweden die Krone niederlegte, auf den schwed. Thron berufen wurde, kam das Herzogthum Z. an Schweden. Nach König Karl's XII. Tode 1718 fiel es an dessen nächsten Verwandten, den Pfalzgrafen Gustav Samuel Leopold aus der Klenburger Linie, und nach unbeerbtem Absterben desselben an die Linie Birkenfeld, aus der das jetzt regierende königl. Haus in Baiern herstammt. Während des franz. Revolutionskriegs wurde das Fürstenthum Z. von den Franzosen besetzt und im Luneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Nachher bildete es einen Theil des Departements des Donnersbergs. Durch den Frieden zu Paris von 1814 kam es an Deutschland zurück und zum größten Theil an Baiern, während der übrige Theil an Oldenburg, Sachsen-Koburg und Hessen-Homburg fiel. — Die Stadt Z., im sog. Westrich am Erbach in angenehmer Gegend gelegen und von fruchtbaren Anhöhen umgeben, gut und regelmäßig gebaut, besteht aus der Altstadt, der Neustadt und der schönen Untern Vorstadt und zählt 9155 E., darunter über 2000 Katholiken. Sie ist der Sitz eines Appellationsgerichts, eines Bezirks-Landgerichts und verschiedener anderer Behörden, hat ein Bezirksgefängniß, eine 4400 Bände starke Bibliothek, ein Gymnasium und eine Gewerbschule. Das große herzogl. Residenzschloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenschlösser Deutschlands, wurde von den Franzosen zerstört und 1868 in einen Justizpalast umgewandelt. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Alexanderskirche mit der fürstl. Gruft und die Karlskirche, die der König Karl XI. von Schweden bauen ließ. Die Bewohner betreiben hauptsächlich Tuch- und Seidenplüschfabrikation, Fabrikation von Cichorien, Maschinen, Drahtstiften, Ketten, Gerberei u. s. w. In dem sog. Kleinen Schlosse befindet sich jetzt das heute noch wichtige Landgestüt, das der König Maximilian Joseph von Baiern wieder einrichten ließ. Literarisch ist die Stadt merkwürdig durch die seit 1779 von einer Gesellschaft Gelehrter in der herzogl. Druckerei herausgegebene Reihe correcter und eleganter griech., röm. und franz. Classiker. 1/2 St. von der Stadt liegt die Ruine des Schlößchens, das der vertriebene Polenkönig Stanislaus Lesczcynski im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts erbaute und eine Zeit lang mit seiner Familie bewohnte. Vgl. Lehmann, «Vollständige Geschichte des Herzogthums Z.» (Münch. 1867).

Zweideutigkeit, s. Amphibolie.

Zweifel ist der Gemüthszustand, in welchem entgegenstehende Gründe ein entschiedenes Fürwahrhalten unmöglich machen. Das Gegentheil desselben ist die Gewißheit und Ueberzeugung, d. h. die feste Entscheidung über etwas. Der Z. ist zwar ein nothwendiger Durchgangspunkt für den, der ernstlich nach Wahrheit strebt; ein absoluter Z. aber an jeder möglichen Erkenntniß und Gewißheit (s. Skepsis und Skepticismus) hebt strenggenommen sich selbst auf; denn er schließt zugleich den Z. an sich selbst ein. Je größer und wichtiger entweder an sich oder in Beziehung auf das Individuum die Interessen sind, die sich an die Entscheidung über eine Thatsache, eine Ansicht, eine Ueberzeugung knüpfen, desto drückender und quälender kann der Z. werden. Das gänzliche Versinken in Z. über eine Sache ist die Verzweiflung an derselben. Zu unterscheiden ist übrigens das Zweifelhafte im subjectiven und im objectiven Sinne. Es gibt unzweifelhafte Wahrheiten, an denen Menschen dennoch zweifeln, weil sie die-

selben nicht verstehen; es gibt aber auch manches Zweifelhafte, welches im Fürwahrhalten der Menschen feststeht bei Mangel an hinreichenden objectiven Gründen. Treten bei diesem Mangel gültige subjective Gründe ergänzend in die Stelle, so heißt das Fürwahrhalten ein Glauben, widrigenfalls ein bloßes Meinen.

Zweiflügler, s. Dipteren.

Zweihänder (Bimana) heißt die erste Ordnung der Säugethiere. Ihre Kennzeichen sind: Hände an den Vorder-, Füße an den Hintergliedmaßen, gleiche Länge der Zähne und aufrechter Gang. Die Ordnung hat nur eine Gattung, den Menschen.

Zweihufer oder Spalthufer heißen die Wiederkäuer (s. d.) wegen der Bildung ihrer Füße, an denen nur die zwei mittelsten Zehen ausgebildet erscheinen, während zwei Außenzehen, zu Afterzehen verkümmert, den Boden gar nicht berühren.

Zweikampf, s. Duell.

Zweischattige, s. Ascii.

Zweistimmig heißt der musikalische Satz, bei welchem die Harmonie eines Tonstücks wesentlich aus zwei Stimmen besteht. Dies ist der Fall bei dem einfachen Duett für zwei Instrumente oder Singstimmen, aber auch in vollständigen Musikstücken, aus welchen zwei Partien sich concertirend hervorheben. Der zweistimmige Satz hat seine besondern Schwierigkeiten, wenn er rein und wohlklingend sein soll, und kann nur von demjenigen bearbeitet werden, der schon den vollstimmigen Satz versteht, weil bei jenem immer die wesentlichsten Intervalle anzuwenden sind, da der Componist nicht alle Töne des Accords gebrauchen kann.

Zweites Gesicht, auch Deuteroskopie genannt, bedeutet ein Hervortreten von ahnungsvollen Traumbildern (Visionen) mitten im wachenden Zustande. Diese Erscheinung wurde namentlich durch das, was Sam. Johnson in seiner «Reise nach den westl. Inseln bei Schottland» darüber gesammelt hatte, bekannt. Derselbe sagt: das andere Gesicht (second sight) sei ein Eindruck, der entweder durch die Seele aufs Auge, oder durchs Auge auf die Seele gemacht werde und vermöge dessen entfernte oder zukünftige Dinge erkannt und gesehen würden, als ob sie gegenwärtig wären. G. C. Horst in seiner «Deuteroskopie» (Frankf. 1830) und Walter Scott in seinen «Letters on demonology and witchcraft» haben eine Menge von Fällen solcher Visionen zusammengestellt, und in Carus' «Vorlesungen über Psychologie» (Lpz. 1851) findet man die Theorie dieser Erscheinungen ausführlicher erläutert. Die Thatsachen dieser Art sind an so verschiedenen Orten, zu so verschiedenen Zeiten und zum Theil von so unparteiischen und wissenschaftlich gebildeten Beobachtern aufgesammelt worden, daß es unmöglich erscheint, sie nicht in einer gewissen Beschränkung als wahr anzuerkennen. Ohne die Annahme eines größern innern Zusammenhangs der Menschengeister untereinander, als durch die äußern leiblichen Sinne gegeben ist, lassen sich freilich dergleichen Thatsachen nicht als möglich denken. Wir bedürfen aber ebenso wenig erst dieser dunkeln und schwer zu beglaubigenden Thatsachen, um daran einzusehen, daß der Urgeist nur Einer ist und nicht Viele, alle Menschengeister daher als Theilhaber an ihm untereinander in einer innigsten inwendigen Verbindung stehen müssen, welche sich im gesunden Zustande nur allein auf das ebenfalls erstaunenswerthe Verstehen ihrer durch die äußern Sinne gegebenen Zeichen beschränkt, ohne in den pathol. und krankhaften Weg innerer unmittelbarer Wahrnehmung durcheinander umzuschlagen. Dennoch streitet mit der Möglichkeit dieses krankhaften und ungewöhnlichen Wegs kein haltbarer Grundsatz vernünftigen Denkens, sondern allein der Fanatismus eines zwar wohlmeinenden, aber in seinen philos. Grundsätzen nicht taktfesten, und darum sein richtiges Ziel überschießenden Aufklärungstriebes. Was die andere Seite jenes Phänomens betrifft, nämlich die Voraussehung des Zukünftigen an seinen zwar schon vorhandenen, aber der gesunden Sinnwahrnehmung verborgenen Kennzeichen, so darf man dabei an die häufig vorkommenden Vorahnungen des eigenen bevorstehenden Todes erinnern; nicht minder an die dem gesunden Zustande vollkommen fremden Empfindungen in kranken Gliedmaßen, durch welche in Zukunft bevorstehende Witterungswechsel, Gewitter, Hagelschläge u. dgl. mit großer Sicherheit sich vorausverkündigen lassen. Nicht minder auch bietet das ahnungsvolle, dunkle und doch in seinen traumhaften Zuständen so sicher gehende Instinctleben der Thierwelt manche Vergleichungspunkte in Bezug auf die sichern Vorempfindungen sowol der bevorstehenden Witterung als auch der bevorstehenden Entwickelungen und Veränderungen in dem Organismus des eigenen Leibes. Wie dann, wenn viele Menschen eine Kette bilden, alle zugleich die elektrische Wirkung zuckend empfinden, welche durch die Kette geht, so empfindet auch der kranke Mensch, dessen Subjectivität mehr, dem Unbewußten hingegeben, im dunkeln Traumzustande ruht, tausend Regungen, physische und psychische, mit großer Deutlichkeit, von welchen

er nichts mehr weiß, sobald er zum gesunden Selbstbewußtsein zurückkehrt. Dies die Ursache, warum Menschen mit von Haus aus vorwaltendem unbewußten Seelenleben, Menschen in trüben, nebeligen Klimaten, der Einsamkeit hingegeben, und namentlich Menschen, in welchen durch irgendeine chronische Krankheitsstimmung das Centrum ihres Nervenlebens gleichsam umdüstert oder verschoben ist, leicht periodisch in Zufälle verfallen, wo, auch ohne eigentlichen Schlaf, ihr klares Selbstbewußtsein aufgehoben, dagegen ihre unmittelbare Fühlung nach gewissen, uns sonst verschlossenen Seiten hin merkwürdig erweitert ist, dergestalt, daß ihnen plötzlich, sie wissen nicht woher und warum, Bilder von entfernten erträumten Dingen vor die Seele kommen, deren Bedeutung ihnen dann gewöhnlich erst viel später klar wird. Zustände dieser Art sind es, von welchen man als «Verzückungen», «Visionen» und «Zweites Gesicht» in jenen Schriften viele Fälle aufgezeichnet findet. Es kann zu solchen Zuständen eine erbliche Anlage geben; gewöhnlicher hängen sie indeß mehr von vorübergehenden Verhältnissen ab.

Zwerchfell (diaphragma, Querfell) nennt man die scheibenförmige, quer durch die Leibeshöhle gespannte Muskelplatte, welche das Innere des Rumpfs in die Brust- und Unterleibshöhle scheidet. Nach oben convex, nach unten concav, ist das Z. mit seinem Rande vorn an das untere Ende des Brustbeins befestigt, von wo aus dieser Rand nach beiden Seiten an den Knorpeln der sechs untersten Rippen verläuft und hinten sich mit sechs Muskelbündeln, den sog. Schenkeln (crura diaphragmatis), an die Lendenwirbel ansetzt, sodaß der hinterste Befestigungspunkt bedeutend tiefer liegt als der vorderste. Das Z. ist ein kreisförmig angeordneter Muskel, dessen eigentliche Muskelmasse in der Peripherie und dessen Sehne im Centrum liegt. In dieser centralen Sehnenplatte (speculum Helmontii) befindet sich eine für die aus dem Unterleibe zum Herzen emporsteigende untere Hohlvene bestimmte Oeffnung. Weiter nach links wird das Z. von der Speiseröhre durchbohrt, während ganz hinten zwischen den Schenkeln längs der Wirbelsäule die Aorta, der große Lymph-Brustgang und die den obern und untern Theil des Gangliensystems verbindenden Nervenfäden in die Unterleibshöhle und zwei Venen aus dieser in die Brusthöhle treten. Das Z. unterstützt als Boden der Brusthöhle das Herz und die Lungen, welche theilweise auf ihm ruhen, und dient als Dach der Unterleibshöhle, an welchem die Leber, der Magen und die Milz aufgehangen sind. Bei seiner Zusammenziehung plattet es sich ab, die Brusthöhle wird weiter und infolge davon die Unterleibshöhle enger. Das Z. dient der Athmung (ist Athemmuskel) und befördert durch Druck auf die Baucheingeweide die Entleerung derselben. Krampfhafte Bewegungen desselben sind der Schlucken. Zwerchfellbrüche oder Hernien kommen zu Stande, wenn durch eine Erweiterung der natürlichen Oeffnung in demselben oder durch eine neuentstandene die Baucheingeweide in die Brusthöhle treten. Manche Thiere besitzen kein Z., z. B. die Frösche.

Zwerg heißt ein Mensch von sehr kleinem Wuchse. Zwergvölker oder Pygmäen (s. d.), von denen die Alten fabelten, gibt es in Wirklichkeit ebenso wenig als Riesenvölker; aber vereinzelte Fälle eines unter drei, ja sogar unter zwei Fuß zurückbleibenden Wuchses kommen als Ausnahmen und Naturspiele zuweilen vor. Mit der Kleinheit pflegt sich dann bisweilen noch Misbildung, dicke Köpfe, kleine Beine u. dgl., zu verbinden, sowie auch die geistige Ausbildung in der Regel gering bleibt, während gewisse moralische Fehler stärker hervortreten; auch erreichen Z. selten ein hohes Alter. Dem deutschen Mittelalter galten Z. wie Krüppel weder für lehnsnoch für erbfähig, mußten aber von ihren nächsten Verwandten, die statt ihrer erbten, ernährt und verpflegt werden. Später, in den Zeiten der Hofnarren, wurden Z. zur Ergötzung an den Höfen gehalten. — Eine wichtige Rolle spielen die Z. in der Mythologie, namentlich in der deutschen. Schon die älteste indische Mythologie kannte ihnen entsprechende Wesen unter verschiedenen Namen, als Maruts, Ribhus u. s. w., und gewährt zugleich einen tiefern Einblick in ihre ursprüngliche Bedeutung. Der Name der indischen Maruts leitet sich ab von der Wurzel mar (lat. mori), sterben, und bezeichnet mithin die Geister der Verstorbenen, die Pitaras (lat. patres), Väter, Stammväter, denen die röm. Manen (s. d.) sich vergleichen. Ebenso werden in der deutschen Volkssage die Z. häufig üllerken, ülleken, ölken, aulhen, alkens, ölkers, d. i. die Alten, die Aeltern, genannt. Die indischen Ribhus aber, deren Benennung dem deutschen Alb oder Elfen (s. d.) entspricht, sind nach der Grundbedeutung ihres Namens die Leuchtenden und Nährenden. Wie durchgehends in den indogerman. Sprachen der Geist als ein Hauch aufgefaßt ist, so erscheinen in der indischen Mythologie die Geister der Vorväter, die Maruts, zumal als Windgötter, welche den Indra, den Gott des blauen Himmels, unterstützen in seinem Kampfe gegen die finstern Wolken. Auch in der german. Mythologie sind, außer andern

dahin gehörenden Benennungen, gerade die Namen der vier Hauptwinde, Ost, West, Nord und Süd, Zwergnamen. Die jüngere Edda erzählt, daß die Götter unter die vier Ecken des aus der Hirnschale des Riesen Ymir gebildeten Himmels vier Z. setzten: Austri, Vestri, Nordhri, Sudhri. In der deutschen Mythologie werden zwar Elbe und Z. unterschieden, allein wegen der ursprünglichen Verwandtschaft ihres Wesens ist diese Unterscheidung ebenso wenig eine durchgreifende und feste als jene der Rudras, Maruts, Ribhus u. s. w. in der indischen Mythologie. Im allgemeinen gelten die Elbe als Licht- und Luftgeister (in der Edda Lichtelbe genannt), welche gewöhnlich hell und schön, die Z. dagegen als Erdgeister (in der Edda auch Schwarzelbe oder Dunkelelbe genannt), welche meist schwarz und häßlich gedacht werden. Doch gibt es auch Mittelstufen in der Farbe, und die Z. sind weder sämmtlich häßlich, noch durchaus an den Erdboden gebannt. Die Bedeutung dieser Wesen hat sich in der german. Mythologie entschiedener dahin ausgebildet, daß sie die in der Stille wirkenden elementaren Kräfte vorstellen, während die Riesen Verkörperungen der gewaltigen und tosenden Naturkräfte sind. Nach der Kosmogonie der Edda werden deshalb die Z. aus Blut und Gebein des Meerriesen geschaffen, oder entstehen wie Maden in Ymir's Fleische, während die Schöpfung des Menschen erst später erfolgt. Sonach war also die aus dem Leibe des Urriesen hervorgegangene Welt ungeordnet, die Erde unfruchtbar und für Menschen noch unbewohnbar, bevor die stillwirkenden Naturkräfte ihre Thätigkeit begannen und den Göttern ihren Beistand zur Bändigung und Ordnung der Welt liehen. Diese physische, elementare Thätigkeit der Z. wird vom Mythus aufgefaßt als ein Schmieden. Die Z. schmieden den Göttern dasjenige Geräth, dessen diese zu ihrer weltordnenden und erhaltenden Thätigkeit bedürfen: dem Odin den siegverleihenden Speer Gungnir, dem Donnergott Thor, zu dem sie überhaupt in engerer Beziehung stehen, den Hammer Miölnir (der Donnerkeil), dem Freir das Luft- und Wolkenschiff Skidhbladhnir, welches sich wie ein Tuch zusammenfalten läßt, der Erdgöttin Sif, die ihr Haupthaar verloren hat, neues goldenes Haar (Gras, Blätter und Blumen des Lenzes). In friedlicher Geschäftigkeit führen die «Wichter» oder «Wichtel» (vom althochdeutschen wihan, machen, schaffen, wiht, Geschöpf, Ding), die «guten Holden», das «stille Volk», ein glückliches, durch Spiel und Tanz erheitertes Leben, ausgerüstet mit der überlegenen Erfahrung, Weisheit und Kunstfertigkeit der Vorväter, mit geheimer Kunde von den verborgenen Kräften der Steine und Pflanzen und den Menschen freundlich gesinnt, denen sie bei schwierigem Werke gern mit Rath und That zur Hand gehen, auch Werkzeug und Geräth um billigen Lohn leihen und mancherlei andere Handreichung in den Geschäften des täglichen Lebens gewähren. Sie stehen unter eigenen Königen und wohnen im Innern der Erde, in Höhlen und Klüften, wo sie prächtige, mit metallischen Schätzen und Kunstwerken ausgestattete Gemächer anlegen, wundersame Waffen schmieden u. dgl. Auch in Feld und Wald, im Gedeihen der Heerden und Gewächse ist ihr Walten bemerkbar, und das Echo heißt dvergmâl, Zwergensprache. Die stille und geheime Thätigkeit ist der innere Grund, weshalb sie klein und unsichtbar gedacht werden; der Mythus aber knüpft natürlich die Unsichtbarkeit wiederum an ein äußerliches Geräth, an die Tarnkappe, einen unsichtbar machenden Mantel oder Hut. Wer einem Z. die Tarnkappe abgewinnt, erwirbt damit die Herrschaft über denselben und durch Anlegung der Tarnkappe Unsichtbarkeit und erhöhte Stärke, wie Siegfried in der deutschen Heldensage. Haben aber die Z. Macht zu nützen, so besitzen sie auch die Macht zu schaden, und die alten Mythen wie die Volkssagen wissen mancherlei zu erzählen, wie sie durch Berührung, Anhauchen oder Blick Krankheiten, ja selbst Tod bringen können, Wechselbälge statt der Kinder einlegen u. dgl. Doch sind sie im allgemeinen weder diebisch noch bösartig, sondern wohlthätig in ihrem Verkehr mit den Menschen, deren Hülfe auch sie zuweilen in Anspruch nehmen. Während die Volkssage von den Riesen nur magere, einförmige Geschichten erzählt, hat sie sich mit Vorliebe den Z. zugewendet, dadurch aber diesen das Dämonische sehr abgestreift, sie menschlich ausgebildet und vielfach mit verwandten Wesen, mit Kobolden, Hausgeistern, Wassernixen u. dgl. vermengt. Doch leuchten noch überall die mythischen Züge durch und ergänzen die Dürftigkeit der geschriebenen Quellen. Vgl. Grimm, «Deutsche Mythologie» (3. Aufl., 2 Thle., Gött. 1854); Kuhn, «Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogerman. Völker» in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Bd. 4, Berl. 1854).

Zwergobstbäume, s. Obstbaumzucht.

Zwergpalme, s. Chamaerops.

Zwetschen, s. Pflaumen.

Zwickau, Hauptstadt des gleichnamigen Kreisdirectionsbezirks des Königreichs Sachsen, am linken Ufer der westlichen oder Zwickauer Mulde in einem anmuthigen Thale gelegen, von

alterthümlichem Ansehen, das jedoch immer mehr verschwindet, ist der Sitz einer Kreisdirection, eines Appellationsgerichts, einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, Gerichtsamts, einer Superintendentur und anderer Behörden. Unter den fünf Kirchen zeichnet sich die im spätern goth. Stil (1453—1536) erbaute Marienkirche aus, von deren 314 F. hohem Thurme (mit der größten Glocke Sachsens) man eine weite Aussicht genießt. In dem 1840 zweckmäßig restaurirten Innern sind unter mehrern Gemälden eine Segnung der Kinder vom jüngern Cranach sowie der Altaraufsatz von Michael Wohlgemuth (1479), ein altes Holzschnitzwerk, bemerkenswerth. Die ebenfalls goth. Katharinenkirche besitzt ein Altargemälde vom ältern Cranach. Sonst sind außer dem 1838 errichteten Regierungsgebäude das Rathhaus, das aus dem J. 1522 herrührende Gewandhaus mit Theater, das Kreiskrankenhaus, der Bahnhof sowie das Gebäude des Bezirksgerichts zu nennen. Das Gymnasium besitzt eine Bibliothek von 20000 Bänden. Außerdem bestehen in Z. eine Bürger- und Realschule, eine katholische, eine Handels-, eine Sonntags- und eine Nähschule. Seit 1853 wird die Stadt mit Gas erleuchtet. Das Schloß Osterstein, von 1587—90 neu erbaut, ist seit 1770 in eine Landesarbeitsanstalt (Arbeitshaus) umgewandelt worden, in der sich Ende 1867 998 männliche Detinirte befanden. Vor dem Dreißigjährigen Kriege zählte Z. 10000 E., nach demselben nur noch 4000. Ueber letztere Zahl erhob sich die Stadt bis zu Anfang des 19. Jahrh. nicht; 1832 zählte man erst 6127. Doch infolge des Anschlusses Sachsens an den Zollverein, der Errichtung einer Kreisregierung, vor allem aber infolge des Aufblühens des Kohlenbaues war seitdem die Bevölkerung in raschem Zunehmen begriffen, sodaß die Stadt 1846 bereits 10859, Ende 1855 aber 16052, Ende 1867 (mit Garnison der Strafanstalt) 24509 E. zählte, die von dem Betriebe der gewöhnlichen städtischen Gewerbe und Landwirthschaft leben. Früher standen Tuchmacherei und Brauerei in hoher Blüte. Außer einigen chem. Fabriken bestehen auch solche für Porzellan, Papier und Glas. Die Hauptquelle des Reichthums der Stadt sowie der benachbarten Dörfer Planitz, Nieder-Cainsdorf und Schedewitz auf dem linken, Bockwa und Oberhohndorf auf dem rechten Ufer der Mulde bilden die reichen Lager guter Steinkohlen, deren Benutzung zwar schon 1348 gedacht, deren Abbau aber erst seit 1823 lebhafter betrieben wird. 1854 betrug die Ausbeute 6,031755 dresdener Scheffel; die 200 Coaksöfen lieferten 380956 Scheffel Coaks. 1865 hatte sich das Ausbringen der Kohlenwerke auf 32,197269 Ctr. gesteigert. Angestellt waren 288 Beamte und 6370 Arbeiter. Eine im Herbst 1854 vollendete Eisenbahn setzt die Gruben in unmittelbare Verbindung mit der Zwickau-Werdauer Zweigbahn sowie überhaupt mit der Sächsisch-Bairischen Staatseisenbahn. In Nieder-Cainsdorf befindet sich die Königin-Marien-hütte, das größte sächs. Eisenwerk. Bei Planitz, einem Dorfe mit 6109 E., ist ein schon seit Jahrhunderten bekannter unterirdischer Kohlenbrand, dessen Hitze zur Treibgärtnerei benutzt wird, bemerkenswerth. Zu Schedewitz, mit 3825 E., besteht eine großartige Kammgarnspinnerei. Z. wird zuerst 1118 erwähnt, erhielt 1212 Stadtrechte und blieb bis zum 17. Jahrh. eine der wichtigsten Handels- und Gewerbstädte Sachsens. Die Reichsunmittelbarkeit, welche die Stadt 1290 erhalten hatte, verlor sie 1348 wieder nach wiederholter Verpfändung, um in den völligen Erbbesitz der meißnischen Markgrafen überzugehen. Die Reformation siegte zu Z. schon 1521; Thomas Münzer übte als Prediger einen kurzen, aber tiefeingreifenden Einfluß. Vgl. Herzog, «Chronik der Kreisstadt Z.» (2 Bde., Zwick. 1839—45); derselbe, «Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues» (Dresd. 1852). — Der **Kreisdirectionsbezirk Z.** umfaßt den ehemaligen Vogtländischen Kreis und die größere westl. Hälfte des Erzgebirgischen Kreises, hat ein Areal von 84,23 Q.-M. und zählt 908347 E. (3. Dec. 1867). Derselbe zerfällt in die vier Amtshauptmannschaften Chemnitz mit 7, Z. mit 10, Annaberg mit 11 und Plauen mit 13 Gerichtsämtern nebst dem Gebiet der Schönburgischen Receßherrschaften (mit 6 Gerichtsämtern) und umfaßt die industriereichsten Gebiete des Königreichs Sachsen.

Zwiebel heißt in der botan. Wissenschaft eine Knospe, die auf einem zur bloßen Scheibe verkürzten, nach unten Wurzelfasern treibenden Stamme (**Zwiebelstocke** oder **Zwiebelkuchen**) steht. Umgeben ist dieser Stamm von fleischigen Blättern, die bald als sich concentrisch umschließende dicke Schalhäute, bald als fleischige Schuppen auftreten, und deren äußerste Schicht, während von innen junge Blätter nachwachsen, zu einer braunen, lederigen, faserigen oder netzförmigen Decke vertrocknet. **Zwiebelknollen** nennt man solche Z., die mit dem Zwiebelstocke eine einzige, feste, fleischige, von wenig Häuten umgebene Masse ausmachen. Der in den fleischigen Blättern der Z. angehäufte Nahrungsstoff dient zur Ernährung der über die Erde hervortretenden Pflanze, bis diese ihren Bildungssaft selbst bereiten kann, weshalb inzwischen die äußern Zwiebelblätter durch Erschöpfung austrocknen. Dieser Nahrungsstoff erhält aber auch den Z.,

wenn sie, vor dem völligen Vertrocknen geschützt, außerhalb des Bodens aufbewahrt werden, ihre Lebenskraft viele Jahre lang. Neben der Vermehrung durch Samen pflanzen sich Zwiebelgewächse auch durch Knospen fort, die der einjährige oder ausdauernde Zwiebelstock neben der Hauptzwiebel treibt. Ebenso erzeugen sich in den Winkeln der Zwiebelblätter kleine **Brutzwiebeln**, die sich erst nach hinlänglichem Wachsthum von der Mutterzwiebel trennen und häufig durch fadenförmige Stiele eine Zeit lang mit ihr verbunden bleiben. Aehnliche Gebilde (Zwiebelknospen) finden sich auch in den Blattwinkeln der Oberstöcke von Pflanzen, die nicht zu den Zwiebelgewächsen gehören, z. B. des zwiebelknospigen Steinbrechs. Dieselben ersetzen mitunter die Befruchtungsorgane der Blüten, wie beim Alpenrispengrase, und erscheinen an der Stelle der Samen bei der asiat. Hakenlilie und selbst bei Kryptogamen, z. B. manchen Bärlappen und Farrn. Die echten Zwiebelgewächse sind monokotyle Pflanzen; die meisten finden sich in der Familie der Liliaceen. Im gemeinen Leben nennt man Z. schlechtweg die des seit den ältesten Zeiten allgemein als Küchengewürz angebauten **Zwiebel-Porrey** oder der **gemeinen Garten- oder Gemüsezwiebel** (Allium Cepa L.), die einen 2—3 F. hohen aufgeblasenen Schaft, grundständige, hohlwalzige Blätter und eine vielblütige Straußdolde weißgrünlicher Blüten trägt. Sie kommt in mannichfachen, in Größe, Gestalt und Farbe verschiedenen Abänderungen vor (runde, fast weiße ägyptische; plattrunde, weiße und rothe spanische; blaßrothe und gelbe ovale strasburger; holländische, braunschweigische, bamberger, erfurter, seeländer, kleine weiße florentiner Z.), wird als Gewürz wie als eigenes Zugemüse gegessen und gibt unter andern in den äußern Schalen das Pigment zum Gelbfärben der Eier. Die Cultur der Z. ist über die ganze Erde verbreitet und wird in Europa namentlich in den südlichern Ländern in großem Maßstabe betrieben. Die spanischen Z. gelten für die besten. Die Z. erfordern zu ihrem Gedeihen einen guten, fetten, jedoch nicht frisch gedüngten Boden und eine sonnige, warme Lage. Man vermehrt sie theils durch Samen, theils durch Brutzwiebeln (Satzzwiebeln). Dieser, der Sommerzwiebel, wird als Winterzwiebel der röhrige Lauch (s. d.) entgegengesetzt.

Zwillich (auch **Drillich** oder **Drell**) ist die gemeinschaftliche Benennung der geköperten oder einfach und klein gemusterten Leinenstoffe, welche aber in ganz gleicher Beschaffenheit auch halb oder ganz aus Baumwolle dargestellt werden. Seiner verschiedenen Bestimmung nach ist der Z. gröber oder feiner, ungebleicht oder gebleicht oder bunt gestreift u. s. w. Man unterscheidet Sackzwillich, Bett-, Handtuch-, Tisch-, Beinkleiderzwillich.

Zwillinge (Gemelli oder Didymi) nennt man zwei zu gleicher Zeit in derselben Mutter reifende Früchte. Ob diese in einem und demselben Geschlechtsacte oder in zwei kurz aufeinanderfolgenden erzeugt werden, ist noch nicht ausgemittelt. Gewöhnlich besitzt jede Zwillingsfrucht ihre eigenen Eihäute, selten sind beide in ein gemeinschaftliches Ei eingeschlossen. Da Z. wegen des beschränkten Raums in der Gebärmutter und wegen der geringern Ernährung nicht gut zur gewöhnlichen Größe des Fötus gelangen können, so erfolgt die Geburt, bei welcher die eine Frucht der andern meist um einige Stunden, zuweilen um einige Tage und in seltenern Fällen durch Abortus um einige Monate vorangeht, gewöhnlich leicht. In manchen Fällen nur, nicht aber in den meisten, sind Z. einander zum Verwechseln ähnlich und bleiben so bis in ihre reifern Jahre. Die Sterblichkeit der Z. ist bedeutender als die anderer Kinder. Zwillingsschwangerschaften, welche am häufigsten in den gemäßigten Zonen vorkommen, lassen sich wol aus gewissen Anzeichen vermuthen, haben aber keine andern bestimmten Merkmale als das Wahrnehmen der Herztöne beider Kinder an verschiedenen Stellen des schwangern Leibes. Während von Zwillingsgeburten eine auf ungefähr 80 Geburten gerechnet werden kann, stellt sich das Verhältniß der andern mehrfachen Geburten so, daß eine Drillingsgeburt auf 6—7000, eine Vierlingsgeburt auf 20—50000 und eine Fünflingsgeburt auf mehrere Millionen anderer Geburten kommt. (S. **Schwangerschaft**.)

Zwingli (Huldreich oder Ulrich), einer der bedeutendsten unter den Reformatoren, wurde zu Wildhaus in der schweiz. Grafschaft Toggenburg 1. Jan. 1484 geboren und war der dritte unter den acht Söhnen des dortigen Amtmanns. Seine Studien machte er in Bern, dann auf der Universität zu Wien, wo er sich der Philosophie, und in Basel, wo er sich unter Wyttenbach der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus und studirte anfangs mit großem Eifer die lat. Classiker und die Kirchenväter, später aber, als er 1513 Griechisch zu lernen begonnen hatte, das Neue Testament. Die Briefe des Paulus schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, was ihm nachher bei seinen Disputationen gute Dienste that. Den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei wohnte er 1512, 1513 und 1515 als Feldpriester bei, für welchen Dienst er bis 1517 vom Papste eine Pension

von 50 Fl. jährlich bezog. 1516 berief ihn der freier denkende Administrator Geroldseck als Prediger in das durch Wallfahrten berühmte Kloster Maria-Einsiedeln. Hier fing Z. an, wider manche in der Kirche eingerissene Misbräuche zu predigen; auch forderte er die Bischöfe zu Sitten und Konstanz auf, zur Verbesserung der Kirche nach Anleitung des göttlichen Worts thätig zu wirken. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß ihm der päpstliche Legat Antonio Pulci 1518 das Diplom als Akoluthenkaplan des Heiligen Stuhls gab. Bald darauf wurde er nach Zürich berufen, wo er sein Amt als Pfarrer am großen Münster 1. Jan. 1519 mit einer Predigt antrat, in der er sich für das reine Evangelium und gegen den Perikopenzwang erklärte. In diesem Amte, zu dem er 1521 noch eine Stelle als Chorherr erhielt, legte er den Grund zu seinem nachmaligen Reformationswerk. Er fand dazu dieselbe Veranlassung wie Luther. 1518 war nämlich Bernardin Samson, ein Franciscaner aus Mailand, in die Schweiz gekommen, in der Absicht, für den päpstl. Hof Ablaß zu verkaufen. Z., der bei Samson's erstem Erscheinen noch in Einsiedeln war, widersetzte sich diesem sowol hier als in Zürich mit der ganzen Gewalt seiner Kanzelberedsamkeit und erlangte so viel, daß Samson in Zürich nicht in die Stadt gelassen wurde. Von nun an ging Z., obschon von den Mönchen und von manchen Chorherren seines Stifts angefeindet, weiter. Die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Verbesserungen dergestalt, daß sie schon 1520 einen Befehl durch ihr Gebiet ergehen ließ, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte. 1522 wurde in Zürich die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. Gleichzeitig schrieb Z. sein erstes Buch gegen die Fasten der röm. Kirche; auch fing er an mit der hebr. Sprache sich zu beschäftigen. Die von Hadrian VI. ihm gemachten Anerbietungen zu hohen geistlichen Ehrenstellen machten ihn nicht wankend. Im Jan. 1523 lud der Stand Zürich alle Theologen, die Z. eines Bessern überführen könnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein, und es wohnten derselben gegen 600 geistliche und weltliche Personen bei. Z. hatte seine Glaubensartikel, welche der Gegenstand der Unterredung sein sollten, an der Zahl 67, aufgesetzt und vertheidigte sie gegen die Einwendungen des berühmten Joh. Faber, nachmaligen Bischofs zu Wien, so glücklich, daß der Rath zu Zürich Z.'s Lehrart als richtig anerkannte und denselben nebst seinen Gehülfen bei derselben bestätigte. Die zweite Disputation, im Oct. 1523, bei welcher Z. vor mehr als 900 Personen gegen den Bilderdienst und die Messe sprach, hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Kunst aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets sowie 1524 die Abschaffung der Messe zur Folge. Noch in demselben Jahre trat Z. in den Ehestand mit der schon 43jährigen Anna Reinhard, der Witwe des Junkers Meyer von Knonow. Im folgenden Jahre gab er sein Glaubensbekenntniß «Von der wahren und falschen Religion» heraus. Er hatte somit in wenig Jahren das Reformationswerk in seinem Vaterlande auf einen ziemlich festen Fuß gebracht. Mit Eifer wirkte er nun für dasselbe fort, während die Obrigkeit zu Zürich, die ihn fortwährend sehr thätig unterstützte, die Bettelmönche abschaffte, die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte zog und eine bessere Verwaltung der Kirchengüter anordnete. Z. war mit Luther und den andern deutschen Reformatoren in der religiösen Grundanschauung einig, gerieth aber über die Abendmahlslehre mit ihm in Streit, indem er die von Luther behauptete leibliche Gegenwart Christi als eine unbiblische und in sich selbst unmögliche Vorstellung verwarf. Um diesen die polit. Einigkeit der Evangelischen bedrohenden Zwiespalt zu heben, wurde vom Landgrafen zu Hessen, Philipp dem Großmüthigen, 1. Oct. 1529 eine Zusammenkunft zwischen den sächs. und schweiz. Reformatoren zu Marburg veranstaltet, die drei Tage währte. Indeß einigten sich Luther und Z. daselbst doch nur insoweit, daß man sich gegenseitig mit christl. Liebe begegnen wolle. Als 1531 der offene Krieg zwischen Zürich auf der einen und den kath. Cantonen Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug auf der andern Seite ausbrach, mußte Z. auf Befehl des züricher Raths mit dem Banner des Cantons, dessen Führer jederzeit ein Geistlicher war, zu Felde ziehen. Am 11. Oct. kam es zum Angriff. Da aber die Gegner den Zürichern mehr als doppelt überlegen und auch besser angeführt waren, so wurden die letztern geschlagen, und Z. war unter denen, die für das Vaterland fielen. Einen Auszug aus seinen «Sämmtlichen Werken» (Zür. 1545; 4 Bde., Zür. 1581) besorgten Usteri und Vögelin (2 Bde., 1819—21); seinen gesammten schriftlichen Nachlaß gaben Schuler und Schultheß heraus (Zür. 1828). Vgl. Rotermund, «Z.'s Leben» (Brem. 1818); Hottinger, «Huldr. Z. und seine Zeit» (Zür. 1842); Christoffel, «Huldreich Z.'s Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1857, in den «Vätern der reform. Kirche», Bd. 1); Zeller, «Das theol. System Z.'s» (Tüb. 1853); Sigwart, «Ulrich Z.; der Charakter seiner Theologie» (Stuttg. und Hamb. 1855); Spörri, «Zwingli-Studien» (Lpz. 1866); Tischler, «Huldrich Z., de kerkhervormer» (2 Bde., Utrecht 1857—58).

Zwirn heißt allgemein jeder Faden, welcher durch das Zusammendrehen (Zwirnen) zweier oder mehrerer Garnfäden gebildet ist. Dem Material nach unterscheidet man Leinen-, Baumwoll-, Wollenzwirn; nach der Anzahl darin vereinigter Garnfäden heißt er zwei-, drei-, vier-, sechsdrähtiger Zwirn u. s. w. Die Gebrauchszwecke werden durch die Namen Nähzwirn, Strick-, Stick-, Litzenzwirn u. s. w. ausgedrückt. Auch die Weberei bedient sich in einzelnen Fällen gezwirnter Garne, namentlich zur Kette gewisser Zeuge. Ein gezwirnter Faden überhaupt bietet Vorzüge in Ansehung der Glätte und Gleichförmigkeit, Rundung und Festigkeit dar, wenn er mit einem gleichdicken einfachen Garnfaden verglichen wird. Zur Zwirnfabrikation bedient man sich eigener Zwirnmaschinen, auf welchen viele Fäden gleichzeitig gezwirnt werden. Vorzüglich geschätzt sind die engl. Hanf-, Leinen- und Baumwollzwirne. Leinenzwirne feiner Art in mancherlei Farben liefert auch Belgien von ausgezeichneter Schönheit. In Deutschland eifert man diesen beiden Vorbildern mit Erfolg nach.

Zwirner (Ernst Friedrich), ausgezeichneter deutscher Architekt, besonders bekannt als Baumeister am Dom zu Köln, war 28. Febr. 1802 zu Jakobswalde in Schlesien geboren, wo sein Vater einem dem Fürsten von Hohenlohe gehörigen Hüttenwerke vorstand. Nachdem er seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Brieg erhalten, besuchte er die Bauschule zu Breslau, bis er 1821 nach Berlin ging, um auf der dortigen Bauakademie seine architektonischen Studien zu vollenden. Bald als ein tüchtiges Talent erkannt, zog ihn Schinkel als Hülfsarbeiter heran, unter dessen Leitung er auch seit 1828 bei der Oberbaudeputation beschäftigt war. Unter anderm übertrug man ihm 1829 die Aufsicht über den Wiederaufbau des Rathhauses zu Kolberg, der nach Schinkel's Plänen in goth. Stil ausgeführt wurde. Hierauf trat Z. wieder in seine frühere Stellung in Berlin zurück, in der er Gelegenheit fand, in den verschiedensten Zweigen der Baukunst thätig zu wirken und unter Schinkel's Anleitung viele größere Bauprojecte zu bearbeiten. Als im Mai 1833 der Bauinspector Ahlert gestorben war, welcher seit 1824 den Restaurationsbau am Dom zu Köln geleitet hatte, richtete sich die Aufmerksamkeit der obersten Baubehörde auf Z., als einen der wenigen Architekten, welche damals tiefere Kenntniß des goth. Baustils besaßen. Am 14. Aug. 1833 übernahm Z. als königl. Bauinspector die Leitung der Dombanarbeiten, für welche von nun an eine neue Epoche begann. Neben gewissenhafter Durchführung der Restauration war alsbald sein Bestreben auch auf einen Aus- und Fortbau des gewaltigen Werks gerichtet. Er hatte sich mit solcher Hingebung in den ursprünglichen Bauplan hineingearbeitet, daß er 1841, nachdem die Restauration vollendet, der Chor der Kirche wiederhergestellt und auch vieles für die Ausschmückung geschehen war, dem König Friedrich Wilhelm IV. einen Plan zum Weiterbau und zur Vollendung des Ganzen im Geiste des alten Entwurfs vorlegte und zugleich mit richtigen Kostenanschlägen begleitete. Der König genehmigte das Project und bewilligte einen jährlichen Zuschuß von 50000 Thlrn., legte auch 4. Sept. 1842 den Grundstein zum Südportal. Mit Hülfe vorzüglicher Gehülfen und Werkleute, die sich Z. mit Sorgfalt herangebildet, machte der Bau rasche Fortschritte. Allein es war dem Meister nicht vergönnt, das große Werk ganz zu vollenden, indem er schon 22. Sept. 1861 starb. Z. hat das Süd- und Nordportal und die betreffenden Kreuzflügel fast ganz neu erbaut, das Hauptschiff mit Ausnahme der Wölbungen des Mittelganges und eines Theils der Strebesysteme vollendet, den nördl. Hauptthurm zu einer ansehnlichen Höhe gefördert, das Dach mit dem schlanken Dachreiter aufgesetzt. Obgleich der Dombau Z.'s Thätigkeit fast gänzlich in Anspruch nahm, fand er doch noch Muße zur Ausführung und Begutachtung vieler anderer, zum Theil sehr bedeutender Bauunternehmungen. Vor allen ist die Apollinariskirche zu Remagen, eins der schönsten und vollendetsten neuern Bauwerke im goth. Stil, zu nennen. Von seinem Plane zur Schloßkapelle in Schwerin kam nur der Chor zur Ausführung. Mehrere nach seinen Entwürfen gebaute kleinere Kirchen zeichnen sich durch zierliche Verhältnisse aus. Zu den namhaftesten seiner Werke zählen noch das Schloß des Fürsten von Fürstenberg in Herdringen; der Wiederaufbau des Schlosses Argenfels am Rhein; der Bau des Schlosses Moyland bei Kleve; die beiden Kirchen zu Elberfeld und Mühlheim am Rhein. Sein letztes Werk war die Synagoge zu Köln.

Zwischenfelder, s. Metopen.

Zwischenhandel. Der auswärtige Handel ist entweder Ausfuhr- und Einfuhrhandel, der inländische Producte ins Ausland und ausländische zur Consumtion ins Inland bringt, oder er ist Z., der den Waarenverkehr zwischen verschiedenen Handelsgruppen vermittelt, also unmittelbar weder der inländischen Production Absatz, noch dem einheimischen Verbrauch Zufuhr verschafft. Der Z. (engl. carring trade) vermehrt das Einkommen eines Volks in geringerm Grade als der Ausfuhr- und Einfuhrhandel, da der Gewinn dabei nur dem Kaufmanne und

den beim Transport beschäftigten Inländern zufällt. Auch bedingt er große Kapitalien, weil er nur bei bedeutendem Umsatze gewinnreich wird und dieser verhältnißmäßig langsam von statten geht. Polit. und commerzielle Krisen in den fremden Ländern gefährden ihn mehr als jeden andern Handel, und Aenderungen in den Handelswegen können ihn ganz unmöglich machen. Ein den wirklichen Z. betreibender Platz hat in der Regel auch seinen großen Eigenhandel, indem nur so alle Conjuncturen benutzt und sich beide Handelszweige gegenseitig unterstützen können. Ist der Z. von dem eigenen Geschäft losgelöst, so sinkt er meist auf die Stufe der Spedition, d. h. der bloßen Waarenbeförderung nach Auftrag herab. Früher besaß der Z. eine weit größere Bedeutung als gegenwärtig, da nur einige Nationen directen Ausfuhr- und Einfuhrhandel trieben. Die Verbesserung und Vermehrung der Verkehrsmittel und die größere Selbständigkeit aller civilisirten Völker in Handel und Industrie haben dieses Verhältniß geändert und sonach den Z. geschmälert.

Zwischenherrscher ist nicht zu verwechseln mit Zwischenreich oder Interregnum (s. d.). Wenn in einem monarchischen Staate die legitime Regierungsfolge durch eine äußere oder innere Gewalt (Eroberung oder Revolution) unterbrochen, später jedoch wiederhergestellt wird, so nennt man denjenigen, welcher in dieser Zwischenzeit die Regierungsgewalt besaß und ausübte, im Verhältniß zu der legitimen Dynastie, deren Reihefolge er unterbrach, einen Z. Solche Z. waren Napoleon I. und die von ihm in Spanien, Neapel, Westfalen und anderwärts eingesetzten Fürsten. Inwiefern eine solche Zwischenherrschaft als eine berechtigte, legitime anzusehen sei, und welche Rechtsfolgen ihre Acte für die Staatsangehörigen des betreffenden Landes sowie für den Staat selbst in seinen Verhältnissen zu andern Staaten haben, ist eine in der Wissenschaft wie in der Praxis vielbestrittene Frage. Hat der alte Herrscher für sich und die Seinen auf sein Herrscherrecht förmlich verzichtet, so steht natürlich dieser Dynastie, gegenüber der neuerrichteten Ordnung der Dinge, keinerlei Einspruch oder Anspruch mehr zu. Anders ist es, wo dieser Verzicht fehlt. Hier fragt es sich, ob die Unterthanen berechtigt und verpflichtet sind, die neue Herrschaft anzuerkennen und ihr zu gehorchen, solange der alte Herrscher oder dessen rechtmäßige Erben leben und ihre Rechte auf die ihnen entrissene Gewalt fortwährend, wenn auch nur etwa in der Form von Protestationen, behaupten. Folgende Grundsätze sind für solche Fälle die zumeist gültig anerkannten: Wenn der alte Herrscher nichts thut, beziehentlich nichts thun kann, um sein Recht thatsächlich wiederherzustellen, so tritt für den einzelnen Unterthan zuletzt ein Zustand des Nothrechts ein, kraft dessen er nicht nur berechtigt, sondern selbst verpflichtet ist, der neuen Ordnung der Dinge sich zu fügen, damit nur überhaupt ein fester Rechtszustand zurückkehre. Wenn die Unterthanen die von dem Z. ausgeschriebenen Steuern bezahlen, so wird man sie deshalb auch nach Wiederbeseitigung des letztern nicht verantwortlich machen können. Wenn dagegen jemand ein freiwilliges Contractsverhältniß mit einem solchen eingeht (z. B. einen Kauf von Staatsgütern oder die Betheiligung an einer freiwilligen Staatsanleihe), so kann allerdings zweifelhaft sein, inwiefern die wiedereingesetzte legitime Herrschaft verpflichtet sei, solche von dem Z. eingegangene Verbindlichkeiten anzuerkennen. In vielen Fällen werden theils Rechtsgründe (z. B. wenn das abgeschlossene Geschäft dem Lande Nutzen bringt), theils Billigkeitsgründe diese Anerkennung empfehlen. Nicht zu verweigern ist dieselbe, wo ein Z. die völkerrechtliche Anerkennung der europ. Staatenfamilie oder wenigstens der europ. Großmächte erlangt hat. Denn nach dem bestehenden europ. Völkerrecht ist man berechtigt anzunehmen, daß dadurch nicht blos der neue Zustand der Dinge eine auch für das innere Staatsrecht wegen seiner nothwendigen Wechselwirkung mit dem äußern nicht wohl abzuweisende Sanction erlangt habe, sondern, was hier fast noch entscheidender, der vertriebene Herrscher verliert damit die letzte Aussicht auf Wiedergewinnung seines Throns, und der vorher nur precäre Zustand der Zwischenherrschaft wird zu einem befestigten. Von einer Zwischenherrschaft im obigen Sinne und von Zweifeln an der Rechtsgültigkeit der neueingesetzten Regierung kann selbstverständlich da nicht die Rede sein, wo diese Einsetzung und die Entsetzung der frühern Regierung durch eine dazu berechtigte Gewalt geschah, dergleichen etwa in England, nach den dort geltenden Staatsrechtsprincipien, in gewissen Fällen (z. B. beim Katholischwerden des Herrschers oder Thronfolgers) das Parlament sein würde. Auch wo dies nicht der Fall ist, wo aber doch die neue, wennschon durch Gewalt, Usurpation oder Empörung an die Stelle der alten gesetzte Herrschaft von der verfassungsmäßigen Vertretung des Landes anerkannt wird, da erhält der neue Rechtszustand ebenfalls eine solche Weihe innerer Berechtigung und eine solche Bürgschaft äußern Bestandes, daß für den einzelnen Staatsangehörigen dann gleichermaßen die Bedenken wegen Anerkennung desselben sich erledigen. Unter dem alten feudalständischen Systeme pflegte man auf solche Weise durch Zustimmung der

ständischen Corporationen eine neueinzuführende Herrschaftsordnung legitimiren zu lassen, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß der durch die verfassungsmäßige Landesvertretung gesetzlich ausgesprochene Volkswille mindestens die gleiche Kraft besitzen müsse.

Zwischenreich, s. Interregnum.

Zwischenspiel oder Interludium heißt ein kürzerer Satz, mit welchem der Organist die einzelnen Zeilen der Choralgesänge ausfüllt. Oft sind dieselben in dem Choralbuche vorgeschrieben, häufiger werden sie jedoch dem Organisten selbst zu erfinden überlassen. Anleitungen, sie zweckmäßig einzurichten, finden sich in den Schriften über Orgelspiel von Türk, Vierling, Becker, Schneider, Ritter u. a.

Zwitter, s. Hermaphroditismus.

Zwölf gilt neben der Zehn als der Hauptzahl unseres dekadischen Systems ebenfalls für eine eigentliche Vollzahl oder runde Zahl, ohne Zweifel darum, weil sie sich leicht in drei und vier Theile zerlegen läßt, was bei der Zehn nicht der Fall ist. Geräthe und Kleidungsstücke zählt man nach ganzen, halben oder Vierteldutzenden (Dutzend von «duodecim» als Corruption dieses lat. Ausdrucks). Auch wird bei einer Tafel von zwölf Personen der dreizehnte gern als überzählig vermieden. Die Zwölfzahl wurde vom ganzen Alterthum ähnlich der Sechs (s. d.) aufgefaßt als das Schema einer eingetheilten Kreisperipherie, wie bei den 12 Zeichen des Thierkreises, den 12 Monaten des Jahreskreislaufs, den 12 Stundenzahlen an den Zifferblättern der Sonnenuhren und den 12 Halbtönen der in ihren Anfang zurücklaufenden musikalischen Octave. Weiter wurde das Schema übertragen auf die 12 Götter sowol des griech. Olymps als auch des indischen Indrahimmels; ferner auf die zweimal 12 Buchstaben des alten ionischen Alphabets, und von hier wieder auf die nach ihnen eingetheilten zweimal 12 Gesänge der Ilias und Odyssee.

Zwölffingerdarm (duodenum) heißt das oberste hufeisenförmige Stück des Darmkanals, und zwar des Dünndarms, welches mit dem Magen im Zusammenhange steht, etwa 12 Finger breit lang und insofern für die Verdauung von Wichtigkeit ist, als sich in dasselbe Galle und Bauchspeichel zum Speisebreie ergießen.

Zwölfnächte oder die Zwölften, auch Rauhnächte, Lostage (s. d.), heißt in Deutschland die durch mancherlei abergläubische Vorstellungen und Bräuche ausgezeichnete Zeit von Weihnachten bis Dreikönigstag, oder vom 25. Dec. bis zum 6. Jan. Auf den Mitwinter, auf die winterliche Sonnenwende fiel unsern heidnischen Vorfahren, deren Götter hauptsächlich Personificationen von Naturkräften waren, eins der drei großen Opfer und Gerichte, welche nach den Jahreszeiten sich so vertheilten, daß die beiden andern auf Lenz und Hochsommer trafen. Deshalb herrschte in diesen Tagen Gerichtsfriede, alles ergab sich der Festfreude, und die Götter wachten über die Heilighaltung ihrer geweihten Zeit. Noch jetzt erzählt das Landvolk in manchen Gegenden, bald noch gläubig, bald scherzend, daß in dieser Zeit alle oder doch manche Arbeit ruhen, kein Rad sich drehen, kein Mist ausgetragen und besonders nicht gesponnen werden solle. Götter strafen den ihre Macht verachtenden Uebertreter, besonders Mägde, die ihren Rocken nicht abgesponnen haben. Auch das Haus muß sauber sein, und seine Ruhe und Ordnung darf nicht gestört werden. Als Symbol des nach der Wende wieder aufsteigenden Sonnenrades leuchten in Schweden und theilweise in Norwegen noch die Julfeuer, wird in England der Julblock im Kamine verbrannt, werden in Norddeutschland angezündete Räder von Abhängen hinabgerollt, in Süddeutschland Räder und Scheiben getrieben. Hauptsächlich galt das Fest in Deutschland dem Wodan (s. d.), dem in Luft und Wetter waltenden Gotte, der mit der steigenden Sonne neues Leben der Natur herbeiführt und so der Förderer aller Güter und Gaben wird. Er braust in den Zwölften dahin mit seinem wilden Heere (s. d.), und auch zahlreiche Reste mimischer Darstellung von seinem Kampfe mit dem Winter haben sich erhalten. Spärlicher sind die Spuren von einem Culte des Freir. Dagegen tritt um so deutlicher hervor die Gestalt der Gemahlin Wodan's, der segenspendenden Erdgöttin Fricke, Holle, Gode, Herke oder Perchta, welche gleichfalls mit dem Wilden Heere zieht, aber auch die Häuser und zumal die Spinnstuben durchmustert, da Flachs, Spinnen und Weben unter ihrer besondern Obhut stehen. Sie erscheint aber in der noch lebendigen Volksüberlieferung in doppelter Gestalt, bald mild und freundlich, bald rauh und grauslich. Ein Ueberrest der heidnischen Festfeier ist das über die ganzen deutschen Alpen verbreitete Perchtenlaufen oder Perchtenspringen, ein lärmender Umzug vermummter Burschen. Vermummung, zumal auch in Thierlarven, muß um Neujahr im heidnischen Brauch sehr beliebt gewesen sein, da Concilien, Beichtbücher und Prediger so häufig und ernstlich dagegen geeifert haben. In denselben Kreis gehört der um Weihnachten umwandernde Knecht Ruprecht (d. i. Hruodperaht, der Ruhmglänzende), oder die an seine Stelle getretenen

kirchlichen Heiligen Joseph, Nikolaus u. a., mit Maria, welche die Stelle der Berchta vertritt. Andere Reste der heidnischen Festfeier, Erinnerungen an die Opfermähler, sind die bestimmten Speisen und Gerichte, als Knödel, Mehlbrei, gelbe Rüben, Heringssalat, Karpfen, Mohnklöße u. dgl., welche sich je nach den verschiedenen Landschaften verschieden für Weihnachten, Sylvester und Dreikönigstag mit dem daranhaftenden Glauben fortpflanzen, daß ihr Genuß Heil, ihre Vernachlässigung irgendwelchen Unsegen bringe. Auch wird hier und da noch der Gottheit ihr zugehöriges Theil des Opfers gespendet, z. B. der Berchta Brot und Nudeln auf den Küchentisch gestellt, oder der Tisch die Christnacht über für die Engel gedeckt gelassen. Ja sogar besondere Formen des Gebäcks erben sich noch fort, wie einst im heidnischen Alterthume Bilder von den Göttern und den ihnen heiligen Thieren aus Teig in den Tempeln gebacken wurden. So heiliger Zeit muß aber auch heilige Kraft inwohnen. Daher der Glaube, daß die Thiere in der Christnacht miteinander oder mit Geistern reden, und mancherlei an die Zwölften geknüpfter Aberglaube und abergläubischer Brauch in Beziehung auf die Förderung des Gedeihens und der Fruchtbarkeit von Thieren und Pflanzen. So auch wird aus Wetterbeobachtungen in den Zwölften die Witterung des kommenden Jahres geschlossen, und Träume in dieser Zeit gelten für besonders vorbedeutend. Endlich thun auch in diesen Nächten die Schätze sich auf und sind für den Kundigen, doch freilich nicht ohne Gefahren, zu gewinnen; ja sogar die Gabe der Unsichtbarkeit läßt sich in den Zwölften erlangen. Im prot. Norddeutschland hat sich von allen diesen heidnischen Erinnerungen mehr und Bestimmteres erhalten als in Süddeutschland, weil dort die Bekehrung später und gewaltsamer erfolgte und dann die Reformation über der Sorge für die Befestigung und Reinerhaltung ihres evang. Lehrbegriffs jene großentheils harmlosen Reste eines längst überwundenen Heidenthums mit gleichgültigern Blicken übersah, bis endlich in neuerer Zeit theils Polizei, theils der Fortschritt der Aufklärung und nüchterner Verständigkeit selbst auch ihnen beschleunigten Untergang bereiten. Vgl. Jak. Grimm, «Deutsche Mythologie» (3. Aufl., 2 Bde., Gött. 1854); Weinhold, «Weihnachtsspiele und -Lieder» (Gratz 1853).

Zwölftafelgesetz (Lex duodecim tabularum). Die Willkür, mit der in den ersten Zeiten der röm. Republik die Consuln in der Ausübung ihres Amts gegen die Plebejer verfuhren, veranlaßte 463 v. Chr. den Tribun Cajus Terentillus Arsa zu dem Gesetzvorschlag, es sollten fünf Männer zur Abfassung von Gesetzen, durch welche die Grenzen der consularischen Amtsgewalt bestimmt würden, gewählt werden. Der Vorschlag ging wegen des Widerstandes der Patricier nicht durch. Die folgenden Tribunen nahmen ihn aber wieder auf und erweiterten ihn dahin, daß durch zehn Männer Gesetze zur Feststellung der rechtlichen Verhältnisse überhaupt abgefaßt werden sollten. Erst 454 ging der Senat darauf ein, und es sollen hierauf drei Patricier, Postumius Albus, Manlius Vulso und Sulpicius Camerius, nach Großgriechenland oder den griech. Colonien in Unteritalien gegangen sein, um sich über die dortigen Gesetze zu unterrichten. Nach ihrer Rückkehr 451, und nachdem den Plebejern die von den leges sacratae zugesicherten Freiheiten nochmals verbürgt worden waren, trat nach dem Vorschlage des Senats an die Stelle der bisherigen Magistrate ein Collegium von zehn Männern, die mit der höchsten Gewalt ohne Provocation den Auftrag erhielten, die Gesetze zu entwerfen. (S. Decemviri.) Bei dieser Arbeit, die wenigstens zum Theil in der Consolidation des frühern Herkommens und einzelner früherer Gesetze bestanden zu haben scheint, soll den Decemvirn ein vertriebener Ephesier, Hermodorus, behülflich gewesen sein. Noch in demselben Jahre wurden die Gesetze, auf zehn Tafeln aufgezeichnet, von dem Volke in Centuriatscomitien bestätigt. Das Vorgeben, es seien noch Ergänzungen hinzuzufügen, führte die Verlängerung des Decemvirats herbei; an der Spitze der neuen Decemvirn stand der wiedergewählte Appius Claudius (s. d.). Diese Männer misbrauchten aber ihre Gewalt in einseitigem Standesgeiste, und auch die zwei Tafeln, die sie zu den alten hinzufügten, enthielten volksfeindliche Bestimmungen, wie namentlich das Verbot der Ehen zwischen Patriciern und Plebejern. Nach dem Sturze der Decemvirn 449 wurden die Gesetze zusammen auf zwölf Tafeln eingegraben und unter den Consuln Lucius Valerius und Marcus Horatius öffentlich ausgestellt. Als die Römer nach der Niederlage durch die Gallier 386 v. Chr. ihre Stadt wieder aus der Asche erhoben, erneuerten sie auch die zwölf Tafeln, wol nicht ohne Abänderungen des Inhalts und mit Berücksichtigung der veränderten Sprache, und seitdem prangte das eherne Gesetz jahrhundertelang unter dem monumentalen Zubehör des Forums. Es verbreitete sich in alterthümlicher Gedrungenheit sowol über das öffentliche und sacrale als über das private Recht, und ward fortdauernd, ungeachtet des Widerspruchs mit neuern Einrichtungen und Gesetzen, als Grundlage der röm. Rechtsverfassung angesehen, auch von bedeutenden Rechtsgelehrten, wie Antistius Labeo, Valerius Messala und Servius Sulpicius

Rufus, ausgelegt, ja selbst bei dem Elementarunterricht berücksichtigt. Noch im 3. Jahrh. n. Chr. befand sich das Original in Rom, und obgleich dasselbe weiterhin, vielleicht während der Stürme der Völkerwanderung, untergegangen war, so besaß doch das Zeitalter Justinian's noch den vollständigen Text in dem Commentare des Gajus. Um die Sammlung der geringen Bruchstücke, die in vereinzelten Anführungen besonders bei Festus und Gellius auf unsere Zeit gekommen sind, haben sich namentlich Gothofredus und in neuerer Zeit Dirksen verdient gemacht.

Zwölften, s. Zwölfnächte.

Zwolle, Hauptstadt der niederländ. Provinz Overyssel, an dem in die Zuidersee fließenden Zwarte-Water (Schwarzen Wasser), unweit der Yssel und Vecht, mit ersterer durch den 1820 eröffneten, 2460 Meter langen Kanal Willemsvaart in Verbindung gesetzt, früher als Festung mit elf Bastionen und drei starken Forts wichtig, ist regelmäßig und gut gebaut und zählt mit den drei Vorstädten 20438 E. (1. Jan. 1867). Die Stadt hat breite, überaus reinliche Straßen, schöne Glacis und öffentliche Plätze, darunter der Große und der damit zusammenhängende Kornmarkt. Hauptgebäude sind die reform. St.-Michaelskirche, ein großer, ausgezeichneter Bau mit einer berühmten Orgel von 4276 Pfeifen, das Regierungsgebäude mit dem Provinzialarchiv, das Justiz- und das Haftgebäude, die Stadtwage und das innere Sassenthor. Die Stadt besitzt eine Lateinschule, eine Seefahrtsschule, eine Industrie- oder Zeichenschule, eine Bibliothek mit seltenen Werken über Geographie und Geschichte von Overyssel, seit 1846 ein Naturaliencabinet (gestiftet vom Verein für Entwickelung der Provinzialwohlfahrt); ferner ein Theater, ein Badehaus, drei Krankenhäuser und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Es bestehen zwei Eisengießereien, einige Baumwollwebereien und Färbereien, Repschlägereien, Getreidemühlen, bedeutende Korn-, Vieh- und Fischmärkte, ansehnliche Rhederei und Schiffbau. Beträchtlich ist der Binnen- und Außenhandel sowie der Dampfschiffahrtsverkehr mit Amsterdam, den Yssel- und Rheinstädten. Der $^3/_4$ M. im Norden der Stadt gelegene, jetzt mit Anlagen und Spaziergängen gezierte Agnetenberg, benannt nach einem ehemaligen Augustinerkloster, in welchem Thomas a Kempis sein Leben beschloß, ist seit alter Zeit noch der Begräbnißplatz der reichern Bewohner von Z. Man bringt die Leichen hierher, weil die nächste Umgebung der Stadt so wasserreich ist, daß kein Grab lange bestehen kann. Bei der Stadt liegt der Ort Zwollerkerspel mit 5167 E., darunter viele Torfschiffer, und mit 8 Steinöfen, deren 300 Arbeiter jährlich 11 Mill. gebrannte Steine liefern. Z. war schon frühzeitig eine bedeutende Handelsstadt und wurde durch Wilbrand von Oldenburg als Bischof von Utrecht 1223 befestigt. Später wurde es Mitglied der Hansa und, wenigstens der Behauptung nach, Freie Reichsstadt. Nach der Vertreibung der Katholiken 1580 schloß sich die Stadt den Generalstaaten an. 1672 übergab sie sich dem Bischof von Münster, Bernh. von Galen, durch Capitulation. Die Festungswerke, 1674 geschleift aber bald wiederhergestellt, sind in neuerer Zeit eingegangen. Unter der franz. Herrschaft war Z. die Hauptstadt des Depart. Ysselmündungen.

Nachtrag.

Nekrologische Notizen zur Elften Auflage des Conversations-Lexikon.

(Die hinter jedem Namen befindlichen Ziffern beziehen sich auf Band und Seite.)

Abegg (Jul. Friedr. Heinr.), I, 44, deutscher Criminalist, starb in Berlin 29. Mai 1868.

Abeken (Bernh. Rud.), I, 45, Director des Gymnasiums zu Osnabrück, starb 24. Febr. 1866 in Osnabrück, nachdem er schon einige Zeit vorher sein Amt niedergelegt hatte.

Abendroth (Aug.), I, 54, starb in Hamburg in der Nacht vom 20. zum 21. März 1867.

Aberdeen (G. J. J., fünfter Graf), I, 60, Sohn des berühmten Staatsmanns, starb 22. März 1864 auf Haddo-Haus in Aberdeenshire (Schottland).

Adam (Victor), I, 182, franz. Lithograph und Maler, starb im Jan. 1867 zu Viroflay bei Versailles.

Adamberger (Antonie), I, 183, deutsche Schauspielerin, die Braut Theodor Körner's, seit 1817 mit Jos. Arneth vermählt, starb 25. Dec. 1867 in Wien.

Adrian (Joh. Valentin), I, 230, Literarhistoriker und Sprachforscher, starb 18. Juni 1864 zu Gießen.

Ahn (Joh. Franz), I, 357, bekannt durch seine Lehrbücher der neuern Sprachen, legte, durch Kränklichkeit bewogen, im Herbst 1863 sein Amt als Lehrer an der Realschule zu Neuß nieder und starb daselbst 21. Aug. 1865.

Aiblinger (Joh. Kasp.), I, 363, Componist, starb 6. Mai 1867 in München.

Albers (Joh. Friedr. Herm.), I, 419, Professor der Medicin an der Universität Bonn, starb in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1867.

Albrecht (Erzherzog), I, 432. Seine Gemahlin, Hildegard, starb 2. April 1864 zu Wien; seine jüngste Tochter, Mathilde, infolge erhaltener Brandwunden 6. Juni 1867 zu Schloß Hetzendorf bei Wien.

Aldridge (Ira), I, 457, Schauspieler, starb 7. Aug. 1867 zu Lodz in Polen.

Alison (Sir Archibald), I, 515, engl. Geschichtschreiber und Rechtsgelehrter, starb 23. Mai 1867 auf seinem Landgute Possilhouse bei Glasgow.

Almquist (Karl Jonas Ludwig), I, 549, schwed. Schriftsteller, lebte, nachdem er aus Nordamerika zurückgekehrt, seit Anfang 1866 unter dem Namen Professor C. Westermann in Bremen. Er starb daselbst 26. Oct. 1866.

Altieri (Ludovico), I, 591, Cardinal, starb 11. Aug. 1867 zu Albano an der Cholera.

Ampère (J. J. Ant.), I, 659, Prof. der neuern Literatur am Collège de France zu Paris, starb 27. März 1864 zu Pau.

Anckarswärd (Karl Henrik, Graf), I, 703, Mitglied des schwed. Reichstags, starb 25. Jan. 1865.

Anschütz (Heinr.), I, 798, deutscher Schauspieler, starb 25. Dec. 1865 in Wien. Vgl. «Heinr. Anschütz. Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen» (Wien 1866).

Anschütz (Emilie), I, 798, Witwe des vorigen, starb in Wien in der Nacht zum 16. Juni 1866.

Anschütz (Alexander), I, 799, Sohn der vorigen, bekannt als Sänger und Gesanglehrer, starb im Febr. 1868 zu Wien.

Apel (Guido Theod.), I, 858, deutscher Dichter, starb zu Leipzig in der Nacht vom 25. zum 26. Nov. 1867.

Aretin (Karl Maria, Freiherr von), II, 52, Geschichtschreiber, starb 29. April 1868 in Berlin, wohin er sich als Abgeordneter zum Zollparlament begeben hatte.

Arnim (Adolf Heinr., Graf von), II, 148, preuß. Staatsminister a. D., starb 8. Jan. 1868 auf Schloß Boytzenburg in der Ukermark.

Arnim (Friedr. Ludw., Graf von), II, 145, preuß. Wirkl. Geheimrath, starb 27. April 1866 in Berlin.

Auberlen (Karl Aug.), II, 343, Professor der Theologie zu Basel, starb 2. Mai 1864.

Auersperg (Vincenz Karl Jos., Fürst von), II, 354, österr. Reichsrath, starb zu Hietzing bei Wien 7. Juli 1867.

Auerswald (Rud. von), II, 357, preuß. Staatsminister a. D., starb 15. Jan. 1866.
Austin (Sarah), II, 435, engl. Schriftstellerin, starb im Aug. 1867.
Avé-Lallemant (Eduard), II, 472, Botaniker, starb 17. Mai 1867 in Lübeck.
Avellaneda (Doña G. G. de), II, 472, span. Dichterin, starb im Juni 1864.
Aytoun (Will. E.), II, 486, schott. Dichter, starb 4. Aug. 1865.
Azeglio (Massimo Taparelli, Marchese d'), II, 488, ital. Staatsmann, starb 15. Jan. 1866 zu Turin. Nach seinem Tode erschienen seine Memoiren («I miei ricordi», 2 Bde., Flor. 1867) so[wie] seine «Correspondence politique» (herausg. von Rendu, Paris 1867).

Babo (Lambert Jos. Leop., Freiherr von), II, 504, deutscher Landwirth und Oenolog, ge[b.] 26. Oct. 1790 zu Weinheim, starb daselbst 20. Juni 1862.
Bacciochi (Felix, Graf), II, 514, erster Kammerherr Napoleon's III. und Ober-Hofthea[ter]intendant, starb in Paris 23. Sept. 1866.
Baggesen (Frederik Ludw. Aug. Haller-), II, 559, dän. Generallieutenant a. D., Sohn d[es] Dichters Jens B., starb 18. April 1865 in Kopenhagen.
Baily (Edward Hodges), II, 593, engl. Bildhauer, starb 22. Mai 1867 zu London.
Balling (Karl Joseph Napoleon), II, 624, Chemiker, starb in Prag 16. März 1868.
Barante (Amable Guillaume Prosper Brugière, Baron), II, 695, franz. Staatsmann u[nd] Geschichtschreiber, starb auf seinem Schlosse im Depart. Puy-de-Dôme 23. Nov. 1866.
Baring (Sir Francis Thornhill), II, 716, 1849—52 erster Lord der Admiralität, 1866 a[ls] Lord Northbrooke zum Peer erhoben, starb in London 8. Sept. 1866.
Barth (Heinr.), II, 744, der Afrikareisende, starb 25. Nov. 1865 in Berlin.
Barthélemy (Auguste Marseille), II, 746, franz. Dichter, starb 23. Aug. 1867 zu Marseille.
Bathurst (Henry George, vierter Graf), II, 787, 1812—34 Mitglied des Unterhauses f[ür] Cirencester, starb auf seinem Landsitze Oakley-Grove in Gloucestershire 25. Mai 1866. Die Pe[er]würde erbte sein Bruder Will. Lennox.
Baudissin (Wolf Friedr. Karl, Graf von), II, 800, starb auf Knoop 26. März 1866.
Baudissin (Otto Friedr. Magnus, Graf von), II, 801, ehemaliger schleswig-holstein. Gener[al], starb zu Teplitz 25. Juni 1865.
Baumgartner (Andreas, Freiherr von), II, 822, Präsident der Akademie der Wissenschaften [i]n Wien, starb zu Hietzing 28. Juli 1865.
Bazancourt (César, Baron), II, 843, franz. Schriftsteller, starb 26. Jan. 1865 in Paris.
Beaumont (Gustave Auguste de la Bonninière de), II, 853, franz. Schriftsteller, starb 2. A[pril] 1866 in Tours.
Bebutow (David, Fürst), II, 857, russ. Generallieutenant und Commandant von Warsch[au], starb daselbst 23. März 1867.
Becker (Friedr. Gottlieb), II, 867, der Herausgeber des «Allgemeinen Anzeiger» und d[er] «Reichsanzeiger der Deutschen», langjähriges Mitglied des gothaischen Landtags, starb zu Go[tha] 28. Juli 1865.
Becker (Oskar), II, 866, bekannt durch sein Attentat auf den König Wilhelm I. von Preu[ßen], starb zu Alexandrien 16. Juli 1868.
Beckmann (Fritz), II, 871, ausgezeichneter deutscher Komiker, starb in Wien 7. Sept. 1866.
Beitzke (Heinr. Ludw.), II, 908, der Geschichtschreiber der Befreiungskriege, starb in Ber[lin] 10. Mai 1867.
Bell (Robert), III, 3, engl. Schriftsteller, starb im April 1867 in London.
Bentheim-Steinfurt (Alexius, Fürst von), III, 50, starb zu Steinfurt 5. Nov. 1866.
Bernhard (Karl), eigentlich St.-Aubin, III, 117, dän. Novellist, starb 24. Nov. 18[65] in Kopenhagen.
Bianchi (Friedrich, Freiherr von), III, 195, österr. Feldmarschalllieutenant, starb in G[ra]z 28. Sept. 1865.
Birch-Pfeiffer (Charlotte), III, 269, dramatische Dichterin, starb 25. Aug. 1868 in Berli[n]. Am 29. Aug. desselben Jahres verschied daselbst auch ihr Gatte, der als histor. Schriftsteller be[]kannte Dr. Christian Birch.
Bissen (Herm. Wilh.), III, 295, dän. Bildhauer, starb 10. März 1868 zu Kopenhagen.
Blanc (Ludwig Gottfried), III, 309, Professor der roman. Sprachen und emeritirter Do[m]prediger zu Halle, bekannt als Dante-Forscher, starb 18. April 1866 in Halle.
Blücher von Wahlstadt (Gustav, Graf), III, 354, preuß. Kammerherr, ein Enkel des Genera[l]feldmarschalls, starb in Baden-Baden 3. Jan. 1866.
Bluhme (Christian Albrecht), III, 355, dän. Ministerpräsident und Minister des Auswärtig[en] bis 3. Nov. 1865, starb zu Kopenhagen 16. Dec. 1866.
Böckh (Aug.), III, 385, einer der ausgezeichnetsten Alterthumsforscher der neuern Zeit, star[b] zu Berlin 3. Aug. 1867.
Bonaparte (Charlotte), III, 467, Tochter Lucian B.'s, Witwe des Fürsten Mario Gabriell[i], starb in Paris 8. Mai 1865.
Bonin (Eduard von), III, 477, preuß. General, bekannt durch seine Wirksamkeit im erste[n] schleswig-holstein. Kriege, starb zu Koblenz 13. März 1865.
Bopp (Franz), III, 487, der Begründer der vergleichenden Sprachkunde, starb zu Berli[n] 23. Oct. 1867.
Börjesson (Joh.), III, 499, schwed. Trauerspieldichter, starb zu Upsala 5. Mai 1866.

Boucher de Crèvecoeur de Perthes (Jacques), III, 545, bekannt durch seine Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit, starb in Amiens 9. Aug. 1868.

Boyneburg-Lengsfeld (Moritz, Freiherr von), III, 581, österr. General der Cavalerie, starb 20. Sept. 1868 zu Wien.

Boyneburg-Lengsfeld (Karl Wilh., Graf von), III, 582, großherzogl.-hess. Hofmarschall, starb 24. März 1865 in Darmstadt.

Brandt (Heinrich von), III, 609, preuß. General und Militärschriftsteller, starb in Berlin 28. Jan. 1868.

Brandis (Christian Aug.), III, 608, Professor der Philosophie zu Bonn, starb daselbst 24. Juli 1867.

Braun (Alexander Karl Hermann), III, 636, Vorstand des sächs. Märzministeriums, starb in Plauen 23. März 1868.

Bremer (Fredrika), III, 672, schwed. Romanschriftstellerin, starb auf ihrem Landgute Årsta bei Stockholm 31. Dec. 1865. Aus dem Nachlasse derselben wurden «Lebenserinnerungen, Briefe und nachgelassene Schriften» von ihrer Schwester Charlotte Quiding, geb. Bremer, zugleich in schwed., engl. und deutscher Sprache (3 Thle., Lpz. 1868) herausgegeben.

Brewster (Sir David), III, 695, engl. Physiker, starb 10. Febr. 1868 in Edinburgh.

Brooke (Sir James), III, 741, der frühere Radscha von Sarawak an der Nordküste von Borneo, starb auf seinem Landsitz zu Barraton in Devonshire 11. Juni 1868.

Brougham and Vaux (Henry Brougham, Baron), III, 745, brit. Staatsmann, starb 9. Mai 1868 zu Cannes.

Brüggemann (Joh. Heinr. Theod.), III, 769, preuß. Geh. Oberregierungsrath, starb in Berlin 7. März 1866.

Brühl (Friedr. Wilh. Karl, Graf von), III, 772, preuß. Generallieutenant a. D., starb 19. Juli 1867.

Brunet (Jacques Charles), III, 780, franz. Bibliograph, starb 14. Nov. 1867 in Paris.

Buchanan (James), III, 805, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1857—61, starb 1. Juni 1868 in Wheatland.

Buchez (Philippe Joseph Benjamin), III, 814, franz. Arzt und Schriftsteller, starb im Aug. 1865 zu Rhodez.

Buol-Schauenstein (Karl Ferd., Graf von), III, 866, österr. Staatsmann, starb in Wien 28. Oct. 1865.

Buren (Martin van), III, 874, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika 1837—41, starb im Oct. 1866.

Burow (Julie, Frau Pfannenschmidt), III, 901, deutsche Schriftstellerin, starb zu Bromberg 19. Febr. 1868.

Cass (Lewis), III, 197, amerik. Staatsmann, Staatssecretär unter Buchanan, starb 17. Juni 1866 zu Detroit im Staate Michigan.

Cattermole (George), IV, 227, engl. Maler, starb im Juli 1868 in Clachon bei London.

Cavedoni (Don Celestino), IV, 238, ital. Alterthumsforscher und Numismatiker, starb zu Modena 26. Nov. 1865.

Champollion-Figeac (Jean Jacques), IV, 317, franz. Geschichts- und Alterthumsforscher, starb 9. Mai 1867 zu Fontainebleau.

Chézy (Wilhelm von), IV, 384, deutscher Schriftsteller, starb 13. März 1865 in Wien.

Chotek (Heinr., Graf von), IV, 463, starb 24. Dec. 1864 zu Prag.

Civiale (Jean), IV, 531, franz. Arzt, der Erfinder der Lithotritie, starb im Juni 1867 in Paris.

Cobden (Richard), IV, 573, Mitglied des engl. Unterhauses, der berühmte Vertreter des Freihandelsprincips, starb 2. April 1865 in London.

Colchester (Charles Abbot, Lord), IV, 598, engl. Peer und Viceadmiral, starb 18. Oct. 1867 zu London.

Condé (Louis Philippe d'Orléans, Prinz von), IV, 676, ältester Sohn des Herzogs von Aumale, starb zu Sidney in Australien 24. Mai 1866.

Coquerel (Athanase Laurent Charles), IV, 734, franz. prot. Theolog, starb zu Paris 10. Jan. 1868.

Cormenin (Louis Marie de la Haye, Vicomte de), IV, 745, franz. Publicist und Jurist, starb zu Paris 6. Mai 1868.

Cornelius (Peter von), IV, 749, deutscher Maler, starb in Berlin 6. März 1867.

Corsini (Don Andrea, Fürst), IV, 763, 1849—56 toscan. Minister des Auswärtigen, starb in Florenz im März 1868.

Cousin (Victor), IV, 791, franz. Philosoph und Schriftsteller, starb zu Cannes 14. Jan. 1867.

Cunard (Sir Samuel), IV, 860, der Begründer der nach ihm benannten transatlantischen Dampfschiffahrtsverbindung, starb 28. April 1865.

Czartoryski (Witold, Fürst), IV, 894, Sohn des Fürsten Adam C., starb 14. Nov. 1865 zu Algier.

Czuczor (Gregor), IV, 899, ungar. Dichter und Sprachgelehrter, starb 9. Sept. 1866 in Pesth.

Dalrymple (Sir Adolphus John), IV, 919, brit. Generallieutenant und Adjutant der Königin, starb zu London im März 1866.

Damerow (Heinr.), IV, 926, verdienter deutscher Irrenarzt, starb im Sept. 1866 in Halle.

Dandolo (Girolamo Antonio), V, 5, Director des venet. Generalarchivs, starb im März 1867 in Venedig.

Daniels (Alex. Jos. Aloys Reinhardt von), V, 22, Professor der Rechte zu Berlin, starb daselbst 4. März 1868.

Decken (Karl Klaus, Freiherr von der), V, 80, Afrikareisender, wurde 2. Oct. 1865 zu Berdera am Dschuba ermordet.

Degenfeld-Schonburg (Christoph, Graf von), V, 90, das Haupt der gräfl. Linie des Hauses D., starb auf Hohen-Eybach 3. Nov. 1866.

Demme (Herm.), V, 122, bis 1864 Professor der Medicin zu Bern, starb daselbst 18. Jan. 1867.

Dessewffy (Emil, Graf), V, 152, Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, starb zu Pesth 10. Jan. 1866.

Dessoir (Therese), V, 153, deutsche Schauspielerin, starb in der Nacht vom 7. zum 8. April 1866 in Manheim.

Didron (Adolphe Napoléon), V, 349, franz. Archäolog, starb zu Paris 13. Nov. 1867.

Diesterweg (Friedr. Adolf Wilh.), V, 358, hochverdient als Schulmann, starb in Berlin 7. Juli 1866. Vgl. Langenberg, «Adolf Diesterweg. Sein Leben und seine Schriften» (3 Thle. Frankf. a. M. 1867—68).

Dolgorukij (Wasilij, Fürst), V, 432, 1849—56 russ. Kriegsminister, dann bis Sommer 1866 Chef der Gensdarmerie und Polizeiminister, starb 18. Jan. 1868 in Petersburg.

Dreyse (Joh. Nikol. von), V, 513, der Erfinder des Zündnadelgewehrs, starb zu Sömmerda 9. Dec. 1867.

Dübner (Friedr.), V, 543, Philolog und Kritiker, starb 13. Oct. 1867 zu Paris.

Duchâtel (Charles Marie Tannegui, Graf), V, 547, franz. Staatsmann, starb in Paris 6. Nov. 1867.

Ducpétiaux (Eduard), V, 549, belg. Publicist, starb im Juli 1868 in Brüssel.

Dupin (André Marie Jean Jacques), genannt D. der Aeltere, V, 580, franz. Staatsmann und Rechtsgelehrter, starb zu Paris 10. Nov. 1865.

Eastlake (Sir Charles Lock), V, 610, englischer Maler, starb 23. Dec. 1865 in Pisa.

Egressy (Gabriel), V, 654, ungar. Schauspieler, starb in Pesth 30. Juli 1866.

Encke (Joh. Franz), V, 781, deutscher Astronom, starb in Spandau 26. Aug. 1865.

Ernst (Heinrich Wilhelm), V, 926, ausgezeichneter Violinspieler, starb 10. Oct. 1865 in Nizza.

Esterházy von Galántha (Paul Anton, Fürst), VI, 25, starb zu Regensburg 21. Mai 1866.

Fahlcrantz (Christian Erik), VI, 117, schwed. Dichter, starb zu Westerås im August 1866.

Faraday (Michael), VI, 138, engl. Chemiker und Physiker, starb 24. Aug. 1867 in Hampton-Court.

Farini (Luigi Carlo), VI, 145, ital. Staatsmann und Schriftsteller, starb zu Quarto bei Genua 1. Aug. 1866.

Feldbausch (Felix Sebastian), VI, 177, deutscher Schulmann, starb in Karlsruhe 1. Febr. 1868.

Filangieri (Carlo), Fürst von Satriano und Herzog von Taormina, VI, 264, neapolit. General und Staatsmann, starb 14. Oct. 1867 zu Portico.

Forchhammer (Johann Georg), VI, 356, Mineralog und Chemiker, starb in Kopenhagen in der Nacht vom 13. zum 14. Dec. 1865.

Fould (Achille), VI, 376, franz. Staatsmann, starb 5. Oct. 1867 zu Tarbes.

Friedländer (Ludwig), VI, 603, Philolog und Alterthumsforscher, starb im Sept. 1868 zu Königsberg.

Fugger von Kirchberg und Weißenhorn (Raimund, Graf), VI, 677, Standesherr und erblicher Reichsrath der Krone Baiern, starb in Augsburg 5. April 1867.

Fürstenberg (Friedrich, Landgraf zu), VI, 688, österr. General der Cavalerie, starb zu Wien 22. Mai 1866.

Gasser (Hans), VI, 779, Bildhauer, geb. 2. Oct. 1817, starb 24. April 1868 in Pesth.

Gavarni (eigentlich Sulpice Paul Chevalier), VI, 792, franz. Zeichner, starb 23. Nov. 1866 auf einer Villa La Réunion zu Auteuil.

Genast (Franz Eduard), VI, 862, deutscher Schauspieler, starb zu Wiesbaden 3. Aug. 1866.

Gerhard (Eduard), VI, 916, Archäolog, starb 12. Mai 1867 in Berlin.

Gibson (John), VII, 61, engl. Bildhauer, starb 27. Jan. 1866 in Rom.

Gortschakow (Peter, Fürst), VII, 175, russ. General der Infanterie, ehemaliger Generalgouverneur von Westsibirien, starb in Moskau 18. März 1868.

Göschen (Wilhelm Heinrich), VII, 179, Chef des Hauses Frühling und Göschen in London, starb in Gent 29. Juli 1866.

Gozlan (Léon), VII, 215, franz. Romanschriftsteller und Theaterdichter, starb in Paris 14. Sept. 1866.

Gräfe (Heinrich), VII, 228, deutscher Pädagog, starb in Bremen 21. Juli 1868.

Günther (Friedrich), VII, 516, Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, starb zu Rudolstadt 28. Juni 1867.

Gyulay (Franz, Graf), VII, 543, österr. Feldzeugmeister, starb 22. Sept. 1868 zu Wien.

Haase (Heinrich Gottlob Friedrich Christian), VII, 547, deutscher Philolog, starb in Breslau 16. Aug. 1867.

Hauptmann (Moritz), VII, 704, Componist und Musiktheoretiker, starb in Leipzig 3. Jan. 1868.

Häusser (Ludwig), VII, 708, deutscher Geschichtschreiber, starb 17. März 1867 zu Heidelberg.

Haxthausen (Franz Ludwig Maria August, Freiherr von), VII, 721, bekannt durch seine Studien über deutsche und russ. Agrarverhältnisse und sein Werk «Transkaukasia», starb in der Nacht zum 1. Jan. 1867 in Hannover.

Heidler (Karl Joseph, Edler von Heilborn), VII, 754, Brunnenarzt zu Marienbad, starb zu Prag 13. Mai 1866.

Hessen-Philippsthal (Karl, Landgraf von), VII, 889, starb in Philippsthal 12. Febr. 1868.

Hirzel-Lampe (Kaspar), VII, 948, Mitinhaber der Firma C. Hirzel und. Comp. zu Leipzig, starb in Zürich 31. Mai 1866.

Hittorff (Jacques Ignace), VIII, 4, franz. Architekt, starb in Paris 25. März 1867.

Hoeven (Jan van der), VIII, 16, niederländ. Naturforscher, starb zu Leyden 10. März 1868.

Horst (Ulrich, Freiherr von der), VIII, 100, preuß. Generalmajor a. D., 1850 commandirender General der schleswig-holstein. Armee, starb 9. Mai 1867 in Charlottenburg.

Jacobson (Heinrich Friedrich), VIII, 406, deutscher Rechtslehrer, starb 19. März 1868 zu Königsberg.

Ingres (Jean Auguste Dominique), VIII, 262, franz. Maler, starb in der Nacht vom 13. zum 14. Jan. 1867 zu Paris.

Isenburg-Birstein (Wolfgang Ernst III., Fürst von), VIII, 332, starb zu Birstein 30. Oct. 1866.

Kalergis (Demetrius), VIII, 590, griech. General und Parteimann, starb in Athen 24. April 1867.

Kalliwoda (Joh. Wenzel), VIII, 597, Componist, starb in Karlsruhe 3. Dec. 1866.

Kean (Charles John), VIII, 746, engl. Schauspieler, starb 23. Jan. 1868 in Liverpool.

Khevenhüller-Metsch (Franz von Sales, Graf von), VIII, 780, österr. Feldzeugmeister, starb 15. Nov. 1867 in Prag.

Klemm (Friedr. Gustav), VIII, 855, deutscher Culturhistoriker, starb in der Nacht vom 25. zum 26. Aug. 1867 in Dresden.

Kohlrausch (Heinr. Friedr. Theodor), VIII, 910, deutscher Schulmann, starb zu Hannover in der Nacht vom 29. zum 30. Jan. 1867.

Lange (Ludwig), IX, 234, deutscher Architekt, starb 31. März 1868 in München.

Larochejacquelein (Auguste Georges Duvergier, Marquis de), IX, 259, früher einer der Führer der franz. Legitimisten, seit 1852 Senator, starb 7. Jan. 1867 in Paris.

Lennep (Jakob van), IX, 380, niederländ. Schriftsteller und Dichter, starb in Oosterbeek bei Arnheim 26. August 1868.

Leutze (Emanuel), IX, 425, Historienmaler, starb 18. Juli 1868 in Washington.

Löwe (Sophie), IX, 583, dramatische Sängerin, seit 1848 Gemahlin des österr. Feldmarschall-lieutenants Fürsten Friedrich von Liechtenstein, starb 28. Nov. 1866 in Pesth.

Ludwig I. (Karl Aug.), IX, 631, König von Baiern, 1825—48, starb zu Nizza 29. Febr. 1868.

Luynes (Honoré Théodoric Paul Joseph d'Albert, Herzog von), IX, 674, Archäolog und Kunstfreund, starb 17. Dec. 1867 zu Rom.

Marochetti (Carlo, Baron), IX, 883, franz. Bildhauer, starb in Paris 28. Dec. 1867.

Mathy (Karl), IX, 936, bad. Staatsmann, starb 4. Febr. 1868 in Karlsruhe.

Matteucci (Carlo), IX, 938, ital. Physiker, starb in Livorno 25. Juni 1868.

Maximilian (Ferdinand Joseph), X, 16, Erzherzog von Oesterreich und seit 1864 Kaiser von Mexico, wurde 19. Juni 1867 zu Queretaro erschossen. Bald nach seinem Tode erschien aus seinem Nachlasse das Werk «Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte» (7 Bde., Lpz. 1867; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1867). Unter den zahlreichen Schriften über den Ausgang des mexic. Kaiserreichs ist hervorzuheben: Basch, «Erinnerungen aus Mexico» (2 Bde., Lpz. 1868).

Merz (Georg), X, 558, Mitinhaber und früherer Director des Fraunhofer'schen optischen Instituts in München, starb daselbst 22. Jan. 1867.

Miaulis (Athanasios), X, 188, unter König Otto griech. Ministerpräsident, starb Anfang Juni 1867 zu Paris.

Michael III. Obrenowitsch, X, 220, Fürst von Serbien, wurde 10. Juni 1868 im Park von Toptschider bei Belgrad ermordet.

Milman (Henry Hart), X, 218, Dechant von St.-Paulus, engl. Dichter und Geschichtschreiber, starb 24. Sept. auf seinem Landhause zu Sunning-Hill bei Ascot.

Mittermaier (Karl Joseph Anton), X, 276, deutscher Rechtslehrer, starb 29. Aug. 1867 in Heidelberg.

Möbius (Aug. Ferdinand), X, 282, Physiker, Astronom und Mathematiker, starb 26. Sept. 1868 zu Leipzig.

Mosen (Julius), X, 416, deutscher Dichter, starb 10. Oct. 1867 in Oldenburg.

Narvaez (Ramon Maria), X, 593, Herzog von Valencia, span. Marschall, Ministerpräsident und Kriegsminister, starb in Madrid 23. April 1868.

Nitzsch (Karl Immanuel), X, 823, deutscher Theolog, starb 21. Aug. 1868 in Berlin.

Northumberland (George Percy, Herzog von), X, 888, starb zu Alnwick-Castle in Northumberland 21. Aug. 1867.

O'Donnell (Don Leopoldo), XI, 18, Graf von Lucena und Herzog von Tetuan, starb zu Biarritz 5. Nov. 1867.

Oertel (Philipp Friedrich Wilhelm), XI, 145, deutscher Volksschriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym W. O. v. Horn, starb 14. Oct. 1867 zu Wiesbaden.

Otto I. (Friedrich Ludwig), XI, 272, König von Griechenland, starb 26. Juli 1867 zu Bamberg.

Pabst (Heinrich Wilhelm), XI, 294, deutscher Landwirth, starb 10. Juli 1868 zu Hütteldorf bei Wien.

Pacini (Giovanni), XI, 297, ital. Operncomponist, starb auf seinem Landgute bei Pescia 6. Dec. 1867.

Perthes (Clemens Theodor), XI, 547, Professor der Rechte zu Bonn, starb daselbst 25. Nov. 1867.

Pfeiffer (Franz), XI, 608, Germanist, starb zu Wien in der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1868.

Pfizer (Paul Achatius), XI, 616, polit. Charakter und Publicist, starb in Tübingen 30. Juli 1867.

Philaret, XI, 647, Metropolit von Moskau, eigentlich Wassilji Drosdow, starb in Moskau 1. Dec. 1867.

Pöppig (Eduard), XI, 867, Reisender und Naturforscher, starb in Wahren bei Leipzig 4. Sept. 1868.

Pouillet (Claude Servais Mathias), XI, 929, franz. Physiker, starb 15. Juni 1868 zu Paris.

Preuß (Johann David Erdmann), XII, 25, deutscher Geschichtschreiber, starb 24. Febr. 1868 zu Berlin.

Rayer (Pierre François Olive), XII, 311, franz. Arzt, starb in Paris 9. Sept. 1867.

Rapoport (Salomo Jehuda), XII, 278, israel. Gelehrter, starb 16. Oct. 1867 zu Prag.

Salisbury (James Brownlow William, Marquis), XIII, 3, engl. Staatsmann, starb 12. April 1868 auf seinem Landsitze Hatfield in Hertfordshire.

Schaller (Julius), XIII, 152, deutscher Philosoph, starb 21. Juni 1868 in dem Asyl für Gemüthskranke zu Karlsfeld.

Schnyder von Wartensee (Xaver), XIII, 319, Componist, starb 27. Aug. 1868 zu Frankfurt a. M.

Schönbein (Christian Friedr.), XIII, 329, Chemiker, starb 29. Aug. 1868 zu Baden-Baden.

Schönburg-Rochsburg (Ernst Ferdinand, Graf zu), XIII, 332, starb in Rochsburg 22. Juli 1868.

Schröder (Sophie), XIII, 367, tragische Schauspielerin, starb in München 25. Febr. 1868.

Schubert (Friedr. Wilh.), XIII, 373, Statistiker und Geschichtschreiber, starb in Königsberg 21. Juli 1868.

Siemens (Walter), XIII, 694, Consul des Norddeutschen Bundes in Tiflis, starb daselbst 23. Juni 1868.

Sintenis (Karl Friedr. Ferd.), XIII, 726, 1863 Vorsitzender im Staatsministerium des Herzogthums Anhalt, starb 2. Aug. 1868 in Dessau.

Sohn (Karl Ferdinand), XIII, 787, Meister der düsseldorfer Malerschule, starb 25. Nov. 1867 zu Köln.

Sternberg (Alexander, Freiherr von Ungern-), XIV, 128, deutscher Romanschriftsteller, starb 24. Aug. 1868 zu Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz.

Thun-Hohenstein (Joseph Mathias, Graf von), XIV, 547, österr. Geheimrath, starb 24. Sept. 1868 zu Salzburg.

Vilmar (Aug. Friedr. Christ.), XV, 132, deutscher Theolog und Literarhistoriker, starb in Marburg in der Nacht vom 29. zum 30. Juli 1868.

Waagen (Gustav Friedrich), XV, 209, Kunstschriftsteller, starb in Kopenhagen 15. Juli 1868.

Walewski (Alexandre Florian Josephe Colonne, Graf), XV, 262, franz. Staatsmann, starb 27. Sept. 1868 zu Strasburg.

Verzeichniß

der im funfzehnten Bande enthaltenen Artikel.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Nachtrag.

Universalregister

zur

elften Auflage

des

Conversations-Lexikon.

Die größere (fette) Zahl zeigt den Band, die kleinere die Seitenzahl des betreffenden Bandes an. Alle mit einem Sternchen (*) versehenen Wörter haben selbständige Artikel.

A.

B.

C.

(Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.)

D.

E.

F.

G.

H.

I.

Jod.

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Nachtrag.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

